Digitized by Google

M. VI 1/2.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

GN 10/751

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A88
V.2
no.182-365
1829
Juli-Dec

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 182. 1 Juli 1829.

Das englische Parlament *).

Das Haus der Lords.

Nichts zeigt deutlicher die geistigen Fortschritte des englischen Volkes an, als die Veränderungen, welche die Zeit in dem Wesen der vornehmen Herren hervorgebracht hat, aus denen das Oberhaus besteht. Die Grundsätze der Aristokratie sind Alles, was von jenen hochmüthigen Baronen übrig geblieben ist, welche einst die Tyrannen ihrer Vasallen und die Dictatoren ihres Königs waren. Aber sogar in Bezug auf diese Grundsätze ist Manches anders geworden; denn sowohl der mit der Administration verbundene Theil der Aristokratie, welcher sich auf die Monarchie stützt und von ihr abhängt, als auch der in der Opposition befindliche, welcher sich auf das Volk stützt und von diesem abhängt, modificiren ihre Wirkung. Diese Trennung der Aristocratie bringt unter den politischen Parteien Englands eine Verwirrung hervor, in welcher der Fremde und zuweilen der Inländer selbst sich mit Mühe zurecht findet. Eine Trennung unter der Aristokratie giebt es nur in England (!): weil keine Aristokratie irgend eines Landes, die nicht im Dienste des Hofes steht oder dessen Vertrauen genießt, eine solche Macht zum Anlehnungspunkt hat, wie die Macht des englischen Volkes. Es mag dem Stolz des englischen Adels von der Opposition wehe thun, das Volk als die Hauptstütze seiner politischen Macht betrachten zu müssen; aber dieß hindert nicht, daß die Sache wirklich so ist und von Tag zu Tag immer mehr so wird, obgleich die adeligen Herren zuweilen zu blind oder zu übermüthig sind, diesen Vortheil gehörig wahrzunehmen, oder mit gebührendem Danke anzuerkennen.

Wer die Abstimmungen auf den beiden einander gegenüberstehenden Seiten des Oberhauses bei irgend einer großen politischen Frage beobachtet, muß sich wundern, daß die Stimmen in diesem Hause für und gegen die Minister ungefähr in dem gleichen numerischen Verhältnisse zu einander stehen, wie in dem Hause der Gemeinden. Da nun aber die geistlichen und weltlichen Mitglieder der Kammer der Lords ohne den geringsten Einfluß des Volkes, sondern unmittelbar von der Krone ernannt werden, da die Pairswürde der Geistlichkeit lebenslänglich ist und bei den weltlichen Mitgliedern auf die Erben übergeht, so würden diejenigen, welche die bloße Form und Dauer der Anstellung als das Princip des politischen Benehmens betrachten, natürlicher Weise folgern, daß die Masse einer auf diese Weise gebildeten Versammlung gleichgültig oder in Opposition gegen das Volk seyn müsse, welches bei ihrer Ernennung nicht die geringste Stimme hat. Findet man jedoch die erblichen Pairs und die vom Hofe bestallten Bischöfe in ihren Meinungen ungefähr auf dieselbe Weise getheilt, wie die fürdenjährigen Mitglieder des Hauses der Gemeinen, von denen Einige durch allgemeine Volksstimmung, die Meisten aber durch eine gewisse Anzahl von Personen gewählt werden; dann wird man unfehlbar auf den Schluß kommen, daß es weniger die Art der Anstellung ist, welche das politische Benehmen der Mitglieder des Parlaments bestimmt, als die Controlle, welche die öffentliche Meinung über sie ausübt. So wenig die Regierung in den letzten dreißig Jahren die Pairs-Ernennungen gespart hat, so scheint doch die Neigung zur Illiberalität oder zum Hofe in dem Hause der Lords nicht größer als in früheren Zeiten. Dieß erklärt sich leicht: denn ein Gemeinde-Abgeordneter kann nur dann hoffen zur Pairswürde erhoben zu werden, wenn er sich so durch Talent und Verdienst hervorthut, daß das Gefühl seiner eigenen Würde ihn von jeder Art von Erniedrigung abhalten muß; oder er sucht diesen Preis durch eine lange Ergebenheit gegen den Hof, so wird er vielleicht wohl einen alten Pair zuletzt aus seiner Stellung verdrängen, dadurch aber zu sich den Bänken der Opposition wieder einen Zuwachs geben.

Während das Haus der Gemeinen in seiner Erscheinung Viel von der geräuschvollen Lebhaftigkeit und dem zanksüchtigen

*) Babylon the Great. A dissection and demonstration of men and things in the British Capital. By the author of the modern Athens II Vol. Second edition 1829.

Seit das vorliegende Werk zum ersten Mal erschienen ist, hat sich zwar in den äußeren Verhältnissen der Individuen Manches verändert. Graf Liverpool ist nicht mehr erster Minister, Eldon nicht mehr Lordkanzler, Canning nicht mehr Leiter des Unterhauses; aber der Charakter der Menschen und Dinge im Ganzen hat deswegen nicht aufgehört derselbe zu seyn, so daß wir keinen Anstand nehmen, einige der eben so wahren als geistreichen Schilderungen des öffentlichen Lebens in der britischen Hauptstadt dem „großen Babylon" zu entnehmen. A. d. R.

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

Weſen der Advocaten hat, iſt dem Haus der Lords Viel von der Feierlichkeit der Richter eigen; und mag es nun von der Gegenwart der hohen Geiſtlichkeit, dem weicheren Sitzen auf den Wollſäcken, einem größeren Zartgefühle des Adels überhaupt, dem Anblick des Throns oder der gelegentlichen Anweſenheit des Souveräns in höchſt eigener Perſon herrühren — es geht im Oberhaus ſo ruhig und bedächtig, ſo ſanft und geſetzt zu, daß man in Verlegenheit geräth, ob man ihre Lordſchaften mehr wegen ihrer Würde, als wegen ihrer Temperaments-Tugenden bewundern ſoll.

Außer ihrer legislativen Eigenſchaft, die ſie mit dem Könige und den Vertretern der Gemeinen theilen, umgiebt ſie das höchſte richterliche Anſehen, ſie bilden das oberſte Appellationsgericht und den oberſten Gerichtshof des Landes; ſie erkennen über Hochverräther und Staatsverbrecher, verhören Jeden, der von der Kammer der Gemeinen angeklagt iſt, und fällen ihr Urtheil nicht auf Eid oder Gewiſſen, ſondern indem ſie ihre rechte Hand auf die Bruſt legen, und ihr „ſchuldig" oder „nicht ſchuldig" auf ihr Ehrenwort ausſprechen.

Natürlicher Weiſe fühlt man ein Verlangen, das Innere dieſes Hauſes zu ſehen, und da es ſowohl ein Gerichtshof als ein Hof für Geſetzgebung iſt, ſo kann man bei gewöhnlichen Gelegenheiten daſſelbe betreten ohne die Taxe zu bezahlen, durch welche alle öffentliche Schauſtellungen — ich verſtehe darunter diejenigen, welche wirklich das Eigenthum des Publikums ſind — entwürdigt werden: eine Entwürdigung, welche lauter als irgend ein anderer Umſtand verkündet, daß der Mammon der Abgott des neuen Babylon's iſt. Wenn man die Stufen überſchritten hat, welche vom ſüdlichen Ende von Weſtminſter-Hall zu den Vorhallen und Irrgängen des Senathauſes führen, geht man rechts durch ein kleines, dunkles Thor, und nach noch zwei oder drei Wendungen gelangt man in das Haus der Lords — einen Saal, welcher alle mögliche Eindrücke erregen mag, nur nicht den der Größe. Am obern Ende des Saals ſteht der Thron mit vergoldeten corinthiſchen Säulen, und einer Draperie, welche, abgeſehen von ihrem eigenthümlichen Geſchmack, keineswegs zu den grauen, einfachen, alten Tapeten paßt, womit die Wände behangen ſind, und welche die weiland furchtbare Armada darſtellen, Schiff auf Schiff, im Widerſpruch mit jedem Grundſatz der Perſpective, über einander gethürmt, nebſt den Bildniſſen der großen Männer aus den Zeiten der Königin Beß (Eliſabeth), ſo düſter und mürriſch, als man ſie ſich nur denken kann. Rechts vom Thron iſt ein Sitz für den Thronfolger, und links für den nächſten präſumtiven Thronerben. Unter dem Thronfolger, auf derſelben Seite, ſitzen die geiſtlichen Lords, welchen jeder Zeit Rücklehnen an ihren Sitzen geſtattet ſind. Weiter unten ſind die Sitze der Mitglieder der Adminiſtration und derjenigen Pairs, von denen man weiß, daß ſie mit ihnen votiren; und noch weiter unten iſt ein kleiner mit Matten belegter Platz, wo die Söhne der Pairs, und, wie ich glaube, Mitglieder des andern Hauſes nach Belieben ſtehen oder liegen und die feierlichen Stimmen der begründeten und betitelten Redner hören können. Auf der andern Seite ſind die Bänke für die Oppoſition, und im Mittelpunkte Tiſche für die Secretärs und Wollſäcke für den Kanzler von England und die zwölf Richter. Ob vorausgeſetzt wird, die Geradheit der Juſtiz erhalte ſie ſtets in perpendikulärer Poſition, weiß ich nicht; aber gewiß iſt, daß ſie, ſo lange ſie im Hauſe ſind, keine phyſiſche Stütze haben, da ſogar für den Rücken oder die Ellenbogen des Lordkanzlers keine Lehnen vorhanden ſind, für deſſen Bequemlichkeit in dieſer Hinſicht ſchlechter geſorgt iſt, als für die des Sprechers im Unterhaus. Das Amt jenes Mannes iſt mit großem Einfluß und Einkommen verbunden; dieß muß aber auch ſeyn, denn wenn man die Vielfältigkeit und Wichtigkeit ſeiner Berufsgeſchäfte in Betracht zieht, ſo giebt es in England, und vielleicht in der Welt, keinen Beamten, der anſtrengender und anhaltender zu arbeiten hätte. Vor den Schranken ſtehen die Zuſchauer (wer nicht etwa durch beſondere Vergünſtigung ein Guckplätzchen neben dem Vorhang hinter dem Thron bekommt); hier plädiren die Advokaten, die Zeugen werden hier verhört, und die Referenten für die öffentlichen Blätter, deren Anweſenheit das Haus ignorirt, leiten hier die Fülle des Stromes der Beredſamkeit in ihre Schreibtafel. Weder dieſe noch andere Fremde haben Gelegenheit zu ſitzen, da man annimmt, die Verhandlungen ſeyen ſo intereſſant, daß die Leute froh ſeyn müſſen, wenn ſie nur ſtehend zuhören dürfen.

Man tritt ein, ſobald der Kanzler ſeinen Sitz auf dem Wollſack eingenommen hat, während noch Niemand im Hauſe iſt als vielleicht ein Biſchof, welcher kommt um ſichtbare Finſterniß über den unendlichſten Gegenſtand dieſer Geſetzgebung, die Ehen-Akte, zu verbreiten, oder ſo viel von der Weisheit der Dekane und Doktoren ſeiner Diöceſe auszukramen, als ſich füglich in eine Petition zuſammenpacken läßt; da aber der ſehr fromme oder ſehr tiefſinnige Mann ſtets in ſo ferne zu einer gewiſſen Klaſſe des Thierreichs gehört, als er ſtets wiederkaut, ſo iſt das Haupt des geiſtlichen Herrn gewöhnlich ſo tief in ſeine Linnen-Schlappärmel vergraben, und dieſe ruhen mit einer ſolchen Sicherheit und Gemüthlichkeit auf den Lehnen der Sitze, welche für Ihre Gnaden von Canterbury und York beſonders bereitet ſind (auf welche gerade die Spitze ſeiner Gedanken gerichtet ſeyn mag), daß man kaum glaubt, einen Theilnehmer an dieſen Wunderlichkeiten und Eitelkeiten vor ſich zu ſehen, welche ſeit dem Genuß des verhängnißvollen Apfels die Kinder Adams verwirren.

Der Kanzler iſt alſo, mit Ausnahme der Thürwärter und Gerichtsboten, der Secretärs, einiger ſchläfrigen und dem Anſchein nach lebloſen Zeitungsreferenten, die auf dem Fußboden ausgeſtreckt, ſich gegen die Wand lehnen — Weſen, von welchen der auf die Beredſamkeit der Lords geſpannte Fremde keine Notiz nimmt — der Kanzler iſt alſo die einzige Perſon, die man erblickt, und die mit der unzerſtörbaren Heiterkeit eines ſeinen Gottesdienſt verrichtenden Braminen in der Herrlichkeit eines indiſchen Einöde ſitzt.

Es iſt eine wahre Freude, dieſen Mann ſo zu betrachten; Viele würden verbindlicher ſagen, dieſen Edelmann — dieſes Haupt der Pairs von England, was die Wichtigkeit des Amtes, und, einige Vorurtheile abgerechnet, kann ich auch mit Grund hinzufügen, was den hellen durchdringenden Blick des Geiſtes

Digitized by Google

betrifft; noch mehr den Sohn des Verdienstes, der ohne Geld und Gunst das wurde, was er ist, den unübertrefflichen Meister der Kunst des Rechts, den unermüdeten Beobachter der Pflichten seines Berufs und seiner Stellung im Parlament — den Handhaber einer unwandelbaren Politik, welche selbst ihren Irrthümern treu bleibt und sich deckt mit dem Schilde der Autorität einer verjährten Finsterniß, und nicht heraus will an das Licht des Geistes und der Erfahrung einer immer wechselnden Welt. Es ist eine Freude, sage ich, Lord Eldon zu betrachten, ohne auf einen andern Gegenstand zu stoßen, der von der Anschauung abzöge oder die Gedankenfolge störte; denn Niemand betrachtet ihn wohl ohne das Gefühl, daß man hier keinen Alltagsmenschen vor sich sieht. Seine Gesichtszüge, obgleich sehr markirt, sind frei von jenen Kreuz- und Querfurchen, welche andeuten, daß der Geist, dessen Hülle sie sind, wie mächtig auch seine Kraft und glänzend sein Strahl seyn möge, sich durch den Sturm der Leidenschaften erschüttern lasse. In jedem Punkte seines Gesichts liegt ein ungemein feiner und durch und durch klarer Ausdruck, welcher bezeugt, daß sein Geist den ausgedehntesten und verwickeltsten Gegenstand, der ihm vorkommen kann, in einem Augenblick richtig aufzufassen und nach allen seinen Theilen zu ermessen vermöge; in den starken Muskeln um seine Lippen eine Festigkeit und doch eine Sanftheit — vielleicht sollte ich sagen — ein Selbstvertrauen und eine Ruhe, welche zugleich andeuten, daß er niemals Etwas sagen wird was er nicht selbst glaubt, und daß er es niemals auf eine unangenehme Art sagen wird. Seine Augen, still und tief wie Gebirgsseen, wenn kein Lüftchen sie bewegt, und der Spiegel eines in Arbeit begriffenen Geistes, der sich mit der Lösung irgend einer schwierigen, durch die Sophisterei der Advokaten und die Fehler wenigrer hellsehender Gerichtsmänner verwirrten Frage beschäftigt, aber der irgend einen tief angelegten und fein ausgeführten Betrug, wodurch ungeborene Generationen ihres Erbtheils beraubt werden sollen, entdeckt und zu Schanden macht, haben nicht den matten Flimmer und den fixirten verlornen Blick, der die Augen unbedeutender Menschen, die auf einer Gedankenjagd sind, so todt macht; sondern es blickt eine freundliche gutmüthige Laune daraus, ein glücklicher harmloser Witz, die Heiterkeit des Mannes, der sich bewußt ist, seine Pflicht redlich erfüllt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Streit der grammatischen und historischen Philologen in Frankreich.

Paris im Mai.

Der Versuch, Prof. Schulz auf seiner Reise als Mäetyrer der Gelehrsamkeit im Stiche zu lassen, wurde in der That gemacht und — mißlang. Aber während dieser Bestrebungen fand Garcin die Fäden einer andern Intrigue, womit man einen neuen Feldzug begann. So weit hinaus setzte man in diesem das Ziel ab, daß Garcin sogar es nicht wagte, das Kommando zu behalten, und dasselbe klug einem Manne überließ, dessen mit Recht gepriesener Name imponiren mußte, dem Baron *Silvestre* de Sacy. Es brauchte nicht von Neuem eine Kriegserklärung statt zu finden, durch Ueberfall wurde ein kleiner Sieg davon getragen, und plötzlich stand der Name Garcin de Tassy auf der Liste der Professoren an der Ecole Spéciale des Langues Orientales Vivantes, deren Direktor Hr. v. Sacy ist. Da lehrt nun Garcin das Hindustani, welches er bisher privatim vor mehreren Bänken und Tische vorgetragen hatte. Es stand aber, will man behaupten, über dem auf einem Karren durch Paris gefahrenen Anschlagzettel, der Garcin's Vorlesung ankündigte, ein anderer Anschlagzettel von gleicher Farbe, der mit den ominösen Worten schloß: Docendo discimus. *)

An der Ecole Spéciale sind die Worte angeschrieben, daß sie von Wichtigkeit sey für die politischen und Handels-Verhältnisse mit dem Orient. Dieß gilt in der That von dem Türkischen, Neuarabischen, Neugriechischen, Persischen u. a. Sprachen, welche dort unentgeltlich von würdigen Männern gelehrt werden. Nun weist zwar Hr. Duchaume in den Annales des Voyages nach, daß in jener Hinsicht das Hindustani nicht in Betracht kommen könne, und daß man eher einen Professor des Tamulischen hätte anstellen sollen. Man hat sich aber nicht die Mühe gegeben, diese Behauptung, die nicht ohne Grund ist, ordentlich zu widerlegen, denn ein Professor ist inamovibel, sollte er auch keine Schüler haben; so wie ein Richter inamovibel ist, sollte er auch keinen Prozeß schlichten können oder gar notorisch ein falsches Urtheil gesprochen haben.

Der gütige Leser wird nicht von mir erwarten, daß ich eine gleichzeitige Begebenheit so systematisch erzähle, als ob ich die Nachwelt sey; die wahre Objektivität, die man von erhabenem Standpunkte über allen Begebenheiten schaut, erscheint Niemanden vor dem Ausgange derselben — ich lieferе blos Aktenstücke, und diese verleiten mich zu einer Parenthese. Wer ist jener Hr. Duchaume? Dieß herauszubringen, ist schon jetzt schwierig. Hr. v. Sacy meint, es sey ein junger hoffnungsvoller Orientalist; Hr. Duchaume dagegen behauptet schwarz auf weiß, er sey nicht jung; eine zu Ulm, sage zu Ulm an der Donau erschienene Flugschrift glaubt, es sey, ich begreife nicht recht wie, ein Anagramm aus Mahadeuc; andre meinen, es sey ein Redakteur der Annales des Voyages — und aus allem diesem kann ich leider Nichts weiter schließen, als daß Hr. Duchaume ein hoffnungsvoller, nicht junger, nicht alter, pseudony-

---

*) In Frankreich ist man nicht verlegen, Stellen zu schaffen, ohne daß man es mit der Qualification des Candidaten so genau nimmt. Bei dem letzten Ministerwechsel hielt man es für rathsam, dem Hrn. v. Chateaubriand eine bedeutende Stelle anzubieten. „Wollen Sie Minister seyn?" — Nur unter gewissen Bedingungen. — „Wollen Sie Oberjägermeister seyn?" — Nein. — „Oberbibliothekar von ganz Frankreich?" — Nein. — „Botschafter in Rom?" — Eigentlich — Es wäre sonst des Fragens kein Ende geworden. Ein Glück, daß sich Hr. v. Chateaubriand so bald zu einem Ja entschloß; die Fragen hätten am Ende Frankreich viel Geld gekostet. Denn sobald einmal vom Worte Oberbibliothekar die Rede war, sahen mehrere Candidaten ein, daß an der Bibliothek beizukommen sey; der eine wollte Oberbibliothekar der Provinzen werden, zwei andere hatten Lust, Conservateurs von der Bibliothek des Königs zu seyn, man konnte diese Stellen nicht mehr leicht abschlagen, und sie würden auf ewige Zeiten dem Lande etwa 18,000 Franken jährlich kosten, wenn nicht eben die, welche die Stellen vergaben, für die Zukunft die Anzahl der Conservateurs herabgesetzt, somit ihrem Werke gleich die Kritik hinzugefügt hätten.

mer, mit den Annales des Voyages in irgend einer Berührung stehender Orientalist sey, zur Partei der Geschichte gehörig, und vielleicht eine Person mit dem Herausgeber der ulmer Flugschrift.

In Deutschland wird man schwerlich hierüber nähern Aufschluß geben können, aber der Prozeß bietet dem Scharfsinne der Kritiker bereits einen andern Punkt dar, welcher viel bedeutender ist und zu dessen Erklärung irgend ein in Deutschland befindlicher Gelehrter Etwas beitragen könnte. Ich deutete schon auf eine zu Ulm erschienene deutsche Schrift; ihr vollständiger Titel ist:

> Briefe über den Fortgang der asiatischen Studien in Paris, von einem der orientalischen Sprachen beflissenen jungen Deutschen. Ulm, bei W. Neubronner.

Ist diese Schrift, die ich in Paris gelesen, wirklich in Ulm erschienen? Giebt es in Ulm einen Verleger, mit Namen W. Neubronner? Auf welche Weise endlich sind Exemplare desselben an die Pförtner mehrerer Orientalisten in Paris und an einen Professor in Göttingen gelangt? Eine gründliche Dissertatio inauguralis ließe sich zu richtiger Beantwortung aller dieser Fragen von einem angehenden Kritiker ausarbeiten.

Soviel ist gewiß, in dieser Flugschrift ist der Hergang unseres Prozesses klar und wahr erzählt; und sagte ich nicht bestimmt, daß ich nicht der Verfasser derselben bin, so würde es sich Mancher, der meinen früheren Artikel gelesen, einbilden können: so sehr stimmt sie in Vielem mit meinen frühee mitgetheilten Aktenstücken überein. Freilich schmeichle ich mir, manchem Verdienste mehr Achtung angedeihen zu lassen, als der Anonymus, dieser geht ein Wenig cavalièrement über dieß und jenes hinweg. Um die Lösung des Räthsels, welches ich nicht auflösen kann, Andern zu erleichtern, muß ich die Geduld der Leser noch ein Wenig in Anspruch nehmen. Die Schwierigkeit der Auflösung ist um so größer, als alle die, welche man mit irgend einem Grunde für die Verfasser halten könnte, in der Flugschrift entweder sehr gelobt oder bitter getadelt sind. In der That glaube ich das Letztere; denn in den Zügen der wenigen Worte, welche die bei den Pförtnern abgegebenen Exemplare begleiteten, wollte man die Schrift von demjenigen Gelehrten erkennen, auf dessen Tadel in dem Buche die meisten Zeilen verwendet worden sind. Auch sind die, welche es besitzen, Freunde dieses Gelehrten. Die Selbstrüge ist fast barsch gehalten, und ich für meinen Theil finde sie zu hart, anders aber — der Verfasser. Dagegen scheint mir dieser die kostspielige Gelegenheit zu benutzen, ein pseudonymes Büchlein, das er selbst geschrieben, anzuzeigen; und wenn nach allem diesem ein Kritiker in der anempfohlenen Dissertatio inauguralin den Stil des bedeutendsten zu Paris lebenden deutschen Orientalisten in der Flugschrift erkennt, so kann ich nicht sagen, ob er Unrecht hat oder — Recht.

Nun ist das ulmer Büchlein im Journal Asiatique angezeigt, zirkulirt in den pariser Salons, kommt am Ende mit den Namen Grangeret's und Garein's in alle Welt, und wenn es auch Hr. Garein nicht für seine arabischr Zeitschrift übersetzen läßt, kann es doch Prof. Schulz im Orient einführen. Wenn nächstens ein asiatischer Fürst, etwa der Radscha von Oude, ein Werk heraus giebt, und es an die europäischen Bibliotheken und Gelehrten versendet, bin ich neugierig zu erfahren, was er zum Prozesse der Grammatiker sagt. Und wenn die Tschirokesen in Nordamerika, welche seit Kurzem eine Schrift haben und bald mehr Journale herausgeben werden, als manches Land in Europa (Gallizien z. B.), eine Untersuchung desselben Prozesses veranstalten, so schicke ich die Uebersetzung des Tschirokesen-Urtheils ein. Erröthen und zürnen werden ohne Zweifel die Ulema's, Mandarine, Braminen u. s. w., wenn sie vernehmen, daß man den Baki und Hafis, den Mahabarata und die Oeuvres complets der chinesischen Schriftsteller den Grammatikern zufolge bloß deßwegen lesen soll, um Wörter und Buchstaben zu zergliedern und etwa noch den Duft der Blumen Jean's und Turan's mit welkem Gesichte zu beriechen; sie mögen wohl lieber die Ansicht theilen, es sey besser, sich an das historische Prinzip zu halten, welches die Geschichte, die Sitten und Gebräuche, die Philosopheme und Religionen, das Volksleben, die Erdkunde, mit einem Worte die Sachtenntniß als den letzten Zweck betrachtet, wozu ein gründliches Sprachstudium führen kann.

Die Diamantminen von Punna in Indien.

Die Gebirgsart, in welcher der Diamant gefunden wird, ist nach den neuesten Untersuchungen dieselbe, welche in England neuer rother Sandstein (new red sandstone) genannt wird. Die Matrix der tiefern Minen ist immer ein Conglomerat; wenn grober Sandstein mit einem kiesartigen Cement (silicious n.) und wassergeschliffenen Kieseln alter Formation, so wird sie Pukka oder reif genannt; ist das Cement dagegen thonartig und die Kiesel neuerer Bildung, so heißt sie Kacha oder unreif. Die letztere ist nicht so productiv, als die erstere, lediglich vom Zufalle abhängig ist jedoch der Ertrag der Minen, die nur auf der Oberfläche bleiben. Den reichsten Gewinn geben die Stellen, wohin der Diamant von seinem ursprünglichen Bette durch das Wasser weggeschwemmt worden ist, wie in dem Bassin des Wasserfalles, welchen der Boginstrom macht. Der Gang (the gangun), in welchem hier der Diamant emht, hat die größte Aehnlichkeit mit dem Cascalho von Brasilien oder dem von Sumbulpore im südlichen Indien. Auch hier sind die Minen um so reicher, je tiefer man kommt.

Asiatic Journal.

Vandiemen-Land.

Die neuesten Nachrichten aus Hobart-town (23 Nov. v. J.) sprechen von kühnen Versuchen der Eingebornen, die freilich jetzt etwas zu spät kommen, ihr Vaterland von der Gegenwart der eingedrungenen Fremden zu befreien. Die englischen Behörden behandeln diese Bemühungen ohne Weiteres als gesetzlose Ruhestörungen; und der Gouverneur, Obrist Arthur, erließ eine Proclamation, worin er gegen alle eingebornen Schwarze, mit Ausnahme einiger Wenigen, die besonders angegeben werden, das Kriegsgesetz in Kraft setzte. Bald darauf wurde auf der Ostgrenze der Colonie ein Häuptling (king) Tumaernh, gefangen, der über den Verlust seiner Freiheit nicht geringen Zorn zeigte und unumwunden erklärte: Sein Wille, so wie der Wille der Stämme von der Austerbai, dem blauen Berge und dem großen Flusse (Big River) sey, wiederholte Einfälle zu machen, um so viele Weiße zu tödten, als möglich.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 183. 2 Juli 1829.

Die Quarterly Review über die Lage von England.

Wenn der Wanderer eine große, wechselreiche Landschaft durchpilgert, so steht er auf gewissen erhabenen Standpunkten gerne still und überschaut, was er hinter sich gelassen, und was er vor sich sah. Eine gleiche Aufforderung finden wir, durch Sitze des Schicksals und Widerwärtigkeiten aus unserem Sicherheitsschlummer geweckt, von den Erfahrungen der Vergangenheit aus einen ernsten Blick auf unsere Gegenwart und muthmaßliche Zukunft zu werfen. Die Lage des Einzelnen ist bedingt durch die Lage seines Vaterlands, und wenn die Physiognomie der Welt nahe Gefahren und bedenkliche Wechselfälle ankündigt, so wird es Pflicht des Patrioten, Alles einer unbefangenen Prüfung zu unterwerfen. Einem solchen Zeitpunkt geht England mit schnellen Schritten entgegen; und wir fühlen uns gedrungen, unsere Landsleute, mit Würdigung der hauptsächlichsten sittlichen und politischen Veränderungen, die seit einer langen Reihe von Jahren Europa durchgemacht hat, auf einige Erscheinungen in dem jetzigen Zustande des Landes, welche zwar noch keinen Grund zur Entmuthigung geben, aber ernste, vorurtheilsfreie Beachtung verdienen, aufmerksam zu machen.

Die erste Epoche des Erwachens der Völker aus jenen finsteren Zeiten der Barbarei und Unwissenheit, worin sie die römische Kirche im Verein mit dem Feudalunwesen erhielt, beginnt mit der letzten Hälfte des fünfzehnten und dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Welchen wichtigen Einfluß man auch noch in neuern Zeiten vielfach den Kreuzzügen auf die geistige Entwickelung der Völker zu geben sucht, so haben trotz aller Bewunderung müßiger Romanleser für die Großthaten ihrer ausgezeichneten Paladine, die wilden, zahllosen Horden, welche aus allen Theilen Europas nach dem heiligen Lande strömten, die Länder, durch die sie zogen, oder in die sie zurückkehrten, doch nur auf der Oberfläche aufgeregt, in Sitten und Charaktee darin aber Nichts verändert. In die oben genannte Periode fallen die fünf folgenden Begebenheiten: das Wiederaufleben der Wissenschaften, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung eines Seewegs nach Ostindien, die Entdeckung Americas, das Beginnen und Fortschreiten der Reformation. Einzeln und an sich müßte jede dieser Begebenheiten schon von hoher Wichtigkeit gewoeden seyn, aber gleichzeitig und in Wechselwirkung mit einander mußten sie unberechenbaee Folgen haben.

Daß das Wiedeeaufleben der klassischen Gelehrsamkeit den ersten Impuls zu dieser geistigen Entwickelung gab, ist unbestreitbae. Nimmt man auch bei den Priestern und Mönchen des Mittelalters einen bedeutenden Grad von gelehrtem Wissen an, so war doch die Masse des Volks in kläglichee Unwissenheit; und bei dem allgemeinen, beispiellosen Eifer füe gelehrte Bildung, der sich bald darauf zeigte, wird man versucht, zu vermuthen, daß die politischen und geistlichen Machthaber diesen Eifer systematisch niedergehalten und unterdrückt haben mußten. Allerdings hatte das Studium des bürgerlichen und kirchlichen Rechts schon frühee eine große Anzahl junger Männer in mehreren Theilen Europas beschäftigt, wobei man es aber fast einzig bei Glossemen und Commentacien bewenden ließ, ohne daß man zu unmittelbarer Bekanntschaft mit dem Alterthume gelangte. Einen Beleg hiezu liefern die Bemeckungen des Mönchs Konrad von Heresbach bald nach dem Anfange der Reformation: „Sie haben", sagte er, „eine neue Sprache erfunden, die sie die griechische nennen. Nehmt euch sorgfältig vor ihr in Acht, sie ist die Mutter aller Ketzerei. — Ich finde in den Händen manchee Peesonen ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, das sie das neue Testament nennen. Es ist ein Buch voll Dolch und Gift. — Was das Hebräische betrifft, so ist gewiß, daß diejenigen, welche es lesen, auf dee Stelle Juden werden." Die Wirkung, welche Konead von dee Verbreitung des neuen Testaments für die Gottesgelahrtheit befüechtete, hatte für andere Zweige des Wissens die erneute Bekanntschaft mit den Schriftstellern Roms und Griechenlands. Das Studium derselben ist und bleibt immee eines der besten Mittel zur Bildung des Geschmacks und Beförderung dee Intelligenz; welch großen und vielfachen Einfluß es aber in jenem unwissenden, ungebildeten Zeitalter übte, davon haben wie in unseeen Tagen kaum einen Begeiff. In einee an Treffilchem, was in lebender Sprache geschrieben war, so armen Zeit mußte die Schönheit der Gedanken und des Ausdeucks, die feinen, so mannichfaltigen Bemerkungen der Schriftsteller des Alteethums übee das Leben und seine Verhältnisse wie ein Zaubeeschlag auf die Geister der Zeitgenossen wieken, die sich mit einem Male in eine neue Welt versetzt sahen.

Digitized by Google

Die bald darauf erfolgte Erfindung der Buchdruckerei beschleunigte jene Bewegung der Geister, welche das Wiedererwachen der Wissenschaft angeregt hatte. Ohne sie wäre wissenschaftliche Bildung der Masse des Volkes nie zugänglich geworden. Sie brachte im Gebiete des Wissens dieselbe Revolution hervor, wie die Erfindung der Feuerwaffen in der Kriegskunst; und obgleich stille wirkend, ist sie einer der kräftigsten Hebel jenes großen und moralischen Umschwungs, der jetzt in allen Theilen Europas sichtbar wird.

Die Entdeckung eines Seewegs nach Ostindien um das Kap der guten Hoffnung und des americanischen Festlandes trug gleichfalls, obgleich zunächst nicht aus dem Wiederaufleben der Wissenschaften hervorgegangen, das ihre zur Belebung des Geistes der Forschung bei, dem jetzt von allen Seiten Nahrung zuströmte; — das letzte und wichtigste Ereigniß jener Periode aber war die Reformation. Erst mit Luthern gelang es, nachdem Lollardisten, Wiklefiten, Waldenser, Albigenser, Hussiten der Macht unterlegen waren, der Autorität der päbstlichen Kirche siegreichen Widerstand zu leisten. Sobald sich Zeichen einer förmlichen Trennung vom katholischen Glauben zeigten, wurden List und Gewalt zur Unterdrückung der Ungehorsamen aufgeboten. Die unaufhörlichen Kämpfe der Protestanten für religiöse Freiheit weckten alle sittlichen und geistigen Kräfte. Nachdem die Katholiken die Ausrottung des Protestantismus durch Wortkämpfe und Unterhandlungen erfolglos gefunden, griffen sie zum Schwert; und es begann der grimmigste, allgemeinste Vertilgungskrieg, der je Europa verödete. Keine Periode der älteren und neueren Zeit ist so reich an Belehrung; daß die Absichten der Parteihäupter zwar allmählig einen politischen Charakter annahmen, ist mehr als wahrscheinlich; daß jedoch der Krieg von der Masse der Streiter auf beiden Seiten als Religionskrieg geführt wurde, und daß die Hauptabsicht der Römlinge war, den reformirten Glauben zu unterdrücken, und der Protestanten, ihn zu behaupten, geht aus jedem Umstande der Geschichte hervor. Mit Ausnahme Frankreichs, dessen politisches Benehmen mit seinem kirchlichen Bekenntnisse stets in Widerspruch gewesen, stand seit Karl V vom Jahr 1548 bis zum westphälischen Frieden 1648 die ganze Macht der Katholiken gegen die Protestanten unter den Waffen; und fast alles Blut, das in Deutschland, Ungarn, Böhmen, Polen, Holland und den Niederlanden in diesem Jahrhundert floß, ward in der Vertheidigung der Freiheit der Gewissen vergossen.

Die Unruhen in Deutschland und Holland waren noch nicht geheilt, als der Bürgerkrieg in England ausbrach. Dieser wie unbedeutend in Bezug auf die Streitkräfte, so merkwürdig wegen seines Gegenstandes, war ein entschlossener Kampf um die Uebermacht zwischen dem König und dem Parlament. So fein gebildet und untadelhaft, als Privatmann, Karl I sonst war, so eigensinnig bestand er doch auf allen Kronprärogativen, wenn sie auch den Forderungen der Zeit noch so sehr widerstritten. Das Haus der Gemeinen dagegen, das eine größere Anzahl tüchtiger und entschlossener Männer, als je seitdem, in seiner Mitte zählte, zeigte sich bald geneigt, die Gewalt des Souveräns selbst über die Grenzen der Billigkeit hinaus zu beschränken. Es wäre unnütz, die Verdienste oder Mißgriffe beider Parteien gegen einander abzuwägen; allein so viel läßt sich sagen: der Sieg des Parlaments konnte zwar den Fortgang der trefflichen Constitution, deren wir uns jetzt erfreuen, aufhalten, aber ein glücklicher Erfolg des Königs würde ihn gefährdet oder ganz vereitelt haben. Die Verhandlungen über die Rechte des Königs und des Volkes, welche sich zwischen Karl I und seinem Parlament entspannen, dauerten ununterbrochen unter dem Usurpator Cromwell und den Regierungen Karls II und Jacobs II bis zur Revolution vom Jahr 1688 fort, wo die feste Begründung der bürgerlichen Freiheit (wie vierzig Jahre früher der religiösen durch den westphälischen Frieden) eine neue Epoche in der Geschichte von Europa, und unseres Vaterlandes insbesondere schuf.

Während sich die Grundsätze vernünftiger Freiheit in England in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verbreiteten, erschöpfte Frankreich alle Künste des Friedens und des Krieges, um dem Ehrgeiz und der Eitelkeit Ludwigs XIV zu huldigen. Die Fortschritte in der schönen Literatur und verschiedenen sehr wichtigen Zweigen der Industrie während seiner zwei und siebzigjährigen Regierung, die Reihe seiner kriegerischen Unternehmungen, die Berühmtheit seiner Generale, der Glanz seines Hofes und selbst die Theilnahme, welche das neigende Alter und Glück Ludwigs in Anspruch nimmt, zeichnete diese Periode vor vielen andern aus. Bei genauerer Untersuchung aber sehen wir daß sich in der Geschichte nicht leicht ein an Förderungsmitteln der Civilisation so reiches Zeitalter findet, in welchem so Wenig zum Wohle der Menschheit, so Wenig, was Bewunderung verdient gethan ward. Die Entwürfe seiner besten Minister schadeten eben so oft, als sie nützten; seine Treulosigkeit und sein Ehrgeiz erregten die Eifersucht und den Haß aller seiner Nachbarn, und mitten unter den Schmeicheleien womit seine elende Umgebung ihn überhäufte sank der fühllose, unglückliche Despot im Jahr 1715 ins Grab und hinterließ Frankreich in Armuth und Elend. Zwei Dinge werden seine Regierung stets unvergeßlich machen, die Aufhebung des Edikts von Nantes, welche die Auswanderung von 500,000 der verständigsten, friedliebendsten französischen Unterthanen nach England, Holland, Deutschland und der Schweiz zur Folge hatte, wohin sie überall ihre Künste und ihren Gewerbsfleiß brachten; und dann daß er seinen Franzosen den übertriebenen Begriff von ihrer Wichtigkeit beibrachte, welcher die Quelle unsäglicher Unglücksfälle nicht nur für Frankreich allein, sondern für die ganze europäische Welt wurde.

Wir schreiten über beinahe sechzig Jahre hin, Jahre volle Mißverständnisse und offener Kriege, aber ohne große Bewegungen, durch welche der bürgerliche oder politische Zustand von Europa einen wesentlich verschiedenen Charakter bekommen hätte An Veränderungen fehlte es indeß nicht. England hatte durch die Vereinigung mit Schottland und durch das Wachsthum der Bevölkerung und des Wohlstandes seiner Kolonien, an Reichthum, Macht und Menschenzahl gewonnen. Frankreich hatte Elsaß, Franche Comté und Lothringen erworben, Preußen sich durch die Anstrengungen des Churfürsten Friedrich Wilhelm, Königs Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II zu einer Macht ersten Ranges erhoben. Aufklärung hatte sich mehr und mehr verbreitet, die

Digitized by Google

Bequemlichkeiten und Luxusbedürfnisse des Lebens sich vervielfacht; die Gesellschaft war in einem allmäligen und allgemeinen Fortschreiten begriffen. Damals errichtet die Aristokratie Europa's ihr Zenith ihres Glanzes. Wie aber jeder Zustand der Gesellschaft, so mußte auch dieser verändergehen. Er hatte wenig Ansprüche auf sittliches oder geistiges Verdienst. Die größten Geister vermochten sich nicht über die Tyrannei des Zeitgeschmacks empor zu ringen. Statt vieler Beispiele nur eines: selbst Montesquieu soll, als ihm der Lehrer seines Sohns, Abbé Quesnel, des Jünglings liebenswürdigen Charakter und Sinn für die Wissenschaften rühmte, verzweiflungsvoll ausgerufen haben: „C'en est fait; il ne sera jamais qu'un homme de lettres — un original, comme moi; et nous n'en ferons jamais autre chose." Dieser Ausruf steht in vollem Einklang mit den Ansichten der Aristokratie jener Zeit. Große Fortschritte nach irgend einer Seite wurden beinah unmöglich, da sie sich nicht mit den beschränkten Schicklichkeitsbegriffen der höhren Stände vertrugen; und wie man selten unaufgemuntert eine gewisse Höhe der Auszeichnung erstrigt, so ermannten sich auch nur Wenige, die Grenzen geistiger Mittelmäßigkeit zu überschreiten.

In dieser Periode der höchsten Verfeinerung der Sitten, wo man keine auffallende Rechtsverletzung erwartet hätte, trat ein Factum ein, das vielleicht ohne Beispiel ist. Mitten im Frieden, ohne einen Schatten von Entschuldigung, und in grellem Widerspruch mit den Wünschen und Vorstellungen des Volks, dessen Interessen hauptsächlich auf dem Spiel standen, verbanden sich Rußland, Oesterreich und Preußen zur Theilung Polens und strichen ein großes, unabhängiges Reich von der Karte Europa's aus. Um diesen Schritt noch öffentlicher und empfindlicher zu machen, ward die Theilung zu dreien Malen wiederholt.

Die Theilung Polens hat im Busen jedes Fühlenden den schmerzlichsten Unwillen erregt, — den öffentlichen Sinn für Recht und Unrecht erschüttert, das bisherige Gleichgewicht unter den europäischen Mächten zerstört, und die Gemüther auf jenes System der Gewaltschritte und der Unterdrückung vorbereitet, wodurch später jedes Glied dieses Triumvirats so empfindlich gelitten hat.

Während die Unabhängigkeit eines alten und berühmten Königreichs in Europa zerstört ward, vereinigten sich unsere empörten Kolonien, um einen neuen Staat in Nordamerika zu stiften. Was man auch immer von den Gründen oder der Zeitgemäßheit der Trennung der Vereinigten Staaten von England denken mag, die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit in dem Zeitraum von 1783 beginnt eine neue Zeitrechnung in der Geschichte des alten wie des neuen Continents. Vor Alters waren Kolonien nie dem Mutterstaat unterworfen. Wenn man einander in dringlichen Umständen Beistand und Schutz gewährte, so geschah dieß aus Liebe und Anhänglichkeit, ohne daß pecuniärer oder kommerzieller Vortheil vorlag oder erwartet wurde. In neuern Zeiten hat man Kolonien bloß als entfernte Domänen betrachtet, welche der Mutterstaat auf seine Kosten und zu seinem Vortheil anlegt; als ein Eigenthum, dessen Besitzer berechtigt ist, Fremde nicht anders als unter Bedingungen zuzulassen, welche vorzuschreiben er dienlich erachtet. Wenn eine Kolonie reicher und bevölkerter wurde, klagte sie wohl gelegentlich über die eine oder andere dieser Beschränkungen, aber bis auf den amerikanischen Krieg hatte keine im Ernst an eine Losreißung vom Mutterland gedacht. Zum Unglück wußte Großbritannien beim Beginnen der Feindseligkeiten nicht, wie stark und entschlossen der größere Theil seiner nordamerikanischen Kolonien war. Religiöse Unduldsamkeit hatte die Auswanderer aus ihrer Heimat vertrieben, der natürliche Einfluß der Zeit und der Entfernung in ihren Nachkommen das Gefühl der Entfremdung gegen das Land ihrer Vorväter immer mehr verstärkt, sie wuchsen und gediehen auf dem fruchtbaren Boden unter einem gesunden Himmel fort, bis der unglückliche Zwiespalt zeigte, daß in dem Leben der Völker wie der Familien eine Zeit kommt, wo Gehorsam von dem Vater nicht länger erzwungen werden kann und von den Kindern nicht mehr freiwillig geleistet wird. Dieß Ereigniß ward von unsern Nachbaen als ein Triumph gefeiert und von uns als ein demüthigender Verlust empfunden; gewiß aber ist, daß weder sie noch wir die Wichtigkeit der Sache in ihrem ganzen Umfang ahnten. Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten führte nothwendig die Freiheit aller transatlantischen Kolonien herbei und hat so die Verhältnisse Europa's wesentlich und für immer umgestaltet. Die kolonisirenden Königreiche sahen sich eines beträchtlichen Theils ihres Reichthums und ihrer Macht beraubt, und ihre frühern Unterthanen waren zu ebenbürtigen Nebenbuhlern geworden, mit denen sie in jedem Theile der Welt in politischen und kommerziellen Konflikt geriethen.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Soutzo.

Es ist erfreulich zu sehen, daß sich aus den glorreichen Jahren des neuen Griechenlands so manche bedeutende Autographa erhalten haben, die nun bereits von unterrichteten Griechen als Materialien für Geschichtswerke benutzt werden. Noch haben freilich die Hypsilantis von ihrem Bruder Alexander wichtige Papiere in Händen, die erst später in das Publikum kommen werden, aber schon jetzt sind Theile seines Briefwechsels, so wie viele Handschriften der Hetäristen für Hrn. Soutzo zugänglich gewesen; zu Gebote stonden ihm ferner ein Bericht über die Siege des Markos Botzaris (von dessen Schwager, dem Kapitän Lotis), „die Begebenheiten zu Tripolitza" (Τα κατα Τριπολιτσαν) von einem Offizier des Demetrios Hypsilantis; Nachrichten über den Märtyrer Kreta's Meildon von dessen Brüdern und Waffengefährten; des Demetrios Hypsilantis „Selbstvertheidigung," dieß Alles handschriftlich; außer vielen mündlichen Mittheilungen von Christos Andres, dem treuen Gefährten des Markos Botzaris und Erzieher von dessen Sohn, überhaupt von den Unterrichtetsten seiner Landsleute. Ein Schriftsteller, der mit solchen Hülfsmitteln ausgerüstet, überdieß in seinem Werke durchgängig die größte Bescheidenheit zeigt, darf mit größerem Rechte als Andere sein erstes Kapitel folgendermaßen beginnen.

„Die meisten Geschichtschreiber der griechischen Umwälzung haben ihre Werke nach den oft irrigen Berichten einiger Reisenden, oder

den interessieten Aussagen der verschiedenen Partelea, die Griechenland zerrissen, abgefaßt: in ihren Werken ist die Wahrheit auf tausenderlei Weise verfälscht; die Thaten unsrer großen Kapitani sind darin entstellt oder verkannt, die originellen Züge ihres Charakters fehlen oder sind verunstaltet, ihre Namen sogar verkrüppelt oder in Vergessenheit gelassen; die merkwürdigsten Begebenheiten ohne Ordnung und Verbindung aufgehäuft und secondären Ursachen zugeschrieben oder Männern, welche nie gelebt oder des Andenkens der Nachwelt nicht würdig sind.

„Was mich betrifft, so habe ich, um die merkwürdigen Thatsachen des noch bestehenden Kampfes meines Vaterlands treu zu schildern, die Orte besucht, wo ich aus den Quellen schöpfen konnte; meine Verhältnisse zu allen denen, welche auf das Loos von Griechenland Einfluß ausübten, haben mir Aufklärung über ihre Gedanken und Handlungen gegeben; meine beständige Weigerung, irgend eine Stelle anzunehmen, macht mich frei von allen Verdächtlichkeiten für irgend eine Partei. . ."

Besonders Lob verdient Soutzos Unbefangenheit, die ihn auch türkische Quellen nicht verschmähen ließ. Die Türken geben sich bekanntlich nicht sehr mit Geschichtschreibung ab; im Kriege sehen sie mehr darauf, daß die Befehle an die Anführer vor der Schlacht genau abgefaßt werden, als auf die Beschreibung der Schlacht, wenn sie vorüber ist. Ihre Bulletins sind noch lächerlicher als die europäischen, und es herrscht darin eine gewisse orientalische Verwierung. „Da hinten im Meerbusen" heißt es in einem solchen Bulletin „nicht genug Wasser ist, so kann unsre unbesiegbare Flotte nicht hinein. Uebrigens haben wir erfahren, daß sechs Brander der Ungläubigen sich beim kleinen Fort von Nauplia befinden und zehn andere bei Spezzia, bereit, uns anzugreifen." Die sechzehn kleinen Schiffe setzten der unbesiegbaren Flotte in der That so hart zu, daß sie sich nach den Dardanellen zurückzog.

Natürlich sind die türkischen Quellen, welche Soutzo kennt, meist aufgefangene Depeschen*); bei der Schilderung der Feldzüge Ibrahim's in Morea ist außer den Berichten der griechischen Kapitani das von Mehemmed Ali in Alexandria bekannt gemachte Tagebuch Ibrahims zu Rath gezogen.

Zu diesen Quellen kommt noch die unserm Geschichtschreiber zugängliche geheime Korrespondenz eines Griechen an Mehemmed Ali's Hofe. Wenn kein französischer Rezensent dieses Quellenreichthums erwähnt, so ist Soutzo selbst Schuld daran; er hat vergessen, ein Préface historique et critique, eine Introduction zu schreiben und in einem Discours préliminaire, der Kritik vorgreifend, in eigener Person den Kunstrichter seines Geschichtswerkes zu machen. Ich hielt es aber der Mühe werth, alle Hülfsmittel, deren er spezie erwähnt, bei'm Lesen aufzuzeichnen und mitzutheilen.

Wie es scheint, wußte man schon längst in Griechenland, daß Soutz eine Geschichte der Umwälzung schreiben werde. Er berichtet selbst ein Greis, der ihm viele Anekdoten über Miaulis erzählte, hat hinzugefügt: „diese Sachen verdienen gesammelt zu werden; schreibt sie auf; schreibt die Wunder, die wie auf dem Meere verrichtet. Die Franken haben viele Bände über uns verfaßt; mein Sohn, der ihre Sprache kennt, hat mir eine von ihren Geschichten unsrer Revolution' erklärt; sie war lang, sehr lang, und doch enthielt nur wenige Zeilen die Wahrheit. *)"

Hätte Soutzo Alles geschrieben, was er weiß; so wäre sein Werk noch besser. Zuweilen verschweigt er Thatsachen und Namen — et je sacrifie peut-être la justice à la délicatesse, sagt er selbst — dadurch wird man desto neugieriger, und wir lesen nicht so fern von der Zeit der griechischen Umwälzung, daß man die Sachen nicht denaoch erfahren könnte. Zuweilen verschweigt er auch ohne Absicht was man wissen möchte; wie einmal, wo er von vierzig Millionen spricht; man weiß nicht ob Franken, Piaster, oder andres Geld. Seltener läßt er sich gegen sein Versprechen von der Leidenschaft fortreißen und speicht von den stupiden Mohammedanern, und von einer andern race abjecte: Ausdrücke, die man im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr so im Allgemeinen gebrauchen soll. Wer eine strenge Kritik gegen Soutzo ausüben wollte, könnte längnen bei folgenden Mängeln verweilen: Die letzten Begebenheiten sind zu kurz erzählt; die Gründe der Vermittlung, wodurch die drei Mächte das Ende des Krieges vorbereiteten, nicht hinlänglich entwickelt. Der Name Canning's ist nicht genannt. Es wird nicht gesagt, wie es jetzt geographisch mit der Freiheit Griechenlands steht, und zu dem, was der Verfasser verschwieg, gehört eine Hauptsache, die Stellung des Grafen Capodistrias. Alles dieß hat wohl seine Gründe und auch trotz diesen Mängeln bleibe ich im Ganzen bei dem Lobe der Histoire de la révolution grecque, par M. Alexandre Soutzo, témoin oculaire etc. Paris, 1829 bei Firmin Didot. Ein Lobband.

Gefrorne Fische.

Im strengen Winter schlagen die Fischer auf den canadischen Seen, um gegen die Nordwestwinde Schutz zu haben, Strohhütten auf, in denen sie Löcher durch das Eis brechen. Wenn sie nun ein Fisch herausgezogen haben, so legen sie ihn auf das Eis, wo derselbe alsbald erstarrt. Zu Haus angekommen, setzen sie die gefrornen Fische in der Nähe des Kamin's in's Wasser; nach einiger Zeit streichen diese die Flossfedern, legen sich auf den Bauch und zuletzt fangen sie an munter herumzuschwimmen.

*) Z. B. folgender Brief von Tahir Abbas an Omer Brione:

Siegreicher Pascha!

„Ich habe mir alle Mühe gegeben, ein Tausend Schypetars in Sold zu ziehen; aber es ist mir nicht gelungen. Sie wollen lieber vor Hunger sterben, als sich gegen Markos Botzaris einlassen. Ich habe Dir traurige Nachrichten mitzutheilen: alle Ungläubigen (könnten wir ihr Blut trinken!) haben wieder zu den Waffen gegriffen: Naogos und der Bey von Maina haben Aetolien aufgeregt; die Kapitani von Acarnanien sind verdächtig; die Giaurs sind immer falsch: setz' ihnen den Turbon auf den Kopf, hülle sie in den Kaftan, das Zeichen des Unglaubens wird nie von ihrer Stirn verlöschen. So lange wir diesen Räubern Romelien's eine Flinte lassen, werden sie auf uns schießen. Damit der Bär nach unserm Willen tanze, muß man ihm die Nägel und die Zähne ausreißen oder eine drückende Kette an seinen Hals hängen."

*) Ohne Zweifel Pouqueville's wortreiche (vier) Octavbände.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nachricht. Zu dem ersten Semester des „Auslandes" v. d. J. wird in den nächsten Tagen ein Titelblatt ein ausführliches nach den Materien geordnetes Sachregister ausgegeben werden. Die Redaction

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 184. 3 Juli 1829

Die Quarterly Review über die Lage von England.

Die Zeitfolge führt uns auf die französische Revolution vom Jahre 1792. Wir stehen auch nicht fern genug, um den Ausbruch dieses furchtbaren Vulkans in seinen Folgen und Wirkungen gehörig zu untersuchen. Die Verbreitung gefällig frivoler Bücher — die Kniffe und Diatriben der Republikaner, Deisten und Staatswirthschafter — der glückliche Vorgang der Volksbewegung in America — die Schwäche einer Reihe von Ministern und Regierungen — die unpolitische Vereinigung des Adels und der Geistlichkeit mit dem dritten Stand in einer Kammer — mögen alle zur Beschleunigung der Katastrophe das Ihrige beigetragen haben; die Hauptursachen aber müssen tiefer gelegen seyn. Man hat kein Beispiel in der Geschichte, daß eine so ungeheure Staatsmaschine anders als durch den Verfall ihrer Grundstützen zusammenstürzte. Die vielen empfindlichen Beschränkungen, welche überall den innern Handel und Verkehr hemmten, die gegründeten Beschwerden, welche die persönlichen und Territorial-Privilegien des Adels erregten, die unbestreitbar freche Ausschweifungen eines großen sittenlosen Hofs dürften diese furchtbare Staatsconvulsion genügend erklären. Unmöglich kann man Burke in seinen Lobreden auf die französische Aristokratie beistimmen; die Thatsachen, die vor dem Publikum liegen, sprechen zu laut für das Gegentheil. Daß Ludwig XVI einer der letzten Könige Frankreichs war, dessen Charakter und Regierung ihn der Revolutionswuth hätten preisstellen sollen, wird kein unbefangener Beobachter in Abrede ziehen, eben so wenig, daß es unter dem Adel manche ausgezeichnete Männer gab; aber die Mehrheit dieser Herren, welche gleich zu Anfang der Revolution ihre Besitzungen räumten und ihren König feige im Stich ließen, zeigte deutlich, wie sehr sie die Pflichten, welche sie sich und ihrer Stellung in der Gesellschaft schuldig waren, vergaßen oder mißverstanden. Denn führt man auch an, daß sie im Sinn des Hofes zu handeln glaubten, so stellt dieß nur noch mehr ihre Bethörung in's Licht und die Entartung, Verderbniß und Unbedachtsamkeit des Hofs und der Regierung, und man erkennt darin die vornehmste Quelle all der Drangsale, welche über das Land ergingen. Die gewissenlose Verschwendung der Gewalthaber während der ganzen Regierungszeit Ludwigs XV und zu Anfang der Ludwigs XVI verlor jedes Maß und Ziel; und so drückend waren die Steuern, welche zur Deckung ihrer unersättlichen Forderungen dem Volke abgepreßt wurden, daß endlich das Parlament zu Paris sich genöthigt sah, die Einregistrirung der königlichen Ordonnanzen zu verweigern. Die Gerichtsmänner, aus denen dieser Staatskörper bestand, welcher seit Menschenaltern der einzige Schutz des Volks gegen despotische Willkür gewesen war, mußten sich im Jahr 1773 aus Paris entfernen, und der Hof legte jetzt nach eigenem Willen und Gefallen Steuern auf. Das Volk beklagte das Loos des Parlaments, murrte und verweigerte zu wiederholten Malen die Abgaben. Um den Sturm zu beschwichtigen, ward das Parlament zurückberufen; allein die ehrwürdige patriotische Versammlung blieb unwillfährig, und es ward endlich Befehl zu ihrer gänzlichen Auflösung gegeben. Alle Maßregeln, Geld zu erheben, scheiterten nach und nach an dem Unvermögen und der Widerspenstigkeit des Volks; während die Gewaltschritte, zu denen sich Ludwig in seiner frühern Regierungszeit hinreißen ließ, nur dazu dienten, über ganz Frankreich den Geist der Unzufriedenheit zu verbreiten und alle Elemente des Unheils in Gährung zu bringen, bis zuletzt keine Macht auf Erden mehr die Krisis abwenden konnte, welche mit völliger Auflösung der bestehenden Ordnung der Dinge endete.

Ist man schon über die Grundursachen der Revolution noch nicht völlig im Reinen, so ist man es noch weniger über die Folgen. Dieß war das erste Mal, daß sich ein civilisirtes Volk zur gänzlichen Aufhebung aller Bande seines politischen und geselligen Lebens, der Religion und des Staats entschloß. Das Werk der Zerstörung ward mit derselben schonungslosen Grausamkeit vollendet, mit der es begonnen worden war. Man würde einen zu kleinen Maßstab an die französische Revolution anlegen, wollte man ihren Einfluß auf Frankreichs Grenzen beschränken. Die Fluth des Sieges, welche mit Bonaparte anschwoll und die französischen Waffen über ganz Europa trug, erweiterte den Kreis der Revolution unendlich. Napoleons Eroberungen waren keine vorübergehende militärische Besetzung der Länder, die sein Schwert gewann, sie waren und sollten eine gänzliche Unterjochung seyn. Er schuf Gewalten, Potentaten, Sitten, Gesetze und Institutionen um, und obgleich viele seiner Neuerungen wieder mit ihm verschwanden, so war doch damit d.e

alte Ordnung der Dinge nicht wieder hergestellt. Die beständige Versetzung von Civil- und Militärbeamten aus einer Stelle in die andere rief alle Kräfte in Thätigkeit; die Vorzüge und Mängel bestehender Einrichtungen wurden bemerkt und anerkannt, Vorurtheile entfernt, neue Beziehungen gebildet, großartigere Ansichten der Welt gefaßt, und Glück und Unglück, das die Menschheit heimsuchte, lehrte sie mit mehr Umsicht und Sicherheit über sich und ihre Verhältnisse wachen. Wenn wir uns einbilden, daß alles dieß durch minder blutige Mittel hätte erreicht werden können, so vergessen wir, daß große Veränderungen von großen Leidrn unzertrennlich sind. Wir sind so geneigt, uns mit dem zu begnügen, woran wir gewohnt sind, daß es gewaltsamer Erschütterungrn bedarf, um uns von den Sitten und Gewohnheiten, die uns beherrschen, loszurütteln. Dieß hat der Kampf der Waffrn und der Meinungen, welcher vom Jahr 1792 bis 1815 Europa durchtobte, völlig bewerkstelligt, und die Menschheit ist jetzt in drn Stand gesetzt, frisch und entbürdet auf dem Wege der Vervollkommnung, der vor ihr liegt, fortzuschreiten.

Ehe wir in eine Untersuchung der Wirkungen eingehen, welche die Rückkehr des Friedens auf die Gesellschaft hatte, werfen wir einen Blick auf die politischen Vorkehrungen der Congrrsse von 1814, 1818 und 1821 zur Vertilgung der Spuren jenes furchtbaren Orkans, der Europa zu verschlingen gedroht hatte. Im Laufe des Kriegs ward schwedisch Finnland, das sich jederzeit durch die Tapferkeit seiner Einwohner und seinen fruchtbaren Boden ausgezeichnet, Rußland einverleibt; wofür Schweden später das Dänemark abgenommene Norwrgen zum Ersatz bekam. Schwrden und Dänemark litten ohne Zweifel sehr unter diesen gezwungenen Abtretungen; allein ohne merklichen Einfluß auf das Ganze, da sie bei ihrer Entfernung vom Süden Europa's, wo man ihnen in Handel und Manufakturen weit voran geeilt war, allmälig Viel von ihrer politischen Wichtigkeit vrrloren hatten. Die Grbiete von Portugal und Spanien blieben unverändert; aber schlechte Regierung, Unwissenheit und Aberglaube hatten diese durch die Natur so begünstigten Länder in den Zustand der tiefsten Erniedrigung versetzt. Italien und Polen mußten den nächsten besten Gebietern, denen nach ihnen gelüstete, dienstbar werden. Sachsen gab die Hälfte seines Gebiets an Prrußen ab; Hannover erhielt beträchtlichen Zuwachs; Baeern, Würtemberrg, Baden und mehrere der mediatisirten Staaten behielten fast denselben Rang und dieselbe Wichtigkeit, wie zuvor. Die fünf großen Mächte waren — Oesterreich, Frankreich, Preußen, Rußland und England. Die beiden ersten behaupteten lange durch ihre Lage und Größe ein Uebergewicht; die Bedeutung Englands, dessen Einfluß immer seine geographischen Grenzen überschritt, steigertrn seine Reichthümer und Intelligenz, die ungeheuere und immer noch zunehmende Wichtigkeit seiner Kolonien und seine Stellung als Haupt der protestantischen Kirche; die Fortschritte der Civilisation hatten die Riesenmacht Rußlands entwickelt, und die Größe Friedrichs II, so wie die Fähigkeit seiner Nachfolger, unterstützt durch den hochstrebenden Geist des Volks, Preußen auf die erste Rangstufe unter den Staaten Europa's rrhobrn.

Frankreich hatte während der Periode seiner kaiserlichen Ue bermacht die meisten Ländergrenzen verrückt, und es stand z erwartea, daß sie nach dessen Demüthigung möglichst wiede hergestllt würden. Dieß war jedoch keine geringe Aufgabe wenn man bedenkt, wie vielerlei Interessen berücksichtigt werde sollten. Man muß gestehen, daß viele Veränderungen und Ge bietsvertheilungen, welche damals sanktionirt wurden, höchst un verständig waren. Die Auflösung der Republiken Venedig un Genua ist vielleicht nicht sehr zu brdauern; brdenkt man abe was sie gewesen, welche Rolle sie einst in der Geschichte gespiel und in wessen Hände sie fielen, so hätte man für die Tage ih rer alternden Größe mehr Schonung und Achtung gewünscht Auch wird Sachsrn nie die Zerstückling des Churfürsten thums vrrzeihen; wollte man ihm seine Unabhängigkeit rauben so hätte es lieber Preußen ganz einverleibt werden sollen. Ein fernere Vergrößerung Rußlands zu gestatten, war ein Fehle von noch größern Folgen; und wenn Alexander im Jahr 181 seine Ansprüche auf Polen mit einem Heer von 100,000 Mann das er in dieses Land einlegte, unterstützte, so war dieß un ein Grund weiter, ihm nicht zu willfahren. Zu einer Zeit, d die verbündeten Mächte im wärmsten Dankgefühl für ihre Be freiung aus französischer Dienstbarkeit alle Rechte wieder her stellen, alle Wunden wieder heilen wollten, konnten die Pole da nicht mit allem Grunde fragrn, warum ihr Vaterland allei vergessen werden sollte? Ging es nicht an, Polen als unabhän giges Reich wirder herzustellen, so war Rußland unter allen am Wenigsten die Macht, der dieses Königreich hätte zufallen sol len. Was auch immer Rußland in seinen Manifesten versichern mochte — die Theilung Polens 1773 — die Abtretungen de Türkei 1775 vermöge drs Traktats von Kainardschi — die Convev tion vom Jahr 1783, vermöge deren der Zaar von Cartalinie und Kaket sich von Persien lossagte und unter den Schutz vo Rußland übertrat — die Wegnahme der Krim im Verlau desselben Jahrs — die Besetzung Georgiens 1791 — die fernere Opfer, welche die Türkei in dem Trattat von Jassy 1792 bracht — die zweite Theilung Polens 1793 — die Wiedervereinigun Kurlands und Semgallens 1795 — die dritte Theilung Polen 1796 — die neuen Gebietserwerbungen nach dieser Seite dur den Traktat von Tilsit 1807 — die Eroberung von schwedisc Finnland 1809 — die fernere Abtretung polnischer Distrikte vo Seiten Oesterreichs 1810 sind starke Fingerzeige; Rußland un noch, unter was immer für Umständen, mit einem Mal di Spolien fast des ganzen großen volkreichen Polens zu überlasse scheint uns höchst unvernünftig.

Ein Fehlgriff zieht den andern nach sich. Als Rußlan Preußen seinen Antheil an Polen entzog, mußte Friedrich Wil helm dafür auf einer andern Seite entschädigt werden, und er hielt eine Musterkarte von Landparcellen, mit den wunderlich sten Ecrn und Krümmungen, so daß Preußen jetzt östlich an Rußland und westlich an Frankreich gränzt, während es von der Hälfte drr frkundaren Staaten Deutschlands durchschnitten wird. Ein flüchtiger Blick auf die Karte von Europa muß uns vo der Absurdität dieser Ausgleichungen überzeugen. Preußen ha

Digitized by Google

die ausgedehnteste Fronte, ohne eine natürliche oder moralische Schutzwehr, welche diese Fronte vertheidigt; und so, wie es jetzt ist, kann es nicht mehr lange bleiben. Preußen muß entweder *siegen*, oder sinken. Kaum ist zu zweifeln, daß es bloß eine *günstige* Gelegenheit abwartet, um mit einer kräftigen Anstrengung sein Gebiet zu konsolidiren. Es wird aus Nothwehr zu einem verzweifelten Schritte getrieben. Die Krone vermag ihren jetzigen Rang so nicht zu behaupten. Und man muß die Intelligenz, die Energie und den Ehrgeiz der Preußen gar nicht kennen, wenn man sich einbildet, daß sie in Ergreifung der zu ihrer Nationallehre und Sicherheit förderlichen Maßregeln lässig seyn werden.

Die Lage des neuerrichteten Königreichs der Niederlande ist noch unsicherer. Es besteht aus Holland und Brabant, die an *Wohlstand*, Bevölkerung und Einfluß möglichst gleich, einander *aus alter* Gewohnheit beargwohnen und durch ihren kirchlichen Glauben geradezu gegenüber stehen. Die Zeit mag diese Quellen der Zwietracht ableiten, und was immer eine väterliche erleuchtete Regierung zu thun vermag, wird der regierende König der Niederlande mit Hülfe der seinen Thron umgebenden Staatsmänner nicht verabsäumen. Allein die gegenseitige Abneigung der Holländer und der Brabanter ist noch nicht die größte Gefahr, die diesem Königreiche droht. Frankreich hat immer einen gierigen Blick auf den Reichthum und die Fruchtbarkeit Belgiens geworfen, das für sich außer Stand ist, ihm die Spitze zu bieten. Weder in Spaniens noch in Oesterreichs augenblicklichem Interesse liegt es, Frankreich nach dieser Seite hin hinderlich zu seyn; und es könnte geschehen, daß ehe Jemand zu Hülfe erschiene, die ganze disponible Macht Frankreichs in das Herz der Niederlande dränge, wo die katholische Bevölkerung über ihre Ankunft frohlocken würde. In solcher Noth wären die Festungen an seiner Gränze von keinem Nutzen, da ihr Umfang und ihre Anzahl mit den Mitteln des Landes in *keinem Verhältnisse steht, und jede* der vier Hauptfestungen *Namur, Charleroi, Mons und Bergen op Zoom die ganze belgische Armee als Besatzung erforderte (?).*

(Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Zustand von Vandiemen's Land.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Es ist offenbar, sagt ein englisches Blatt, bei der Anzeige eines kürzlich erschienenen Werkes: Ueber den gegenwärtigen Zustand von Vandiemen's Land (Present State of Van Dieman's Land, by H. Widowson, Lond. 1829. 8), es ist offenbar, daß der Mensch nicht sich das Geschöpf der äußern Umstände, sondern ein seiner Natur nach zu steter Verbesserung geeignetes Thier ist, und daß er, *in eine feste Gesellschaft* vereinigt, jedes Regierung oder Mißregierung *zum Trotz* unaufhaltsam vorwärts schreitet. Die unverbesserlichsten *Spitzbuben* von beiden verbessern sich, wie Madeirawein, *auf einer Reise und* werden, nach Botany-Bai transportirt, arbeitsame und *respectable Bürger*. Und sind einige von ihnen selbst für Botany-Bai zu schlecht und verhärtet, so lasse man sie eine zweite Reise nach Vandiemen's Land antreten; und auf der Stelle bilden sie den Kern einer blühenden und auf das Beste gedeihenden Colonie. Vor vierzig Jahren (1788) kamen die ersten englischen Sträflinge zu Botany-Bai an. Binnen fünfzehn Jahren wurden einige dieser Schurken so wohlhabend, daß es nothwendig war, zur Sicherung ihres Eigenthumes eine Unter-Strafanstalt anzulegen, um in derselben den Auswurf des Mutterlandes aufzunehmen. Dieß geschah im Februar 1800, indem man 362 männliche Gefangene, und „12 freie Weiber" nach Vandiemen's Land überführte. Aus diesem geringen Anfang erwuchs ungeachtet des Mißverhältnisses zwischen der weiblichen und männlichen Bevölkerung eine Colonie, die gegenwärtig, mit Einschluß der Sträflinge, 20,000 Seelen zählte. Die Einfuhren an fremden Waaren und Luxusartikeln beliefen sich im J. 1826 auf Mehr, als eine Million Gulden (99,747 Pf. St.) und waren, ungeachtet sie in diesem Jahre um 30 P. C. zugenommen hatten, doch für die vermehrte Nachfrage nicht hinreichend. Hobart Town, die Hauptstadt, enthält an 1000 Häuser und gegen 7000 E. Nach der Menge der neuerrichteten Gebäude und den Schaaren der noch immer zuströmenden Einwanderer und Sträflinge zu schließen, muß die Zahl der Häuser, so wie die der Einwohner in wenigen Jahren sich verdoppeln. Diese aufblühende Stadt, das Werk der letzten fünf und zwanzig Jahre, hat gutgepflasterte Straßen, Brücken, Posten, Freischulen, Banken, Gasthöfe, Garküchen und mit einem Worte beinahe alle öffentlichen und Privateinrichtungen, welche die ältesten Städte in Europa besitzen; Assemblern, Concerte, Bälle und Vergnügungen aller Art nicht zu vergessen. Dem Reisenden sichert die geringste Empfehlung überall für Mann und Roß die freundlichste Aufnahme; und während es noch vor wenigen Jahren von Wichtigkeit war, einen Freund an der Landstraße zu haben, bei dem man Unterkommen für eine Nacht fände; so bieten jetzt zahlreiche Gasthäuser dem Fremden jede Bequemlichkeit dar.

Den freien Ansiedlern werden auf Kauf zu einem lediglich nominellen Preise, Ländereien von neun und zehen Tausend Acres, — oder fünf Antheile (Lots), zu drei englischen Quadratmeilen, — verliehen. Die größte Landverleihung ohne Kauf, die man kennt, war von 2560 Acres, die kleinste von 320; unter allen Umständen ist indessen erforderlich, daß der Erwerber hinreichendes Eigenthum nachweisen kann, um den Anbau der verliehenen Ländereien mit Erfolg zu treiben. Der Boden ist größtentheils vortrefflich, und man findet daher ungeachtet der schlechtesten Landwirthschaft überall herrliche Aecker und Wiesen, schöne steinerbaute Landhäuser und alle Zeichen des aufblühenden Wohlstandes.

Sträflinge, deren Transportations-Zeit verstrichen ist, verdingen sich als Knechte und Arbeiter gegen einen Arbeitslohn von 500 Gulden des Jahrs, außer der Kost. Auch Gefangene, die sich durch gutes Betragen ausgezeichnet haben, erhalten Erlaubnißscheine von dem Gouvernement und treten unter ähnlichen Bedingungen in Dienst. Sobald sie einem Brodherrn zugewiesen werden, erhalten sie auf seine Kosten einen vollständigen Anzug mit Wäsche und Schuhen. Ihre wöchentliche Portionen betragen 10½ Pf. Fleisch, 10½ Pf. Mehl, 7 Unzen Zucker u. s. w.; statt des Bettzeugs erhalten sie wollene Matratzen mit zwei Linnentüchern und einer wollenen Decke, die alle drei Jahre erneut werden müssen.

Digitized by Google

Die gefährlichſte Plage der Bewohner waren lange Zeit die Räuber oder Buſchklepper (bushrangers). Dieſe waren verzweifelte Verbrecher, die in die Wälder entflohen und im Jahr 1812 unter der Anführung von Whitehead und Howe ein blutiges Raubſyſtem anfingen. Ein Preis von fünfzig Guineen wurde auf jeden Kopf der Bande geſetzt und eine gleiche Summe jedem verſprochen, der Nachricht von ihren Hehlern und Helfern geben würde. Truppenabtheilungen wurden nach allen Richtungen ausgeſandt, ſie zu verfolgen, und viele der Einwohner bewaffneten ſich und ſchloſſen ſich an. Als die gefürchtete Bande im Jahr 1815 ein Haus angriff, wurde durch eine Abtheilung des Regiments, die ohne Wiſſen der Räuber darin lag, ihr Anführer Whitehead getödtet. So wie dieſer ſich verwundet fühlte, lief er in den Wald auf Howe zu und rief: „Nimm meine Uhr!“ ein Ausdruck, den Howe verſtand, indem er ihn ſogleich enthauptete. Dieß war eine Vorſichtsmaßregel, um den Getödteten unkenntlich zu machen und zugleich Niemand den Gewinn des ausgeſetzten Preiſes zukommen zu laſſen. Umſonſt wurden unabläßig Detachemens zu der Verfolgung Howe's ausgeſandt; Alle, die durch den hohen Preis, der zuletzt auf 100 Guineen geſteigert worden war, gereizt, ihm zu begegnen gewagt hatten, bezahlten ihre Verwegenheit mit ihrem Leben. Endlich wurde er von zwei entſchloſſenen Männern überfallen und, nach verzweifeltem Widerſtande, mit den Kolben ihrer Flinten erſchlagen. Er war ein außerordentlich ſtarker Mann und zu der Zeit ſeines Todes ganz in Kangarufelle gekleidet. Unter den Habſeligkeiten, die ihm bei einer frühern Gelegenheit abgenommen worden waren, fand man ein Traumbuch, oder vielmehr eine Art Tagebuch, das er über ſeine Träume hielt. Durch fortgeſetzte Verfolgung dieſes Raubgeſindels wurde die Inſel allmälig gereinigt und die ganze Bande vernichtet. Einer der Miſſethäter bekannte vor ſeinem Tode, daß er an dem Morde und der cannibaliſchen Verzehrung von 31 ſeiner Cameraden Theil genommen hätte.

Madagaſcar.

In Madagaſcar iſt ſeit dem Tode des Königs Radama noch immer Alles in Verwirrung; die meiſten öffentlichen Arbeiten ſind eingeſtellt, die Schulen, die ſo Viel verſprachen, geſchloſſen worden. Zwiſchen der bürgerlichen und militäriſchen Gewalt herrſcht eine Zwietracht, welche die deſpotiſche und grauſame, aber ſchwache Königin vergebens zu vermitteln ſucht. Auf die Verſicherungen der Fäeſtin, daß ſie die Verträge mit England aufrecht zu erhalten und die Verbindung noch enger zu knüpfen wünſche, als bisher, iſt kein Verlaß; und der engliſche Reſident zu Tamarivaro, Dr. Lyall, iſt auf eine völlige Deſorganiſation aller Verhältniſſe gefaßt. Die Ueberſetzung und der Druck der heiligen Schrift nimmt indeſſen ihren Fortgang.

Asiatic Journal.

Lord Byron.

Eine im vollſten Sinne des Worts unbedeutende Sammlung von trivialen Anekdoten oder Alltagsgeſchichten, die unter dem Titel Fugitive Pieces and Reminiscences of Lord Byron (by J. Nathan, Lond. 1829 12.) erſchienen iſt, enthält zwei ungedruckte Gedichte Byrons (an die bekannte Lady Caroline Lamb) von denen wir das eine wenigſtens unſern Leſern mittheilen wollen, weil ſie das einzige Merkwürdige ſind, was wir unter einer Maſſe Schutt auffinden konnten.

I ſpeak not, I trace not, I breathe not thy name, —
There is grief in the ſound — there were guilt in the fame
But the tear which now burns on my cheek may impart
The deep thought that dwells in that ſilence of heart.

Too brief for our paſſion, too long for our peace
Were thoſe hours — can their joy or their bitterneſs ceaſe?
We repent, we abjure, we will break from our chain, —
We muſt part, we muſt fly, to unite it again.

Oh, thine be the gladneſs, and mine be the guilt;
Forgive me, adored one, — forſake if thou wilt;
But the heart which I bear ſhall expire undebaſed,
And man ſhall not break it whatever thou mayſt.

And ſtern to the haughty, but humble to thee,
My ſoul in it's bitterest blackneſs ſhall be,
And our days ſeem as ſwift and our moments more ſweet,
With thee by my ſide, than the world at our feet.

One ſigh of thy ſorrow, one look of thy love,
Shall turn me or fix, ſhall reward or reprove;
And the heartleſs may wonder at all we reſign,
Thy lip ſhall reply not to them, but to mine.

Dein Name! nicht ſprech' ich, nicht athm' ich Dir ihn;
Denn Schmerz iſt und Schuld was ſo lange ſein Theil.
Die Thränen nur, die auf der Wange mir glühn,
Laß ſagen, was ſchweigend im Herzen verweil'.

Zu kurz dem Verlangen, dem Frieden zu lang
War die Luſt, die jetzt bitteren Nachgeſchmack bringt;
Wir bereu'n, wir verleugnen, wir brechen den Drang,
Der ſtets uns doch neu zu vereinen uns zwingt.

O, dein ſey die Freude und mein ſei der Schmerz!
Vergieb mir Geliebte, die Schuld, die Du klagſt;
Ja, fliehe! treu ſoll Dir beharren mein Herz;
Nicht Menſchen es brechen, ob Du das auch magſt.

Stolz gegen den Stolzen, doch demüthig Dir,
Soll auch in Verzweiflung die Seele mir ſeyn;
Und ſüßer, als bengten ſich Könige mir,
Entſchwinden die Stunden uns beiden allein.

Ein ſorgendes Wort und ein liebender Blick
Sey Tadel und Lohn mir und Leitſtern und Hort;
Und höhnt auch die herzloſe Welt unſer Glück,
So küſſen wir uns und erwiedern kein Wort.

Brünn, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 185. 4 Juli 1829.

Das Haus der Lords.

Lord Eldon. Empfang einer Deputation des Unterhauses.

Es ist nicht meine Sache, Lord Eldon als Staatsmann das Wort zu reden, ich wollte mich sogar untersangen, darzuthun, daß seine ganze Haltung die unrechte war; vielleicht daß ich den Grund seines Irrthums in der widersprechenden Natur der ihm obliegenden Pflichten nachweisen könnte, und in seinem eifrigen Bestreben, den Dingen, wie sie sind, überall ihr Recht widerfahren zu lassen. Wo es gälte, eine Verfassung *oder ein Gesetzbuch* zu schaffen, wäre Lord Eldon vielleicht der letzte Mann, den man dazu brauchen könnte; denn er kennt keine andere als bestehende Gesetze, über diese hat er nachgedacht, nach diesen entschieden, und diesen sich so ausschließlich gewidmet, daß ihm manche Theile des gesellschaftlichen Organismus, welche die ursprüngliche Gesetzgebung vor Allem in's Auge zu fassen hat, völlig fremd geblieben seyn müssen. Eben so wenig könnte von Lord Eldon die Rede seyn, wenn es sich darum handelte, Verbesserungen im sittlichen und intellectuellen *Zustande der Welt zu befördern.* Verbesserungsideen jeder Art *sind, wenn nicht ungesetzlich, doch außergesetzlich*, d. h. das *Gesetzbuch* ignorirt sie; *daher Lord Eldon oder jeder andere* Mann in gleichen Verhältnissen *und von gleicher Denkungsart nie aus dem Gebiet der Erfahrung in das der Speculation übertritt*, ohne sich auf die illiberale Seite zu schlagen. Das Gesetz ist nirgends eine Schule der Liberalität; es bindet die Menschen an die Regel, und führt die Begeisterung des Ehrgeizes und des Genies auf die Formel des Vorganges zurück. Daß es unter den Rechtsgelehrten auch liberale und sogar speculative Männer giebt, ist keine Frage; aber sie sind liberal trotz ihres Standes, und nicht in Folge desselben; und bei einem jeden solchen Rechtsgelehrten wird man dann auch immer finden, daß sein Geist sich noch mit ganz andern Dingen und unaufgefordert zu beschäftigen weiß, als mit Rescripten, Dekreten, Commentaren, Statuten und Rechtsfällen. Brougham z. B. ist *Advocat*, und zwar ein sehr geschickter und außerordentlich beredter *Advocat*, und zugleich einer der unterrichtetsten und liberalsten Männer, der für alles Sinn hat, was das Wohl der *Menschheit betrifft*; allein gerade an Brougham sieht man es deutlich, daß das Gesetz nicht der einzige, ja daß es nicht einmal der hauptsächlichste Gegenstand seyn kann, der einen gewaltigen Geist ausfüllt. Stets ist es irgend eine großartige Idee, die er im Kopfe führt, irgend ein geistiges Steckenpferd, mit dem er umspringt, wofür er die Gesellschaft seines John Doe und Richard Roe gerne aufgiebt.

Daß Lord Eldon — daß der niedergeborne, der lang vernachläßigte John Scott sich im Staat zur höchsten Stelle des Vertrauens emporschwang, daß er so viele Jahre hindurch Lord-Kanzler von England, Großsiegel-Bewahrer und Gewissensrath des Königs war, gereicht ihm und seinem Vaterlande zu gleich großer Ehre. Ich sage nicht, daß sein Benehmen als Lord-Kanzler und als Gewissensrath des Königs gleich untadelhaft, oder beiderseits gleich ersprießlich gewesen sey, weil ich nicht weiß, ob diese hohen Posten sich so ganz mit einander vertragen; ob man nicht durch dasselbe Talent, dieselbe Richtung des Geistes und des Studiums, wodurch man sich für den einen Beruf aufs Ausgezeichnetste qualificirt, gerade für den andern verdorben wird; aber so viel weiß ich, daß die Lord-Kanzlerschaft von England, als solche, schon ihren Mann sucht, ohne daß man ihm noch eine so kitzliche und delikate Funktion, wie die Berathung des Gewissens ist, aufzubürden braucht, — eines Dings, welches unter allen Dingen in der Welt am Leichtesten sogar denjenigen durch die Finger zu schlüpfen droht, welchen es durch Geburtsrecht angehört. Das Gewissen ist zugleich das räthselhafteste und das widersprechendste Ding: denn wenn die Begriffe groß und klein überall Gegensätze sind, so sind sie in Bezug auf jenes selbst im gemeinen Sprachgebrauche identisch, und ein weites oder gar kein Gewissen ist ein und dasselbe.

Allem nach ist es diese zweifache Persönlichkeit des Beamten, welche den Lord zu einem Doppelgänger in der Politik macht, während er in seinem ursprünglichen Element so tief und so klar sieht. Demungeachtet aber bleibt er eine seltene Erscheinung; sogar seine Feinde (und es waren deren nicht wenige, noch waren sie stille) müssen einräumen, daß ihn die Natur mit Talenten vom ersten Range ausgestattet, und daß er sich eine Fülle von Kenntnissen erworben hat, und zwar namentlich oder vielmehr ausschließlich im Rechtssache, worin keiner seiner Zeitgenossen sich mit ihm messen darf. Wie sich er-

warten läßt, ist seine Logik kurz und bündig, wo seine Einsicht feststeht, sie artet aber in Sophisterei aus und schleppt sich mit vagen Behauptungen, wo er auf einem fremden Boden ficht; aber ob er einen Antrag seiner erklärten Gegner, oder des erleuchteteren Theils seiner Collegen im Ministerium bekämpft, nie erlaubt ihm sein gerader Sinn einen andern Weg, als den Weg der Ueberzeugung durch Vernunftgründe einzuschlagen, er beginnt und endet mit Schlüssen, wie sehr sie auch in der Mitte abgebrochen und zerstückelt seyn mögen.

Lord Eldon findet sich durch Organ, Vortrag und Stil nur schwach unterstützt. Er ist, wie ich glaube, ein gedorner Northumberländer, und die der northumberländischen Mundart eigenthümliche Schwerfälligkeit hängt ihm immer noch an; achtsamer auf Gedanken, als auf Worte hat er weder Zeit noch Lust, die Silben in Musik zu setzen. Er spricht einfach und natürlich, nur zuweilen mit einer gewissen Unbestimmtheit, deren man sich bei einem Manne, der sonst Alles so genau nimmt, nicht versieht; in einem etwas ungehobelten Geschäftsten, der sich bei ihm zum Theil vom Actenlesen, wenn er die großen und schweren Segel des Kanzlerschiffs reffe, herschreiben mag; und ob er sich gleich nicht selten durch einen Scherz versündigt, und dem feierlichen Ernst der Gerichtstafel und des Wollsacks zum Trotz und Aergerniß ein wohlangebrachtes Stück Humor preis giebt, so treibt er es doch mit seinen Blumen und Bildern nicht bis zu jener rhetorischen Raserei, durch welche mancher Redner sowohl sich selbst, als die Fassungskraft ihrer Zuhörer in Verwirrung bringen; bei ihm darf man immer darauf rechnen, daß man ihn versteht, und daß er sich selbst versteht; und sogar wenn er sophistisirt, kann man ganz gut merken, was er im Schilde führt, und kann sich des Verdachts nicht enthalten, daß er es selbst fühlt, daß seine Absicht und die Mittel, deren er sich zu deren Erreichung bedient, nicht ganz so seyen, wie sie seyn sollten. Was endlich für ihn sehr einnimmt, ist die ungetrübte Heiterkeit seines Temperaments, das sanfte und freundliche Aussehen, das nicht nur den Kanzler mitten unter seinen mühevollen Pflichten, sondern selbst den strengen, ja oft vorurtheilsvollen und blinden Partei-Mann nie verläßt. Der Verstand und Scharfsinn, welche auf jedem seiner Züge geschrieben stehen und aus jedem seiner Blicke leuchten, flößen seinen Freunden großes Vertrauen ein und verwirren und entwaffnen seine Gegner, während seine milden und ansprechenden Manieren ihm sogar die Herzen derjenigen gewinnen, deren Kopf er nicht beherrschen kann.

Diese wenigen Züge aus Eldons Charakter sind das Resultat der Betrachtungen, welche sich mir aufdrängten, als ich den Lord (ohne ihn zuvor je gesehen zu haben) einsam zwischen den Wollsäcken sitzen sah. Ich dachte an die Wichtigkeit des Orts, die großen Nationalbegebenheiten, deren Wiege er war, die großartige Entfaltung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalten, deren Schauplatz er war, seinen beschränkten Umfang, sein einfaches Geräthe, und vor Allem an die darin herrschende Stille und Einsamkeit, und versank darüber in Träumen von Wollsäcken und Lordkanzlern, von gedrückten Lords und nickenden Bischöfen, daß ich erst, als ich einen starken Stoß die Seite bekam, wahrnahm, daß das Haus über und u den Schranken sich gefüllt hatte, und daß Platz für eine Deputation von der Kammer der Gemeinen gemacht wurde, eine Bill zur Beförderung der Industrie im Fürstenthume Wales überreichte.

An der Spitze dieser Deputation trat ein dar gastfreie liche Eigenthümer von Wynnstay und Herr von Nord-Wal Sir Watkins Williams Wynne, Baronet. Die höhere Stellu welche die Mitglieder des Hauses der Pairs sich gegenüber nen des Unterhauses anmaßen, findet sich nirgends schärfer zeichnet, als in ihren amtlichen Mittheilungen, wobei man der That die Art und Weise zu copiren scheint, in welcher Edelmann und ein Bauer ihre gewöhnlichen Geschäfte mit einan verhandeln. Der Pair schickt seinen Diener, die Sache zu sagen, während er selbst sich in der müßigen Lage des He verhält. Der Bürgerliche hatte, als zuerst Pairs Mode w den, keine Dienerschaft; er verrichtete also sein Geschäft sel Der Verkehr der beiden Häuser hat hiermit viel Aehnlichke die Pairs senden ihre Botschafter und die Gemeinen komm in Person. Der Bote der ersteren ist ein Laufer mit sein Amtsstabe; und obgleich der Gerichtsdiener des Hauses Gemeinen, seine Keule schulternd, ihn unter der Thüre pfängt, und nachdem der Sprecher ihm die Erlaubniß zum E tritt ertheilt hat, vor ihm hergeht; so ist es doch nur der D ner, welcher kommt und sich gegen das Unterhaus verbeugt, sobald dieß geschehen, dem Sprecher den Rücken kehrt. Herren vom Haus der Gemeinen treten, nach eingeholtem Besch vor den Schranken ihrer Lordschaften zu erscheinen, mit dem wei Kopfnicken eines hölzernen Mandarins am Fenster eines Th krämers, ein; der Kanzler geht ihnen entgegen und verbie sie mit seiner Amtsperücke, wie Minerva die Trojaner mit rer Aegide; und haben sie ihre Aufgabe in möglichst eil und unterthänigen Worten hergesagt, so ziehen sie sich mit de selben Mandarinennicken wieder zurück, unverwandt die Au auf die geheimnißvolle Perücke gerichtet, bis der Schlag der Fl thüren sagt, daß sie verschwunden sind.

Die Deputation, auf welche ich anspiele, kam auf diese und sicherlich ward sie von der Mehrheit des Oberhauses lordmäßiger Nonchalance empfangen. Der Kanzler selbst der Einzige, der eine kleine Verbeugung mit dem Kopfe mach und sie für ihr vieles Nicken mit einem Lächeln belohnte. Inzwischen machte ein sehr hochwürdiger Lord ein Sprachrohr an L Liverpools Ohr; Lord Holland schien mit über einander gesc genen Beinen, und seine beiden Hände auf einen Hasel stützend, ein Liedchen zu summen; Lauderdale warf einen unter die Bänke, daß man hätte glauben sollen, es sey ihm Ratten dang; Earl Grey hatte die Lippen zusammengepr und in all seinen Muskeln eine Spannung und eine Straffh als ob ihn Etwas gestochen hätte und er es nicht sagen wolle verschiedene mit der Grafenkrone gezierte Stirnen und insulti Häupter nickten, aber freilich nicht, um das Nicken der Dep tation zu erwiedern. Während die Deputation sich zurückz

Digitized by Google

wurde das Haus voller unnd voller, die Schlummerer begaben sich an ihr Ruheplätze, und die geistlichen und weltlichen Lords bereiten sich zur Debatte vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quaterly Review über die Lage von England.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir das Leben von seiner sittlichen und intellectuellen Seite, wie es sich unabhängig von den politischen Verhältnissen gestaltet, so treten uns überall große Verbesserungen entgegen. Im stärksten Contrast mit der Vergangenheit zeichnet sich die Gegenwart vor Allem durch die Erleichterung des Verkehrs aus. Durch Nichts haben die Römer so Viel für die Civilisation gethan, durch Nichts einen so hohen Begriff von ihrer Herrschergröße gegeben, als durch die Menge und Großartigkeit ihrer Straßen. Als ein Beispiel außerordentlich schnellen Reisens führt uns Plinius an, daß Tiberius, von Augustus an seinen kranken Bruder Germanicus abgesandt, zweihundert römische Meilen in einem Tag und einer Nacht zurückgelegt habe. Allein die Art zu reisen in jenen Tagen steht doch in keinem Vergleich mit der jetzigen. Cicero spricht von einem Boten, der in sieben und vierzig Tagen aus Rom zu ihm in seine Provinz Cilicien in Kleinasien kam. Heu tam longe! ruft der Redner aus, da er sich so fern von dem Schauplatz seines Ruhmes findet *). Um Briefe von Rom in die Nähe von Gibraltar zu überbringen, brauchte man vierzig Tage, nach Plinius **). Auch der ältere Plinius erwähnt viele Beispiele, woraus man ersieht, wie langsam man im Grund reiste. So wie das Reich in Verfall gerieth, wurden die Straßen vernachlässigt; und in den finstern Zeiten des Mittelalters übersteigt die Schwierigkeit des Verkehrs allen Begriff. Es läßt sich zwar die Beschaffenheit der Wege nicht genau von Periode zu Periode verfolgen, sie müssen sich aber bei zunehmendem Handel nach und nach verbessert haben. Natürlich ging es damit nur langsam, da man die Kunst, sie anzulegen und zu führen, nur unvollkommen verstand. Das erste Land, in welchem der Bau der Hauptstraßen den heutigen Grad der Vollkommenheit erreichte, war Schweden — bei dessen Armuth und Abgelegenheit man dergleichen am Wenigsten erwartet hätte.

In England war es die neue Einrichtung der Briefposten im Jahr 1793, welche sehr auf die Verbesserung der Hauptstraßen wirkte: denn von diesem Jahr an bis auf den heutigen Tag haben die Landstraßen, Querstraßen, Brücken und Fähren, welche man durch das ganze Land hin trifft, einen entschiedenen Vorzug vor denen in andern Ländern. Bei dem Reichthum an geeignetem Material für den Straßenbau, den England wie kein anderes Land besitzt, dürfte es den Vortheil besserer Straßen wahrscheinlich noch lange vor seinen Nachbarn voraus haben.

*) Ep. ad Attic. l. V. 19.
**) Ep. ad Famil. l. X. 33.

Der Straßen- und Brückenbau hat jedoch in neuerer Zeit durch ganz Europa bedeutende Fortschritte gemacht. Das Material dazu findet sich an Orten, wo man es früher nicht gesucht hätte, und wird mit erstaunlicher Geschicklichkeit verwendet. Kein Sand, kein Sumpfboden, keine Ströme oder Abstürze sind mehr unübersteigliche Hindernisse. Ein Terrassenweg ist längs der ganzen Apenninenstrecke von Nizza bis an den Golf von Spezia angelegt. Die schönsten Fahrwege gehen über die Alpen, den Cenis, den St. Bernhard, den Simplon, den St. Gotthard, den Splügen, von dem Lago di Como bis an die Quelle des Inn, von Trient nach Brixen und wo die Straße von Wien nach Venedig sie bei Pontebba durchschneidet. Eine ganz neue Straße ward in dem Königreich der Niederlande von Namur nach Luxemburg gebaut. Eine Straße führt längs den Ufern des Rheins von Mainz nach Nimwegen, eine Straße von Lübeck nach Hamburg und von Hamburg nach Berlin durch endlose Sandfelder hin; eine dritte von Warschau nach Kalisch, die bis Breslau fortgeführt werden soll; eine vierte läuft von Berlin über Küstrin, Königsberg und Riga nach Petersburg, und bietet schon jetzt oder in kurzer Zeit zwischen den Hauptstädten von Preußen und Rußland eine herrliche Verbindungslinie. Baron Pasquier hat noch nicht lange den französischen Kammern einen umständlichen Bericht über den Zustand der Wege in Frankreich vorgelegt, ein Umstand, der an sich schon beweist, welche Wichtigkeit man den innern Communicationen daselbst beilegt. Kurz der Reisende mag sich wenden, wohin er will, so trifft er auf Straßen, welche neu angelegt, erweitert, geebnet oder ausgebessert werden; und es läßt sich nicht leicht bestimmen, welche Länder oder Provinzen gegenwärtig den größten Eifer und die meiste Einsicht in diesem Zweige der Nationalverbesserungen an den Tag legen.

Die in letzter Zeit in dem Wasserverkehr gemachten Fortschritte sind noch merkwürdiger. Die ersten, in diesem Welttheil bekannten Kanäle finden wir in Italien und den Niederlanden; sie dienten oft sowohl zum Austrocknen des Bodens, als auch zum Handelsverkehr. Frankreich folgte ihrem Vorgang, und verband durch den Kanal von Languedoc, der jetzt aber anerkannter Maßen den beabsichtigten Zwecken nicht entspricht, die Maasche mit dem Mittelmeer. Verschiedene andere wurden indessen vollendet, und mehrere sind im Werden. Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts lenkte England sein Augenmerk auf Kanäle, und gegenwärtig treibt es mehr Kanalschifffahrt als jedes andere Land. Auch Oesterreich hat seine Handelsstraßen, und gleich Preußen und Schweden seine Kanäle; Rußland ermuntert sowohl in seinen alten Gränzen als in Polen angelegentlichst den Kanalbau. Und dann die Dampfschifffahrt, diese größte der theoretischen sowohl als praktischen Entdeckungen der neuesten Zeit — was hat sie nicht in den letzten zwanzig Jahren zur Erleichterung des Wasserverkehrs beigetragen? Dampfschiffe fahren jetzt regelmäßig oder gelegentlich von dem innersten Mittelmeer in die hinterste Ostsee. Kein Land in Europa hat jedoch von der Entdeckung der Dampfschifffahrt so große Vortheile gezogen, wie England. Seine Lage, sein Brennstoff und sein Handel setzen es in Stand, nach allen Seiten hin Dampf-

Digitized by Google

schiffe zu versenden; und durch die Sicherheit und Schnelligkeit ihrer Fahrt haben sie die Entfernungen vermindert, und nach allen Theilen des europäischen Festlandes die Zugangswege vervielfacht. Zu dieser Reisebequemlichkeit kommt noch die Mannichfaltigkeit, Vorzüglichkeit und Wohlfeilheit öffentlicher Gefährte und die schnelle und sichere Besorgung der Briefe durch die Post. Diese Entdeckungen und verbesserten Einrichtungen zusammen erzeugten eine Bequemlichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit des Verkehrs, die man sich früher nicht hätte träumen lassen. Wir stehen vielleicht dem Anfangspunkt dieser neuen Erscheinungen noch zu nah, um ihren ganzen Werth gehörig schätzen zu können. Obgleich gering an Zahl, und einfach in der Anwendung, haben sie für die Umgestaltung der Verhältnisse und die Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft Mehr gethan, als alle Erfindungen seit den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Die vermehrte Reiselust in Folge jener erleichterten Communicationen ist eine zweite Haupteigenthümlichkeit der jetzigen Zeit. Die Zahl derer, die zu ihrer Bildung und ihrem Vergnügen reisen, hat überall, zumal in England, um das Fünfzigfache, ja Hundertfache zugenommen, und nimmt immer noch zu. Jetzt besinnt man sich so wenig in ein anderes Land, als vor fünfzig Jahren in eine benachbarte Grafschaft zu reisen. Zur Friedenszeit bildet Europa, so zu sagen, nur eine Familie; statt daß der Reisende früher vergeblich mit jenen Hindernissen kämpfte, welche der Mangel an gemeinschaftlicher Bildung, Sprache, gleichartigen Begriffen, leichtem und angenehmem Verkehr entgegenstellte, findet er sich überall in lebhafter Unterhaltung mit Leuten von verwandtem Sinn über Gegenstände gleicher und wechselseitiger Interessen. Man kann diese Vortheile nicht hoch genug stellen. Sie brechen jene künstlichen Scheidewände, die den Menschen vom Menschen trennen, heben Mißverstand, Unwissenheit und Vorurtheile, und verbrüdern die Bewohner verschiedener Länder durch theure Erinnerungen. Auf der andern Seite muß man gestehen, daß die biedere Herzenseinfalt früherer Tage fast gänzlich verschwunden ist. „Ce peuple," sagt Marmontel von den Einwohnern seines Heimathdorfes, „qui depuis s'est laissé denaturer comme tant d'autres, était alors la bonté même," und diese Bemerkung ist heut zu Tage in weit größerer Ausdehnung wahr. Die warme Anhänglichkeit an Verwandte, Freunde und Nachbarn hat Viel von ihrer Stärke verloren. Sie war das Unterpfand, welches man gab und empfing, von der Treue und Rechtlichkeit des gegenseitigen Verkehrs. Jetzt sind die Bande der Gesellschaft so lose, Verhältnisse werden so gleichgültig und unbedenklich geschlossen und aufgegeben, daß man in jedem Stand und Rang den Strom des Lebens hinabtreibt, ohne rechtes Interesse für die Umgebung zu empfinden oder zu erwecken. Ortsanhänglichkeit ist beinahe ganz erstorben. Jene innigen Gefühle, welche beim Anblick der Scenen der Kindheit und der Jugend das Auge mit Thränen füllten und das Herz pochen machten, sind nicht mehr, oder es sind leicht Rührungen, deren man sich fast schämt. Alle tiefern Eindrücke sind verwischt durch den beständigen Wechsel des Umgangs und des Orts und ersetzt durch geschmeidige Artigkeit und unthätigen guten Willen für Jedermann.

Wir wollen weder der Vergangenheit das Wort reden, noch die Gegenwart herabsetzen, sondern bezeichnen bloß die allgemeinen und wesentlichen Veränderungen in dem gesellschaftlichen Zustand unseres Zeitaltees. Zugegeben, daß die Ursache, warum es anders werden mußte, ein Gesetz der Nothwendigkeit war, so darf man sich nicht verbergen, daß es auch die Folgen seyn werden. Sie waren im Allgemeinen schon lange fühlbar; aber nun fangen sie an es selbst in den engsten Kreisen des häuslichen Lebens zu werden. Wir besitzen die äußeren Genußmittel in einem Grad, von dem sich unsere Vorfahren Nichts im Traum einfallen ließen, aber auch dagegen eine starke Zugabe jener theilnahmlosen Selbstsucht, der feindlichsten Zerstörerin menschlicher Glückseligkeit in Perioden, wo der Luxus und die Entartung die höchste Stufe erreicht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ministerialveränderung in China.

In dem himmlischen Reiche, dessen Grundgesetz die Beständigkeit zu seyn scheint, sind wenigstens die Ministerien fast eben so häufigem Wechsel unterwoefen, als in unserm veränderlichen Europa. Der Kaiser von China hat nicht sobald seinen Thron bestiegen, als er auch an sein Begräbniß zu denken anfängt. Die „glückliche Stätte," die er 10,000 Jahre lang einnehmen soll, darf nicht der Willkühr eines Nachfolgers überlassen werden; er wählt sich daher selbst seine Begräbnißort und baut sich selbst sein Grabmahl, mit der verschwenderischesten kaiserlichen Pracht, sobald er auf so hohe Ehre Anspruch machen kann. Se. gegenwärtige Majestät, die jetzt in dem achten Jahre ihrer Regierung ist, hat bereits 500,000 Taels — eine halbe Million Thaler — auf ihren Begräbnißplatz verwandt und nachdem all dieses Geld ausgegeben war, fand der Kaiser neulich, als er den Ort besuchte, das Gewölbe halb mit Wasser gefüllt. Ein wäßriges Grab ist das größte Unglück, das einem Chinesen nach seinem Tode widerfahren kann; der gerechte Zorn des Kaisers überstieg daher alle Grenzen. Er ertheilte sogleich den Befehl, alle die Personen, welche bei der Verwendung jener halben Million betheiligt waren, abzusetzen und auf das Härteste zu bestrafen. Der König Tschwangtsing wang (der Premierminister) ist todt; die Strafe, die ihn hätte treffen sollen, wurde daher auf seine Söhne übertragen. Die lebenden Minister, die mit dem Bau zu thun gehabt hatten, wurden abgesetzt und vor Gericht gestellt. Einer derselben, der alte Tankeunjuen steht jetzt in seinem achtzigsten Jahr und ein Schlag muß ihn plötzlich von den höchsten Ehren in die bedauernswerthe Lage eines Staatsgefangenen versetzen.

Asiatic Journal.

Chinesischer Hochsinn.

Ein chinesischer Beamter in der Provinz Canton hat ein Edict erlassen, worin er seinen Untergebenen gebietet und seine Collegen auffordert, sich nicht durch Kriecherei gegen ihre Vorgesetzten und übertriebenes „Beugen des Rückens" zu erniedrigen.

Canton Register.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 186 und 187. 5 und 6 Juli 1829

Das Haus der Lords.

(Fortsetzung.)

Parallele der beiden Häuser. Erskine.

Welchen Einfluß auch Titel und Ehrenstellen auf Talent und Sitte haben mögen, so ist keine Frage, daß der englische Adel sowohl in als außerhalb seinem Versammlungshause einen edlen Ton des Anstands und der Würde beobachtet. Wenn die Lords sich in dieser Beziehung im Ganzen sehr zu ihrem Vortheile vor den Mitgliedern des Hauses der Gemeinen auszeichnen, so mag dieß zum Theil seinen Grund darin haben, daß diese meist jüngere, jene meist schon etwas ältere Personen sind. Es herrscht in dem Benehmen des Hauses der Lords eine Würde und ein Decorum, wie man es vielleicht in keiner andern Versammlung von Laien oder Geistlichen antrifft. Es ist wahr, daß man von ihnen selten so glänzende Reden hört, wie manchmal von Mitgliedern des Unterhauses; aber es ist ebenfalls wahr, daß sie weniger ins leere Schwatzen verfallen, sich mehr an die Sache halten, mehr Höflichkeit gegen einander beweisen, nicht so sehr wiehern, wenn sie einen Triumph feyern, und nicht gleich so knurren, wenn sie eine Niederlage befürchten; auch überschreiten sie in der Leidenschaft nicht so oft die Grenzen der Beredsamkeit, wie dieß wohl im Hause der Gemeinen zu geschehen pflegt. Sie sind nicht selten von Menschen von geläufigerer Zunge und befangeneren Begriffen verspottet worden: man hat sie das Haus der Unheilbaren genannt; aber ich wenigstens halte sie nur in der Art für unheilbar, wie ein vollkommen gesunder Mann unheilbar ist. Auch darf man nicht vergessen, daß, obgleich die Gemeinen die constitutionellen Wächter alles desjenigen sind, was die Rechte und die Interessen des Volkes betrifft, die Lords oft Gebrechen entdeckt und Eingriffe in Rechte abgewiesen haben, welche sie unmittelbar nichts angingen, und welche die Gemeinen gänzlich übersehen hatten.

Trotz der Masse von Geschäftstalent, deren sich das Unterhaus rühmen mag, ist im gegenwärtigen Augenblicke der Präsident des beständigen Ausschusses der Lords der große Probemeister aller Privat-Bills, welcher diejenigen ungesetzlichen aber verborgenen Clauseln, die von den Verfertigern solcher Bills oft aus Rücksichten des Privatinteresses eingeschmuggelt werden, gewiß entdeckt und eben so gewiß streicht. Ich hatte selbst Gelegenheit, eine Bill näher kennen zu lernen, in welcher das Publikum mit einer so nichtswürdigen Rotte von Schuften zu thun hatte, wie nur je eine auf die Beutel der Leute speculirte, und die überdieß so ziemlich außer dem Bereiche der Controlle der hohen und achtbaren Diener der Krone und der Beschützer des öffentlichen Rechts stand. Clausel um Clausel und Satz um Satz des Entwurfs der Bill waren so standhaft verfochten und so schön gewonnen worden, wie nur jemals ein Schlachtfeld. Als die Bill vor das Haus der Gemeinen gebracht wurde, wußte man, daß sich eine mangelhafte kleine Clausel — ein Spielraum für ein Profitchen, zwar so klein wie ein Almosen, aber immer ein Profitchen — darin befand, und man hoffte, die Weisheit des Hauses der Gemeinen würde den kleinen Flecken auswaschen. Aber dieß geschah nicht. Die Bill ging ohne Weiteres durch; und diejenigen Agenten und Mitglieder, welche um den Kniff wußten und nicht damit einverstanden waren, scheuten sich, Etwas merken zu lassen, um dadurch nicht eine Opposition aufzuregen, die dem ganzen Projekt gefährlich werden konnte. Im Augenblicke aber, als die Bill vor einen Ausschuß des Hauses der Lords kam, und der Graf von Shaftsbury seinen Finger auf die fatale Clausel legte, strich das Haus sie als des Parlaments unwürdig aus. Dieses ist von vielen Beispielen eines, das, so unbedeutend es seyn mag, wenigstens so viel beweist, daß man Unrecht hat, wie Manche thun, zu behaupten, die Tüchtigkeit und das Verdienst des Hauses ruhe auf schwachen Gründen. Wohl mag es geschehen, daß die Grafenkrone einer Stirne aufgesetzt wird, welche sie nicht zieren, und die nicht von ihr geziert werden kann; aber sollten die Pairs des Reiches deswegen weniger von Anhänglichkeit an die Grundsätze der Freiheit erfüllt seyn, weniger sich für den Nutzen der Gesellschaft interessiren, als irgend eine andere Classe der brittischen Unterthanen? Oder weil sie ihr Tempeament mehr beherrschen, und in ihrer Beredsamkeit einen etwas abgemessenen Schritt halten, als die Mitglieder des anderen Hauses, sollten sie deswegen weniger geeignet seyn, nach den gleichen Gefühlen zu handeln, und dieselben Rechte zu vertheidigen? Die Debatte, welche sich über die Bill von Wales und verschiedene andere minder wichtige Gegenstände entspann, war

lang, interessant und lebhaft, so daß ich im Verlauf derselben die meisten der Sprecher des Tages zu sehen und zu hören bekam. Einer dieser Sprecher, ein Freund der Freiheit und der Menschen, von vollendeter und leidenschaftloser Beredsamkeit, von durchdringendem Scharfsinne, von bezaubernder Anmuth, von ehrfurchtgebietender Männlichkeit, und von unvergleichlicher Gewalt über jede Leidenschaft des menschlichen Herzens, hat seitdem der Natur den letzten Tribut bezahlt; und es hat sich noch Keiner gefunden, der ihm in einer seiner höheren Eigenschaften gleich oder nahe gekommen wäre. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich den verewigten Lord Erskine meine, — einen Mann, auf welchen die reine und ungetrübte Kraft des Genius sich ergoß, und in welchem sie aufging in einer Herrlichkeit, von der die Jahrbücher der neuesten Zeit kaum ein Gegenstück aufzuweisen haben. Nicht geboren unter den günstigsten Aussichten und nicht erzogen in dem Blumengarten der Welt, aber begabt mit einer treuen Männerseele, und durchströmt von dem siegreichen Hauche einer Begeisterung, welche alle Höfe und alle hohen Schulen nicht verleihen können, ward Thomas Erskine ein Schutzengel seines Vaterlandes.

Als eine allgemeine revolutionäre Bewegung von Seiten der Völker, und eine allgemeine Neigung von Seiten der Machthaber, dieser Bewegung mit vornehmer Härte zu begegnen, den gesellschaftlichen Vertrag in vielen europäischen Staaten zu vernichten drohte — als die Regierung von Großbritannien, noch fühlend die Niederlage, welche ihr von ihren Colonisten im Westen beigebracht worden war, und fürchtend die finstern Wolken, welche sich im Osten überall in den trübsten und schreckhaftesten Gestalten zusammenzogen, das Steuer ihrer gewohnten Weisheit, wie man glauben sollte, verlor und in ihrem gewohnten väterlichen Eifer für das Wohlergehen und (darf ich hinzufügen?) für die Freiheit ihrer Unterthanen erkaltete — als sie sich zu einer Politik zu wenden schien, die sie unrettbar in das bereits drohende Verderben gestürzt haben würde — da stand Thomas Erskine auf, und that vielleicht Mehr für die Regierung, gewiß aber für das Volk von England, als irgend ein anderer Mann in irgend einer Zeit gethan haben kann. Als diejenigen, denen es für die Festigkeit des Thrones, oder vielmehr für die Sicherheit ihrer Stellen unter dem Throne bangte, in ihrer Herzensangst sich anschickten, Schritte zu thun, die sie sich bei vollem Bewußtseyn des Muths nie hätten träumen lassen — als Englands Palladium in seinen Grundpfeilern erschüttert war, als das herrlichste Blatt im Buche seiner Freiheiten Gefahr lief, als dürre Stoppel vom Gewitterſturm der Anarchie verweht zu werden, das Gericht der Geschwornen, von welchem nach Englands bestem Gesetze Jedermann gerichtet werden soll, in ein Stück nächtiger Mummerei verwandelt zu werden — als es schien, daß die Gerechtigkeit die Wagschalen des Rechts und das Stumpfschwert der Gnade von sich schleudern wolle, um den gekrümmten Pallasch der Rache mit beiden Händen zu ergreifen — da im letzten entscheidenden Augenblicke erhob sich Erskine, mit keiner anderer Waffe, als der der Wahrheit, und mit keiner anderen Rüstung als der des dahinreißenden und überwältigenden Ge und rettete durch Erhaltung der Integrität des Gesetzes Thron und das Volk.

Das war der Dienst, welchen der verewigte Lord Er seinem Lande und der Menschheit leistete: aber Nichts, was dem einzelnen Daseyn zusammenhängt, ist unsterblich. gute König der vorigen Stunde wird vergessen wegen des lern Königs der gegenwärtigen Stunde, weil der Eine Macht hat zu geben, während des Anderen Macht dahin das Wunder von gestern ist dem Auge entschwunden, und Wunder von heute wird angestaunt; und der Vaterlandsfr des vorigen Jahres wird nicht mehr genannt, damit er Vaterlandsfreund des gegenwärtigen Jahres nicht überstra Neue Menschen sind schätzbar, weil sie in der Mode sind, g neuen Formen von Hausgeräthe und neuen Kleiderschnit während diejenigen, an welche der Mensch lange Zeit hind gewöhnt war, weil sie alt sind, als unnütz bei S gelegt werden, mögen sie auch viel solider und bequemer s Lord Erskine erreichte ein sehr hohes Alter; aber ob er g bis an sein Ende einen ungewöhnlichen Grad von Lebendi und Kraft behielt, und die Verehrung des Volks gegen e seiner besten Bürger sich nicht verminderte, so wurde ihm von den Mächtigen des Tages in seinen letzten Jahren die Achtung zu Theil, welche er im Zenith seiner schönen Laufb geboten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quarterly Review über die Lage von Engla

(Fortsetzung.)

Ein fernerer charakteristischer Zug unserer Zeit ist die ferordentliche Verbreitung des Unterrichts in den letzten vie Jahren. Daß ein weit größerer Theil der europäischen Be kerung jetzt liest und schreibt, als ehedem, ist außer Zwe Das protestantische Europa zeichnete sich schon früh in Hin der Erziehung vor dem römisch-katholischen aus und hat her diesen Vorzug behauptet. Spanien und Portugal an nehmen, bemerkt man jedoch überall, daß es vorwärts g Welche Wirkung dieser Umschwung auf die Gesellschaft ha werde, läßt sich so leicht nicht sagen; doch besorgen wir Erziehung und Lektüre sey bei den untern Klassen zu weit trieben worden und habe bei den höheren keine sehr erwünsc Richtung genommen. Bei den Tagelöhnern und Handwerk hat die Erfahrung bis zur Evidenz bewiesen, daß der Unterri welcher sie bloß lesen und schreiben lehrt, ihrem Geist und benswandel noch keineswegs jene sittliche Richtung giebt, einige enthusiastische Erziehungsfreunde erwartet hatten. E ihnen das Lesen und Schreiben wahrhaft nützlich werden, darf jene sittliche und religiöse Zucht der Eltern, Verwandt Geistlichen und Lehrer nicht fehlen; und doch ist—seltsam genug! gerade dieser Zweig der Erziehung von den so eifrigen Schre und Lesefreunden fast gänzlich vernachlässigt worden. Es n

Digitized by Google

sich auch hier wahrscheinlich bald zeigen, daß es den arbeitenden Klassen misleiden wird, in die Länge einen großen Theil ihrer freistunden geistiger Beschäftigung zu widmen. Neuheit und Eitelkeit mag zwar temporären Impuls geben, und die im Menschen angeborne Wißbegierde die Anstrengung eine Zeitlang fortdauern lassen; in keinem Alter aber Lande aber kann ein großer Theil derjenigen, deren Loos es ist, im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, eine regelmäßige geistige Anstrengung fortzusetzen vermocht werden, wenn ihr Tagewerk vollendet ist. Der Körper bedarf dann der Ruhe, häusliche Geschäfte ihrer Fürsorge; würden die wenigen noch übrigen Stunden auf das Hauptbedürfniß — die sittliche Besserung — verwendet, so wäre dieß wahrscheinlich der sicherste Weg auch zu geistiger Ausbildung. Wenn man den Handwerker und Lohnarbeiter dahin bringen könnte, daß er fleißig in der Bibel läse, so würde ihm daraus für diese und jene Welt eine nützlichere Erkenntniß entspringen, als ihm alle Volksschriften zu geben vermöchten. Wir sind keineswegs der Belehrung irgend eines Standes der Gesellschaft entgegen. Unstreitig verdient der Eifer, womit man die Aufklärung der niedern Stände zu fördern sucht, alles Lob; aber wir können uns nicht überzeugen, was diese Erziehungs- und Lesewuth — die Ueberschwemmung mit wohlfeilen Büchern — die Vervielfältigung der Lehrer — und die Zeitersparniß, welche durch die Ausdehnung des Maschinenwesens gewonnen wird, — am Ende für einen sonderlichen Nutzen stiften soll. Daß das Wesen, wie es gegenwärtig getrieben wird, die Sittenverfeinerung fördert, ist unstreitig; ob es aber die Mittelklassen des Volkes zur Erfüllung ihrer Lebenspflichten (was bei alle dem die Hauptaufgabe der Erziehung bleibt) tüchtiger und williger machen werde, ist noch sehr zweifelhaft. Wie dem auch sey, eine beispiellose Wißbegierde bei diesen Mittelklassen kann nicht bezweifelt werden und fällt dem Reisenden selbst in den entferntesten Theilen Europa's auf; sie giebt sich in den Schulbüchern der Kinder, in dem Verkehr des täglichen Lebens und in den philosophischen Wörtern und Redensarten kund, die jetzt einen Theil der gewöhnlichen Conversationssprache bilden.

Untersuchen wir die Fortschritte, welche Erziehung und Lektüre unter den höhern Ständen gemacht haben. In jedem Haus und auf jedem Tische findet man Bücher, mit welchen man sich beschäftigt, sobald nichts Anders zu thun ist. Ist nun aber gleich der Strom des Wissens breiter geworden, so ward er deshalb nicht immer tiefer und befruchtender. In der That ist das jetzige Zeitalter ernstem, anhaltendem Studium nicht sehr günstig. Die Griechen hatten keine andere Literatur als die eigene, mit einer kleinen Zubuße aus Egypten, die Römer keine als die griechische; und bis auf die letzten fünfzig Jahre herab beschränkte sich die Gelehrsamkeit selbst des Belesensten auf Griechen und Römer, auf einige der berühmtesten italienischen, französischen und spanischen Schriftsteller und eine Auswahl englischer. Zu diesen Sprachen kommt jetzt noch das Deutsche, und in jeder derselben eine Liste von berühmten Autoren, deren Lesung ein ganzes Leben des anhaltendsten Studiums erforderte; und endlich eine ganze Reihe neuentstandener oder wenigstens ausnehmend erweiterter Wissenschaften, Landwirthschaft, Naturgeschichte, Mechanik, Chemie, Mineralogie und Geologie. In diesem ganzen Cyklus von Wissen eine Meisterschaft zu erringen ist unmöglich; da die unermüdetste Anstrengung sich durch diese Masse nicht durcharbeiten, kein Gedächtniß sie erfassen kann. Ueberdieß ersetzt die Presse unter neuen Systemen, Handbüchern und Auszügen, wovon manche in ihrer Art vortrefflich sind und die Wissenschaft leichter, einfacher und bündiger mittheilen, als zuvor; gewiß aber üben sie die Geisteskräfte nicht in dem Grad, als die Originalwerke, aus denen sie compilirt sind, gethan haben würden. Da es den Lesern an Zeit oder Lust mangelt, das unermeßliche Feld der Wissenschaft zu umfassen, so verzichten sie auf gründliches, systematisches Studium und halten sich an Werke von sekundärem Werthe, welche ihnen die unmittelbar benöthigte Kenntniß oder die Wissenschaft und Literatur zugänglicher machen und in beliebterer Form zuführen. So bequem auch diese Art zu lesen seyn mag, so wenig taugt sie, den Verstand zu schärfen und seine Begriffe zu bereichern. Der Leser wird ein lebendiges Dictionär, wenn er sich bloß Kenntnisse sammelt, ohne daß er zugleich seine eigenen Kräfte anstrengt. Diese Substituirung des bloßen Wissens, um in vorkommenden Fällen das Nöthige sprechen und thun zu können, trägt nur Allem dazu bei, unserem Zeitalter den Stempel der Mittelmäßigkeit aufzudrücken, und den Zustand der Gesellschaft für das Hervortreten außerordentlicher Verdienste so ungünstig zu machen. Man Jedem wird erwartet, daß er so Viel erlerne, so viel in Gesellschaft gehe, um sich in der Welt bekannt und sein Glück zu machen — diese Eingriffe in die Muße erlauben sich Familie und Freunde überall — so daß Wenigen Zeit zu großen Eroberungen im Felde der Wissenschaft übrig bleibt, und noch Wenigern Zeit, die bereits vorhandenen zu benützen. So reducirt sich also die Kenntniß des Lesers noch auf Weniger, als früher und er bringt zum Lesen eines Buchs nicht mehr jenen Geschmack und jene Urtheilskraft mit, wovor die Schriftsteller in frühern Zeiten so viel Respekt hatten. Niemand setzt sich jetzt gerne an ein Buch, das strenge, anhaltende Aufmerksamkeit erfordert. Man hält es für unnöthig, sich mit zu vielen Thatsachen zu befassen, und wird ein Beweis nicht sehr unterhaltend vorgetragen, so wird er gar nicht angehört.

Wir wollen hiemit den Werth der Tagesblätter und periodischen Schriften, worin die heutige Literatur zum großen Theil bestehe, durchaus nicht verkürzen. Innerhalb gewisser Grenzen, und bei zweckmäßiger Einrichtung, sind sie der Forschung und Belehrung ungemein förderlich; aber so zahlreich, wie sie jetzt sind, und die übermüthige, anmaßende Sprache im Mund, mit der sie eine Sache vertheidigen oder verwerfen, um den Interessen Einzelner zu dienen, gehören sie unter die furchtbarsten Feinde der Wissenschaft wie der Literatur. Und doch bildet diese flüchtige, mangelhafte, oft irrige und sich widersprechende Intelligenz, welche sich aus diesen Schriften schöpfen läßt, den Hauptstock des Wissens eines beträchtlichen Theils der europäischen Lesewelt; und Romane, Reisebücher, Memoiren machen den Beschluß. Daß gut geschriebene Romane gelegentlich eine zweckmäßige Erholungslectüre nach ernsteren Geschäften sind, wird nicht bestrit-

Digitized by Google

ten; abee gegenwärtig erfreuen ſich die mittelmäßigſten Machwerke eines Abſatzes, welchen die beſten Meiſterſtücke dieſer Art kaum verdienten; und nirgends mehr droht dieſe fade Romanenlektürr bei der Jugend beiderlei Geſchlechts das Leſen beſſerer Bücher zu verdrängen und ſie von der Erfüllung der ernſtern Lebenspflichten abzuführen als in England. Die beliebteſten Romane ſchildern hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe, welche die Unwiſſenheit der Schriftſteller oft entſtellt, der Verfolg der Geſchichte Lügen ſtraft; obee ſie ſchildern wohlbekannte noch lebende Charaktere unter erdichteten Namen, um für die Ausſtellung eines Freundes oder Bekannten eine Summe zu gewinnen und die müßige Neugierde der Leſewelt durch eine Anzahl ſkandalöſer oder unwahrer Anekdoten zu unterhalten.

Man muß wirklich erſtaunen, daß dieſe Art Bücher immer noch ſo heißhungrige Leſer findet. Das Publikum kann nicht ſicherer verwirrt werden, als durch dieſe ſoſtematiſche Verkehrung der Geſchichte, des Hauslebens, der Religion, der Sittlichkeit in Werke der Dichtung; und das volle Maß des angerichteten Unheils wird man erſt ſehen, wenn es zu ſpät ſeyn wird. Einige der in letzter Zeit erſchienenen Memoiren ſind zwar nach Form und Inhalt höchſt ſchätzbar, aber dem bei Weitem größeren Theil nach haben ſie in Hinſicht der Glaubwürdigkeit nur Wenig vor den Romanen voraus und ſtehen in jeder andern weit unter ihnen. Auch der Reiſebeſchreibungen giebt es manche ganz vorzügliche; wiederum bei Weitem der größere Theil iſt flüchtig, mit unvollkommner Sachkenntniß geſchrieben, und ſo lang ausgeſponnen, daß der Umfang des Werks in keinem Verhältniß zu dem Mitgetheilten ſteht. Es iſt ein undankbares Geſchäft, den Tagesgeſchmack tadeln zu wollen, oder die Art zu mißbilligen, auf welche der Reiche und Müßige ſeine Zeit hinbringt; allein wir ſind überzeugt, daß es für Manchen beſſer wäre, gar kein Buch zu öffnen, als den Geiſt durch das beſtändige Leſen von Büchern jeder Art zu ſchwächen und in Unthätigkeit und indolenten Grund zu verſenken *).

Eine ähnliche Veränderung wie bei den Leſern iſt auch bei den Schriftſtellern eingetreten. Die Mehrzahl derſelben ſucht ungeduldig ſogleich die Früchte ihrer Arbeiten zu genießen, oder beſorgt, von Mitbewerbern in der Gunſt des Publikums zuvorgeſtochen zu werden, ſo daß wenige die zu einem Meiſterwerke erforderliche Zeit und Mühe aufwenden. Und erſcheinen auch ſolche Werke, ſo erhält der Verfaſſer nicht jene hohe, dauernde Auszeichnung in dem Urtheil der Mitwelt, welche er verdient. In den Augen des feinen Beurtheilers ſteht ein Werk erſten Rangs allerdings ſo hoch über dem des zweiten, als dieſes über dem ſchlechteſten; von der Maſſe der ſogenannten literariſchen Welt aber wird dieſer Abſtand überſehen oder wenig beachtet. Wer alſo mit den beſten Muſtern der alten und der neuern Zeit wetteifern will, muß den Dienſt, etwas Großes zu leiſten, in ſich fühlen, ohne auf fremde Aufmunterung zu hoffen. Er muß ſich darauf verſehen, in kurzer Zeit unter der Menge derer zu verſchwinden, welche Bücher ſchreiben und wieder Andern wichen, welche die Neuheit, die Abgeſchmacktheit, Politik oder einſeitige Laune des ſehr kleinen, nicht ſehr weiſen Kreiſes, der ſich die Welt nennt, zu unverdienter Celebrität zu erheben beliebt. Dieſer Umſtand hat den ganzen Stand derer, welche für die Unterhaltung oder Belehrung des Publikums ſchreiben, ſehr herabgewürdigt; und die Literatur, ſtatt die ehrenvollſte, edelſte aller Beſchäftigungen zu ſeyn, der man um ihrer ſelbſt willen, mit reiner, hingebender Liebe und Leidenſchaft ſeine Jugend weiht und im Alter getreu bleibt, iſt zum Handwerk herabgeſunken, das Hunderte, ſo wie ſonſt Wollenſpinnerei oder Wagnerei, ergreifen. Eine Folge davon iſt, daß man nicht mehr Bücher ſchreibt um das Publikum aufzuklären und zu unterrichten, ſondern um ihm zu ſchmeicheln, und daß man ſich hierzu Kunſtgriffe erlaubt die man in beſſern Zeiten verſchmäht haben würde. Hat ein Schrift einige ephemere Notorität erlangt, ihren politiſchen oder Privatzweck erreicht, ſo hat ſie ihre Beſtimmung erfüllt.

Wirft man einen Blick auf die Maſſe Bücher, welche in den letzten ein oder zwanzig Jahren die Preſſe verließen, erſtaunt man, wie klein die Zahl derjenigen iſt, welche aus der Vergeſſenheit gerettet zu werden verdienen. Wir appelliren an das Urtheil unſerer Leſer, ob wir uns in dieſen Behauptungen einer Entſtellung oder Uebertreibung ſchuldig machen, und ob nicht die europäiſche Literatur, und beſonders die engliſche, ganz darauf ausgeht, die Schriftſteller auf den Standpunkt der gewöhnlichen Leſer zurückzuweiſen, ſtatt die Leſer auf den des Schriftſtellers, wie er ſeyn ſollte, emporzuheben. Nur ein Heilmittel für dieſen Krebsſchaden läßt ſich abſehen: wenn die Zeit käme, wo alle Klaſſen des Gemeinweſens wenigſtens würden leſen können und mehr denken müßten. Man wird dann mehr Auswahl treffen, das Leſen mehr Nutzen bringen; und die durch Talente und Geſchicklichkeit zur Belehrung und Erleuchtung der Menſchheit geeignetſten Männer werden wieder in jenen Vorrang eintreten, den ſie nie hätten verlieren ſollen.

Eine andere auffallende Eigenthümlichkeit unſerer Zeit iſt die Verbeſſerung der äußeren Lage aller Stände der Geſellſchaft. Viele verderbliche Landplagen ſind faſt gänzlich verſchwunden, oder durch einſichtsvollere Einrichtungen der Regierungen minder gefährlich gemacht worden. Die Kriegsdrangſale haben

*) „Nam do illis," ſagt Seneca von einer ähnlichen in der letzten Hälfte des Römerreichs ſehr zahlreichen Menſchenklaſſe, nemo dubitabit, quin operose nihil agant, qui in literarum inutilium studiis detinentur; quae jam apud Romanos magna manus est. Graecorum iste morbus fuit; quaerere, quem numerum romigum Ulixes habuisset? Prior scripta esset Ilias an Odyssea? Praeterea an essent ejusdem auctoris? Alia deinceps hujus notae; quae sive continoas, nihil tacitam conscientiam juvant, sive proferas, non doctior videberis, sed molestior. Ecce Romanos quoque invasit inane studium supervacuus discendi; alia deinceps, quae aut ficta sunt, aut mendacio similia. Nam ut concedas, omnia eos bona fide dicere, ut ad praestationem scribant, tamen cujus ista errores minuent? Cujus cupididitates prement? Quem fortiorem, quem justiorem, quem liberaliorem facient? Dubitare se interim Fabianus noster ajebat, an satius esset, nullis studiis admoneri, quam his implicari.

sich gemildert, die Pest ist ausser der Türkei und einigen an das Mittelmeer gränzenden Ländern fast nur noch dem Namen nach bekannt. Hungersnoth und Theurung in Folge zu grosser Hitze oder Kälte sind seltener geworden. Während diese Geissln der Menschheit so ziemlich beseitigt sind, haben sich die Erfindungen zur Beförderung menschlicher Glückseligkeit vervielfacht oder vervollkommnet. In Wohnung, Kleidung, Hausgeräth, Reiten, Fahren, Reise- und Transportanstalten, kurz in allem, was das physische und geistige Wohlseyn fördert, in der Anzahl und Verfeinerung der menschlichen Belustigungen, in allen Artikeln häuslichen Luxusgenüsse und Bequemlichkeiten hat man es weit gebracht! In allen Theilen des europäischen Staatensystems erstaunt der Reisende über den hohen Geschmack und die Pracht der Architektur der öffentlichen und Privatgebäude, die Vervielfältigung und bequemere Einrichtung der Badeörter, Gasthöfe, Kaffeehäuser und Leseanstalten, die trefflichen Anlagen von Gärten, Landgütern, und Landhäusern, und die Nettigkeit selbst der Hütten, Werkstätten und Manufacturen. In England vor Allem ist diese Umgestaltung in die Augen fallend. In den unbesuchtesten Winkeln des Landes, unter allen Klassen des Volks, haben sich die höhern Lebensbequemlichkeiten auf eine in ältern und neuern Zeiten beispiellose Weise verbreitet. Städte, Dörfer, Weiler, Edelhöfe, Pächterhäuser und Hütten sind überall auf den anmuthigsten, romantischesten Punkten aufgebaut; und die ganze Bevölkerung scheint sich in sorgloser Ruhe ihres Daseyns zu freuen. Wollte der Himmel, die Wirklichkeit entspräche überall dem Anscheine, und der Anschein wäre dauernder! Mit dieser Verbesserung der physischen Lage des Volks nimmt auch die Bevölkerung Europas reißend schnell zu. In wenigen Städten, Rom, Venedig, Bologna, Genua, Verona, Sevilla, Barcelona, Cadix, Lübeck, Gent, Brügge, Köln, Straßburg, Nürnberg und Augsburg mögen politische Revolutionen oder die Ableitung der Handelscanäle eine Verminderung der Einwohnerzahl herbeigeführt haben; doch sind dieß Ausnahmen von der Regel. Die Hauptstädte Petersburg, Berlin, Wien, Brüssel, Paris, Hamburg, Frankfurt, Mailand, München, Stuttgart, Stockholm mit ihren Gebieten wachsen an Umfang und Bevölkerung. Ueberall sieht man neue Wohnungen, neue Manufacturen und Fabriken erstehen; und wenn man nach einigen Jahren irgend einen Theil Europas wieder besucht, so drängt sich die Vermehrung des Menschengeschlechts fast gleich sehr dem Auge, als bei einem Blicke in die Statistik dem Verstande auf. In dieser hinsicht ist England in den letzten dreißig bis vierzig Jahren allen Ländern des Festlandes vorgeeilt. London wetteifert beinahe schon mit der Bevölkerung Babylons, Nineveh's, Roms, Pekings und Kantons. Glasgow stieg von 60 oder 70,000 auf 170,000, Liverpool von 50 oder 60,000 auf 160,000, und Edinburgh, Manchester, Paisley, Birmingham, Norwich, Brighton, Cork, Belfast und mehrere andere Plätze haben beinahe in gleichem Verhältnisse zugenommen. Die Bevölkerung von England, Wales und Schottland war

1801	. . . . .	10,942,646
1811	. . . . .	12,596,803
1821	. . . . .	14,391,631 *)

Die Bevölkerung von Irelandschätzte

1672	Sir Wm. Petty auf . . .	1,320,000
1695	Kapitän Smith	1,034,102
1712	Thomas Dobbs, Esq. . . .	2,099,094
1726	. . . . .	2,309,106
1754	die Heerdsteuereinnehmer . .	2,372,634
1785	. . . . .	2,845,932
1792	Dr. Beaufort	4,088,226
1805	T. Newenham, Esq.	5,396,456
1814	der unvollständige Census von 1812 .	5,937,856 **)
1821	der Bericht in Folge der Bevölkerungsacte	6,801,827 ***)

Nach der letzten Schätzung beläuft sich die Bevölkerung von Großbritannien und Ireland auf 21,193,458, und im Augenblicke wahrscheinlich auf 25,000,000. In keiner Periode hat die Bevölkerung Europas solche Fortschritte gemacht; und sie nimmt immer noch in gleichem Maße zu. Ob dieser Uebervölkerung gesteuert werden kann oder soll, und wenn man nicht kann, was die Folgen davon seyn werden, sind Fragen, auf die wir jetzt nicht eingehen. Sie sind kein Gegenstand müßiger Speculation, sondern von der höchsten practischen Wichtigkeit und werden sich mehr und mehr der Aufmerksamkeit jedes Denkenden aufdrängen.

Ein besonderer Punkt, auf den wir hier aufmerksam machen, ist die Tendenz all dieser Neuerungen, die niederen Stände den höheren näher zu rücken. Daß eine Annäherung Statt findet, muß Jeder, der Augen hat, zugestehen. Die Frage ist nur, wie weit sie bereits gediehen ist. Am Unverkennbarsten zeigt sie sich in Kleidung, Sitten und Fertigkeiten. Durch die Verbesserungen in den Manufacturen und durch die Anwendung der Maschinen statt der Händearbeit wird sie sehr gefördert. Die meisten mechanischen Arbeiten verrichtet man jetzt mit einer Reinlichkeit und Geschicklichkeit, die an Kleidung, Person und Aeußerem keine Spur von dem Schmutze der Werkstätten zurückläßt; alle Kleidungsstücke sind so wohlfeil, daß derselbe Stoff, von beinah gleicher Feinheit, fast allen Klassen und Ständen gemeinschaftlich ist. Der Schnitt der männlichen und weiblichen Kleidung ist sich durch ganz Europa so gleich, daß man aus der äußeren Erscheinung nicht mit Sicherheit auf den Stand oder das Vaterland des Einzelnen schließen kann. Beinahe die gleiche Veränderung ist auch in den Sitten eingetreten. Der Unterschied der Sprache und des Benehmens der verschiedenen Klassen der Gesellschaft bleibt dem feinen Beobachter zwar immer bemerkbar; aber die weiten Abstände früherer Zeiten sind nicht mehr vorhanden. Es giebt wenig Personen von Verstand, über den Hefen des Volkes, die sich heut zu Tage nicht mit Leichtigkeit und Anstand zu benehmen und auszudrücken wüßten. Der vielfache Verkehr aller Stände unter sich hat eine allgemeine Verfeine-

*) Parliamentary Papers for 1822 Vol. XV.

**) Ebendas.

***) Ebendas.

rung erzeugt. Die schon erwähnte Verähnlichung fällt in anderen Theilen Europas nicht weniger auf, als in England. Ja, die niederen Klassen haben es den höheren in den Lebensbequemlichkeiten sogar zuvorgethan. Treten wir in ein Haus, dessen Besitzer nur wenig über dem Lohnarbeiter steht, so finden wir denselben Geschmack, dieselbe Eleganz in Hausgeräth, Böden, Tischen — kurz in allen Theilen häuslicher Gemächlichkeit. Es bleibt zwar in Hinsicht des Umfanges und der Zahl der Zimmer ein großer Unterschied, ein noch größerer in Hinsicht auf Dienerschaft und Equipagen; aber hier endet er auch; und in keiner Zeit als der unseren konnten Leute von mäßigen Mitteln, durch Geschmack und Lebenstact sich so auf dieselbe Stufe mit den höchsten Ständen der Gesellschaft setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reisen Ibn Batuta's.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Das erste Werk, welches auf Veranlassung der orientalischen Uebersetzungsgesellschaft zu London erscheint, ist Lee's Uebersetzung der Reisen des Ibn Batuta (The Travels of ibn Batuta, translated from the abridged Arabic Manuscript Copies preserved in the public Library of Cambridge, Lond. 1829 4.), leider aus einem Auszuge, in welchem nach des Verfassers eignen Worten „Nichts aufgenommen ist, was nicht wunderbar und unbekannt, oder durch Gerüchte bekannt, seiner Seltsamkeit wegen aber nicht geglaubt war;" also mit einem Worte so gut als Nichts von allen den Thatsachen, welche wahres wissenschaftliches Interesse haben. Nach Burckhardt befindet sich das vollständige Werk noch zu Cairo, und Lee selbst war von einem reichen Kaufmann aus Tripoli eine Copie versprochen worden, die er aber nicht erhielt.

Der Scheich Ibn Batuta verließ seine Vaterstadt Tandscher im Jahre der Hedschra 725 (n. Chr. G. 1324), um über Alexandrien und Cairo durch Palästina und Syrien nach den heiligen Stätten des Hedschaz zu pilgern. Nach vielfachen Wanderungen in Arabien, Persien und den Ländern, welche der Euphrat durchströmt, kehrte er im Jahr 1332 nach Mecka zurück, doch nur um eine neue große Reise anzutreten. Er ging über Egypten und Syrien nach Rom, wo unter dem Schutze der Mohammedaner noch eine bedeutende Anzahl Römer (Griechen) lebten. Neben ihnen bewohnten Turkomanen diese Landschaften, unter denen er eine merkwürdige Sitte fand. In allen turkomanischen Städten waren Brüderschaften, die den Schutz und die Verpflegung der Fremden zum Zweck hatten. Der „Bruder" hieß das Haupt einer Gesellschaft, die dem etwas unverständlichen Berichte Ibn Batuta's nach, wenig mehr als eine Bettler- oder Räuberbande gewesen zu seyn scheint, die den Tag über ausging, um sich mit Vorräthen aller Art zu versehen, die sie des Abends dem Bruder zum Verkauf brachte. Kam dann ein Fremder, so wurde dieser auf Kosten der Gemeinschaft bewirthet; was nicht auf diese Weise verwendet wurde, kam natürlich den „Jünglingen" — so hießen die Mitglieder der Gesellschaft — zu Gute.

In der Tatarei besuchte Ibn Batuta den Sultan Mohammed Usbek Khan in seinem Urdu oder Lager auf den Bisch Tag (den fünf Bergen); er begleitete ihn nach Astrachan, wo der Fürst den Winter zuzubringen pflegte, und ging von hier mit einer der Gemahlinnen desselben, Bulun, einer Tochter des Kaisers Nakfur (Nikephoros?) nach Konstantinopel. Unterwegs sahen sie die Berge der Russen, „welche Christen sind, mit rothem Haar und blauen Augen, ein abscheuliches und treuloses Volk." Die Begleitung bestand aus 55 Mann, denen 22 Tagreisen von Konstantinopel der Kaiser an der Spitze einer zahlreichen Armee entgegen kam. Als die Fürsten ihren Eltern begegnete, stieg sie vom Pferde und küßte den Boden vor ihnen, so wie die Hufe ihrer Pferde. Als die Cavalcade sich der Stadt näherte, kam der größte Theil ihrer Einwohner heraus, in ihren besten Kleidern, zu Fuß und zu Pferde, unter Trommelschall und Jubelgeschrei; und zugleich wurden alle Glocken .getäutet, „daß von dem Geräusch das Firmament bebte." Die Prinzessin schwur den mohammedanischen Glauben ab, und ließ ihr Gefolge allein in ihrem Gemahl zurückkehren.

Von Astrachan reiste Ibn Batuta nach Kharazm (Khariz) und Bachara, das Dschingiskhan verwüstet hatte. Alle Gelehrte waren von Bochara verschwunden, und der Verfasser des Auszugs fügt hinzu, daß in den Kriegen mit den Tataren allein in Jezd 20,0 Gelehrte umgekommen wären und nur zwei sich gerettet hätten. Samarkand war eine große und schöne Stadt, Balk dagegen und Kabul lagen wie Bochara in Ruinen. Von hier begab er sich über Kermasch (Kaschmir), „einen engen Paß zwischen zwei Bergen, in welchem die Afghanen ihre Räubereien verüben," nach dem Pendschab und von da über Lachari, Bakar, Udscha und Multan nach Dehli, an den Hof des Kaisers Mohammed Schah, der ihn mit vielen Ehren aufnahm und bald darauf (im J. 1342) als seinen Gesandten an den Kaiser von China schickte. Dieser hatte nämlich die Erlaubniß erbeten, in dem Gebirge Kora einen von den Mohamedanern zerstörten Götzentempel, zu welchem die Chinesen wallfahrteten, wieder aufbauen zu dürfen; und Mohammed Schah erklärte, dieß den Gesetzen des Islam gemäß nur unter der Bedingung gestatten zu können, daß die Einwohner des Landes einen Tribut bezahlten. Von den Plätzen, die Ibn Batuta auf seiner Reise nach Calicut, wo er sich einschiffte, sah, werden größtentheils nur die Namen genannt; doch bemerkte er zuweilen auch abfallende Sitten des Landes mit großer Genauigkeit, z. B. in Dschabar das noch gegenwärtig herrschende eigenthümliche Gesetz, die Erbschaften nicht auf den natürlichen Erben, sondern auf den Schwestersohn fallen. Die kleine Flotte, auf welcher die Gesellschaft war, wird durch den Sturm zerstreut und vernichtet; und Ibn Batuta kommt nach mannigfaltigen Abenteuern in Indien und den Inseln des indischen Archipels allein nach China. Hier essen die Einwohner Hunde und Schweinefleisch. Der Reisende bemerkt ihre Irdenwaaren, Zucker, Seidenzeuge und Seidenmanufactur. In der Malerei sind sie außerordentlich geschickt. „Einmal," sagt er, „hatte ich kaum eine ihrer Städte betreten, und als ich eine Zeit darauf sie wieder besuchte, sah ich auch schon auf Zetteln an den Mauern und Straßenecken Abbildungen von mir und meinen Begleitern. Dieß geschieht mit Allen, die durch ihre Städte kommen; und sollte ein Fremder eine That begehen, die seine Flucht nothwendig machte, so würden sie sein Bild in alle Provin-

Digitized by Google

ſchicken, und wo er auch ſein möchte, würde man ſicher ſeiner habhaft werden."

Der Khan von China erlaubte ihm ſeine Hauptſtadt zu beſuchen; dieß geſchah auf Koſten der Regierung. Die Stadt Baleam Katlu iſt die größte auf Erden, ihre Länge beträgt drei Tagreiſen, ſie enthält ſechs Städte, von denen eine immer in der andern liegt. Hier hörte der Reiſende von einem Aufſtande des Mandſcha-Adels gegen den Khan, der in einer großen Schlacht erſchlagen und nach tatariſcher Art begraben wurde. Sein Nachfolger Feruin verlegte die Reſidenz nach Kora Karum (Caracorum), worauf ein neuer Aufſtand erfolgte und Ibn Batuta unter ſolchen Umſtänden es gerathen fand, das Land zu verlaſſen. Im J. 1347 traf er wieder zu Calicut ein und kehrt durch Perſien und Arabien, Syrien und Egypten nach Fez und in ſeinen Geburtsort Tandſcher zurück.

Im J. 1352 machte er eine Reiſe nach dem Sudan und ſah das berühmte „Tambactu, deſſen Einwohner größtentheils Kaufleute von Latham, einem Diſtrict von Mali, ſind." Tambactu liegt vier Meilen vom Nil (Niger), auf dem Ibn Batuta ſich in einem aus einem einzigen Baumſtamme gemachten Canoe einſchiffte. Von dem Laufe dieſes Fluſſes erhalten wir folgende Auskunft: „An demſelben liegt die Stadt Karſchandſchu, und weiter hinab Kabae und Zago, deſſen Einwohner die Erſten in dieſen Gegenden waren, die den Islam annahmen. Sie ſind religiös und lieben die Wiſſenſchaften. Von hier kommt man den Nil hinab nach Tambactu und Kaykay, und weiter nach der Stadt Muli, dem äußerſten Diſtrict von Mali. Noch weiter hinab liegt Yuwi, der größte Diſtrict des Sudan, deſſen Fürſt auch der mächtigſte iſt. Kein Weißer kann denſelben betreten; denn wer dieß etwa verſuchte, würde von den Eingebornen getödtet werden, ehe er ihn erreichte. Von dieſem Ort wendet ſich der Nil in das Land Nubien, deſſen Einwohner Chriſten ſind, und von da nach Dongola, dem größten Diſtricte, den ſie beſitzen, und dann kommt er zu den Cataracten, welche die Landſchaften des Sudan von Oberegypten trennen."

Aus dem Sudan kehrte Ibn Batuta nach Fez zurück, wo er ſeine Reiſen im J. 1353 beſchloß.

Der Landſtreicher *).

Geſchwind, alter Heinrich, ſagte der Kerkermeiſter, indem er den großen Schlüſſel in die ſtarke Thür von Eichenholz ſteckt; ſteh auf! es iſt Zeit; der Scharfrichter wartet!

Wie, jetzt ſchon? antwortete der Mann, der in einem Haufen Stroh eingewickelt lag. Er dehnte die nervigen Glieder, ſchloß die Fäuſte und ſetzte nach einem langen Gähnen hinzu: das iſt Schade, ich ſchlief ſo gut.

Er ſtand auf; brachte die Lumpen ſeines langen Ueberrocks von grauem Tuch in Ordnung; wiſchte die Strohhalme, welche ihm in Bart und Haare gekammen waren, ab; drückte die Ueberbleibſel eines alten Filzhutes in die Stirn, und ſagte gelaſſen: Na! da wäre ich!

Der Scharfrichter wartete zwiſchen den beiden Pferdchen. Er ſah den Verurtheilten von der Seite an und rief: Hurtig, wir müſſen eilen!

Heinrich, alter Burſche, ſagte der Kerkermeiſter, da iſt eine ſchlimme Viertelſtunde durchzumachen! Hier! trinkt das, um Euch aufrecht zu halten; und damit reichte er ihm ein großes Glas Branntewein, welches der Greis auf Einen Zug mit ſichtbarem Vergnügen leerte.

Der Scharfrichter zog eine lange Schnur mit laufenden Knoten aus der Taſche, und band die Hände des Gefangenen, welcher ihm maſchinenmäßig und ſtillſchweigend zuſah, worauf beide ſich auf den Weg nach dem Richtplatz machten....

Seit Langem kennt man den alten Heinrich; aber wer er iſt, woher er kommt, wer ſeine Eltern ſind, weiß Niemand. Er war kaum 18 Jahr alt, als man ihn das erſte Mal die Gegend durchſtreifen ſah. Damals richtete er unbeſtimmte Fragen an die Leute, ſuchte ſich auf eine geheimnißvolle Art über dieß und jenes zu unterrichten: kurz, war mit einer Nachforſchung beſchäftigt, welcher man nicht auf den Grund kommen konnte. Nach einiger Zeit ſchien er eine große Widerwärtigkeit erlitten zu haben und von tiefem Kummer ergriffen zu ſeyn. Von da an ſah man ihn viele Jahre nicht mehr, und er mußte ſchon in ziemlich hohem Alter ſtehen, als er plötzlich wieder zum Vorſchein kam. Das Schickſal hatte ſich ihm feindlich bewieſen: arm war er gegangen, als Bettler kehrte er zurück.

Was hatte er während ſeiner langen Abweſenheit gethan? wo ſich aufgehalten? Er ſagte es nicht. Er mußte weit herum gereiſt ſeyn; denn wenn es ihm in kalten Regennächten ſo gut wurde, ſein Haupt unter dem Strohdach einer Scheune beizen zu düfen, erzählte er die Gaſtfreundſchaft der guten Landleute damit, daß er ihnen, ſo lang ſie in die Nacht hinein wach blieben, von fremden Ländern erzählte.

Einmal hatte er die Gegend vergebens durchſtrichen: kein Almoſen war ihm gegeben worden, der Schnapſack war leer. Ermattung und Noth zwingen ihn gegen Abend an dem Thor eines Schloſſes um Unterkunft und einen Biſſen Brod zu bitten. Beides wird ihm abgeſchlagen; rauh jagt man ihn von dannen, und der Arme, auf ſeinen Stab geſtützt, ſchleicht traurig nach einem benachbarten Gehölz, kriecht in das Gebüſch und ſetzt ſich auf die Erde, um zu ſterben.

Es war am Ende des Herbſtes; ein Nebeltag. Der Wind pfiff, und es fing an, dichte Finſterniß zu werden. Durchdrungen von Kälte und Feuchtigkeit fühlt er bald die ganze Qual des Hungers... Könnte er nur ſchlafen! der morgende Tag wird vielleicht weniger ſchlimm ſeyn; ... aber der Schlaf kommt nicht, und der unglückliche Bettler duldet unerträgliche Schmerzen.

Er widerſteht nicht länger. Er erhebt ſich, nimmt ſeinen Stock und kehrt nach dem Schloß zurück. Er hat einen Mauervorſprung bemerkt, der leicht zu erklimmen iſt; ein Fenſter, das ein Wenig offen ſtand; es iſt ſehr ſpät; finſtre Nacht; — er will bloß Nahrung; mit einiger Geſchicklichkeit und Kaltblütigkeit kann es ihm nicht fehlen, jene zu finden.

Der Herr des Schloſſes war ein Greis von mehr als achtzig Jahren; ohne Familie, ohne Geſellſchaft, geämlich, hart und geizig.

*) *Seit Victor Hugo's „Verurtheilten"* ſcheinen Criminalgeſchichten *Mode* in Frankreich zu werden. Als Probe möge hier die *die kleine im Courrier des Tribunaux*, 4 März d. J., enthaltene *Novelle* ſtehen.

Er hatte den Bettler an seinem Thor bemerkt, und sein argwöhnisches Auge war ihm bis an das Gebüsch nachgefolgt. Auf seinen Befehl wacht die Dienerschaft, und der arme Heinrich hat nicht so bald das Unglücksfenster erstiegen, als er sich ergriffen, geknebelt und auf der Stelle nach der Stadt abgeführt sieht, wo man ihn ins Gefängniß wirft. Dort findet er wenigstens ein Stück Brod, das ihm der Kerkermeister aus Mitleid anbietet.

— — — Von dem Schemel herab, auf welchen er angebunden ist, läßt der alte Bettler seinen Blick auf der Menge umherschweifen. Er zuckt die Achseln und lacht bitter. Was braucht Ihr Euch um mich zu drehen, als ob ich ein seltsames Thier wäre? Aber Ihr habt Recht: macht die Augen weit auf; denn Ihr werdet mich nicht wieder sehen ... Ich werde von dem Ort, wahin sie mich führen, nicht zurückkehren. Die Luft des Kerkers ist tödtlich für denjenigen, welcher seit so vielen Jahren kein andres Bett als die Erde, keinen andern Vorhang, als den Sternenhimmel gehabt hat... Nein, der alte Heinrich kehrt nicht noch einmal zurück... und ich hätte besser gethan, nie wieder zurückzukehren!... Aber ich liebte dieses Land! ich bin hier gebaren, obwohl ich's nach Niemand gesagt habe. ... Und wozu sollt' ichs auch? Ich hatte weder Eltern, noch Zufluchtsort: sie hatten mich unter das Kirchthor ausgesetzt .... Hm, hm! Vielleicht sind Einige unter Euch meine Oheime oder Vettern .... und mein braver Vater! Schade! daß er nicht hier ist, um mich anzuerkennen... er würde sich über die Höhe freuen, worauf sein Sohn es gebracht hat. Hm! hm! — ich selbst habe keinen Sohn; kein armes Geschöpf auf der Erde wird mir dereinst sein Elend und seine Schmach vorwerfen können. Ich habe allein gelebt und bin allein alt geworden!... Einmal freilich ... es ist lange her!... liebte ich ein junges Mädchen, die auch mich heirathen wollte; und ich war der Mann, uns beiden Unterhalt zu verschaffen; aber ich mußte ihr wohl sagen, woher ich sey, und da sie sah, daß ich nach vielen Nachforschungen weder Vater noch Mutter auffinden konnte, hat sie mich da herauf gebracht! ... denn das war mein Unglück ... der Gram faßte mich, und ich fing an durch die Welt zu laufen, und ward ein armer Bettler, alt und ohne Stütze, ... und da hatt' ich einmal so sehr Hunger... und Niemand wollte mir zu essen geben...

Bei diesen Worten läßt er seinen Kopf auf die Brust fallen und fängt an zu weinen. ...

Da kommt der Scharfrichter mit seinem Gehülfen zurück, welcher eine Kohlpfanne trägt, worauf das rothglühende Brenneisen liegt. Sie steigen empor, und stellen sich neben den Verurtheilten. Der Gehülfe entblößt ihm die Schulter; der Scharfrichter bückt sich, das Eisen aufzunehmen ... der Alte schaudert zusammen, und stößt einen Schmerzensschrei aus, ein lichter Rauch erhebt sich, und das Zeichen der Schmach ist auf ewig eingedrückt! — —

— — — Eine eiserne Lampe, auf das Kamin gestellt, erleuchtet schwach die Krankenstube des Gefängnisses. Auf einem Strohsack und einer Matraze, welche von einer alten, zerflickten Decke kärglich verhüllt wird, liegt ein Mann, der von Schwäche und Krankheit niedergeworfen scheint. Sein Gesicht ist gegen die Mauer gewandt. Ein irdener Krug mit ausgebrochenen Scherben und ohne Henkel, steht auf einem hölzernen Stuhl neben Lager.

Der arme Teufel wird zu thun haben, um davon zu kam sagte der Kerkermeister zu einem Priester, den er hereinführte. hen Sie, seit er auf dem Markt Schildwacht stehen mußte, Anf Winters ... das verdammte Schloß, ich glaube der Teufel könnte sich daran die Finger verrenken! ... He, Alter! herzh da bring ich Dir einen Besuch.

Der Greis antwortet nicht.

Mein Freund, sagte der Priester, ich bin ein Diener des tes des Erbarmens. Hört mich an, ich bringe Euch Trost.

Der Greis antwortet nicht.

Er schläft, entgegnet der Kerkermeister; warten Sie, ich ihn wecken. — Er rüttelt den Kranken sanft und beugt sich ihn ... daß Dich! ruft er, er ist todt!

Ohne gebeichtet zu haben, sagt der Priester; der Ung lich!

Es war ein Priester nach dem Evangelium. Er kniete auf Steinpflaster und betete für die Seele des hingeschiedenen lers. — —

— — In die Kissen eines Lehnstuhls gesenkt unterhielt sich Herr des Schlosses mit seinem Arzt. — Mir ist nicht wohl. kor; meine Füße werden schwach, und ich fühle häufigen Schwin — Mein theurer Herr, Sie müssen sich zerstreuen. In Ihrem taugt die Einsamkeit nicht, und es fehlt Ihnen an Pflege. Sie ten eine Ihnen ergebene Person aus Ihrer Familie zu sich nehmen Ergeben? ja doch! meine Vettern sind Nichts weiter, als Erb ... (mit einem schweren Seufzer und düstrer Stirne.) — N einer Pause: Nun: Sie sagten ja, der Bursche, welcher mich machen wollte, sey todt? Hat er endlich eingestanden? weiß was Näheres von ihm?

Nichts, als daß er ein Findelkind ist, das ehmals im Sp hospital erzogen wurde.

Im Hospital unserer Stadt?

Nun, mein Gott, warum denn nicht? Er hatte mir gestern a gen Alles erzählt. Er bewahrte sorgfältig eine alte Carte, auf cher eine Art Hieroglyphe gezogen ist, und einen eisernen Ri den er mir einhändigte ... Hier! da hab ich sie eben noch in n ner Brieftasche.

Der Achtzigjährige wirft einen Blick auf diese Gegenstände. Oh, ruft er, und der Schlag des Todes durchfährt ihn, es mein Sohn!

Canalbau in China.

Auffallend ist es, daß in einem Lande, welches so vielfach Canälen durchschnitten wird, wie China, der Gebrauch der Schl sen unbekannt ist. Statt derselben bedient man sich der Ungeheu ten des Niveau geneigter Flächen von gehaurnen Steinen, ü welche die Schiffe aus dem höhern Canal in den niederen herabg ten, worauf sie mit Hülfe einer einfachen Spille aus dem niederen in höheren hinaufgezogen werden. Oft sind die Niveaus, welche dur diese schiefen Flächen verbunden werden, an Höhe über fünfzehn F von einander verschieden; und es kostet oft die Anstrengung von me als hundert Menschen um ein beladenes Boot darüber hinweg heben. Boston Journal of Science.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 188. 7 Juli 1829.

Die neapolitanische Contrerevolution vom J. 1799 *).

Mitten in Neapel erhebt sich ein großes Palast, es ist der Tempel der Gerechtigkeit, Vicaria genannt. In gewöhnlichen Zeiten wird diese Gerechtigkeit angegangen, gewonnen oder betrogen von einer Legion Gesetzesgelehrter, die unter dem Namen Paglietti bei dem Volke hoch angeschrieben sind. Man zählt ihrer nicht weniger als zehntausend. Auf den ungeheuern Freitreppen, die nach allen Sitzungssälen führen, treiben abwechselnd die Clienten und Lazzaroni ihr Wesen; jede Arcade unter den gewölbten Gängen ertönt vom Geschrei des Kaufmanns, der seine Seidenstoffe und seine Lavadosen feilbietet.

Diesen Abend hatten die Kaufleute ihre Buden geschlossen, die Paglietti ihre Amtskleidung abgelegt; das Volk drängte sich von den Treppen bis an den Fuß des Tribunals, um beim Fackelscheine die Angeklagten zu sehen, die in den Forts gekämpft hatten, und die jetzt gerichtet werden sollten.

Sie erscheinen vor ihnen, hinter ihnen und rechts und links ein Gefolge von gelb und schwarz gekleideten Sbirren. Die Verwünschungen, mit denen der Pöbel und einige schöne Damen sie im Vorbeigehen überhäuften, entlockten den Einen von ihnen ein Lächeln, beachten die Andern zu einem Achselzucken; die Meisten schienen keine Notiz davon zu nehmen.

Die Junta war feierlich versammelt. Auf einer Seite saßen auf Sammtpolstern und in Hermeline eingemummt ein Speziale, ein Guidobaldi, ein Castelcicala, ein Damiani, ein Sambuti, Menschen, die sich von Knechtschaft und Raub mästen, erkoren aus jenen wohlweisen Feiglingen, wie sie in allen schlimmen Tagen königlicher Restaurationen erscheinen, jene Kuppler der Rache, wie sie Frankreich, Spanien, Lissabon und London empört haben, wenn wir von unsern Tagen hinaufsteigen bis zu jener Epoche, wo ein Fürstengeschlecht junger Wüstlinge und alter impotenter Jesuiten so verdienter Weise vom Throne gejagt wurde.

Gegenüber auf den Bänken der Verbrecher lehrte sich an einander Alles, was Neapel an Tugenden, Talenten und Muth besaß. Außer den Officieren, welche sich kürzlich durch ihre tapfere Vertheidigung auszeichneten, boten Advocaten, Künstler, Gelehrte ihre Köpfe dar, und die Galerie der Zuschauer sah sich dessen bedient, als sie erwartet hatte. Diese jungen Männer der lebenden Generation entreißen — hieß die öffentliche Vernunft um zwei Jahrhunderte rückgängig machen, hieß Italien in die Zeit Ferdinands des Katholischen zurückversetzen, aber dieß war es gerade, was der Hof mit so heuchlerischer Grausamkeit verlangte.

Speziale stutzte einen Augenblick bei dem Anblicke so vieler Opfer, von denen die meisten das zwanzigste Jahr noch nicht zurückgelegt, Viele kaum das sechszehnte angetreten hatten, wie z. B. der letzte Sohn Spanio's und Vitagliani, der schönste unter diesen Jünglingen.

Während Speziale sich die Würde des Richters zu geben und sein Aussehen etwas zu vermenschlichen suchte, sagte Caraffa: „Ich habe den Kopf offen von einem Säbelhiebe, ich bin so frei, ihn noch einen Augenblick zu bedecken."

Speziale schritt nun nach dem Range des Alters oder vielleicht seines persönlichen Hasses zum Verhör. Die erste Frage richtete er an den Vertheidiger von Castell Nuovo.

„Dein Name ist Manthone. Was hast Du während der Republik gethan?" „Ich habe capitulirt." — „Und warum?" — „Jedermann weiß es. Verschont mich mit unnützen Fragen. Ich habe capitulirt; ich wiederhole es; und wenn dieser Rechtfertigungsgrund nicht genug ist, so würde ich errötheln mich auf einen andern zu berufen." — „Du sollst es erfahren."

Mit diesen Worten wandte sich der Präsident des rüstigen Teidunals an seine Collegen (die Geschichte sollte sie bald seine Mitschuldigen nennen), indem er sie durch eine Umfrage mit dem Kinn abstimmen ließ, worauf sie in der Runde mit einer Kopfbeugung antworteten, und die blutdürstige Inhaberschaft das Urtheil sprach.

„Rechts abgeführt" sagte Speziale. Dieß hieß so viel als das Urtheil bestätigen. Ein Sbirre hob einige Lappen Sarsche in die Höhe, die über dem Eingang eines Kabinets hingen, das als Gerichtsstube diente; hier mußte das erste Opfer wenige Minuten auf seine Genossen warten.

*) Fragoletta en Naples et Paris en 1799, par M. Dolatouche II Vol. 1829.

„Und Du"? fuhr der Richter fort. „Ich war Arzt und darauf Volksrepräsentant", antwortete Cerillo. — „Und jetzt vor mir, was bist Du?" — „Vor Dir, Feiger! ein Held." — „Rechts ab."

Eusebio Palmieri der Dritte erklärte: „als Advocat verlange ich einige Bemerkungen im Interesse der Büeger zu machen, die Ihr nicht das Recht habt, als Rebellen zu richten. Die frei zugestandene ja vom Generallieutenant des Königreichs selbst in Vorschlag gebrachte Akte vom 28 dieses Monats sichert uns gegen Eure Verfolgungen." — „Es wäre klüger und besser, sein Vertrauen auf die Großmuth des Souveräns zu setzen." — „Es charakterisirt eine schlechte Sache", versetzte der Advocat, „wenn man sich über das Recht zu stellen sucht. Wer mir Mehe anbietet, als er mir schuldig ist, wird mir eben dadurch verdächtig, er will augenscheinlich sich der Mühe überheben, zu bezahlen." — „Aber Euer König ist so gut," fügte der Richter hinzu. — „Euer König!" sagte Caraffa. „Man schätzt die Fürsten nach den Männern, die sie anstellen: urtheilt selbst!" — „Konnten wir mit Unterthanen capituliren?" — „Warum thatet Ihr es, Elende! Feig macht ihr Euch aus dem Staube; das Land wird überzogen; man stellt die bravsten Büeger an die Spitze einer nothwendig gewordenen Verwaltung. Sie nehmen, in Ermangelung Eurer, das Amt an, stellen Ordnung und Ruhe her, retten Euch Haus und Hof; Ihr kehrt zuerück, sie zu mencheln." — „Rechts ab!" unterbrach Spezziale.

Einige anwesende russische Officiere, Engländer, selbst Albanesen, fingen an zu merken, daß die Ehre ihres Vaterlandes durch eine so offenbare Beerätherei befleckt werden könnte.

Granali, Toella, Velasco, der berühmte Vicente Russo, der erste Jurist seiner Zeit; sein würdiger Nebenbuhler Cuoco; der grundgelehrte Publicist Pagano; der geschickte Uebersetzer des Philodemus Baffi; Pignatelli, Neri und der anmuthige florentiner Dichter Vaglio nebst mehreren andern Proscribirten — wurden nach einander vorgenommen. Die Procedur und Spruchformel Speciale's blieb sich unverändert gleich bis zur Erscheinung eines Beklagten, der mit einiger Schüchternheit vortrat. Bis dahin hatte bloß Granali sich einige grobe Anspielungen mehr als seine Freunde gefallen lassen müssen, in Betracht eines Spionenberichts, durch welchen erhoben worden war, daß er längst in einer Abendgesellschaft die erhabene Person der Königin parodirt hatte.

Der neue Beklagte ließ das Zeichen, das ihm bedeutete, vorzutreten, zweimal wiederholen. Er hatte in seinem Blicke etwas Furchtsames und Heiteres zugleich; er war von kleiner Gestalt und sehr beträchtlichem Körperumfange; seine ganze Person hätte eher nur auf einen Freund des Vergnügens, einen sorglosen Epikureer und einen muntern Gesellschafter schließen lassen, als auf einen Verschwörer, wenn nicht in der Form seiner entblößten Stirn und in der Starrheit seiner kurzsichtigen Augen, die bestimmt den Gegenstand nicht sahen, auf den sie mit einer seltsamen Unbeweglichkeit fielen, etwas Träumerisches gelegen hätte. „Diesen, gnädiger Herr", sagte Damiani zu Spezziale, „müssen Sie kennen; er wohnt in derselben [illegible] mit Euer Excellenz." — „Nein." — „Ein Virtuose." [illegible] giebt so viel arme Teufel der Art im Kirchspiel." — Ein leidiges Lächeln durchflog die Versammlung, und tausend — vie stolze — Stimmen nannten zugleich Dominico Cimarosa. — „meine Herren! sagte der Ritter von der traurigen Gestalt, ist leider kein Anderer als der arme Dominico selbst. Was kann mir vorwerfen? Eine Hymne auf die Republik? Ich hatte de nicht gelesen. Man hatte mir die Composition aufgetragen, u Musiker kümmern uns wenig um Textworte. Ich habe [illegible] ten auf die Geburt der letzten königlichen Prinzessin, [illegible] für die Kathedrale, Opern in Wien und St. Petersbu schrieben. Ich hätte mir nie gedacht, daß hinter einer mehr stecken könnte, als hinter der anderen. Wen gleichwohl gestraft werden sollte, war es nicht genug, Herren, daß man mir mein armes Fortepiano zum Fenste auswarf"? — „Die Barbaren!" sagte ein Kosackenoffici „Ein Piano", fügte Caraffa hinzu, „an dem vielleicht di raziee und die geheime Heirath componirt wurden." [illegible] ist mir nicht darum, daß es sehr schön war, Herr [illegible] sagte der Künstler; „es hielt sogar die Stimmung schlecht ich hatte es von Duranti, meinem guten Meister." — weiß", bemerkte Vitagliani, „ob nicht auch die Nachtigall [illegible] rend der Republik gesungen hat? Die Excellenz Spezziale darauf inquiriren lassen." — „Wohlan denn", ergriff der sident wieder das Wort, indem er that, als ob er Nich hört hätte, wahrscheinlich, weil er sich etwas Popularität schaffen wollte; „in diesem Falle könnten wir vielleicht den pellmeister in die zweite unserer Kategorien setzen, di Verführte nennen. Er soll bloß in's Gefängniß, vor der abee führe man ihn rechts ab."

„Ihr seyd noch größere Narren als Schurken", sagt Beklagte, der jetzt vortrat; es war Nicolo Palumba. Ihr vergessen, daß der Brigadechef Mejean vertragsmäßig empfangen hat, die er nicht eher ausliefern wird, als bi und die von unseen Beüdern, die bereits auf englischen zeugen nach Tonion eingeschifft sind, Nichts mehr von E fürchten haben. Werdet Ihr diese Geisel, den Erzbisch Salerno, Micheroux, Dillon, den Bischof von Avellino, de genen Bruder des General Acton aufopfern?" Einen trium renden Blick wechselten die Mitglieder der königlichen „Das ist zu viel Sorge, mein Herr", sagte Savarelli; ruhigen Sie sich. Diese wackeren Personen sind alle bei Familien. Hr. Mejean kennt seine Pflicht gegen die Kön Autorität; er hat nicht nur diese Geisel zurückgegeben, so es befinden sich auch einige Schuldige darunter, die er unserer Gerechtigkeit überantwortet hat, indem er sie au Reihen der Garnison von St. Elmo entließ, wo sie eine lang gedrückt waren." — „Was soll man da sagen?" mur d'Hauteville bittet vor sich hin, indem er die Officiere vor stell Voco betrachtete. „Wenn nicht Macdonald, Ol Duhesme und Lamarque sie trügen, so würde ich diese Un von meinem Leibe reißen." — „Also ein anderes Argu

Signor Palumbo, wenn ich bitten darf" fuhr Spezziale mit erhöhter Stimme fort; „nennen Sie mir z. B. die Mitschuldigen, die Sie noch in der Stadt haben, oder ich lasse Sie zum Tode führen." — Ich gehe selbst dahin", entgegnete der junge Mensch, „aber nicht auf Deinen Befehl." Ein Fenster hinter ihm stand wegen der außerordentlichen Hitze offen; er schwang sich auf das marmorne Gesims, sprang in die unermeßliche Tiefe hinab, und die Schildwache unten in den Gräben am Fuße der Mauer sah seinen Schatten darüber schweben. Spezziale schrie auf wie ein Tiger, dem man seine Beute abnimmt; dann schwieg er betäubt still. Die Versammlung theilte sich in Bewegungen von verschiedenem Sinn; die Sitzung wurde unterbrochen.

Savarelli ergriff den Faden von Neuem, um d'Hanteville verurtheilen zu lassen. „Treulose Fremdlinge!" sprach er. „Sie sind die erste Ursache unserer Leiden; sie haben die Bande der Treue aufgelöst und die Kinder verführt ihren Vater zu höhnen. Ihr Blut komme über sie!" Als er dann sah, daß der Gastfreund von Lillo gefaßt war, daß die Verachtung, die sich in seinen edlen Zügen malte, es ihm verschmähen ließ, ein Wort zu erwiedern, fuhr er fort: „Dieser Franzose ist selbst von den Seinigen verlassen. Unterfange er sich nicht, das Kriegsrecht anzurufen. Ein Ueberläufer aus allen Lagern, beauftragt mit einer Sendung der Royalisten war er der Letzte, der mit den vergeblichen Patrioten focht." — „Morde, aber verleumde nicht," rief eine bekannte Stimme. — „Was begehrt Ihr hier?" sagte einer der Richter. — „Das Leben dieses Tapfern oder das deine." — „Wer seyd Ihr?" — „Lest." — Ein Schreiben von Ruffo an den Präsidenten verlangte gebieterisch die Freilassung d'Hanteville's, und der Offizier, der es überbrachte, schien entschlossen, seine Sendung mitten unter den zehntausend Säbeln, die gegen ihn erhoben waren, zu vollziehen. Indessen näherten sich einige russische Offiziere dem Abenteurer, während das Schreiben des Cardinals mit gedämpfter Stimme vorgelesen wurde, und ersuchten ihn, seine Hitze etwas zu mäßigen und sich klüglich in ihre Mitte zurückzuziehen. — „Der Credit Sr. Eminenz," sagte Savarelli mit übermüthigem Ton, „ist einmal groß gewesen; aber wo der Herr gebietet, erlöschen ephemere Gewalten." Er suchte verlegen mit seinen Augen den Abgeordneten Ruffo's und war froh einen Menschen, den er bei andern Gelegenheiten kennen gelernt hatte, seiner Person nicht mehr so nahe zu wissen. „Meine Herren," sagte Caraffa, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es schon lange ist, daß ich mich langweile vor Ihrer erhabenen Gerechtigkeit. Alles, was Sie achten, verachte ich; ich habe gegen all dieß die Waffen getragen, und wenn ich könnte, würde ich dieselben diesen Mund noch ergreifen. Also..." — „Also," sagte Spezziale, der nur zu erwachen schien, um dieses einzige Wort auszusprechen, „rechts ab!"

Als Herr Caraffa in der Mitte der Gerichtsstube erschien, wo seine jungen Freunde nach und nach versammelt worden waren, bemerkte er mit einer naiven Ueberraschung, daß eine Anwandlung von Trauer, eine peinliche Niedergeschlagenheit in den Geistern herrschte. „Was soll das?" sagte er; „gehen wir nicht morgen zusammen? Und was hätten wir Besseres zu thun, meine Freunde, wenn man uns auch nicht dazu zwingen würde. Es giebt keine Hoffnung mehr für unsere Entwürfe. Armes Vaterland! Sie mußte also, als du hundert Menschen erzeugt hattest, die der Freiheit würdig waren, ganz Europa sich über dich herstürzen, damit dir keine Zeit bliebe, ein Volk zu gründen! Doch, wenn auch nicht gerächet, wird unser Tod nicht verloren seyn für die Zukunft. Für's Erste — er entehrt unsere Feinde, und wir selbst — sollten wir nicht über einige Eitelkeiten des Lebens triumphiren? Leben und nicht leben — der Unterschied ist manchmal so unmerklich, daß ich die Wahl wohlfeil gebe. Sag ihnen doch, Cerilla, daß die Wunde, die ich an der Stirn habe, nicht tödtlich ist, und daß ich hier keineswegs vom Leben spreche, wie der Fuchs am seinem Schwanz, den man ihm abgehauen hat." Die Mehrheit der Verurtheilten lächelten; Vitagliani seufzte. — „Nun was hast Du, Du armes Kind?" sagte Caraffa, „denkst Du an Deine Amme oder an Dein arabisches Pferd? Könnte ich zwei Mal sterben, gerne wollte ich die zweite Probe für Dich bestehen." — „Ich habe um meine Mutter getrauert, sie war meine letzte Verwandte," versetzte der Zögling des Meisters Dominico. „Aber was willst Du damit — nun? Ich pflegte im Gefängniß alle Abend die Guitarre zu spielen und alle Abend kamen einige Mädchen unter mein Fenster, die zu diesen Tönen tanzten. Ich bemerkte eine unter ihnen; als man mich unterbrach, um mich hieher abzuholen — da war ihre Freude und die meine aus; aber im Augenblick, wo man mich an ihnen vorbeiführte, umgeben von so vielen Soldaten, wurde die, die ich bemerkt hatte, ohnmächtig." „Ach! Unglücklicher," sagte d'Hanteville, „Du verlierst Mehr als die Freiheit und das Leben auf dieser Erde; Du warst geliebt; Caraffa wird nicht mehr versuchen, Dich zu trösten." — „Und warum nicht, lieber Major?" fiel dieser ein, „wenn ich ihm sage, daß die letzten Erfahrungen, die ihm bei längerem Leben bevorstanden, ihn die Süßigkeit dieser ersten Lügen gelehrt hätten. Oder wie? Hätte noch kein Männerherz das Geheimniß seines Busens verrathen? Noch keine Frauenliebe es in Verzweiflung gestürzt? War es also nicht besser den Becher von sich zu werfen, als so viel Gift hineinzumischen? Nimm, mein Sohn, nimm Deine Täuschungen mit Dir: Du läßt Dich begraben wie ein König des Orients mit Deinen Juwelen und Deinen Schätzen, mit Deinem ganzen Menschenglück."

Militärische Commandorufe ließen sich hören, Flintenkolben stießen auf die Lavaplatten an; die Stunde der Hinrichtung, glaubten Einige, müsse früher angesetzt seyn.

„Ein Land verwünschen, das man nicht erreichen, den Berg, den man nicht übersteigen kann," sagte Velasco, „liegt in diesem Verschmähen viel Philosophie?" — „Oh! ich bin gar nicht von der philosophischen Partei," erwiederte Caraffa. „Aber was wollt Ihr mir dagegen sagen, wenn ich in dieser ganzen Landschaft überall nur das Alter in der Perspektive sehe? Soll man warten, meine Freunde, bis man die Welt zu sehen die Brille braucht, damit man zu guter Letzt ein alter Egoist geworden ist, damit Einem die Weiber aus dem Weg gehen, damit man sei-

Digitized by Google

nen Katarrh oder seine Gicht pflegen kann — das ist ein Muth, den ich schätze, den ich aber nie bewundert habe; das ist mehr Tugend, als ich mir zu haben wünschte." — „Man führt," sagte Torilla, „nicht immer Lustspiele auf, ich gebe es zu; doch diese Entwicklung, wie sie hier bevorsteht".... — „Ich habe etwas Opium bei mir," sagte Albanese; „allein".... „O, verschmäh diese Hülfsquelle nicht, mein lieber Freund," rief der Doctor Cerillo. „Opium! Geister-Trank! Himmlisch Gift! Wenn du wüßtest, zu welchem Entzücken uns ein Opiumtod erheben kann!" — „Allein ich habe nicht für uns Alle," fiel Albanese ein und warf das Geschenk, das ihm gemacht worden, weit von sich.

Sympathetisch näherten sich einander jetzt Herzen und Hände. Einige der ältern Freunde unter diesen Jünglingen fielen einander in die Arme und Conforti sagte Logotello ins Ohr: „Nicht wahr, als wir ausmachten, daß der Erste von uns, den der Schlpfee abriefe, dem Andern von seinem Laos Nachricht geben sollte, dachten wir nicht daran, daß wir so glücklich seyn würden, dieses große Geheimniß an Einem Tage zu erfahren?" Caraffa, welcher die Rührung bemerkte, welche aller Herzen sich bemächtigte, suchte umsonst diese edle Schwäche zu bekämpfen. „Erlauchter Meister," sagte er zu Cimarosa, „Du schenkst uns in dieser traurigen Welt, worin wir Dich zurücklassen, noch einen Augenblick des Glücks? Laß uns zum letzten Mal eine dieser schönen Melodien vernehmen, die Europa entzückt haben, eine dieser Harmonien, die den Himmel öffnen." Und da er sah, daß der Tonsetzer zauderte, setzte er hinzu; „Du mußt Dich nicht lange bitten lassen, lieber Freund, nach Art der Virtuosen; denn man könnte uns nicht Zeit lassen, Dich mit aller Zudringlichkeit der Höflichkeit zu beschwören." Cimarosa lehnte sich zitternd an die Schultee Vitagliani's, als ob der Schüler die Stimme seines Meisters unterstützen könnte, und ehe er die ersten Worte einer seiner in Aller Gedächtniß lebenden Weisen gesungen hatte: Pria chè spunti l'aurora, — ehe das Morgenroth aufgeht, wandern wir im stillen Schattenthal — füllten sich seine Augen mit Thränen, und Schluchzen erstickte seine Stimme. Man klopfte sanft an die Thür. Ein Mann, den Niemand in der Gesellschaft kannte, Pasqual, sagte mit frommer Miene, indem er seinen Begleiter einführte: „Meine Herren, ein Peleser."

Genealogische Notiz über die bedeutendsten souveränen Fürsten des Orients *).

Osmanisches Reich.

Sultan Mahmud II, Sohn des Sultan's Abdulhamid, geboren den 20 Juli 1785, auf den Thron erhoben an die Stelle seines abgesetzten Bruders Mustapha IV, den 28 Juli 1808.

Abhängige Staaten.

Egypten: Mahammed-Ali, geb. zu Kawala in Rumelien im Jahr 1769, ein Sohn von Ibrahim-Aga; zum Pascha ernannt am 14 Mai 1805 an die Stelle von Khurschid-Pascha, desi durch den Sultan Selim III, den 1 April 1806.

Tripoli: Sidi Jusuf Karamanli Pascha, folgt seinem ter Ali, Mohammed's Sohn, im Mai 1795.

Tunis: Sidi Hassan Bey, folgt Hamuda-Bey den 23 M 1824.

Algier: Husein, der Sohn Hassan's, ehemaliger Minister Innern bei dem Dey Ali, dem er, als dieser an der Pest stirbt, f den 1 März 1818.

Mecka: Jahya, Sohn Surufs, Scherif den 2 November 1 statt seines Oheims, des Scherifs Ghaled, den der Pascha von E ten, Mohammed Ali, abgesetzt hatte und der im J. 1818 zu Sal chi gestorben ist.

Yemen: der Imam, der zu Sanan seinen Sitz hat, f im J. 1815 seinem Vorgänger Lamy, dem Haupte des Stam Thia, der von einem Verbündeten des Pascha Mohammed Ali, Araber Hassan, gefangen genommen worden war und im J. 1 zu Konstantinopel hingerichtet wurde.

Sennaar: Baby VII, der Sohn Tadi's, der neun zwanzigste König von dem Stamme der Fundschis, die gegen das E des XV Jahrhunderts aus dem inneren Afrika in Sennaar ei wandert waren. Im Juni 1821 zwang Ismael, der Sohn Pascha von Egypten, ihn, die Oberhoheit des Sultans Mahmud anerkennen.

Marocco.

Muley-Abd-Errahman, Sultan, ältester Sohn von M Hescham, dem Sohne Sidi Mohammed's, folgt seinem Oheim Mu Suleiman den 28 November 1822.

Abyssinien.

Tsa Guarin, der Nachfolger von Aito Egwala Sion, von Dynastie Salomon's, die seit dem Jahr 1268 ohne Unterbrech regiert, hat seine Residenz zu Gondar, besitzt aber keine Macht erhält keine Steuern, außer den freiwilligen Geschenken, welche unabhängigen Gouverneurs der Provinzen ihm machen. Diese G verneurs sind Scham Temben Guebra Michael, Haupt von Tig Gojo, Haupt von Amhara (Gojam) und Selassch, Haupt von Sc und Efat. Der letztere hat neuerer Zeit den Titel eines Kön angenommen. — Der südliche Theil des Landes wird seit lan Zeit durch die Negerhorden der Gallas verwüstet.

Moscat.

Imam, Seid-Said, folgt seinem Vater Seid-Sultan, um J. 1804, der dritte Nachkomme von Ahmed, dem Sohne Sei welcher der Gründer dieses Staates war.

Persien.

Feth-Ali-Schah, von dem Turkmanen-Stamme der Kadsc ren, vor seiner Thronbesteigung Baba-khan genannt, Sohn Hus Kuli-Khan's, geb. 1768, folgt im J. 1796 seinem Oheim A Mohammed-Khan, dem Stifter der Dynastie.

Abbas Mirza der wahrscheinliche Thronfolger, ist geb. im 1785.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Nouveau Journal Asiatique.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 189. 8 Juli 1829.

Die Quarterly Review über die Lage von England.

(Fortsetzung.)

Der wesentlichste Punkt, worin sich die niederen Klassen den höheren genähert haben, besteht in ihrer persönlichen Geschicklichkeit. In der Jugendzeit zwar übertrifft die Erziehung der höheren Stände die der niederen. Die vornehmen Eltern sorgen natürlich dafür, daß die Bildung ihrer Söhne und Töchter ihrer Stellung in der Gesellschaft entspreche. Kurz vor und nach dem Eintritte in das reifere Alter aber beginnt die Jugend der Aristokratie lässiger zu werden. Die Söhne des Adels und der großen Landeigenthümer sind nicht mehr für die Bekleidung der verschiedenen Staatsämter so unentbehrlich, wie ehedem; ihr Eifer für die volle Anstrengung ihrer Kräfte erkaltet auf der einen Seite, während sie auf der andern zu ungestörtem Genusse und üppiger Muse verleitet werden. In älteren Jahren nehmen Aufsicht des Grundbesitzes, Familiensorgen und die verschiedenen Pflichten der Gesellschaft so Viel von ihrer Zeit in Anspruch, daß schon große Selbstüberwindung und Entschlossenheit erforderlich ist, um einige Zeit für freiere Geistesthätigkeit zu erübrigen. Mittlerweile vermindern Kunst und Wissenschaft täglich die Anzahl derer, welche von bloßer Handarbeit leben. Die Mittel und Wege der Belehrung und der Wissenschaft stehen Allen offen; und diejenigen, welche das Glück auf den Ertrag ihrer Thätigkeit angewiesen hat, sehen sich, während ihre Dürftigkeit sie von kostspieligen Vergnügungen abhält, zur unermüdlichen Selbstbildung aufgefordert. Aus dieser Indolenz auf der einen und der sorgfältigsten Kraftanstrengung auf der andern Seite ergiebt sich, daß unter zehn in neun Fällen, wo ungewöhnliche Intelligenz oder Erfahrung gefordert wird, die höhern Klassen hinter denen, welche ihnen nicht bloß an Geburt, sondern an Erziehung und vielleicht selbst an Fähigkeit nachstehen, zurückbleiben.

Diese Fortschritte der Gesellschaft erstrecken sich auf alle Zweige des höheren Wissens, und auf keinen auffallender, als auf die Staatskunst und die Gesetzgebung. Ueberall, wo beschränkte Regierungen sind, werden sämmtliche Gegenstände des Gemeinwohls mit einer Einsicht und einer Freimüthigkeit erörtert, wovon man früher keinen Begriff hatte; und da man gegenwärtig alle auf auswärtige oder innere Politik bezüglichen Urkunden und Documente durch den Druck vor das Publicum bringt, so sieht sich die höhere Staatsdienerschaft jenes Monopols von Staatsklugheit beraubt, wodurch sie sich früher eine so große Wichtigkeit zu geben pflegte; und alle Klassen der Gesellschaft fühlen mehr Befugniß, ihr eigenes Urtheil über diese Dinge zu haben. Die Beschlüsse gesetzgebender Körper werden nicht mehr mit der alten Ehrerbietung hingenommen; sobald sich die öffentliche Meinung entschieden ausspricht, ist es viel wahrscheinlicher, daß sie sich den legislativen Versammlungen aufdrängt, als daß sie sich von diesen meistern läßt. Der erhöhte Einfluß dieser öffentlichen Meinung schreibt sich unleugbar zum Theil von der größern Humanität der Gewalthaber und ihrer größern Achtung vor dem Publikum, hauptsächlich aber davon her, daß die Masse des Volkes darauf besteht, daß seine Interessen und Wünsche mehr berücksichtigt werden. Nichts ist historisch merkwürdiger, als die Gleichgültigkeit, womit man selbst das Leben der niederen Staatsgenossen früher betrachtete; jetzt aber, ihrer Macht und Wichtigkeit bewußt, treten sie täglich mit neuen Ansprüchen hervor. Wie lange diese Annäherung der niederen Stände an die höheren fortdauern oder zunehmen, oder zu welchem Rechtsstand sie führen werde, sind Fragen, die wir nicht zu entscheiden wagen. Der gegenwärtige Gesellschaftszustand in Europa ist aber beispiellos. Offener, täglich steigender Widerspruchsgeist von Seiten der Völker, Mangel an Umsicht und eingreifender Energie auf der Seite der Regierungen. Was auch immer das Ziel dieser Richtung der Geister seyn mag, so ist es Pflicht jedes Verständigen und Rechtlichgesinnten, in seinem Kreise und so weit er es vermag, die Gewerbsklassen in ihren Hoffnungen auf einen Grad von Glück und Vollkommenheit, den sie bei der bestehenden Ordnung der Dinge unmöglich erreichen können, herabzustimmen.

Nach diesem Blick auf den gemeinsamen Zustand Europas kehren wir zu der Lage und den Verhältnissen unseres Vaterlands zurück. Diese Verhältnisse sind nicht alle gleichgünstig; und da es immer am Besten ist, mit der Schattenseite des Gemäldes anzufangen, so schlagen wir auch hier diesen Weg ein. Unsere gegenwärtige Größe, sagt man, beruhe auf einem, wenigstens dem Anscheine nach, unsicheren Grunde. Mehrere Con-

Digitized by Google

tinentalstaaten besitzen unermeßliche noch sehr verbesserungsfähige Landstriche, die ihnen, so lange sie beisammenbleiben, ein Uebergewicht von Macht und Einfluß sichern; während unser Vaterland sich einzig und allein durch den Geist seiner Bevölkerung, seine Institutionen, seinen Handel und seine Manufacturen, so wie durch den Reichthum und die Anzahl seiner Colonien in seinem jetzigen Range behaupten kann. Dieß ist so evident, daß man schon sehr oft zwischen England und den Staaten des Continents eine Vergleichung zum Nachtheil des erstern anstellte, womit es sich jedoch nicht so ganz richtig verhält. Kein Staat in Europa kann nämlich als reiner Ackerbaustaat betrachtet werden; oder wenn er dieß wäre, so würde es ihm seine Armuth nicht gestatten, auf längere Zeit eine Flotte oder Armee außerhalb seines Gebiets zu unterhalten. Auch hängt die Macht Englands nicht so ausschließlich von seinen Colonien, Manufacturen und seinem Handel ab, als man häufig annimmt; und wenn auch, so könnte all dieß uns nicht so leicht und so ganz entrissen werden, als unsre Nebenbuhler und Feinde so gerne zu verstehen geben. Obgleich wir nun also keinen Grund haben, diesen Prophezeiungen unseres unvermeidlichen, nahen Falles Gehör zu geben, so gestehen wir doch, daß bei den beschränkten Grenzen Großbritanniens in Vergleich mit Rußland, Frankreich oder Oesterreich die Behauptung unseres hohen Ranges in dieser Völkerrepublik für uns ein Gegenstand ernster und ängstlicher Fürsorge bleiben muß. Kein Reich stand je zu einer und derselben Zeit als Ackerbau-, Manufactur-, Handels- und Colonialstaat so hoch und hatte so viele widerstreitende und unverträglich scheinende Interessen zu versöhnen, als England. Bedenken wir, daß die meisten unserer Colonien sich mit der Zeit emancipiren müssen, und daß einige uns vor der Zeit entrissen werden dürften — erinnern wir uns, wie schwer wir dem Interesse der einen Klasse aufhelfen, ohne das der andern zu benachtheiligen — denken wir an das gigantische Wachsthum von mehreren unserer Manufacturen, und die ungeheuere Menschenmasse, deren Unterhalt davon abhängt — beachten wir den unermüdlichen Eifer, womit Handel und Manufacturen in allen Theilen der Welt aufgemuntert werden — die Stöße, welche die Handelskrisen und die unermeßliche Ausdehnung unseres Kreditsystems beständig herbeiführen müssen — und die Gewißheit, daß das Kapital zurückgezogen wird, sobald man es anderswo vortheilhafter anlegen kann — zieht man alle diese Umstände in Betracht, so wäre es die größte Thorheit zu behaupten, daß die Pfeiler, auf denen das Gebäude unserer Größe ruht, nicht untergraben und erschüttert werden könnten.

Um unsre Mahnung noch eindringlicher zu machen, als durch allgemeine Behauptungen geschieht, gehen wir auf einzelne Beispiele über, die zu unserer Kenntniß kamen, und welche, Falls es nöthig wäre, leicht vermehrt werden könnten. Zuckersiedereien sind in neuester Zeit zu Triest, Petersburg, Hamburg und Gothenburg angelegt worden. Zu Motala in der Nähe von Oredro in Schweden ist vielleicht die größte Fabrik für alle Arten von Stahl- und Eisenwaren, die es in der Welt giebt. Die Fabrication von Büchsen und Vogelflinten hat man in letzter Zeit in Deutschland, und besonders zu Hirschfeld in Hanover sehr vervollkommnet. Zu Brüssel, Berlin und Wien werden die beste Reisewagen sowohl in Hinsicht der Eleganz, als auch der Dau verfertigt. Die Glashütten in Frankreich in St. Quentin, S Gadin, Cometry, Premontré, in dem Departement der Aisn stehen in ihrem höchsten Flor; und das zu München gemacht Glas übertrifft jedes andere dergestalt, daß die Bayern uns di Fabrikation der Teleskope entzogen, worin wir früher so sehr ex cellirten. An eleganten Schmuckwaaren von Eisen und Stah besitzt Berlin einen bedeutenden ausgedehnten Handelszweig Die größte Sorgfalt wird der Wollenverbesserung in Frankreich Oesterreich, Sachsen, Holstein und andern Theilen von Dänemark geschenkt. Die Wollenmanufacturen in Mähren, Sachsen Schlesien und den Niederlanden sind im Zunehmen begriffen und außer den längst bestehenden zu Sedan, Elboeuf und Lou viers sind jetzt neue in Carcassone, Castres und Lodeve im südlichen, und zu Bourges und Chateauroux im mittleren Frankreich angelegt. Mit entschiedenem Erfolge wird in Preußen, Rußland und Frankreich die Pferdezucht betrieben. Die Quantität Blei, die man gegenwärtig jährlich bei Almeria in Spanien aus schmelzt, übersteigt schon um Etwas die Hälfte des in England gewonnenen; obgleich wir vor noch nicht langer Zeit fast ganz Europa damit versahen. Eisen- und Stahlfabriken blühen in Frankreich und noch mehr zu Lüttich, welches das Birmingham der Niederlande ist, wie Gent ihr Manchester und Glasgow. Die französischen und belgischen Baumwollenmanufacturen, über welche sich einige unserer Manufacturisten beim Friedensschluß von 1815 lustig machten, haben sich in zehn Jahren vorzehnfacht. Baumwollenmanufacturen haben sich in Elberfeld bei Düsseldorf fest begründet und verbreiten sich reißend schnell in den preußischen Rheinprovinzen. Der Seidenhandel Frankreichs, der sich früher auf Lyon beschränkte, hat sich jetzt nach Avignon, Nismes und Tour verzweigt und sein jährlicher Ertrag beläuft sich auf sechs Millionen Pfund Sterling. In der Schweiz hat der Seidenhandel eine Ausdehnung gewonnen, die nur Wenige in England zu kennen scheinen. In Zürich und seiner Nachbarschaft giebt es alle zwölf bis dreizehntausend Webestühle; während man in der einzigen Stadt Lyon deren zwischen zwanzig und dreißigtausend zählt auch in Aran, Basel und mehreren andern Plätzen kommt der Seidenhandel auf. In den preußischen Rheinprovinzen geht er von Mainz durch alle Städte und Dörfer längs dem Rhein, und die Düsseldorfer, Elberfelder, hauptsächlich aber die Krefelder haben große Kapitalien darin angelegt. Die aus jener Gegend eingeschwärzten und eingeführten Seidenstoffe erregen bereits bei unsern Manufakturisten ernstliche Besorgnisse und Beschwerde Alle Arten von Hausgeräth werden jetzt in den meisten großen Städten des Festlandes äußerst elegant geliefert. Arbeiten der Kunst und Industrie werden überall, besonders aber zu St. Petersburg, Berlin, Brüssel, Paris, München, Stuttgart und Wien durch Ausstellungen aufgemuntert. Endlich ist von höchster Wichtigkeit, daß vor wenigen Monaten die Dampfmaschinen für die Cottonspinnerei und Weberei nach Calcutta einwanderten, wo man die Kohlen aus den unerschöpflichen Bergwerken von Burdwan, die Tonne zu 20 Schilling, benutzen kann, so daß dann

der erste Schritt geschehen ist, den Hindu's alle Zweige des Cottonhandels zurückzuführen, und wir den Verlust des fast ausschließlichen Monopols dieses Marktes, der sich uns in dem hinterindischen und indischen Archipel eröffnet hatte, in Kurzem zu erwarten haben. Von einem Ende Europa's bis zum andern herrscht die größte Thätigkeit. Die tüchtigsten, sachkundigsten Männer reisen auf eigene Kosten, oder werden von ihren Regierungen ausgesendet; englischer Arbeiter erhalten Einladungen in's Ausland, und Ausländer wohnen unter uns, bis sie der Grundpfeiler unsers Handels- oder Industriewesens vollkommen mächtig sind. Bei diesem Stand der Dinge müssen unsere Staatsmänner unsere besondere Lage und die Politik und Verfahrungsweise unsrer Nachbarn unverrückt im Auge behalten; da es der umsichtigsten und unabläßigsten Sorgfalt und Aufsicht *auf jeden Zweig* unserer Verwaltung bedarf, wenn wir die Integrität und Stabilität unsers Systems noch länger retten wollen.

Unsere Schuld ist ein anderes Uebel, unter dem wir zu leiden haben. Sie betrug in der Revolution vom Jahr 1688, also vor nicht mehr als hundert und vierzig Jahren, bloß 1,054,925 Pfund. Sie ist seitdem fast in geometrischer Progression fortgeschritten und am Schlusse des Revolutionskriegs 1815 betrug sie 789,866,124 Pfund *). Am ersten Februar 1816 834,499,880 **) und am ersten Februar 1818 816,751,306 Pfund ***); im Jahr (die *unfundirte* S.) 1828 807,744,338 Pfund †). Wir haben also in vierzehn Jahren des tiefsten Friedens nicht mehr als höchstens 24—25 Millionen abbezahlt, was kaum die Hälfte der in einem oder zwei Kriegsjahren kontrahirten Summe beträgt. Zwar behaupten Viele, daß die Größe unserer Staatsschuld Wenig besagen wolle, da der größte Theil derselben bei Eingebornen stehe, und daß mit unserer Schuld auch unser Wohlstand in außerordentlichem Maße zugenommen habe. Beide Behauptungen sind *richtig* und beachtenswerth. Wenn aber ferner behauptet *werden will, daß in Vergleich unserer Schuld* zu unsern Mitteln *unsere Lage* eher *besser denn schlimmer, als die unsrer* meisten Continentalnachbarn sey, — daß der schon oft prophezeite Staatsbankerott noch niemals eingetroffen — daß, wenn er je einträfe, ein billiges Abfinden mit den Staatsgläubigern viel Unheil verhüten würde — daß man sich jedoch in der That nicht mit dem Gedanken versöhnen könnte, daß ein solches Ereigniß innerhalb des Bereichs der entferntesten Wahrscheinlichkeit liege, — so gestehen wir offen, daß wir uns nicht zu dieser beruhigenden Ansicht bekennen. Unsre Schuld ist so ungeheuer, daß jeder Mann von ungewöhnlicher Klugheit und Umsicht schon bei der bloßen Zahl in Schrecken gerathen müßte, wenn uns nicht Vertrauthheit mit der Gefahr gegen die Gefahr unempfindlich gemacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

*) *Hansards* Parliamentary Debates, vol. XXX. Appendix, pag. 47. 48, 51.
**) *Ebendas.* vol. XXXIV. App. p. 47.
***) *Ebendas.* vol. XXXVI. App. p. 47.
†) Parliamentary *Papers* for 1828 vol. XVI, p. 152, 153.

Sir Walter Scott.

In einer Einleitung zu der neuen Ausgabe seiner Romane giebt Walter Scott folgende Memoranda aus seinem Leben, die sich größten Theils auf seine schriftstellerische Laufbahn beziehen.

„Ich müßte in eine sehr frühe Periode meines Lebens zurückgehen," sagt er, „wenn ich meine ersten Versuche als Geschichtenerzähler angeben sollte; — aber ich glaube, einige meiner alten Schulcameraden können mir noch bezeugen, daß ich schon damals mich eines nicht geringen Namens durch dieses Talent erfreute; — zu einer Zeit, wo der Beifall meiner Gespielen noch mein einziger Lohn für die Ungunst und die Strafen war, denen der künftige Romanenschreiber sich aussetzte, wenn er in Stunden, die für unsere Arbeiten bestimmt waren, selbst müßig ging und Andere zum Müßiggang verleitete. Das größte Vergnügen meiner Feiertage war, mit einem Freunde, der denselben Geschmack hatte, mich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und uns gegenseitig Abenteuer aller Art zu erzählen, wie wir sie eben erfinnen konnten. Wir erzählten einander abwechselnd endlose Geschichten von irrenden Rittern und Schlachten und Zauberern, die wir von einem Tage zu dem andern fortsetzten, wie sich uns die Gelegenheit darbot, ohne daran zu denken, sie je zu einem Schlusse zu bringen. Da wir strenge Verschwiegenheit über den Gegenstand dieser Unterhaltungen beobachteten, so erhielten dieselben allen Reiz eines geheimen Vergnügens, und wir pflegten zu dem Schauplatz unseres Genusses lange Spaziergänge in den einsamen und romantischen Umgebungen von Arthurs Sitz, der Salisbury Klippe, den Braid Hills und ähnlichen Plätzen in der Nähe von Edinburgh zu wählen; und immer wird die Erinnerung an diese Tage eine Oase in den Pilgerschaft bilden, auf die ich zurück zu sehen habe. Ich habe nur hinzuzufügen, daß mein Freund noch lebt, in blühenden Glücksumständen, aber zu sehr mit ernsteren Geschäften überhäuft, als daß er mir dafür danken sollte, wenn ich ihn noch offener als den Vertrauten meines kindischen Geheimnisses bezeichnete."

Auf eine Kindheit, die diese Eindrücke empfangen hatte, folgte eine lange Krankheit und ein schwächliches Jünglingsalter, während dessen zwei Jahre lang die Hauptbeschäftigung des Kranken die Lectüre aller Gedichte und Romane war, von Cyrus und Cassandra bis zu den geschätztesten Producten der neueren Zeit herab, die eine edinburgher Leihbibliothek nur lieferte. Von dieser Periode an hielten, bei wiederhergestellter Gesundheit, strengere Studien den Verfasser auf die gewöhnliche Art beschäftigt. „Es gehörte nicht hieher," fährt er fort, „wenn ich mich ausführlicher darüber verbreiten wollte, wie die günstige Aufnahme von einigen wenigen Balladen den Erfolg hatte, meine ganze Lebensbahn zu bestimmen, und einen fleißigen Rechtsgelehrten, der sich schon einige Jahre in sein Fach hineingearbeitet hatte, in einen Belletristen zu verwandeln. Es ist genug, wenn ich sage, daß ich bereits mehrere Jahre diesen letzteren Charakter angenommen hatte, ehe ich im Ernst daran dachte, ein Werk der Dichtung in Prosa zu versuchen, obwohl einer oder zwei von meinen poetischen Versuchen sich durch Nichts von Romanen unterschieden, als daß sie in Versen geschrieben waren. Doch mag ich noch bemerken, daß ich um diese Zeit — jetzt, leider! vor dreißig Jahren — damit umging, eine Rittergeschichte in der Manier des Schlosses von Otranto, voll Räuberscenen und übernatürlichen

Begebenheiten, zu schreiben. Da ich unerwartet ein Capitel dieses beabsichtigten Werkes unter meinen alten Papieren auffand, so habe ich es dieser Einleitung angehängt, weil vielleicht manche Leser den ersten Versuch eines Schriftstellers in einer Gattung, in der er so Viel geschrieben hat, nicht ohne Interesse sehen werden. Und die, welche nicht ohne Grund über die Menge der Geschichten klagen, die dem Waverley folgten, mögen sich Glück wünschen, daß sie der Gefahr entgangen sind, welche ihnen drohte, wenn die Ueberschwemmung, die fünfzehn Jahr später eintreten sollte, bereits im ersten Jahre dieses Jahrhunderts ausgebrochen wäre. Jenen besondern Stoff ließ ich für immer fallen, doch gab ich die Idee dichterischer Leistungen in Prosa nicht auf, obwohl ich mich entschloß, denselben eine völlig verschiedene Richtung zu geben. Meine Jugenderinnerungen von den Landschaften und Sitten des schottischen Hochlandes machten in dem Gedicht, der Dame vom See, einen so günstigen Eindruck, daß ich dadurch veranlaßt wurde, etwas Aehnliches in Prosa zu versuchen. Ich hatte zu einer Zeit die Hochlande kennen gelernt, wo dieselben noch viel weniger besucht waren, als dieß in den letzten Jahren der Fall gewesen ist, und war mit vielen der alten Streiter von 1745 bekannt, die, wie fast immer alte Krieger, leicht zu vermögen waren, zum Besten eines aufmerksamen Zuhörers ihre Schlachten noch einmal durchzukämpfen. Es fiel mir natürlich auf, daß die alten Ueberlieferungen und der stolze Geist eines Volkes, welches mitten in einem civilisirten Zeitalter und Lande, noch so Viel von den Sitten an sich hat, die einer viel früheren Entwicklungsstufe der Gesellschaft eigen sind, einen trefflichen Stoff für den Roman darbieten mußte, wenn derselbe nicht durch den Erzähler verdorben würde. Mit einer Idee dieser Art warf ich um das J. 1805 ungefähr ein Drittheil von dem ersten Bande des Waverley hin. Der Roman wurde von dem verst. Buchhändler Ballantyne zu Edinburgh bereits angekündigt und sollte den Titel erhalten: „Waverley, oder, so war es vor fünfzig Jahren," — was später in: „So war es vor sechzig Jahren" verändert wurde, damit die Zeit der Herausgabe der Periode, in welche die Scene verlegt war, entsprechend bliebe. Als ich mit meinem Werke, ich glaube bis zum siebenten Capitel gekommen war, zeigte ich dasselbe einem kritischen Freunde, dessen Meinung ungünstig ausfiel; da ich nun bereits einigen poetischen Namen hatte, so wollte ich denselben nicht auf das Spiel setzen, indem ich mich in einem neuen Felde versuchte. Ich warf das Werk, das ich angefangen hatte, ohne besondere Ueberwindung bei Seite. Ich darf indessen nicht vergessen, daß wenn auch das Urtheil meines scharfsinnigen Freundes später bei einer Appellation an das Publikum umgestoßen wurde, dieß seinem Geschmack doch auf keine Weise zum Vorwurf gereichen darf; denn die Probe, die seiner Kritik unterlag, ging nicht weiter als bis zu der Abreise des Helden nach Schottland und enthielt daher noch Nichts von jenem Theil der Geschichte, den man endlich am Interessantesten gefunden hat. Dem sey, wie ihm wolle, das Manuscript war in der Schublade eines alten Schreibtisches, der, als ich zuerst im Jahr 1811 meinen Wohnsitz zu Abbotsford nahm, in eine Polterkammer gestellt wurde, bei Seite gelegt und gänzlich vergessen. Obwohl ich daher unter anderen literarischen Beschäftigungen meine Gedanken zuweilen auch wohl auf die Fortsetzung des angefangenen Roman's wandte, so wurde dieß doch, da ich das Manuscript in den Repositorien, die in nur Nähe waren, nicht finden konnte und zu träg war, Inhalt nach einmal aus dem Gedächtniß aufzuschreiben, immer der aufgegeben. Zwei Umstände riefen mir endlich mein verlo Manuscript besonders in die Erinnerung zurück." Diese Umst waren die Herausgabe von Miß Edgeworth's poetischen Erzählungen eine Aufforderung an Walter Scott von dem Buchhändler Mur die nachgelassenen Papiere des Alterthumsforschers Strutt, nebst unvollendeten Roman Queen Hoo Hall, heraus zu geben.

Der Zufall, durch welchen der lange vermißte Anfang des W verley wieder gefunden wurde, ist der beste Beweis von dem ge gen Werthe, den der Verfasser auf das Manuscript gelegt ha mußte. „Es fehlten mir gerade einige Fischereigeräthe, erzählt für einen Gast, und es fiel mir ein, den obenerwähnten a Schreibtisch zu durchsuchen, in welchem ich Dinge der Art au bewahren pflegte. Ich kam nicht ohne Schwierigkeit dazu, indem ich nach Angelschnüren und Haken suchte, fiel mir plötz das lange verlorene Manuscript in die Augen. Ich machte mich gleich daran, es nach meiner ursprünglichen Absicht zu vollend Und hier muß ich offen gestehen, daß die Art, wie ich dieß e führte, schwerlich den Erfolg verdiente, welcher dem Roman i der Hand ward. Die Geschichte von Waverley wurde so nachl hingeworfen, daß ich mich nicht einmal rühmen kann, zuvor einen bestimmten Plan von dem Werke entworfen zu haben. die Begebenheiten Waverleys, wie er mit dem hochländischen Ve Bean Lean im Lande umherstreicht, sind ohne das geringste Ges zusammengestellt. Dieß schickte sich indessen gerade so am Besten den Weg, den ich nehmen wollte, und erlaubte mir, Landscha und Sitten-Schilderungen einzuflechten, denen die Wirklichkeit Interesse lieh, welches die Talente des Verfassers sich auf and Wege vergebens bemüht haben würden zu erreichen. Und ohn ich auch bei andern Gelegenheiten mir ähnliche Sünden habe Schulden kommen lassen, so erinnere ich mich doch keines einz meiner Romane, in welchem ich alle Grenzen so weit überschri hätte, als in dem ersten der Reihe."

Endlich, im J. 1814, kam Waverley in das Publikum. „ Aufnahme war anfangs lau; nach den ersten zwei oder drei Wo chen hatte indessen seine Popularität in einem Grade zugenomm welcher die Erwartungen des Verfassers befriedigt hätte, wenn d auch viel kühner gewesen wären, als er je sie hegte. Man gab viele Mühe, den Namen des Verfassers zu erfahren, doch gel es nicht, hierüber authentische Auskunft zu erhalten. Der ursprü liche Grund weshalb ich dieß Werk anonym herausgab, war Bewußtsein, daß es ein Experiment an dem Geschmack des Pu kums sey, das sehr wahrscheinlich mißglücken konnte; und ich wo deßhalb mich keiner persönlichen Kränkung aussetzen. Eben deßh wurden viele Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um das Geheimniß sichern."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 190. 9 Juli 1829.

Die römische Aristokratie *).

Oh steril gloria! ob genti chiaro scuro. 14. Flei Sait. 6.

Die wirkliche, gleichsam verfassungsmäßige Aristokratie in Rom sind die Cardinäle, außer ihnen aber giebt es noch eine officielle, gleich der schottischen oder irischen Patrie — die römischen Prinzen. Das Cardinalthum (cardinalume, wie es Alfieri spottweise nennt) hatte unter dem alten Regiment fast jeden andern Adel verschlungen. Hohe und niedere Staatsämter standen nicht allein unter dem Patronat der Cardinäle, sondern waren in ihrem ausschließlichen Besitze, oder dem ihrer kirchlichen Vasallen; sie bildeten eine Art venetianischen Senat, in welchen die Kaste allein wählbar war, wichen aber darin von ihrem Vorbilde ab, daß das Kastenrecht erworben, daß man vom Prinzen zum Prälaten befördert werden konnte. Noch mehr Analogie findet man bei den Priestern Egyptens; doch war dort das Priesterthum erblich. In Italien dagegen wurden Kuh- und Schweinhirten Monarchen — Peritto ward Pabst. Seit der Herrschaft der Franzosen sind jedoch manche Staatsämter den Talenten, der Thätigkeit und der Erfahrung der Laien freigegeben; es trat eine Ausscheidung des Weltlichen und des Geistlichen ein. Man sieht nicht mehr Kardinäle unter hochrothen Schirmen, auf weißen Mauthieren die Truppen mustern, nicht mehr in Gold- und Scharlachschmuck den Details des Lottospiels u. s. w. vorstehen. Die höhere Würde der Purpurstrümpfe ward nicht mehr durch gemeine Dienstverrichtung entweiht; das Pabstthum verlor dabei nicht, und das Patrimonium gewann.

Durch diese stillschweigende Uebereinkunft der zwei Staaten im Staate — eine Folge der Revolution unter Leo XII, welche abzuwenden nicht in der Gewalt der Petersschlüssel stand — hatte der bisher hintangesetzte Adel von Rom wieder einige Bedeutsamkeit gewonnen. Viele der Ersten dieses ächtpatrieischen Standes bekleiden jetzt dem Glanze ihres Namens und ihrer Stückumstände gemäß die höchsten Aemter im Staate. Die Regierung selbst aber gleicht einem alten Manne, der dem Grabe zuschwankt und immer noch nicht sterben will. Sie gleicht einem Wagen auf dem Eis; der Impuls, den sie vor Jahrhunderten erhalten hat, treibt sie immer noch fort durch Wechsel und Gefahr; der Adel eines solchen Staates theilt alle seine Mängel, allein die Entartung der Einzelnen verliert sich in der des Gemeinwesens.

Nach seinen gewöhnlichen Ansprüchen aber, nach alter Berühmtheit und langem Güterbesitze steht kein Adel in Europa höher, wenige so hoch als der italienische. Keine Nation hat ein solches Alterthum, keine ruhmvollere Erinnerungen. Der stolzeste Name im Norden steigt zu einem bekannten Freibeuter auf, der auf keine höhere Eigenschaften Anspruch machen kann, als einer der Barbones oder Gasparones, welche die Macchie von Fondi oder Compagna unsicher machen. In England ist der schon von hohem Adel, der seinen Stammbaum bis auf die Sachsenzeit hinaufführt; schon damals, als England noch beinahe im Zustande der Barbarei war, hatten die Herren von Venedig die edelsten socialen Elemente in eine Staatsform vereinigt; Männer, welche gleich den Phocäern, vor der Tyrannei gestohen, auf unfruchtbaren Felsen in ungesunden Sümpfen Wohlstand und Freiheit fanden. Manche der heutigen Patricier Venedigs, welche es unter ihrer Würde hielten, die Auszeichnung eines Feudaltitels anzunehmen, führen ihren Ursprung auf die Gründer des Staates zurück und jede Seite ihrer Jahrbücher seit 695 giebt unumwundene Zeugschaft von dem fleckenlosen Ruhme ihrer Linie. Das übrige republicanische Italien, ursprünglich auf dieselbe Basis gegründet, aber schnell in das demokratische Gebiet überschweifend, hat gleich berühmte Namen aufzuweisen. Wurden die ursprünglichen Edeln verbannt, so kehrten sie als Popolani nach Florenz, Sienna u. s. w. zurück und erhoben sich, zwar unter die „novi homines" des Reichthums und kommerzieller Bedeutsamkeit (Venedig ausgenommen) bald gemischt, zu neuem Glanze empor. Der Feudalgeist herrschte in den andern Städten Italiens, hauptsächlich den kleineren; und die „Tirannі" der Chronikenschreiber (in der italienischen Geschichte so häufig, wie die τύραννοι der griechischen Republiken) waren über die reichsten Gefilde der Halbinsel verbreitet. Neapel, Rom, lang Republiken, selbst unter dem Drucke ihrer Despotien einige Spuren der frühern demokratischen Zeiten bewahrend, wiesen auf ähnliche Weise, wie Florenz vor der Vertreibung der Bardi, eine seltsame Mischung von Feudalismus und Republi-

*) New-Monthly Magazine, June.

canismus auf. Dem Eigenthumserwerb folgte Einfluß, und oft umgekehrt; aber Rom bot die abweichende Erscheinung dar, daß die Uneinigkeiten hier in offene, langwierige Bürgerfehden ausarteten und nicht mit dem sonstigen Decorum des Bürgerzwistes geführt wurden. Es war kein plötzlicher Pöbelauflauf, sondern ein dauernder Plünderungs- und Vertilgungskrieg, in dem Innern der Stadt. Die Lage Roms begünstigte solche Kämpfe; die Altstadt war Ruine, und die neue hatte sich stellenweis auf der Campagna erhoben. Die alten Monumente wurden isolirte Feudalvesten; das Volk siedelte sich um solche des Schutzes wegen an; eine Menge kleiner Dörfer war im Hausen über die Oede zerstreut, und hatte ein Grabmahl oder einen Bogen zum Mittelpunkt. Das römische Volk fiel abwechselnd bald den Colonna's, bald den Orsini's anheim, so wie der Senat in die Person eines einzigen Senators zusammenschrumpfte. Der einzige ernstliche Stoß, den diese Reihe von Stadttyrannen erlitt, war der kurz vorübergehende Aufstand von Cola di Rienzi; allein dieß war keine Auflehnung gegen die Souveränität des Adels, sondern ein bloßer Schaukelversuch gegen die beiden Häuser Lupi und Orsi, während dessen das Volk bloß einen Herrn gegen den andern vertauschte. Rienzi wußte so Wenig von dem alten Tribunat, als die Advocaten vom Senat; seine Titel waren dieß gothische Farce. Nicolo, Tribuno, Clemente und Augustv — klangen so abgeschmackt, als die Liberatori und Pacificatori des benachbarten Eilands. Bald bemächtigte sich der Feudalhandel wieder der alten Gewalt. Die Rückkehr der Päbste von Avignon gab Rom einen neuen minder strengen, aber beständigeren Herrscher. Nepotismus erhob sich auf den Trümmern des Feudalthums. Jeder Papst hinterließ ein adeliges Haus. Die Ausschweifung und der Luxus des päpstlichen Hofs überbot alle Höfe des übrigen Europas. Die Bedürfnisse der Päbste machten fortwährenden Zuschuß nöthig, und oft bezahlten sie ihre Gläubiger mit leeren Titeln für schweres Geld. Ihre Banquiers wurden mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Chigi kam von Sienna, die Medici von Florenz u. s. w. und stiegen von Banquiers zu Fürsten — sie waren die Tortonia's ihrer Zeit. Die Päbste munterten sie zur Niederlassung in ihren Staaten auf und bedienten sich ihrer oft als Gegengewicht gegen den älteren Adel. Sodann spielten die Kardinäle im Kleinen, was die Päbste im Großen thaten. Jeder hatte seinen Hof; und manche ihrer Hofleute stiegen zu den höchsten Ehren in dem Staate. Nach ihnen kamen die Fremden. Aus jedem Staate in Italien wurde Municipaladel nach Rom gezogen — gerade wie in dem Alterthume, wo der alte römische Patrizierstock oft aus den Provinzen rekrutirt worden war. Immer, in alten wie in neuen Zeiten, blieb Rom der Mittelpunkt Italiens und gewisser Maßen die Hauptstadt der Welt. Es war eine beständige Ebbe und Flut; ein Umtrieb von den äußern Theilen nach dem Herzen, und von dem Herzen nach außen. Die Doria's aus Genua — die Giustiniani aus Venedig — die Gabriellis aus der Romagna — die Borgia's aus Spanien waren lauter Kardinalshäuser, die sich zu verschiedenen Zeiten in der ewigen Stadt angesiedelt. Dagegen verzweigten sich die ursprünglichen Feudalfamilien in den Provinzen oder andere Theile des Reichs, als Glücksritter, in Folge von Einziehung oder Verprassung ihrer angeerbten Feudalgüter. Die Doria's, welche zu Rom den Namen Panfili angenommen, ließen sich als Angri u. s. f. in Neapel nieder; die Colonna's findet man in Corsica und Sicilien unter den Namen Butera, Tricala's u. s. f. Die Orsini nahmen die Würde als Herzoge von Gravina u. s. f. an. Aber viele von der vornehmsten Abkunft — die Falconieri, die Frangipani, Santa Croce u. s. sind nie aus den Mauern der Stadt gekommen. Unter diesen finden sich fremde Eindringlinge, wie Altempo ꝛc.; aber der bei Weitem größere Theil gehört zu der ersten Klasse.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quaterly Review über die Lage von England

(Fortsetzung.)

„Die Völker," sagt Burke in seinen Gedanken über die französische Revolution, „waten immer tiefer und tiefer in den Ocean einer bedenklosen Schuld. Staatsschulden, welche Anfangs eine Sicherheit für die Regierung waren, indem sie Viele für die öffentliche Ruhe interessiren, sind im Uebermaß das mutmaßliche Mittel ihres Untergangs. Wenn Regierungen ihre Schulden durch schwere Auflagen decken, so gehen sie zu Grunde, indem sie dem Volke gehässig werden. Decken sie solche nicht, so gehen sie durch das gefährlichste aller Verhältnisse, die allgemeine Unsicherheit des untergrabenen und noch nicht völlig vernichteten Geldinteresses zu Grunde." Wenn man überdieß bedenkt, daß der Zins unserer Schuld gegenwärtig bei Weitem Mehr als die Hälfte unserer jährlichen Einkünfte verschlingt, daß es sehr wohl geschehen kann, daß das Volk durch die jetzigen Auflagen allmälig ganz und gar in Noth und Elend versinkt, oder daß diese Auflagen selbst nicht mehr zureichen, daß der Druck der Schuld, statt durch ein Fallen des Geldwerths sich zu erleichtern, durch ein fortwährendes Steigen desselben, wie sich's nun seit mehrern Jahren schon erweist, erhöht wird — daß, wenn sie während der ungewöhnlich ruhigen Friedenszeit so wenig abnahm, sie bei der Wiederkehr eines Krieges um so wichtiger zunehmen muß; so muß jeder Vernünftige über unsere finanzielle Lage sich ernstlich beunruhigt fühlen.

Diejenigen, welche der Hoffnung leben, der liebe Zufall werde auf dem einen oder dem andern Weg ein Uebel abwenden, von dem sie sich selbst keine Rettung erdenken können, pflegen sich damit zu trösten, daß das Uebel, wenn auch unglücklicher Weise wirklich eingetreten, sich weniger fruchtbar in der Wirklichkeit erzeigen werde, als es in der Erwartung ist. Es scheint uns unmännlich und schimpflich, sich mit solchen Trugründen zu behelfen. In den meisten Ländern des Continents würde die Reduction oder verschobene Zahlung der Interessen der Staatsschuld nichts Neues seyn. Eine despotische Regierung fühlt sich dadurch verhältnißmäßig wenig benachtheiligt, und würde vielleicht unter ihrem beeinträchtigten Volke kaum

Muttern vernehmen; aber in unſrem Lande, wo keine ſolche Kriſis ſtört iſt, und wo man an die pünktliche Erfüllung der Verbindlichkeiten des Staates allgemein den unverwüſtlichſten Glauben hat, würde jede Art von Bankerott einen großen Theil der Bevölkerung in unausſprechliches Elend ſtürzen und ſelbſt die Exiſtenz der Verfaſſung gefährden. Um aller Möglichkeit einer ſolchen Kataſtrophe zu begegnen, iſt es von höchſter Wichtigkeit, daß unſere Staatsſchuld vermindert werde. Tage der Ruhe und des Friedens, wie gegenwärtig, ſind für ein ſolches Unternehmen äußerſt günſtig, und wenn es der Regierung damit Ernſt wäre, ſo würde dieß Land ſich freudig zu jedem Opfer verſtehen, wenn es die Ueberzeugung hätte, daß der Plan treulich ausgeführt würde. Eine ſo feſte Begründung unſerer Finanzen, welche einen unbeträchtlichen Ueberſchuß oder Abgang in den jährigen oder vierteljährigen Einnahmen nicht mehr als Gegenſtand des Kummers oder Frohlockens erſcheinen ließe, und eine zwar allmälige, aber fortwährende, merkliche Liquidirung unſrer Schuld ſicherte, würde den wohlthätigſten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats ſowohl als aller Klaſſen der Geſellſchaft üben.

Eine andere Laſt, unter welcher das Land ſeufzt, iſt die Armentaxe. Ob es unumgänglich nothwendig iſt, in einem ſo kultivirten Lande eine geſetzliche Vorkehr wegen der Armen zu treffen — wie ſolche in faſt allen europäiſchen Staaten unter der einen oder andern Form beſteht — auf welchem Weg eine Ermäßigung der Armengeſetze im Prinzip oder in der Anwendung zu erzielen wäre — ſind Punkte, welche wir hier nicht zu erörtern gedenken. Unſre Abſicht iſt bloß auf die Folgen hinzuweiſen, zu welchen die Armengeſetze, wie ſie jetzt in Anwendung kommen, unvermeidlich führen müſſen. Wir ſtehen alle, welche Anhänglichkeit und Liebe zu ihrem Vaterland, oder Gefühl für menſchliches Elend haben, von Haus zu Haus zu gehen und ſich mit der Lage, den Geſinnungen, Gewohnheiten und der Lebensart der arbeitenden Bevölkerung vertraut zu machen; man weiß davon noch viel zu Wenig. Wie ſehr auch der Charakter der niedern Stände in manchen Dingen verſchieden ſeyn mag, ſo ſind ſie darin einander überall gleich, daß ſie ihre wahren Umſtände ihre Obern nur ungern dicken laſſen, — und überhaupt nie, außer wenn ſie mit Güte, Vertraulichkeit und Verſtand behandelt werden. Bei dem künſtlichen Geſellſchaftszuſtand, in dem wir leben, gebricht es den höhern Klaſſen ſowohl an Neigung als Gelegenheit dazu, und ſie kennen oft daher die Lage der Leute aus dem Volk, obgleich ſie nicht fern von ihrer Thüre wohnen, ſo wenig, als ob ſie nicht zur ſelben Gattung gehörten. Wendete man ſich an die Ortsgeiſtlichen, welche das Volk vor allen Andern am Beſten kennen lernen, ſo daß man dieſe einzeln oder kollektiv über jeden Landesbezirk berichten ließe, ſo würde das Publikum und die Geſetzgebung in den Stand geſetzt werden, dieſen Gegenſtand richtiger zu beurtheilen und die nöthigen Maßregeln darnach einzuleiten.

Trotz der theilweiſen Erleichterung, welche gewiſſe legislative Verbeſſerungen bewirkten, ſind wir feſt überzeugt, daß die Laſten des Reichen und das Elend des Armen gegenwärtig allgemein und reißend ſchnell zunehmen. Wie ſollte es auch anders ſeyn? Das Geſetz des Einpfarrens feſſelt die Mehrzahl der Arbeiter mit ihren Familien durch ganz England ſo ſehr an die Scholle, als die Leibeigenen in den Feudalzeiten, nur mit dem Unterſchied, daß die Arbeiter nicht an das Grundſtück, ſondern an den Kirchſprengel gebunden ſind. Zudem vollendet der unverſtändige, faſt durchgängige Gebrauch, allen Verheiratheten oder Ledigen, Geſchickten oder Ungeſchickten den niedrigſten Lohn zu geben, womit ein gewöhnlicher, unverheiratheter Arbeiter beſtehen kann, und alle Verheiratheten, alte und junge, kräftige und ſchwache, ſobald ſie drei, ja auch nur zwei Kinder haben, in den Sprengel zu ſchicken, das Unheil, welches durch das Einpfarrungsgeſetz begonnen ward. Es vertilgt jede Spur von Dankbarkeit, Sparſamkeit und Bedachtſamkeit und nöthigt beinahe den Einzelnen zu heirathen, ſobald er das Alter hat, weil die Verheirathung ſeine Lage verbeſſern, auf keinen Fall verſchlimmern kann *).

So kam es, daß ſich die Armentaxen in den letzten achtzig Jahren mehr als verzehnfacht haben, was das Verhältniß der Zunahme des Handels, Reichthums oder der Bevölkerung des Landes bei Weitem überſteigt. Der Geldwerth ſteht gegenwärtig höher, als je, und es iſt nicht abzuſehen, wie ſolch ein ſteigender Geldadfuß auf die Länge beſtritten werden kann. Wir ſprechen von notoriſchen, anerkannten Thatſachen. Sind die Prämiſſen richtig, ſo iſt der Schluß daraus deßwegen nicht weniger wahr, weil er unangenehm lauten mag. Wir ſind daher zu der Behauptung genöthigt, daß weſentliche Mißgriffe geſchehen, welche, gleich nachtheilig für den Bezahlenden, wie für den Empfänger, wenn nicht zeitige und

*) Als Beleg folgende kurze und überzeugende Berechnungen, welche dem Parlamente in den Jahren 1826 und 1828 vorgelegt wurden.

1748	Taxen	730,135
1776	—	1,720,316
1783	Ausgaben	2,167,748
1803	—	5,302,070
1812	—	8,865,838
1813	—	8,511,803
1814	—	7,508,853
1815	Taxen	6,957,425
1816	—	8,128,418
1817	—	9,320,440
1818	—	8,932,185
1819	Ausgaben	8,672,252
1820	—	8,334,313
1821	—	7,895,235
1822	—	6,921,187
1823	—	6,574,496
1824	—	6,099,190
1825 [1])	—	6,060,081
1826	—	6,096 166
1827 [2])	—	7,003,405

[1]) Alle dieſe Angaben ſtehen in den Parliamentary Papers for 1826.

[2]) Die zwei letzten Jahre ſind aus den Parliamentary Papers for 1828.

kräftige Abhülfe eintritt, Landeigenthümer, Pächter und Arbeiter in unvermeidliches Verderben stürzen müssen.

Ein anderes Uebel, vermehrt, obgleich gewiß nicht erzeugt durch die schlechte Verwaltung unseres Armenwesens, ist unsre gegenwärtige Uebervölkerung. Fast in jedrr Stadt, in jedem Dörfchen des Königreichs ist die Bevölkerung in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren in einem Grade gestiegen, daß sie trotz allen Verbesserungen im Landbau oder in den Manufakturen keine hinreichende Beschäftigung mehr findet. Wie diese ernstliche und scheinbar plötzliche Landplage über uns gekommen, verdient nähere Nachweisung. Dirselbe Urberzahl, welche in frühern Zeiten die kühnen Stämme des Nordens ihre Schwärme nach dem Süden vorzudrängen zwang, ist in jedem Theile Europa's fühlbar, am Fühlbarsten aber in England. Statt daß sonst die Eltern bei der Vermehrung ihres Familienkreises und der Entwicklung der physischen und geistigen Vorzüge ihrer heranwachsenden Kinder sich freuten, sind diese nicht sobald in die Welt geboren, als sich auch Kummer wegen ihres Unterhalts, und reifen sie zur Mannbarkeit heran, bange Sorge einstellt, sie in eine Lage zu bringen, wo sie durch Fleiß und Geschicklichkeit ihr ehrliches Brod verdienen könnten. Alle Handelszweige, Gewerbe und Staatsdienste sind übersetzt, Schaarrn von Menschen jedes Alters und Standes gehen arbeitslos umher. Es ist möglich, daß dieses Uebermaß von Bevölkerung sich endlich von selbst wieder zurechthilft; allein dieß dürfte noch lange nicht und erst nach der empfindlichsten Noth geschehen, zumal bei uns, wo sich die Volkszahl mit so reißender Schnelligkeit vermehrt hat. In England und Irland liegt zwar noch unermeßlich viel Land öde und unbebaut; auch ist unsern Kolonien, die an Zahl und Bedeutsamkeit alle übertreffen, welche irgend ein Staat in der Welt jemals besessen hat, von Staatswegen noch äußerst wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Bis jetzt haben sie uns wenig Vortheil gebracht; weil die Armen gewiß sind, von ihren Kirchsprengeln zu Hause erhalten zu werden, und die Reichen zu gemächlich aufgewachsen, um sich als Pflanzer in einem fremden Lande niederzulassen. Die Noth aber wird alles Sträuben überwinden. Man sollte den arbeitenden Klassen unsere Kolonien wo möglich als das gelobte Land anpreisen, welches zu erreichen ihr höchster Ehrgeiz seyn sollte. Aber nicht bloß die ärmern Klassen unter uns sind hierbei betheiligt; in den Kolonien muß ein großer Theil der Kinder und Enkel der vornehmsten Familien eine neue Heimat suchen, wenn sie nicht zu Hause in Abhängigkeit und Armuth lebrn wollen. Jammerschade, daß dirse Niederlassungen bisher bloß als Freistätten für Missethäter, Lohnarbeiter, Handwerker und desperate Menschen betrachtet wurden. In die griechischen Kolonien wanderten Leute aus allen Klassen, und erhoben diese, alle Stufen und Stände des socialen Lebens mit hinüber nehmend, durch Ordnung und Unterordnung in Kurzem zu hohem Wohlstand. Folgen wir ihrem Vorgang; obgleich nicht zu erwarten steht, daß alle unsere Kolonien den denkbigten Abflußkanal für unsere Uebervölkerung gewähren werden. Bis jetzt hat unsre Volkszahl jährlich um 3 — 400,000 zugenommen, während die nach den Kolonien Abgehenden mit Einschluß der Verbrecher und Auswanderer stens 7 — 8,000 Menschen betrugen. Das Verhältniß der wanderung wird aber, wie sich erwartrn läßt, bedeutend st und wir müssrn sie auf allr Wrise zu befördern suchen. jnge unternehmende Männrr von Stand und Conncrione renvolle Aufmunterung erhalten, wrun junge Männer und F aus den Mittelständen unsre Kolonien als den sichersten häuslicher Wohlfahrt drtrachten lernen; wenn den Armen Ueberzeugung würde, daß es besser für sie sey, eine Ueber zu zahlen und einige Jahre nach ihrer Ankunft in den Kol in Dienstbarkeit zu leben, als daheim ein hoffnungsloses, lichrs Daseon hinzuschleppen — so würde das Land von der einer unnützen Uebervölkerung befreit, unter welcher es zu liegen droht. Die Auswanderungspolitik sollte, wir wieder es, in unsern Tagen mit den landwirthschaftlichrn Verbesse gen in der Heimat Hand in Hand gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Genealogische Notiz über die bedeutendsten souveränen Für des Orients.

(Fortsetzung.)

Afghanistan.

Die Krone ist erblich in dem Zweige der Familie Sadd welche von Ahmed-Schah-Abdalli stammt. Der Titel des Fü ist Schahi-Dewri-Dewrân. Der ghaznewidische Fürst Sebecte unterwarf das Land im J. 907 n. Chr., Babur eroberte Gh und Kabul im J. 1506; die Afghanen eroberten Persien im J. 1 und wurden ihrerseits unterworfen in den Jahren 1737 und 1 Ahmed-Schah-Abdalli wurde zu Kandahar gekrönt; sein Sohn Tim Schah regierte von 1773 — 1793; Zeman-Schah bis 1800, wo er von seinem Bruder Mahmud abgesetzt wurde. Diesen verjagt Jahr 1803 sein Bruder Schoudschah, der seinerseits wieder Mahmud im J. 1809 vertrieben wurde. Während dieser Unr eroberte Rundschit-Singh, der Fürst von Lahor, Kaschmir Peschawer, wo unter seinem Schutz Jar-Mohammed-Khan, der d Bruder, regiert. Im J. 1826 war Mahmud mit seinem Sc wieder flüchtig, zu Herat im englischen Indien; die Emir's Sind hatten sich eines Theiles des Landes bemächtigt.

Beludschistan.

Mahmud-Khan, ungefähr 47 Jahr alt, folgt seit Vater Nasir-Khan im Juni 1795; der letztere hatte gegen das E seiner Regierung Mekran erobert, welches der Sohn im J. 1809 r dee aufgab.

Balkh.

Mie Murat Bey erobert Balkh im J. 1815 und vertritt d Redschib-ullah-khan, Statthaltee des Königs von Kabul.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 191. 10 Juli 1829.

Ségur und seine Geschichte Peters des Großen.

Wenn ein geistreicher Mann, der sich in der weiten Welt umgesehen, eine bedeutende Rolle darin gespielt und mit den größten Männern des Zeitalters in nahen Verhältnissen gestanden hat, sich entschließt, der Geschichtschreiber seiner Zeit zu werden, so haben wir nicht Ursache, in seinen Beruf dazu Zweifel zu setzen.

Segurs Schule war das Schlachtfeld und das Kabinett seines Kaisers, sein Ziel der Nationalruhm Frankreichs. Enkel eines Marschalls und Sohn des noch lebenden Grafen Louis Philipp, der sich als Soldat wie als Staatsmann, als Hofmann wie als Pair, durch geschichtliche und politische Werke, kleine dramatische Dichtungen und Jugendschriften auszeichnete, strebte Paul Philipp die verschiedenen großen Eigenschaften, welche in seiner Familie erblich zu seyn scheinen, in sich zu vereinigen: und wie er auf dem Felde enthusiastisch mitkämpfte, wie er den Ruhm erlangte, den kühnsten Kavallerieangriff in den Revolutionskriegen ausgeführt zu haben: eben so enthusiastisch sang er in seiner Geschichte Napoleons und der großen Armee „ein französisches Volkslied," dessen Wahrheit ihn selber übrigens so tief ergriff, daß er Feinden und Freunden seines Helden zu Gebote stand, mit seinem Degen die Richtigkeit seiner Erzählung zu beweisen. Wie kommt nun Segur dazu, eine russische Geschichte *) zu schreiben? Nichts leichter als die Antwort auf diese Frage: er sucht ein Seitenstück zu seinem Napoleon. Dieses Seitenstück ist der große Zaar. Daher fast dieselbe Wärme, dieselbe Begeisterung für den letztern wie für den erstern Gegenstand, hier nur etwas abgekühlt durch das Studium. Die größere Entfernung der Zeit und des Orts, in welcher der Wirkungskreis Peters des Großen dem Geschichtschreiber liegt, erklärt seine größere Unparteilichkeit; die Abgeschlossenheit dieses Wirkungskreises machte es ihm eher möglich, die Begebenheiten philosophisch zu fassen und massenweise zu ordnen, und jedenfalls ist sein neueres Werk gründlicher als sein früheres: aber immer tritt auch in dem neueren als Hauptzweck hervor, der Reichthum der Darstellung, der Ernst der Wahrheit und die Belehrung seiner Nation und seiner Zeit, und auch seine Geschichte Peters des Großen ist weniger ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte, als eine Bereicherung französischer Literatur, Politik, Volksbildung, ein französisches Nationalwerk.

Nur mit Berücksichtigung dieser Bemerkungen begreift man den Charakter, die Schönheiten und die Mängel eines Werkes, das uns überhaupt ein lebhaftes Bild von den Vorzügen und Fortschritten, den Fehlern und Verirrungen der neueren französischen Geschichtschreibung gewährt, wenn wir sie mit der des vorigen Jahrhunderts, namentlich mit der voltaire'schen vergleichen.

Voltaire schrieb bekanntlich seine Erzählung der russischen Geschichte unter Peter dem Großen auf Ersuchen der Kaiserin Elisabeth und nach den Materialien, welche auf deren Befehl ihm im J. 1759 mitgetheilt wurden; on n'a écrit que d'après eux, sagt Voltaire in der Vorrede ausdrücklich. Die Materialien schienen ihm unzureichend, er beklagte sich, aber vergebens; denn der russische Secretär, welcher ihm die Hülfsmittel mittheilte, wollte selbst eine Geschichte Peters I schreiben. Darum ließ aber Voltaire nicht von seinem Unternehmen ab, denn er hatte es begonnen. Levesque, welcher Anmerkungen zu oder vielmehr gegen Voltaire's Werk schrieb, erzählt, dieser habe einem russischen Kammerherrn brieflich zu wissen gethan: Je ferai graver sur ma tombe: Ci-gît qui a voulu faire l'histoire de Pierre le Grand.

Die erste Veranlassung zu Segurs Werk über Peter den Großen war ohne Zweifel seine genaue Kenntniß des von diesem Fürsten regenerirten Landes, theils durch die Erinnerungen und Beschäftigungen seines Vaters, welcher als Gesandter die Kaiserin Katharina nach der Krim begleitet hatte, theils durch seine eigene Gefangenschaft in Wologda jenseits Moskau vor dem tilsiter Frieden, theils durch den russischen Feldzug, in den er zur Seite Napoleons zog. — War die äußere Veranlassung der Aufenthalt in der Fremde, so erscheint doch der Zweck, wie gesagt, national: ein Seitenstück zur Geschichte seines Kaisers und dessen Helden. „In der Schöpfung Peters," ruft er aus, „erscheinen alle jene Helden russischer Civilisation, enthalten in einem einzigen Manne, aus dem sie gleichsam

*) Histoire de Russie et de Pierre le Grand. Paris, chez Baudouin, 1829. I in 8. 383 Seiten.

Digitized by Google

hervorwachsen, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Wie alle große Männer verstand er immer die tüchtigsten Arbeiter für sein Werk herauszufinden und zu binden: wie sie, war er ausdauernd in seiner Wahl, in seiner Freundschaft; ob es nun das allen großen Seelen angeborne Beharren in Gefühlen wie in Entschlüssen sey, oder vielmehr die Sicherheit ihres Blicks, die Gewalt ihres Genius, welcher die Geister zweiten Rangs zu erkennen und anzuziehen vermag! Als ob, nach einem allgemeinen Gesetze, gleiche Geister sich in der geistigen Welt zu vereinigen strebten, wie in der physischen Welt gleichartige Atome. — Das Auge bald auf die Karte des von ihm belebten Reiches, bald auf die treue Darstellung seiner Züge geeichtet, wie oft habe ich, seit einigen Jahren, in seiner Nähe gelebt! Wie oft habe ich in meinen Träumereien mich versetzt in die Tage des Kaisers; wie oft habe ich mir da nicht vorgestellt, ich sey selber einer jener ausländischen Gefährten seiner Arbeiten, an den Erfolg seiner großen Unternehmung gebunden, ihn liebend, verehrend in seinem Zwecke, aufgebracht über die Hindernisse, die er findet oder die er sich selbst schafft; entzückt über seine schönen Handlungen, seine großen und kräftigen Eigenschaften, oder voll Schmerz über seine Fehler und empört gegen seine Laster."

Voltaire entwirft eine Erzählung der Geschichte Peter des Großen, Segur hat einen philosophischeren Zweck. Er sucht den Geist seiner Geschichte zu erfassen (J'ai cherché la raison ou l'esprit de sa longue histoire); Politik, Geographie ꝛc., Alles wird von ihm in ein System der Geschichte Rußlands und Peters gefaßt. Dieser systematische Sinn führt ihn bald zu anziehenden Parallelen, bald zu tieferer Auffassung der russischen Geschichte selbst.

„Betrachtet, sagt er einmal, Süd-Europa mit seinem unebenen, gezackten, von Meeren zerrissenen Boden: daher in dem Geiste der Völker Mannigfaltigkeit, Bewegung, Unruhe, wodurch sie angetrieben sind, immer weiter vorzuschreiten, von Entdeckung zu Entdeckung, in dem ganzen weiten, dem menschlichen Geiste offen stehenden Felde; endlich die Liebe, das Bedürfniß der Freiheit, wodurch die Entwicklung befördert wird. Betrachtet dagegen das europäische Rußland und Nord-Asien, dieses ungeheure Binnenland voll Eisfelder, Wüsteneien, Moräste, Wälder, mit wenig-wandelbarem Clima; daher die Geister weniger aufgeregt, weniger unruhig, weniger neuerungssüchtig, meist stillstehend, einförmig, unbeweglich; daher die Armuth an Bevölkerung, die Unwissenheit und als letztes Resultat Despotismus." Vor der großen weltumfassenden Idee des Zaars mußte Alles weichen. Die Haupterdtheile, Europa, Asien, America, neigen sich nach dem Nordpol oder haben dort ihre Wurzel. Rußland, am Vereinigungspunkte ihrer Meridiane, hat Antheil an allen dreien, berührt sie wenigstens und steht als ihr Anfang da. Peter erkennt dieß große Ländersystem und benutzt es. Er will aus dem bisher an das Ende Europa's verbannten, in Europa fast unbekannten Rußland ein Reich machen, das im unmittelbarsten Verhältniß stehe mit den reichsten oder civilisirtesten Theilen der Welt. Man sage nicht, daß man dem Genie gern Gedanken leiht. Hat nicht Peter der Große sein Reich an Persien, und selbst an Indien und China anzunähern gestrebt; zweimal den Brennungspunkt von Nord-Asien und America untersuchen lassen durch Ströme, Seen, Meere, durch Kanäle und Karawanen gemeinschaftliche Communicationen eröffnet? Auf den Moräste der Newa Innersten des finnischen Meerbusens ersah sein Adlerauge den zusammenhaltenden Vereinigungspunkt des großen Ganzen. Dieser Hafen am baltischen Meer ist der nächste von der Wolga, der großen Pulsader des russischen Colosses. Dort sollen sich die Gewässer Europa's mit denen von Asien, die des weißen Meers mit denen America's vermählen.

(Fortsetzung folgt.)

Die römische Aristokratie.

(Fortsetzung.)

Die Fideicommisse *), welche die Veräußerung des Grundeigenthums verhindern sollen und eine gewöhnliche Einrichtung despotischer Staaten sind, haben natürlich auch in Rom ihre Wirkungen geäußert. Viele der Hauptfamilien sind immer noch im Besitze des größeren Theils ihrer Ländereien und daher ihr Erbtheil aus einer weit früheren Zeit, als der engl. Adel. Die meisten, wenn nicht alle Besitze, sind noch durch ihre ursprünglichen Namen repräsentirt. Die Ueberzeugung andere ist zufällig und trifft sich vielleicht bloß ein oder zwei in einem Jahrhunderte. Vergleichen wir die frühern Karten der Campagna mit den heutigen, so finden wir nur wenige Veränderungen; der bei Weitem größere Theil der Lehnen ist noch im Besitz seiner alten Feudalherren, und mit jedem Schritte stößt man auf Degli Orsini — Degli Odescalchi — Colonna — de'Buoncompagni.

Folgende drei Klassen bilden den jetzigen römischen Adel. 1) Die alten Feudalhäuser, von denen einige nach einer entweder unwahrscheinlichen Ueberlieferung von dem ersten patricischen Blut des alten Roms abstammen. 2) Die päpstlichen Familien, die wuchernde Brut des Nepotismus. 3) Die Emporkömmlinge des Merkantilreichthums. Diese dritte und bei Weitem zahlreichste Klasse ist meistens mit der zweiten amalgamiert. Neue Schöpfungen dieser Art sind höchst selten. In die niedrigste Adelsklasse der Conti u. s. f. gelangt man für Geld; der Titel Visconte ist in dem südlichen Italien unbekannt und beschränkt sich bloß auf die Lombardei. Erhebungen in den Cardinalstand

*) Die Fideicommisse sind gegenwärtig in den römischen Staaten sehr beschränkt. Der wiener Congreß rieth oder befahl wichtige Veränderungen. In Neapel oder Sicilien sind sie seit Jahre 1820 aufgehoben oder für aufhebbar erklärt worden. Die Nobili hatten mit Hintansetzung der Unabhängigkeit ihres Standes bloß das Interesse oder die Befriedigung der Leidenschaft des Einzelnen im Auge und griffen unbedenklich zu, sie gleich eine noch größere Scheidewand von andern Ständen der Gesellschaft trennt, als in England, so konnten sie sich doch mit dem Mantel legislativer und administrativer Functionen entschuldigen, deren Monopol sie als Kaste nicht mehr besitzen

kommen wegen des Alters derjenigen, welchen diese Würde ertheilt wird, und der Nichtübertragung der Ansprüche, natürlich selten vor, und genügen den gewöhnlichen persönlichen Interessen; der Nepotismus aber ist unter den letzten Päpsten sehr zurückgekommen. Pius VII und Leo XII nahmen auf die Eitelkeit und den Ehrgeiz ihrer Familien wenig Rücksicht. Ein einziges Beispiel hat man, daß römische Prinzen kreirt wurden. Canino und Musignano wurden zu Fürstenthümern erhoben, jenes durch die Dankbarkeit Pius VII, dieses durch die persönliche Freundschaft des Cardinal's di Sommaglia, Secretär's seines Nachfolgers. Die römischen Fürsten behaupten den ersten Rang unter dem italienischen Adel, und obgleich (mit einigen Ausnahmen) dem neapolitanischen und sicilischen an Reichthum, so wie an Bildung und feiner Lebensart dem lombardischen weit nachstehend, ersetzen sie diesen Abgang in der öffentlichen Meinung durch den höhern Glanz und die Reinheit ihrer Abkunft.

Diese Bemerkungen drängten sich mir bei meinen Besuchen in den römischen Landhäusern häufig auf, und nicht leicht betrat ich eine ihrer Kirchen, ohne die schlummernden Erinnerungen ganzer Geschlechter von Heroen, deren Namen und Thaten jedem Geschichtskenner vertraut sind, meinem Gedächtniß zurückzurufen.

Die Gestaltung der römischen Gesellschaft ist für die Gewohnheiten der Coterie sehr wohl berechnet. In allen Zirkeln ist ein Wörterbuch von conventionellen Redensarten im Umlauf; so gemein und abgeschmackt dieß ist, so entspricht es dem ganzen gewöhnlichen Treiben der Welt und hält die Gesellschaft zusammen, die ohne ein solches Medium über kurz oder lang in Unordnung und Auflösung geriethe. In Frankreich ist dieses Papiergeld, weil man es zu freigebig in Umlauf setzte, in seinem Werth bedeutend gesunken, und ein Engländer findet beim Eintritt in die dortigen Salons den Cours sehr schwierig. Die Boudoirgesellschaft erhebt sich allmälig zur Cabinetsgesellschaft. Die Politik hat das Ihre gethan, Diners an die Stelle der petits Soupers gesetzt und die du Deffands gegen die la Favettes und die Lafittes vertauscht. Ohne die Barbarei des Fuchsjägerthums durchzumachen, sind die Franzosen plötzlich mit aller Lebenskraft einer neuen Nation hervorgetreten, politisiren nach dem Diner in so kühnem Ton, als ob ihre Urgroßväter lauter Junker gewesen wären, trinken ihren guten Portwein, hassen den Papst und alles schale Getränk, und wissen ihre Siege und Niederlagen seit Heinrich dem Großen bis auf den heutigen Tag auf's Gewissenhafteste nachzuerzählen. Aber Italien ist noch das Italien von 1700. Die Revolution in Europa kräuselte die Oberfläche des Wassers, ohne es in seiner Tiefe aufzuregen. Die Niederungen schliefen seit Jahrhunderten ihren ungestörten Schlummer. „Turba de'morti, chi mai non fur vivi," sagt Alfieri von einer Art Todten; allein es gilt auch von diesen. Die höheren Klassen der Gesellschaft aber rüttelte der Geist der Revolution gewaltig auf; die einen ergriff er mit dem Fanatismus eines Kreuzfahrers, andere warf er in das übergraste Burgverließ ihrer Feudalschlösser, um dort Schutz zu suchen; wieder andere mitten unter die Streithaufen der Kämpfenden. Die verschiedenen Eindrücke des Revolutionsgespenstes sind noch, trotz der verwischenden Hand des folgenden Friedens, auf den Gesichtern zu lesen. Die italienische Gesellschaft thut der Redefreiheit nicht den mindesten Zwang an; in der labenden Atmosphäre des erkornen Zirkels geht Jedem das Herz auf; Jeder denkt laut, und findet Beifall oder Nachsicht. — Jedes Haus hat natürlich seine Soirée — den wohlfeilsten, vernünftigsten und kürzesten Weg vertraulicher Mittheilung. Man trifft Gesellschaft — eine Lampe, ein Pianoforte, Eis, Kaffee — Ein Abend in der Woche ist hiefür bestimmt — man geht selten von dieser Regel ab — selbst die Schneezeit unterbricht den gewohnten Genuß der Geselligkeit nicht. Das Resultat ist gut; man hat wirklich Gesellschaft (eine coena dubia von allen Temperamenten und Intelligenzen), so viel und so mannichfaltig, wie sich kein ganz echter Gaumen nur immer wünschen mag. Den Rest der Woche bleibt man zu Hause, wenn man Einsamkeit liebt, ohne Störung befürchten zu dürfen. Jeder lebt nach seiner Wahl; denn Wahl und freier Wille ist bei der Gesellschaft das Alles in Allem. „En Angleterre la mode est un devoir, à Paris c'est un plaisir," sagt ein Franzose; in Italien giebt es gar keine. Der Engländer, welchem Nichts über Bequemlichkeit geht, der jede Störung haßt, lebt hier ganz nach seiner Gemächlichkeit. Will er zu Hause bleiben, so ist er gegen alle Zudringlichkeit hermetisch verschlossen. Will er ausgehen, so findet er immer ein oder ein paar Gesellschaftszimmer oder Boudoirs, wo man ihn mit offenen Armen empfängt. Eine Einführung ist natürlich nothwendig, aber die einfachste genügt. Man weist seine Karte vor, tritt ein, verbeugt sich — kommt — geht — schwatzt — hängt seinen eigenen Betrachtungen nach, wobei die Dame vom Hause, noch sonst Jemand stört, oder findet nicht Alles, wie es sein sollte. Verläßt man die Stadt, so macht man seinen Abschiedsbesuch — was bei einem fließenden See, wie Rom, der täglich für den Abfluß wieder Zufluß erhält, dem Besuchenden wahrscheinlich mehr Mühe macht, als dem Besuchten. Da giebt es keine Almacks, keinen ersten, zweiten oder dritten Himmel, kein Allerheiligstes. Was angenehm ist, gehört zum guten Ton, das Nichtangenehme, wie es auch sein soll, zum schlechten „Tout genre est bon, hors le genre ennuyeux", ist der Codex der Römer — freilich sehr heterodox; allein sie haben noch nicht in London geschlafen. Alles dieß macht sich in Rom so gleichsam von selbst, ohne daß man die ersten Früchte aus den Treibhäusern aufbietet, oder mit mancherlei anderen Gelüsten einer übercivilisirten Civilisation den verwöhnten Gaumen kitzelt. Ich habe schon Gesellschaften besucht, wo in den Hundstagen selbst das Wasser spärlich, und der Wein noch spärlicher war — aber für all diese Entbehrungen, die schlechten Messinglampen, das einzige Oel und die Wachskerzen statt der Fußteppiche u. s. w. wird man durch die Bonhommie, die hier herrscht, das Gefühl des Wohlbehagens, den immer heiteren Lebensmuth und die völlige Ungezwungenheit im Umgang reichlich entschädigt. Wenn sich Einer wo einbürgern und in etwas bequemen will, was jedoch für unser Wildfänge aus dem Norden nichts Leichtes ist, so hat er die beste Gele-

Digitized by Google

genheit, sein gut Theil Menschenkenntniß zu sammeln, ein gut Theil Vergnügen zu genießen. —

Ich fand einen Zirkel, indem ich meine Abende häufig zubrachte, in voller Diwansitzung um sieben Uhr beisammen. Thee war nirgends zu sehen. Dieser Apothekertrank hat sich südlich von Mailand noch nicht überall eingedrängt; dagegen ist hier der Kaffee zu Haus. Karten thun ihre Pflicht — halten das müßige Volk beschäftigt — und verhindern es, die Andern zu langweilen. Eis und Bonbons hatten ihre erste Runde gemacht, das erste Lied war gesungen, die Musikkenner und Bewunderer standen noch um das Pianoforte gruppirt. Durch Nichts in der Kleidung unterschieden sich Prinzen und Nichtprinzen, keine Spur von jener überfeinen Höflichkeit, auf die sich die Adelsklassen in Frankreich so Viel zu gut thun; man war sich innig vertraut — ohne Zwang — sprach, lachte und griff jeden Gedanken auf, der Einen beschlich. Ich war kaum eingetreten, als ich bemerkte, daß sich Einige aus der Gruppe nach der Thüre kehrten. Der Bediente in abgetragener Livree verkündete und führte die Fürstin Piombino ein. Sie ist nicht mehr jung und steht nicht in dem besten Rufe zu Rom, man sagt ihr aber keine jener Gourmanderien nach, welche sonst die Galanterien großer Hauptstädte auszeichnen. Ihr Gemahl ist alt — wenig gesehen — noch weniger beliebt. Seine Abkunft verdunkelt seinen Namen mehr, als sie ihn verherrlicht; der Umstand, daß er drei der größten Edelgüter in Italien — der Ludovisi, Buoncompagni u. s. f. als Eigenthum vereinigt, konnte ihm zu einem Grade von öffentlicher Achtung nicht verhelfen. Als Herr dreier großer Paläste, einer prachtvollen Villa bei Rom, des ansehnlichsten Gebiets im Kirchenstaat — fürstlicher Domänen in Toscana, die er durch den Frieden zurück erhalten hatte, besaß er die bedeutendsten Mittel, von denen er hätte keinen kärglichern Gebrauch für die öffentliche Wohlfahrt machen können. Die vier Wappenschilde an seinem Palast auf der Piazza Colonna, welche die vier Mächte anzeigen, deren Unterthan und Schutzbefohlener er zu seyn sich rühmt, sind die einzigen Spuren seiner Existenz. Er bewohnte den zweiten Stock seines Hauses; der erste war während eines großen Theils ihres Aufenthalts in Rom an die Herzogin von Devonshire *) vermiethet. Dieß ist hier prinzlich und fällt nicht auf. Derselbe Fürst aber hielt es, wie man sich sagt, nicht unter der Ehre und Würde seines Stands, seinen Palast in eine Art Monte di Pietà zu verwandeln, indem er sich herabließ, Summen „par la petite semaine" an seine Freunde auszuleihen. Man berechnete, daß er durch Pfandverleihungen, den unehrenhaftesten Wucher, den es gibt, seine unermeßlichen Schätze um mehrere hundert Piaster bereichert. Er hatte eben seine Tochter an den Prinzen Altieri mit einer fast königlichen Mitgift von 180,000 Kronen verheirathet. Diese Summe ward sogleich zur Liquidirung der Schulden des neuen Herrn Gemahls verwendet; der Glanz des Hauses Altieri war nämlich durch die hundertjährige Verschwendung der Familie bedeutend gesunken. Obgleich nicht schön von Gesicht, hatte die junge Fürstin in ihrem ganzen Wesen etwas sehr Liebenswürdiges. Sie war bekannt wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren Gemahl und erschien immer mit ihm im Publikum. Hierin unterschied sich die alte und die neue Zeit, — eine merkwürdige Veränderung des Tons, die Napoleon an seinem italienischen Hofe einführte. Die Revolution hatte das Gesellschaftsleben in Mailand bis in sein Innerstes erschüttert; und die Reinigung der Sitten war das erste Augenmerk der neuen Regierung. Der Kaiser ließ keine Dame zu seinem Levee zu, die nicht von ihrem Mann begleitet war. Der Befehl war peremtorisch; und zum erstenMal trat die Mode mit Effect in den Dienst der Schicklichkeit und der häuslichen Tugenden.

(Schluß folgt.)

*) Ein komischer Vorfall, der sich während des Aufenthaltes der Herzogin in dem Palaste des Fürsten von Piombino ereignete, zeigte zur Genüge, in welchem Rufe Se. Excellenz bei den Römern steht. Handwerker, welche die Herzogin gedungen wurden nach Beendigung ihrer Arbeit, mit einigen Flaschen Wein regalirt. Sie drückten ihren Dank durch mehrere laute vivo's aus, welche den Fürsten mit seiner Gemahlin aus ihrem Salon auf den Corridor des Hofes lockten. Sie verbeugten sich und schienen angenehm überrascht durch diese Ehrenbezeugung. Die Handwerker, gleich überrascht, riefen: — Si, si, ma non è per la vostra Eccelenza, ma quell' altra Eccelenza, chi sta dentro!

Landreisen von Fischen.

Die Doras Costatu oder der Hussar, in einem Theile von Südamerica zu Hause, ist eine der Fischarten, welche die auffallende Eigenschaft besitzen, das Wasser verlassen und über Land reisen zu können. Wenn das Wasser in den Pfühlen, in welchen sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben, in einem heißen Sommer vertrocknet und die meisten anderen Fische absterben oder von gefräßigen Vögeln verzehrt werden, verlassen die platthäuptigen Hussaren auf einmal diese Stelle und machen sich — oft ununterbrochen eine ganze Nacht hindurch fortmarschirend — auf den Weg, um Wasser zu suchen. Mr. Campbel, ein drittischer Landbesitzer in Esequibo, sah auf einer Excursion einen Zug dieser Thiere, die auf dem Marsch nach einem Zweig des Pomerun waren. Sie waren so zahlreich, daß die Neger ganze Körbe mit ihnen füllten. Sie bewegen sich beinahe so schnell, als ein Mann mit Bequemlichkeit gehen kann; dieß geschieht, indem sie sich mit Hülfe ihrer starkknochigen Flossen vorwärts werfen, wobei die elastische Schnelligkeit des Schwanzes nachhilft; auch die starken Sucta oder Bänder, mit denen sie bekleidet sind, müssen auf ähnliche Art wie die Bauchschuppen der Schlangen ihre Bewegung erleichtern. Die Indianer sagen, daß diese Fische auf der Reise ihren Wasservorrath mit sich führen; in der That hat man bemerkt, daß sie nie trocken werden, wenn man sie auch aus dem Wasser nimmt. Wischt man die Feuchtigkeit ab, so wird sie durch einen Prozeß, der noch nicht näher erläutert ist, sogleich wieder ersetzt.

London Magazine.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 192. 11 Juli 1829.

Ségur und seine Geschichte Peters des Großen.

(Fortsetzung.)

Die pragmatische Behandlung der Geschichte hat Segur mit Voltaire gemein; aber welch ein Unterschied in Bezug auf den philosophischen Geist beider, besonders wenn man die „Anekdoten über Peter den Großen" vergleicht, einen früher als das größere Werk geschriebenen Aufsatz, welcher gegenwärtig einen Anhang zu jenem bildet. Hier liest man, wie Peter sich vornimmt, ein zweiter Prometheus, Licht für seine Landsleute zu holen, und zwar bei den Holländern, welchen es dreihundert Jahre zuvor eben so sehr an den himmlischen Funken fehlte als den Moskowiten; wie Viel er gelernt, unter Anderm die deutsche Sprache (qui lui parut une langue douce), was er alles gethan, und daß er gleich allen großen Männern grade zu der Zeit gekommen, in welcher er nothwendiger Weise kommen mußte. — „Was mich aber am Meisten wundert," sagt er an einer andern Stelle, „ist, daß ein Mann wie der Zaar Peter in Moskau geboren wurde. Man hätte die ganze Bevölkerung Rußlands gegen eins wetten können, daß solch ein so ganz und gar nicht russischer Geist keinem Russen verliehen würde, und noch ein Mal sechzehn Millionen (die Anzahl der damaligen Russen) gegen eins, daß dieß Loos nicht auf den Zaar fiele. Und doch ist die Sache geschehen." Bei Voltaire ist es mehr das Einzelne, an dem sein Auge hängt und das sein Urtheil leitet; bei Segur überstrahlt ein Hauptgedanke das Ganze. Voltaire, sagt sein Scholiast Levesque, Voltaire a peint dans Pierre le grand homme; il a évité le tigre. Dieß Urtheil ist nicht unrichtig, aber mit noch größerer Gerechtigkeit gilt von Levesque: Il a peint le tigre, en évitant le grand homme. Ueber Beiden erhaben steht Segur. „Das Blut," ruft er aus, „ist nicht vergebens vergossen worden: die Barbarei ist ihrer letzten Hoffnung beraubt, vertilgt, das neue Leben Rußlands gesichert!" Denn um das wahre unförmliche Genie zu verstehen und zu messen, muß man es in seinem Zwecke betrachten. In diesem zeigt sich seine ganze unendliche Größe, der Grund seiner Liebe und seines Hasses. Das beste Urtheil über Peter hat sein Minister Dolgoruki vor ihm selbst ausgesprochen: er opfere die gegenwärtige Generation und sich selbst unbarmherzig den kommenden Generationen. Wenn Segur einerseits dabei verweilt, wie der Zaar bei der Nachricht vom Tode Karls XII, seines Feindes, Thränen vergießt oder dem würdigen Dolgoruki dankt, wenn er ihm zuruft: „Hast Du nicht befohlen, daß man Dir im Interesse Deiner Völker die Wahrheit sage?" so läßt er dem Heiden, dem Menschen gerechte Anerkennung widerfahren; wenn er ihn andrerseits meineidig gegen seinen Sohn und als dessen Ankläger einen Unmenschen nennt, so giebt man zu, daß Segur, obgleich lange Zeit Hofmann, die Sprache der Wahrheit besser versteht als der Philosoph Voltaire.

Ob nun aus Verirrung, oder aus Grundsatz, oder von seiner Geistesrichtung und der Geschichte zugleich gezwungen, ist Segur, wie der Philosoph, so auch der Dichter der Geschichte: „Zu lange," sagt er, „hat man gejandt, um unparteiisch zu seyn, müsse man kalt seyn. Dank dem Himmel, weit entfernt, die Begeisterung zu verhindern, flößt die Geschichte großer Männer sie ein; und wozu dann ihren Ausdruck unterdrücken? Wahrheit fordert man von der Geschichte, und wenn die Wahrheit feurig ist, kann man mit dem Eise kalter Theilnahmlosigkeit ihre Flammen fühlbar machen? Nein! da sie Alles malen soll, so sind alle Farben für sie nothwendig; da sie Alles sagen soll, so ist jede Sprache für sie geeignet, die der höchsten Begeisterung, wie des tiefsten Unwillens. Dann erst erfüllt sie ihren Zweck: darzustellen, zu malen, und zwar nicht die todte Wahrheit, sondern die lebendige Wahrheit, mit allen Farben der Leidenschaften, in ihrer schönen wie in ihrer häßlichen Nacktheit; wie sie denjenigen der Zeitgenossen erscheinen mußte, deren Auge klarsehend, deren Geist gerade und deren Herz rein war."

Aus solcher Begeisterung ist das neue segur'sche Epos entsprungen. Es besingt Peter den Großen, den Achill Rußlands und den Hektor Karl XII. Beide stehen groß und einzig da: aber der Eine will Mehr als Ruhm, der Andere Ruhm schlechtweg. Das Streben, welches den Einen erhebt, erschöpft den Andern. Karl verachtet seinen Gegner; der Zaar achtet, beobachtet seinen Feind und benutzt seine Lehren.

„Gleich wie ein Punkt in dem Raume, des schrecklichen Sturmes Verkünder,
„Kaum erscheint er dem Aug', unscheinbar, hebet sich plötzlich
„Furchtbar groß, so Karl der Zwölfte ..."

Digitized by Google

Herameter? — Es iſt ja ein Epos; ich überſetze wörtlich: Tel que ces points dans l'espace, germe des plus terribles tempêtes, mais d'abord inaperçus, imperceptibles, Charles XII se lève tout à coup d'une grandeur formidable. Die größte Einheit herrſcht in dieſem Epos, immer tritt natürlich als Held der Zaar hervor mit ſeinem wahrhaft großen, einen Zwecke.

... Laſſet den Atlas
Tragen mit eigener Stärke die Welt, die erſchütterte, willig
Nimmt er die Laſt...

— soutenir comme Atlas, et de ses propres forces, ce monde ébranlé; il accepte ce fardeau ... Mehr hervortretend als Briſeis, erſcheint Katharine. Der Kampf bei den Schiffen in der Iliade bietet kaum eine ſo ſchöne Epiſode für das Epos, als wenn die Galeeren des Zaars trocknen Kieles einen Weg von beinahe ſiebentauſend Fuß zurücklegen; unwillkürlich denkt man an die Aeneide und den guten, den beſſeren Vater Aeneas, wenn der Zaar St. Petersburg gründet, und an ſeinen Turnus wieder, der ihm den Ruhm, der Stifter eines großen Volkes zu ſeyn, ſtreitig macht:

Tantae molis erat, Romanam condere gentem.

Die Phäaken-Inſel des Epos iſt die von Peter beſuchte Hauptſtadt Frankreichs.

Das fürchterliche Drama im ſegur'ſchen Werk aber iſt der Tod des Alexis. Darin herrſcht das politiſche Schickſal vor, welches, bemerkt Segur ſelber, „nach dem Rathe des größten Kriegers und Geſetzgebers der neuern Zeiten in unſrer Dichtung jenes religiöſe Schickſal erſetzen könnte, wovon die alten Tragiker ſo großen und grauſenvollen Gebrauch machten.“ Segur erzählt nicht nach einander „von dem Rath, der Warnung und Drohung Peters gegen Alexis, von der Weigerung des Sohnes, ſeiner Flucht, Rückkehr, ſeinem Prozeß und der Verurtheilung,“ nur beiläufig wird dieſe geſchichtliche Folge der Thatſachen angegeben und zwar mit den angeführten kurzen Worten. Segur führt uns gleich in mediam rem. Und zuvörderſt erfahren wir, das Drama ſpiele:

Am 24 Juni 1718 vor den Großen Rußlands in Moskau.

Alſo Einheit der Zeit, Einheit des Orts, Einheit der Handlung.

Erſter Akt (drittes Capitel des zehnten Buches). Der Zaar beſchließt den Tod ſeines Sohnes.

Zweiter Akt (viertes Kapitel). Seine väterliche Liebe erwacht, er will verzeihen — da werden ihm aufrühriſche Worte des Alexis hinterbracht, und ſein Zorn entbrennt von Neuem und ſtärker.

Dritter Akt (fünftes Kapitel). Alexis von den Richtern verurtheilt.

Die Situationen ſind übrigens nur angedeutet, und nur zuweilen mit Reden untermiſcht. Der erſte Akt z. B. beginnt:

„Im Saale des Rathes ſind die Großen verſammelt. Vor
„ihnen der junge Prinz, neunzehnjährig, Erbe des Throns,
„Sohn einer verſtoßenen Mutter....“

Die beiden folgenden Kapitel, beſonders das ſiebente (womit das zehnte Buch ſchließt) kann man als den vierten und fünften Akt betrachten. Mehr nach dem Muſter des antiken Drama's als des neueren erfolgt auf die Kataſtrophe die Rene: ſieht den Zaar Thränen auf dem Grabe des Alexis vergi Und dann der ergreifende Schluß: „Ce n'est plus seulemen sa vie mortelle que Pierre vient de sacrifier à son pays, encore peut-être sa vie immortelle.“

Nun ſogleich Voltaire zur Hand. „Wenn man dieſe S ſtrophe betrachtet,“ ſagt Voltaire, „ſo ſchaudern die gefüh len Herzen, und die ſtrengen billigen.“ Und noch kaltblü bemerkt er an einer andern Stelle: „Man muß nothwen Weiſe, ſo zu ſagen, das Benehmen des Zaars nachahmen, heißt die Thatſachen dem Urtheile des Publikums unterwerf Ob es nicht noch beſſer iſt, aus ſchrecklichen Auftritten der ſchichte ein Drama zu machen, als die Anklage-Punkte kal tig vor dem Publikum herzuleſen wie ein Greffier vor der S und zwiſchendrein an dem Furchtbarſten ſeinen leichten Wi üben? Hr. Jouy freilich meint, Voltaire habe aus der Geſch ein Tribunal gemacht, aber bei dieſer Gelegenheit erſcheı nicht als Richter, höchſtens als vertheidigender Advokat.

Wenn übrigens Segur in ſeinem neuen Werke ſo dr tiſch iſt, ſo iſt er es wenigſtens mit vollem Bewußtſeyn, wie unſre Theaterdichter mit Vorliebe auf der Scene vom T ter ſprechen, ſo redet auch Segur von dem jeu de théatre, ches er in einer Handlung des Kaiſers erkennt.

So viel iſt gewiß, daß die epiſche und noch mehr die matiſche Darſtellung unſerm Geſchichtſchreiber äußerſt die dazu ſeyn mußte, die Geſchichte maſſenweiſe zu ſchreiben. die Maſſen zu ſondern, bedurfte es aber auch eines größ Studiums als zur bloßen Erzählung, um ſo mehr als nach mühſamen Forſchungen der Schweiß wieder weggewiſcht w mußte. Und in der That iſt dieß bei der neuen Geſchichte ters des Großen der Fall. Schon in Rußland ſoll Generał gue dieß Werk angefangen haben; anſtatt, wie ſein Vorgä gleich mit dem Leben des Kaiſers zu beginnen (plutôt qu débrouiller l'ancien chaos, ſagt Voltaire) beſchäftigt ſich großer Theil ſeines Werkes mit der früheren Geſchichte lands, ohne welche man die neue Schöpfung des Zaars un lich würdigen kann. Außerdem leitet ihn die nicht genu rühmende, die fruchtbare neue Anſicht: daß nicht bloß die ſtenlinien, ſondern auch die Völker eine Geſchichte veredlen — Anſicht, welche den Hauptvorzug unſerer neueſten Geſchichtsſc bung vor der früheren ausmacht. Volksgeſchichte, Geſchichte Adels, der Geiſtlichkeit ſind ihm eben ſo werth als die Geſch der Herrſcher. Aſiatiſche und europäiſche Geſchichtsbücher, C niken, Memoiren, gedruckte Anekdoten, Reiſende, Handb der Erdkunde, neuere Forſchungen, und darunter natürlich von Müller, Schlözer, Storch, Gebhardi, Depping u. a. li ten ihm Materialien, und dennoch prangen in ſeinem B keine Citaten-Haufen, womit er ſo leicht die Hälfte ſeines ten hätte füllen können, nur die nothwendigſten ſind beige und das Verzeichniß der ſämmtlichen benutzten Schriften am Ende des Bandes. Und ſo viele Schriften er auch benu weiß er doch Neues zu leiſten, ohne ſich auf Polemik ein zu laſſen; er empfiehlt ſein Buch durch das Buch, nicht durc

Anfeindung der früheren. Kein Wort darin ist gegen Voltaire gerichtet. Voltoire sagt vor Allem: Le publicu quelques prétendues histoires de Pierre le Grand; la plupart ont été composées sur des gazettes — ein holländischer Buchhändler habe die solche bestellt, wie ein Fabrikherr Stoffe machen läßt — es haben sich Schriftsteller gefunden, welche ihre Arbeit verkaufen, gleich Tagelöhnern — daher ces insipides panégyriques et ces libelles diffamatoires — dieß ist, setzt er hinzu, un des vices les plus honteux de notre siècle. Aber unbedachtsamer Weise benutzt Voltaire selbst, wie ihm sein Herausgeber Leoesque und der Reisende Coxe nachweisen, die Memoiren eines vergeblichen La Neuville, der eigentlich Vaillet hieß, den er als einen Augenzeugen betrachtet, wiewohl Vaillet nie in Rußland war und sein Werk in Holland nach dem Hörensagen und nach Zeitungen schrieb.

Allerdings standen Voltaire nicht so viele Hülfsmittel zu Gebote, als dem neueren Geschichtschreiber. Man kann es Jemand nicht als Vorwurf anrechnen, wenn er vielleicht die Bevölkerung Rußlands zu niedrig anschlägt; Hassel weiß i. J. 1823, daß sie sich auf neunundfünfzig Millionen, zwei hundert dreiundsechzig tausend, sieben hundert beläuft; es mußte also Malte-Brun und Ségur leicht werden, sie von 1826 an auf wenigstens 59 Millionen zu schätzen.

Die Zahlen spielen in der Geschichte eine so bedeutende Rolle, daß ich wohl einen Augenblick bei diesem Thema verweilen darf, um zugleich Ségur einen kleinen Vorwurf zu machen. Voltaire giebt als die Zahl von Karls XII Heer bei Narva Weniger als 9,000 an, des Zaar's Heer betrug 40,000, und nach einigen Memoiren 60,000. Somit finden wir in deutschen Geschichtstabellen einerseits 7 bis 9000, andrerseits 40,000. Die Tabellen bedachten nicht, daß nach des Zaars Tagebuch die Russen 32,000, die Schweden 18,000 Mann stark waren, was doch schon 1792 ausdrücklich in der Ausgabe Voltaire's, in einer Note, bemerkt ist. Ségur endlich, der diese Anmerkung kennt, schreibt geradezu 32,000 und 8000; ob mit Recht oder mit Unrecht, lassen wir dahin gestellt, aber warum nicht eine kleine Anmerkung, welche der dramatischen Darstellung nicht im Wege gestanden hätte?

(Schluß folgt.)

Sprache und Geschichte von Japan.

Die Inselgruppe, die das Kaiserthum Japan ausmacht, ist von einem Volke bewohnt, welches auf den ersten Anblick in Gestalt und Aeußerem große Aehnlichkeit mit den Chinesen zeigt. Wenn wir indessen die charakteristischen Züge beider Völker genauer mit einander vergleichen, so ist es leicht sie von einander zu unterscheiden. Das Auge des Japaners steht zwar beinahe eben so schief, als das des Chinesen; es ist jedoch gegen die Nase zu größer und das Augenlied scheint, wenn es geöffnet ist, in der Mitte emporgezogen. Dieser physische Unterschied berechtigt uns schon allein zu dem Schlusse auf einen verschiedenen Ursprung; bestätigt wird derselbe durch die japanische Sprache, die sich von denen aller umwohnenden Völker wesentlich unterscheidet. Obwohl sie eine bedeutende Anzahl von chinesischen Worten aufgenommen hat, so bilden diese doch keinen ursprünglichen Bestandtheil der Sprache, sondern haben theils durch chinesische Colonien, theils in Folge derselben durch das allgemeine Studium der chinesischen Literatur und die Annahme chinesischer Bildung Eingang gefunden. Eben so wenig Aehnlichkeit als mit der chinesischen finden wir in den japanischen Wurzelwörtern mit der coreanischen Sprache, oder den Mundarten der Ainos — der kurilischen Bewohner von Jesso — und denen der Mandschu- und Tungusenstämme, die den Japan gegenüberliegenden Theil des asiatischen Continents bewohnen.

Die beglaubigte Geschichte von Japan fängt im J. 660 v. Chr. mit Sinmu, oder „dem göttlichen Krieger" an, der als der Stifter des Reiches betrachtet wird. Von ihm stammt die Dynastie der Daïris, oder der „geistlichen Kaiser" der Insel ab. Sein Name bezeichnet so viel als einen fremden Eroberer; und wahrscheinlich war er mit seinen drei Brüdern, die nach ihm regierten, chinesischen Ursprungs: eine Vermuthung, die neue Bestätigung dadurch erhält, daß die Japaner von den Ereignissen auf ihrer Insel vor Sinmu's Ankunft keine Kenntniß haben und in ihren Jahrbüchern die Lücke zwischen demselben und der fabelhaften Dynastie der Halbgötter, mit der sie ihre Geschichte eröffnen, durch die Namen der ältesten Kaiser von China ausfüllen. Auch sind die Namen der ersten Daïris nicht japanisch, sondern chinesisch. Sinmu civilisirte die Barbaren von Akitsu-no-sima oder der Insel der Libelle, wie Japan in der ältesten Zeit seiner diesem Insekte ähnlichen Form wegen hieß; er bestimmte die Dauer des Jahres, und theilte dasselbe in Monate und Tage. Er gab den wilden Stämmen Gesetze und führte den alten chinesischen Götterdienst bei ihnen ein.

Nach dieser ersten chinesischen Colonie kamen noch mehrere andere nach Japan, unter denen besonders eine Expedition Erwähnung verdient, die aus dreihundert Paaren junger Personen bestand und von dem chinesischen Kaiser Tsin-schi-hoang-ti über die östliche See gesandt wurde, um ihm den Trank der Unsterblichkeit zu suchen. Sie landeten auf Japan im J. 209 v. Chr. und siedelten sich daselbst an, um nie wieder nach China zurückzukehren.

Die Geschichte von Japan ist indessen, wenn wir höchstens diese und einige andere Thatsachen ausnehmen, bis zu Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. G. noch rein sagenmäßig; da die Dauer der Regierungen, so wie das Leben der Daïris so unverhältnißmäßig hinausgezogen wird, daß man von dem J. 660 v. Chr., also in einem Zeitraum von 930 Jahren nicht mehr, als 15 Daïris rechnet, die unmittelbar auf einander gefolgt wären und im Durchschnitt daher je 62 Jahre regiert hätten. Erklärlich wird dieß durch die Thatsache, daß erst im dritten Jahrhunderte der Gebrauch der Schrift in Japan eingeführt wurde, was uns vielleicht zu der Vermuthung berechtigt, daß auch bei den Chinesen erst um diese Zeit der Gebrauch der Schrift allgemeiner zu werden anfing. Denn daß die chinesischen Ansiedler auf Japan dieselbe beinahe ein Jahrtausend als Geheimniß für sich behalten hätten, wie Klaproth *) annimmt, ist theils

*) In einer Vorlesung (vor der asiatischen Gesellschaft zu Paris), welche im Januarheft des Nouveau Journal Asiatique ab-

an und für sich nicht wahrscheinlich, theils wird es durch die Thatsache widerlegt, daß ja auch die Geschichte der chinesischen Daïris während dieser Zeit noch vollkommen jenen sagenmäßigen Charakter an sich trägt, welcher überall erst nach Einführung der Schrift verschwindet.

Gegenwärtig bedienen sich die Japaner einer doppelten Schreibart, nämlich entweder der ideographischen Zeichen der Chinesen, oder einer Sylbenschrift, durch welche sieben und vierzig verschiedene Sylben bezeichnet werden.

Die chinesischen Charaktere, Tsin-zi (Tsin-Buchstaben) und später Kan-zi (Chan-Buchstaben) genannt, kamen unter dem sechzehnten Dairi, Oetsin-ten-ô, in Gebrauch; vor dieser Zeit hatten die Japaner keine Schrift; alle öffentlichen Verordnungen wurden viva voce bekannt gemacht. Oetsin-ten-ô sandte im J. 284 eine Gesandtschaft nach Fakusaï (Perse), einem Königreich, das damals in dem südwestlichen Theile von Koren bestand, um dort gelehrte Männer zu suchen, die in seinem Reiche Bildung und die Kenntniß der chinesischen Literatur verbreiten sollten. Die Gesandtschaft kehrte mit dem berühmten Wo-nin (Wang-schin) zurück, den wir als den Begründer der japanischen Literatur betrachten müssen. Sein Verdienst schien den Japanern so außerordentlich, daß sie nach seinem Tode ihm göttliche Ehren zuerkannten. Sein vornehmster Tempel ist in der Provinz Izumi und heißt Ta-wara-dai-mioo-sin. Er wird gemeinschaftlich mit Gio-te-ten-ô, „dem stierhäuptigen himmlischen Kaiser" verehret. — Noch unter dem 50 Dairi, Kuan-mu-ten-o, zwischen 781 und 805 n. Chr., bekleideten seine Nachkommen bedeutende Stellen im Heere.

Die Schwierigkeiten, welche mit dem Gebrauch der chinesischen Schriftzeichen im gemeinen Leben verbunden waren, da mehrere derselben verschiedene Bedeutungen haben, und überdieß die Construction der japanischen Sprache von der der chinesischen wesentlich verschieden ist, veranlaßte im achten Jahrhundert n. Chr. die Erfindung eines neuen Schriftsystems, dessen Charaktere, sieben und vierzig an Zahl, oder nur verkürzte chinesische Zeichen sind, jedoch nicht Begriffe, sondern Sylben ausdrücken und daher auch die grammatischen Flexionen bezeichnen. Ein anderes System der Sylbenschrift, welches noch unabhängiger von dem chinesischen war, wurde zu Anfang des neunten Jahrhunderts erfunden; gleich dem ersten bestand dasselbe aus sieben und vierzig Zeichen: eine Zahl, die — nach dem Sche-i-ro-fa-te-pan (Japanisch-chinesischem Alphabet, gedruckt Mipaka 1703 fol.) — gewählt wurde, „um mit dem Fan-tsi, oder dem indischen Alphabet, das zwölf Mata*) oder Vocale und fünf und dreißig Consonanten begreift, in Uebereinstimmung zu bleiben." Außer den angeführten beiden Systemen der Sylbenschrift kamen allmälig auch mehrere andere ähnliche auf, die gegenwärtig gewöhnlich unter einander vermischt gebraucht werden, und dadurch das Verständniß japanischer Werke für den Fremden ungemein erschweren.

---

gedruckt ist und dem hier mitgetheilten Aufsatze zum Grunde liegt.

*) Mata, nach Klaproth von dem Sanscrit mâtra (metrum, Maß) Vocal. —

Sage von Abul Feuë. *)

Bei einem Beduinenstamm am Golf von Suez geht die S vor ungefähr dreißig Jahren sey ein Mann nach Egypten gekom mit Namen Abul Feuë oder der Mann im Pelz; man nannte auch Bounaberdi. Er führte ein Heer an, das war zahlreicher ein Ameisenhaufen und furchtbarer als ein Heuschreckenzug; man sa es an Zahl auf 1001 Myriaden und man glaubte, daß ihm die nien (Dschina) zu Willen seyen. So viel ist gewiß: er hatte Ring Salomons gefunden, mit desselben Hülfe er die Sprach Vögel verstand und sich in einem Augenblick nach Entfernunge setzen konnte, die weiter waren als von der Erde zu den Plej Jedermann weiß, daß man ihn zu gleicher Zeit in Kairo und a den Manera von Jaffa sah. Man erzählt sich allerlei Dinge die Ursache seines Zugs nach Egypten. Das beglaubigteste und wahrscheinlichste Gerücht ist, daß er den Krieg unternahm, in Absicht die Geliebte eines Mamelucken-Bey's zu entführen. S war eine Circassierin von bewanderungswürdiger Schönheit; Antlitz gleich einem Vollmond und ihre Gestalt einem Pflanzen Sie hatte eine Nase gleich dem Buchstaben Elif, Augenbrauen g umgekehrten Nuns und einen Muud kleiner als ein Mim; Schnur aus ihren Haarflechten reichte hin, den furchtbaren Helde fesseln und ihn sich zum Sclaven zu machen auf immerdar.

Abul Feuë faßte eine heftige Neigung zu dieser vollendeten Sc heit, deren Reize ein Kopte ihm geschildert hatte, und er beso sie um jeden Preis zu erhalten. Er hatte ihrem Gebieter Provinzen und hundert reiche und bevölkerte Städte angeboten; der Mamelucke verweigerte sie ihm geradezu, indem er erklärte, würde nie eine Moslim einem Mann geben, der Gott auf an Weise verehrte, als die Schüler von Mohammed Ellendhi Dsche Alu Li'llaki Scherikon. Hierauf versammelte Bounaberdi ein waltiges Heer, mit dem er nach Egypten kam, um die Sc Circassierin zu erobern. Er überwand die Mamelucken, verbre seine Siegesbahn bis zum Aequator in das Land Habesch und Sul als er aber die befand, welche er anbetete, überzeugte ihn die F daß er im Irrthum wandle, und er bekehrte sich zum Islam seinem ganzen Heer.

*) Napoleon in Egypten.

Der Tamarindenbaum.

In ganz Ostindien und Westindien ist der Tamarindenbaum seinem hohen und dicken Stamm und seinen breiten blätterreichen Ae ungemein häufig. Die Hauptzweige tragen Büschel von weich hellgrünen, spitzigen Blättern, die kurzen Nebenzweige endigen gelbe Blüthen in einfachen Büscheln (clusters). Die Frucht ist l lend und abführend; sie stillt den Durst des brennendsten Fieb muß oder, um dieß zu thun, in großen Quantitäten genommen w den, und veranlaßt dann Blähungen. Die Steine der Frucht offizinell, werden jedoch im Handel häufig verfälscht. Die In halten es für gefährlich, unter diesem Baume zu schlafen, und Gras unter demselben, so wie andere Pflanzen, artet aus.

London Magazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 193 und 194. 12 und 13 Juli 1829.

Die römische Aristokratie.

(Schluß.)

An einem der Spieltische sah ich eine emsig mit Karten beschäftigte Dame von Auszeichnung zu Rom, wenigstens von Auszeichnung am Spieltische. Die Fürstin Chigi, denn sie war es, die vor mir saß, ist eine Barbarini und seit mehreren Jahren verheirathet, ein schlankes, bleiches, schwächliches Geschöpf, deren Stimme und Benehmen für die Häßlichkeit ihrer Physiognomie nicht entschädigt. Der Fürst Chigi, ein Gelehrter von ausgezeichnetem Wissen, bildet mit Don Pietro Odescalchi den Mittelpunkt der berühmtesten Gelehrtencoterien zu Rom. Er gilt für das Orakel der Arkadier und den Apolle von sechs oder sieben anderen wetteifernden Vereinen. Die Bibliothek Chigi ist selbst in Rom berühmt wegen ihrer reichen Sammlung klassischer Codices u. s. w.; der Abate Zea, gegenwärtig Bibliothekar, hat durch seine hochtrabenden Bekanntmachungen, worin er Meister ist, ihren Ruf bedeutend erhöht. In der Einsamkeit dieser ungeheuren Zimmer, welche sich an der ganzen Seite der Piazza Colonna hin erstrecken, bringt der Fürst den größten Theil seiner langen Morgenstunden zu, überläßt seine Angelegenheiten dem Ministro und schreibt Sonette; er läßt seine Familie mit großen Kosten von unbedeutenden Lehrern erziehen; bei Tisch sieht er bloß einen oder zwei Priester, oder den Principino, oder dessen Hofmeister, oder Gherardo de' Rossi, oder irgendseinen andern literarischen Müßiggänger. Er hatte einmal gegen 10,000 Kronen jährlicher Einkünfte; jetzt aber kaum noch 2000, die er hauptsächlich aus seinem Gute la Riccia, dem schönsten der schönen Edelsitze Roms, bezieht. Es erstreckt sich über eines der herrlichsten Thäler in Europa, von der Kapelle bei Albano, gerade gegenüber dem vorgeblichen Monument der Horatier bis nah an Genzano und umschließt in krummer Linie über tausend Morgen; stolz steigt das Familienschloß mit dem benachbarten Dorf daraus empor. Die Familie glänzte ehrwürdig durch ihre unermeßlichen Reichthümer. Der Kaufmann Chigi aus Sienna erhob sich unter dem Schutz der Medici, deren Familienstolz den Handelsstand begünstigte, zu hohem Ansehen. Ein Chigi, als Pabst, befestigte die Größe seines Hauses. Allein der Verfall dieser Herren erfolgte verhältnißmäßig eben so schnell; und die Borgheſi und Brabeſi sind ihnen seitdem weit vorgeeilt. Jetzt ist es hauptsächlich ihre Bibliothek, welche noch an den alten Glanz ihres Namens erinnert; doch hat man die Sonderlie des reichen Agostino Chigi, des Gründers des römischen Zweiges, noch nicht vergessen. Ihre isabellfarbne Pferderace behauptet immer noch einen Vorrang vor den Eisengrauen der Doria's und den Braunen der Colonna's, welche zu Rom unter die edelsten gehören. Die Capelle Chigi in der Madonna del Popolo ist ein anderes Denkmal ihrer früheren Herrlichkeit. Die Bauart und die Standbilder darin werden gewöhnlich von Reisenden sehr bewundert; noch interessanter scheint mir das daneben von einem Glied der Familie aufgeführte Grabmahl. Die Geschichte, die man sich davon erzählt, ist sehr melancholisch und nur mangelhaft bekannt; sie nimmt aber mit Recht die Neugierde des Fremden in Anspruch.

Der Fürst Altieri ist im Verhältnisse zu anderen römischen Großen arm. Bei gesunkenen Glücksumständen hat er eine der größten Bürden der Armuth zu tragen — den Stolz und Ruhm eines großen Namens. Der Stern Altieri hatte fast ausgestrahlt, als seine kürzliche Verbindung mit dem Hause Plombino und die Generalpostmeisterschaft in den römischen Staaten ihn wieder ein Wenig aus seiner Eklipse rückten. Altieri's Palast ist eines der herrlichsten Gebäude in Rom und glänzt nun wieder in verjüngter Pracht, nachdem er viele Jahre in Schmutz und Dunkelheit gestanden. Die Koffer des Fürsten Plombino haben wahre Wunder an ihm gethan.

Nahe an der Thüre stand, die feinen Idiotismen der römischen Mundart ihren schmachtenden Lippen entgleitend, eine schlanke, schmächtige Dame von hohen Mienen. Auf ihrem Gesichte lag kalte Marmorblässe, eine Wirkung halb von Kränklichkeit, halb von unterdrücktem, aristokratischem Stolze. Ich erkannte in ihr die Fürstin Santa Croce. Sie ist eine Neapolitanerin, und Tochter des Duca di Sorrentino, spanischer Abkunft. Die Boudoirs sagen ihr nicht viel Gutes nach; obgleich sie nicht mit jenen Verdiensten prangt, welche gewöhnlich die Aufmerksamkeit und den Tadel des Neides erwecken. Ihr Name gehört zu den edelsten in Rom. Der Fürst führt sein Geschlecht auf den römisch gesinntesten Römer zurück. Ihm blieb von den Glücksgütern seines Hauses nur ein spärlicher Ueberrest; aber dann unterzeichnet er sich — Poblicola. Die Fürstin Sanа

Digitized by Google

Cevee hatte eine Nebenbuhlerin von sehr verschiedenem Charakter neben sich. Die Fürstin Doria war klein, von dunklem Teint und nicht besonders feinen Zügen oder Formen; für alle diese Mängel aber entschädigte, wie fast durchgängig in Italien, der Ausdruck ihrer Physiognomie. Ihre vollen schwarzen Augen hatten jenen tiefen sinnigen Blick, der dem Süden so eigenthümlich ist. Sie bewegten sich langsam und schmachtend — tardo e pio, wie der Dichter sagt — und schienen in sanfte Träumereien versunken, bis irgend ein Umstand ihre Aufmerksamkeit weckte, und ein Geistesstrahl in ihnen aufblitzte. Sie kleidete sich gewöhnlich in das aristokratische Schwarz, sprach Wenig, und ihre Worte flossen sanft und leise über ihre vollen Lippen. Die Jahre hatten sie sehr verändert; als ich sie das letzte Mal sah, waren die Formen, die früher rund gewesen, gewelkt. — Der Fürst Doria gehört zu den höchsten Namen und vertritt eines der berühmtesten Häuser Italiens. An geschichtlichem Glanz und fürstlichen Verbindungen hat es dem Hause Doria nicht leicht ein anderes zuvorgethan. Der Fürst ist aber auch reich, und zwar nicht bloß reich an Palästen, Landhäusern, Gallerien u. s. w., sondern auch an Gütern, die jenen erst die rechte Währung geben. Seine ursprünglichen Besitzungen trugen jährlich gegen 180,000 Kronen, jetzt aber nur noch ungefähr 90,000. Fürst Doria ist indeß nicht der Mann, der sie noch tiefer sinken läßt. Er hat ein sehr einfaches Vereicherungsmittel gefunden — er macht keinen Aufwand und läßt sein Vermögen sich anhäufen. Eine Speculation, oder gar eine nicht nothgedrungene Ausbesserung des Besitzthums, oder Anlegung von Kapital in Hoffnung auf geringen und entfernten, aber sicheren Gewinn in Ländereien oder Handel kommt dem römischen Nobile nicht in den Sinn. Wenn er nicht durch besondere Umstände zu solchen Anstrengungen gezwungen wird, liegt er müßig, und mit ihm sein Kapital; was um so auffallender erscheint, da dieß sonst nicht der Charakter oder die Gewohnheit der Italiener ist. Der Mercante di Campagna zieht unermeßliche Landstriche an sich, wird reich, und der Nobile, dem er sie abnimmt, sein Tributär. Kleine Pachte kennt man hier zu Lande nicht — von einem Mittelstande weiß Niemand. Der Grundeigenthümer zieht seinen Erbzins aus seinem Eigenthume; und der Mercante di Compagna (der wirkliche Besitzer) läßt das Land mit möglichst geringen Kosten bebauen. Von der Regierung bis auf den niedrigsten Unterthan wird Alles aufs Schmutzigste betrieben. Der bloße Nothbedarf ist Alles, was man erhält, ein Jahr Mißstand nimmt Alles hinweg; daher auch im Allgemeinen kein Reichthum. Klima, Volk, Regierung, Alles trägt dazu bei. Rom ist der ärmste Theil von Italien, und Jeder fragt, wie es jemals habe reich seyn können?

„Aber wer ist der ältliche Herr" fragte ich meinen Begleiter, „der auf das Kamin zuschreitet, mit beiden Händen in den Taschen, und an den Spieltischen vorübergehend mit selbstgefälliger Klugheit den Kopf schüttelt?" — „Den müssen Sie kennen", versetzte Graf C—, „alle Welt kennt Torlonia, Marchese di Roma Vecchia, und Duca di Bracciano." ꝛc. „Und nicht als letzter oder geringster Titel, Banchiere de' Signori Inglesi, fuhr ich fort." „Ja das ist ein wichtiges Item bei seinen Titeln — in der That, er ist Aller Vater", sagte der Graf. „Niemand hat besuchtere Levees, als er an seinen Donnerstagen. In Ermanglung Ihrer Klubbs ist dieß der einzige Ort wo Ihre überseeischen Freunde zu treffen sind." „Wahr", versetzte ich, „aber welch ein Kontrast zwischen diesem und Lafitte's Palast zu Paris! Hat er denn kein besseres Lokal zum Empfang seiner Besuche?" „Gewiß — das dortige ist nur zum Alltagsgebrauche, er war hier seit undenklichen Jahren, und kann seine Jugendanhänglichkeit nicht los werden, obgleich die Tapeten von den Wänden hängen. Sehen wir einmal seinen Palazzo an der Piazza di Venezia, oder seine hundert und ein Landhäuser oder seine tausend Gewölbe, und dann sprechen Sie. Nichts entgeht ihm — Alterthümer, Silberservice, Eisenwaaren, Wolle u. s. w. Sie finden den Belisarius überall." „Wo dann den Aegus", fuhr ich fort, „wenn das Gerücht nicht lügt, ein Mann, der geworden, was der Herzog jetzt ist, mußte mit Hand und Auge allgegenwärtig seyn." Der Graf schüttelte bedeutsam den Kopf, lächelte und wandte sich ab.

Der Duca di Bracciano, bekannter unter dem Namen Torlonia, war damals gegen siebenzig Jahre alt. Er war ein subtiles, schlaues, gut gewachsenes, hageres Männchen. Der schmutzige Geldinstinkt sah ihm aus den kleinen, blinzelnden Augen — in allen Gebehrden drückte sich jene unermüdliche Thätigkeit, regsame Verschlagenheit aus, der er sein Viel von seinem Glücke verdankte. Er puderte und kleidete sich dann und wann als alter Nobile; obgleich er von seinem Vater Nichts als seinen Unternehmungsgeist und seine Energie geerbt hatte. Er hob sich durch eine Reihe von Anstrengungen und günstigen Wechselfällen, da das Glück seinen Muth besteuerte, von dem niedrigsten zu dem höchsten Rang in dem Staate. Torlonia war der Staat im Staate — was Chigi unter der Regierung Leo's X gewesen, war er unter Pius VII — Blut, Nerve, Sehne, kurz Alles in Allem für den päbstlichen Stuhl. Er hielt auch die Zügel aller in Rom residirenden alten und jungen Erbmasten in seiner Hand. Seiner Güte und Gutmüthigkeit, wenn sie wohl belohnt ward, verdankten sie hauptsächlich die genaue Bezahlung ihrer Rimessen; er wußte diese Ahnenbilder vergangener Größe mit so viel Leichtigkeit und Gleichgültigkeit zu wenden und zu drehen, wie es Rothschild noch heut zu Tage mit den Idolen der Wirklichkeit thut. Er machte sich Geld, verdoppelte und verdreifachte es. Jetzt eröffnete er eine Reihe von Pfandgeschäften — sie gelangen; und er erhielt sie in vollem Gange bis zu seiner Todesstunde. Er nannte sie sein Museen, seine Kunstsammlungen, sein Raritätenkabinet. Der Cavaliere Torlonia ward Edelmann — kaufte Ländereien — Land gab Stand — der Banquier verwandelte sich in einen Marchese di Roma Vecchia. Sein Ehrgeiz hielt gleichen Schritt. Die Familie Odescalchi kam, wie es zu gehen pflegt, in Geldverlegenheiten, und war im Begriffe, nach Deutschland auszuwandern. Torlonia trat ins Mittel, lehnte Geld und bezahlte ihre Schulden. Sie traten ihm dagegen unter Vorbehalt des Wiederkaufs das Castello und Feudo di Bracciano ab. Tor

louia zahlte Viel dafür; das Gut trug ihm 4000 Lire alljährlich. Das Schloß ist eines der wenigen gothischen Gebäude in diesem Lande, und liegt ungemein anmuthig an dem alten Lacus Gallinus, der jetzt den Namen Bracciano führt. Kurz darauf kaufte er den Palazzo Bolognetti Cenci an sich und stattete ihn mit einem Glanze und einer Pracht aus, die selbst zu Rom ihres Gleichen sucht. Jedoch benutzte er denselben bloß zu den zwei Festlichkeiten, die er alljährlich zu geben pflegte — eine zu Weihnachten, die andere zu Ostern; alle Fremden in der Stadt und natürlich der ganze einheimische Adel fanden sich dabei ein. Vier Seiten des ersten Stocks eines ungeheuern Vierecks, ausschließlich zum Schaugenusse des Publikums mit allem Luxus von Bildnerei, Mahlerei, Mosaik, Bronze ausgestattet, nahmen die Gäste auf. Das Uebrige war an Dienstleuten, Aufseher und Cicerönen, die er mit fürstlicher Großmuth unterhielt, abgegeben. Den Eigenthümer all dieser Herrlichkeiten aber fand man, wenn man ihn suchte, in seiner finstern, rauchigen halb Bank- halb Palastwohnung auf dem Corso, die kein anderes Verdienst, als das einer alten Bekanntschaft hatte. Nicht lange vor seinem Tode verheirathete er seinen Sohn und seine Tochter in die ersten Geschlechter Italiens — seinen Sohn an die Fürstin Cesarini Sforza (allerdings mit einem Makel auf dem Wappenschilde, ihre Mutter war ein Wäscherweib), die Tochter an den Fürsten Orsini von Neapel — einen der letzten Abkömmlinge der römischen Familie Orsini Savelli. Sein ältester Sohn, den er in einem londoner Handelshause seine Laufbahn eröffnen ließ, nahm bei seiner Vermählung den Titel eines Duca di Poli an; nachdem sein Vater diese Herzogswürde auf gleiche Art, wie die von Bracciano, kaufsweise an sich gebracht hatte. Sein Palazzo stößt unmittelbar an die Fontana di Trevi, und ist, wo nicht einer der schönsten, doch der größten Paläste in Rom. Er bildet eine Seite einer ziemlich langen Straße. Der Herzog starb zu Rom und ward in der für die Padri di S. Giuseppe Calisanzio und für ihn wieder hergestellten Kirche beigesetzt. Für die Inschrift hatte er weislich zu Lebzeiten gesorgt. Sie beginnt mit „vir magnificus, fortis — und geht in demselben Zuge wohlgewählten Selbstlobs wenigstens durch zehn Linien fort. Seine Duchessa war höflich und zuvorkommend, sah aber eher einer Stadtbürgermeisterin, als einer hochadeligen Dame gleich. War sie aber auch nicht sehr schön, nicht sehr feingebildet, nicht edelbürtig, so hatte sie Horazens Surrogat für alle drei — nichts ging über den Glanz ihrer Diamanten — als vielleicht ihre Begierde, sie zur Schau zu tragen. Die Signori Chiaveri, Söhne der Herzogin aus einer früheren Ehe, machten die Honneurs auf der Bank und im Salon. „Jo non vo' per perdere i miei quattrini — ah, no" — rief der Herzog, den Kopf schüttelnd und einem lauten Gelächter von einem Spieltische entteilend, wo er eine Zeit lang zugesehen hatte, und endlich eingeladen ward, sich zu setzen und mitzuspielen. „E gia", fuhr er fort, indem er eine gewaltige Uhr vorzog, „e ben tempo di star a letto." Damit trat er auf die Dame des Hauses zu, küßte ihr die Hand, und machte eine tiefe Verbeugung, die dem letzten Jahrhundert Ehre gemacht hätte. Dieß war das Signal zum Aufbruche für die Gesellschaft — eilf Uhr hatte geschlagen, und in Italien, Dieu merci, da giebt es keine Soupers.

Ségur und seine Geschichte Peters des Großen.

(Schluß.)

Die Darstellung ist es hauptsächlich, welche den Werth des ségur'schen Werkes ausmacht, die aber auch den Verfasser zu manchen Geschmackssünden verleitet *). Dem außerordentlichen Darstellungstalent Ségurs — seiner kräftigen Sprache, selbst in der einfachen Geschichtserzählung, gebührt aber nichts desteweniger alle Achtung; auch der Schönheiten in den eingeflochtenen Reden nicht zu vergessen.

Wie bündig, kräftig, anschaulich schildert Ségur die Lage Rußlands zu Ende des XIV Jahrhunderts! „Zur Rechten und zur Linken Rußlands erheben sich zwei Eroberer zugleich; sie scheinen bereit, einander zu verschlingen. Im Osten Tamerlan, im Westen Widowit, der Lithauer. Schon hat der Eine, mit seinen vierhundert tausend Kriegern, das empörte Kaptschak gebändigt: schon ist der Andere zu Kaluga, zu Wiäsma; er hat Smolensk überrascht, Nowgorod erreicht; und Moskau, zitternd, fürchtet zwischen diesen beiden Kolossen erdrückt zu werden, da wenden plötzlich beide sich von ihrem Wege ab, steigen hinab nach Süden, begegnen sich, stoßen wider einander. Rußland, das sie einengten, athmet auf; erhebt sich erstaunt; sieht zur Linken Wi-

*) Davon einige Beispiele. Zugegeben, daß Antithesen und ähnliche stylistische Künste, welche den Franzosen so werth und auch uns so theuer sind, nicht immer Seichtigkeit verrathen; zugegeben, daß folgender Satz in Ségurs Werk (S. 151) nicht übel ist: En retenant furtivement le tribut, il s'est humblement reconnu pour tributaire; zugegeben, daß es ihm erlaubt war, zu sagen: (S. 151) Les ennemis de ses ennemis; (S. 158) Mépriser leur mépris; (S. 161) Il accuse les envahis d'avoir tendu un piège à l'envahisseur; (S. 168) Il n'a réuni tant de moyens de guerre que pour éviter la guerre; (S. 191) le crime fait justice du crime; (S. 263) les esclaves de tels esclaves u. s. w., — sollte man dann der Gegensätze nicht überdrüßig werden, wenn man den Geschichtschreiber sie auf folgende Weise häufen sieht: (S. 136) L'opinion .. plus forte qu'un vainqueur, vaincra sa victoire! (S. 154) Comment vaincre autant sa victoire? (S. 178) Il sut, malgré tant d'infidélités, se faire un allié si fidèle ... und gar noch folgende Sätze: (S. 295) Pierre s'est appris à apprendre, (S. 359) Risque autant à être méprisant que méprisé, (S. 440) .. mal le bien .. bien faire, Barbare contre la barbarie, Sa vie mortelle .. sa vie immortelle, (S. 458) Il lui fait encore grâce de cette grâce, (S. 472) De dominer ce qui domine ... d'être dominés, u. s. w.? Endlich noch einmal (S. 474) Barbare contre la barbarie. — Cette foule d'antithèses et de comparatifs, sagt Voltaire, ne doivent pas plaire aux esprits bien faits: eine Warnung, welche Ségur las und sich nicht zu Nutzen machte; eine Warnung, welche den Liebhabern der französischen Literatur nicht oft genug wiederholt werden kann; denn nur zu oft nimmt man die Fehler der Fremden als Muster.

dowit, seinen europäischen Unterdrücker, niedergebeugt vor Kubini, dem Feldherrn Tamrelan's. Es wendet nach Osten den noch erschrockenen Blick; aber der furchtbare Mongole ist nach dem tiefen Asien hin verschwunden, scheint nur gekommen zu seyn, um dem empörten Kaptschak, der von russischem Blut und Gold fetten Horde, den Todesstreich zu geben. So bereitet die von den Russen zu den Tataren übergehende Zwietracht dem Norden Europa's über Asien einen Triumph, dessen Ende sich nicht absehen läßt."

Von schmuckloser tiefergreifender Wahrheit ist die Charakteristik des grausamen Iwans III. „Die Frauen werden nicht geschont; Iwan läßt sie am Thore ihrer Wohnungen aufhängen; er zwingt ihre Männer, unter den Leichnamen der Gefährtinnen ein- und auszugehen, bis diese in Fäulniß auf sie herabfallen. An andern Orten werden Gatten, Kinder todt an die Plätze gebunden, welche sie am häuslichen Tische einnahmen; Weiber und Mütter zwingt man, sich Tage lang diesen theuern Resten gegenüber zu setzen. Den Hunden und Bären, welche jener Rasende aus Vergnügen auf das Volk hetzen läßt, liegt es ob, die öffentlichen Orte von den verstümmelten Leichnamen, die sie anfüllen, zu reinigen*). Jeden Tag erfindet er neue Todesqualen, und seine Tyrannei, durch ihr eigenes Uebermaß geschwellt, findet sie immer unzureichend. Bald dürstet er nach Brudermord, Vatermord! Basmanow wird gezwungen, seinen Vater umzubringen; Prozorew seinen Bruder! Das Ungeheuer läßt darauf achthundert Frauen ertränken..... Und Alles, was von seiner Hand kommt, Schläge, Wunden, die herabwürdigendste Behandlung wird mit Hingebung, mit Verehrung empfangen .... In einer unterthänigen Bittschrift endlich, welche seine treuesten Unterthanen an ihn richten, sieht seine Galle eine Verschwörung der Bojaren, und den ältesten seiner drei Söhne, der allein zur Nachfolge fähig ist, hält er für das Haupt seiner Feinde; in der Wuth stürzt er mit seinem Knebelspieße diese einzige Hoffnung seines Stammes vor seinen Füßen hin, um bald darauf selbst zu sterben, verzehrt von Gram ohne Gewissensbisse, und neue Todesmartern befehlend."

Es scheint, wie bei uns in Deutschland, will man auch in Frankreich beginnen, die geschichtlichen Thatsachen so zu ordnen, daß auf den innern Zusammenhang mehr geachtet wird, als auf das Unterhaltende der einzelnen Partien. Betrachtet man sich Voltaire's Geschichtserzählung, so erkennt man deutlich, sie besteht aus einzelnen Sätzen, wobei man nach jedem sagen kann: Ach! das ist sehr interessant! aus Anekdoten, welche mehr durch Witz, ja öfter durch Laune verknüpft sind, als durch tiefen Gedankengang, freilich untermischt mit treffenden, freisinnigen, ja großartigen und einfach ausgedrückten Ideen, wodurch Voltaire seiner Zeit vorauseilte. Für einen Franzosen vom alten Reglement mußte es gar interessant seyn, zu lesen: „Peter der Große wurde in Frankreich aufgenommen, wie es ihm gebührte. Für's Erste schickte man ihm den Marschall von Tessé mit einer bedeutenden Anzahl von Großen und einer Eskadron Garden und königlichen Wagen entgegen. Er hatte sich, wie gewöhnlich, verweilt, daß er schon in Gournay war, als die Equipagen Elbeuf ankamen. Man gab ihm unterwegs alle Festlichkeiten, die er anzunehmen geruhte." Nun ist bei Voltaire von Zimmern die Rede, die man ihm und seinem Gefolge im Louvre einräumte; Peter der Große aber habe sich eine Wohnung am andern Ende der Stadt genommen und sey auch da freigebig worden; drauf zählt Voltaire die Besuche auf, welche man dem Zaar abstattete; wie dieser den jungen König von Frankreich auf seinen Armen trug; wie Peter nach einem Mahle bei dem Herzog von Antin — im Palast von Petitbourg — drei Stunden von Paris — sich freute, sein während des Essens gemaltes Bildniß zu sehen. Ging er nach dem Louvre und hob er eine zur Zeit gefallene Denkmünze auf, so sah er darauf sein Bildniß. Alles dieß und so vieles Andere wird von Voltaire in Einem Athem gar kurzweilig erzählt, und wer ein starkes Anekdoten-Gedächtniß hat, kann aus seinem Buche in einem Tage die Geschichte Peters des Großen auswendig lernen und damit die vornehme Gesellschaft während eines ganzen Mittagessens unterhalten.

In seinen Reden — möchte man sagen — hätte Segur ein Beispiel an den thucydidelschen Käze nehmen sollen, man vielleicht Thucydides Etwas von der segur'schen Deutlichkeit wünschen möchte; in Bezug auf treue Auffassung des Charakters der Zeit kann man sich über ihn nicht beklagen, wenn er z. B. die Russen ausrufen läßt: „dieser Gottlose wagt den Lauf der Ströme zu ändern, welchen Gott ihnen angewiesen hat!" Nur könnte man überhaupt fragen, wozu in der Geschichtschreibung andre Reden als die rein geschichtlichen und lakonischen? „Die Reden," sagt Voltaire im Allgemeinen mit Recht, „sind eine Art rednerischer Lüge, welche die Geschichtschreiber sich früher erlaubten. Man ließ die Helden sagen, was sie hätten sagen können.... Jetzt werden diese Erdichtungen nicht mehr geduldet: man verlangt weit Mehr; wenn man einem Fürsten eine Rede in den Mund, die er nicht gehalten, so würde man den Geschichtschreiber nur für einen Orator ansehen."

Aber jede Darstellung gilt Segur gleich, wenn er dadurch den großen, alten und oft bestrittenen Zweck erreicht: die Geschichte zur Lehrerin der Zeitgenossen zu erheben. Voltaire that wohl in einzelnen Fällen dasselbe, theils nach Art des Plutarch, theils auf eigene Weise, ehe zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Haupilehre der neueren Geschichte faktisch vorgetragen war; er schrieb zur Zeit großer Mißbräuche, also satirisch, ironisch andeutend und zuweilen seine Ansicht schraubend; Segur dagegen schreibt nach dem Siege, wo es nur darauf ankommt, den Kampf und die Mißbräuche nicht wiederkehren zu lassen, ernst, ruhig, und doch, wo es seyn muß, feurig. Les leçons de l'histoire nous sont plus que jamais indispensables, ruft er aus, eine für jede Zeit treffende Wahrheit! So vergißt er auch nicht, zu erinnern: „Die Freiheit ist für den Handel günstig. Es scheint, die freien Völker bewahren in dieser Hinsicht, selbst beim Uebermaß der Freiheit, den Trieb ihres Wachs-

*) Nach den Annalen von Pskow fielen zu Nowgorod allein sechzig tausend Opfer.

festen Vortheils, während der Absolutismus sich unaufhörlich darum streitet. Die Gefahr der Zwingherrschaft für den Despoten ist: daß die Gewalt, welche er in seinem Namen ausüben läßt nothwendig eben so despotisch ist, wie die seinige. Sie ist nur noch despotischer; der Minister muß bei den plötzlichen Gefahren, denen er ausgesetzt ist, doppelt Despot seyn, für seinen Herrn und für sich. Und eben weil der Zwingherr nicht Zwangherr wäre ohne den Schrecken, welchen er einflößt, wäre sein Minister nicht Minister ohne noch größern Schrecken." —

Welche bedeutsame Warnung liegt darin, wenn man sieht, wie sich Peter der Große mitten unter das bestürzte Volk wirft, wie er ohne Zaudern das Wunderbild ergreift, womit das Volk mystificirt werden sollte; er betrachtet es, entdeckt den Mechanismus und öffnet die Augen des Volkes, indem er ihm zeigt, wie die aus den Augen des Idols rinnenden Thränen durch inwendig angebrachte Kerzen aufthauen, und wie das Oehl tropfenweise durch geschickt eingeschnittene Spalten hervorkommt. Peter der Große rettet dadurch den Staat vor den Umtrieben der wunderthätigen Priester; in dieser Beziehung besonders ließ sich noch unlängst in Frankreich sagen: „die Lehren der Geschichte sind uns mehr als jemals unumgänglich nothwendig!" — Um so unbefangener konnte Segur aus der Geschichte Peters seine Moral ziehen, da er weder die Schwächen seines Helden so sehr verdeckt als Voltaire, noch wie der Verleger dieses Letzteren vom Jahre 1792 die Ansicht hat: „der Name des Großen, welchen seine Sclaven ihm geben konnten, gebührt keinem Despoten."

Il coule en bronze ceux dont il parle! rief Foy aus, als er das frühere Werk Segur's las. Und wirklich sind es die starken festen Züge eines plastischen Kunstwerks, die man in Segur's Geschichte wiederfindet; aber noch selten ist es einem Künstler gelungen, in dem Erz alle Nuancen eines Charakters so auszudrücken, wie ihn die unmittelbare Anschauung desselben darbietet. Die Sprache ist biegsamer und fließender als das Erz. Wir sehen bei Segur, wie, gleich dem großen Sohne Pyrrhus und Napoleon, diesen beiden hervortretenden Kolossen, zwischen welchen zehn Jahrhunderte der Geschichte eingezwängt erscheinen, das Universalgenie Peters (ce genie de l'ensemble) sich mit dem großen Ganzen, wie mit den geringsten Einzelheiten beschäftigt . .; wir sehen seinen Blick, wie den Blick eines Bildnisses, nach allen Seiten gerichtet und immer zugleich nach dem einen Hauptzwecke, dem Alles dienen, Alles geopfert werden muß. Wir sehen ihn als Menschen, mit Irrthümern seines Jahrhunderts behaftet, wiewohl er das schlechte Herkommen bekämpft. Der Zaar läßt seine Geliebte, die Kindesmörderin, hinrichten, küßt auf dem Schaffot ihre Stirn und wendet sich ab, wenn ihr der Todesstreich gegeben wird. Sorgfältig wägt der Geschichtschreiber ab, welche Grausamkeiten der Zeit beizumessen sind, und welche dem Menschen. — Wenn Peter mit eigener Hand, für geringe Versehen, seinen Officieren Ohrfeigen und Stockschläge austheilt, so lebte er ja nicht in — unserem Jahrhundert; „man male mich nicht als einen Tyrannen", läßt Segur den Kaiser sagen, „ohne zu wissen, was die Umstände von mir erheischten!" Den Menschen muß der Geschichtschreiber „bald bewundern, bald hassen; der Mensch besteht aus Seele und Leib; und schon vor der Geschichte richtet ihn sein eigenes Gewissen: die aufkeimenden Gedanken, die zartesten Empfindungen, die Nachtruhe des Zaars wurden gestört durch ein plötzliches Grausen . ." Aber der Hauptzweck des Heiden wurde erreicht. Rußland trat aus der Barbarei und wandte sich von dem Ausganze nach dem Abendland.

Schon Ivan hatte durch seine Vermählung mit einer byzantinischen Kaisertochter das seit drei Jahrhunderten der Kultur entfremdete Reich auf Europa gewiesen; die zweite russische Dynastie folgte dieser Richtung; „Alles rief sie dahin, Frieden und Krieg, der germanische Ursprung der neuen Fürsten; man war mit Asien fertig; die Sehnsucht nach Wärme und Licht, so gewöhnlich bei den Menschen der kalten nordischen Finsterniß, aber durch ein großes Ereigniß lange gehemmt, gewann von Neuem Macht." Alle Gesichtspunkte lagen vor Peter dem Großen, Asien, America, aber besonders das Reich der Civilisation und der Seeherrschaft Europa.

Um den Gesichtskreis eines solchen Mannes aufzufassen und die Verkettung seiner Schöpfung mit den früheren Schicksalen des Reichs wahr und klar zu zeichnen, bedurfte der Historiker jenes pragmatischen Sinnes, der in Frankreich eine ganz neue Erscheinung ist; neu, weil bisher den Franzosen mehr daran gelegen war zu wissen: dieß und jenes ist geschehen, als: dieß ist aus jenen Ursachen natürlich, ja nothwendig erfolgt. Pragmatismus in Frankreich kommt mir vor wie die Vaudevilles in Deutschland; wir haben in manche Bearbeitung der kurzweiligen französischen Vaudevilles gelehrte deutsche Arien eingewebt, und ihrerseits speisen bereits die Franzosen mit dem Pragmatismus, mit der Verkettung von Ursache und Wirkung in der Weltgeschichte, um, als ob sie auch daran ihren Witz, ihre Bonmots zu üben und politische Anspielungen auf die neuere Zeit daran anzuknüpfen hätten. Nicht so General Segur. Freilich läßt er sich auch zuweilen vom Feuer seiner Einbildungskraft fortreißen, wenn er z. B., das wichtige Thema über das Verhältniß der körperlichen Größe zur geistigen Größe abhandelnd, bemerkt, daß die wirklichen Helden so selten den Wuchs der Heroen unserer Phantasie hätten, und hinzugefügt: „sey es, daß die menschliche Natur nicht im Geistigen, wie im Körperlichen zugleich vollkommen seyn kann, oder daß sie sich erschöpft in den großen Verhältnissen des Leibes entweder, oder der Seele; sey es, daß diese beiden Vortheile deswegen nicht gemeinschaftlich seyn können, weil Männer von so schönem Aeußern sich kaum die Mühe geben, in ihren Handlungen groß zu seyn" — eine Bemerkung, die etwas prosaischer abgefaßt, höchstens in einer Physiologie Raum finden sollte, und etwas poetischer in einem dramatischen Gespräche. Aber ein Muster pragmatischer Geschichtsbehandlung ist die Stelle, wo Segur nachweist, wie aus den fünfzig jungen Gefährten des Zaars und einer alten Schaluppe, wie aus diesem Keime in fünfundzwanzig Jahren hervorsprossen: einerseits 200,000 Mann in 155 Regimentern, mit 300 Kanonen, in stehenden Quartieren; ein Geniecorps und besonders furchtbare Artilleristen; 14,000 Kanonen in einem Central-De-

Digitized by Google

pot und in den Festungen und drei Kriegsdepots nahe den Türken, Polen und Schweden —; andeerseits 30 Linienschiffe, viele Fregatten u. a. Kriegsschiffe, 200 Galeeren mit Rudern und Segeln, und eine Menge erfahrener Matrosen. Hierzu und zur Umwandlung des ganzen Reichs bedurfte es mehe als der Ordnung und gutee Haushaltung, mehr als des auswärtigen Handels; und der feste Wille des Alleinherrschers allein reichte auch nicht hin: sondern vor Allem war jene stets bereite, alle Hindernisse besiegende Einsicht nothwendig, die nur dem Genie eigen ist" — und nur dem genialen Geschichtschreibee kann es gelingen, diese Einsicht seines Helden zu erkennen und sie, ohne Geringschätzung oder Uebertreibung, zu würdigen.

Es scheint, Segur sey dem hohen Standpunkte des Pragmatismus sehr nahe gekommen; er schaut davon mit gesundem und richtigem Urtheil heead auf den Koloß seines Werkes und die neue Schöpfung desselben; in der Zeichnung, weiche er entwirft, findet man Alles der Natur angemessen und nicht Alles nothwendig. Dieß ist ja das Loos jedes geistigen Schauspiels. Von Menschen gespielt ist es natürlich, aber wie ein Deus ex machina kommt — stets ein man weiß nicht was: nennt es Vorsehung oder Zeit, Zufall oder Nothwendigkeit; immee läuft dieß Unerklärbare durch die ganze Geschichte, verjüngend nnd zerstöeend, erfreuend und betrübend, und niemals voraus zu sehen. Der menschliche Verstand und Geist konnte es dishee nicht erklären, selbst die Naturphilosophie nicht. Und wie die Sonnenfinsterniß den Menschen erschrecken konnte, so lange er ihre Ursache nicht wußte und ihre Wiederkehr nicht voraus berechnete; so machen die bisher unerklärbaren Erscheinungen in dee Geschichte auf unsern Geist einen tiefen Eindruck, dee nus die Schwäche des menschlichen Verstandes vorhält, und uns auf unserem an Raum und Zeit hängenden Welttropfen fast am Auffinden der Regel der Nothwendigkeit verzweifeln läßt. Das Forschen nach dieser Regel, die schwerlich sich in eine algebraische Formel fassen läßt, zeugt von philosophischem Geist; wenn aber, von den genialen Schriften eines Müllee und Herder oder gar von der Consequenzmacherei einer Schule verleitet, Geschichtschreibee das Studium dem vorhergemachten System opfern, so können wir gewiß seyn, daß wie noch immer vom Auffinden des unbekannten X, welches man die Welt nennt, weit entfernt sind, und daß wir aus objektioee Geschichtschreibung eine subjektive Logik bilden.

Crevelier, der Corsar im Archipel.

Hugo de Creveller war im südlichen Frankreich geboren nnd hatte seine Jugend, bis zum fünf und zwanzigsten Jahre, auf den Schiffen, die den Handel zwischen Marseille und Morea und in den verschiedenen Häfen der Levante trieben, zugebracht. Hier hatte er Gelegenheit gehabt, sich auf das Genaueste von der Lage der Griechen und dem unerträglichen Druck ihrer osmanischen Herren zu unterrichten; er sah die Unzufriedenheit und das Mißvergnügen der einen und die Schwäche der andern, indem sie von den Malteserrittern beinaye ganz aus den Cycladen vertrieben worden waren. Vor wenigen Jahren erst hatte der Marquis de Fleuri, ein Marseiller, mit geringer Macht einen Versuch gemacht, die Insel Naxos zu erobee nnd war nur durch die Gegenwart der venetianischen Flotte dar verhindert worden, welche die türkischen Besitzungen im Archi beschützte. Crevelier, den dieses Beispiel zu einer ähnlichen Unt nehmung anfeuerte, benutzte seine überlegene Lokalkenntniß, um f eines glücklichen Erfolges zu versichern.

Die Mainotten, die neuern Bewohnern des alten Sparta, fi bis auf diesen Tag immer der unruhigste nnd aufrührischeste Th der griechischen Bevölkerung gewesen und die Waffen aller Sultar seit Mohammed II, vermochten nicht, ihren wilden Unabhängigkeit geist zu brechen. Auf die Verbindung mit ihnen gründete Crevell seinen Plan, einen Theil des Peloponnesses zu erobern; und er schl zu diesem Zweck ein förmliches Bündniß mit Liberaki, dem Häup ling von Maina. Auf seinen Rath wandte der Abenteurer s nach dem Golf von Kolokythia nnd belagerte mit 500 Mann Schloß auf der Küste, das die Türken besetzt hielten. Hier st eine Schaar seiner Verbündeten zu ihm; Liberaki erschien, aber, st 5000 Bewaffnete zu bringen, wie er versprochen hatte, nie n 300 Begleitern, die überdieß zum Theil ohne Waffen nnd Muniti waren. Crevelier ließ sich indessen hierdurch nicht abschrecken, vereinigte sich mit den Griechen nnd schritt unverzagt zum Angri Fünf Tage hintereinander waren alle Bemühungen, die Türken vertreiben, umsonst; und obwohl er mehrere Breschen in die Mau geschossen und jeden Ausfall der Garnison zurückgeschlagen hatte, n er doch von seinem Ziel beinahe eben so weit entfernt, als zu fang der Belagerung. Außerdem waeen seine Verbündeten ihm e zur Last, als zur Hülfe, da sie nicht den geringsten Muth im e nen Gefecht zeigten; nnd Crevelier war daher im Begriff, seine ternehmung aufzugeben, als am Morgen des sechsten Tages maltesische Galeere, mit einer Anzahl Ritter bemannt, in der B einlief nnd an seiner Seite vor Anker ging. Sie hatten, indem bei Zante vorüberfuhren, von Crevelliers Expedition nach Mc gehört nnd eilten, treu ihrem Eide ewiger Feindschaft gegen die T ken, zu seinem Beistande herbei. Aber zum Unglück kamen sie r um Zeugen seiner Niederlage zu seyn. Die Mainotten, beunrui durch die Gegenwart der Johanniterritter, da sie wußten, daß d ihre Unthätigkeit nicht dulden würden, wie die Franzosen durch Schwäche gezwungen worden waren, zu thun, zogen sich in ihre Be zurück und überließen die Belagerung den Fremden. Die Tür faßten, als sie einen Theil der Feinde abziehen sahen, neuen Mu machten einen Ausfall in Masse, trieben die Leute Crevelier's ihre Schiffe nnd zwangen die Malteser, nach hartem Verlust, gleichfalls einzuschiffen und die Bai zu verlassen.

Hugo, der jetzt die Unternehmung, welcher er sein Vermö geopfert hatte, vereitelt sah, beschloß in wilder Verzweiflung, mat nnd Vaterland für immer aufzugeben und auf den Meeren, seine Niederlage gesehen hatten, Corsar zu werden. In kurzer sammelte er eine Flotte von zwanzig Segeln um sich, bemannt Italienern, Griechen, Mainotten nnd Slavoniern, die sich sei Flagge angeschlossen hatten, und kein Winkel des ägeischen Mee war jetzt vor ihm sicher; er durchflog dasselbe von Ufer zu Ufer u von Insel zu Insel mit der düstern Gewalt eines Dämons und Schnelle des Blitzes. Eine der Inseln nach der andern wurde

zinsbar, und zu festgesetzten Zeiten sah man die Galeeren des Grevelier in die Häfen des Archipels einlaufen, um die jährlichen Steuern einzunehmen, und bei williger Entrichtung derselben in Frieden zu ihrem Häuptling zurückkehren. Dieser war bei den Griechen mehr beliebt als gefürchtet, da er im Allgemeinen unnützes Blutvergießen vermied und, außer einmal gegen die Andrier, gegen die Inselbewohner seine Gewalt brauchte.

Die Bewohner von Andros hatten seine Offiziere schwer beleidigt und sich geweigert die Summen zu erlegen, die er gefordert hatte; aber in der Stille der Mitternacht gingen Hugo's Galeeren unter ihrer Stadt vor Anker: er landete, das Schwert in der Hand, und ehe der Morgen anbrach, hatte er sie von den Felsen bis zu der See geplündert. Die Häuser waren ihres Reichthums beraubt und die Magazine der Kaufleute erbrochen und geleert. Grevelier segelte mit einer Beute davon, die hinreichend gewesen wäre, seine Familie Generationen hindurch zu bereichern; und nie gab er auch nur eine Krone zurück, außer dem Eigenthum eines französischen Kaufmanns, das er auf die Verwendung des Marquis de Nointel, Gesandten des Hofes von Versailles bei der Pforte, erstattete. Vierzehn Jahre lang fuhr er fort, die Küsten der Türkei in Contribution zu setzen; umsonst waren alle Bemühungen des Kapudan Pascha, seine Schlupfwinkel aufzuspüren. Sein Lieblingsaufenthalt war indessen die Insel Paros, und das Schloß bei Marmora; die Erzählungen der Bewohner von Cerevelier sollen Byron die Idee zu seinem Corsar gegeben haben.

Von allen seinen Thaten war die ausgezeichnetste die Einnahme von Petra, einer der vorzüglichsten Städte der Insel Metelin, die er im Jahr 1676 ausführte. Seine Begleiter landeten des Abends am Gestade und stürmten, nachdem sie die Entfernung, in welcher die Stadt vom Meere liegt, in einem dreistündigen Marsche zurückgelegt hatten, um Mitternacht die Mauern. Die erschreckten Moslimim, aus ihrem Schlummer erwachend, flohen, um Leben zu retten, und überließen ihre Häuser dem Raub und der Plünderung; drei Stunden lang war die Bande des Corsaren beschäftigt, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, mit Tagesanbruch kehrten sie zu Grevelier zurück, der mit der Galeere indessen das Ufer bewacht hatte. Sie brachten fünfhundert Sclaven und eine Menge Silbergeschirr, kostbarer Stoffe und Kleider, Edelgesteine und Geld mit sich, wovon der Werth auf eine unglaubliche Summe angegeben wird.

Hugo stand im Begriff, sein gesetzloses Leben für immer aufzugeben und sich in seine Heimat zur Ruhe zurück zu ziehen; nur einen letzten Streich wollte er zum Beschluß seiner Laufbahn noch gegen die verhaßten Osmanen führen, indem er eine reiche Caravane plündern, welche von Alexandria nach Konstantinopel gehen sollte. Seine Schiffe wurden unter den verschiedenen Inseln in der Nähe von Cypern auf die Wacht gestellt, während er selbst sich mit zwei Galeeren in den Hafen von Stampalia zurückzog, um ihren Bericht abzuwarten, bevor er seine entscheidenden Anordnungen zum Angriffe des Convoys träfe. Aber hier sollte seine Laufbahn ihr Ende nehmen. Er hatte an Bord seines Schiffes einen Savoyarden, den er aus der Sclaverei gerettet und durch langjährige Güte ganz für sich gewonnen zu haben glaubte. Eines Tages hatte er ihm im Zorne einen Schlag gegeben; seine Aufwallung war schnell vorüber, und er glaubte die ganze Sache vergessen. Der Schurke hatte indessen im Gemüthe die Erinnerung an das ihm widerfahrene Unrecht so sorgfältig aufbewahrt, als ein Geizhals den Schlüssel zu seinen Schätzen, und eine Gelegenheit zur Rache blieb nicht lange aus. Grevelier, der an seine Beleidigung nicht mehr dachte, hatte dem Bösewicht oft den Schlüssel zu seiner Sainte-Barbe oder dem Pulvermagazin anvertraut; und an dem Tage, wo er von Stampalia in See gehen wollte, hatte der Savoyarde es versäumt, denselben zurück zu geben. Er ging hinab, befestigte eine langsam brennende Lunte an eines der ungeheuren Fässer und ruderte, nachdem er auf das Verdeck zurückgekehrt war, mit einem oder zweien seiner Geführten an das Ufer. Der Corsar sah, mit zweien seiner Offiziere, in der Cajütte, als die Lunte zündete; das Schiff ward, in tausend Stücke berstend, mitten in einem Vulcan von Flammen und Gluthen in die Luft geschleudert; und als die furchtbare Explosion vorüber war, wurden die Leichname von zweihundert tapfern Männern an das Ufer gespühlt. Noch lebt Grevelier's Name im Munde der Seeleute von Myeone und Milo; aber er wird mehr mit Bewunderung, als Schrecken genannt.

Emerson's Letters from the Aegean.

Genealogische Notiz über die bedeutendsten souveränen Fürsten des Orients.

(Fortsetzung.)

Bokhara.

Balkar-Khan, Großkhan von Bakharn und Samarkand folgt seinem Vater Mir-Haider-khan 1826. Die Zwischen-Regierung seines Bruders Mir-Hussain dauerte nur vier Monate.

Statthalter von Hisar: Seid-Atalik-Bey, Schwiegervater des Mir-Haider.

Khokand.

Emir-Khan, Fürst von Farghanah und Khokand.

Budakhschan.

Mirsa-Abdul-Ghafur, Sohn des Mohammed-schah, residirt in Fals-abad, einer Stadt, südlich von Badakschan.

Khariem.

Rhaman-Kuli-Khan folgt seinem Vater Mohammed-Rahim-Khan 1826. Der Titel dieser Fürsten von usbekischem Ursprung ist Taksis-Khan; sie residiren in Khiwa.

Indien.

Generalgouverneur von Bengalen; Lord William Cavendish Bentingk leistet den Eid am 18 Juli 1827; folgt dem Lord Amherst.

Die Oberfläche der Präsidentschaft Bengalen beträgt 328,000 franz. Q. M., bewohnt von 57,500,000 Unterthanen.

Gouverneur von Madras: Sir Stephen Rumbold Bushington, angelangt den 18 Oktober 1827, folgt dem Sir Thomas Munro.

Dieß Gouvernement enthält 155,000 franz. Q. M. mit 14 Mill. Einwohnern.

Digitized by Google

Gouverneur von Bombay: Sir John Malcolm, angelangt den 26 Oktober 1827, folgt dem Sir Mountstuart Elphinstone.

Die Ausdehnung dieser Präsidentschaft beträgt 71,000 franz. Q. M.; Einwohner 10,500,000.

Gouverneur von Ceylan: Sir Hubsen-Lowe folgt 1826 dem Sir Edward Barner.

Generaladministrator der französischen Colonien; der Vicomte Eugène Desbassyns de Richemont, ernannt den 30 August 1827, in Pondichery eingeführt den 11 Januar 1828.

Holländischer Gouverneur von Java: De Kock, Nachfolger des Barons Van der Capellen.

Holländischer Gouverneur der Molucken: Van Merkus.

Spanischer Gouverneur der Philippinen: D. Mariana Ricaforb.

Von England abhängige Indische Staaten.

Haiderabad, zwischen 16° und 22° N. Br., enthält einen Theil des alten Telingana, erstreckt sich von Nord nach Süd von den Flüssen Tapty und Wardà bis zu dem Tumbadra und Krischna aber Mahanadby. Die Oberfläche beträgt 96,000 franz. Q. M., die Bevölkerung 10 Millionen, wovon die Hälfte Mohammedaner. Telingana wurde von den Mahommedanern erobert und gehörte zum Reiche Bhamany in Decan. Als dieses sich auflöste, wurde es wieder unabhängig unter dem Namen Golconda, dessen erster Fürst, Kuli Kutub-Schah von 1512 bis 1551 herrschte; Dschemschid-Kutub-Schah bis 1558; Ibrahim Kutub-schah bis 1581; Kuli Kutab-Schah bis 1586. Der letzte gründete die Stadt Haiderabad. Sein Bruder Mohammed folgte ihm; diesem Abdallah Kutab-Schah, welchen der Großmogol Schah-dschehan tributpflichtig machte; 1690 wurde Abu-Hosain von Aureng-seb gefangen genommen; er starb in der Haft 1704. Bei der Verwirrung, welche auf Awrengsebs Tod folgte, bemächtigte sich Nisam-el-mülk gegen 1717 des Landes; starb 1748; sein Sohn Nasir-dschang wurde 1750 umgebracht; und dessen Sohn Modasser-dschang 1757; Salabet-dschang, Sohn Nisam's wurde 1761 eingekerkert (er starb zwei Jahre darauf) von seinem Bruder Nisam-Ali, welcher bis 1803 regierte; dessen ältester Sohn Sekander-Dschak folgte ihm den 6 August. Die Residenz ist Haiderabad, 17° 15′ Br. 78° 35′ L. v. Paris; sie hat 200,000 Einwohner.

Nagpur, der Rest des großen Reiches der Mahratten in Decan, welches 1818 von den Engländern gestürzt wurde. Es liegt zwischen 18° 40′ und 6° 40′ Br., 78° 20′ und 83° L. v. Paris, enthält eine Oberfläche von 70,000 franz. Q. M. und 3 Millionen Einwohner. Es ist nicht erwiesen, daß die regierende Dynastie von Sewadschi abstamme, dem Gründer des Mahratten-Reiches. Nagodschi eroberte 1738 das Land und starb 1755; sein ältester Sohn Dschanodschi starb 1772, sein Bruder Mudhadschi regierte bis 1788, dann stieg des letztern Sohn Nagodschi Bhunsla auf den Thron, regierte bis zum 22 März 1816 und hinterließ seine Staaten seinem Sohne Persodschi Bhunsla, dieser wurde den 1 Februar erdrosselt; ihm folgte, unter dem Namen Mudhadschi II, Appasaheb, der von den Engländern abgesetzt wurde, welche den 25 Juni 1818 an seine Stelle den Sohn Persodschi's, Nagodschi Bhunsla, setzten, einen neunjährigen Knaben. Seine Residenz ist in Nagpur: 21° 9′ Br., 79° 11′ L.; sie enthält 115,000 Einwohner.

Oude, zwischen 26° und 28° N. Br.; Oberfläche 20,0 M., Bevölkerung 3 Millionen. Das Land wurde von den M medanern zur Zeit ihrer ersten Einfälle erobert; unter Moha einem der Nachfolger Aureng-seb's, wurde Saadet-Khan, von N pur in Khorasan, Subahdar des Landes: er hatte zum Nac seinen Sohn Sefdar-Dschang, bis 1756; dessen Sohn Sch ed-dewlah regierte bis 1775; sein Sohn Asaf-ed-Dewlah bis Des letztern natürlicher Sohn, Vizir Ali, bemächtigte sich der schaft, wurde von Lord Teignmouth abgesetzt und an seiner Saadet Ali den 21 Januar 1798 zum Herrscher ausgerufe starb den 11 Juli 1814; sein Nachfolger, Ghasi-edin Haider den 9 October 1819 den Titel Padischah an und starb den 2 tober 1827; sein Sohn Suleiman-Schah Nasir-edbin Haider ihm. Residenz: Lucknow, 26° 51′ Br.; 80° 50′ L.; sie ha 300,000 Einwohner.

Baroda, der beträchtlichste und schönste Theil der Ha Gubscherat, enthält 18,000 franz. Q. M. und 2 Mill. Einw Pillabschi, von der Familie Guicowar (Gaikewad), ein Mahrat Besitzer eines Landgutes, bemächtigte sich der Herrschaft und r bis 1747; sein Sohn Damadschi Guicowar bis 1789; Ma Guicowar bis 17921 Gowiab Rao Guicowar bis 1819, s sein Bruder Seibschi Rao Guicowar ihm folgt. Haup Baroda, mit 100,000 Einwohnern.

Maisur, zwischen 11° und 15° Br.; 27,000 franz. Q 3 Millionen Einwohner; dieß ist das Carnatic-Plateau. Di nastie will von Dwaraea in Gubscherat stammen; der erste bekannt ist Schamradsch, welcher 1507 auf den Thron stieg. Tim regierte 1548, Hir-scham-radsch 1576, Scham-radsch 1637; der regierte nur ein Jahr, Kanty-rewy-narsaradsch bis 1659, der-radsch bis 1704, Kanty-radsch bis 1714, Dud-R Radsch bis 1731, Dschik kischen-radsch bis 1755; ihn entthront Ali, welcher den 9 Dezember 1782 starb. Diesen ersetzte sei Tipu-saheb, welcher den 4 Mai 1799 umkam. Wellesley auf den Thron einen Nachkömmling der alten Dynastie Maha Krischna Udiawer, ein sechsjähriges Kind, den 22 Juni 179 giert selbst seit 1812. Residenz: Maisur, 12° 19′ Br., 76° 11 Meilen von Seringapatnam, welcher Ort nur noch 10,00 wohner hat.

Satara, 14,000 Q. M. und 1,500,000 Einwohner. Se entthronte 1651 den Fürsten von Bedschapur und hielt ihn gen, 1818 wurde der Peischwa vertrieben, und 1821 Nar-Nar alle Rechte seiner Vorfahren wieder eingesetzt. Er residiet in S 17° 42′ Br. 74° 12′ L. Nach der Auflösung des Bhamany-R gründete Abu'l-mobaffer-adil-schahy die Dynastie von Bedschap 1489; er starb 1510, Ismail-adil-schah 1534, Malu adil-schah Ali Adilschah 1579, Ibrahim adil-schah 1626, Mohammed ad 1660, Ali adil-schah 1672; Sekander adil-schah wurde bei der rung Bedschapurs durch Aureng-seb 1689 gefangen genommen

Eine bedeutende Anzahl kleiner Fürstenthümer, wie Trav G.chin, Bopal, Kotah, Bundi, von den Häuptlingen der schiputen, den Emiren Sind's u. a. bilden ein Land von 30 franz. Q. M. mit 17 Millionen Einwohnern.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 195. 14 Juli 1829.

Skizzen aus dem Innern von Africa *).

(Mit zwei Steindrücken.)

Nachrichten über Mungo Park's.

Der Reis Abdalla — so nannte sich Clapperton in Africa — hatte es nach und nach unter den dortigen Völkerschaften zu einem gewissen Grade von Berühmtheit gebracht. Gebrach ihm auch diejenige höhere Bildung, ohne welche der wissenschaftliche Gewinn einer Entdeckungsreise nicht bedeutend seyn kann, so besaß er dagegen eine athletische Körperkraft, welche einem afrikanischen Clima trotzte und am Ende vielleicht nur deswegen unterlag, weil er im Bewußtseyn derselben die unerläßlichen Vorsichtsmaßregeln gegen die dort verderbliche Gefahr des schnellen Temperaturwechsels nicht selten vernachlässigte; überhaupt aber besaß er jene imposante Persönlichkeit, welche über Menschen von rohem Charakter eine so außerordentliche Gewalt ausübt, und mit deren Hülfe es ihm gelang, den europäischen Civilisationseroberungen die Bahn zu brechen. Die Meinung, daß Clapperton als Friedensstifter das Land durchziehe, trug sehr wesentlich dazu bei, ihm bei den Einwohnern eine günstige Aufnahme zu verschaffen und das tiefgewurzelte Mißtrauen gegen Fremde und Christen (welche nach den Vorstellungen jener armen Leute Zauberer sind, deren Berührung tödten kann) zu mildern. Wenn schon die Schnelligkeit, mit welcher sich das Gerücht von der Sendung des englischen Reis weit umher verbreitete, als einfache Thatsache betrachtet, die Möglichkeit eines leichten Binnenverkehrs beweist, so beweisen die Gesandtschaften, durch welche verschiedene Fürsten Clapperton begrüßen und zu sich einladen ließen, und die Bedeckungen, die sie ihm häufig von einer Station auf die andere mitgaben, daß einem solchen Versuche von Seiten der Eingebornen keine absolut unüberwindliche Schwierigkeiten im Weg stünden.

In dieser Beziehung verdient auch erwähnt zu werden, daß sich das Andenken der ersten Reisenden, die in neuerer Zeit nach diesen Regionen vordrangen, Park's und Martin's, obgleich eine Reihe von Jahren seit ihrer Katastrophe verflossen war, nicht nur überall erhalten hatte, sondern daß auch die Eingebornen ihr tiefes Bedauern darüber aussprachen und sich alle Mühe gaben, Clapperton zu überzeugen, daß sie oder die Ihrigen daran unschuldig seyen. Den Verlauf der Sache hörte er unterwegs auf sehr verschiedene Art erzählen; am Wahrscheinlichsten schien ihm, was er in Wawa aus den Munde eines der Hauptleute des Gouverneurs erfuhr: das Boot stak zwischen zwei Klippen fest und die Mannschaft warf deswegen vier Anker aus; allein wegen der reißenden Strömung griffen die Anker nicht ein; die weißen Männer suchten sich nun durch Schwimmen zu retten und ertranken. Daß zwischen den zahlreichen Zuschauern am Ufer und den Weißen im Schiff keine Feindseligkeiten vorgefallen, behauptete der Wawaner mit Bestimmtheit; den Eingebornen war die Erscheinung von Weißen so neu, daß sie weder für noch gegen sie Etwas zu thun wagten; in dem Boot fanden sie eine Menge Gegenstände, Büchee und Kaufmannsgüter, welche der Sultan von Boussa sich aneignete, namentlich auch einen großen Vorrath von eingesalzenem Fleisch; aber, fügte er hinzu, alle Leute in Boussa, welche davon aßen, starben, weil es Menschenfleisch war; und man glaubte also, daß die Weißen Menschenfresser seyen. Es scheint, daß kurz darauf eine Seuche einriß, die man als Strafe für den Genuß dieses Fleisches betrachtete. Clapperton versicherte zwar das Gegentheil; aber die in Africa herrschende Meinung, als ob die Europäer die Sclaven bloß des Fleisches wegen kauften, da sie sonst nicht zu leben hätten, mochte Clapperton's Beweisgründe einigermaßen schwächen. In der Folge berichtigte der Wawaner seine Angaben dahin, daß die Eingebornen Pfeile auf das Boot abgeschossen hätten, jedoch nicht eher, als bis von letzterem aus auf sie mit Musketen gefeuert worden wäre; das Wrack könne man noch jetzt jeden Sonntag über dem Wasser sehen und man unterhalte sich mit wunderbaren Geschichten über den Ort und die daselbst verunglückte Mannschaft.

Obgleich der Tadscha (Karawanenführer), mit dem Clapperton über den Transport seines Gepäcks nach Kano einen Contrakt abschloß, und dem er 200,000 Kauri's (Muschelgeld) zahlen mußte, seinen Weg nicht über Boussa nahm, so wollte natürlich der Engländer die Gelegenheit nicht vorbei lassen, über das Schicksal der Verlassenschaft seiner unglücklichen Vorgänger an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Der Aufenthalt in Wawa (9° 53′ 54″ n. Br. 5° 50′ östl. L.) ver-

*) Fortsetzung der Artikel in Nr. 77 flgg.

Digitized by Google

zögerte sich vom 21 bis zum 30 März. Das Abenteuer mit der schönen Wittwe, welches eine so interessante Episode in Clapperton's Reisebeschreibung bildet und für ihn die unangenehme Folge hatte, daß er, um seine in Beschlag genommenen Effekten auszulösen, nach Wawa zurück mußte, welches er dann erst am 6 April zum zweiten Mal verließ, ist unsern Lesern *) bekannt; einige andere Merkwürdigkeiten dieses Aufenthalts berühren wir nachträglich.

Eines Tags besuchte den Reisenden ein wandernder Musiker mit zwei Knaben. Sein Instrument war eine mit drei Roßhaarsaiten bezogene Violine; die Saiten bestanden nicht aus einzelnen Haaren, sondern aus ganzen Strängen; eben so der Bogen; der Resonnanzboden aus einem langen Kürbis, der halbirt mit einer Leguanhaut straff überspannt war; der Steg aus zwei Kreuzhölzern; der zwei Fuß lange Frosch war mit Metallplättchen verziert und endete in einen hohlen ehernen Knopf. An diesem Instrument hing ein Miniaturbild von ein Paar Sandalen, die wandernde Lebensart des Künstlers bezeichnend, ein Stück Natron, Schnüre mit Muschelgeld und bunte Streifen von Tuch. Er sagte, daß er Alles annehme, was man ihm schenke. Die Knaben hielten hohle Gurken in Händen, die mit Steinen oder Bohnen gefüllt waren, und die sie aneinander schlugen. Der Meister selbst, eine hagere Gestalt von mehr als mittlerer Größe, hatte die bessern Jahre überschritten; sein Bart war schon etwas grangefärbt; seine Gesichtsform mehr lang als oval; seine Nase leicht gebogen; sein Vorderhaupt hoch; Mund und Zähne gut; seine Stimme klar und melodisch; er hatte große helle Augen, mit einem halb lustigen, halb schelmischen Ausdruck, der, wenn er sang, zuweilen selbst erhaben wurde; er trug einen weißen Turban und ein weites himmelblaues Hemd (tobe). Sein Instrument begleitete er mit seiner Stimme, wozu die Knaben den Chor bildeten. Er sang aus dem Stegreif. Clapperton sagt, er würde gerne einen dieser Gesänge aufgeschrieben haben, wenn sie nicht alle bloß ein Thema, Clappertons Person, zum Gegenstand gehabt hätten. Der Gouverneur schickte dem Barden ein Schaf, eine Ziege, Yams, Milch und Eyer.

Vor der Stadt sah Clapperton den Kongkoniestrauch, aus dessen Samen die Eingebornen das Gift für ihre Pfeile bereiten. Es ist ein Parasite, der am Boden die Dicke eines Mannsschenkels hat und in mehreren Stämmen aus der Wurzel aufschießt, indem er sich bis zur Krone hinauf um den großen Baum schlingt, mit dem er vergesellschaftet ist. Die Rinde an den jungen Zweigen hat die bunte Farbe der Hasel; Stämme und ältere Zweige sind glatt und von weißlicher Farbe, wie die Rinde der Esche; aus dem Kelch der fünfblättrigen kegelförmig zugespitzten Blüthe (welche an unsre Schlüsselblume erinnert nur daß sie von dunklerem Geld ist) hängen zwei Zoll lange Staubfäden; die rauhen und pelzigen Blätter schwitzen ein Harz aus, das, wenn man sie berührt, an den Fingern klebt; die Samenbehälter werden 1½ Fuß lang und 1½ bis 2 Zoll dick; der Same selbst gleicht dem des Feldkümmels und ist mit einer milchigen Substanz umgeben; er wird, ehe man davon d wähnten Gebrauch macht, zu einem Brei gekocht.

Zur Charakteristik Wawa's und seiner Bewohner ne gende Bemerkungen: die Stadt eine der nettesten und se zwischen hier und Badagry ist im Viereck gebaut und zählt 20,000 Seelen. Rings um sie läuft ein hoher Wall u trockener Graben; sie hat breite und lustige Gassen; die stehen nicht einzeln, sondern mehrere kreisförmige Hütte durch eine Mauer mit einander verbunden, so daß inwend freier Raum bleibt; eine von den Hütten hat zwei T gegen die Straße, die andern öffnen sich nach innen. D sidenz des Gouverneurs ist durch eine 30 Fuß hohe Lehm von der Form eines Vierecks umschlossen und enthält in Hofe geräumige Hütten (cooxies), schattige Bäume und eckige Thürme von Lehm. Die Erzeugnisse des Bodens s monen, Paradiesfeigen, Bananen, Yams, verschiedene K gewächse, Korn, Dura, Mais, Hirse; der Quorrastrom n nen Zuflüssen liefert viele und treffliche Fische, namentli Art Seekatzen, die alle geräuchert werden, und einen de Leckerbissen, Alligatoreier; Rinder, Schafe und Ziegen gi im Ueberflusse; eben so Hausgeflügel, das sehr wohlfeil auch Bienen; Elfenbein und Straußenfedern nicht in der M um ein Handelszweig werden zu können. Ihre besten P kommen aus Bornu; die einheimische Race ist klein, w Shettlandsklepper, aber ausdauernd und lebhaft und meist ober mausfarben. Die Sclaven sind sehr zahlreich; die m chen werden zur Weberei verwendet, zum Holz- oder Gr meln ꝛc.; die weiblichen spinnen Baumwolle am Rocken u der Spindel, richten das Wollengarn für den Webstul stoßen und mahlen Getreide, backen Kuchen, Zuckerwerk, Yams ꝛc. und besorgen den Verkauf dieser Artikel auf dem M Die Arbeit ist so leicht, daß ein rüstiger englischer Bei ihr ganzes Tagsgeschäft in einer Stunde verrichten n arbeiten sie aber leicht, so essen sie auch leicht; denn sie men nur zweimal des Tages zu speisen und zwar, nach ein unveränderlichen Regel, Nichts als Morgens neun Uhr Brei von Yamsblüte oder Hirse und einen etwas mel kern klosartigen nach Sonnenuntergang, beidemal n geringen Quantitäten; Fleisch, Geflügel oder Fisch höchst Ihre Hereen machen sich's indessen in diesem Punkt eben viel besser: etwas geräucherten Fisch, dann und wann Fleisch; vornehmlich etwas Palmöl oder vegetabilische B das ist Alles, was sie zu ihrem Brei hinzu thun; desto aber befriedigen sie ihren Hang zum Trinken mit Palmenwe Rum. Ein Fremder sieht die Sclaven selten und nie als mit ledernen Riemen am Hals zusammen gebunden, denn Morgens, wo sie nach einem Brunnen oder zum Fl hen, um Wasser zu holen oder zu waschen, oder daß s den Sclavenmarkt ziehen. Die übrige Zeit werden sie zu in engem Verschloß gehalten. Auf dem Markt erscheinen statt mit ledernen Riemen mit Ketten gefesselt, die man weder bei Tag noch bei Nacht abnimmt; doch schätzen sie Sclaven noch immer glücklich, wenn sie nur nicht nach der verkauft werden, weil sie nicht zweifeln, daß die Weiß

*) S. Nr. 99.

Digitized by Google

CLAPPERTON

Digitized by Google

Digitized by Google

dort treffen. Gewöhnlich sind es auch nur Kriegsgefangene oder widerspenstige Hausscla*ven*, welche dieß Schicksal trifft. Noffo ist gegenwärtig der Hauptplatz für den Sclavenhandel des Innern *), was es dem Bürgerkrieg zu verdanken hat, der dieß Land verheert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quarterly Review über die Lage von England.

(Fortsetzung.)

Ein höchst bedenklicher Nachtheil entspringt für uns daraus, daß wir durch das Glück der letzten vierzig Jahre bethört, eine zu hohe Meinung von unserer Vortrefflichkeit faßten. Wir sagen nicht, daß wir größeren Irrthum begingen, als Andere an unserer Stelle gethan haben würden; aber leugnen können wir eben so wenig, daß unsrer Mißgriffe viele, und daß sie bedeutend waren, so wie daß sie zum Schaden Einzelner, wie der Gesammtheit immer noch fortdauern, weil der größere Theil des Publikums noch nicht zum Bewußtseyn derselben gekommen ist. Wir haben während des Krieges in Landbau, Handel und Manufacturen so ungeheure Fortschritte gemacht, alle Stände haben an Wohlhabenheit und Bedeutung so sehr gewonnen, daß man sich allgemein dem Wahne hingab, unser Glück müßte sich auf dieser Sommerhöhe nicht nur in Ewigkeit erhalten, sondern von Tag zu Tag noch höher heben, und daß, während man sich selbst zu hoch stellte, man zu geringschätzig von den Nachbarn dachte. Als sich mit der Rückkehr des Friedens das Festland unsern Reisenden öffnete, bestärkten diese zum größten Theile die Vorurtheile gegen uns durch Uebermuth und Anmaßung, indem sie durch einen Vergleich des jetzigen Zustandes anderer Länder mit dem des übrigen ein ewiges Recht auf den Vorrang an Reichthümern, Handel und Manufacturen für uns beweisen wollten. Die Folge war, daß, statt jene lobenswerthe Mäßigung und Wirthschaftlichkeit nachzuahmen, mit deren Hülfe die Holländer alle Wechselfälle des Glücks bis auf den heutigen Tag bestanden, nicht bloß einzelne Klassen, sondern die Gesammtheit unserer Landsleute in allen Stufen und Beziehungen des Staatslebens von der Einfalt, Besonnenheit und Frugalität ihrer Vorältern abartete und in Kleidung, Haushalt, Erziehung und Lebensart Bedürfnisse annahm, die auch bei dem größten Wohlstande nicht befriedigt werden können. Während der vierzehn Friedensjahre haben wir uns noch nicht mit dem Gedanken einer großen und fortgehenden Veränderung befreundet, welche die Freiheit des Handels und Verkehrs nothwendig in unsern Verhältnissen zu andern Staaten herbeiführen mußte. Abgesehen von aller fremden Concurrenz muß sich jeder Unbefangene, der die verschiedenen Industriezweige unseres Vaterlandes mit Umsicht überschaut, von der Unmöglichkeit überzeugt haben, daß dieselben nach dem Riesenmaße der letzten vierzig Jahre fortschreiten. Eben so gut dürfte man auf fünfzig Waterloo's rechnen. War nun unser Zustand der einer fieberhaften Ueberspannung unserer Kräfte — so konnte er nicht ewig dauern.

Die Einsicht des Publikums fängt zwar an, sich hierüber aufzuklären; aber die Begriffe der großen Mehrzahl der höhern Stände stehen auch jetzt noch viel zu hoch. Sie streben nach Etwas, das sie nicht erreichen können, und wenn es ein hoffnungloser Versuch ist, ihre Mittel zu ihren Begriffen aufzuschrauben, so ist es an ihnen, diese nach Maßgabe ihrer Kräfte zu ermäßigen. Wir halten dieß für eine der drängendsten Pflichten, welche die Eltern ihren Kindern einzuschärfen haben. Ein solches Insichgehen wird, statt dem Glücke und dem Rufe des Volkes Abbruch zu thun, das gerade Gegentheil bewirken; — es streift jenen Firniß von Steifheit, Selbstsucht und Uebermuth ab, der so manche unsrer besten Eigenschaften entstellt oder verbirgt; es macht uns zu Hause human, und besonnen im Ausland, und erhält uns in vollem Besitze alles dessen, was uns den Freunden nützlich und den Feinden furchtbar machen kann.

Wenden wir uns aber nun auch zu der heitereren und tröstlicheren Seite des Gemäldes und würdigen wir die Vorzüge unseres Vaterlandes, beginnend mit jenen, welche die Natur uns in so reichem Maße verliehen hat, und fortfahrend zu den erworbenen. Unsre örtliche Lage ist in Wahrheit eine der günstigsten, welche die Vorsehung je einem Volke anweisen konnte. Rings vom Ocean umflossen, der in unsre Küsten einschneidet und den Weltverkehr, von dem er uns Anfangs auszuschließen schien, erleichtert; die Länder, die den Kanal und das Mittelmeer begränzen, auf der einen und die von der Nord- und Ostsee bespülten auf der andern Seite; Nordamerica gegen Westen am Nächsten gelegen, und im fast ausschließlichen Genusse der Vortheile des Handels nach Africa, Ostindien und dem ganzen indischen Archipel, müssen wir gestehen, daß wir zur Behauptung eines Vorrangs in Handel und Seemacht seltene Mittel besitzen. Der Werth und die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse unseres Bodens muß die Thätigkeit und Anstrengung, wozu unsre Lage uns so unwiderstehlich auffordert, gewaltig fördern. Geben wir unseren Gegnern auch Alles zu, so werden sie uns doch nicht leicht in Europa ein Land aufweisen, das, bei gleichem Umfange, von der Natur so sehr begünstigt wäre.

Was den Boden betrifft, so giebt es zwar in mehreren Theilen Europas viele und große Ländestriche, welche außerordentlich ergiebig sind. Die Ebenen von Sevilla und Valencia, das ganze Thal der Lombardei, Touraine, ein großer Theil der Normandie, der Bretagne, der Picardie und des Elsasses, der ganze Küstenstrich der Niederlande, ein großer Theil von Würtemberg, Baden, Sachsen, Schlesien und Oberösterreich sind sehr fruchtbar; nehmen wir aber die Länder im Ganzen, so fragt es sich sehr, ob das Ackerbauareal unsers Bodens nicht eben so ergiebig, als das von irgend einem Continentalstaat desselben Umfangs ist. In dem Werth unsrer Mineralien übertreffen wir alle anderen Länder bei Weitem. Wir haben die schönsten und reichsten Schiefer-, Sandstein- und Granitbrüche; unsre Blei-, Zinn-,

*) Zu einem Tauschhandel mit Wawa, sagt Clapperton, würden sich Korallen, eherne Bracelette, ehernes, kupfernes, zinnenes und irdenes Geschirr, hellfarbige Manchesterzeuge und Zitze eignen. Aber welche von den Landeserzeugnissen, die er eben anführt, die Eingebornen für diese europäischen Artikel geben wollten, ist nicht klar.

Digitized by Google

Kupfer-, Steinkohlen- und Eisenbergwerke gehören zu den sichersten Quellen unsres Wohlstandes und unsrer Größe. Das Zinn findet man nirgends in Europa in solcher Quantität, wie in Cornwall; Cornwall und Wales allein liefern einen sehr beträchtlichen Theil von dem gesammten in Europa gewonnenen und verbrauchten Kupfervorrath. Die Bergwerke in Almeria in Spanien haben in letzter Zeit allerdings eine große Ausbeute an Blei geliefert; aber immer liefert England noch das Doppelte, und weit Mehr als die Hälfte des Verbrauchs in diesem Welttheile. Um die Wichtigkeit unsrer Steinkohlen- und Eisenbergwerke gehörig ins Licht zu setzen, bedürfte es einer eigenen Untersuchung. Der Belang der Eisenminen in Spanien ist nur wenig bekannt, und ihre Betreibung hat dort immer, wegen des relativen Mangels an Holz oder Kohlen, große Schwierigkeiten. Das Eisenerz in Schweden liefert 15—90 Procent Eisen, während das unsrige selten mehr als 12 Procent abwirft. Da man dasselbe aber bei uns mit der Steinkohle oft aus demselben Schachte oder letztere wenigstens unmittelbar in der Nähe grädt, so können wir aus diesem Grunde und wegen unsres größern Kapitals und vollkommnern Maschinenwesens den schwedischen Kaufleuten die Spitze bieten, und liefern wirklich mehr Eisen jedes Jahr, als unsre Continentalnachbarn zusammen. Wer will aber in Bezug auf den Reichthum an Steinkohlen sich mit uns messen? Die ansehnlichsten Kohlenbergwerke auf dem Kontinent sind zu St. Etienne, südwestlich von Lyon, und zu Creuzot bei Macon in Frankreich; zu Saarlouis in dem südöstlichen Theile der preußischen Rheinprovinzen, von Cambray über Mons, Namur, Lüttich, Düsseldorf, Elberfeld bis Osnabrück; von Gleiwitz bis Tarnowitz in dem südlichen Theile von Schlesien; bei Tharand in Sachsen; bei Pilsen und Lowositz in Böhmen; bei Brünn in Mähren; bei Gräz in Steiermark; endlich einige unbenutzte in Dalmatien. Aber mit Ausnahme der schlesischen, welche, obgleich noch wenig bekannt, zu den schönsten gehören sollen, sind die unsern nach Umfang und Güte vorzüglicher, als alle bisher entdeckten auf dem Continent zusammen; und da wir sie zum Eisenschmelzen und zum Versenden der Dampfschiffe auf unsern Meeren und Flüssen gebrauchen, so haben wir gewiß den meisten Nutzen davon. Hiezu kommt noch der Ueberfluß an trefflichen Fischarten, die unsre Küsten umschwärmen, in weit größerer Menge, als es in der Ostsee und dem Mittelmeer der Fall ist; die Schönheit und Mannichfaltigkeit unsrer Landschaften, und das gesunde, gemäßigte Klima. Es ist zwar nicht warm genug, um Wein und Oliven zu erzeugen; dagegen haben wir auch Nichts von zu großer Hitze oder Kälte zu leiden, und kein Ungeziefer oder Gewürm, die das Leben gefährden oder belästigen. Kurz es giebt nach der schönen Bemerkung Karls II) nicht leicht ein Land in der Welt, das für jederlei Thätigkeit zu allen Stunden des Tags, zu allen Zeiten des Jahrs günstig wäre, da Uebermaß der Hitze oder der Kälte, des Regens oder des Schnees nur selten Arbeit oder Verkehr hindern.

(Schluß folgt.)

Unterschied der Temperatur in der alten und in der neuen Welt.

Nach einem Aufsatz in der letzten Numer des „Edinburgh Philosophical Journal" ist der mittlere Temperaturunterschied in der alten und in der neuen Welt, in den höheren Breiten 14° 30′, in den niederen 7° 30′. Die mittlere Temperatur von Stockholm, das unter dem 59° 20′ Br. liegt und die von Fort Sullivan unter 44° ist daher dieselbe, während die von Rouen (49° 26′) und von Wolcott (41° 20′) dieselbe ist und die von St. Augustin (29° 50′) nur um 0.77 niederer steht, als jene von Cairo (unter 30°). Die Angaben, aus welchen diese Resultate gezogen wurden, sind folgende:

	Nördl. Br.	Länge.	Mittlere Temper.
Petersburg	59° 56′	30° 24′ O.	38° 80′
Stockholm	59° 20	18 00 O.	42 39
Edinburgh	55 57	3 00 W.	47 70
Berlin	52 32	13 31 O.	49 00
Leyden	52 10	4 32 W.	52 25
London	51 31	— —	51 90
Rouen	49 26	1 00 W.	51 00
Paris	48 50	2 25 O.	52 00
Wien	48 12	16 22 O.	51 53
Nantes	47 13	1 28 O.	55 53
Poitiers	46 39	0° 30 O.	53 80
Fort Brady	46 39	84 43 W.	41 37
Padua	45 23	12 00 O.	52 20
Fort Snelling	44 53	93 08 W.	45 00
Bordeaux	44 50	0 26 W.	57 60
Fort Sullivan	44 44	67 04 W.	42 44
Fort Howard	44 40	67 00 W.	44 50
Marseille	43 19	5 27 O.	61 80
Fort Crawford	43 03	90 53 W.	45 52
Fort Wolcott	41 30	71 18 W.	51 02
Council Bluffs	41 25	95 43 W.	50 82
Peking	39 54	116 29 W.	55 50
Washington	38 53	76 55 W.	56 56
Algier	36 49	2 57 O.	72 00
Fort Johnston	34 00	78 05 W.	66 68
Cantonnement Clinch	30 24	87 14 W.	68 77
Cairo	30 00	31 23 O.	73 00
St. Augustin	29 50	81 27 W.	72 23

Willkürliche Erzeugung der beiden Geschlechter in der Viehzucht.

Ein französischer Viehzüchter behauptet ein Mittel gefunden zu haben, nach seiner Wahl eine größere Anzahl Vieh von dem einen oder dem andern Geschlechte zu erzielen. Das Geheimniß ist höchst einfach, indem man, wenn man männliche Geburten verlangt, die Kraft der Erzeuger im Verhältniß zu den Müttern zu vermehren braucht, und im umgekehrten Falle umgekehrt. Wenn ein Pächter z. B. eine größere Anzahl weiblicher Lämmer wünscht, so darf er nur sehr junge Widder zu den Mutterschafen lassen und denselben bessere Fütterung zukommen lassen, als den ersteren; verlangt er männliche Lämmer, so muß er starke, kräftige vier oder fünfjährige Widder nehmen.

Annales de l'Agriculture Française.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 196. 15 Juli 1829.

Skizzen aus dem Innern von Africa.

(Fortsetzung.)

Bonssa.

Am Morgen der Abreise (30 März) traf noch ein Abgeordneter des Sultans von Bonssa ein, der den Auftrag hatte, Clapperton nach der Residenz seines Gebieters zu begleiten. Auf einer alten Stute, einem Rothschimmel, der dem Gouverneur gehörte, ritt Clapperton aus den Thoren von Wawa; die Gegend, durch welche die Straße führte, wechselte zwischen Wald und zahlreichen Yams- und Maispflanzungen. Nach einem kurzen Marsch sahen sie eine Kette niederer Felsenhügel vor sich liegen, die sich von OSO nach WSW hinzogen. Sie bestanden aus einem Puddingstein, dessen weiße Quarzkiesel von viereckiger (nicht runder) Form und mit einer grauen Substanz überzogen waren. Im Hintergrunde von einem der Thaleinschnitte lag ein zuckerhutförmiger Berg, der sich weit über seine Nachbarn erhob; Clapperton nannte ihn den Georgsberg. Um die Hügelkette zu durchschneiden, brauchten sie etwa dritthalb Stunden; sie hatten einen gewundenen felsigen Weg; die Thäler, durch die er ging, fanden sie wohl angebaut. Mit dem Dorfe Indschum betraten sie das Gebiet der Provinz Bouffa. Unter den vielen Leuten, die ihnen hier entgegen kamen, nahmen sie ein Weib wahr, dessen Gesicht, Nacken, rechte Brust und zum Theil der rechte Arm mit einem pockenartigen Schorfe bedeckt war. Wenn diese Krankheit, welche Clapperton schon in Kiama bemerkt hatte, die Zehen und Finger ergreift, so schrumpfen dieselben zusammen und fallen ab, und es erfolgt in Kurzem der Tod, da man von keinen Heilmitteln weiß. Clapperton rief das Weib und fragte sie, ob sie Viel zu leiden hätte; sie antwortete, nein, ließ aber einige Yams holen und ihm anbieten, indem sie sagte, sein Blick auf sie würde ihr gut seyn. Mittags machten sie an einem Bache Halt, um die Pferde zu tränken; hier endigte das Hügelland mit seiner Puddingsteinformation; der Felsen wurde jetzt dunkelgrauer, vom Regen verwitterter Kiesel, der Boden harter blauer Thon, mit tief ausgewaschenen Furchen; die Gegend dichter Wald mit hohen Bäumen, namentlich Acacien; die Elephanten, die gerne die zarten obern Zweige abwalden, hatten viele dieser Bäume niedergetreten. Spuren von Elephanten, Büffeln und einer großen Art Gasellen, in Wawa unter dem Namen Corigum bekannt, zeigen sich überall. In diesen Wäldern auf beiden Ufern des Quorra wohnt ein ungastliches Volk von Kaffern, mit denen sich Clapperton eine halbe Stunde um Trinkwasser zankte, bis er vorzog, seinen Durst am Flusse zu stillen, zu dem er bald darauf gelangte. Der Quorra fließt hier in zwei Armen, von denen der westliche, Menai genannt, 20 Yard breit und 2 Faden tief, eine kaum merkliche Strömung hat, der ungefähr 30 Yard breite östliche aber eine so starke Strömung, daß er beim Zusammenflusse beider drei bis vier Knoten weit das Wasser des Menai zurückwirft. Die Insel, welche der Quorra bildet, ist auf einer Seite niederes mit hohem Schilfe bedecktes Sumpfland. Nach dem Anscheine des rothtrüben, schleimigen Wassers hätte man schließen können, daß gegenwärtig die Ueberschwemmungszeit sey; allein, wie der Abgeordnete des Sultans versicherte, nahm der Strom gerade seinen niedersten Standpunkt ein. Eine Stelle am gegenüber liegenden Ufer, die wenigstens 15 Fuß über dem Wasserspiegel lag, bezeichnete die Höhe, bis zu welcher während der Regen der Fluß steigt. Die Bäume standen an beiden Ufern so dicht am Rande des Wassers, daß die Aeste zum Theile hineinhingen und hin und wieder einer abgerissen und von der Strömung entführt wurde. Da das Canoe sich am andern Ufer befand, so legte der Abgeordnete sein Hemd ab und schwamm hinüber, es zu holen; ein Ritt von einer Viertelstunde brachte hierauf die Gesellschaft, nachdem man übergefahren war, zu dem westlichen Thore der Stadt Bonssa (10° 14′ n. B. 6° 11′ ö. L.) Die Mauern schienen sehr ausgedehnt, und man war eben in der Ausbesserung derselben begriffen. Truppen von weiblichen und männlichen Sclaven zogen unter Gesang und mit Flöten und Trommeln zwischen dem Fluß und der Stadt hin und her, den mit Wasser angemachten Lehm zuführend, mit dem man banke. Gleich den Juden, als sie die Mauern von Jerusalem herstellten, hatten die Einwohner, jeder den Bau des Theils von der Mauer, der vor seinem Hause lag, zu besorgen.

Clapperton hatte eine regelmäßige Stadt erwartet; zu seiner Verwunderung sah er Nichts als einzelne Gruppen von Hütten. Er setzte sich unter dem Schatten eines Baumes, während der Abgeordnete dem Sultan seine Ankunft meldete. Nicht lange, so kehrte der Mann zurück und begleitete den

Digitized by Google

Reisenden zu dem Sultan, der ihn unter einem schmalen Vordach der Veranda einer seiner Hütten empfing, wo er, seine Favoritin (Midaki) zur Seite, saß. Die Aufnahme war sehr freundlich; der Sultan von Youri, sagte er, halte seit letzter Woche sieben Boote in Bereitschaft, Clapperton nach Youri abholen zu lassen. Letzterer erwiederte, so schmeichelhaft es für ihn sey, daß dieser Herr sich dergestalt für ihn interessire, so liege es doch wegen des in jenen Gegenden ausgebrochenen Kriegs nicht in seinem Plane, nach Youri zu gehen; um dem Kriegsschauplatze nicht zu nahe zu kommen, ziehe er den Weg über Kulfu und Nyffé vor. Der Sultan war ein hübscher junger Mann von etwa 26 Jahren, 5′ 10″ hoch, mit hoher Stirn, großen Augen, römischer Nase, feinen Lippen, guten Zähnen, das kurze Kinn mit einem 1½″ langen Bart bewachsen, von nicht gerade staeken Formen; er trug ein weißes Hemd, einen gestreiften mohrischen Kaftan und eine rothe mohrische Mütze. Die Favoritin schien etwas älter; sie hatte nicht ganz mittlere Größe und überhaupt nichts Besonderes an sich, als eine schöne Stimme und einnehmende weibliche Manieren; sie saß zu seiner Linken, etwas hinter ihm, den Arm halb um seinen Nacken geschlungen. Das Haus des Sultans unterschied sich von dem der andern Leute bloß dadurch, daß die Hütte etwas geräumiger und das Dach mit Straußenfedern verziert war. Der Sultan hätte den Reisenden selbst nach der ihm angewiesenen Wohnung geführt, wenn er nicht von seiner Favoritin zurückgezerrt worden wäre, die gleichsam seinen geheimen Rath vorstellte. Clapperton fand seine Wohnung bequem und kühl; sie bestand aus drei Zimmern oder vielmehr Hütten, und er hatte sie kaum bezogen, als der Sultan und seine Favoritin ihm ein Schaf, Yams, Fische, Milch, Honig und Eier übersandten. Am folgenden Morgen brachte Clapperton seine Gegengeschenke dar, nämlich 8 Ellen rothes Tuch, 8 Ellen blaues, 8 Ellen Seidenstoff, einen blau seidenen Regenschirm, ein africanisches Schwert, drei Paar weiße baumwollene Strümpfe, 3 Paar Handschuh, 2 Phosphorusflaschen, 3 Einschlagmesser, 3 Scheeren, eine falsche Goldkette, Corallen; für die Dame Bildnisse der königlichen Familie von England ꝛc. Von den Geschenken gefiel dem Sultan am Besten das Schwert, und die Kette gewann das Herz der Schönen. Sie legte zuerst die Kette um ihren Nacken, hängte sie dann dem Sultan um, indem sie ihm zärtlich ins Gesicht blickte. Clapperton suchte nun das Gespräch auf die weißen Männer zu leiten, die vor zwanzig Jahren in der Nähe von Boussa umgekommen wären. Diese Frage schien ihm sehr ungelegen, und nach einigem Zaudern betheuerte er, daß er Nichts von ihnen besitze; er sey damals noch ein kleiner Knabe gewesen. Clapperton entgegnete, es wäre ihm bloß um ihre Bücher und Papiere zu thun, und um einen treuen Bericht über die Art ihres Todes; wenn es erlaubt wäre, so würde er die Stelle besuchen, wo sie umgekommen seyen. „Du mußt nicht hingehen" antwortete der Sultan, „es war ein böser Platz." Clapperton's Frage nach dem Wrack, das noch zu sehen seyn sollte, verneinte er, es seyen zwar Anfangs Bruchstücke an den Felsen hangen geblieben, die Strömung habe aber bald die Reste mit sich fortgenommen. Auf eine zweite Frage nach den schriftlichen Sachen gab er zur Antwort: er selbst habe davon Nichts in Händen, sondern Alles sey gelehrten Männern übergeben worden; wie er aber Etwas aufzutreiben vermöchte, so würde er es ihm gerne zustellen. Endlich auf die Bitte um die Erlaubniß, bei den ältesten Personen der Stadt Erkundigungen einzuziehen, gab er gar keine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quarterly Review über die Lage von England.

(Schluß).

Unter den erworbenen Vortheilen des Landes führen wir vor Allem das unermeßliche Kapital unserer Kaufleute, Manufacturisten und des Volks überhaupt an. Dieß setzt uns in den Stand, in den geeignetsten Zeitpunkten zu kaufen oder zu verkaufen, auf längere Zahlungsfristen abzusetzen, als unsere Nebenbuhler und dem Handel nach innen und nach aussen eine Ausdehnung zu geben, die aller Concurrenz bis jetzt Trotz geboten hat. Es findet sich bei den verschiedenen Gliedern der Gesellschaft ein Ineinandergreifen, eine Spannkraft und Schmiegsamkeit in der ganzen Maschinerie, was bloß die Vereinigung von Reichthum, großer Bevölkerung, Erfahrung und Selbstvertrauen erzeugen kann. Manche Unternehmungen werden hier mit Leichtigkeit ausgeführt, die anderswo durchaus unmöglich wären. Es steht uns eine große Anzahl der tüchtigsten Arbeiter zu Gebot; Lieferanten und Manufacturisten reichen sich die Hände; Bequemlichkeiten jeder Art sind um billige Preise zu haben; Frachtwagen, Landkutschen, Dampfpaketboote erhalten den schnellsten unablässigsten Transport und Verkehr. Ein solches Industriewesen läßt sich nun zwar schneller bewerkstelligen, als man sich auf den ersten Anblick möglich denkt; allein man hat doch damit in England früher begonnen, und es darin weiter gebracht, als anderswo. Es entsteht und besteht nicht ohne öffentlichen Credit, und obgleich dieser von Zeit zu Zeit bedenkliche Stöße erhalten hat, so läßt sich doch mit Grund der Wahrheit behaupten, daß derselbe nie und nirgend so allgemein war, als gegenwärtig in England.

Die Grundpfeiler des Gemeinwohls bilden die guten sittlichen und intellectuellen Eigenschaften derjenigen Klassen, in deren Obhut die Hauptinteressen jedes Staates ruhen und die jeder Nation Ruf und Charakter geben. Was Rechtschaffenheit, Religiosität, Menschenfreundlichkeit und christliche Liebe, Beobachtung der Sonntagsfeier, Häuslichkeit, eheliche Treue betrifft, so glauben wir, daß in England die Sittlichkeit aller Stände der Gesellschaft vielleicht höher steht, als in irgend einem anderen Theile Europas bei gleicher Stufe der Civilisation. Ob man von uns als Gesammtvolk sagen kann, daß wir Deutschland, Schweden und Dänemark intellectuell überragen seyen, lassen wir dahingestellt; aber so viel ist gewiß, daß die allgemein verbreitete Intelligenz unsres Landes erstaunlich ist. Lasse man einen Eingebornen oder Fremden es von Ost nach West, von Nord nach Süden durchreisen, er findet nicht leicht ein Kirchspiel selbst in den ärmsten und entlegensten Gegenden, wo er nicht überall Leute von gefälligen Sitten und gebildetem

Digitized by Google

Verstande trifft. In dieser Hinsicht ziehen wir einen Vortheil aus unsern Kolonien, welchen wir vor allen Staaten des Continents haben. Bei der Größe unsrer Colonialbesitzungen, in denen die Sonne nicht untergeht, fühlen die zu Hause Bleibenden ein besonderes Interesse, sich mit den Sitten, Gewohnheiten und Hülfsquellen fast aller Nationen auf der Erde vertraut zu machen; während diejenigen, welche ihre jüngeren Jahre in diesen Dependenzen des brittischen Reichs zugebracht haben, wenn sie am Abende ihres Lebens zurückkehren, um hier ihre Tage zu beschließen, durch ihre mitgebrachten Erfahrungen und Beobachtungen unsere Wißbegierde anregen, unsre Irrthümer berichtigen und unsre Kenntnisse bereichern. In der Hauptstadt zumal, wo sich eine große Zahl Männer von Geist, Wissen und Welt befinden, nimmt Niemand ohne ein Gefühl von Nationalstolz an ihrem geselligen Verkehr Theil. Es ist eines Jeden Pflicht, nach Vermögen und Gelegenheit die hier gerühmten Vorzüge weiter zu verbreiten. Sie sind das schätzbarste Erbtheil, das wir der Nachwelt hinterlassen, und die festeste Grundlage, die kräftigste Stütze und die herrlichste aller unsern Erwerbungen.

Bei dieser Lage unseres Vaterlandes sehen wir nicht ein, warum wir nicht noch viele Jahre der Zukunft unter den Mächten Europas als Ackerbau-, Manufactur- und Handelsstaat einen Vorrang behaupten sollten; aber wir sind auch überzeugt, daß wir dieß nicht ohne beständigen Kampf thun werden, der von Jahr zu Jahr ernstlicher werden wird. Man täuscht sich völlig, wenn man sich einbildet, daß es ein Fortschreiten ins Unendliche gebe, und daß, wenn ein Land einmal einen Vorsprung vor seinen Nachbarn gewonnen habe, die Schuld an ihm liege, wenn es sich einholen lasse. Vernunft und Geschichte sagen uns im Gegentheil, daß es einen Punkt giebt, wo jedes Weiterschreiten endet (?), und daß, ist dieser Punkt im einzelnen Falle auch nicht bestimmt, doch jeder Fortschritt, je weiter man kommt, langsamer wird, und Alles aufgeboten werden muß, um nicht stille zu stehen. Dieß ist der Fall jetzt mit England. Es zeigen sich zwar hin und wieder Symptome, als ob es nicht mehr vorwärts ginge, als ob auf den gegenwärtigen Stand der Dinge einer jener großen Wechsel folgen sollte, dem Alles unter der Sonne unterworfen ist; verzweifeln wir aber deßhalb nicht; sondern werfen wir, um flott zu bleiben, jede Last, die die freie Bewegung des Einzelnen, der Regierung hemmt, über Bord. Jedes Getenk der Gesellschaftsmaschine werde für die nothwendig gewordene größere Anstrengung zugerichtet. Soll dieß aber geschehen, so muß jeder Zweig unsres Staats- und Familienhaushalts, die Verwaltung der Kirchspiel- und Grafschaftsangelegenheiten, — der Zustand der Armenpflegen, der Corporationen, der öffentlichen Schulen, der Collegien, der Rechtspflege, der Kirche, die ganze Regierungsart unserer auswärtigen Dependenzen untersucht und verbessert werden. So reich, so anhänglich an alte Institutionen auch England ist, so kann es diese Ueberlastung mit Stellen und Aemtern, diese kostspielige Weitläufigkeit des Geschäftsgangs nicht mehr in die Länge tragen; diese Dinge müssen vereinfacht oder aufgehoben werden. Es ist durchaus unmöglich, daß alle und jede Einrichtungen unsrer Vorfahren nach Form und Wesen ewig unberührt bleiben; aber leider gilt von vielen unserer Excellenzen, was Marmontel von dem Cardinal von Brienne sagte, der damals in Frankreich am Ruder stand: „que ce vieil enfant était étranger à son siècle.

Es ist bei uns eine weit umfassendere und, wie es scheint, bleibendere bürgerliche Revolution eingetreten, als je eine durch Eroberer bewirkt worden ist. Das Feudalwesen, aus dem sich noch so viele Gesetze und Einrichtungen in allen Theilen Europa's herschreiben, ist überall untergraben oder umgestoßen, und die noch übrigen Spuren stehen den Veränderungen, welche der Lauf der Ereignisse nothwendig macht, hemmend in dem Wege. Rüttle man an keiner unsrer Institutionen, welche mit Sicherheit fortbestehen kann; aber gebieterische Nothwendigkeit wird es, andere völlig umzuschaffen. Die Zahl und Wichtigkeit der nöthigen Veränderungen aber und die unglaubliche Schwierigkeit, sie durchzuführen, macht unsern Staatsmännern die höchste unermüdlichste Sorgfalt und Besonnenheit zur unerläßlichsten Pflicht.

Οὐ χρὴ παννύχιον εὕδειν βουληφόρον ἄνδρα,
ᾧ λαοὶ πιστεύρατοι καὶ τόσσα μέμηλε.

Wir sind nicht gemeint, aus unserer Sphäre zu treten, oder uns zu Richtern unsrer Regierung aufzuwerfen; so viel aber ist gewiß, daß verschiedene Zweige der Verwaltung gegenwärtig eine höhere und ernstlichere Berücksichtigung erfordern, als denselben seit einer Reihe von Jahren zu Theil geworden ist. Unsre Minister leben in einem so beständigen Taumel, werden von einer solchen Masse von Geschäften bestürmt, daß viele ihrer Arbeiten übereilt abgefertigt oder an Subalterne gewiesen werden, oder völlig ungethan bleiben. Dieß ist ein anderer Punkt, der Berücksichtigung verdient. Bei günstigem Wind und ruhiger See reicht der erste beste Neuling aus; wenn diese aber hoch geht, und die Stürme nahen, so erfordert die Sicherheit des Schiffs, daß man die tüchtigsten Seeleute in den Topp schickt und einen furchtlosen Piloten an das Steuerruder ruft. Wenn die Lage des Staates wirklich kritisch wird, wenn seine verwickelten Interessen durch kräftiges besonnenes Einschreiten entwirrt werden sollen — da sieht sich der Weise nicht nach Männern der bloßen Routine, nicht nach statistischen Rechnungsautomaten, nicht nach Metaphysikern des Staatshaushalts, — sondern nach solchen Männern um, die frei von Anmaßung und Eigendünkel — den Hauptfehlern unsrer Zeit — Gesundheit und Kräfte an die Ergründung der Schwierigkeiten unsrer Verhältnisse zu setzen bereit sind und den Muth haben, einfache, und durchgreifende Heilmittel anzuwenden, deren Zweck und Wirkung Jedermann einleuchten müssen.

Vielerlei Umstände vereinigen sich gegenwärtig, uns die furchtbaren Schwierigkeiten anzudeuten, auf die wir in nicht ferner Zukunft stoßen müssen; und Pflichtgefühl allein vermochte uns eine Ueberzeugung auszusprechen, die sich uns unabweislich aufgedrängt hat. Möge die Aristokratie von England — mögen Alle, welche Einfluß in diesem Lande besitzen, bedenken, was sie thun — sich vor übereilten Schritten — selbst vor übereilten Aeußerungen hüten.

Wohl sehen wir, daß Manche, vor deren Ansichten wir alle

Digitized by Google

Achtung haben, keinen Grund zur geringsten Unruhe über unsere Gegenwart oder unsere Zukunft finden wollen. Diesen erwiedern wir, daß zu große Vorsicht ein Irrthum ist, der uns nicht leicht viel schaden wird; und irren wir nicht, so haben wir die Beruhigung, unser Vaterland auf die nahende Gefahr nach besten Kräften hingewiesen zu haben.

Andere unserer Landsleute, ebenso durch Talente und Einsicht wie durch Stellung und Einfluß ausgezeichnet, bekennen sich zwar im Stillen vollkommen zu unserm Gesichtspunkt, finden es aber nicht rathsam, den wahren Stand der Dinge dem Publikum vorzulegen, damit wir nicht kleinmüthig und unsre Feinde ermuthigt würden. Zu den Eigenthümlichkeiten unsrer Zeit gehört es auch, daß man nicht gern die Wahrheit sagt, selbst wenn man keinen Grund, sie zu verschweigen oder zu entstellen, hat. Sie wird von denen, welche bei uns gemäß der Partei, die sie gewählt, oder den Wünschen und politischen Grundsätzen ihres Publikums sprechen oder schreiben, so oft übertrieben oder entkräftet, daß sie sich selbst überreden, es sey eine Art Unschicklichkeit, die Fakta in ihren wahren Farben darzustellen. Denen, welche unsre Lage zu verheimlichen und zu verdecken rathen, antworten wir, daß unsre schwachen Seiten unsern Feinden jederzeit vollkommen bekannt waren, wir selbst mochten sie sehen oder nicht, und daß diese sich weitmehr erdreisten, wenn unsere Gebrechen von uns übersehen oder verabsäumt werden, als wenn wir sie durch Wort und That überzeugen, daß wir ernstlich entschlossen sind, sie zu ergründen und ihnen kräftigst abzuhelfen. Ja wir leben der Gewißheit, daß der allgemein ausgesprochene Wunsch, die wahre Lage unsres Staats kennen zu lernen, der sicherste Vorbote erfolgreicher Maßregeln seyn wird. Vornehmes Sträuben, über den Stand der Dinge sich zu belehren — unmaßliche Zuversicht auf die Sorglosigkeit Anderer, — die Sucht, jede Mahnung je nach den eigenen Wünschen und Erwartungen zu verlachen oder zurückzuweisen — sind bisher immer für die sichersten Vorläufer des Untergangs einer Nation angesehen worden!

Der junge Napoleon in Wien.

Einer der Verfasser von Napoléon en Egypte begab sich zu Anfang dieses Jahres nach Wien, um dem jungen Napoleon ein Exemplar ihres gemeinschaftlichen Werkes zu überreichen. In einer Anmerkung zu dem vor Kurzem in Paris confiscirten Gedichte: Le Fils de l'Homme, ou Souvenirs de Vienne, par Méry et Barthélemy (Paris 1829 8.) finden wir über den Erfolg dieses Versuches folgenden Aufschluß.

„Ich verfügte mich," sagt der Verfasser, „zu dem Grafen von Czernine, dem Oberhofmeister des Kaisers. Dieser ehrwürdige Greis empfing mich auf das Liebreichste und verwies mich an den Grafen Dietrichstein, der als Gouverneur des Prinzen in's Besondere mit seiner Erziehung beauftragt sey. Als ich diesem den Zweck meiner Reise auseinandersetzte, nahm das Gesicht des Mannes sogleich einen Ausdruck — ich will nicht sagen — des Mißvergnügens, aber einer gewissen unangenehmen Verlegenheit an. Nach einer Pause von einigen Augenblicken sagte er: „Ist es wirklich wahr, daß Sie bloß deshalb hieher gekommen sind, um den jungen Prinzen zu Was kann Sie dazu aufgefordert haben? Ist es möglich, darauf rechneten, Ihren Zweck zu erreichen? Man macht Frankreich völlig verkehrte, ja lächerliche Vorstellungen über hier vorgeht. Ist es Ihnen unbekannt, daß die Politik von reich, so wenig als die von Oesterreich es erlauben kann, Fremder und vor allen Andern ein Franzose sich dem Prinzen Das, was Sie wünschen, ist vollkommen unmöglich. Es thu der That leid, daß Sie eine so lange und beschwerliche R macht haben, ohne die geringste Aussicht auf einen günstigen — Der Verfasser erschöpfte seine Beredsamkeit, um zu sein zu kommen. „Ich verlange nicht," sagte er unter Anderem Prinzen ohne Zeugen zu sprechen. In Ihrem Beiseyn, in so vielen anderen Personen, als Sie wollen, möge es ge und wenn mir ein einziges Wort entschlüpft, was die mißtra Politik beunruhigen könnte, so bin ich bereit, mein Leben i österreichischen Kerker zu endigen." Doch Alles umsonst; die Bemerkung, daß es ja doch wohl, ungeachtet aller get Vorkehrungen, nicht unthunlich gewesen wäre, wenn man wollt hätte, dem Jünglinge diese, so wie jede andere Sc die Hand zu spielen, erhielt er die merkwürdige Antwort: „ Sie, mein Herr, daß der Prinz Nichts hört, sieht oder lie was wir wollen, daß er lese, sehe oder höre. Wenn er z. B Brief, einen schriftlichen Aufsatz, ein Buch empfinge, das Wachsamkeit entgangen und zu ihm gekommen wäre, ohne unsere Hände gegangen zu seyn; so würde sein Erstes gewes es uns auszuliefern, ohne es zu öffnen. Er würde keine darauf werfen, ehe wir ihm gesagt hätten, daß er dieß oh fahr thun könne." „Es scheint also, Herr Graf, daß de Napoleons bei Weitem so frei nicht ist, als wir uns in Fr denken." „Der Prinz, Mein Herr, ist kein Gefangener; aber findet sich in einer ganz besonderen Lage. Sein Sie so gut Fragen mehr an mich zu richten und zugleich Ihr Vorhaben aufzugeben, da der Ausführung desselben, ich wiederhole es die unbedingte Unmöglichkeit entgegensteht." — Nach Verl nierzehn Tagen wiederholte der Verfasser zum Ueberfluß sei suche bei dem Grafen und empfing dieselbe Abweisung, mit d satze: „Ich begreife in der That nicht, mein Herr, wie I viel daran liegen kann, den Prinzen zu sehen. Beruhigen S dabei zu vernehmen, daß er glücklich ist, daß er keine G kennt. Seine Lebensbahn ist ihm vorgezeichnet. Nie w Frankreich nahen; selbst der Gedanke daran nicht in ihm aufkommen. Sagen Sie dieß Ihren L ten und helfen Sie ihnen, wenn dieß möglich ist, aus ihre thum. Sie haben nicht nöthig, das Geringste geheim zu von dem, was ich Ihnen sage; im Gegentheil, ich ersuche S Ihrer Zurückkunft nach Frankreich es bekannt zu machen, ja es zu lassen, wenn dieß Ihnen gut däucht. Was die Einbändig res Exemplares betrifft, so geht dieß nicht an; das Werk Gedicht betrachtet, sehr schön, aber es würde dem Sohne Na nicht zuträglich seyn. Ihr bilderreicher Stil, Ihre lebendig schreibungen, das Colorit, welches Sie der Geschichte gegeben konnte in seinem jugendlichen Gemüthe einen Keim der Eifer wecken, welcher, ohne ihm das Geringste zu nützen, nur dazu würde, ihm seinen gegenwärtigen Zustand unangenehm zu m

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 197. 16 Juli 1829.

Asiens Berührungen mit Europa vom Verfalle der Römerherrschaft bis an das Ende des Kalifats*).

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit, daß kein Welttheil gegenwärtig die Aufmerksamkeit so allgemein in Anspruch nimmt, als Asien. Die Schriften Gallands, Michaud's, Hammer's gehen von Hand zu Hand; die Forschungen der Akademie von Calcutta, der asiatischen Gesellschaften von London und Paris, und die Entdeckungen eines Silvestre de Sacy, eines *Klaproth*, Remusat, Chezy und so vieler Andern beschäftigen *einen großen* Theil der gelehrten Welt. Wenn Amerika, der Vormundschaft Europa's entwachsen, selbst in unsrer Hemisphäre selbstthätig in den Lauf der Ereignisse eingreift, wenn Africa's Küstenländer, von wilden, kriegerischen Völkern bewacht, dem Forschungsgeiste fast unübersteigliche Schranken setzen, so scheint der Zeitpunkt gekommen, wo Asien, an welches sich die herrlichsten Erinnerungen aus der Vorzeit knüpfen, der Wissenschaft neue Fundgruben öffnen soll.

Auch Italien, obgleich durch widrige Geschicke von unmittelbarer Theilnahme ausgeschlossen, ermangelt nicht, diesem neuen Forschungstrieb durch die Werke seiner Gelehrten seinen Tribut zu entrichten. Graf Batista Baldelli zeigt, indem er uns in die von Marco Polo durchwanderten Regionen einführt, wie mangelhaft und unrichtig die Vorstellungen der Griechen und Römer vom Orient waren, und wie Viel wir dem berühmten Reisenden verdanken, welcher nicht nur unsere Kenntnisse in dieser Beziehung sehr berichtigte und erweiterte, sondern uns auch mit dem Daseyn und der Beschaffenheit einer Menge von Gegenständen in der Natur und im Leben der Menschen bekannt machte, wovon das Alterthum keine Ahnung gehabt hatte. Alexanders Siege, seine Gründung von Handelsplätzen und Schulen, namentlich zu Alexandrien, mußten für Verbreitung der Wissenschaften unglaublich vortheilhaft wirken. Als Italien für Rom zu klein ward, trug es seine Waffen an die Küsten von Asien. Pompejus ließ nach der Besiegung des Mithridates Wege aufsuchen, auf denen die Erzeugnisse des Morgenlandes an den Phasis und von da über das schwarze Meer zur Befriedigung des steigenden Luxus nach Rom gelangten. Das innere Asien wurde jetzt durch den Handel dem Römer mehr bekannt, als es durch die Züge seiner Heere geschehen war. Die Lagiden hatten den Transito durch Egypten mit den drückendsten Abgaben belegt; da drangen die Römer auf den Rath des Pompejus längs den Küsten des schwarzen Meeres, den Phasis, Cyrus, Araxes hinauf ans kaspische Meer und von da auf dem Oxus in das Innere des Continents. Als später die Römer sich Egyptens unterwarfen, dehnten sie daselbst ihre Handelsverbindungen längs den Küsten von Arabien weit gegen Süden aus und lernten nach Strabo, Plinius und Ptolemäus ganz Asien bis an die Grenzen von China kennen, welches zuerst durch seine Hunnenkriege aus seinem abgeschlossenen Kreise tritt und an der Geschichte der westlichen Welt Theil nimmt. Römer und Perser befehden sich fortwährend auch nach der Verlegung der Residenz des Konstantin nach Byzanz mit abwechselndem Glücke. — Die Glaubenslehre des Nestorius findet, auf der Synode zu Ephesus verdammt, Anhänger und Schutz in Persien und verbreitet sich von da in Indien und bis nach China hin. Justinian schließt einen Handelsvertrag mit Kosroes. Da der Friedensstand mit Persien aber jederzeit unsicher war und der Haupthandel in Seidenwaaren bestand, so beschloß er den Seidenbau im eigenen Lande einzuführen. Zwei persische Missionäre bringen ihm Eier der Seidenraupe in einem ausgehöhlten Rohre und machen die Griechen mit ihrer Behandlung bekannt, und von ihnen geht diese kostbare Gabe des Orients in alle civilisirte Länder Europas über. Natürlich befriedigt dieß neue Erzeugniß nicht gleich die Bedürfnisse des ganzen Landes, und eine bedeutende Quantität Seide wird noch immer aus den Ländern des innern Asiens fortbezogen. Die Türken und Perser gerathen darüber in Mißhelligkeit und erstere schicken eine Gesandtschaft an Justin II, um einen neuen Bezugsweg festzusetzen, wodurch Persien umgangen würde. Mittlerweile hat der Einfall der Lombarden in Oberitalien und die grausame Barbarei der

*) Storia delle relazioni vicendevoli dell' Europa e dell' Asia dalla decadenza di Roma fino alla distruzione del Califfato, del Conte Gio. Batista Baldelli Boni.

Il Milione di Marco Polo, testo di lingua del secolo decimo terzo, ora per la prima volta publicato, ed illustrato dal Conte Gio. Batista Baldelli Boni.

Il Milione di Messer Marco Polo, veneziano, secondo la lezione Ramusiana, illustrato e commentato dal Conte Batista *Baldelli Boni.*

neuen Ankömmlinge eine Anzahl der freiheitsliebenden Eingebornen nach den Inseln in den Lagunen getrieben — sie gründen Venedig, das eines der Hauptverbindungsglieder zwischen Europa und Asien werden soll. Mohammed vereinigt die frühere entzweiten Araber unter den Fahnen des Islam. Die Heere des Kaiserreichs erliegen; Syrien, Egypten fallen: längs den Küsten Asiens bis an die Meerenge von Cadix, selbst in das Herz von Hispanien führt sie ihre Siegesbahn. Ihr unermeßliches Reich gränzt westlich an die Pyrenäen; östlich an den Orus, den Jaxartes, den Imaus, die Völker von Turkistan, — südlich an den Indus und das rothe Meer, nördlich an das Land der Lombarden und das griechische Kaiserthum im Orient. Die schlechte Verwaltung im Römerreich, die Unzufriedenheit, oft der Haß des Volks gegen die gesetzlichen Oberhäupter, Niederträchtigkeit und Verrath der Heerführer halfen den tapfern Sarazenen ihre glänzendsten Siege erfechten. In Italien verlieren die Griechen Stadt um Stadt, und Provinz nach Provinz. In Arabien erhob sich über den Trümmern der Ommajaden das Haus der Abassiden; bald aber wissen, als diese, von ihrem Glücke berauscht, sich wirklicher Indolenz und Ausschweifungen überließen, schlaue Hofbeamte durch ihren Einfluß einen Theil der Kalifengewalt an sich zu reißen; Parteiungen, Aufstände folgen sich, die Fatimiten erstehen in Africa, und in dem innern Asien erhebt sich das Reich von Gazna, das sogar einige Theile von Indien unterwirft; die Abbassiden verlieren fast alle Provinzen, es bleibt ihnen nur der Schatten früherer Herrlichkeit, die kirchliche Obhut über die Gläubigen. Unter den Kalifen und ihren Nachfolgern, den Sultanen, blühen Künste und Wissenschaften, ihre Handelsleute dringen bis China, von wo Seefahrer theils nach Japan und von da nach dem Lande Fusang, das nach des Guignes das americanische Festland zu seyn scheint, theils bis nach den Westküsten Africas schiffen. Bei den Sarazenen auf der spanischen Halbinsel geht der Wissenschaft das Ritterthum zur Seite, sie haben ihre eigene Baukunst, sie sind die wahrscheinlichen Erfinder des Papiers, des Pulvers, der Magnetnadel.

Unter dem Macedonier Basilius und seinen Nachfolgern lebt der kriegerische Geist der Griechen wieder auf, der Adel kommt wieder zu Glanz und Ehren, und Konstantinopel wird dadurch wieder der Mittelpunkt der Gesittung und des Welthandels. Die Erzeugnisse Indiens gelangen, nach Egyptens Falle den gewohnten Handelsweg ändernd, auf dem Indus und Oxus in das kaspische Meer, und von dort auf der Wolga, dem Don und dem schwarzen Meere nach Konstantinopel, dem allgemeinen Markt und Stapelplatze. Der wachsende Wohlstand ihres Reiches setzt die Kaiser in den Stand, ihre Blicke wieder nach außen zu richten, statt aber ihre gefährlichsten Feinde in Asien aufzusuchen, vergeuden sie all ihre Kräfte in fruchtlosen Kämpfen um die Meisterschaft in Italien. Die meisten Städte dieser Halbinsel hatten in beständigen Kämpfen gegen fremde Herrscher ihre Unabhängigkeit errungen, und die Seestädte, durch Venedig's und Amalfi's Vorgang zum regsten Wetteifer in Handel und Schifffahrt angefeuert, trugen durch ihren häufigen Verkehr mit dem griechischen Reiche zum Wiederaufleben der Kunst und Wissenschaft, so wie überhaupt zur Gesittung Europas nicht Wenig bei; das Glück des macedonischen Regentenhauses war indessen von seinen Nachfolgern gewichen, und der Kaiser Michael, von den Seldschucken nach dem Verlust vieler Provinzen hart bedrängt, und unvermögend, den siegreichen Lauf ihrer Waffen zu hemmen, stellt Papst Gregor VII durch eine Gesandtschaft seine Lage und die gemeinsame Gefahr der Christenheit vor und fordert ihn zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zwischen den Ost- und Weständern auf. Obgleich aber seine Bitten durch die vom heiligen Grabe rückkehrenden Pilgrime, und die nach Egypten und Syrien handelnden Seefahrer, welche die Bedrängnisse der dortigen Christen mit den traurigsten Farben schildern, unterstützt wurden, so kam jenes Bündniß wegen der Stürme und Zerrüttungen in der griechischen Hauptstadt doch erst unter Johann II und Alexis Komnens zu Stand.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Innern von Africa.

(Fortsetzung)

Nachmittags stattete der Sultan mit seiner Favoritin und dem Abgeordneten von Youri bei Clapperton einen Besuch ab. Der Abgeordnete sagte, er habe ihm von seinem Herrn Lebensmittel und alle Erfordernisse zur Reise nach Youri zu überbringen. Wegen der Nähe der Regenzeit und des Kriegs lehnte jedoch Clapperton das Anerbieten wiederholt ab, indem er sich die Ehre eines Besuchs für die Rückreise vorbehielt. Der Sultan von Boussa erinnerte, Clapperton mache sich den König von Youri zum Feinde, wenn er ohne denselben zu besuchen oder ihm mit einen Geschenke aufzuwarten von dannen zöge. Die durch die goldene Kette bestochene Favoritin schlug sich indessen auf seine Seite und es ward beschlossen, nicht nach Youri zu gehen. Mehrmals richtete der Sultan an Clapperton die Frage, ob er nicht gekommen sey, Sclaven zu kaufen? So wurde geplaudert, bis es Essenszeit war, worauf jene sich verabschiedeten, und sich auf eine abermaligen Besuch für die Nacht ankündigten. Das Gespräch kam auf den König von England. „Ist der König von England ein großer Mann?" „Er ist der größte aller weisen Könige." „Aber Ihr lebt ja auf dem Wasser?" „O nein, wir haben mehr Land als zwischen Boussa und Badagey, und mehr als 5000 Städte." „Gut, ich hatte immer gehört, Ihr lebet auf dem Wasser. Wie viel Weiber hat der König?" „Nur Ein Weib." „Was, nur Ein Weib?" „Ja Niemand darf bei uns mehr als Eine heirathen, und sie hängen den Mann, der zwei zugleich hat." „Das ist Alles recht gut für andere Leute; aber daß der König nur Ein Weib hat, ist nicht gut." Als ihm Clapperton sagte, wenn der König eine Tochter und keinen Sohn hätte, würde sie ihm in der Regierung folgen; so schlug er ein unmäßiges Gelächter auf. „Ich fragte ihn," fährt Clapperton fort, „wie das erste Volk geheißen, welches hier gewohnt habe?" Er nannte mir die Cambrie; seine Vorfahren, die vor uralter Zeit in dieses Land gekommen, stammten von den Sultanen von Bornu; der Sultan von Nifi von einem jüngern Zweig seiner Familie un-

Digitized by Google

die Sultane von Yuriba, Niki, Kiama, Wawa und Youri zahlten insgesammt an Barnu Tribut. Wo der Quorra in die See falle, konnte er mir nicht sagen; aber er hatte gehört, daß er bis nach Bini (in Bauffa der Name für Borau) fließe; Leute von Bini hatte er nicht gesehen, sie kämen nicht weiter stromaufwärts als bis Tapa (Nyffé). Er verweilte bei mir bis gegen Mitternacht; als er fort war, fand ich, daß ich nicht schlafen konnte; eine angenehme Musik ließ sich unfern meiner Wohnung vernehmen; ich schickte nach dem Tonkünstler und ließ ihn spielen und singen. Ich wollte ihm sein Instrument abkaufen, dazu hatte er aber keine Lust; denn, sagte er, ich habe vor meinem Vater und meiner Mutter darauf gespielt; diese sind nun todt, darum will ich es nicht missen. Ein zufälliger Umstand veranlaßte mich meinen Diener Ali zu rufen; und da dieser eben mein Frühstück bereitete, welches in einem Stück Geflügel bestand, so erschien er mit dem Messer in der Hand; kaum gewahrte ihn der Spielmann, so rannte er davon, als ob er dem Tod entliefe. Die Weiber im Haus legten sich auf den Boden und wollten sich krank lachen über die Angst des armen Teufels. Nach dem Frühstück besuchte ich den Sultan, und bat ihn, er möchte mir jetzt erlauben abzureisen. Heute dürfte ich ihn noch nicht verlassen, sagte er, und auf der Rückreise müßte ich vierzig Tage bei ihm bleiben. Ich erhielt Besuche von vielen Leuten, darunter waren manche Fellatas, und der Häuptling derselben sandte mir ein Schaf, Honig und Milch. Endlich erfuhr ich vom Sultan, daß der letzte Imam, ein Fellata, im Besitz der Papiere gewesen, die man in dem Boote Mungo Park's gefunden habe, daß er aber vor einiger Zeit von Bouffa entflohen sey. Dieß war ein tödtlicher Streich für alle Nachforschungen; doch zeigte man mir (wiewohl gleichsam nur verstohlen) die Stelle, wo das Boot verunglückte; sie ist in dem östlichen Canal; der Fluß theilt sich daselbst in drei Arme, wovon keiner mehr als die Weite von einem starken Pistolenschuß hat. Ein niederes flaches Eiland von ungefähr ½ Meile im Durchmesser, und mit einem einzelnen Baum in der Mitte, liegt zwischen der Stadt und der fatalen Stelle. Das Wasser bricht sich daselbst über eine Felsenlage von grauem Schiefer, die den ganzen Canal quer durchzieht. Das jenseitige Ufer steigt in sanften Hügeln, die mit Bäumen dünn besäet sind, empor; das diesseitige erhebt sich nur etwa 10 Fuß über dem Wasserspiegel. Der Lauf des Quorra geht hier von NNW nach SSO; so weit die Eingebornen den Strom auf oder abwärts kannten, den Menai ausgenommen, ist er überall voll Inseln, Klippen und Wirbel. Die Insel Bouffa ist ungefähr 3 Meilen lang von N nach S und höchstens 1½ M. breit. Eine Felsenkette läuft durch die ganze Insel, die sich gegen Westen mälig abdacht, östlich in einen 20 bis 30 hohen Absturz endet, an dessen Fuß ein schöner etwa 300 Yard breiter Anger liegt, wo man verschiedene Felsendämme sieht, die mit vier Dörfern überbaut sind. Die Mauern von Bouffa lehnen sich an die Felsenwand, wo sie gegen den Fluß abfällt, an; sie mögen etwa eine Meile lang seyn, der von ihnen eingeschlossene Raum ist aber kaum zum zehnten Theil mit Häusern besetzt. Vor der Stadt liegen Korn-, Yams- und Baumwollenpflanzungen. Ich hätte zwar die Einwohnerzahl nicht über 10 bis 12000 geschätzt; wie ich mich aber belehren ließ, ist die Stadt Bauffa die volkreichste von allen Provinzen Borgu's und nächst dem Sultan von Haussa kann der von Bauffa allein mehr Reiter*) ins Feld stellen als irgend ein anderer Fürst zwischen hier und der See. Die Einwohner sind mit wenigen Ausnahmen Heiden; auch der Sultan, ob er gleich einen mohammedanischen Namen führt. Milch ist sein Fetisch; er rührt deßwegen keine an, dieß erfuhr ich, als er Thee mit mir trank. Man ißt hier Affen, Hunde, Katzen, Ratten, Fische, Ochsen- und Hammelfleisch; letzteres nur bei feierlichen Gelegenheiten und Opfern. Ein Frühstück, zu dem der Sultan mich einlud, bestand in einer großen gebratenen Wasserratte mit dem Fell, etwas gekochtem Reis, gedörrtem Fisch mit Palmöl, gebackenen Alligatoreiern, und frischem Quorrawasser. Ich genoß ein Wenig Fisch und Reis und der Sultan belustigte sich sehr über einen Geschmack, der Ratten und Eier verschmähte. Von des Sultans Haus zeigte man mir in Nordnordosten, in einer Ferne von 25 bis 30 Meilen, ein hohes Gebirg; an der südwestlichen Seite desselben liege Youri; an der westlichen fließe der Quorra vorbei. Zum Abschied schenkte mir der Sultan ein schönes Pferd; sein Bruder, ein hübscher junger Mann, und der Hauptmann (avoihin sirka) und die Vornehmsten der Stadt begleiteten mich bis ans Ufer des Menai. Nirgend bin ich so freundschaftlich aufgenommen und behandelt worden wie hier."

In Clappertons Taschenbuch fand sich noch folgende Mungo Park betreffende Correspondenz vor. Sie war arabisch geführt.

I.

Gott allein sey gepriesen! Was die Christen betrifft, die in dem Fluß von Bouffy ertrunken sind, so waren es zwei freie, und zwei Sclaven, ihr Eigenthum. Die Sache trug sich zu in dem Monat Rajab. Als ihr Schiff den Strom hinabfuhr, kam es an eine Bucht, in die ruderten sie hinein und blieben daselbst drei Tage; aber das Volk von Bouffy, welches sie gewahrte versammelte sich, zog heran und focht mit ihnen drei Tage; und weil das Gefecht hart wurde, begannen sie ihre Güter zu nehmen und warfen sie in den Fluß, bis sie deren viel hineingeworfen hatten; das Gefecht wurde immer härter, da machte sich der Eine von ihnen auf und warf sich selbst in den Fluß und starb; desgleichen that auch der Andere und starb, ihre zwei Sclaven aber waren gefangen im Schiff geblieben. Dieß geschah, ohne daß die Hand des Walis von Bouffy sie erreichte sie zu tödten. So habe ich gehört und dies schreibe ich es selbst.

Der Scherif von Bokhary.

II.

Preis sey Gott und Anbetung und Frieden durch seinen Apostel! Von Abdalla, dem englischen Reis an den Gebieter von Bouffy, genannt Musa (Mosé). Achtung und Gruß. Ich habe gehört, die Schriften meiner Brüder, die von dem Volk Eures Landes erschlagen worden sind, seyen in Euren Händen.

*) Die Waffen sind Bogen, Schwert und Lanze, und eine 1½ Fuß lange mit Eisen beschlagene Keule; zur Vertheidigung ein kreisförmiger lederner Schild und ein in vielen Falten um den Leib geschlungenes Hemd.

Digitized by Google

Ich wünſche, daß Ihr ſie mir gebet, entweder durch Kauf, oder zum Geſchenk, oder für eines von Euren Büchern, oder daß Ihr ſie mich wenigſtens ſehen laſſet. Wir beſchwören dich, o Herr, bei Gott, bei Gott, bei Gott! Heil Dir!

III.

Preis ſey Gott allein! Von Abdalla, dem engliſchen Reis an den Gebietee von Yaanry. Was das Buch der Chriſten betrifft, das von dem Volk von Bouſſy genommen worden iſt, ſo bittet er Dich, es ihm zu geben, damit er es ſeinem Herrn dem großen Beherrſcher der engliſchen Nation bringe. Dieß allein iſt ſein Wunſch. Heil Dir!

IV.

Dieß erläßt der Fürſt von Yaouel an Abdalla, den engliſchen Reis; Gruß und Achtung. Es iſt Dein Bote zu uns gekommen und hat uns Deinen Brief gebracht und wir verſtehen, was Du ſchreibſt. Du fragſt nach einem Ding, das bei uns keine Spur hat. Der Fürſt von Bouſſy iſt älter als wir, er iſt unſer Großvater. Warum fragſt Du ihn nicht nach dem, was Du begehrſt? Du warſt in Bouſſy und fragteſt die Einwohner nicht, was die Urſache des Untergangs des Schiffs und deiner Freunde war, nach was Uebels zwiſchen ihnen vorfiel; und jetzt fragſt Du Einen, der ferne iſt und Nichts von ihrem Untergang weiß.

Was das Buch betrifft, ſo iſt dieß in unſrer Hand und wir geben es Deinem Boten nicht; ſondern wir wollen lieber es Dir ſelbſt geben, wenn Du kommſt und uns einen Brief von Deinem Herrn zeigſt. Du ſollſt es dann ſehen und es haben, ſo Gott will. Gruß und Achtung Dir, und Segen und Frieden über den letzten der Apoſtel!

(Fortſetzung folgt.)

Corpulenz und Magerkeit.

Der Wundarzt hat ſelten Gelegenheit Hypochondriſten zu behandeln, ſagt der gelehrte und launige William Wadd *), ſo oft ich aber deren geſehen habe, ſind es corpulente Perſonen geweſen, obgleich ich nicht behaupten will, daß Fettigkeit gerade der Grund dieſer maladie sans maladie ſey. Ich nehme jedoch einen kleinen magern Herrn aus, welcher ſich einbildete, er ſey für ſeine Statur zu dick geworden; aber den berühmten Doctor Watts, welcher in ſeinen letzten Tagen bei übrigens völlig geſundem Verſtande die fixe Idee hatte, er könne durch keine Thür gehen, ein Irrthum, den er nicht eher einſah, als bis er durch die Pforten des Todes ging. Aber jeder practiſche Arzt wird von Perſonen gehört haben, welche ſich für gläſern hielten; ich hatte einmal Gelegenheit einen thönernen Patienten zu behandeln. Ein dicker Herr ſandte zu mir; er habe Zufälle bekommen, die zwar nicht von ernſthafter Natur aber doch ſehr ſchmerzlich ſeyen. Bäder, Bandagen und Pflaſter wurden verordnet und gebraucht secundum artem, und die Sache ging vollkommen nach Wunſch, aber je geſunder der Patient in phyſiſcher Hinſicht wurde, deſto mehr erkrankte er in geiſtiger, und anſtatt freundlich und dankbar zu ſeyn, wurde er einſilbig und mürriſch. Ich konnte mir ſein Betragen nicht enträthſeln, bis mich ſein Bedienter, ein durchtriebener Burſche, aufklärte. „Kümmern Sie ſich nicht darum, Sir," ſagte er, „es iſt Nichts, — er hat bloß einen Rückfall bekommen." — Einen Rückfall? — „Ja, Sir; für was meinen Sie wohl, daß er ſich hält? — für eine Theekanne!" — Für was? — „Für eine Theekanne." —

Unter den Magern giebt es übrigens nicht weniger lächerliche Subjekte durch ihre Perſönlichkeit als unter den Corpulenten. Vor einem ehrwürdigen Doctor der Theologie von ſehr ätheriſchem Ausſehen blieb eines Tages ein gemeiner Kerl ſtehen, der ihn vom Kopf bis zu den Zehen fixirte und endlich in die Worte ausbrach: „Gut, Herr Doctor! ich hoffe, Sie werden an das Heil ihrer Seele gedacht haben!" — „Wie ſollte es denn kommen, mein Freund," ſagte der Doctor freundlich, „wie ſollte es denn kommen, daß Ihr ſo beſorgt wäret um das Heil meiner Seele? — „Weil ich Ihnen ſagen kann," erwiederte der Andere kracken, „daß Ihr Körper keinen Gedanken werth iſt."

Jonas Hanway, welcher eine wahre Rarität von Magerkeit genannt werden konnte, begegnete einem Betrunkenen, der ſich ihm mit ſo wunderlichen Bewegungen näherte, daß man hätte glauben ſollen, er habe auf beiden Seiten des Weges Geſchäfte. Hanway blieb ſtehen, um ihn vorüber zu laſſen, allein der Mann ſtellte ſich, ſo gut es ſeine Begeiſterung erlaubte, feſt vor ihn hin, und machte keine Miene auf der einen oder andern Seite des Weges weiter zu gehen. Nachdem ſie ſich eine Weile gegenſeitig in's Geſicht geſehen hatten, ſagte Hanway: „Mein Freund, Ihr ſeht aus, als wenn Ihr zu Viel getrunken hättet;" worauf der Mann mit einer köſtlichen Unbefangenheit erwiederte: „Und Ihr, mein Freund, ſeht aus, als wenn Ihr zu Wenig gegeſſen hättet."

Als der Duc de Chaiſeul, ein merkwürdig magerer Mann, nach London gekommen war, um wegen eines Friedens zu unterhandeln wurde Charles Townſend gefragt, ob die franzöſiſche Regierung die Präliminarien überſandt habe; er antwortete, er wiſſe es nicht, allein der Abeiß von einem Ambaſſadeur ſey angekommen.

Realſchule zu Alcoy in Spanien.

Durch ein Decret vom 18 December d. v. J. ertheilte der König von Spanien den Directoren der königlichen Tuchfabrik zu Alcoy die Erlaubniß, in dieſer Stadt auf ihre Koſten eine Realſchule zu ſtiften, welche in vier Claſſen zerfallen ſollte: 1) Spaniſche Grammatik, Orthographie, Schreiben, Elemente der Arithmetik kaufmänniſcher Briefſtil. 2) Arithmetik und Anfangsgründe der Algebra, ſo weit dieſelben für den Handel und die Geographie anwendbar ſind. 3) Reine und angewandte Geometrie, Mechanik, Phyſik und Planzeichnen. 4) Praktiſche Chemie. Das Document ſchließt mit der Verſicherung, daß der König auf jede Weiſe nicht bloß in dieſer Stadt, ſondern in dem ganzen Umfang ſeiner Beſitzungen die Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe zu befördern wünſche.

Gaceta de Bayona.

---

*) Comments on Corpulency, Linaments of Leanness, orders of Diet and Dieteties. By William Wadd, Esq. London, 1829.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 198. 17 Juli 1829.

Asiens Berührungen mit Europa vom Verfalle der Römerherrschaft bis an das Ende des Kalifats.

(Schluß).

Nachdem Baldelli dargethan, wie verschieden man zu verschiedenen Zeiten über die Kreuzzüge geurtheilt, wie man sie im vergangnen Jahrhundert als ungerecht und verderblich verdammt habe, in diesem dagegen als höchst gerecht und heilsam für Europa rühme, sucht er selbst nachzuweisen, wie sie der Seefahrt neues Leben und neuen Impuls gegeben, den Handel der Völker, ihre Bekanntschaft unter einander, die Befreiung der Leibeignen von der Feudaltyrannei gefördert, dem ritterlichen Sinne jenes Zeitalters ein rühmliches Ziel vorgesteckt, die Adelsfehden zur Zeit beschwichtigt und endlich verhindert haben, daß Europa nicht den Sarazenen und Turkomanen zur Beute ward.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts bricht aus den nördlichen Gebirgen über China ein kriegerisches Volk hervor, das ganz Asien umgestalten soll. An seiner Spitze zieht ein *entschlossener Feldherr, der alle für den Eroberer und Beherrscher des größten Reichs der Welt erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt. — Unter den vielen Kriegsthaten Dschingisthans verdient vor Allem seine Besiegung des Königs Mohammed von Kharism, und seines Sohnes und Nachfolgers Gelaleddin erwähnt zu werden; weil in Folge derselben ein Theil ihrer früheren Unterthanen unter Otogrul in die Dienste des Sultans von Ikonium trat, und sich später nach Bithynien, Paphlagonien und Kleinasien zog, und so den Grund zu dem Reiche der Osmanli legte, das seither ein so wichtiges Mittelglied zwischen Asien und Europa bildete.*

Obgleich Dschingisthan auf seinen Heerzügen sich als den grausamen Wütherich gezeigt und die Völker durch Furcht und Schrecken unterworfen hatte, läßt er sich nach der Eroberung eines großen Theils von China durch einen Weisen dieses Landes, *Klutschaky*, belehren, wie unnütz und unrühmlich es sey, über *entvölkerte Länder* zu herrschen und giebt Befehl, die Städte *wieder aufzubauen*, den Landbau zu fördern und den unterjochten *Völkern ein angenehmeres* Daseyn zu sichern. In Hinsicht der *Religion zeigt er durchaus* nicht jene Unduldsamkeit der *Bekenner des Islams*; er verordnet, daß ein Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde, als Geber von Leben und Tod, von Reichthum und Armuth, als Lenker des Weltalls angebetet werden solle, überläßt aber Jedem nach dem eigenen Religionsgesetze zu leben, und übernimmt sogar den Unterhalt der Priester jedes Cultus auf den öffentlichen Schatz. Seine und seiner nächsten Nachfolger Herrschaft zeichnet sich vor den Mohammedanern höchst vortheilhaft aus. Einen gleichen Unterschied finden wir zwischen den Türken und den Arabern. Während jene jede Geistescultur verachten und befeinden, steht unter diesen die Wissenschaft in Ehre und Ansehen. Dieselben devölkerten Länder, in welchen unter den Griechen und später den Arabern Künste und Gewerbe blühten, liegen unter den Türken entvölkert und unbebaut, und die Oede der unbesäten Felder klagt die Gewalthaber des Undanks gegen die Segnungen ihres Gottes an. Ohne sich mit dem Reiche der Lateiner aufzuhalten, das im Westen von den Despoten des Epirus, im Norden von den Bulgaren, im Osten von Theodor Laskaris und seinen Nachfolgern in Nicäa angefochten und in gänzliche Ohnmacht gesunken, dem nächsten besten Erberer eine leichte Beute werden muß, greifen die Tataren das jugendkräftige Rußland und die mächtigen, kriegsgeübten Bulgaren und Ungarn an.

Zum Beweis der religiösen Duldsamkeit der Tataren dient überdieß, daß mehrere ihrer Fürsten sich mit Töchtern der christlichen Könige von Georgien und Armenien vermählten, und sich sogar selbst zu dem Ritus ihrer Neuvermählten bequemten, so daß man in Europa vielfach der Meinung ward, daß die Tataren das Christenthum angenommen hätten, was die häufigen Gesandtschaften der Päpste an die Khane, und der Khane an die Päpste, die Könige von Frankreich und von England, so wie an andere Fürsten Europas erklärt. So begiebt sich König Aiton von Armenien an den Hof des Großkhans, so der Mönch Rubruquis (Robroeck) mit einer Gesandtschaft Ludwigs IX zu demselben Fürsten. Zu jenen Zeiten herrschte Mengu, der fünfte Nachfolger Dschingisthans. Die Sprecher der Gesandtschaft überredeten ihn, den Kalifen von Balbek zu bekriegen, und stellten ihm vor, daß er auf diese Art auch die Macht der andern mohammedanischen Fürsten in Asien stürzen könnte. Ilagu erhält von Mengu den Oberbefehl über ein mächtiges Heer, besiegt Rukneddin Gurscha, mit dem Beinamen des Alten von

Digitized by Google

Berge und bringt ihn mit all den Seinen um, und macht so der abscheulichsten aller Tyranneien ein Ende, die jemals die Erde befleckte. Hierauf zog er wider Mosthassem Billah, den 37 Kalifen aus dem Hause der Abassiden, besiegt und erschlägt ihn. Mit ihm endigt das Kalifat, welches vor 657 Jahren von Mohammed gegründet worden war.

In Hinsicht der Ursachen, welche den Untergang von Ostrom herbeiführten, nimmt Baldelli mit Villemain das Christenthum mit Recht gegen Gibbon in Schutz, und sucht zu beweisen, daß dieser von den gepriesnen Orakeln der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts und den eignen Vorurtheilen zu befangen war, um in der passiven Indolenz der griechischen Kaiser und der üppigen Erschlaffung der Kräfte des Reichs den Grund des Verderbens zu erkennen.

Von Baldelli's Bescheidung der Verhältnisse Asiens zu Europa in gedachter Zeit, gehen wir auf Marco Polo's Reisen selbst über. Marco war ein Sohn Niccolo Polo's, der im Jahre 1250 mit seinem Bruder Matteo in Handelsgeschäften von Venedig nach Konstantinopel reiste. Bei dem Elende in der Hauptstadt des östlichen Kaiserreichs unter den Lateinern hat Niccolo Gelegenheit, viele Kleinode und kostbare Steine um einen Spottpreis anzukaufen und beschließt, diese an den Khan der westlichen Tataren mit Vortheil abzusetzen. Er schiffte von Konstantinopel nach Soldadia auf der Südspitze der Krim, und begiebt sich von da über Tana nach Volgari, dem Hauptsitze des Khanats von Kaptschak. Die beiden Brüder zeigen dem Fürsten Baega ihre Kostbarkeiten, und da dieser große Lust daran bezeigt, bieten sie ihm solche zum Geschenke an; Barga läßt sich nicht an Freigebigkeit übertreffen, zahlt ihnen den doppelten Werth und fügt die prächtigsten Geschenke bei. Da inzwischen aber zwischen Barga und seinem Vetter Ulagu, Beherrscher von Persien, Krieg ausbrach, konnten Niccolo und Matteo nicht auf demselben Wege nach Konstantinopel zurückkehren und erhielten den Rath, den zwar längern, aber sichrern Weg über Kleinasien in ihr Vaterland einzuschlagen. Sie wenden sich daher nach Süden, durchziehen die Länder zwischen dem kaspischen Meere und dem Aral, gehen von dort östlich und gelangen nach der nicht weit von Samarkand entfernten Stadt Bokhara. Hier lernen sie die tatarische Sprache und bleiben, bis ein Gesandter von Ulagu an den Großkhan der Tataren eintrifft und sie einladet, sich ihm anzuschließen. Sie ziehen mit ihm zu den Zelten des Großkhans Kublai, nach Kemenfu. Kublai regiert nach der Eroberung von fast ganz China seine unermeßlichen Länder nach jenen Staatsgrundsätzen, die allein den Besitz von Eroberungen sichern und vortheilhaft machen. Er will Herr der ganzen Welt werden; da stehen ihm hauptsächlich die Sarazenen im Wege; weil er nun von den beständigen Kriegen der Christen wider dieselben gehört hat, ist er äußerst begierig, die Verhältnisse und Streitkräfte der Lateiner zu erfahren, um zu beurtheilen, ob es rathsam wäre, sich zur Vernichtung des gemeinschaftlichen Feinds mit ihnen zu verbinden. Daher ist ihm die Ankunft der Polo höchst willkommen, und er läßt sich von ihnen über den Länderbesitz, die Sitten und die Macht der Fürsten Europa's, die Rechtspflege in ihren Ländern, ihr Kriegswesen, ihre kirchlichen Angelegenheiten und das Christenthum belehren und beschließt, an den Pabst eine Gesandtschaft zu schicken und ihn zu ersuchen, er möchte hundert weise, in den sieben freien Künsten unterrichtete Männer senden, um seine Völker in der christlichen Lehre zu unterrichten. Die Polo ließen sich damit beauftragen; der Großkhan giebt ihnen einen Brief an den Pabst nebst einer goldenen Tafel, auf welcher er sie als seine Botschafter erklärt, und seinen Unterthanen befiehlt, ihnen Wegweiser, Unterhalt, und im Falle einer Gefahr sicheres Geleite auf ihrem Wege zu geben. So gelangen sie endlich nach einer an sich schon weiten Reise, die noch durch örtliche Schwierigkeiten sich verlängert, nach der Stadt Lalazzo an der Küste von Kleinarmenien in der Nähe des heutigen Alexandrette. Dort gehen sie zu Schiff und kommen nach neunzehnjähriger Abwesenheit wieder zu Venedig an. Niccolo Polo findet seine Gattin, welche er schwanger verlassen hatte, gestorben, tröstet sich aber für seine Witwerschaft durch seinen Sohn Marco, der ihm wenige Monate nach seiner Abreise geboren worden war.

Pabst Clemens IV war eben mit Tod abgegangen, und da sich die Wahl seines Nachfolgers verzögerte, können die beiden Brüder sich ihres Auftrags von dem Großmogul nicht entledigen, und beschließen, weil ein längeres Ausbleiben ihn aufbringen könnte, zu ihm zurückzukehren. Sie gehen daher mit den jungen Marco nach Ptolemais ab, nehmen Rücksprache mit den päbstlichen Vicar Tebaldo in der Levante über den Zweck ihre Reise und erhalten von ihm ein Sendschreiben an den Khan, worin diesem zu wissen gethan wird, daß wegen noch nicht erfolgter Pabstwahl sein Auftrag nicht habe erfüllt werden können. In Lalazzo angekommen, erfuhren sie aber, daß derselbe Tebaldo auf den päbstlichen Stuhl erhoben waed, und kehre nach Ptolemais zurück, wo sie der neue Pabst, der den Name Gregor X angenommen, mit großen Ehren empfängt, und ihne zwei berühmte Theologen und Prediger Niccolo da Vicenza un Guglielmo da Tripoli zu Begleitern giebt. Die geistlichen He ren werden aber bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen de Sultan Bibars und dem Könige von Armenien bedenklich un wagen nicht, ihre Reise fortzusetzen; die muthigern drei Pol bringen daher allein in das Innere von Asien vor und gelangen, na dreijährigem müheseligen Reisen, endlich an den Hof des Gro thans. Unbeschreiblich ist das Erstaunen und die Freude, wom sie aufgenommen werden, besonders aber der junge Mar der mit dem Feuer und der Blüte der Jugend den Reiz g fälliger Sitten verband, wodurch sich die Venezianer vor Andern t Gunst ihrer Umgebungen zu erwerben wissen. Es würde uns hier weit führen, wenn wir die verschiedenen Marco von Kubl übertragenen Gesandtschaften und seine Fahrten auf dem indisch Meere und nach Java erzählen wollten. Ueberall zeigt er sich a einen Mann von seltener Gewandtheit und scharfem Beobac tungsgeist, so daß es ihm gelingt, über Länder und Völker, d nen nie ein Europäer genaht war, Aufschluß zu erhalte Während Marco sich mit seinem Oheim am Hofe Kublai's au hält, kommen Gesandte von Argon, dem Beherrscher Persie aus dem Stamme Dschingiskhans, an, welcher dem Großmogul d

Digitized by Google

Tod seiner Gemahlin melden und um eine Prinzessin aus seinem Hause werben läßt. Kublai geruht ihm zu willfahren, und die Prinzessin Cogatin mit einem glänzenden Gefolg nach Persien absenden. Da die Polo's in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen, vermögen sie die Gesandten, daß diese sie als des Weges kundig sich zu Begleitern erbitten. Kublai willigt ungern ein; sie verlassen seinen Hof und ziehen nach dem Lande Fokien, der Insel Formosa gegenüber, dort schiffen sie sich ein, fahren durch die Straße von Malarra nach der Insel Taprobana oder Ceylan, und gelangen an den Küsten von Malabar hin in den persischen Meerbusen nach Ormus und von da zu Land nach der Hauptstadt Persiens. Dort finden sie Argon gestorben, und erfahren, daß auch Kublai nicht mehr am Leben ist, was ihre Rückkehr in ihr Vaterland noch mehr beschleunigt.

Nach einer chronologischen Zusammenstellung von Marco Polo's Leben beweist Baldelli, daß Niccolo und Matteo im Jahr 1250 zum ersten Mal von Venedig abgingen, 1261 nach Bokhara kamen, 1264 nach dem Hofe Kublais abreisten und 1265 daselbst eintrafen; daß sie 1269 nach Venedig heimkehrten, 1272 abermals mit Marco abgingen und 1275 von Neuem an Kublai's Hof erschienen; daß sie 1291 mit der Prinzessin Cogatin nach Persien zogen und vier Jahre später, d. h. 1295 wieder in Venedig anlangten.

Die Erzählungen Marco Polo's klangen so wunderbar, daß Viele nicht ermangelten, sie als Romane darzustellen. Nichts destoweniger war Polo's Million den Päbsten von großem Nutzen, zeigte den Venezianern den Weg, wie sie ihre Verbindungen mit den Tatarenfürsten anzuknüpfen hatten, und munterte mehrere eifrige Religiosen auf, in den entferntesten Ländern Asiens das Evangelium zu predigen. Da ferner Polo viele chinesische und arabische Landkarten mit sich brachte, auf denen für die Seefahrer die in dem indischen Meere zu nehmenden Richtungen angegeben, die Küsten von Africa abgezeichnet, und ein unmittelbarer Verbindungsweg zwischen dem atlantischen und indischen Ozean nachgewiesen war, so erhielten auch die Portugiesen durch ihn Fingerzeige, die sie zu ihren weiten Seefahrten ermuthigten. Die Vergleichung der Berichte sowohl von Seefahrern, die bloß die Meeresküsten berührten, als auch von Reisenden, die in das Innere von Asien drangen, hat seitdem die Wahrheit der in dem Millione enthaltenen Nachrichten dargethan. Auch hat Klaproth in dem Journal Asiatique die Rechtfertigung der Berichte Marco Polo's über China siegreich durchgeführt. In Folge der häufigen Staatsveränderungen, die jene Länder erlitten, sind indessen viele Städte, welche zu Marco's Zeiten blühten, nachmals zerstört worden, viele haben ihren Namen gewechselt; und durch die Sandstürme, denen Asien jederzeit unterworfen ist, hat sich der Lauf der Flüsse, die ganze Anlage mancher Gegenden oft dergestalt verändert, daß de Bailion von der Beleuchtung der Geographie des Millione abstand, weil er die unendlichen Schwierigkeiten voraussah, auf die er nothwendig stoßen mußte.

Die Verschwörung von Anjala und der Graf Gustav Moritz von Armfelt.

Briefliche Mittheilung aus Schweden.

Mit vielem Verdruß haben die Verwandten und Freunde des verewigten Grafen Gustav Moritz von Armfelt *) gesehen, daß in mehreren Schriften, Memoiren, Lebensbeschreibungen und andern Werken, welche im Auslande, besonders in Frankreich und Deutschland **) erschienen sind, ein Irrthum verbreitet worden ist, durch welchen sein Andenken beschimpft wird, und der, so viel man weiß, noch nicht öffentlich widerlegt worden ist.

Bei Erwähnung der berüchtigten Verschwörung von Anjala, welche im Anfange des Krieges zwischen Schweden und Rußland im Jahr 1788 ausbrach, haben die Geschichtschreiber dieses Krieges, getäuscht durch die Aehnlichkeit des Namens, erzählt, daß Hr. von Armfelt, der damals den Titel Baron führte und der besondere Freund und einer der treuesten Diener Königs Gustavs III war, an der Spitze dieser Verschwörung gestanden habe. Nichts Falscheres und zugleich Verletzenderes für den verstorbenen Grafen als eine solche Behauptung! sie muß beseitigt werden, damit die Nachwelt nicht in Zweifel bleibe über die gesetzmäßige und treue Gesinnung eines Unterthanen, der so ausgezeichnet dastand durch seinen Geist und seine Talente, durch die Freundschaft, mit welcher ihn zwei große Herrscher, Gustav III und Alexander I, beehrte, durch die wichtigen Staats-Aemter, die er verwaltet hat, durch seine glücklichen Unternehmungen in Kriegs- und Friedenszeiten, und selbst durch die Unglücksfälle, welche er im Laufe seines Lebens erfuhren, so wie durch die Stärke der Seele, mit welcher er sie ertragen hat.

Derjenige, welcher als Chef der Verschwörung von Anjala eine Rolle spielte, war in der That ein Baron von Armfelt, aber es war ein Oheim des Freundes des Königs von väterlicher Seite. Unser Baron von Armfelt war damals ein Mann von 31 Jahren, erster Kammerjunker und Oberst des Regiments von Nyland, während sein Oheim, Generalmajor und schon bejahrt, das Commando über die sämmtlichen finnischen Truppen führte, welche die Avantgarde der Armee bildeten.

Der Neffe hatte in diesem Corps ein abgesondertes Commando, welches ihn vom Hauptquartier seines Oheims entfernte und ihn unglücklicherweise der Gelegenheit beraubte, diesem durch seinen Rath an die Hand zu gehen und ihn vom Rande des Abgrundes zurückzuhalten, zu welchem er sich durch seine Umgebungen und durch seine Schwäche hinziehen ließ. Der Generalmajor Baron Carl Gustav von Armfelt, Com-

*) Erster Kammerjunker, Oberstatthalter von Stockholm, bevollmächtigter Minister des schwedischen Hofes in Italien, General der Infanterie, Präsident des Kriegs-Collegiums, Einer der Herren des Reichs, Ritter der schwedischen, russischen und dänischen Orden und in den letzten Jahren seines Lebens, nachdem sein Vaterland Finland unter die Herrschaft von Rußland gekommen war, Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers Alexander und Präsident der Comité für die finländischen Angelegenheiten.

**) Namentlich findet sich der fragliche Irrthum auch in der Brockhaus'schen Realencyclopädie oder dem sogenannten Conversations-Lexicon unter dem Artikel „Armfelt."

Der Einsender.

mandeur des Schwerdt-Ordens, war ein sehr achtungswerther Mann, von einem milden Charakter, seinen König und sein Vaterland innig liebend; aber er hatte nicht die Kraft, den Schlingen auszuweichen, welche man seiner Gutmüthigkeit gelegt hatte, indem er sich zu dem unbesonnenen Schritt überreden ließ, mit den andern Chefs der finnischen Regimenter wider Wissen seines Königs, eine an die Kaiserin von Rußland gerichtete Adresse zu unterzeichnen, welche man nach St. Petersburg schickte, weil, wie man ihm vorstellte, dieß das einzige Mittel sey, den Frieden herbeizuführen und dadurch den König und das Reich aus ihrer bedenklichen Lage zu ziehen, ein Mittel, dem der König selbst trotz der Unzufriedenheit, welche er vielleicht scheinbar zeigen möchte, im Innersten seiner Seele seine volle Billigung nicht versagen könnte. Der General überzeugte sich bald von den unglücklichen Folgen eines Irrthums, zu welchem er sich durch treulose Rathgeber hatte verleiten lassen; um indeß persönlich so Viel gut zu machen, als ihm möglich war, glaubte er als Chef dieses Theils der Armee es seiner Ehre schuldig zu seyn, sich als das Haupt der Strafbaren darzustellen und alle Verantwortlichkeit eines eben so unklugen als verbrecherischen Schrittes auf sich zu nehmen.

Sein Neffe litt unendlich bei dem Gedanken an die Schuld eines Oheims, den er zärtlich liebte und verehrte, aber das Vergehen des letzteren entzog dem erstern Nichts von dem Vertrauen und der Gnade seines Königs. Der junge Oberst verdoppelte seinen Eifer und seine Thätigkeit, um seinem Gebieter die Reinheit und Festigkeit seiner Gesinnung zu beweisen. Er stellte sich damals nicht vor, daß sein Name und seine Person einst mit denen seines Oheims in den Jahrbüchern der Geschichte würden verwechselt werden. Noch weniger konnte er daran denken, daß fünf bis sechs Jahre nach dieser Epoche und zwei Jahre nach dem Mordmeuchelmorde und dem Tode seines Königs, Freundes und Wohlthäters, der persönliche Haß und die Rachgier einiger seiner Feinde, welche einen überwiegenden Einfluß während der Regentschaft erlangt hatten, so weit gehen würden, ihn selbst vor der Nation und vor ganz Europa als einen solchen verhaßt zu machen, der eine gehässige Verschwörung gegen den Sohn Gustavs III angezettelt habe. Damals sah er sich genöthigt für sich und seine Familie eine Zuflucht in Rußland zu suchen, dem einzigen Lande, wo er vor dieser grausamen Verfolgung Schutz zu finden hoffen konnte. Aber nach der Mündigkeit Gustav Adolfs erhielt er dafür vollständigen Ersatz durch das Vertrauen, mit welchem dieser Fürst und später der Oheim und Nachfolger desselben Karl XIII ihn beehrte; ein Vertrauen, dessen er sich würdig zu machen das Glück hatte, und das ihm auch fortwährend von seinem neuen Souverän Kaiser Alexander I zu Theil ward, in dessen Diensten er den 16 August 1814 zu Zarskojeselo nahe bei St. Petersburg in einem Alter von 57 Jahren starb, überhäuft mit Ehren, und geliebt von seinen Mitbürgern und innig betrauert von dem Monarchen, welcher wenige Tage nach seinem Tode geruhete, sich persönlich zu seiner Witwe zu begeben, um ihr auszudrücken, wie tief er diesen Verlust fühle.

Eine altpersische Legende *).

Ehe noch Etwas geschaffen war, weder die Himmel noch die Erde, noch irgend eines der Geschöpfe, die in den Himmeln und auf der Erde leben, war Jemand, Zeruan mit Namen — ein Wort, welches soviel als Schicksal oder Ruhm bedeutet. Tausend Jahre opfert er, damit ihm ein Sohn werde, der Ormisd heiße, der Himmel und Erde und Alles, was in ihnen ist, erschaffe; nach tausend Jahren da Opferung begann er sich's zu Gemüthe zu ziehen und sprach: da Opfer, das ich verrichte, führt es zum Ziele, und wird mir ein Soh Ormisd werden oder bemühe ich mich vergebens? Indem er diese dachte, wurden Ormisd und Ahrmen in dem Leibe ihrer Mutte empfangen, Ormisd entstand aus der Opferung und Ahrmen au dem Zweifel.

Zeruan wußte dieß und sprach: zwei Söhne sind im Mutterle be, wer zuerst von ihnen beiden zu mir kommen wird, den werd ich zum Könige machen. Ormisd wußte die Gedanken des Vater merkwürdete sie dem Ahrmen und sprach: unser Vater Zeruan geben diesen zum Könige zu machen, der am Ersten zu ihm kommen wie Und dieses hörend durchstieß Ahrmen den Mutterleib, ging und ka vor den Vater. Zeruan ihn erblickend, wußte nicht wer dieses s und sagte ihn, wer bist Du? und dieser sprach: ich bin Dein Soh Zu ihm sprach Zeruan: mein Sohn ist lieblich duftend und feuchten Du aber bist dunkel und widerlichen Geruches. Als sie noch dies mit einander redeten, ward zu seiner Zeit Ormisd geboren, leuchte und lieblich duftend; er ging und kam vor Zeruan. Und als ihn Zeru erblickte, wußte er, daß es Ormisd sey, sein Sohn, um dessentwill er geopfert hatte; er nahm das Geräthe, das er in den Händen ha und womit er opferte, es dem Ormisd zu geben und sprach: bis j habe ich wegen Deiner geopfert, von jetzt an und ferner mögest wegen meiner opfern, und Zeruan gab darauf sein Geräthe dem O misd und segnete ihn. Dieses sah Ahrmen und sprach zu Zeru hast Du nicht ein Gelübde gethan, welcher von den beiden Söh zuerst zu mir kommen wird, den werde ich zum Könige mach Zeruan, damit er sein Gelübde nicht breche, sagte zu Ahrmen: o Falscher und Uebelthäter, Dir sey das Königreich gegeben neunt send Jahre, aber Ormisd setze ich als Herrscher über Dich, neuntausend Jahren soll Ormisd herrschen, und was er wünsc wird er vollenden. Jetzt begannen Ormisd und Ahrmen die schöpfe zu erschaffen, und Alles, was Ormisd erschuf, war gut gerecht, und Alles, was Ahrmen erschuf, war böse und verkehrt.

C. F. Neumann.

*) Diese Legende ist aus einer Sammlung von Urkunden über die Glaubenslehren der Altperser entnommen, die ich aus den menischen Schriftstellern des fünften und sechsten Jahrhund unserer Zeitrechnung übersetzt und zusammengestellt habe; armenische Sprache und Literatur ist zu einer kritischen S tung der sogenannten Religionsbücher Zoroasters unentb sich. Die hier mitgetheilte Legende ist aus dem Werke einer menischen Priesters Esnik, welches „Widerlegung der Ung digen" überschrieben ist. Dieses Werk befindet sich unter der Sa lung der armenischen Klassiker in 12, die im Kloster der chitaristen auf St. Lazaro bei Venedig gedruckt werden; enthält vier Bücher, wovon das erste von den Glaubenslehren und Meinungen der Babylonier und Assyrier handelt, zweite von denen der Perser, das dritte von denen der chischen Philosophen, und das vierte die Ansichten des Ker Maecian und seiner Anhänger auseinander setzt. Esnik dirte auf den hohen Schulen zu Edessa, Alexandrien, A und Constantinopel und lebte gegen das Ende des fün Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 199. 18 Juli 1829.

Die nordische Mythologie.

I. Einleitung.

Wie wir die Natur als einen in stets fortschreitender Entwicklung begriffenen Organismus erkannt haben, der einer doppelten Betrachtungsweise unterliegt: der räumlichen, sofern wir die Glieder desselben im Raume neben einander entfaltet sehen; und der zeitlichen, indem wir die Entwicklung dieser einzelnen Glieder, so wie des Ganzen, in dem Verlaufe der Zeit von dem einfachsten Keime durch alle Lebensstufen nacheinander bis zu der reichsten Entfaltung in Blüthe und Frucht begleiten; — so ist es uns vorbehalten, auch die geistige Welt des Menschen, die Geschichte, in derselben doppelten Betrachtungsweise als einen in stets fortschreitender Entwicklung begriffenen Organismus zu erkennen. Wir sehen in den einzelnen Individuen alle verschiedenen Bildungsstufen neben einander ausgebreitet, und wir sehen von den einzelnen Individuen alle jene Bildungsstufen nach einander zurückgelegt. Eben so finden wir im Großen alle Bildungsstufen der Menschheit, von der niedrigsten roher thierischer Wildheit bis zu der höchsten — so fern wir unsere europäische Civilisation als diese bezeichnen dürfen — in den verschiedenen Völkern der Erde neben einander repräsentirt; und die Geschichte zeigt uns die Menschheit, so wie die verschiedenen Familien derselben oder die Völker, in stetem Fortschreiten von den einfachsten, niedrigsten Anfängen bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe sich entwickelnd.

Wie der einzelne Mensch, haben also auch die Völker, hat die ganze Menschheit ihre Kindheit, ihre Jugend, ihe Mannes-, ihr Greisenalter; wie bei dem einzelnen Menschen geht auch bei den Völkern, geht bei der ganzen Menschheit jeder spätern Entwicklung als erster Anfang ein bewußtloser traumähnlicher Zustand voraus, in welchem alle die Ideen und Bestrebungen, alle die verschiedenen Richtungen des Verstandes und des Willens, die allmälig aus dem dunkeln Keime sich entfalten, noch ungetrennt, aber auch unentwickelt, in dem Gemüthe vereinigt sind. Keine Erinnerung, so wenig bei den einzelnen Menschen, als bei den Völkern reicht zu diesem einfachen Gemüthsleben der frühesten Kindheit hinauf; erst wenn im Geiste die beiden entgegengesetzten Richtungen, in denen der aufkeimende Lebenstrieb auseinander geht, die Richtung nach innen, oder der Verstand, und die Richtung nach außen, oder der Wille, sich zu sondern anfangen, erwacht auch das Gedächtniß, oder die Fähigkeit, die Resultate dieser beiden Geistesrichtungen zu bewahren.

Wenn der Verstand nichts Anderes ist als das Streben des Geistes, in sich selbst hineinzugehen, sein inneres Seyn sich zum Bewußtseyn zu bringen, seine innere Welt, und in dieser, da sie das All umfaßt, also auch die äußere zu begreifen, und der Wille nichts Anderes seyn kann, als das Streben des Geistes, aus sich selbst herauszutreten, sein inneres Seyn in ein äußeres zu verwandeln und die äußere Welt den Gesetzen und Forderungen seines Innern gemäß zu gestalten; so ist es klar, daß das erste Resultat dieser Sonderung in zwei entgegengesetzte Richtungen, bei der Untrennbarkeit des Geistes, das dunklere oder hellere Bewußtseyn ihrer Einheit seyn muß, oder das Vermögen, das, was der Verstand innerlich erkannt, der Wille äußerlich erlangt hat, im Geiste in einer äußerlichen Form aufzufassen, in welcher aber zugleich die innere Bedeutung sichtlich ist; und dieses Vermögen nennen wir die Phantasie.

Je dunkler das Bewußtseyn ist, je näher die beiden Richtungen des Geistes im Verstande und Willen ihrem ursprünglichen Ausgangspuncte im Gemüthe geblieben sind, um so überwiegender wird die Macht der Phantasie seyn; denn natürlich ist es leichter, die Einheit von zwei scheinbar entgegengesetzten Dingen zu erkennen, sobald dieselben noch unausgebildet nebeneinander in ihrem gemeinschaftlichen Boden wurzeln, als wenn sie in dem Fortgange ihrer Entwicklung sich von demselben losgerissen und vielleicht weit von einander getrennt haben. Ist doch ursprünglich die Phantasie selbst nichts Anderes, als jenes dunkle Bewußtseyn des Gemüthes, das selbst vor dem Erwachen des Verstandes und des Willens als die erste Lebensregung des Geistes bereits vorhanden war. Auch die Thiere, bei denen Verstand und Wille noch in den dunkelsten Keimen schlummern, haben Phantasie (!); bei den Kindern, und in der Kindheit der Völker, so wie in der Kindheit der Menschheit zeigt unter allen Geisteskräften sich zuerst die Phantasie entwickelt.

Alle Bildung des menschlichen Geistes hat daher in der

Phantasie ihre Wurzel; und sofern wir die verschiedenen Erscheinungen, in denen das Leben der Phantasie im menschlichen Gemüthe sich kund giebt, mit dem gemeinschaftlichen Namen der Poesie bezeichnen, so kann die älteste Bildung des Menschengeschlechtes im Allgemeinen, so wie jedes einzelnen Volkes in's Besondere unmöglich etwas Anderes gewesen seyn, als Poesie. Die Sprache selbst, dieses älteste Denkmal aller Geistesbildung, ist ihrer innersten Natur nach poetisch; da jedes Wort nichts Anderes als ein geistiges Bild des Gegenstandes ist, der dadurch bezeichnet werden soll. Die Geschichte der Sprache ist die Geschichte des menschlichen Geistes; erst durch die Sprache, indem die dunkeln Bilder der Phantasie bestimmtere Form, festeren Halt erhielten, wurde überhaupt eine geistige Entwicklung möglich. Auf dieselbe Weise, wie die Wörter, welche ursprünglich der unwillkührliche Ausdruck der Sprachwerkzeuge für die Gebilde der Phantasie waren, allmälig durch den häufigen Gebrauch abgeschliffen, ihrer Bildlichkeit entkleidet und in willkührliche Zeichen für allgemeine Begriffe verwandelt wurden, auf dieselbe Weise mußten auch, theils gleichzeitig, theils früher oder später, jene Phantasiegebilde selbst allmälig durch die durchdringende Kraft des Verstandes ihrer bunten phantastischen Hülle beraubt und in farblose Abstractionen verwandelt werden; aber deshalb ist es uns nicht weniger klar, daß die ursprüngliche Form, in der die äußere und innere Welt zuerst dem Menschen in das Bewußtseyn trat, keine andere seyn konnte, als die poetische, bildliche einer freien Schöpfung der Phantasie.

Diese poetische bildliche Weltansicht ist es, was wir Mythologie nennen. Jeder einzelne Mensch hat in seiner Kindheit so gut, als die Völker in der ihrigen, eine Mythologie; und der Unterschied ist nur, daß die Mythologie des Einzelnen nicht so ausgebildet, abgerundet und vollendet seyn kann, als die eines Volkes, weil dieses eine längere Reihe von Jahren und eine größere Masse von Kräften auf die Ausbildung verwendet, als Jener. Ein anderer und nicht weniger wesentlicher Unterschied zwischen der Mythologie, die der Einzelne sich bildet, und der eines Volkes, beruht darauf, daß das letztere eine größere oder geringere Anzahl von Individuen verschiedenen Alters und verschiedener Urtheilskraft in sich begreift, die alle gemeinschaftlich an der Ergründung und weiteren Ausführung der Vorstellungen arbeiten, mit denen ihre Phantasie sich einmal beschäftigt. Einzelne werden sich überzeugen, daß Vieles in diesen Vorstellungen irrig oder unbegründet war, und sie werden dieselben darnach berichtigen oder auch wohl ganz verwerfen; die Mehrzahl dagegen wird sich bei dem, was sie einmal in frühester Kindheit zur Erklärung der merkwürdigsten Erscheinungen der Natur und des Lebens vernommen hatte, begnügen und, was die Väter geglaubt hatten, gleichfalls ohne langes Grübeln und Denkeln für wahr annehmen.

Auf keine Weise darf es uns daher befremden, wenn wir in den Nachrichten, die wir über die Mythologie der verschiedenen Völker erhalten, die unauflösbarsten Widersprüche finden. Als fremd werden wir nur das ausscheiden müssen, was sich nicht aus dem einfachen kindlichen Sinn des Naturmenschen erklären läßt; thöricht aber wäre es, das offenbar Widersprechende durch eine kunstvolle Auslegung zu vereinigen, an welche auf der Bildungsstufe, welcher die Entstehung aller Mythologien angehört, Niemand denken konnte.

Von diesen Ansichten gingen wir aus, als wir eine Darstellung der Mythologie oder des Volksglaubens der alten Scandinavier versuchten. Die Quellen, welche für diese Darstellung benutzt werden konnten, sind dreifacher Art:

Erstens; Volkslieder, wahrscheinlich aus der letzten Zeit des Heidenthums, aber verschieden an Alter, wie an Werth:

a) Die Völu-spa (der Seherinn Weisheit), unstreitig das älteste dieser Gedichte, das die gesammte Mythologie umfaßt, uns aber nur noch in einzelnen Bruchstücken erhalten ist.

b) Die übrigen mythologischen Eddalieder, welche einzelne Momente aus dem Götterleben ergreifen und besonders darstellen.

Zweitens, die gelehrten Darstellungen der nordischen Mythologie:

a) In der prosaischen Edda, welche gewöhnlich dem Snorri Sturluson (geb. 1178, getödtet 1241) zugeschrieben wird, offenbar mit Unrecht. Sie folgt überall älteren mythologischen Liedern, die oft mißverstanden werden und zum Theil seitdem verloren gegangen sind.

b) In der norwegischen Geschichte des Snorri Sturluson, die von einem ganz andern Gesichtspunkte ausgeht, als die prosaische Edda. Diese giebt nämlich, unbefangen und unbekümmert um ihre Deutung, den Inhalt der Sagen, denen sie folgt; Snorri dagegen erklärt die Mythologie historisch, indem er die Götter zu menschlichen Helden erniedrigt.

c) In der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus (um 1200), der von dem Standpuncte des damaligen Christenthums aus die nordischen Götter als Betrüger und Zauberer, zum Theil als Dämonen (Teufel), schildert.

Drittens, gelegentliche Erwähnungen, besonders in den isländischen Sagen und den Scaldengedichten, die in denselben und in der norwegischen Geschichte des Snorri erhalten sind.

Eine vierte Quelle würde der heutige Volksglaube des Nordens darbieten, wenn über denselben genügende Untersuchungen vorhanden wären. Nennen können wir hier nur die dänischen Volkslieder, die Nyerup und Rahbek sammelten (Kopenhagen, 1812 ff.), und die schwedischen, die Geijer und Afzelius herausgegeben haben (Stockholm, 1814); so wie die dänischen Volkssagen, die Thiele zu sammeln angefangen (Kopenhagen, 1818.)

Auffallend ist es, daß bei der Wichtigkeit der nordischen Mythologie für die Kenntniß des ganzen deutschen Volkswesens, das ohne dieselbe gar nicht begriffen werden kann und bei der leichten Uebersichtlichkeit der verhältnißmäßig dürftigen Quellen noch immer keine einfache, nüchterne und von unnützen Deutungen und Ausschmückungen freie Darstellung davon vorhanden ist. Mone's Träumr in seiner „Geschichte des Heidenthums im nordischen Europa" (Heidelberg, 1822) verdient kaum eine Erwähnung; aber auch das neueste dänische Wer

„die Eddalehre und ihr Ursprung von Finn Magnusen" (Eddaeaeren og dens Oprindelse ved Finn Magnusen, Kjöbenhavn, 1824 f., 4 Bde.) — so Viel durch dasselbe für das bessere Verständniß im Einzelnen geleistet wird — verwirrt im Ganzen durch kritische Zusammenstellung der nordischen Sagen mit allen einigermaßen verwandtscheinenden des Orients und des Occidents mehr, als es aufhellt. Wenn der gelehrte Verfasser (in der Vorrede zum letzten Band) einen Aufsatz des Unterzeichneten (im Morgen-Literatur Blatt f. 1825 S. 410) zum Beweis anführt, daß auch in Deutschland eine solche Behandlungsweise der alten Glaubenslehren allgemein als die richtige anerkannt werde; so dürfte dabei doch wohl übersehen seyn, daß die Annahme eines inneren Zusammenhanges nicht gerade zu der Folgerung der Einerleiheit berechtige.

Dr. Hermes.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Innern von Africa.

(Fortsetzung.)

Tadra.

Nachdem Clapperton am 6 April zum zweiten Mal von Wame an der Fährte von Comi eingetroffen war, blieb er daselbst, einer Unpäßlichkeit wegen, drei Tage. Er bewohnte ein schönes Haus, worin er mit Geschenken von Schafen, Eiern und Honig überhäuft wurde. Die Gastfreundschaft erstreckte sich bis auf seine Fuhrleute, die beiden Eingedornen frei Quartier hatten. Um 10 setzte er über den Quorra, der dort die Breite von ½ M. in der Mitte 10 bis 12 Schuh Tiefe hat und 2 M. in der Stunde zurücklegt. Man fährt in 20' langen und 2' breiten Canoes über; Vieh läßt man durchschwimmen. Das Land, durch welches Clapperton reiste, schildert er als vortrefflich angebaut und reich an Schafen, Ziegen *), Korn-, Yams-, Baumwollenbaum- und Wegerichpflanzungen. In den zahlreichen Dörfern, die zum Theil mit Mauern versehen sind, fiel ihm die Menge von Hufschmieden auf, die es allenthalben giebt; sie graben ihr Eisen aus den Hügeln aus, jedoch ohne eigentliche Bergmannsarbeit, und schmelzen es an Ort und Stelle. In jedem Dorfe ist ein wohlerhaltenes Fetischhaus; ein Beweis, daß die Mehrheit der Einwohner, obgleich Heiden, auf ihren Kultus Etwas hält. Diese Häuser sind mit Figuren von Menschen, Boa's, Alligators und Schildkröten bemalt. In dieser Gegend sah Clapperton auch die größten Ameisenhaufen in seinem Leben; manche derselben waren 15' bis 20' hoch und glichen Miniaturbildern von gothischen Kirchen. Am 12 passirte Clapperton zum ersten Male in Africa eine Brücke; sie war aus unbehauenen Aesten kunstlos zusammengefügt und mit Erde überdeckt, lang, dabei aber so schmal, daß nicht zwei Pferde neben einander gehen konnten. Der Fluß hieß May-Yarrow. Man kam kurz nacheinander durch zwei Dörfer; in dem letztern setzten die Fuhrleute mit einem Male das Gepäcke ab und liefen davon. Wahrscheinlich hatte die Furcht vor der Nähe des Heeres der Fellata's, das sie in Kulfu wußten, die Bursche veranlaßt, ihm diesen Streich zu spielen, nachdem sie vergeblich versucht, ihn zum Verweilen zu bestimmen. Schon bei der Fährte von Comi hatten sie sein Mißtrauen erregt, indem sie ihm sehr zuredeten, daß er sich zuerst überfahren lassen sollte; er glaubte, daß sie ihm dann mit seinen vier Pferden durchgegangen wären; um eines betrogen sie ihn indessen nichts desto weniger. Die Verlegenheit des Reisenden läßt sich denken: da lagen seine 15 Eselslasten Effekten und im Augenblicke sah er sich mit seinen Dienern mitten unter der ganzen männlichen Bevölkerung des Dorfs, die mit Bogen und Pfeil, die Messer in den Händen und den Bogenstrang an den Daumen, sich um sie versammelte. Um zu zeigen, daß er sich nicht aus der Fassung bringen lasse, stieg er vom Pferde, setzte sich ruhig auf die Bündel nieder, und befahl seinen Dienern, dasselbe zu thun. Die Leute stellten sich, als ob sie kein Wort von der Haussasprache verständen: was fast an die Unmöglichkeit grenzt, da ihnen bis jetzt weder Stadt noch Dorf zwischen hier und Badagry vorgekommen war, wo sich nicht Jemand vorgefunden hätte, der jene Sprache redete. Leider verstand sich Clapperton eben so wenig auf die Nyffésprache, und es trat eine stille Pause ein, die eine Zeit lang währte, als jene plötzlich das Gepäck Stück für Stück aufrafften und mit einander forttrugen. Clapperton stieg mit seinen Dienern wieder zu Pferd und folgte. Jene liefen so schnell, als sie konnten, bis sie zuletzt in ein Dorf gelangten, wo man Haussanisch verstand, und Clapperton fragte, was sein Begehren sey? Er sagte, er wünsche hier zu übernachten. Allein die freiwilligen Träger luden das Gepäck noch einmal auf und rasch gings auf einer hölzernen Brücke den May-Yarrow hinüber in die Stadt Tadra (das diesseitige Dorf gehörte übrigens schon zu der Stadt, da der Fluß dieselbe in zwei Theile scheidet) vor das Haus des Hauptmanns, wo man eine Menge Kreuz- und Querfragen an ihn richtete, die Nichts weiter besagten, als, ob er zu ihrem Könige gehe oder nicht; worauf aber der Befragte nur ausweichend zu antworten für gut fand. Endlich brachten sie ihn nach einer Herberge, wo sein erstes Geschäft war, Holz, Gras und Korn zu kaufen. Wenn er Etwas wollte, hieß es immer erst, wo ist das Geld? — Der folgende Tag ging in Erwartung eines Besuchs hin, welchen Clapperton bei der Königin von Nyffé, die hier residirte, abstatten sollte; am Abende erfuhr er erst, daß sie ihn wegen der Abwesenheit des Königs ihres Gemahls, der sich in der zwei Tagreisen entfernten Stadt Raba befinde, nicht bei sich empfangen könne; doch sollte er am andern Morgen die Ehre haben, der Königin Mutter seine Aufwartung zu machen, die ihn benachrichtigen würde, wann und wie er seine Reise nach Kano fortsetzen dürfte.

„Nach dem Frühstücke", erzählt Clapperton, „verfügte ich mich zur Audienz bei der Königin Mutter, die in Abwesenheit ihres Sohnes als Regentin betrachtet wird und den Sirtain Faba oder Ceremonienmeister zur Seite hat; einen chinesischen Kreppshawl, eine Korallenschnur, eine falsche Goldkette und einige Seiden-

*) Rindvieh bemerkte er nicht; Pferde nur wenige, und diese von einer sehr unansehnlichen Race.

zeuge nahm ich als Geschenk mit. Ich trat in die äußere Hütte der königlichen Residenz, wo ich für mich eine Matte, für Ihre Majestät ein Schaffell zum Sitzen ausgebreitet fand. Die männlichen Diener waren meist Greise mit zahnlosem Munde. In dieser Gesellschaft wartete ich ungefähr eine Viertelstunde, als eine Anzahl junger Frauenzimmer erschien, die sich mir gegenüber auf Matten niederließen. Die Damen hatten einen ganz anständigen Anzug, sie trugen eine Art kurzer Nachtkleidchen von weiß und blaugewürfelter Landleinwand, die um die Brust wattirt ihnen ein sehr üppiges Aussehen gaben; um die Hüfte einen Umwurf von gestreiftem Musselin, der bis auf die Knöchel reichte. Ihr helmbuschartig aufgestutztes Wollenhaar bedeckte eine beblümte Haube mit Stickereien von rother und weißer Seide, und umschlungen von einem handbreiten Stück Leinwand mit weißseidenen Blumen, das an beiden Enden in Franzen herabhing. Man saß eine Zeit lang in tiefer Stille da und sah einander an; endlich kam die Königin. Sie war eine alte Person, einäugig und ging an einem Stabe. Sie hatte ein weites weißes Hemd an und eine mit rothen Bändern verzierte Kappe von grobem grünem Tuche mit einem Lappen auf jeder Seite, auf. Ich ging auf sie zu, und schüttelte ihr die Hand. Sie setzte sich auf ihr Schaf-Fell und ich mich zu ihrer Seite. Ich erkundigte mich nach ihrem Befinden, sie sich nach dem meinigen, worauf ich meine Geschenke vor ihr ausbreitete, und ihr sagte, wer ich sey, und wohin ich wolle. Mit den Geschenken, namentlich der Goldkette, schien sie sehr zufrieden; sie forderte mich auf, auch ihren Sohn zu besuchen,, der sich freuen würde, mich zu sehen. Ich entgegnete, ich würde dieß gerne thun; allein die Regenzeit sey vor der Thüre und ich hätte viele Bücher für den Sultan Bello und den Scheich von Bornu bei mir, die nicht naß werden dürften; auch mache die während der Regen zunehmende Gefahr des Clima, das bereits drei meiner Begleiter weggerafft hätte, es mir rathsam, meine Reise zu beschleunigen. Sie habe, sagte sie, gleich am Abende meiner Ankunft einen Boten an ihren Sohn abgeschickt, der heute Nacht oder Morgen früh zurück seyn müsse, und der mir die Weisung bringen würde, ob ich nach Nuba solle oder nicht; ginge ich hin, so würde sie den Caravanenführer so lange hier aufhalten. Ein Eingeborner aus Murzuk, Mohammed ben Ahmed, der mit einer der Töchter des Königs verheirathet war, diente als Dolmetscher. Von ihm erfuhr ich einiges Nähere über den Grund des in Nyffé ausgebrochenen Bürgerkriegs. Der verstorbene König (el Magia) hatte zwei Söhne hinterlassen, die sich um den Thron streiten: davon ist der eine, Mohammed el Magia, Muselmann, der andere, Edrisi, Heide, jener hat die Fellatas, dieser das Volk und das Recht auf seiner Seite; im letzten Sommer hatte Mohammed jedes Treffen gewonnen, und es ließ sich nicht daran zweifeln, daß er den Kampf siegreich beendigen würde, was sich nach der Regenzeit entscheiden mußte."

Diesee Bürgerkrieg hatte das so fruchtbare Nyffé, das in ganz Haussa als der Mittelpunkt der afrikanischen Civilisation betrachtet wurde, schrecklich verheert. Tadra, einer Stadt von 18 bis 20,000 Seelen, sah man jedoch die Kriegsnoth, die sie im vorigen Jahre erlitten hatte, wo Edrisi von hier mit seine Armee vertrieben wurde und die meisten Einwohner sich nac Jngastri in Youri flüchteten, nicht mehr an; zahlreiche Heerde von Schaafen und Ziegen weideten auf blühenden Auen zwische reichen Yams-, Wegerich-, Hirsen- und Limonenpflanzungen Der Fluß enthält das ganze Jahr Wasser in Fälle; er ist unge gefähr 20 Yard breit und von hohen Bäumen überschattet. Un ter den Einwohnern bemerkt man wenig Schmide, desto meh Weber. Sie sind noch meist Heiden und stehen ohne Unterschie des Geschlechts im Rufe großer Trunkenbolde. Der immer wei ter um sich greifende Bekehrungseifer der Moslimen gegen da Heidenthum wird diesen Ländern noch lange Zeit die Ruh rauben.

(Fortsetzung folgt.)

John Leslie.

Einer der ausgezeichnetsten und berühmtesten Gelehrten Großbri tanniens ist der Naturforscher und Mathematiker John Leslie, von Ge burt ein armer Bauernknabe aus dem Dorfe Large auf der Südküste von Fifeshire in Schottland. Wie dieß in vielen Gegenden von Nieder Schottland Gebrauch ist, besuchte er bis zu seinem dreizehnten Jahr nur während der Wintermonate die Schule und war den Sommer übe damit beschäftigt, das Vieh zu hüten. Das Feld, auf welchem sein Heerde waidete, war indessen größtentheils eingehegt, und da sei Geschäft daher keine besondere Aufmerksamkeit erforderte, so war r gewohnt, zu seiner Unterhaltung ein Buch mit hinaus zu nehmen, wie es ihm gerade in die Hände fiel. Zufällig befand sich unte diesen Büchern ein Exemplar der englischen Uebersetzung des Euklid und mit diesem fing Leslie seine Laufbahn als Mathematiker an Da er keine anderen Materialien zu seinen Zeichnungen hatte, s streute er Sand auf den Fußpfad, an dem er lag, und zeichnete sein mathematischen Figuren darauf mit dem Finger; dann schlug er da Buch zu und ging seine Beweise durch. Der Pfarrer, der eines Ta ges bei einem Spaziergange ihn in dieser Beschäftigung überraschte eilte sogleich zu dem Vater: „Ich habe Euch etwas Wichtiges mit zutheilen." Der Mann wandte sich um und legte sein Gesicht in di ernsthaftesten Falten; denn er war Kirchenältester und hatte zu weilen mit dem Pfarrer Berathungen und Zwiesprache über die sitt liche Verderbniß ihrer Gemeinde. Aber der Pfarrer, der sich se gleich seines Knopfes bemächtigte, überzeugte ihn durch sein heitere Gesicht, daß dießmal von Sünden nicht die Rede seyn könne, un fuhr fort: „Mr. Lessels, ich bin überzeugt, Euer Sohn Jock (Johr chen) ist ein Genie!" — „Was," sagte Mr. Leslie, hat er di Kühe in das Korn laufen lassen?" — Nichts weniger, Mr. Les sels, sagte der Pastor, er hat ein Genie für Mathematik, und Ih müßt ihn nach St. Andrews schicken." Der Vater folgte dem Rath seines Seelhirten, und der Sohn, welcher gegenwärtig Professor a der Universität zu Edinburgh ist, wurde einer der ausgezeichnetsten Mathematiker seines Vaterlandes.

London Magazine.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 200 und 201. 19 und 20 Juli 1829.

Die englische Colonie am Schwanenfluß.

(Aus der Quarterly Review.)

Belehrung zum Behufe derer, welche sich als Ansiedler nach der neuen Niederlassung auf der Westküste von Neuholland einzuschiffen wünschen.

1) Die Regierung ist nicht gemeint, für die Ueberführung von Ansiedlern nach der Colonie am Schwanenfluß (Swan-river), noch für ihren Unterhalt und ihre sonstigen Bedürfnisse nach ihrer Ankunft Auslagen zu machen, oder ihnen, falls sie die Colonie wieder verlassen wollten, zu ihrem Abgang nach England oder anderswohin Vorschub zu thun.

2) Diejenigen, welche vor Ende des Jahrs 1830 in der Ansiedlung ankommen, erhalten je nach der Zeitfolge ihrer Ankunft und dem Kapital, das sie auf den Anbau des Landes verwenden können, von dessen Belauf sie dem Lieutenant-Gouverneur (oder einem andern Beamten, der an der Spitze der Colonialregierung steht,) oder zwei von dem Lieutenant-Gouverneur hiezu bestellten Localbeamten genügende Beweise vorzulegen haben, für je drei Pfund Sterling, die sie besitzen, vierzig steuerfreie Morgen Land.

3) Unter verwendbarem Kapital werden einbegriffen, Habe jeder Art, alle Hausrathsstücke und andere zur productiven Industrie dienlichen oder zur Einrichtung des Ansiedlers auf dem ihm anzuweisenden Grund und Boden erforderlichen Artikel. Der Betrag eines Halbsoldes oder einer Pension, welche man von der Regierung bezieht, werden gleichfalls als Kapital betrachtet.

4) Diejenigen, welche es übernehmen, auf ihre Kosten Arbeiter hinzubringen, erhalten fünfzehn Pfund d. h. 200 Morgen Land für jeden solchen Arbeiter über und außer ihrer Kapitalanlegung bewilligt. Unter „Arbeitern" sind Weiber und Kinder über zehn Jahren mitbegriffen. In Bezug auf die Kinder der arbeitenden Klasse unter diesem Alter sollen je 40 Morgen für ein Kind über drei Jahren, 80 für jedes über sechs Jahren und 120 für jedes über neun, aber unter zehn Jahren, bewilligt werden. Es wird sobald als möglich die gesetzliche Vorkehrung getroffen, daß diejenigen Kapitalisten, welche Arbeiter in diese Niederlassung schicken, zum künftigen Unterhalt derjenigen Personen, welche aus Krankheit oder sonstigen Ursachen nicht im Stande sind, sich dort zu ernähren, angehalten werden.

5) Der Ansiedler tritt den Landbesitz an, sobald er sich über den Betrag seines in die Colonie gebrachten Eigenthums genügend ausgewiesen hat. Die Eigenthumszeugnisse müssen dieselbe Beglaubigung erhalten, wie man sie bei öffentlichen Rechnungen verlangt. Das volle Eigenthumsrecht auf seinen Landantheil als Freigut erhält der Ansiedler jedoch nicht eher, als bis er zur Zufriedenheit der Behörde dargethan, daß er die nach dem Artikel der Grundgesetze erforderliche Summe, d. h. einen Schilling, sechs Pence per Morgen, auf den Anbau des Landes, oder auf solide Einrichtungen, z. B. Gebäude, Wege u. s. w. verwendet hat.

6) Jeder auf diese Art verliehene Landtheil, wovon ein bedeutendes Stück, zum Wenigsten das Viertheil, innerhalb drei Jahren vom Tag der Besitzergreifung nicht zur Zufriedenheit des Lieutenant-Gouverneurs angebaut, und zum Ertrag von einem Schilling sechs Pence bewirthschaftet ist, soll nach Ablauf der drei Jahre eine Strafe von sechs Pence per Morgen in den öffentlichen Schatz der Colonie entrichten; und sollte nach sieben weiteren Jahren das Land immer noch nicht angebaut oder ausgebessert seyn, so kehrt es wieder ganz in den Besitz der Krone zurück. Auch geschieht jede Landvertheilung unter dem Vorbehalt, daß die Regierung innerhalb zehn Jahren von vorgedachtem Datum jeden zur Zeit nicht angebauten oder auf die vorerwähnte Weise ausgebesserten Strich Landes, ohne Kostenersatz wieder an sich ziehen kann, wenn man seiner zu Anlegung von Wegen, Kanälen, Kaien oder öffentlichen Gebäuden bedürfen sollte.

7) Nach dem Jahr 1830 wird das Land an diejenigen Ansiedler, welche sich auf der Kolonie einfinden, unter solchen Bedingungen abgegeben, wie sie die Regierung Sr. Maj. genehm halten wird.

8) Die Regierung ist nicht gesonnen, Verbrecher, oder sonstige Gefangene nach der neuen Niederlassung deportiren zu lassen.

9) Die Statthalterschaft über die Ansiedlung bekleidet Kapitän Stirling, von der königlichen Marine, und im Laufe der nächsten Sitzung soll eine Bill vor das Parlament gebracht wer-

Digitized by Google

den, um wegen der Civilregierung der neuen Niederlassung die nöthige Vorkehr zu treffen. — Downing Street, 13 Januar 1829.

Daß es bei der gegenwärtigen Lage Großbritanniens drängende Nothwendigkeit wird, für die Ausdehnung des Landbau's entscheidende Schritte zu thun, diese Ueberzeugung bestrebten wir uns jedet Zeit Allen beizubringen, welchen das Wohl Großbritanniens, und insbesondere Irelands, am Herzen liegt; nie aber stimmten wir einer Ansicht bei, welche die landwirthschaftlichen Verbesserungen gern auf das Mutterland beschränken möchte. Die Noth in Folge der Uebervölkerung ist so groß und erheischt so schleunige Abhülfe, daß alle verfügbaren Mittel aufgeboten werden müssen. Daß der Ausführung eines Plans, der mit einem Mal die so gewünschte Abhülfe in ihrem ganzen Umfang leisten würde, bedeutende und mancherlei Schwierigkeiten entgegentreten, wissen wir gar wohl; aber ebenso sind wir versichert, daß man so wohl auf diesen Inseln, als in ihren Dependenzen gewisse Maßregeln treffen muß, um zu verhindern, daß das Uebel nicht noch mehr um sich greife und eine Höhe erreiche, vor der wir schaudern müßten.

Es ist hier nicht unsere Absicht, die ganze Auswanderungsfrage zu erschöpfen, als ob wir uns einbildeten, durch die neue Niederlassung auf der Westküste Australiens sey nun alles Mögliche geschehen. Allein so viel versprechen wir uns von derselben, daß sie mit der Zeit unsere andern australischen Colonien an Reichthum und Bevölkerung überbieten werde, da sie nach ihren Grundgesetzen eine auserwähltere, sittliche Gesellschaft vor denselben voraus hat. Während sie bei gleicher Begünstigung von Seiten des Klima's den Vorzug der Lage genießt, ist sie zur Aufnahme einer respektabeln Klasse von Landbauern bestimmt, von denen manche in Folge der Zeitumstände gern unter einem fernen Himmel eine Freistätte suchen, so daß es nicht zu verwundern wäre, wenn sich die Aufmerksamkeit mancher Landwirthe und Kapitalisten auf diesen Punkt richtete. Weil aber die Kenntniß der Oertlichkeiten, des Umfanges und der Beschaffenheit des Landes, so wie der zu erwartenden Vortheilen noch höchst mangelhaft ist, so glauben wir, daß eine genauere Belehrung aus authentischer Quelle für diejenigen besonders, welche in diesem entfernten Erdtheil ihr Glück versuchen wollen, willkommen und nützlich seyn dürfte. Die beabsichtigte Ansiedlung erhält zu Folge der Colonisationsurkunde den Namen „Neue Colonie am Schwanenfluß;" — dieser Name scheint indessen dem festgesetzten Umfang ihres Gebiets nicht zu genügen. Denn wenn alle Erwartungen in Erfüllung gehen, so verdiente sie eher den Namen Süd- oder Australhesperien und dürfte die ganze Küstenlinie von Cap Leeuwin, der südlichsten Spitze von Neuholland, d. h. 34° 30′ Br. 115° 12′ östl. Länge, bis zum 31° Br. (oder ein paar Grade nördlicher) 115° 15′ östl. Länge und von der erstgenannten Spitze ostwärts bis an den König Georgs Sund umfassen, wo bereits eine englische Niederlassung ist. Dieses Gebiet zwischen der Seeküste und einer parallellaufenden Gebirgskette, dürfte seine 5—6 Millionen Morgen enthalten, deren größter Theil nach seinen bis jetzt allein beaugenscheinigten äußersten zwei Punkten als pflugbares Land betrachtet werden und eine volle Million Einwohner ernähren kann. Die folgende Beschreibung verdanken wir hauptsächlich dem einsichtvollen Kapitän Stirling, der das Land untersucht und dem trefflichen Botaniker Fraser, der ihn begleitet hat und der mit dem Boden und den Erzeugnissen von Neusüdwales auf der entgegengesetzten Seite von Australien aufs Genaueste bekannt ist.

Kapitän Stirling wurde mit besondern Aufträgen auf der Fregatte der „Success" nach Neusüdwales gesandt; konnte dieß aber wegen eingetretener Passatwinde nicht sogleich ausführen und beschloß auf den Rath des Gouverneurs, General Darling in der Zwischenzeit die Westküste Australiens zu untersuchen, was Kapitän King aus dem Grund, daß dieß von den Franzosen an der Expedition unter Kapitän Baudin bereits geschehen, unterlassen hatte; das Resultat des französischen Besuchs aber ist so ungenügend, daß wir uns wundern mußten, wie Kapitän King den geographisch so interessanten Theil dieses ausgedehnten Landstriches keiner genauern Untersuchung würdigen wollte. Kapitän Stirling sah den 2 März 1827 an Cap Leeuwin angekommen, längs der Küste hin, ging bei Gage's Roads dem Schwanenfluß gegenüber vor Anker, schiffte von da in Booten bis zu dessen Quelle hinauf, und schickte verschiedene Streifpartien aus, um das Land umher zu untersuchen.

„Wir fanden," sagt er, „das Land im Allgemeinen fruchtbar und höchst romantisch, erstiegen die Spitze der ersten Gebirgsreihe und hatten eine freie Aussicht nach Nord, Süd und Westen über eine unabsehbare Ebene vor uns. Nach zehntägiger Abwesenheit kehrten wir auf unser Schiff zurück und fanden nirgend bedeutende Schwierigkeit; unsre Büchsen verschafften uns Mundvorrath im Ueberfluß, und die Eingebornen legten uns Nichts in den Weg."

Die Witterung fand Kapitän Stirling ganz anders, als die Franzosen; allein letztere waren zu Anfang der Winterzeit dieser Küste. Scharfe Winde, Klippen und Sandbänke setzten sie dergestalt in Furcht, daß sie ohne nähere Besichtigung dieses Küstengebiets das Weite suchten. Die heftigen Westwinde, welche das Jahr über in dem südlichen Ocean vorherrschen, scheinen in der Nähe dieses Theils von Australien eine südliche Richtung zu nehmen. Sie sind hier frisch und erquickend, und gewöhnlich von hellem heiterem Wetter begleitet. Die Sommerwinde aus Nordwest sind auch nicht selten; und da sie ihre Feuchtigkeit geschwängert aus einer wärmeren Region in kältere kommen, bringen sie jedesmal Regen; in der unmittelbaren Nähe der Küste aber wehen beständige und regelmäßige Land- und Seewinde. Das Klima ist äußerst angenehm. Während die Fregatte an der Küste lag — d. h. im Herbste — stand das Thermometer im Durchschnitte auf 72° und wechselte im Ganzen zwischen 54° und 59°; Ersteres geschah vor Eintritt des Seewinds und Letzteres um Mitternacht. Die Franzosen hatten im Juli eine Temperatur von 14° bis 17° Réaumur, oder 63° bis 70° Fahrenheit. Auf den Gebirgen fand Capitän Stirling die Temperatur etwa 15° unter der auf der Ebene. Die wechselnden Land- und Seewinde erzeugen eine Feuchtigkeit in der Atmosphäre, welche dem Klima eine angenehme Frische giebt;

Digitized by Google

ist besonders am Morgen und Abende der Fall; die Nächte sind fast durchaus hell. Ein solches Klima muß natürlich der Vegetation in hohem Grade günstig seyn; und diese wuchert auch in üppigster Ueppigkeit. „Die grüne Bekleidung des Erdreichs", sagt Stirling, „und die unendliche Mannichfaltigkeit von Grasarten, Kräutern, Gestrüpp und Bäumen beweist, daß es dem Lande nicht an den drei Hauptrequisiten, Boden, Wärme und Feuchtigkeit gebricht."

Die Formation des Bodens ist im Allgemeinen ungefähr folgende. Vom Kap Leeuwin bis zum Naturalistenkap (der Südspitze der Geographenbai), nicht die volle Breite eines Grads, läuft längs der Küste eine Bergreihe von mäßiger, gleicher Höhe, deren Grundlagen aus feinem Granit bestehen, der in Spitzen in die Gneiß- oder Schieferüberlagen aufschießt. Ueber diesem liegt eine Schichte von Sand- oder Krötenstein, und auf derselben eine horizontale Lage von Kalkstein, die an mehreren Stellen eine Dicke von 200 Fuß erreicht. Die Quarz-, Glimmer- und Feldspathadern, welche die Schieferlagen durchstreifen, sind nicht selten von hohem Erzgehalt. Unter den Kalkfelsen haben sich, da das Krötengestein unter dem Einflusse der Atmosphäre ausbröckelt, mehrere stattliche Grotten gebildet, von denen einige sich durch Umfang und Form, andere durch ihre Stalaktiten und Incrustationen auszeichnen.

Von der Geographenbai bis nördlich vom Schwanenflusse besteht die ganze Küstenlinie aus einer zwanzig bis sechshundert Fuß hohen, und eine bis fünf Meilen breiten Kalkfelsenkette. Wo die Küste nicht durch vorliegende Eilande oder Sandbänke geschützt ist, hat der Seewind an den Abhängen der Kalkberge den Sand aufgetrieben — was offenbar die irrige Ansicht veranlaßte, daß die Westküste Australiens meist aus unfruchtbaren Sandhügeln bestehe. Hinter diesem Berggürtel erstreckt sich von Norden nach Süden eine zwanzig bis fünfzig Meilen breite unabsehbare Ebene vielleicht bis zum Georgssunde hinab, im Osten von einer beinah ununterbrochenen steilen Gebirgswand begränzt, welche Capitän Stirling den Namen „General Darlingkette" gab. Eine der höchsten von ihm gesehenen und gemessenen Bergspitzen war gegen 3000 Fuß hoch. Die mittlere Höhe wird auf 1200—1500 Fuß angegeben. Die Grundlage bildet Granit; die Wände sind an vielen Stellen kahl; ihre Vegetation außer der Faserrinde (stringy bark) und einigen harten Pflanzenarten nur unbedeutend. Die Ebene ist eine halbe Stunde weit vom Fuße der Gebirge mit Felsstücken und Sand überdeckt, worauf rother Lehmboden folgt. So haben wir denn längs der Küste einen im Durchschnitte drei Meilen breiten Felsengürtel von Kalkgebirg, und hinter diesem ein im Durchschnitte 30 Meilen breites ebenes oder wellenförmiges Land, von einer anderen Gebirgsreihe begränzt, die sich zu einer Höhe von 1500 Fuß über die Ebene erhebt und fast in gleicher Linie mit der Küste von Norden nach Süden, wie es scheint, bis in die Nähe des König Georgssunds östlich vom Kap Leeuwin sich erstreckt, wo, wie schon erwähnt wurde, bereits eine brittische Ansiedlung besteht. Nach Kapitän Stirlings Meinung verspricht die ganze Ansicht des Landes einen reichen Steinkohlengehalt, da sich alle Erd- oder Steinlager, welche bei Kohlenformationen vorkommen, an verschiedenen Orten häufig schon dem Auge bloßstellen; und nach der kohlenhaltigen Structur der Felsschichten zu schließen, dürfte eine nähere Untersuchung der mineralogischen Hülfsquellen des Landes auf wichtige Resultate führen.

In Hinsicht des Wasservorraths, einer der ersten Bedingungen für jede Ansiedlung, fielen die von Stirling und Fraser angestellten Untersuchungen höchst befriedigend aus. Die vielen landwärts getriebenen Wolken entladen sich an der Westseite der Gebirge und strömen in zahlreichen Flüssen — vor allem dem Schwanenfluß der Insel Rotteneſt gegenüber, dem Passe und Port Leschenault in der Geographenbai — nach dem Meere in Buchten und Salzseen. „Wir fanden", sagt Stirling, „eine große Anzahl Bäche, die sich, besonders auf der Ostseite, in den Schwanenfluß ergossen; und ich glaube, daß das Land durch viele dergleichen Gewässer durchschnitten wird. Quellen giebt es in Menge, denn wir trafen deren überall, wo wir es für nöthig hielten, uns von ihrem Vorhandenseyn zu überzeugen."

Auch Frasers Bericht bestätigt diesen Wasserüberfluß. „Ich erstaunte", sagte er, „über das lebhafte Grün der Eukalypten und anderer Bäume und Gesträuche; als ich aber zwei Fuß tief grub, fand ich, daß der Grund hauptsächlich in dem ungewöhnlichen Wasserreichthume des Landes liegt. Zu Ende der trocknen Jahreszeit war in jener Tiefe der Boden ganz feucht; daher auch das außerordentlich üppige Wachsthum der Kräuter an den Gestaden, welches Alles übertrifft, was ich auf der Ostküste gesehen hatte. Hauptsächlich findet sich hier Senecia und Sonchus, welche eine Höhe von neun Fuß erreichen." — Er bemerkt ferner, daß viele lebendige Quellen aus den Felsen der Kalkberge, besonders in der Geographenbai, entspringen; wo man alle sechs bis sieben Yards auf Quellen stößt, welche in Bächen von beträchtlicher Größe dem Gestade zueilen.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordische Mythologie.

(Fortsetzung.)

II. Kosmogonie.

Im Anfang der Zeiten war Nichts als die leere Tiefe (Ginnunga-gap), weder Himmel, noch Erde, weder Saad noch See, noch süße Wasser und Gewächse. [1]) Viele Zeitalter, ehe die Erde geschaffen wurde, war aber im Norden des unermeßlichen

[1]) Wöluspa, Str. 3. Schon zu der Zeit, wo die jüngere Edda aufgeschrieben wurde, ward der Ausdruck Ginnungagap, der ursprünglich nur den Begriff des leeren Raumes überhaupt bezeichnete, nicht mehr verstanden und als eine Art eigener Name für eine besondere Abtheilung der Urwelt — die Mitte zwischen Muspelheim und Nifleim — gebraucht; wie aber Mone dazu kommt, diesen Ausdruck als den „Schlund oder Becher der Täuschung" zu erklären, ist unbegreiflich; da Täuschung ginning und nicht ginnung hieße und eine Verwechslung bei der so häufigen Wiederkehr des Wortes unmöglich angenommen werden kann.

Raumes eine Nebelwelt (Niflheim), im Süden eine Feuerwelt (Muspelsheim) entstanden, [2]) und in der Mitte der erstern ein Brunnen: Hvergelmir (der alte Kessel). Aus diesem flossen zwölf Ströme: Svöl der kalte; Gunthra, der kämpfende; Sion, der feindliche; Fimbul, der gewaltige; Thuf, der murmelnde; Slidur, der grimme; Hridur, der wilde; Sylgur, der verschlingende; Ylgur, der heulende; Vid, der weite; Leipiur, der bilzende; und Gjöll, der schimmernde. [3]) Sobald diese Ströme, welche die Elivagar oder tropfenden Wasser genannt werden, sich so weit von ihrem Ursprung entfernt hatten, daß der Giftstoff, [4]) den sie enthielten, fest wurde, so gefroren sie zu Eis; und als sie nun zu rinnen aufhörten, so wurde die Ausdünstung, die von dem Gift kam, zu Reif, und es häufte in dem leeren Raume sich eine Masse davon über die andere. So wurde der nördliche Theil des leeren Raumes unten mit schweren Eis und Reifmassen, oben mit kaltem Hauch und feuchten Dünsten angefüllt. Inzwischen flogen, während aus der Nebelwelt die Giftströme hervorquollen, aus der Feuerwelt feurige Funken heraus; und, wie Alles, was an die Nebelwelt grenzte, neblig und kalt war, so war dagegen Alles, was an die Feuerwelt stieß, hell und warm.

Da aber die Hitze, welche von der Feuerwelt ausging, sich so weit verbreitete, daß sie auch die Eis- und Reifmassen der Nebelwelt ergriff, so schmolzen diese und träufelten herab; und aus den Tropfen ward eine Menschengestalt, die den Namen Ymir erhielt. Von diesem entsprang ein Geschlecht von Wesen, die gleich ihrem Stammvater menschliche Gestalt mit ungeheurer Größe vereinten und ihres Ursprunges aus dem Eis und Reif wegen Hrimthursen d. i. Reifriesen genannt wurden. Eines Tages, wird erzählt, als Ymir schlief, gerieth er in Schweiß; und da entstand unter seinem linken Arm ein Mann und ein Weib, und sein einer Fuß erzeugte mit dem andern einen Sohn. Von diesen kam das Geschlecht der Reifriesen.

Ymir nährte sich von vier Milchströmen, die aus dem Euter einer Kuh flossen, welche Audumbla hieß und gleich ihm aus dem geschmolzenen Eis entstanden war. [5]) Die Kuh aber nährte sich, indem sie an den mit Reif belegten salzigen Eisstücken leckte. Den ersten Tag, als sie diese Salzsteine leckte, kam aus denselben das Haar, den andern Tag das Haupt eines Menschen, den dritten ein ganzer Mensch hervor, der schön von Gestalt und zugleich sehr groß und stark war. Dieser hieß Buri und hatte einen Sohn, Bör, der sich mit der Bestla, einer Tochter des Riesen Bölthorn vermählte und durch sie der Vater dreier Söhne wurde, der drei Götter oder Asen, Odin, Vili und Ve. [6])

Börs Söhne erschlugen den Riesen Ymir. Da floß so viel Blut von ihm, daß das ganze Geschlecht der Reifriesen darin ertrank, bis auf einen, Bergelmir (den Bergalteu), der mit seinem Weibe einen Nachen bestieg und dem allgemeinen Verderben entrann. Von diesen kam darauf ein neues Riesengeschlecht.

Die drei Brüder, welche Ymir erschlagen hatten, nahmen hierauf den Leichnam und zogen ihn mitten in den leeren Raum (Ginnunga-gap); und aus seinem Leib machten sie die Erde, aus dem Blut, das aus den Wunden geflossen war, das unwegsame Weltmeer, worin sie die Erde befestigten, daß es dieselbe ringsum umströmte. Aus seiner Hirnschale machten sie den Himmel, das Hirn aber warfen sie in die Luft und schufen Wolken daraus; aus den Haaren wurden Gewächse. [7]) Den Riesen, die aus

---

[2]) Wahrscheinlich ist diese ganze systematische Erklärung, die sich nur in der jüngern Edda findet, späteren Ursprungs; und vielleicht deutet selbst die heiße Südwelt und die kalte Nordwelt (zwischen denen sich der bewohnbare Theil der Welt befindet) auf Bekanntschaft mit der altgriechischen Eintheilung der Erdoberfläche in drei Zonen, eine heiße, eine kalte und eine gemäßigte, hin.

[3]) Nach Grimnismal (Str. 26 ff.) wo einige jener Flüsse mit anderen bekannten und unbekannten genannt werden, nehmen alle Ströme der Erde aus Hvergelmir ihren Ursprung.

[4]) Bis auf diesen Tag haben sich in dem Volksglauben des Nordens die alten Begriffe von der außerordentlichen Kälte des Giftes, die wir auch bei den Griechen und Römern finden, erhalten. Ein kleiner Fluß in Söndmör (Norwegen) heißt der Giftfluß (Eitera), weil Sommer und Winter eine außerordentliche Kälte von ihm ausgeht. Giftkälte, Etterkalt, heißt eine solche Kälte in Schweden.

[5]) Vermuthlich bezieht sich auf diese Kuh die Sage, die Odin, der Snorri Sturluson, dem König Olaf Tryggvasen im Traum erzählt: Ein König Aznald, der in uralten Zeiten lebte, habe eine Kuh göttlich verehrt, die er auf allen seinen Kriegszügen mit sich herumführte und von deren Milch er sich nährte (Heimskringla, ed. Havn. I. pag. 269): die einzige Spur von Thierdienst in dem scandinavischen Norden. In Zusammenhang damit stehen die kupfernen Stierbilder, bei denen die Cimbern schwuren und welche nach der Hand die Beute der Römer wurden (Plutarch. Mar. c. 13); so wie die kleinen Stierbilder, die man in dem Grabe des fränkischen Königs Childerich und mehrfach in den nordischen Reichen gefunden hat.

[6]) Mit dieser Sage von Buri, Bör und seinen drei Söhnen stimmt auch Tac. Germ. cap. 2 Celebrant carminibus antiquis — Tuisconem deum, terra editum, et filium Mannum, originem gentis conditoresque. Manno tres filios assignant. Aus dieser Stelle wird zugleich die Identität des Volksglaubens der alten Germanen und der nordischen Mythologie klar und, was in Bezug auf die letztere die jüngere Edda von einem allmächtigen unsichtbaren Gotte, Alvater, sagt, der den warmen Wind gesandt habe, durch welchen das Eis in Niflheim schmolz und Ymir entstand, als spätere christliche Interpolation, abgewiesen. So wenig, als Tacitus, weiß die ältere Edda (eine interpolirte Stelle in der Völuspa ausgenommen) von Alvater. (Vergl. Vafthrudnismal, Str. 31). Auch widerspricht die Annahme eines obersten Gottes, als letzten Grundes der Weltschöpfung, dem ganzen Charakter der nordischen Kosmogonie, welche offenbar die Entstehung der Welt aus rein physischen Ursachen zu erklären beabsichtigt. Den Weltzerstörer Surtur als diesen höchsten Gott, oder auch nur als dessen Repräsentanten in der erscheinenden Welt zu deuten, wie durch Finn Magnusen geschieht, wäre völlig gegen den Geist der nordischen Mythe, die ihn als Feind der Götter schildert und diese doch unmöglich im Krieg gegen das höchste Wesen begriffen denken konnte.

[7]) Manche dieser einzelnen Züge der odin'schen Weltschöpfung sind ohne Zweifel spätere Ausführung; so scheint die Sage, daß die Gewächse aus den Haaren Ymirs entstanden waren (in der jüngern Edda Grimnismal Str. 40) einer Stelle in der W

der großen Ueberschwemmung sich gerettet hatten, überließen sie den Strand des Weltmeeres zur Wohnung; zum Schutz wider sie aber bauten sie aus den Brauen Ymirs rund um die Erde einen Wall und nannten die Burg, die sie mit demselben umschlossen, Midgaed oder die Stadt der Mitte.

Nachdem auf diese Weise die Schöpfung von Himmel und Erde vollbracht war, irrten die Gestirne — die glühenden Funken und Feuermassen, die aus Muspelsheim herausgeworfen worden waren [8]) — noch immer ordnungslos in dem leeren Raume. Die Sonne schien von Süden zu ihrer rechten Hand auf das Thor des Aufganges, ohne zu wissen, daß sie dort künftig ihr Haus haben und von da aus mit ihren Rossen ausfahren würde, um die Welt zu erleuchten; der Mond kannte die Macht nicht, die er nicht bloß auf das Steigen und Fallen der Meeresfluthen, sondern auch auf alle Begegnisse der Erde haben sollte; [8]) die Sterne wußten nicht, wo sie ihre Stätte hätten. Da gaben die drei Asen allen Gestirnen feste Wohnungen und bestimmten ihren Lauf; sie nannten die Nacht und ihre Kinder und gaben dem Morgen und dem Mittag, dem Nachmittag und dem Abend, jedem seinen Namen, um danach die Zeit zu unterscheiden.

Die Nacht (Nott) aber war eine Tochter des Riesen Nörvi, und sie war sehr dunkel und schwarz, wie ihr ganzes Geschlecht. Mit zwei Männern war sie vermählt gewesen, von denen sie einen Sohn und eine Tochter hatte, von ihrem ersten Gemahl, dem Riesen Nagilfael, (dem Nägelfahrer) den Reichthum (Aud), von dem zweiten, Anar, die Erde (Jörd). Jetzt gebar sie dem Asen Ve oder Loki, der sich unter dem Namen des Dämmernden, Dellingr, mit ihr vermählte, [10]) einen Sohn, der so schön und glänzend war, wie sein Vater, der Tag (Dage.) Odin versetzte aber die Nacht und den Tag an den Himmel und gab ihnen zwei Rosse und zwei Wagen, mit denen sie jeden Tag die Erde umfahren mußten. Voraus fährt die Nacht mit ihrem Pferde Hrimfari (Reifmähne); und der Schaum, der von seinem Gebisse fällt, ist der Morgenthau. Ihr folgt der Tag, und die Mähne seines Rosses, Skinfari (Scheinmähne), erhellt Himmel und Erde.

Hierauf versammelten die Asen sich auf dem Ithafelde, in der Mitte von Midgaed, aber hoch oben am Himmel; hier erbauten sie Altäre und Tempel und lebten harmlos und in Freuden, unbekümmert um die Zukunft, bis aus Jotunheim, dem Lande der Riesen drei Jungfrauen zu ihnen kamen, Urd, Verdandi und Skuld, die große Macht besaßen und alle Schicksale der Welt wußten. [11]).

Da sahen die Asen, daß in der Erde oder dem Fleische Ymirs, als dasselbe in Fäulniß überging, Maden entstanden waren; diesen gaben sie menschlichen Verstand und menschliche Gestalt und schufen aus ihnen die Zwerge, die unter der Erde und in dem Schooß der Gebirge wohnen und den geheimnißvollen Kräften der Natur, die im Dunkel sich entwickeln, vorgesetzt sind. Vier von ihnen, Austri, Vestri, Sudri und Nordri (Osten, Westen, Süden und Norden) haben ihre Sitze unter den vier Hörnern an den vier Ecken der Erde und müssen mit ihren Händen den Himmel, der über der Erde ausgespannt ist, tragen. Alle sind sehr klein und schwarz von Farbe; sie besitzen große Kunstfertigkeit und Zaubergewalt, aber so wie ein Strahl der Sonne sie berührt, werden sie in Stein verwandelt. [12])

Nach Erschaffung der Zwerge, kamen die Asen von ihren himmlischen Häusern auf die Erde herab; da fanden sie eines Tages an dem Strand des Meeres zwei Baumstämme auf dem Boden liegen; sie nahmen dieselben auf und schufen Menschen daraus: Odin gab ihnen Geist und Leben, Vili Verstand und Bewegung und Ve oder Loki Gestalt, Sprache und Sinne. Den Mann nannten sie Ask (Esche), das Weib Embla (Eschin); [13])

---

luspa zu widersprechen, wonach die Erde durch die Wirkung der Sonnenstrahlen, als diese zuerst sie beschienen, grün wurde von grünen Kräutern.

8) *Ohne Zweifel spätere Deutung, um die ganze Schöpfungstheorie consequenter durchzuführen; in dem ursprünglichen Glauben, den noch die Völuspa wieder giebt, waren die Gestirne nicht todte Feuermassen, sondern lebende Wesen.*

9) So ist die dunkle Stelle der Völuspa:

Sól varp sunnan, sinni Mána,
Hendi hinni hoegri á himin lódyr:
Sól that ne vissi, hvar hon sali átti,
Mani that ne vissi, hvat hann megins átti,

zu erklären. Die Meinung von dem Einflusse des Mondes auf alle irdischen Angelegenheiten, die schon Cäsar bei den Deutschen fand (Caes. Bell. Gall. l. IV. Plutarch. Caes. c. 19) hat sich in einem großen Theile von Deutschland noch bis auf diesen Tag in dem Volksglauben erhalten.

10) Nach einer freilich etwas kühnen Conjectur: Ich lese nämlich in Fiölsvinns mal, Str. 36, 5 mit den meisten Handschriften: Dellingr at var thar, Lipsku álfr Loki, und erkläre den letzten Vers für eine bloße erläuternde Apposition zu Dellingr. Dieser, der als der Vater des Tages genannt wird, muß einer der ältesten Asen gewesen seyn, also natürlich, da in der Urzeit nur die drei Brüder Odin, Vili und Ve genannt werden, einer derselben, und wahrscheinlich Ve oder Loki, dessen Schönheit eben so gerühmt wird, wie die des Dellingr, und der schon seiner Feuernatur nach geeignet war, der Vater des Tages zu seyn.

11) Zwar sagt die Völuspa nicht bestimmt, daß die drei Riesenjungfrauen die Noenen, Urd (Vergangenheit), Verdandi (Gegenwart) und Skuld (Zukunft) gewesen wären; aber die spätere Erwähnung der letzteren setzt ihre Ankunft bei den Asen offenbar bereits voraus, da sie nicht zu dem Geschlechte derselben gehören und jetzt auf einmal ihre Wohnung unter ihnen haben. Natürlich mußten, nachdem durch die Ordnung des Laufes der Gestirne überhaupt erst eine feste Zeitbestimmung möglich geworden war, vor Allem Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft unterschieden werden, d. h. sie erschienen unter den Asen. Gleich der Nacht gehören sie ihrem Ursprung nach jenen Urwesen an, die vor der organischen Schöpfung bereits ihren Bestand hatten; daher sind sie Riesentöchter, was von einer derselben ausdrücklich gesagt wird, die eine Schwester des Riesen Nori (Norvi, des Vaters der Nacht) heißt.

12) S. den Schluß von Alvismal:

Upp! ertu Dvergr um dagathr,
Nu skinn sol í sali.

13) Das Wort Embla ist dunkel; Mone's Deutung, [illegible] völlig grundlos und selbst Magnusen's Zusammenstellung mit dem griechischen *μελία* vorzuziehen. Noch gegenwärtig wird im Norden der Eschenbaum in Männchen und Weibchen (Han og Hun) eingetheilt; das erstere trägt haarkleine Blüthen, die in Bü-

Digitized by Google

von diesen stammte das Menschengeschlecht, dem die Asen Midgard zur Wohnung anwiesen. [14])

Lange zuvor, ehe die Asen durch die Erschaffung des Menschen ihr Schöpfungswerk vollendeten, hatte die Lebenskraft in dem Leibe des erschlagenen Riesen, aus dessen zerstückten Gliedmassen der Weltenbau gezimmert wurde, eine neue Entwicklung begonnen. Ein unermeßlicher Baum, die Esche Yggdrasill, erwuchs aus dem Leichname [15]); über die ganze Welt breiten sich die Aeste des Baumes und bis über den Himmel hinaus seine Zweige. Drei Wurzeln hat er, die weit aus einander gehen, und von denen die eine bei den Asen ist, die andere bei den Reifriesen in Jotunheim; die dritte erstreckt sich bis zu dem Brunnen Hvergelmir in der Nebelwelt, wo die Schlange Nidhögg mit unzähligem andern Gewürm sie benagt. Unter der Wurzel die zu dem Riesen geht, ist der Brunnen der Weisheit, in welchem alles Wissen verborgen liegt. Sein Eigenthümer Mimir ist voll Weisheit; denn jeden Morgen trinkt er aus dem Brunnen. Eines Tages kam Odin zu ihm und verlangte einen Trunk von ihm; aber nicht eher konnte er denselben erhalten, bis er sein eines Auge zum Pfande einsetzte, das seitdem auf dem Grunde des Brunnens liegt. — Unter der dritten Wurzel ist ein Brunnen, welcher der Urdarbrunnen heißt, wo die Nornen, die Schicksalsjungfrauen, die in der Urzeit zu den Asen kamen, an demselben ihr Haus haben. Jeden Tag nehmen die Nornen Wasser aus dem Quell und besprengen den Baum, daß sein Grün nicht verwelke. Dieser Quell ist so heilig, daß Alles, was in den Quell kommt, so weiß wird wie die innere Haut eines Eies. Die Tropfen, die vom Baume in die Thäler der Erde herabfallen, nennt man Regnthan, und sie sind die Nahrung der Bienen. Zwei Schwäne schwimmen auf dem Urdarbrunnen, die Schwäne heißen von jenen kommt diese Vögelgattung. Auf den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, der Vieles weiß; zwischen seinen Augen sitzt ein Habicht, welcher der Wetterdämpfer, Vedrfolnir genannt wird, und das Eichhorn Ratatöst rennt an dem Stamme auf und nieder und trägt Lästerreden zwischen dem Adler und der Schlange, Nidhögg hin und wieder. Vier Hirsche, Dain, Dwalin, Dunneir und Duratkror laufen in den Zweigen umher und fressen die Rinde; so leidet der Baum unsägliche Qual. Von allen Seiten sankt er und unten nagt ihn Nidhögg.

Unter dem Baume aber liegt der erschlagene Wasserriese gefesselt; oft sucht er sich zu befreien, und so oft er sich regt, erbebt die Erde über ihm. [17]) Endlich gelingt es ihm, die Bande zu zerreißen, der ganze Weltenbau stürzt, die ganze Schöpfung mit Göttern und Riesen und Zwergen und Menschen vergeht; und aus dem Lebenskeim, der in dem allgemeinen Untergange, in den Trümmern, fortlebt, entwickelt sich ein neuer Kreislauf der Dinge, den neue Götter nach neuen Gesetzen ordnen. (Fortsetzung folgt.)

---

scheln niederhängen und ein feines Mehl enthalten, das andere bringt Samen, der die Gestalt einer Vogelzunge hat.

[14]) Mit dieser Schöpfungssage stimmte ohne Zweifel der heidnische Glaube aller übrigen deutschen Stämme überein; noch im christlichen Mittelalter hatte sich unter den Sachsen die Sage erhalten: sie wären mit ihrem ersten Fürsten Aschan (Aske, Esche) aus den Harzfelsen im grünen Wald bei einem Benannen herausgewachsen, und eben deshalb, setzt der Geschichtschreiber, der dieß berichtet (Wittichind) hinzu, wären sie selbst Felsen (Saxa) genannt worden. Dieser Nachsatz, der offenbar dem Volksglauben fremd seyn mußte, führt uns unwillkürlich auf die Vermuthung, daß die ganze Einflechtung der Harzfelsen nur eine mönchische Spielerei sey. Das Volk erzählte, sein Stammvater Aschan sey aus einem Eschenbaum geschaffen worden; der Mönch, der dieß hörte, verwandelte den Eschenbaum Aschan in den trojanischen Prinzen Ascanius, und ließ, um seine gelehrte Etymologie, welche die Sachsen für saxa erklärte, geltend zu machen und doch mit dem Volksglauben zu vereinigen, den Ascan mit seinem Volke aus Felsen in einem Walde entstehen. Schon Tacitus erwähnt (Germ. c. 39) den Glauben der Semnonen, daß ihr Volk in einem heiligen Walde seinen Ursprung genommen habe. — Als eine unverkennbare Spur der alten heidnischen Kosmogonie erscheint auch die bekannte Stelle in der prosaischen Einleitung zum Heldenbuch: Gott habe zuerst die Riesen, dann die Zwerge und darauf die Menschen erschaffen, und zuletzt, als diese durch den Uebermuth der Riesen hart bedrängt waren, zu ihrem Schutze die frommen Helden, welche jene bekämpften. Der Kampf gegen die Riesen, der in so vielen Liedern des Heldenbuches besungen wird, ist nur von den Asen auf menschliche Helden übertragen worden, weshalb denn auch die Riesen und Zwerge mehr vermenschlicht werden mußten. Die letzteren haben indessen von ihrer dämonischen Natur noch mehr beibehalten, als die ersteren; gleich den Zwergen der nordischen Mythe wohnen sie in Höhlen und unterirdischen Klüften, sie besitzen die Kunst, sich unsichtbar zu machen, und sind überhaupt vieler geheimnißvollen Zauberkräfte mächtig (wie in dem gothischen Sagenkreise König Laurin, im fränkischen Alberich). Die Riesen dagegen sind meist nur rohe ungeschlachte Bauern, die durch Nichts als ungeheure Größe und physische Stärke ausgezeichnet sind; nur wenige, wie der Riese Wunderer in „Ezels Hofhaltung" oder Kuperan im „Hörnen-Siegfried" haben einen mehr dämonischen Charakter. — Freilich liebt auf der andern Seite auch die Sage, ihre Helden in Riesen zu verwandeln, doch scheint dieß erst in der späteren Zeit eingetreten zu seyn, wo die ursprüngliche Bedeutung der Riesenmythe natürlich bereits längst vergessen war. Erst im 16 Jahrhundert finden wir den Siegfried der Nibelungen zum Riesen umgedichtet, während er früher als das Vorbild rein menschlicher Heldenkraft erscheint.

[15]) Dieß ist offenbar der Sinn der Sage von dem Weltbaum Yggdrasill, und wenn Magnusen dieselbe im Widerspruch mit der übrigen nordischen Kosmogonie findet, so beweist er dadurch nur, wie wenig er in den Geist derselben eingedrungen ist. Eine Erinnerung an diesen alten Glauben des Heidenthums war vielleicht noch die so häufig im spätern deutschen Mittelalter wiederkehrende Sage von Bäumen (oder Gewächsen), die aus dem Leichnam erschlagener Helden oder vor Leid gestorbener entsprießen. — Ymir ist erschlagen, die Welt aus seinen Gliedern gebaut; aber er ist nur scheinbar todt. Wenn dem Baume, der aus seinem Herzen entsprungen ist, gefesselt läge, würde er bald sich wieder aufraffen und den zurückkehren. S. u.

[16]) Völuspa Str. 48: Skelfr Yggdrasils askr stendr
Ymr ith aldna trè, en jötunn
natürlich nur von Ymir zu verstehen, der also, wie Obigen angenommen haben, unter dem Weltbaum gedacht werden muß. — Magnusen bezieht diese Stelle, der doch in den folgenden Strophen nicht mit Recht, sondern den Bewohnern der Feuerwelt (Muspels Leute) zusammengestellt wird.

Genealogische Notiz über die bedeutendsten souveränen Fürsten des Orients.

(Schluß.)

Assam.

Dieß Fürstenthum nimmt das Bassin des Brahmaputra ein. Der Königstitel ist Swarga Radscha (himmlischer Monarch); die Dynastie will nämlich von zwei Brüdern, Khuntai und Khuntai, abstammen, welche mit dem Gotte Tschang aus dem Norden in dieß Land kamen. Der Mongale Aneeagseh versuchte Assom zu unterwerfen, aber sein Heer wurde vernichtet. 1793 kam mit Hülfe der Engländer der von einem ehrgeizigen Priester verdrängte König Gaurinath wieder auf den Thron; er wurde ermordet: sein Sohn Birdschinath Kumar konnte sich nicht gegen die Usurpatoren Bura Gohaing und Tschanderchant aufrecht halten; Letzterer rief die Birmanen in das Land, welche 1822 dasselbe eroberten und ihren Feldherrn Menghi maha theluah zum Radschah erhoben. Die Engländer befreiten Assam im Jahr 1825 aan den fremden Unterdrückern.

Unabhängige Staaten Indiens.

Nepal. — 53,000 frz. QM., 2 Millionen Einwohner; im Westen und Süden sind die englischen Provinzen Grenze, im Norden der Himalaya, im Osten das Fürstenthum Sikkim. In ihrer physikalischen Beschaffenheit nähern sich die Einwohner, wie die von Butan, den Tataren und Chinesen. Die eingeborne Dynastie Suryabansi (Stamm der Sonne) endigte mit Raddschit-mall, welcher 1768 seine Staaten durch den Radscha von Gortha, Prithi Narrain, verlor; dieser starb 1771; sein Sohn Singhpeetap regierte bis 1775; Ram-bahader, der unmündige Sohn des Letzteren, verlor das Reich durch seinen Oheim Bahader-sah, welcher 1784 Lassa und 1790 Tschu Lumba plünderte. Ein chinesisches Heer kam 1792 über den Himalaya und zwang Bahader-sah zum Frieden. Rambahader ließ Letzteren 1795 umbringen, machte sich aber durch seine Grausamkeit so verhaßt, daß er 1800 nach Benares flüchten mußte; 1804 kam er zurück, 1805 wurde er ermordet. Während dieser innern Verwirrungen dauerten die Eroberungen fort unter dem Feldherrn Ammersing-thappa, welcher aber endlich durch Sir Ochterloay geschlagen wurde. Durch den Frieden vom 4 März 1816 wurde er genöthigt, den Engländern fast alle seine Eroberungen abzutreten. Ammer-sing-thappa starb, 68 Jahre alt, den 29 Juli 1816, und der junge Radscha gleichen Namens den 20 November desselben Jahres; man brachte seinen dreijährigen Sohn Radschindra Bikram Sah auf den Thron. Hauptstadt Katmandu, 4784 Fuß oberhalb der Ebenen Bengalens gelegen, 27° 42′ Br., 85° L.; sie hat 20.000 Einwohner.

Lahore. — 50,000 frz. QM.; 3 Millionen Einwohner, zwischen 30° und 34° Br.; die Grenzen sind Kaschmir und der Indus im Norden; Dehli, Adschmir und Multan im Süden; die Berge Nord-Industans im Osten; der Indus scheidet das Land im Westen von Afghanistan; es besteht aus den zwei Theilen: Pendschab und Kuhistan. Die Sikhs, welche sich zu einem eigenthümlichen indischen Glaubenssystem bekennen, herrschen in diesem Lande und bedrücken ihre mohammedanischen Unterthanen auf alle Weise. Gründer der Sekte der Sikhs war Nanek, geboren zu Talwandy, einem Dorfe des Distrikts Lahore, 1419; sein Nachfolger Guru Angad, welcher 1552 starb; Amera-das von dem Kschatriya-Stamme bis 1574; sein Sohn Ram-das bis 1581. Ardschun-mal, Verfasser des Adi granth, des hauptsächlichsten heiligen Buches der Sikhs, starb 1606; sein Sohn Hargowind war der erste Krieger-Guru (Herr), bis 1644; sein Enkel Harray bis 1661; sein Sohn Harkrischna starb zu Dehli 1664; sein Sohn Tegh-bahader wurde auf Befehl der mongolischen Regierung 1675 umgebracht: sein Sohn, Guru-gowind, Priester und Soldat, führte unter den Sikhs kriegerischen Geist ein; man verjagte ihn endlich aus Lahore und er starb in Dekan 1708. Seitdem warf sich eine Menge kleiner Radschas zu geistlichen und weltlichen Oberhäuptern auf. Ahmed-schah Abd-alli schlug die Sikhs mehrmals 1762 und 1763; sie erhoben sich aber schnell wieder. Gegenwärtig stehen die Häuptlinge im Süden des Setledsch unter englischem Schutze; die im Norden gehorchen alle dem jetzt 60jährigen Randschit-singh; er hat drei Söhne: Kurrak-singh, Scher-sing und Tara-singh. Residenz: Lahore, 34° 9′ 21″ Br., 78° 20′ L.

Sind. — 24,000 frz. QM., 1 Million Einwohner; Grenzen: im Norden Multan und Afghanistan, im Süden Kutsch und das Meer, im Osten Adschmir und die Wüste von Kutsch, im Westen das Meer und die Berge von Beludschistan. Dieß Land wurde von dem Mongalen Akbar unterworfen. Während des Einfalls von Nadir-schah machte sich Mahammed Abassi Kalacy zum Subahdar von Sind; er wurde 1739 von dem persischen Monarchen geschlagen, mußte ihm Tribut zahlen und starb 1771. Seine Nachfolger wurden verjagt von den Talpuris, einem Beludschen-Stamme, unter Anführung ihres Emirs Fateh-Ali-khan 1791; dieser wurde genöthigt, dem Timur-schah von Kabul bis zu dessen Tod, 1793, Tribut zu entrichten. Mir Gholam Ali, Sohn Fateh-khans, starb, nachdem er mit seinen Brüdern das Land regiert, 1812, auf der Jagd; sein Sohn und seine beiden Brüder, Mir Kureim Ali und Mir Murad Ali, folgten ihm; sie haben einen Theil Afghanistans unterworfen.

Sindia. — 40,000 frz. QM. und 4 Millionen Einwohner. Das Land Udschein wurde 1230 von den Mohammedanern erobert; es fiel später an die Mahratten. Dschyapa Sindia diente als Feldherr unter dem ersten Peischwa, Badschirao, und erhielt die Provinz Udschein zur Belohnung für seine Dienste. Sein Sohn Dschanakdschi wurde nach der Schlacht bei Panipat (1761) ermordet; sein Oheim Ranadschi folgte ihm; dessen Sohn, Madhadschi Sindia, regierte bis 1794; sein Neffe Dewlet Rao verlor 1803 in einem Krieg gegen die Engländer die Hälfte seiner Staaten; durch den Vertrag vom 5 November 1817 verlor er einen andern Theil derselben; er starb, 47 Jahre alt, den 21 März 1827. Einer seiner Verwandten, 12 Jahre alt, nahm bei der Nachfolge den Titel Maharadscha-Ali Dschah Dschankodschi-Rao Sin-Dhia-Bahadin (den 18 Juni) an. Die ehemalige Hauptstadt war Udschein, 23° 11′ Br., 75° 35′ L.; gegenwärtig ist Hauptstadt Gualior, 26° 15′ Br., 78° 1′ L.

Halbinsel jenseits des Ganges.

Birma (Awa). — Bevölkerung 3.500,000 Seelen. Durch den Frieden zu Jandabu vom 24 Februar 1826 verloren die Birmanen ganz Aracan, die Hälfte der Provinz Martaban, Taaay, Tenasserim und die Merguyinseln, so daß ihr Reich gegenwärtig nur noch aus den Fürstenthümern Awa und Pegu besteht. Der Name Awa ist eine verdorbene Aussprache von Aenwa; diesen Namen giebt

das Volk seiner Hauptstadt. Der Name Birmanen ist eine Entstellung von Meama, womit die Aracaner jene Nation bezeichnen; 128 Monarchen haben seit Anfang der Monarchie regiert. Awa riß sich, mit Hülfe der Portugiesen, von Pegu los; 1752 eroberte Beinga Della, König von Pegu, Awa; Alompra oder Alomandra Prou, ein Mann von niederer Herkunft, bemeisterte sich im Herbst 1753 der Stadt und legte dadurch den Grund zu dem gegenwärtigen Reiche der Birmanen; er starb, 50 Jahre alt, 1760; sein ältester Sohn Siambodschi Prau regierte bis 1764; sein Bruder Schembuan bis 1776; sein Sohn Aschenguja wurde von seinem Oheim Mindeeadschi Prau 1782 abgesetzt und umgebracht; dieser regierte bis 1819; sein Enkel Madutscheo ist gegenwärtig 45 Jahre alt. Jetzige Residenz: Awa.

Siam. — Dieß Land begreift das Thalbecken des Stromes Menam. 1757 eroberten die Biemanen unter Alompra die Hauptstadt Jüthia und rotteten die königliche Familie aus; 1769 vertrieb sie Piatak, Sohn eines reichen Chinesen, und bestieg den Thron; er wurde 1782 erschlagen. Der erste Monarch der gegenwärtigen Dynastie folgte ihm und regierte bis 1809; sein Nachfolger starb den 20 Juli 1824; sein natürlicher Sohn Kroma Tschiai, 47 Jahre alt, regiert gegenwärtig.

Cochinchina. — Früher dem chinesischen Reiche unterwürfig, begreift dieser Staat gegenwärtig Cochinchina, Tunkin, den größten Theil von Cambodscha und den kleinen Staat Siompa. Die regierende Dynastie wurde 1774 durch eine Empörung verdrängt. Der Krouerde gewann 1790 seine Staaten wieder und eroberte sogar Tunkin. Der Titel seiner Regierung ist Kang-schang; sein Todesjahr kennt man nicht. Sein Nachfolger gab seinen Regierungsjahren den Titel Gia-long (durch das Glück unterstützt) und starb 1812; Meng-meng (heerliches Geschick) ist der Regierungstitel des folgenden Monarchen, welcher 1822 starb. Im vorhergehenden Jahre hatte er vom pekinger Hofe die königliche Investitur empfangen.

Sumatra. — Der Toanko (Herr) Passaman, zu Lintau; der Toanko Rorinchi von Lubu-Agam; der Toanko Allahan-Pandschang.

Java. — 4,660,000. Der Sultan residirt in Djokjakarta, in der ehemaligen Provinz Mataram. Mangko-Buwana-Sepu, 1826 von den Holländern gekrönt, ist den 2 Januar 1828 gestorben; der junge Sultan steht unter der Vormundschaft von Pandscherang Mangko Kolumo. Der Fürst des größten Theiles der Insel führt den Titel Susuhanan, und residirt in Suracarta bei dem Strome Solo.

China.

Der Name der gegenwärtigen Dynastie, von Mandschu-Ursprung, ist Tai-tsing (die sehr reine). In China kennt man den Namen des regierenden Kaisers nicht: der gegenwärtige Thronbesitzer ist ältester Sohn seines den 2 September 1820 gestorbenen Vorgängers, und führte zuvor den Namen Miao-ming. Er gab seinem Vater nach dessen Tod den Namen Schin-zung-schi-hoang-ti, d. h. der erhabene und weise Kaiser, der mitleidige Vorgänger. Der Ehrentitel der Regierungsjahre des jetzigen Monarchen ist in chinesischer Sprache Tao-Kuang, und auf Mandschu Doroi Elbenghe, Glanz der Vernunft. Er ist gegenwärtig 46 Jahre alt.

Japan.

Der jetzige Dairi (Kaiser) regiert seit 1804; während sein Lebens erfährt das Volk ebenfalls seinen Namen nicht. Seine Residenz ist Mijako oder Kio. Der Kubo oder Dschogun ist der Oberfeldherr des Reiches; er residirt in Jedo: er ist der eigentliche Regent, doch behauptet er immer den Schein einer Abhängigkeit von dem Dairi, welcher Abkömmling der alten japanischen Dynastie ist, welche mit Sin mu, 660 Jahre vor unserer Zeitrechnung, ihren Anfang nahm.

Bonaparte am 20 Juny 1792.

Eine der charakteristischesten Anekdoten aus dem früheren Leben Napoleons ist die folgende, die Bourienne von Bonaparte's Benehmen an dem denkwürdigen 20 Juny (1792) erzählt: „Wir hatten uns ein Rendezvous bei einem Restaurateur in der Rue St. Honoré, in der Nähe des Palais Royal, gegeben. Als wir den Restaurateur verließen, sahen wir einen Volkshaufen, der sich auf den verschiedenen Marktplätzen gesammelt zu haben schien und, nach Bonaparte's Schätzung, auf 5 oder 6000 Menschen betief, zerlumpt, aber das Barbarischste bewaffnet, schreiend und tobend und unaufhörliche Flüche und Verwünschungen ausstoßend, sich gegen den Palast der Tuillerien hin wälzen. „„Wir wollen dieser Canaille folgen,““ sagte Bonaparte. Wir kamen ihnen voraus und nahmen unseren Standpunkt auf der Terrasse, welche das Ufer der Seine bildet. Von hier aus hatten wir den freiesten Blick auf alle die scandalösen Scenen, die bald darauf vor sich gingen. Kaum konnte Bonaparte sich von seinem Erstaunen über die Geduld, die Schwäche erholen, welche gegen die Ausschweifungen des Pöbels bewiesen wurde. Als aber der König sich an einem der Fenster, die in den Garten gehen, zeigte die rothe Mütze, welche einer aus dem Haufen ihm aufgesetzt hatte auf dem Haupt, so brach der Unwille Bonaparte's alle Schranken: „„Sacre Dieu,““ rief er laut aus, „„wie konnte man diese Schurken hineinlassen? Man hätte besser gethan, vier-, fünfhundert von ihnen mit Kartätschen nieder zu schießen, so würde der Rest jetzt nach allen Seiten auf der Flucht seyn.““

Mémoires de Bourrienne.

Ulfilas gothische Bibelübersetzung.

Bekanntlich enthält ein Codex rescriptus in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand einen beträchtlichen Theil der unter dem Namen des Ulfilas bekannten gothischen Bibelübersetzung. Allen Freunden deutscher Sprachforschung und Geschichte wird es eine erfreuliche Nachricht seyn, zu vernehmen, daß so eben ein Theil dieses Schatzes, von dem wir bisher nur durch ein von Angelo Maio herausgegebenes Bruchstück wußten, an das Licht gekommen ist — selbst nur wenige Blätter, der zweite Brief Pauli an die Corinther: Uphilae versio Epistolae divi Pauli ad Corinthios secunda quam ex Ambrosianae Bibliothecae palimpsestis deprompta cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit C. C. Castillioneus. Mediolani, 1829, Regiis typis, in 4. pag. XII et 84.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 202. 21 Juli 1829.

Die neuen englische Colonie am Schwanenfluß.

(Fortsetzung.)

Da das Gedeihen einer Kolonie hauptsächlich von der Leichtigkeit der Annäherung, dem Schutze und der Bequemlichkeit der Schiffe abhängt, so geben wir eine Uebersicht über die Hydrographie der Küste. Capitän Stirling bemerkt, daß die Regelmäßigkeit des Ankergrundes und die mäßige Erhöhung des Landes die Beschiffung dieser Küste leicht und sicher machen, daß man sich aber vor dem Naturalistenriff, der Sandbank bei Rotteneſt, den Houtmans Klippen und denen von Kap Leeuwin zu hüten habe; Ankerplätze, welche vor den Süd- und Südwestwinden schützen, seyen, außer den Wintermonaten, völlig sicher; drei oder vier solcher Plätze giebt es in der Geographenbai und unter denselben auch die zwei Häfen des Vasse und Leschenault. Die Lage dieser Bai gleicht genau der Tafelbai vom Kap der guten Hoffnung — sie liegt nordwestlich ganz offen. Guter Ankergrund findet sich auf der Nordostseite der Insel Rotteneſt; und dicht an der Mündung des Schwanenflusses ist eine treffliche (die Gage's) Rhede für Schiffe von jeder Größe, wo das Meer ruhig, der Grund gut, das Wasser drei bis zwölf Faden tief, der Verkehr mit dem Ufer bequem ist, und Annäherung bei Tag und bei Nacht aufs Leichteste bewerkstelligt wird. Sie wird außer der Nordnordwest- und Westnordwestseite durch Inseln, Sandbänke oder das Festland geschirmt, und hat außerdem noch den Vortheil, daß das Schiff hier in Kabellänge vor der Mündung des Flusses oder dem Gestade der Gages'bai in vier bis fünf Faden Tiefe liegen kann. Bei Weitem der beste Ankerplatz an der ganzen Küste ist jedoch hinter der Insel Buache in dem Cockburnsund, in welche ein Seekanal von nicht weniger als fünf Faden Tiefe einschneidet. Im Sund selbst hat man verschiedene Tiefen, fünfzehn Faden und darunter, aber überall guten Ankerplatz. „Ich habe allen Grund zu behaupten", sagt Capitän Stirling, „daß dieser Sund zu jeder Zeit völlig sicher ist, und die größten Schiffe in beliebiger Anzahl in sich faßt. Dicht am Ufer der Insel Buache hat man sieben Faden Wasser. Das Festland gegen den Sund hat ein ruhiges, zugängliches Gestade und außer sehr wenigen Sandbänken, überall tiefes Wasser. Der einzige Uebelstand bei diesem Sunde ist seine Entfernung von der Mündung des Schwanenflusses; dieser Uebelstand aber fällt weg wegen der Nähe der bequemen Gage's Rhede, welche zu Zeiten, wo man keine Nordwestwinde zu erwarten hat, völlige Sicherheit gewährt. Der Cockburnsund ist übrigens der einzige Ankerplatz, der den Namen eines Seehafens verdient; zudem giebt es, so viel man weiß, keinen andern auf der ganzen Westküste, außer der Halfischbai, wo jedoch wegen des heißen Klimas und des unfruchtbaren Bodens keine europäische Niederlassung gedeihen kann."

Unglücklicher Weise läuft zwischen den beiden Landspitzen an der Einfahrt in den Schwanenfluß eine Klippenbank, die Fortsetzung der Kalkfelsenkette des Landes, bei niedrigem Wasserstand bloß sechs Fuß unter dem Wasser hin, so daß nur Boote oder Flöße darüber hinfahren können. Eine Meile innerhalb der Landspitze wird das Wasser wieder tief, und dann folgt eine Reihe natürlicher Kaien, die an ihrem Fuße vier bis sechs Faden Tiefe haben, bis man in ein stattliches acht Meilen langes und drei bis vier Meilen breites Becken mit salzigem Wasser kommt, dem Capitän Stirling den Namen Melvillewasser gegeben hat, und das bei einer Länge von 7 bis 8 Meilen und einer Breite von 3 bis 4 Meilen und drei einer Tiefe von 4 bis 7 Faden bloß einer besseren Einfahrt bedürfte, um einer der schönsten Häfen von der Welt zu seyn. Um diese enge Einfahrt des Flusses ohne viel Schwierigkeit oder Aufwand selbst für Lastschiffe fahrbar zu machen, brauchte man bloß den Kanal über die Klippenbank, welche aus weichem, bröckligem Kalkstein besteht, auszutiefen, oder den 480 Yards breiten Isthmus von Kalkstein, der den See von dem Meere trennt, und auf beiden Seiten vier Faden Tiefe hat, zu durchschneiden. Wenn sich die Stadt einmal zu heben beginnt und größere Gebäude errichtet werden müssen, würden die Steinblöcke, die man bei Durchbrechung dieser Einfahrt gewänne, beinahe die Unkosten decken.

In dieses große Wasserbecken fallen zwei Flüsse, von Nordosten der eigentliche Schwanenfluß, und südöstlich der Canningfluß. Capitän Stirling untersuchte beide, erstern bis an seine Quelle, letztern über den Punkt hinaus, wo sein Wasser die Beimischung des Salzgeschmacks verliert. Beide sind selbst zu Ende der trocknen Jahreszeit noch für Boote fahrbar; und die etwaigen Hinderniſſe der Schiffahrt könnten leicht be-

Digitized by Google

seitigt werden, wenn es einmal gälte, die Erzeugnisse dieses unermeßlichen Landes zu verführen.

Fraser bemerkt, daß an den Ufern des Schwanenflusses das Geschlecht des Metrosideros statt des sonst gewöhnlichen Mangelbaums vorkommt. Das erste Flachland an dem Flusse, das bei der Fraserspitze beginnt, besteht aus fruchtbarem Erdreich und scheint, nach dem daselbst vorgefundenen Holzniederschlag zu schließen, zu Zeiten eine bedeutende Strecke weit überfluthet zu werden. Hier giebt es mehrere ausgedehnte Salzteiche, die sich, wie Fraser glaubt, zum Baumwollenbau ungemein gut eignen würden. Die Berge, obgleich nur mit dünnen Erdüberlagen, bieten eine unzählige Mannichfaltigkeit von Pflanzen dar; unter andern vertrat eine prächtige Angopheraspecies die Stelle der Eukalypten, welche jedoch hier, wie auf der Ostseite, mit der Mimosa, Correa, Melaleuca, Casuarina, Banksia und Xanthorea den Hauptstock des Pflanzenreichs bilden. Die Trespe oder das Kangarugras wächst hier in üppiger Fülle. Auf einer etwas höheren Fläche weiter oben am Finße verleiht der ansehnliche Wuchs der Banksia und der Zamia, welche hier zu einer Höhe von dreißig Fuß emporschießt, so wie der ungeheuere Umfang der Xanthorea den Wäldern einen wahrhaft tropischen Charakter. Etwa fünf Meilen östlich von dem Flusse tritt eine auffallende Veränderung in dem Charakter der Landschaft ein; weite Ebenen beginnen, aus angeschwemmten Niederschlägen gebildet, die mit dem üppigsten Trespengras bedeckt sind, und an Fruchtbarkeit mit dem Ufergebiete des Hawkesbury in Neusüdwales wetteifern. Die in der Nähe der Kalkfelsen längs der Küste so gewöhnliche Casuarina verschwindet und wird durch eine Species von Metrosideros ersetzt, die man bis an die Quelle des Flusses verfolgen kann. Von diesem Punkte an hat das Land ganz die Physiognomie der Ufergegenden jener Flüsse, welche westlich an den blauen Bergen von Neusüdwales hinfließen; auf die schönsten rothen Lehmhügeln mit hohen Angopheren folgen hin und wieder ausgedehnte Ebenen mit Acazien, mit prächtigen Wassergummistauden und Schmetterlingsblumen. Je höher man den Fluß hinauf fährt, desto mehr breiten sich die Ebenen aus, desto besser wird das Erdreich. Hier gleicht das Land dem Ufergebiet des Macquarieflusses, westlich von dem Wellingtonsthal; und wenn sich auf den niedereren Flächen Spuren von gelegentlichen Ueberschwemmungen zeigen, so ist dieß bei den höheren Flächen allem Anscheine nach nicht der Fall. Die Abhänge der Berge haben kein Unterholz und ihre Gipfel sind mit großen Eisensteinmassen bedeckt, zwischen denen ungeheuere Angopheraräume und hin und wieder Hakeapflanzen blühen.

„Wenn ich mein Urtheil über das Uferland des Schwanenflusses geben soll", sagt Fraser, „so behaupte ich unbedenklich, daß es vor jeder Gegend, die ich in Neusüdwales östlich der blauen Berge sah, entschiedene Vorzüge hat. Diese bestehen: 1) in der höheren Güte des Bodens; 2) in der Leichtigkeit, womit der Ansiedler seinen Landbesitz unmittelbar urbar machen kann, in Folge der geringen Bewaldung des Landes, da im Durchschnitte nicht mehr als zwei Bäume auf den Morgen kommen; 3) in der Menge von Quellen, welche das beste Wasser liefern, und der beständigen Feuchtigkeit des Bodens: zwei Vortheile, die man auf der Ostseite entbehrt; 4) in dem bequemen Wasserverkehr und dem Nichtvorhandenseyn jener Hindernisse, welche den Landverkehr erschweren."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Innern von Africa.

(Fortsetzung)

Besuch in dem Lager des Königs von Nyffé.

Am Abend des 16 April überbrachte ein Eunuche an Clapperton den Befehl nach dem Lager des Königs von Nyffé sich zu begeben. Da aber sein offizieller Begleiter noch zuvor auf den Markt nach Kulfu gehen wollte, so mußte er sich noch einige Tage in Tabra bequemen. In der Zwischenzeit langte ein Botschafter des Königs von Youri mit einem Kameel an, das dieser dem englischen Reis zum Transport seines Gepäcks schickte, und wofür er eine falsche Goldkette, ein gemeines Schwert und 10 Ellen Seidenzeug als Gegengeschenk erhielt. Wie der Botschafter versicherte, hatte ihm der König zwei große gedruckte Bücher gezeigt, welche den weißen Männern von Boussa gehörten und ein Kaufmann aus Bornu sollte im Namen eines Christen, der ihn gesandt, 170 Mitgalls Geld dafür geboten haben. Clapperton meinte zwar, der König hätte sie sollen um den Preis verkaufen, denn er gäbe keine 5 Mitgalls dafür; doch wollt' er sich's ein schönes Gewehr und einiges Seidenzeug mehr schon kosten lassen. Auf die Frage Clapperton's, ob keines unter den Büchern wie sein Journal aussähe, erwiederte der Botschafter, es sey eines darunter gewesen, aber von seinem Herrn vor zehn Jahren einem arabischen Kaufmann gegeben worden, und diesen hätten auf dem Weg nach Kano die Fellatas getödtet, ohne daß man wüßte, was aus dem Buch geworden wäre. Auch ein Fellata, der sich ihm als einen Botschafter Bello's und Residenten bei dem Königi von Nyff ankündigte, Omar Zurmie (der Tapfere) mit Namen, führte sich bei Clapperton ein; er verschaffte ihm eine bessere und ruhigere Wohnung als seine bisherige, wo der Lärm von Weibern und Kindern ihn sehr belästigt hatte, und versprach, ihn nach dem Hoflager des Königs zu begleiten.

Endlich in der Frühe des 21 brach man auf; der tapfere Omar, der Eunuche und Mohammed ben Ahmed aus Murzuk letzterer als Dolmetscher und Diener, gingen mit. Nach einem Ritt von 27 M. übernachteten sie in dem Dorfe Kirako. Morgens halb 2 Uhr setzten sie die Reise fort. Der Mond war durch die schweren Wolken gerade so viel Licht, als sie brauchten um sich mit Hülfe zweier Speermänner (amars), die voraus gingen, durch das Dickicht der Wälder Bahn zu brechen und einige der wackeligsten hölzernen Brücken zu passiren, die der Fuß eines Menschen oder der Huf eines Pferdes je betreten hat. „Der Morgen," erzählt Clapperton, „war rauh und kalt der Pfad schlüpfrig und naß; um halb 5 Uhr fühlte ich mich so unwohl, und die Bewegung des Reitens so unerträglich, daß ich abstieg und mich ohne Ueberdecke oder Unterlage auf den naßen Boden legte; es giebt Augenblicke, wo man, um eine

Digitized by Google

gegenwärtigen Leidens los zu werden, zu jedem Mittel scheelte, was auch die Folgen davon seyn mögen; dieß war mein Fall; ich blieb liegen bis 6 Uhr; als ich aufstand, befand ich mich viel besser, nur schmerzten mich meine Knochen heftig. Bald darauf zogen wir über die Mauer einer zerstörten Stadt, durch Baumwollen- und Indigopflanzungen, in denen das Unkraut wucherte. Ein paar zerlumpte Einwohner ließen sich blicken; an Pfählen, neben einigen der wiederaufgebauten Hütten, standen zwei oder drei jämmerliche Pferde mit halbabgeschundenem Rücken angebunden. Ohne das Grün der Bäume und den schönen Fluß mit seinem klaren Wasser und seinen steilen mit Wegerich und Oelpalmen besetzten Ufern, (über den wir ohne Brücke zweimal mußten,) hätte ich in meinem Leben nichts Elenderes gesehen. Auf der höher gelegenen Ebene jenseits angelangt, hatten wir die Ruinen mehrerer Städte und Dörfer längs des Flusses vor uns; um 8 Uhr kamen wir abermals durch die Ruinen einer Stadt und um 9 Uhr stießen wir auf Mohammed el Magia, der von einem großen mit spitzigen Aexten, Hacken und Beilen bewaffneten Haufen umgeben, zu Pferd unter einem Baum hielt. Man sagte mir, daß der König bereit sey, mich zu empfangen; worauf ich auf ihn zu eilte und ihm die Hand schüttelte. Er fragte mich nach meiner Gesundheit und, wie es mir unter Wegs ergangen, und entließ mich, indem er dem Eunuchen befahl, mich in sein Haus zu nehmen; er sprengte dann vorüber und zwar, wie ich hörte, zum gewohnten Werk der Zerstörung nach den Ruinen der Stadt, welche wir zuletzt passirt hatten, wo vielleicht noch einige Steine waren, die er nicht auf einander lassen wollte. Er ritt einen hübschen Falben; der Sattel war mit Silber und Erz verziert; an dem Bruststück hingen große Silberplatten herab, wie man es an den Pferden der alten römischen Kaiser sieht. Er ist ein Mann von hohem Wuchs mit einem gewissen stumpfsinnigen Ausdruck im Gesicht, einem großen Mund voll Ueberzähne, besonders häßlich, wenn er lacht; und der eher alles Mögliche vorstellt, als einen König oder einen Krieger. Er trug eine schwarze Sammtkappe mit rothseidenen Zierathen und zwei Lappen über die Ohren, ein blau und weiß gestreiftes Hemd, zerrissene rothe Stiefel halb von Leder halb von Tuch; in der Hand hatte er einen schwarzen Stab mit silbernem Knopf; seinen Sonnenschirm und sein Schwert hielten Sclaven. Um 10 Uhr gelangte ich in das Lager (zanson); wo ich in der Behausung des Eunuchen ein kleines abgesondertes Quartier angewiesen erhielt. Hier ließ man mich allein bis 3 Uhr, wo der Eunuch mir die Ankunft des Königs meldete, der mich zu sprechen wünschte. Ein Geschenk zu mir nehmend, begab ich mich zum König. Ich bat ihn um Schutz und Empfehlung an die Gouverneure von Guari oder Zegzeg in Haussa; ich erwähnte, daß ich von allen Königen und Statthaltern zwischen Badagry und Tedzu gut behandelt worden wäre und daß ich mich desselben von ihm versähe. Er versprach, mir Alles zu thun, was ich wünschte."

Das Lager glich einem großen viereckigen Dorf mit kleinen kuppenförmigen Hütten, die mit Stroh bedeckt waren; es hatte vier große breite Gassen und einen viereckigen freien Platz in der Nähe der Wohnung des Königs. Betrachtete man die Menge von ringsumwandelnden oder vor den Hütten angebundenen Rossen, von Bewaffneten, die umhergingen und von denen manche die Trommel schlugen, von Webern, Schneidern, von ausgelassenen Sclaven, die Roa-dum (Palmwein) zechten, von Webern, die Baumwolle spannen, Garn haspelten, Yams, Fufu und Arrassous feil boten, die kleinen Märkte unter jedem grünen Baum, die heiligen Männer, die ihre Bettorallen abzählten, so mußte man die Bevölkerung ziemlich hoch anschlagen. Was Clapperton an den Leuten von Nyffé theils hier, theils sonst auffiel, war, daß sie meist die Vorderzähne verloren und überhaupt schlechte Zähne hatten; was er ihrer Gewohnheit, Schnupftaback mit Salpeter vermischt zu kauen zuschreibt. So sieht auch das Weiße in ihrem Aug gallenhaft und bintränstig aus — und dieß ist so allgemeine Regel, daß kaum die unter 18 oder 20 Jahren davon eine Ausnahme machen. Clappeton hatte mehrere Zusammenkünfte mit Mohammed el Magia, der zu Allem Lust bezeugte, was er bei jenem sah. Bei seinem Abschiedsbesuch fand der Reisende den König von Fellata's umgeben, von denen einer laut aus dem Koran vorlas. Daß jedoch Jemand aus der Gesellschaft von dem Sinn des Vorgelesenen Etwas geahnt hätte, daran war nicht zu denken. Eine in Bornu und Haussa gewöhnliche Erscheinung — fertige Koranleser, die kein Wort davon verstehen außer das Wort „Alla" und die auch kein anderes Buch lesen können! Auf dem Rückweg begegnete Clapperton einer Streifpartie, die der König aussandte, um einige Dorfbewohner aufgreifen zu lassen, die es gewagt hatten, ohne seine besondere Erlaubniß ihre zerstörten Hütten wieder aufzubauen und etwas Hirse zu säen. Am 25 war er in Tadra zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die herbstliche Färbung der Blätter.

Ueber die Färbung des Laubs im Herbst enthalten die Mémoires de la Société de Physique et d'Histoire Naturelle de Genève (4 Bd.) einen sehr interessanten Artikel von Macaire Prinsep. Dieser Naturforscher war darauf aufmerksam geworden, daß bei Blättern, welche übereinander liegen, der unbedeckte Theil immer schneller und dunkler gefärbt wird, als der bedeckte, und wollte daher untersuchen, ob der Farbenwechsel auch im Dunkeln statt finde. So oft er nun ganze Zweige, oder auch nur Theile von Blättern vor der Einwirkung des Lichtes verschloß, so fand er, daß nicht der geringste Farbenwechsel eintrat. War das ganze Blatt im Dunkel, so fiel es noch völlig grün ab; war dieß nur ein Theil, so änderte der Rest die Farbe und nur der bedeckte Theil behielt seine ursprüngliche Grüne. Versetzte er Blätter oder Theile von Blättern, die bereits gelb waren, in die Dunkelheit, so fiel das Blatt gelb ab, und der bedeckte Theil behielt diese Farbe, während der Rest roth wurde; und so erwies sich die Nothwendigkeit der Einwirkung des Lichtes auf allen Stufen der Färbung. Der färbende Stoff in den Blättern ist, nach Hrn. Prinsep, eine harzige Substanz, die dem Laub in seinem grünen und gelben Zustande gemein ist und nur Modifikationen der Farbe annimmt. Er gewann diese Substanz sowohl aus grünen, als aus gelben Blättern, und der Unterschied war nur die

Digitized by Google

Auflösbarkeit der grünen Resina in fetten und essenziellen Oelen, während die gelbe Materie unauflöslich blieb und die Einwirkung der Säuren und Alkalien. Selbst kalt wird die gelbe Resina in den Alcalien allmälig wieder zu einem schönen Grün zurückgeführt, der Zutritt der Wärme befördert diese Wirkung aber beträchtlich. Dann ist sie in jeder Hinsicht dem grünen Stoffe gleich und wie dieser in Oelen auflösbar. Auf der andern Seite verwandeln alle Körper, welche ihr Oxygen von sich geben, die grüne Substanz in die gelbe oder rothe, so daß die Resina der Blätter, welche ihre herbstliche Färbung angenommen haben, Nichts als grüne, jedoch oxygenirte Resina zu seyn scheint. Ein gelbes Blatt, das einige Zeit in der Potasche oder andern Alcalien bleibt, wird schön grün, ohne die geringste anderweitige Veränderung; ein grünes Blatt dagegen, das sich in irgend einer Säure befindet, wird gelb oder roth, und Potasche stellt das ursprüngliche Grün wieder her. Die Schlüsse, welche Hr. Prinsep aus diesen Erscheinungen ziehe, sind: 1) alle die gefärbten Theile der Vegetabilien enthalten eine besondere Substanz, die er Chromule nennt (das Chlophyle von Pelletier und Cavanton), und welche die Fähigkeit besitzt, durch leichte Modificationen ihre Farbe zu wechseln. 2) Der Fixirung des Oxygens und eine Art von Sauerwerden (acidification) dieser Substanz ist der herbstliche Farbenwechsel der Blätter zuzuschreiben.

Spanische Literatur.

Wenig Länder sind so reich an Materialien für die Geographie und Statistik, als Spanien; jede Provinz, jede Stadt, ja, man könnte beinahe sagen, jede Diöcese hat ihre besondere Beschreibungen; und es bedurfte daher bei diesem Ueberfluß an Stoff nur einer verständigen Auswahl, um in einem geographisch-statistischen Wörterbuche der pyrenäischen Halbinsel alle Forderungen der Kritik und der Wissenschaft zu befriedigen. Leider konnte eine solche Unternehmung in keine schlechteren Hände fallen, als die des Verfassers von dem seit drei Jahren in Madrid erscheinenden Diccionario Geographico-Estadistico de Espanna y Portugal (por Don Sebastian do Minnano, Madr. 1826 ff. 4.). In einer Reihe von kritischen Gelegenheitsschriften, die dem Erscheinen eines jeden Bandes des Diccionario unmittelbar folgten — Observaciones necesarias a todos que lean un Diccionario G. y Est. de Espanna que se esta publicando por D. J. Alvarez (Madr. 1826 ff. 12.); Correcciones fraternales al Presbitero Don S. Minnano etc., por el suscritor arrepantido D. J. Caballero (Madr. 1827 ff. 2.) und Correcciones y adiciones al articulo Madrid del D. G. Est, por P. Zamatten (Madr. 1827, 12.) — werden dem Verfasser so zahlreiche und so unverzeihliche Verstöße nachgewiesen, daß sein Werk mit allen Verbesserungen, die er demselben beizufügen verspricht, als völlig unbrauchbar erscheint.

Dampfbäder der nordamericanischen Indianer.

Unter den Bäothuken oder Indianern von Newfoundland, einem gegenwärtig so gut als ausgestorbenen Volksstamme, war das Dampfbad in Gebrauch; und Mr. Cormak, der vor Kurzem eine Reise in das Innere der Insel machte, um die Reste ihrer alten Bevölkerung aufzusuchen, entdeckte, während er den Hauptzweck seiner Reise verfehlte, die Reste eines solchen Bades. Die Methode, deren man sich bediente, um den Dampf hervorzubringen, war, Wasser auf große Steine zu gießen, die zuvor in freier Luft glühend heiß gemacht worden waren, indem man eine Quantität Holz um sie her verbrannte; nachdem dieß geschehen, wurde die Asche hinweggenommen, und es ward ein hölzernes Gestell in der Form einer Halbkugel, das dicht mit Fellen bedeckt war, um jeden Zutritt der äußeren Luft zu verhindern, über den Steinen befestigt. Der Patient kroch darauf unter dasselbe hinein und nahm einen Korb von Birkenrinde mit Wasser und eine kleine Birkenrindenschaale, zum Herausschöpfen, mit hinein, wodurch er im Stande war, durch wiederholtes Aussprengen, Dampf nach Belieben hervorzubringen. Am Häufigsten bedienten sich alte Leute des Dampfbades gegen rheumatische Beschwerden.

Edinburgh New Philosophical Jouenal.

Nordamericanische Zeitschriften.

Die neuesten Numern der nordamericanischen Vierteljahrsschriften sind ungewöhnlich dürftig ausgefallen; selbst die North-American Review (Philadelphia), sonst die gediegenste derselben, enthält diesmal kaum einen einzigen Artikel, der nur der Erwähnung werth wäre. Auffallend ist, daß der ganze Inhalt dieser Blätter fast immer nur europäischen, selten ausschließlich oder auch nur vorzugsweise americanischen Interessen gewidmet ist. Freilich ist es leichter, Auszüge aus den neuesten englischen Werken mit seichten Räsonnemens zu begleiten, als selbstständige Ansichten in Originalartikeln auszusprechen. In der North-American Quarterly Review (Boston) finden wir einen einzigen Aufsatz, der sich auf Nordamerica bezieht, eine Kritik der historischen und statistischen Uebersicht der Vereinigten Staaten von Darby. Die Southern Review die zu Charlestown im Staate Südcarolina erscheint, enthält einen Aufsatz über das „englische Lehenrecht," einen anderen über die „Romane von de la Motte Fouqué," einen dritten über den „englischen Canzleigerichtshof (Court of Chancery)," mit einigen wenigen Hindlicken auf den Zustand der Courts of Chancery in Nordamerica, einen vierten Aufsatz über „Butler's Leben des Erasmus," dann einen über „Brown's Philosophie des menschlichen Geistes," einen anderen über „den Ursprung des Reim's," noch einen über die Reisen des Herzogs Bernhard von Sachsen Weimar, in welchem unter Anderm die sehr begründete Vermuthung aufgestellt wird, daß ein Latein, wie Fortuna audacibus juvat, in Göttingen nicht passirt haben würde (vielleicht hätte es auch Hrn. Professor Ludwig nicht passiren sollen); die letzten beiden Artikel sind der eine über Higgin's Werk „The Cettic Druids" und der andere über Walsh's Reise nach Constantinopel. Neues oder Bemerkenswerthes haben wir in keinem einzigen dieser Aufsätze gefunden, wenn man nicht etwa den freilich auffallenden Umstand dafür gelten lassen will, mit dem wir hier bekannt werden, daß während ganz Großbritannien nur einen einzigen Canzler hat, ein Staat wie Südcarolina, mit verhältnißmäßig wenig Einwohnern, deren fünf besitzt, die freilich hinreichende Beschäftigung finden, da alle streitige Rechtsfragen (legal Questions) vor ihr Forum gehören.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 203. 22 Juli 1829.

Skizzen aus dem Innern von Africa.

(Fortsetzung.)

Kulfu.

Das Climafieber, welches Clapperton schon zu verschiedenen Malen befallen hatte, namentlich einmal auf der Rückreise von Bussa nach der Fähre von Komi, wo es sich als starker Schwindel verbunden mit dem momentanen Verlust des Gesichts und des freien Gebrauchs der Glieder äußerte, und später wieder im Lager des Königs von Nyffé, wo ihm eine Schwitzkur in seiner engverschlossenen Hütte gute Dienste leistete, stellte sich in Kulfu mit solcher Heftigkeit ein, daß er genöthigt war, von 2 bis zum 18 Mai daselbst zu bleiben. Er bewohnte eins der besten Häuser in Kulfu, das aus drei abgesonderten Hütten und einem Platz für drei Pferde bestand; der Hauptmann der Stadt bezeugte sich sehr dienstfertig; die vornehmsten Einwohner beehrten ihn mit ihren Besuchen. Sein Hauswesen gehörte einer reichen Witwe, Namens Laddi, einer großen fetten, fanden Person, die ein einziges Kind hatte, ein verzärteltes Töchterlein von fünf Jahren; sie handelte mit Salz, Natrum und verschiedenen andern Gegenständen; besonders rühmte man die Güte ihres Palmweins, ihres Bussa, und keine Nacht verging, wo nicht ihre große Außenhütte mit Gästen vollgepropft war, die in der Regel bis zur Morgendämmerung zechten. Musik durfte nie fehlen. Die Trommel, die arabische Guitarre (erbab), die Nyffeharfe und Menschenstimmen bildeten ihre Conzerte. Meist sangen sie improvisirte Lieder, die sich auf die anwesende Gesellschaft bezogen. Eines ihrer Lieblingsgetränke ist der genannte Bussa: ein Gebräu aus Dura, Honig, cholesischem Pfeffer, der Wurzel einer groben Art von Futtergras und Wasser; man thut diese verschiedenen Ingredienzien in verhältnißmäßigen Quantitäten in große irdene Gefäße, die oben offen sind und die man vier bis fünf Tage an einem langsamen Feuer gähren läßt. Hierauf werden sie als ein sehr starkes und berauschendes Getränk, welches Mohammedaner wie Heiden sich gleich wohl schmecken lassen, in Krüge verfüllt. Anfangs konnte Clapperton vor dem Geklärm dieser Zechbrüder nicht schlafen. In der Nacht des 17ten ward der Neumond gesehen, und Muselmänner und Heiden stimmten ein Jubelgeschrei an. Die Wirthin besaß dreizehn von einem sogenannten Malem aus Boenu mit dem bedeutungsvollen Worte Bismilla beschriebene Stücke Holz; weiter ging nehmlich die Schreibkunst des Schriftgelehrten nicht. In dieser Nacht nun wusch die gute Frau ihre heiligen Klötze; trank das Spülwasser und gab ihrer Familie davon zu trinken. Clapperton, den sie auch zu diesem Trank einlud, sagte, er möge kein schmutziges Wasser; überhaupt glaube er, sie würde besser daran thun, wenn sie ihren Leuten einen tüchtigen Becher Roa Bum oder Bussa einschenkte. „Was," entgegnete sie, „Du nennst den Namen Gottes schmutziges Wasser? Es war gut zu nehmen." Diese Gaukler, die sich Malems nennen, binden dem abergläubischen Volke Viel auf; Heiden und Muselmänner sind ihnen für ihre Zaubereien zinsbar. Jenes Spülwasser (dua) gilt ihnen als ein Universalmittel für alle Uebel, jetzige und künftige. Manche ihrer Krieger schließen sich 30 bis 40 Tag in ihre Wohnungen ein, fasten den Tag über und trinken Nichts als Dua oder waschen sich damit. Hat Jemand ein besonderes Glück, oder verrichtet er eine mehr als gewöhnliche That, immer ist es das Dua, dem er es verdankt, und ohne welches ihm Nichts geworden wäre und er Nichts vermocht hätte.

Die verflossene Nacht hatte mit der Erscheinung des Neumonds die Fasten des Rhamadan beendigt; der darauffolgende Tag wird im ganzen nördlichen Binnenafrica festlich begangen. Jedermann zog seinen besten Staat an, machte und empfing Besuche, gab und erhielt Geschenke, Hörner-Guitarren-Flötenspieler paradirten durch die Straßen. Gruppen von Männern und Weibern saßen unter ihren Thüren, oder unter schattigen Bäumen und tranken Bussa und Roa Bum. Auch Clapperton hatte seine Gäste; der Hauptmann der Stadt kam, heißes Wasser mit ihm zu trinken, wie er seinen Thee nannte. Der Häuptling von Ingastri, der nur eine Tagreise entfernten zweiten Stadt in Youri, schickte ihm ein Schaf, etwas Reis und tausend Goranüsse zum Geschenk. Die Damen zeigten sich im höchsten Putz à la Nyffé: die jüngern kamen und begrüßten die Männer und wünschten ihnen Glück zum Fest; ihre Wollenhaare hatten sie gekämmt und geflochten und mit Indigo gefärbt; mit Indigo hatten sie ihre Augbrauen, mit Khol (Blei) ihre Wimper, mit Gelb ihre Lippen, mit Roth ihre Zähne, mit Henna Hände und Füße bemalt; sie hatten ihre farbigsten und farbigsten Kleider an; um Arme und Beine trugen sie Bra-

Digitized by Google

celets von Glas, Erz und Silber, an den Fingern Ringe von Erz, Zinn, Silber und Kupfer zum Theil mit angelöthetem spanischen Piastern. Im Trinken von Busa und Rea Bum die ten sie mit den Männern gleichen Schritt und die ausgelassenen sten Lieder sangen sie mit. Nachmittags gab es männliche Tanzpartien, Freie und Sclaven durcheinander; keine trübe Stirn war in Kulfu zu sehen. Aber Abends 9 Uhr verwandelte sich die Scene der Freude in eine Scene der Angst und des Schreckens, das Gejubel verstummte und die Menge flüchtete sich unter Obdach vor einem ausbrechenden Gewitter. Todesstille, nur unterbrochen vom Gebrüll des Donners und dem Heulen des Sturms, herrschte rings; der düster behangene Himmel stand in Flammen; wie Feuerseen wälzten sich die Wolken daher, an Masse und Lichtglanz nur übertroffen von dem Vulcan, der, wie man jetzt sah, über der nahen Stadt Bali auf und nieder fuhr. Nicht lange, so begann eine neue Scene, wo möglich noch gräßlicher als die erstere; der Wind schwoll zum Orkan an; Dächer flogen wie Spreu umher; Häuser stürzten ein; Bäume wurden entwurzelt oder abgeknickt; und mitten unter dem Krachen des Donners wieder der Kriegsruf der Männer und das Nothgeschrei der Weiber und der Kinder, indem sich immer mit den Schrecken der Natur noch die Furcht vor feindlichen Menschen mischt. Clapperton ließ seine Gewehre laden und seine beiden Diener, Richard und Pasese, vor jeder Hütte Wache halten, während er selbst in dem Haus seiner Wirthin das Commando übernahm, alle Feuer löschen ließ und das Hofthor beschützte. Zuletzt fiel der Regen, das Feuer von Bali erlosch, nachdem die Stadt niedergebrannt war; in Clappertons Haus kam man mit einem abgedeckten Dach und einem umgeworfenen Schuppen davon.

Das Interesse für den Abgesandten des europäischen Königs blieb sich gleich bei Nahen und Fernen. Unter Anderm bekam Clapperton einen Brief von Abdurahman, einem gebornen Nyffier und berüchtigten Freibeuter, der mit seiner Bande vor einiger Zeit die Hauptstadt von Nyffé überzogen und sechs Monate lang besetzt gehalten hatte. Er war von Mohammedanern ebenso als von Kafern gefürchtet; gegenwärtig befand er sich in der eine Tagreise nordöstlich gelegenen Stadt Kora. Der gelehrte Mann wünschte sehr, daß ihn Clapperton besuchen und ihm die Psalmen Davids, arabisch, schenken möchte. In einem Brief, der auf ein Stück von dem Titelkupfer eines spanischen oder portugiesischen Buchs geschrieben war, sprach er von einer Mittheilung, die er ihm zu machen hätte, die aber bloß mündlich geschehen könnte. Clapperton lehnte die Einladung ab; wenn er ihn sprechen wolle, möge er nach Kulfu kommen.

Eine große Carawane, mit welcher Clapperton bereits in Katunga zusammengetroffen war, holte ihn hier ein; dort war den Kaufleuten bei Todesstrafe jeder Verkehr mit ihm untersagt gewesen. Sie erzählten ihm, der Eunuche des Königs von Nyffé habe Einen von ihnen dingen wollen, ihn zu ermorden: zugleich bestätigten sie die Nachricht von dem Krieg, der zwischen dem Scheich von Bornu und den Fellatas ausgebrochen war. Ein abermaliger Botschafter des Sultans von Bonssa warnte Clapperton ebenfalls vor Nachstellungen, er möge ja keine gekochte Speise essen, die etwa von einer der weibliche Verwandten des Magia aus Tabra zukäme, indem man ih vergiften wolle. Der Sultan schickte ihm eine schöne Stu zum Geschenk und ersuchte ihn, am Tag vor seiner Abrei von Kulfu eine Ziege zu schlachten und das Fleisch unter d Einwohner austheilen zu lassen; er selbst hätte Goranüsse u Salz in Bonssa für ihn ausgetheilt. Den Botschafter des Su tans begleitete eine Sclavin, die von Seite der Favoritin ei Geschenk von Reis, Yams und Butter überbrachte. Was konnt fragte sich Clapperton selbst, in den Gesinnungen der Bonssan in zwanzig Jahre eine solche Veränderung bewirken, daß sie d europäischen Reisenden damals unbarmherzig tödteten, währe sie jetzt für ihn Alles thaten? Denn wirklich konnte er d Freundschaft des Königs von Bonssa als seinen einzigen Schutz diesem Lande betrachten. Einen gewissen Aufschluß gab ihm d Erzählung des Gatten einer Sclavin, oder wie sie genan wurde, einer Tochter seiner Wirthin, über die Ursache von Mun Park's Tod, woraus hervorging, daß es nicht Haß gegen d Weißen überhaupt war, sondern die Meinung, daß die in d Boot den Fluß herabkommenden Weißen die Vorhut d Heeres der Fellatas bildeten, was die Männer von Bonssa Feindseligkeiten verleitete. Denn zufälliger Weise mußte Mun Parks Reise in die Zeit jener großen Revolution fallen, als d Fellatas unter Malem Danfodio, dem Vater des gegenwär gen Sultan's, als Eroberer für den Islam auftraten und Gu und Zamfra verheerten. Clapperton glaubte um so weni Zweifel in die Wahrheit dieser Erzählung setzen zu dürfen, d der Mann von ihm nicht veranlaßt oder durch Fragen bestün worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue englische Colonie am Schwanenfluß.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf die Erzeugnisse des Thierreichs hat die G gend um den Schwanenfluß im Ganzen einen analogen Cha ter mit Neu-Südwales; so auch in Bezug auf die mensch Bevölkerung: derselbe auffallende Körperbau, große Köpfe, gere Leiber, lange und unproportionirte Glieder. Die Ei borenen sind abgehärtet, thätig, tapfer, leidhaft, und gehen sch von der größten Freundlichkeit in die grimmigste Wildheit ü Sie tragen meistens Kangarumäntel, die ihre ganze Bekleid ausmachen; so führen sie auch als Waffe dieselbe Lanze denselben Wurfspieß (womera) wie ihre Brüder in S südwales. In den Sommermonaten besuchen sie die Seeki wo sie Fische spießen, worin sie eine außerordentliche tigkeit besitzen sollen; im Winter dagegen halten sie sich i in den Wäldern der höheren Gegenden auf, wo sie von . garus, Opossum's, Landschildkröten, Vögeln und Wurzeln le Sie haben weder Nachen noch Flöße; auch sah man Nichts, einer Hütte glich. Sie bedienen sich des Worts Kangaru anderer Ausdrücke, die man auch zu Port Jackson hört. Thieren kamen unseren Reisenden bloß die drei vorerwäh

Digitized by Google

Arten zu Gesicht: einmal hörten sie das Gebell eines einheimischen Hundes; von Reptilien zeigte sich außer Leguanen und Eidechsen bloß eine einzige Schlange.

Etwas größer ist die Anzahl der Vögelarten. Der Emu ist häufig auf den Ebenen, und den schönen schwarzen Schwan, einst vermuthlich eine rara avis, sieht man in größter Menge an dem Flusse, dem er den Namen gab, vorzüglich aber an dem Meloillesee. Eben so zahlreich sind die verschiedenen Gänse- und Entenarten; weiße und schwarze Cackatu, große und kleine Papageien, Tauben und Wachteln; auch ließen sich viele Singvögel in den Wäldern vernehmen.

Seehunde giebt es in Menge auf den Inseln. Kapitän Stirling spricht von vielen Ueberresten derselben, welche die Küste der Geographenbai bedeckten, ob es gleich außer der Wallfischzeit war. Die Franzosen fanden in den Monaten Mai und Juni eine unermeßliche Anzahl Wall- und Halfische an dieser Küste; letztere von so ungeheuer Größe, daß einige über 2000 Pfund gewogen haben sollen. Vlaming erwähnt gleichfalls einer Anzahl Halfische; auch fand er, wie die Franzosen, daß die See in der Nähe der Küste von Meerschlangen wimmelte, deren größte 9 bis 10 Fuß lang waren. Kapitän Stirlings Leute fingen drei oder vier Arten guter, schmackhafter Fische; ins Besondere wird eine Art Kabeljau (rockcod) als vortrefflich geschildert.

„Der Meeresgrund", sagt Capitän Stirling, „besteht aus Kalksand und spielt zuweilen in Thon oder Mergel über. Auf ihm sieht man eine unendliche Mannichfaltigkeit von Seepflanzen wachsen, welche den Versteck oder vielleicht Unterhalt einer Menge kleiner Fische bilden. Bedenkt man, daß sich diese Bank hundert Meilen von der Küste ins Meer erstreckt, und daß der Strand überall, wo man ihn sehen kann, ein belebtes mannichfaltiges Gemälde von Thieren zeigt, welche über die übergrünte Oberfläche der Vegetation hingleiten, so darf man mit der Zeit eine bedeutende Fischerei auf diesen Küsten erwarten. Schon jetzt wird ein Boot mit ein paar Männern in wenigen Stunden mit Fischen gefüllt."

Die Insel Buache eignet sich vortrefflich zu einer Fischerstadt. Der Ankerplatz dicht an ihrer Küste ist gegen alle Winde geschützt; und die Insel selbst mit einem Flächeninhalte von 6—7000 Morgen Sand- oder Lehmboden könnte, wie Fraser glaubt, für den Anbau der zartesten Gartengewächse benützt werden. Den Theil, welcher an die See stößt, verwahrt ein natürlicher Kalksteindamm, der mit Cypressen und an manchen Stellen mit einer arboreszirenden Art von Metrosideren bedeckt ist; alle Thäler sind mit gigantischen Nachtschatten und schönen Brownonien bekleidet. Der Boden in diesen Dickichten ist fruchtbare braune mit Kalksteinbröcken untermischte Lehmerde. Auf frisches Wasser stößt man bei einer Tiefe von zwei Fuß. Capitän Stirling ließ auf dieser Insel einen Garten anlegen und umzäunen, weshalb er ihr den Namen Gartheninsel gab; wir möchten aber die Beibehaltung des Namens Buache empfehlen, obgleich die unverantwortliche Unachtsamkeit, womit die französische Expedition unter Baudin die Untersuchung dieser Küste übrigens verdiente, daß jede Spur ihrer Nomenklatur verwischt würde. Der Schwanenfluß des Zähnbruchs Heirisson hat wenig Aehnlichkeit mit dem Original, und muß entweder mit völliger Unkenntniß aufgenommen oder aus dem Gedächtnisse beschrieben worden seyn. Ferner ließ Capitän Stirling auf Buache eine kleine Colonie von europäischen Hausthieren, eine Kuh, zwei trächtige Schafe und drei Ziegen zurück, wo sie, wie er bemerkt, eine Fülle von Gras und ein großer Wasserreichthum erwartete. Auf keinen Fall dürften sie von den Eingebornen beunruhigt werden. Um in den Cockburnsund einzulaufen fährt man um die Nordspitze dieser Insel und zwischen ihr und einem kleinen unfruchtbaren Eiland, Pulo Carnac, von den Franzosen aber Ile Bertholet genannt, hindurch. Da die Vorgebirge, Baien und Inseln auf diesem Küstenstrich, die Insel Rottennest ausgenommen, vor dem Besuche der Franzosen noch keinen Namen hatten, so sollte man die französischen Benennungen beibehalten, und wäre es auch nur um das Beispiel Baudin's, Freycinet's und Anderer nicht nachzuahmen, welche die Entdeckungen Flinders auf der Südseite umtauften, während dieser auf Isle de France gefangen gehalten ward. Doch traten die Namen von Flinders wieder in ihr Recht ein, — während die „Napoleonsspitze, Josephinengolf" u. s. w. verschwunden sind. Die Insel Rottennest, die größte in dieser Küstengegend, ist gegen acht Meilen lang und von derselben Formation wie Buache; nur daß sie auf der Nordseite mehrere Salzmoräste enthält, die von der See nur durch einen meist aus zweischaligen Muscheln gebildeten Strand getrennt sind. Wie Buache hat auch Rottennest eine üppige, kräftige Vegetation; nach Freycinet soll eine kleine Kangarugattung daselbst zahlreich seyn. Vlaming, der sie zuerst entdeckte, spricht mit Begeisterung von den Schönheiten dieser Insel, der er wegen der Menge der, wie er glaubte, auf ihr einheimischen Ratten den Namen Rattennest gab. Die Franzosen nennen dieses Thier péramèle à long nez.

Es ist nicht anzunehmen, daß Stirling bei seinem kurzem Besuche die mineralogischen Schätze des Landes genau erforschen konnte; doch ersieht man aus seinem Verzeichnisse dortige Erd- und Steinarten, daß er Muster von Kupfererz, von Bleierz mit Silber und auch mit Arsenik, zwei Arten magnetischen Eisens, mehrere Variationen von Granit, Chalcedon und Kalkstein, mit Stalaktit- und Stalazmitincrustationen mit nach England brachte. Die hohen Felsenriffe am Naturalistenkap bieten eine Menge großer Massen von „außerordentlichen Aggregaten", wie sich Fraser ausdrückt, dar, Versteinerungen zweischaliger und anderer Muscheln, welche überall dicht mit kleinen Kristallen incrustirt sind. Hier, sagt er, sah man Eisenadern von beträchtlicher Dicke in verschiedenen Richtungen durch den Felsen hinstreichen, auch fielen ihm Höhlen in dem Glimmerschiefer zwischen dem Granit und dem Kalkstein auf, die er als außergewöhnliche Erscheinungen betrachtet. Sie enthielten große Quantitäten Steinsalz, welch: sich auf der ganzen Oberfläche als dicke, schön krystallisirte und in die compactesten Theile des Felsen eindringende Verrindungen darstellten. Eben so bewunderte er die glänzenden Stalaktiten und Stalagmiten an den Granitmauern, welche die 40—50 Fuß über der Meeresfläche erhabene Basis des größten Theils dieser Höhlen bilden. An mehreren Orten, wo Kalksteinformation ist, fanden sich Mineralquellen;

Digitized by Google

eine solche Quelle z. B. eine halbe Meile vor der Mündung des Schwanenflusses, welche in einer Breite von 6 — 7 Fuß aus festem Felsengrund aufsprudelte. Sie ist warm, salzig, angenehm zu trinken, und soll nach Einigen, welche davon kosteten, abführend seyn.

Wegen der kalten aus Osten kommenden Winde vermuthet Stirling hinter den Darlingsbergen eine dritte noch höhere Gebirgsreihe. Wenn aber das Thermometer auf der zweiten Bergreihe schon einen Unterschied von 15° giebt, so dürften die von da wehenden kalten Winde allein schon eine merkliche Veränderung der Temperatur in der Ebene bewirken. Ob das Innere des Landes Flüsse, Seen oder Gebirge hat, ist bis jetzt unbekannt; bei dem beschränkten Areal der neuen Ansiedlung wird man aber bald genöthigt seyn, die Ostseite der Darlingsreihe zu untersuchen, und man hat allen Grund, dort fruchtbare, von ost- oder nordwärts fließenden Bergströmen durchschnittene Thalgründe zu vermuthen; denn die häufigen und schweren Wolken, die sich auf dem großen Ocean sammeln, dürften, durch die Gebirgsreihen gesperrt, nur den geringeren Theil ihrer Wassermassen dießseits entladen. Sofern man von Neusüdwales und vom Schwanenflusse aus Entdeckungsreisen in das Binnenland je nach den entdeckten Längegraden durch Ländereien belohnte, so ließe sich im Verlaufe einer Generation manche Bereicherung im Gebiete der australischen Länderkenntniß erwarten. Ob die Colonie am Schwanenflusse auch in klimatischer Hinsicht den Vorzug vor ihrer älteren Schwester habe, lassen wir dahin gestellt; bei ihrer westlichen Lage jedoch muß sie, wie es bei allen Festländern und größeren Inseln auf ihrer Westseite der Fall ist — einen milderen Winter haben, während die kühlen Seewinde im Sommer die Luft erfrischen. „Das Klima", sagt Capitän Stirling, ist meiner Ansicht nach „äußerst gesund, und ich werde darin durch die Angabe des Fregattenarztes bestärkt, der, trotz dem, daß die Mannschaft harten Strapazen und den Einflüssen der Nachtluft in der Nähe von Sümpfen ausgesetzt war, außer leichten nicht mit dem Klima zusammenhängenden Unpäßlichkeiten, keinen Krankheitsfall hatte." Einen desto unbestreitbareren Vorzug besitzt die Colonie am Schwanenflusse aber in Hinsicht ihrer geographischen Lage, da sie einen weit nähern und leichtern Verkehr nach allen Theilen der civilisirten Welt hat, die Ostküste America's vielleicht ausgenommen. Die Fahrten von England und dem Kap der guten Hoffnung sind fast um einen Monat kürzer, und die Rückfahrten sind es noch mehr. Die Fahrt nach Madras und Ceylan erfordert zu allen Jahreszeiten wenig mehr als drei Wochen und dieß einen Monat zurück nach dem Schwanenflusse; während vom November bis zum April, wo die Westpassatwinde auf der Nordküste von Australien wüthen, die immer gefährliche Fahrt von Neusüdwales durch die Torresstraße durchaus unmöglich wird, und fast in nicht geringerem Grade für Handelsschiffe auch die durch die Bassstraße, wo die Westwinde, die dort das ganze Jahr anhalten, den Seefahrer fast immer nöthigen, die Südspitze von Vandiemensland zu umsegeln. Capitain Stirlings Fregatte verließ Port Jackson am 17 Januar und erreichte Kap Leeuwin erst am 28 März; das Colonialschiff, das ihn begleiten sollte, wurde so stark beschädigt, daß es nach Port Jackson zurückgehen mußte *).

(Fortsetzung folgt.)

Der Runkelrübenzucker.

Noch immer herrscht fast allgemein die Ansicht, daß die Runkelrübenzucker-Fabrication im Großen, wie sie dem Continentalsystem Napoleon's ihren Ursprung verdankte, so auch nur während eines ähnlichen erzwungenen Zustandes der Dinge bestehen könne; wie irrig diese Meinung ist, geht daraus hervor, daß Frankreich die Fabrication des Runkelrübenzuckers noch immer Betrieb abwirft, obwohl der westindische Zucker zu dem niedrigen Preis von 17 Sous für das halbe Kilogramm verkauft wird. In der Picardie allein bestehen über 25 große Manufakturen, und die Zahl derselben ist noch immer im Zunehmen begriffen. Ja man berechnet, daß die Hälfte von allem Zucker, der in Paris consumirt wird, und ein Eilftheil der Consumtion von ganz Frankreich Runkelrübenzucker sey.

Quarterly Journal of Agriculture.

*) Aus folgender Tabelle ersieht man die Entfernung Port Jacksons von verschiedenen Theilen der Welt, und die Zeit, welche berechneter Maßen zur Hin- und Herfahrt erforderlich ist.

Ort.	Meilen.	Winde	Zeit.	gelegene Jahreszeiten
Von Portjacksonsund nach				
Timor	1500	In allen Jahreszeiten günstig.	Zwölf Tage.	In allen Jahreszeiten
Java	1450	—	10—	—
Madras	3500	—	25—	—
Ceylan	3300	—	24—	—
Isle de France	3200	—	21—	—
Kap	5000	—	35—	—
England	10500	Veränderlich.	100—	—
Vandiemens-land	2000	Günstig.	14—	—
Port Jacksonsund	2400	Meist günstig.	20—	—
Nach Portjacksonsund von				
Timor	1500	Günstig zu allen Zeiten.	15 Tage.	In allen Jahreszeiten
Java	1450	Günstig.	10	—
Madras	3500	Günstig auf d. geeigneten Route.	28	—
Ceylan	3300	Ebenso.	26	—
Isle de France	3200	Veränderl., meist günstig.	21	—
Kap der guten Hoffnung	5000	Stark u. günstig.	28	—
England	10500	Ebenso	84	—
Vandiemensland	2000	Immer widrig.	—	Februar u. März, wo sich die Reise zur Noth in 6 Wochen machen läßt.
Port Jackson	2400	Ebenso	—	Durchaus unmöglich außer im Februar oder März durch Umschiffung von Vandiemensland.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 204. 23 Juli 1829.

Crawfurd's Gesandtschaft an den Hof von Awa *).

Der birmanische Krieg, der, wegen völliger Unkenntniß des Landes, drei Feldzüge erforderte — und nach seiner Beendigung die Aussicht auf einen zweiten Krieg übrig ließ, oder wenigstens auf einen zweiten Zug nach der Hauptstadt, um wiederholte Angriffe zurückzuweisen, oder die Erfüllung der Verträge zu erzwingen und den Birmanen etwas mehr Achtung vor der Macht der Beherrscher Indiens einzuflößen — erregte ein Interesse für Birma und seine Bewohner, welches noch immer nicht ganz befriedigt ist und nur durch genaue und authentische Belehrung befriedigt werden kann. Aus den frühern militärischen Werken von Snodgraß und Trant und jetzt aus dem diplomatischen von Crawfurd läßt sich so viel ersehen, daß jede ernstliche Besorgniß vor der Rache der Birmanen schwinden muß. Rache brüten sie allerdings; allein um ihre stille Wuth auszulassen, müssen sie ihre an sich unbedeutenden Kräfte besser zu combiniren verstehen, als dieß wirklich der Fall ist. Sie sind rohe Barbaren, noch nicht über die Kindheit der Kultur hinaus, die aber, nachdem sie durch eine Reihe von Siegen über die schwächern Nachbarn übermüthig geworden und unfähig waren, die Ueberlegenheit der Europäer zu würdigen, von diesen empfindlich gezüchtigt werden mußten, wenn sie vor ihnen Ruhe haben wollten. Sie lassen sich jedoch nicht nehmen, daß sie nicht aus Mangel an Tapferkeit oder Muth, sondern einzig aus Mangel an Kriegszucht und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen unterlagen — zwei Nachtheile, welche durchaus zufällig wären, und welche jedes Volk, und vor Allem sie, leicht beseitigen könnten. Auf der andern Seite war ihre Macht von den Britten thörichter oder vielmehr unwissender Weise überschätzt worden. Denn ob sie gleich einen 900 Meilen lange und 400 Meilen breite Gebietsfläche bewohnen, so kommen doch nach der höchsten Berechnung keine 4 Millionen auf die Bevölkerung, d. i. keine zehn Menschen auf die Quadratmeile, was die Dürftigkeit ihrer Mittel und den unentwickelten Zustand ihres Landes zur Genüge darthut. Nach Allem, was man jetzt weiß, beschränkt sich der Anbau des Landes fast einzig und allein auf die Nähe des Irawaddy, dessen Arme und Zuflüsse — und dieser Strom selbst muß, wie aus seinem plötzlichen Fallen und Steigen in der Nachbarschaft der Hauptstadt hervorgeht, in nicht weiter Entfernung von derselben entspringen (?). Ueber das Land im Norden von Awa besitzt man bloß Conjecturen und Analogien.

Die früheste Kunde von Birma verdankt man den Portugiesen; von englischen Berichterstattern ist der Erste Fitch, ein londoner Kaufmann, der vom Jahre 1583 bis 1591 in Indien reiste. Er besuchte Pegu, und seine Schilderung der Oertlichkeiten und Sitten hat, wie Crawfurd versichert, in hohem Grad das Verdienst der Treue. Im Jahre 1695 ward Edward Fleetwood von dem Gouverneur Higginson in Madras mit einem Schreiben nach Awa gesendet, welchem zu Folge er mit orientalischer Bewunderung und Uebertreibung „einiges Spielzeug zu Sr. Majestät Füße legte", und um fernere Bewilligung von Handelsbegünstigungen bat. Die nächste aber minder genaue Nachricht über Pegu giebt im Jahre 1709 Capitän Alexander Hamilton. Nach ihm erfahren wir erst wieder Etwas im Jahre 1755, d. h. unmittelbar nach der Eroberung Pegu's durch Alompra, den Helden des Birmanenreichs. Bei dieser Gelegenheit ließ die ostindische Compagnie durch ihren Gesandten Capitän Robert Baker ihre Glückwünsche nebst Geschenken in Pulver, Kugeln, mehreren Flinten, einem goldnen Spiegel, sechs Flaschen Lavendel und zwei Säcken rother Erde, welche letztere nach Crawfurds Dafürhalten sich nicht dazu eigneten, dem Könige vorgelegt zu werden, — überbringen und Handelsvorschläge machen. Obgleich der Abgesandte der gewohnten kniefälligen Anbetung sich unterzog, gewann er doch Nichts damit. Nach einem oder zwei Jahren folgte eine andere Gesandtschaft unter Lester, der auf gleiche Weise und mit demselben Erfolge Se. Majestät complimentirte; ebenso im Jahre 1760 eine dritte unter Capitän Alves; nach dieser aber scheint 35 Jahre lang wenig oder kein diplomatischer Verkehr Statt gefunden zu haben. Als im Jahre 1795 die Eroberung von Arrakan die Birmanen zu unmittelbaren Nachbarn der Britten machte, ging Symes an den Hof von Awa, und von ihm erhielt man die bei Weitem vollständigste Nachricht über das birmanische Reich, dessen Stärke

*) Journal of an Embassy from the Governor-General of India to the Court of Ava, in the Year 1827. By John Crawfurd Esq. With an Appendix containing a description of Fossil Remains, by Professor Buckland and Mr. Clift.

Digitized by Google

und Hülfsquellen er jedoch mit etwas zu starken Farben geschildert zu haben scheint. Ihm folgte gleich im nächsten Jahre Capitän Cor, dessen Bericht erst im Jahre 1821 gedruckt erschien. Er sah die dortigen Dinge mit weniger verdienten Augen an, als Symes — daher sein Bericht auch der Wahrheit näher tritt. Im Jahre 1802 wurde Symes zum zweiten Male abgesendet, aber wieder ohne günstigen Erfolg — er gab keinen öffentlichen Bericht heraus; wahrscheinlich weil er von manchen Illusionen zurückkam und seine früheren Angaben hätte berichtigen müssen, was keine sehr angenehme Aufgabe ist. Im Jahre 1809 erhielt Major Canning den schwierigen Auftrag, dem Hofe von Awa das englische Blokadesystem zu erklären; sein Werk gab den Uebertreibungen und Illusionen seines Vorfahrers ein Gegengewicht.

Zwei oder drei spätere Berichte in Folge des Kriegs lieferten reichlichen Stoff zur Kenntniß dieses Landes; die reichste Quelle der Belehrung aber ist uns Crawfurd. Einem Artikel des von General Campbell zu Yandabu geschlossenen Friedens gemäß sollte ein politischer Agent in der Hauptstadt wohnen und ein Handelsvertrag abgeschlossen werden. Zu letzterem Werk ward Crawfurd erwählt, und Niemand war dazu geeigneter, als er. Er hatte 20 Jahre im Orient in Civil- und politischen Diensten zugebracht. Im Jahre 1808 war er bei der Medicinal-Commission auf der Prinz Wales-Insel, wo er drei Jahre blieb. Bei dem Angriffe auf Java unter Lord Minto's Anführung ward er, besonders wegen seiner Kenntniß der Sprache und der Sitten der eingebornen Stämme, der Expedition beigegeben; und nach der Eroberung der Insel bekleidete er sechs Jahre lang den wichtigen Posten eines Gouverneurs. Im Jahre 1821 besuchte er im Auftrage des Lord Hastings die Höfe von Siam und Cochinchina *), um die Handelsverhältnisse mit diesen Ländern festzusetzen, vor und nach seiner Rückkehr stand er drei Jahre an der Spitze der Regierung von Singapore. So durch lange Erfahrung und genaue Bekanntschaft mit den indischen Sitten und Vorurtheilen vorbereitet, übernahm er die Gesandtschaft nach Awa. Es handelte sich um einen förmlichen und bindenden Handelsvertrag. Es gehörte kein gemeines Talent dazu, Unterhandlungen von so delicater Art mit Glück zu führen, da die birmanische Diplomatie, so sehr sie in ihren Formen von der europäischen abweicht, nichts desto weniger dem Geiste nach dieselbe ist und ihr, was höfische Feinheit, List und Verstellungskunst betrifft, keineswegs nachsteht.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Innern von Africa.

(Fortsetzung)

Kulfu als Handelsstadt ꝛc.

Kulfu ist dermalen die erste Handelsstadt in Nyffé und war jeder Zeit ein Hauptstapelplatz in diesem Theil des Innern. Die Stadt liegt auf dem nördlichen Ufer des May-Yarrow; sie ist in einem länglichen Viereck gebaut, dessen größter Durchmesser von Osten nach Westen geht, von einer 20′ hohen Lehmmauer umgeben und hat vier Thore und eine lange unregelmäßige Straße mit vielen Nebengäßchen. Am Ost- und Westende der Stadt sind zwei geräumige freie Plätze mit großen schattigen Bäumen für den täglichen Markt, der hier gehalten wird, außer welchen es aber noch zwei größere Märkte giebt, Montags und Sonnabends, die mehr von fremden Kaufleuten besucht werden. Die Einwohner von Yourriba, Enbbi, Youri, Borgu, Saccatu und Zamfra im Norden, von Bornu und Haussa im Osten, Benin, Jabbo im Süden, bedienen sich Kulfu's als eines Centralpunkts, wo sie eines leichten Absatzes ihrer Produkte gewiß sind, indem sie dieselben entweder für Kauri (2000 = 1 span. Piaster) verkaufen oder auf dem Weg des Tauschhandels veräußern. Die Kleinhändler, von denen ⅞ Weiber sind, besuchen vorzugsweise die täglichen Märkte; sie kommen meist von den westlichen Ufern des Quorra bis Niki und bringen die Waaren auf dem Kopf in Päcken von 60 bis 100 Pfund Gewicht; ihre vom Marktbesuch übrige Zeit benutzen sie zum Baumwollenspinnen, wodurch sie sich so viel verdienen, daß sie davon leben können. Bei Clappertons Wirthin wohnten nicht weniger als 21 solcher weiblichen Kaufleute, sämmtlich aus Yourriba und Borgu; in allen Städten unterwegs besuchen sie die Märkte, kaufend und verkaufend. Zu ihren Handelsartikeln gehören blaue baumwollene und mit rother Seide durchwirkte Zeuge (asane) von 6 Ellen Breite und 2 Ell. Länge im Werth von 2000 bis 3000 Kauri's, woraus das weibliche Geschlecht die Schürzen verfertigt, die es um die Hüften trägt; Jabbozeuge mit einem oder zwei blauen Streifen für die Sclaven und die ärmere Classen beider Geschlechter, ungefähr von der nehmlichen Länge und von der Breite des Segeltuchs; Salz, Monsoura-, Schitta- und Kimbapfeffer (der erstere gleicht dem gewöhnlichen indischen; der zweite ist der Pfeffer der Küste; der dritte wächst auf einem Strauch in Yourriba in der Nähe der Küste, ist von rother Farbe und gleicht dem chilesischen); Rothholz aus Benin (es wird zu Pulver zerstoßen und in einen Teig geknetet; Weiber und Kinder gebrauchen es, um sich damit, indem sie es mit etwas Fett vermischen, jeden Morgen roth zu färben und häufig sieht man jene mit einem großen Schönpflaster von diesem Holz, das sie als ein Mittel gegen allerhand wirkliche oder eingebildete Leiden am Gesicht, an den Armen oder an sonst einem Theil des Körpers auflegen); endlich auch, wiewohl in kleinen Quantitäten, Calico oder rothes Tuch von europäischer Manufaktur. Dafür nehmen sie Natrum, venetianische Glasperlen, die über Tripoli und Ghadamis bezogen werden, rohe Seide von verschiedener, vornehmlich rother Farbe, die Unze zu 3000 Kauri's, mit nach Haus. Seide und Natrum vertreten nicht selten die Stelle des Muschelgeldes.

Im Großhandel, den die Karawanen von Bornu und Haussa treiben, welche immer längere Zeit in Kulfu verweilen, sind die Hauptartikel Pferde, Natrum, ungewirkte Seide, Glasperlen, seidene Schnüre, maltesische Schwerter; letztere werden in Bengasi für Rindvieh eingetauscht, von da nach Kano verschickt und

*) S. Aust. No. 114 folgg. Die Geschichte des indischen Archipels von demselben Verfasser ist gleichfalls höchst interessant. Nirgend findet man eine richtigere Beurtheilung indischer Stämme und Eigenthümlichkeiten.

Digitized by Google

hierauf im ganzen Innern und in der Wüste verkauft, das Stück zu 10 bis 20 Doll. und darüber); maurische Zeuge; kleine italienische Spiegel; große ungefärbte Hemden aus Bornu; Kohl zum Schwärzen der Augenlieder; eine kleine Quantität Rosenöl, sehr verfälscht; wohlriechender Mekkagummi; Rauchfässer, gleichfalls aus dem Orient; egyptische Seidenzeuge und Leinwand; Turbane; rothe maurische Mützen mit blauseidenen Troddeln; auch Sclaven, die zum Theil hier verkauft werden, zum Theil weiter wandern. Die Bornu-Karawanen gehen nicht über Kukawa hinaus; einzelne Bornuaner begleiten jedoch die Haussaner nach Agolly in Yourriba, Gondscha, Borgu, von wo sie Goranüsse, wollene Tücher, Kattune, ehernes, zinnenes und irdenes Geschirr, Musteten, etwas Gold ꝛc. holen. Zum Transport bedienen sie sich der Karren, Esel und Manthiere, oder ihrer Sclaven, der männlichen und weiblichen, oder gedungter Weiber, welche die Lasten auf dem Kopf tragen. Während der Meßzeit wohnen sie bei ihren Freunden und Bekannten, denen sie bei ihrer Ankunft und Abreise ein kleines Geschenk für Herberge geben. Die Haussakaufleute schlagen vor den Thoren kleine Strohhütten oder lederne Zelte auf; hier verkaufen sie auch die größern Artikel; die kleinern senden sie durch ihre Sclaven auf den Markt und von Haus zu Haus, oder sie vertrauen dieselben Mäklern, deren es in der Stadt viele von beiderlei Geschlecht giebt. Die Karawanen von Cubbi, Youri und Zamfra bringen vornehmlich Sclaven und Salz, welche sie gegen Natrum, Goranüsse, Sklaverien, Pferde, dunkelbau mit einem gewissen Kupferglanz gefärbte Hemden vertauschen. Die Sclaven bekommt man selten zu Gesicht; außer Morgens, wo sie sich am Brunnen oder am Fluß waschen; sonst sind sie eingesperrt, meist in Eisen; die Lasten, welche ihnen auf der Reise aufgebürdet werden, wiegen in der Regel 50 bis 60 Pf. Die zu entrichtenden Abgaben betragen von der beladenen Person 20 Kauri's, 40 vom Esel und 50 vom Karren.

Die Bevölkerung von Kukawa schätzt Clapperton auf 12 bis 15,000 Individuen mit Einschluß der Sclaven; lauter Handelsleute, denn auch die zahlreichen Handwerker, die hier sind, Färber, Schmide, Weber, treiben Handelschaft; doch ziehen sie selten entfernten Märkten, noch seltener den Armeen nach, es sey denn, um den Siegern Gefangene abzukaufen. Clapperton sah auf dem Sclavenmarkt alte, kranke, verstandesschwache Personen, Säuglinge, deren Mütter entflohen, gestorben oder getödtet worden waren. Die Hausclaven werden übrigens fast wie die Kinder der Familie betrachtet und wenn sie sich gut halten, menschlich behandelt; die Männer werden oft freigelassen, die Weiber mit Freien oder mit Mitsclaven verheirathet; in diesem Fall giebt ihnen der Eigenthümer ein Haus und zwar in der Stadt, wenn der Mann ein Gewerb versteht, oder auf dem Land, wenn er Ackerbauer ist; ein Theil des Ertrags seiner Arbeit gebührt seinem Herrn, wenn dieser ihm nicht zugleich die Freiheit schenkt; aber auch die Freiheit hebt ein gewisses Unterthanenverhältniß des ehmaligen Sclaven zu dem Haupte der Familie, der er angehört hat, nicht auf, welches dadurch bezeichnet wird, daß er seinen Herrn oder seine Herrin Vater oder Mutter nennt.

Die Kost der Freien und der Sclaven ist beinahe dieselbe: nur daß die Herrschaft vielleicht etwas fettes Fleisch, Fisch oder Vögel mehr ißt als ihre Sclaven, und daß das Mahl der erstern an einem besondern Platz und in einer besondern Schüssel aufgetragen wird; doch giebt es gewisse Tage, wo man in dem vornehmsten Haus sich nicht schämt, mit der leibeignen Dienerschaft in eine Schüssel zu tauchen, mit der einzigen Beschränkung, daß kein Weib mit einem Mann zusammen speisen darf. Das Essen besteht in ½ Pf. Kloß oder Brod von Mais, was man um 5 Kauri's auf dem Markt kauft; einer Art von Hirsenmus, das man im Wasser eine Zeitlang stehen läßt, bis es etwas sauer wird, worauf man es wohl umrührt und durch einen geflochtenen Seiher in ein anderes Gefäß läßt und in der Sonne trocknet; man kann es dann in Klumpen aufheben, und wenn man es anmachen will, so schüttet man nur heißes Wasser auf und rührt es solang um, bis es sich gehörig verdichtet. Thut man etwas Honig oder Salz dazu, so hat man ein sehr angenehmes und gesundes Frühstück (koko genannt), das man sich um 2 Kauri's das Nößel jeden Morgen auf dem Markt kaufen kann. Ein Kloß von Hirse, den sie in der Asche backen, wird immer in Verbindung mit Fett oder gedämpftem Fleisch, Fisch oder Geflügel gespeist. Haben sie viel Fleisch vorräthig, so wird dasselbe halb geröstet, halb geräuchert aufbewahrt. Gekochte Bohnen (waki), in Blätter gewickelt zu 1 oder ½ Pf., kosten 2 Kauri's die Portion; gedörrte Bohnen, 1 Kauri die Handvoll; kleine Kugeln von gekochtem Reis und Reisblüte (dundakaria), das Stück zu 1 Kauri, dienen mit einem Zusatz von Wassee für Hunger und Durst; kleine Reiskugeln (dakaru) werden das Stück zu 5 Kauri's mit einem Zusatz von Honig und Pfeffer gespeist; kleine Kugeln von Bohnenblüthe gebacken. Im Ganzen scheint es, daß sich die afrikanische Geschmackscivilisation wie in der Kochkunst so auch in der Fabrikation der Getränke auf Zusätze von Gewürz beschränke. Diese sind es, wodurch der Afrikaner die verschiedenen Variationen seines Palmweins hervorbringt, so daß derselbe bald als kühlende Erfrischung, bald als berauschender Spiritus wirkt.

Mit Tagesanbruch steht die ganze Familie auf; der weibliche Theil scheuert das Haus und den Hof, den sie jeden Morgen mit einem Wasser besprengen, worin die Schalen der Mittabohnen gekocht sind, das davon eine dunkelbraune Farbe hat; der männliche wäscht sich vom Kopf bis zu den Füßen; in das Waschwasser der Weiber und Kinder kommt ein Absud der Blätter des Bambarniastrauchs; hierauf wird das Frühstück eingenommen, jede Person hat ihre eigene Schüssel, die Frau speist mit ihren Kindern zusammen. Nach dem Frühstück schmieren sich Weiber und Kinder mit Rothholzpulver und Fett ein, wodurch die Haut einen dunkeln Glanz erhält. Schönpflästerchen von diesem Pulver werden an gewissen Stellen, wo sie sich vortheilhaft ausnehmen, noch besonders aufgelegt; die Wimper werden mit Kohl geschwärzt. Die Hausfrau und was von den Frauenzimmern noch Anspruch auf Schönheit macht, färbt sich Zähne und die Innenseite der Lippen mit einer gelben Farbe, die aus Gora, der Blüthe der Tabakspflanze und der Rinde

Digitized by Google

einer Wurzel bereitet ist; die Außenseite der Lippen, Haare und Brauen werden mit präparirtem Indigo (Sbuni) gefärbt. Nun rüsten die Weiber ihre Waaren für den Markt und, wenn sie damit fertig sind, gehen sie auf denselben. Dieß ist aber nur die Sache der jüngern, denen auch das Wasserschöpfen obliegt; die bejahrteren beschäftigen sich zu Haus mit Baumwollenarbeit und mit der Küche oder sie malen Korn, Pfeffer ꝛc. Zu dem Ende ist in jedem Haus eine Lehmbank errichtet, worauf der Mahlstein liegt, so daß sie zum Mahlen aufrecht stehen können. Eine Verbesserung, die im Innern nirgends und selbst in Fezzan nicht vorkommt, wo die Weiber zum Mahlen knien müssen. Kürbisflaschen, Körbe Matten und Strohsäcke sind gleichfalls ein Gegenstand weiblicher Arbeit, Fürsorge und Reinlichkeit. Der Hausherr macht einen Spaziergang nach dem Markt, setzt sich unter seiner Thüre in den Schatten, läßt sich Neuigkeiten erzählen oder unterhält sich über die Preise des Natrums und anderer Artikel. Aermere Leute gehen indeß an die Arbeit; die Weiber an den Webstuhl; Andere hauen Holz und bringen es auf den Markt; wieder Andere mähen Gras für die Pferde zu Haus, oder für den Verkauf oder besorgen beim Eintritt der Regenzeit das Saatfeld; noch Andere reisen zu kaufen und zu verkaufen und selten hört man, daß sie dabei diejenigen, die ihnen Aufträge geben, übervortheilen. Um Mittag kehrt man nach Haus zurück, Jeder bekommt seine Portion Waki und um 2 oder drei Uhr begiebt man sich wieder an das Geschäft, bei welchem man bis gegen Sonnenuntergang bleibt und wovon man am Abend den Ertrag an das Familienhaupt abliefert. Das Nachtessen besteht meist wie das Mittagessen aus einem Bohnenkloß mit etwas Fett. Indem sie sich zur Ruhe niederlegt, steckt die Hausfrau ihre Füße in einen kühlen Umschlag von zerstoßenen Hennablättern. In mondhellen Nächten spielen und tanzen die Jüngern, die Aeltern schienden und plaudern in dem offenen Hofraum oder in der Außenhütte, bis die Nacht- oder Morgenfrische sie nach ihrem Lager treibt.

(Fortsetzung folgt.)

Liberia.

Die neuesten Nachrichten aus Liberia (der nordamericanischen Colonie auf der Westküste von Africa), die wir über Pensacola erhalten haben, sind vom 3 Januar d. J. Dr. Randall, der gegenwärtig der Agent der Vereinigten Staaten in der Colonie ist, hatte bald nach seiner Ankunft in Erfahrung gebracht, daß sich in der Niederlassung ein Mandingo oder mahammedanischer Priester aus dem Innern des Landes befand. Er ließ denselben sogleich zu sich rufen und vermochte ihn durch einen Dolmetscher, ein Schreiben des Negerfürsten Abdul Kramana, der als Sclave nach Nordamerica gekommen war und vor Kurzem seine Freiheit erhalten hatte, an seine Verwandten in Timbu, der Hauptstadt von Fuuleh Dschalle, zu übersetzen. Der Mandinga war aus Susa, einer Landschaft, die an Fuuleh Dschalle gränzt. Dr. Randall übergab ihm eine Copie des Briefes und versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er eine Antwort von Timbu zurückbrächte. Der Brief war überschrieben:

„An Abdul Gwadilly und Mohammada, von Fuuleh Dschalle zu Timbu,"

und lautete, wie folgt:

„Dieser Brief wird von mir, Abdul Kramana, an Abdul Gwadilly gesandt, um ihn zu unterrichten, daß das gute Volk von America mich und meine ganze Familie aus der Sclaverei befreit hat. Ich habe deshalb diese wenigen Zeilen durch die Güte des Hrn. Richard Randall abgeschickt und ihn gebeten, sie, wo möglich, mein Vaterland an Euch zu schicken. Ich hoffe mit der Hülfe Gottes, mein Vaterland in Kurzem wiederzusehen; und ich schreibe dieß, damit alle meine Landsleute die Großmuth des americanischen Volkes ersahren, die ich nach besser selbst werde aussprechen können wenn ich das Glück haben werde, mein Vaterland wieder zu sehen.

Abdul Kramana.

Ueber den traurigen Zustand der eingebornen Africaner macht Dr. Randall folgende Bemerkungen: „So niedrig auch die Stufe ist, welche der entwürdigte Sclave in den Vereinigten Staaten einnimmt, so steht derselbe doch noch hoch, wenn man ihn mit den eingebornen Africanern vergleicht. Selbst der zurückgekehrte Neger, der nur ein Jahr in Georgien als Sclave gedient hat, nimmt hier unter seinen wilden Landsleuten einen hohen Standpunkt ein und wird das Mittel, das Licht der Civilisation und des Christenthums weiter zu verbreiten. Ich habe hier, als Agent der Vereinigten Staaten für die aus der Sclaverei befreiten Neger, eine Ortschaft dieser Leute unter mir, die nur ein Jahr in America waren und darauf ein Jahr in der Colonie dienten. Sie wohnen jetzt ganz gemächlich in ihren Bambushäusern mit schönen Feldern umher; und es freute mich, zu sehen, daß das beste Haus in dem Dorfe dem christlichen Gottesdienste geweiht war."

New-York Journal of Commerce.

Guizot's englische Revolution von 1688.

Guizot's Geschichte der englischen Revolution (Histoire de la Révolution d'Angleterre depuis l'avènement de Charles jusqu'à la restauration de Charles II. Paris, 1826 f. 8.) findet in der neuesten Numer der Foreign Review and Continental Miscellany einen strengen Beurtheiler. Es wird dem französischen Geschichtschreiber nachgewiesen, daß er nicht aus den Quellen geschöpft, sondern seine Autoritäten meist nur aus der zweiten Hand entlehnt hat; daraus erklärt sich der noch wichtigere Uebelstand, daß der Charakter der Zeit im Allgemeinen völlig unrichtig aufgefaßt und nicht selten auch der Gang der Begebenheiten im Einzelnen unrecht dargestellt ist.

Das Museum im Haag.

So eben ist zu Amsterdam unter dem Titel: Koninklijk Museum van's Gravenhage die erste Lieferung eines Werkes in Steindruck erschienen, welches die vorzüglichsten Gemälde in der königlichen Gallerie im Haag umfassen soll. Jeder Platte sind in holländ. und franz. Sprache kurze Nachrichten über den Maler beigefügt; in der ersten Lieferung über G. Terburg, F. van Mieris und Netscher. (Preis 6½ holl. Gulden.)

Konsten Letterbode.

München, in der cotta'schen Kunst-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 205. 24 Juli 1829.

Rhapsodien über Ungern.

Erster Artikel.

Ungern, jenes große herrliche Land, welches nicht nur Gold und Wein und beinahe alle andern Produkte des gesammten übrigen Europa's in vorzüglicher Menge und Güte liefert, sondern auch von jeher reich an Helden und großen Männern gewesen ist, — Deutschland so nahe gelegen, und vielfach verflochten in dessen merkwürdigste Begebnisse, — ist unleugbar selbst heute noch in mehrfacher Hinsicht eine terra incognita, ein fabelhaftes Land, welches bald als ein Eldorado gepriesen, bald als der Sitz bösartiger Krankheiten, schrecklicher Räuber und halbwilder Barbaren gefürchtet wird. — Der vielgereiste Britte, der lebensfrohe Franzose, kennt oft das Innerste Afrikas, oder des Nordpols äußerste Spitze, genauer, als Ungerns Gefilde; und in Deutschland verbreiten Geographen und Reisebeschreiber, welche meist von ihrer Studirstube aus die Welt beschreiben, oder höchstens ein paar Städte im Fluge durcheilend, aus Mangel der erforderlichen Sprach- und Localkenntnisse ihre Angaben theils aus oberflächlich zusammengerafften Erzählungen, theils gar aus eigener Fantasie schöpfen — noch immer so viel Abgeschmacktes, Uebertriebenes oder Unwahres über dieß der genauern Erforschung so werthe Land, daß man billig erstaunen muß, wie dergleichen Dinge noch heutzutage im Umlaufe bleiben können. — Selbst in dem nur wenige Stunden entfernten Wien, dessen Mauern so viele Ungern bleibend bewohnen — um der zahlreichen Reisenden, welche die Geschäfte oder die Genüsse der Residenz herbeiführen, nicht zu gedenken — ist es etwas Alltägliches, selbst unter den höheren Ständen, die widersprechendsten, und, man kann hinzusetzen, meist höchst lächerliche Urtheile über das so nahe befreundete Reich zu vernehmen; und unter dem gutmüthigen Völkchen der niederen Klassen kann man vollends den Spaß häufig genug haben, zu hören und zu sehen, wie hier der Eine bei seinem Glas Bier sich nach Ungern sehnt, weil es seiner Idee nach ein Schlaraffenland ist, wo man, was man will, thun, und ohne Mühe alle Gelüste befriedigen kann, dort ein Anderer, während er wohlbehaglich sein gebackenes Huhn verzehrt, von der fünf Stunden langen Reise über die Grenze als von einem Gange in's Exil spricht. Ungerns Literatur endlich theilt nicht nur das gemeinsame Schicksal der österreichischen überhaupt, vom Auslande meist verkannt, mißgünstig beurtheilt, und nicht nach Verdienst gewürdigt zu werden, sondern sie ist ganz eigentlich ungekannt und unbeachtet. — Was die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung seyn mögen, wäre hier zu weitläufig zu erörtern; doch ist nicht zu leugnen, daß der Grund davon eben so gut Innen als Außen zu suchen ist, und daß namentlich dem Auslande ein viel zu geringer Grad von Achtung gegen Ungerns Gesammtheit und die magyarische Literatur insbesondere, dem Ungern hingegen eine gewisse Abgeschlossenheit, ein stolzes Zurückziehen gegen das so oft ungerechte Ausland zur Last gelegt werden kann. Wenn wir in den folgenden Bemerkungen, die wir ohne Zwang und Plan, wie sie sich von selbst darboten, mittheilen, einen Beitrag zur richtigern Beurtheilung Ungerns und seiner Literatur zu liefern versuchen, so machen wir auf kein anderes Verdienst Anspruch, als auf das der Unparteilichkeit und der auf eigene Beobachtung und Erfahrung gegründeten Wahrheit.

Außer dem kolossalen russischen Reiche ist kein Staat in Europa, dessen Einwohner aus so vielerlei ganz heterogenen Bestandtheilen bestünden, als Ungern. — Ungern, Slawen, Deutsche und Wallachen sind die gegen einander scharf abgeschlossenen Hauptzweige dieser Völkerschaften, welche wieder in zahlreiche Nebenzweige zerfallen. Da sind die eigentlichen Ungern, oder wie sie sich selbst nennen, die Magyaren mit ihren Nebenlinien den Palozen, Szeklern, Cumaniern und Jazygen; — da sind die Schlowacken, Wenden, Scholaken, Rußniaken, Raitzen oder Serben, Illyrier, Slawonier, Croaten, Dalmatier, Bosnier, welche eben so viele Völkerschaften bilden, deren gemeinsame Abstammung sich aber wieder bei aller sonstigen Verschiedenheit durch die Gemeinsamkeit der slawischen Sprache beurkundet; da sind die Deutschen selbst — ein wahres Quodlibet von Volksstämmen, indem z. B. die Zipser- und Siebenbürger-Sachsen, nach Sprache und Sitte, sehr abweichen von den in den Städten häufig ansässigen österreichischen Deutschen, von den sogenannten Hirtzen, welche alte Ueberbleibsel der germanischen Ureinwohner Pannoniens zu seyn scheinen (?), und von den vielerlei Colonien der sogenannten Schwaben, deren beinahe jede sich eines andern Stammlandes rühmt; da sind die Wallachen, Ueberbleibsel der dazischen Römer; da sind endlich

Digitized by Google

Neugriechen oder Macedonier, Armenier, Zinzaren, Clementiner (Albanesen in Slawonien) Juden und Zigeuner ꝛc. Sonderbar, daß die Magyaren, obwohl vorzugsweise die den Staat bildende und benennende Nation gerade das im Auslande am Wenigsten bekannte Volk sind. — Daran mag zunächst ihre Sprache Schuld seyn, die mit keiner andern europäischen die entfernteste Aehnlichkeit hat und der vorherrschende orientalische Charakter des Volks. Die magyarische Sprache ist von sehr ernstem Wesen und will mehr langsam als schnell gesprochen werden. Sie klingt dem fremden Ohre wohl sonderbar, aber nichts weniger als unangenehm: denn sie ist fließend und volltönend, weder holprig wie die slawische, noch näselnd wie die französische oder zischend wie die englische. Bemerkenswerth ist ihre außerordentliche Kürze, welche sie theils ihren Suffixen verdankt, indem einzelne den Besitz und dessen verschiedene Verhältnisse bezeichnende Sylben am Ende der Nennwörter sowohl als Zeitwörter angehängt, oft die Stelle ganzer Redensarten vertreten, theils ihren vielen Prä- und Postpositionen, deren sie sich zu Bezeichnungen der Ort, Zeit, Zahl, der Handlung, der Handlenden, oder der Sache und zwar mit oder ohne bestimmte Beziehung bedient.

So ist auch die Eintheilung der Zeitwörter — außer der sonst gewöhnlichen in handelnde und leidende — in bestimmte und unbestimmte, in solche, die ein Können, ein Wollen, ein Wiederholen, ein an einen Dritten Urbertragen u. s. w. ausdrücken, ganz eigen. Der Magyare hat bloß eine Biegung der Hauptwörter und gar keinen Artikel; nur die Euphonie bestimmt ihn, bloß oder jenes Vorwort seinem Nennworte vorzusetzen. Die Schönheit der Sprache erhellt aus der sehr richtigen Vertheilung der Selbst- und Mitlauter, welche in keiner andern Sprache so genau berücksichtigt, dem echten Ungern aber so eigen ist, daß er ein fremdes Wort, wo diese Vertheilung nicht so richtig bedachtet ist, entweder gar nicht, oder nur mit Versetzung und Einschaltung der erforderlichen Vocale aussprechen kann, — dann aus der melodischen Abwechslung harter und weicher, kurzer und gedehnter Laute, aus der ganz eigenen dreifachen Betonung jedes Selbstlauter, aus dem rhythmischen Wechsel langer mit kurzen Worten, und dem häufigen Wiederkehren derselben Selbstlauter in demselben Worte u. s. w. Ihre Bildsamkeit beweist der Umstand, daß sie durchgehends einsilbige Wurzelwörter hat, welche nach dem Obigen sehr leicht gebogen, gestaltet und zusammengesetzt werden können, daher sie ein weites Feld neuer zweckmäßiger Wortbildungen gestattet. — Die magyarische Sprache, welche eine äußerst genaue Aussprache in Hinsicht der dreifachen Betonung der Selbst- und Doppellauter, der harten und weichen Buchstaben und der mannichfach zusammengesetzten Mitlauter erfordert, übt die Zunge, und macht sie geschickt, die Aussprache aller andern Sprachen viel richtiger zu erlernen; auch kann die Art der Aussprache fremder Wörter in keiner andern Sprache dem Schüler so treu und richtig aufgeschrieben, oder so faßlich durch ein Beispiel erklärt werden, als in der magyarischen, welche beinahe alle Arten der Sprachlauter in sich vereinigt. Schon öfter haben Franzosen von höherer Bildung ihr Erstaunen darüber geäußert, daß sie ihre Sprache nicht leicht irgendwo mit so richtigem Accent sprechen hörten, als unter Ungerns gebildeteren Ständen; Aehnliches haben auch Engländer von ihrer Sprache gefunden. — Die beste ungerische Sprachlehre für Deutsche ist noch immer das Werk des Professors an der wiener Universität Joseph von Marton, welches, obwohl für den Philologen unzulänglich, dem gewöhnlichen Gebrauche des Lehrlings vollkommen entspricht. Zu Rom ist unlängst eine Grammatica ungherese ad uso degli Italiani herausgekommen.

Der echte Unger ist ernst, stolz, gastfrei, kühn, tapfer, streng an alter Sitte und der Väter Weise hängend, seiner Verfassung und seinem Könige bis zur Schwärmerei ergeben, in Wort und That offen, frei, männlich- treu und bieder. — Während aber an dem Volke im Ganzen seine Insichgekehrtheit und sein Mangel an Achtung für ausländische Bildung zu tadeln ist, verfallen die höheren Stänben in den entgegengesetzten Fehler eines allzu sclavischen Anschmiegens an das Fremde und an die Modethorheiten der Zeit; und diese nicht selten feindselig sich berührenden Extreme sind es, welche die eben nicht erbauliche Folge herbeiführen, daß sehr oft Eigenthümer ungeheurer Ländereien, wie im übrigen Europa, Rußland und Polen etwa ausgenommen, Privatleute nirgends besitzen, gerade unter ihren Unterthanen am Meisten fremd sind, und gewöhnlich nicht einmal ihre Sprache verstehen, so daß man sich über das langsamere Fortschreiten der Gesammtkultur, welche die Einheit der Tendenz entbehrt, nicht wundern darf. — Die neueste Zeit, welche sich in Steigerung der Gegensätze gefällt, bietet zwar sehr lobenswerthe Beispiele vom Gegentheil dar; diese bleiben aber doch immer nur Ausnahmen von der Regel. — So wie überall darf man natürlich in Ungern keine durch alle Stände gleichmäßig vertheilte Bildung suchen; ist aber auch der Bauer mehr oder weniger unwissend, wohl auch roh; so ist auf der andern Seite die Neuheit der Erscheinungen und das mitgebrachte Vorurtheil Schuld, daß das gemeine Volk in den Augen des Fremden gewöhnlich in einem noch üblern Lichte sich darstellt, als es verdient. Im Allgemeinen zeichnet sich der Unger durch Gastfreundschaft und Treuherzigkeit, der Slawe durch Fleiß und Reinlichkeit, der Deutsche durch Industrie aus. — Allein auch Wissenschaft und Gelehrsamkeit fand von jeher in Ungern Pflege; vorzugsweise die Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, die hier schon seit den ältesten Zeiten in vielen, zum Theil trefflichen, aber fast durchgehends lateinischen Werken bearbeitet worden sind. In neuester Zeit, insonderheit seitdem die Verbreitung und Vervollkommnung der National-Sprache durch Gesetze begünstigt wird, hat die magyarische Literatur wirklich erstaunliche Fortschritte gemacht: zumal die Poesie; welche bereits auch im Auslande geschätzt zu werden anfängt; — Neologenunfug und eine gewisse Magyaromanie hat auch hier, wie bei unsern Nachbarn die Teutschthümlerei, der guten Sache oft genug geschadet, und es ist höchst wünschenswerth, daß die in Folge des neuesten Landtagsgesetzes gestiftete magyarische Gelehrtengesellschaft, deren Constitution unter den glücklichsten Auspizien bereits ausgearbeitet ist, diese Schöpfung freiwilliger selbst die weltberühmte brittische Großmuth überbietend er Opfer, ja recht bald ins Leben trete, um vor allem Andern so

Digitized by Google

manchen Schwankungen, welche jeder jugendlichkräftig emporstrebenden Literatur eigen sind, zu begegnen, nebenbei aber auch manches Uebertriebene, was durch übel verstandenen Patriotismus, in der Absicht, der Nation und ihrer Sprache einen recht glänzenden Ursprung und ein ehrwürdiges Alterthum zu erstreiten, gesagt und geschrieben worden ist, gehörig zu ermäßigen. — Schon der Umstand, daß in Ungern jeder nur halbwegs gebildete Mensch vier bis fünf verschiedene Sprachen gleich gut sprechen und schreiben muß — worunter die lateinische noch immer den ersten Platz behauptet — beweist, daß der Unger seinen Nachbarn, wenigstens an Sprachkenntnissen, nicht nachsteht; und wenn ausländische Gelehrte sich erst die gewiß nicht undankbare Mühe genommen haben werden, dem Studium der magyarischen Sprache und Literatur — einstweilen allenfalls neben dem Sanskritt oder dem Chinesischen — auch ein Plätzchen einzuräumen, so wird hoffentlich die Ausbeute bald zu weiteren Versuchen aneifern. Uebrigens muß bemerkt werden, daß in Ungern auch die lateinische Sprache bei Weitem nicht so schrecklich verunstaltet und aller Spur echt römischer Classizität beraubt wird, als man im Auslande gewöhnlich glaubt, wo sogar einige nicht unberühmte Schriftsteller die Lächerlichkeit begangen haben, das in Ungern übliche Latein für eine eigene Sprache auszugeben; — denn, obwohl eine seit Jahrhunderten zur nothgedrungenen Geschäfts- und Conversationssprache eines aus so heterogenen Nationen bestehenden Volkes erhobene todte Sprache, durch ihre gewaltsame Einführung in ein ganz fremdes neues Leben, mit unzähligen neugeschaffenen, folglich barbarischen Wörtern vermehrt werden mußte, so können doch Kenner sich durch zahlreiche ältere und neuere Werke leicht überzeugen, daß eben jene Ungern, deren so geläufig ersprochenes, sogenanntes Küchen- oder Husaren-Latein manches allzuzarte Ohr beleidigt, im Schreiben die altrömische Classizität mit eben so viel Glück nachzuahmen im Stande sind, als Mancher, dem jene Geläufigkeit im Sprechen mangelt. — Zur Kenntniß der magyarischen poetischen Literatur führt sehr zweckmäßig das unlängst erschienene, mit Beifall aufgenommene Werk von Toldy und Feuyecy: Handbuch der unger. Poesie, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den vortrefflichsten magyarischen Dichtern, begleitet mit gedrängten Nachrichten von deren Leben und Schriften, nebst einer einleitenden Geschichte der ungerischen Poesie, einer Sammlung deutscher Uebersetzungen unger. Gedichte (112 größere und kleinere) und einem Verzeichniß der im Werke vorkommenden weniger gebräuchlichen Wörter, u. s. w. Pesth und Wien 1828 2 Bde. gr. 8. Unter dem Titel „Blumenlese aus ungerischen Dichtern in Uebersetzungen" sind die ebenerwähnten Uebersetzungen auch besonders abgedruckt, und als Zugabe ist noch erschienen: „die Kaisertochter, ungerische Ballade des XVI Jahrhunderts." — Einige Poesien von Kißfaludy und Szemere sind auch in englischen Uebersetzungen zu lesen und John Bowring in London steht im Begriff, eine Sammlung ungerischer Volkslieder herauszugeben. —

(Schluß folgt.)

Crawfurd's Gesandtschaft an den Hof von Awa.

(Fortsetzung.)

Am 6 September 1826 fuhr Crawfurd mit einem Gefolge und einer Bedeckung von 50 Individuen von Rangun, wo er sechs Monate Civilkommissär gewesen, auf einem Dampfschiffe von 150 Tonnen den Irrawaddy hinauf. Gleich zu Henzada, dem ersten Orte von einiger Bedeutung, in den sie kamen, versuchte man ihrer Fortreise Hindernisse in den Weg zu legen. Zwei Staatsbeamte drangen von Seiten des Gouverneurs in ihn, eine förmliche Einladung von Awa abzuwarten, wohin bereits seine Ankunft gemeldet worden sey; und bei einem Besuche, den Crawfurd dem Gouverneur selbst abstattete, stellte ihm dieser eine Erlaubniß vom Hofe als unerläßliche Bedingung seiner Weiterreise vor. Am folgenden Tage erwiederte der Gouverneur den Besuch in vollem Staate, um zu versichern, er sey eigentlich durch seinen Rang selbst bevollmächtigt, mit ihm über jeden beliebigen Gegenstand zu unterhandeln; was er also nach Awa zu reisen brauche? Der Gesandte berief sich auf seine höhere Weisung, von der er nicht abgehen dürfe; auch habe er ein Schreiben dem Könige unmittelbar zu übergeben. Der Hof sey bereits von seinem bevorstehenden Besuche in Kenntniß gesetzt, und das Warten auf eine förmliche Einladung daher überflüßig. Der Gouverneur nahm einen andern Anlauf. In dem Friedensvertrage war die Aufnahme beglaubigter Agenten in den beiderseitigen Hauptstädten vorgesehen, und im Birmanischen hatte man sich des Ausdrucks „königliche Städte" bedient. Damit behauptete nun der Gouverneur, sey Rangun gemeint, aber könne wenigstens so gut als Awa gemeint seyn, denn beide wären königliche Städte. Die Antwort war kurz: Rangun stehe nirgend erwähnt, und zu Yandabu habe Jedermann gewußt, daß Awa und bloß Awa gemeint sey. In der dritthalbstündigen Conferenz bekam Crawfurd einen Vorschmack von der „lästigen, trugvollen, kindischen Diplomatie der Birmanen." Dieß störte indeß das gute Vernehmen nicht; denn obgleich Crawfurd die Eitelkeit des Gouverneurs durch seine Weigerung, mit ihm zu unterhandeln, etwas verwundete, so wußte dieser die Weigerung doch so zu deuten, daß er seiner Würde Nichts vergab, indem er sich mit den Worten an sein Gefolge wandte — „Er ist bloß ein Abgesandter, er ist kein Commissär und ist nicht zu Unterhandlungen ermächtigt."

Zu Myanaong traf Crawfurd den Gouverneur von Prohm, der sogleich nach Prohm zurückkehrte, um die Gesandtschaft daselbst zu empfangen; zugleich ersuchte er den Gesandten, Myanaong nicht vor Nachmittag zu verlassen; sichtbar aus keinem anderen Grunde, als um seinem seine Autorität zu zeigen. Bei Crawfurds Ankunft in Prohm waren der erste Gegenstand, auf den sein Auge fiel, zwei verstümmelte Leichname; die Individuen waren nach den Erklärungen des Gouverneurs im Rücken der brittischen Armee als Plünderer aufgegriffen und auf seinen Befehl hingerichtet worden. Bei näherer Untersuchung aber ergab sich, daß es eine Lüge war. Der Gouverneur erwiederte bei seinem Gegenbesuche das erhaltene Geschenk von zehnfach höherem Werthe mit einer Anzahl schlechter Wachskerzen und Fla-

Digitized by Google

schenbaumäpfeln (custard-apples), und suchte die Gesandtschaft einige Zeit hinzuhalten, unter dem Vorwande, ein Kriegsfahrzeug ausrüsten zu müssen, um sie gegen die vielen Räuber hier zu Lande zu beschützen.

Zu Pagammin traf die königliche Erlaubniß für die Zulassung der Gesandtschaft in Awa ein; und halbwegs zwischen Yandabu und der Hauptstadt stießen sie auf eine zu ihrem Empfange bestimmte Deputation unter einem Staatsbeamten von Auszeichnung; er hatte eine goldene Kette von neun Reihen um den Hals, und einen vierfilbigen Titel. Die Zahl der Kettenreihen und der Silben bestimmt nämlich die Rangstufe; die niedrigste hat drei Reihen, die höchste zwölf, und die königliche Familie vierundzwanzig. Der letzte König hatte einundzwanzig Silben; die Silbenzahl ist aber nicht so entscheidend, als die der Kettenreihen. Jener kam in Begleitung von zwei andern Großen, welche sich mit dem größten Anstande benahmen und sich nicht die unverschämt zudringlichen Fragen erlaubten, womit Crawfurd so sehr in Siam belästigt worden war. Als die Gesandtschaft am nächsten Morgen sich zur Abreise anschickte, ward sie, wie gewöhnlich, dringend ersucht, Verhaltungsbefehle aus Awa abzuwarten; ein Ansinnen, welches Crawfurd mit dem Bedeuten ablehnte, daß ja doch Nichts als eine Einladung zur Weiterreise erfolgen könne; indem er zeigen zu müssen glaubte, daß seine Reise nicht von königlicher Gnade abhängen dürfe. Bald erschien eine neue Deputation auf königlichen reich vergoldeten Barken, die jede mit 40 Ruderern bemannt waren. Man bedauerte sehr, daß die eilfertige Reise des Gesandten nicht erlaubt habe, diesen zu Pagammin zu empfangen, wie es in der Absicht des Königs gelegen sey. Unter großem Pomp stiegen sie bei Awa ans Land; sie erhielten eine Wohnung angewiesen (die der Gesandte aber wegen Mangels an Bequemlichkeiten nicht bezog); die Regierung gab Befehl, sie mit allen Bedürfnissen zu versehen, und setzte zu ihren laufenden Ausgaben die nach den Begriffen der Birmanen höchst bedeutende Summe von 4000 Tikals (500 Pfund) aus. Für Früchte, Butter und Milch, und, trotz den religiösen Vorurtheilen des Volks, auch für Geflügel, Schöpsen- und Rindfleisch wurde aufs Reichlichste gesorgt.

Da die Birmanen den bestimmten Zweck der Gesandtschaft noch nicht wußten, so waren sie ihrer kürzlichen Niederlagen und der Nichtbezahlung eingedenk deshalb sehr in Verlegenheit, und ohne ihre Regeln des Anstandes zu verletzen, durften sie nicht fragen. Nach ein paar Tagen kam jedoch ein hoher Beamter, der Kyiwun, oder der Herr der Kornhäuser, mit einem Gefolge von Sekretären und Wachen, und nach allerlei Artigkeiten lenkte er zur Sache ein. „Es würde ihm viel Vergnügen machen, wenn er des Königs Neugierde durch Nennung von zwei oder drei Geschenken befriedigen könnte"; Crawfurd gab ihm die volle Liste derselben. So ermuthigt wagte der Minister zu fragen, wann das brittische Heer Rangun räumen würde; worauf der Gesandte erwiderte, daß bei seiner Abreise von Rangun die ganze zweite Geldlieferung noch nicht eingetroffen und der Befehlshaber also nach dem Vertrage ermächtigt sey, die Einschiffung aufzuschieben. „Oh", versetzte der Minister, „unter Freunden bedarf es keiner solchen Skrupel." Der Gesandte bemerkte hierauf bloß, daß die Britten sich bisher streng an den Vertrag gehalten hätten, und darnach sich auch in Zukunft richten würden. Jetzt kam das Gespräch auf die Unterredung Crawfurds mit dem Gouverneur von Henzada; wie der Kyiwun sagte, hatte letzterer berichtet, der Gesandte habe ihm versichert, General Campbell die Weisung zur Einschiffung der Truppen zugeschickt zu haben. Auf diese handgreifliche Lüge erwiederte Crawfurd, ein so unbilliges Ansinnen sey weder an ihn gemacht, noch von ihm eine Zusicherung der Art ertheilt worden. Nach diesen Umschweifen plumpte der Diplomate endlich auf den Hauptpunkt zu: „es würde Sr. Majestät sehr angenehm seyn, den besondern Zweck von Hrn. Crawfurd's freundlichem Besuche zu erfahren." Der Gesandte antwortete offen, er sey gekommen, ein Sendschreiben des Generalgouverneurs zu überliefern, und die Handelsverhältnisse zum Vortheile beider Länder festzusetzen. Diese Mittheilung schien sehr erfreulich; die Besuchenden verabschiedeten sich alsobald, als wären sie einer großen Bürde entledigt.

Nach drei Tagen traf derselbe Besuch wieder ein, wie es schien, aus bloßer Höflichkeit, in der That aber, um die Unterhandlung zu eröffnen. Crawfurd wünschte zu wissen, wann er dem Könige vorgestellt werden sollte? Dieß sey, entgegnete man ihm, eine Sache von hoher Wichtigkeit und müsse im königlichen Rathe vorher überlegt werden; dieß hindere aber nicht, mittlerweile über die Bedingungen des Handelsvertrags übereinzukommen. Crawfurd, um keine Zeit zu verlieren, erklärte sich bereit, die Sache sogleich vorzunehmen, wofür er vorläufig seinen Plan in englischer und birmanischer Sprache entworfen habe. Der übermorgende Tag ward zur ersten Sitzung anberaumt; wegen eines jährlichen Bootwettrennens sollte dann drei Tage ausgesetzt, die nächsten zwei Tage aber wieder fortgefahren werden, und darauf die Audienz bei dem Könige folgen. Der Gesandte ging, ohne die Gründe dieser Zögerung zu argwohnen, sogleich auf den Vorschlag ein. Immer noch fürchtend, der Gesandte möchte Etwas in petto behalten, drang der Kyiwun in Crawfurd, ihm zu eröffnen, ob er etwa noch sonstige Anträge zu machen hätte. Nachdem er sich darüber hatte beruhigen lassen, bat er den Gesandten um sein Vertrauen, und wünschte als Freund, das Nähere des beabsichtigten Vertrags zu erfahren. Ein Wunsch, den Crawfurd keinen Anstand nahm, zu erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fischzug.

Bei einem Fischzuge zu Newhaven in Connecticut wurden am 2 July d. v. Jahres 2500 Weißfische (white fish), eine große Menge Blaufische (blue fish) und siebenzehn Haifische von sieben zu zehn Fuß Länge gefangen. Die letzteren richteten eine große Zerstörung in dem Netze an und, obwohl sie selbst nicht im Stande waren, durchzubrechen, gaben sie doch wenigstens 30,000 Weißfischen Gelegenheit zu entkommen.

American Annual Register.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 206. 25 Juli 1829.

Rhapsodien über Ungern.

(Schluß.)

Ungern ist, wie bekannt, ein monarchisch-aristocratischee Staat. — Das Feudalsystem hat sich hier unter allen Reichen Europas am Reinsten in seinee ursprünglichen Gestalt erhalten; der ungrische Edelmann kann sich kühn dessen rühmen, daß nur er die Freiheiten des längst verschwundenen Ritterthums im ganzen Umfange des Worts genießt. Aber dafür giebt es auch nirgends — Spanien und Polen nicht ausgenommen — so zahlreiche, und unter diesen wiedee so viel arme Edelleute, als in Ungern; — ganze Ortschaften bestehen aus lauter Adelichen, untee welchen oft sehr alte ehrwürdige Namen erscheinen, deren Geschlecht bis in die ersten Zeiten der Aryeden hinaufreicht; aber ein großer Thril derselben ist arm, oft dürftig, und neben den Besitzern ansehnlicher Rittergüter, und den Gebietern über ausgedehnte Herrschaften, welche manchem Großherzogthume, ja Königreiche gleichkommen, erblickt man häufig genug den in gar Nichts von dem dürftigsten Bauern unterschiedenen Edelmann, der sich desselben Rechts mit jenem rühmt und vor seiner zusammengefallenen Strohhütte behaglich seine Pfeife raucht. —

Ungerns Verfassung hat mit der englischen allenfalls noch die meiste Aehnlichkeit, so wie auch die beinahe zu gleichee Zeit entstandene Magna charta beider Völker sich sehr ähnlich sieht. Die der Ungern ist von Andreas, dem Hierosolimitance, vom Jahre 1222, und ihr lange verloren geglaubtes Original ist, ebenso wie das der englischen, durch Zufall entdeckt worden, und wae erst kürzlich in dee graner Primats-Bibliothek. Die Constitution Ungerns — ein Wort, welches der Ungee sehr häufig im Munde führt — ist eben so wenig ein eignes der Form nach für sich bestehendes Ganzes, als die der Britten, sondern beide sind ein Aggregat von Privilegien, Gesetzen und Gewohnheiten, welche man nicht auf einem Blatte flüchtig übersehen kann, sondern förmlich studiren muß. — Das unger'sche Repräsentationswesen ist ganz eigenthümlicher Art. Die hohe Geistlichkeit, zahlreich und sehr begütert, die Großwürdenträger, Reichsbarone genannt, die Obergespäne, und die sogenannten Magnaten odre dee hohe Adel, welcher aber außee dee persönlichen Würde fast gar kein Voreecht voe dem ärmsten Edelmann hat — bilden eine Art von Oberhaus, in welchem dee Palatin den Vorsitz führt. Die Abgesandten bee Gespannschaften — von jedrr nue zwei — welche die Ständetafel — das Unterhaus — unter dem Vorsitze des Personals oder königlichen Stellvertrrters in Gerichtssachen, d. h. des Präsidenten der obersten Justizstelle — bilden, sind die eigentlichr Seele des Landtagrs; an derselben Tafel sitzen die Abgesandten dre königlichen Freistädte, welche aber weit entfernt sind, einen Tiers-état zu vertreten, bee überhaupt in landtäglichee Hinsicht kaum dem Namen nach existirt, und selbst um diese scheindare Existenz bei jedee Gelegenheit hart genug kämpfen muß; eben dort sitzen endlich auch die Abgesandten dee Domcapitel, und die Ersatzmänner dee abwesenden Magnaten, deren Jeder einen stellen kann. Dee Baueenstand wird für sich gae nicht, sondern nur im Allgemeinen, untee der unwürdigen Benennung misera contribuens plebs, durch den Adel, welchen die Rechtssprache als Gegensatz populus nennt, d. h. durch die Machtboten der Comitate, vertreten. Eine Opposition im drittischen Sinne giebt es nicht; nur im Ganzen ist die Tendenz bee Ständetafel mehr aristocratisch, die der Magnatentafel mehr monarchisch; in der Hauptsache sind beide Tafeln immer einverstanden. Wenn auch die ungrischen Reichstagssitzungen mit den englischen Parlaments-Debatten, odrr mit der glänzenden Schönrednerei drr französischen Kammern nicht verglichen werden können, so werden sie doch für den Fremden nicht nur der Form, sondern, wenn ee der Sprache kundig ist — im Unterhause herrscht die magyarische, im Oberhause die latinische vor — auch dem Inhalte nach höchst interessant seyn. Beide Sitzungen geschehen öffentlich, und es ist eine beachtenswerthe Eigenthümlichkeit, daß, außer dem unbeschränkten Zutritt auf die Gallerien, auch in das eigentliche Locale beider Versammlungssäle Jedem, der Nationalcostüm, Uniform oder geistliches Gewand trägt, so wie zu jeder Feierlichkeit oder jedem Hoffeste während des Landtages dee Eingang völlig frei steht. Alle Gegenstände von Wichtigkeit, besonders die Abfassung der an den König abzuschickenden Repräsentationen, odee an die Magnatentafel zu übersendenden Noten, Projecte ꝛc. werden vorlaufig in

vertraulichen, sogenannten Circularsitzungen — in welchen nach der Reihe ein Comitatsadlegat nach dem andern wöchentlich das Präsidium, und ein bloß von den Ständen aus ihrer Mitte erwähltes Notar die Feder führt — durch die Comitats-Machtboten allein, berathen; doch auch zu diesen ist der Zutritt Jedem, selbst ohne Costüm, unverwehrt. — Rescripte des Königs werden in gemischten Sitzungen beider Tafeln bekannt gemacht, und dann einzeln bei jeder verhandelt. Die Protocolle der öffentlichen Sitzungen führen die königlichen Protonotare, welche die referirenden Hofräthe bei der höchsten Justizstelle sind. Diese Protocolle werden durch den Druck bekannt gemacht. Das Tagsprotocoll oder Diarium ist im Original magyarisch mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung. Die Beilagen werden besonders unter dem Titel Acta Diaetalia gedruckt. Der Originaltext der Artikel oder Gesetze ist lateinisch. Worüber beide Tafeln sich vereinigt haben, das wird dem Könige mit der Unterschrift des Palatins und Reichs-Primas vorgelegt. Anfang und Schluß des Landtags wird gewöhnlich durch eine Rede des Königs vom Throne angekündigt, indem bei ersterem die königlichen Propositionen, bei letzterem die durch königliche Unterschrift bestätigten Reichstagsbeschlüsse feierlich übergeben werden. — Viel verspricht man sich, und zwar mit vollem Rechte, von den Landes-Deputationsarbeiten, welche schon von dem denkwürdigen Reichstage von 1791 angeordnet, durch die Kriegsereignisse bis zum letzten Landtage 1825/27 liegen geblieben, und von diesem zur Durchsicht, und theilweise nöthig gewordenen Umarbeitung, an zahlreiche neue Landesdeputationen gewiesen wurden. Diese Deputationen, in mehrere Ausschüsse getheilt, arbeiten in diesem Augenblicke in Pesth an dem ihnen anvertrauten hochwichtigen und ehrenvollem Werke und haben auch schon den größten Theil ihrer Aufgabe gelöst. Sobald sie damit gänzlich zu Ende sind, soll, dem Versprechen des wahrhaft väterlich gesinnten Monarchen gemäß, noch vor dem Eintritte der gesetzmäßigen dreijährigen Frist, ein Landtag zur Sanctionirung dieser Arbeiten gehalten werden; und die Folgen hievon können nicht anders, als von der höchsten Wichtigkeit für Ungern, sowie von dem größten Interesse fürs Ausland seyn; denn zwei jener Arbeiten enthalten nichts Geringeres, als wichtige Verbesserungen und zum Theil ganz neue zeitgemäße Vorschläge zu Gesetzen im Fache der gesammten Rechtspflege, der Verhältnisse des Unterthanen, der literarischen und kirchlichen Angelegenheiten, einen neuen Organisationsplan des Reichstages, ein neues Mercantil- und Wechselrecht, einen neuen Criminal-Codex u. dgl. Die Einführung dieser Verbesserungen muß Ungern den ersten Staaten Europas nähere rücken, wo nicht gleichstellen; auf jeden Fall aber wird sie die bündigste und genügendste Widerlegung des ewig wiederholten Vorwurfs seyn, daß nur Ungern allein mit seiner Constitution nicht mit dem Zeitgeiste fortschreiten wolle; — denn wenn auch langsam, so soll eben darum ohne Uebereilung und mit weiser Mäßigung der größte Theil jener Gebrechen, die wohl unterrichteten Patrioten eben so wenig, als einem weisen und gerechten König je entgangen sind, geheilt werden. —

Zur genauern Kenntniß des Landes ist noch immer Martin v Schwartners Statistik des Königreichs Ungern, 2te vermehrte u verbesserte Ausgabe 1ten Th. 1809, 2ter und 3tee Th. in ein Band, 1811 Ofen; — das einzige und beste Werk, dessen e fischer Werth auch im Auslande, namentlich durch eine Ueb setzung ins Französische, längst anerkannt ist. Freilich hat hinsichtlich der statistischen Berechnungen Vieles seitdem v ändert, aber die Behandlung des Ganzen — welches außer d Einleitung Ungerns Grundmacht, Staatsverfassung und Staat verwaltung umfaßt, ist erschöpfend und trefflich. Leider ist di ses Werk, so wie manches andere treffliche historische od antiquarische Werk der älteren und neueren Zeit, wegen ein gewissen Aengstlichkeit der Verleger, die nur eine geringe A zahl von Exemplaren drucken lassen, und trotz der häufigen Na fragen zu neuen Auflagen nicht zu bewegen sind, wohl auch m gen unverzeihlicher Lauigkeit so Mancher, die solche Werke b fördern sollten und könnten — schon sehr selten, und nur i Antiquaren um theure Preise zu erhaschen. — Neuere, ab dem erwähnten an Gehalt nachstehende Werke über Unger Geogeaphie, Topographie und Ethnographie, welche vorzügli auch für das Ausland geeignet wären, sind: Stoz, das Köni reich Ungern nach Größe, Bevölkerung, Landesbestandtheilen, phy sischen Beschaffenheit, Cultur und Handelsverhältnissen; Preßbu und Oedenburg 1824: — ein geographisches Handbuch nic ohne Geist und Fleiß zusammengetragen, aber wegen Mange verläßlicher Quellen theils fehlerhaft, theils veralte Szepesházy's und Thieley's Merkwürdigkeiten des Königr reichs Ungern, 2 Bände, Kaschau 1829; hier findet ma in alphabetischer Ordnung die Beschreibung aller merkwürdige Orte, Berge, Seen, Flüsse, Gesundbrunnen u. s. w., aber n den vielen verdienstlichen Daten auch nicht wenige irrige Ang ben und Fehler; das Werk ist dem schreibseligen Geschma des Tages gemäß, im „Weltall" Wort für Wort nachgedruckt — des pens. Profess. Kunits topogr. Beschreibung des Königreich Ungern 1 Band, Pesth 1824, ein Werkchen, welches mitunter in teressante Schilderungen, besonders in Hinsicht auf Volkskultu Landwirthschaft, Industrie und Handel, enthält, aber wen gee aus Mangel an Daten, als theils aus Mangel a Unterstützung theils wegen persönlicher Verhältnisse de Verfassers nicht vollendet wurde. Das neueste Werk die ser Art, Johann v. Csaplovics Gemälde von Ungern, 2 Bän de, Pesth 1829, soll, der Ankündigung nach, weder Geo graphie, noch Topographie, noch Geschichte, noch Statisti und doch Alles zugleich seyn; — es steht von des Verfasse Fleiß und Kenntnissen zu erwarten, daß er diese schwierige Au gabe auf eine für das Ausland interessante Weise lösen wird wenn schon auch für den vaterländischen Gelehrten ein solche mixtum compositum eben nicht sehr befriedigend ausfalle dürfte. — Als erster Versuch, das durch seine Naturschönheite ausgezeichnete Ungern auch von dieser Seite mehr bekannt zu machen, muß des Freih. v. Mednyanßky malerische Reise a dem Wagflusse in Ungern (gr. 4 Pesth 1826 in 12 Kupf.) rühm lich erwähnt werden, ein Werk, welches in jeder Hinsicht Meh

leichter als der anspruchslose Titel sagt, und den gelungensten Werken des Auslandes dieser Art kühn an die Seite gestellt werden kann. —

Für Ungerns höchst merkwürdige und an epischem und tragischem Stoff so reiche Geschichte kennen zu lernen, sind die Werke von Engel und Fessler sehr brauchbar; ersteres, mehr kritisch, ist für den Gelehrten von Profession, letzteres mehr für gebildete Leser jeder Stände zu empfehlen; für diejenigen, die etwa die große Bändezahl und der Preis abschrecken sollte, wäre vielleicht das neueste noch nicht beendigte Werk des Grafen Mailath vorzuziehen, wenn nicht der wiener Buchhändler, nach der wirklich unverzeihlichen Gewohnheit sämmtlicher wiener Verleger, den Preis des 4 Bände haltenden Werkes verhältnißmäßig noch höher gestellt hätte. — Sehr schätzbare historisch-genealogische Aufsätze über Ungern's Geschichte, so wie über seine edelsten Geschlechter und herrlichsten Burgen, enthalten die Hormayer-Mednyanßky'schen Taschenbücher für die vaterländische Geschichte, Wien 1820 — 1829; zehn Jahrgänge; nicht minder die „Ungerischen Miszellen," aus dem Archiv für Gesgr. Histeele ꝛc. besonders abgedruckt. Das so eben erschienene Diplomatarium, welches der treffliche Probst und K. Bibliothels-Custos v. Fehée in mehrern Bänden herausgiebt, umfaßt die Periode der Könige aus dem arpadischen Mannsstamme und ist das erste, aber auch ein vorzüglich brauchbares und interessantes Werk dieser Art, welches für den Geschichtsforscher einem längst gefühlten Bedürfniß rühmlich abhelfen wird. —

Ungerns Journalistik ist noch immer in der ersten Kindheit. — Des verdienstvollen Schedius Zeitschrift von und für Ungern, kaum begonnen, mußte leider schon im J. 1804 wieder eingehen; und unbegreiflicher Weise ist die dadurch entstandene Lücke, die seitdem durch den gänzlichen Mangel eines dem Ungern selbst, vorzüglich aber dem Ausländer interessanten deutschen Journals, erst recht fühlbar wurde, nicht ausgefüllt; und so muß Ungern es sich wirklich selbst zuschreiben, wenn es in Deutschland noch immer viel weniger gekannt ist, als es verdient. Die wiener „vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat," welche 1798 angefangen, aber auch schon seit Jahren wieder aufgehört haben, so wie ganz neuerlich Hormayers „Archiv" haben manche sehr gute Original Aufsätze über Ungern geliefert; aber diese entbehren doch immer des Nationalcharakters und fanden in Ungern selbst zu wenig Leser. Um so auffallender, daß auch die magyarische Journalistik, welche mit der von 1789 bis 1792 erschienenen Mindenes Gyüjtemény einen sehr unsichern Anfang nahm und dann bis 1817 wieder gänzlich verstummte, selbst heute noch, außer den im eben erwähnten Jahre begonnenen Indományos Gyüjtemény, kaum ein paar andere Zeitschriften aufzuweisen hat. Die genannte Zeitschrift, von ihrem Entstehen bis 1825 die einzige Ungerns, und obwohl seit 1825 die oberungerische Minerva und 1826 die Zeitschrift Elet és Literatur neben ihr ins Leben trat, auch heute noch ihrer Tendenz nach einzeln dastehend — denn die Minerva ist vermischt belletristischen, die letzte — Leben und Literatur betitelt — ist ästhetisch-artistischen Inhaltes — lieferte von jeher zahlreiche, meist sehr gediegene Aufsätze aus dem Gebiete der Geschichte, Alterthumskunde, Topographie, Ethnographie und Statistik Ungerns. Aber das Feld, dessen Bearbeitung sich die Redaction vorgesteckt hat, ist viel zu weitläufig; denn es umfaßt nichts Geringeres, als beinahe den ganzen Umfang des Wissens — und das, was eigentlich die Haupttendenz eines — und was noch mehr sagen will — des einzigen vaterländischen Journales seyn sollte — Vaterlandskunde — mußte in den neuesten Jahrgängen nur zu oft schalen Diatriben und scholastischen Streitfragen weichen. — Daß diese Zeitschrift nicht ganz das ist, was sie seyn sollte und könnte, aber auch, daß in Ungern der Geschmack an Journalistik überhaupt noch nicht gehörig vorhanden ist, beweist zunächst die für ganz Ungern viel zu geringe Pränumerantenzahl, welche noch kein Jahr über 700 gestiegen ist; die beiden andern Journale haben kaum das Drittel dieser Pränumerantenzahl und können nur mit Aufopferung ihr Daseyn fristen. — Z.

Die Eingebornen von Vandiemensland.

Die Eingeborenen von Vandiemensland sind, so große Fortschritte auch die Bevölkerung und der Wohlstand dieser Colonie in der kurzen Zeit ihres Bestehens gemacht hat, noch beinahe völlig unbekannt. Die Körperbildung derselben ist nichts weniger als angenehm. Man denke sich eine breite plattgedrückte Nase, mit ungeheuren Nasenlöchern, dicke Lippen, einen großen Mund mit tüchtigem Gebiß, langes Wollenhaar, welches zur Vermehrung der Schönheit mit rothem Ocker und Fett gesalbt ist. Die Gliedmaßen sind ganz unverhältnißmäßig, doch scheinen die Weiber im Allgemeinen besser gebildet als die Männer. Ihre einzige Bedeckung bilden Känguru-Felle, die roh zusammengeheftet sind und als Mantel über die Schultern geworfen werden. Die meisten gehen ganz nackend. Kleidungsstücke, die man ihnen giebt, werden nur zu dem Zwecke verwandt, für den sie bestimmt sind. — Man hat wenig Beispiele, daß ein Eingeborner die Sitten seines Stammes verlassen hätte, wie jung er auch von demselben hinweggenommen worden seyn mag; sie scheuen alle Arbeit, doch haben sie ein außerordentlich scharfes Unterscheidungsvermögen, das sie in den Stand setzt, z. B. verloren gegangenes Vieh, unglaublich schnell wieder aufzutreiben. Auch die Fußstapfen entflohener Verbrecher finden sie mit gleicher Leichtigkeit aus, und selbst wenn der Flüchtling sich in einen Fluß gewoesen hat und denselben eine Strecke hinabgeschwommen ist, um die Verfolgee von seiner Spur abzuführen, lassen sie sich nicht täuschen. — Die eingebornen Stämme auf Vandiemensland haben noch keine festen Sitze, sondern schweifen nach freier Lust umher, wobei sie immer von einer Anzahl Hunde begleitet sind, die sie zur Jagd der Känguru, Oppossums, Bändicuts u. s. w. gebrauchen. Sie haben so große Vorliebe für jene Thiere, daß man Beispiele kennt, wo die Weiber ein Lieblingshündchen statt eines Kindes gesäugt haben. Selten setzen sie ihre Wanderungen des Nachts fort; sondern sie sammeln sich um ein großes Feuer und schlafen in sitzender Stellung, indem sie den Kopf zwischen die Kniee stecken. Um ihre Kinder bekümmern sie sich so wenig, daß man oft

Digitized by Google

Knaben fieht, die eine oder zwei Zehen verloren haben, weil ihre Mütter ſie, als ſie noch an der Bruſt lagen, in das Feuer fallen ließen. Gewöhnlich werden die Kinder von den Weibern rittlings auf den Schultern getragen. — Sie leben bloß von der Jagd, und fiſchen nicht ſo viel als die Eingebornen von Neu-Süd-Wales, obgleich die Weiber geſchickt im Tauchen ſind. Wenn ſie an der Küſte leben, ſind ihre hauptſächliche Nahrung Hummer und Auſtern, im Innern Opoſſums und Kängarus, von denen das Fleiſch der letzteren einen eben ſo angenehmen, als das der erſteren einen widerlichen Geſchmack haben ſoll. Ihre Kochkunſt iſt äußerſt einfach, indem ſie ihre Victualien nur auf das Feuer werfen, um die Haare abzuſengen, und dann Fleiſch, Eingeweide und alles einigermaßen Genießbare mit der größten Gier verſchlingen. Im Klettern ſind ſie ſehr gewandt; ſie erklimmen den höchſten Gipfel eines Baumes, mit oder ohne Aeſte, mit gleicher Leichtigkeit. Sie bewirken dieß, indem ſie einen kleinen ſcharfen Feuerſtein zwiſchen ihre vier Vorderfinger nehmen und damit einen Einſchnitt in die Rinde machen, in welchen ſie dann die große Zehe klemmen; ſo ſteigen ſie, die große Zehe in einer ſolchen Kerbe und ihr ſonderbares Beil in der Hand, leicht hinauf. — Ihre Waffen ſind der Speer und die Schleuder. Der erſtere iſt ungefähr zwölf Fuß lang und nicht dicker als der kleine Finger eines Mannes. Der Teakbaum liefert ihnen dieſe Waffe; ſie härten das eine Ende, das ſcharf zugeſpitzt wird, im Feuer und ſchärfen es mit einem beſonders dazu bereiteten Feuerſtein. Im Speerwerfen ſind ſie ſehr geſchickt, und in der letzten Zeit haben manche Weiße, nachdem die frevelhafte Grauſamkeit der Coloniſten ſie herausgefordert hatte, dieß zu ihrem Schrecken erfahren müſſen. — Wenn ſie einen weißen Mann getödtet haben, ſtellen die Eingebornen eine Art feſtlichen Tanz an, bei dem ſie ein furchtbares Geſchrei erheben. Den Leichnam laſſen ſie unberührt, indem ſie ihn nicht einmal ſeiner Kleider berauben. Unter ſich haben ſie keine Leichenceremonien; Altersſchwache oder Kranke laſſen ſie in hohlen Bäumen oder an Felsabhängen liegen und verſchmachten. Viele von ihnen kommen durch einen ekelhaften krebsartigen Ausſchlag um, der von ſchlechter Lebensart und Nahrung herrühren ſoll und von den Colonialärzten die Buſchkrätze genannt wird. Die eingeborne Bevölkerung der Inſel iſt, im Verhältniß zu der Ausdehnung derſelben ſehr gering, was hauptſächlich ihrer Verdrängung durch die Coloniſten und der Ausrottung des Kängaru und anderen Wildes zuzuſchreiben iſt.

Widowson's Present State of Van Diemen's Land.

Litta's berühmte Familien Italiens.

Unter den neueren Erſcheinungen der hiſtoriſchen Literatur Italiens nimmt, wenn nicht unbedingt die erſte, doch gewiß eine der ehrenvollſten Stellen das gegenwärtig bereits bis zur ſiebenzehnten Abtheilung vorgeſchrittene koſtbare genealogiſche Werk des Ritters Litta ein „Die berühmten Familien Italiens“ (Le Famiglie celebri italiane, im Ganzen 87 Bogen Text, Fol., in 21 Heften mit 86 Kupfertafeln, Preis 350 Franken). Die bisher behandelten Häuſer, denen nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit in Bezug auf die allgemeinen Verhältniſſe Italiens ein größerer oder geringerer Raum gewidmet iſt, waren die Sforza aus der Romagna (6 B. und 10 K.), die Orelini von der trevisaner Mark und Sanvitale von Parma (4 B. 2 K.), die Simonetta aus Calabrien und Gallo von Como (3 B. 3 K.), die Geſi aus Rom (2 B. 5 K.), Caſtiglioni von Mailand (5 B. 6 K.), Viſconti von Mailand (20 B. 14 K.), Pico von Mirandola (5 B. 5 K.), Arcimboldi von Mailand und Canino aus der Trevisaner Mark (4 B. 2 K.), Pio von Carpi (4 B 3 K.), Bonacolſi von Mantua, Gaaalcabò von Cremona, Valeri von Florenz (4 B. 1 K.), Scaligeri von Verona (4 B. 11 K.), Accolti von Arezzo und Correggia von Correggio (5 B. 2 L.), Gonzini von Arezzo und Monte von Monteſanſaaino (2 B. 4 K.). In dem neueſten Heft, welches zu Anfang dieſes Jahres ausgegeben wurde, iſt die Geſchichte des Hauſes Medici fortgeführt; und nach ſo Vielem, was bisher über dieſe „berühmte Familie“ geſchrieben worden iſt, wird der Forſcher mit Ueberraſchung bei Litta manche neue Anſicht und manchen unerwarteten Aufſchluß finden.

Engliſche Sprache.

Als einen Beweis der auffallenden Ignoranz, in welcher die große Mehrzahl der engliſchen Grammatiker noch immer befangen iſt, führen wir die Claſſification der Wörter der engliſchen Sprache an, welche die Literary Gazette in einer ihrer letzten Numern giebt. Die engliſche Sprache, heißt es, enthält 22,000 Wörter; von dieſen ſind 4,000 (?) altbrittiſch (gaeliſch), 1,000 (??) deutſch, 15,000 griechiſch oder lateiniſch und der Reſt (?) ungewiſſen Urſprungs. In Deutſchland weiß, ſeit dem Erſcheinen der beiden Bände von Grimm's Grammatik, jeder nicht ganz in der Kenntniß ſeiner Muttерſprache vernachläſſigte Primaner, daß die engliſche Sprache Nichts mehr, noch weniger iſt, als eine durch Aufnahme vieler altfranzöſiſchen Wörter (zur Zeit der Eroberung durch die Normannen) und durch Zerſtörung des größten Theiles der grammatiſchen Formen verdorbene Mundart des Niederdeutſchen. Die geringe Anzahl gallicher Wörter, welche von den alten Einwohnern des Landes angenommen wurden, und die größere griechiſcher und lateiniſcher, welche meiſt erſt in neuerer Zeit von den Gelehrten eingeführt worden ſind, konnten den urſprünglichen angelſächſiſchen Sprachſtamm ſo wenig ändern, als die Aufnahme einer freilich bedeutend geringeren Anzahl fremder Wörter in unſere deutſche Schriftſprache unſeren hochdeutſchen Sprachſtamm. Wenn die Lehrer des Engliſchen in Deutſchland nicht größten Theils ziemlich ungebildete Engländer wären, die freilich Nichts davon wiſſen können, daß die Sprache, in der ſie unterrichten, — wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen — nur eine andere Art von Deutſch iſt; ſo würde das Engliſche bei uns unendlich leichter, ſchneller und gründlicher erlernt werden, als gewöhnlicher der Fall iſt.

Schuhmacher zu Lynn in Maſſachuſetts.

Die Stadt Lynn in Maſſachuſetts zählt mehr als 5000 E., faſt ohne Ausnahme Schuhmacher ſind. Es werden in dieſer Stadt jährlich von 1,200,000 zu 1,400,000 Paar Schuhe verfertigt, der Werth eines in das andere gerechnet zu 1,000,000 Dollar angenommen werden kann. Die Weiber verdienen allein durch das Einfaſſen und Verzieren der Schuhe über 60,000 Dollars jährlich. Millionen wohlfeiler leichter Schuhe ſind von hier nach Südamerika geſandt und vortheilhaft verkauft worden.

American Annual Register.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 207 und 208. 26 und 27 Juli 1829.

Das Hof-Journal.

Man braucht nach hundert Jahren von unserm Zeitalter Nichts zu wissen, als das Verzeichniß unserer Zeitschriften und Tagblätter, um uns den unbestreitbaren Ruhm zu sichern, daß wir die lesenlustigsten und unermüdlichsten Sterblichen gewesen sind, die jemals Schwarz auf Weiß gekannt haben. Denn ist es nicht fast, als betrachteten wir die ganze Welt als eine Art von Lese-Museum, in welchem die Sonne als Astrallampe hängt, und die zwölf Monate als zwölf Lesezimmer, in denen wir unablässig sitzen und lesen? Ich will Nichts von unsern Taschenbüchern sagen, die für jede Jahreszeit berechnet sind; und haben wir nicht sogar zu jeder Tageszeit und Stunde, wie einst die Mönche Gebete, jetzt fliegende Blätter in der Hand? Man kann des Morgens nicht aufstehen, ohne daß man uns mit dem Frühstück ein Morgenblatt oder eine Aurora darbietet; man kann des Abends nicht seinen Thee trinken, ohne daß neben dem Butterbrod eine Abendzeitung liegt, ja für Schlaflose liegt sogar ein Mitternachtblatt auf dem Kopfpolster bereit. Laß Dir die Haare schneiden, ziehe einen Strumpf oder gar einen Rock an, so steht als Garderobe-Diener Dir eine Modezeitung zur Seite; gehe zu einer Dame, ins Theater, in einen Garten, in den Wald, auf das Dorf, in die Stadt, in die Kirche, in die Schule, in den Krieg oder zum Teufel, so läuft eine Damenzeitung, oder eine Theaterzeitung, oder eine Gartenzeitung oder eine Forstzeitung, oder eine Hundszeitung, oder eine Stadtpost, oder eine Kirchenzeitung, eine Schulzeitung, Militärzeitung oder ein oder gar zwei eilende Teufel neben her. Es mag schönes oder garstiges Wetter seyn, es wächst für Dich eine meteorologische Zeitung, ißt oder trinkt, eine gastronomische oder wenigstens eine Bierzeitung ist schon für Dich fertig, werde geboren, heirathe oder stirb, Du wirst dem Polizeianzeiger nicht entgehen, trete voll Verzweiflung in die wüsteste Einöde, ein eremitischer Eremit kommt Dir entgegen oder Du hast Deinen Gesellschafter für Gemüth und Geist auf den Fersen. Und wer könnte die Heerschaar der Beobachter zählen, die mit dem Mikroskope auf Alles lauern, was da kriecht und fliegt und uns daher seelisch manche Schnecke riesengroß sehen lassen? Wer die politischen Sterngucker und Meteorologen, die auf jedes Fünkchen und Bröckchen am politischen Horizont gucken und passen? Und bei Allem dem fehlt uns ein Blatt, gleichsam eine Missionszeitung von jenem Eldorado, das sich die Halbgötter der Erde, wie eine Zaubrinsel, mitten in dem gewöhnlichen Leben der bürgerliche Werktags-Welt angebaut haben, ich meine gründliche Berichte aus der großen Welt für die übrige kleine. Ihres Land, wo jeder Tag „ein heiteres Fest, ein frohes Spiel" ist, wo nicht jene schweren und trüben Nebel der Alltags-Mühseligkeit hinaufsteigen, die uns andere friedlichen Gewächse mit ihrem Mehlthau bestecken; wo selbst das plumpe Blei und der Nickel der unbehülflichen Spießbürgerlichkeit unter der Midashand der Etikette sich in edles Metall verwandeln — ist für uns mit einer siebenfachen chinesischen Mauer umschlossen, eine wahre terra incognita. Was wir durch schleichende Gerüchte und vertrauliche Ohrenflüsterung bis jetzt daraus vernommen haben, läuft darauf hinaus, daß dort der Fußboden zum Halsbrechen glatt ist oder die sammtweichen elastischen Teken, mit denen man den schweren Fußtritt dämpft, oft einen grundlosen Sumpf bedecken, daß dort gewaltige Giftbäume und Giftpilze aufschießen, daß die Steine, die ihm leuchten, Nichts seyen, als kalte Klumpen, die ihr Licht von einer urbeilsleckigen Sonne borgen, daß man dort mit den Steinen, obgleich es lauter Edelsteine sind, sich eben so gut Löcher in die Köpfe wirft, als außen bei uns mit guten Feldkieseln, daß dort die Leidenschaften, die bei uns als zahmes Hausvieh brüllen und krähen, dort als zerreißende Löwen und Vogelgreife herumwandern, kurz daß dort auch nicht Alles Gold sey, was glänze. Es gab eine Zeit, wo man von den Höfen und der großen Welt Nichts erfuhr, als daß man dort unendlich gut esse und trinke und unendlich schlecht verdaue, unendlich viel Geld ausgebe und unendlich wenig drucke, daß man dort bei Kolikschmerzen lächeln und für Fußtritte sich bedanken müsse, daß man einen krummen Rücken für die schönste Gabe der Natur und die Religion für die schönste Erfindung halte, die von guten Köpfen gemacht worden sey, andere Leute kopflos zu machen, daß man von dort herab die Völker für Roggenfelder ansehe, die in der Hofsonne reifen, in der Hofluft sich bücken und in der Hofkammer ausgedroschen werden müßten, daß hinter Unterröcken und Gardinen die Maschinerie der Weltbewegung versteckt liege, und lettres de cachet der Koran wären, der alle Zwiefel löse; es gab eine Zeit, wo die chronique scandaleuse die Geschichte der Höfe war. Unsere Zeit hat da-

Digitized by Google

über eine ganz andere Meinung und wahrscheinlich auch ganz andere Höfe gebildet. Wie die Völker nicht mehr gleich Gefangenen schweigen, und, wie Negersclaven in den Diamantgruben, nackt arbeiten müssen; so sind auch die Höfe nicht mehr, gleich jenem Tour du Plessis Ludwigs XI, mit Thürmen verbollwerkte Lager. Wie den Völkern in der öffentlichen Meinung eine unzerstörbare Bürgschaft für ihre Freiheiten geworden ist; so werden die Höfe, welche die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen haben, in ihr eine nicht minder sichere Stütze finden.

Daher fällt in einer Zeit, wo alle Gegenstände des öffentlichen Lebens ein Organ gefunden haben, wo wir, wie oben gesagt, über Alles vom Ysop bis zur Ceder lesen und schreiben, der Mangel eines Journal des Hoflebens als eine um so bemerkbarere Lücke ins Auge. Züge aus dem Leben und Charakter großer Männer, die wir so gern als Menschen sehn und bewundern, die Beispiele hochherziger Gesinnung, des Edelmuthes, der Wohlthätigkeit, der feinen Sitte und guten Lebensart, Witz, scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen, die Ansichten der Welt von einem so hohen Standpunkte aus und Alles, was einen durch die Grazie der Bildung, der Humanität verfeinerten und verschönerten Kreis von Menschen, wie ihn die Höfe bilden, die nicht bloß für Leute von Geblüt, sondern auch von Talent zugänglich geworden sind, anziehend, unterhaltend und lehrreich macht, gelangt nur zur Kenntniß Weniger oder geht uns völlig verloren. Selbst die hier und dort hervortretende Schattenseite des Hoflebens, mit der schonenden Duldsamkeit für menschliche Schwächen aufgefaßt und ohne hämische Mißdeutung der Welt vorgelegt, würde dazu beitragen, die Denk- und Handlungsweise der Höfe zu läutern und die Gemüther vor jener Entartung zu bewahren, wozu das Geheimniß, der Ueberfluß, das Wohlleben, und der daraus entspringende Uebermuth so leicht verlockt; zugleich aber auch den Neid der Menge versöhnen, welcher gewöhnlich das Leben der großen Welt umschleicht, wenn man erkannte, daß selbst der höchste irdische Glanz nicht ungetrübt, die größte Süßigkeit des Glückes nicht ohne bittere Beimischung und die erhabenste Würde nicht über das Loos aller Sterblichen — die Mühseligkeit — erhaben sey. Haben doch die Alten sich nicht gescheut, sogar ihre Götter menschlichen Schwächen und Unfällen unterworfen darzustellen.

In diesem Betracht darf eine Erscheinung, wie die eines „englischen Hofjournals" in diesen Blättern nicht mit Stillschweigen übergangen werden, das vor Kurzem als ein Wochenblatt ins Leben getreten ist und „Schilderungen des Hofes und der Hofleute, Charactergemählde merkwürdiger Männer und Frauen aus der großen Welt, Anekdoten von dem Hofe Karls X und Georgs IV, Autographien von Königen und andern höchsten Würdeträgern des Staates, eine Gallerie des Adels, der größten Staatsmänner und Dichter, Nachrichten von Kunst, Theater, Mode und allen jenen Vergnügungen, welche das Hofleben zum Vorbilde des guten Geschmacks und der feinen Sitte machen sollen," u. s. w. als seinen Inhalt ankündigt. „Es wird sich, wie es bei seinem Erscheinen verheißt, als ein jungfräuliches Blatt bewähren, gleichsam als ein codex aburneus, unbefleckt von jener chronique scandaleuse der alten Höfe und fern von aller ärgerlichen Personalität Klatscherei, selbst die Billigung der Großen des Reiches zu ringen streben und seinen Blättern sollen die Literatur in ihr glänzendsten und elegantesten Gewande, die Mode in ihrer t sendfältigen Protensgestalt und der Witz in seiner diamante Rüstung als Grazien aufgedrückt sein." Wir werden aus de selben von Zeit zu Zeit die interessantesten Mittheilungen ü Charaktere und Aussprüche der ausgezeichnetsten Männer und denkwürdigsten Vorfälle des Hoflebens entnehmen und dar ein Skizzenbuch bilden, das, obgleich nur in flüchtigen Umriß unsern Lesern, wie wir hoffen, nicht weniger Vergnügen, interessante Aufschlüsse über geschichtliche Begebenheiten, t Blicke in die Denk- und Handlungsweise und Schicksale berüh ter Männer, so wie Stoff genug zu mannichfaltigen Betre tungen, darbieten werden. Nicht minder dürfte die Feinh und Freimüthigkeit, mit welcher dieses Blatt geschrieben ist, sich schon einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Ton Geist des gegenwärtigen englischen Hoflebens und Adels gebe

---

Erste Skizze.

Züge aus dem Privatleben Karls X und des Herzogs von L leans. — Englische Hof-Assemblée und Apologie des Reifro

Karl X verließ Paris im Monate Mai und begab sich n St. Cloud, wo er den größten Theil des Sommers zubring wird. Zwar werden an ihm schon tiefe Spuren des Alters merkbar; allein er hat dabei ein gesundes Aussehen und unt hält sich mit der Munterkeit eines weit jüngern Mannes. Vi leicht nennt man dieß die Geschwätzigkeit des Alters; allein sie dieß doch nicht so ganz, obgleich ich gestehen muß, daß die weni Bemerkungen, welche Se. Maj. über einige Gegenstände Naturgeschichte, die sich vor ihm befanden, (wir wurden ihm Jardin des plantes vorgestellt) eben keinen Beweis von lebhaf Geiste oder wissenschaftlicher Gründlichkeit geben. Der Daup har bei noch geringern gründlichen Kenntnissen, als sein Va eine glückliche Art seine Unbekanntschaft mit Gegenständen zu v bergen, über welche minder gut unterrichtet zu seyn, als che, welche ihr Leben einer Wissenschaft widmen, ihm (als nig oder künftigen Trnerden) wohl nachgesehen werden d Der König steht bei frühe Tageszeit auf; liest die Zeitungen, ael ter mit seinen Ministern und macht sich, wenn er auf dem La ist, viel Bewegung. Seine Abendzirkel sind nur auf We beschränkt, aber voll heiterer Unterhaltung. Die Herzogin Angouleme und die Herzogin von Berry sind immer darauf dacht, ihm eine angenehme Ueberraschung zu verschaffen. E trre, welche den Pinsel mit geübter Hand zu führen w bringt häufig mehrere Stunden des Tags in der Mitte li Hofdamen damit zu, seine Bibliothek oder sein Kabinet irgend einem Gemälde oder sonst einer Verzierung zu schmück

Der Herzog von Orleans ist als der reichste und popula Prinz der königlichen Familie bekannt. Bei Erwähnung sein Reichthums verdient die sorgfältige Oekonomie in seinem H halte bemerkt zu werden. Seine Tafel, so wie die seines H staates wird nach einem darüber abgeschlossenen Contracte

stellt. Der Verkauf der Produkte von seinen Gütern geht größtentheils durch seine eigene Hand; so daß er genau seine Einkünfte und Ausgaben kennt. Jedes Pferd in seinem Stalle hat seine bestimmte Ration Futter, wobei Vorkehrungen getroffen sind, daß keines daran verkürzt werden kann. Außerdem hält er auch eine genaue Rechnung über die Ausgaben seiner Familie. Aber bei all dieser Oekonomie wird der Herzog von nichts weniger, als von einer kleinlichen Sparsamkeit geleitet. Er ist wohlthätig, ja sogar freigebig; und dabei nimmt sein Reichthum immer zu. Seit der Restauration führt er zu Paris zwar das Leben eines Privatmanns, das aber demungeachtet äußerst glänzend ist. Seine prächtigen Wohnungen im Palais Royal und zu Neuilly stehen allen ausgezeichneten Männern von allen Parteien offen, ohne daß er irgend eine Farbe durch Begünstigung auszeichnete. Selbst die Vergrößerungen im Palais Royal, die nicht Wenig zu dessen Verschönerung beigetragen haben, sind für ihn eine reiche Quelle des Einkommens geworden. Statt des einen Gewölbes in der alten hölzernen Gallerie sind in dem neuen Anbau zwei eingerichtet, und man kann sich einen Begriff von ihrer Einträglichkeit machen, wenn man weiß, daß das kleinste dieser Gewölbe mit zwei sehr kleinen Zimmern um 3000 Fr., ein größeres für 8000 Fr. jährlich vermiethet wird. Der Charakter des Herzogs erscheint vorzüglich in einem vortheilhaften Lichte, wenn wir uns erinnern, wie wenig er bei all seinem Reichthume die früheren Stunden der Widerwärtigkeiten vergessen hat. Vor Kurzem zeigte er einem Künstler, der ihm seine Aufwartung machte, seine Gemälde- und Kupferstichsammlung. Vor einem der Gemälde, welches einen jungen Mann vorstellt, der in einer Schule Unterricht in der Geographie ertheilt, blieb der Herzog stehen, indem er sagte: „Herr T— kennen Sie diesen Schulherrn? — Ich bin es selbst. Auf diesen Kupferstich thue ich mir mehr zu gut, als auf meine ganze übrige Sammlung; er erinnert mich an eine der löblichsten Handlungen meines Leben — an den schönen Stolz auf Unabhängigkeit, der mich bestimmte, einen ehrbaren Erwerb durch meine eigene Arbeit dem möglichen Glanze vorzuziehen, den ich von der mitleidigen Freigebigkeit der Fürsten hätte daregen können." Der Herzog entfloh aus Frankreich, fast noch ein Knabe, mit keinen andern Kleidern, als denen auf seinem Leibe und mit zwölf Louis in der Tasche. In der Schweiz erwarb er sich seinen täglichen Unterhalt als Schullehrer. Doch selbst diese Dunkelheit des Lebens schien dem Schicksale noch zu günstig für den unglücklichen Prinzen; er mußte seinen Zufluchtsort im Gebirge verlassen, und wir finden ihn später unter dem Namen Müller in einem Winkel Schwedens. Aber auch von hier vertrieb ihn die nimmer rastende Verfolgung, und er sah sich gezwungen, an den Küsten von America eine Zufluchtsstätte zu suchen. Obgleich er hier seinen entlehnten Namen wieder führte, so fand er doch auch jenseit des atlantischen Oceans keine günstigere Aufnahme. Doch selbst diese ungewöhnlichen Schicksale bilden noch nicht den merkwürdigsten Theil seines Lebens. Zweimal wurde ihm von einer zahlreichen, mächtigen und thätigen Partei die Krone Frankreichs angeboten; und zweimal wies er sie mit Unwillen zurück, treu seinem rechtmäßigen Herrn und Verwandten. So von seiner frühesten Jugend vertraut mit allen Kümmerlichkeiten des Privatlebens, hat er, obgleich jetzt zur beneidenswürdigsten Stellung legend eines Fürsten in Europa erhoben, dennoch die wohlthätigen Lehren aus der Schule des Unglücks nicht vergessen.

Der Vater des jetzigen Herzogs von Orleans kam, nachdem er mit seinem Hofe zerfallen war, nach England und erweckte hier ein erstaunliches Interesse. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich war er der Erste, der seinem Vaterlande Geschmack an englischen Sitten und Moden beibrachte. Eine treue Charakterzeichnung des verstorbenen Herzogs gehört bis jetzt, sonderbar genug, zu den geschichtlichen Geheimnissen. Wäre der Welt ein Blick in jene Papiere vergönnt, welche der Herzog von Rovigo dem Kaiser Napoleon vorlegte, und die einen so tiefen Eindruck auf diesen bewunderungswürdigen Mann machten, gewiß, man würde im Stande seyn, mit größerer Sicherheit ein Urtheil über den Charakter des unglücklichen Fürsten zu fällen. Nichts kann diese geschichtliche Lücke ausfüllen, und wir müssen daher unsere Mittheilung auf die vielleicht mißfällige Betrachtung beschränken, daß die Beurtheilung von Männern, die der Wille der Vorsehung in die Stürme der Revolutionen geworfen hat, nach dem Maßstabe von solchen, die nicht dieselbe Bahn zu durchlaufen hatten, derselbe Irrthum ist, als der eines Fischers, welcher seinen Kahn ruhig auf einem stillen Flusse dahin gleiten zu lassen gewohnt ist, und bestimmen wollte, was ein Schiffer mitten in einem Sturme der rasenden Nordsee zu thun habe. Doch wenden wir unsern Blick von den furchtbaren Fehltritten des Herzogs, der seine Schuld durch sein tragisches Ende vielleicht hinlänglich bezahlt hat, auf einen erfreulicheren Gegenstand.

Die Langsamkeit, mit welcher man bei der neuen Einrichtung des königlichen Palastes zu London zu Werke ging, hatte den Hof längere Zeit von der Hauptstadt entfernt gehalten, und dadurch derselben das Schauspiel einer Aufwartung bei Hofe entzogen. Um so glänzender aber wurde die erste nach der Rückkehr des Königs, da sie mit einem Male und an einem Tage alle Schönheiten Englands von erstem Range versammelte, die an andern Höfen bei öfters vorkommenden Courtagen sich gewöhnlich nur vereinzelt zeigen, hier aber wie ein Himmel voll glänzender Gestirne sich in einer glücklichen Constellation vereinigten. Die Schönheiten des französischen Hofes mögen den Ruhm einer feineren Grazie der Tournure und des immer gleichen Zaubers einer reizenden Holdseligkeit behaupten; Wien mag ausschließlicher den Vorzug eines aristokratischen Prunkes in Anspruch nehmen, so wie Petersburg den überstrahlenden Glanz eines blendenden Schimmers und einer halb barbarischen Pracht — aber in Hinsicht auf zarte Blüthe persönlicher Schönheit, auf Würde des Benehmens, welche, wie ein Diadem, die Stirnen der Frauen und Mütter unserer Staatsmänner und Helden schmückt; in Hinsicht auf den bescheidenen Glanz intellectueller Bildung und vorzüglich auf die liebliche und natürliche Einfachheit der jungen Damen aus

Digitized by Google

den edelsten Häusern — giebt es in ganz Europa, ja in der ganzen Welt kein Land, das sich mit dem reichen Adel am Hofe Georgs IV messen kann. Wir müssen gestehen, daß wir in einigem Betracht die Abschaffung „jener Zauberkreise des Reifrocks" bedauern. Eine gewisse, uns von früheren Zeiten angeerbte Vorliebe für denselben, ein gewisses Vorurtheil für jene Grazie, welche Arme und Taille durch die weite Wölbung jenes Umfanges gewannen, eine gewisse zärtliche Reminiscenz an:

„Die Füßchen, die in jener Röcke Wölbung
Wie kleine Mäuse ein und aus sich stahlen"

hat uns ein Wenig gegen die Einführung der französischen Hoftracht — die einzige Concession, die wir dem Hofe Napoleons gemacht haben — eingenommen. Aber nur ein Blick auf Gestalten, wie die einer Brudenell, der Pagets und tausend anderer reicht hin, unsere Einwürfe zum Schweigen zu bringen.

Se. Majestät hatte an jenem Tage ein besonders heiteres Aussehen und die lange Reihe glänzender Erscheinungen, die an seinem Blicke vorüberzog, erklärte den häufigen Gebrauch seiner Lorgnette. Unter den Schönheiten des Tages — wiewohl es schwer ist, sich für eine einzelne zu entscheiden — können wir nicht umhin, die ausgezeichnete Liebenswürdigkeit jener Königin unter den Jungfrauen, der Lady Anna Brudenell hervorzuheben, jenes lebendigen Abbildes

„Der Jungfrau Lilje, die so adelich
Den demuthvollen Blick zur Erde senkt."

Die anmuthvollen Gesichtszüge der Familie Paget, welche sich in Miß Bayley und Lady Caroline Stewart wiederspiegelten, der tadellos ausgesuchte Anzug und der Juwelenglanz der Lady Londondeery, die schimmernde Brillantfassung des Falken, den die Herzogin von St. Albans als Gemahlin des Erb-Ober-Falkoniers von England, als Zeichen ihrer Würde trug — entzückte und blendete zugleich das Auge. Lady Verulam, welche als Modell eines eben so geschmackvollen, als prächtigen Anzuges für die Damenwelt des höchsten Ranges aufzutreten schien, strahlte in Majestät und Anmuth — Mistreß Arbuthnot vereinte mit gleicher Würde des Benehmens fast noch größere Liebenswürdigkeit — Lady Jersey war wie immer la plus distinguée des distinguées — Mistreß Peel glänzte wie ein Maimorgen und Lady Mountcharles war schimmernd wie eine dunkle, aber sternfunkelnde Nacht. Wenn diese Schönen auf der einen Seite ihre Ansprüche auf den Huldgürtel der Aphrodite geltend machten; so hielten ihnen auf der andern das sonnenklare Lächeln dreier Grazien, wie der Lady Emilie Cowpee, der Lady Marie Beauclerk und der jungen Töchter des Herzogs von Rutland, so wie jener Euphrosyne, Sylvia Doyle, das Gleichgewicht. Die Schönheiten des Auslandes hatten ihre würdigen Vertreterinnen in der Fürstin Lieven, anmuthreich wie die persische Syringe, und der Fürstin Esterhazy, blühend wie eine Rose von Damaskus.

Skizzen aus dem Innern von Africa.

Bemerkungen über africanische Civilisation

(Fortsetzung.)

In Bezug auf Heirathen, Beerdigung der Todten ꝛc. beobachten die Anhänger des Islam in Kulfu dieselben Ritualien wie ihre Glaubensbrüder an anderen Orten, denen sie jedoch in andern Dingen wegen ihrer krassen Unwissenheit weit nachstehen. Um eine Ehe zu schließen bedarf es bei den Heiden Nichts als der gegenseitigen Zusage und Uebersendung von Geschenken an Vater und Mutter, was, wenn der Bräutigam reich ist, nicht nur mit Begleitung von Musik geschieht, sondern so daß jedes Artikel besonders von einer Sclavin hingetragen wird. Ihre Todten begraben sie in runden sechs Fuß tiefen Löchern, von der Form eines Brunnens, bald im Haus selbst bald unter der Hausthür, bald im Wald; der Leichnam kommt in sitzender Stellung hinein, die Handgelenke über den Nacken Knie und Beine dicht am Körper; es wird eine kleine Oeffnung gelassen, wo Verwandte und Bekannte Kleidungsstücke und andere Gegenstände für die Verstorbenen als eine Art Opfer niederlegen, das sich die Priester während der Nacht aneignen. Von ihrem sonstigen Cultus weiß Clapperton weiter Nichts zu sagen, als daß sie jedes Jahr einmal auf einem hohen Hügel in den südlichen Provinzen von Nyffé einen schwarzen Farren ein schwarzes Schaf und einen schwarzen Hund schlachten.

Was den sittlichen Charakter der Einwohner von *Kulfu* betrifft, so lassen sich zwar mehrere schlimme Seiten davon nahmhaft machen, z. B. daß sie sich nicht schämen, wenn sie auf einer Lüge ertappt werden, daß sie, wie schon bemerkt wurde dem Trunk ergeben sind ꝛc.; im Ganzen aber muß man sie als ein gutartiges Volk gelten lassen; ja wenn man bedenkt, daß ihnen der Feind in den letzten sechs Jahren zweimal die Stadt niederbrannte, daß seit vielen Jahren Bürgerkriege, seit längerer Zeit die Fellatas das Land verheeren, daß sie kein Gesetz haben a. das jedesmalige Gefühl von Recht und Unrecht, so muß man sich in der That wundern, daß sie so sind, wie sie sind. Clapperton hatte Gelegenheit manche Züge von ihrer Herzensgüte kennen zu lernen. Seine Wirthin hatte mehrere ihrer Sclavinnen freien Männern zu Weibern gegeben, die sie wie ihre Kinder behandelte, wenn sie krank waren; einer, die, während seiner Anwesenheit in die Wechen kam, schickte sie siebenzig verschiedene Schüsseln mit Fleisch, Mehl und Getränken aus Veranlassung des Namensfestes des Kindes. Man darf jedoch daraus nicht schließen, daß Anhänglichkeit der Sclaven an ihre Herren hier zu Lande eine so allgemeine Tugend sey, als sie erwarten ließe, da die meisten derselben im Haus aufwachsen und keine Verwandte und Beschützer haben; jede Nacht kommen Entweichungen vor und zwar nicht bloß von solchen, die schon in einem gewissen Alter gekauft worden sind, nicht blos von Männern, sondern von Weibern, von Knaben und Mädchen und gewöhnlich lassen sie, um bequemer zu reisen, von der Habe ihres Gebieters mitgehen, was sie können. Aber a

Tugend unter den Barbaren ist etwas sehr Relatives. So sind die Kuliser unter sich in hohem Grade ehrlich; im Verkehr mit Clapperton zeigten sie sich sehr geneigt zum Betrug; allein sie betrachteten ihn als einen Mann von unerschöpflichem Reichthum; zudem war er nach Farbe, Kleidung, Religion und Lebensart nicht ihres Gleichen; er war für sie ein Vogel zum Rupfen. Wären sie aber wirkliche Schurken gewesen, so hätten sie ihm genommen, was er hatte; statt dessen behandelten sie ihn mit aller möglichen Achtung, und wenn sie ihm auch Manches durch List abnahmen, so stahlen sie ihm wenigstens Nichts.

Wie fruchtbar und wie stark bevölkert dieser Theil des afrikanischen Binnenlandes sey, geht schon daraus hervor, daß man, ungeachtet der Gesetzlosigkeit im Innern und der Unsicherheit nach Außen, namentlich auch der zwischen fast jedem benachbarten Städtchen oder Dorf eingerissenen Privatfehden, die ein förmliches Faustrecht begründet haben, höchstens an der Verminderung der Heerden, die so oft von feindlichen Streifpartien decimirt werden, die Folgen jenes traurigen politischen Zustandes wahrnimmt, während man das Land selbst überall wohl angebaut und mit einer Fülle aller Lebensgüter gesegnet findet. Dieß gilt zwar zunächst und vorzüglich von Kuku und dessen Umgebungen, einer schönen Ebene mit fettem rothem Lehmboden, wo die Ortschaften sich oft in Büchsenschußweite an einander reihen und die Straßen dazwischen mit Kaufleuten, Viehtreibern und Schenkwirthen bedeckt sind; allein, wenn auch das genußfrohe Wesen, das die Kuliser als Handelsvolk charakterisirt, in einen ernstern Ton übergeht, je mehr man sich dem Gebiet der Fellata's nähert, so bleibt doch die Natur milde und freundlich; und selbst diese Menschen, welche die Herrschaft der Willkür und die Sclavenjägerei der Eroberer und ihrer eigenen Fürsten in sich gekehrt und mißtrauisch macht, sind keine solche Barbaren, daß sie das Gastrecht an dem Fremdlinge nicht achteten. Doch ist der Unterschied in Menschen und Dingen auffallend. Als Clapperton aus Kuku auszog, begleiteten ihn die vornehmsten Einwohner der Stadt und unter diesen seine Wirthin, der er sich bereits wegen ihrer Anhänglichkeit an seine Person höchlich verbunden glaubte, als er entdeckte, daß sie fünf von ihren Sclaven bei sich hatte, die ihr Busa und Rea Bum nachtrugen, womit sie unterwegs eine Schenke eröffnete. Statt dieser Scenen des Friedens gewann schon nach einigen Tagen Alles ein kriegerisches Ansehen: die Bauern auf den Feldern erschienen bewaffnet; die Weiber auf den Märkten, je drei von einem Bewaffneten begleitet, der dafür sorgte, daß sie richtig bezahlt wurden; die Karawanen zogen vor, sich außerhalb der Mauern von Städten oder Dörfern zu lagern, aus Furcht sich Gewaltthätigkeiten von Seiten habsüchtiger Gouverneurs preis zu geben.

Ohne Zweifel gehört die Ausbildung des Finanzwesens zu den frühesten Versuchen der Civilisation. Betrachten wir die Africaner von dieser Seite, so müssen wir gestehen, daß sie es noch nicht weit gebracht haben. Alles scheint sich bei ihnen auf Erhebung von Zöllen zu beschränken, die sich nicht nach dem Werth der Gegenstände, sondern nach dem Gewicht richten, die aber so mäßig sind, daß eine Ochsenlast nach unserm Geld höchstens 36 kr. zu entrichten hat. Von verbotenen Artikeln wissen sie Nichts. Aber merkwürdiger Weise haben sie doch an vielen Orten wirkliche Zollthore, die zwar nicht in Angeln hangen, wo aber flinke Bursche mit Keulen und Stäben, einen Hauptmann mit einem Schwert an der Spitze, die Gefälle einnehmen. Daß hierin auch eine gewisse Gesetzlichkeit beobachtet wird, beweist der Umstand, daß Clapperton mit seinem Gepäck als Reisender überall frei ausging, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, ihn unter dem Rechtstitel des Zolls zu prellen. Dieß ist um so mehr zu verwundern, als die Annahme des neuen Glaubens von Seiten der Großen, die meist zum Islam übergegangen sind, während das Volk an der Religion seiner Väter festhält, fast keine andere Wirkung hervorgebracht zu haben scheint, als daß sie sich gegen Andersgläubige zu Bedrückungen aller Art für berechtigt halten: eine Ansicht, die dem Proselytismus sehr Vorschub leistet. Wenigstens fand Clapperton nicht, daß der Islam auf die Aufklärung gewirkt hätte: denn wenn die verschmitzten Araber,*) von denen der Islam an die Fellatas überging, auch selbst im Besitz von einiger Bildung gewesen wären, so lag es nicht in ihrem Interesse, davon Viel mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Beludschistan.

Unter den Beludschen geht die Sage, daß ihr Land ursprünglich von Arabern bewohnt gewesen sey, die in demselben als eine große Familie gelebt und sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigt hätten; darauf sey Beludschistan von zwei Brüdern aus Indien, die Dschadi und Gall oder gemeinschaftlich Dschedgall geheißen, unterworfen worden. Diejenigen, welche ihre Herrschaft nicht anerkennen wollten, wanderten aus nach Oman; und die Dschedgallis blieben daher lange Zeit im ungestörten Besitz des Landes, bis Abdallah von dem Stamme der Brahovis sie zwang, ihm einen Tribut zu entrichten, den sie noch gegenwärtig tragen. Nach der Hand sahen sie sich genöthigt, sich an die Küste des Meeres zurückzuziehen,

*) In einer Stadt, unfern Kano, nahm ein alter Häuptling Clapperton's Diener, Lander, in ein inneres Gemach, daß ihn niederzusitzen, langte aus einer Calabasse, die dort am Dach hing einen ledernen Beutel heraus, der mit wenigstens fünfhundert Ellen Faden sorgfältig umwickelt war, woran er zwanzig Minuten abzuwinden hatte. In diesem Beutel zeigte er ihm zehn zinnene Kugeln, welche seiner Versicherung nach Silber waren. Ein Araber, erzählte er mit dem größten Ernst, habe sie ihm vor 15 Jahren gegeben, und ihm gesagt, sie seyen lebendig; die größern seyen Männchen und die kleinern Weibchen und sie werden nach 12 Jahren Junge bringen; in der Zwischenzeit dürfe man sie aber nicht sehen. Er hatte sie deßwegen in Baumwolle eingewickelt, um sie warm zu erhalten und mit Faden umwunden, damit die Jungen nicht sollten durchgehen können. „Aber," sagte der Alte, „nachdem ich sie nun 12 Jahre mit größter Sorgfalt aufbewahrt und Niemand dazu gekommen habe, finde ich, daß sie nicht gewachsen sind, und ich fürchte, daß sie auch nicht wachsen werden." Bei diesen Worten überwältigte ihn der Schmerz der getäuschten Hoffnung und er brach in Thränen aus.

wo sie zu Kaeatschy eine Stadt bauten, die sie noch gegenwärtig inne haben. Seit vielen Jahren sind sie von den Fürsten von Sind abhängig.

Abdallah, dessen Thaten in den Volksliedern der Beludschen besungen werden, starb, als seine Kinder noch minderjährig waren; und die Söhne seines Bruders Kerim Dad benutzten dieß, um dieselben von der Erbschaft ihres Vaters zu verdrängen und sich selbst die Herrschaft zuzueignen. Sobald dieß geschehen war, wählten sie ein Haupt unter sich. Sie waren fünf an Zahl, und da die vier älteren die Besorgung ihrer Heerden den Regierungsgeschäften vorzogen, so stellten sie ihren jüngsten Bruder, Kambar, welcher der ärmste von ihnen war, an die Spitze. Indem dieser die ihm angetragene Würde annahm, bemerkte er, daß er jetzt keine Zeit mehr haben werde, für den Unterhalt seiner Kinder zu sorgen; sie theilten darauf das Land. Alle Ländereien von Kalaat-Nassir-Khan bis nach Daher und Sevi im Osten, das Gebiet Keitschy im SO und die angrenzenden Distrikte von Kosbar, Ubian und Sorghes wurden dem jungen Kambar abgetreten; dagegen behielten sich seine Brüder die Ebenen und Berge vor, die im Westen jener Stadt liegen.

Sobald Kambar im Besitze von Kalaat-Nassir-Khan war, so versäumte er kein Mittel, diese Stadt zu befestigen und zu vergrößern und seine Macht auszudehnen. Er sandte eine große Menge Vieh und Getreide nach Kandahar und erwarb dadurch große Reichthümer. Zugleich knüpfte er eine Verbindung mit dem König Kelefsch an, dessen Schutz und Freundschaft er gewann, indem er den Schein annahm, als habe er sich der Hoheit desselben unterworfen. Als er auf diese Weise sich in seiner Herrschaft sicher begründet sah, so verlangte er von seinen Brüdern einen Tribut. Diese erkannten jetzt ihren Fehler, waren aber nicht mehr im Stande, ihm zu widerstehen und fügten sich daher seinen Forderungen. Von Kambar und seinen Brüdern Miro, Gasso, Guekia und Bizen haben die fünf Stämme der Kambranis, Sassolis, Georginalis und Bizendschohs ihre Namen.

Nach Kambar gelangten noch mehrere Fürsten zur Herrschaft, von denen der ausgezeichnetste Nassir-Khan war. Dieser unterwarf die Provinz Mokran und zwang die Einwohner ihm einen Tribut zu zahlen und sich zu dem Mohammedanismus zu bekennen. Er regierte sieben und fünfzig Jahre und starb allgemein bedauert in einem Alter von neun und siebenzig Jahren. In seiner Jugend war er mit einem Corps Brahovis in die Dienste des Nadir-Schah getreten, und lange erzählten seine Begleiter von den glänzenden Thaten ihres Anführers.

Bei seinem Tode hinterließ Nassir-Khan drei Söhne, Mahmud-Khan, Mustapha-Khan und Mir-Mohammed-Rahim-Khan. Der erstere, obwohl seinem Vater weder an Tapferkeit, noch Talenten zu vergleichen, folgte ihm in der Regierung.

Die Hauptstadt von Beludschistan, in der Mahmud-Khan seinen Sitz hat, ist Kalaat-Nassir Khan, in der Nähe des Gebirges, das sich von Bender-Abassi bis gegen Lahare erstrecken soll. Ein unterirdischer Canal versieht die Stadt, die wohl befestigt und von mehr als 100 Stücken Geschütz vertheidigt ist, mit Wasser. Nassir-Khan, der sich große Verdienste um die Aufnahme der Stadt erwarb, ertheilte derselben daher seinen Namen.

Von den Stämmen der Beludschen ist der älteste und der, v welchem alle anderen ausgegangen sind, jener der Brahovis, dess Häuptlinge bei Mahmud-Khan in hoher Achtung stehen und zu all Berathungen zugelassen werden. Die Brahovis bewohnen die Städ Peshing, Tschal, Mastung und das Dorf Skatta, von wo aus K laat-Nassir-Khan mit Wasser versehen wird; außerdem findet man aber unter allen anderen Stämmen zerstreut.

Die Kambranis besitzen Kalaat-Nassir-Khan und einige Dö fer in dieser Gegend, so wie die Städte Dadar und Sevi. Mehre Bäche, die von den benachbarten Bergen herabfallen, bewässern d Land. Der Reichthum desselben besteht aus Ziegen- und Schaafhee den und in Kameelen.

Die Mirenanis haben ihre Sitze in der Provinz Maschki, w ihnen mehrere feste Plätze gehören. Ihr Häuptling (im Jahr 181 Mir-Melig-Dinar) wohnt zu Parvar, und sein Gebiet, das ein seh gesundes Clima hat, erstreckt sich bis an die Grenze von Mokra Der größte Theil desselben ist sehr fruchtbar; doch findet man i den östlichen Gegenden kein anderes Wasser als Regenwasser. Da Thal Sikel ist mit Wald bedeckt. Das benachbarte Thal Dschah wird durch einen Strom bewässert, der sehr fischreich ist und soga Crocodile enthält. Dieß Thal ist sehr fruchtbar, es bringt eine gro Quantität Getraide hervor; hier giebt es die treflichsten Waiden. I der Ebene, in welche der Strom hinaustritt, weiß man dagegen ke nen Vortheil von demselben zu ziehen und die Einwohner, welch die Mirenanis sich unterworfen haben, sind daher so arm, daß sie nn den ihnen auferlegten Tribut zahlen zu können, ihre Kinder her geben, die dann als Sclaven verkauft werden. Die Bewohner des Thales Dschahu besitzen eine merkwürdige Festung, in welche sie bei dem Angriffe eines überlegenen Feindes sich zurückziehen. Diese ist ein beinahe von allen Seiten senkrecht abgeschnittener Berg, der man auf einem schmalen Fußpfade ersteigen muß, auf welchem nu zwei Personen neben einander gehen können. Man bedarf wenig stens zwanzig Stunden, um auf den Gipfel zu kommen, der ein schöne Ebene einschließt, welche sechs Stunden in der Breite und s sechzig in der Länge mißt. Diese Ebene, welche mit einer Art von Bäumen bedeckt ist, die man in Dschahu nicht findet, ist in ihre ganzen Länge von einem kleinen Flusse durchschnitten, der auf den erhabensten Theile derselben seine Quelle hat. Es ist auf derselben sehr kalt und es giebt eine Menge wilder Thiere daselbst, besonder Bären.

Die Sassolis, welche Sorghis und die Umgegend dieser Stadt besitzen, haben sich auch eines Theiles des Gebietes von Karan, de Ubian, bemächtigt und machen häufig Einfälle in Makran, wo si große Verheerungen anrichten.

Die Gorghinalis haben kein eigenes Gebiet, sie wohnen unter Zelten in dem Lande der Siahpads, wo sie das Feld bauen und ihr zahlreiche Heerden weiden.

Die Bisendschohs, welche die Städte Nal und Ornatsch in der Mitte reicher und fruchtbarer Thäler inne haben, vernachlässigen den Ackerbau und machen es zu ihrem Geschäft, mit ihren Kameelen Kaufmannswaaren nach Beloh oder Kalaat-Nassir-Khan zu führen; außerdem setzen sie die durchziehenden Karawanen in Contribution. Ihr Fürst Mir-Khera hat seinen Sitz zu Nal, in dessen Nähe man Eisen- und Bleibergwerke findet.

Digitized by Google

Die von den Kambralis abhängigen Stämme, die ihren Ursprung nicht von den Beahovis ableiten, sind zuvörderst die Rends in der Provinz Keitschy: einem weiten, sehr fruchtbaren Gebiete, das von Gebirgen umgeben ist. Ihr Fürst, der seinen Sitz zu Soran und ungefähr 40,000 Menschen unter seinen Befehlen hat, soll von dem berühmten Tschaker von Aleppo abstammen, der einst dieses Land eroberte. Ihre Nachbarn in derselben Provinz, die beständig mit ihnen in Fehden liegen, sind die Magassis, welche von den Seinen stammen sollen, die Tschokre begleiteten. In der Folge haben sie sich befeilt, doch würden sie, wenn sie nicht unzugängliche Berge bewohnten, bald unterworfen oder ausgerottet seyn. — Keitschy ist die Kornkammer des östlichen Theiles von Beindschistan, und Mahmud Khan bringt daher mit seinen Kambralis die Wintermonate zu Nassir-Abad, einer von Nassir-Khan in dieser Landschaft erbauten Stadt, zu, und kehrt im Sommer mit einer großen Quantität Getraide in seine Hauptstadt zurück.

Die Siahpas besitzen die Gebirge von Parku, in denen sich auch die Gorghinatis niedergelassen haben. Die Siahpas waren ehedem dem Tschaker unterworfen, gegenwärtig rechnet man sie indessen zu den Brahovis.

Die Mam Hossanis stammen von Mohammed-Hussan-Khan, aus der Gegend von Schiras, der die Beahovis besiegte und mit den Seinigen sich in dem Lande, welches er ihnen entriß, niederließ. Vergebens bemühte sich Nassir-Khan ihren Häuptling Rustam-Khan seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Ihr Hauptsitz ist in der Gegend von Maschkei, doch erstrecken sich ihre Raubzüge bis zu den Städten Minni und Bam und selbst bis nach Kerman; besonders hat aber Makran viel von ihnen zu leiden.

Im Westen von Kalaat-Nassir-Khan ist ein Stamm, welcher sich Retsch-Kanys nennt, von dem Pferde des Nadir-Schah, dessen Stallknechte mit mehreren ihrer Landsleute Nassir-Khan folgten, als dieser in seine Heimath zurückkehrte. Die Retsch-Kanys bewohnen die Provinz Karan, ein Thal, welches drei Tagereisen breit und zehn lang und rings sechs Stunden weit von Sandbergen eingeschlossen ist. Es giebt kein fließendes Wasser in diesem Gebiete, die Stelle desselben vertreten Brunnen und, wo auch diese fehlen, Cisternen. Dieser Stamm besitzt zahlreiche Heerden von Büffeln, Kameln, Ochsen, Schafen und Ziegen; und seine Festen in den Bergen sind mit Dattelpflanzungen und Obstgärten umgeben. Unter dem Vorwande, daß sie von Nadir-Schah stammten, zahlen die Retsch-Kanys dem Gouverneur von Kalaat-Nassir-Khan keinen Tribut.

(Schluß folgt.)

Chinesische Justiz.

Der Kapitän und dreizehn Matrosen von der Mannschaft des französischen Schiffs „der Seefahrer" hatten sich in Cochinchina auf einer chinesischen Jonke nach Macao eingeschifft. Auf der Höhe der Insel Heinen wurden sie von der Mannschaft der Jonke angegriffen und, mit Ausnahme eines portugiesischen Matrosen, Namens Francisco, der sich in das Meer warf und glücklicher Weise ein nahes Fischerboot erreichte, insgesammt ermordet. Das Fischerboot setzte den Geretteten bei Macao an's Land; hier schiffte auch die Jonke einige Reisende aus. Die portugiesische Regierung ließ diese sogleich verhaften und durch sie erfuhr man den Namen des Kapitäns und Eigenthümers des Piratenschiffes. Am 8 August 1828 gab die portugiesische Behörde der chinesischen Regierung von dem traurigen Ereignisse Nachricht, welche nicht ermangelte, eine Untersuchungs-Commission von Mandarinen zu ernennen und den Prozeß gegen die Schuldigen einleiten zu lassen.

Während der ganzen Procedur ward der portugiesische Matrose auf Kosten des Staats verpflegt. Die Chinesen legten bei dieser Gelegenheit einen hohen Grad von Humanität und von Achtung für die Rechte fremder Nationen an den Tag. Diese Rechte, wo sie wirklich vorhanden sind, erkennen sie überhaupt immer an, nur lassen sie die eingebildeten Ansprüche des europäischen Stolzes nicht aufkommen.

Die Commission erhob bald die Thatsache, daß die Jonke aus Tschong-tschew, einer Handelsstadt aus Fukian, war; daß sie nach Emuy, einem Hafen in derselben Provinz, bestimmt gewesen und daß sie auf der Küste von Tung-king Schiffbruch gelitten hatte. Elf Personen von der Mannschaft wurden demnach festgenommen, sie gestanden vor dem Instruktionsrichter zu Emuy ihr Verbrechen ein, worauf dieser sie nach Canton schickte, um daselbst gerichtet zu werden.

Die Gerichtsverhandlungen begannen am 24 Januar in öffentlicher Sitzung, in dem großen Saal der Kaufleute, welcher Gonfu heißt. Die meisten der in Kanton anwesenden Fremden wohnten denselben bei. Die Gefangenen waren um 11 und 12 in Bauchskäfigen von drei Schuh Länge und Höhe und zwei Schuh Breite angelangt. Sie saßen darin, und konnten nur durch ein oben im Käfige angebrachtes Loch mit dem Kopf heraus. Um Hals, Hände und Füße trugen sie leichte Fesseln; jeder hatte ein kleines Täfelchen an sich hängen, worauf der Name des Gefangenen, sein Verbrechen und die Strafe, die ihn erwartete, geschrieben war. Einer dieser Unglücklichen zog vor allen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich: es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von interessanter Gestalt; er versuchte, indem er mit seinen Fingern an Mund und Ohren fuhr, den fremden Zuschauern verständlich zu machen, daß er mittelst eines Dollmetschers mit ihnen zu reden wünschte. Ein Europäer, der Chinesisch verstand, näherte sich ihm deswegen; da aber jener nur den Dialekt von Fukian sprach, so war Alles, was dieser herausbrachte, daß der Gefangene seinem Vorgeben nach mit Unrecht einer Theilnahme an dem Mord beschuldigt worden sey. Neben dem Namen des Gefangenen Tschai-kung-tschao stand „Tsan sam," d. h. er soll enthauptet werden. Wie es schien, hatten ihn seine Mitgefangenen fälschlich angeklagt und die Tortur ihm das Geständniß erpreßt; jetzt versicherte er seine Unschuld.

Die Sitzung ward eröffnet mit der gewöhnlichen Vorladung durch die Gerichtsboten; da die diesem Proceß ertheilte Oeffentlichkeit hauptsächlich dazu dienen sollte, die Wünsche der Fremden zu befriedigen und ein abschreckendes Beispiel abzugeben; so bedauerte man, daß man nicht daran gedacht hatte, die niederen Volksklassen zu entfernen, die sich in den Saal drängten, so daß sie selbst die Richter belästigten. Die Gefangenen, zu drei und fünf eingeführt, lagen auf den Knieen, so lange sie mit Francisco, der einen Dollmetscher zur Seite hatte, confrontirt wurden. Francisco erkannte die meisten von ihnen gleich auf den ersten Blick; nur bei einem oder zweien stand er einen Moment im Zweifel, doch besann er sich bald ihrer Gestalt. So wie Francisco einen erkannt hatte, machten die Rich-

Digitized by Google

ter ein rothes Zeichen an seinen Namen. Einen Einzigen erklärte er für unschuldig.

Dieser Portugiese hatte mehrere Male von einem Menschen gesprochen, den er als seinen Retter betrachtete, weil er ihm von dem Complott gegen die französischen Reisenden Winke gegeben hätte. Der Mann sey an einem Mahl im Gesicht und auf der Stirn kenntlich, fügte Francisco hinzu und drückte zugleich den lebhaftesten Wunsch aus, ihn von dem auf ihn haftenden Verdacht rechtfertigen zu können. Derselbe Tsai-kung-tschao befand sich unter den letzten Gefangenen, die eingeführt wurden. Kaum erblickten die Beiden einander, als sie sich erkannten; sie sanken einander in die Arme; der arme Gefangene lebte neu auf. Die Richter schienen das Gefühl der Theilnahme mit der Versammlung zu theilen; statt ein rothes Zeichen zu Tsai-kung-tschao's Namen zu setzen, machten sie eine Note hin, die, wie man glaubte, für ihn günstig war. Er wurde indeß wieder in seinen Käfig gesteckt und zurückgeführt. Man denkt, daß sein Urtheil gemildert und er bloß in die Verbannung geschickt werden wird, denn wenn er auch die Mitschuld an dem Verbrechen des Mords von sich abwälzt, so fragt sich, ob ihm dasselbe in Bezug auf die Mitschuld an der Plünderung der Ermordeten gelingt.

Zwar war der Ort, wo das Tribunal sich versammelte, nicht der gewöhnliche, wo es seine Sitzungen hält; dessenungeachtet vermißte man keine der für diesen Akt nöthigen Vorkehrungen. Die Ceremonie nahm sich sehr imposant aus: das ernste würdevolle Wesen der Richter und ihres Beisitzer erfüllte das Publikum mit Ehrfurcht; die Gefangenen, trotz ihres Verbrechens, erregten Mitleid; sie sahen alle sehr krank und abgehärmt aus; mehrere trugen die Merkmale der überstandenen Folter an sich.

Die Hinrichtung der Missethäter ging am 30 Januar vor sich, auf einem soeben Platz am Ende einer Straße. Man hatte den Platz mit einer Bambusverzäunung umgeben, soweit derselbe nicht durch eine Mauer auf der einen und den hintern Theil von Häusern auf der andern Seite bereits umschlossen war. Am Eingang hatte man eine 200' lange und 30' breite Tribüne für die Justizbeamten gebaut. An der Strasse, durch die man kam, standen Soldaten und Polizeipersonen, größten Theils mit Picken bewaffnet, in Spalieren aufgestellt. Außer den Fremden und den Domestiken der anwesenden Gerichtsbeamten hatte man keine Zuschauer zugelassen. Zwei Kreuze waren errichtet für diejenigen von den Verurtheilten, gegen die auf die schwerste Strafe erkannt war. Die Werkzeuge des Todes lehnten an der Mauer, neben den Fässern, in denen die abgeschlagenen Köpfe nach den Geburtsorten der Mörder geführt werden sollten, um daselbst eingescharrt zu werden. Eines der Kreuze wurde später weggenommen. Die Beile der Henker sind ungefähr 3' lang und 2' 3" breit, äußerst schwer und schneidend. Man erlaubte den Zuschauern sie nach Belieben zu untersuchen. Gegen 10 Uhr langten der Ngan-thsa-sse, d. h. der erste Criminalrichter, und die Beamten Kuang-tsching-tsu, Nan-hai-yuan und Phan-yü-yuan, so genannt nach den Distrikten von Kanton, wo sie residiren, auf dem Hinrichtungsplatz an; zwei Militärbeamte, ein Tso-tsiei und Tschung-tsiei, kamen gleichfalls. Diese Herren setzten sich an das äußerste Ende der Tribüne. Einige Minuten darauf wurden die Gefangenen in Körben hereingebracht; jeder auf dem Rücken mit einem langen Stück Holz, worauf sein Name und Urtheil geschrieben war. Sie mußten zu zwei und drei, je acht Schritt von einander und zwölf von dem Punkt wo die Zuschauer standen, niederknien. Letztere befanden sich hinter einer Art von Schranken.

Jeder Verbrecher hatte die Hände gebunden und wurde von einem Mann in der für die Hinrichtung geeignetsten Stellung festgehalten. Auf ein von dem Befehlshaber der Truppen gegebenes Signal schlugen sechs Henker mit einem Mal und mit vieler Geschicklichkeit eben so viel Köpfe ab; und so dann auch die übrigen. Die Gefangenen waren sämmtlich sauber gekleidet; sie boten einen ganz verschiedenen Anblick dar, als in der Halle des Kaufleute. Ein einziger ließ einige Seufzer vernehmen, eh er starb; alle andere erlitten den Tod mit Ergebung und Festigkeit. Der Hauptschuldige wurde an das Kreuz angebunden, das 80 Schritt von den Zuschauern entfernt war; er war nach der Seite gewandt, so daß man ihn nicht so deutlich sehen konnte. Er sollte lebendig in Stücke gehauen werden; aber die Menschlichkeit milderte die Strenge des Gesetzes; ein Dolchstich in die Brust gab ihm den Tod, ehe die Vollstreckung des grausamen Spruchs begann; denn nachdem er auf die Stirn und beide Arme getroffen worden, gab er keinen Laut mehr von sich.

Die Henker verriethen nicht bloß eine kalte Gleichgültigkeit, sondern wirklich eine Art Selbstgefälligkeit bei dieser Gelegenheit ihre Kunst zeigen zu können; außer zwei Mal fiel immer der Kopf auf den ersten Hieb. An der Mauer sah man hinter einem Gitter ungefähr hundert Menschengerippe, zum Theil in kleinen Käfigen. Zwei Männer in einem sehr abenteuerlichen Gestüme von carmoisinrothem Atlas auf jeder Seite des Kopfs mit hohen grünen Federbüschen, hatten sich von der Hinrichtung eingefunden; es waren die bestellten Nachrichter; sie nahmen aber keinen thätigen Theil an dem Akt.

Wanderungen der Vögel.

Durch einen wunderbaren Trieb geleitet folgen die Vögel der Cultur und werden mit derselben in neuen Regionen einheimisch. Der Kreuzschnabel ist dem Apfelbaum nach England gefolgt; Glenroe in den schottischen Hochlanden kannte keine Rebhühner, bis die Pächter den Kornbau auf ihren Gütern eingeführt hatten. Eben so zeigten sich die Sperlinge nicht eher in Sibirien, als bis die Russen die unermeßlichen Wüsten dieses Theils ihrer Besitzungen für den Ackerbau gewannen. Der Reisläufer (rice bunting), der in Cuba einheimisch ist, verläßt, seit der Einführung von Reispflanzungen in den Carolinas, jene Insel jährlich in Schaaren, um über Land und See seiner Nahrung nachzuziehen. Merkwürdig ist, daß unter den unzähligen Reisvögeln, die Carolina besuchen, nie auch nur ein einziges Männchen gefunden wird; nur die Weibchen wandern.

London and Paris Observer.

Berichtigung.

In Num. 206 S. 823 Sp. 1 Z. 7 v. u. lies Tudomanjos; ebendaselbst Z. 22 v. o. lies Fejer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 209. 28 Juli 1829.

Das Hof-Journal.

Zweite Skizze.

Züge aus dem Leben des Fürsten Talleyrand.

Blickt nicht Jeder nach seiner Jugend und seiner ersten Liebe sehnsüchtig zurück, wie die Menschheit nach ihrem verlornen Paradiese? Selbst die erkaltete Seele des alten Staatsmannes kann sich einer poetischen Reminiscenz an jenen duftigen Frühlingsmorgen nicht erwehren. Wir theilen aus der handschriftlichen Selbstbiographie Talleyrands, „jenes politischen Fatums von Frankreich," wie er sich selbst irgendwo nennt, aus seinen Jugendjahren folgende Erzählung mit:

„Welch ein räthselhaftes Geschöpf ist der Mensch! Der unerschrockenste Krieger hat seine Schrecken und der kälteste Diplomat seine Anwandlungen von Rührung. Gewiß, ich brauche nicht über meine Schwäche zu erröthen, die ich im Begriffe bin, zu bekennen, da Alexander selbst bei der Berührung eines Pfirsiches zusammenschauderte und der große Turenne bei dem Anblick einer Spinne Uebelkeiten empfand. In der Straße Vieux-Colombier ist das Haus eines Restaurateurs und in dem Garten von St. Sulpice ein grüner Lindenbaum, die ich beide niemals ohne eine Regung von Schmerz und Vergnügen sehen kann. Eben heute am 19 Mai 1826, als ich im Begriff war, in die Pairs-Kammer zu gehen, um gegen ein Gesetz (ich weiß nicht mehr welches) zu stimmen, habe ich plötzlich das Gesetz, meine Meinung darüber, mein hohes Alter und mein Podagra vergessen; denn da mein Wagen an einer Ecke der Straße de Gindre mit der Post zusammentreffend anhielt, hob ich mein Haupt auf und sah vor mir das noch gerade so grün bemahlte Haus, das im Jahre 1760 Alles umschloß, was mir das Liebste auf der Welt war.

Hier war meine Straße „Herzensruh" (Cit-le-Coeur) wie Heinrich IV das kleine Gäßchen zu nennen pflegte, in welchem Gabriele d'Estrées wohnte und das heutzutage von dem Quai der Augustiner in die Straße St. Andre des Arcs führt.

Juliane Picot war in ihrem vierzehnten Jahre und ich hatte kaum mein sechzehntes erreicht, als ich sie das erste Mal in dem dritten Stock eines Hauses in der Straße Pot-de-fer erblickte. Sie guckte gerade durch ein Fensterchen nicht von Glas, sondern von geöhltem Papier, das der Wind halb zur Seite geschoben hatte. Sie hatte ein volles heiteres Gesicht und schöne Haare, und war in ein niedliches Spencer von spitzenverbrämtem Muslin gekleidet. In jener Zeit war ich sehr fromm und ich hielt sie Anfangs für einen Cherub. Aber ich kam bald aus meiner poetischen Täuschung, als ich sie eines Tags mit dem besten Appetit von der Welt ein tüchtiges Stück Kuchen essen sah. Einer meiner Kameraden bewohnte ein Zimmer, dessen Aussicht in die Straße Pot-de-fer ging und, um ihn dahin zu bringen, seine Wohnung mit der meinigen zu vertauschen, bot ich mehr Künste und Strategeme auf, als ich spätdem brauchte, um Europa zweimal umzuwälzen.

Ich sann täglich tausend Vorwände aus, um mir einen Feiertag zu machen, den ich, wenn es mir glückte, dazu benützte, Briefe an Juliane zu schreiben. Diese Billets dour, welche mit großen Buchstaben auf große Blätter Papiers geschrieben wurden, befestigte ich gewöhnlich vor dem Fenster, und zwar aus einem doppelten Grunde, einmal, weil ich ihre Züchtigkeit nicht durch eine andere mehr unmittelbare Zudringlichkeit verletzen und dann ihr Gelegenheit geben wollte, meine Briefe in ihren müßigen Stunden zusammen zu buchstabiren. Nicht lange darnach, als ich ein Wenig kühner geworden war, stellte ich mich am Fenster auf die Zehen und hielt die Manifeste meiner Zärtlichkeit mit beiden Händen hinaus. Meine glühendsten Liebesbethrurungen wurden zuweilen mit weißer Kreide auf meinen schwarzen Rock geschrieben und auf die obenerwähnte Manier zur Ansicht ausgehängt. Durch dieses Mittel hoffte ich es endlich dahin zu bringen, in den Augen meiner Göttin eine Antwort zu lesen; aber erst im Verlaufe einiger Wochen geschah es, daß mich Juliane einer Erwiederung würdigte; indeß, sie that es doch, und zwar durch das Emblem eines brennenden Herzen.

Sie war bei einer Spitzenwäscherin in die Lehre gegeben; allein ich hatte es bald ausgekundschaftet, daß sie die Tochter des Restaurateurs in der Straße Vieux Colombier war und mit einer der Wäscherinnen des Seminars Bekanntschaft hatte, welche sie manchmal besuchte. Der Platz zum Wäschetrocknen stieß an das Haus, aber wie konnten dahin nicht kommen. Die gemeinsame Thüre war verschlossen, doch nicht so genau,

Digitized by Google

daß nicht eine Spalte offen geblieben wäre, durch welche ich und Juliane das Glück genossen, uns zu sprechen. Sitzend auf den kalten Steinen zu beiden Seiten der Thüre schwuren wir uns ewige Treue und zwar mit einem Feuer, das eines eisern Alters würdig gewesen wäre. Gewöhnlich hielt ich Stundenlang ihre Hand in der meinen in einer Höhlung am Fuß der Thüre, und, um die Wahrheit zu sagen, ich war entzücktes über diesen Genuß ihrer Gunst, als ich es seitdem nicht wieder im Besitz von Ehrenkreuzen, goldenen Ketten, Bürgerkronen und Fürstenthümern gewesen bin.

Juliane, welche manchmal des Abends zu ihrem Vater ging und eine Zeit lang bei ihrer Lehrerin blieb, konnte sich von beiden Orten entfernen, ohne Verdacht zu erregen. Diesen Umstand benützten wir. Ich hatte einiges Geschick, ein Wenig Geld und eine gute Portion Muth; und des Nachts von der Höhe der Gartenmauer des Seminars herabzusteigen war für einen glühenden Liebhaber wie ich keineswegs eine Unmöglichkeit. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, wieder zurückzukehren; aber eine Freundin Julianens, die uns gewöhnlich begleitete, stand mir darin bei. Wir scheuten keine Art von Gefahr bloß um eines einsamen Spazierganges in den Boulevards willen, oder um ein Stündchen uns im Mondschein unserer Freiheit und Liebe zu erfreuen. Wie sehr ist es zu beklagen, daß wir älter werden, als sechzehn Jahre!

Bei meiner Rückkehr in mein Gefängniß fiel ich auf den Gedanken einen Fiaker zu nehmen, den ich so nahe als möglich an der Gartenmauer unseres düstern Klosters halten ließ; ich stieg dann auf die Bedachung des Wagens, von wo aus ich mich auf den Rand der Mauer schwang. Von da streckte mir eine Linde ihre weit ausgebreiteten Aeste entgegen, durch einen Sprung von der Mauer erreichte ich den Baum und gelangte nach und nach auf den Boden. In welcher Angst schwebte gewöhnlich die arme Juliane, wenn ich meine gefährliche Geschicklichkeit im Klettern zeigte, und welch sehnliches Gelächter hörte ich von meinen beiden Begleiterinnen, wenn ich Lerchen über die Mauer warf, zum Zeichen, daß ich wohlbehalten angekommen sey!

Bei einer von diesen meinen gymnastischen Uebungen nahm ich Schaden; und dieser Zufall, den jeder Andere gleichgültig für das Unbedeutendste von der Welt gehalten hätte, war für mich ein unerträgliches Leiden. Des Abends, als ich mich in allen Qualen der getrennten Liebe abhärmte, schlug wie ein Blitz der Gedanke in meine Seele, daß vielleicht eine kleine Näscherei meine Melancholie zu zerstreuen im Stand seyn möchte. Sofort schickte ich zu Julens Vater, um einige Rebhühner und eine Mandeltorte holen zu lassen. Dieß schien mir noch dazu ein feiner Kniff, die Besorgniß meiner Theuren rücksichtlich meines Wohlbefindens zu beruhigen. Genug, ich fand, daß eine gute Mahlzeit sogar einem verzweifelten Liebhaber einige Linderung verschaffen könne und daß die Leckerbissen des Vaters vielleicht mit beisen würden, den Schmerz über die Abwesenheit seiner Tochter zu ertragen.

Unser trefflicher Freund Picot hatte die Geschicklichkeit, uns mit seinen Köstlichkeiten zu versorgen, ohne daß unsere Oberen Etwas davon erfuhren; aber gerade zu dieser Zeit bürgte das Pfingstfest für einige Nachsicht, zumal in Rücksicht auf einen Kranken. Es ging nahe auf sieben Uhr und ich war sehr hungrig, als ich ein leises Pochen an der Thüre des mir zunächst gelegenen Zimmers vernahm. Wie von einem Instinkt getrieben stand ich auf und sah statt des großen weißen Bäckerburschen den ich mit den Erfrischungen erwartete, einen niedlichen schächternen kleinen Knaben. Anfangs hielt ich ihn für Julianens Bruder, denn ich wußte, daß sie einen hatte; aber während ich ihn bei der Hand faßte, um ihn den finstern Gang entlang zu führen, erkannte ich Juliane selbst. Sie trat in mein Zimmer, der Hut fiel ihr vom Kopfe, und ihr schönes losgewordenes Haar fiel über ihr Gesicht herab.

„Hr. Abbé," sagte sie, „denken Sie, daß Hr. Rigomier (der Hausmeister unserer Anstalt) es merkt, wenn ich nicht sogleich wieder fortgehe? Ach, mein Gott, was wird aus mir werden, wenn man mich hier entdeckt? Ich sagte meinem Bruder als ich von ihm seine Kleider borgte, ich wollte damit auf einen Ball, zur Hochzeit einer meiner jungen Freundinnen, gehen und ich müßte die Nacht bei meiner Lehrerin bleiben; bei meiner Lehrerin sagte ich, daß ich zu meinem Vater nach Hause gehen müsse und — „hier stopfte ich ihr den Mund mit Küssen, und so übel ich war, so hüpfte ich doch hoch auf vor Freude. Ich begriff sogleich den Verdacht, welchem ihr guter Ruf ausgesetzt war; allein, da ich sie nicht in meinem Herzen verstecken konnte, so verschloß ich sie in meinem Kabinet. . . ."

Füglich stellen wir diesem Abentheuer des jungen empfindsamen Abbé ein anderes des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten als Seitenstück gegenüber.

Der Anfang der Bekanntschaft des Hrn. von Talleyrand mit Madame von G—, einer Eingebornen von Tranquebar in Indien, ist nicht allgemein bekannt. Ein Zufall knüpfte während des Direktoriums, wenige Tage, bevor Hr. v. Talleyrand Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde, zwischen beiden ein Verhältniß an. Madame von G— war von London nach Paris gekommen, wohin sie von einigen Emigranten geschickt worden war, um einige unbedeutende Geschäfte zu besorgen. Sie war nur nothdürftig mit Geld versehen und miethete sich in einer kleinen Wohnung der Straße St. Nicaise ein, die später hin durch die Explosion der Höllenmaschine so berühmt geworden ist. Die Ankunft der Madame von G— fiel in eine Zeit, wo sie den Verdacht der Polizei erwecken mußte; und die schöne Frau wurde mit Argusaugen bewacht. Eines Tages, als sie einen Besuch bei der Frau von Saint-Croix (der Schwester des General-advokaten Talon und folglich der Tante der Frau von Cayla machte, rieth ihr diese Dame, sich unmittelbar an den Hrn. von Talleyrand zu wenden und ihn von Allem zu unterrichten, was ihr über die Verhältnisse in England bekannt war. Madame von G— nahm eine Miethkutsche und fuhr auf der Stelle in das Hotel Galifé, in der Straße du Bac. Es war zehn Uhr Nachts, als sie daselbst ankam und es gab nicht wenige Bedenklichkeiten zu beseitigen, bevor sie der Schweizer Joris in die Apartemens des Ministers ließ. Indeß, endlich gewann sie ihm doch den Wind ab und brachte es dahin, daß er sie als eine Ausgewan-

Digitized by Google

derte anmeldete, welche dem Hrn. von Talleyrand wichtige Eröffnungen zu machen habe. Sie wurde in ein besonderes Zimmer geführt und nachdem sie hier in Kürze ihre unangenehme Lage unter den Augen der Spionerie, der sie ausgesetzt war, entwickelt hatte, flehte sie ihn um seinen Schutz an. Der Minister besorgt, sich in dieser Sache bloß zu stellen, lehnte Anfangs jede Einmischung von seiner Seite ab; aber ihrer Schönheit und den Thränen der Suppicantin gelang es endlich doch, sein Herz zu rühren, und er versprach ihr, zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Es wurde Befehl gegeben, für die schöne Verfolgte ein Zimmer in dem oberen Stockwerke des Hotels einzurichten, und der Bürger-Minister, nachdem er ihr eine gute Nacht gewünscht hatte, ging in sein Assemblèezimmer zurück, wo sich für diesen Abend einige seiner Freunde versammelt hatten. Die Selbstvergnügtheit seines heitern Gesichtes entging nicht dem Auge des Hrn. von Saint-Foix und des Herzogs von Laval, denen auch Hr. von Talleyrand aus der Gastfreundschaft, die er eben ausgeübt hatte, kein Geheimniß machte.

Die gewöhnliche Höflichkeit erforderte es am nächsten Tage, daß der Hausherr sich erkundigte, wie sein Gast geschlafen habe. Madame de G— erschien noch reizender, als zuvor. Sie wurde zum Frühstück eingeladen, dann zum Mittagessen, und nahm endlich ihre Wohnung ganz und gar im Hotel Galifé.

Die Directorialregierung hat man niemals einer übertriebenen moralischen Strenge beschuldigt und die Theophilanthropisten predigten auf ihren Kanzeln in Saint Sulpice eben auch nicht gegen diese Junggesellenwirthschaft. Indeß in Bonaparte stieg mit jeder Stufe zur Macht auch sein zelotischer Eifer für christliche Orthodoxie und er gab seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu verstehen, er wünsche, daß er auf eine etwas umständlichere Art das heilige Joch des Ehestandes auf sich nehmen möchte. Ihre ehemalige Hochwürdigkeit des Hrn. Bischofs von Autun mochte hier dann freilich ein Wenig mit dem Hrn. von Talleyrand in Collision kommen; allein der Schlüssel Petri öffnete bald jedes Thor der Hinderniß. Der Bischof wurde seines Gelübdes entbunden; und wenn die frommen Seelen der Vorstadt St. Germain daran ein Aergerniß nehmen und Hrn. von Talleyrand noch immer als einen verheiratheten Priester betrachten sollten, so mögen sie nur in ihrer Frömmigkeit beherzigen, daß sie sich dabei offenbar gegen die Lösegewalt des Pabstes auflehnen und so ohne ihr Wissen und Wollen zu Protestanten ausschlagen.

Hr. v. Talleyrand also war entschlossen, Madame G— zu heirathen; allein er wünschte demungeachtet die Ceremonie so geheim als möglich vor sich gehen zu lassen. Die Erinnerung an die heiligen Orden, denen er einst angehörte, mögen wohl nicht den unbedeutendsten Einfluß auf diesen Wunsch gehabt haben. Aber das Gesetz verlangte, daß alle Heirathen an einer Dekade (dem damaligen Sonntag) und in der Hauptstadt des Bezirks, in welchem die Verlobten wohnten, unmittelbar nach den gerichtlichen Einleitungen vollzogen werden sollten. Hr. v. Talleyrand hatte damals einen Landsitz in Epiney, einem Orte, der zu dem Bezirke gehörte, dessen Hauptstadt Pierrefite war. Ohne sich nur von ferne träumen zu lassen, daß der Maire eines Landstädtchens sich seinem Wunsche widersetzen würde, lud er den Maire von Pierrefite ein, an bestimmtem Tag und Stunde sich zu Epiney mit den Registern einzufinden, um seine Heirathserklärung in der festgesetzten Form einzutragen. Zufälliger Weise war dieser Maire ein reicher Landeigenthümer, vollkommen unabhängig, und früher als Mitglied der Administration von Paris mit den HH. von Rochefoucauld, Pastoret und Lacepede eng verbunden. Er kannte seine Pflichten, die ihm das Gesetz vorzeichnete, und schrieb an Hrn. v. Talleyrand, indem er ihm sein Bedauern ausdrückte, seinen Wünschen nicht willfahren zu können.

Die Heirath mußte daher in Paris vollzogen werden, wo Hr. v. Talleyrand einen willfährigen Maire fand; indeß hegte er doch niemals einen Groll gegen den Maire von Pierrefite.

So geheim auch die Heirath gehalten wurde, so wurde sie doch bald das Stadtgespräch von Paris und erregte keine geringe Verwunderung. Besonders ungehalten darüber war der Hrn. v. Talleyrand Mutter, die deshalb ihren Sohn nicht mehr sehen wollte, und obgleich ihr ganzer Unterhalt auf einer Pension beruhte, welche sie von ihm bezog, sich dennoch auf das Bestimmteste weigerte, dieselbe ferner von ihm anzunehmen. Indeß Hr. v. Talleyrand fand bald ein Mittel, ihr die Pension auf einem andern Weg zukommen zu lassen, indem fortan die Gelder auf den Namen von Einem seiner Brüder, der gerade von der Emigration zurückkehrte, ausgezahlt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Beludschistan.

(Schluß.)

Die Narahis, von denen ein Theil die Landschaft Sistan bewohnt, sind bereits von den Afghanen abhängig; ihr Hauptort ist die Stadt Bampur, westlich von Kaiaat-Nassir-Khan, auf einem Berge. Ihr Land, welches von vier und zwanzig Canälen durchschnitten wird, ist äußerst fruchtbar, es bringt Reis im Ueberfluß hervor und nährt unermeßliche Heerden.

Ihre Nachbarn, die den Landstrich von dem Gebiete von Bampur bis zu den Grenzen von Mokran inne haben, sind die Ghetschkys, unter dem Scheik Marab, dem die beiden Städte Dschalk und Dizek an der Grenze von Mokran unterworfen sind. Er unterhält ein Reitercorps von 1500 auf preußische Art bewaffneten Loren, „welche weder Feuer noch Schwert fürchten“ und seiner Person sehr ergeben sind. Doch zieht er sich im Fall eines Angriffes in seine Gebirgsfesten zurück, die in den steilsten Pässen gelegen leicht auch gegen Uebermacht vertheidigt werden können.

Ein den Ghetschkys verwandter Stamm, der mit diesem auch wohl unter demselben Namen zusammengefaßt wird, sind die Zihkris, in der Provinz Mokran, welche reich an Reis und köstlichen Datteln ist. Ihr Haupt, Scheik Merab, hat seinen Sitz in der Stadt Keitsch-Mokran. Während alle übrigen Beludschen sunnitische Mohammedaner sind, bilden die Zihkris eine eigene Religionssekte, welche den Mohammed verwirft und statt seiner an einen Propheten Mehdi

Digitized by Google

glaubt, der im Mokran erschienen sey und sie von der Verpflichtung zu beten, zu fasten und nach Mekka zu pilgern befreit habe. Das heilige Buch, welches ihre Glaubenslehren enthält, soll Gott in einem Baum auf der Ebene Datschteh-Kaorer, in der Nähe von Keitsch-Mokran, verborgen und die Obhut über diesen Ort einem Manne Namens Dal anvertraut haben, von dem sie auch den Namen Dai-Mehzeds oder Anhänger der Religion des Dal führen. Jener Baum, von dem gegenwärtig nur noch der aerdorrte Stamm erhalten ist, wird von ihnen mit der größten Ehrfurcht verehrt, und jedes Jahr versammeln sich an einem bestimmten Tage alle Gläubigen um denselben.

Die Beludschen sind sehr mäßig. Die Stämme jenseit Kataat-Nassir-Khan nähren sich von Fleisch, Milch und Gemüse, die von dieser Hauptstadt bis gegen Makran von Milch, Reis und Datteln, die Bewohner des Makran von Fischen, Reis, Datteln und Gemüsen aller Art. Ueberall, wo die Dattel wächst, findet man auch eine Bastaeb-Dattel, die Pharaa-Dattel, deren Frucht von der eigentlichen Dattel völlig verschieden ist; man trocknet sie und bereitet eine Art Mehl daraus, welches man für den Winter aufbewahret, wo es den Aermeren zu einer gesunden und schmackhaften Nahrung dient, während die Reichen ihr Vieh damit mästen. Aus den Blättern des Baumes machen die Beludschen Säcke, Sohlen und Seile, die nach Mascat, Surat, Bambal, ja bis nach China verkauft werden; aus den Kernen Rosenkränze, die gleichfalls einen Handelsgegenstand bilden.

Die Kleidung der Beludschen besteht in einem Hemde und Hosen von weißer Leinwand, die mit Seide besetzt ist; ihre Mütze, die Kulah, hat die Form eines Kegels. Wenn sie reisen, tragen sie noch einen Gürtel von farbiger Leinwand. Die Tracht der Weiber ist so einfach, wie die der Männer; sie besteht in einem Hemde, das geschmackvoll mit Seidenzeug von verschiedenen Farben besetzt ist. Statt der Kopfbedeckung tragen sie einen sehr feinen und großen Musselinschleier, der bis unter das Hemd herabfällt.

Die Waffen der Beludschen sind der Säbel, die Luntenflinte, ein großes Messer, ein Schild, und zuweilen die Lanze. Da Pferde in ihrem Lande selten sind, so reiten sie meist auf Kamelen; im Kriege besteht der größte Theil ihrer Streitkräfte aus Fußvolk.

Bulletin de la Société de Géographie.

Donkin's Abhandlung über den Lauf des Niger.

Mit vieler Gelehrsamkeit sucht General Donkin in einer kürzlich erschienenen Abhandlung über den Lauf des Niger (A Dissertation on the Course and probable Termination of the Niger Lond. 1829. 8.) zu beweisen, daß der Nil (Niger) von Bornu — derselbe Strom, von dem Herodot erwähnt, daß die fünf jungen Nasamonier ihn gesehen hätten, und der Geir des Ptolemäus — nachdem er in den See von Dombu gefallen sey, einen nördlichen Lauf gegen das Mittelmeer hin nehme, in welches er früher sich durch den Golf der Syrtis ergossen habe, gegenwärtig aber sich in der ungeheuren Sandwüste verliere (?), die seit undenklichen Zeiten gegen das einst fruchtbare Steamgebiet des Nils der Neger immer mehr Terrain gewinne. „Wenden wir uns, sagt er, zu dem Thale des Nils in Egypten, so sehen wir hier noch jetzt denselben Proceß vor sich gehen, durch welchen der niedere Lauf des Niger oder des Nils von Bornu gehemmt und bis auf die letzte Spur verwischt worden ist. Durch die fortschreitende Ausdehnung der großen Sahara unter dem Namen der Wüsten von Bilmeh und Libyen ist ein Strom von der Oberfläche der Erde verschwunden, der einst seine Städte, seine Kunstwerke, seine Weisen, seine Krieger, seine Ueberschwemmungen hatte, gleich dem classischen Nil, die aber in Tagen bestanden, von welchen die Geschichte kaum noch eine Andeutung aufbehalten hat. — Auf dieselbe Weise wird auch der Nil von Egypten und das Nilthal vergehen mit seinen Pyramiden, seinen Tempeln und seinen Städten. Das Delta wird eine zweite Syrtis werden, und der Nil, von den unteren Cataracten abwärts, aufhören zu existieen. Denn dieß ist ungefähr das Maß der Höhe, welches die ungeheure Zerstörung, die von der libyschen Wüste gegen Egypten vorscheeitet, erreichen kann." —

Chinesische Bänkelsänger.

In China, wie in vielen Gegenden Europa's, werden tragische Vorfälle, klägliche Mordgeschichten u. dgl. sogleich von dem Volke in Reime gebracht und zur allgemeinen Erbauung an den Straßenecken abgesungen. In einer dieser Balladen heißt es:

„In dem Distrikte Puuu lebte ein junges Weib Namens Ling, (was soviel als kalt und grausam bedeutet); sie war verheirathet an einen Mann desselben Distriktes, Namens Kwan. Die Grausamkeit wurde ihre andere Natur. Ich lebte in ihrer Nachbaeschaft sieben Jahre, und während dieser Zeit schlug sie vier Selaainnen zu Tode. Eines Tages begegnete ich zweien ihrer Oheime und sprach mit ihnen darüber; sie knirschten mit den Zähnen und sagten, daß ich ihre Mordthaten nicht alle wisse, und, indem sie an ihren Fingern zählten, brachten sie heraus, daß sie bereits fünfzehn Dienstmägde erschlagen hatte. Da dachte ich ins Geheim: Sollte eine so grausame Person keine Vergeltung finden? — Im letzten Monat des vergangenen Jahres wurde dieß Weib krank, ich weiß nicht, an welcher Krankheit. Ihr ganzer Leib wurde siech und ging in Fäulniß über; der Geruch war unerträglich. Ihr Schmerzgeschrei hörte man außer dem Hause. So lebte sie fort, bis gestern, wo sie um die zweite Wache, nachdem Haut und Fleisch ganz von ihren Knochen abgefallen war, verschied. Dieß war die klägliche Vergeltung der Grausamkeit."

Canton Register.

Westküste von Grönland.

Ein dänischer Missionär fand im J. 1824 auf der Insel Kingiktarsoak, auf der Westküste von Grönland, einen Runenstein mit folgender Inschrift: Erlingr Sighvatsonr ok Bjarne Tordarson ok Enrithi Osson langardagin fyrir Gagndag hlodu vardeit thessa ok rydu MCXXXV; d. i. Erling, Sigaals Sohn, und Biarne Thords Sohn, und Enelde, Obs Sohn, am Sonnabend vor Gagndag (25 April) errichteten diese Steinhaufen und weihten sie im Jahr 1135. Daneben sah der Missionär drei Steinhaufen. Diese Inschrift ist von großer historischer Wichtigkeit, da sie es außer Zweifel setzt, daß schon zu Anfang des 12 Jahrhunderts die Scandinavier ihre Schifffahrt auf der Westküste von Grönland bis zu einer so hohen Breite ausdehnten.

Foreign Quarterly Review.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 210. 29 Juli 1829.

Die Memoiren der Akademie der Wissenschaften in Batavia. *)

Borneo.

Das Binnenland von Borneo gleicht so ziemlich dem von Africa, wo der Entdeckungsreisende dreifachen Erzes um die Brust bedarf, um die Schrecknisse der Natur und wilder Barbaren, die ihm von allen Seiten entgegentreten, siegreich zu bekämpfen. Vielleicht, daß man bei Borneo die Gefahren etwas vergrößert hat; denn die Chinesen, die nicht eben für die tapferste Nation in Asien gelten, besuchen trotz den malaischen Piraten an der Küste und trotz den grimmigen Dayaks im Innern seit Jahrhunderten diese Insel, auf welcher sie zahlreiche Niederlassungen besitzen. Die Geschichte Borneos ist uns noch unbekannt, die wenigen Forschungen, welche Europäern gelungen sind, lassen jedoch auf interessanten Stoff schließen, den sie enthält. Man hat daselbst alte zerstörte Städte gefunden, Ruinen von Tempeln, Trümmer von Statuen und, was noch merkwürdiger ist, Inschriften in einer den gegenwärtigen Einwohnern unbekannten Sprache. Vor Alters scheint China und Japan einen bedeutenden Verkehr mit Borneo unterhalten zu haben — ein Umstand, der schon an und für sich für die Annahme eines gewissen Grads von Civilisation unter dieser jetzt so tief gesunkenen Bevölkerung spricht. Oder sollte von der Thätigkeit und der Bildung so verständiger und betriebsamer Völker, wie der Chinesen und Japaner, auf diese Insulaner Nichts übergegangen seyn? Sollten jene im Besitz blühender Colonien und eines reichen Handels auf einer Insel, die ihnen Golddergwerke darbot, nicht die Rolle der Phönizier und Karthager in Spanien gespielt haben? Ihr Aufenthalt wird beurkundet durch alte Gefäße von Porcellan, namentlich Schiffskrüge; welche die Eingebornen im Innern sehr suchen und um hohe Preise kaufen, weil sie glauben, daß dieselben zu Aufbewahrung der Asche ihrer Voreltern gedient haben. Es ist Thatsache, daß man solche Schiffskrüge in verschiedenen Gegenden der Insel ausgräbt. Während ihrer Besitznahme der holländischen Colonien hatten die Engländer angefangen borneanische Wörtersammlungen anzulegen und Sir Stamford Raffles will entdeckt haben, daß eine bedeutende Verwandtschaft zwischen der Sprache der Borneaner und der über Camdodscha, Tschiampa und Laos zerstreuten Stämme Statt finde und vielleicht, meint er, möchte dieselbe Sprache noch in andern Inseln und Landschaften von Südasien gesprochen werden, wenn sie nicht etwa von der chinesischen oder einer der Mischlingsmundarten derselben verdrängt worden wäre.

Nach Allem, was von der entsetzlichen Barbarei der Dayak's *) verlautet, kann man nicht umhin zu bedauern, daß die Chinesen nicht einst die ganze Insel colonisirt und die Civilisation daselbst auf die Stufe gebracht haben, zu der sie in ihrem eignen Lande gediehen ist. Nirgends herrscht die abscheuliche Sitte der Menschenjägerei, die sich freilich auch nach andern Inseln verbreitet hat, in dem Grade wie bei den Bergbewohnern des Innern von Borneo, wo dieser Brauch wahrscheinlich seit Jahrtausenden besteht, ohne daß je versucht worden, seinen blutigen Greueln zu begegnen.

Bei den Dayaks, auch Biadschos genannt, kann von Verfassung oder Religion kaum die Rede seyn; sie leben familienweise mit ihren Sclaven in großen hölzernen Hütten; oft sind hundert Personen in den kleinen Zellen dieser dumpfen rauchigen Baraken zusammengepackt. An einen Gott, den Schöpfer der Welt, welchen sie Dewatta nennen, glauben sie zwar, jedoch, wie es scheint, ohne ihm in irgend einer Art ihre Verehrung zu beweisen. Nichts desto weniger aber sind sie höchst abergläubisch und unterlassen, ehe sie ein wichtiges Geschäft unternehmen, nie die Wahrsager und Zeichendeuter zu Rath zu ziehen. Gleich den Insulanern der Südsee tättowiren sie sich und gehen fast ganz nackt. Manchmal sieht man sie von ihren Gebirgen herabsteigen, um an den benachbarten Küsten Gold, Palmwein, Reis gegen Leinwand, Baumwolle, Hausrath, Glas- und Töpferwaaren ꝛc. einzutauschen. Dieses Volk, obgleich nicht auf der niedersten Stufe der Barbarei, ist der Schrecken der benachbarten Staaten, besonders von Banschar-Massin, da jeder Dayak es als eine Ehrensache betrachtet, seine Hütte mit einem

*) Fortsetzung von Num. 101 und 104.

*) Siehe im 2 Band der Memoiren die Schilderung Borneos von Radermacher; derselben liegt das Reisejournal des Holländers Palm zum Grund, der im J. 1779 über Landak zu den Dayaks vorgedrungen ist.

Menschenschädel als Trophäe zu schmücken. Der junge Mann, der sich vor seiner Verheirathung auszeichnen, oder der Witwer, der sich von Neuem verheirathen will, begiebt sich mit seinen Freunden auf die Menschenjagd; dem Lauf des Banschar folgend überfällt er ein freundliches harmloses Dorf, tödtet einen Einwohner und schneidet ihm den Kopf ab, den er nach Hause trägt, wo man dem Sieger oder vielmehr dem Meuchelmörder entgegen geht, ihn mit Freudenbezeugungen empfängt und mit Lobeserhebungen überhäuft. Der Holländer Palm erzählt, eines Tags sey er in einem dayak'schen Dorfe in eine große Hütte getreten; aber wie schauderte er, als er vor jeder Zelle Schädel aufgehängt sah, von denen einige ganz frisch abgeschnitten waren. Wie konnte ein Volk, fragen wir, ohne ganz wild zu seyn, dahin gebracht werden, daß es den Mord als Heldenthum preist und der feigen Tücke den Ruhm des Muthes zu erkennt? Europa hat in seinen fanatischen Jahrhünderten sich mit nicht so widrigen, doch nicht weniger verdammungswerthen Grausamkeiten befleckt; allein sie erklären sich aus der Ueberspannung und den Vorurtheilen der Zeit. Sollte sich nicht in der Geschichte der Dayaks eine Thatsache auffinden lassen, die über den Entstehungsgrund dieser entsetzlichen Menschenjagd Aufschluß gäbe? Ob etwa ein blutdürstiger Eroberer dieses Volk in seine Gebirge zurückdrängte, das, zu schwach der Uebermacht zu widerstehen, sich seitdem durch Einfälle in das Gebiet seiner Unterdrücker rächt? Die Völker haben ein langes Gedächtniß — sie vergessen ein verlor'nes Vaterland so bald nicht und die Verzweiflung macht aus ihnen reißende Thiere, denen man ihre Jungen geraubt hat. Man muß gestehen, daß die Gold- und Diamantminen von Borneo von furchtbaren Unholden bewacht sind. Vor einigen Jahren zirkulirte in England ein Plan zur bergmannischen Bearbeitung dieser reichen Gruben; dann sollten wohl die Barbaren von den Schatzgräbern Menschlichkeit lernen?

Ein holländischer Resident, Namens Stuart, hat von der Sprache der zehn Tagreisen von seinem Regierungsbezirk entfernten Dayaks ein kleines Wörterbuch verfaßt; *) nach neuern Berichten zählt man gegen sieben Dialekte, welche von den verschiedenen Stämmen gesprochen werden. Auch sollen einzelne dieser Stämme den Hirsch als dasjenige Thier betrachten, von dem das Volk der Dayaks entsprossen sey, und deswegen ihn göttlich verehren. Die niederländische Regierung unterläßt gegenwärtig nicht, Maßregeln zur genaueren Durchforschung des Binnenlandes zu treffen, vermuthlich in der Hoffnung dasselbe mit der Zeit zu unterwerfen und zu civilisiren. Im J. 1821 fuhr eine Deputation den Pontianak hinauf; bei dieser Expedition ward der junge französische Naturforscher Chappuis von einem Krokodil gefressen. Die Aufnahme einer Karte, vier Jahre nachher, kostete dem Geographen Müller das Leben. Ob die Niederländer die förmliche Unterjochung der Dayaks zu Stande bringen werden, muß die Zeit lehren. Von guter Vorbedeutung ist, daß bereits viele dieser Barbaren die Zucht des niederländischen Korporalstocks angenommen haben.

*) Licht heißt Suang; Feuer Apy; Wasser Danem; Erde Bönü; Gott Sempöln; Sonne Matasu; Mond Bulan ꝛc.

Die neue englische Colonie am Schwanenfluß.

(Fortsetzung.)

Wenn diese neue Colonie so schnell gedeiht, wie zu erwarten steht, so verdient ihre Lage in commercieller Hinsicht eine besondere Beachtung. Die Europäer in Ostindien haben ziemlich dieselben Bedürfnisse mit den Europäern in Westindien; die dahin einschlagenden Gegenstände sind hauptsächlich Erzeugnisse gemäßigter Klimate; so dürfte die Westküste Neuhollands mit der Zeit für die europäischen Ansiedler in Ostindien das werden, was Nordamerika für Westindien ist. Die malayische Insel liegen ganz nahe; bereits ist der Verbrauch drittischer Fabrikate unter dieser betriebsamen Bevölkerung sehr beträchtlich und würde es noch mehr werden, Falls sich ein schneller und unmittelbarer Verkehr eröffnete. Wenn zu Kriegszeiten die Chinafahrer, um einem Feind auszuweichen, häufig den östliche Weg wählen, so kommen sie beinahe in den Gesichtskreis der neuen Colonie, wo sie anlegen und die für die Colonie benöthigten Artikel absetzen können. Bedenken wir die reißende Fortschritte, welche Bevölkerung, Landbau und Handel nach der Besitznahme Singapore's durch Sir Stamford Raffles mittelst des unmittelbaren Einflusses der Malayen und Chinesen machten, so ist nicht zu zweifeln, daß sowohl malayische als chinesische Handelsleute, Handwerker, Landbauern oder Fischer in großer Anzahl dem Schwanenflusse zuströmen werden. Was ferner die nach Neusüdwales und Vandiemensland, die von Indien nach Südamerika fahrenden Schiffe betrifft, so können dieselben den Schwanenfluß auf ihrem Wege berühren, und man darf nicht vergessen, daß die Handelsstraße über das stille Meer welche in diesem Augenblicke den alten und den neuen Continent zu verbinden anfängt, aller Wahrscheinlichkeit nach sehr stark besucht werden wird. Von unmittelbarer mercantilische Wichtigkeit für England ist aber die neue Colonie schon jetzt i so ferne, als sie dem Landbau des Kaps, für dessen Wein und Getraide, so wie den tropischen Producten von Isle de France einen guten Absatz verspricht. Außerdem eignet sie sich zu eine Erholungsstation für das zahlreiche Civil- und Militärpersonal im Dienste der ostindischen Compagnie, das hier in geringe Entfernung, in dem anmuthigen Lande und unter dem gesunden Klima von den Folgen eines langen Aufenthaltes unter den indischen Himmel genesen und neue Kräfte sammeln kann. Endlich hat sie eine hohe politische und militärische Bedeutung, vor der man sich mit einem Blicke auf die Karte überzeugen kann indem sie mit dem Kap das drittisch-indische Reich flankirt und England die Herrschaft über den indischen Ocean sichert. Vom Kap, hauptsächlich aber vom Schwanenflusse aus, kann die englische Regierung jeder Zeit nach Indien, Neusüdwales oder Vandiemensland Hülfstruppen senden, Falls einer dieser Punkte von einem Angriffe bedroht werden sollte; während der Schwanenfluß in den Händen eines Feindes ein nicht nur das drittische Australien, sondern den ganzen Handel und die Besitzungen der Engländer in Ostindien bedrohender Punkt wäre. Mit weiser Politik zieht die englische Regierung um den ganzen bewohnbaren Theil von Australien eine Kette von Posten, wodurch sie fremde Ansied

Digitized by Google

ter von einer ihr gefährlichen Nachbarschaft ausschließt. Wenn diese verschiedenen Colonien einmal mit einander zusammentreffen (was in kurzer Zeit geschieht, wenn sie, wie bisher, fortgedeihen), so müssen sie sich nothwendig auch in das Innere ausbreiten. Um aber diesen Cordon zu vervollständigen, muß man unverzüglich eine neue Niederlassung an der Geographenbai gründen, welche die Colonie am Schwanenflusse mit der am Georgssund in Verbindung bringt. Die ersten Versuche wird man wahrscheinlich in der Nähe der beiden Häfen Basse und Leschenault machen; obgleich nach dem französischen Berichte eine quer über die Mündung laufende Klippenreihe bloß Booten den Eingang gestattet. Das dortige Land steht dem in der Nähe des Schwanenflusses durchaus nicht nach. „Gegen das Naturalistenkap, sagt Fraser, verflachen sich die Ufer und ungeheure Granitmassen springen an vielen Stellen beträchtlich in die See vor. Durch die stattlichen Berge schlängeln sich große, anmuthige Thäler mit dem reichsten Wachsthume hin; Distein und Farnkräuter erreichen daselbst eine Höhe von zweihalb Schuh. Jedes dieser Thäler hat seinen besondern Fluß. Die Berge, obgleich felsig, sind bis an die Gipfel mit fruchtbarem Erdreich überdeckt, und mit der Banksia grandis und einer neuen Xylophyllaspecies bekleidet. Die Felsen auf den Bergspitzen sind Kalkstein."

Man wollte behaupten, daß außer wenigen Artikeln z. B. Wallfisch- und Robbenthran, Wolle, Bauholz, Acazienrinde zum Gärben und etwa Häuten die australischen Colonien Nichts für die Ausfuhr auf die europäischen Märkte darböten, daß sie folglich auf keinen höheren Wohlstand würden rechnen dürfen, als auf leichtlichen Unterhalt. Schon dieß ist etwas werth; allein wir sind überzeugt, daß diese Colonien bloß eine Zeit lang der Pflege und Fürsorge des Mutterlandes bedürfen, um sich zu dem Wohlstande der Vereinigten Staaten, im Verhältniß ihrer respectiven Bevölkerung, zu erheben. Anerkannter Maßen kömmt die australische Wolle der spanischen völlig gleich; die in England zu Markt gebrachten Vorräthe haben bereits der Einfuhr der sächsischen Eintrag gethan; und wir sehen keinen Grund, warum nicht die so viel Gewinn versprechende Schafzucht in jenen unermeßlichen Landstrichen eine Ausdehnung erhalten könnte, welche England die spanische und deutsche Wolle völlig entbehrlich machte. Der Handel nach diesen Colonien nimmt mehr und mehr zu; und bald dürfte zu noch vielen anderen Ausfuhrartikeln auch der Hanf und der Flachs hinzukommen, die in England jederzeit Absatz finden, und für deren Wachsthum das Klima und der Boden von Neuholland äußerst günstig sind. In gleichem Grade empfiehlt sich Australien auch für den Baumwollenbau; wiewohl sich fragt, ob es für England politisch wäre, das Producten dieses rohen Stoffs dort aufzumuntern; wofern nicht am Ende die Vereinigten Staaten durch ein hartnäckiges Beharren auf ihrem Beschränkungssystem England zu höheren Zöllen auf ihre Baumwolle oder zum gänzlichen Verbot der Einfuhr derselben nöthigen. In diesem Falle wären die australischen Colonien, in Verbindung mit den westlichen Theilen Indiens, im Stande, den ganzen Bedarf dieses Artikels auf den englischen Markt zu liefern. Ein anderes Erzeugniß aber würde ohne allen Zweifel dem Mutterlande sowohl als den Colonisten unermeßlichen Vortheil bringen — der Tabackbau. Die Regierung dürfte sich bestimmt wichtige finanzielle Vortheile versprechen, wenn sie diesem ihren Schutz angedeihen ließe. Eine Verminderung der Zollabgaben vermehrt den Verbrauch und kann, wie dieß oft der Fall ist, eine Erhöhung der Einnahme zur Folge haben. Die unerhörten Tabackszölle betragen nach den gegenwärtigen Preisen nicht weniger als tausend Procent *) vom ursprünglichen Kaufwerth. Bei einer kleinen Ermäßigung dieser Zölle würden die Australier in Kurzem die Americaner auf den englischen Märkten ausstechen. Daß aber Boden und Clima für den Tabackbau geeignet sind, wird nicht bestritten; auch hat man die genügendsten Proben davon. Der Anbau selbst nebst der Zubereitung erfordert keine besondere Arbeit oder Geschicklichkeit und ist anerkanntes Maßen für den Landwirth weit einträglicher, als der Getraidebau.

Eine Schrift Donaldson's über den Tabackbau in den australischen Colonien, welche der Regierung übergeben ward, verdient alle Aufmerksamkeit. Donaldson schlägt vor, eine Anzahl von Jahren wenigstens den Zoll von dem fabricirten Tabak, der auf brittischen Colonien in allen Theilen der Welt wächst, auf zwei Schillinge herabzusetzen. Als Beispiel von Zollunterschieden führt er an, daß der Reis aus den Vereinigten Staaten einem Zoll von fünfzehn Schilling vom Centner unterliegt, während der aus Bengalen bloß einen Schilling zahlt, daß die Baumwolle aus den brittischen Colonien zollfrei ist, während sie aus allen anderen Theilen der Welt sechs Procent ad valorem entrichtet. „Nehmen wir an, fährt er fort, Virginien und Neuholland seyen englische Dependenzen, und abgesehen von der Entfernung und dem Arbeitslohn in jeder Hinsicht einander völlig gleich — der Tabak werde zu Baltimore um drittehalb Pfenninge das Pfund, und zu Sydney um zwei Pfenninge gekauft, die Fracht und Versicherung betragen, bei gleicher Qualität, von America einen halben Pfenning, von Neuholland einen Pfenning — so würde der Tabak aus beiden Ländern um denselben Preis — d. h. um drei Pfenninge das Pfund an den brittischen Kleinhändler geliefert. Der Abnehmer neuholländischen Tabacks würde aber der brittischen Schifffahrt doppelt so Viel nützen, als der Abnehmer virginischen Tabacks. Die Entfernung zur See wird ein Vortheil, je weiter sie ist, vorausgesetzt, daß die größern Speditionskosten durch den Preis der Waaren auf dem Markte wieder aufgewogen werden, das heißt, daß der Consument das Gleiche bezahlt, die Waare mag nahe oder ferne gewachsen seyn, insofern in einem Falle zehn Schiffe mit minder starker Bemannung genügen, während bei größerer Entfernung mehr denn dreißig stärker bemannte Schiffe erfordert werden. Schifffahrt erzeugt Seeleute, und der Haupttheil der Fracht, die der Eigenthümer des englischen Schiffs erhält, geht wieder in englischen Producten, Stoffen und Manufacturwaaren auf. Gewährt nun der Handel nach Neuholland schon diesen augenscheinlichen Vortheil vor dem nach Virginien bei der Voraus-

*) Der rohe Tabak zahlt 3 Sch. von dem Pf., der fabricirte 9 Sch.

Digitized by Google

setzung, daß beide brittische Colonien wären; um wie viel größer müßte dieser Vortheil seyn, da letzteres unter einer Regierung steht, die ein England ganz feindliches Handelssystem befolgt — da der americanische Tabakshandel, welches ausschließlich auf americanischen Schiffen und von americanischen Seeleuten betrieben wird, sich auf viele tausend Tonnen jährlich beläuft. Daß die Aufmunterung des Tabakbaus in den australischen Colonien der dortigen Landwirthschaft und den dortigen Handelsinteressen überhaupt einen neuen Schwung geben würde, versteht sich von selbst."

(Schluß folgt.)

Bohuslaw Lobkowitz von Hassenstein.

Dieser ausgezeichnete Mann, welchen sein Biograph, Cerroca, den „großen Böhmen" nennt, war der Sohn des Freiherrn Nikolaus von Lobkowitz mit Sophien von Zierotin, und wurde 1462 auf der väterlichen Burg Hassenstein *) geboren. Er empfing nach dem Tode seines Vaters, den er in der zartesten Kindheit verlor, durch die Sorgfalt seiner Mutter, eine äußerst sorgfältige Erziehung, und studirte, weil ihn die Glaubensspaltungen der prager Universität eine reinkatholische Hochschule vorziehen ließen, zu Bologna die Rechte und Theologie, und erwarb sich dort, wie zu Ferrara — wohin eine pestartige Seuche aus Bologna ihn trieb — sowohl eine große Vertrautheit mit den Classikern des Alterthums als zahlreiche Bekanntschaften mit den größten Geistern seiner Zeit, unter welchen sein Talent glänzte, und ihm eine große Anzahl von Freunden und Verehrern gewann. Erst nachdem er den Doctorhut erhalten, verließ er nach einigen Reisen Italien, um die berühmtesten deutschen Universitäten zu besuchen. Bohuslaw stand einige Zeit in Kriegsdiensten, und nahm an den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes Theil; doch ohne sich lange am Hof aufzuhalten, woselbst er von Neidern angefeindet und verfolgt wurde. Nach einer zweiten großen Reise durch Deutschland und Italien schiffte er sich zu Venedig ein, ging nach dem Besuche der jonischen Inseln durch die Dardanellen, sah den Halbmond auf den Thürmen von Constantinopel glänzen, wo dreißig Jahre früher noch das Symbol christlichen Heils gestrahlt hatte, durchflog den classischen Boden von Kleinasien, Syrien und Arabien, und verrichtete sowohl an der Wiege, als an dem Grabe des Erlösers sein Gebet. Bohuslaw wollte auch Indien bereisen, doch machten ihn wohlunterrichtete Reisende auf die Gefahren aufmerksam, denen er sich bloß stellen würde, und er kehrte, nachdem er Egypten und die Pyramiden bewundert, nach Venedig zurück, mit seinem treuen Reisegefährten, Friedrich Büßner, der bald nach der Heimkehr starb.

*) Im Saager Kreise nahe bei Kaden liegen nur noch die schönen Ruinen der Burg Hoffenstein, ehemals der sächsischen Linie der Grafen von Schönburg gehörig, welche sich 1418 gegen den Kaiser und König Wenzel empörten; dieser besiegte die Rebellen, und verpfändete die Burg für 40,000 Schock Groschen an einen Herrn von Lobkowitz, welches Besitzthum dessen Nachkommen durch Wenzels Nachfolger Siegismund (1421) und Ladislaw (1457) bestätigt wurde. Dieses Schloß blieb ein Eigenthum der Familie Lobkowitz bis auf den Freiherrn Georg Popel, Vater der Eva Eugenia von Lobkowitz, bekannt und interessant durch die Weise, wie sie ihren Vater vertheidigte und seinen Kerker theilte. Seit 1591 oder 1592 unbewohnt, wurde Hassenstein im dreißigjährigen Kriege zerstört, und seine Ruinen machen jetzt einen Theil der Herrschaft Hagensdorf aus. —

Während Bohuslaw die Welt durchzog, Kenntnisse einzusammeln, boten ihm mehrere Kapitel die Bischofsmütze an; aber, trotz der Verwendung zweier Monarchen, besetzte Rom diese geistlichen Stellen mit andern Männern. Aus allen Schätzen der Wissenschaft und Kunst, welche Bohuslaw von seinen Reisen mitgebracht hatte, war ihm der werthvolle ein Manuscript des Plato, welches er zu Mailand um 2000 Ducaten erkaufte, wo man es unter die schönsten rechnete die je gesehen worden. König Wladislaw beglückte ihn sehr durch das Geschenk der Werke Georgs von Trapezunt gegen Plato, so wie durch einige andere Bücher aus der königlichen Bibliothek des Matthias Corvinus, deren Ueberreste sich zu Ofen befanden. Er feierte die königliche Gabe durch folgendes Epigramm:

„Rex Wladislaus recto moderamine pensat
Cunctis, nec ingenio est quam probitate minor:
Donat opes cupidis, claris donat honores,
Vatibus at libros, mentem animumque Deo."

(Epigr. L. III.)

(Schluß folgt.)

Fougner-Lundh's norwegisches Diplomatarium.

Unter den Quellen der Geschichte tragen die Urkunden besonders dazu bei, uns ein Bild von der älteren physischen Beschaffenheit, Verfassung und Cultur eines Landes zu geben, während der pragmatische Zusammenhang der Begebenheiten und die Einwirkung der in denselben auftretenden Charaktere sich nur aus gleichzeitigen Chroniken nach stoffreichen Berichten vollständig erkennen läßt. Zu der älteren Geschichte Norwegens besitzen wir beide Arten von Quellen, nur fängt die eine erst an, wo die andere aufhört. Mit Haken Hakonssons Tod, der Culminationsperiode Norwegens, verläßt uns die Reihe der Chroniken, die wir, wenn nicht in Bezug auf die Verfasser, doch auf den Stoff und die Behandlung national nennen können, in denen der Fleiß und die Kunst der Isländer sich auszeichnete. Aus der Regierung Magnus des Gesetzgebers haben wir nur ein Fragment, über Erik den Priesterhasser kaum einzelne Episoden; und wo diese aufhören, muß der Geschichtschreiber sich ein Paar Jahrhunderte hindurch mit dem spärlichen Lichte von Annalen und Urkunden forthelfen. Aber eben die Mangel an gleichzeitigen oder auf gleichzeitige Traditionen gegründeten Erzählungen muß nothwendig den übrigen historischen Quellen um so höhere Wichtigkeit geben. Die Geschichte von Norwegen im 14 und 15 Jahrhunderte läßt sich nicht ohne unausfüllbare Lücken und unerklärliche Dunkelheiten schreiben; aber von dem politischen, kirchlichen und ökonomischen Zustande Norwegens in diesem Zeitraume werden wir uns eine ziemlich vollständige Vorstellung machen können, bald das norwegische Diplomatarium, von welchem Prof. Fougner Lundh zu Kopenhagen im verflossenen Jahre eine Probe herausgab (Specimen Diplomatarii Norvagici, exhibentis monumenta diplomatica, historiam populi, linguae, morum et familiarum. non iam Norvagiae illustrantia etc.), vollends erscheint. Zu bedauern ist, daß der Verf. sich nicht darüber erklärt hat, ob er nur bisher unedruckte Urkunden, oder auch die ganze Masse der bereits herausgegebenen in seine Sammlung aufnehmen will. Das letztere würde Norwegen ein Nationaldenkmal geben, wie es kein anderes Land in Europa außer Großbritannien in der neuen Ausgabe von Rymeri Foedera besitzt.

Dansk Literatur Tidendo.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 211. 30 Juli 1829.

Ostindien und die englische Compagnie. *)

Es hat in neuerer Zeit viele Schriftsteller gegeben, die gegen die Tyranney der englischen Nabobs in Indien declamirt haben. In wie fern mit Recht, lassen wir die Thatsachen entscheiden, an denen es uns nicht fehlt, da bei der im J. 1833 bevorstehenden Erlöschung des Freibriefs der Compagnie die Verfechter wie die Gegner des Monopols diesen wichtigen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten sich bestreben. Die Frage der Emancipation Irelands ist gelöst; die Frage der Emancipation Indiens beginnt. Durch die erstere hat England acht Millionen Bürger gewonnen; durch die letztere kann es hundert Millionen gewinnen und diese hundert Millionen sind civilisirte, gewerbthätige, tapfere Menschen, die Inhaber des schönsten Theils der Welt. Also hätte Indien unter dem bedrückenden System der Compagnie zur Emancipation reif werden können? Die, welche dieß leugnen, bedenken nicht, daß für die Indier die Abschüttlung des Jochs ihrer heimischen Tyrannen bereits ein unermeßlicher Schritt zum Bessern war. Jene Baber's, Akbar's und Aurengseb's, deren Weisheit, Seelengröße und Humanität zu preisen Mode ist, haben durch ungeheure Treulosigkeiten und Grausamkeiten ihre Regierungen befleckt; die Bevölkerungen ganzer Städte und Provinzen hatten in ihren entsetzlichen Zeiten das Schicksal zum Schwert verurtheilt zu werden, wo der Sieger noch für menschlich galt, wenn er vierzig oder fünfzigtausend Gefangene, statt sie niedermetzeln zu lassen, nach den Wüsten der Tatarei in die Sclaverei schickte. Verzweiflungsschritte der Völker waren so gewöhnlich, daß man eigene Namen dafür hatte. So nannte man Walsa den Entschluß, wenn alle Einwohner einer Provinz bei Annäherung des Feindes ihre Zuflucht in die Wildniß der Wälder oder der Berge nahmen, auf die Gefahr hin, darin umzukommen; so Joar den noch schrecklicheren Entschluß, wenn sie ihre Weiber und Kinder tödteten und auf einem gemeinschaftlichen Holzstoß verbrannten, um sich dann selbst auf den Feind zu werfen und kämpfend unterzugehen. Seit Indien englisch geworden ist, hört man weder von Walsa's, noch von Joar's, weder von Städten, deren Bewohner ermordet, noch von Stämmen, die in die Sclaverei geschleppt, noch von Monumenten, die aus den Schädeln der Besiegten errichtet worden wären. Es ist wahr, die Fürsten und großen Landeigenthümer sind größten Theils ihres Vermögens verlustig geworden; aber das Unglück für das Ganze ist so groß nicht, und ihre Beraubung gehört zu den Dingen, die in Indien nicht jetzt zum ersten Mal vorkommen. Dagegen haben sich neue Besitzthümer in den Städten erhoben; neue Classen haben Wohlstand und damit Bildung gewonnen; und machte nicht ein Hauptgebrechen in der gesellschaftlichen Verfassung, das die Compagnie aufrecht hält, diese in den Städten angehäuften Reichthümer unfruchtbar; so würde sich Indien im Verlauf sehr weniger Jahre mit den civilisirtesten, glücklichsten und wahrscheinlich auch politisch zufriedensten Völkern der Erde auf gleiche Linie stellen können.

Dieses Hauptgebrechen besteht in dem abscheulichen von den muselmännischen Eroberern eingeführten System, das unter der kaufmännischen Verwaltung der Compagnie wo möglich noch schlimmer gewirkt hat, nach welchem der gesammte Grund und Boden als Eigenthum des Souveräns betrachtet wird. So Viel der blühenden Städte auch Indien zählt, so rechnet man doch neun Zehntheile der Bevölkerung auf den Ackerbau; neun Zehntheile, die weder Taglöhner, noch Eigenthümer sind, sondern Meier (ryots), welche den Ertrag ihrer Ernte zu gleichem Verhältniß mit dem Staat theilen und wiederum keine Eigenthümer, sondern die Pächter oder Agenten des Staats (zemindars) unmittelbar über sich haben. Diese Meier befinden sich in der unglücklichsten Lage *), indem ihnen außer dem absoluten Bedürfniß Nichts übrig

*) India or facts submitted to illustrate the character and condition of the Native Inhabitants. By R. Rickards Esq. Part. II and III London 1829 verg. Ausl. Num. 52 56.

*) In Italien empfängt der Grundherr den Herrntheil in Natura bei der Ernte; in Indien fordert ihn der Zemindar in Geld, nach einer oft willkürlichen Schätzung — und zwar von Monat zu Monat, weil er in diesen Fristen die Regierung zahlen muß. Natürlich kann der Ryot unter diesen Umständen nicht immer verkaufen, der Zemindar nicht immer liefern; aber der Rückstand eines Monats setzt jenen der Gefahr aus, daß sein Mobiliarvermögen mit Beschlag gelegt, daß er ins Gefängniß geworfen, daß er körperlich mißhandelt wird, diesen, daß die Behörde sein Einkommen, welches das Gesetz illusorisch als Grundstück betrachtet, versteigern läßt.

In der Provinz Dinajepora nimmt man an, daß eine Familie die aus Mann und Frau und zwei Kindern besteht, des Jahrs von 3 Pf. Sterl. lebt; in einem andern Distrikt, dessen Be-

Digitized by Google

bleibt, während Drohungen, Bedrückungen, Plackereyen ohne Ende auf ihnen lasten und die Ausstände mittelst der grausamsten Strafen, selbst der Folter, eingetrieben werden. Bei ihrer Armuth sind sie nicht im Stande, Etwas für landwirthschaftliche Verbesserungen zu thun und ob sie gleich Nichts selbst behalten, so dringen sie auch für den Souverän verhältnißmäßig nur Wenig hervor. Der Zemindar, zu dem, daß er oft selbst zu Grunde gerichtet wird, hat kein Interesse, Verbesserungen auf seine Kosten zu machen; die Compagnie ist zu ferne, um daran zu denken; so daß gar kein Capital darauf verwandt wird.

Es bedürfte indeß nur weniger Veränderungen, daß dieses System, statt nachtheilig zu seyn, höchst wohlthätig würde. Aber der Grundsatz der Unveräußerlichkeit des Bodens müßte aufgegeben werden. Solange die Compagnie sich weigert, Ländereien an Capitalisten, namentlich ihre eigenen Landsleute, zu verkaufen, verdammt sie nicht nur ihr Reich zur Unfruchtbarkeit und das Landvolk zur Armuth, sondern hindert auch das Wachsthum ihrer Einkünfte.

In England beträgt der reine Ertrag eines Grundstücks nie über den vierten Theil des rohen Ertrags, die drei anderen Viertheile gehen für den Arbeitslohn und das Capital, das der Pächter hineinsteckt, auf. Allein schon in einem großen Theil von Frankreich lebt der Landmann von der Hälfte des Ertrags, und seine Lage ist noch weit besser als die selbst des freien Bauern in Polen und Dänemark, der dem Grundherrn die Hälfte seiner Arbeit liefert, und noch mehr als die des Bauern in Ungern, der zwei Drittheile davon liefert; je weiter man sich aber den südlichen Himmelsstrichen nähert, wo die Sonne und die periodischen Ueberschwemmungen mit vereinter Kraft wirken, wo die perennirenden Pflanzen und Bäume mehr Früchte tragen und weniger Mühe fordern, als die vom Jahreswechsel abhängigen; um so mehr reicht auch die Hälfte der Ernte hin, den Landmann ganz anständig zu ernähren. In Italien, namentlich in Toscana, verrichtet der Bauer alle Arbeiten und empfängt dafür die Hälfte der Ernte; der Grundherr erhält die andere Hälfte, hat aber dabei noch die Grundsteuer zu tragen. In Lucca bekommt der Bauer nur den dritten Theil der Ernte; hat er auf seinem Gute viel Castanien- und Oelbäume, so ersetzt ihm dieses Drittheil seine Arbeit reichlich. Der toscanische Bauer würde mit dem englischen (cottager) nicht tauschen; seine Nahrung und sein Getränk sind weit besser, seine Festkleider von eleganterem Stoffe, obgleich Clima und Sitte ihm erlauben, an den Werktagen mit bloßen Füßen und im schlechtesten Anzuge zu gehen; seine Wohnung größer und gesunder; sein Loos, seine Zukunft überhaupt mehr gesichert. Er kann nicht, außer wegen schlechter Aufführung, entfernt werden. In dieser Beziehung hat der indische Bauer vor dem toscanischen noch das voraus, daß, was diesem bloß die Gewohnheit einräumt, jenem das Gesetz sichert. Die Ryots haben ein erbliches Recht auf die Länder, die sie bauen; sie können des Besitzes derselben nicht beraubt werden, so lange sie ihre nach einem örtlichen Anschlage (nerich) in jedem Bezirke festgesetzten Abgaben zahlen. Der Pachtcontrakt (pottah) dient nur dazu, diesen Anschlag speciell zu beurkunden, ohne daß der Zemindar etwas davon oder dazu thun darf.

Ungeachtet der Grundherrschaft in Toscana, wie wie gesehen haben, nur die Hälfte des Ertrags zukommt, so hat nichtsdestoweniger diese Hälfte hingereicht, sehr große Reichthümer in der Classe der Landeigenthümer zu begründen; die italienische Aristokratie hat ihr ganzes Vermögen in Grund und Boden; unermeßliche Capitalien beleben den Landbau, der daselbst mit einem Verstande und einer Geschicklichkeit betrieben wird, die andern Theilen Europas zum Muster dienen könnten. Die Grundsteuer, die der Landeigenthümer bezahlt, übersteigt nicht den fünften Theil seines Einkommens (des Herrntheils genannt); oder den zehnten des Bruttoertrags des Bodens, und doch fällt diese Grundsteuer weit ergiebiger aus, als die, welche die indische Compagnie bezieht, ob diese gleich, statt des fünften Theils, den ganzen Herrntheil nimmt.

Das Einkommen der Compagnie besteht zu ⅔ aus diesem Herrntheil, den sie als einzige Grundeigenthümerin Indiens anspricht.

In der Präsidentschaft Bengalen mit ihren Dependenzen Behar, Orissa, Benares, den von Oude, von Nerbudda abgetretenen oder eroberten Provinzen, wirft die Grundsteuer ab

92,776,833 Rupien (zu 2 Schill.) = 9,277,683 Pf. St. 6 Schill.

In der Präsidentschaft Madras mit Carnatic, Tandschor, den Ländern der Sercar's und Dschaghir's, den Erwerbungen von Mysor, Malabar, Nizam, Travancor, Cotschin:

12,862,176 Pagoden (zu 8 Schill.) = 5,144,870 Pf. St. 28 Schill.

In der Präsidentschaft Bombay mit den von Guicowar und den Mahratten abgetretenen Provinzen

17,632,366 Bombay-Rupien (zu 2 Schill. 3 Penee) =
3,526,472 Pf. St. 12 Schill.
17,949,020 Pf. St. 6 Schill.

Die übrigen Einkünfte der Compagnie belaufen sich bloß auf
3,147,040 —

Im Ganzen 21,096,900 — 6 —

Oder das Pf. Sterl. zu 25 Fr. gerechnet

Grundertrag 448,737,680 Fr.
Indirecte Anlagen 78,698,500
527,434,180

Ohne Zweifel eine hübsche Summe, indessen nur die Hälfte von dem Budget Frankreichs und nur ein Drittel von dem Englands, und erhoben aus einem Lande, das unendlich fruchtbarer ist, als diese beiden Reiche, von einer viermal zahlreichern Bevölkerung, die wenigstens in Betriebsamkeit den Franzosen nicht nachsteht, und von einem viermal ausgedehnteren Gebiete. Wie Frankreich verwaltet müßte bei einem solchen Clima, einer solchen Boden, einer solchen Industrie und einem solchen Han

völkerung Obrist Munro zu zwei Millionen schätzt, daß von den (½) Wohlhabendsten die Person des Jahrs auf 2 Pf. St. zu stehen komme, von den Aermsten (½) nicht über 18 Schill., die Mittelclasse, d. h. ungefähr die Hälfte von Allen, auf 27 Schilling.

bei Indien 160 Millionen Pf. Sterl. des Jahrs abwerfen und dabei müßte der Wohlstand noch immer im Steigen begriffen seyn!

Sollte es nicht möglich seyn, daß unter den Schwärmen von Engländern, die sich in die Salons und Museen von Italien drängen, Einer den Blick auf das Land und seine Bewohner richtete, daß er seiner Regierung sagte: in Toscana sind eine Million Contadini, so thätige, kluge, betriedsame Leute, wie Eure neunzig Millionen Ryots; der Eroßuß der Hierarchie herrscht in Italien, wie in Indien; die geistige Bildung beider Nationen steht so ziemlich auf gleicher Stufe; allein dort leben sie auf einem ärmern Boden glücklich und zufrieden und erübrigen oft noch so Viel, um ihr Prachtgut gegen einen unveränderlichen Erbzins an den ursprünglichen Grundherrn als vollkommenes Eigenthum zu erwerben; dort verbreitet die eine Hälfte des Ertrags Wohlstand über eine zahlreiche Classe kleiner Grundbesitzer, während die andere Hälfte hinreicht, den Glanz eines alten Adels, einer reich dotirten Geistlichkeit, eines Hofs mit den prunkenden Gewohnheiten der Monarchie, europäisch berühmte Anstalten für Kunst und Wissenschaft und den ganzen Militär- und Civilhaushalt des Staats zu pflegen. Als Gegenstück betrachtet — die elenden Ryots, die ihr mitten unter den herrlichsten Segnungen der Natur verschmachten laßt. — Arme gequälte Indier, die Ihr Niemand über Euch setzt oder wißt, als Eure Zemindar's, die eben so unglücklich sind, als Ihr selbst, und einen Collectivsouverän, den Ihr nicht kennt, der seine Souveränitätsrechte auf Aktien kauft und verkauft, der sich nicht um Euer Wohl bekümmert, Nichts für Euch fühlt, und Euch nie etwas Gutes erweist!

Washington Irvings Eroberung von Granada.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Während Walter Scott auf's Neue in voller jugendlicher Kraft auf dem alten Felde seines Ruhmes uns entgegentritt, scheint der gelehrtere unter seinen beiden americanischen Nebenbuhlern, Washington Irving, das kürzlich gewonnene Gebiet der historischen Darstellungskunst mit nicht geringerem Glücke behaupten zu wollen. In den letzten Tagen des verflossenen Monats wurde zu London die lange angekündigte „Chronik der Eroberung von Granada" (A Chronicle of the Conquest of Granada, from the Mss. of Fray Antonio Agapida, by Washington Irving, Lond. 1829 2 vols. 8.) ausgegeben: eine glänzende Gallerie der trefflichsten historischen Gemälde, in einer Sprache, die zugleich einfach und reich und geistvoll und lebendig ist, ein Werk, das die gründliche Forschung und Treue der Geschichte mit allem Reize und Interesse des Romans vereint und nur selten durch die Affectation einer übertriebenen Alterthümelei stört. Zu diesen Störungen rechnen wir besonders die abgenutzte Fabel von einem Manuscript, der Chronik eines Pater Agapida, welche dem Werke des Verfassers angeblich zum Grunde liegen und nur an lückenhaften Stellen von ihm ergänzt seyn soll; so oft Pater Agapida das Wort nimmt, können wir uns eines ängstlichen Gefühles nicht erwehren und für einige Augenblicke verliert aller Zauber der Darstellung seinen Reiz für uns. „Achthundert Jahre waren vorüber, sagt Pater Agapida, seit die arabischen Eroberer das Verderben von Spanien durch die Niederlage Don Roderich's, des letzten gothischen Königs, besiegelten. Seit der Zeit dieses unglücklichen Ereignisses war ein Königreich nach dem andern von den christlichen Fürsten wieder gewonnen worden, bis zuletzt nur noch das Gebiet von Granada unter der Herrschaft der Mauren blieb. Dieß berühmte Fürstenthum lag in dem südlichen Theile Spaniens, von dem mittelländischen Meere begränzt und auf der Landseite durch hohe und wild zerrissene Gebirge beschützt, die in ihrem Umfange tiefe, reiche und üppig grünende Thäler einschlossen, in denen die verschwenderischeste Fruchtbarkeit für die Unfruchtbarkeit der umgebenden Höhen entschädigte. In der Mitte des Königreiches lag die Stadt Granada, in dem Schoße der Sierra Nevada oder des Schneegebirges geborgen. Sie nahm zwei hohe Hügel und das Thal zwischen denselben ein, welches von dem Flusse Darro durchströmt wird. Einer dieser Hügel war mit dem königlichen Palaste und Schloß Alhambra gekrönt, einem Gebäude, groß genug, um innerhalb seiner Mauern und Thürme vierzig tausend Mann aufnehmen zu können. Es ist eine maurische Sage, daß der König, der diese gewaltige Masse aufführte, in den geheimen Wissenschaften erfahren war und sich mit dem Gold und Silber, dessen er bedurfte, durch die Kunst der Alchymie versah. Gewiß hat es nie ein Gebäude gegeben, welches in einem glänzenderen Stile barbarischer Pracht vollendet war; und der Fremde, der noch jetzt seine schweigenden und verlassenen Höfe und Hallen durchwandert, blickt mit Staunen auf die vergoldeten und reich geschmückten Kuppeln und die ausschweifenden Verzierungen, die allen Verheerungen der Zeit zum Trotz noch immer ihren alten Glanz und ihre alte Schönheit behalten haben. Dem Hügel, auf welchem Schloß Alhambra thronte, gegenüber ist ein anderer Hügel, auf dessen Gipfel eine ausgedehnte Fläche lag, die mit Häusern bedeckt und von Einwohnern vollgedrängt war; beherrscht wurde derselbe durch die Feste Alcazaba. An den Abhängen und dem Fuß dieser Hügel standen mehr als siebenzig Tausend Häuser, die nach der Art der maurischen Städte durch enge Straßen und kleine viereckte Plätze von einander getrennt waren. Diese Häuser schlossen Höfe und Gärten ein, welche durch Springbrunnen und fließende Bäche erfrischt und von Orangen, Citronen und Granatäpfeln beschattet wurden, so daß die Stadt, wie die Häuser sich auf dem Abhang des Hügels erhoben, den reizendsten Wechsel von städtischen Gebäuden und ländlichen Hainen darbot. Das Ganze war von hohen Mauern umfaßt, die drei Stunden im Umfang hatten, mit zwölf Thoren und 1030 Thürmen. Die hohe Lage der Stadt und die Nachbarschaft der Sierra Nevada mäßigte die glühenden Strahlen der Sonne, und während andere Städte durch die schwüle und erstickende Hitze der Hundstage gedrückt wurden, ergoß sich die gesundeste Kühlung durch die Marmorhallen von Granada. Der Stolz der Stadt indessen war ihre Vega, die Ebene, die sich in einem Umkreise von 37 Stunden um sie her erstreckte, rings von hohen Bergen umgeben. Diese ganze Ebene war ein großer Lustgarten, durch unzählige Quellen und den Silberlauf des Xenil erfrischt. Der Fleiß und die Geschicklichkeit der Mauren hatte die Gewässer dieses Flusses in tausend Gräben und Canäle geleitet und über die ganze Oberfläche der Ebene vertheilt. Dadurch war es ih-

Digitized by Google

uen gelungen, diese herrliche Gegend zu einem wahrhaft wunderbaren Grade des Gedeihens emporzuheben, und sie setzten einen Stolz darein sie zu schmücken, als ob sie ihre Geliebte gewesen wäre. Alle Hügel waren mit Obst- und Weingärten bekleidet, Gärten umsäumten die Thäler und über die weiten Ebenen hin wogten die Aehrenfelder. Im verschwenderischesten Ueberfluß sah man die Orange, die Citrone, die Feige und den Granatapfel, neben ausgedehnten Pflanzungen von Maulbeerbäumen, von denen man die schönste Seide erhielt. Die Rebe klimmte nun Baum zu Baum; die Trauben hingen dicht gedrängt um die Hütte des Landmanns und die Wälder tönten von dem süßen Schlagen der Nachtigall. Mit einem Wort, so schön war die Gede, so rein die Luft und so heiter der Himmel dieser reizenden Gegend, daß die Mauren sich einbildeten, das Paradies ihres Propheten sey gerade in dem Theile des Himmels gelegen, der das Königreich Granada überhing. Dieses herrliche und volkreiche Gebiet war im ungestörten Besitze der Ungläubigen gelassen worden, unter der Bedingung eines jährlichen Tributes von zweitausend Doubloneu oder Goldpistolen und sechzehnhundert christlichen Gefangenen oder in Ermangelung derselben einer gleichen Anzahl von Mauren, die als Sclaven geliefert werden sollten: Alles in der Stadt Cordova an den Souverain von Castilien und Leon zu übergeben. In der Epoche, mit welcher diese Chronik beginnt, herrschten Ferdinand und Isabella, rühmlichen und glücklichen Andenkens, über die vereinigten Königreiche Castilien, Leon und Arragonien, und Muley Ebn Hassan saß auf dem Throne von Granada. Dieser Muley Ebn Hassan war seinem Vater Ismael im Jahr 1465 gefolgt, während Heinrich IV, der Bruder und unmittelbare Vorgänger der Königin Isabella, König von Castilien und Leon war. Er stammte von dem erlauchten Hause Mohammed Ebn Hassan Alamar, des ersten maurischen Königs von Granada, und war der mächtigste seines Stammes. Er hatte in der That durch den Sturz anderer maurischer Fürstenthümer, welche die Christen eroberten, an Macht gewonnen. Viele Städte und festen Plätze der Königreiche, die Granada benachbart waren, hatten sich geweigert, christliche Herrschaft anzuerkennen und ihre Zuflucht unter den Schutz Muley Ebn Hassans genommen. Sein Gebiet hatte dadurch an Ausdehnung, Reichthum und Bevölkerung ungemein gewonnen; es umfaßte vierzehn große Städte und sieben und neunzig feste Plätze, nebst zahlreichen mit Gräben und Mauern versehenen Flecken und Dörfern, die durch furchtbare Burgen vertheidigt wurden. Der Muth Muley Ebn Hassans war im gleichen Verhältniß mit seiner Macht gestiegen. Der Tribut an Geld und Gefangenen war von seinem Vater Ismael regelmäßig entrichtet worden, und Muley Ebn Hassan war einmal persönlich bei der Zahlung in Cordova zugegen gewesen. Er war Zeuge gewesen bei den spöttischen Blicken und Worten der übermüthigen Castilier; und so entrüstet war der stolze Sohn von Afrika über Etwas, was er als einen Schimpf seines Geschlechtes betrachtete, daß sein Blut kochte, so oft er sich dieser erniedrigenden Scene erinnerte. Als er zur Herrschaft kam, verweigerte er alle Zahlung des Tributs; und man durfte ihm denselben nur erwähnen, um ihn in die äußerste Wuth zu bringen. „Er war ein stolzer und tapferer Ungläubiger, sagt der katholische Fray Antonio Agapido, sein bittrer Haß gegen den katholischen Glauben hatte sich bei den Lebzeiten seines Vaters in mancher Schlacht gezeigt, und derselbe tenstische Geist der Feindseligkeit wurde offenbar, als er aufhör diesen so gerechten Tribut zu zahlen."

(Schluß folgt.)

Eisenbergwerke in Frankreich.

Die Bergwerke des Jura, der Vogesen, des Puy-de-dome, d Pyrenäen und andeer Gebiegsstriche in Frankreich würden eine hi reichende Quantität Eisen liefern, wenn der Mangel an Eisenbahn und Canälen die Verführung der zu der Verarbeitung unentbehrl chen Steinkohlen nicht so sehr erschwerte und oft unmöglich mach Die Consumtion des Holzes zur Schmelzung der Metalle nimmt e Viertheil des Holzschlages im ganzen Königreiche hinweg; und d Preis des Eisens namentlich hängt lediglich von dem Preise d Holzes ab. Die Abnahme des letztern wird aber schon jetzt von Tag zu Tage fühlbarer; und wenn nicht bald Schritte ergriffen werde um die reichen Steinkohlenlager in den Departements von Puy-d dome und Cantal und von da längs dem Allier bis nach Nevers, wie in manchen andern Gegenden zu eröffnen und den Transpo der Kohlen zu erleichern, so muß der Abgang des Holzes i Kurzem für den Bestand der Eisenwerke die ernsthaftesten Folg haben.

Foreign Quarterly Review.

Statistischer Atlas des Königreiches Polen.

Schon im Jahre 1564 hatte Sigismund August, der letzte Kö nig von Polen aus der Dynastie der Jagellonen, eine allgemeine Ver messung des Landes angeordnet, die jedoch damals nicht zu Stande kam und erst in der neuesten Zeit, seit der russischen Besitznahme, wirklich ausgeführt worden ist. Nach den beim Ministeeium des Innern vor liegenden Materialien, welche die wichtigsten Aufschlüsse über die ältere und neuere Statistik des Königreiches enthalten, ist die Carte bear beitet, die Professor J. Colberg im vergangenen Jahr unter dem Ti tel Atlas krolestwa polskiego in acht Blättern (Steindruck) heraus gegeben hat. Jedes der acht Blätter enthält eines der acht Palati nate, in welche das Königreich getheilt ist. Auf dem ersten, welch das Palatinat Masovien (mit der Herrschaft Waeschau) giebt, sin alle topographischen Details mit der größten Genauigkeit bezeichne und auf dem Rande außerdem die Bevölkerung der einzelnen Krei angegeben. Die übrigen sieben Blätter können erst nach der Been digung der Arbeiten der Cadastercommission mit demselben Deta ausgeführet werden und sind daher in ihrer ersten Auflage wenig vollständig geblieben.

Revue encyclopédique.

Lehrfreiheit in Toscana.

Dr. Rocelli, der Verfasser eines geschätzten Werkes über ve gleichende Anatomie, soll, obwohl mit Beibehaltung seines Geha tes, seiner Professur an der Universität zu Pisa entsetzt worden sey weil er sich zu Gall's System der Phrenologie bekannte.

Literary Gazette.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 212. 31 Juli 1829.

Die Memoiren der Akademie von Batavia.

Sumatra.

Wie in Borneo haben sich auch auf Sumatra die Eingebornen in das Innere zurückgezogen, wo sie unter dem Schutz der Berge und ausgebreiteter Wüsteneien die Unabhängigkeit und die Barbarei ihrer Vorfahren behaupten, während die Küsten von einer Mischung asiatischer Racen bewohnt sind, die sich daselbst seit langer Zeit ansäßig gemacht haben. Wer bloß die Küsten der Sundainseln besucht, könnte glauben, daß die Urbewohner überall verschwunden wären. Manchmal wagen sich die Eingebornen in die Seestädte, um sich für Gold, Zinn, Kampher, Benzoe — die Haupterzeugnisse ihres Landes — Eisen, Hausrath, Gewebe, Waffen einzutauschen. Aber diejenigen, welche solche Reisen machen, gehören schon zu den civilisirteren oder wenigstens zu den weniger tief in Barbarei versunknen; denn die andern verlassen ihre Berge nie, es sey denn auf ihren Kriegszügen, wo sie sich als wahre Wilde betragen, Schrecken und Tod verbreitend. Es ist dieß ein Volk ohne Religion, ohne Geschichte, ohne Schrift, das keine Erinnerungen hat, als einige mit kindischen Märchen vermischte Traditionen, dem aber in diesem Zustande vielleicht schon Jahrkausende verflossen sind.

Eine Ausnahme machen indeß einigermaßen die Bataks, oder die Bewohner des Königreichs Batak, das sich über die Gebirge von Paya und Deira bis Atschin erstreckt: sie haben einige Civilisation angenommen; wenigstens haben sie einen Cultus und eine Schrift, und man sieht, daß die Nachbarschaft gebildeter Völker nicht ohne Einfluß auf sie geblieben ist. Sie glauben an eine Dreiheit von Göttern, welche die Welt regiert. Der erste von diesen Göttern hat den Himmel und einen Theil der Erde geschaffen; letztere trägt der Stier Nagapadoha auf seinen Hörnern: dieses Thier hat sie beinahe einmal fallen lassen; daher eine große Ueberschwemmung ausbrach. Die Erdbeben entstehen, wenn der Stier sich schüttelt; die Götter haben ihn an seine Stelle gebunden, damit er die Erde nicht wieder in Gefahr bringt. Mit der Zeit nützen sich seine Ketten ab und dann wehe der Erde und denen, die auf ihr sind! Als Urheber des Bösen nehmen sie vier Genien an, die auf den Bergen ihrer Insel hausen. Wie man versichert, weicht die Sprache dieses Volks, einige malaische Wörter abgerechnet, von den übrigen Idiomen auf Sumatra gänzlich ab. Sie schreiben auf Baumwurzeln, die sie sorgfältig glätten. Die batavische Gesellschaft ist im Besitz eines kleinen heiligen Buchs der Bataks, das sie von dem Gouverneur Silberg erhalten hat. Man hatte diesem gesagt, es sey eine Art Orakel, bei welchem man sich in Verlegenheiten Raths erhole; Mehr hat man bis jetzt über den Inhalt des Buchs nicht herausgebracht. Zuweilen schneiden die Bataks Charaktere auf Bambus; sie haben jedoch keine alten Schriften; einige ziemlich unbedeutende Fabeln sind ihre ganze Literatur, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt hat. Aber dieß hindert sie nicht, Menschenfresser zu seyn; wenigstens verzehren sie das Fleisch von Missethätern, Ehebrechern und Kriegsgefangenen. Ihre Frauen kaufen sie, und zwar deren so viel, als sie zu bezahlen vermögen, und wenn sie ihnen nicht mehr gefallen, so verkaufen sie dieselben wieder. Leidenschaftliche Spieler — verspielen sie oft Weiber und Kinder und selbst ihre Freiheit. Diese Barbaren haben den Europäern die Fabrication des Pulvers abgelernt: die Vulcane der Insel liefern ihnen dazu Schwefel und ihre alten Hütten Salpeter. Mit diesen beiden Ingredienzien bringen sie ein grobes Pulver zu Stande, das unglücklicher Weise hinreicht, ihre Kriege mörderischer zu machen. Ihre gewöhnliche Waffe, die sie stets im Gürtel tragen, ist der malaische Dolch *).

Der erste Rang unter den verschiedenen Staaten, in die Sumatra zerfällt, gebührt dem Königreiche Palembang, welches im Norden und Westen an die Staaten von Andragiri und Manincaba stoßt und von dem Mouffosusse bewässert wird. Die Niederungen dieses Landes sind Sumpf und schwer für die Cultur zu gewinnen; aber die höheren Gegenden empfehlen sich rücksichtlich der gesunden Lage und des bessern Anbaus.

Radermacher, dessen Nachrichten über Palembang aus den

*) Von der Reise der beiden englischen Missionäre Burton und Ward, welche im Jahre 1824 das Land der Bataks besuchten, und deren interessanten Reiseberichte Sir Thomas Raffles der asiatischen Gesellschaft zu London (Transactions of the Royal Asiatic Society Vol. I. part. 3) mittheilt, scheint die batavische Gesellschaft keine Kenntniß gehabt zu haben.

Digitized by Google

Jahren zwiſchen 1770 und 1780 ſind, beſchreibt *) die Bevölkerung in dem Niederlande als eine Miſchung von Anſiedlern aus Malacca, Siam, China, Cochinchina, Java ꝛc.; die Könige, ſagt er, ſeyen von javaniſchem Urſprung; in den Bewohnern des Hochlandes allein habe ſich der Typus eines Urvolks noch ziemlich erhalten. Nach ihm theilt das Volk an den Küſten den verſchmitzten, treuloſen Charakter der Malayen; das Volk des Hochlandes iſt einfach von Sitten und Geiſt, gegen jenes faſt dumm. Syphilitiſche Krankheiten haben unter den Küſtenbewohnern eingeriſſen und vergiften ſelbſt die Blüthe des kindlichen Alters; die Hochländer leiden an Krätzen. Man findet in Palembang am Handel Geſchmack; und da der Handel freundſchaftliche Verhältniſſe mit den Fremden erheiſcht, ſo ſind dieſe immer willkommen. Der König erhebt keine Abgaben von ſeinen Unterthanen; dagegen belegt er den Handel nach dem Ausland mit Zöllen.

Das Gemälde, welches Radermacher von dem ſittlichen Zuſtande der Sumatraner entwirft, iſt nicht ſonderlich günſtig. Die arabiſchen Molla's ſind die Geiſel eines Landes, das für ſie ein Paradies iſt. Durch ihre Gaukelkünſte haben ſie ſich des Zutrauens der Einwohner bemächtigt, und ſie wiſſen es zu ihrem Vortheile zu benützen; als Kaufleute ſind ſie von allen Abgaben frei. Der König zeigt ſich zwei Mal in der Woche dem Publikum; die übrige Zeit lebt er eingeſchloſſen in ſeinem Palaſte, unter lauter weiblicher Bedienung; außer den Waſſerträgern, aus dem Gebirge von Bilda, die aus dieſer Provinz jeden Monat neu ausgehoben werden, und wegen ihrer Geſchlechtsbeſchränktheit dem Hofe keine Beſorgniſſe einflößen, betritt kein männliches Weſen das Innere dieſes Heiligenthumes königlichen Müßiggangs. Die ſämmtliche hohe Staatsdienerſchaft iſt damit beſchäftigt, vom Volke Geld zu erpreſſen und ſich zu bereichern. Eine öffentliche Stelle aber, die es auf Sumatra giebt, dürfte nicht leicht ihres Gleichen in der Welt finden — nämlich ein Vorſtand privilegirter Diebe. In Palembang bilden die Diebe eine Art Caſte (Sumbauwaresen); es ſind meiſt arme Sklaven, von ſehr verwegenem und wildem Charakter, die ſich zu Allem, ſelbſt zu Banditenaufträgen, gebrauchen laſſen, und beſonders mit einer unglaublichen Unverſchämtheit ſowohl bei Tag als bei Nacht ſtehlen. Ihre Beute theilen ſie mit ihren Herren und ihrem Vorſtand, und letzterer theilt wiederum mit dem Großſchatzmeiſter des Königreichs. Werden ſie auf der That ertappt, ſo geſchieht es oft, daß ſie zum Verluſt von Händen oder Füßen verurtheilt werden; in Fällen, wo die Sache ernſthaft wird, indem der Verkürzte zu Klagen oder zu Drohungen ſchreitet, verpflichtet ſich der Vorſtand, das geſtohlene Gut wieder herzuſchaffen und jedes Proceſſiren hat damit ein Ende. Eine noch ſeltſamere Sitte giebt es in Palembang, die es dem Könige möglich macht, die reichſten Beſitzthümer an ſich zu bringen, ohne daß er, wie es ſcheint, das Recht verletzt. Er braucht nämlich einen Reichen nur zur Würde ſeines Finanzminiſters zu erheben, ſo fällt deſſen ganzes Vermögen in den Staatsfiſcus, da es nicht für ſchicklich gehalten wird, daß jener neben dem öffentlichen einen Privatſäckel führe. Man ſieht, je öfter der König ſein Finanzminiſterium wechſelt, je voller wird ſein Schatz.

Am Hofe ſpricht man die javaniſche Hofſprache, die bekanntlich von der javaniſchen Volksſprache gänzlich verſchieden iſt; der Dialekt des Volks beſteht aus einer Miſchung der Hofſprache und der gemeinen javaniſchen Sprache und wird in malaiſchen Schriftzeichen geſchrieben. Uebrigens befaſſen ſich die Palembanger nicht Viel mit Schreiben; Jahrbücher haben ſie nicht und der Koran iſt faſt das einzige Buch, das ſie kennen; früher erhielten ſich Geſetze und Herkommen durch Ueberlieferung. Gegenwärtig befindet ſich hier, außer den beſondern für die Chineſen, Javaner und Malaien eingerichteten Nationalgerichten ein weltliches und ein geiſtliches Gerichtshof.

So ſehr auch die Holländer im vorigen Jahrhunderte in Palembang in Anſehen ſtanden, und ſo wohlgelitten ihre Factorei daſelbſt war, ſo durften ſie ſich doch keine Viertelſtunde von ihrem Aufenthaltsorte entfernen, ſo daß ihnen das Hochland ſo gut als unbekannt blieb; nur ſo Viel wußten ſie vom Hörenſagen, daß es von Prinzen der königlichen Familie und von Großen des Hofs regiert würde, die ſich jedoch wohl hüteten, dort zu wohnen, ſondern bloß Stellvertreter hinſchickten. Auch hörten ſie, daß in den Gebirgen noch Ureinwohner vorkommen, die aber ſchon längſt von den Malaien und Indiern unterworfen wären und in Armuth und Verachtung vom Landbau lebten. Dieſe Leute ſind von der Race der Eroberer ſchon dadurch unterſchieden, daß ſie keine Sonnenſchirme tragen dürfen.

(Schluß folgt.)

*) B. III.

Die neue engliſche Colonie am Schwanenfluß.

(Schluß).

Das Erſte, was in einer neuen Niederlaſſung geſchehen muß, iſt, daß das ganze Land vermeſſen und, wie in den Vereinigten Staaten und den Canadas, in Sectionen getheilt wird, daß die Lage der Städte mit ihren Umgebungen beſtimmt, und zur Dotirung der Kirchen, Schulen und derjenigen, denen die religiöſe, ſittliche und geiſtige Erziehung der Jugend anvertraut werden ſoll, die nöthigen Ländereien ausgeſchieden werden. Man haben den einunddreißigſten Grad als nördliche Gränze der Niederlaſſung genannt; wenn der Boden ſich aber als gut erweiſt, ſo ſehen wir keinen Grund, warum ſie ſich nicht mehrere Grade weiter nach Norden ausdehnen ſollte. Wahrſcheinlich läßt jede Lage außerhalb des Wendekreiſes unter dieſem Himmelſtriche den Anbau durch europäiſche Hände zu; doch dürfte die Hitze der Sommermonate vielleicht nöthig machen, daß die Arbeitre einige Stunden des Mittags ihr Tagewerk unterbrechen. Es iſt übrigens nicht zu beſorgen, daß irgend eine *fremde* Macht in dieſen Regionen eine Niederlaſſung verſuchen *werde*, da ſich zwiſchen dem Schwanenfluſſe und der Halifaxbai (25° Br.) kein Hafen und keine Rhede findet, wo Schiffe mit Sicherheit

*) S. Ausl. S. 402.

Digitized by Google

vor Anker liegen können, und die Umgebung dieser Bai selbst so sandig und unfruchtbar ist, auch so sehr an süßem Wasser Mangel leidet, daß sie für die Anlegung einer Colonie keine sehr günstigen Aussichten darbietet. In der That sind auf der ganzen Westküste die einzigen Punkte für Niederlassungen die Georgraphebai und der Schwanenfluß.

Noch müssen wir ein Wort der Mahnung an diejenigen richten, die, wie wir hören, zahlreich in dieses neue Gasen ausziehen wollen: daß nämlich aus der Hand Niemand einen solchen Schritt wage, der nicht entweder sich auf den Landbau verstehe und zu Feldarbeiten tüchtig ist, aber dazu geeignete Leute mit sich nimmt; da die ersten Jahre jeder Ansiedler seinen und seiner Familie Unterhalt hauptsächlich nur aus dem Lande selbst beziehen muß; ja das erste Jahr nicht einmal dieses ihm Etwas darbietet, außer etwa einige Fische in den Flüssen und an den Küsten. Die einzigen Colonisten also, welche in diesem angehenden Staate fortzukommen hoffen dürfen, müssen Landbauer und Gärtner seyn; die andern sind unvermeidlich in ihren Erwartungen betrogen, wo nicht ohne Rettung verloren. Ein Geistlicher, ein Schullehrer, ein Feldmesser, ein Apotheker, wenige Kleinhändler und Fischer mögen vielleicht Beschäftigung finden, desgleichen Zimmerleute, Tischler, Maurer, Grobschmide, Schneider, Schuster und Handlanger beim Aufbauen der Häuser; aber die unproductive Klasse der Müßiggänger thäte wohl daran, noch einige Jahre zu warten, ehe sie sich in ein Land einschifft, wo es noch weder Hütten noch Scheunen giebt und die fruges consumere nati keinen Platz in der Gesellschaft finden. Unvergeßlich bleibt es, wie die Regierung vor wenigen Jahren eine Anzahl neuer Pflanzer mit bedeutenden Kosten zur Verbesserung und Erweiterung des Landbaus nach dem östlichen Theil des Kaps der guten Hoffnung sendete. Was zeigte sich da für eine Mischung von Leuten beiderlei Geschlechts, was gab es da für Landbauern und Handwerker, Kleiderkünstler und Putzmacherinnen aus der Bondstreet, die ihr Leben lang nichts als Bänder und Spitzen gehandhabt und dergleichen Handschuhe verfertigt hatten — Pianofortefabrikanten, abgedankte Bediente und Mägde, Herren von der Presse, Advocaten (das schlimmste Geschmiß in jeder neu gebildeten Gesellschaft, deren Tagwerk ist, wie die Schwestercolonien in Neusüdwales und Vandiemensland zur Genüge erfuhren, den Samen der Zwietracht unter Familien, und der Unzufriedenheit gegen die Regierung unter die Gesellschaft auszustreuen) — entlaufene Kammerzofen, Kellner, verunglückte Schauspieler, Mädchenmäckler — Ambubajarum collegia, pharmacopolae — und diese Leute, von denen die Hälfte nach nie einen Pflug, eine Hacke, Schaufel, oder ein Gradscheit gesehen, zogen aus, um die holländischen Bauern in die Mysterien der Landwirthschaft einzuweihen; — dafür erhielten sie auf Kosten des Staats freie Ueberfahrt und Beköstigung; und als diese aufhörte, wurden sie auf die eine oder andere Art in dieses Meer von menschenarmen Ländern ausgesetzt. Der Tatar Timur sagte von dem Könige von Spanien: „selbst die Kradde hat ihr Plätzchen in dem Ocean"; und so fanden auch diese buntscheckigen Herden theils bei den Bauern in den Wildnissen Südafrica's, theils in den Garnisonen, theils in der Hauptstadt der Kolonie ihr Unterkommen.

Gegen solchen Unfug sind jedoch dießmal Vorkehrungen getroffen. Die neue Colonie wird auf Kosten reicher*), unternehmender Männer bevölkert, welche natürlich nur solche Individuen auswählen werden, die anerkannte Maßen der producirenden Klasse angehören. Nicht an diese also (welche sich selbst zu rathen wissen), sondern an die, welche ihr Glück in dieser neuen Ansiedlung versuchen wollen, ergeht unser Rath — und vor allen an die Land- oder Seeofficiere auf halbem Solde, die, wie wir hören, von allen Seiten zur Auswanderung eintommen. Was viele von diesen bei ihren individuellen Kenntnissen und Geschicklichkeiten nach ihrer Ankunft dort anfangen wollen, sehen wir in der That nicht ein; außer daß sie etwa Hütten aufschlagen und ihre kleinen Gärten pflanzen, um von deren Ertrag und ihrem Halbsold steuer- und abgabenfrei mit ihren Familien eine bequemere Existenz zu haben, als in England. Einige sind vielleicht im Stande, eine Bauernfamilie überzuführen, und auf die ihnen zugewiesenen Landtheile zu setzen. Wem aber dieß nicht möglich ist, der wird sich, fürchten wir, in seinen Hoffnungen empfindlich getäuscht finden. Die für das Gedeihen der Colonie geeignetsten Leute, welche zugleich auch ihren eigenen Wohlstand begründen werden, muß man unter den englischen und schottischen Pächtern suchen. Diesen rathen wir aber, sich nicht zu sehr mit Gepäck zu beschweren, da sie sich mit dem Nöthigen auf dem Kap versehen können. In der Algoabai, welche sechs Monate des Jahres vollkommen sicher ist, finden sie Hausthiere aller Art von guter Qualität und zu billigen Preisen und können sie von dort in dem kurzen Zeitraume von 28 Tagen an den Ort ihrer Bestimmung bringen. Saatfrüchte und Samen zu Küchengewächsen nehmen sie natürlich von Haus mit; aber junge Pfirsich-, Granat-Aepfel-, Orangen-, Feigenbäume und Reben verschaffen sie sich am Besten auf dem Kap. Diese und noch viele andere Fruchtarten sagen dem Klima ungemein gut zu: der Wein insbesondere muß auf den Kalksteinbergen längs der Küste, wo er die westliche Sonne hat, trefflich gedeihen.

Manche Leute eifern mit der Miene hoher Staatsklugheit nicht nur gegen jede Anlegung neuer Colonien, sondern meinen sogar, man sollte selbst die alten je eher desto lieber sich vom Halse schaffen; aber der Kaufmann, welcher neue Märkte für seine Waaren, der Fabrikant, welcher neuen Absatz für seine Produkte sucht, und der Landwirth, der durch den Druck der Steuern und Abgaben aus der Heimath vertrieben wird, kehrt sich nicht an ihren metaphysischen Unsinn. Wie sollte es denn sonst möglich seyn, daß Personen von allen Ständen sich so sehr für die Colonie am Schwanenflusse interessirten? Den Auswandrern kommt kein Zweifel an dem glücklichen Erfolg; höchstens dürften einige für das schnelle Gedeihen der Colonie er-

*) Z. B. des Ministers Peel, der sich 100,000 Acres anweisen ließ. Während aber das Gesetz zehn Jahre als den Zeitpunkt festsetzt, nach welchem die angewiesenen Ländereien zu einem bestimmten Theile bebaut seyn müssen oder an den Staat zurückfallen, ließ der Minister ausnahmsweise bei sich den gesetzlichen Termin auf zwanzig Jahre erweitern. Anm. d. R.

was zu sanguinische Hoffnungen hegen. Was auch immer das Schicksal der verschiedenen brittischen Colonien in ferner Zukunft seyn mag, so ist es schon ein stolzer Gedanke für den Britten, seine Gesetze, Sprache, Volksthümlichkeit über die entferntesten Theile der Welt verbreitet zu haben. Die Vorältern betrachteten die Colonien als keine Last; ihnen waren sie eine erweiterte Handelssphäre, — der Handel brauchte Schiffe — die Schiffe zogen Seeleute, und Alles zusammen beförderte den Wohlstand der Einzelnen, die Einnahmen und die Macht des Staats, und so denken noch alle Männer von gesundem, praktischem Verstand, deren Köpfe nicht durch abstracte Systeme und vorgefaßte Theorien verschraben sind. So dachte auch jener außerordentliche Mann, der, mit Ausnahme Englands, sich von allen gekrönten Häuptern Europas huldigen ließ. Dieser fühlte, auf dem Zenith seiner Größe, daß ihm noch Etwas abging, um es mit diesem kleinen, durch seine Seemacht unverwundbaren Eilande aufzunehmen, dessen Nerven, wie er wußte, seine Colonien waren; er fühlte, daß bei seinem Mangel an Schiffen, Colonien und Handel England allein unter den Nationen auftreten und seiner überwältigenden Herrschermacht Trotz bieten dürfte. Jener schlaue Staatsmann, dessen Rathschlägen Napoleon zuweilen Gehör gab, nannte Englands Colonien dessen Lebenselemente, die nur bei einer starken Seemacht erhalten werden könnten, — den Nothanker seiner Seeherrschaft. „Betrauben Sie England seiner Colonien", sagte Talleyrand, „und Sie werfen seine letzte Schutzmauer nieder." — Fas est et ab hoste doceri!

Pflanze England auf jedem unbesetzten Punkte der Welt — ists eine Insel, um so besser — seine Fahne auf! Die Auslage ist unbedeutend im Vergleiche mit den unschätzbaren Vortheilen, welche England seiner Zeit aus diesen weit ausgestreckten Gliedern seines kleinen Körpers ziehen wird. Wohl erinnern wir uns noch, wie die erste Ansiedlung auf Neusüdwales verunglimpft und deren Mißlingen prophezeit worden ist. Eine interessante Schrift des Obrist Collins setzt uns die Fortschritte derselben seit ihrem Beginnen auseinander; von nicht geringem Interesse müßte ein genaues Tagebuch über das Leben und Treiben in dieser neuen Colonie seyn, die ihrer ganzen Grundlage nach von allen andern neueren Zeit, wenigstens unsers Wissens, so sehr abweicht. Die Ansiedler übernehmen das Land, um es mit ihren Mitteln anzubauen. Sie genießen nicht, wie ihre Schwestercolonie, den Vorschub wohlfeiler und fast unentgeldlicher Zwangsarbeiter, noch des Absatzes ihrer Erzeugnisse an die Regierung zum Unterhalte theils der Sträflinge, theils eines bedeutenden Civil- und Militärstaats. Der Abgang eines solchen gewissen und steten Verschlusses (denn der Verschluß an die Handvoll Truppen zum Schutze gegen die Eingebornen will nicht Viel heißen) dürfte allerdings das Gedeihen der neuen Colonie etwas verzögern.

Die Memoiren Jahangueir's des Kaisers von Agra.

Von wenig anderen Staaten des Orients besitzen wir so umfassende Geschichtsquellen, als von dem Reiche der Mongolen in Hindustan. Zu der Autobiographie des großen Fürsten Baber, von der wir durch die HH. Dr. Leyden und Erskine eine vortreffliche Uebersetzung erhalten haben, kommt jetzt noch die eines seiner Nachkommen, des Kaisers Jahangueir (Tschetengihr), von der kürzlich unter dem Titel „Memoiren Jahangueirs" (Memoirs of Jahangueir, written by himself and translated from a Persian Manuscript, by Major D. Price. Lond. 1829. 4.) auf Kosten der Oriental Translation Committee eine englische Uebersetzung erschienen ist. Jahangueir folgte seinem Vater, Akbar, im J. 1605 n. Chr., in einem Alter von acht und dreißig Jahren; seine Memoiren — oder seine Lebensgeschichte, die plötzlich mit einer Reise nach Kabul abbricht — gehen so in das Detail, daß sie uns in Kenntniß setzen, wann der erhabene Verfasser eine Latwerge nahm, oder wann er einmal zu Viel getrunken hatte, doch verbreiteten sie sich sonst leider mehr über Maximen und Gesinnungen, die wir lieber aus der praktischen Anwendung im Leben schließen würden, als über Thatsachen von historischer Wichtigkeit. Ehrenvoll für den großen Fürsten Akbar ist die Bemerkung, die sein Sohn bei Gelegenheit eines Planes, den großen Tempel der Hindu zu Benares in eine Moschee zu verwandeln, macht: „Ich darf, da ich diesen Gegenstand berührt habe, nicht unerwähnt lassen, daß, als ich bei einer Gelegenheit meinen Vater fragte, warum er es verboten habe, das Aufbauen dieser Schlupfwinkel des Götzendienstes zu verhindern oder zu stören, er mir folgende Antwort gab": „„Mein liebes Kind," sagte er, „„ich weiß, daß ich ein mächtiger Fürst bin, der Schatten Gottes auf Erden. Ich habe gesehen, daß er die Segnungen seiner allgütigen Vorsicht über alle seine Creaturen ohne Unterschied ausbreitet. Ueber würde ich die Pflichten meiner erhabenen Stellung erfüllen, sollte ich meine Theilnahme und meine Milde irgend einem der Wesen entziehen, die meiner Obhut anvertraut sind. Mit dem ganzen menschlichen Geschlechte, mit allen Geschöpfen Gottes, bin ich in Frieden; warum sollte ich mir erlauben, aus irgend einem Grunde irgend einem derselben Beschwerde und Belästigung zu verursachen? Und dann, sind nicht fünf Sechstheile der Menschheit entweder Hindu oder doch sonst dem Glauben fremd? Und wenn ich mich durch Rücksichten der Art leiten ließe, wie in Deiner Frage angedeutet sind, was bliebe mir anders übrig, als sie alle dem Tode zu weihen? Ich habe daher gedacht, daß es am Weisesten seyn wird, diese Menschen sich selbst zu überlassen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Menschenklasse, von welcher wir sprechen, so wie die übrigen Bewohner von Agra nützlich beschäftigt sind, indem sie sich theils den Wissenschaften oder Künsten widmen, theils auf andere Weise zum Besten der Menschheit wirken, und in vielen Fällen die höchsten Ehrenstellen im Staate erreicht haben; denn wir finden in der That in dieser Stadt Menschen jeder Art und jedes Glaubens auf der Erdboden."""

Neue Reise um die Welt.

In Toulon wird in diesem Augenblicke eine neue wissenschaftliche Expedition vorbereitet, zu welcher die Corvette Caroline, unter dem Befehl des Fregattencapitäns Laplace, bestimmt ist. Sie soll die noch wenig bekannten Küsten von Californien untersuchen und auf ihrer Rückfahrt die Marianen, Neuholland und Neu-Guinea, so wie einige Punkte der chinesischen Küste berühren.

Bulletin de la Société de Géographie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 213. 1 August 1829.

Das Hof-Journal.

Züge aus dem Leben des Fürsten Talleyrand.

(Schluß der zweiten Skizze.)

„Ich bewundere Nichts so sehr, sagte Ludwig XVIII zu Talleyrand, als den Einfluß, den Sie auf alle Ereignisse in Frankreich gehabt haben. Wie haben Sie es nur angefangen, zuerst das Direktorium zu stürzen und dann die colossale Macht Bonaparte's?" „Mein Gott, Sire, erwiederte der Minister, ich hatte bei allen diesen Dingen keine Hand im Spiele. Ich kann es selbst nicht erklären; aber ich glaube, ich bin so eine Art von Fatum für jene Regierungen, welche mich vernachlässigen." —

Einer der Minister drang in Ludwig XVIII, den Prinzen von Geblüt den Zutritt in die Conseils zu gestatten. „Nein, sagte der König, das kann ich nicht thun. Den künftigen Thronerben in meine Conseils einführen, wäre eben so viel, als abdanken. Wissen Sie, was die Folge davon seyn würde? Alles Schlimme, was sich ereignete, würde man dem König und alles Gute seinem Nachfolger beimessen." Hr. v. Talleyrand war darin ganz der Ansicht des Königs. Ein gewisser Prinz, der es erfahren hatte, machte ihm darüber Vorwürfe. Der gewandte Hofmann antwortete ihm: „Eines Tags werden mir vielleicht Eure Majestät für das Dank wissen, was jetzt Eurer Königl. Hoheit mißfällig ist."

Gegen Ende des Jahres 1815 wendete sich ein Mann von Stande an Talleyrand, um eine Anstellung bei der neuen Regierung zu erhalten. „Ich werde mich sehr glücklich schätzen, Ihnen dienen zu können," war die Antwort, aber Sie müssen doch einige Ansprüche auf die verlangte Begünstigung nachweisen. „O, was dieß betrifft, ist es vielleicht genug, zu sagen, daß ich mit Sr. Maj. in Gent war." „In Gent! sagte Talleyrand, sind Sie aber auch dessen gewiß? Sagen Sie mir aufrichtig, waren Sie wirklich in Gent, oder kamen Sie bloß von dort zurück? — Denn Sie müssen wissen, ich war selbst in Gent. Es waren dort unserer etwa sieben oder acht Hundert, und, so viel ich bestimmt weiß, sind von dort mehr als fünfzig Tausend zurückgekommen."

Ein Banquier, mit dem Hr. v. Talleyrand einige Zeit zuvor in einer Gesellschaft zusammengetroffen war, schrieb an ihn und bat um eine Audienz, die ihm bewilligt wurde. Es war kurze Zeit nach der Untersuchung gegen Georges, Pichegrü und Moreau, und Talleyrand war Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ein Gerücht von dem Tode Georgs III war in Paris in Umlauf gekommen und man hielt dafür, daß diese Neuigkeit einen großen Einfluß auf die Course haben würde. Der Banquier drückte unumwunden die Ursache aus, die ihn bestimmt hatte, um eine Audienz zu bitten und der Minister antwortete mit der größten Ernsthaftigkeit: „Einige sagen, der König von England ist todt, Andere er sey es nicht; ich für meine Person glaube weder das Eine, noch das Andere. Ich sage Ihnen dieß im Vertrauen und wünsche, daß Sie anderweitigen Gebrauch davon machen."

Eines Tags war Hr. v. Talleyrand bei Hofe, als gerade das diplomatische Corps dem Könige seine Aufwartung machte. Man bemerkte, daß er sehr nachdenklich seine Augen auf Jemand geheftet hielt, der mit in den blauen Saal vorgelassen wurde, und der auffallend dünne Beine hatte. Als man Hrn. v. Talleyrand fragte, was so sehr seine Aufmerksamkeit auf sich ziehe, antwortete er: „Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, trägt der Baili von F— drei Degen oder sind ihm — drei Beine gewachsen?"

Einer seiner Freunde erzählte ihm, daß er mit der Gräfin von Genlis, die ihm mehrere bittere Dinge gesagt habe, in einen etwas mehr als lebhaften Wortwechsel gerathen sey. „Nun, und was thaten Sie darauf?" fragte ihn Talleyrand. — „Ich gab ihr einige beissende Repliken" — „Das war sehr unrecht; es giebt zwei Arten von Menschen, von denen man eine Ohrfeige hinnehmen muß, ohne darum auch nur den Mund zu verziehen — von Weibern und Bischöfen."

Jemand bemerkte gegen Talleyrand, man möge von der Deputirten-Kammer sagen, was man wolle, die Mitglieder der ersten Kammer besäßen doch wenigstens Gewissen. „O ohne allen Zweifel," entgegnete Talleyrand, es giebt unter ihnen Leute voll Gewissen: Sem — z. B. hat sogar zwei."

Nach dem Siege bei Austerlitz überhäufte Napoleon seinen Adjutanten, den General Nardonne, mit Gnadenbezeugungen. Er glaubte dadurch die Mutter des Generals, die eine der ältesten und verhärtetsten Aristokratinnen der Vorstadt St. Germain war, gewinnen zu können. „Nun, mein General," sagte der

Digitized by Google

Kaiser zu seinem Adjutanten, „wird mich endlich Ihre Mutter lieben?" Herr von Narbonne gerieth in Verwirrung und war nun eine Antwort verlegen, als Herr von Talleyrand das Wort nahm und sagte: „Sire, Frau von Narbonne hat es noch nicht weiter, als bis zur Bewunderung bringen können."

Ludwig XVIII war sehr übel auf Talleyrand zu sprechen, da er sich der letzten Invasion in Spanien immer widersetzt hatte, vorzüglich aber wegen seiner über diesen Gegenstand in der Pairskammer gehaltenen Rede. Vielleicht wäre es weise gewesen auf die Stimme dieses Mannes zu hören, welcher schon dreißig Jahre zuvor all das Unglück voraus gesehen hatte, welches Frankreich durch ein solches Unternehmen auf sich laden würde. Man sprach in Paris schon laut von der Ungnade, ja sogar von der Entfernung des Hrn. v. Talleyrand. Aber so weit kam es nicht und die Sache endigte in folgendem Gespräche zwischen dem König und seinem Minister: „Gehen Sie nicht auf das Land?" fragte Se. Maj. — „Nein, Sire, es wäre denn, daß Ew. Maj. etwa nach Fontainebleau gingen; in diesem Fall würde ich das Vergnügen haben, Ew. Maj. zu begleiten, um die Pflichten meines Dienstes zu erfüllen." — „Nein, Nein, ich wünschte zu wissen, ob Sie nicht auf eines Ihrer Landgüter gehen werden?" — „Nein, Sire." — So, so. Sagen Sie mir doch, wie weit ist es von Paris nach Valençay?" — „Sire, es ist vierzehn Meilen weiter, als von Paris nach Gent." —

Hr. v. Talleyrand war als ein noch sehr junger Mann eines Tages bei dem Herzog von Choiseul zum Mittagessen eingeladen. Unter den Gästen befand sich auch die Herzogin von R —, von deren Abenteuern die böse Welt sich manches in die Ohren raunte. Sie kam sehr spät und man wartete auf sie mit der Tafel. Als sie endlich eintrat, rief Talleyrand: „Oh! Oh!" und zwar laut genug, um von Jedermann gehört zu werden. Die Herzogin schien es nicht bemerkt zu haben; als sich aber die Gesellschaft zur Tafel gesetzt hatte, sagte sie: Hr. Abbé, ich möchte doch gerne wissen, warum Sie vorhin bei meinem Eintritt Oh! Oh! gerufen haben? — „Verzeihen Sie, Madame, erwiederte Talleyrand, ich habe bloß gesagt Ah! Ah!"

Ludwig XVIII räumte es sehr gern ein, daß der Einfluß des Hrn. v. Talleyrand zur Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon wesentlich mitgewirkt habe. Während der letzten Monate des Kaiserthumes ging die wohlbekannte Phrase: C'est le commencement de la fin zu Paris von Mund zu Mund. Die Mißvergnügten und Undankbaren gefielen sich sehr darin, eine Voraussagung zu wiederholen, deren Verwirklichung sie aus begreiflichen Gründen sehr wohl vorher wissen konnten. Während der Kaiser Alexander zu Paris war, sagte er eines Tages: „Als ich und meine Verbündeten in die Hauptstadt Frankreichs einrückten; war es unsere einzige Absicht, den Despotismus Napoleons zu stürzen: wir wollten es der Nation überlassen, sich ihre Regierung zu wählen. Bei meiner Ankunft stieg ich im Hause des Hrn. v. Talleyrand ab; er hatte Napoleon II in der einen Hand und die Bourbons in der andern: er öffnete, welche er wollte."

Eines Abends erhob sich in dem Salon der Frau v. Luines, indem man zwischen dem Kaiserthume und der restaurirten Regierung Vergleichungen anstellte, ein Streit über die Vorzüglichkeit der letztern. Hr. v. Talleyrand beachte die Streitende dadurch zum Schweigen, daß er sagte: „Während des Kaiserthums thaten wir bloß Wunder, jetzt verrichten wir Mirakel."

Bei aller Geistes-Ueberlegenheit ist es Hrn. v. Talleyrand doch nicht gelungen, sich von jener Schwäche los zu machen, die sich in dem gefälligen Glanze einer vornehmen Herkunft so selbst gefällig zu brüsten pflegt. Hr. v. Talleyrand stammt nicht eben aus einem der ältern Zweige der Familie Perigord. Auf der Laufbahn seines Ehrgeizes betrachtete er es als eine Sache von höchster Wichtigkeit, die Linie seiner Familie über den ältern Zweig derselben zu erheben. In dieser Absicht gab er bei der Bildung der königlichen Garde dem Haupte der ältern Linie das Commando über ein Kürassier-Regiment, und machte dann seinen Neffen zum Commandanten der Brigade, von welcher dieses Regiment eine Abtheilung bildete; so daß also der ältere Sprößling der Familie Perigord im Range einem jüngern untergeordnet wurde.

Bei einer andern Gelegenheit legte Talleyrand auf eine noch augenscheinlichere Art seinen Rangstolz an den Tag. Während des Direktoriums und zur Zeit des beginnenden Consulats herrschte in der französischen Gesellschaft durchaus eine unbestrittene Gleichheit, die allen Rangunterschied aufhob, wenigstens unter Leuten, die sich in einer und derselben Assemblée zu sehen gewohnt waren. Künstler, Schauspieler u. s. w. fanden überall offenen Zutritt und keine Grenzlinie trennte den Bürgerkünstler von dem Bürgerminister. Hr. v. Talleyrand war es, der zuerst die Schrankewand des Ranges wieder aufzurichten versuchte und zwar bei einem glänzenden Balle, der im Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gegeben wurde. Eine große Anzahl von Opernsängern war eingeladen und damals hatte man die gute alte Gewohnheit, ein Soupee auf den Ball folgen zu lassen, noch nicht ausgemerzt. Als man sich zur Tafel setzen wollte, trat Vestris der damaligen Gewohnheit gemäß hervor und reichte seinen Arm einer der vornehmsten Damen der Gesellschaft — da kündigte, zu nicht geringer Kränkung des Tänzers, Hr. v. Talleyrand an, daß für die Künstler in einem andern Saale die Gedecke bereit lägen.

Auf diese Art gab Hr. v. Talleyrand dem damaligen Staatsoberhaupte einen Wink über die nöthige Beobachtung des Rangunterschieds und Bonaparte war nicht der Mann, sich so Etwas zweimal sagen zu lassen. Wenige Tage nach vor dem Balle bei dem Minister hatten die Consuln einem großen Mittagsmahl in Versailles beigewohnt, bei welchem auch die Elite der Pariser Schauspieler und Schauspielerinnen eingeladen war und die officiellen Journale machten damals bekannt, daß, als man sich aus den Salon in den Speisesaal verfügte, der erste Consul Madmoiselle Condat, Camdacérès Mademoiselle Devienne und Lebrun Mademoiselle Mézerai führte. Vier Jahre darnach sah man Hrn. v. Talleyrand selbst bei den feyerlichen Gastmahlen hinter dem Stuhle des Kaisers stehen. —

So gefürchtet der durchbohrende Witz und die schlagende Einfälle Talleyrand's waren, so nahmen sie doch zuweilen eine gutartigere Natur an. Oft enthielten sie die glücklichsten Con-

Digitized by Google

pliments, die man nur sagen kann. So z. B. fragte ihn eines Tages Jemand um die Adresse der Prinzessin von Vaudemont. „Sie wohnt in der Straße St. Lazarus," war die Antwort; „aber ich habe wirklich die Nummer ihres Hotels vergessen. Indeß dürfen Sie nur den nächsten besten Bettler fragen, der Ihnen in den Weg kommt, so können Sie sich darauf verlassen, es zu erfahren. — General Mouton hatte, bei Talleyrand eingeladen, einmal sich bedeutend über die angesagte Stunde verspätet. Er kam herein mit einem Strom von Entschuldigungen, als ihn Talleyrand, dessen Liebling er war, unterbrach, indem er sagte: „Lassen Sie doch, lassen Sie doch; Sie sind der Letzte, das ist wahr. Aber was macht das? Es beweist bloß, daß man Sie nicht auf ein Schlachtfeld beschieden hat; denn sonst würden Sie, mein lieber Bayard, gewiß zuerst auf der Stelle gewesen seyn." — Als Hr. v. Talleyrand von seiner ersten Gesandtschaft zurückkehrte, wendete der Kaiser sich an ihn mit der Frage: „Was denkt man von mir an den nordischen Höfen?" — „Sire," antwortete der Hofmann, einige halten Sie für einen Gott, andere für einen Teufel, Keiner aber für einen Menschen."

Als Hr. von Talleyrand das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, war er in einer Lage, „wo tiefe Ebbe herrschte in seinem Schatz." Aber so unbemittelt er auch war, so hielt er es doch für nöthig, in einem seiner neuen Würde angemessenen Glanze aufzutreten; und da die Wagen, welche das Directorium den Ministern erlaubte, äußerst einfach waren; so ließ er sich eine Staatskarosse bauen, deren Pracht der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde. Allein die Equipage war noch nicht bezahlt, der Verfertiger des Wagens sprach wiederholt seine Zahlung an, und wurde endlich, da er sah, wie wenig seine Forderung ein geneigtes Ohr fand, ungehalten. Eines Tags faßte er sich einen Muth und brach sich bis zum Minister selbst die Bahn. Der Wagen stand mit zwei herrlichen Rossen bespannt gerade im Hofe, und der Minister war eben im Begriffe, einzusteigen. Der Handwerker stand in einem Winkel des Vorzimmers auf der Lauer, und im Augenblicke, als man die Thüre öffnete, brach er mit der Rechnung in der Hand aus seinem Hinterhalte hervor und verlangte sein Geld. „Die Rechnung ist ganz richtig, bemerkte Talleyrand, und muß bezahlt werden." „Ach, Bürger-Minister die Zeiten sind sehr hart; Sie würden mich unendlich verpflichten." — „Was verpflichten? Bei dieser Sache ist nicht vom Verpflichten die Rede. Die Schuld ist richtig und muß bezahlt werden." Hr. v. Talleyrand hatte bei dieser Unterhaltung den Hof erreicht und setzte eben den Fuß auf den Wagentritt. „Bürger Minister," nahm hier der Mann noch einmal das Wort, „Sie sagen, ich soll bezahlt werden; aber wann?" — „Wann? — Guter Freund, Sie sind aber auch über alle Begriffe ungeschickt." Somit stieg er in den Wagen und fuhr davon; der offene Mund, mit dem der Wagenkünstler seinem dahin rollenden Kunstwerke nachsah, drückte hinlänglich sein Erstaunen aus.

Washington Irvings Eroberung von Granada.

(Schluß.)

Die Schlußscene der Chronik — wie der unglückliche König von Granada sich zuletzt genöthigt sieht, den letzten Rest seiner Herrschaft dem siegreichen Herrscherpaar von Arragonien und Castilien zu überlassen, ist in Irvings bester und einfachster Manier. „Die Sonne hatte kaum begonnen ihre Strahlen auf die Gipfel der Schneegebirge zu werfen, die sich über Granada erheben, als bereits das ganze christliche Lager in Bewegung war. Eine Heeresabtheilung zu Roß und zu Fuß, von den tapfersten Rittern geführt und begleitet von Hernando de Talavera, Bischof von Avila, rückte aus, um von der Alhambra und ihren Thürmen Besitz zu nehmen. Es war in der Capitulation bedungen worden, daß die Abtheilung, welche zu diesem Zweck gesendet werden würde, nicht durch die Straßen der Stadt ziehen sollte. Man hatte daher außerhalb der Ringmauern einen Weg gebahnt, der von der Puerta de los Molinos (oder dem Mühlenthor) auf den Gipfel des Hügels der Märtyrer führte und über denselben zu einem Hinterthore der Alhambra. Als die christliche Schaar auf dem Gipfel des Hügels ankam, zog der Maurenkönig, von einer Handvoll Reiter begleitet, aus dem Thore, indem er seinen Wesir Jussuf Ebn Comixo zurückließ, um den Palast zu übergeben. „Geht, Herr," sagte er zu dem Anführer der Christen, „geht und ergreift Besitz von diesen Festen, die Alla Eurem mächtigen Gebieter verliehen hat, um die Sünden der Mauren zu bestrafen!" Er sprach Nichts weiter, sondern zog traurig fort, auf derselben Straße, welche die spanischen Ritter gekommen waren, in die Vega hinab, den katholischen Herrschern entgegen. Die Truppen rückten indessen in die Alhambra, deren Thore weit offen standen; schweigend und verlassen waren alle ihre glänzenden Hallen und Höfe. Zu gleicher Zeit strömte das christliche Heer aus der Stadt Santa Fé auf die Vega; der König und die Königin, mit dem Prinzen und der Prinzessin, und den Grafen und Damen des Hofes voran, begleitet von den verschiedenen Mönchsorden, umgeben von den königlichen Garden, in glänzenden Reihen. Das Herrscherpaar wartete hier mit Ungeduld, die Augen auf den hohen Thurm der Alhambra gerichtet, um das Zeichen der Besitznahme zu erspähen. Die Zeit, die seit dem Abzuge der dazu entsandten Abtheilung verstrichen war, schien mehr als hinreichend zu der Vollendung ihres Auftrages; und der ängstliche Geist Ferdinands fing schon an eine Bewegung in der Stadt zu fürchten. Endlich sahen sie das silberne Kreuz, die große Standarte dieses Kreuzzuges, auf dem Torre de la Vela, oder dem großen Wachtthurme, erhoben und in den Sonnenstrahlen erglänzend. Dieß war geschehen durch Hernando de Talavera, Bischof von Avila. Daneben war die Fahne des ruhmreichen Apostels S. Jacobus aufgepflanzt, und das ganze Heer brach in den Ruf: „Sant Iago! Sant Iago!" aus. Zuletzt ward das königliche Banner von dem Waffenkönig erhoben unter dem Rufe: „Castilien! Castilien! Für König Ferdinand und Königin Isabella!" Diese Worte wurden von dem ganzen Heere wiederholt, mit einem Getöse, das weithin über die Vega schallte. Bei dem Anblick dieser Zeichen der Besitznahme fielen die Herrscher auf die Kniee und dankten Gott für diesen großen Triumph. Das ganze Heer folgte ihrem Beispiel, und die Chorsänger der königlichen Capelle erhoben den feierlichen Hymnus: Te Deum laudamus! Der Zug setzte sich jetzt wieder in Bewegung.

Digitized by Google

in freudiger Eile, unter dem Schall triumphirender Musik, bis sie zu einer kleinen Maschee, an den Ufern des Xenil, und unfern von dem Fuße des Hügels der Märtyrer kamen, einem Gebäude, das noch bis auf den heutigen Tag steht und als Einsiedelei dem heiligen Sebastian gewidmet ist. Hier begegnete den Herrschern der unglückliche Boabdil, begleitet von ungefähr fünfzig Rittern und Dienern. Als er in die Nähe kam, wollte er vom Pferde steigen, zum Zeichen seiner Unterwerfung; doch Ferdinand verhinderte ihn daran. Darauf wollte er dem Könige die Hand küssen, doch auch dieses Zeichen der Dienstbarkeit wurde abgelehnt, worauf er, um sich an Großmuth nicht übertreffen zu lassen, sich vorwärts beugte und mit den Lippen den rechten Arm Ferdinands berührte. Auch die Königin Isabelle weigerte sich, dieses erniedrigende Ceremoniell anzunehmen; und um ihn in seinem Unglück zu trösten, übergab sie ihm seinen Sohn, der seit Boabdils Befreiung aus der Gefangenschaft als Geißel zurückgehalten worden war. Der maurische Fürst drückte mit tiefer Bewegung sein Kind an die Brust, und ihre gegenseitige Zuneigung schien durch ihr Unglück nur vermehrt worden zu seyn. Darauf übergab er, mit einer Miene, in der Trauer und Entsagung vereint ausgedrückt waren, dem König Ferdinand die Schlüssel der Stadt. „Diese Schlüssel," sagte er, „sind der letzte Rest von dem arabischen Reiche in Spanien. Dein, o König, sind unsere Siegeszeichen, unser Königreich und unsere Person! So ist es der Wille Gottes! Empfange sie mit der Milde, die Du verheißen hast und die wir von Deinen Händen erwarten." König Ferdinand unterdrückte die Freude seines Herzens, indem er den Schein heiterer Großmuth annahm: „Zweifle nicht an der Erfüllung unserer Versprechungen," erwiederte er, „aber daß Du nicht nun unserer Freundschaft den Wohlstand wieder erhalten würdest, welchen Du durch das Kriegsglück verloren hast." Als König Ferdinand die Schlüssel empfangen hatte, überreichte er sie der Königin. Diese ihrerseits bot sie ihrem Sohne, Prinz Juan, und dieser dem Grafen von Tendilla, dem tapfern und treuen Ritter, welcher zum Alcalden der Stadt und zum Generalcapitän des Königreichs Granada ernannt worden war. — Nachdem er das letzte Zeichen seiner Macht übergeben hatte, setzte der unglückliche Boabdil seinen Weg gegen die Alpuxarras fort, um nicht den Einzug der Christen in seine Hauptstadt mit anzusehen. Seine treuen Diener folgten in düsterm Schweigen; aber schwere Seufzer stiegen in ihnen auf, als der Wind das Siegesgeschrei und den Schall der Triumph-Musik zu ihnen hinüber trug. Nachdem er seine Familie, die vorausgesandt worden war, erreicht hatte, brach Boabdil mit schwerem Herzen nach dem ihm zugestandenen Aufenthaltsorte in dem Thal Porchena auf. In einer Entfernung von zwei Leguas erreichte der Zug, der sich an dem Abhang der Alpuxarras hin wand, eine Höhe, von welcher man die letzte Aussicht auf Granada hat. Als sie an dieser Stelle gelangten, hielten die Mauren unwillkürlich, um zum Abschiede noch einen Blick auf ihre geliebte Stadt zu werfen, die wenige Schritte weiter auf immer vor ihnen verschwinden sollte. Nie hatte sie ihren Augen so schön geschienen. Die Sonne, so klar unter diesem durchsichtigen Himmel, blitzte von den Thürmen und Minarets und hellglänzend ruhte ihr Schein auf den höchsten Zinnen der Alhambra, während die Vega unten ihr prächtiges Grün ausbreitete und in den Silberwindungen des Xenil sich spiegelte. Mit stummer Verzweiflung blickten die maurischen Ritter auf diese reizende Landschaft, die Alles, was ihrer Erinnerung lieb und theuer war, in sich schloß. Während sie noch hin sahen, brach eine lichte Rauchwolke von der Cittadelle; und im Augenblick verkündete der Donner des Geschützes, den sie nach schwach vernahmen, daß die Stadt in Besitz genommen und der Thron der Moslimfürsten für immer verloren war. Das Herz Boabdils, durch das Unglück erweicht und mit Schmerz überladen, konnte sich nicht länger halten; „Allu akbar! Gott ist groß!" sagte er; aber die Worte der Resignation erstarben auf seinen Lippen und er brach in eine Fluth von Thränen aus. Seine Mutter, die unerschrockene Sultanin Ayxata Horra war entrüstet über diese Schwäche. „Du thust wohl, sagte sie, „zu weinen wie ein Weib über das, was Du nicht als Mann zu vertheidigen vermocht hast!" Der Wessir Ebn Comixa versuchte seinen königlichen Herrn zu trösten. „Bedenkt, Gebieter," sagte er, „daß das größte Unglück uns oft eben so berühmt macht, als die glücklichsten Erfolge, wenn wir dasselbe mit Großmuth ertragen." Der unglückliche Monarch war indessen so leicht nicht zu trösten: „Allu akbar!" rief er aus, „wann kam je ein Unglück dem meinen gleich!" Von diesem Ausruf erhielt der Hügel, der nicht weit von Padul ist, den Namen Fez Allu Akbar; die Spitze aber, von welcher man die letzte Aussicht auf Granada hat, ist bei den Spaniern unter dem Namen el ultimo suspiro del Moro oder „der letzte Seufzer des Mauren" bekannt.

Hyacinth's Plan von Peking.

Unter den in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten interessanten Mittheilungen über China und die Mongolei, die wir dem Archimandriten Hyacinth zu St. Petersburg verdanken, befindet sich auch ein Plan von Peking, der nicht bloß die Hauptstraßen und Hauptplätze andeutet, wie der in Timkafsky's Reisen befindliche des Pater Gaubil, sondern Alles bis auf die kleinsten Gassen mit der größten Genauigkeit nach einer Aufnahme an Ort und Stelle im J. 1817 darstellt. Die Beschreibung der Stadt, welche den Plan begleitet, ist die Uebersetzung eines chinesischen Werkes vom Jahr 1788, die Hyacinth nur mit den nöthigen Erläuterungen begleitete. — Von dem Detail des Grundrisses, welcher der Arbeit des Archimandriten zu Grunde liegt, kann man sich einen Begriff daraus machen, daß auf demselben ungefähr 700 Tempel und Klöster und eine nicht weniger beträchtliche Anzahl von Palästen der Großen, Gerichtshöfen und anderen öffentlichen Gebäuden bezeichnet sind.

Polnischer Moliere.

Polnische Blätter kündigen eine vollständige Uebersetzung von Moliere's Werken in polnischen Versen (von F. Kawatsky) an, die zu Krzemieniec in Volhynien in acht Bänden erscheinen wird und von der die ersten Lieferungen bereits ausgegeben sind. Schon vor längerer Zeit waren zehn Stücke des Moliere nach dieser Uebersetzung auf dem Theater zu Warschau aufgeführt und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Dieß Unternehmen darf daher auf keine Weise mit jenen mercantilischen Speculationen verwechselt werden, die in den letzten Jahren Polen — wie Deutschland — mit erbärmlichen Fabelübersetzungen aus dem Französischen überschwemmt haben. —

Revue encyclopédique.

Berichtigung.

In No. 211 S. 844 Sp. 2 Z. 14 v. u. statt Herrschaft lies Hauptstadt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 214 und 215. 2 und 3 August 1829.

Das englische Zeitungswesen.

Unter allen Combinationen des Geldbetriebs und der Intelligenz hat keine zu wundervolleren Resultaten geführt, als die Zeitungspresse. Die Tagblätter sind eine der ersten Gewalten in dem Völkerleben: eine Gewalt, die in jede andere eingreift und sie centralisirt. Allgegenwärtig, wie sie ist, steht ihr Nichts zu hoch, wonach sie nicht griffe — Nichts zu niedrig, das ihrer Beachtung entginge. Sie bespricht alle Angelegenheiten des Staats, alle Angelegenheiten der Einzelnen, sobald sich ein öffentliches Interesse an sie anknüpft. In dem großen Mechanismus des geselligen Lebens ist sie es, die von Jahr zu Jahr an Einfluß gewinnt, die zeigt, was Reichthum, Industrie und Geist im Vereine vermögen.

Die Zahl der in dem vereinigten Königreiche erscheinenden Zeitungen beträgt dreihundert und acht, wovon neunundachtzig auf Schottland und Ireland kommen. In London allein giebt es deren fünfundfünfzig, wovon dreizehn täglich ausgegeben werden, als da sind: Times, Morning Herald, Morningchronicle, Morning Advertiser, Morning Journal, Morning Post und Public Ledger, sämmtlich Morgenzeitungen; und Globe, Courier, Sun, British Traveller, Standard und Star, Abendblätter. Die Anzahl der durch sie täglich in Umlauf gesetzten Exemplare mit Einschluß gelegentlicher Beilagen läßt sich zu vierzigtausend annehmen, und der tägliche Gewinn für die Eigenthümer beläuft sich auf 722 Pfund, 16 Schillinge 8 Den. Eben so hoch beläuft dieselbe sich für den Staat: nämlich Stempelgebühren 533 Pfund, 6 Schillinge, 8 Den. (je 13 Pf., 6 Sch. 8 D. für 1000 Stempel zu 4 Den., wovon die Regierung statt der früheren Abzüge ein Disconto von 20 Procent für nicht abgesetzte Blätter u. bewilligt, wogegen sie aber jedes nicht gestempelte Exemplar mit einer Strafe von 100 Pfund belegt); 32 Pfund, die der Papiermüller an die Accise entrichtet, vom Rieß großen und kleinen Formats für die verschiedenen Pressen im Durchschnitte 8 Schill. — und 157 Pfund, 10 Schilling für Anzeigen, deren man in den dreizehn Tagblättern täglich 900 annehmen kann. Jedes Inserat zahlt der Regierung 3 Sch. 6 D. Taxe; und da die vorliegende Berechnung von einem Monate (dem Januar 1829) ist, wo in der Regel nicht Viel eingerückt wird, so darf man die tägliche Einnahme des Blatts und der Regierung im Durchschnitte füglich um ein Fünftheil höher stellen.

Außer den londoner Tagblättern giebt es mehrere, die wöchentlich drei zwei oder drei Mal erscheinen: — die London Gazette, der Record, St. James Chronicle (welches mit der Standard in Verbindung steht), die Evening Mail, aus der Druckerei der Times; das London Packet und das English Chronicle, welches letztere von den Eigenthümern des Morning Herald gedruckt wird.

Wie viel jedes dieser Blätter Exemplare verschließt, läßt sich nicht genau angeben. Die Times versendet täglich nach einer kürzlich in derselben gemachten Angabe*) beinah 10,000;

*) The Westminster Review, N. XIX.

*) Die Theilnehmer der Times ließen unter dem 9 Januar Folgendes einrücken: „Ein einziges Individuum zahlt jährlich über 53,000 Pfund Sterling in die Staatskasse. — Hr. Clement, der Eigenthümer des Morning Chronicle, welcher das ausgedehnteste Zeitungsetablissement in London besitzt, entrichtete vom 1 Januar bis zum 31 December 1828 Stempel- und Accisgebühren für gedachtes Journal und seine drei Wochenblätter nicht weniger als 53,000 Pfund. Die Zahl der Viepfennigstempel (das rothe Zeichen in der Ecke jedes Blattes) betrug 2,715,605. Somit verbraucht Hr. Clement mehr als den zehnten Theil aller Zeitungsstempel in England, welche eine Parlamentsberechnung zu 25 Millionen anschlägt. Die Quantität des verbrauchten Papiers betrug 5471 Rieß, die Zahl der eingerückten Anzeigen 29,633; somit zahlte Hr. Clement im Jahre 1828 an die Regierung folgende Summen:

	Pf.	Schill.	Den.
273,586,8 Stempel	45,597	10	—
Taxe für 29,638 Inserate (zu 3 Schill. 6 D.)	5,185	15	6
Accise für 5471 Rieß Papier (zu 10 Schill.)	2,735	10	—
Zusammen	53,519 Pf.	—	6 Den.

Wir gedachten niemals, das Publicum mit unseren Privatangelegenheiten zu behelligen; aber verstehende Anzeige von Hrn. Clement macht es uns gewissermaßen zur Pflicht auch unsererseits unsern Lesern eine Gegenangabe vorzulegen. Die Times allein bezahlte:

	Pf.	Sch.	Den.
Stempel 3,046,500	48,516	13	4
Taxe für 92,900 Inserate	16,269	11	6
Accise von 6,093 Rieß Papier	3,351	5	—
	68,137 Pf. 7 Sch. 10 D.		

Somit hat die Times allein gegen Hrn. Clement's vier Zeitungen einen Ueberschuß von 14,618 Pf. 7 Sch. 10 D.

Digitized by Google

und der Herald hat wahrscheinlich einen täglichen Vertrieb von nicht weniger als 8000, während bei dem Morning Chronicle nach der eigenen Angabe seines Inhabers der Absatz kaum 4000 täglich übersteigt, — freilich Wenig in Vergleich mit der Times und dem Morning Herald, aber immer noch über genug, um zu bestehen. Die Circulation des Morning Advertiser beschränkt sich hauptsächlich auf Wirthshäuser, deren Besitzer ein unmittelbares Interesse haben, ihn aufrecht zu erhalten, da vom Ertrage dieses Blattes eine treffliche Erziehungsanstalt für Kinder verunglückter Gastgeber unterhalten, der Ueberschuß aber, wie wir glauben, zur Unterstützung hülfloser Witwen verwendet wird. Der Public Ledger beschränkt sich fast ausschließlich auf die Handelswelt. Das Morning Journal, die vor kurzer Zeit als New Times bekannt, hat mancherlei Schicksale gehabt. Es wurde ursprünglich unter dem Namen „der Tag" von einer Gesellschaft Actionärs und anderer Theilnehmer herausgegeben und erfreute sich eine Zeit lang eines ziemlich ausgedehnten, aber nie sehr gewinnreichen Absatzes. Als Dr. Stoddart, der frühere Herausgeber der Times, zurücktrat und sich mit den Eigenthümern „des Tags" verband, wurde das Blatt in den Tag und die neue Times (The Day and New Times) umgetauft, und bald darauf erschien es bloß noch unter dem Namen New Times, unter welchem es in der Anzahl und Ausdehnung seiner Inserate wechselweise bald ab, bald zunahm, ohne jedoch seinen Eigenthümern im Durchschnitte Gewinn abzuwerfen. Es wurde in neuerer Zeit von Parteien angekauft, welche die Ultratoryprincipien begünstigen. Die Morning Post hat nicht viel Auslagen — sie wird fast allein von der Modewelt gelesen, und zieht, da sie die schweren Kosten der Zeitungsberichte anderer Blätter nicht hat, großen Gewinn aus der einfachen Quelle ihrer Avertissemens. Diejenigen, welche das Zeitungswesen kennen, wissen, daß die Inserate das Letzte sind, was in eine Zeitung kommt, und das Letzte, was sie verläßt. Mag eine Zeitung auch im Umfange und der Art ihrer Circulation bedeutend steigen, so nimmt ein Jahr oder zwei die Anzahl ihrer Anzeigen nicht wesentlich zu; und auf der andern Seite darf sie schnell in der Abonnentenzahl fallen und noch schneller in ihrem Charakter, ohne eine entsprechende Verminderung ihrer Anzeigespalten zu erfahren, sobald sie einmal einen guten Avertissementsruf erworben hat. Mit den verschiedenen Morgenblättern wurde Viel speculirt, zum Theil rein kaufmännisch, — um ein Capital auf gute Interessen anzulegen. Schätzt man den Werth der Zeitungen für den Eigenthümer, so kommt nicht bloß der zeitige Belauf der Dividende in Betracht, sondern auch die muthmaßliche Dauer derselben, so weit dieß von dem Charakter und der Art der Leitung des Blattes abhangt. Oft macht man in aufgeregten Zeiten außerordentliche Auslagen, um einen entsprechend höhern Umlauf zu erzielen; aber mit dem Aufhören dieser besondern Umstände und der größern Auslagen pflegt dann auch eine mehr als verhältnißmäßige Verminderung des Absatzes einzutreten. Das beste Zeitungseigenthum ist das, wo sich das Talent und die anerkannte Sorgfalt und der gute Tact der Redaction den Beifall urtheilsfähiger Leser erworben hat; weil solche Blätter zur Zeit einer allgemeinen Aufregung nothwendig steigen, ohne daß sie bedeutend höhere Auslagen erfordern, während sie in Perioden politischer Dürre weniger leiden als andere, die nach jeder Neuigkeit haschen müssen, um die Neugierde des Publicums zu befriedigen. Die Times steht wegen des Scharfsinns, womit sie die Fragen der Zeit, welche die Köpfe augenblicklich beschäftigen, auffaßt, in hohem Rufe. So groß ihr Format ist, so scheint es doch immer noch größer werden zu wollen. Der Globe vom Januar sagt: in Folge des nach einem Parlamentsbeschlusse für Beilagen erforderlichen Stempels hat die Times eine Vorkehrung getroffen, die sie jeder weitern Stempelausgabe überhebt. Statt der Beilagen druckt die Times jetzt einen vier Fuß langen und drei Fuß breiten Bogen mit Colonnen, von denen mehr als dreißig mit Anzeigen gefüllt sind, und über 90,000 Wörter enthalten. Da sind fünfzehn Colonnen für Nachrichten und Neuigkeiten verschiedener Art in kleiner Schrift mit mehr als 45,000 Wörtern und ungefähr drei Colonnen in größerer Schrift mit 6000 Wörtern — so daß beinahe 150,000 Wörter auf dem Blatte stehen, was nach der Druckweise neuerer Werke mehr als einen dicken Octavband füllen würde. Ja berechnen wir eines der neuesten, keineswegs am Engsten gedruckten Blätter, so finden wir, daß die heutige Times den Inhalt eines solchen vor uns liegenden Bandes um 80 Seiten übersteigt. Bedenkt man die Kürze der Zeit vom Anfange bis zur Beendigung des Drucks einer solchen Zeitung, so müssen beinahe hundert Hände damit beschäftigt seyn. Solche, welche vor dem Anfange ihres Tagewerks den ganzen Inhalt einer Zeitung mit ihren Butterschnitten und dem Caffee zu verschlingen pflegen, muß die Durchsehung der Hauptartikel, der Nachrichten aus dem In- und Auslande — der Parlementsberichte — der Versteigerungen — der Verkäufe von Cabrioletten — der Anzahl angebotner und gesuchter Bedürfnißgegenstände — der Geburten, Todesfälle, Heirathen auch bei der unersättlichsten Wißbegierde befriedigen. Wie die Caffeewirthe mit ihren Zeitungslesern zurecht kommen, wissen wir nicht. Wir sehen im Geiste, wie der verständige Handwerker in seiner freien Halbstunde mit halb ärgerlichen, halb flehenden Blicken harrt, bis der andere Gentleman mit dem Blatte zu Ende ist. Und der adelige Student, der schon eine unüberwindliche Antipathie vor einem Quartbande hat, muß bei dem Anblicke eines solchen Journalungeheuers vor Schrecken vom Schlage gerührt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hof-Journal.

Dritte Skizze.

Der Graf und die Gräfin von Pfettenberg. — Das Schloß von Malmaison.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Lords auf dem wiener Congreß.)

Eines Abends fesselte der Baron von Ompteda bei einer Soiree der Gräfin von F—s meine ganze Aufmerksamkeit durch

Erzählung der Geschichte des Grafen und der Gräfin von Plettenberg, die beide sich in der Gesellschaft befanden, und deren melancholische und abgemessene Haltung mich bewog, über die Ursache einer so ungewöhnlichen Erscheinung, die so befremdend gegen die Heiterkeit des glänzenden Cirkels abstach, Erkundigung einzuziehen.

„Sie müssen erst sehr kurze Zeit in Wien verweilen," sagte der Baron, „sonst würden Sie wohl über die Verhältnisse des Grafen und der Gräfin unterrichtet seyn, die eben so seltsam sind, als sie einen nicht unwichtigen Beitrag zu den Räthseln jener geheimnißvollen Tiefe des menschlichen Gemüthes bilden, in welchem Liebe und Haß, wie Schmerz und Freude, dicht neben einander ruhen.

Der Graf von Plettenberg trat nach dem Tode seines Oheims in den Besitz eines unermeßlichen Vermögens, so daß er unter dem reichsten und vornehmsten Adel des östereichischen Kaiserthumes einen ausgezeichneten Rang einnahm. Mit den Vorzügen seiner glänzenden Abkunft verband er viele persönliche, und der Ruf von seinen zahlreichen galanten Abenteuern, in die er während seiner Reisen verwickelt war, machte ihn zum Liebling jener Frauen, die einen Mann nach der bestechenden Außenseite liebenswürdiger Sittenfeinheit, nicht nach seinen Grundsätzen beurtheilen. So wurde ihm die Ehre zu Theil, als das Ideal jener Männer betrachtet zu werden, deren Eitelkeit in dem Siege über die Schwäche der Weiber sich ihre Lorbern pflückt; ein Ruhm, der oft jedes andere Verdienst aufwiegt. Noch ein halbes Jahr und Plettenburg wurde mündig, als sein Haushofmeister Durberg, der ihn nie sah, außer wenn der Graf neuer Geldzuschüsse bedurfte, einen Augenblick um eine Unterredung über eine Sache von der höchsten Wichtigkeit bitten ließ. „Nun, Durberg," sagte der Graf, bei dem Eintritt seines Haushofmeisters, „Sie kommen wahrscheinlich mir wieder eine Predigt zu halten, die unausbleiblich wie der Donner auf den Blitz folgt, so oft Sie Ihre theuren Geldstücke etwas magerer werden sehen." — „Keineswegs," erwiederte der Haushofmeister, sich tief verbeugend, „ich komme bloß um Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, den Sie, wie es scheint, ganz aus dem Gesichte verloren haben; obgleich er nichts Geringeres betrifft, als den künftigen Besitz Ihres Ranges und Vermögens." — „Gut, Durberg, ich höre. Reden Sie kurz und ohne Umschweife." — „Herr Graf," nahm der Haushofmeister das Wort, „Sie scheinen völlig die Klausel in dem Testamente Ihres Oheims vergessen zu haben, vermöge welcher Sie ausdrücklich gehalten sind, bevor Sie noch in ein reiferes Alter treten, ein Fräulein von edler Geburt zu heirathen, bei Strafe, alle Rechte auf die Erbschaft der Güter von Plettenberg zu verlieren. Die Seitenlinie Ihrer Familie, welche Sie mit Falkenaugen beobachtet, wird sich wohl hüten, Sie aus dem Traum der Vergessenheit zu erwecken, bis Sie unrettbar in den Abgrund hinabgestürzt sind. In wenigen Monaten werden Sie mündig und es ist noch völlig ungewiß, ob Sie in so kurzer Zeit ein Fräulein finden werden, welches mit den erforderlichen Eigenschaften ausgestattet ist; denn sie muß Gräfin von wenigstens vier Ahnen seyn. Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, ziehen Sie diese Sache ernst und vor Allem schnell in Erwägung; denn Ihr Vermögen und Ihre Ehre hängt davon ab." — „Und Ihre Haushofmeisterstelle auch, Durberg. Gut, beruhigen Sie sich. Ich werde die Sache um unser beider willen, bedenken." Der Graf hielt sein Wort; wenige Tage darnach schrieb er an einige seiner Freunde auf dem Lande und ersuchte sie, da es nun einmal nicht anders seyn könne, für ihn das Hausmittel gegen das bisherige Glück seiner Freiheit auszusuchen. Die Wahl fiel auf Adelaide von Gallenberg, deren Stammbaum mit jedem andern in Deutschland in Alter und Adel sich messen durfte und deren gesunkene Glücksumstände hoffen ließen, daß die Aeltern schnell ihre Einwilligung zu einer so unvorbereiteten Verbindung geben würden. Der Graf begleitete die verwittwete Gräfin von Gallenberg nach Neustadt, um dort seiner muthmaßlichen Braut, welche sich in dieser Stadt zu einem Besuche befand, vorgestellt zu werden. — Es läßt sich leicht denken, daß Adelaide, damals in ihrem fünfzehnten Jahre, gegen den Vorschlag, einen reichen und hübschen jungen Mann, in seiner Art einen souverainen Fürsten, zu heirathen, sich eben nicht sonderlich sträubte. In der That verliebte sie sich bei dem ersten Anblick in den Grafen und verließ mit Freuden das Dunkel ihrer Zurückgezogenheit, um in den Kreis einer Welt zu treten, deren Vergnügungen sich ihre Phantasie als ein überseliges Feenreich vormahlte.

Obgleich seine junge Braut schön wie ein Engel war, wovon Alle überzeugt seyn müssen, die sie jetzt noch sehen, so sehr sie auch sich verändert hat, demungeachtet betrachtete der Graf seine Heirath bloß als ein Mittel sich den ruhigen Besitz seiner Güter zu sichern, und nachdem er Adelaide zum Altar geführt hatte, überließ er sie als ein Kind der Obhut ihrer Mutter und Gouvernantin.

Aufgebracht gegen das ihm aufgezwungene Joch, stürzte sich der Graf noch tiefer als zuvor in ein Meer von Zerstreuungen, und im Kreise seiner unwürdigen Gesellschaft rühmte er sich sogar bisweilen mit der harten Behandlung seiner Gemahlin. Die arme Gräfin, die ihn mit feuriger Zärtlichkeit und demüthiger Ergebung liebte, ertrug ihre Zurücksetzung ohne Klage. Aber heimlicher Kummer nagt um so tiefer am Herzen und diejenigen, welche der Gewalt des Schmerzes sich widersetzen, fallen gewöhnlich unter seinen oft wiederholten Streichen. Endlich als sie sah, daß weder geduldige Ergebung, noch häusliche Tugenden das Herz ihres Gemahles, das sie durch ihre Liebe verdienen zu können glaubte, auf irgend eine Weise zu gewinnen vermochten, zugleich aber auch der Kränkung entgehen wollte, fortwährend weit unwürdigere Gegenstände sich vorgezogen zu sehen, bat sie ihren Gemahl um die Erlaubniß und erhielt sie leicht, auf eines seiner Güter nach Böhmen gehen zu dürfen. In einem Alter von achtzehn Jahren sagte sie Wien und allen jenen Vergnügungen Lebewohl, auf deren Genuß sie durch ihre Schönheit und Bildung vollgültige Ansprüche hatte und zog sich in eine streng abgeschlossene Einsamkeit zurück. Auf erhabene Gemüther hat das Unglück oftmals die heilsame Wirkung, wie Stürme, welche die Luft reinigen. Die Gräfin weihte sich in den langen Jahren ihrer selbstgewählten Verbannung der Aus-

übung der Wohlthätigkeit und jeder Art frommer Pflichten. Mittlerweile beschloß ihr Gemahl, der zu Hause den Becher des Genusses bis auf die Hefen ausgeleert hatte, auf Reisen zu gehen, um sich auswärts frische Vergnügungen zu suchen. Er hielt sich abwechselnd in verschiedenen Theilen Europa's auf und erst nach einer Abwesenheit von sechzehn Jahren, übersättigt in allen Genüssen und ihrer überdrüssig, fiel es ihm endlich bei, daß er noch eine Heimat und ein Weib besitze. Ungefähr vor einem halben Jahre kehrte er aus Italien zurück, eilte unverzüglich auf seine Güter in Böhmen, sah hier die Frau, an welche er durch die heiligsten Eide gekettet war und wurde von der heftigsten Liebe zu ihr entflammt. Indessen hatte verwundetes Stolz ein Herz erkältet, das einst für die zärtlichsten Regungen empfänglich gewesen war und Adelaide fühlte eine Abneigung gegen den Grafen, die selbst der Gedanke an ihre Pflicht nicht besiegen konnte. Sie blieb taub gegen alle Betheurungen seiner Liebe und seiner Reue, wie gegen die Bitten ihrer Freunde. Der Graf schöpfte Hoffnung, daß der Aufenthalt in Wien und der Zauber der Vergnügungen in der Hauptstadt zu jener Zeit (1815) einen versöhnenden Einfluß auf das Gemüth seiner Gemahlin haben und die erstorbene Zuneigung, die sie einst für ihn beseelte, wieder beleben möchte. Adelaide willigte darein, ihn zu begleiten, sie schloß sich sogar mehr von der langen Reihe der Vergnügungen an, welche damals die Hauptstadt überströmten; allein sie beobachtete fortwährend dieselbe Kälte gegen ihren Gatten, dessen glühende Leidenschaft sich bis zum Lächerlichen steigerte. Er seufzt gleich einem verliebten Schüler von achtzehn Jahren und ist eifersüchtig wie ein alter Geck von sechzig. Man hat ihn schon in Gesellschaft das Taschentuch oder einen Handschuh seiner Gemahlin vom Boden aufraffen und mit Küssen bedecken sehen. Seinem verliebten Kummer macht er bald in Versen, bald in Prosa Luft; kurz sein ganzes Betragen ist so sonderbar, daß man nicht ohne Grund fürchtet, sein Verstand sey etwas angegriffen.

Während der Baron sprach, hielt ich meine Blicke aufmerksam auf die Heldin dieser wunderlichen Geschichte gerichtet. Die Blässe ihres Gesichtes erhöhte noch den Reiz ihrer schönen Züge. Der Ausdruck ihrer Augen entsprach ganz dem Bilde La Harpes von der Melancholie.

„Ihr Blick so milde traurig sieht um Mitleid."

Ich lese es in Ihren Blicken, so schloß der Baron Ompteda seine Erzählung, Sie finden sich von dieser Geschichte eben so sehr überrascht, als von Mitleid gegen die schöne Gräfin durchdrungen. Das unglückliche Paar gleicht zwei Cariatiden, welche das Orchester eines Ballsaales tragen und mit empfindungslosen starren Augen auf die Freude und die lebenden Gestalten herabblicken, die an ihnen vorüber wogen.

In einem andern Abendzirkel der Gräfin von F—s kam das Gespräch auf den Palast von Malmaison. Der Fürst Gargarin und der Obrist Brosin, Adjutanten des Kaisers Alexander, welche ihren Souverän öfters auf seinen Besuchen der Josephine begleitet hatte, sprachen mit Entzücken von der Zauberpracht des Schlosses Malmaison. Prinz Eugen, der zugegen war, bemerkte bei dieser Gelegenheit: Sie werden es vielleicht kaum glauben, meine Herren, daß ein Ort, dessen Schönheit und Glanz jetzt bezaubert, einst bloß mit dem Gefühl des Schreckens und als der Wohnsitz der Tyrannei und des menschlichen Elends betrachtet wurde. Und doch ist dieß der Fall mit eben diesem Malmaison. Es erhielt seinen Namen zur Zeit, als es die Residenz des Cardinals Richelieu war, jenes Ministers Ludwigs XIII, welcher unter dem Schutze des Thrones die blutigste Tyrannei ausübte. Ich hörte, fügte der Prinz hinzu, eine in jener Gegend erhaltene Sage, die vielleicht den Stoff zu einem modernen Drama geben könnte. Die Gesellschaft bat ihn, sie zu erzählen und er war so gefällig, Folgendes darüber mitzutheilen:

An einem düstern Novembertage hielt ein Reisender zu Pferde vor der Thüre der Schenke des Dorfes Ruelle, welches an den Park von Malmaison stößt. Die Wirthin trat heraus, ihn zu empfangen, und nachdem er sein Pferd dem Stallknechte übergeben hatte, bestellte er für sich ein Mittagessen. Man wies ihm das beste Zimmer des Hauses an und die geschäftige Wirthin entfernte sich, für die Wünsche ihres Gastes zu sorgen. Nicht lange darnach hielt ein anderer Reiter vor der Schenke und verlangte gleichfalls ein Mittagessen. „Es thut mir sehr leid, mein Herr, Ihnen nicht dienen zu können," sagte die Wirthin, „denn Alles, was wir im Hause haben, ist von einem Herrn in Beschlag genommen, der wenige Augenblicke vor Ihnen angekommen ist." — „So gehen Sie zu ihm hinauf," entgegnete der Fremde, „und sagen Sie Ihrem Gast, daß ich mich ihm sehr verbunden halten würde, wenn er mir erlauben wollte, mit ihm sein Mittagmahl zu theilen; ich will sehr gerne bezahlen, was auf meinen Theil kömmt." Die Wirthin richtete ihren Auftrag an den ersten Gast aus und erhielt von ihm auf die höflichste Weise die Antwort: „Sagen Sie dem fremden Herrn, seine Gesellschaft werde mir sehr angenehm seyn, aber ich sey nicht gewohnt, von Jemand, den ich eingeladen habe, mit mir zu speisen, eine Bezahlung anzunehmen." Der zweite Fremde stieg also in das obere Zimmer hinauf und nachdem er seine Erkenntlichkeit für eine so gütige Aufnahme ausgedrückt hatte, setzten sich beide zu Tische. Die Mahlzeit ging eben nicht munterer vor sich, als man es bei einer so neuen Bekanntschaft erwarten konnte; aber bei dem Nachtische, zu welchem man einige treffliche Weine aufsetzte, wurde die Unterhaltung ungezwungener und der zweite Fremde nahm sich die Freiheit seinen gefälligen Amphytrion zu fragen, was ihn in diese Gegend geführet habe, wo er fremd zu seyn scheine. „Ich erhielt von dem Cardinal den Befehl, hieher zu kommen," war die Antwort. „Von dem Cardinal?" rief sein Tischgenosse mit sichtlicher Ueberraschung aus. „Verzeihen Sie meine Neugierde, haben Sie vielleicht Ursache zu glauben, daß Sie den Cardinal durch irgend Etwas beleidigt haben?" — „Keineswegs", erwiederte der Andere, „und ich bin eigentlich hieher gekommen, mich gegen eine solche Anschuldigung zu rechtfertigen. Die Sache ist diese. In meiner Vaterstadt Rochelle wurde vor Kurzem eine giftige Satire auf das öffentliche Leben und den Charakter des Cardinals verbreitet, von welcher mehrere Abdrücke bis zum

Könige gelangten. Obgleich ich nun in meinem ganzen Leben nicht einen einzigen Buchstaben drucken ließ, so hat man mich dennoch beschuldigt, der Verfertiger jener Schmähschrift zu seyn. Nichts erhält so leicht Glauben, als die Ohrenbläserei thörichter und boshafter Menschen; und ich habe deshalb keinen Augenblick verloren, mich dem Befehle Sr. Eminenz gehorsam zu zeigen, in der Hoffnung, eine so abgeschmackte Klage, wie man sie gegen mich erhoben hat, völlig zu entkräften." „Mein Herr, nahm hier der fremde Gast mit unverkennbarem Ausdrucke der Angst das Wort, mein Herr, danken Sie der Vorsehung für den glücklichen Zufall, der mich heute zu Ihnen geführt hat. Auch ich wurde von dem Cardinal hieher beschieden; aber in keiner andern Absicht, das bin ich überzeugt, als Ihnen den Kopf abzuschlagen." Ein Schauder des Entsetzens durchrieselte den, an welchen diese Worte gerichtet waren. „Ich, mein Herr," fuhr der unheimliche Gast fort, „ich wiederhole es, mein Geschäft wäre es gewesen, Sie zu köpfen. Ich bin der Nachrichter einer benachbarten Stadt und so oft der Cardinal an irgend Jemand insgeheim seine Rache vollziehen läßt, erhalte ich den Befehl, im Schlosse zu erscheinen. Das, was Sie mir so eben erzählt haben, die Stunde, zu der Sie hieher beschieden worden sind, Alles überzeugt mich, daß er Sie zum Opfer seiner Rache ausersehen hat. Aber fürchten Sie Nichts. Ich werde Ihnen zur Flucht behülflich seyn. Lassen Sie sogleich Ihr Pferd sattlen und folgen Sie mir. Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen die Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen, welche mir Ihre Güte auferlegt hat."

Der Schrecken und die Verwirrung des armen Reisenden läßt sich eher denken, als beschreiben. Sogleich ließ er sein Pferd vorführen, bezahlte seine Zeche und folgte seinem Begleiter, der ihn auf einem abgelegenen Wege durch das Gehölze von Butard führte. „Sehen Sie dort," sagte sein Begleiter, als sie sich dem Schlosse näherten, „jenes Gitterfenster, das fast bis zu den Mauerlöchern des mittleren Thürmchens hinauf reicht? In diesem Gefängnisse werden Urtheile gefällt und vollzogen, gegen welche es keine weitere Berufung giebt; den Rumpf der hingerichteten Schlachtopfer stürzt man in den darunter liegenden Wassergraben hinab, wo sie schnell von ungelöschtem Kalke verzehrt werden. Vernachlässigen Sie nicht meinen Rath! Verbergen Sie sich hinter diesem Gebüsche und, wenn Sie binnen einer Stunde aus jenem Fenster, das ich Ihnen gezeigt habe, Licht schimmern sehen, so können Sie daraus abnehmen, daß ich hieher berufen worden bin, an einem Andern die Nachexekution zu vollziehen; sehen Sie aber um diese Zeit kein Licht, so können Sie sich darauf verlassen, daß Sie zum Opfer bestimmt waren. In diesem Fall verlieren Sie keinen Augenblick; benützen Sie die Nacht und die Schnelligkeit Ihres Pferdes! Suchen Sie die Grenze zu erreichen, und führen Sie von dort aus Ihre Sache, wie es Ihnen gut dünkt. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es Thorheit ist, sich auch schuldlos gegen eine angeschuldigte Beleidigung vertheidigen zu wollen; denn wo der Despotismus regiert, haben Gesetze und Gerechtigkeit keine Kraft." —

Nachdem der Fremde seinem Schutzheiligen das Gefühl seiner unbegrenzten Dankbarkeit ausgedrückt hatte, zog er sich hinter sein Versteck zurück. Der Verdacht des Handlangers des Cardinals zeigte sich nur zu wohl begründet. Kein Licht erschien an dem Thurmfenster und nach Verlauf einer Stunde sprengte der Reisende von dannen. Unverweilt verließ er Frankreich, wohin er erst nach dem Tode des Cardinals zurück zu kommen wagte.

In sein Vaterland zurückgekehrt, war es sein erstes Geschäft, die Schenke von Ruelle zu besuchen und über seinen Wohlthäter Erkundigung einzuziehen; allein man hatte seit mehreren Jahren Nichts von ihm gehört. Er erzählte hierauf sein Abenteuer, welches seitdem in jener Gegend zu einer Volkssage geworden ist und der Schenke von Ruelle, die unter dem Namen zum weißen Roß bekannt ist, eine Art von Celebrität gegeben hat. Man zeigt noch das Zimmer, in welchem die beiden Fremden zusammen gespeist haben und nennt es la salle de bon secours.

Crawfurd's Gesandtschaft an den Hof von Awa.

(Fortsetzung.)

Am festgesetzten Tage begann — nach Beseitigung mehrerer Schwierigkeiten in Betreff des Orts der Zusammenkunft — da die Commissäre äußerst besorgt waren, ihrer Würde Nichts zu vergeben, und kein Birmane das Haus eines Niedrigeren betritt — die Unterhandlung. Nach den gewöhnlichen Erkundigungen und der nie fehlenden Frage über das Befinden und das Alter des Königs von England, der Minister und des Adels, und hier zum ersten Mal auch des Generalgouverneurs — den sie zur Wahrung ihrer eigenen Würde als einen unabhängigen Souverän zu betrachten geruhten — gingen die Commissäre auf andere Fragen, namentlich Crawfurd's Beglaubigungsschreiben über und wollten, als dieser sie hierüber zufrieden gestellt hatte, das Weitere auf den nächsten Tag verschieben. Dagegen war aber Crawfurd und drängte sie auf den Zweck ihres Zusammentrittes hin. Er las seinen Entwurf ab, und die Commissäre verlangten Muße zur Berathung, und um einen eigenen Entwurf mit den ihnen etwa zweckdienlich scheinenden Veränderungen auszuarbeiten. Da er vermuthete, daß irgend ein politisches Manöver dahinter stecke, so erklärte er, daß seine Vollmacht sich auf den Handelsvertrag beschränke, und daß also keine fremdartigen Gegenstände eingemischt werden dürften. Dagegen wurde eingewendet, er müsse auch zur Modificirung des Friedensvertrags ermächtigt seyn, wenn es dem Wohle beider Nationen förderlich wäre. Man ging auseinander, und die folgenden drei Tage fand wegen des Bootwettrennens keine Conferenz Statt. Am dritten Tage erschien der americanische Arzt und Missionär Dr. Price mit der Botschaft — von wem, erfuhr man nicht — daß einiger Feuerwerke wegen, welche der König gebe, die Conferenzen auch an den nächsten zwei Tagen ausgesetzt werden müßten: — worauf der Gesandte, welcher es fürs Beste hielt, sogleich auch nicht im Geringsten sich Etwas zu vergeben, entgegnete, daß er keine Botschaft von einer an-

Digitized by Google

deren als einer officiellen Person annehme. Am Abende erschien daher der Kylwun selbst mit einem Secretär und ging nach anderthalbstündigem Besuche auf die beabsichtigte Vertagung der Conferenzen über, und wünschte zu erfahren, ob Crawfurd nicht dem Abbrennen der Feuerwerke beiwohnen wolle. Dieser meinte, bei ihrer Conferenz am nächsten Tage ließe sich davon noch genug sprechen. Der Kylwun ließ sich jedoch nicht so leicht abspeisen: sie beide wären, sagte er, geschworne Freunde, er selbst sey mit Beaufsichtigung der Feuerwerke beauftragt, dem Freunde aber dürfe Crawfurd keine Einwendung machen. Dieser pathetischen Aufforderung hielt der Gesandte die Wichtigkeit ihres Geschäfts entgegen, das, wie er gewiß wisse, der König keinem bloßen Zeitvertreib nachsetzen werde — ein gegebenes Wort sey bei Männern von Ehre in Europa so bindend als ein Eid, und man könne es nicht brechen, ohne an Vertrauen und Achtung zu verlieren. Die Schönheit dieser Grundsätze gab der Kylwun gerne zu, er kam aber immer wieder auf die Nachsicht der Freundschaft zurück, und noch beim Abschiede drückte er sein Bedauern und seine Beschämung über die vorgefallene Collision aus. Dieß half jedoch alles nicht; der Gesandte lehnte es ab, dem Schauspiele beizuwohnen, noch auch sein Gefolge dazu zu lassen. Diese Beharrlichkeit machte, daß wirklich nach einiger Zeit ein neuer Botschafter erschien, welcher nun selbst den Gesandten zu der früher verabredeten Conferenz einlud. — Bei dieser wurden die verschiedenen Punkte aufs Genaueste durchgegangen und mehrere Modificationen vorgeschlagen; die Haupteinwendung aber betraf die Ausfuhr von Gold und Silber. Diese laufe, sagten sie, den Landesgesetzen zuwider — zudem sey sie kein eigentlicher Handelsartikel. Der Gesandte versuchte vergeblich, ihnen seine staatswirthschaftlichen Ansichten aus einander zu setzen und sie zu überzeugen, daß Gold und Silber so gut als Seide und Baumwolle Handelsartikel wären, und daß sie durch das Verbot der Ausfuhr derselben sich selbst großer Vortheile beraubten — sie erbaten sich eine Abschrift von seinen weisen Bemerkungen und versprachen, sie in Erwägung zu ziehen.

Der nächste Tag war das Fest des Neumonds, welches drei Tage dauerte, und an welchem der Gesandte bei Hof vorgestellt werden sollte; einen Tag verlangten sie zur Berathung und am fünften versprachen sie, sich wieder einzufinden.

Die Vorstellung bei Hof wurde jedoch angeblich wegen schlechten Wetters noch zwei oder drei Tage verschoben, im Grunde aber bloß deswegen, damit sie auf die birmanische Fastenzeit fiele, wo alle Vasallen und öffentlichen Beamten Geschenke darbringen und für Vergehen Verzeihung erbitten. Der Hof wollte ein Wenig Balsam auf seine verwundete Ehre gießen und ließ den Gesandten mit seinem Gefolge absichtlich mit der Masse der Supplicanten einführen. Die den Engländern zugeschickten Elephanten waren armselig ausstaffirt — sie selbst mußten lange, bevor sie den Palast erreichten, absteigen — ihre Sonnenschirme niederlassen, sich vor dem Palaste verbeugen ꝛc. — Die Ceremonie des Schniederwerfens vor Sr. Majestät wurde ihnen zwar erlassen; dagegen hieß man sie ihre Schuhe ausziehen, ihre Hüte abnehmen, mit der rechten Hand die Stirn berühren, und einen tiefen Bückling machen. Während der Audienz würdigte man sie indeß einiger außergewöhnlichen Zeichen von Aufmerksamkeit.

Wider alles Erwarten nahmen die Birmanen, ohne daß dieß Mal eine neue Mahnung nöthig gewesen wäre, die Conferenzen zur bestimmten Zeit wieder auf, wobei denn eine Menge Einwürfe und Differenzpunkte zum Vorschein kamen. Die Bevollmächtigten hatten die Impertinenz, dem Gesandten einen verbesserten Entwurf abzufordern, den er ihnen versprochen haben sollte, und verlangten nächst dem, daß einer der Artikel als nicht streng commerciell ausgelassen werde. Ferner bestanden sie darauf, daß nicht nur der Generalgouverneur, sondern auch der König von England den Vertrag unterschreiben solle. Die Fassung des vierten Artikels berührte eine Gränzfrage vornehmlich in Bezug auf den Fluß Salwen, woraus eine lange Erörterung und eine Berufung auf den Friedenstractat sich ergab. Beim Schlusse der Conferenz beschwerte sich der Gesandte feierlichst wegen der bei der Audienz erlittenen Unbilden; wogegen jene ihm betheuerten, daß man ihn nicht habe beleidigen wollen; auch würde ihm jetzt zu Besuchen bei dem Thronerben und anderen Gliedern des königlichen Hauses Vorschub gethan.

Die Conferenzen erlitten eine neue Unterbrechung von einigen Tagen durch den Tod der Frau eines der Bevollmächtigten, und als sie wieder begannen, brachten die Birmanen einen neuen Entwurf in fünf Artikeln mit, worin die Stipulationen wegen der Gold- und Silberausfuhr wesentlich verändert, oder vielmehr völlig aufgehoben waren; eben so versuchten sie rücksichtlich des Bezugs von Kriegsvorräthen ungleiche Vortheile zu gewinnen. Auch wurden Anträge gestellt, welche den Friedensvertrag berührten. Es zeigte sich, daß sie eine Erleichterung in Hinsicht der abgetretnen Landtheile und der Geldzahlungen erzielten, und daß sie wünschten, der Fürst von Munnipor möchte außer dem Schutze der englischen Regierung gestellt werden. Der Gesandte entgegnete, daß er keine Vollmacht habe, Provinzen zurückzugeben, oder Geldleistungen zu erlassen, daß er aber gerne ihre Mittheilungen annehmen und berichten, auch versuchen wolle, eine zeitliche und theilweise Ermäßigung einzuleiten, Falls deren Nothwendigkeit dargethan und ein Handelsvertrag eingegangen würde, der mit den zu Yandabu gemachten Stipulationen im Einklange stünde; im anderen Falle müßten die Zahlungen pünktlich geleistet werden, und er würde entweder bis zu der in 110 Tagen fälligen Rate bleiben, oder Schiffe zur Abholung derselben nach Rangun kommen lassen. Was den Fürsten von Munnipor anlange, so sey dessen Unabhängigkeit anerkannt, und stehe mit der gegenwärtigen Verhandlung in keinerlei Beziehung; hingegen, da die Nothwendigkeit genau bestimmter Gränzen am Tage liege, so sey er bereit, mit ihnen einen Plan deshalb zu besprechen. Hiebei nahm der Gesandte Gelegenheit, sich wegen aufgefangener Briefe zu beschweren, und die Commissäre entschuldigten sich hauptsächlich damit, „daß einer derselben nicht versiegelt gewesen sey.“

(Schluß folgt.)

Bohuslaw Lobkowitz von Hassenstein.

(Schluß.)

Bohuslaw lebte, nachdem er den Zwist seiner Brüder beigelegt hatte, ungestört den Musen in seiner Bibliothek, die, aus den kostbarsten Werken aller Zeiten und Zungen bestehend, unter die beträchtlichsten der damaligen Zeit in Deutschland gezählt wurde, und die, nach dem letzten Willen des großen Böhmen (welcher seinem Wunsche gemäß der böhmischen Landtafel einverleibt wurde) stets das Eigenthum des gelehrtesten Mannes seiner Familie bleiben sollte. — Leider erlitt sie in den Stürmen der nachfolgenden Zeiten manchen bedeutenden Verlust; und 70 Werke, welche Siegmund von Lobkowitz (trotz des testamentarischen Verbotes Bohuslaws, sogar Niemand vom Stamm Lobkowitz ein Buch zu leihen, wenn es nicht die ganze Verwandtschaft betreffe) an Martin Luther und Melanchthon lieh, und durch den Professor Aurogallus nach Wittenberg sandte, kamen bei der Rückstellung auf das Schloß zu Kammerthau, woselbst sie bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst ein Raub der Flammen wurden. — Bohuslaw beschäftigte sich in seiner ländlichen Einsamkeit auch mit Mathematik und Astronomie, er besaß eine schöne Sammlung von Instrumenten, und unterhielt Correspondenten und Gepisten in mehreren Städten Europa's (besonders in Venedig und Augsburg), um die Anschaffung von Büchern, Manuscripten und anderen wissenschaftlichen und Kunstschätzen besorgen zu lassen. Zugleich trieb er Landwirthschaft, zur Erholung die Jagd, erfüllte mit freundlichem Sinne die Pflichten der Gastfreundschaft zu Hassenstein, und, selbst niemals vermählt, ließ er vier Jünglinge (zwei aus dem Hause Lobkowitz) gleich seinen Söhnen von dem gelehrten Johannes Sturm erziehen, und starb 1510 im acht und vierzigsten Jahre, wahrscheinlich an der Wassersucht, deren Annäherung er schon in seiner Elegie an die heilige Jungfrau erwähnte. Bohuslaw soll an einer Geschichte Böhmens gearbeitet haben, die aber leider nicht auf uns gekommen ist, denn wir lernten ihn nur als Länderbeschreiber, Redner und Dichter kennen, in welcher Beziehung er schon bei seinem Leben und nach seinem Tode der böhmische Ulysses, Plinius und Horaz, von Einigen auch der Orpheus genannt wurde, der durch seine Gesänge die Wildheit seiner Zeitgenossen bezähmte.

Einige von Bohuslaws Gedichten wurden noch von seinem Tode ins Böhmische übersetzt; doch muß dieser Versuch sehr unglücklich ausgefallen seyn, denn er beklagte sich in folgenden Zeilen bitter über den unberufenen Dolmetscher:

„Scilicet hoc vires interprete lingua Maronis
Amittet, mutus magnus Homerus erit;
Cum Cicerone alti Demosthenis ora silebunt,
Vanescet Pyliī, Dulichiique lepor."

(Eleg. 4 L. 1)

Als die Werke Bohuslaws von Lobkowitz im Jahre 1570 erschienen, bestimmte die Universität von Leipzig dieselben zum öffentlichen Vortrage, und der gelehrte Professor Wolfgang Plick drückte sich in einer akademischen Rede also aus: „Studirende Jünglinge! Kaufet den Lobkowitz, leset ihn, und leset ihn wieder; und Ihr, achtbare Lehrer! studirt ihn, nähret Euern Geist damit, ich beschwöre Euch darum. Keiner von Euch bereue die kleine Ausgabe, und wenn Ihr es jemals könntet, so hieße das Euer Abneigung für die wahre Kunst oder Eure Unwissenheit eingestehen." — Während nun in unserer Zeit außer Canova kein Böhme seines ausgezeichneten Landsgenossen zu gedenken scheint, hat ein Ausländer, Doctor de Carro, ihm ein kappetles Denkmal zu setzen versucht. Von ihm ist vor Kurzem ein kleines Werkchen erschienen: „Ode latine sur Carlsbad, composée vers la fin du XV Siecle par le Baron Bohuslaus Hassenstein de Lobkowitz avec une traduction polyglotte, une notice biographique sur ce poète, des observations sur son ode et sur l' antiquité de ces thermes." Der Verfasser liefert darin nebst einer bedeutenden Anzahl von Uebersetzungen dieser Ode in die meisten lebenden und todten Sprachen, sehr interessante Notizen über das Alterthum von Karlsbad, dessen Umgebungen, dessen Wohlthäter Karl IV (dem er jedoch den Ruhm des Entdeckers streitig macht), über Eidagen, den Orden der Kreuzherren mit dem rothen Stern, Peter des Großen Aufenthalt im Karlsbade ꝛc., und macht uns mit einem Denkmahl bekannt, welches von der Stadt Karlsbad dem großen niederländischen Dichter so eben gesetzt worden ist. Man hat nämlich auf Veranlassung des Dr. de Carro seine Ode mit goldenen Buchstaben in eine schwarze Marmortafel graviren lassen, welche an dem neuen Badehause zu Karlsbad aufgestellt wurde, um den Ruhm der Quellen wie des Dichters zu verewigen, der, von diesem erhabenen Naturschauspiel begeistert, ein so herrliches Lied gedichtet hat. Unter den von de Carro mitgetheilten Uebersetzungen scheint mir vorzüglich eine deutsche von Prof. Swoboda dem ernsten Schwunge des Originals so nahe gekommen zu seyn, daß ich es mir nicht versagen kann, dieselbe zum Schlusse hier mitzutheilen:

„Quelle, des Preisgesangs werth vom Schwesterchore des Pindus,
Sage, wo schöpfst du die brodelnde Fluth? Sind's Adern von Schwefel,
Streichend im Flötz', o Wunder! sind's Lager ziſchenden Kalkes?
Siedet das Feuer dich, das im Sikulerlande den Aetna
Thürmet hinan? Wie, hat die Nähe des stygischen Pluto
Diese Wasser durchglüht? — Weicht Quellen am Strande von Baiä,
Du, die nach dem Aimavus schaut, dem Kastort Anienors,
Und die sich baut die Nachbarin hebt des bläulichen Rheinstroms,
Weithin berühmt, weil Karl so hier, der Könige frömmster,
Ruhet im Grab! — Wie sprühet der Gischt hochauf in die Lüfte!
Siehe, wie bunt demahlet der Quell gleich Marmor die Steine,
Wenn er darüber nur fließt! Nicht Iris schillere in also
Herrlichem Farbenspiel. — Fleuß hin im Schwunge der Zeiten,
Heiliger Born, ein heilender Hort dem Menschengeschlechte!
Greisen erfrische von Neuem die Kraft, der schüchternen Jungfrau
Röthe die liebliche Wang' auf's Neu', und jegliches Siechthum
Heile, daß fraher kehrt zu den theueren Fluren der Heimat,
Wer je in diese Welle getaucht die entkräfteten Glieder:

Diese Uebersetzung ist wohl allerdings geeignet, den Wunsch zu erregen, Hr. S. möchte wenigstens eine Auswahl der Lobkowitz'schen Gedichte der deutschen Lesewelt mittheilen. —

Der wahrscheinliche Lauf des Niger.

Der wichtigste Gewinn, welchen man von der letzten Entdeckungsreise Clapperetons im innern Africa erwartete, war Aufklärung über

Digitized by Google

den Lauf des großen Flusses, der in Europa gewöhnlich mit dem Namen Niger bezeichnet wird. Noch immer haben wir indessen zu der Lösung dieses wichtigen Problems statt der Thatsachen nur Hypothesen, von denen ohne Zweifel die alte — schon von Reichardt auf seiner Carte von Afrika angenommene — daß der Niger, oder der große africanische Binnenfluß, den Mungo Park entdeckte, sich in die Bai von Benin ergieße, bei Weitem die wahrscheinlichste ist. An dem Puncte, wo Clapperton über den Fluß ging, und nach den Berichten der Neger eine bedeutende Strecke aufwärts, wie abwärts, hatte der Fluß eine südliche Richtung, die gerade auf den Golf zu ging. In der Carte, welche Clappertons Reise begleitet, ist überdieß der Küstenfluß, der unter dem Namen des Flusses von Benin bekannt ist, zu einem so beträchtlichen Strome angeschwellt und die Stadt Benin so tief in das Land hinein versetzt, daß die Entfernung zwischen derselben und der Stadt Funda (Fundeh) am Niger in der That sehr unbedeutend erscheint und die Verbindung zwischen dem Niger und dem Strome von Benin sich gleichsam von selbst ergiebt. Leider widersprechen nur die neuesten Berichte über diesen Theil der Westküste von Afrika den älteren Nachrichten, welche Clappertons Reisecarte zu Grunde liegen: Benin liegt ein Viertelhundert deutsche Meilen näher an der Küste, als hier angenommen ist, und sein Strom soll nichts als ein unbedeutender Bach seyn, der in den gerade von Osten nach Westen fließenden Strom Formosa fällt. Hieraus, so wie aus der Lage des Gebirges, welches Clapperton überschreiten mußte, als er von der Küste in das Innere vordrang, zieht die Edinburgh Review (Nr. XCVII) den Schluß, daß der Niger aller Wahrscheinlichkeit nach sich nicht in die Bai von Benin ergieße, obwohl im innern Africa dieß mehrfach geradezu behauptet wurde. Aber wie häufig durchbrechen nicht große Ströme Gebirgsketten, die ihnen im Wege stehen? Wenn der Fluß von Benin zu unbedeutend ist, um die Fortsetzung des mächtigen Niger seyn zu können; so bildet dagegen die ganze Küste von Benin eine Art von Delta, das vielfach von größeren und kleineren Strömen durchschnitten wird und schon durch seine Formation, wie in der angef. Review selbst zugegeben wird, auf ein großes Wasserreservoir im Innern schließen läßt. Daß gegenwärtig keine Wassercommunication zwischen Benin und Haussa statt finde, scheint freilich gewiß; doch wenn ein Bericht als die Ursache hiervon angab, daß das Wasser den Bewohnern von Benin fetisch (verboten) sey, so dürfte dieser Grund leicht die richtigste Erklärung jener allerdings auffallenden Erscheinung enthalten. Der Strom ist den Bewohnern von Benin verboten, heißt doch wohl nichts Anderes, als sie halten es für gefährlich, ihn landeinwärts zu beschiffen. Welche Hindernisse aber dieser Beschiffung entgegenstehen, ob Stromschnellen oder Kataraкten im Gebirg, ob die Wildheit anwohnender Negerstämme, möchte fürs Erste wohl nicht sobald zu ermitteln seyn. Eine andere Nachricht, welche scheinbar unserer Ansicht widerspricht, daß der Niger nämlich bei Fonda in einen großen See falle, ist — so fern dieselbe sich begründet zeigen sollte — leicht mit derselben in Verbindung zu setzen; da man nur anzunehmen brauchte, daß dieser See jenes Reservoir sey, aus welchem das Delta von Benin seinen Wasserreichthum beziehe. Eine freilich von der unsrigen völlig abweichende Ansicht, welche sich auf die Nachrichten stützt, die Clapperton bei seinem ersten Aufenthalt zu Saccatu erhielt, ist die, daß der Niger zu Fonda auf die bereits erwähnte Bergkette stoße, von derselben ostwärts abgewandt werde und in dieser Richtung fortfließe, bis er unter dem Namen Schäry in den großen Binnensee Tschad falle. Die Edinburgh Review, welche sich für diese Ansicht erklären möchte, führt zur Bestätigung derselben an, daß Lander zu Danruer halbwegs zwischen dem Tschad und Fonda hörte: der Schäry fließe eine halbe Tagereise weiter südlich von Osten nach Westen. Aber sollte man in so geringer Entfernung sich über die Richtung getäuscht haben? Und sollte nicht vielmehr, da der Schäry Denhams und Clappertons von Westen nach Osten fließt, dieser Schäry ein anderer Fluß desselben Namens und einer der Nebenströme des Niger seyn? Wogegen freilich auf der andern Seite der Umstand spricht, daß der Schäry von Denham, welcher ihn befchiffte, als ein Strom geschildert wird, dem der Quorra, über den Clapperton bei Boussa setzte, an Breite und Wasserreichthum weit nachsteht: so daß es also nicht wahrscheinlich ist, daß der größere Fluß ein Nebenfluß des kleineren sey.

Naturwissenschaftliche Verhandlungen der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem.

Das vor Kurzem ausgegebene zweite Stück von dem 16 Theil der naturwissenschaftlichen Verhandlungen der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem (Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij d. W. te Haarlem) enthält unter Anderem eine Preisschrift von Hrn. Schlegel, dem Conservator des großen Museums der Naturgeschichte zu Leyden, über die Wanderungen der Zugvögel. Der Verfasser ist der Meinung, daß die Zugvögel ihren Aufenthalt aus Mangel an Nahrung verlassen; dagegen spricht aber, daß sie bei dem Antreten ihrer Wanderung immer sehr fett sind und folglich diesen Mangel — der allerdings später eintreten mag — noch nicht empfinden können; auch zeigen eingeschlossene Vögel, die Nahrung im Ueberfluß haben, durch ihre Unruhe deutlich, daß sie mitziehen wollen. Die Gegenden, wo die europäischen Zugvögel den Winter zubringen, sind noch immer unbekannt, doch schließt der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes aus vielen Gründen, daß die meisten unserer Zugvögel während der kalten Jahreszeit im Innern von Africa Herberge finden. Er ist der Meinung, daß während der Regenzeit, wenn der Niger austritt und darauf der Sirocco den Boden wieder trocknet, sich an den Ufern dieses großen Stromes alle Umstände vereinigen, um eine zahllose Menge von Insekten hervorzubringen und den Ankömmlingen überflüssiges Futter darzubieten. Letterocefeningen.

Die französische Sprache in Polen.

Das Studium des Französischen, das in den benachbarten Provinzen Deutschlands aus einem lächerlichen Vorurtheil so lange absichtlich vernachlässigt wurde, gewinnt in Polen immer festeren Boden; die ganze Verfassung des Landes macht dasselbe unerläßlich. Seit dem Jahre 1807 ist der französische Code civil, so wie der Code de Procédure angenommen; alle Beschlüsse, welche die Ständeversammlungen fassen, so wie die Verordnungen der Reichscanzlei sind in französischer Sprache geschrieben und werden in dem Bulletin des lois mit der polnischen Uebersetzung zur Seite aufgenommen; endlich wird auch die ganze Correspondenz zwischen dem russischen Kabinet und dem Königreiche Polen in jener Sprache geführt. Revue encyclopédique.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 216. 4 August 1829.

Das Hof-Journal.

Vierte Skizze.

Die Paläste des Königs und der Großen von England.

Unter allen sogenannten Eitelkeiten des menschlichen Lebens ist unstreitig diejenige, ein schönes Haus zu bauen, dasselbe mit Allem auszustatten, was der Luxus ersinnen kann, und mit Allem zu verschönern, was der gute Geschmack verlangt, die am Mindesten eitle und selbstsüchtige. Sie zeigt nicht allein den Weg, den Reichthum auf die würdigste und edelste Art anzuwenden, indem sie denselben durch die mannigfaltigsten Kanäle verbreitet und die Thätigkeit der Künste und des Talentes in allen nur erdenklichen Zweigen erweckt und belohnt; sondern sie dient auch vorzüglich dazu, jenes bis jetzt noch undefinirte, aber durchaus unentbehrliche Vermögen der Seele in unzähligen Beziehungen und nach allen Seiten hin zu üben und zu schärfen; jenes Vermögen der Seele, das gleich einem für Musik gebildeten Ohre, nur diejenigen zu schätzen wissen, die es besitzen, und von welchem diejenigen so gut als gar keinen Begriff haben, denen es fehlt; jenes Seelenvermögen, das mit gleicher Liebe das Größte wie das Kleinste umfaßt, das wie eine Alles belebende Sonne aus den rohesten Stoffen die anmuthigsten und gefälligsten Formen hervorzaubert, Alles mit glänzendem Licht- und Farbenschimmer überstrahlt, die harten und rauhen Ecken des Lebens abrundet, das Gemeine und Widerwärtige mit einem Blumenschmelze überdeckt, den Gestalten, gleich dem Gürtel der Aphrodite unwiderstehlichen Reiz und der Seele Adel verleiht — ich meine den guten Geschmack — Etwas, worauf Alle Ansprüche machen und das so Wenige besitzen.

Wir sind weit entfernt von dem schlechten Geschmacke, den guten Geschmack wie der Bischof Warburton dadurch zu definiren, daß wir sagen: „guter Geschmack ist unser Geschmack, schlechter Geschmack ist der Geschmack eines Andern" — wir sind davon so weit entfernt, daß wir vielmehr glauben, es könne in gewisser Beziehung der entgegengesetzteste Geschmack gleich gut seyn kann; in der Baukunst z. B. der Geschmack für das Griechische, wie für die Gothische; in der Malerei der Geschmack für die florentinische Schule wie der für die niederländische, in der Musik der Geschmack für Händel, wie für Rossini, in der Poesie der für Schiller und Göthe, wie für Hölty und Gessner u. s. w. Die Anhänger der einen und der andern Schule haben ihre Meinung geistreich und beredt vertheidigt, wir treten weder dieser noch jener bei und erklären vielmehr das für den schlechtesten Geschmack, den Geschmack eines Andern anzufeinden oder herabsetzen zu wollen. Guten Geschmack kann man in jedem Dinge zeigen, vom Aufsetzen einer Mütze und dem Umlegen einer Halsbinde an, bis zur Wahl einer Frau oder zur Verfertigung eines epischen Gedichtes; — aber nirgends hat der Geschmack einen so großen Spielraum, nirgends so mannigfaltige Aufforderung sich frei und vielseitig zu bewegen, als in dem Baue und der äußern und innern Verzierung von Palästen. Hier kann er sich zeigen in der Wahl des Ortes, in der Ausführung des Gebäudes, in der Vertheilung der Zimmer, ihrer wohlbedacht gewählten Lage, ihrer Verbindung untereinander, in jedem einzelnen Theile, wie im großen Ganzen: und wie Viel bleibt ihm noch übrig zu thun in der Wahl der Tapeten, der Vergoldungen, der Meubeln, der Gemählde, Bildhauerwerke, Vasen, Lustres u. s. w.?

In diesem Sinne wollen wir unsere Leser durch einige der Paläste des Königs und der Großen von England geleiten; und wir glauben Jedem, der Alles bewundert, was immer im gesellschaftlichen Leben schön und anmuthig hervortritt, auf dieser Wanderung tausend Anlässe zur Aufmerksamkeit, zur Beobachtung, zum Nachdenken und zur Vergleichung versprechen zu können. Mögen Cynker und Heilige, so viel ihnen beliebt, auf die Eitelkeit und Ueppigkeit jener weltlichen Künste losziehen; wenn sie dieß thun, so geschieht es doch fast immer nur, weil sie selbst dem äußeren Glanz der Scheindinge, von denen wir sprechen wollen, eher zu viel, als zu wenig Werth beilegen. Auch andere Leute — und vielleicht Niemand besser, als die Besitzer und Schmarotzer jener Herrlichkeiten — wissen es, daß sie nicht den Zweck und die Glückseligkeit des Lebens, sondern nur die gefällige Einfassung und Verzierung desselben ausmachen; und sicherlich ist die Eitelkeit dessen, der sich das Ansehen giebt, dergleichen Dinge als seiner Aufmerksamkeit unwerth zu verachten, zehnmal größer, als der Stolz desjenigen, der sie zu schätzen weiß und sich ihres freilich nur oberflächlichen Glanzes erfreut. Lassen wir also den Diogenes in seiner Tonne knurren und Cincinnatus stolz hinter seinem Pfluge hergehen: und führen wir unsere Leser durch Prachtgebäude, von denen viele bei

all ihree Herrlichkeit erſt von den Beſitzern den ſchönſten Glanz erhalten, von Beſitzern, die wenigſtens ſo gute Philoſophen ſind, als der erſte, ſo gute Patrioten als der zweite und vielleicht beſſere Menſchen als einer von beiden.

I.

Holdernesse-House.

Holdernesse-House, die Stadt-Reſidenz des Marquis und der Marquiſin von Londonderry liegt in Park-lane, an dem einen Ende der Herford Straße. Das Außere dieſes Palaſtes zeichnet ſich durch Nichts, als durch ſeine Größe und maſſive Architektur aus; die Fronte des Gebäudes hat eine ſchöne Ausſicht nach Hyde-Park. Von der Eingangshalle führen zwei Stufen und maſſive Doppelthüren in das Veſtibul, wo zuerſt auf einem marmornen Piedeſtal eine ſchöne Büſte Pitt's in die Augen fällt. In den vier Winkeln ſtehen vier Viktorien in rosso-antico, mit Palmzweigen und Blumengewinden in den Händen. Sie wurden, wie eine Inſchrift auf den Piedeſtalen beſagt, von Pius VII dem verſtorbenen Marquis zum Geſchenke gemacht, nachdem er als Lord Caſtlereagh zu Paris den Frieden unterzeichnet und Rom ſeine Kunſtwerke wieder zurückgegeben hatte.

Wenn man links weiter geht, ſo ſteigt man eine prachtvolle Doppeltreppe hinauf, die von oben herab beleuchtet wird. Zwei ungeheure Kandelabren von Bronze und Ormoln, welche Waffen-Trophäen vorſtellen, erheben ſich zu beiden Seiten des Aufganges. Eine Gallerie, mit einer Balnſtrade von Bronze und Ormoln, in einem reichen und ſchönen Muſter, läuft um dieſes ganze obere Stockwerk und verbindet die verſchiedenen Gemächer mit einander. Die gewölbte Decke ruht auf Pilaſtern von giallo-antico, mit weißen marmornen Capitälern und iſt geſchmackvoll, erhabene Arbeiten nachahmend, ausgemalt. Der architektoniſche Effect iſt überaus anmuthig und im prachtvollſten Geſchmacke. Links von der Treppe, im Erdgeſchoſſe, tritt man in den geräumigen Speiſeſaal; der Credenztiſch, mit carmoiſinrothem Zeuge bekleidet, iſt an einem Ende des Zimmers, der Kamin am andern. Das Geräthe iſt ſolid und einfach; dagegen ſchmücken die Wände viele Gemälde, unter denen ſich einige ſehr ſchöne und merkwürdige befinden; ſo vorzüglich die Porträts des verſtorbenen Marquis und und der Marquiſin aus ihren Jugendjahren; ſie ſind eine der feuheren Arbeiten von Lawrence und mit einer Anmuth gemalt, welche an Hoppner erinnert, nur mit einer lebendigeren Farbenpracht, als deſſen Gemälde gewöhnlich beſitzen. Hier ſieht man auch ein Porträt Pitts, nicht ganz in Lebensgröße, von dem letztern Künſtler; ein lebensgroßes Bild des jetzigen Königs; zwei Porträte Napoleon's aus der Crawfurd-Sammlung, wovon ihn das eine als Conſul, das andere als Kaiſer darſtellt; aus dem erſten ſpricht Gedankentiefe und Entſchloſſenheit, aus dem andern alle jene Willenskraft und Energie, die aus der Gewohnheit zu gebieten entſpringt; das erſte ſcheint zu ſagen: Ich will; das zweite: Ihr müßt! Auf beiden Gemälden erſcheint Napoleon lesend, was noch die gewaltige Kraft des Ausdruckes verſtärkt. Dann ſind noch daſelbſt zwei kleine Bilder, die Schlacht bei Talavera darſtellend, in der ſich der Marquis ſo ſehr durch ſeine Tapferkeit auszeichnete; ſie wurde ihm von dem Herzog von Wellington nach dem Ende des Kriegs auf der Halbinſel zum Geſchenke gemacht. Die andern Gemälde ſind aus der Sammlung Murats gekauft; unter ihnen befinden ſich einige ſehr gute aus der italieniſchen Schule.

Eine Thüre an dem obern Ende des Speiſeſaals führt in eine Reihe von Gemächern des Erdgeſchoſſes, zum Gebrauch des Lords Londonderry beſtimmt, ſein Ankleidezimmer, das Vorzimmer, ſeine Bibliothek u. ſ. w. alle mit einer geſchmackvollen aber beſcheidenen Pracht ausgeſtattet. Man bemerkt in dieſen Zimmern unter andern Gemählden einen ſchönen Johannes von Andrea del Sarto und eine ſterbende Kleopatra.

Wenn man dieſe Zimmer durchſchritten hat; ſo befindet man ſich wieder am Fuße der großen Treppe. Die Thüre, die gerade gegenüberſteht, wenn man hinaufſteigt, führt in ein Vorzimmer, an welches rechts die Gemächer der Lady Londonderry ſtoßen, ihr Boudoir, ihr Ankleide- und Schlafgemach ꝛc. links eine Reihe von Aſſembleezimmern. Dieſes Vorzimmer iſt mit blauer Seide bekleidet, die Vorhänge von weißer mit Draperien von blauem und weißem Damaſt; es enthält drei Tiſche von einem ſehr ſeltenen und ſchönen Marmor, die auf Conſolen von weißem Marmor ruhen; auf dieſem Tiſche ſteht eine Sammlung von alabaſternen Kopien der berühmteſten antiken und modernen Gruppen und Statuen im verjüngten Maßſtabe. Das einzige Gemälde darin iſt ein Cupido von Albano, das der Lord zu Liſſabon kaufte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften in Batavia.

Sumatra.

(Schluß.)

Im J. 1821 erlitt das Königreich Palembang eine große Revolution. Einige Jahre zuvor hatte Sultan Mahmud-Bedar-Oudien die Holländer verjagt; dieſe machten ſich wahrſcheinlich nicht viel aus einem Ereigniß, das ihnen einen geſchickten Vorwand lieferte, ſich von Faktoren zu Herren auf Sumatra zu erheben. Es wurde eine Expedition nach Palembang geſchickt. Der Sultan vertheidigte ſich muthvoll; er verwandelte ſeinen Palaſt (kraton) in eine Feſtung; die Baſteien waren dicht mit Artillerie bedeckt; die Großen des Hofs bedienten das Geſchütz; aber die Holländer hatten die in der königlichen Familie eingeriſſene Zwietracht wohlweislich benützt, um einen Prinzen in's Einverſtändniß zu ziehen. Ungeachtet ſeiner 110 Kanonen ward der Palaſt erſtürmt, der Sultan entthront und der jüngſte Sohn deſſelben — als niederländiſcher Vaſall — zu deſſen Nachfolger erklärt. In Folge dieſer Veränderungen befand ſich Van Sevenhoven als niederländiſcher Comiſſär *) in

*) B. IX.

den beiden folgenden Jahren in Palembang. Er kann nicht genug erzählen von dem Elend, welches damals in dieser von der Natur so sehr begünstigten Insel herrschte. Hier wächst der Pfeffer, der Zucker, der Kaffee, der Tabak, der Indigo, hier gedeihen bei geringem Fleiß der Einwohner die schönsten tropischen Gewächse, hier giebt es Goldstaub, Lack, Harz, Benzoe, Drachenblut, dieß Alles in Fülle; in der Mündung des Moussy landen ohne Unterlaß die Junken der chinesischen und die Prahs der malaiischen Kaufleute; und doch war der öffentliche Schatz *) leer, der Hof ohne Mittel; die reichen Quellen, die bei einer klugen Verwaltung nie versiegt wären, hatte der Despotismus erschöpft. Der König ertheilte die Ländereien dem Adel zu Lehen; der Adel saugte die Dorfgemeinden (mangus), die man seiner Raubsucht Preis gegeben hatte, aus. Jedes Schiff, jedes Boot, das in Palembang beilegte, mußte dem Sultan, mußte den hohen Staatsbeamten Geschenke machen. Woran sollten sich nun die Fremden schadlos halten, als an dem eben wieder niedergeplagten Volke? Wirklich verstanden sich die Holländer so gut auf ihren Vortheil, daß, wie Van Sevenhoven versichert, ihre Douane allgemein der Gegenstand der Bewunderung war. Es begreift sich, daß der Wohlstand des Landes auf diesem Wege nicht gefördert wurde.

Man unterscheidet in Palembang unter dem Adel (priays) mehrere Classen. Es giebt Pangheran's, d. h. solche, denen der König eine Auszeichnung verleiht, die sich nicht vererbt; es giebt Radins; ein Titel, welchen die Söhne der Pangheran's führen, deren Väter in ihre Caste geheirathet haben; im Fall einer Mißheirath kommen die Kinder in die Classe der Maas-agus. In der Regel tragen die Priays Sorge, sich mit Töchtern einer höhern Caste als der ihrigen zu verbinden. Solche Frauen sind äußerst stolz auf ihr Herkommen und eifersüchtig auf ihr Ansehen; sie dulden keine Nebenweiber neben sich. Manche reden mit ihren Männern nicht anders, als in der Volkssprache, während die Männer sich gegen die Damen ehrfurchtsvoll der Hofsprache bedienen. Ihrerseits, scheint es, rächen sich die Priays für das, was sie sich von ihren Weibern gefallen lassen müssen, an ihren Untergebenen. Recht und Billigkeit gehören zu denjenigen Dingen, von denen man in Palembang nicht Viel weiß; Willkühr und Bestechung sind an der Tagesordnung, und man sieht nicht, daß durch die Veränderung der Dynastie die Lage des Volks besser geworden wäre. Die Chinesen, welche sich überall mit der ihrer Nation eigenthümlichen Schlauheit benehmen, kennen ein gutes, wenn gleich etwas kostbares Mittel, sich gegen Plackereien sicher zu stellen. Macht ein Priay eine unbillige Forderung an sie, so nehmen sie ein Geschenk zur Hand, begeben sich zu dessen Obern, der das Angebinde nur zu sehen braucht, um seinen Untergeordneten in die gehörigen Schranken zu weisen. Sich an die Unparteilichkeit der Richter wenden, wäre so viel, als auf sein Recht verzichten. Wie sollte es aber auch anders seyn? Die Religion der Palembanger beschränkt sich auf einige muselmännische Gebräuche und auf eine große Masse von Aberglauben. Der Geschmack an Wissenschaft und Bildung fehlt fast ganz. Der entthronte Sultan machte eine kleine Ausnahme; er besaß eine Bibliothek. Nach seinem Sturze kamen seine Bücher unter den Ausstreich, die Araber boten auf einige; kein Eingeborner folgte ihrem Beispiele; ein einziger wünschte einen Koran. Seitdem die Holländer sich die Oberherrlichkeit über Palembang angeeignet haben, fangen jedoch Einzelne derselben an, das Malaiische mit europäischer Schrift zu schreiben. So wären es also die ersten Elemente alles Wissens, mit denen die Civilisation auch hier ihre Bahn eröffnete.

Einst nöthigte man die Eingebornen von Benkoolen, ihren Pfeffer gegen niedere Preise an die ostindische Compagnie zu verkaufen, die ihn desto theurer in Europa absetzte. Diese Ungerechtigkeit, die auf den sittlichen Zustand des Volks sehr nachtheilig wirkte, wurde von der englischen Regierung abgeschafft, und hoffentlich wird sie von der niederländischen nicht wieder hergestellt. Denn dieß sollte auch das letzte Mittel seyn, die Colonie in Aufnahme zu bringen. Ob sie sich überhaupt in Aufnahme bringen läßt, ist nach sehr problematisch, obwohl man daselbst Zucker, Kaffee und alle Tropengewächse baut. Gegenwärtig kostet sie noch Mehr, als sie einträgt. Der Muskat- und Gewürznelkenbaum, welchen man in Bencoolen einheimisch machen will, haben Mühe, bis sie sich acclimatisiren; doch hat man im J. 1823 die Ernte zu 50 bis 60000 Pf. Muskatnüsse und zu 15 bis 18,000 Pf. Gewürznelken geschätzt. Ein Hauptübelstand ist indessen das dem Anscheine nach gesunde für Europäer aber höchst verderbliche Clima. Sir Thomas Stamford Raffles verlor hier in fünf Jahren vier Kinder, nebst vier anderen Mitgliedern seiner Familie und 12 Domestiken, und im J. 1823 war er von allen Beamten aus dem Zeitraume von fünf Jahren der einzige Ueberlebende. Die Bevölkerung ist dünn gesäet, der Geldumlauf gering, die Ländereien haben wenig Werth. Ein Monument in Bencoolen erinnert an den englischen Untergouvernör Parr, der von Eingebornen auf seinem Landhause überfallen und ermordet wurde. Die Engländer nahmen eine fürchterliche Rache an der gesammten Bevölkerung, indem sie alle benachbarten Dörfer zerstörten und die Landleute, die ihnen in die Hände fielen, unbarmherzig niedermetzelten. Dafür decimirte sie das Clima. Welcher traurige Besitz sind solche Colonien!

Eine Merkwürdigkeit, welche Sumatra mit Java gemein hat, dürfen wir nicht übergehen, die sogenannten indischen Vogelnester *). Bekanntlich gelten die Nester einer gewissen Art Meerschwalben in Indien und China für ein köstliches Leckergericht, welches nur die Tafeln der Großen ziert. Diese Nester bestehen in einer gallert- oder gummiartigen Substanz, die wie man glaubt, aus dem Magen des Vogels kommt, der sich von Inseckten und Wasserproducten nährt, die er am Ufer des Meers sucht; sie hängen an den Klippen und sind deswegen nur mit vieler Mühe und Gefahr zu sammeln, was des Jahrs dreimal geschieht. Es ist eine hübsche Sache um den Besitz eines solchen Felsens mit Vogelnestern; man hat keine Unterhaltungskosten dabei und einen bedeutenden Ertrag davon; aber es giebt, leider! auch Diebe, die den Gewinn schmälern, und vor deren Eingriffe man ein Besitzthum, das die Wogen der See umbranden, nicht so leicht verwahren

*) Früher als die Könige von Palembang noch die Insel Banda besaßen, hatten sie an den dortigen Zinnbergwerken eine besonders ergiebige Quelle des Einkommens.

*) B. III.

kann. Die Chinesen, ein kaltes Volk, das sich überall nach sinnlichen Aufreizungsmitteln umsieht, bilden sich ein, daß diese Lorgnetten von besonderer Belebungskraft seyen. So viel scheint wahr, daß sie, frisch genossen, erfrischen und unter gewissen Umständen auch medicinisch dienen können. In den Umgebungen von Batavia liegen zwei an Vogelnestern sehr reiche Felsen, Calappa-Nongal und Sampia genannt; die holländisch-ostindische Compagnie besaß sie früher, veräußerte sie aber um eine beträchtliche Summe, um der Beeinträchtigung durch den Schleichhandel, der bei aller Aufsicht nicht zu verhindern war, überhoben zu seyn. Sonderbar, daß, obgleich die Entfernung zwischen beiden Felsen sehr unbedeutend ist, die Nester von Sampia dreimal so viel werth sind, als die von Calappa-Nongal, und noch mehr die von den kleinen Inseln im Osten von Borneo. Der Hauptstapelplatz für diesen Handel ist Batavia.

Marquis von Barbacena.

München, d. 3 August.

Der Kaiserlich-brasilianische außerordentliche Gesandte Marquez de Barbacena, welcher von seinem Monarchen beauftragt worden war, der gestern durch Procuration vollzogenen Trauung Ihrer Hoheit der Prinzessin Amalia von Leuchtenberg mit Sr. Kaiserlichen Majestät D. Pedro von Brasilien beizuwohnen, und sodann Ihr Majestät die Kaiserin nach Rio de Janeiro zu begleiten, hat an jene erhabene Verbindung das fortdauernde Andenken einer großmüthigen Handlung geknüpft, durch welche er allen Freunden des Vaterlandes theuer geworden ist. Anstatt nämlich die wenigen Tage seines hiesigen Aufenthaltes Festen zu widmen, wie sie sonst oft durch ähnliche Sendungen veranlaßt werden, hat er eine Dotation von vierzigtausend Gulden gemacht, von deren Interessen, zu zweitausend Gulden am zweiten August, als am Jahrestage der Vermählung Ihrer Kaiserlichen Majestät, vier Mädchen aus dem hiesigen Waisenhause ausgestattet werden. Die Verleihung dieser Ausstattung zu je 500 Gulden, wozu die würdigsten Zöglinge des Waisenhauses von diesem selbst vorgeschlagen werden, geschieht durch das jeweilige Haupt des Herzoglich-leuchtenbergischen Hauses.

Wenn solch ein Gebrauch des Reichthums, eben so großartig als selten, einen vorher nur aus der Ferne Gekannten unserem Gefühle nahe bringt, so daß wir ihm die einem edlen Mitbürger geweihten Huldigungen der Hochachtung und Dankbarkeit darbringen müssen, — so erhebt sich das Interesse für des Mannes Leben und Schicksale, von denen wir daher das uns aus sicherer Quelle Bekannte mitzutheilen uns beeilen.

Hr. Marquis von Barbacena — früher Felisberto Caldeira Brant Pontes*) — ist im September 1775 nächst der Stadt Macíana in der brasilianischen Provinz Minas Geraës geboren. Seine Vorfahren, die Caldeiras, eine der reichsten und mächtigsten Familien des Landes, gehören zu den Entdeckern jener goldreichen Gegenden, die sie seit der Entdeckung bewohnten, und für deren Civilisation sie auf mancherlei Weise, besonders durch Unterstützung neuer Ansiedler, gewirkt haben. Gemäß einer daselbst herrschenden Sitte trat Felisberto Caldeira schon in frühester Jugend als Cadett in das Dragonerregiment von Minas, welches, im Besitze gewisser Vorrechte, größtentheils aus Söhnen der besten Familien bestehend, für die erste militärische Schule im Lande gehalten wurde, und sich fortwährend in gleichem Rufe erhalten hat. Im neunzehnten Lebensjahre besuchte Felisberto Caldeira die Hochschule von Coimbra, um sich philosophischen und mathematischen Studien zu widmen; die letzteren wurden besonders in Lissabon fortgesetzt. Hier ward er, zwei und zwanzig Jahre alt, zum Major befördert, und als solcher nach St. Paul de Angola, der Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Westafrica, abgesendet. Diese Colonie von einer Ausdehnung und Wichtigkeit, die man in Europa nicht genug kennt, muß von jeher durch militärische Mittel aufrecht erhalten werden, denn so mancherlei Interessen auch viele der dortigen Negerhäuptlinge an die Krone von Portugal knüpfen, so ist doch das Land oft von den unruhigen Nachbarn erschüttert; es bedarf daher einer nicht unbedeutenden Kriegsmacht und vieler kleinen Cittadellen und Presidios. Die Bösartigkeit des dortigen Klimas macht jedoch militärische Operationen doppelt gefährlich, und jährlich fällt ein Theil der Truppen als Opfer. Dieser Schwierigkeiten ungeachtet ward die Provinz Angola der Schauplatz einer fast unglaublichen Thätigkeit des wahlunterrichteten und kräftigen jungen Officiers, welcher sich um die Befestigungen, wie um die Bildung der Linie und der Milizentruppen große Verdienste erwarb, wofür er, drei Jahre darauf nach Lissabon zurückgekehrt, zum Obristlieutenant befördert wurde. Mit dieser Charge bekleidet ging Felisberto Caldeira im Jahre 1801 nach seinem Vaterlande, und zwar nach Bahia, zurück. Hier blieb er bis zum Jahre 1806, in welchem er zum Obersten und Commandanten des Regiments von Caçaës ernannt, und also nach Portugal berufen wurde. Als aber ein Jahr später die Invasion der Franzosen unter Junot den König D. Johann VI aus Portugal vertrieb, begleitete Caldeira seinen Monarchen, wie ein großer Theil der Staatsdiener und des Adels, nach Brasilien. Dort ward ihm im Jahre 1809 als Marschall und Generalinspector das Obercommando über alle Truppen von Bahia (von der Linie und den Milizen zusammen einige und dreißigtausend Mann) übergeben. In diesem Amte blieb der Marschall (Marechal do Campo) zwölf Jahre lang zu großem Nutzen für den öffentlichen Dienst. Die Milizen wurden unter seinen Befehlen gleichsam neu organisirt, und dieses so nützliche Corps ward durch den Eifer des Chefs, der anzueifern, zu belohnen und zu strafen wußte, von einem tüchtigen militärischen Geiste beseelt, welcher vorher ganz gemangelt hatte. Auch die Verwaltung der Kriegsbedürfnisse und die Verpflegung der Truppen erhielten wesentliche Verbesserungen. Ordnung, Sparsamkeit und Rechtlichkeit machten die Verwaltung des Marschalls jedem einsichtsvollen Biedermanne werth; aber es konnte auch nicht fehlen, daß die Handlungen eines festen Charakters, der nur das Tüchtige wollte und gestattete, Eigenliebe verwundete und Beschränktheit und Eigennutz zu einem ohnmächtigen Widerstande aufreizte.

(Schluß folgt.)

*) Nach der portugiesischen, auch in Brasilien gültigen Sitte pflegt man häufig den väterlichen Namen noch die von mütterlicher Seite beizufügen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 217. 5 August 1829.

Das englische Zeitungswesen.

(Fortsetzung.)

Wie wie hören, wird das Verlagsrecht der Times auf 100,000—120,000 Pfund geschätzt; doch läßt sich so Etwas nicht genau bestimmen. Wahr ist, daß die Theilhaber schon einen jährlichen reinen Gewinn von 24,000 Pfund unter sich zu theilen hatten; folglich muß das Capital weit höher stehen. Es war eine Zeit lang gewöhnlich, daß man den Werth einer Zeitung so anschlug, daß die Actien sich in fünf oder sechs Jahren bezahlten; aber bei den zwei Hauptabendblättern sind dieselben so hoch angekauft worden, daß sie sich erst nach zwölf oder fünfzehn Jahren bezahlen. Der Morning Herald hat während der letzten acht Jahre seinen Absatz und die Zahl der Anzeigen unter der Leitung des jetzigen Haupteigenthümers gegen die frühere Zeit, da dieser noch nicht die Mehrzahl der Actien besaß, mehr als verfünffacht. Man darf unbedenklich annehmen, daß in den sieben Morgenblättern, welche jetzt in der Hauptstadt erscheinen, ein Capital von mehr als 250,000 Pfund Sterling steckt. Von den Abendblättern soll gegenwärtig der Globe den größten Absatz haben; wenigstens, sofern man den Eigenthümern glauben darf, die dieß behauptet haben, ohne daß ihnen widersprochen worden ist. Dieses Blatt wurde ursprünglich in Verbindung mit der nicht mehr existirenden „brittischen Presse" von einer Gesellschaft von Buchhändlern herausgegeben. Es verlor niemals, aber die Verluste an der brittischen Presse überwogen den Gewinn am Globe; daher ihn vor fünf Jahren, als sein Absatz gerade sehr niedrig stand, die Eigenthümer einer andern Abendzeitung — des Reisenden (Traveller) — ankauften und mit diesem vereinigten. In den letzten fünf Jahren wurden dem Globe nicht weniger als fünf andere Abendblätter einverleibt — der Staatsmann, der treue Britte (true Briton), herausgegeben von Lord Kenyon und einst sehr respectabel durch seine Opposition gegen die Strafbill wider die verstorbene Königin; die Abendchronik (Evening Chronicle) (von Buckingham angefangen), die Nation (eine ephemere Unternehmung (von Wooler) und der Argus (ein zweiter, gleich unglücklicher Versuch Buckinghams.) Wenn der Grundsatz: Vereinigung giebt Stärke, irgendwo sich bewähren soll, so muß er sich bei dem Globe bewähren; denn hier sehen wir eine Vereinigung — von sieben Blättern in eines. Der Globe trägt nach der letzten Dividende 50,000 Pfund. Der Courier noch mehr, denn wenn auch seine Abonnentenzahl geringer ist, so hat er mehr Avertissemens. Wie wir hören, wurden die Actien einmal so hoch verkauft, daß das ganze Capital seine 80 bis 90,000 Pfund werth war.

Die Sun hat in den letzten drei Jahren ihre Abonnentenzahl vervierfacht; wobei sie allerdings wie man sagt eine Welteauslage von 14000 Pfund gemacht hat. Sie versicht jetzt gleich dem Globe die liberalen Grundsätze und hat bedeutenden Einfluß gewonnen. Lord Kenyon soll in zwei Jahren an dem treuen Britten über 7000 Pfund und Murray an dem Repeesentative gegen 15000 Pfund verloren haben. Der treue Britte begann als wüthendes Orangeblatt, wurde in drei Monaten liberal und bekam ein großes Publikum. Jetzt nahm er wieder die Oeangefarbe an, trat unter eine andere Redaction und seine Abonnentenzahl fiel fast auf Null herab. Die Schwierigkeit ein Blatt in Aufnahme zu bringen, zeigte sich nirgend auffallender als bei dem Repeesentative. Ein thätigeres Personal von Parlaments-Referenten kannte man nie zuvor und in allen Stücken, außer dem Haupte, war Alles aufs Beste bestellt; allein er ward als ein Fahrzeug in die Welt gesandt, das ein tüchtiges Schiffsvolk hatte, aber unter undurchsonnenen, unerfahrenen Obern stand, welche es auf den Strand laufen ließen. Der brittische Reisende (Britsh Teaveller) hat gegenwärtig einen guten Absatz und wird tüchtig redigirt. Die Standard, im Sinn der hohen Kirche und der Regierung, hat sich gleichfalls unter geschickter Redaction so gehoben, daß sie jetzt als ein gemachtes Blatt zu betrachten ist; der Star aber kam so in Abnahme, daß man ihn selten mehr erwähnt findet. Das in den Abendblättern steckende Kapital beträgt nicht weniger als 150,000 Pfund, so daß die ganze Tagespresse ein Capital von 400,000 Pfund und mit Einschluß der Wochenblätter, und derjenigen, welche zwei und drei Mal die Woche erscheinen, ein Capital von wenigstens einer halben Million darstellt.

Die gegenwärtig erscheinende Wochenblätter sind: County Chronicle, Farmer's Journal, Weekly Atlas, Baldwin's County Herald, Dispatch, Examiner, Trade's Free Presse, Life in London, Sunday Times, New Sunday Times, Weekly Times, Age, Englishman, Sunday Monitor, Sunday Advertiser, Bells Messengee, Farmer's Chronicle, Spyour, Spectator, John Bull, News, Observer, Old Soldier, Weekly Courier; außerdem drei literarische Blätter, Athenäum, Literary Gazette und

Weekly Review; *) ein paar jueidische Zeitblätter und Cobbetts Register. Deei davon, die neue Sonntagszeitung, der alte Soldat und der Wochencoueier haben erst mit dem laufenden Jahr begonnen. Dee bei den Tagblättern beschäftigten Peesonen sind über sechshundert, und dee bei den Wochenblättern mit Einschluß der zwei und drei Mal wöchentlich erscheinenden mehe als fünfhundert, zusammen also über elfhunbeet; rechnen wie dazu die Personen, welche an den englischen Peovinzialblättern und den in Schottland und Jeeland eescheinenden Blätteen aebeiten, so können wie füglich im Ganzen 2700 annehmen. Bei jebee Moegenzeitung sind angestellt ein Rebaeteue, ein Unterrebaeteue, zehn bis vierzehn regelmäßige Reseeenten, mit einem Wochengehalt von vier bis sechs Guineen; dreißig bis fünf und vierzig Setzer, von beuen ein Theil, full hands genannt, d. l. solche, die den ganzen Tag arbeiten, einen Wochenlohn von 2 Pfund 8 Schilling dezieht, wäheend die Aushelfee (supernumeraries), die bloß einen bestimmten Theil (galley) setzen, 1 Pfund 3 Sch. 6 D. erhalten; ein oder zwei Correktoeen, von denen jedee 2½ bis 3½ Guineen wöchentlich verdient; ein Leseburich, welcher das Original laut lesen muß, wäheend dee Corrector seine Berichtigungen macht; ein Drucker, welchee 4—6 odee selbst 8 Guineen in bee Woche hat; und eine Anzahl Männee und Knaben, welche die Druckmaschine bedienen und das Papier wegnehmen, wenn es von dem Cylinder fällt; ein Verleger und ein Unterverlegee, zwei oder mehrere Schreibee in der Deuckeeei, welche die Inserate besorgen und die Rechnungen führen, Thürhüter, Laufjungen ic.

Dee Gehalt eines Redacteues bei einee Moegenzeitung beträgt 600—1000 Pfund jäheilich; und ein Unterredaeteur erhält 400—600 Pund. Wir hörten schon, daß eines der Hauptmoegenblätter außee 1000 Pfund füe den ersteu Rebacteur noch andere 1000 Pfund an solche, die nicht eegelmäßig angestellt sind, füe politische Aetikel bezahlte, um so eine gehöelge Mannchfaltigkeit von abgehandelten Gegenständen zu liefeen. Außee den eegelmäßigen Berichterstattern (reporters) der Zeitungen giebt es noch andere gelegentliche, oder Pfenningszeilenschreiber (Penny-a-line-men), welche für Intelligenzartikel einen nach der Linie festgesetzten Lohn von 1½ oder 1½ Penee eehalten. Sie sind bei keinem bestimmten Blatte angestellt. Die Gehalte der Hauptmorgenblättee an Redacteure, regelmäßige Reseeenten und sonstige Angestellten betragen wöchentlich nicht weniger als 180 Pfund; nimmt man hiezu die Auslagen für gelegentliche Berichte — fremde Blätter, Privateoreespondenz, so eegiebt sich eine wöchentliche Ausgabe von 250 Pfund. Wollte man sich sehr einschränken, so könnte man bei einem Tagsmorgenblatte mit wöchentlich 170 Pfund, odee mit noch weniger ausreichen; allein eine solche Sparsamkeit würde den Interessen des Blattes äußerst nachtheilig seyn. Die höchste Anzahl, welche die Eigenthümee eines neuen Tagblattes die eesten beiden Jahre abzusetzen hoffen dürfen, sind fünf bis sechshundeet Exemplare, und bei einee so geringen Circulation läßt sich auch nue auf eine sehr gerine Einnahme von Inseraten rechnen. Die Auslage füe Typen, Deuck, und andere voeläufige Anordnungen ist bedeutend; ein neues Blatt muß überdieß, um die Aufmeeksamkeit des Publicum gewinnen, ausschließlich eigene, ausgezeichnete Artikel geben, es theuer zu honoriren hat, und dahee muß es wöchentlich M aufwenden, als die beeeits gegründeten Blätter. Die tägli Kosten einer einzigen Numee von einee Morgenzeitung mache Pfund; und das Verhältniß dee täzlichen Ausgaben und Ein men ist bei 750 Exemplaeen folgendes:

	Pfund.
1½ Ries Papier	3
750 Stempel	10
Tägliche Auslagen für Redaction, Druck u. s. w.	42
	55

750 Exemplare in Bücher von 27 Bogen veetheilt, wie sie an Zeitungshändler zu 13 Schilling das Buch abgegeben werden, gen dem Eigenthümee 18 Pfund, also keine 2 Penee vom Bl über die Auslage für Stempel und Papier. Fügen wir zu di 18 Pfund noch ungefähr 5 odee 6 Pfund füe Anzeigen, so erg sich ein täglicher Verlust von 31 Pfund oder beinahe 200 Pf die Woche; wonach also bei einem unglücklichen Versuche in zer Zeit einige tausend Pfund weggeworfen sind. Der Gen einer Morgenzeitung reducirt sich bei wenigee als 5—6000 A nenten lediglich auf die Inserate; hat man aber einmal so viel A nenten, so wird ein solches Blatt bei einer vernünftigen Redac ein sehr vortheilhaftes Unternehmen. Der Hauptredacteur genau genommen Nichts zu thun, als einen oder zwei Hauptart zu liefern; die unmittelbare Leitung des Blattes überläßt ee d Unterredaeteue. So wichtig es indessen seyn mag, daß die Han aetikel gut geschrieben sind, so wichtig ist eine soegfältige, t volle Auswahl dee Masse des sonstigen Stoffes. Viele lesen Hauptaetikel nicht, bis sie sonst Nichts mehr zu lesen haben, füe solche ist leichter, gefälligee Ausdruck und Mannigfaltigkeit gl wesentlich.

Die Thätigkeit des Unterredactenes bei einer Morgenzeit beginnt um Mittag; wo er die dem Obernorgelegten Originair theilungen in die Druckerei giebt und jede Notiz, welche zu di Zeit bereits eingeschickt wird, durchgeht. Dann trifft er seine W wahl unter dem Stoffe der Provincialblätter, und wenn die Ab zeitungen ausgegeben sind, zieht er auch aus diesen das Brauchi aus, ordnet Alles für den Druck — und schreibt gelegentlich ei Original-Paragraphen über einen interessanten Gegenstand. diese Zeit bis zu der Zeit, wo Alles für den Druck fertig muß, d. l. bis 1, 2 oder 3 Uhr Morgens, durchmustert ee die schiedenen Berichte und Mittheilungen, welche einlaufen, wählt die tauglichen zue Aufnahme aus *). Das Geschäft des Ha redacteurs beginnt eigentlich erst mit dem Ausgeben dee Abblättee; er liest ihre Artikel und unterstützt obee widerlegt Argumente. Ee bleibt bis spät in die Nacht auf seinem Pos

*) Hat aufgehört. Dagegen erscheint das Hofjournal (court journal).

*) Da die Parlamentsreferenten und diejenigen, welche die höh Gerichtshöfe besuchen, Männer von Bildung und Rechtlich sind, auf die man sich verlassen darf, und die Zeit gewöhn nicht erlaubt, ihre Manuscripte zu durchlesen, so werden Berichte, wie sie eingehen, ohne Weiteres in den Druck sendet.

Digitized by Google

um die fremden Blätter, so wie sie einlaufen, zu kommentiren (wobei ihm gewöhnlich der Unterredacteur hilft) und in seinem Haupttitel die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen interessanten Punkt zu lenken. Während der Parlamentssitzungen muß er oft bis zwei oder drei Uhr Morgens in der Geschäftsstube bleiben; und eine solche Energie entwickelt die öffentliche Presse der Hauptstadt, daß nicht selten ein Artikel, der fast eine Colonne füllt, über einen vor einer oder zwei Stunden im Hause der Gemeinen discutirten Gegenstand um zwei Uhr Morgens auf dem Papiere steht.

(Fortsetzung folgt.)

Marquis von Barbacena.

(Schluß.)

Die Leidenschaften des Egoismus erhielten einen großen Spielraum, als im Februar 1821 eine verblendete Faction sich gegen die legitime Autorität des Königs Johann VI erhob, und die Cortes von Lissabon proklamirte, welche so eben zur Verfassung einer Constitution waren versammelt worden. Der Marschall stellte sich den aufrührischen Truppen entgegen, ohne sie durch Rath und Drohung von der gewählten Bahn zurückbringen zu können. Es kam zum Kampf, wobei mehrere Kartätschenschüsse den Haufen seiner Getreuen versprengten oder, wie ihm das Pferd, tödteten. Demnach entkam der Marschall, um auf dem Rathhause nochmals der revolutionären Versammlung die Thorheit vorzuhalten, die sie durch Beschwörung einer noch nicht existirenden Constitutionsakte begehen würde. Aber auch hier war sein Bemühen erfolglos, und nur seine Geistesgegenwart rettete ihn, so wie später bei einem Anfalle in seinem eigenen Hause. Als er daher die Sache des Königs in Bahia aufgeben mußte, reiste er nach Rio de Janeiro; doch auch hier war er schon zwei Tage nach seiner Ankunft Zeuge ähnlicher Unruhen, die selbst des Königs Gegenwart nicht beschwichtigen konnte. Ein neues Attentat gegen sein Leben im Theater reifte den Entschluß, während dieser stürmischen Periode sich dem Dienste des Vaterlandes in der Ferne zu widmen, und er reiste nach England. Hier ward er alsbald von Don Pedro, der nach der Rückreise seines Vaters nach Portugal die Zügel der Regierung übernommen hatte und darauf als Kaiser proclamirt worden war, beauftragt, diejenigen Negotiationen zu treiben, welche endlich die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal und die Anerkennung desselben als eines ganz selbständigen Kaiserthumes von allen Mächten zur Folge gehabt haben. Die Thätigkeit, Umsicht und Vaterlandsliebe des Marschalls, dem in diesen hochwichtigen Angelegenheiten kein persönliches Opfer zu schwer war, fanden dankbare Würdigung von Seiten seines Monarchen. Dieser belohnte ihn mit dem Titel eines Visconde, und einige Monate später (1825), als er nach Rio de Janeiro zurückkehrte, mit dem eines Marquis von Barbacena. Er ward Senator (Reichsrath), und übernahm das Portefeuille der Finanzen. Die Maßregeln, welche er in dieser Stelle ergriff, um den schwankenden Credit zu befestigen, die Gesetzvorschläge, welche er machte, sprechen eben so sehr für seine hellen Einsichten in die finanzielle Lage und in die wahren Bedürfnisse seines Vaterlandes, als für seinen Patriotismus. Der Kaiser schenkte ihm immer größeres Vertrauen, und sandte ihn, bei der bedenklichen Lage der Armee, welche gegen Buenos Ayres einen schon Jahre alten Kampf ohne Vortheil erneuerte, dorthin, um das Commando zu übernehmen. Eine Aktion in den Fluren von Rosario, acht Tage nach seiner Ankunft, geliefert, wobei der Feind Meister des Schlachtfeldes blieb, gab den Feinden Barbacena's — und wie sollte er deren nach einer so ausgezeichneten öffentlichen Laufbahn nicht haben? — Gelegenheit, ihn als Feldherrn in ein ungünstiges Licht zu stellen. Doch wem es bekannt ist, daß Barbacena die brasilianische Kriegsmacht sechstausend Mann stark, in einem sehr zerrütteten Zustande und fast ohne Cavallerie antraf, und daß ihn der zehntausend Mann starke Feind, der besonders viel Cavallerie besaß, zwang, in einer offenen Ebene eine Schlacht anzunehmen, der wird nicht den Ausgang jenes Treffens, sondern den des ganzen Feldzuges ins Auge fassen, und dieser war den brasilianischen Waffen günstig. Der Marschall hatte nämlich beim Rückzug eine solche Position genommen, daß der im Treffen bereits bedeutend geschwächte Feind ihn nicht nur keinen Schritt weit zu verfolgen wagte, sondern, unvermögend das errungene Schlachtfeld zu benützen, durch die drohende Stellung der Brasilianer veranlaßt wurde, die Provinz von Rio Grande, welche er mit seinen flüchtigen Haufen überzogen und in mehreren Manifesten bereits als Theil der Republik erklärt hatte, gänzlich zu räumen, und sich auf sein eigenes Gebiet zurückzuziehen. Von dieser kriegerischen Unternehmung aus ward der Marquis berufen, von Neuem diplomatische Geschäfte in Europa zu übernehmen, wohin er im Herbste 1827 gelangte. Von welcher Natur diese Geschäfte waren, wissen wir nicht, nur soviel ist uns bekannt, daß, als er sofort nach Rio de Janeiro zurückkehrte, ihm das Geleit der jungen Königin von Portugal Donna Maria da Gloria anvertraut wurde. Es ist bekannt, daß er mit Ihr nach Europa kam; und seit der Anwesenheit dieser Fürstin in England ist der edle Marquis für die Interessen jenes jugendlichen gekrönten Hauptes thätig gewesen, welches mit Recht die Theilnahme von ganz Europa gewonnen hat. Noch haben wir die ganze Correspondenz zwischen dem Marquis und dem großbritannischen Ministerium nicht gelesen, aber was davon vorliegt, reicht hin, um uns ein Bild von dem Talente und von der Ergebenheit desselben an die Sache seines erhabenen Souveräns zu geben.

Diese kurze Skizze von dem öffentlichen Leben des Marquez da Barbacena, in welch' ausgedehnte Kreise von Wirksamkeit läßt sie uns blicken! Ein Staatsdiener, der in drei Welttheilen gebietet, der im Sagum oder in der Toga bereits siebenmal die Linie passirt hat! Die großen ökonomischen Interessen seines Hauses, welche vielleicht Andere bestimmt haben würden, sich dem öffentlichen Dienste zu entziehen, hat er mit der großmüthigsten Uneigennützigkeit seiner Vaterlandsliebe zum Opfer gebracht, und seine Theilnahme am Werk der Unabhängigkeit Brasiliens sichert ihm die Dankbarkeit seiner Landsleute. Aber auch andere Bürgertugenden, der Verwandt, welche ihm unsere Dankbarkeit zuerkennt, hat sich der edle Marquis in seinem Vaterlande erworben. Im Besitze eines großen Vermögens ist er stets eifriger Ermunterer von industriellen Unternehmungen gewesen. Die Einführung schwedischer Sagemühlen, Verbesserung in der Fabrikation des Zuckers und des Zuckerbranntweins, welche von seinen Gütern aus als gute Beispiele vorangeleuchtet, haben wesentlich zur

Aufnahme der inländischen Industrie beigetragen. Die Dampfmaschinen in Anwendung auf mancherlei Gewerke, die Dampfschifffahrt zwischen Bahia und den größern maritimen Ortschaften der Provinz wurde von ihm eingeleitet und durch Zuschuß großer Capitalien möglich gemacht. Viele Ansiedler auf dem Lande und andere Unternehmer in der Stadt fanden an ihm einen großmüthigen Unterstützer; so leben gegenwärtig auf seinen Ländereien und unter seinem Schutze mehrere deutsche Familien. Einen sehr großen Dienst erwies Barbacena dem Vaterlande durch die Einführung der Vaccination (1804). Da der erste Impfstoff, den er erhielt, nicht anschlug, so sandte er zwölf Kinder mit einem Chirurgen von Bahia aus auf seine Kosten nach Lissabon. Auf diesem Wege verbreitete sich in kurzer Zeit die Vaccination durch ganz Brasilien. Da dieß Land oft von der Blatternseuche verheert worden ist, so konnte der edle Marquis mit Recht auf das Geschenk stolz seyn, welches er seinem Vaterlande mit der heilbringenden Erfindung Jenner's gemacht hat, und es ist uns versichert worden, er habe in seinem Testamente anbefohlen, daß man einst auf seinen Grabstein die einfachen Worte setze: „Hier liegt Barbacena, der die Vaccination zuerst nach Brasilien brachte." Um einen noch uncivilisirten Indianerstamm, die Camacans in Ilheos allmählich zu nützlichen Negern umzubilden, hat Barbacena großentheils auf eigene Kosten ein Dorf, St. Pedro de Alcantara, anlegen lassen, was sie unter Aufsicht eines italienischen Capuciners, der ebenfalls vorzüglich von jenem Vaterlandsfreunde unterhalten wird, vereinigt worden sind. Eine große und kostspielige Unternehmung auf Antrag des Marquis und zum Theil auf seine Kosten ausgeführt ist die vom Prinz von Neuwied bereiste Minasstraße, welche von der Meeresküste 40 Meilen landeinwärts durch dichte Urwälder bis in die bewohnten Districte von Minas Geraës gebahnt wurde, um eine directe Verbindung zwischen diesen Gegenden herzustellen, vorzüglich aber, um das in Minas gezogene Schlachtvieh auf geeignetem Wege nach Bahia zu bringen, welches hieran oft Mangel litt. Auch wissenschaftlichen Unternehmungen ist die Thätigkeit dieses ausgezeichneten Patrioten nicht fremd geblieben; so hat er mehrere Gegenden im Innern der Provinz v. Bahia geographisch aufnehmen lassen, und einen Theil der Küsten dieser Provinz selbst aufgenommen. Die in Bahia gegründete Stadtbibliothek ist von ihm großmüthig bereichert worden; so wie auch das neuerlich erbaute Börsengebäude und das Findelhaus sich seiner Unterstützung erfreuten.

An alle diese rühmlichen Handlungen eines edlen, auf Großes und der Menschheit Ersprießliches gerichteten Charakters schließt sich nun auch die wohlthätige Stiftung an, wodurch Marquis Barbacena unter uns das Gedächtniß eines allen Freunden des Vaterlandes hoch erfreulichen Ereignisses feiert. Fromme Wünsche geleiten ihn über den Ocean.

Der Krieg auf Java.

Ueber den Krieg, der noch immer mit abwechselndem Glück zwischen den Niederländern und ihren empörten Unterthanen auf der Insel Java geführt wird, erhalten wir durch die niederländischen Blätter nur sehr unzureichende Auskunft; in jedem Zusammentreffen werden die Rebellen mit großem Blutvergießen geschlagen und dennoch bleiben ihrer beständig nach genug übrig, um sich auf's Neue schlagen zu lassen. In einem vor Kurzem erschienenen Werkchen „Ostindische Kriege, von dem Major Bermenlen Krieger" (Oostindische Oorlogen, Breda, 1829. 8.) erwarteten wir vergebens wichtigere Aufschlüsse. Das Ganze ist Nichts als eine Sammlung von Bemerkungen über die Bewaffnung, Kriegslisten und Vertheidigungsmittel der Malaien, wie der Verfasser dieselben während eines dreijährigen Aufenthaltes in dem ostindischen Archipel kennen lernte, die für dienstleistende Offiziere allerdings nicht ohne Nutzen seyn mag, die Völkerkunde indessen eben nicht wesentlich bereichert und nicht einmal von der gegenwärtigen Lage der Dinge in diesen Gegenden einen Begriff giebt. Noch immer bleibt das Genaueste, was in dieser Beziehung bekannt geworden ist, der Aufsatz, den wir zum Theil aus handschriftlichen Quellen in Nr. 77 ff. des Auslandes vom v. J. lieferten.

Grenzen des Flämischen und Französischen in Belgien.

Vielfach versucht man in Brüssel die Sonderung der südlichen und nördlichen Provinzen nicht blos als eine durch den Unterschied der Confessionen herbeigeführte, sondern im ursprünglichen Nationalcharakter begründete darzustellen, indem man behauptet, daß die allgemeine Volkssprache der ersteren das Französische sey. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß in den größeren Städten und namentlich in Brüssel diese Sprache seit der französischen Eroberung sehr um sich gegriffen haben mag, auf dem flachen Lande hat sie indessen nicht einen Fuß breit Boden gewonnen. Wie der ardenner Wald im Luxemburgischen das Hochdeutsche, so scheidet der Soniendasch (bois de Soignes) in Südbrabant noch heut zu Tage wie vor 600 Jahren das Flämische von dem Französischen. Vergl. Letteroefeningen, voor Juli 1829 S. 492 ff.

Statistik von Paris.

Den neuesten Berechnungen zu Folge umfaßt die ganze Oberfläche von Paris einen Raum von 34,396,800 □Mètres oder 344,958 Hectares; der Umfang der äußeren Boulevards über 5½ Lieues; die Durchschnittslinie des Meridians von N nach S — durch die Sternwarte gezogen — hat eine Länge von 5,505 Mètres; die Perpendikulare von O nach W — wenn man von der Barrière von Charonne zu der Barrière des Bons-Hommes geht, eine Länge von 7,809 Mètres. Eintheilung in: 12 Arrondissemens oder Mairien, 48 Stadtviertel, 1111 Straßen, 110 Sackgäßchen, 127 Gäßchen, 129 Durchgänge, 75 Plätze, 33 Quais, 16 Brücken, 58 Barrièren, 22 Boulevards; — 8 Paläste, 600 Hôtels mit Höfen oder Gärten, 27,900 Häuser, 9,800 Schenken u. a. Orte zum Verkauf von Lebensmitteln, 22 Märkte, 11 Kaufhäuser (halles), 2 Hauptkirchen, 12 Pfarrkirchen, 27 Hülfskirchen, 38 Nonnenklöster u. a. religiöse Gemeinschaften, 15 Bibliotheken, 5 königliche Collegien, 23 königliche Schulen und Gelehrten-Gesellschaften, 262 Erziehungsanstalten, 24 Theater, 4 öffentliche Gärten, 84 Casernen, 10 Gefängnisse, 5 Kirchhöfe.

Moniteur.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 218. 6 August 1829.

Rechenschaftsbericht der schwedischen Regierung an die Generalstaaten über den Staatshaushalt des Königreichs *).

Wenn man von der Regierung auf das Volk schließen darf, so gehört Schweden zu den civilisirtesten Ländern Europas. Der vorliegende Bericht umfaßt fünf Jahre, d. h. die Periode zwischen der vorletzten und der letzten Zusammenkunft der Generalstaaten. Aber welcher Gewinn von Resultaten, welche Masse von wohlthätigen Einflüssen auf die Entwickelung des geistigen, sittlichen und bürgerlichen Lebens drängt sich in diesem kurzen Zeitraume zusammen. Mit dem Bewußtseyn eines Hausvaters, der für das Wohl seiner Familie unablässig arbeitet, tritt König Karl Johann vor die Stellvertreter der Nation, zu deren Leitung ihn die Vorsehung berufen hat. Eine solche Regierung braucht die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen, ja sie findet darin die schönste Belohnung ihrer Thätigkeit und das festeste Bindungsmittel zwischen Fürst und Volk. Es giebt keine bessern Beweise zu Gunsten der constitutionellen Monarchie als diese Rechenschaftsberichte.

I. Verträge mit dem Auslande.

Eine Reihe von Traktaten, welche Schweden in der oben angeführten Zeit mit verschiedenen Nationen abschloß, beurkunden die aufgeklärten Ansichten der Regierung in Bezug auf den ersten Gegenstand des Nationalwohls — den Handel. Die meisten Handelsverhältnisse sind so viel als möglich auf den Fuß der Gegenseitigkeit gestellt worden: so mit Großbritannien durch den Vertrag vom 18 März 1826, nach welchem schwedische und norwegische Schiffe in Großbritannien und Irland, und umgekehrt englische in den Häfen von Schweden und Norwegen keinen höheren Gebühren unterliegen sollen, als einheimische; so mit Dänemark durch den Vertrag vom 2 November 1826, welcher keine Beschränkung enthält, als daß er die directe Einfuhr von Salz und chinesischen Artikeln, die jenseits des Caps geladen worden sind, auf dänischen Schiffen in Schweden und auf schwedischen in Dänemark untersagt; so mit Preußen durch den Vertrag vom 14 März 1827, und mit den Vereinigten Staaten von Nordamerica *) durch den Vertrag vom 4 Juli 1827, in welchen beiden Verträgen auf das Productplacat oder den Heimatschein wechselseitig verzichtet, und der Grundsatz der Gegenseitigkeit unbedingt festgestellt worden ist; so mit Rußland durch den Vertrag vom 26 Februar 1828, welcher zwar den Verkehr zwischen Finland und Schweden durch einen besondern Tarif reguirt, weil die Produkte Finlands gerade solche Gegenstände des ersten Bedarfs sind, die jedes Land selbst hervorbringen muß, wenn es nicht in einer lästigen Abhängigkeit vom Auslande bleiben soll, hingegen für den Verkehr mit Rußland die erweiterte Basis gegenseitiger Handelsfreiheit ohne Rücksicht auf das Productplacat annimmt. Was die Niederlande betrifft, so sind die Verhältnisse noch provisorisch. Der König von Schweden, welcher seinen Schiffern den Vortheil verschaffen wollte, auch andere als schwedische Erzeugnisse in den niederländischen Häfen einzuführen, hatte die Wirkung des Productplacats bis auf Weiteres in Bezug auf die Niederlande aufgehoben. Wirklich bewilligte auch die niederländische Regierung durch ein Gesetz vom 21 December 1827 dem schwedischen Handel entsprechende Vortheile; aber der letzte niederländische Tarif enthält wieder Bestimmungen, die zu Reclamationen von Seiten Schwedens Anlaß gegeben haben. Der mit der ottomannischen Pforte unterm 28 Mai 1827 unterzeichnete Tractat sichert Schweden die freie Schifffahrt des schwarzen Meeres, zu gleicher Zeit war man über einen Tarif wegen der in den türkischen Häfen zu entrichtenden Ein- und Ausfuhrgebühren übereingekommen; die Kriegsereignisse haben jedoch die Vollziehung dieses Vertrags bis jetzt hinausgeschoben. Endlich gegen den Kirchenstaat den Grundsatz der Wechselseitigkeit auszusprechen, sah sich Schweden veranlaßt durch einen Beschluß des Pabstes, der den Handelsschiffen aller Nationen gleiche Rechte einräumte.

Außer diesen Handelstraktaten hat Schweden mehrere Verträge andrer Art eingegangen; unterm 6 November 1824 hat es sich gegen England zur Abschaffung des Sclavenhandels verpflichtet; unterm 16 Juli desselben Jahrs hat es mit Rußland die finnischen Angelegenheiten in der Art geordnet, daß alle Forderungen der schwedischen Krone an Finland und um-

*) *Exposé de l'administration du Royaume, depuis la dernière Diète, donné au château de Stockholm, à la salle des Etats du Royaume, le 15 Novembre 1828.* Stockholm, chez *H. A. Nordstrom*, 1828. 1re partie 32 pag. 11de partie 64 pag. 4.

*) Ein königliches Decret vom 11 Februar 1824 hatte die Gebühren von americanischen Schiffen mit westindischen Waaren auf ½ herabgesetzt.

gekehrt Finlands an Schweden für ewige Zeiten erloschen seyn, Schweden jedoch als Entschädigung 150,000 Rthlr. ausgezahlt werden sollten; zwei andere Conventionen mit Rußland bestimmten die wechselseitige Auslieferung von Verbrechern und Vagabunden, so wie die Aufhebung des Abzugsrechts; Conventionen in letzter Beziehung kamen auch mit Preussen und den Niederlanden zu Stande; eine andere Convention mit den Niederlanden betraf die gegenseitige Auslieferung von flüchtigen Matrosen; eine Convention mit Preussen die Veränderung der Packetbootscommunication, die, statt früher über Ystad und Stralsund, nun über Ystad und Greifswald Statt findet.

II. Kirchen- und Schulwesen.

Die Sorgfalt der Regierung war eben so sehr darauf gerichtet, die Verfassung der Kirche und die Lage der Diener derselben zu verbessern, als den wohlthätigen Einflüssen des religiösen Unterrichts eine größere Verbreitung zu geben. Eine von dem Könige ernannte Commission hatte ihre Aufgabe, ein neues Evangelienbuch auszuarbeiten, bereits vor mehreren Jahren soweit erledigt, daß der gedruckte Entwurf dem vorigen Landtage zur Begutachtung vorgelegt werden konnte; da sich aber inzwischen verschiedene Ansichten erhoben, so hat der König, um der öffentlichen Meinung Zeit zu lassen, sich in einer so wichtigen Sache ein festes Urtheil zu bilden, beschlossen, daß das ältere Evangelienbuch bis auf Weiteres beizubehalten sey. Eine zweite Commission, welche mit einer neuen Uebersetzung der heiligen Schrift beauftragt ist, rückt in ihren Arbeiten rasch vorwärts. Die evangelischen und Bibelgesellschaften setzen ihre Bemühungen, das Volk mit der Bibel und andern das Christenthum und die Sittlichkeit fördernden Schriften bekannt zu machen, mit rühmlichem Eifer und entschiedenem Erfolge fort. Durch ein an die Consistorien erlassenes Circular vom 4 Februar 1824 legte der König allen diesen Stellen die Pflicht auf, darüber zu wachen, daß alle Mitglieder der Kirche ihre Schuldigkeit thun. Die in Folge dessen von Zeit zu Zeit eingelaufenen Berichte zeugen von dem guten Zustande des Kirchen- und Pfarrwesens, so wie von dem würdigen und aufgeklärten Benehmen der Geistlichkeit. Da der Landtag auf eine Revision des geistlichen Gesetzbuches vom Jahre 1686 und der darauf bezüglichen spätern Verordnungen, namentlich auf eine Einstellung der den Consistorien zuertheilten richterlichen Funktionen, so wie auf die Zuweisung gewisser Verwaltungsbefugnisse an die Bischöfe angetragen hatte; so ernannte der König zu diesem Geschäfte drei des kanonischen Rechts kundige Geistliche. Der von ihnen vorgelegte Entwurf ist bereits im Druck erschienen. Ihrer besondern Aufmerksamkeit würdigte die Regierung die kirchlichen Angelegenheiten von Lappland: eine Uebersetzung des Katechismus in die finnische und lappländische Sprache, ein Reglement für die Verwaltung der lappländischen Kirchengüter ist davon ein Beweis. Die häufige große Entfernung der Filialkirchen von der Mutterkirche, welche zur Folge hatte, daß die Gemeinden, zumal in den nördlichen Provinzen, der Seelsorge nur in sehr mangelhafter Weise theilhaftig werden konnten, machte die Theilung mancher Pfarreien und die Trennung ihrer Bauernhöfe (hemman) nothwendig; in dieser Beziehung genehmigte der König nicht nur die gewünschten Veränderungen, sondern er bewilligte auch nach Befinden der Umstände Beiträge zur Wiederherstellung alter und zum Bau neuer Kirchen oder die Erlaubniß zu Collekten.

Zu den Verbesserungen im Schulwesen gehört vor Allem die Einführung des wechselseitigen Unterrichts, wo die Lokalitäten dieß erlaubten. Bei der Anstellung von Schullehrern wurden vorzugsweise solche berücksichtigt, welche sich in dieser Methode des Unterrichts Kenntnisse erworben hatten. Der König hat durch den im Jahre 1812 gebildeten Erziehungsrath einen vollständigen Plan zur Gründung von Elementarschulen im ganzen Reiche entwerfen lassen, der nun im Zusammenhange mit einer Organisation der Bildungsanstalten überhaupt demnächst berathen werden soll; eine Anzahl theils stehender, theils wandernder Schulen ist indessen durch den patriotisch-christlichen Sinn von verschiedenen Gemeinden und Einzelnen bereits gestiftet worden, und Se. Majestät hat nicht nur solche Stiftungen durch Anweisungen auf den Reservefond der Kirchenzehnden ꝛc., sondern auch durch beträchtliche Zuschüsse aus Ihrer Privatkasse unterstützt. Die stockholmer Gesellschaft für wechselseitigen Unterricht, welche sich die Bildung tüchtiger Lehrer für den Volksunterricht angelegen seyn läßt, und darüber jährliche Berichte herausgiebt, hat der König mit einer jährlichen Summe von 2000 Rthlr. bedacht. Die Vorschläge der Provinzialschulinspectoren, die im Jahre 1824 in der Hauptstadt versammelt waren, sind einem besondern Ausschusse zur Begutachtung übergeben worden.

Um endlich die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob die Unterrichtsmethode nach der Ordnung der Materien (ämneslösning) vor der in abgesonderten Classen den Vorzug verdiene, wurde eine Elementarschule nach jenem System auf Staatskosten in Stockholm gegründet. Alle Wünsche, welche an den König gelangten, sey es, daß sie die Erbauung neuer Häuser für Gymnasien und Bibliotheken; die Anstellung neuer Lehrer z. B. für Naturgeschichte, Turnkunst ꝛc. betrafen, wurden, wo es ohne Beschwerde für den öffentlichen Schatz geschehen konnte, berücksichtigt. Eine passende Vertheilung der in die Diöcesankassen von erledigten Pfarreien fließenden Ersparnisse wurde zu dem Ende angeordnet. Außer den in Stockholm und auf der Insel Gothland neu errichteten Gymnasien genehmigte der König unterm 24 März 1824 eines für die Diöcese Lund in der Stadt Söllvitsborg. Eine Erhöhung der Besoldungen auf der Universität Lund ließ sich dadurch erzielen, daß jeder Professor, der ein Pfarrei als Prädende bekommt, angehalten wird, ein bestimmtes Quantum Früchte in den allgemeinen Besoldungsfond zu liefern *). Ueberhaupt hat der König sich's zum Grundsatz gemacht, bei jeder Gelegenheit ausgezeichnete Talente aufzumuntern, und daher Besoldungszulagen, Beförderungen, Geldbewilligungen zu wissenschaftlichen Reisen in's Ausland nicht gespart. Im Jahre 1823 hatten die Generalstaaten die Bitte um Untersuchung des militärischen Unterrichtswesens gestellt

*) Die Einkünfte der medicinisch-theologischen Pfarren der Universitäten Upsal und Lund erlitten indeß auf Antrag der Generalstaaten eine Herabsetzung von 5000 auf 2000 Rthlr.

Digitized by Google

Der König nahm davon Veranlassung, einen aus den aufgeklärtesten Männern der Nation zusammengesetzten Ausschuß für das gesammte Unterrichtswesen niederzusetzen, bei welchen der Kronprinz als Kanzler von Upsal und Lund das Präsidium führt. Von diesem Ausschusse, dessen Bericht wahrscheinlich in diesem Augenblicke bereits gedruckt ist, erwartet Schweden durchgreifende Reformen.

Das Hof-Journal.

Holdernesse-House.

(Fortsetzung.)

Ein kleiner Corridor zur linken Seite, der zu einer besonderen Treppe leitet und von einem köstlich gemahlten Fenster beleuchtet wird, führt ins erste Assembleezimmer. Die Decken dieses so wie des vorhinerwähnten Zimmers sind sehr schön im italienischen Stile von einem Künstler ausgemalt, der zu diesem Zwecke aus Italien berufen wurde. Sie sind durch breite Streifen weißer und vergoldeter Arbeiten en relief in Felder getheilt, welche mit Früchten und Blumengewinden in den lebhaftesten und, man darf sagen, prächtigsten Farben ausgefüllt sind. Die Verhänge sind vom reichsten blauen und weißen Damast; die Stühle prangen mit vergoldetem Schnitzwerk; zu beiden Seiten des Kamins und an den Pfeilern zwischen den Fenstern stehen Etageres, mit Bronze und Schildpat ausgelegt, von wenigstens sechs Fuß Höhe. Diese drei Behältnisse sind eigentlich bestimmt, zusammengestellt ein einziges großes Meubel auszumachen; aber dann würden sie einen Raum von wenigstens zwanzig Fuß einnehmen. Eine andere prächtigere Etagere steht den Fenstern gegenüber; ihr mittleres Feld besteht aus einem schönen Stücke pietra dura. In diesen Etageres finden sich in zahlloser Mannifaltigkeit herrliche Vasen von altem und neuem chinesischen Porzellan aufgestellt, desgleichen eine unendliche Menge von anderm schönem Porzellan, größtentheils, wie wir glauben, aus den Fabriken Wiens. Auf einer Marmortafel in der Mitte des Saales steht eine gleiche Vase aus denselben Fabriken mit dem vortrefflich in Miniatur gemahlten Porträt des Marquis (als Lord Steward). Oberhalb des Kamins, der von weißem Marmor ist, hängt in Lebensgröße jenes bewundernswürdige Bild des Herzogs von Wellington, bald nach dem Ende des Krieges auf der Halbinsel von Thomas Lawrence gemalt. Die gebieterische Würde des Kopfes, die schöne charakteristische Einfachheit des Ausdruckes, der Haltung und der prächtige Hintergrund, der eben so voll Poesie als großartig gedacht ist — Wolkenmassen scheinen von dem Glanze der Abendsonne beleuchtet sich hinweg zu ziehen — machen dieß Gemälde zu einem der schönsten, die jemals aus der Hand dieses Künstlers hervorgegangen sind. Zwei andere Gemälde vom Pinsel desselben Meisters hängen in diesem Zimmer: die Lady Londonderry in halber Lebensgröße (der Ausdruck des Kopfes, dieser Blick voll heiteren sanften Schmachtens, ist dem Original getreu und glücklicher aufgefaßt, als in einem seitdem gemalten prächtigen Bild in Lebensgröße); dann das kleine liebliche Bild ihres Kindes, des Lord Seaham: beide wurden vor einigen Jahren in Sommerset-House verfertigt. Zwei Tischplatten von pietra dura und zwei reiche antike Etageres aus Agat, Jaspis, Lapis Lazuli u. s. w. zusammengesetzt, machen die übrigen Dekorationen dieses Saales aus.

Zunächst gelangt man in den großen Gesellschafts-Saal, der etwa vierzig oder fünfzig Fuß in der Länge mißt; die Decke ist in ähnlichem Style, wie die vorigen Zimmer, gemalt, nur noch reicher und zierlicher. Die Tapeten sind von dunkelcarmosinrothem Sammet; die Vorhänge an den Fenstern und die Drapperie von bernsteinfarbiger Seide; die Sofa's und Sessel mit vergoldetem Schnitzwerk geziert und mit indischer und chinesischer Seide überzogen, die Tadourets mit carmosinrothem Sammt. In der Mitte des Saals steht auf einem Piedestal von vergoldetem Schnitzwerk ein Mosaikgemählde, dessen mittleres Feld eine Copie von Guido's Aurora bildet, ausgezeichnet durch Farbenschönheit und Treue. Zu beiden Seiten des Kamins stehen zwei glänzende Etageres, in welchen eine Menge schöner Vasen und Porzellanarbeiten aus Dresden, Nevres und Wien aufgestellt sind. Wir dürfen nicht zu erwähnen vergessen, daß die Etageren sowohl in diesem Saale, wie in dem vorhergegangenen, einst in den königlichen Gemächern zu Versailles standen und von dem Lord Londonderry zu einem ungeheuren Preise erkauft wurden; späterhin bildeten sie einen Theil der Geräthschaften in dem Hotel des Lords zu Wien, als er dort als englischer Gesandter war; von da wurden sie nach England gebracht. Der Spiegel über dem Kamine besteht aus einer einzigen gigantischen Glasplatte in einem prächtigen Rahmen von Schnitzwerk; zwei bronzene Modelle von der Säule Trajans und Antonins stehen auf dem Kamin-Vorsprunge u. s. w.

Aber alle Herrlichkeiten dieses Saales werden von der Schönheit und dem Werthe der darin befindlichen Gemälde verdunkelt; es sind deren sieben an der Zahl, klarer bewunderungswürdige Stücke aus den italienischen Schulen, und zwei derselben, die ihres Gleichen nicht in der Welt haben — wir meinen die weltberühmten Correggio's. Die Erwerbung dieser beiden Gemälde durch einen englischen Edelmann bildet eine Epoche in der Kunstgeschichte Englands; und ihre Geschichte so wie die Art und Weise, wie sie zum Nationalschatze wurden (denn obgleich das Eigenthum eines Privatmannes können sie doch als solcher betrachtet werden) ist eben so seltsam als merkwürdig. Das „Ecce Homo" z. B. ist dasselbe berühmte Bild, daß sich einst im Besitz des Prinzen Colonna befand und als unveräußerlich dem Fideikommiß dieser großen Familie beigezählt wurde; später kam es in die Gallerie Borghese und gelangte endlich, wir wissen nicht wie, in den Besitz des Königs von Spanien. Der andere Correggio „die Erziehung Amor's" war vor Zeiten in England in der Sammlung Karls I, der es aus Italien an sich gebracht hatte. Auf Befehl des Parlaments wurde es mit seinen übrigen Kunstschätzen versteigert und von dem Sohne des furchtbaren Herzogs von Alba erkauft, der einen eigenen Agenten aus den Niederlanden mit dem bestimmten Auftrage, es zu ersiehen, sendete und dafür tausend Pf. St. — eine damals ungeheure Summe — bezahlte. So gelangte es nach Spanien und zuletzt in die königliche Sammlung zu Madrid. Murat bemächtigte sich dieser beiden wundervollen Gemälde und brachte sie nach Neapel. Nach seiner Flucht

Digitized by Google

und seinem Sturze flüchtete sie seine Gemahlin unter dem besondern Schutze des Fürsten Metternich nach Wien, wo sie eine Zeitlang in ihrer Residenz zu Föhrsdorf, nahe bei Wien, aufgestellt blieben.

Während des Congresses zu Wien kam der Baron Macdonald als der akkredirte Agent der Königin Murat dahin mit dem Auftrage, ihre Gemälde zu verkaufen, und zwar, wie man vorgab, um ihren Sohn Achilles Murat in Amerika zu unterstützen. Der Fürst Metternich und Andere drangen in den Kaiser von Oesterreich, zwei so anerkannte Kunstwunder nicht aus seinem Reiche entführen zu lassen; aber der Kaiser, welcher als der frommste und sparsamste Fürst bekannt ist, aber die Vorliebe seines Canzlers für Kunstgegenstände nicht theilt, zeigte sich nicht geneigt in die Ansichten desselben einzugehen.

Hierauf trat Hr. Tatischeff, der Gesandte Rußland, in Unterhandlung mit Macdonald; und da er diese Gemälde für seinen Kaiser zu erwerben wünschte, so verschaffte er sich eine von dem Fürsten von Metternich unterzeichnete Vollmacht, die Gemälde aus Deutschland hinwegführen zu dürfen. Nun, außer aller Besorgniß vor einem andern künftigen Mitbewerber, ging er ganz in dem gutmüthigen Geiste eines russischen Diplomaten zu Werke. Er suchte Einwendungen hervor, zog die Sache in die Länge und hielt es für ausgemacht, die Correggio's auch ohne die übrige Sammlung, die zugleich mit in den Kauf gegeben werden sollte, und zwar so wohlfeil als möglich erhalten zu können. Der Marquis von Landonderry, damals noch Lord Stewart, hörte von dem Gang dieser Verhandlungen. Der Gedanke an den Ruhm, für sein Vaterland zwei Gemälde gewinnen zu können, denen sich kein andres zur Seite stellen dürfte, befügelte seinen Entschluß. Ohne jedoch seine Absicht durchblicken zu lassen, ging er zum Fürsten Metternich und stellte ihm vor, die Erlaubniß, die Gemälde aus Deutschland ausführen zu dürfen, müsse eben so gut auf ihn, als brittischen Gesandten, als auf Tatischeff, ausgedehnt werden. Der Fürst, der nicht ahnte, daß irgend Jemand, wenn nicht ein gekrönter Haupt, nach dem Besitze dieser Meisterwerke seine Hand auszustrecken wagen dürfte, geschweige denn, daß ein brittischer Unterthan mit einem Souverän in Geschmack, Geist und Aufwand wetteifern könnte; gab die Erlaubniß ohne Bedenken. Von dieser Seite sicher gestellt ging Lord Stewart unverzüglich zu Mardonald, schloß den Kauf der ganzen Sammlung um eine Summe, die uns zu nennen nicht erlaubt ist, schickte eben so schnell einen Courrier mit Metternichs schriftlicher Vollmacht nach Wien — und schon waren die Gemälde im Haag und nach England eingeschifft, bevor noch der Kaiser Alexander oder sein Minister Tatischeff Etwas von dem Verlauf der ganzen Sache erfahren hatten.

Lord Londonderry gab mir einen ausgezeichneteren Beweis von seinem diplomatischen Talente, als bei dieser Gelegenheit, wenigstens seinen, wofür ihm die Nachwelt so dankbar seyn wird, obgleich andere Ergebnisse seines Lebens mit größerem Geräusche in der Welt ausgegangen sind. Niemand, der die beiden Gemälde gesehen hat, wird uns eines übertriebenen Enthusiasmus zeihen. Andern mag das Gesagte einen Begriff von ihrem Werthe und ihrer Berühmtheit geben; aber wie wäre es möglich auch nur den leisesten Abglanz ihrer vollendeten Schönheit in Worten auszudrücken? Sie besitzen alle bezaubernden Eigenthümlichkeiten jenes Meisters — alle Korrektheit Correggio's — oder um nicht mit einem entweichenden Wortspiele davon zu reden — alle seine Anmuth und Zartheit, sein tiefes Gefühl, seine Poesie in Entwurf, seine Harmonie in der Farbengebung, sein magisches Helldunkel, seine Weichheit und durchsichtige Vollendung in der Ausführung. In diesem „Ecce Homo" ist der Ausdruck des Leidens durch die sanfteste Güte und Ergebung so gemildert, daß sein Anblick nicht zu schmerzlich rührt, und in dem Kopf der ohnmächtigen Jungfrau ist das Hinsterben der Sinne, die unter der Last einer lautlosen Angst erdrückt werden, mit der größten Erhabenheit und Zartheit ausgesprochen. Die Größe dieses Bildes beträgt 5′ 3″ Höhe und 2′ 8″ Breite.

(Fortsetzung folgt.)

Ausfuhr und Einfuhr von China.

Ausfuhr		
nach den V. St. von America . .	7,650.938	Dollars.
Europa	684,856	—
Südamerica, Manilla ꝛc. . . .	416.708	—
Gesammtausfuhr	8,752,502	—
Einfuhr	7,776,201	—
Balance zu Gunsten China's . . .	970,201	—

Von den Ausfuhren betrage der Artikel Thee allein über die Hälfte:

Für die V. St.	3,957,408	Dollars.
Europa	500,784	—
Südamerica	18,596	—
im Ganzen	4,485,788	—

Plünderung von Buschir in Persien.

Ungeachtet der regelmäßigen Truppen, welche der gegenwärtige Schah von Persien in dem letzten Kriege den Russen entgegenstellen konnte, ist sein Reich doch nichts weniger, als ein nach europäischen Begriffen der Ordnung eingerichteter Staat. Einen neuen Beweis der willkürlichen Gewalt, die jeder kleine Fürst von einer ihrer kriegerischen Horden übt, welche diese Steppen durchstreifen, erhalten wir soeben wieder durch die Nachricht, daß im November des v. J. Buschir, der Stapelplatz des gesammten persisch-indischen Handels, unter Begünstigung des Prinzen Timur, eines Sohnes des Kranpelnzen, von einem mißvergnügten Häuptling, Namens Schik Ahmed des Nachts überfallen, eingenommen und geplündert worden ist. Abdul Rossul, der erbliche Scheik, entfloh mit seiner Familie in einem arabischen Schiffe. Das britische Consulat wurde von beiden Parteien als neutral betrachtet, und blieb daher unbetästigt; auch die Weiber der Stadt wurden nicht beleidigt; dagegen wurde von den Räubern noch vor dem Morgen eine Beute, die auf mehr als drei Millionen Gulden (20 Lac's) geschätzt wird, aufgepackt und unter Bedeckung nach Hause geschickt. Unmittelbar nach der Plünderung kam Prinz Timur in die Stadt, und die Einwohner wurden gezwungen, eine Adresse zu unterzeichnen, worin sie ihre Freude über seine Ankunft aussprachen und erklärten, daß sie nicht den geringsten Verlust erlitten hätten.

Asiatic Journal.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 219. 7 August 1829.

Das englische Zeitungswesen.

(Fortsetzung.)

Der außerordentlichste Theil einer Morgenzeitung, die Parlamentsberichte, ist noch näher zu beleuchten. Die regelmäßige Referentenzahl wechselt zwischen zehn bis vierzehn, meist Männern von Erziehung, häufig Candidaten des Rechts, welche sich auf diesem Wege zu einer ruhmvollen und oft gewinnreichen Laufbahn *) vorbereiten. Während der Parlamentssitzungen, welche um 4 Uhr Nachmittags beginnen, lösen sich die Referenten der Hauptjournale, nach gegenseitiger Verabredung, der Reihe nach ab; jedrr dieibt eine halbe oder drei Viertelstunden; die Referenten für die minder bedeutenden Blätter aber viel länger. Ist die Debatte nicht heftig, so tritt der Berichterstatter in dem Unterhaus, wenn er abgelöst wird, in ein kleines Zimmer am Ende des Voesaals, das ausschließlich für diesen Zweck bestimmt ist, und ordnet hier seine Noten über die gehaltenen Vorträge; von da begiebt er sich auf das Zeitungsbureau und macht den Redarteur auf Alles aufmerksam, was während seiner Anwesenheit zur Sprache kam. Seine Papierstreifen giebt er sodann an die Setzer, deren Zahl gewöhnlich während der Parlamentssitzungen vermehrt wird; und da immer ein Referent dem andern folgt, so ist es nicht ungewöhnlich, daß eine um zwölf Uhr Nachts geschlossene Debatte um zwei Uhr Morgens gesetzt und druckfertig ist. Bei Sitzungen, die lange in die Nacht hinein währen, müssen die Referenten oft eine sogenannte Doppelrunde machen; dieß kommt jedoch bei Zeitungen, welche eine volle Zahl von Referenten haben, nicht oft vor; in gewöhnlichen Fällen ist daher die Anstrengung der letztern nicht übermäßig; sie kann aber zu Zeiten sehr angreifend und nachtheilig für die Gesundheit werden. Unter diesen Refeeenten giebt es so thätige und tüchtige Leute, daß sie nicht selten aus ihren Noten von drei Viertelstunden, je nach der Wichtigkeit oder dem Interesse des abgehandelten Gegenstandes, zwei bis drei engedruckte Columnen liefern; ja, daß einzelne schon mehr als eine Columne mit Finanzfragen, deren Hauptheil aus Zahlrn bestand, ohne Noten, aus dem Gedächtniß ausfüllten; doch sind dieß seltene Beispiele.

Wenn das Manuscript gesetzt ist, so bringt man es in lange messingene Schiffe (gallies), aus welchen sie der Druckee nimmt, in besondere Columnen zusammenbindet und vorsichtig auf einen großen Stein schiebt, bis alle Columnen des Blattes vollständig sind, worauf eine eiserne Form übergeschlagen wird, in welcher sie mit hölzernen Keilen befestigt werden. Sodann kommen sie in die Presse, oder vielmehr Maschine (denn man gebraucht wenig Pressen mehr), und der Druck beginnt.

Diese Druckmaschine ist eine der außerordentlichsten Erfindungen des Scharfsinns neuerer Zeit. Früher konnten in einer Stunde höchstens fünf bis sechshundert Blätter gedruckt werden, und auch dieß nur mit großer Anstrengung, so daß Zeitungsetablissemens, die großen Absatz hatten, bedeutende Ausgaben für zwei- oder mehrmaligen Satz und Druck erforderten, damit zur bestimmten Zeit die gehörige Anzahl Abdrücke fertig war. Jetzt drucken Handmaschinen, bei denen zwei Männer am Rad stehen und zwei die Bögen auflegen, während zwei Knaben diese vom Cylinder abnehmen, 2,400 bis 2,800 Exemplare; so daß man, bei dem Drucke mit Dampf- oder Handmaschinen keine Duplikate mehr braucht. Wie leicht sind auf diese Art, wenn man auch für den Ankauf der Maschine *) eine noch so bedeutende Summe abrechnet, jährlich 2—3000 Pfund erspart.

Sind die Blätter gedruckt, so giebt sie der Herausgeber in Büchern zu 28 Bogen, das Buch zu 13 Schill. baar an die Zeitungsagenten ab. Auf diese Art zahlt das Blatt bloß sechs Pence, dafür bekommt man aber auch keine Schuldausfälle. An diese Zeitungsagenten gelangen auch die Bestellungen; sie haben am Exemplar einen täglichen Gewinn von einem, höchstens einem und einem halben Pen., wofür sie von dem Eigenthümer die Mühe und das Risiko der Rechnungen übernehmen.

*) Viele der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten aus der letzten Zeit haben ihre öffentliche Laufbahn als solche Referenten begonnen. Unter andern nennen wir Sir James Mac-Intosh, Campbell, Horaz Twiß, Serjeant Spankie, Stephen, James Dowling, welcher kürzlich als einer der Colonierichter nach Neusüdwales abging, Karl Philippe, und andere, so wie auch die tüchtigen Redacteure der Times und des Morning Chronicle.

*) Der Preis der Maschinen ist nach dem Umfang, oder je nachdem sie durch Dampf oder Hände getrieben werden, sehr verschieden. Eine Handmaschine für ein Normblatt kostet sechshundert Guineen.

Digitized by Google

Die regelmäßigen Zeitungsverkäufer sind jedoch nicht die einzigen Personen, welche mit Zeitungen handeln. Fast in jeder Stadt nimmt der Postmeister Bestellungen an, welche er an die Postsecretäre (clerks of the road) des Oberpostamts gelangen läßt, und diese halten besondere Agenten, durch die sie ganze Massen Zeitungen aus den verschiedenen Druckereien beziehen, die dann auf der Post couvertirt und versendet werden. Der Abnehmer eines Abendblattes auf dem Land, welches seine Bestellung bei dem Postamt macht, hat so viel Vortheil, daß die Postsecretäre, wenn sie dieß öffentlich bekannt machen dürften, den ganzen Handel mit Abendblättern an sich reissen würden. Die in London erscheinenden Nachmittagblättee werden gleich nach drei Uhr oder gegen vier Uhr in die Druckerei geschickt, und um fünf Uhr hat jedes Bureau eine hinreichende Anzahl Exemplare für die Zeitungshändler vorräthig, so daß die auf das Land abgehenden Blätter keine spätern Neuigkeiten als von zwei bis halb drei Uhr aufnehmen können. Demungeachtet wird in den meisten Abendblättern noch um fünf Uhr ein Zusatz über den Schlußstand der Fonds beigegeben, und in besondeen Fällen Dienstags und Freitags eine Liste von Beförderungen, Bankerotten ꝛc. aus der Gazette ausgezogen. Da man nun auf dem Generalpostamt nach sechs Uhr Abends keine Zeitungen außer gegen einen halben Penny vom Stück mehr annimmt, so kann der Zeitungshändler die spätern Abdrücke der Abendblättee nicht ohne ein Opfer seines halben Gewinnstes liefern und auch dieß nur zum größten Nachtheil für sein Hauptgeschäft. Die Postsecretäre beziehen dagegen ihre Zeitungen aus den Druckereien nach sechs und nicht selten noch nach sieben Uhe, so daß ihre Abnehmer gewiß sind, immer das Neueste zu erhalten. Oft schon geschah es, daß eine Nachricht, die sieben Uhe Abends in London ankam, und ein Bericht von den Parlamentsverhandlungen bis zu dieser Stunde in den durch die Postsecretäre gelieferten Blättern auf dem Lande erschien; denn von dem Augendlick, wo ein mäßig langee Artikel in die Peesse kommt, bis zur Absendung eines Bogens aus der Nähe des Strand, wo die meisten Zeitungen gedruckt werden, nach dee Post, braucht man keine halde Stunde, um fünf oder sechshundeet Abdrücke zu liefern; und zehn oder zwölf Minuten darauf liefert sie der Bote den Postsecretären ab, welche mittelst ihrer desondern Privilegien und Vergünstigungen bis wenige Minuten vor acht Uhr offen halten.

Uns scheint es nicht billig, daß eine Staatsanstalt füe Privatinteressen benützt werden sollte — das Publikum ist zu all den Vortheilen derechtigt, die es für sein Geld durch eine öffentliche Anstalt, wie das Postwesen, erhalten kann. Die gegenwärtige Einrichtung beeinträchtigt den Zeitungshändler — und das ganze Publikum, da sie den Zeitungshändler oen gleichee Mitbewerbung ausschließt — und dem Leser, der nicht in die Postgeheimnisse eingeweiht ist, die neueste Zeitkunde vorenthält. Es ist zu vermuthen, daß durch diese krummen Kanäle viel unerlaubtee Gewinn in die Taschen offizieller Personen fließt.

(Schluß folgt.)

Crawfurd's Gesandtschaft an den Hof von Awa.

(Schluß.)

Ein alter Staatsbeamter, welcher oft die Gesandtschaft desuchte, fragte eines Tags nach Judson (dem americanischen Missionär, der den Dolmetscher Crawfurds machte) und äußerte gegen diesen, daß die Regierung wirklich glaube, der Gesandte sey zur Rückgabe der Provinzen und Erlassung der Zahlungen bevollmächtigt. Diesem sey aber nicht leicht beizukommen; ob es nicht von Wirkung wäre, ihm ein Geschenk von zwölftausend Rupien anzubieten? Bei den birmanischen Beamten findet man so Etwas ganz in der Ordnung. — Bei der folgenden Conferenz oerstand sich Crawfurd zu fünf in aller orientalischen Weitschweifigkeit abgefaßten Artikeln, in welchen freie Zulassung von Kaufleuten mit Pässen, die Ein- und Ausfuhr von Gold- und Silber als Tauschwaare — gewisse Zölle — das Recht der Kaufleute, ihren Wohnsitz mit ihren Familien zu oerändern, ihr Eigenthum zu verkaufen oder wegzuführen und der Schutz dee Schiffwracke, jedoch immer noch mit einigen Bedenklichkeiten von Seite der Birmanen, welche als Clausel die unbeschränkte Zulassung von Munition und Feuerwaffen beigesetzt wünschten, zugestanden wurden. Jetzt aber kamen die Commissäre auf ihren wichtigsten Punkt — die Herausgabe der Provinzen und die Erlassung der Contributionen. Als sie sahen, daß von unbedingter Erlassung keine Rede seyn könne, so fragten sie den Gesandten, auf wie lange er die Zahlung hinaussetzen würde, Falls sie den ganzen Vertrag annähmen? — So lange, daß sie Zeit hätten, sich an den Generalgouverneur zu wenden; als er aber hinzufügte, sie dürften nicht erwarten, ihre Absicht durch eine bloße Sendung nach Calcutta durchzusetzen, wurden sie böse und schlossen die Conferenz mit der Erklärung, daß sie Alles verabeedter Massen bezahlen würden.

Bei dee nächsten Zusammenkunft brachten sie einen neuen Entwurf mit einer leeren Stelle für den zweiten Artikel, und machten neue Schwierigkeiten. Der Gegenstand der Wracke — die geforderte Hülfe — die Verantwortlichkeit — die Erstattung der Unkosten — war noch genauer zu bestimmen. Als dieß geschehen war, kamen Einwendungen gegen den vierten Artikel in Betreff der Freizügigkeit der Kaufleute und deren Familien; endlich wurde dieser mit dem zweiten Artikel weggestrichen. Jetzt blieben nur noch drei Artikel und zwar die unwichtigsten. Als dieses nun, wie es schien, in Ordnung war, kamen die Commissäre auf die Geldangelegenheit zurück, und bewogen endlich den Gesandten, für den dritten Zahltermin ein Jahr zuzugeben, auf den Fall, daß der Vertrag innerhalb einee Woche unterzeichnet und die fünf Artikel angenommen würden; dagegen wollte er von ihrem Ansinnen ihnen eine Verlängerung des vierten Termins auszuwirken, oder, wie sie wünschten, günstig darüber zu berichten, Nichts wissen — und erklärte, er würde wahr berichten.

Am nächsten Tage verstanden sich die Commissäre zue Wiederaufnahme des vierten Artikels, erbaten sich aber als Gegenzunst eine jährige Verlängerung des vierten Zahltermins; und stellten sich, als ob sie glaubten, der Gesandte habe selbst den zweiten Artikel aufgegeben. Crawfurd beharrte abee, und sie willfahrten

auch für diesen Punkt; dagegen ließ er sich bewegen, die dritte Zahlung auf den November 1827 und die vierte auf den November 1828 festzusetzen. Hiemit nicht zufrieden, wollten sie jetzt, er sollte die Termine vom folgenden Februar, als dem Monat, da der Vertrag von Yandabu geschlossen worden, datiren. „Ich will nicht", entgegnete der Gesandte; „ich kann keinen Schritt weiter gehen; meine Botschaft ist zu Ende!"

Nach einigen Tagen erschienen die Unterhändler mit einer schönen Abschrift des Vertrags; bei genauer Besichtigung desselben fand aber Crawfurd, daß der vierte Artikel nach seiner jetzigen Abfassung den Kaufleuten, statt des Rechtes wegzuziehen, das Recht zurückzukehren gewährte, wodurch die beabsichtigte Sicherheit paralysirt war. Sie ärgerten sich, daß er die Entdeckung machte, und meinten, obgleich sie die Worte für gleich bedeutend betrachteten, die Sache höheren Orts wiederum vorlegen zu müssen.

An dem zur Unterzeichnung des Vertrags anberaumten Tage zeigten sich Symptome großer Aengstlichkeit; die Commissäre stellten sich erst spät ein, und bloß um den Schein zu retten, mit der Erklärung, daß sie vor Abzug der Truppen aus Rangun nicht unterzeichnen könnten. Crawfurd erwiederte, die Verlängerung der Zahlfristen und der Abzug der Truppen hänge von dem Vertrage ab; da sie sich weigerten, diesen zu unterzeichnen, so seyen seine Zusagen nicht länger bindend. Jetzt schienen die Commissäre genöthigt, den König mit dem wahren Stande der Unterhandlungen bekannt zu machen; da er bisher so viel als Nichts davon erfahren hatte. Se. Majestät gerieth in äußerste Wuth, schalt sie treulose Verräther, zog sein Schwert und sprang auf sie los, so daß das ganze diplomatische Corps Reißaus nahm, und in höchster Verwirrung über Balustraden und Treppen weg stürzte. Kein Wort von diesem Rückzuge verlautete bei der nächsten Conferenz; der Vertrag ward wieder in einer neuen Copie aufgefrischt; welche, mit der früheren verglichen, den ersten, vierten und fünften Artikel genau wiedergab, im zweiten und dritten aber Worte zwischen eingeschoben enthielt, die den Inhalt des Uebrigen eludirten. Hierauf aufmerksam gemacht, fanden sie die Worte erst unbedeutend, dann waren sie so herkömmlich; hierauf konnte er sie ja, wenn sie ihm nicht gefielen, unbeachtet lassen; endlich waren durchaus keine Veränderungen gemacht worden — der Entwurf war noch ganz der alte. Auf dieses Uebermaß von Frechheit war der Gesandte nicht vorbereitet, er schwieg und die Discussion ward zwischen ihnen und Judson fortgesetzt. Als er ihnen aber die Urkunde mit ihrer eignen Handschrift vorlegte, gingen sie mit Lachen darüber weg. Nach einigem Hin- und Herreden wegen der Zahltermine wurden die alten Einwürfe gegen die Gold- und Silberausfuhr wiederholt; man erbat sich Bedenkzeit, setzte aber doch endlich eine Schlußsitzung nach zwei Tagen fest. Auf die Frage, ob er, wenn Alles seinen Wünschen entspreche, sogleich abzureisen, oder dem Könige noch aufzuwarten gedenke, drückte er den Wunsch aus, sich bei Sr. Majestät persönlich zu verabschieden.

An dem Tage der Schlußconferenz meldete eine Botschaft, die Commissäre hätten noch nicht mit dem Könige verhandeln können. Crawfurd wollte jetzt alle Hindernisse beseitigen und ließ sie ersuchen, dennoch zu kommen, da er das Wort Geld in dem Vertrage auslassen wolle. Statt nun dieses Anerbieten froh zu ergreifen, nahmen sie Gelegenheit, neue den freien Verkehr fesselnde Stipulationen zu machen, bis endlich Crawfurd die Unterhandlung mit dem Bedeuten abbrach, daß er den Abschließung des Vertrags innerhalb zweier Tage entgegensehe, und sie ersuche, ihm eine Abschiedsaudienz zu verschaffen. Er hatte bereits das Dampfschiff in Bewegung setzen lassen. Die Regierung beschloß jetzt, die Gold- und Silberausfuhr zu verwigern und wegen der Geldtermine eine zeitige Verzinsung in Antrag zu bringen. Dieß kam dem Gesandten von zwei Seiten zu; da die Regierung trotz der sichtbaren Heimlichkeit, womit sie ihre Unterhandlungen betrieb, doch nicht verstand, ihre Rathschläge zu maskiren. Er erfuhr immer Alles noch, bevor ihm amtliche Meldung davon geschah.

Ein paar Tagen nach der letzten Conferenz äußerten sich die Commissäre bereit, den Vertrag zu unterzeichnen. Dieser enthielt die letzten Bedingungen, worüber man einig geworden war, also mit Auslassung des Artikels wegen der Gold- und Silberausfuhr, und der Clausel des vierten, welche die Freizügigkeit der Kaufleute betraf. So verstümmelt wurde der Traktat ohne weitere Debatte unterzeichnet, gesiegelt und ausgewechselt. Die Commissäre gingen nun auf die Fristenverlängerung über und hofften, daß es bei den früheren Zusagen sein Bewenden habe; der Gesandte aber entgegnete, daß dieß ohne ein Aequivalent von ihrer Seite unmöglich sey. Sie ließen ein Wort von Verzinsung fallen, besannen sich aber wieder eines Andern und baten den Dolmetscher, er möchte, was sie gesagt hätten, nicht übersehen, da sie sich nach näherer Berathung eine weitere Conferenz erbitten wollten; worauf der Gesandte kurzweg erklärte, daß sein Geschäft beendigt sey, und er in sieben Tagen abreisen werde.

Nachdem die Verhandlungen geschlossen waren, besuchten die Commissäre den Gesandten in seinem Hause — was sie nie zuvor gethan hatten — machten neue Versuche wegen der Fristenverlängerung und brachten die alten Gründe vor; es wurde jedoch weder von der einen noch der andern Seite ein Antrag gestellt. Bei einem späteren Besuche gestanden sie offen, daß sie überzeugt wären, er sey zur Rückgabe der Provinzen und Erlassung der Gelder bevollmächtigt worden; da er dieß aber nicht gethan, so behielten sie sich vor, die Gold- und Silberausfuhr als ein Aequivalent durch einen besondern Abgesandten in Calcutta anbieten zu lassen. Der Gesandte drang jetzt auf eine Audienz und setzte vierzehn Tage als letzte Frist dafür an; sie versprachen ihm solche in dieser Zeit zu verschaffen; und wiederholten ihre Besuche. Endlich ward die Audienz bewilligt und er aufs Höflichste entlassen. — Allem nach hatte General Campbell den Friedenstractat übereilt. Crawfurd meint, man hätte allein Rangun behalten sollen; der Besitz dieses Platzes hätte alles Andere aufgewogen; er rieth auch diesen Austausch an; allein es war zu spät. „Dieß", behauptet er nicht ohne Grund, „hätte uns von der Last unsers zu ausgedehnten Gebiets in Birma befreit — unsere Geldforderungen an den Hof von Awa ins Reine gebracht — uns durch eine gebieterische mili-

Digitized by Google

täelsche Position aller Besorgnisse einer Beunruhigung von Seiten der Birmanen überhoben — die Schifffahrt auf dem Irawaddi in unsere Gewalt gegeben und uns einen Hafen verschafft, welcher in commercieller und militärischer Hinsicht wahrscheinlich unter allen Umständen der bequemste und brauchbarste in den indischen Meeren ist." Für den künftigen Verkehr mit der birmanischen Regierung glaubt Crawfurd, sey ein Resident zu Awa von keinem Nutzen; da er von der freien Communication mit der eignen Regierung abgeschnitten und von Spionen umgeben sey. Zu Rangun wäre es eben so von Awa, und nichts weiter als der Stellvertreter gegen Pegu's Provinzialregierung. Am Geeignetsten findet er es, den diplomatischen Verkehr einem mit politischer Vollmacht bekleideten Militär- oder Civilbeamten an der Salwengrenze zu übertragen. Ein dritischer Beamter würde hier, wo ihm der größte Theil der birmanischen Gränze offen steht, und er mit Kaufleuten, Reisenden, und andern Eingebornen in häufige Berührung kommt, selbst oder durch vertraute Agenten mehr authentische Aufschlüsse erhalten können, als dem thätigsten und raffinirtesten Residenten zu Rangun oder Awa, wo er nebst seinen etwaigen Zuträgern aufs Eifersüchtigste beobachtet würde, möglich wäre.

Die Provinz Minas Geraes in Brasilien.

Eine der wichtigsten Provinzen von Brasilien ist die ihrer Diamantminen und bis früher für unerschöpflich gehaltenen Goldreichthums wegen berühmte Provinz Minas Geraes. Im N grenzt Minas Geraes an die Provinzen Bahia und Pernambuco, im W wird es durch eine große Gebirgskette von der Provinz Goyaz geschieden, und im S und SO stößt sie an die Provinzen St. Paul und Rio-Janeiro. Bei einer Oberfläche von 17,152 QMeilen hat die ganze Provinz nicht mehr als 514,108 E., von denen 131,047 Weiße, 149,635 freie Mulatten und 51,544 freie Neger, 21,877 Mulattensclaven und 160,000 Negersclaven, nebst einer unbestimmten Anzahl Indianer. Der Boden ist im Allgemeinen gebirgig, und wird durch die Gebirgskette Grande Serra d'Espindoço durchschnitten; im Osten dieses Gebirgs ist das Land von hohen Bergen und dichten Waldungen bedeckt, im W wechseln Ebenen und Thäler, die mit Ausnahme der Aeste des großen Gebirgsstockes durch niedere Hügel gebildet werden. Im O der grande Serra herrscht Granit, im W Schieferformation vor: der höchste Punkt des Gebirges wird auf 6500' über dem Meere geschätzt, der niedrigste der Ebene auf 1000'. Das Clima ist gemäßigt, und die Temperatur gleicht der von Lissabon (60° Fahrenheit), nur ist die Feuchtigkeit bei Weitem größer. In einigen Distrikten friert es niemals, in andern wird das Wasser zuweilen mit Eis von der Dicke eines halben Zolls bedeckt. Die Provinz ist in fünf Distrikte oder Comarcas getheilt: Oiro Preto, Sabara, Rio das Mortes, Serro do Frio und Paracatu. Der Distrikt von Oiro Preto, in welchem der Sitz der Provinzialbehörden und des Bisthums, hat eine Oberfläche von 2208 QMeilen und eine Bevölkerung von 75,575 E., unter denen aber die zahlreichen Stämme der wilden Indianer, wie der Botocudos, Puris, Coroados und Caropos nicht mitgezählt sind, welche die große Wüste zwischen dem Rio Doce und Rio Pomba inne haben, so daß man auf die QMeile nicht mehr als etwa 33 E. rechnen kann. Der Distrikt Sabara, der kleinste und der am Besten bevölkerte, hat auf 119,520 E. — die Indianer, welche in der Gegend des Zusammenflusses des Rio S. Antonio nach des Rio Doce wohnen, gerechnet — also 70 E. auf der QM. Der Distrikt Rio das Mortes zählt auf 3,240 QM. 213,617 E. (nicht ganz 70 auf der QM.), wozu noch die geringe Anzahl von Indianern an den Ufern des Paraiba kommt. Der größte Distrikt ist der von Serro do Frio, einer Oberfläche von 6,156 QM. aber nicht mehr als 83,000 E. (13½ auf einer QM.). Ueber ein Drittheil dieses Distrikts, dessen von wilden Indianerstämmen, besonders Botocudos. Der letzte Distrikt, der von Paracatu, hat auf einer Oberfläche von 3,888 QM. nur 21,772 E. (5½ auf der QM.). Auch hier in der großen Wüste, die sich von der Straße zwischen S. Paul bis zu dem Zusammenfluß des Paranahiba und Rio Grande erstreckt, mehrere Stämme Wilder umher. In den Distrikten Goyaz und Rio Preto und Rio Grande an die Straße zählt man 8000 Seelen. Die ganze Provinz besitzt nicht eine einzige Manufaktur. In einer Eisenschmelze, die auf Kosten des Staats unterhalten wird, wird man das in den Bergwerken gewonnene Gold — umsonst; aber ein Fünftheil des Gewonnenen für den Staat zurückbehalten. Waren bei den Bergwerken an 80,000 Individuen beschäftigt, gegenwärtig nicht über 6,000; und die Schmelzhütte scheint mehr zu kosten, als sie einträgt. Auch die Aufsicht über die Diamantenminen ist sehr kostspielig; die Kosten belaufen sich auf 400 Milreis des Jahres; und die Direktion hat ein Regiment zu ihrer Verfügung, um die Contrebande zu verhüten. — Die Einkünfte der Provinz beliefen sich im Jahr 1818 auf 488,000 Milreis, wozu der fünfte Theil des Goldes mit 52,700½ Milreis und die Eingangszölle 167,597 Milreis beitrugen. Die Ausgaben nehmen ungefähr drei Viertheile der Einnahme hinweg, so daß sich ein Ueberschuß von 103,283 Milreis in der Kasse befand. Die Ausfuhren der Provinz — Amethisten, Taback, Indigo, Caffee, Zucker, Baumwolle — betrugen von Mitte Juli bis zu Ende desselben Monats 1819 ungefähr 896,170 Milreis; die Einfuhren nur 182,651 Milreis, wovon allein Salz zum Betrag von 115,605 Milreis. Die Sclaven zu dem Werthe von 500 Milreis — Escravos novos — nehmen in dem Einfuhrregister unmittelbar neben den Pferden ein.

Memorias da Acad. real das scienc. &c. T. IX. 1.

Der Krieg auf Java.

Den neuesten Nachrichten aus Java über Singapore versprach sich die holländische Regierung eine baldige Beendigung des Krieges, da der vornehmste Rathgeber des Rebellen Diepo Negoro, ein Priester Namens Kai Modscho, mit 500 seiner Leute in ihre Hände gefallen war. Aber Diepo Negoro soll noch eine bedeutende Macht zu seiner Verfügung haben, und sollte sich bestätigen sollte, daß die Holländer sich durch der Person Kai Modscho's bemächtigt hätten, so dürfte die Folge heben, die Eingebornen nur noch mehr zu erbittern den Ausgang des Kampfes ungewisser zu machen, als je.

Asiatic Jour

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 220. 8 August 1829.

Rechenschaftsbericht der schwedischen Regierung an die Generalstaaten über den Staatshaushalt des Königreichs.

III. Medicinalwesen, Spitäler, Veterinärschulen.

Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, daß die Medicinalanstalten in Schweden noch immer unzureichend sind. Im Jahre 1823 richteten die Pocken, im Jahre 1827 Seuchen anderer Art in mehreren Provinzen große Verheerungen an. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat die Regierung es für zweckmäßig erachtet, bei den Generalstaaten auf die Besoldung einer größern Anzahl von Landärzten anzutragen, was auch bereits geschehen ist; eben so durch das Medicinalcollegium jährliche Berichte über die Fortschritte der Vaccination und die deshalb bewilligten Prämien bekannt machen zu lassen; endlich in die Hände der Kirchenverwaltungsräthe, denen die Aufsicht über die guten Sitten zusteht, auch die Gesundheitspolizei niederzulegen; eine Uebersicht der dahin einschlagenden Verordnungen, welche das Medicinalcollegium auszuarbeiten hat, soll ihnen als Leitfaden dienen. Für die Verbesserung des Gesundheitsstandes von Stockholm, welcher bekanntlich seit einiger Zeit die befremdende Erscheinung einer größern Anzahl von Sterbefällen als Geburten darbietet, wurde durch die Erbauung eines neuen Krankenhauses gesorgt, zu welchem Ende der König ein der Krone zugehöriges Gebäude hergab und die Accouchirärzte und Wundärzte der Hauptstadt mit neuen Instruktionen versehen ließ. Der vorige Landtag hatte die Summe von 8000 Rthlr., welche zur Bestreitung der Medicinalausgaben beim Ausbruche ansteckender Krankheiten bestimmt waren, auf 6000 herabgesetzt; da sich indessen jedes Jahr ein Deficit ergab, das auf anderm Wege gedeckt werden mußte, so sah sich Se. Majestät genöthigt, die Aufmerksamkeit der Generalstaaten von Neuem auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken.

Einen ferneren Gegenstand der königlichen Fürsorge bilden die Spitäler und nach den Ansprüchen der Humanität in oberster Reihe die Irrenhäuser. Diese Anstalten schienen früher mehr darauf berechnet, die Unglücklichen von der übrigen Gesellschaft abzusondern, als sie dem bürgerlichen Leben und der Gesundheit zurückzugeben. Bereits im Jahre 1822 hatte die Regierung die nöthigen Nachforschungen angestellt, um in dieser Hinsicht Verbesserungen zu erzielen. Man gewann das Resultat, daß ein solcher wohlthätiger Zweck sich nur mittelst der Centralisation dieser Anstalten erreichen lasse. Die Städte Malmö und Wadstena sind nunmehr als diejenigen Orte bezeichnet, von denen jeder ein Centralspital aufnehmen soll; und sobald die Einrichtung dieser beiden vollendet seyn wird, soll ein drittes im nördlichen Theile des Reiches gestiftet werden. Mehrere in der Nähe des Spitals von Malmö gelegene Grundstücke wurden angekauft und ein neues massives Gebäude für 80 Personen aufgeführt, so daß gegenwärtig 150 Geisteskranke hier Unterkunft finden. Die neu eingeführte Ordnung war von den glücklichsten Folgen; mehrere der am Schwersten erkrankten haben den Gebrauch ihrer Vernunft wieder erlangt und wurden völlig genesen entlassen. Aber keine Gegend eignet sich ihrer ganzen Lage nach besser für ein Centralspital, als Wadstena. Die vorgeschlagenen Maßregeln, die dortige Anstalt zu vergrößern, sind deswegen genehmigt worden. Der König hat seinem Seraphinenorden erlaubt, die Gebäude des vormaligen Invalidenhauses, die zuletzt als Zuchthaus verwendet worden waren, um die Summa von 12,000 Rthlr. Banco käuflich an sich zu bringen. Der nördliche Flügel, der schon im Jahre 1828 reparirt worden ist, hat Raum für 150, und eben so viel Raum wird der südliche Flügel erhalten, der in diesem Jahre seiner Reparation entgegensieht. Das Spital von Weeld ist nach dem Brande auf angemessene Art wieder hergestellt und zugleich erweitert worden. Sechs Spitäler*) dagegen sind eingegangen. Diese Reformen sollen fortgesetzt werden, so wie die Centralspitäler zu ihrer völligen Organisation heranreifen, jedoch mit Beibehaltung der sogenannten Depotspitäler für Wahnsinnige, die mit organischen Fehlern oder mit unheilbaren oder ekelhaften Krankheiten, wie der Epilepsie ꝛc. behaftet sind. Noch ist auch das neue Verpflegungsreglement zu erwähnen, welches den Kranken eine gesundere Kost zusichert.

Die Aufsicht über die Spitäler war bisher einem Collegium anvertraut, das aus dem Statthalter der Provinz, dem Bischof der Diöcese, dem Ortsgeistlichen und Ortsbürgermeister bestand; bei dieser Anordnung soll es auch in Zukunft verbleiben, nur

*) Zu Calmar, Carlskrona, Halmstad, Jönköping, Wennersborg und Umea.

Digitized by Google

mit dem Unterschiede, daß, wo sich dieselbe nicht wohl ausführen läßt, eine besondere Behörde an Ort und Stelle errichtet werden soll. Damit aber mehr Gleichförmigkeit in die Localverwaltung und mehr Einheit in das Ganze käme, damit namentlich auch bei der Vertheilung der allgemeinen Fonds immer auf die speciellen Bedürfnisse Rücksicht genommen werden könnte, hat Se. Majestät die Bildung einer Oberadministration des gesammten Spitalwesens für unumgänglich nothwendig erklärt.

Die Thierarzneikunde blieb nicht vergessen. Nachdem die Generalstaaten im J. 1823 eine Summe zur Gründung einer Central-Veterinärschule in Stockholm bewilligt hatten, erschien bereits am 28 Mai 1824 die Ernennung der Professoren nebst einem Reglement für dieselben, am folgenden 5 Juni ein zweites Reglement, welches die Lehrer und Schüler über den ganzen Umfang ihres Berufs unterrichtete, und ein drittes Reglement am 23 Januar 1828, welches die Verhaltungsmaßregeln bei Viehseuchen vorschrieb und die zeitgemäßen Verbesserungen eines ältern vom Jahre 1750 enthielt. Mehrere Provincialveterinärschulen sind inzwischen in's Leben getreten und die Jahresberichte des Medicinalcollegiums liefern fortlaufende Uebersichten über den Zustand und die Fortschritte der Arzeneikunde in Schweden.

Das Hof-Journal.

Holderneſſe-Houſe.

(Fortsetzung.)

In der „Erziehung Amors" (Mars unterrichtet Cupido im Lesen, neben ihm steht Venus) kann Nichts von größerer Anmuth gefunden werden, als die angestrengte Aufmerksamkeit des kleinen Liebesgottes auf die vorgezeichneten Buchstaben, während die Gestalt der Venus die ganze Göttlichkeit des Liebeszaubers athmet — sie ist die Vollendung der wollüstigen Grazie. Es befremdete auf den ersten Anblick unser Gefühl, daß Venus ohne Theilnahme aus dem Gemälde herausblickt, statt ihre Augen auf ihren Sohn gerichtet zu haben. Allein, vielleicht suchte der Künstler gerade darin einen Charakterzug der Liebesgöttin auszudrücken; vielleicht wollte Correggio andeuten, daß in der Göttin der Liebkosungen und des verstrickenden Lächelns das Gefallen der selbstbewußten Schönheit das Gefühl mütterlicher Liebe überwiege. Dieses bezaubernde Gemälde mißt fünf Fuß in der Höhe und drei in der Breite; es ist vortrefflich erhalten und sehr sorgfältig hinter einem Spiegelglas verwahrt. Die andern Gemälde in diesem Saale sind „eine heilige Familie" von Andrea del Sarto, eines der schönsten Werke dieses Meisters; zwei große Bilder von Guercino, in seiner besten Manier, aus der Zeit wo er, obgleich nicht mit glücklichem Erfolg, die perlenreine Zartheit Guido's mit der Kraft Caravaggio's zu verbinden strebte. Eines dieser Gemälde stellte „Joseph und Potiphar's Weib" dar; das andere „Amnon und Tamor." Die Gegenstände sind nicht sehr gefällig, aber mit großer Schönheit und Originalität behandelt; beide wurden von dem Lord zu Mailand angekauft. Ein Caravaggio mit all seiner eigenthümlichen Tiefe und Kraft des Ausdruckes und „Venus, die sich in einem Spiegel betrachtet" von Titian, ziehen vor Allem den Blick auf sich; das letztere ist aus der Sammlung Murats.

Den großen Assemblee-Saal verbindet eine doppelflügelige Thüre mit einem kleinen Gemache, in welchem das lebensgroße Bild des Königs in seinem Krönungsornate, von Lawrence gemalt, aufgestellt ist. Der Lord Londonderry erhielt es von dem Könige selbst zum Geschenke. Es hängt unter einem Thronhimmel von carmoisinrothem Damast, der mit goldenen Franzen eingefaßt ist; ein Thronsessel ist vor ihm aufgestellt. Diese drei Zimmer bieten, wenn die Flügelthüren geöffnet sind, einen überraschenden Anblick; das Bildniß des Königs schließt auf der einen Seite und das des Herzogs von Wellington auf der andern die Perspektive.

Wir treten jetzt in die großartige hundert vier und zwanzig Fuß lange Gallerie, die dazu bestimmt wurde, die Kunstschätze, welche der Lord aus Italien und Wien brachte, aufzunehmen. An dem obern Ende derselben steht die Gruppe des Theseus und Minotaurus; die zweite Arbeit Canova's in Marmor, welche er nach dem Urtheil der Kenner später durch keines seiner andern Werken mehr übertroffen hat. Dieses Meisterwerk ist eben so sehr durch seine Schönheit an sich merkwürdig, als dadurch, daß es eine Epoche in dem Leben des Künstlers bildet und einigermaßen sein künftiges Schicksal entschied. Es war sein erstes Werk, das er nach seiner Ankunft zu Rom, in seinem 23 Jahre unternahm; er wohnte damals in dem venetianischen Palaste unter der Protektion des venetianischen Gesandten Zuliani. Er hatte bereits den Entwurf zu dieser bewundernswürdigen Gruppe gemacht, aber kein Geld, einen Block Bildhauermarmor von hinreichender Größe zur Ausführung an zu schaffen. Der großmüthige Zuliani machte ihm ein Geschenk mit diesem Marmor, der 300 römische Kronen kostete. Man kann sich das Uebermaß des Entzückens denken, als sich der junge Künstler unverhofft im Besitz dieses Marmorblockes sah. In einem seiner Briefe an seinem Freund Falieri drückt er die Trunkenheit seiner Freude und Dankbarkeit eben so rührend, als lebhaft aus. Wo Andere nur einen gestaltlosen Steinklumpen sahen, erblickte er mit dem Auge der begeisterten Imagination schon die darin schlummernden Schönheitsformen, die durch seinen schöpferischen Genius, durch seine Hand ans Licht, ins Leben und zur Unsterblichkeit hervorgerufen werden sollten. Zwei Jahre arbeitete er still und verborgen. Endlich im Jahre 1782 war das große Werk vollendet und wurde von dem Gesandten vor einer Versammlung von Künstlern und Kennern aufgedeckt. Canova pflegte später zu sagen, daß keine Bitterkeit des Todes die Folterqual seiner Erwartung in diesen Augenblicken zu übertreffen vermöchte. Aber sein Triumph war vollkommen; selbst diejenigen, welche späterhin mißgünstig seinen Ruhm zu schmälern suchten, waren von Ueberraschung ergriffen und erklärten, von ihrem eigenen Enthusiasmus hingerissen, dieses Werk für eines der vollendetsten, das Rom seit Jahrhunderten gesehen habe. Der von dem Künstler gewählte Moment ist, nachdem der Held seinen Gegner erlegt hat. Er sitzt auf dem Leibe des gefallenen Ungeheuers, mehr in eine

Digitized by Google

Stellung von Ruhe, als Erschöpfung; er betrachtet das erschlagene Unthier mit ruhiger und anmuthiger Würde. Der Kopf ist beseelt durch den Ausdruck eines echt antiken Geistes, und den Contrast zwischen den im Tod erschlafften Gliedmaßen des Minotaurus, wie er ausgestreckt, kraft- und leblos auf einem Felsenstücke daliegt, mit der Lebensfülle, welche durch die ganze Gestalt des Theseus athmet, obgleich seine Haltung die der Ruhe und Ermüdung ist, hat der Künstler auf das Bewundernswürdigste hervorgehoben. Die Verbindung der Marmormassen scheint ungleichartig, obgleich sie aus einem und demselben Blocke gehauen sind. Diese Gruppe wurde aus der Gallerie des Grafen von Fries zu Wien angekauft. —

(Schluß folgt.)

Pontianak.

Nach den Briefen eines Reisenden, mitgetheilt von T. Bromme.

Pontianak auf der Westküste von Borneo liegt zwischen Mampawa und Bondscharmassing, und wird von dem Strom gleiches Namens und von den Nebenflüssen Tayang und Landar bewässert.

Die Stadt Pontianak, durch mehrere Dörfer verschiedener Völkerschaften gebildet, ist der Sitz eines Sultans und eines niederländischen Residenten; die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 12,000; die Größe der Provinzen an zugeben ist schwer, ja fast unmöglich, da die Grenzen nach dem Innern des Landes bis jetzt nicht bestimmt sind. Das Clima dieses Theiles der Insel ist vermöge der Dämpfe, welche Morgens und Abends dem morastigen Boden entsteigen, sehr ungesund, und Fieber und Brustentzündungen sind allgemein herrschende Krankheiten.

Die Sultansfamilie von Pontianak stammt von arabischem Geschlecht; ihre Vorfahren hatten sich hier gewaltsam angesiedelt, und ihr Gebiet von Jahr zu Jahr erweitert. Der Vater des jetzigen Sultans, welcher als 68jähriger Greis im J. 1820 starb, hieß Omar Allie; er war ein biederer, treuer Bundesgenosse der Niederländer, voll Herzlichkeit und Milde; er hinterließ bei seinem Tod 38 Weiber und 51 Kinder, von denen die meisten bereits verehelicht waren. Außer Pontianak besaß er noch das mit reichen Reis- und Zuckerfeldern bedeckte Mampawa, welches am Flusse gleiches Namens, zwischen Pontianak und Sambas, liegt. Nach seinem Tode erhielt sein Bruder Mohammed diese Provinz, und Pontianak fiel an seinen ältesten Sohn Bakjoe Allie Pangerang Ratoe, welcher bereits 46 Jahre zählte; dieser, nicht zufrieden mit dem Vertrage, welchen sein Vater mit den Holländern geschlossen, setzte alle Triebfedern in Bewegung, nicht nur die Chinesen von Matrabo, sondern auch die Buggenesen zu Pontianak, zur Empörung aufzureizen; doch alle seine Bemühungen scheiterten, die Anführer wurden geschlagen, und als Bakjoe Allie's Treulosigkeit bekannt wurde, straften ihn die Holländer dadurch, daß sie ihm von nun an nur den vierten Theil seiner Einkünfte zukommen ließen.

Die Krankheit des alten Sultans Omar Allie war so plötzlich eingetreten, daß selbst die Hofärzte und Schwarzkünstler des Dealms, welche gewöhnlich durch Beschwörungen die Kranken zu heilen suchen, an der Herstellung verzweifelten. In der Angst ihres Herzens hatten sie noch spät in der Nacht den holländischen Arzt; doch noch ehe dieser kam, war der Sultan verschieden. Das ganze Schloß hallte von den Wehklagen der Frauen und Kinder wieder; unverhüllt liefen die Damen des Seeals mit zerrauften Haaren umher. Auf welche Weise der todte Körper des Suttans behandelt und eingesalbt worden, bleibt für uns Europäer ein Geheimniß; doch zur Beisetzung eingeladen, waren wir Zeugen dieser Feierlichkeit. Im Hofe des Schlosses lag der Leichnam auf einer Bahre mit weißen Tüchern umwickelt, von einer Weihrauchwolke umzogen und mit Blumen geschmückt; vier und dreißig seiner Frauen, in weißen Gewändern und mit zerrissenen Schleiern, hielten einen mit Blumen verzierten Baldachin über ihrem Gemahl. Die ersten Sultaninnen knieten am Fuß der Bahre; die Kinder, Prinzen und Großen des Reiche, im flimmernden Schmucke, füllten den Hofraum; die Priester sagten laute Gebete her, und die wenigen in englische Uniformen gekleideten Bengalesen, welche zum Hofstaate des Sultans gehörten, hielten Wache. Das Feuern der im Dealm aufgestellten Kanonen, welches im Augenblicke des Verscheidens begann, dauerte vier und zwanzig Stunden ununterbrochen fort; indessen nahm die Ceremonie des Begräbnisses ihren Anfang, und acht Stunden nach dem Tode war der Leichnam schon bestattet. Der Baldachin, die Lanze, der Kris(Dolch), die Zierie-Dose, die Sandalen des Verstorbenen, nebst einem ungewöhnlich großen Regenschirm, welcher über die Leiche gehalten werden mußte, wurden von weißgekleideten, verschleierten Frauen, auf reich verzierten Polstern getragen; die Versammlung folgte sodann paarweise unter dem Donner des Geschützes zu der Stelle, wo der entseelte Körper eingeschifft wurde. Zwischen der Mündung des Flusses Pontianak und dem Dealm befindet sich eine mit einer Batterie besetzte Insel, rechts ein altes verfallenes Fort, und links das Lustschloß mit dem Begräbnißplatz der Sultane; dorthin wurde, den Fluß abwärts, der Entseelte in größter Feierlichkeit geführt. Mehrere an einander gebundene Prauwen (Kähne) waren mit Brettern, und diese mit weißen Stoffen belegt. Ein Baldachin auf vier und zwanzig Stützen ruhend, mit weißen Zeugen und Blumengewinden behangen, war auf dem breiten Fahrzeug errichtet, und darunter der eingehüllte Körper in einen offenen Sarg gelegt. Langsam bewegten sich die zusammengebundenen Kähne fort, von Hunderten kleiner Nachen und Boote der Eingebornen umschwärmt, welche in das ununterbrochene gellende Jammergeschrei der Frauen einstimmten. Beinahe eine und eine halbe Stunde brauchte die Flotille bis sie Battoe ayang und den Begräbnißplatz erreichte. In der Nähe desselben angekommen, wurde die Leiche durch Geschütz begrüßt, — selbst von den begleitenden Booten und Nachen feuerte man aus kleinen Böllern. Das Mausoleum der Sultane liegt 200 Schritte vom Ufer, mit dem es durch eine bretterne, zwölf Fuß breite Brücke zusammenhängt. Es ist in chinesischen Geschmack aufgeführt; — kleine mit Glocken verzierte Thürme umgeben einen größern, dessen Dach, wie das ihre, mit rother Farbe angestrichen ist; das Schloß, so wie die Nebenwohnungen sind von Eichenholz erbaut, einstöckig und haben ringsum Säulengänge. Das buntbemalte Gebäude, von hohen Cocos- und Pisongbäumen umschattet, den Hofraum mit weißem Kies bestreut und mit schönen Matten belegt, blinkte den Schiffenden freundlich entgegen. Mehrere große, mit Teppichen und seidenen Vorhängen geschmückte Zimmer, jedes mit einem reich verzierten Thron-Baldachin und Stühlen versehen, bilden nebst einer Moschee das Innere. Hinter dem eigentlichen Schloß erhebt sich die ummauerte Gruft, ein hohes, gewölbtes Gebäude.

Digitized by Google

Es wird durch zwei große, von der Decke herabhängende crystallene Kronleuchter erhellt; und der Schein der flimmernden Lampen erhöhte die Pracht der goldenen Stoffe, mit welchen die Wände behangen sind. Vierzehn Särge von Eichenholz, mit kostbaren Decken darüber, füllten zum Theil den Raum, — neben diesen wurde der noch unbedeckte Sarg des Verschiedenen niedergelassen. Jedes Glied der Versammlung küßte die Hülle der Leiche. Unter Weinen, Wehklagen und dem Donner des Geschützes wurde der Sarg zugeschlossen und mit goldgestickten, reich mit Steinen besetzten Decken belegt. Die Särge sind hoch und ruhen auf zwölf Füßen, die Deckel selbst sind flach und ohne Verzierungen.

Nach der Beisetzung traten die Männer, nachdem sie sich zuvor Gesicht, Hände und Füße gewaschen, in die Moschee; die weibliche Begleitung mit den Sultaninnen hingegen bestieg ihre Fahrzeuge und kehrte nach Pontianak zurück. Uns Europäern ward der Zutritt in die Moschee verweigert. Zwei ganzer Stunden dauerte das Gebet um den Verstorbenen, doch vergaß man nicht, uns indessen durch die Sclaven Erfrischungen bringen zu lassen. — Ein Kronleuchter brennt fortwährend in der Gruft, der andere aber wird nur Montags und Freitags, wenn der Hof seine Andacht auf Battoe apang verrichtet, angezündet. Nach vollendetem Gebet verfügte sich die ganze Trauerversammlung in's Schloß, die Böden der Zimmer waren mit Schüsseln voll Reis, Fischen, Geflügel, Vogelnestern und Ananas und Wein in Menge bedeckt; ohne Rangordnung setzten sich Alle mit untergeschlagenen Beinen um die duftenden Gerichte, und aßen und tranken tapfer, doch ohne einen Laut von sich zu geben; nach dem Kaffee aber fing das Jammergeschrei von Neuem an, heulend eilte ein Jeder nach seinem Fahrzeug, und mit schnellen Rudern ging es heimwärts. — Nachmittags leistete der neue Sultan, im Angesichte unzähliger Menschen, den Huldigungseid. — Der Resident wurde zu dieser Feierlichkeit durch die Würdenträger des Reichs aus seiner Behausung abgeholt; die Fahrzeuge des Sultans, mit gelben Flaggen ausstaffirt, nahmen ihn und seine Begleiter auf und brachten sie schnell nach dem Dealm, wo sie unter dem Donner der Kanonen empfangen wurden. Der Platz vor dem Schlosse und der innere Hofraum war mit Chinesen und den verschiedenen einheimischen Völkerstämmen angefüllt, nur der mit Quadersteinen belegte Fußpfad war frei. Am äußersten Thore empfing der prächtig gekleidete Sultan, dem seine Brüder folgten, den Residenten und führte ihn an der Hand nach einem mit Polstern belegten Platz in der Mitte des Hofes. Hier sollte dem braunen Oberhaupte der Traktat, welcher mit Omar Alie abgeschlossen worden war, zur Unterschrift vorgelegt werden. Sein ältester Bruder nahm ihn aus der Hand des holländischen Secretärs und überreichte ihn auf einem goldenen Teller dem neuen Sultan Bakjoe Alie, — dieser schwur, das Blatt an die Brust drückend, der niederländischen Regierung Treue und Gehorsam, küßte es, unterschrieb, ließ es wie Wachs untersiegeln und übergab es in gebückter Stellung dem Residenten. Letzterer machte hierauf der Versammlung bekannt, daß die Krönung des Thronfolgers durch einen von dem Gouverneur zu Java hiezu beauftragten Commissär geschehen würde, und ermahnte den vereideten Sultan bis dahin treu zu dienen. Die Prinzen und die Eingebornen sanken bei dieser Ceremonie zur Erde, nur der Sultan und wir Europäer, welche früher saßen, standen auf. — Zum Beschluß wurde Thee und Zierie gereicht, und noch einmal die Kanonen gelöst. Der Sultan geleitete sodann den Residenten bis zum Thore, und so kehrten wir alle, ermüdet von der Last des Tages, nach dem Fort zurück.

Die Frauen des verstorbenen Sultans mußten nach Tayang, einige Tagereisen von Pontianak, wandern, wo sie Muße hatten, in der Einsamkeit ihrem gemeinschaftlichen Gatten zu beweinen. Des neuen Sultans Bakjoe Alie's Harem bestand nur aus sechs Frauen. Sein ältester Sohn Sechmohmed wurde Pongerang Ratae (Kronprinz) und dessen Bruder Legbaksoe, Pangerang Mada (zweiter Nachfolger, wörtlich: junger Prinz). Doch alle diese Einrichtungen waren provisorisch, und der von Java zu gewärtigenden Bestätigung unterworfen.

(Schluß folgt.)

Berggren's Reisen im Orient.

Von Berggren's Reisen in Europa und im Orient (Resor i Europa och Österländere, Stockholm, 1828. 8.), von denen die beiden ersten Bände unsern Lesern bereits durch die deutsche Uebersetzung bekannt sind, ist im Lauf des vorigen Jahres der dritte Theil erschienen, welcher sich mit dem Aufenthalte des Verfassers in Palästina beschäftigt. Ueber die Oertlichkeiten eines so vielfach besuchten Landes konnte der Verfasser wenig neue Aufschlüsse geben, dagegen enthalten wie über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in diesen Gegenden manche nicht uninteressante Notizen. So hören wir z. B., daß dem Pascha von Damascus seine letzte Christenverfolgung an 350,000 Piaster eintrug, wovon die runde Summe von 100,000 Piastern allein der griechische Patriarch zahlte, der dieselbe dem Pascha unter der Bedingung angeboten hatte, daß er fünf namhaften Katholiken, die zu den reichsten und angesehensten Männern ihrer Nation gehörten, die Köpfe abschlagen ließe! Seine Hoheit erwiederten dem Patriarchen: Es widerstrebe Ihrer Menschlichkeit, diesen Männern die Köpfe abzuschlagen; um indessen nicht seine 100,000 Piaster zu verlieren, erbot er sich, sechs Katholiken öffentlich und in seiner eigenen Gegenwart die Bastonade geben zu lassen. Der Patriarch begnügte sich, da er die Köpfe nicht erhalten konnte, mit den Schlägen. Es waren zwei Brüder auf seiner Liste, von denen der eine, der ältere, 200 Stockschläge auf die Fußsohlen bekam; der andere erhielt deren 1000, und wurde dadurch so übel zugerichtet, daß er den Gebrauch seiner Füße verlor.

Prinz Wales Insel.

Nach offiziellen Documenten beträgt die gegenwärtige Bevölkerung der drei Niederlassungen, welche das Gouvernement von Penang oder Prinz Wales Insel bilden, mit Ausnahme der Fremden, die zuweilen sehr zahlreich sind: 107,064; nämlich:

Prinz Wales Insel	57,414	Personen.
Singapore	15,834	—
Malacca	33,816	—

Die Einfuhren von Prinz Wales Insel betrugen in dem J. 1827—28 4,955,645 Rupien, von Singapore 14,855,999, von Malacca 1,341,333; die Ausfuhren von Prinz Wales Insel 5,613,620, von Singapore 13,872,010, von Malacca 1,039,220.

Penang Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 221 und 222. 9 und 10 August 1829.

Die Verurtheilung Barthélemy's zu Paris.

Eine unermeßliche Menge Menschen bedeckte vom frühen Morgen an alle Straßen, die zu dem Gerichtshofe führten, vor welchem die Sache Barthélemy's entschieden werden sollte; jenes jungen Dichters, dem Frankreich die Villéliade, die Peyronnéide, Napoleon in Egypten und so viele andere von Vaterlandsliebe und dichterischer Begeisterung durchglühte Schöpfungen verdankt, und der jetzt als Verfasser eines neuen, von denselben Gefühlen eingegebenen, aber vielleicht mit rücksichtsloserer Kühnheit ausgeführten Gedichtes — des Fils de l'Homme — vor Gericht stand. Auf derselben Bank, die vor wenigen Monaten Béranger eingenommen hatte, saß jetzt Barthélemy, sein Nebenbuhler in der Volksgunst, wie in dem Hasse einer unpolitischen Administration, welche die Verirrungen der Musen, statt sie zu belächeln und dadurch unschädlich zu machen, mit dem Kerker bestraft und ihnen auf diese Weise eine politische Wichtigkeit beilegt, die sie allein gefährlich machen kann.

Nachdem von dem Angeklagten und seinen Mitschuldigen, den Verlegern und dem Drucker seines Werkes, die gewöhnlichen Fragen beantwortet worden waren, nahm der Advocat der Krone, Menjaud de Dammartin, das Wort und verbreitete sich zuvörderst über jene unselige Sucht der Jugend, auf die Gefahr ihrer Freiheit sich Ausschweifungen hinzugeben, in denen sie den Weg zum Ruhme oder zur Auszeichnung sieht, während die Gerechtigkeit nur allzuhäufig sich veranlaßt findet, sie als Verletzungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu ahnden. „Wie viele junge Menschen wären nicht eitel genug, die Ehre, sich öffentlich genannt zu wissen, für den Preis eines mehrmonatlichen Gefängnisses zu erkaufen? Sehen wir vielleicht auch in dem angeklagten Dichter einen dieser verirrten Jünglinge, welche um eine vorübergehende Aufmerksamkeit des Publikums, wie um ein Almosen, betteln? Nein, meine Herren, ruft der Redner aus, nein, wir dürfen es uns nicht verbergen; eine solche Rechtfertigung kann auf den Angeklagten keine Anwendung finden. Als Verfasser mehrerer geistreichen Schriften, in denen sich Feuer und Originalität ausspricht, bekannt, mußte er einen anderen Zweck haben, als Befriedigung jener durch die jugendliche Ehrbegierde entschuldigten Eitelkeit; und nur zu offen liegt dieser Zweck auf allen Seiten der strafbaren Schrift uns vor Augen."

Schon in dem Titel des Gedichts: Le Fils de l'Homme sieht der Kläger einen Beweis jenes verbrecherischen Geistes, den er dem Ganzen vorwirft; eben so in dem Motto:

Quid puer Ascanius? superatne et vescitur aura?

darauf in einer Reihe von einzelnen Stellen, welche er dem Tribunal zur Beurtheilung vorlegt:

Ob Frankreich falsche Götter auch verehrt',
O heilig Bild, so denken wir doch Dein;
Und Karl, dem unsre Pflicht zuerst gebührt,
Erlaubt uns gern unschuld'ge Huldigung.
Durch's Unglück selbst erzogen muß er wohl
Die Treue, die dem Unglück bleibt, verzeih'n.
Weh' mir; ich sah die Welt, vom Sturm durchraf't,
Und Nichts enthüllte die Vergangenheit,
Und lang' entzog des Kriegesgottes Ruhm
Den Sohn des heil'gen Ludwigs meinem Blick.

Der Verfasser besucht in Wien das Theater:

Er war's; mit einem schnellen Blick durchläuft
Sein Auge, feurig, blitzend, die Versammlung.
— — — — —
Ich weiß es nicht, warum; nicht ohne Schmerz
Seh' ich dies bleiche, glänzende Gesicht,
Auf dem sich Leben mit dem Tode mischt.
Welch gift'ger Wurm, im Blüthenkelch versteckt,
Hat frech die jugendliche Frucht genagt?
Doch es durchbebt mich ahnungsvolles Grau'n;
Nicht wag' ich das Geheimniß zu durchspäh'n.
Der Höfe schwarzer Rath, den Völkern fremd,
Ein Abgrund ist's, dem Niemand straflos naht;
Ein Räthsel, welches — ewig ungelöst —
Die Könige nur auf dem Todtenbett
Den Söhnen als Vermächtniß anvertrau'n.
— — — — —

Nachdem der Ankläger diese und einige andere Stellen mit seinen Erläuterungen begleitet hat, geht er zu den folgenden über, in welchen seiner Behauptung nach die verbrecherische Ab-

ficht des Verfassers, zur Empörung wider die bestehende Regierung aufzureizen, am Unverholensten sich ausspricht:

O unglückselʼger Sturz! — —
— — — — —
Weh, Alles ward zerstört, ob stark, ob schwach;
In seinem Eisenmörser malmt der Tod
Mit ehrner Keule, sprödem Glase gleich,
Des Knaben Spielzeug und des Kriegers Wagen.
— — — — —
O, daß er lebte! Seinen Sohn, erwachsen,
Im Mittag seines Lebens vor sich sähʼ!
Mit welchen Feuerküssen grüßtʼ er ihn!
Welch Freudenmeer berauschte seine Seele!
Da auf dem nackten Fels, von Schmerz verzehrt,
Mit Thränen er ein leblos Bild erwärmt!
— — — — —
Kurz, in der Wiege, war Dein erster Traum,
Doppelt beschützt durchʼs Recht und durch das Schwert.
Der frohen Völker Trost und Hoffnung einst,
Des Kaisers Sohn und Enkel eines Kaisers,
Erbe der Welt und von Geburt ein König,
Bist Du jetzt Nichts als Sohn des Menschen noch.
— — — — —
Doch wie? willst Du mit Deinem stolzen Namen
Nichts eines Tagʼs gewinnen durch Dich selbst?
— — — — —
Ja, wenn die Politik, an Wechseln reich,
Noch einmal stürzte, was sie aufgeführt,
Der Cabinette flüchtige Freundschaft bräche
Und hundert Völker, Schwerter in der Hand,
An unsre Grenzen plötzlich führte; wenn
Dann in den Reihʼn der fremden Krieger sich,
Ein schrecklich Meteor, der bleiche Mann,
Die Fahne schwenkend, zeigt; — —
Wenn seine Stimme, wie am letzten Tag
Die mächtige Trompete schallen wird,
Die aus dem kalten Grab die Todten ruft —
Wenn seine Stimme — so am Rhein erschallt;
Ob dann ihr tausendfacher Wiederhall
Nicht eines Kriegervolks Gebein erweckt?
Ob nicht der Sohn des Vaters Werk erneut,
Die Mitschuldigen seines Ruhms bezwingend,
Von Arm zu Arm getragen, nicht als Fürst,
Als Sieger einzieht in die große Stadt?
So unter Kriegsruf und Trompetenschall,
Sah in den Reihʼn der Franken und Germanen
Das alte Gallien seine Fürsten einst
Von Kriegerarmen auf dem Schild erhoben. —
So mischte des phantastʼschen Traumes Spiel
Weissagend Zukunft und Vergangenheit.

Hier endigte Hr. Menjaud de Dammartin seine Citationen; er commentirte die angeführten Stellen und schloß, nachdem er die aufrührische Tendenz derselben hervorgehoben hatte, indem er auf Zuerkennung der gesetzlichen Strafe wider den Verfasser, so wie seinen Verleger und Drucker antrug.

(Schluß folgt.)

Das Hof-Journal.

Holdernesse-House.

(Schluß).

Am entgegengesetzten Ende der Gallerie hängt jenes lebensgroße Bild des verstorbenen Marquis von Londonderry, in der Staatskleidung eines Ritters vom Hosendandorden, gemalt von Lawrence. Unter demselben steht auf einem Piedestal die prächtige an fünf Fuß hohe Vase von Porzellan, welche der Marquis von Ludwig XVIII zum Geschenke erhielt, als er im Jahre 1814 den Frieden zu Paris unterzeichnete. Unter den längs den Seitenwänden der Gallerie aufgestellten Skulpturwerken zeichnen sich Canova's Nymphen, welche mit Cymbeln tanzen, vor allen aus. Der Marquis kaufte sie aus der Gallerie des Prinzen Rasaumowsky zu Wien. Man kann sich Nichts so luftig so leicht gehalten und mit solcher Anmuth ausgeführt denken, als diese Gruppe. Der Zephyr, welcher die schwebenden und fast durchsichtigen Gewänder zur Seite weht, scheint selbst von ihren leichten Bewegungen gehoben und getragen zu werden; die Haltung des Kopfes und der Schwung in den erhobenen Armen sind voll der reinsten Schönheit. Auffallend ist es, daß man von diesen wunderlieblichen Gestalten noch keine Copie hat, während Canova's übrige im Tanz schwebenden Figuren, seine „Hebe" und seine „Psyche" schon zu wiederholten Malen nachgebildet worden sind.

Einen antiken Paris aus der Gallerie des Vaunniee's Fries in Wien, ein Werk aus der Blüthezeit der griechischen Skulptur, können wir nicht übergehen. Hier sieht man auch zwei schöne in Marmor ausgeführte Copien der „mediziischen Venus, die eins die Luft mit Schönheit füllt" und der lieblichen „Venus, die dem Bade entsteigt" aus dem Palaste Pitti, die mehr den Reiz eines züchtigen und weiblich verschämten Wesens, als die unwiderstehliche Zauberkraft der Liebesgöttin ausspricht — beide aus der Werkstätte des Bartolini in Florenz; die „Bachantin von Amor erweckt" von Thorwaldsen; eine schöne Copie von Amor und Psyche und mehrere andere. Daselbst findet sich auch der Kopf des verstorbenen Marquis, von Chantrey, der für den König verfertigt worden war. Man vernimmt, daß diese Sammlung im Verlauf weniger Wochen durch die Ankunft zweier neuen glänzenden Kunstwerke, die man aus Italien erwartet, bereichert werden soll. Das eine ist die Marquisin und ihr Sohn Lord Seahan in carrarischem Marmor. Das andere ist eben so einzig in seiner Art, als ausgezeichnet durch seine Schönheit: es ist eine marmorne Statur der „Venus von Titian." Dieß ist, soviel wir wissen, der erste Versuch, ein Gemälde in Bildhauerarbeit nachzubilden und Alle, die bereits dieses Werk in der Werkstätte Bartolini's zu Florenz gesehen habtn, sind entzückt von seiner vollendeten Schönheit.

Digitized by Google

Doppelthüren auf der linken Seite führen uns wieder an die große Haupttreppe und wir kehren in das Vorzimmer zurück, das wir schon oben beschrieben haben. Eine Thüre zur Linken öffnet uns das Allerheiligste dieses prachtvollen Gebäudes — das Boudoir der Marquisin.

Sollten wir ein räsonnirendes Verzeichniß von allen Gegenständen entwerfen, welche diese in zauberhafter Pracht des Luxus strahlenden Gemächer fassen; so könnten wir unseren Bericht mit leichter Mühe zu einem dickleibigen Büchlein aufstützen; ja nur die Namen von der Hälfte dieser Erzeugnisse des Geschmackes und des Luxus, welche von allen Seiten unsere Augen blenden, würden unsere englischen und französischen Wörterbücher in keine geringe Verlegenheit setzen. Wir müssen uns daher benügen, nur die Idee eines Ueberblickes davon zu geben und es der Einbildungskraft überlassen, das Einzelne sich selbst auszumalen; wobei wir jedoch versichern, daß die überschwänglichste Phantasie schwerlich die Wirklichkeit werde überbieten können.

Die Decke ist gewölbt und in dem schon beschriebenen italienischen Stil köstlich gemalt; die Tapeten sind von blauem Atlas, die Fenstervorhänge von weißer Seide mit Drapperien von weißem und blauem Damast; die Sessel und Ruhebetten von Rosenholz und mit blauem und weißem Atlas überzogen. In der Mitte des Salons steht ein Tisch von dem weißesten und feinsten Marmor, in Form einer Tasse, die auf einem reichgearbeiten Piedestal von gleichem Stoffe ruht. Neben dem Ruhebette steht der Schreibtisch von Rosenholz. Das Schreibgeräthe ist vom sinnreichsten und zartesten Geschmacke. Das Dintenfaß insbesondere bildet ein sehr schönes Stück von Sevres, in Lichtblau und Gold. Auf einem Tische von Pietra Dura an der andern Seite des Kamins liegt das Album, das uns an die poetische Parodie Maxim's erinnert:

Der Bücherein band von Opal, Saphir
Und Topas, edengrünem Saffian u. s. w.

Es ist ganz von Juwelen und Emaille eingefaßt. Eine allzuverwegene Neugierde wäre es zu fragen, ob der Inhalt dieses blendenden Buches an Glanz und Werth seinem äußern Schimmer verglichen werden kann. Doch einige Federn, zum Gebrauch der schönen Schreiberin bestimmt, liegen daneben und eine einzige Linie von ihrer Hand würde alle diese Edelsteine überbieten, welche auf dem Einbande funkeln! An dem Pfeiler zwischen den Fenstern steht eine Jardiniere, von welcher exotische Pflanzen ihre Düfte ausstreuen. Oberhalb derselben sind zwei zierliche Landschaften von Mosaik aufgehängt. Gegenüber an der Wand befindet sich das Porträt Sir Heinrichs Wane Tempest, des Vaters der Marquisin. — Ein Miniaturgemälde von ihren beiden Kindern hängt auf der einen Seite des Kamins, auf der andern eine treffliche kleine Madonne nach Carlo Dolce. Ein Piano, eine Harfe und ein Sekretär von Feroleholz machen die übrigen Geräthe dieses Zimmers aus. Auf den Tischen umher oder in Chiffonieres aufgestellt, begegnet dem Blicke von allen Seiten eine zahllose Menge von jenem winzigen Allerlei, von jenen bunten und duftigen Kleinigkeiten, womit uns die Mode und der Luxus, wie ein Frühling mit Blumen beschenkt; die an sich unnütz und geringfügig eben durch ihre anspruchlose Spielerei des Gebrauches uns so sehr erfreuen, als der ganze niedliche Blumenstaat unserer Gärten, bei dem wohl auch ein auf Nützlichkeit erpichter Mann stehen bleiben und fragen könnte; wozu ist nun all der bunte Kram? — Hier sieht man Uhren, Tassen, Kästchen, Körbchen, die niedlichsten Fächerchen, Glasglocken, Bouquets, Emaillen und Bijouterien von tausenderlei Art, kurz Alles, was selten, köstlich, sinnreich und glänzend aus den schöpferischen Händen des Luxus unserer Zeit hervorgeht. Doch alles dieß gewährt durch eine wohlgeordnete Sonderung erst jenen erfreulichen und behaglichen Anblick, ohne welchen ein Boudoir fast diesen Namen nicht verdient. Aus dem Boudoir gelangt man in das Toilettenzimmer, das mit blauer Seide und Gold tapezirt ist. Das Ameublement und der ganze Inhalt entspricht der Bestimmung dieses Raumes.

Dieß Kästchen füllen Indiens Edelsteine
Und ganz Arabien duftet dort im Scheine.

Die Juwelen und die Toilette der Lady Londonderry sollen nur von denen der Königin Englands übertroffen werden. Der Anzug-Tisch ist von weißem Marmor und der Toilettenspiegel, in einem Rahmen, reich mit Bildwerk verziert und in Wien verfertigt, ist ein Muster von classischer Eleganz. Auf der einen Seite desselben sitzt eine brütende Taube, auf der andern blinzt eine ernsthafte Ente und in der Mitte schwebt der Liebesgott und schwingt zwischen beiden seine Fackel. Ist es erlaubt diese Verzierungen zu deuten; so scheinen uns die Sinnbilder der Schönheit, der Weisheit und der Liebe an keinem Orte eine angemessenere Stellung finden zu können. Ein lebensgroßes Gemälde, den Kaiser Alexander vorstellend, hängt über dem Kamine.

Das Toilettenzimmer führt zum Schlafgemache, ein großes und prächtiges Appartement, mit Weiß und Gold tapezirt, worin jedoch am Meisten die Pracht seines Hauptmeubels bemerkenswerth ist. Es steht auf einer Platform erhöht, die mit carmoisinrothem Tuche bedeckt ist. Die Vorhänge von gleichfarbiger und mit bernsteingelben Streifen durchzogener Seide senken sich von einem Betthimmel aus Carmoisin mit Gold besetzt und werden auf beiden Seiten an dem Fuß des Bettgestelles durch eine zahlreiche Gruppe von Amoretten gehalten, die ein Füllhorn tragen, in einem kühnen und massiven Stil geschnitzt und reich vergoldet. Garderobeschränke von Feroleholz, mit schöner eingelegter Arbeit, nehmen die Seitenwände dieses Gemaches ein.

Eine Doppelthüre führt uns aus diesem Appartement wieder an die Haupttreppe und so schließt sich die Wanderung durch die vorzüglichsten Salons dieses Palastes. Wir stehen wieder in dem Vestibule vor den vier Victorien in Rosso-Antico, und können nicht umhin, noch folgende auf sie bezügliche Anekdote zu berichten. Der Pabst hatte zu den vier Statuen auch die Büste des verstorbenen Marquis gefügt, mit dem Wunsche, daß dieselbe zur Anerkennung seiner weisen Rathschläge, durch welche der Friede Europas und die Zurückgabe der Kunstwerke Roms herbeigeführt wurde, unter den Victorien aufgestellt werden sollte. Bei dem Empfange dieses schmeichelhaften Geschenkes ließ Lord Londonderry seine eigene Büste sogleich hinwegnehmen

Digitized by Google

und dafür die von Pitt aufstellen, wie man sie noch jetzt sieht, indem er sagte: „der Lehrer jener Rathschläge, nicht der Schüler, verdiene eine solche Auszeichnung.“

Holdernesse-House hat seinen Namen von dem Earl von Holdernesse, aus der Familie Darby, welche hier einst ihren Wohnsitz in London hatte. Durch die Vermählung der Lady Amalia Darby, der Erbin des letzten Earls, mit dem Herzog von Leeds, wurde es der Stadtaufenthalt der Familie Leeds; in der Folge kaufte es Lord Middleton und von ihm der Marquis Londonderry. Es wurden seitdem daran große Veränderungen und Verschönerungen vorgenommen, und mag es hinsichtlich seiner schönen und freien Lage, oder der luxuriösen Bequemlichkeit seiner innern Einrichtung oder der Pracht und Eleganz seiner Ausstattung betrachtet werden, immer bleibt es einer der beneidenswerthesten und glänzendsten Paläste in der Hauptstadt.

Das englische Zeitungswesen.

(Schluß.)

Die Auslagen der Abendblätter sind viel geringer, als die der Morgenblätter; und daher schreiben sich auch in den letzten vier oder fünf Jahren die vielen Etablissemens neuer Abendzeitungen. Wenn aber die Ausgaben geringer sind, so ist die Schwierigkeit, ein Abendblatt in Aufnahme zu bringen, desto größer, und Jahre vergehen, ehe eine hinreichende Anzahl von Inseraten den Eigenthümern die Kosten deckt. Der Absatz der Abendblätter ist verhältnißmäßig beschränkt. Die sechs in London erscheinenden setzen zusammen nicht mehr Exemplare in Umlauf, als die Times allein, und davon kommt der Hauptabsatz auf zwei — den Globe und den Courier. Da sie auf Avertissemens nur wenig rechnen dürfen, so geht ihnen der einträglichste Theil des Einkommens einer Zeitung ab. Von sechs in den letzten Jahren angefangenen Abendblättern hat sich nur die Standard gehalten, und auch sie verdankt ihr Aufkommen wahrscheinlich bloß der Schaukelpolitik des Courier zu einer Zeit, da der anscheinende Liberalismus der Regierung zu einer Art Koketterie mit einer bessern und höhern Politik verleitete. Die Standarte wurde von den alten Tories aufgepflanzt, als diese in der ganzen londoner Presse kein entschiedenes Organ mehr hatten, die Morning Post vielleicht ausgenommen, welche in den letzten Jahren im Grunde eine getreue Verfechterin der Ultratorypolitik in Kirche und Staat gewesen ist. Der Courier hatte, ehe er in die Hände des gegenwärtigen Redacteurs kam, der unter den Befehlen der Schatzkammer steht, zwischen Canning und Eldon, Wellington und Huskisson, Liberalen und Torygrundsätzen geschwankt, bis seine alten Stocktorysubscribenten ihn in Schaaren verließen, während seine Liberalität noch von zu neuem Datum war, um ihm von der Gegenpartei Freunde zuzuführen. Unter solcher Constellation that sich die Standard auf, und obgleich trotz der Tüchtigkeit ihrer Mitarbeiter ihr Bestand eine Zeit lang zweifelhaft schien, darf man sie jetzt als gegründet betrachten. So gering die Ausgaben eines Abendblattes gegen die eines Morgenblattes seyn mögen, so bedeutend sind sie, wenn man fünfzehn Jahre zurückgeht. Damals gab ein Abendblatt wenig mehr als einen Auszug aus den Morgenjournalen, einen Artikel aus der Feder eines Chorogen ihrer Morgenbrüder, hin und wider eine Nachricht von außen, einen Rechtsfall und den Stand der Fonds in der Stadt. Mit großen Letteen gedruckt enthielt ein Abendblatt im Ganzen nicht so Viel als die Times oder das Chronicle in vier klein gedruckten Columnen, und an eine Person, wie ein Parlamentsreferent, war gar nicht zu denken. Jetzt erfordert es einen tüchtigen Redacteur, Unterredacteur — wenigstens drei oder vier Referenten über die Vorfälle in den Gerichtshöfen u. s. w. bis spät in den Abend — alle Neuigkeiten vom Continent, ja von der Welt, und, um wo möglich den Morgenblättern vorzuspringen, die gleiche Mannigfaltigkeit der Thatsachen, mit Ausnahme der Avertissemens. Ein solcher Wechsel war nicht möglich ohne große Geldopfer. Von 60 höchstens 80 Pfund wöchentlicher Auslagen vor fünfzehn Jahren (Papier und Stempel werden immer besonders berechnet) ist die wöchentliche Auslage eines Abendblattes auf 100 bis 120 Pfund gestiegen, während der Preis für das Publicum und die Inserate derselbe blieb. Und in dieser Summe sind noch nicht die Nebenauslagen begriffen, welche oft bei gefährlicher Mitbewerbung nöthig werden.

Während der Parlamentssitzungen halten eines oder zwei der Abendblätter Referenten im Ober- und Unterhaus, um Alles, was bis halb sieben Uhr vorgeht, zu berichten, so daß man durch Vorschub der Postsecretäre in einer Entfernung von hundert Meilen von der Hauptstadt Morgens beim Frühstück Alles, was in den ersten Stunden der Sitzung im Parlament verhandelt wurde, lesen kann. In mehreren Fällen war die Druckerei einer Abendzeitung (der Sun) bis Nachts eilf Uhr offen, und eine Anzahl Exemplare mit sieben oder acht Columnen Parlementsdebatten wurde durch Eilboten in entfernte Theile des Landes befördert. Im Beibringen der Neuigkeiten durch Eilboten haben einige Abendblätter Unglaubliches geleistet. Der Courier und die Sun enthielten oft die Rede des Königs von Frankreich bei Eröffnung der Kammer sechs oder siebenundzwanzig Stunden, nachdem sie ihre Agenten in Paris bekommen hatten. Während der letzten Invasion Spaniens durch die Franzosen erhielt der Globe regelmäßig Couriere von Paris, deren viele innerhalb 24 Stunden anlangten; mit gleicher Industrie suchte man Nachrichten von Liverpool zu bekommen, als die Angelegenheiten Südamerika's das englische Publicum besonders interessirten. Ein Beispiel der reißenden Schnelligkeit, womit die Nachrichten durch das Land circuliren, ergab sich vor etwa vier Jahren. Ein Schiff kam mit Berichten über eine entscheidende Schlacht zwischen den Königlichen und den Patrioten in Südamerica auf der Höhe von Liverpool an. Sobald das Schiff signalisirt war, sandte der Agent ein Boot in die See, ließ die Papiere ans Land schaffen und fertigte sie durch einen Eilboten nach London ab, wo sie um halb zwei Uhr folgenden Tages anlangten. Als derjenige, dem sie in der Stadt zukamen, seinen Gebrauch davon auf dem Grdmarkte gemacht hatte, beglückte er den Correspondenten einer Abendzeitung (wir glauben des Globe) mit seinen Neuigkeiten und um halb drei

Uhr hatte er einen Artikel darüber gedruckt in Händen. Es stand keine Viertelstunde an, so ward dieselbe Person, welche die Berichte von Liverpool nach London brachte, mit einem Blatte der londoner Zeitung dahin zurückgeschickt, und folgenden Tags zwölf Uhr hatte es der Agent in Liverpool. Da der Wind inzwischen für das Schiff ungünstig gewesen war, konnte es nicht in den Hafen einlaufen, noch eine Nachricht nach der Küste bringen, so daß die Einwohner von Liverpool die erste Kunde aus dem londoner Blatte erhielten, das schon eine Stunde in dem Lesezimmer lag, bevor das Schiff in dem Hafen vor Anker ging. Doch dieß heißt noch Nichts gegen die Schnelligkeit, womit schon manchmal Abendzeitungen mit mehr Aufwand als Sinn das Publicum mit Berichten über Wettkämpfe in verschiedenen Theilen des Landes bedient haben. Der Eilbote, welcher das Resultat der Wette zwischen Spring und Langan vor drei oder vier Jahren aus der Nähe von Chichester nach London brachte, legte mehr als zwanzig Meilen in einer Stunde zurück. Zu dem Ende wurden die besten Pferde in kurzen Entfernungen von einander aufgestellt, und weder Roß noch Reiter soll Schaden genommen haben.*)

Die bei einem Abendblatte angestellten Personen bestehen in dem Oberredacteur, dem Unterredacteur, vier oder fünf regelmäßigen Parlamentsreferenten, einem Drucker, fünfzehn bis achtzehn Setzern, einem Correctur, einem Leseburschen, einem Factor, einem Buchhalter, einem Thürhüter, drei oder vier Männern bei der Druckmaschine, zwei Jungen, die das Papier von den Cylindern nehmen, und drei oder vier Laufjungen, welche die Mittheilungen von den Gerichtshöfen und die Zeitungen auf das Postamt und an die Zeitungshändler in der Stadt überbringen. Der erste Redacteur hat 400—600 Pfund jährlich und der zweite Redacteur 250—450 Pfund; der Drucker hat drei bis vier Guineen; der Corrector 1 Pfund 11 Schill. 6 Den. bis 2 Pfund, 2 Schilling; die sogenannten Vollhandsetzer 2 Pfund, 3 Schilling, 6 Den.; die Aushelfer 1 Pfund, 3 Schill. 6 Den. Die Parlamentsreferenten, welche regelmäßig beschäftigt sind, haben selten mehr als drei Guineen in der Woche, da ihr Geschäft für das Abendblatt sie nur einen kleinen Theil des Tags in Anspruch nimmt. Der Factor (publisher) bekommt, außer einem Wochengehalt von 3 Guineen, was von den Blättern, die zu 7 Den. in der Druckerei verkauft werden, über die 13 Schilling vom Buch, die dem Eigenthümer gebühren, erlöst wird, und einen kleinen Gewinn an den Exemplaren der Zeitungshändler, welche kein ganzes Buch nehmen, und deswegen den Bogen zu 6 Den. bezahlen; also in diesem Falle ein Exemplar von siebenundzwanzig. In Zeiten der Aufregung, wo der Absatz groß ist, und Viele, die sonst gewöhnlich keine Zeitung halten, gelegentlich ein Blatt in der Druckerei kaufen, steht er sich sehr gut; in der Regel aber mag sein Nebengewinn ein Pfund wöchentlich nicht übersteigen. Er hat aber noch eine andere Erwerbsquelle, wenn Viel in der Druckerei abonnirt wird. Da die Druckerei die Blätter nicht unmittelbar an die Abnehmer liefert, so überläßt der Factor die Bestellung an die Zeitungshändler, welche ihm für jedes auf diesem Wege erhaltene Exemplar durch ein Geschenk von 10 Schill. 6 Pence bis 15 Schill. erkenntlich sind. Die Besoldung des Schreibers, welcher die Buchhaltung führt, und die Gehalte, die Gelder für gelegentliche Berichte an die Pfenningszeitenmänner bezahlt, beträgt 150—200 Pfund; dieser hat jedoch keine oder wenigstens keine vom Eigenthümer anerkannte Nebeneinnahme. Das Redactionsgeschäft bei einer Abendzeitung beginnt sechs Uhr Morgens, wo die Morgenzeitungen ausgetragen werden und der zweite Redacteur seine Auszüge macht; der Hauptsache nach ist er vor drei Uhr fertig; denn bald nach dieser Stunde wird die Masse des Blattes in die Druckerei gegeben; da aber bis sechs Uhr und manchmal noch später Zusätze gegeben werden, so ist seine Gegenwart nicht selten bis Abends nothwendig.

Von den sechs in London erscheinenden Abendzeitungen sollen nur zwei (der Globe und der Courier) nahmhaften Gewinn abwerfen. Die Eigenthümer dieser beiden theilen, wie wir hören, jährlich 14,000 Pfund unter sich, also etwa zwölf Procent von dem eingelegten Capital. Bei vielen londoner Zeitungen besteht die Mehrzahl der Eigenthümer aus diesen Capitalisten, welche sich wenig um die Leitung des Ganzen bekümmern, wenn nur die Dividende sich nicht verringert. Bei einigen ist ein Einzelner Eigenthümer, der zugleich auch die Geschäfte besorgt, ohne jedoch in den bestimmten Wirkungskreis der Redaction einzugreifen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß ein Verschluß von täglichen 1500 Abdrücken alle Kosten einer Abendzeitung decke; allein man hat Unrecht. Die Stempelgebühren von 1500 Exemplaren kosten bereits 20 Pfund, und das Papier gegen 4 Pfund, zusammen also 24 Pfund. Fünfzehnhundert Blätter, oder fünfundfünfzig Bücher, fünfzehn Bogen, geben etwa 36 Pfund Erlös, also 12 Pfund täglichen oder 72 Pfund wöchentlichen Gewinn, somit immer noch 40—50 Pfund weniger, als die Auslage beträgt. Dieses Deficit sollen die Inserate decken; wir glauben aber nicht, daß ein Abendblatt mit 1500 Abonnenten auf mehr als 20—25 Pfund die Woche für Anzeigen rechnen darf. Nur ein Absatz von 2000 Exemplaren nebst wöchentlichen 30—35 Pfund für Inserate kann die Auslagen decken.

Der Charakter der englischen Zeitungspresse ist insgemein ehrenhaft. Man hat keinen beglaubigten Fall, daß sich ein Redacteur bestechen ließ, eine unrühmliche Sache zu verfechten. Daß ihr Einfluß etwas despotisch ist, kann nicht geleugnet werden; daß diejenigen, welche diese gewaltigen Maschinen dirigiren, sie zuweilen zu Werkzeugen persönlichen Vorurtheils, Hasses, der Eifersucht und Rache machen, läßt uns von den unermeßlichen Wohlthaten, die sie für das Gemeinwesen haben, Einiges in Abzug bringen. Sie nähren zuweilen den gemeinsten Geschmack, während sie die edelsten Zwecke der Philanthropie zu befördern meinen; sie leihen ihre Columnen der Täuschung und dem Betruge, während sie die strengste Neutralität verfechten;

*) Als Alexander in England war, besuchte er Oxford. Ein Bericht seiner Ankunft daselbst am Abende ging durch einen Eilboten an eine Morgenzeitung nach London ab, und das Blatt mit der Nachricht ward wieder durch einen Expressen nach Oxford geschickt, so daß es der Kaiser am folgenden Morgen auf dem Frühstückstisch hatte.

Digitized by Google

aber ihre allgemeine Tendenz geht fürs Gute; und ihr Einfluß im Ganzen auf Wahrheit, Klugheit und Tugend ist wohlthätig.

Die meisten der zahlreichen Notizen über Todschläge, Untersuchungen, Polizeiverhandlungen ꝛc. liefert eine niedere Klasse von Berichtern, die schon erwähnten Pfenningmänner. Gewöhnlich sind es Leute ohne Bildung und ihre Beiträge wimmeln von Verstößen gegen Orthographie, Grammatik und Geschmack, von Gemeinheiten und Barbarismen. Wenn ein Kind im Feuer umkommt, so wird es gleich ein ausnehmend schönes Kind, das, wenn es diesen schrecklichen Unfall überlebt hätte, die Wonne seiner jetzt tiefgebeugten Eltern geworden wäre; wenn eine Dirne wegen Dieberei vor der Polizeibehörde erscheint, so ist es ein ausnehmend gut aussehendes, interessantes, nach der neusten Mode gekleidetes Frauenzimmer; und wenn ein Bursche, der nur ein klein Wenig über der gewöhnlichen Klasse der Spitzbuben steht, wegen Schwindlerei oder Wechselverfälschung in Old Bailey vernommen wird, so werden wir mit einer weitläufigen Schilderung seines Aeußern und seines Benehmens, selbst der Anzahl der Prisen Tabak, die er während der Anklage des Anwalts nimmt, regalirt. Die Pfenningritter sind für die Presse, was die Kosacken für ein regelmäßiges Heer; einige Beispiele von Verläuflichkeit haben sie in den Ruf gebracht, daß man mit 2, 3, oder höchstens 5 Pfund die Einrückung jedes beliebigen Artikels aus ihrem Bereich unterdrücken könne; allein nicht leicht dürfte ein Fall aufzubringen seyn, daß ein regelmäßiger Referent den guten Ruf seines Brodherrn compromittirt oder seinen eigenen Charakter verunehrt hätte. Die Art, wie diese Leute, wahrscheinlich gegen zwanzig an der Zahl, sich ihren Unterhalt verschaffen, ist bemerkenswerth. Die Zeitungsleser wunderten sich schon, wie dieselbe Neuigkeit mit denselben Worten in mehreren zu gleicher Stunde ausgegebenen Zeitungen stehen konnte. Dieß geht folgender Maßen zu. — Wenn die Facta, aus denen der Artikel geschmiedet werden soll, gesammelt oder ersonnen sind, macht der Pfenningmann mittelst einer besondern Art Papier, Flimsy genannt, und einiger dick mit Druckerschwärze überzogenen und getrockneten Stücke Seide sieben oder acht Copien für die verschiedenen Morgen- und Abendblätter. — Dieß ist bald gethan. — Die schwarzen und die weißen Bogen werden übereinander gelegt. Der Berichterstatter schreibt nun auf das obere Papier mit einem Stücke Stahl oder Glas, das nicht zu fein gespitzt ist, um nicht durchzuschneiden, und mit einem mäßigen Druck theilt sich die Druckerschwärze den weißen Bogen mit, so daß er sieben bis acht vollkommene Abdrücke erhält. Unter jeden derselben setzt er seinen Namen und so schickt er seine Berichte bei den Zeitungsbureau's herum. Hält man den Gegenstand für interessant, so wird er gut bezahlt; denn ein Bericht von einer halben Kolumne in jeder der Morgenzeitungen giebt ihm zusammen mehr als 3 Pfund, 3 Schillinge. Wegen der großen Concurrenz aber und bei der Vorsicht der Redacteure im Gebrauch dieses Stoffes wird ihm selten ein solches Stück zu Theil. Man erzählt eine merkwürdige Anekdote von zwei Competenten dieser Art. Ein armer Teufel von Pfenningmann, welcher mehr als vierzehn Tage keinen Stoff bekommen hatte, ersann eine artige, romantische Mordgeschichte. In wenigen Minuten war der Mord begangen, eine Menge von Abschriften davon gemacht und der Knabe gefunden, der sie bei den Zeitungen herumtragen sollte. Dieser begegnet einem andern Pfenningmann, welcher den Bericht liest, den Knaben etwas aufzuhalten sucht, denselben Fall nur mit andern Worten beschreibt und ihn eilig zum Einrücken herumschickt. An zwei Orten kam seine Kopie zuerst und wurde somit benützt; da es üblich ist, daß man die erste Copie nimmt, wenn man sie brauchen kann; als nun der wirkliche Erfinder des Mords am nächsten Sonnabend seine Bezahlung forderte, ward er abgewiesen, weil der Mord nicht von ihm berichtet sey. Der arme Scheim bestand darauf, die Worte seyen zwar nicht genau die seinigen, der Mord aber sein Eigenthum, da Niemand, (oder wenigstens kein anderer Berichter) der Verhandlung beigewohnt habe. Die beiden Referenten wurden confrontirt. Der Erfinder erklärt, daß der andere Bericht aus dem seinigen gestolen sey; der Plagiarius entgegnet, er habe aus reiner, sicherer Quelle geschöpft. Der Streit wird hitzig und in der Leidenschaft ruft der ursprüngliche Morderdichter aus: „Vermaledeiter Betrüger, was konntest du von dem Morde wissen, da keiner geschehen ist, und ich das Ganze erdichtet habe?“

Ein großes Hinderniß der vollkommenen Leitung der periodischen Presse liegt in der Einrichtung des Postwesens. Jede Zeitung, die man in England aus dem europäischen Continent und andern Welttheilen erhält, mit Ausnahme der englischen Colonien, wird auf der Post, wie ein Brief abgewogen und bezahlt; und wenn sie einen Kreuzumschlag, d. h. ein schmales, nicht zwei Zoll breites Kreuzband mit der Adresse hat, wie es gewöhnlich bei fremden Blättern der Fall ist, so wird ein doppeltes Postgeld gefordert. Wollte nun der Redacteur eines englischen Blattes die fremden Zeitungen durch den gesetzlichen Canal beziehen und die nöthigen Auszüge machen, so würde ihn das Postgeld allein, ohne die weiteren Auslagen für Uebersetzer, sehr hoch zu stehen kommen. Die Schreiber bei dem auswärtigen Departement des Postamtes machen sich dieses Prohibitivmittel zu Nutze und nehmen alle fremden Zeitungen in Empfang, wahrscheinlich, ohne irgendein Postgeld zu zahlen, lassen sie durch ein oder zwei Individuen übersetzen und verschicken an die Tagblätter ihre Abschriften, die, wie die Beiträge der Pfenningmänner mit einer wöchentlichen Summe von 2 Pfund 2 Schilling, oder noch höher von jeder Zeitung honorirt werden. Diese wöchentliche Ausgabe beschränkt sich jedoch auf Uebersetzungen aus deutschen, portugiesischen und südamericanischen Zeitungen. Uebersetzungen aus französischen Blättern werden noch besonders und bedeutender bezahlt. Einige Zeitungen erhalten jedoch Exemplare französischer Blätter, aus denen ihre eigenen Uebersetzer Auszüge machen können; auch suchen die Postsecretäre durch Eilboten die Nachrichten aus Paris früher zu verschaffen, als sie auf dem gewöhnlichen Wege nach London gelangen würden. Dieß ist übrigens noch kein Grund für das Monopol.

Digitized by Google

Pontianak.

(Schluß.)

Der Fluß Pontianak, welcher der Residenz Pontianak den Namen giebt, entspringt bei Sandang, windet sich durch Waldungen, Sümpfe und Moräste, vereinigt sich mit den Flüssen Landar und Tayang und bildet mehrere Inseln. Reich ist dieser Fluß an Klippen und Sandbänken, und deshalb nur für einheimische Fahrzeuge schiffbar. Chinesische Junken und Wankangs können Pontianak erreichen, aber von größern Fahrzeugen können nur Kanonenboote zuweilen bis Tayang fahren. Der Fluß hat eine weite Mündung mit einer großen gefährlichen Sandbank davor, welche zur Zeit der Ebbe eine Insel wird, auf der sich Hunderte von Krokodilen sonnen.

Zehn Schiffslängen von der Mündung des Flusses landeinwärts theilt eine schmale Insel den Fluß in zwei Arme; sie ist trocken, mit Wald bewachsen und der Aufenthalt von Affen, Schlangen und wilden Schweinen. Ihre Länge beträgt eine und drei Viertelstunden, ihre Breite hingegen nur eine Viertelstunde. In geringer Entfernung von dieser Insel befindet sich eine kleinere, kaum dreißig Ellen lange Insel, welche nur von einigen Cocosbäumen beschattet wird; auf derselben ist eine Batterie von acht Vierpfündern, von denen aber kaum zwei in brauchbarem Zustand. Am rechten Ufer des Stromes, der kleinen Insel gegenüber, liegen einige malaische Wohnungen und eine verfallene Schanze; am linken Ufer liegt das oben erwähnte Lustschloß Battoe ayang, welchen Namen auch die kleine Insel führt *). Unweit vom Schloß sieht man am Ufer eine fünfzig Fuß lange und fünf Fuß hohe mit Schießscharten versehene Mauer, freilich jetzt halb Ruine. Früher waren sowohl hier, als auf der Insel und der entgegengesetzten Seite des Flusses Batterien aufgepflanzt, die jedes Vordringen gegen Pontianak vereiteln konnten.

Der Dealm, der Sitz des Sultans, liegt von hier anderthalb Stunden; die Ufer sind bis dorthin wüste und nur hie und da von kleinen Bächen durchschnitten. Eine halbe Stunde von Pontianak erheben sich auf hohen Pfählen die Wohnungen der Araber, welche durch lange Gambattang (Brücken) mit dem Flusse in Verbindung stehen. Sie liegen zerstreut, sind aber besser als die Wohnungen der übrigen Eingebornen gebaut. Doch hat sich der Geschmack auch nicht sehr angestrengt, diese Sitze angenehm zu machen; denn Cocos- und Pisangbäume und höchstens einige Bambus sind die einzigen Umgebungen, und vergebens sieht man sich nach Gärten oder Blumenfluren um. Einige Schiffslängen von diesen Wohnungen reihen sich die Niederlassungen der Malaien an. Armselige kleine Hütten bilden dieses Kampang oder Dorf; — hier dehnt sich der Fluß nach dem linken Ufer zu und bildet einen kleinen See, während das rechte Ufer in gerader Linie fortläuft. Von diesem Punkt aus genießt man eine entzückende Aussicht: hier der Farbenwechsel der grünenden Waldungen, die vielen die Ufer begrenzenden Dörfer, dort die Gebäude des Sultans, mit ihren rothen Ziegeldächern auf der mitten im Fluß liegenden Erdzunge. — Das rechte Ufer des Flusses, bis zur Brücke des Residenten verfolgend, findet man nur einzelne malaische Hütten, und hie und da eine arabische Wohnung. Hier ist der Sammelplatz aller aus- und einlaufenden inländischen Fahrzeuge, indem sie hier theils visitirt, theils mit Pässen versehen werden, theils ihre Abgaben entrichten müssen. Die Brücke selbst ist fünfzig Fuß lang, und unmittelbar vom Ufer zwölf Fuß hoch in den Fluß hineingebaut, sie ruht auf Säulen von Eichenholz, ist zehn Fuß breit, und mit Gallerien und Bänken versehen. Zu beiden Seiten führen Treppen in den Strom hinab. Am Ende der Brücke ist ein Zelt errichtet, von welchem eine dritte Treppe zu einem umzäunten Badeplatz und einem großen befestigten Flosse niedergeht, welches als Waschplatz dient. Ein leichtes Binsendach ist darüber gebaut und schützt die Arbeiterinnen vor der Hitze der Sonne.

Gewöhnlich nahmen wir Abends unsern Thee im Zelte auf der Brücke ein und labten uns an den Reizen und Schönheiten der Natur. Der Fluß war stets mit Nachen bedeckt, welche Früchte, Porcellan und Zeuge aller Art an die Brücke brachten und hier einen großen Markt bildeten; überall war Leben und Thätigkeit, nur mit der sinkenden Sonne trat Ruhe ein; später flimmern dann auf den Kähnchen von Rinde, wenn die Eingebornen den Krokodilen ihre Opfer spenden, hin und wider Lichter, deren Glanz sich tausendfach in der zitternden Fluth spiegelt. Auch bringt wohl öfters der liebende Eingeborne seiner Auserwählten ein Ständchen, oder aus dem benachbarten chinesischen Dorfe ertönt der Schall der von schöner Hand geschlagenen Zither, oder der Ruf der Sclavenmädchen, welche für ihre Herren des Abends Süßigkeiten und eingemachte Früchte feil bieten, und langsam am Rande des Flusses mit ihren Nachen hingleitend sich bemühen die Hausbewohner zum Kaufe einzuladen.

Von der Brücke führte ein sechzehn Fuß breiter mit Cocosbäumen und Pisang bepflanzter Wall nach dem Fort. Die Festung selbst ist erst in der neuern Zeit regelmäßig aufgeführt worden; sie ist 488 Fuß lang und 350 breit. Zuvor waren die Compagniegebäude nur von einem kleinen, oft trockenen Graben umschlossen, an welchem sich auf der einen Seite hohes Buschwerk und auf der andern Zuckerrohrfelder hinzogen. Gegenwärtig umgiebt ein dreißig Fuß breiter, mit Wasser angefüllter Graben das Fort, welches noch außerdem durch starke Pallisaden verwahrt wird. Zwei einander gegenüberliegende Basteien von runder Form, mit acht Achtpfündern besetzt, sind mit Pavillons überbaut, um die Munition zu sichern. Ueber den Graben führt eine Zugbrücke nach dem stark mit Eisen beschlagenen Thore, über welchem sich das Comtoir des Residenten befindet. Von hier genießt man eine herrliche Aussicht auf einen großen Theil des pontianak'schen Gebiets.

Die Gebäude im Fort sind sämmtlich von Eichenholz, stehen acht bis zehn Fuß über der Erde und bilden ein malerisches Ganzes.

Das Pulvermagazin ist ein dickes Blockhaus, mit rundem Dach, stark mit Schindeln gedeckt, und die Seitenwände von außen mit Brettern beschlagen. — Das Salzmagazin steht höher als die übrigen Gebäude über der Erde, um das ohnehin immer feuchte Salz so viel als möglich vor Feuchtigkeit zu schützen. Ein nur für kleine Fahrzeuge schiffbarer Canal ist vom Flusse bis zur Pforte des Magazins geleitet worden.

Die Wohnung des Residenten ist geräumig, enthält acht bis zehn Gemächer und hat, wie die übrigen Gebäude, eine breite bedeckte Gallerie. Sämmtliche Fenster haben in Ermangelung von Glasscheiben Holzgitter. Die Caserne hat eine Länge von 200 Fuß, und besteht aus einem Saale, und acht für die Unteroffiziere an

*) Den Namen erhielt die Insel sowohl als das Schloß von einem in der Nähe des Ufers aus dem Wasser hervorragenden Stein, welcher die Gestalt eines Huhns hat; Battoe heißt nämlich Stein, und Ayaag Huhn.

Digitized by Google

den Ecken des Gebäudes angebrachten Kammern; der Saal der Gemeinen ist mit zwei Reihen Schlafbänken versehen; nur die Europäer bekommen Bettstellen, Matratzen und Decken. Eine Matte und ein von ihnen selbst gekauftes Kopfkissen ist die Lagerstätte der schwarzen Soldaten, welche sich mit Frau und Kind, denn gewöhnlich sind sie mit beiden versehen, so gut als es gehen will, einrichten; doch ist den Weibern der schwarzen Soldaten nur des Nachts der Aufenthalt in der Kaserne gestattet, so daß jeder Einzelne noch außerhalb des Forts seine geräumige Hütte baut. Auf diese Art entstand ein ziemlich regelmäßiges Dorf. Hinter der Kaserne und den Wohnungen der Offiziere sind die Küchen; das Hospital ist für achtzig Kranke eingerichtet, zwei Aerzte besuchen dasselbe zweimal täglich.

Der innere Raum des Forts dient zum Exerzierplatz; Musterungen werden aber außerhalb des Forts auf der Straße gehalten, welche nach dem Flusse führt.

König Franz I von Frankreich.

Je n'aime guère François I, sagt Voltaire, — nach Allem, was man neuerer Zeit über diesen großen Mann gefaselt hat, eine nicht geringe Autorität — Je ne vois guère dans François I, que des actions ou injustes, ou honteuses, ou folles. Ungeachtet aller Bemühungen, seinen Helden in dem möglich-besten Lichte darzustellen, hat doch auch der Verfasser der englischen Lebensbeschreibung des „ritterlichen Königs," die kürzlich unter dem Titel „Leben und Zeiten Franz I Königs von Frankreich" (The Life and Times of Francis I, King of France. Lond. 1829. 2 vols. 8.) erschienen ist, Wenig beibringen können, was dieses Urtheil entkräftet hätte; und man könnte fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, die Geschichte eines Fürsten ungeschrieben zu lassen, dessen wenige gute Eigenschaften, die sich zuletzt auf eine gewisse natürliche Lebhaftigkeit und Galanterie zurückführen lassen, durch so viele schlechte — einen bis zur Ruchtaglosigkeit gesteigerten Leichtsinn, Launenhaftigkeit, Trägheit, Unmäßigkeit, Grausamkeit — überwogen werden, wenn wir nicht im Allgemeinen jeder umsichtigen, aus den Quellen geschöpften Zusammenstellung von mehr oder weniger unvollständig bekannten Thatsachen das Verdienst der Aufhellung eines dunkeln Punktes in dem großen Gemälde der Geschichte der Menschheit zuerkennen müßten.

Ein einzelner Zug charakterisirt oft einen ganzen Menschen, wie eine einzelne Episode, wenn sie verständig gewählt ist, ein ganzes Buch; vielleicht ist die folgende Scene aus „dem Leben Franz des I" hinreichend, sowohl das Werk, als seinen Helden zu charakterisiren.

Unter den Edeln, die bei Hofe erschienen, war auch der Graf von Chateaubriant; er war durch Heirath mit einer jüngeren Linie des Hauses Foix verwandt, von welcher drei Brüder sich in der Armee befanden, die bereits gezeigt hatten, daß sie würdige Repräsentanten eines Namens waren, der lange in den Jahrbüchern der französischen Kriegsgeschichte den ersten Rang eingenommen hatte. Der Graf hatte sich mit ihrer Schwester vermählt, deren außerordentliche Schönheit den Mangel einer Aussteuer ersetzte; und mit einer Vorsicht, deren Klugheit nur zu sehr durch den Erfolg gerechtfertigt wurde, hatte er es abgelehnt, sie an den Hof zu bringen. Der Ruf von ihren Reizen war indessen dem König zu Ohren gekommen, der ihren Gemahl aufforderte, sie die Hauptstadt besuchen zu lassen. Der Graf suchte verschiedene Ausflüchte; da er aber sah, daß er den Zudringlichkeiten des Königs auf die Länge nicht widerstehen könne, so versuchte er denselben ein Ende zu machen, indem er Franz versicherte, daß seine Gemahlin die Einsamkeit zu sehr liebe, um sie aufzugeben, und daß er, da es ihm bisher nicht gelungen sey, sie dazu zu vermögen, ungern seine Bitten wiederholen oder sie zwingen würde, Etwas wider ihre Neigung zu thun. Er hatte vorhergesehen, daß alle Springfedern der List spielen würden, um ihn zu veranlassen, seinen verborgenen Schatz zum Vorschein zu bringen, und hatte deshalb eine Vorkehrung getroffen, von der er hoffte, daß sie ihn gegen die Kunstgriffe des Königs, so wie der Höflinge sichern, wenn diese auch, wie er zum voraus versichert war, aus Schadenfreude, aber in der Absicht, dem Fürsten zu Willen zu seyn, Alles aufböten, seinen Plan zu vereiteln. Er hatte sich zwei Ringe machen lassen, die einander vollkommen glichen, und einen davon hatte er der Gräfin übergeben, während er den andern für sich selbst zurück behielt. Er sagte ihr, daß er vielleicht bei Hofe gezwungen werden könne, sie dahin einzuladen; aber er befahl ihr, allen seinen Aufforderungen keine Folge zu leisten, wie dringend dieselben auch seyn möchten, wenn nicht in dem Briefe zugleich sein Ring eingeschlossen wäre. Die junge, unschuldige Frau, die stets in großer Entfernung von Hofe gelebt hatte, und glücklich in der Liebe ihres Mannes war, fand in seinem Schlosse, welches in einem abgelegenen Theil der Bretagne gelegen war, allen den Glanz, den sie wünschte, und nahm daher keinen Anstand, den strengsten Gehorsam zu versprechen. Der Graf erschien wieder bei Hofe und begegnete auf's Neue den hatscherzenden Vorwürfen des Fürsten, daß er seine Gemalin nicht mitgebracht habe. Er versicherte dem König, daß nur ihr eigener Wunsch sie zurückhalte, und zum Beweise erbat er sich in Ausdrücken, die er dem Fürsten selbst zu bestimmen überließ, sie aufzufordern, ihm zu folgen. Da das Schreiben nicht von dem Ringe begleitet war, so erhielt er von der Gräfin eine Antwort, wie er sie erwartete, und triumphirend zeigte er ihren Brief dem König und befreite sich dadurch auf einige Zeit von einer Zudringlichkeit, die seine Eifersucht peinlich gemacht hatte. Die boshafte Ausdauer einiger Höflinge hatte indessen zuletzt doch zu der Entdeckung seines Geheimnisses geführt. Der Graf hatte einen Diener, dessen Treue und Gegebenheit ihm das unbedingte Vertrauen seines Herrn erworben hatte. Dieser bemerkte die außerordentliche Aengstlichkeit, mit welcher der Graf seinen Ring bewahrte, und fragte ihn um die Ursache; und der Graf, der es nicht für möglich hielt, daß dieser Mann ihn verrathen könnte, sprach sich ohne Rückhalt gegen ihn aus. Einige Personen vom Hofe bestachen jedoch den Diener, um Aufschlüsse über die Gräfin zu erhalten; und nachdem auf diese Weise die Geschichte mit dem Ringe einmal bekannt geworden, so war es nicht schwer, ihn zu vermögen, daß er denselben entwandte. Ein geschickter Goldschmid verfertigte mit vieler Kunst ein Facsimile des Kleinods, und das Original wurde darauf nach kurzer Entfernung an einen Ort gelegt, wo der Graf, der sehr darüber beunruhigt war, als er es vermißte, es fand und glauben mußte, es verlegt zu haben. Er wurde darauf nach einmal aufgefordert, an die Gräfin zu schreiben, was er ohne den geringsten Anstand that. Der falsche Ring wurde in den Brief eingeschmuggelt, und die erste Nachricht, die er von dem Beteuge erhielt, den man ihm gespielt hatte, kam ihm durch die plötzliche Erscheinung seines geharsamen Weibes, das sogleich nach Empfang des Schreibens nach Paris geeilt war. Der König sah die Gräfin und wurde durch ihre Schönheit überrascht. Sie wurde das Opfer der Kunstgriffe, die zu ihrem Verderben angewendet wurden; und ihr Gemahl zog sich auf sein Schloß zurück, um sein Elend und seine Schande auf dem Schauplatze seines frühren Glücks zu verbergen, das jetzt so schmählich zerstört war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 223. 11 August 1829.

Die Bastille *).

So groß auch die Uebel seyn mögen, welche die Revolution über Frankreich gebracht hat, so gebührt ihr auf jeden Fall das Verdienst, Europa gründlich belehrt zu haben, daß Gesetzlosigkeit immer noch schlimmer sey, als Sclaverei, Irreligiosität schlimmer als Aberglauben; und hätten die Franzosen auch Nichts durch sie gewonnen, als die persönliche Sicherheit, die Aufhebung jenes schrecklichen Systems der geheimen Haftbriefe, so dürften sie schon darin einigen Ersatz für das viele Blut finden, das auf dem Altar einer mißverstandenen Freiheit vergossen ward. Es giebt keine Bastille mehr, um die ausgezeichnetsten Männer der Nation, wenn ein mächtiger Minister oder der Monarch selbst, wegen ihres Ranges, ihrer Talente oder ihres Charakters sie für gefährlich hält, hinter finstern Kerkerwänden zu vergraben. Man hatte bisher allgemein geglaubt, daß die unermeßlichen Archive, welche sich auf die in der Bastille gefangen gehaltenen Personen bezogen, bei der Erstürmung dieser Frohnfeste von der erbitterten Volksmenge vernichtet worden wären; nach den von Delort mitgetheilten Actenstücken, welche den Stempel der Aechtheit unverkennbar an sich tragen, dürften indeß manche der wichtigsten Papiere gerettet und an Buchhändler und andere Liebhaber verkauft worden seyn. Denn welcher Franzose theilte nicht das Interesse für Actenstücke, welche über die Schicksale eines Lenglet du Fresnoy, Fréron, Diderot, Marmontel, Mirabeau, Voltaire und so vieler anderer berühmter Namen Frankreichs Aufschluß gaben?

Eine der merkwürdigsten Episoden in den Annalen der Bastille bildet die Gefangenschaft Foucquet's, Pellisson's und Lauzuns. Pellisson hatte gegen das Ende des Jahrs 1652 eine Geschichte der französischen Akademie geschrieben, welche diesem Gelehrtenverein so viel Vergnügen machte, daß derselbe, da gerade kein Platz erledigt war, ausnahmsweise seinen Historiker in dem Rathe der Vierziger zum einundvierzigsten Mitgliede erwählte. Während Pellisson nun der Literatur lebte, vergaß er nicht, auf Verbesserung seiner Vermögensumstände zu denken, und er schätzte sich glücklich, als er die Aufmerksamkeit Foucquet's, des damaligen Finanzministers (surintendant des finances), auf sich zog, der ihn im Jahre 1657 in der Nähe seiner Person anstellte. Foucquet, ein Mann von hochstrebendem Geiste, ließ sich aber bald Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen, durch die er sich den Argwohn, und zuletzt die Ungnade des Königs zuzog. Als Beweis seines Ehrgeizes wird bemerkt, daß er als Helmzier ein Eichhörnchen in seinem Wappen führte mit dem Motto: quo non ascendet? und als ein Beweis seiner Verschwendung öffentlicher Gelder, daß er bei einem Feste, welches er dem Könige und dem Hofe in seinem Hause zu Vaux gab, in das Zimmer jedes Gastes eine volle Börse legen ließ, damit, wer nicht gehörig mit Geld versehen wäre, sich damit bedienen könnte. Der Grund des allerhöchsten Mißfallens, der Se. Majestät bestimmte, Ihren Minister seiner Freiheit zu berauben, lag übrigens tiefer. Letzterer hatte nämlich die Kühnheit, nicht nur in Freigebigkeit mit seinem Monarchen zu wetteifern, sondern auch sein Nebenbuhler in der Liebe zu werden, indem er dem Fräulein von Valliere Anträge machte, die er mit einem Versprechen von 200,000 Livres unterstützte. Die Geliebte des Königs verwarf natürlich dieß Anerbieten mit Unwillen und beschwerte sich bei Ludwig XIV, welcher dann die erste beste Gelegenheit ergriff, sich an seinem Nebenbuhler zu rächen. Nach dem Feste in Vaux begab sich der König nach der Bretagne und Foucquet, der sich bereits mit der Hoffnung schmeichelte, Premierminister zu werden, wurde unter Wegs in Nantes verhaftet, und sofort mit einer starken Bedeckung nach dem Schlosse von Angers abgeführt. Nachdem er hier eine Zeit lang in enger Haft zugebracht, mußte er in die Kerker von Amboise, später in die von Vincennes, wo er das erste Verhör bestand, und zuletzt nach der Bastille wandern. Immer begleitete ihn dasselbe Individuum, das Befehl hatte, in seinem Zimmer zu schlafen und ihn überhaupt nie aus den Augen zu lassen.

Die Gefangenschaft Foucquet's soll nicht wenig Schrecken unter den Damen des französischen Hofes verursacht haben, da

*) *Histoire de la detention des philosophes et des gens de lettres à la Bastille et à Vincennes, précédée de celle de Foucquet, de Pellisson et de Lauzun, avec tous les documens authentiques et inedits.* Par J. Delort. 3 Voll. Paris 1829. Delort ist dem Publikum als Verfasser der „Umgebungen von Paris", „einer Geschichte Carls VII, der Agnes Sorel und der Johanna d'Arc", sowie eines Werks über die eiserne Maske bereits vortheilhaft bekannt.

Digitized by Google

man eine Menge Porträts und Locken, die mit den Namen der Inhaberinnen bezeichnet waren, unter seinen Papieren fand. Sowohl Foucquet aber als seinen Freunden gereicht es zur Ehre, daß sie ihn in der Stunde der Gefahr nicht verließen, und ihre Anhänglichkeit mußte dem gefallenen Minister um so tröstlicher seyn, wenn man bedenkt, daß Männer, wie Corneille, Molière, Saint Evremont, Racine, La Fontaine, Damen wie das Fräulein de Scuderie und Frau de Sevigné in dieser Zahl sich befanden. Pellisson, der mit seinem Gönner confrontirt wurde, legte eine treffende Probe seiner Freundestreue wie seiner Geistesgegenwart ab. Es handelte sich um eine wichtige Thatsache, die, wenn sie erwiesen wurde, Foucquet's Lage sehr verschlimmerte. — Da sagte Pellisson, der darüber befragt wurde: „Herr, Sie würden dieß nicht so kühn leugnen, wenn Sie nicht bestimmt wüßten, daß die Papiere, die Sie überführen könnten, vernichtet sind." Der Prozeß zog sich in die Länge; nach einer dreijährigen Untersuchung erklärten von zweiundzwanzig Mitgliedern, aus denen die Commission bestand, neun den Minister des Todes schuldig. Am 20 December 1664 erfolgte das endliche Urtheil, welches auf ewige Verbannung und Güterconfiscation gegen ihn erkannte. Aber den mit allen Staatsgeheimnissen vertrauten Mann außer Landes zu lassen, wäre zu gefährlich gewesen, weswegen Ludwig XIV die Strafe der Verbannung in lebenslängliche Kerkerstrafe verwandelte. Eine Wache von hundert Musketiren geleitete Foucquet nach der Citadelle von Pignerol an den Grenzen von Piemont. Die Umständlichkeit *), mit welcher Ludwig XIV für den Mann sorgt, den er verurtheilt hat, seine Tage in der Einsamkeit zu beschließen, wirft viel Licht auf den Character dieses despotischen Monarchen. Er bewilligt dem Gefangenen gutmüthig einen Arzt, einen Beichtvater, Medicin, selbst einen Diener. Aber welche Grausamkeit! Der Diener soll das Gefängniß so wenig mehr verlassen dürfen, als sein Herr!

(Schluß folgt.)

*) Quant à la forme et manière selon laquelle le dict capitaine Saint-Mars (der Gouverneur der Cittadelle) debvra garder le dict Foucquet, Sa Majesté ne luy prescript aucune, s'en remettant entièrement sur sa prudence et sage conduite et sur ce qu'il a vu pratiquer par le dict sieur d'Artagnan pendant tout le temps qu'il l'a gardé tant au bois de Vincennes qu'à la Bastille; Sa Majesté recommandant seulement bien expressément au capitaine Saint-Mars de ne pas permettre que le dict Foucquet ayt communication avec quique ce soit, de vive voix, ni par écript, et qu'il soit visité de personne, ni qu'il sorte de son appartement pour quelque cause et soubs quelque prétexte que ce puisse estre, pas même pour se promener.

Que si le dict sieur Foucquet demandait des plumes, de l'encre et du papier, l'intention de Sa Majesté n'est pas que le dict capitaine Saint-Mars luy en fasse administrer, mais bien qu'il luy fasse fournir des livres, s'il en desire, observant néanmoins de ne luy en faire donner qu'un à la fois et de prendre soigneusement garde en retirant ceux qu'il aura eus en sa disposition, s'il n'y a rien d'escript ou de marqué dedans. Que s'il a besoin d'habits ou de linge, le capitaine Saint-Mars prenne soin de lui en faire faire, et Sa Majesté pourvoira au remboursement de ce que les dicts habits, linge et livres auront constué, sur les advis que le dict capitaine Saint-Mars en donnera.

Que Sa Majesté ayant faict ester au dict Foucquet le médecin et le valet de chambre qui l'ont servi pendant son sejour au chateau de Vincennes et à la Bastille, a ordonné au dict sieur d'Artagnan de le faire servir dans son voyage par l'un des siens; elle désire que le dict capitaine Saint-Mars luy donne un valet pour le servir tel qu'il jugera le plus propre, lequel valet sera pareillement privé de toute communication et n'aura non plus de liberté de sortir que le dict Foucquet, en consideration de quoy Sa Majesté fera payer au dict valet, outre sa norriture, 600 livres de gage.

Et pour la subsistance du dict Foucquet et celle du valet, Sa Majesté fera faire un fonds de six mille livres par chaque an . . .

Sa Majesté fera faire aussy un fonds de la somme de douze cents livres par chaque an pour le bois et chandelles, tant pour le feu de la chambre du dict Foucquet que des corps de garde . . .

Que si le dict Foucquet tombait malade, ou qu'il eût quelque indisposition, le capitaine Saint-Mars le fera assister de médecins, apothicaire et chirurgien de la dicte ville de Pignerol qu'il estimera à propos, et Sa Majesté pourvoira au payement . . .

Et lorsque le dict Foucquet voudra se confesser, il luy fera tenir un confesseur, observant néanmoins de n'advertir le dict confesseur qu'un moment avant qu'il doibve entendre le dict Foucquet et de ne luy pas donner toujours la mesme personne pour le confesser . . .

Il choisira aussy un chapelain pour dire la messe tous les jours au dict Foucquet, pour l'entretiennement duquel chapelain Sa Majesté a ordonné la somme de mille livres par chaque an et en outre celle de cinq cents livres pour l'achapt d'ornements et diverses autres choses necessaires pour célébrer la messe . . .

Et au surplus Sa Majesté recommende au capitaine Saint-Mars de la tenir advertie de temps en temps de ce qu'il fera . . .

Paris, le 24 Decembre 1664. Signé Louis.

Die nordische Mythologie.

III. Das Götterleben.

(Mit einer lithographischen Beilage.)

Hoch über der Erde, mitten auf dem festen Gewölbe des Himmels liegt das weite Gefilde, auf welchem die Götter oder Asen ihre Wohnungen haben und das von ihnen die Götterwelt, Godheim, genannt wird. Noch zwei andere Himmel wölben sich über jenem ersten, den wir von der Erde aus sehen: Andlangr, der weithauchende, der die Luftwelt, Vindheim, trägt, welche die Geister der Luft und der Feuchte, die weisen Vanen, inne haben; und darüber Widblain, der weitbläuende, der oberste Himmel, in welchem die Heimat der glänzenden Lichtgeister oder Alfen (Ljosalfar) ist, die von denselben auch den Namen Lichtalfenwelt, Ljosalfaheim, hat. Ueber allen diesen Himmeln, so wie außerhalb des ganzen übrigen Weltenbau's ist die Feuerwelt Muspelsheim, wo — von den feurigen Muspelssöhnen umgeben —

Digitized by Google

I. *Feuerwelt.*

II. *Lichtalfenwelt.*

III. *Finsterwelt.*

IV. *Götterwelt mit Walhall.*

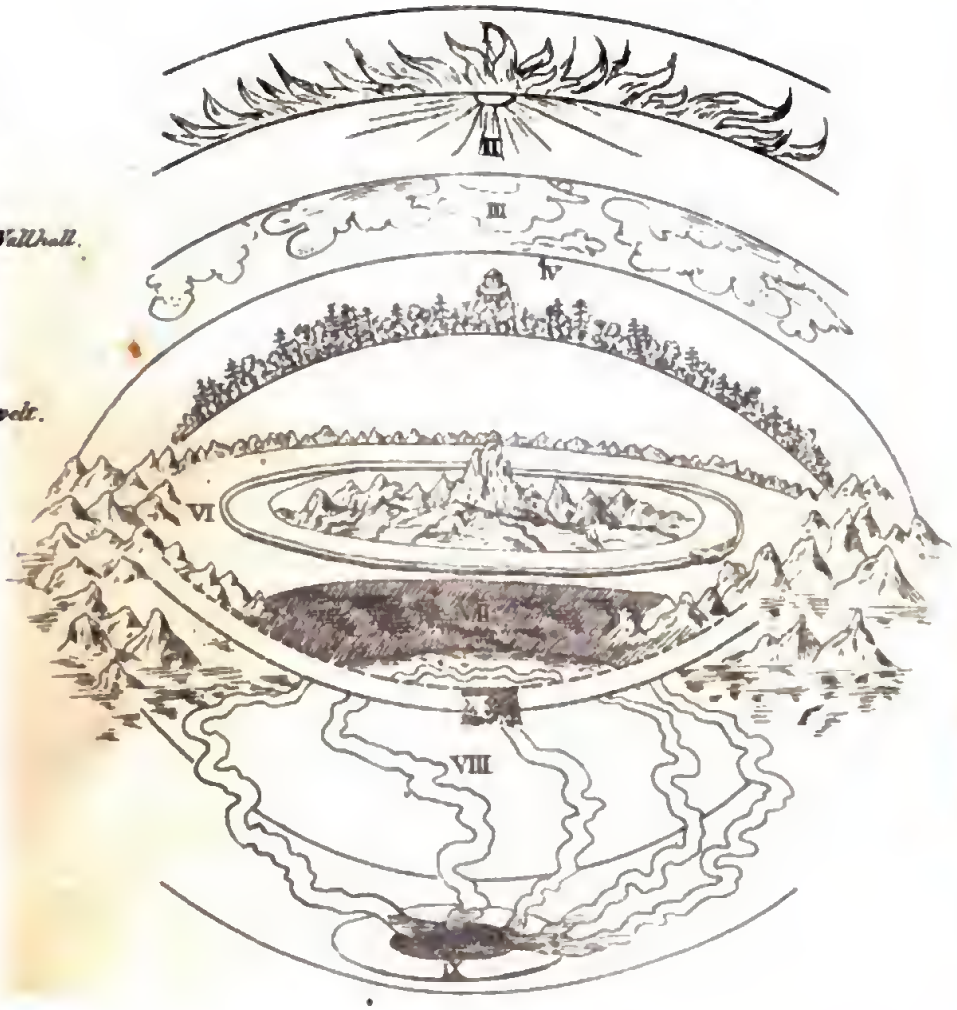
V. *Menschenwelt.*

VI. *Riesenwelt.*

VII. *Schwarzalfenwelt.*

VIII. *Höllenwelt.*

IX. *Nebelwelt mit Hvergelmir.*



Mythisches Weltsystem der Scandinavier.

der Feuergeist Surtur mit flammendem Schwerte sitzt. Unter Godheim aber breitet sich die Oberfläche der Erde, die bald die Menschenwelt, Manheim, heißt, weil sie von den Menschen bewohnt wird, bald Midgard, oder die Feste der Mitte, weil sie die Mitte des Weltalls einnimmt. Denn so wie über ihr vier lichte überirdische Welten liegen, welche die Heimat höherer Wesen sind, so liegen unterhalb vier dunkle unterirdische Welten, in denen sehr mächtige, aber bösartige Wesen hausen: zuerst, im Innern der Erde, das Gebiet der schwarzen Alfen oder Zwerge, Schwarzalfenheim, Svartalfaheim; sodann die der Menschenwelt und dem Himmel abgewandte äußere Erdrinde, die Heimat der Jöten oder Riesen, Jötunheim, von der Menschenwelt durch das die Erde rings umgürtende Weltmeer geschieden; unter dieser, in dem düsteren Raume zwischen der Riesenwelt und der Nebelwelt, in der alle Dinge ihren Ursprung genommen haben, die Höllenwelt, Helheim, welche zu der Aufnahme aller bösartigen Geschöpfe, die von dem Lichte der Sonne und der Oberfläche der Erde ausgestoßen werden, bestimmt ist; und zu unterst endlich die Nebelwelt, Nifheim, mit dem Brunnen Hvergelmir und den Elivagar.[1]) Durch alle neun Welten aber breitet die heilige Esche Yggdrasill, deren Stamm nichts Anderes als die Erdmasse selbst ist, ihre thauigen Zweige.[2])

Godheim war im Anfange das gemeinschaftliche Eigenthum der drei Brüder, Odin, Vili und Ve, die hier friedlich bei einander wohnten und von hier aus mannigfaltige Reisen unternahmen — zu den Menschen, denen sie Midgard zur Wohnung angewiesen hatten, so wie zu den Nachbarn derselben, den Riesen in Jötunheim und den Zwergen in Schwarzalfenheim. Auf einer dieser Reisen vermählte Odin sich mit der Erde, einer Tochter der Nacht, auch Fiörgyn, die Lebengebärende, genannt, und erzeugte mit ihr einen Sohn, den gewaltigen Donnergott Thor. Von einer anderen Reise brachte er eine Tochter Fiörgyn's,[3]) Frigg, mit, die in Godheim seine Gemahlin wurde und ihm drei göttliche Söhne gebar: Hödr, Baldur und Bragi. Andere Söhne erhielt er später von anderen Gemahlinnen: den Vali von der Rindr, Vithar von der Gridr, von neun Jungfrauen den Heimdallr, und von unbekannten Müttern den Tyr und Hermothr. Diese mit ihrem Vater Odin und den beiden Brüdern desselben, Vili und Ve, sind die zwölf Asen, welche im Anfange in der Götterwelt ihre Sitze hatten.[4])

Odin, als der älteste unter den drei Brüdern, den Söhnen Bör's, und der Vater der übrigen Asen, ist auch im Reiche derselben der vornehmste und mächtigste. Wenn er auf seinem Hochsitze Hlidskialf (der Erdwarte) sitzt, den er mit Frigg, seiner Ge-

[1]) Dieses Weltsystem, welches sich aus einer Vergleichung der verschiedenen Stellen in der ältern und jüngern Edda ergiebt, die sich auf die „neun Welten" oder eine und die andere derselben beziehen — def. Völuspa, Str. 2 u. Vafthrudnismal Str. 43 — ist auf dem beiliegenden Steindruck veranschaulicht. Die bedeutendste Abweichung unserer Darstellung von Finn Magnusen, der zuerst dieses System mit vielem Scharfsinn auseinandergesetzt hat (Eddalaeren B. III S. 179 ff.), ist, daß wir nicht die Lichtalfenwelt, sondern die Feuerwelt — als das der Nebelwelt entgegenstehende andere Aeußerste des unendlichen Raumes — zu oberst setzen. Daß, wie die Vanen, so auch die Alfen den Asen benachbart gedacht werden, geht schon daraus hervor, daß sie gleich ihnen die Erde besuchen (s. För Skirnis, Str. 17 u. a.). Magnusens Irrthum beruht auf der freilich eben so irrigen Ansicht, daß Surtur, der doch augenscheinlich der Feuerwelt angehöre, ein dem odinischen Glauben — so weit wir denselben kennen — völlig fremder Deus in statu absondito sey, der mit den Lichtgeistern (Alfen) den obersten Himmel bewohne. Mone's Annahme einer Windwelt, welche er von den abgeschiedenen Seelen bewohnen läße und von der Vanenwelt unterscheidet, ist völlig grundlos; dagegen hat er richtig anerkannt, daß jenes nordische Weltsystem auch das des deutschen Heidenthums gewesen seyn muß, da die Franken z. B. gleich den Scandinaviern den Erdkreis Mittingart nannten (Isidor. hispal. de nativ. dom. c. 1 v. 1 c. 9 v. 5. Tatian. harm. evang. c. 16 v. 1 c. 25 v. 1) und in allen deutschen Dialekten sich das Wort und der Begriff Hölle (Hei) findet.

[2]) Dieß ist der Sinn der bereits oben angeführten Stelle der Völuspa:

Nio man ek heimn, nio ivithi,
Mjotvith maeran fyrir mold nethan.

Neun denk ich der Welten, neun thauiger Aeste
Des großen Schöpfungsstammes unter der Erdoberfläche.

[3]) Lokasenna Str. 26, V. 2 Frigg — Fjorgynsmaer. Ob diese Stelle berechtigt, einen Riesen Fiorgyn (Nom. masc.) anzunehmen (eine männliche Personification des Begriffs der Erde?), oder ohne Weiteres Fjorgyninr (Gen. von Fiorgyn, Nom. fem.) zu lesen sey, wollen wir nicht entscheiden; für Beides ließen sich Gründe anführen. — Auch Hlodyn heißt die Erde, wie bei den Germanen am Rhein Hludana. —

[4]) Schon der Verfasser der jüngern Edda wußte nicht mehr, wer die zwölf Asen gewesen waren; er giebt (Dämis. 20) die Zahl richtig an, nennt aber dann, indem er sie aufzählen will, nicht zwölf, sondern dreizehn. Die ganze Verwirrung ging daraus hervor, daß — wie wie im Beefolg setzen werden — Vili (Hönir) und Ve (Loki), so wie nach seinem Tode auch Baldur und mit ihm Hödr aus der Reihe der Asen ausschieden, wogegen an Hönir's Stall die Vanen Njördr und sein Sohn Freyr eintraten, und die Söhne Thor's Mothi und Magni, so wie sein Stiefsohn Uller den Asen beigezählt wurden (vergl. Hyndluljoth Str. 27). — Daß Godheim — das Land der Götter und der Seligen — wie wir im Obigen angenommen haben, im Himmel und nicht etwa auf der Erde zu suchen sey, geht aus dem ganzen Zusammenhang der nordischen Mythologie hervor und ergiebt sich überdieß aus bestimmten historischen Zeugnissen, wie z. B. der Stelle des Snorri Sturluson (Ynglinga S. Cap. 16): Es sey der Glaube bei den alten Scandinaviern gewesen: „je höher der Rauch von dem Scheiterhaufen, auf dem die Todten verbrannt wurden, in die Luft aufstieg, um so größeer Herrlichkeit würde denselben im Himmel, indem sie alles das, was mit ihnen verbrannt worden, dort zum Eigenthum erhielten." Wenn Snorri dagegen, an einer anderen Stelle der Ynglingasaga, Cap. 3, seiner historischen Auslegung der Mythe gemäß, das Land der Asen mit seiner Hauptstadt Asgard in die weiten Ebenen im Norden des schwarzen Meeres, östlich vom Don, verlegt; so haben wir auf dergleichen Angaben keinen höheren Werth zu legen, als etwa in der griechischen Mythologie auf die Ansicht des Euhemeros, die Zeus zu einem König von Kreta machte. Die der jüngeren Edda vorangesetzte historische Einleitung, deren Verfasser — von dem Verfasser der jüngeren Edda selbst wohl zu unterscheiden — von einer ähnlichen Ansicht ausgehend, Asgard für Troja, Thor für Hector erklärt ꝛc., gehört derselben mißverstandenen Gelehrsamkeit an, die auch in Deutschland die Esche (Aske) als Ascanius deutete und überall den Ursprung der Völker auf den trojanischen Krieg zurück zu führen suchte.

Digitized by Google

mahlin theilt, ſo überſchaut und hört er Alles, was auf Erden vorgeht. Von Dicearchus beobachtet, belohnt und beſtraft er das Thun der Menſchen und ordnet er alle Verhältniſſe der Welt im Großen, wie im Kleinen. *)

Auf dem glänzenden Gefilde Gladsheim — mitten in Godheim — ſteht das Haus, worin alle Aſen ſich täglich zu feſtlichen Gelagen vereinigen. Walhöll, oder die Halle der Erſchlagenen, wird es von den Menſchen genannt; weil Odin hier die Seelen aller im ehrlichen Kampfe gefallenen Männer zu ſich verſammelt. Leicht iſt es denen, die zu Odin kommen, dieß Haus zu erkennen; denn ein Wolf hängt von der weſtlichen Thüre herab und darüber hebt ein Aar. Das ganze Gebäude von innen und außen iſt mit Gold überzogen; goldene Schilde bilden das Dach, Speere das Getäfel der Wände; Panzerhemde liegen auf den Bänken umher. Ein gewaltiger Eber, Sährimnir genannt, der jeden Tag in dem Keſſel Eldhrimnir von dem Koche Andhrimnir gekocht wird und jeden Abend wieder ganz iſt, bietet allen Gäſten Odin's reichliche Speiſe, und die Ziege Heidrun, die ſich von den Zweigen des wunderbaren Baumes Lerad nährt und aus deren Euter täglich ein unermeßliches Faß voll Meth fließt, überſüßigen Trank. Außer dieſen beiden Thieren befindet ſich auch ein Hirſch in Walhall, Aktäon, der von den Zweigen deſſelben Baumes frißt; aus ſeinem Gehörne fließen ſo viele Tropfen, daß der Nornen Hvergelmir, in den ſie hinabfallen, beſtändig gefüllt bleibt, obgleich alle Ströme aus demſelben ihren Urſprung nehmen. Herrlich iſt das Leben in Walhall; denn die zechenden Helden (Einheriar) werden von den ſchönſten Mädchen bedient, die Valkyriar oder die Schlachtwählerinnen heißen, weil Odin ſie zu jedem Kampfe ſendet; ſie gebieten über den Sieg und wählen die Helden, welche in der Schlacht fallen und zu Odin erhoben werden ſollen. Alle zwölf Götter haben hier ihre Sitze, den Ehrenſitz aber nimmt Odin ein. Von der Speiſe, welche die gefallenen Krieger näbet, genießt Odin Nichts, weil er derſelben nicht bedarf und der Wein, den er trinkt, ihm ſowohl zur Speiſe als zum Trank dient. Alle Speiſe, die auf ſeinen Tiſch kommt, giebt er daher den beiden Wölfen, Geri und Freki, die ihm zur Seite ſtehen. Auf ſeinen Schultern ſitzen zwei Raben, Hugin und Munin, die ihm beſtändig in's Ohr flüſtern. Jeden Morgen läßt er ſie die Welt umfliegen, und zur Mittagszeit kommen ſie zurück und berichten ihm, was ſie geſehen und gehört haben **). Leicht denken kann man ſich, da ſo viele Gäſte in Walhall vereinigt ſind, daß es ein ungeheures Gebäude ſeyn muß; auch ſind nicht weniger als 540 Thüren in demſelben, aus denen täglich die Einheriar zu heißen Kampfſpielen hinausziehen. Jeden Morgen rüſten ſie ſich, gehen hinaus, bekämpfen und tödten einander; und wenn es zur Eſſenszeit geht, ſind alle ihre Wunden wieder geheilt, ſie reiten heim und ſetzen ſich an den Trinktiſch und zechen bis zum andern Morgen.

Außer Walhall hat Odin noch ein anderes Haus, welches mit Silber gedeckt iſt und Walaſkialf oder die Schlachtenſchau heißt, weil in demſelben der Hochſitz ſteht, auf welchem Odin jeden Morgen die Erde überſchaut, um das Loos der Schlachten zu entſcheiden. Oft ertheilt er ſeinen Freunden Sieg, oft aber ladet er ſie auch zu ſeinen Gaſtmahlen in Walhall, indem er ihnen den Tod ſendet.

In einem dritten Palaſte, Sökvabekk — die Bank der Verſenkung — trinkt Odin täglich mit der Göttin Saga, bei der er ſich zu Gaſte ladet, Meth aus goldenen Schalen.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte der Buchdruckerkunſt in den Niederlanden.

Eine gedrängte Ueberſicht des Wichtigſten, was in den Werken von Panzer, Lambinet, Koning u. A. in Bezug auf die Ausbildung und Fortſchritte der Buchdruckerkunſt in den Niederlanden gefunden wird, war in Holland, ſeit die National- oder vielmehr Provincial-Eitelkeit eine vorgutten'ſche Erfindung der Buchdruckerei in Haarlem entdeckt hatte, ein allgemein gefühltes Bedürfniß. Dieß müſſen wir als die Veranlaſſung betrachten, welche eine kürzlich erſchienene kleine Schrift: Korte Schets van den voortgang der Boekdrukkunst in Nederland in de XVde en hare verdere volmaking in de XVI de en XVII de Eeuw door W. *H. J.* Baron van Westreenen van Tiellandt ('s Gravenhage, 1829. 8) zur Publicität beförderte; aber um ſo auffallender iſt es uns, in derſelben die Ausbreitung der Druckerei (in ihrem verbeſſerten Zuſtande) auch in den Niederlanden der Zerſtörung der mainzer Druckerei im Jahre 1462 zugeſchrieben zu ſehen: eine für einen Niederländer rühmliche Anerkennung deutſchen Verdienſtes!

---

*) Daß nicht bloß die Scandinavier, ſondern auch die übrigen deutſchen Stämme dieſe Vorſtellung von Odin gehabt haben, geht aus der bekannten Stelle des Paulus Diaconus hervor (Hist. Langob. c. 2 ff. wo die Sage der Longobarden erzählt wird, wie Guodan (Odin) mit ſeiner Gemahlin Frea (Friga) ihren Stammvätern den Sieg über die Vandalen verliehen habe. Dieſer Odin, fügt Paulus Diaconus ausdrücklich hinzu, wird von allen Völkern Deutſchlands als Gott verehrt (ab universis Germaniae gentibus ut Deus colitur). Wie Leo (in ſeiner Schrift „über Odins Verehrung in Deutſchland" Erlangen 1822. 8. S. 12) ein ſo beſtimmtes Zeugniß einer völlig aus der Luft gegriffenen Hypotheſe zu Liebe abweiſen konnte, iſt uns unbegreiflich. „Die Frage, wo in Deutſchland Odin verehrt worden und wann?" (Leo a. a. O. S. 34) ſcheint uns allerdings entſchieden, aber gerade durch jene angeführte Stelle. Daß bei den Sachſen und Friſen, auf welche Leo den Odinsdienſt beſchränken möchte, derſelbe noch im achten Jahrhundert beſtand, iſt bekannt; aber auch bei den ſuevi ſchen Bewohnern von Tuggen am züricher See traf der heilige Columbanus Odinsdiener (Jonae vit. S. Columbani c. 53), und daß die Franken den Odin verehrten, folgt aus der Abſchwörungsformel, die kürzlich Grimm — nach den mißlungenen Verſuchen A. W. Schlegels u. a. — ſo trefflich erläutert hat: Ec forsacho diabolo ende allum diabol-gelde — — Thunaer (Thor) ende Woden (Odin) ende Sax-note (dem Schwertloſen, Freir) ende allum them unholdum, the hira genotas sint. Die angeführte Stelle der Vit. S. Columbani, weil es darin heißt: aunt etenim inibi vicinae nationes Suevorum, von einem den Sueven dadurch entgegengeſetzten Volksſtamme zu verſtehen — wie freilich Leo und Mone thun — beweiſt nur eine auffallende Unbekanntſchaft mit dem Stil und Sprachgebrauch des Mittelalters.

**) Eine Erinnerung an dieſe Mythe finden wir in der bekannten Sage vom Kaiſer Friederich Barbaroſſa, der im Kyffhäuſer ſitzt und auf ähnliche Weiſe von ſeinen Raben, die er ausſendet, unterrichtet wird, wie es auf der Welt zugeht.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 224. 12 August 1829.

Das Hof-Journal.

Fünfte Skizze.

Der Hof von Stockholm.

Man hat behauptet, die maßlose Entwicklung eines verfeinerten Zustandes der Gesellschaft und die immer vorwärtsschreitende Civilisation verwische die Eigenthümlichkeiten der Charaktere und schleife das Leben und die Sitten zu einer schalen Einförmigkeit ab. Wenn dieß der Fall wäre, so müßten die Höfe tief unter den höhern Stufen der Civilisation stehen; während sie sich nicht allein selbst auffallend von einander unterscheiden, sondern auch vorauszusehen ist, daß sie in wenigen Jahren sich selbst gar nicht mehr ähnlich sehen werden. Die Andes contrastiren nicht so sehr gegen die Grasflächen Hollands, als die Höfe von England, Frankreich, Wien, Neapel, Schweden und Rußland gegen einander. Die sittliche Würde und der gediegene Glanz des Hofes Georgs III — die schwerfällige Pracht des alten holländischen Hofes — die sorgfältig bis in's Kleinste ausgedachte Herrlichkeit von dem Napoleons — der in seiner bürgerlichen Einfachheit mehr einem gewerbsbetriebsamen Hause ähnliche von Schweden, der militärische Anstrich des russischen, den man ein Lager von Feldmarschällen und Generalen nennen könnte, und die erschlaffte Ueppigkeit des neapolitanischen sind nicht weniger unter sich verschieden als die Höfe Franz I und Heinrichs VIII — der Königin Elisabeth und der Königin Maria — des Präsidenten Washington und der Kaiserin Katharina. Welche Gegensätze!

Man hat sich schon so viele Anekdoten von der Fähigkeit der Fürsten erzählt, einmal gesehene Physiognomien lange unverwischt in der Erinnerung zu behalten. Ich habe davon ein Beispiel erlebt. Im Jahre 1793 wurde ich am Hofe von Amsterdam vorgestellt; und mitten unter denen, die in gleichem Range mit mir eingeführt wurden, hatte ich Nichts weiter zu thun, als an dem Throne vorüberzugehen und dem Statthalter (Wilhelm V, Vater des jetzigen Königs der Niederlande) meine Verbeugung zu machen. Ich war einigermaßen begierig darüber, so in dem großen Schwalle unzähliger Emigranten, die damals alle Höfe überschwemmten, mit vorbei geschoben zu werden. Der Statthalter saß schlaftrunken da und nickte wie ein chinesischer Mandarin gnädig auf uns Vorbeigehende herab. Fünf Jahre später begegnete ich dem Statthalter, als einem aus seinen Staaten Vertriebenen, in St. James Park. Er ging spazieren, die Hände auf den Rücken gelegt, und schien verdrüßlich und in sich gekehrt, gleichgültig gegen Alles um ihn her. Ich würde natürlich an ihm vorübergegangen seyn, indem ich ihm bloß auf seinem Wege auszuweichen beabsichtigte, auf welchem er sich schwerfällig einherbewegte, ohne darauf zu achten, was ihm vor die Füße kam. Aber, zu meiner Verwunderung blieb er stehen, indem er einen Blick auf mich richtete, in welchem Jemand, der die Augensprache des Hofes zu verstehen gelernt hatte, lesen konnte: „tritt näher!"

Als ich ihm nahte, nahm er seinen Hut ab und sagte: „He. Obrist, ich hatte das Vergnügen Sie schon einmal zu sehen. Sie waren damals im Begriff nach Indien zu gehen; gewiß haben Sie Ihrem Souverän nützliche Dienste geleistet; und ohne Zweifel für sich selbst daraus Vortheil gezogen." Dieses „Vortheil gezogen" wunderte mich nicht, es war echt holländisch; aber in das größte Erstaunen setzte es mich, wie der Statthalter sich meiner erinnern konnte. Ich verbeugte mich vor ihm mit einer Anwandlung von plötzlicher Rührung über das Mißgeschick des Mannes. Im Jahre 1793 hatte ich ihn als Souverän auf dem Thron gesehen, und fünf Jahre darnach begegnete ich ihm als einem verbannten Verbannten in St. James Park.

Die Höfe von Schweden und Rußland waren diejenigen, welche sich nach dem Frieden von 1814 am Meisten vor allen übrigen in Europa durch ihre hervorstehenden Eigenthümlichkeiten auszeichneten. Napoleon war als Parvenu im Verhältniß zu seinem Hofe ein Lehrling, und, wie es sich nachher auswies, ein Opfer der Etikette.

Die sicherste Stütze von Bernadotte's Thron ist die von demselben ausgehende Beförderung des Nationalwohlstandes, und die Einsicht der Nation, daß das Wachsthum desselben nur in einem dauerhaften Frieden und dem Fortbestande der gegenwärtigen Dynastie begründet sey. Bernadotte weiß es, daß nur auf diesen Grundlagen seine Hoffnung, die Krone auf seinen Nachfolger zu übertragen, beruht. Daher ist sein ganzes Dichten und Trachten nur von einer einseitigen, aber hochwichtigen Idee beseelt, von der die Entwicklung der Gewerbthätigkeit nach allen Kräften zu fördern. Die Bescheidenheit, mit welcher er seine Kenntnisse mittheilt und die Lücken darin bekennt, seine

beinahe ängstliche Sorgfalt, mit welcher er sich zu belehren strebt, bildet einen auffallenden Kontrast mit dem, was ich an anderen Höfen zu beobachten Gelegenheit fand.

Ich hatte einmal bei Bernadotte eine Privataudienz, wobei er einen Beweis gab, wie sehr es ihm am Herzen liege, Niemanden unnöthiger Weise zu bemühen. Ich erhielt nämlich des Morgens von ihm die schriftliche Weisung, daß er mich erst eine halbe Stunde nach der zur Audienz bestimmten Zeit sehen könne. Ich kam in den Palast, sah aber nur eine Schildwache; ich wandelte durch die Arkaden, durch die Gänge und Hallen und stieg endlich die große Haupttreppe hinauf. In das prachtvolle Vestibul eingetreten, wußte ich noch immer nicht, wohin ich mich wenden sollte; denn noch wurde ich nirgends einer menschlichen Seele ansichtig. Porphyr, Jaspis, Marmor, Vasen, Statuen, Gemälde umgaben mich; allein ich schien in den Palast des Todes gekommen zu seyn; nirgends ein lebendiges Wesen. Endlich begegnete ich einem Lakey, in blauer, mit Silber besetzter Livree und dem königlichen Wappen. Er führte mich in einen Salon, wo ich das Vergnügen hatte, mit mehreren Offizieren einige Zeit zu verplaudern. Fast hatte ich den König vergessen, als ein Kammerherr eintrat und mich durch den Saal des Staatsrathes, wo eine Menge Kronbeamte versammelt waren, in den Audienzsaal führte, eine lange Gallerie voll Gemälde und Skulpturen. Hier verließ er mich ohne weitere Cerremonien. Se. Maj. verabschiedete eben drei Herren, mit welchen er an dem andern Ende des Saales sich unterhielt; er kam mit der ungezwungensten vertraulichsten Herablassung auf mich zu und begann eine lebhafte geschäftsmäßige Unterredung, ohne alle jene bei solchen Gelegenheiten üblichen Gemeinplätze von auswendiggelernten Fragstücken. Er sprach von unserer Land- und Seemacht — von des verstorbenen Lords Londonderry besonnener Ruhe in den Debatten — von seinen allzumäßigen (?) Forderungen für England bei dem Frieden von 1815. Dann ging er auf Schweden über: „Sie werden den glücklichen Zustand meines Landes sehen. Sie werden keinem Steuereinnehmer, Accisseinnehmer, kaum einem Zollbeamten und selten einem Gendarmen begegnen. Mein Volk ist sittlich, zufrieden und weiß das Glück des Friedens zu schätzen. Die Conscription geht auf eine so zu sagen ganz unkriegerische Art ihren Gang, indem man in der Kirche dazu aufbietet. Die Zeit der Steuerentrichtung wird bekannt gemacht [illegible] das Geld wird eingeliefert, was viele Erhebungskosten erspa[illegible]. In Holland zahlt das Volk achtzehn Prozent Steuern, in Preußen dreizehn, in Dänemark zwölf, in Schweden bloß fünf. Unter allen Ländern ist England am höchsten besteuert; aber dort giebt es Accisen und Taxen, von denen ich, ich muß es bekennen, Nichts verstehe."

Hierauf verbreitete sich der König in der Kürze über die statistischen Verhältnisse Schwedens, über Fischereien, Waldungen, Bergwerke, Handel, öffentlichen Unterricht und die Sittlichkeit im Privatleben. Er sprach weitläufig über seine eigenen Gewohnheiten und Vergnügungen, über seine Liebhaberei an der Botanik und schloß damit, daß er mich auf einen folgenden Tag zu einem Mittagessen in seiner botanischen Villa einlud. Ich werde nie die Fülle seines pechschwarzen Haares (er ist zwischen 60 und 70) seine hohe Stirn, seine Adlersnase und den scharfen Blick seiner durchdringenden Augen vergessen.

Jede Muskel seines Gesichts und seines Körpers war in Bewegung; in seiner Unterredung ging er immer gerade auf das bestimmte Ziel zu und schien über jede Redensart ungeduldig, die nicht etwas Belehrendes enthielt — hier sah man das métier de roi Friedrichs II. Der König von Schweden ist ein wahrer Geschäfts-König.

Es gewährt ein eigenes Vergnügen, das vertrauliche Verhältniß zwischen Bernadotte, seinem Hof und seinem Volke zu sehen. Jedermann kann durch den Palast gehen und die Treppen hinaufsteigen; anstatt von Schildwachen, Lakaien, Bedienten oder Kammerherren aufgehalten zu werden, kann er vielmehr die Geduld verlieren und ärgerlich werden, bis er Jemanden begegnet, der ihm das Zimmer bezeichnet, das er sucht. Der Contrast zwischen dem Hofe von Schweden und St. Petersburg ist sehr merkwürdig und bietet einen unerschöpflichen Stoff zu Betrachtungen dar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verurtheilung Barthélemy's zu Paris.

(Schluß).

Nachdem der Anwald der Krone seine Rede als Kläger beendigt hatte, erhob sich der Dichter und sprach mit fester klangvoller Stimme zu seiner Vertheidigung ein Gedicht, welches auf alle Anwesenden den tiefsten Eindruck machte:

Drei Jahre neckte frei des Dichters Spott
Die Riesen, die das Porteseuill' erstürmt,
Drei Jahr' empfand des Fürsten hoher Rath
Unsrer Alexandriner Uebermuth;
Nie hat der Feind, so kühn wir ihn gereizt,
Der Lyra Schwung durch seine Macht gehemmt.
Doch mit dem Tage, wo des Thrones Bild,
So lang gefangen, die Titanen stürzte,
Verstummte plötzlich unser Strafgedicht;
Die Muse wagte höhrren Gesang,
Die Tapfern rief sie auf, der Republik,
Die Helden, mitten in der Wüste Sand,
Und zeigte glänzend die Standarten uns
Vom Thabor, von Cairo uns enthüllt.
Dieß war der Bürgerherzen letzter Ruf.
Die Muse schwieg, und während Mery ging,
Um auf der heitern Flur der Heimatfahr
Den Leib zu stärken, der dem Geist zu schwach,
Wagt' ich mich an der Donau fernen Strand
Und suchte Hector's Sohn an Pyrrhus Hof.
Ich brachte mit mir die bescheid'nen Gaben,
Die Dichter pflegen Königen zu weih'n,
Erzählen wollt' ich nur, was ein Soldat
Auf Memphis An'n gethan, erlebt, dem Sohn;
Dieß war der Wand'rung frevelhafter Zweck!

Digitized by Google

Finstrer Verdacht wies von sich mein Geschenk,
Und von den Wächtern fern, die Nichts gedeugt,
Maß ich zurück die Straße, die ich kam.
— — — — —
Ich komme nicht, mit jenem alten Banner
Des Bürgerkrieges Fackel zu entflammen;
Ob — ob — dieß Wort sagt Alles; suchet nicht,
Wo sich die Furcht aussprach, strafbaren Wunsch!
Wozu, besteht Gefahr nicht, sie ermähnen?
Besteht sie, ist es, sie zu zeigen, Pflicht.
Doch frei von solcher Furcht ist unser Herz,
Denn sicher hat die Zeit die Monarchie,
Auf altem Grund den neuen Bau, begründet,
Und Ruh' und Friede härteten den Kitt.
Vielleicht, daß in den ersten Tagen, da
Die alten Fürsten Frankreich wieder fand,
Als uns der letzte Ludwig in dem Sturm
Ein unerwarteter Erretter ward,
Vielleicht, daß da ein magisches Phantom
Durch seinen Ruf das Reich erschüttert hätte;
Doch ruhig sind die Wogen jetzt; es glänzt
Am heitern Himmel rein und hell der Tag,
Fest zwischen einem Fürsten voll Vertrau'n
Und einem treuen Volke steht der Bund;
Von Tag zu Tage mäht der Tod die Schaar
Des Helden, der die Rückkehr lang vergaß;
Und bis auf Griechenland's befreitem Boden sucht
Das neue Frankreich sich ein neues Heer.
Was könnte jetzt den langen Frieden stören?
Wie? Verse? Seufzer? Des Poeten Traum?
Ihr ehrt zu hoch bescheidenen Gesang;
Der alten Wunder Zeiten sind vorbei,
Die Zeiten, wo von Sterblichen geehrt
Geliebt von Göttern, Söhne selbst des Gottes,
Die Dichter Zwietracht aufgeregt
Nach Willkühr und mit einem Hauch
Beruhigt wieder die Gemüther hätten;
Wo Orpheus sang und fühlloses Gestein
Sich willig dem Gebot der Lyra fügte;
Wo des Erobrers blinde Wuth gestillt
Durch Pindar's göttliche Gesänge ward;
Wo Sophokles der Kinder Undank brach,
Indem er ein Gedicht den Richtern las.
Der Egoismus macht uns taub und stumm;
Im feigen Busen unsrer Zeitgenossen
Schlägt matt und kraftlos ein entartet Herz;
Der Zauber des Marseiller's ist dahin,
Die Lyra schont der greisen Völker Ruh,
Und ohne Wiederhall erstirbt ihr Klang.
Doch, ist es noch der Poesie erlaubt,
Der strengen Wahrheit ihren Dienst zu leihn;
Ist diese Kunst, die göttliche genannt,
Noch etwas Mehr, als eitler Zeitvertreib;
So wird mein Wort nicht ganz verloren seyn.
Dank, Richter, Euch, die mir Gehör verlieh'n!
Nie ward die Sprache, die ihr nachsichtsvoll
Vernommen habt, an diesem Ort gehört.
Doch ich verstumme; kräftiger, als ich,
Nimmt ein beredter Mund für mich das Wort;
Zur Seite steht Ihr mir mit heitrer Stirn
Den Freund des Unglücks und der Wahrheit, ihn.
Des Streits gewohnt hat seine sichre Hand
Mit einer festen Rüstung mich umkleidet;
Im Strafgesetzbuch hat sein Blick gewühlt,
Dem schreckenreichen Arsenal des Rechts:
Ich selbst, der schwache, schüchterne Poet,
Der Auslegung des Codex nicht gewohnt,
Ich rufe nur das ewige Gesetz,
Das die Natur in unsre Brust gelegt,
Vor dee Drcemviru und vor Solon's Zeit
Als Grundgesetz der Welt erkannt, um Schutz;
Und da sich Weisheit mit der guten Treu
Im Rathe, den ich vor mir seh, vereint,
So wag ich's, auf der Wahrheit Kraft vertrauend,
Auf dieß dem Herzen eingeborne Recht,
Auf das Gesetz mich zu berufen, das
Dem Geist als das urewige Gebot
Sich der Vernunft, der Gottheit offenbart.

Von allen Seiten begleitete Beifall den Dichter auf die Bank, auf welcher er, nachdem er seinen Vortrag geschlossen hatte, sich neben seinen Mitbeschuldigten niedersetzte; mit Aufmerksamkeit wurde sein Anwalt, He. Mérilhou, der mit steter Berufung auf die bestehenden Gesetze die Anschuldigungen der Klage zurückwies, so wie die beiden Vertheidiger der Mitbeklagten Barthélemy's gehört; aber allgemeine Ueberraschung erregte es, als das Gericht nach einstündiger Berathung die HH. Barthélemo, als Verfasser und David als Drucker des angeschuldigten Werkes Le Fils de l'Homme des doppelten Verbrechens eines Angriffes auf die Rechte der Krone, welche der König durch seine Geburt besitze, und der erfolglosen Aufreizung zum Umsturz der herrschenden Dynastie für schuldig erklärte und den Dichter zu dreimonatlichem Gefängniß und einer Geldstrafe von 1000 Franken, Hrn. David in eine Geldbuße von 25 Franken verurtheilte.

Konstantinopel im Jahr 1828.

Während das treffliche Werk von Andréossy über viele Punkte, welche nur durch längere Beobachtung aufgeklärt werden konnten, gründliche Belehrung gab, verließ es uns doch häufig da, worüber wir unter den gegenwärtigen Zeitumständen am Dringendsten Aufschluß gewünscht hätten; der gesellige Zustand von Konstantinopel, der Einfluß, den die neuen Einrichtungen auf denselben zu äußern anfangen, so wie das Meiste, was die letzteren selbst betrifft, war entweder ganz übergangen, oder kaum oberflächlich berührt. Eine einfache und treue Darstellung des Eindruckes, den der Aufenthalt in Konstantinopel und in der Türkei macht, war daher noch

immer ein Desideratum; und Macfarlane, der Verfasser des so eben in London erschienenen Werkes „Konstantinopel im Jahr 1828. ein Aufenthalt von sechzehn Monaten in der Hauptstadt des türkischen Reiches, nebst einem Bericht über den gegenwärtigen Zustand seiner Streitkräfte zu Wasser und zu Lande und seiner Hülfsquellen" (Constantinople in 1828. A Residence of Sixteen Months in the Turkish Capital and Provinces; with an Account of the present State of the Naval and Military Power, and of the Resources of the Ottoman Empire. By Ch. Macfarlane, Esq. Lond. 1829. 4.) füllte daher durch dasselbe eine fühlbare Lücke in unserer Kenntniß eines Landes und eines Volkes aus, dessen Interessen in diesem Augenblicke mit den höchsten Aufgaben der europäischen Politik in der engsten Verbindung stehen. Das, was in dieser Beziehung von der höchsten Wichtigkeit seyn muß, ist ohne Zweifel das neue Militär des Sultans.

Wenn wir bedenken, sagt Macfarlane, indem er von einer Revue derselben spricht, daß diese Truppen damals wenig mehr als ein Jahr bestanden, so können wir nicht leugnen, daß ihre Evolutionen alles Lob verdienten; sie handhabten ihre Gewehre mit großer Gewandtheit und leidlicher Genauigkeit, aber sie hatten noch nicht den rechten militärischen Schritt angenommen. Das Marschiren war überhaupt der schlechteste Theil des Schauspiels, und die Trägheit, die sie hierin zeigten, läßt sich theils durch die gewöhnliche Art, wie die Türken sich bewegen (was durch ein sonderbares Mittelding zwischen nachlässigem Schleppen und stolzem Anstreten geschieht), theils durch die ungeschickten Papuschen, die sie tragen, erklären. Der auffallendste Mangel zeigte sich an Unteroffizieren und Subalternen. Diese, die in ihrem Dienst noch sehr zurück waren, legten alle Arbeit einer geringen Anzahl von Oberoffizieren zur Last, die man hin und her rennen sah, um das Geschäfte von Exerciermeistern zu versehen. Selbst der Obrist that dieß und rannte und stürmte und fuchtelte, bis er in Schweiß und Erschöpfung aufgelöst schien. Eine wenig passende Beschäftigung für einen Obristen; aber es fanden sich so wenig Subjekte, die einige Kenntniß des neuen Kriegswesens hatten, daß er sich derselben nicht entziehen konnte. Ein anderer auffallender Anblick war es, daß viele der Offiziere schwere Peitschen führten, die aus Riemen gemacht waren und nicht bloß zur Zier getragen wurden, wie sie durch ihren häufigen Gebrauch auf den Schultern der Soldaten zeigten. Die Geduld, mit welcher die Soldaten die Schläge ertragen, wird von denen, welche den steifen und wilden Charakter des Türken kennen, nicht als das geringste unter den Wundern der neuen Ordnung der Dinge betrachtet. Die Farbe der Uniform der regelmäßigen Truppen von Smyrna ist blau; die Jacken, welche sie tragen, sind, gleich denen der italienischen Matrosen, lang und für unsere Begriffe von militärischer Haltung wohl etwas zu nachlässig; die Hosen sind bis zu den Knieen, wo sie eingebunden werden, weit, dann liegen sie dem Bein an und gehen bis zu dem Rist hinab. Weder Halsbinden noch Strümpfe sind eingeführt worden, und der bloße Hals und Fuß geben dem ganzen Mann in den Augen des Europäers ein garstiges, gemeines Ansehen. Statt des Turbans, der gänzlich bei Seite gelegt wurde, trugen sie rothe Tuchmützen, wie die Albanesen, die oben zierlich zusammengeschlagen und gesteppt sind, und den ganzen oberen Kopf bis zu den Ohren bedecken; eine blaue Quaste von Seide oder Wolle, die von der Krone herabhängt, dient zur Zierde. Diese Beschreibung wird freilich nicht die glänzendste Vorstellung von der Uniform der „Taktiker" geben; aber, so wie einige der Officiere sie tragen, gut passend und von gutem Materiale gemacht, mit dem silbernen Halbmond, der bei den höheren Officieren mit Diamanten besetzt ist, auf der Brust, einer besseren Mütze mit dicker buschiger Quaste, und einem Paar schöner Saffianstiefeln oder wenigstens einem Paar Strümpfe zu den Pantoffeln, sieht diese Uniform gar nicht übel aus. Der beste Theil der Ausstattung eines Offiziers ist ein weiter Mantel. Dieser ist mit einer silbernen Spange um den Hals befestigt und senkt sich malerisch in weiten Falten bis auf die Knie herab; die Farbe davon ist ein prächtiges türkisch Roth. Er giebt ein stattliches militärisches Ansehen, und die Träger desselben wissen dieß so gut, daß sie kaum durch die Hitze der Hundstage vermocht werden können, sich davon zu trennen. Nicht leicht wendet Jemand größere Sorgfalt auf seine Kleidung, als die Türken; und hätten die Finanzen des Großherrn es erlaubt, so würde es sehr weislich gethan gewesen seyn, Popularität für seinen Versuch dadurch zu gewinnen, daß er den neuen Truppen eine prächtige Uniform gegeben hätte. Die Gewehre und Bajonette, die von einem marseiller Hause geliefert wurden, sind von geringerer französischer Manufaktur; sie waren eben nicht allzu rein gehalten. Die Bandeliere und Patrontaschen waren sehr vernachlässigt und hingen zu tief herab; ein unbedeutender Fehler, den sie mit den Franzosen theilen. Die Exerciermeister, wie die Officiere, waren alle Türken. Anfangs hatte der Pascha einen Piemontesen, aber er war unzufrieden mit seiner gänzlichen Unkenntniß der türkischen Sprache, ohne welche es ihm unmöglich wurde, Viel zu thun; und der Abenteurer seinerseits hielt seine Dienste nicht für hinlänglich belohnt und zog sich zurück. Der Obrist und einige der älteren Officiere hatten ihre Dienstkenntniß bei dem unglücklichen Versuche des Sultans Selim zur Einführung europäischer Disciplin und Tactik erworben. Es waren in der That einige wenige dieser Männer, welche damals dem *Blutbade* unter den Händen der Janitscharen entronnen waren und bei der Unterdrückung dieses Corps noch lebten, welche nun den Kern der „neuen siegreichen Armee Mohammeds" bilden. Diese rufte der Sultan auf, auf sie setzte er sein Vertrauen. In Bezug auf die Anzahl von Christen, welche bei der Organisation der neuen Truppen verwendet wurden, und welche sich noch gegenwärtig in Mahmud's *Diensten* befinden, herrschen in Europa völlig unrichtige Vorstellungen. Die Wahrheit ist, daß er nie mehr als einige wenige Individuen angestellt hatte, die nur als Exerciermeister gebraucht wurden, ohne Rang und Commando in der Armee, und bereits vor Eröffnung des russischen Feldzuges im Jahre 1828 waren auch diese beinahe ganz verschwunden. Da die Türken das Nisam Dschedid unter Sultan Selim von französischen Officieren unterrichtet wurden und auch die Personen, deren der gegenwärtige Sultan sich bediente, theils Franzosen, theils Italiener aus Napoleons Schule waren, so ist natürlich für die neuen Truppen das französische Exercierſystem angenommen worden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 225. 13 August 1829.

Die nordische Mythologie.

III. Das Götterleben.

(Fortsetzung.)

Der stärkste unter allen Asen und nach Odin der erste ist sein erstgeborner Sohn Thor. In Thrudheim, der Heimat der Kraft — an der äußersten Grenze des Asengebietes, wo dasselbe mit der Alfenwelt zusammenstößt — hat er sein Haus. Dieses heißt Bilskirnir und ist das größte unter allen Gebäuden, denn es umfaßt nicht weniger, als 540 Gemächer. Von hier fährt Thor in seinem Wagen aus, der von zwei Böcken, Tanngniostr und Tangrisnir, gezogen wird; und so oft er über das Himmelsgewölbe daher fährt, hört man auf der Erde das Rollen der Räder, welches man Donner nennt. Auch sprühen Funken unter den Rädern hervor, dieß sind die Blitze. Gleich den meisten Asen ist er vermählt. Sif, seine Gemahlin, die ihres ausgezeichnet schönen Haares wegen berühmt ist, brachte ihm einen Sohn aus früherer Ehe zu, Namens Uller, den Thor an Kindes Statt annahm und dem er die Ydalir — das Thauthal — einen Theil von Thrudheim zur Wohnung anwies. Uller ist ein trefflicher Bogenschütze und läuft so schnell auf Eisschuhen, daß Niemand in dieser Kunst es ihm zuvor thun kann; meist ist er mit der Jagd beschäftigt, daher er auch der jagende Ase heißt. Außer seinem Stiefsohn hat Thor von seiner Gemahlin noch einen Sohn, Namens Modi, und eine Tochter, Thrude, die zu den Walküren gezählt wird, und von einer Riesin Jaensaxa den Magni, der noch stärker ist, als sein Vater.

Breidablik — weitglänzend — heißt das Haus, welches Baldur, dem andern Sohn, Odins, gehört. Er ist der schönste unter den Asen, Licht entstrahlt seiner himmlischen Gestalt und seinem Wesen geschieht durch ihn Leides. Ein Gewächs, welches mit seinen Augenbrauen verglichen wird und daher Baldersbrane heißt [1]), gilt für die lieblichste unter allen Pflanzen; hieraus kann man auf die Schönheit seines Antlitzes schließen. Nichts Unreines wird in seiner Behausung geduldet; und wenn er ein Urtheil gesprochen hat, darf Niemand es verändern. Von seiner Gemahlin Nanna, einer Tochter des Riesen Nef, hat er einen Sohn, Namens Forsete, der eben so gerecht ist, als sein Vater. Der Palast, in dem dieser wohnt, heißt Glitnir, der glänzende, weil er mit Gold ausgelegt und mit Silber gedeckt ist. Alle, die mit schwierigen Streitigkeiten zu ihm kommen, verlassen ihn wieder versöhnt. [2])

Auch die übrigen Söhne Odin's haben jeder seine besondere Wohnung: der blinde Hödr; der tapfere Vali; Hermothr, der schnelle, den Odin seiner Geschwindigkeit wegen zu den wichtigsten Sendungen braucht; der einhandige Tyr, der alle anderen Asen an Tapferkeit und Streitlust übertrifft und deshalb auch als der Gott des Krieges verehrt wird; der beredte Bragi, welcher vor andern sich in der Dichtkunst auszeichnet, die daher nach ihm auch Bragur genannt wird. Seine Gemahlin Idun, des Zwergen Ivalds Tochter, verwahrt in ihrer Truhe die Aepfel, von denen die Götter essen, wenn sie zu altern beginnen, worauf sie alsbald wieder verjüngt werden. Weit entfernt von den Behausungen der übrigen Asen und mit Strauchwerk und hohem Gras umwachsen, ist das Land des starken Vithar, des schweigsamen Gottes, der den merkwürdigen Schuh trägt, welcher aus den Lederstreifen gemacht wird, die von den Schuhen der Menschen vorn an den Zehen und hinten an der Ferse abgeschnitten werden.

Am Ende des Himmels, auf dem Gipfel des Himmelsberges (Himinbjörg) hat Heimdall sein Haus, der weiseste unter den Asen, den Odin zum Wächter des Asenreiches gesetzt hat. Unmöglich kann es einen besseren Wächter geben; denn Schlaf bedarf er weniger als ein Vögelein und hundert Meilen weit sieht er eben so gut bei Nacht, als bei Tage. Er hört das Gras und die Wolle wachsen; und wenn er in sein Horn, das Giallarhorn, stößt, um die Götter zum Kampfe zu rufen, so vernimmt man den Schall in der ganzen Welt. Hier ist die Brücke, welche die Asen im Anfange der Zeiten bauten, um Himmel und Erde mit einander zu verbinden. Die Asen nennen sie Bifröst — den bebenden Weg, — die Menschen aber

[1]) Baldursbra heißt noch jetzt in Island und auf den Färdern die Matricaria maritima, in Norwegen Barbro-gras. In Schonen heißt Anthemis cotula Balsens-bro.

[2]) Noch heißt die Insel in der Nordsee, die Forsete geweiht war und auf der im achten Jahrhundert Willibrord und Liudiger die Verehrung dieses Gottes ausrotteten: Helgoland, heiliges Land. S. Vit. S. Willibrordi c. 11 u. Vit. S. Liudegeri c. 18.

Regenbogen. Sie ist sehr stark und hat drei Farben von den verschiedenen Materialien, aus denen sie gebaut ist. Die rothe Farbe darin ist loderndes Feuer, was die Reifriesen verhindert, den Himmel zu ersteigen. Die Asen aber reiten täglich darüber, wenn sie zu ihrer Gerichtsstätte gehen, die unter der Esche Yggdrasil am Urdarbrunnen, ist. Nur Thor geht zu Fuß zu Gericht und muß deßhalb täglich die Flüsse Kormt und Ormt durchwaten, ehe er zu dem Versammlungsorte der Asen gelingt. Wie Odin unter den Asen, so ist Frigg unter den Asinnen die erste. Sie ist Odins Gemahlin und theilt, wenn sie bei ihm in Valaskialf ist, den Hochsitz Hlidskjalf mit ihm. Sie ist die tugendhafteste Gattin; doch wird ihr nachgesagt, daß sie, als im Anfange der Zeiten Odin auf einer seiner Wanderungen länger als gewöhnlich ausblieb und seine Brüder, Vili und Ve, die in seiner Abwesenheit das Reich verwalteten, ihn für todt hielten, beide gemeinschaftlich in ihr Bett aufgenommen habe *). Fensalir heißt das schöne Haus, welches sie bewohnt; in Vingolf, wo alle Göttinnen gemeinschaftlich wohnen und wohin tugendhafte Frauen nach ihrem Tode kommen, hat sie den Vorsitz. Zahlreiche Dienerinnen warten ihr auf: Fylla, die Jungfrau mit dem losen Haar und dem Goldband um den Kopf, welche ihr Schmuckkästchen trägt, ihr Gewand besorgt und an ihren geheimsten Berathungen Theil nimmt; Syn, welche die Thüren des Hauses bewacht und sie für diejenigen verschließt, welche nicht hineingehen sollen. Bei Gerichten hat sie die Aufsicht, wenn Jemand etwas leugnen will. Vor hört die Eide der Menschen und ihre Verlöbnisse, und straft diejenigen, welche die Treue brechen. Sie ist weise und forscht nach Allem, so daß ihr Nichts verborgen bleibt. Slöfn, die sanfte, vermag das Gemüth der Menschen — der Männer, wie der Frauen — zur Liebe zu bewegen; daher heißt auch die Liebe nach ihr Slöfn. Lösn, der Frigg die Macht ertheilt hat, Liebende mit einander zu verbinden, welche Hindernisse auch im Wege stehen mögen, ist milde und gütig gegen Alle, welche ihren Beistand anrufen. Von ihrem Namen kommt das Wort Lob (Lofn), weil sie sehr von den Menschen gerühmt und gelobt wird. Hlyn hat Frigg zur Beschützerin der Menschen gesetzt, welche sie vor Gefahren hüten will. Gna ist die Botin der Frigg, die von ihrer Gebieterin nach allen Weltgegenden gesandt wird. Auf ihrem Rosse, Hofwarpner, reitet sie durch Luft und Fluth, um ihre Aufträge auszurichten. Außer der Frigg und ihren Dienerinnen werden auch die Gemahlinnen der Asen — Sif, Nanna, Idun, Sigyn, die Gattin Lokis, so wie viele andere weibliche Wesen, wie Gefion, Eir, die heilkundige u. a. göttlich verehrt. Zu den Göttern werden von Vielen auch Sonne und Mond gerechnet, obwohl beide von den Asen aus den Funken der Feuerwelt erschaffen sind. Es war aber in uralten Zeiten ein Mann, Namens Mundilfari; der hatte zwei Kinder, die so hold und schön waren, daß er den Sohn Mond — Mani — und die Tochter, die er mit einem Manne, Namens Glaur, vermählte, Sonne — Sol — hieß. Ueber diesen Stolz wurden die Asen erzürnt; sie nahmen daher die beiden Geschwister, setzten sie an den Himmel und ließen Sonne die Rosse führen, die den Sonnenwagen zogen, und Mond den Gang des Mondes lenken. Alsvidr und Arvakr heißen die beiden Sonnenrosse, und unter ihren Bug haben die Götter zwei Blasbälge gesetzt, um bei ihrem schnellen Lauf sie abzukühlen. Die Flecken, die wir am Monde sehen, sind zwei Kinder, die beiden Geschwister Bil und Hviki, die der Mond, als er sie einst mit einen Wassereimer auf den Schultern zum Brunnen gehen sah, zu sich hinaufnahm. Seitdem folgen sie dem Monde, und noch immer sieht man sie ihren Eimer tragen.

(Schluß folgt.)

*) Aegisdrecka, Str. 26 Snorri Sturlus. Ynglingasaga, Cap. 3. Ohne Zweifel bezieht sich diese Sage, da das Götterleben überall das Vorbild des irdischen ist, auf einen gesellschaftlichen Zustand, wo — wie dies noch jetzt in mehreren Gegenden Asiens der Fall ist — Polyandrie herrschte.

Die Bastille.

(Schluß.)

Mit der öffentlichen Laufbahn Foucquet's war es zu Ende und es begann ein Theil seines Lebens, der so streng vor der Welt verborgen gehalten wurde, daß man sich lange Zeit in Frankreich darüber stritt, ob er im Gefängniß gestorben oder wieder frei geworden sey. Durch die von Delort an das Licht gezogenen Aktenstücke ist jetzt entschieden, daß das Erstere der Fall war.

Saint Mars hielt sich streng an die Instructionen des Königs; er gab dem Gefangenen einen Bedienten und Bücher, und bedeutete ihm zugleich, daß er weder mit Jemand sprechen, noch an Jemand schreiben dürfe. Foucquet verlangte bald nach einem Beichtvater; da aber sein Kerkermeister argwohnte, daß dieß mehr, um Etwas zu erfahren, als aus Gewissenstrieb geschehe, so ließ er ihm diese Gunst nur vier Mal des Jahres zukommen. Während eines Sommers schlug der Blitz in das Pulvermagazin der Citadelle und dieses flog in die Luft. Foucquet's Zimmer war unter den Trümmern vergraben; man glaubte allgemein, er wäre umgekommen, als man ihn mit seinem Bedienten unbeschädigt in einem Fensterbogen entdeckte. Er wurde nach einem andern Ort in Sicherheit gebracht, bis seine alte Behausung wieder hergestellt war. Um sich mit Schreiben die Zeit zu verkürzen, versuchte er, aus den Knochen des Geflügels, Federn, und aus einer Mischung von Wein und Ruß Dinte zu verfertigen. Das Geschriebene versteckte er in seinem Stuhlpolster. Was den König hauptsächlich ärgerte, war, daß Foucquet mit Scharfsinn eine Art Dinte erfand, welche bloß sichtbar wurde, wenn man das Papier, worauf er damit schrieb, an das Licht hielt. Die Entdeckung konnte nicht ausbleiben. Saint-Mars sandte Federn und Schriften an den Hof, verdoppelte seine Wachsamkeit und ließ den Gefangenen jeden Tag mehrere Mal am Leib durchsuchen. Nicht vermögend sich fürder Papier zu verschaffen, begann Foucquet in Bücher zu schreiben und seine Privatbemerkungen verzeichnete er auf seine Taschentücher. Da auch dieser Kunstgriff dem Argus nicht lange entging, so v

erdnete derselbe, daß dem Gefangenen in Zukunft nur schwarze Taschentücher gegeben und die Kleider schwarz gefüttert werden sollten; ja er trieb die Vorsicht so weit, daß er eine eigene Wäscherin für ihn in der Cittadelle festsetzen ließ.

Während diesen kleinen Begebenheiten kam ein anderer Gefangener nach Pignerol — Lauzun. Er war im Begriff gewesen, das Fräulein Montpensier zu heirathen, als der wankelmüthige Monarch die ertheilte Erlaubniß zurücknahm und ihn, da er diesen Befehlen zu gehorchen sich weigerte, zuerst nach der Bastille und dann nach Pignerol schickte. So wollte es das Geschick, daß zwei Männer, welche sich der höchsten Gunst an demselben Hof erfreut hatten, fast zu gleicher Zeit diese Gunst mit demselben Gefängniß und beinahe mit demselben Kerker vertauschen sollten. Lauzun, ohne daß er von dem Andern Etwas wußte, wurde in ein Gemach gesetzt, das unmittelbar unter dem Foucquet's lag, und Ludwig schrieb eigenhändig an Saint-Mars, er möchte seine Maßregeln so gut als möglich treffen, indem sein neuer Gefangener ein Mann wäre, welcher Alles aufbieten würde, seine Freiheit zu erlangen. Auch befahl der König, ihm den Gebrauch von Schreibmaterialien nicht zu gestatten, und mit jeder Post über sein Befinden zu berichten.

Zehn Jahre waren jetzt verflossen; da erlaubte der König zum ersten Mal, daß Foucquet einen Brief von seiner Gattin empfing und beantwortete, mit der Bedingung, daß die Schreiben zuvor allerhöchsten Orts vorgelegt würden: eine Gnade, die der König bald darauf dahin ausdehnte, daß die beiden Gatten einander zweimal des Jahrs sollten schreiben dürfen; aber diese Wohlthat verlor wieder dadurch an ihrem Werth, daß die Correspondenz durch des Ministers Louvois Hände gehen mußte.

Foucquet empfing indeß noch einen andern Trost in seiner Abgeschiedenheit — den Besuch seines Mitgefangenen Lauzun, dem es trotz der Wachsamkeit des Kerkermeisters gelang, sich in das Zimmer seines Nachbarn einen Weg zu bahnen. Sie setzten ihre geheimen Besuche eine Zeit lang fort, als der König, der sich entschloß die Strafe seiner Gefangenen zu erleichtern, ihnen unerwartet die Erlaubniß ertheilte, einander zu sehen und zusammen zu speisen; zugleich wurde ihnen aber bedeutet, daß die Wache, die sie auf ihren Spaziergängen begleitete, Feuerwaffen führte und Befehl hätte, auf sie zu schießen, wenn sie einen Versuch wagten, durchzugehen, und daß sie wie bisher eng eingesperrt werden würden, wenn sie sich unterstünden, außerhalb der Cittadelle Verbindungen anzuknüpfen. Louvois, der diese neue Verordnung erließ, gab Saint-Mars auf, die Gefangenen nie zusammen zu lassen, außer in seiner Gegenwart, damit ihr Verkehr keinen zu vertraulichen Charakter annehmen könnte. Die zum Spaziergehen bewilligte Zeit war auf zwei Stunden täglich festgesetzt; in dieser Zeit durften sie nicht nur alle anständigen Spiele treiben, die sie zur Unterhaltung oder zur Erholung wünschten, sondern auch die Offiziere der Besatzung durften mit ihnen spielen. Nur sollte Saint-Mars immer die persönliche Aufsicht führen. Wie treulich er sich seiner Verpflichtungen entledigte, beweist ein Geschenk von 15,000 Livres *), womit sein königlicher Gebieter ihm seine Zufriedenheit bezeugte. — Gegen Ende Mais 1679 bekam Foucquet die Nachricht, daß sein Sohn als Ueberbringer eines Briefs eintreffen würde, in welchem der König seiner Familie erlaubt hätte, ihn zu besuchen. Dieß geschah, und Foucquet hatte das Vergnügen, nach neunzehn Jahren seine Gattin, seinen Sohn und seinen Bruder wieder zu sehen. Dieselbe Vergünstigung ward auch Lauzun zu Theil, und noch die weitere, vier junge Pferde zu halten, um im Hof und auf den Wällen spazieren zu reiten. Es scheint übrigens, daß der erweiterte Verkehr das gute Vernehmen, das bisher unter den beiden Freunden bestanden hatte, etwas störte. Allem nach war Foucquets Tochter, die nun in der Nähe ihres Vaters ihren Aufenthalt nahm, die Ursache der Entzweiung. Louvois hoffte unter diesen Umständen die Gefangenen über ihre gegenseitigen Plane ausforschen zu können; er gab deshalb Saint-Mars unterm 28 November 1679 den bestimmten Befehl, die Aussöhnung zwischen ihnen wo möglich zu verhindern. Dieser Mühe überhob ihn der Tod; denn am 23 März 1680 starb der arme Foucquet, und Lauzun erhielt im folgenden Jahr seine Freiheit.

Unterdessen schmachtete Pellisson — freilich ungleich kürzere Zeit — in der Bastille. Ohne Bücher und Schreibzeug hatte er keine Unterhaltung als die Gesellschaft eines dummen Bedienten, der den Dudelsack blies. Dieses Instrument verhalf ihm jedoch bald zu einem zweiten Gesellschafter, einer Spinne, die er so gewöhnte, daß sie auf den Ton der Musik erschien, sich auf seine Knie setzte und von ihm füttern ließ. Aber die Freude war von kurzer Dauer! Eines Tags trat Bezemaux, der Gouverneur der Bastille, in seine Zelle, und fragte ihn mit einem freundlichen Lächeln, wie er seine Zeit zubringe. Der arglose Pellisson erzählte ihm von seiner neuen Freundin, die nicht ermangelte, auf das gewöhnliche Zeichen sich einzufinden. Und der elende Gouverneur wußte Nichts schleuniger zu thun, als die Spinne auf den Boden zu werfen und zu zertreten. Dieß mag eine kleine Probe von der Humanität der Bastille seyn!

Nachdem man umsonst Alles versucht, Pellisson zum Bekenntniß der Geheimnisse zu vermögen, die, wie man glaubte, von seinem Gönner ihm anvertraut worden waren, nachdem seine Freunde sich auf alle Art für ihn verwendet, nachdem seine hochbetagte Mutter selbst dem König vorgestellt hatte, wie ihr Sohn aus Mangel an Licht, frischer Luft und Bewegung seine Gesundheit und sein Gesicht verlöre, erfolgte endlich für ihn die Erlaubniß, auf der Terrasse des Schlosses spazieren zu gehen und im Jahr 1664, nach einer mehr als dreijährigen Gefangenschaft, die völlige Freilassung. — —

*) Garde de mon trésor royal, monsieur Gedeon Dumotz, payez comptant au sieur de Saint-Mars, capitaine de la compagnie d'infanterie, qui sert à la garde des sieurs Fourquet et Lauzun, la somme de quinze mil livres, que je luy ai accordée par gratification, en considération de ses services et pour luy donner moyen de me les continuer. Et rapportant par vous la présente avec quittance du dit sieur de Saint-Mars seulement, la dite somme de XV M Livres, sera employée au premier acquit de comptant, qui sera expédiée par certification à votre décharge. Fait à Saint Germain en Laye, le 30 Janvier 1679.

Comptant au trésor-royal. Louis.
lion.

Eine Revue der neuen türkiſchen Truppen zu Smyrna.

(Schluß von Macfarlane's Konſtantinopel).

Daß es bei der Einführung des europäiſchen Exercitiums unter den neuen türkiſchen Truppen an Spöttern nicht fehlte, kann man ſich denken; folgende Scene, von der Macfarlane in Smyrna Zeuge war, charakteriſirt indeſſen den Eindruck, welchen dieſe neue Erſcheinung machte, beſſer als alle die hundertmal wiederholten Tiraden und Reflexionen, die wir darüber in unſeren Zeitungen geleſen haben.

Ein grimmer alter Osmanli, aus einem der inneren Diſtricte von Mitylene, ein echter Türke, der jede Veränderung als ein Verbrechen betrachtete, ließ ſich eines Morgens bei der Revue in ein Geſpräch mit einem Franken ein, mit welchem er bekannt war: „So, das ſind die neuen Truppen, ſagte er, von denen ich ſo Viel gehört habe; das ſind die Streiter, die das osmaniſche Reich gegen ſeine Feinde vertheidigen ſollen! Und was, in Allah's Namen, kann der Sultan mit dieſen unbärtigen jungen Burſchen, mit ihren glänzenden Musketen, vorhaben? Was, nicht einmal einen Jattagan ſieht man an ihnen! Was ſoll das bedeuten? Der Jattagan war die Waffe, mit welcher die Osmanli's dieſe Landſchaften und die Reiche der Chriſten erobert haben; mit dem Jattagan ſollten ſie ſie vertheidigen! Der Jattagan iſt der Arm des Propheten und ſeines Volkes und nicht dieſer Pfeifenräumer, den ſie da an die Enden ihrer Flinten geſteckt haben. Maſchallah! Und was für eine Affentracht iſt das? Und was für eine Art von abſcheulichen, krüplichen, winſelnden Hunden iſt dieß? Sehen die wohl aus, wie Osmanlis? Und von ſolchem Geſindel ſoll das Reich Mohammeds vertheidigt werden! Bacchalum!" — In dieſem Stile fuhr er eine Zeitlang fort, indem er Alles taſtete, was er ſah, und ſeinen Zorn von Zeit zu Zeit mit einem „Wenn es Allah gefällt!" „Allah ſey gelobt." „Wir wollen ſehen!" „Was geſchrieben ſteht, iſt geſchrieben!" und ähnlichen gut türkiſch orthodoxen Exclamationen abkühlte. An ihrem Deployiren und Manöuvriren, den Vierecken und allen den mathematiſchen Figuren, welche die Taktiker in ihren Evolutionen bildeten, konnte er Nichts ſehen, als daß Alles ſehr dumm ſey. Als es aber zum Feuern kam, als er die ganze Linie hinab ein regelmäßiges Laufeuer ſah, und darauf das Feuern in Pelotons, das Formiren geſchloſſener Colonnen zum Angriffe und andere Dinge mehr, von denen ſeine Philoſophie ſich Nichts hätte träumen laſſen, und die alle recht erträglich ausgeführt wurden; da war er denn doch gezwungen zu geſtehen, daß es nicht ſo leicht ſeyn möchte, ſolche Truppen mit dem Jattagan in der Hand zu werfen und in Stücke zu hauen. Und in der That ſchien zuletzt ſeiner völligen Bekehrung nur die Ueberzeugung im Wege zu ſtehen, daß dieſe Kriegsweiſe, wenn ſie auch ſonſt vortheilhaft wäre, doch für die Kinder Mohammeds ſich nicht ſchicke, weil ſie aus profanen ungläubigen Quellen entlehnt ſey.

Eine Bemerkung des vorurtheilsvollen alten Mannes verdient inzwiſchen unſere Aufmerkſamkeit, da ſie auch dem Europäer auf dem erſten Blicke ſich aufdrängte. Dieſe Taktiker ſehen auf keine Weiſe den Türken ähnlich, die gewöhnlich ein ſchöner Menſchenſchlag ſind: ſie ſind klein und ungeſchickt, und dabei nicht einmal beſonders ſtark, und haben abſcheuliche Phyſiognomien. Nur zum kleinſten Theil kann man dieſe Erſcheinung dem Wechſel der Tracht zuſchreiben, ſie muß andere Urſachen haben, die wir vielleicht aus folgenden Umſtänden ſchließen können. Als der Großherr ſeinen alten Lieblingsplan, eine disciplinirte Armee zu ſchaffen, zur Ausführung brachte, ließ er die Aushebungen vorzugsweiſe unter jungen Leuten und hauptſächlich in Diſtricten vornehmen, die ſo weit als möglich von den großen Städten entfernt waren; wodurch er ſich zugleich einer größern Gelehrigkeit von Seiten ſeiner Rekruten verſicherte und vor der Gefahr ſchützte, daß ſie vom Janitſcharengeiſte angeſteckt wären. Der regelmäßige Dienſt war, wie man ſich leicht denken wird, eben nicht ſehr beliebt, und die wohlhabenden Bauern kauften daher ihre Söhne von den Beamten und Ortsbehörden los, welche in der Türkei in einem Umfange beſtechlich ſind, von dem man ſich in andern Ländern kaum eine Vorſtellung machen kann. Die ganze Laſt fiel demnach auf die Hülfloſeſten und Elendeſten unter den Landleuten und größtentheils auf arme rohe Gebirgsbewohner. Das türkiſche Volk war als ſolches außerordentlich häßlich, und ſeine ſpätere Verbeſſerung in dieſer Beziehung iſt nur durch die früher ſo häufigen Verbindungen mit Frauen aus Ländern zu erklären, in denen man die reinſten Muſter weiblicher Schönheit trifft. Ein großer Theil des urſprünglichen Stammes, der in entfernten Diſtricten zurückblieb — beſonders in dem Innern von Kleinaſien, welches einen ſehr bedeutenden Theil der neuen Truppen geliefert hat — konnte dieſe Gelegenheit zur Veredlung nicht finden und mag daher ſeine urſprüngliche tatariſche Häßlichkeit beibehalten haben.

Die chineſiſche Bucharei.

Der neue Gouverneur der kleinen Bucharei, von den Chineſen Hwuy Kiang, das Mohammedaner-Land, oder Hwuy paetſching, die acht Städte der Mohammedaner genannt, Na-jen-tſching, der früher Gouverneur von Canton war, hat dem Kaiſer eine Ermäßigung der Steuer in ſeiner Provinz empfohlen, die ſogleich gebilligt und durch eine allerhöchſte Verordnung beſtätigt wurde. Vor dem letzten Aufſtande waren die Bewohner durch die Expreſſungen der chineſiſchen Beamten oft zur äußerſten Verzweiflung getrieben worden; es wurde daher jetzt eine Stufenreihe von Appellationen von einer Behörde an die andere bis zu dem Gouverneur und von dieſem an den Hof nach Peking feſtgeſetzt, um allen ungerechten Bedrückungen vorzubeugen. Dagegen werden jeder Verbindung *mit* dem Auslande größere Hinderniſſe entgegengeſetzt, als je. Alle Päſſe, durch welche früher die Handelskarawanen zogen, ſollen mit Truppen beſetzt und auf das Sorgfältigſte bewacht werden. Nur ſoviel Thee, als zu dem Bedürfniſſe der Einwohner hinreicht, darf in die Provinz eingehen; nur dem Stamme der Hao-han iſt die Fortſetzung ſeines Handels, jedoch an einem beſtimmten Platze, und unter der Aufſicht eines Commandos von 200 Mann erlaubt. Auch darf nur Tauſchhandel getrieben werden, denn kein chineſiſches Geld ſoll über die Grenze gehen, und alle Waaren, die für Geld erkauft worden ſind, ſollen confiſcirt werden.

Canton Register.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tag-blatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 226. 14 August 1829.

Erinnerungen aus Brasilien. *)

Es giebt wenig Lagen, in denen man sich unbehaglicher fühlt, als wenn man neutraler, müßiger Zuschauer in einer belagerten Stadt ist. Während man mit dem gemeinsten Soldaten jede Entbehrung theilt, bietet das großartige, stündlich wechselnde Spiel des Kriegs keinen jener Reize, die den Geist des Betheiligten in stets reger Spannung erhalten. Mit diesen Gefühlen verließ ich im Jahr 1822 die von dem Patriotenheer eng eingeschlossene Stadt St. Salvador mit einem vertrauten Freund und Genossen und schiffte mich nach Rio de Janeiro ein.

Mein Begleiter, ein alter Soldat, der auf der Halbinsel mitgefochten und des ärmlichen Halbsoldbirbens zu Hause über drüßig war, kam hieher, um in kaiserliche Dienste zu treten, die damals für den fremden Militär die schönsten Aussichten eröffneten. Ich meines Theils war nicht minder froh, das düstere Einerlei von San Salvador mit den heitern Scenen der kaiserlichen Hauptstadt zu vertauschen, und begierig, das Wirken jenes kräftigen Freiheitssinns, der längst schon in der Stille den moralischen Einfluß des Mutterlandes untergrub, in seiner ersten Entwicklung zu beobachten und Zeuge des ersten Impulses zu seyn, womit sich das junge Volk zu politischem Daseyn entfaltete und die Ketten dreihundertjähriger Unterdrückung von den wunden Gliedern schüttelte.

Unsere Vorkehrungen zur Abreise waren bald getroffen, und mit dem Morgen des vierzehnten Tags steuerten wir unter den Pao d'Assucar, der majestätisch den Eingang des Hafens flankirt. Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck der Mischung von Ueppigem und Erhabenem, die mein Auge entzückte. Ich habe die klassischen Gefilde Italiens betreten, in den erhaben romantischen Schönheiten der Schweiz geschwelgt, und an den rebenbekleideten Ufern des Rheins gelustwandelt; aber diese herrlichsten Schöpfungen der europäischen Welt mit ihren unerschöpflichen Schätzen historischer und poetischer Erinnerungen erregten in mir nicht das Gefühl von Erstaunen und Entzücken, wie die erhabene Majestät jenes Meisterstücks der Natur, der Janeirobai. Ihre mannichfaltigen Schönheiten zu schildern, versagt meine schwache Feder, sie ist, um mit Voltaire zu sprechen,

„Beau, majestueux, harmonieux et sublime.“

*) New-Monthly-Magazine, July.

Alles trug, da wir landeten, das lebhafte Colorit der Gegenwart. An den Hauptstraßen stiegen stattliche Triumphbögen in die Höhe, die Façaden der Häuser waren mit allegorischen Gemälden und Denksprüchen überdeckt. Die Krönung des jungen Kaisers sollte in wenigen Tagen vor sich gehen; und diese Begebenheit, so mächtigen Einfluß auf das künftige Schicksal des neuerstandenen Volkes versprechend, schien das Publikum ausschließlich zu beschäftigen. Alles war Geschäftigkeit, Leben, Begeisterung. Der arme Neger selbst, von dem Taumel der Zeit ergriffen, vergaß seine Ketten und begrüßte, in der Täuschung des Augenblicks, den jungen Freiheitstag.

Seltsamer Widerspruch der Menschennatur! Während ein Theil der Nation über das Dogma von den Rechten und der Würde der Menschennatur philosophirte, welches seine Heere praktisch vertrugen, rang ein anderer Theil der Bevölkerung nach utopischen Freiheitsformen, schmachtete ein dritter Theil in der unwürdigsten Sclaverei, oder vegetirte er unter dem verderblichen Druck des Kasten- und Farbenvorurtheils. Auf unsrem Weg nach dem Polizeibureau überfiel uns ein Regenschauer; wir traten in ein Kaffeehaus und wurden sogleich mit Fragen bestürmt; die Begierde nach Neuigkeiten von dem Kriegsschauplatz überschritt sogar die Schranken der Höflichkeit. Kurz vor unsrem Abgang von San Salvador hatte ein Theil der Besatzung einen Ausfall gemacht, um eine große Heerde Vieh in der Nachbarschaft der Stadt wegzunehmen, ward aber mit unbedeutendem Verlust zurückgetrieben. Die Kunde von diesem Scharmützel war bereits nach Janeiro gelangt, und die Eitelkeit der Brasilianer hatte nicht ermangelt, einen glänzenden Waffentriumph daraus zu machen. Mit jungen Nationen ist es wie mit jungen Leuten, ihre Eitelkeit steht im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Fähigkeit. Auf den Erstlingen ihres Waffenglücks weilen sie mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers; und die kalte Kritik, welche die Träume ihrer jugendlichen Begeisterung entzaubert, erregt bei ihnen nur Unmuth, Haß und Verachtung. Diesem Gefühle hauptsächlich und weniger den Leidenschaften, welche die Erinnerung politischer Unterdrückung erzeugt, schreiben wir die feindselige Animosität emanzipirter Kolonien gegen die Mutterstaaten zu.

Die umwölkte Stirn, die grollende Lippe verrieth auf's Unzweideutigste den Ingrimm unsrer Zuhörerschaft über unsre

schlichte und ungeschmückte Erzählung. Auf dem Polizeibureau gab man uns unverhelen Parteilichkeit für die Royalistensache Schuld, und der Minister selbst beehrte uns mit einem in mehr als orientalischem Stile abgefaßten Bulletin über das fragliche Treffen, das, wie er in allem Ernste versicherte, die Geschichte dereinst als ein zweites Marathon feiern würde. Diese Gasconade hätte den Schatten des Miltiades aus dem Todtenreich erwecken können; aber mit dem Vorurtheil der Ignoranz ist nicht zu rechten; und so überließen wir Se. Excellenz den Liebkosungen Ihrer Phantasiegeschöpfe, nahmen Abschied und retteten uns in die Veranda unsrer Posada, wo wir uns an einer Fülle von Leckerbissen erlabten, deren wir seit langer Zeit hatten entbehren müssen.

Früh Morgens machten wir uns auf, um einige Skizzen der herrlichen Landschaft für unsre Mappen zu gewinnen, und gerade waren wir mit unsern Zeichnungen beschäftigt, als wir durch die Ankunft mehrerer Offiziere in militärischem Negligé unterbrochen wurden. Einer derselben, dem übrigen Trupp eine Strecke vorreitend, fragte uns in rauhem Ton, was wir thäten, und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Wissen Sie nicht, daß Fremden ausdrücklich verboten ist, den Hafen und seine Festungswerke aufzunehmen?" — „„Sie müssen noch ein junger Soldat seyn,"" entgegnete mein Begleiter, etwas pikirt über den anmaßenden Ton des Fremden, „„sonst hätte Ihr militärischer Blick Sie nichts so Ungereimtes behaupten lassen. So leicht sich hier eine Ansicht von der Gegend aufnehmen läßt, so wäre hier der letzte Punkt, um den Hafen militärisch zu recognoseiren."" Ohne, wie es schien, auf den sarkastischen Hieb meines Freundes zu achten, fragte er uns ernst um Namen, Vaterland und Stand. Wir stellten ihn hierüber zu Frieden, und bemerkten ihm, daß wir erst gestern Abend von San Salvador angekommen wären. Dieß vernehmend, stieg er sogleich ab und setzte sich neben uns auf eine Bank. Die Unterhaltung ward bald lebhaft; er bezeugte das größte Interesse an Allem, was sich auf die Operationen vor jener Stadt bezog und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit unsrer Erzählung zu, die er nur zuweilen mit einem Ausruf der Ungeduld unterbrach, wenn er glaubte, daß wir die Lage der Royalisten mit zu günstigen Farben schilderten. Den Gedanken, daß bedeutende Verstärkungen aus dem Mutterland unter Wegs seyn sollten, fand er lächerlich. Wir sagten ihm, daß dieß keinem Zweifel mehr unterliege, da ein Theil des Geschwaders am Morgen unsrer Abfahrt vor Salvador angekommen sey. „Zudem," fuhr mein Begleiter fort, „wird sich die jetzige Besatzung, wenn sie nur Proviant in die Festung bringt, in alle Ewigkeit gegen das Gesindel halten, das sich außen zusammengerottet hat. „„Gesindel,"" rief jener bitter aus, indem eine dunkle Röthe das schöne Gesicht des jungen Kriegers übergoß und seine Augen flammten; „„ein solches Gesindel zwang schon zu zwei Malen in Nordamerica die Veteranenheere Englands die Waffen zu strecken. Solches Gesindel hat so eben auch am andern Ende dieses Kontinents nach hartem Kampf die Unabhängigkeit seines Landes erfochten; und dieses Gesindel, so verächtlich es Ihnen erscheint, wird in Kurzem das rühmliche Werk der Befreiung des Südens vollbringen. Uebermüthig auf Eure höhere Kriegskunst, legt Ihr freilich in Eurem soldatischen Corpsgeist mehr Gewicht in die Schale der militärischen Organisation und Zucht, als in die der Freiheit und Unabhängigkeit."" Wir bestritten diesen Vorwurf und bezeugten uns als warme Freunde und Bewunderer der neuen Ordnung der Dinge, welche einen so schönen Theil dieser Hemisphäre der fremden Tyrannei zu entreißen und einen reichen Schatz verborgener Hülfsquellen zu Tage zu fördern beginne. Diese Aeußerungen schienen den Ausbruch seines steigenden Aergers zu beschwichtigen, er ging sogleich scherzhaft auf unsre Entbehrungen in der Festung über, ersuchte uns, unsre Zeichnungen sehen zu lassen, empfahl uns deren Fortsetzung aufs Schmeichelhafteste und nannte uns mehrere Punkte, die sich besonders zur Aufnahme eigneten. Damit nahm er herzlichen Abschied, schwang sich aufs Pferd und ritt davon. Wir lachten über dieses Morgenabenteuer, konnten aber nicht umhin, als er davon sprengte, zu gestehen, daß ein gewisses Etwas uns bei dem jungen Offiziere ansprach. Er war schlank und fein gebaut, und hatte jene schönen dunklen feurigen Züge, wie sie Maler so sehr lieben. Das anscheinend trotzige Wesen, das uns Anfangs an ihm etwas genirt hatte, war zuletzt in eine gewisse edle Offenheit und gutmüthige Barschheit übergegangen, welche ihm sehr wohl stand. Er sprach schnell und mit Nachdruck, und drängte immer auf die Hauptmomente des Gegenstandes hin. Mit einem Wort, seine Unterhaltung verrieth einen durch Beobachtung und Abstraction gebildeten Geist.

Das Frühroth des kommenden Morgens ward mit Glockengeläut und dem Feuer der Geschütze begrüßt; und die Hauptstadt ergoß ihre Bevölkerung zu dem imposanten Schauspiel der Krönungsfeierlichkeit. Alles war rosenroth, nur das Wetter nicht, das sich entschieden zu Gunsten der königlichen Sache erklärte und sich in Strömen über die dichtgedrängte Volksmenge ergoß. Nur mit Mühe gelangten wir in die Kirche und an die für die Offiziere des englischen Geschwaders bestimmten Plätze. Die Ceremonien beschreibe ich ich nicht. Es war der glänzende Pomp und die Umständlichkeit einer Militärparade, und das prachtvolle Gepränge der katholischen Kirche, feierliche Musik und Weihrauchspenden. Der Donner der Geschütze mischte sich in den betäubenden Jubelruf des begeisterten Volkes. Ein Chaos streitender Gefühle bewegten uns bei diesem imposanten Anblick, aber wie waren wir überrascht, als wir in dem Kaiser Don Pedro unsern interessanten Fremdling vom vorigen Morgen erkannten.

Wir begegneten später dem Kaiser oft auf unsern Wanderungen; unsre Begrüßung ward jederzeit artig erwidert; einmal redete er uns an und fragte mit schalkhaftem Lächeln, ob wir indessen unsre Portefeuilles bereichert hätten. Auch ließ die unmanierliche Art, mit der mein Freund von den brasilianischen Truppen gesprochen, keinen ungünstigen Eindruck in ihm zurück; denn kurz darauf erhielt er einen hohen Rang in dem Dienste des Kaisers.

Die nordiſche Mythologie.

III. Das Götterleben.
(Schluß.)

Wie die Aſen im Himmel, ſo lebten auch Anfangs die Menſchen auf Erden friedlich und harmlos, bis ein Rieſenweib zu ihnen kam, daß ſie Zauberlieder und böſe Künſte lehrte und die Begierde nach Golde in ihnen erweckte. Gullgier (Gullveig) hieß ſie, aber in den Häuſern, welche ſie beſuchte, ward ſie Heitre (Heithi) genannt; alle ſchlechten Weiber ſchloſſen ſich ihr an und wurden von ihr in ſchmählichen Zauberkünſten eingeweiht. Die Männer durchbohrten ſie mit ihren Spießen und verbrannten ſie unter freiem Himmel; dreimal verbrannten ſie die Hexe (Vala), aber dreimal ward ſie wieder geboren. Da verſammelten ſich die Götter auf ihren luſtigen Sitzen und rathſchlagten, ob ſie dieß Verbrechen ſtrafen oder Buße von den Verbrechern nehmen ſollten. Odin aber warf ſeinen Speer unter die Menſchen, und dieß war der erſte Mord, der auf der Welt geſchah.

Jedoch nicht ungeahndet wurde dieſer Friedensbruch begangen. Die Vanen — jene Weſen, welche die Luftregion über dem Aſenreiche inne haben — waren den Menſchen freund und nahmen Rache für den an ihnen verübten Mord. Sie ſtürmten wider die Aſen in's Feld und brachen die Mauern der Aſenburg [10]). Lange währte der Streit. Endlich ward eine Zuſammenkunft verabredet, um Frieden zu ſchließen; was denn auch geſchah, indem beide Theile zu einem Becher gingen und in denſelben hineinſpuckten. Dieſes Friedenszeichen wollten die Aſen nicht untergehen laſſen und ſchufen aus demſelben einen Menſchen, der ſo weiſe war, daß Niemand ihn Etwas fragen konnte, was er nicht zu beantworten gewußt hätte. Zur feſteren Begründung des Friedens gaben hierauf die Vanen und die Aſen einander Geißel, und zwar die Aſen den Vanen den Hänir, mit ſeinem Begleiter Mimir, und die Vanen den Aſen den Njörd, mit ſeinen beiden Kindern, Freir und Freia, die er nach dem Gebrauch der Vanen mit ſeiner Schweſter erzeugt hatte. Hänir war aber, obwohl der ſchönſte, doch zugleich der dummſte unter allen Aſen, und die Vanen, die ihn als den weiſeſten empfangen und zu ihrem Fürſten erhoben hatten, bemerkten bald, daß er in Mimirs Abweſenheit kein kluges Wort reden könne; ſie erſchlugen deshalb im Zorn, ſich in ihm betrogen zu haben, den Mimir und ſandten ſein Haupt dem Odin, der daſſelbe einbalſamirte und durch Zauberlieder belebte, ſo daß daſſelbe, wenn er es befragte, die tiefſte Weisheit verkündete [11]). Den Njörd und ſeine Kinder nahmen die Aſen dagegen in ihre Mitte auf, und Freir wurde von Vielen für den Vorzüglichſten unter den Aſen, wie Freia für die Vorzüglichſte unter den Aſinnen gehalten [12]); denn gleich den Vanen, von denen ſie ſtammten, waren auch ſie den Menſchen hold und ertheilten ihnen Vieles Gute. Wie Odin den Krieg in die Welt gebracht hat und die Seelen, die er den Menſchen gegeben, indem er Kampf und Schlachten unter ſie ſendet, wieder zu ſich zurückruft, ſo verleiht Freir dagegen ihnen Frieden und Wohlergehen; er herrſcht über Regen und Sonnenſchein, von ihm hängt das Wachsthum und Gedeihen der Saaten ab; wie man den Odin um Sieg anrufen muß in den Schlachten, ſo den Freir um gute Ernten und Frieden. Ihm haben die Götter, als ſie ihn unter ſich aufnahmen, Alfenheim zur Wohnung angewieſen. Nicht minder mächtig iſt ſeine Schweſter Freia; von allen den Helden, die im Kampfe fallen, gehört die Hälfte

---

[10]) So commentiren wie die dunkle Stelle der Wöluſpa:
Brotinn var borgvegg horgar A'sa,
Knatta Vanir vig-spá vaullo sporna.
Vergl. Eddalaeron, Bd. III. S. 263.

[11]) Ein Widerſpruch zwiſchen dieſer Sage und der oben (S. 802) angeführten vom Mimir's Brunnen (wo, beiläufig, durch ein Verſehen Sp. 2 Z. 8 v. o. Ymir ſt. Mimir ſteht) ſcheint offenbar. Im Allgemeinen iſt das Wenige, was wir über den Krieg der Aſen mit den Vanen wiſſen, ſehr dunkel; und wahrſcheinlich liegt dieſer Mythe eine Erinnerung an einen uralten Religionskrieg zum Grunde, auf den ſich auch die in N. 5 erwähnte Sage der Longobarden beziehen mag. Sämmtliche deutſche Stämme ſcheinen nämlich Anfangs die Gottheit unter dem Bilde einer Trinität verehrt zu haben, deren Gliedern — Odin, Wili und We — Himmel, Waſſer und Feuer — gleiche Ehre erwieſen wurde; nur zogen einzelne Stämme den Dienſt des einen, andere des anderen dieſer Götter vor. So verehrten die Scandinavier wie die Longobarden u. a. vorzugsweiſe den Gott des Himmels oder der Luft (armen. od, Luft), Odin; die Wandalen den Waſſergott Wili (Hänir, Nioro, d. i. Nerthus, ſ. Tac. Germ. c. 40); ein dritter Stamm vielleicht den Feuergott We (Loki, Loſte); allmälig trennten ſich die verſchiedenen Mythenſyſteme, die ſich auf dieſe Götter bezogen, indem jeder von ſeinen Verehrern als der vornehmſte betrachtet wurde, wogegen die beiden anderen, je weiter die Trennung und bald der Haß der verſchiedenen Seeten ging, um ſo mehr dem erſten und vornehmſten Gatte untergeordnet wurden. Dieß drückte die Sage der Odinsdiener ſo aus: die Aſen (die Himmelsgötter) hatten den Vanen (den Waſſergöttern) den Hänir, welcher der dummſte unter ihnen geweſen ſey, zum Geißel gegeben und dafür den Njörd von ihnen empfangen, der darauf in ihre Mitte, nur als untergeordneter Gott, aufgenommen worden ſey. Einen ähnlichen Grund mag die Ausſtoßung Lokis, von der wir unten hören werden, gehabt haben; nur finden wir hier keine Spur mehr von einem Kampfe ſeiner Verehrer, ſo wie es auch völlig vergeſſen iſt, welcher Gott ſtatt ſeiner zum Erſatz eingetreten ſey. Wahrſcheinlich iſt daher, daß der Religionskrieg zwiſchen den Odinsverehrern und den Feuerdienern in eine noch viel frühere Periode hinaufreicht, und vielleicht hängt mit demſelben die älteſte Auswanderung der Germanen (aus Perſien) zuſammen.

[12]) Ueberhaupt wurden in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Gottheiten vorzugsweiſe vor den andern verehrt; ſo im ſeand. Norden im Allgemeinen Idae, deſſen Bild daher z. B. im Tempel von Upſala, den Adam Bremens (de situ Daniae c. 91) beſchreibt — zwiſchen Odin und Freir in der Mitte ſtand. Auch in den Sagen des nordiſchen Götterglaubens, welche die Edda uns erhalten hat, nimmt Ther daher die vornehmſte Stelle ein. — In Island ſcheint vorzüglich Freir verehrt worden zu ſeyn, wie aus vielen Stellen in den isländiſchen Sagen hervorgeht; daher wird er auch in der jüngern Edda der vorzüglichſte der Aſen genannt. Sein Name Yngvi iſt ſchon von Grimm mit den Inguäonen des Tacitus in Beziehung geſetzt worden. — Bei den Sachſen ſo wie überhaupt in Deutſchland fand Odin (Wodan) die hauptſächlichſte Verehrung. Schon der Odyſſeus des Tacitus, der Stifter der twemmen Aſenburg (Asgard) erinnert an ihn; ſpätere Zeugen für ſeine Verehrung ſind oben angeführt.

ihr, so wie die andere Hälfte Odin zufällt. Folkvang, das Feld der Krieger, heißt daher das Gebiet, in welchem sie ihren Palast hat. Dieser heißt Sesrumnir und ist sehr groß und schön. Wenn sie ausfährt, ziehen zwei Katzen ihren Wagen. Sie findet großen Wohlgefallen am Gesang, und in Liebesangelegenheiten ist es gut, ihren Beistand anzurufen; von ihr haben die Frauen ihren Namen. Sie war an einen Mann, Namens Odr vermählt, von dem sie eine Tochter, Hnos, hat, die so holdselig ist, daß in der Sprache des Nordlands alles Köstliche und Reizende nach ihr genannt wird. Odr hat seine Gemahlin verlassen und ist in fremde Lande gezogen. Freia weint über seine Entfernung, aber die Thränen, die sie vergießt, sind rothes Gold. Sie hat vielerlei Namen, weil sie bei jedem der verschiedenen Völker, zu denen sie reiste, um ihren Gattin aufzusuchen, einen andern Namen annahm. — Njörd steht in nicht geringerem Ansehen, als seine Kinder; denn er herrscht, da die Vanen, denen er ursprünglich angehört, die Geister der Luft und der Feuchte sind, über den Gang des Windes und stillt Meer und Feuer. Daher ist es gut, ihn auf der See, so wie bei der Fischerei anzurufen. Auch ist er so reich und vermögend, daß er denen, die ihn darum anrufen, Reichthum und Ueberfluß geben kann. Noatun heißt die Wohnung, welche die Asen ihm im Reiche der Götter anwiesen.

Keinem Menschen ist es vergönnt, lebend in diese himmlischen Wohnungen aufgenommen zu werden, — weil das Reich der Götter hoch über der Erde erhaben ist; doch gab es weise Leute, welche behaupteten, dasselbe gesehen zu haben. So soll Gylfe, ein König von Schweden, einst dahin gelangt seyn, indem er ungläubig sich von der Macht der Asen überzeugen wollte. Als er in ihre Stadt kam, sah er einen Palast vor sich, der so hoch war, daß er kaum an denselben hinaufsehen konnte; statt der Ziegel war das Dach mit goldenen Schilden gedeckt. Im Eingang sah er einen Mann, der mit kleinen Schwertern so behende spielte, daß ihrer sieben immer zugleich in der Luft waren. Dieser fragte nach seinem Namen; Gylfe antwortet: Er heiße Gangler und bat um ein Nachtquartier. Zugleich fragte er, wem die Burg gehöre? Die Antwort war: „Dem Könige, und da ich Dich zu ihm führen will, kannst Du ihn selbst nach seinem Namen fragen." Hierauf wandte der Mann sich um und ging voran in den Palast. Gangler folgte, und sogleich wurden die Thüren hinter ihm zugeschlagen. Es waren daselbst viele Gemächer und eine Menge Menschen; einige spielten, einige zechten, andere kämpften. Auf einem dreifachen Ehrensitze sah er drei Männer sitzen, einen über dem andern; auf dem untersten den König Har, den hohen; auf dem folgenden Jafnhar, den gleichhohen, und auf dem obersten Thridie, den dritten. Har fragte den Fremdling, was sein Begehr sey? und fügte hinzu, Speise und Trank stehe ihm, wie Allen, in Walhall zu Diensten. Er erwiderte: Fürs Erste wünsche er zu wissen, ob es hier wohl einen klugen Mann gebe, der ihm auf seine Fragen antworten könne. Har forderte ihn auf zu fragen; und es begann hierauf ein langes Gespräch, worin Gylfe über das Wesen der Götter und ihre Thaten und Schicksale vom Anfange bis zum Ende der Welt belehrt wurde, indem die drei Männer, die auf dem Throne saßen, seine Fragen immer alle zugleich beantworteten. Nachdem er aber über Alles Auskunft erhalten hatte, was er verlangte, hörte er plötzlich von allen Seiten ein großes Geräusch und mit einem Male fand er sich ganz allein und sah weit und breit Nichts als die flache Ebene. Er begab sich nun fort, kam zurück in sein Reich und erzählte die wunderbaren Dinge, die er gesehen und gehört hatte [13]).

Die Plünderung von Buschehr.

Als den Grund der Plünderung von Buschehr, der wir in diesen Blättern erwähnten, giebt man an, daß Scheik Ahmed, der Anführer der Plünderer, Anspruch auf die Regierung macht, weil er bereits vor zwei Jahren sich derselben bemächtigt hatte, als der Imam von Muscat den erblichen Scheik, Abdul Russul, der sich gemeinschaftlich mit ihm um die Hand einer Prinzessin von Schiras bewarb, gefangennahm. Damals trieben die Freunde des Scheik den Usurpator aus der Stadt, und dieser behauptet jetzt vollkommen recht zu handeln, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem vergelte. Eine Woche nach der Plünderung, am 28 November, ging er in die Hauptmoschee zum Gebet und hier hielt er folgende Anrede an das Volk: „Vor zwei Jahren trieben mich mit Eurer Hülfe die Freunde des Scheik Abdul Russul aus der Stadt; ich habe ihnen jetzt dasselbe gethan, so sind wir gleich. Ich habe keinen üblen Willen gegen sie oder Euch, und ich schwöre jetzt auf den Koran, daß Niemand wegen des Vergangenen belästigt werden soll; so müßt auch Ihr schwören, daß ihr mich und die Meinigen nicht beleidigen wollt. Wenn die Angelegenheiten gut gehen, so werde ich hier bleiben; wo nicht, in meine Heimat nach Tschab zurückkehren." Diese charakteristische Rede wurde mit vielem Beifalle aufgenommen; die Eide wurden beschworen und werden gebrochen werden, sobald dieß einer von beiden Parteien gerathen scheint.

Asiatic Journal.

---

[13]) Eine ganz ähnliche Sage ist die, welche in Jon. vit. S. Wulframni von dem friesischen Könige Raddod erzählt wird: Der König habe in einer Offenbarung den ersten seiner Götter gesehen, mit der Krone und königlichen Tracht geschmückt, und dieser habe ihm ein herrliches goldenes Haus zum ewigen Besitzthum versprochen. Er sandte hierauf einen Friesen, den er von dem heil. Wolfram begleiten ließ, aus, um diese prächtige Wohnung aufzusuchen. Auf einem schönen Wege, der mit geschliffenen Marmorplatten belegt war, kamen die Sendlinge zu einem Schloß von außerordentlicher Schönheit und Größe, in welchem sie einen prächtigen Thron sahen. Aber der Mönch durfte nur ein Kreuz machen, so verschwand das Ganze und sie befanden sich in einem abscheulichen Palaste — Auch von dem Geiste des Riesengebirges (Δεκαπυργίου ὄρος, d. i. Asenburg bei Ptol.) „Rübezahl" wird Aehnliches erzählt; sollte nicht auch sein Name eine christliche Entstellung statt Rodenzahl, d. i. Odin, der Gote, der sich mit den Raben bespricht nach der Analogie des nord. Hrafnagud — zählen, isl. telja, ursprünglich erzählen — seyn? Daß in Schlesien noch Reste uralter gothischer Bevölkerung zurückgeblieben sind, möchte nach der Entdeckung so mancher Spuren des nordischen Heidenthums im heutigen Volksglauben, besonders in dem sogenannten Kuhländchen an den Quellen der Oder, unleugbar seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 227. 15 August 1829.

Aberglauben in Italien.

Die Einwohner des alten Italiens vertauschten allmählig ihre heimischen Gottheiten mit den historischen, welche die sich folgenden Ansiedler aus Griechenland einführten. Die Träume, Vorzeichen und Auguricn Etruriens vermischten sich mit den Mythen und Cerimonien von Hellas, und diese Mengung ward römische Staatsreligion. Während des Kaiserreichs begannen die wundersüchtigen Römer die Monstra, die Zauberei und Astrologie Egyptens und Chaldäas an die Stelle der außer Geltung gekommenen, von der Menge aber immer noch verehrten Staatsgötter zu setzen; als endlich in in den Zeiten des Christenthums die Gespenster deutschen Aberglaubens durch die Hexentribunale und andere legislativen Verbote Karls des Großen Wichtigkeit und Celebrität erhielten, gelangten sie in Erzählungen und Sagen nach Italien, wo sie sich tief in der Einbildungskraft des Volkes festsetzten. Unter den vielen antiken Gebräuchen in dem italienischen Volksleben finden sich nicht wenige Spuren des ecluften Heidenthums. So wird in einer gewissen Kathedrale der egyptische Phallus immer noch aufbewahrt und, jedoch unter anderem Namen, verehrt. Die weibliche Bevölkerung in den Landbezirken von Neapel trägt häufig kleine Priapfiguren auf dem Herzen gegen Unfruchtbarkeit, während andere zu gleichem Zweck kleine Bilder christlichee Heiligen mit sich führen. So haben sich manche Gegenstände heidalschee Verehrung, ihren Ursprung unter modernen Namen bergend, mitten untee Bildern und Reliquien der römischen Kirche erhalten.

Die Sagen von Gespensterercheinungen und Spukhäusern, die man hin und wieder in Italien hört, haben durch den frohen Lebensmuth des Volks insgemein einen muntern, selbst komischen Charakter angenommen. Der Mitternachtsgeist, welchee sich im Norden Europa's mit Stöhnen und Kettengerassel ankündigt, wird in Italien ein neckischer, schäckernder Dämon, spirito folleto genannt. Diese Geister poltern zwischen dem Glas- und Porcellangeschirr; plaudern mit den Katzen, öffnen und schließen mit plötzlichem Ungestüm Thüren und werfen, wenn's hoch kömmt, die Schlafenden aus dem Bett auf den Boden. Das non lasciar dormir la gente ist das Schlimmste, was sich dee spirito folletto der Italiener zu Schulden kommen läßt. Gespensterhäuser sind selten; seit vielen Jahren blieb jedoch ein Haus in Rom zwischen dem Lateran und der S. Maria maggiore unbewohnt, weil man darin um Mitternacht einen Mönch Messe lesen und mit seiner Schelle klingeln hört. Für den Römer sind Träume und Vorbedeutungen nicht von Belang, außer als Gegenstände humoristischer und spekulativer Unterhaltung. Wirklich findet auch das Superstitionsvermögen der Italiener so volle Beschäftigung bei den Wundern ihree zahlreichen Heiligen und den geheimnißvollen Kräften von Reliquien und Gemälden, daß der Glaube an übernatürliche Einflüsse außer dem Bereich ihrer Religion nur wenig Eingang findet, und sich fast nur auf das schöne Geschlecht beschränkt, welches besonders in Rom, sehr geneigt ist an das Dasein und die Wirkungen der Hexerei zu glauben. Die römischen Hexen, welche, sehr zahlreich sind und aus jungen und alten bestehen, halten ihre Zusammenkünfte auf dem alten Forum, dem Campo Vaccino. Hier werden die nächtlichen Orgien gefeiert, von denen die festlichste und wichtigste Feier in die St. Johannsnacht fällt, wo sie sich in großer Anzahl und in Gestalt schwarzer Katzen mit feurigen Augen versammeln. Diese Umwandlung geschieht mittelst einer mysteriösen, großen Theils aus Pimpinellwurzeln bestehenden Salbe. Damit salben sie sich vom Kopf bis zum Fuß, was den klassischen Leser an die thessalischen Zauberinnen erinnern wird. Diese Hexen sollen Liebes- und Haßgetränke brauen, schlechtes Wetter machen und durch Zaubersprüche auf Abwesende einwirken. Ihr höchstes Verbrechen aber besteht in dem Aussaugen der Kinder, welche schnell odee langsam dürr und mager werden und von einem schmächtigen Kind sagt man, es sey „succhiato dalle streghe." Der Glaube an Liebestränke ist in Neapel zu Haus; junge Leute, welche ohne ersichtliche Ursache vom Fleische fallen, haben nichts Anders als Liebesgetränke bekommen. Der neapolitanische Liebhaber bedenkt sich sehr eine Haarlocke von seiner Geliebterin anzunehmen, weil allgemein der Glaube herrscht, daß auf diesem Weg ein verderblicher Einfluß geübt werden kann. Die Römer theilen diese Besorgniß nicht; doch hüten sie sich während des Carnevals die Confetti zu essen, welche ihnen von weiblichen Masken zugeworfen werden und warnen auch Fremde vor den gefährlichen Folgen derselben; so daß

*) Blackwood's Edinburgh Magazine Juli 1829.

man oft diese Huldinnen schmähen hört: „Mangiate, mangiate i confetti! Non siete tanto bello, per aver paura d'una fattura.“

Die Furcht vor Sturmmachern herrscht unter dem Landvolk und besonders in den Gebirgsgegenden allgemein. Ein dänischer Botaniker, welcher allein auf einem Esel durch die Abruzzen reiste, ward durch diese abergläubische Furcht des Landvolks in mehrere gefährliche Abenteuer verwickelt. Sie hatten ihn eine Zeitlang unter den fernen Felsen und Schluchten Kräuter sammeln gesehen und seine Bewegungen mit argwöhnischer Neugierde beobachtet. Nach einigen Tagen ward ihre Gegend durch fortwährende Stürme heimgesucht, und ihr Verdacht dadurch zur Gewißheit; sie rotteten sich in großen Schaaren zusammen, griffen den arglosen Botaniker mit Steinwürfen an und verfluchten ihn als sturmerweckenden Zauberer. Er betheuerte vergeblich seine Unschuld; die wüthenden Landleute machten sich über seine Sammlung her und durchsuchten sie auf's Genaueste. Da sie Nichts als harmlose Blätter und Blumen, und keine Wurzeln fanden, legte sich ihre Wuth; und obgleich Einige dafür hielten, daß er doch die Wurzeln zu seinen Zaubereien gebraucht haben könnte, ward der unglückliche Kräuterfreund endlich mit der furchtbaren Drohung entlassen, wenn er wage, eine Wurzel aus dem Boden zu nehmen, so müsse er es mit dem Leben büßen. Auf den Bergen bei Rom betrachtet das Landvolk jede auffallende Tracht, jeden ernsten Ausdruck der Physiognomie, jede besondere Körperbildung fremder Ankömmlinge mit argwöhnischen Blicken. Alle so markirten Reisenden sind ihnen Zauberer, Schatzgräber; die jungen Deutschen in ihren schwarzen Röcken, langen Bärten und Haaren, werden als besonders verdächtige Leute betrachtet.

Die morgenländischen Feen, die den Triumphzügen Karls des Großen und seiner Paladine folgten, setzten sich in mehreren Gegenden Italiens fest und behaupten eine ausgezeichnete Stelle in dem traditionellen Aberglauben des Volkes; sie sind mächtiger als die Hexen, und gewöhnlich gutartigen Charakters. Eine der berühmtesten ist die Fata oder Fee Morgana, welche die Straße zwischen Reggio und Messina beherrscht. Hier steigen oft ihre Glanzpaläste über das Wasser empor, und blenden die Augen der Sterblichen mit dem flüchtigen Anblick jener Herrlichkeiten, die in Bojardo's Orlando Amoroso so prachtvoll geschildert werden. Diese Fee verliebt sich in junge Seeleute und Fischer und lockt sie durch Trugbilder ihrer Macht und Größe in die Meerestiefe. Die Ursachen dieser optischen Täuschung sind jetzt zur Genüge nachgewiesen, aber die Bewohner der Umgegend lassen sich diese höchst poetische Sage nicht wegphilosophiren, und die Volksballaden zum Andenken von Jünglingen, die in der Straße von Messina untergegangen sind, trösten die überlebenden Verwandten damit, daß die Geschiedenen in den Armen der Fee Morgana ruhen.

In Toscana schrecken die Mütter und Ammen ihre unartigen Kinder mit der häßlichen Fee Befana; und das Karneval zu Florenz wird am Abend vor dem Fest der drei Könige mit der Precession der Fata Befana eröffnet, die bei Fackelschein, unter dem Schall von Pauken und Trompeten und dem Zuruf des Volks durch die Stadt paradirt. Die Fee wird unter einer Riesenpuppe als eine Zauberin in fliegenden Gewändern vorgestellt, und es ist die Vorrichtung getroffen, daß sie je nach Belieben des Trägers, der unter den langen Draperien versteckt ist, bald größer, bald kleiner erscheint. Diese Riesenfee erschreckt die Kinder, indem sie durch die obern Fenster der Häuser hineingucket. Nachdem sie die Hauptstraßen von Florenz durchzogen, wird sie unter dem Geschrei und den Verwünschungen der Menge von einer Brücke in den Arno geworfen. Die toscanischen Ammen nennen auch Befana oder Befania die guten und die bösen Feen, welche in der Nacht nach dem Feste den Schornstein herabsteigen, um die Kinder zu belohnen oder zu strafen, und das kleine Volk hängt sorgfältig seine Kleider mit leeren Taschen um den Heerd, damit sie die gute Fee nach früherem Wohlverhalten mit Zuckerwerk und anderen Geschenken fülle. Den Namen Befana erhält jedes häßliche Weib, und ein Scheusal wird Befanaccia genannt. Nach Manni's historischer Notiz über die Befana ist dieses Fest ein Ueberbleibsel der alten Mysterien und spielt hauptsächlich auf die Ankunft der Magier an. In der That gleichen auch die schwarzen Gesichter der Lumpenpuppen, welche an dem Fest Epiphanie zu Florenz in den Fenstern hängen, den Magiern, wie sie auf alten Gemälden conterfeit sind. Die Gaben, welche die Kinder bekommen, stehen in Bezug mit den Geschenken, welche die Magier der heiligen Familie darbrachten. Dieser Volksglauben schreibt sich aus hohem Alterthum; und in dem Haus der Epiphani, sonst Befani genannt, zu Floreenz wird noch das Haupt eines der königlichen Magier *aufbewahrt*.

(Schluß folgt.)

Die englischen Wochenblätter. *)

In einem Land, wie England, wo so mancher Geschäftsmann nicht genug Muße hat, um jeden Tag die Zeitungen zu lesen, wo aber das öffentliche Leben, das in den Zeitungen besprochen wird, so viel Interessantes darbietet, daß man genöthigt ist, davon Notiz zu nehmen, müssen die Wochenblätter eine bedeutende Rolle spielen. Dahin gehören hauptsächlich die sogenannten Sonntagsblätter**). Von den meisten dieser Blätter erscheinen zwei Auflagen, eine Samstag Nachmittags für das Land, und eine andere Sonntag Morgens für die Hauptstadt; von einigen noch eine dritte am Montag mit den Marktnachrichten dieses Tages. Eine willkürliche Verfügung der Stempelcommission hat indessen in neuester Zeit die Eigenthümer mehrerer Blätter veranlaßt, sich auf die Samstagsauflage zu beschränken, wenn nicht an diesem Abend oder Sonntag Morgens außerordentliche Nachrichten einlaufen. Die Stempelcommission verlangt nämlich eine doppelte Gebühr, wenn eine Anzeige in mehe

*) Fortsetzung des Artikels in Num. 214 folgg.

**) Atlas, Advertiser, Age, Ben's Messenger, John Bull, Catholic Journal, Despatch, Examiner, Englishman, Life in London, News, Observer, Sunday Times, Sphynx, Spectator, Weekly Times, Weekly Free Preß und Weekly Courier.

Digitized by Google

als eine Auflage kommt; ſo daß, wenn ein Wochenblatt, mit dem Datum des Sonntags, am Morgen dieſes Tags ausgegeben, ein Theil davon aber ſchon Samstag Abends verſandt wird, die Regierung von jedem Inſerate 7 Schill.*) ſtatt der gewöhnlichen 3 Schill. 6 Pence bezieht. Da nun ein Sonntagsblatt vielleicht nicht den achten Theil ſeiner Numern am Samstag aufs Land verſendet, und die Verſendung der Blätter an dieſem Tag für entfernte Leſer ſehr wünſchenswerth iſt, weil am Sonntag ſelbſt keine Poſt geht, ſo wird man das Drückende dieſer Einrichtung ſogleich erſehen. Jetzt muß ein Blatt mit ſechzig Avertiſſemens für die Erlaubniß auch nur eine Zeile ſeinem Satz vom Samstag Nachmittag beizuſetzen (und welches Journal von dem Datum des Sonntags kann beſtehen, wenn es keine ſpätere Nachrichten als vom Samstag Morgen enthält?), außer den bereits für dieſelben Inſerate entrichteten Guineen noch zehn bezahlen, oder ſich ganz auf einen Tag beſchränken. Wenn in dieſem, wie in andern Ländern, wo derſelbe ecclesiaſtiſche Sinn, aber weniger ſcheinheilige Pedanterie vorherrſcht, die Eigenthümer ihre Sonntagsblätter am Sonntag Nachmittag durch die Poſt verſchicken könnten, ſo brauchten ſie dieſelben nicht ſchon Samstag Nachmittags zu verſenden; ſo aber müſſen ſie entweder auf ihre Samstagsauflage ganz verzichten, oder ſie dürfen bloß die Neuigkeiten bis zum Samstag Morgen liefern, was für die Eigenthümer wie für die Leſer der Zeitungen von gleich großem Nachtheil iſt. Zum Theil jedoch weiß man dieſem Uebelſtand abzuhelfen. Die puritaniſche Sonntagsfeier erſtreckt ſich bloß auf die Umgegend der Hauptſtadt. Zehn oder eilf Meilen davon gehen die Poſtgeſchäfte an dieſem, wie den andern Tagen. Wenn nun ein Zeitungseigenthümer ein Quantum Blätter am Sonntag aufs Land verſchicken will, ſo fertigt er damit einen Expreſſen nach Barnet, St. Albans, Kingſton ꝛc. ab. Dieß macht aber zu viele Koſten, als daß es gewöhnlich anginge.

Unter den gegenwärtigen Sonntagsblättern ſind nur ſehr wenige von altem Datum. Das älteſte war der Sunday Monitor; er hat aber aufgehört; nächſt ihm kommt, wie wir glauben, Bell's Weekly Meſſenger, zwar glücklicher als der Sunday Monitor, obgleich von geringerem Werth als früher, wo es noch weniger Mitbewerber gab. Dieſes Blatt gründete John Bell, ein Mann, der ſich viel auf Zeitungsſpekulationen legte. Der Weekly Monitor muß früher einen großen Abſatz gehabt haben, und erhält ſich noch immer als ein ſehr reſpektables und wahrſcheinlich einträgliches Blatt; das verhältnißmäßig unbedeutende Riſiko eines Sonntagblatts und der glückliche Erfolg einiger Spekulationen in dieſem Feld wird aber immer Mieaten erwecken und die Inhaber der bisherigen zu vermehrten Auslagen ſteigern. Bei einem Tagblatt bedarf es ſchon bedeutender Fonds für Typen, Maſchinen, Gehalte für Redactoren, Referenten u. ſ. w. und doch hat man bei dem beſten Talente der Direction lange Zeit einen wöchentlichen Verluſt von 100 — 120 Pfund; ein Sonntagsblatt dagegen iſt oft das Kind eines Tages, ohne einen Heller für Typen, da es mit fremden Druckern contrahiren kann. Die laufende Auslage eines guten Wochenblatts belauft ſich auf nicht mehr als wöchentliche 20 Pfund; und man hat Beiſpiele, daß ſie im erſten Jahre gleich einen Gewinn von 3—4000 Pfund abgeworfen haben; dieß kommt zwar nicht oft vor, reicht aber hin, Spekulanten anzulocken, welche Zeitungen anfangen, wie man ſonſt Lotterielooſe nimmt. Der John Bull war eines dieſer Glückskinder. Dieſes Blatt that ſich während der Unterſuchung der Königin auf und kündigte ſich mit wenig mehr als einigen Avertiſſemens und einem Proſpektus an, wovon Abdrücke in den Straßen von London vertheilt wurden. Der Proſpektus war ſo geſchrieben, daß Tauſende, die ihn zu Geſicht bekamen, in ihm ein tüchtiges Radicalblatt erwarteten. Der Titel erhielt auch die Täuſchung. Die Nachfrage der erſten Numee war ſehr groß, aber ſo groß auch die Wuth mancher Käufer, ſelbſt unter den Zeitungshändlern, welche ſich ſonſt nicht um die Politik einer Zeitung bekümmern, daß ganze Bücher von Exemplaren öffentlich verbrannt wurden. Sein Zweck aber war erreicht; er hatte ſich bei dem Publikum eingeführt und in weniger als einem Monat ſollen die Eigenthümer dieſes Blatts einen ſchönen Gewinn unter ſich getheilt haben. Wer dieſe Eigenthümer waren, ward nie ſo recht bekannt, daß wir ſie zuverſichtlich bezeichnen könnten, ſie zogen den Gewinn ihrer Spekulation der Ehre vor, ſich öffentlich als Eigenthümer zu nennen. Leider geſtattet das Geſetz, daß ſich die Zeitungsinhaber den etwaigen Folgen der Nennung ihrer Namen entziehen dürfen. Kraft einer Parlamentsacte muß der Name wenigſtens eines Eigenthümers nebſt Drucker und Factor auf dem Stempelamt eingeſchrieben werden. Der ſo einregiſtrirte Eigenthümer beſchwört ſein Eigenthumsrecht und weiter wird nicht nachgefragt. Wenn dieſer nun ein bloßer Strohmann iſt, der nicht wirklich Theil an der Zeitung hat, ſondern etwa Drucker oder Factor ſeyn mag, der für die mögliche Gefahr einer Gefängnißſtrafe einen höheren Lohn empfängt, ſo kann das Blatt hundert Injurien enthalten, ohne daß Jemand gegen den nominellen Beleidiger gerichtlich einſchreitet, da man ſich nicht gern an das dieſe Werkzeug hält, wenn man dem wirklich Schuldigen nicht bei kann. So weit iſt dieſer Unfug getrieben worden, daß ſchon Frauenzimmer als Eigenthümer eingeſchrieben ſtanden, deren Aufenthalt man nicht wußte und die keinen Heller Antheil an dem beſchwornen Eigenthum hatten.

Ueber den Abſatz der einzelnen Sonntagsblätter beſitzen wir keine ganz genauen Nachrichten. In runder Zahl aber können wir verſichern, daß nicht weniger als 110,000 Abdrücke gemacht werden, außer den in zwei oder drei Etabliſſemens am Montag erſcheinenden; auf 22,000 Exemplare ſoll allein der wöchentliche Verſchluß von Bells „Leben in London" ſich belaufen; und die Geſammtſumme wächſt aus dieſer Quelle jährlich in den öffentlichen Schatz fließt, berechnet man zu 92,000 Pf.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ja ſelbſt von Anzeigen eines Gaſthofs, einer Verſammlung ꝛc. welche dieſe Blätter unentgeldlich aufnehmen, verlangt die Regierung neuerdings 3 Sch. 6 Den.

König Tschaka.

Nachrichten von Port Natal, vom 21 Dec. d. v. J. melden den Tod Tschaka's, des mächtigen Häuptlings der Zula-neger, welcher vor einiger Zeit in den Grenzdistrikten der Capcolonie so große Besorgniß erregt hatte. Er war am 23 September von seinen eigenen Brüdern ermordet worden. Man erzählt, daß Tschaka, wenn er irgend Jemand aus seiner Umgebung ermorden wollte, immer vorgab, es habe ihm geträumt, die Personen, welche die Opfer seiner Blutgier werden sollten, hätten sich in eine Verschwörung wider sein Leben eingelassen. Kurz vor seiner Ermordung äußerte er so gegen seinen vertrautesten Diener Buper: es habe ihm geträumt, Bupers Vater wolle ihn verlassen und einem andern Fürsten dienen, deßhalb müsse er ihn und seinen Vater tödten. An demselben Abend, als die Sonne eben unter den Horizont hinabsank, sagte Tschakas jüngerer Bruder, Dengähn, zu ihm: „Du sollst nie wieder die Sonne aufgehen sehen, und damit stieß er ihm seinen Dolch in den Nacken; zugleich fiel Umschlangan, ein anderer Bender, und Buper über ihn her, bis sie ihn getödtet hatten. Sein Leichnam wurde die Nacht über hinausgeworfen, um von den Wölfen gefressen zu werden; da er aber am andern Morgen unverletzt gefunden wurde, so gab man ihm ein feierliches Begräbniß, in dem es hieß: „daß die Wölfe keinen König essen wollten." Einer von Tschaka's Brüdern, Umguatei, erklärte sich für unabhängig, sammelte seine Anhänger und lieferte Dengähn eine Schlacht, in der er über geschlagen und getödtet wurde. Der Verlust seines Heeres betrug über 2000 Mann. Als das Schiff, welches jene Nachrichten überbrachte, Port Natal verließ, hatten die Zulos sich noch keinen neuen König gewählt; weil das große Heer, welches Tschaka nach dem Osten gesandt hatte, eben erst zurückgekehrt war. Wahrscheinlich blieb indessen, daß die Wahl auf Dengähn fallen würde, weil er sich immer den Weißen sehr geneigt bewies.

South African Advertiser.

Neue Eisenbahn in Frankreich.

Zu Epinac bei Autun, im Departement de Saône-et Loire, haben die HH. Blum und Söhne, welche sich im Besitze eines Steinkohlengrubes von nicht weniger als 40 Quadratkilometer (gegen 300 bayrische Tagwerk) Oberfläche befinden, eine neue Gesellschaft unter der Firma: Compagnie des houillières et du chemin de fer d'Epinac (Steinkohlen- und Eisenbahngesellschaft von Epinac) gebildet. Diese Gesellschaft hat bereits öffentlich angekündigt, daß sie der Gewinnung ihrer Steinkohlen, welche von vorzügliche Güte sind, eine große Ausdehnung geben werde. Epinac liegt in der Mitte zwischen zwei schiffbaren Canälen, dem Canal du Centre und dem Canal de Bourgogne. Durch die Verbindung dieser beiden Canäle vermittelst einer Eisenbahn von 28,000 Metres ($7\frac{1}{2}$ geometrische Stunden) Länge werden die Steinkohlengruben von Epinac alle die zahlreichen Fabriken und Werke versehen können, welche in der Franche-Comté, in Bourgogne, in Champagne, und überhaupt in dem ganzen Lande, welches durch einen Theil der Saone, durch den Canal Monsieur, durch den Canal de Bourgogne, durch die Yonne u. s. w. durchschnitten wird, errichtet sind oder noch errichtet werden. Dabei kommt zu bemerken, daß die Steinkohlen von Epinac in Dijon abgeliefert nicht mehr als 1 Franc 50 Centimes, und in Chatillon-sur Seine 2 Francs 75 Centimes kosten werden, während jetzt die Steinkohlen von St. Etienne und Rive de Giers in der ersteren Stadt 2 Francs 50 bis 2 Francs 75 Centimes, und in der zweiten 4 Francs 50 Centimes kosten. Gleiche Vortheile werden auch allen andern Ortschaften zugehen, welche in der Nähe der obigen Verbindungswege liegen.

Die Gesellschaft von Epinac nimmt sich vor, nach Vollendung des Canals von Bourgogne ihre Steinkohlen nach Paris wohlfeiler zu bringen, als alle andere Arten von Steinkohlen, welche in der Hauptstadt verbraucht werden.

Der glückliche Erfolg dieser neuen Unternehmung kann unter so günstigen Umständen nicht zweifelhaft seyn, und es ist sehr zu wünschen, daß hieraus ein Wetteifer zur Nachahmung überall entstehen möge, wo dieses Beispiel befolgt werden kann: Canäle und Eisenbahnen sind die Mittel, durch welche die englische Industrie die Wunder bewirkt hat, welche von der Welt angestaunt werden, und den Reichthum des britischen Reichs ausmachen.

Bulletin des sciences technologiques; redigé par M. Dubrunfaut. Nro. 5. 1829.

Fremde in China.

Am 1 August d. v. J. wurden zu Kin-tschau, einer Stadt, welche auf der Halbinsel im Golf von Lia-tong, zwischen Korea und der Tatarei, liegt, drei Fremde und zu Kia-ping, an der Küste desselben Golfs, ein Fremder von den Localbehörden aufgegriffen. Sie werden als Menschen, die aus einem fernen Lande gekommen seyn müßten, beschrieben, da sie keine Zöpfe nach chinesischer Art hätten und eine unverständliche Sprache redeten. Bei einem fand man Papiere mit Buchstaben in einer unbekannten Sprache; bei ihrem Verhöre konnte man nur die sieben Silben Kih Schih Ko Or Pu La Ha aus ihnen herausbringen. Die pekinger Zeitung, welche ihren Lesern diese Neuigkeit mittheilt, bemerkt dabei, daß während des 21 Jahres der letzten Regierung (1817) zwei Fremde ergriffen und auf Befehl des Kaisers nach Peking gesandt wurden, um dort von dem Criminalhofe gerichtet zu werden; ein Verfahren, welches auch in dem gegenwärtigen Falle zum Muster dienen müsse.

Canton Register.

Die Malaria zu Calcutta.

Während man über die Ursachen der Malaria zu Rom die verschiedensten Meinungen vernimmt, ist in Calcutta, wo dieselbe freilich in einem viel höheren Grade herrscht, nur eine Stimme darüber: daß diese schädlichen Ausdünstungen durch Wald, Gebüsch, Dickicht und Gewässer aller Art, besonders aber stehende, in welchen Vegetabilien zersetzt werden, sich erzeugen. Von diesem Grundsatze ausgehend hat man überall die überflüßige Vegetation zu zerstören gesucht, stehende Wasser ausgetrocknet und viele Straßen eröffnet, und bald hofft man eine beträchtliche Verbesserung in dem Gesundheitszustande der Stadt wahrzunehmen.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 228 und 229. 16 und 17 August 1829.

Die Mohammedaner in Indien. *)

Das Kapitel über Arabien ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten im Buch der Geschichte. Die Aufpflanzung der Standarte des Propheten gab das Signal zu einer allgemeinen Weltrevolution. Sich erheben mitten unter den plastischen und architektonischen Denkmälern des alten Griechenlands, dem grünen Epheu gleich, der um Ruinen rankt, das ganze Festland von Africa an den Ecken seiner vier Meere fassen, durch das Mittelmeer in die Buchten des volkreichen Europa sich stürzen und von den hohen Thürmen der Alhambra den finstern Blick über das trotzende Abendland schweifen lassen, durch die unermeßlichen Landschaften Indiens ein schauerliches Dämmerlicht über den glanzreichen Sternenhimmel des Heidenthums verbreiten, all dieß war für die wilden Nachfolger Mohammeds das Werk weniger Jahrhunderte. In jenem Mittelzustande zwischen Civilisation und Barbarei, in welchem die Gesellschaft die Tugenden der erstern noch nicht erworben und die der letztern verloren hatte, wo sollte da ein Fanatismus Grenzen finden, dessen höchstes Gesetz war zu bekehren, zu unterjochen oder zu tödten, dem Grausamkeit und Raubsucht unter der Form einer heiligen Pflicht erschien? Eroberung durch Verrath oder Schwert galt ihnen gleich; denn ihre Feinde waren ja die Feinde des Himmels. So kommt es denn auch, daß die Krieger des Islam in den drei Welttheilen, die sie mit dem Geräusch ihrer Waffen erfüllen, überall denselben menschenfeindlichen Charakter zeigen.

Selbst Männer wie Ferischta sind in dieser Engherzigkeit ihres Volks tief befangen. Weil von Hindu's einige Mordthaten begangen worden sind, müssen sie die verworfensten Menschen seyn, die es giebt; dagegen erhebt er seinen großen Helden Mohammed Schah Bahamany I, weil er das Blut von 500,000 Ungläubigen vergossen hat, bis an die Weichen. Dieß Alles versteht sich so von selbst, und Ferischta spricht davon mit einer Naivetät, daß man darüber lächeln müßte, wenn die Sache an sich weniger gräßlich wäre. Und doch ist dieser Mohammed, der unbarmherzige Schlächter der Indier, ein weiser und tugendhafter König, sofern er es mit seinen eigenen Unterthanen zu thun hat, er stirbt im Frieden mit dem Himmel und mitten unter den Thränen und den Gebeten seines Volks und befiehlt die Worte: „Alles ist eitel" auf sein Grab zu setzen. Eben so war Ferischta selbst, der sich in Bezug auf Andersgläubige so roh äußert, in jeder andern Beziehung ein menschlicher, hochsinniger und verständiger Mann. Eine sonderbare Monomanie, die man bei Beurtheilung des muselmännischen Charakters nicht vergessen darf!

Im Stillleben des Friedens mag es indessen wohl geschehen, daß der Mohammedaner das Sittengesetz seinem Wesen nach so treu beobachtet als der Christ: die schlimme Seite seines Glaubens bleibt dann ein todter Buchstabe, der erst durch das Gift des Kriegs, welches die schlummernden Leidenschaften weckt, wieder belebt wird. Aber sind die finstern Dämonen der Lust und des Hasses entfesselt, so bemächtigen sie sich des ganzen menschlichen Herzens. Da genügen bald nicht mehr die Provinzen der Fremden, mohammedanisches Geld dünkt ihnen so glänzend als heidnisches, mohammedanisches Blut so roth gefärbt als das Blut der Ungläubigen. Kaum haben Ferischta's Helden die in Hindublut getauchten Schwerter eingesteckt, so wenden sie dieselben wider sich selbst und man kann sich kein grauenvolleres Schauspiel denken, als die Geschichte der innern Kriege der Muselmänner.

Als wir Ferischta's Werk durchmusterten, bemerkten wir uns das Schicksal jedes der mohammedanischen Häuptlinge, welche die Throne Indiens bestiegen; wir zählten hundert und dreißig Könige, von denen sechs und sechzig abgesetzt *) wurden; wenn

*) History of the rise of the Mohammedan power in India till the year 1612. Translated from the Original Persian of Mohammed Kasim Ferishta. By John Briggs, Lieutenant-Colonel of the Madras-Army. London 1826. Es sind zwar zwei ältere Uebersetzungen Ferischta's vorhanden; allein die eine (die von Dow) ist mit des Uebersetzers Anmerkungen interpolirt, und die andere (die von Dr. Lerits) umfaßt nur einen Theil des persischen Originals. Briggs selbst beabsichtigte ursprünglich ein eigenes Werk über den Mohammedanismus in Indien zu schreiben; da er aber im Jahr 1817 bei einem Angriff des Peischwa auf die Stadt Puna seine sämmtlichen Manuscripte verlor, so verzichtete er auf diesen Plan und ließ es bei der Herausgabe seiner Uebersetzung des Ferischta bewenden, die einen Theil seiner Vorarbeiten bildete und die er zufälliger Weise einem Freunde in Madras geliehen hatte.

*) Könige von Lahore 16 — 10 abgesetzt.

wir aber abgesetzt sagen, so mag man sich den Begriff, den wir damit verbinden, selbst vervollständigen, indem, außer wenigen Fällen, wo ewige Gefangenschaft oder Blendung das Schicksal der gefallenen Monarchen war, in allen übrigen Fällen unmittelbarer Tod auf den Verlust der Macht folgte. Die Verschwörer waren ohne Unterschied Mohammedaner.

Werfen wir nun einige Blicke auf einzelne Gruppen des schrecklichen Gemäldes von Despotismus, Anarchie und Verrätherei, welches Ferischta vor uns entfaltet.

Ghelas-ed-Din Schah Bahmuny hatte einen Befehlshaber seiner Leibwache, der war ein türkischer Sclave, er hieß Lalltschin. Nicht zufrieden sich zum ersten Minister emporgeschwungen zu haben, wollte dieser Mann seine Würde auf seinen Sohn Hassan Khan vererben. In dieser Erwartung sah er sich aber getäuscht; denn eines Tags äußerte der König in seiner Gegenwart, man thue sehr unrecht, Sclaven Aemter anzuvertrauen, wodurch sie über Familienhäupter gestellt würden, von denen viele vom Propheten abstammten; er selbst, setzte der Monarch hinzu, bedaure, daß er in diesem Punkt von der Regel seiner Vorfahren abgewichen sey. Lalltschin erwog diese Worte in seinem Herzen und sann auf Rache, ließ sich aber Nichts merken. Er hatte eine Tochter von außerordentlicher Schönheit, die sich dabei eben so sehr durch ihren Verstand als ihre Kunst in der Musik auszeichnete, so daß der Ruf ihrer Vorzüge zu dem König drang. Was war natürlicher als der glühende Wunsch, eine solche Perle zu besitzen? Ihrem Vater entging die Leidenschaft des Königs nicht; er lud denselben zu einem Mahl ein, und der letztere hoffte, daß er ihm bei dieser Gelegenheit seine Tochter zeigen würde. Nachdem Lalltschin seinen vornehmen Gast aufs Glänzendste bewirtet, ersuchte er ihn, sein Gefolge zu entfernen, indem er Winke fallen ließ, die jener für seine Absichten günstig deutete. Der von Wein benebelte König, der sich bereits ein Meer von Wonne träumte, ertheilte arglosser Weise diesen Befehl, so daß außer einem Eunuchen als Mundschenken Niemand im Zimmer blieb. Lalltschin begab sich hierauf anscheinend nach seinem Harem, kehrte aber bald, einen bloßen Dolch in der Hand, zurück. Umsonst versuchte der König Widerstand, seine Füße wankten, er fiel und rollte eine Reihe von Stufen hinab, wo ihn Lalltschin beim Haar ergriff, mit Hülfe des Eunuchen auf den Rücken warf und ihm die Augen ausstach. Die königlichen Begleiter wurden nun, als ob es auf Befehl des Königs geschähe, einzeln hineingerufen, und, wie sie eintraten, niedergemacht; vier und zwanzig an der Zahl, meist Männer von Rang. Auf diese Art sicherte der Mörder den Erfolg seiner künftigen Plane. Er setzte Schums-ed-Din, den Bruder des Königs, auf den Thron, und den Entthronten schickte er in den Kerker nach der Festung Sagur. Dieß geschah im Jahr 799, nachdem Ghelas-ed-din dieß einen Monat und zwanzig Tage regiert hatte.

Der Verfolg der Geschichte ist nicht weniger anziehend. Die Vettern des vorigen Königs, Feros-Khan und Ahmed-Khan, versammelten ein Heer wider die neue Regierung, wurden aber geschlagen. Da beschlossen sie durch Verrätherei zu erlangen, was sie durch Gewalt nicht vermochten. Einige Hofbeamte hatten ihnen ihre guten Dienste zugesagt. Auf diese Zusicherungen bauend sandte Feros-Khan Abgeordnete an die Königin Mutter und an Lalltschin mit der Vorstellung, daß nur Furcht ihre Empörung veranlaßt hätte und daß ihnen das Vorgefallene sehr leid wäre; wollte der König ihnen Gnadenbriefe ausstellen, so würden sie wieder bei Hof erscheinen. Die verlangten Gnadenbriefe wurden in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt und ihnen zugesandt. Kurze Zeit nach dieser diplomatischen Versöhnung saßen die beiden Brüder auf einer Terrasse und berathschlagten mit einander, ob sie nach Kulborga gehen sollen, als ein kaschmir'scher Narr die Straße kam und ausrief: „Freue Dich, o Feros, ich bin gekommen, Dich nach Kulborga zu begleiten und zum Könige zu machen." Sollten sie sich nach dieser glücklichen Vorbedeutung länger besinnen? Sie brachen sofort nach Kulborga auf, wo sie der König mit Feierkleidern und andern Gaben beschenkte. Dessenungeachtet trauten Lalltschin und Feros-Khan einander vom ersten Augenblick an nicht und waren gegenseitig auf der Hut. Nach ein paar Wochen erschien Feros-Khan in der Hofburg, begleitet von etwa zwölf seiner Getreuen; aber er hatte es zu veranstalten gewußt, daß dreihundert seiner Anhänger nach und nach in der Feste sich zusammenfanden. Jetzt sandte er nach seinem Bruder, bei dessen Ankunft er zu Lalltschin sagte, es wünschten einige ihrer Verwandten dem Könige aufzuwarten, er möchte daher den Wachen Befehl geben, sie einzulassen. Während Feros-Khan die Aufmerksamkeit Lalltschins durch seine Unterhaltung in Anspruch nahm, begab sich sein Bruder hinaus, unter dem Vorwand, seine Freunde hereinzuholen; da er aber mit zwölf Personen zugleich durch das Thor wollte, hielten ihn die Wachen an und er — sich entdeckt glaubend — zog vor, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen; er stürmte daher auf die Wachen los, stürzte sie nieder und drang in das Schloß ein, wo dieß Lalltschins Söhne sich zur Gegenwehr setzten, während die Uebrigen augenblicklich auseinander flohen, und Schums-ed-Din Schah mit seinem Minister sich in einem unterirdischen Gemach versteckte. Als man sie entdeckte, ließ ihnen Feros-Khan Ketten anlegen und denselben Ort, der ihnen zum Asil dienen sollte, zum Gefängniß anweisen; er selbst eilte in den Audienzsaal, bestieg den Thron und erfüllte die Verheißung des Kaschmirers, indem er sich mit dem Schwert von Ala-ed-din Hassan Gungu umgürtete und den Titel Feros Schah Nos Assun annahm. Den entthronten Kö-

---

Erste mongolische Dynastie zu Delhi: 11 Könige — 7 abgesetzt.
Zweite Dynastie: 4 Könige — sämmtlich abgesetzt.
Dritte Dynastie: 8 Könige — 3 abgesetzt.
Vierte Dynastie: 7 Könige — 4 abgesetzt.
Fünfte Dynastie: 4 Könige — 2 abgesetzt.
Sechste Dynastie (Großmogul): 4 Könige — 1 abgesetzt.
Siebente Dynastie (Afghanen): 5 Könige — 4 abgesetzt.
Dynastie der Könige von Decan: 18 — 6 abgesetzt.
Dynastie der Könige von Betschapur: 5 — 2 abgesetzt.
Dynastie der Könige von Tymudnuggur: 9 — 6 abgesetzt.
Dynastie der Könige von Heiderabad: 5 — 3 abgesetzt.
Dynastie der Könige von Guzerat: 14 — 8 abgesetzt.
Dynastie der Könige von Malwa: 7 — 2 abgesetzt.
Dynastie der Könige von Kandisch: 13 — 4 abgesetzt.
Den zahlreichen Dynastien von Bengalen, Behar, Dschunpur, Multan, Scind, Kaschmir ꝛc. erging es nicht besser.

Digitized by Google

nig beraubte er seiner Augen und ließ ihn nach der Festung Bidne führen; zugleich ließ er Sheias-ed-Din aus seinem Kerker holen und übergab ihm Lalltschin zur Bestrafung. Dieser Fürst, obgleich ganz blind, ließ den Verräther vor sich stellen und schlug ihm mit einem Säbelhieb den Kopf ab. Er bat alsdann Feros Schah um Erlaubniß, nach Mecca zu wallfahrten; diese Erlaubniß erhielt er, er segelte aus Indien ab, gelangte wohlbehalten nach der heiligen Stadt und lebte hier viele Jahre bis an seinen Tod. Feros-Khan bewilligte ihm einen Gehalt von 5000 goldenen Aschruffy's *) und sandte ihm jedes Jahr reiche Kleider. Die Regierung Schums-ed-Din hatte nicht länger als 5 Monate 7 Tage gedauert.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hof-Journal.

Fünfte Skizze.

(Schluß.)

Der Hof von St. Petersburg.

Die persönliche Freundschaft des Kaisers Alexander für Napoleon und späterhin sein Einfluß auf den Sturz der napoleonischen Dynastie setzte ihn in den Stand, dem russischen Hofleben eine ganz neue Richtung zu geben. Der russische Hof war ungeordnet, rauh und sogar barbarisch unter Peter; er war ein großes Harem unter Catharina; unter Paul der Schauplatz grausamer Laune und orientalischer Knechtschaft unter der Geisel des Schreckens; aber unter Alexander, erhob er sich zu Luxus und Glanz und gewann immer mehr Aehnlichkeit mit den andern europäischen Höfen. Bernadotte affektirte nicht eine Verachtung gegen den Glanz und das Ceremoniell des Hofes; er schien gar nicht zu wissen, daß es dergleichen gebe. Der Kaiser Alexander dagegen hatte für beides eine bis ins Kleinste eingehende Aufmerksamkeit; er betrieb es in seiner Jugend als eine Art von Studium und hielt es für ein Werkzeug der Regierungskunst. Jener hatte das offene Benehmen eines Mannes von Stande, während sich bei diesem die zutrauliche Gutmüthigkeit mehr in der höfischen Herablassung eines Souveräns kund gab. Der König von Schweden trug seine Würde wie ein seiner natürlichen Anlage zusagendes Geschäft, da ihn seine Talente in den Stand setzten, an allen Dingen die nothwendige und nützliche Seite aufzufassen; der achtungswürdige Kaiser von Rußland betrachtete seine politische und moralische Stellung als Herrscher wie eine Pflicht, in welche er durch lange und strenge Lehrjahre eingeweiht worden war. Im Kreise seiner Familie war er äußerst zärtlich und liebenswürdig, in Privatgesellschaften gütig, aber er ließ sich mehr zu der Gesellschaft herab, als diese zu sich hinan treten; er hatte eine hinreißende Vertraulichkeit, verbunden mit einer Art ritterlicher Haltung und militärischer Bestimmtheit, wodurch es unmöglich wurde, den Souverän zu vergessen. Bei öffentlichen Gelegenheiten konnte Niemand besser die Rolle eines Königs spielen als er.

Ich war zu einem Levee und dem darauffolgenden Ball und Souper eingeladen; aber diese Ehre verdankte ich nicht sowohl meinem vertrauten Verhältnisse, (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) in welchen ich zu dem damaligen Großfürsten Nikolaus und der Kaiserin Mutter stand, als vielmehr meinem militärischen Range; denn in Rußland kennt man nur zwei Arten von Menschen, die in dem Heere und die im Bureau. Die Einladung des Kaisers lautete an Herrn — aber sie sprach von diesem Herrn, wie von einem militärischen Geschäftsträger Sr. brittischen Majestät. Ich kam im Palaste in einem Wagen mit vier Pferden bespannt an (denn mit weniger fährt man zu Petersburg nicht) und wanderte ich da wohl wie an dem Hofe zu Stockholm durch Arkaden, Gallerien, Corridors und Säle so schweigend, wie die Gemälde und Statuen, welche denselben zum Schmucke dienten, so daß meine gute John-Bull-Laune fast darüber außer sich kommen wollte, keinen Menschen finden zu können, der mich zum Könige führte? Nein, da sieht es zu St. Petersburg ganz anders aus. Mein Wagen hielt vor der großen Einfahrts-Pforte von dem Quay her. Die Wagenthüre wurde auf und der Wagentritt mit einem Ungestüm herausgerissen, welcher unser englisches Eisenwerk auf eine harte Probe stellte. In demselben Augenblicke schien sich eine Woge von schwarzen Reiherbüschen auf mich heranzuwälzen. Es war eine Schaar, ein ganzes Heer von Bedienten in scharlachrothen Livreen, deren Hüte mit schwarzen Reiherfedern bedeckt waren. In Rußland steigt Niemand, wenigstens im Winter, aus seinem Wagen; man wird da herausgehoben; aber meine englische Gewohnheit wollte sich darein niemals fügen. Bei dieser Gelegenheit war ich überrascht und durch Flanken-Manöver aus der Fassung gebracht, wiewohl ich auch jetzt einen hartnäckigen John-Bull-Widerstand leistete. Es war ein langer unentschiedener Kampf zwischen dem englischen Obrist und den russischen Laqueien; und ich kam in den Palast auf eine unbeschreiblich drollige stolpernde und holpernde Art; wobei sich spanische Laqueien gekreuzigt und englische Bediente mit einer linkischen Höflichkeit oder mit einer übermüthigen Lustigkeit benommen haben würden. Mein Führer schleppte mich durch ein endloses Labyrinth von Zimmern, die mit Soldaten in allen möglichen Uniformen, die nur die Sonne bescheinen mag, angefüllt waren. Da sah man den schlanken, flinken bärtigen Cosaken, in seiner kurzen Jacke, seinen weiten Plunderhosen und seinem buntgeflickten Gewand, hier den Husar, den schweren Dragoner, den Kürassier, den Infanterist und einige Kompagnien der Nobel-Garde. Viele von diesen waren ausgezeichnet schöne Männer und glänzend aufgeputzt; so daß man auf den ersten Blick an die schönsten Tage des napoleonischen Kaiserthums erinnert wurde; nur hatte das Ganze einen dunkern Anstrich. Die Truppen traten ins Gewehr und präsentirten, als ich vorüber ging. Endlich kam ich in einen Saal von kolossalem Umfang, wo ich mit großer Feyerlichkeit von zwei Kron-Beamten empfangen wurde. Hier verweilte ich einige Zeit, als auf einmal ein Heer von zahllosen Personen hereinströmte. Es schien

*) Ein Goldaschruffy variirt im Werth zwischen 1½ bis 2 Pf. St.

Digitized by Google

eine Sammlung von allen Nationen der Erde, selbst den beturbanten Türken und den Perser mit seiner spitzen Tiare nicht ausgenommen, an welcher größere Juwelen-Guirlanden funkelten, als sich eine Cleopatra hätte wünschen können. Ich bemerkte bald, daß es das diplomatische Corps war und zu meiner größten Freude sah ich unter ihm auch unsern würdigen Ambassadeur. Alle waren, obgleich im höchsten Staate, doch in Stiefeln; was mich, im Vorbeigehen gesagt, bemerken ließ, wie sehr wir Militärs uns der jüngst erhaltenen Erlaubniß, bei den Levers zu St. James in Stiefeln zu erscheinen, freuen dürfen.

Schon fing ich an, mich in meiner Umgebung heimisch zu finden, als zwei Kronbeamte abermals mit großer Feierlichkeit uns in einen andern Saal führten, wo man uns, wie es bei unsern Großvätern Brauch war, jeden nach seinem Rang, in Reihen aufstellte. Ich, so groß und breit ich war, mit einem „vom grimmigdickenden Krieg" durchfurchten Gesicht, kam neben einem dünnen, blassen, weibischen Wichtelmännchen, dem Herzog von — zu stehen, der sich der Freundschaft so vieler Souveräne — Napoleon etwa ausgenommen — zu erfreuen hatte. Ich stand und verdaute noch an dem Gift meines Spleens, als zwei Flügelthüren aufgerissen wurden und sich meinem Auge der glanzvollste und zahlreichste Hofstaat darbot, der mir jemals vorgekommen ist. Derselbe ging vor der regierenden Kaiserin, der Kaiserin-Mutter, dem Großfürsten Nikolaus, dem Prinzen von Würtemberg, der Königin und Prinzessin von Georgien und einem zahllosen Gefolge von Frauen einher. Die Kaiserin-Mutter war sehr reich gekleidet und ihre große gebieterische Gestalt hob erst recht den glänzenden Schmuck, unter welchem jede kleinere Figur als die ihrige wie begraben erscheinen mußte. Die hohen Herrschaften gingen durch unsere Reihen, indem sie Jedem nach seinem Rang und seinen Ansprüchen einige verbindliche Redensarten sagten. Ich hatte die Ehre die Hand der Kaiserin zu küssen und jene Fragen und Verbindlichkeiten zu hören, die ich schon von andern Höfen her gewohnt war. Meine Unterhaltung mit dem Kaiser lautete völlig übereinstimmend mit jenem Katechismus, welcher bei Vorstellungen an den übrigen Höfen Europa's, in Hinsicht der formellen Fragen und Antworten, durchgängig üblich ist. Indeß unterhielt sich der Kaiser mit mir doch ein Wenig über seine Aengstlichkeit das Englische zu sprechen. Sein Benehmen hatte etwas Eilfertiges und, so zusagen, Ungestümes; er schien voll Ungeduld der ganzen Scene, als eines Zeitverlustes, so bald als möglich, los zu werden.

Um halb acht begab ich mich zum Ball. Die zwei ungeheuren Säle (St. Georgen- und der weiße Saal) waren, soviel ich sehen konnte, geschmackvoll verziert und die Beleuchtung brillant. Punkt acht Uhr trat die kaiserliche Familie in den Saal, und nachdem der Kaiser und die Kaiserin mit einigen Personen vom höchsten Range eine Polonaise getanzt hatten, belustigte sich die übrige Gesellschaft größtentheils mit Walzern und Quadrillen. Der St. Georgen-Saal war mit Spieltischen für Karten und Würfel besetzt; der Thron stand an dem einen Ende dieses Riesensaales und zu beiden Seiten desselben waren Schenkzimmer, mit goldenem Geschirr, von mehr als orientalischer Verschwendung, besetzt. Manche von den Schüsseln und Platten schienen für ein Gigantengeschlecht bestimmt. Von diesen Buffets reichten Bediente, die darin verborgen standen, Erfrischungen herum. Es waren gegen fünfhundert Personen anwesend. Um elf Uhr ging es zum Souper. Es war um die Mitte des Winters in diesem fürchterlichen Clima und doch wandelten wir zu dem Speisesaal durch grüne Lauben und duftige Alleen von Orangen und Zitronenbäume, die mit Blüthen und Früchten prangten. Die unabsehbare lange Tafel bog sich unter dem goldenen und silbernen Geschirr, groß und massiv, wie man es nur sehen kann; doch waren mir die verschwenderisch aufgestellten exotischen Blumen ein erfreulicherer Anblick, als dieser ganze Crösus-Schatz; vorzüglich wenn ich ihren Wohlgeruch und ihre Farbenpracht mit der schneidenden Kälte und dem ewigen Schnee und Eis verglich, vor welchem mir in der freien Luft fast die Seele gefror.

Die Kaiserin und die Kaiserin-Witwe gingen rund um die Tafel, indem sie sich mit jedem der Gäste unterhielten. Die verwittwete Kaiserin sprach mit Jedermann an unserer Tafel sehr huldvoll und fragte mich — was mir freilich seltsam genug vorkam — wie mir das Souper gefalle? dann über die Dekorationen und ob ich die Bewirthung nicht für ganz prächtig halte? Diese letztere Frage ging nun sicherlich zu weit, aber glücklicher Weise konnte ich die einzige höfliche Antwort, die darauf zulässig war, geben, ohne gegen mein Gewissen zu sündigen. Das Souper und die Weine waren ausgezeichnet, ebenso die ganze Veranstaltung und überhaupt Alles zusammen von der großartigsten Pracht. Die kaiserliche Familie verließ den Saal, nachdem sie ungefähr fünf und vierzig Minuten an der Tafel verweilt hatte. Ich war wie von einem Zauber befangen, als der lange Zug der liebenswürdigsten Frauen aus dem Saale dahin schwebte und starrte vorzüglich der letzten nach, die durch die Flügelthüren hinauswandelte, — einer jungen, liebreizenden und schwanenähnlichen Figur — einer Ehrendame, mit welcher die Kaiserin-Mutter an diesem Abend mehrmals besonders gütig und liebevoll gesprochen hatte. In dieser Verzückung faß ich da, als die Flügelthüren sich schloßen und diese Feenwelt voll wunderbarer Gestalten, deren Schönheit mit verschwenderischem Prunk überladen und in einem Diamantenfeuer brennend zugleich anzog und blendete, unsern Augen entrückten. Einen Augenblick darnach brandete eine babylonische Verwirrung schrecklicher Töne an mein Ohr. Ein russischer Ellbogen in grünem, goldverbrämtem Aermel stieß mich ins Gesicht; eben so gewaltsam streckten sich Arme über meinen Kopf und meine Schultern; einige hundert Hände rangen in einem wüthenden Kampf auf der Tafel zu einem Knäuel in einander verschlungen; Sterne, Ordensbänder und goldgestickte Röcke kamen in diesem Gefechte mit Hühnern, Braten, Schinken und Saucen in die unangenehmste Berührung. Die Wachslichter wurden von den Candeladern herabgerissen und wenn die der glanzvollsten Beleuchtung folgende Dunkelheit den schrecklichen Wirrwar verhüllte, so vermehrte sie auf der andern Seite die Furcht, daß mein Leben in Gefahr schwebe.

Und nun, Muse, sage mir, woher dieser Kampf zwischen Bedienten und Pairs, zwischen Stallknechten und Generalen, zwischen Gesandten, Cosacken, Küchenjungen und den Gästen aus allen Ländern Europa's? Woher dieser gewaltige Conflict, der

eine Gütergemeinschaft und völlige Aufhebung des Standesunterschiedes herbeiführte? — Es war der altherkömmliche und übliche Kampf um die Ueberbleibsel des Festes, sobald die kaiserliche Familie den Saal verlassen hat. Dem Himmel sey Dank! ich kam davon ohne irgend eine Beute aus der allgemeinen Plünderung. Ich konnte nicht umhin, mein Erstaunen über dieses altväterische Erbstück der Barbarei gegen den Prinzen A — auszudrücken. Zur Rechtfertigung dieses Harpyen-Unfugs erwiederte er mir feierlich: „Was einmal bei einem Hoffeste gebraucht worden ist, dessen kann sich die kaiserliche Familie nicht mehr bedienen; es wird der Dienerschaft preisgegeben." — „Aber, mein Prinz," sagte ich, „warum denn Eingriffe thun in dieses heilige Recht der Tafelrunde? Ich sah ja Fürsten, Pairs und Generale mit Kammerdienern um Bonbons, Bouquets und Bratenstücke kämpfen!" „Allerdings" entgegnete der niemals um einen Grund verlegene Prinz —: „aber für den russischen Adel hat Alles unschätzbaren Werth, was einmal der kaiserlichen Familie angehört hat; und wenn ich ein Bonbon, ein Wachslicht, eine kostbare exotische Blume oder sonst eine Kleinigkeit von Bijou erringen kann — wie stolz darauf, wie hochgeehrt wird sich dadurch meine Nichte oder Schwester fühlen, die nicht bei dem Feste zugegen war."

Ich wiederhohlte die Worte „stolz" und „hochgeehrt" — ich weiß nicht mehr, in welchem Tone: aber sicherlich habe ich dabei ausgesehen, wie Prinz Hamlet, wenn er ausruft: „schrecklich, schrecklich, äußerst schrecklich!" Der Prinz verstand den Ausdruck auf meinem Gesichte und indem er mir seine Hand auf die Schulter legte, sagte er mit einer unüberwindlichen Ruhe und Naivetät: „Ihr Engländer seyd doch ein wunderliches Volk! — aber wir wollen nicht streiten. Lassen Sie uns zu den Damen gehen." Wir thaten es: ich fühlte mich in ihrer Nähe sehr heruntergestimmt; es war mir, als müsse man es einem Menschen von Erziehung ansehen, daß er bei jener lovalen Raufserey wenn nicht Theilnehmer, doch wenigstens, wie ich, Zuschauer gewesen sey; wie viel mehr mußte noch ein freier Mann die Erniedrigung fühlen, mit der man dergleichen Dinge in Rußland vertheidigt? Indeß, wir waren nun einmal bei den Damen. Die ehrfurchtgebietende, geistvolle und mildthätige Kaiserin-Mutter sprach mit mir fünf Minuten und beehrte mich mit der Erlaubniß, die fast wie ein Wunsch aussah, ihre wohlthätigen Stiftungen zu besuchen. Sie ließ sich sogar so weit herab, mir zu versichern, sie würde sich mir sehr dafür verbunden halten, einige offenherzige Bemerkungen über dieselben zu hören. „Bemerkungen, setzte sie hinzu, enthalten immer Andeutungen von Mängeln und wir können nur durch die Kenntnisse unserer Unvollkommenheiten vorwärtsschreiten. Wir müssen nicht das suchen, was unserer persönlichen Eitelkeit schmeichelt, sondern was Nutzen stiftet, im ausgedehntesten Sinne des Wortes."

Die damals noch regierende Kaiserin richtete gleichfalls einige verbindliche Worte an mich. Ich will nicht sagen, daß es Gemeinplätze waren, Hofplätze wenigstens waren es; sie hatten aber, so viel ich bemerken konnte, eine geistreiche Wendung und einen ganz eigenthümlichen Ausdruck. Sie wurden durchaus nicht in jenem gewöhnlichen Hofton gegeben, wie ich ihn an mehreren Höfen kennen lernte; sondern man hörte darin, die huldvolle, geistreiche und hochherzige Frau.

Als sich die kaiserliche Familie zurückgezogen hatte — wie ging es nun zu! — Da wurde vermummt, umwickelt und eingehüllt — es giebt kein Wort es auszudrücken — wir wurden unter Thierfellen, Pelzwerk und Mänteln verschanzt und begraben, und so, wie Wickelkinder eingewindelt, nach Hause gebracht. Ich wenigstens befand mich bald in dem meinigen und wünschte mir dazu mit Recht Glück; denn in dieser Nacht stand das fahrenheitische Thermometer vierzehn Grade unter dem Gefrierpunkt. Ich werde diese Kälte in meinem Leben nicht vergessen. Mitten in Afrika könnte die Erinnerung an diese 14 Grade unter dem Null Einen noch fieberhaft schütteln.

Wir knüpfen an diese Schilderung des russischen Hoflebens vor dem Tode Alexanders einige Nachrichten aus der Feder der Madame Cholseul Gouffier über die letzten Tage des Kaisers.

Der Kaiser Alexander kam nach Taganrog zu Ende Augusts. Um diese Zeit bemerkte man in dem Aussehen des Kaisers einige Züge von Schwermuth, und diese Veränderung wurde schon bei seiner Abreise von Petersburg sichtlich. Seine Rührung bei den religiösen Feierlichkeiten, die man für seine glückliche Reise anstellte, war unverkennbar und wurde von allen seinen Freunden bemerkt.

Er wollte von Taganrog, wo er sich während seiner Reise vorzugsweise aufhielt, nach Astrakan an der Küste des kaspischen Meeres gehen, als die plötzliche Ankunft seines vertrautesten Freundes, des Grafen Woronzoff, ihn bestimmte, diese Reise aufzugeben. Nach einer mehrstündigen Unterhaltung wurde eine andere beschlossen. Woronzoff hatte diese vorgeschlagen und Jedermann hielt es für nöthig, sie ohne Verzug anzutreten. Der Zweck derselben sollte seyn, der Bevölkerung der Krim schnell einigen Trost zu geben. Der Graf hatte ein klägliches Bild von den Leiden des Volkes in jenem Lande entworfen und versicherte, daß nur die Gegenwart des Kaisers einen Ausbruch der Unruhe, von welcher alle Gemüther erfüllt seyen, verhindern könne. Der Kaiser schiffte sich demnach mit seinen Freunden dahin ein; er bereiste die südliche Küste der Krim; aber eine Unpäßlichkeit, die er sich durch die strenge Kälte zugezogen hatte, artete in ein Fieber aus, das ihn zwang, in jener Gegend auf einem dem Grafen Woronzoff gehörigen Schlosse zu bleiben. Wylie, der Leibarzt des Kaisers, verordnete ihm ein Abführungsmittel; aber der Kaiser, welcher sich darauf übler befand, gab Befehl, ihn unverzüglich nach Taganrog zu bringen.

Ich begegnete ihm bei seiner Rückkehr; er saß in seinem Wagen in einen grauen Mantel gehüllt; seine Gesichtszüge hatten den Ausdruck der Niedergeschlagenheit und des Leidens. Mit der unerwarteten Rückkehr des Kaisers verbreitete sich das Gerücht von seinem Unwohlseyn. Der gefährliche Charakter der Krankheit wurde Anfangs verheimlicht, aber es scheint, daß er gleich vom Anbeginn an bösartig war. Von dieser Zeit an, sagt man, weigerte sich der Kaiser, Arznei zu nehmen. Ungeachtet der Bitten seiner Gemahlin, die während seiner Reise in Taganrog zurück geblieben war, wies er alle ärztliche Hülfe

zurück und gestattete nur einmal, daß man ihm einige Blutigel setzte. Die Krankheit gewann schnell einen tödtlichen Charakter. Wylie, der Leibarzt und vertraute Freund des Kaisers, schrieb die Bulletins seiner Krankheit, die alle vier oder fünf Tage nach Petersburg geschickt wurden.

Während einiger Augenblicke, in welchen sich der Kaiser etwas besser befand, schrieb und siegelte er einen Brief und da man das Licht hatte brennen lassen, sagte er zu einem Bedienten: „Mein Freund, lösche es aus; es könnte leicht ein außen Vorübergehender glauben, Einer von uns sey gestorben."

Ich sah den Leichnam wenige Stunden nach der offiziellen Bekanntmachung seines Todes; die Gesichtszüge hatten sich sehr verändert. Drei Tage darnach, da man den Körper aussetzen mußte, um ihm vom Volke die Hand küssen zu lassen, war sein Gesicht mit einem Schleyer bedeckt; es war ganz schwarz geworden. Nachdem die Leiche drei Tage ausgestellt war, wurde sie in einen Sarg gelegt und in Prozession nach der Kirche gebracht, wo sie vierzig Tage stehen blieb, um dann nach Petersburg abgeführt zu werden. Ein Mann, den der Kaiser sehr liebte und der mehrere Jahre in seinen Diensten gestanden war, geleitete den Wagen mit den irdischen Ueberresten seines Herrn in die Hauptstadt. Bei der Leichenöffnung fand man in den Gehirnhöhlen eine Menge Wasser und zwei Tage nach der Sektion, die man sogleich vorgenommen hatte, war der Körper mit einer schwarzgelben Farbe überzogen, ein seltner Umstand, den man nur aus der Kälte der Jahreszeit und des Landes erklären kann. Befehle, die vom Hofe kamen, bestimmten, daß der Sarg bis zu seiner Ankunft nach Petersburg verschlossen bleiben sollte; man gehorchte pünktlich.

Die unglückliche Kaiserin benahm sich auf die preiswürdigste Art gegen ihren Gemahl. Sie pflegte ihn bis zu seinem Ende und ihren Armen hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Schon schien sein Leib entseelt, als sein Geist noch einmal zurückkehrte, und den Wunsch aussprach, „seinem Engel," so nannte er sie stets, helfen zu können. Nachdem sie Alles verloren hatte, was sie auf dieser Welt besaß, wollte sie den Kirchengebeten für den Todten beiwohnen; aber die Kraft versagte ihr und sie lag fast die ganze Ceremonie hindurch in Ohnmacht.

Vier Monate darnach, als der Frühling wieder kam, begab sich die Kaiserin in das Gouvernement von Kaluga, wo für sie ein prächtiger Witwensitz angekauft worden war. Aber sie hatte noch nicht den dritten Theil der Reise dahin zurückgelegt, als sie von einer Schwäche befallen wurde, welche sie Halt zu machen zwang. Sie starb zu Belloff, einer kleinen Stadt im Gouvernement Kursk.

Reisen in der Türkei.

Kaum haben wir in diesen Blättern Macfarlane's Konstantinopel angezeigt, — ein abwahl augenscheinlich nur durch das Interesse des Augenblickes hervorgerufenes, doch in mehr als einer Beziehung belehrendes Werk —, als bereits zwei neue Erscheinungen derselben Presse, welche denselben Gegenstand berühren, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Nur die verdoppelte Theilnahme, welche John Bull seit der Eröffnung des zweiten russischen Feldzuges für seinen alten und treuen Alliirten, den Großtürken, gezeigt hat, kann eine so ungewöhnliche Betriebsamkeit erklären; denn neue Aufschlüsse über den geselligen Zustand oder die politische Lage des türkischen Reiches sind in diesen ziemlich dickleibigen Octavbänden eben so wenig zu suchen, als neue geographische Entdeckungen. Frankland's Reisen nach und von Constantinopel — Travels to and from Constantinople, in the Years 1827 and 1828, or Personal Narrative of a Journey from Vienna through Hungary, Transylvania, Wallachia, Bulgaria and Rumelia to Constantinople, and from that City to the Capital of Austria by the Dardanelles, Tenedos, the Plains of Troy, Smyrna, Napoli di Romania, Athens, Aegina, Poros, Cyprus, Syria, Alexandria, Malta, Sicily, Italy, Istria, Carniolia and Styria by Captaine C. C. Frankland, Lond. 1829, 2 vols, 8 — sagen in der That in dieser langen Inhaltsanzeige auf dem Titelblatte so ziemlich Alles, was man in dem Buche zu suchen hat: ein kurzes Journal über eine flüchtige Reise durch Gegenden, die in neuerer Zeit so unzählige Male bereist worden sind, daß es selbst dem aufmerksamsten Beobachter schwer fallen möchte, viel Neues über dieselben zu sagen. Da Schumla in diesem Augenblicke besonderes Interesse erregt, so wollen wir zur Probe die kleine Notiz ausheben, die diese Stadt in dem Tagebuche des Verfassers auf seiner Reise von Wien nach Constantinopel (im April 1827) gefunden hat:

„Wir kamen nach Schumla ungefähr um zwei Uhr Nachmittags; nachdem wir eine sehr hohe und steile Kette von sandigen, aber dicht bewaldeten Bergen überstiegen hatten, in denen wir von einem heftigen Sturme mit Regen und Schnee überfallen worden waren. Schumla nennt man die Thermopylen von Bulgarien, und in der That der Paß über die Berge, welche es von dem Donauthale trennen, ist äußerst schwierig, doch wird die Stadt selbst von den Höhen beherrscht, die sie auf drei Seiten in der Gestalt eines Halbmondes umgeben. Diese Höhen scheinen fast uneinnehmbar und bilden die Hauptstärke der Festung oder des verschanzten Lagers. Wir sahen hier viele Schneider und Kupferschmide beschäftigt; was der Stadt einen Anschein von Thätigkeit und Industrie gab. Auch sind Weingärten auf den Abhängen der Sandhügel, welche Schumla umgeben; und ich glaube daher, daß Wein hier bereitet wird. Die Russen sind (bekanntlich!) zweimal bis Schumla vorgedrungen in den Jahren 1774 und 1810, haben es aber noch nie eingenommen. Ich würde die Festung in den Händen europäischer Truppen als unhaltbar ansehen. Dr. Clarke neigt sich zu der Meinung, daß Schumla das alte Marianopolis, die Hauptstadt von Mösia Inferior, sey. Es ist eine große ausgedehnte Stadt, von einer Mauer umgeben, die in Zwischenräumen mit Thürmen besetzt, an manchen Stellen aber sehr schadhaft und verfallen ist. Sie hat einen beträchtlichen Handel in Kupferschmidwaaren, Tüchern und Kleidungsstücken. Die Gegend umher müßte bei weiter vorgeschrittener Jahreszeit schön seyn. Wir nahmen hier unseren Kaffee in dem Khan mit den Türken, wechselten die Pferde, und setzten unsere Reise nach einem Dorfe, das uns Dragalen genannt wurde, fort, indem wir zu unserer Linken am Horizont fünf sehr hohe und merkwürdige Grabhügel erweckten."

Mehr Anspruch auf Originalität, als Capitain Frankland, macht Hr. Madden, der Verf. des zweiten oder — wenn wir Maesoriane dazu rechnen — des dritten der Reisewerke über die Türkei, die eine einzige londoner Firma, Gutdurn, uns im Laufe von vier Wochen geliefert hat. Hr. Madden hatte als Arzt manche Gelegenheit den Zustand der Gesellschaft in diesen Gegenden kennen zu lernen, die dem gewöhnlichen Reisenden entgeht; dennoch enthalten seine Travels in Turkey, Egypt, Nubia and Palestine in 1824, 1825, 1826 and 1827 (Lond. 1829 2 vols. 8) wenig Neues oder auch nur allgemein Interessantes. Die Bemerkungen über Troas und die Entdeckung eines Erdhaufens, der „wahrscheinlich ein Rest des griechischen Lagers" seyn soll, sind eben nicht sonderlich geeignet, die Urtheilskraft des Verfassers zu empfehlen. Das Merkwürdigste in dem ganzen Buche möchte ein Besuch bei der bekannten Lady Esther Stanhope seyn, aus dem wir daher einen Theil für unser Blatt entnehmen wollen.

„Die Leute in Sidon lachten mich aus, wenn ich davon sprach, daß ich Lady Stanhope besuchen wolle:" „Den größten Herren, sagten sie, ist der Zutritt verweigert worden, und in neuerer Zeit haben alle Fremden sich vergeblich darum bemüht, sie zu sehen." Ich schrieb einen Brief an die Lady, und bat sie um die Ehre einer Audienz, indem ich meinen Stand und meine Beschäftigung angab. Am Abende kamen zum Erstaunen von ganz Sidon ein paar Pferde für mich, nebst einem höflichen Billet von der Lady, worin sie erklärte: es würde ihr angenehm seyn, mich zu sehen, aber ohne einen einzigen Diener. Lady Stanhope lebt jetzt zwei (deutsche) Meilen von Sidon im Gebirge, in einer Villa, zu der sie selbst den Plan entworfen hat, genannt D'schaun. In der ganzen Nachbarschaft ist keine menschliche Behausung zu finden; auf allen Seiten von dürren Bergen umgeben ist dieser Aufenthaltsort von aller Welt abgeschieden, und wäre dem Gutdünken der Beduinen, wenn sie die Kühnheit hätten, ihn anzugreifen, völlig Preis gegeben. Aber davon ist wenig zu besorgen; sie betrachten die Lady als die Königin der Wüste, obgleich ich ihr nie einen andern Titel beilegen hörte, als Sittir Inglis, die englische Dame. Als ich von Sidon aufbrach, waren alle Kaufleute und Juden der Stadt um mich versammelt: einer küßte mir die Hand, der andere rief den Segen des Himmels auf meinen Bart herab, und alle diese Höflichkeit kam von einem Gerüchte, daß ich der englische Agent der Lady sey und eine Schiffsladung baaren Geldes zu ihrem Gebrauche bringe. Ich protestirte, daß ich nicht einen einzigen Para zu überbringen habe, und da es mir nicht gelang, sie zu überzeugen, so setzte ich meinen Weg fort. Nach ungefähr zwei Stunden wurde die Gegend mit jedem Schritte wilder, und endlich zeigte sich mir auf dem Gipfel eines einsamen Berges die einfache Wohnung der Lady. Ich näherte mich dem Hause mit einem Gefühle der Unbehaglichkeit, welches ich nicht überwinden konnte; die hohen Mauern, welche das Gebäude umgaben, die schweren Riegel, welche die Thüren verschlossen, die düsteren Fenster, welche auf den Eingang herabsahen, Alles trug dazu bei, einen Fremden auf Gedanken zu bringen, welche ihn auf eine Zusammenkunft mit der berühmten Eigenin dieser Behausung eben nicht vortheilhaft vorbereiten konnten. Als die Thore sich öffneten, wurde ich durch die Eleganz überrascht, mit welcher Gänge und Blumenbeete in dem Hofraume geordnet waren. Außen war Alles wild und barbarisch, im Innern zeugte Alles von dem besten Geschmacke. Ich wurde aus dem Hofe in einen kleinen Garten geführt, an dessen Ende sich eine Art von Kösch befand, das zwei Gemächer enthielt, ein Wohnzimmer und eine Schlafkammer, beide nach europäischer Art meublirt, mit Stühlen und Tischen. Alles schien zu meinem Empfange vorbereitet; bald wurde ein treffliches Mahl aufgetragen, und eine Auswahl der besten Weine des Libanon begleitete dasselbe. Es war mir, als wenn ich in einem Zauberpalaste wäre; die Diener kamen und gingen, aber ohne die Lippen zu öffnen; meine Fragen beantworteten sie mit Kopfnicken. Ich hätte, wer weiß, was darum gegeben, Jemand zu haben, mit dem ich sprechen konnte; am Abende erhielt ich indessen ein Billet von der Lady, sie sey durch Geschäfte abgehalten, mich vor dem Mogreb (Sonnenuntergang) zu sehen; und sofern ich irgend Etwas bedürfte, möchte ich es nur auf ein Blatt Papier niederschreiben und dasselbe dem Diener übergeben. Endlich kam der lang erwartete Moment der Zusammenkunft; ich warf mich in meine schönste Mameluckentracht und folgte dem Diener, der mir die Botschaft der Lady brachte. Das Gemach, in welches man mich führte, war in arabischem Geschmacke eingerichtet; ein langer Divan, ungefähr anderthalb Fuß vom Boden erhoben, nahm die eine Seite ein, und auf demselben sah ich, so viel ich bei dem düsteren Lichte der Lampe unterscheiden konnte, eine lange Gestalt in der männlichen Tracht des Landes, die Niemand anders war, als Lady Stanhope. Sie empfing mich auf das Herablassendste, erhob sich bei meinem Eintritte und sagte, daß mein Besuch ihr viel Vergnügen mache. Im Laufe einer Stunde waren wir im besten Einverständnisse und unterhielten uns eben so ungezwungen, als wenn wir Jahre lang mit einander bekannt gewesen wären; und in der That hatte die Lady in den ersten beiden Stunden meines Besuchs meinen Charakter so gut kennen gelernt, sey es durch die Physiognomie oder, wie sie behauptete, durch die Sterne, daß sie mir selbst jeden Zug meines Geistes mit eben so großer Leichtigkeit und Bestimmtheit angeben konnte, als wenn sie die Züge meines Gesichtes gezeichnet hätte. Ich war erstaunt über ihren durchdringenden Scharfsinn; während der sieben Stunden, die ich die Ehre hatte, der Lady Gesellschaft zu leisten, war nie auch nur die geringste Pause in unserer Unterhaltung. Diese verbreitete sich über die mannigfaltigsten Gegenstände der Gelehrsamkeit des Orients, und jede Bemerkung der Lady trug das Gepräge einer Genialität, die mich immer wieder auf's Neue überraschte. Die Sonderbarkeit mancher ihrer Meinungen that der Tiefe ihrer Ansichten im Allgemeinen keinen Abbruch; und wenn ich auch ihren Aeußerungen über den Einfluß der Gestirne und die Wissenschaft der Astrologie nicht beistimmen konnte, so erhielt ich doch keine Ursache, meine Meinung über ihre außerordentlichen Talente zu ändern, obgleich ich bedauern mußte, daß dieselben diese unglückliche Richtung genommen hatten." — —

Daß Hr. Madden ein sehr thätiger und geschickter Arzt sein muß, geht aus vielen Stellen seines Werkes hervor; aber während wir zugeben, daß dieß die eigenthümlichste Seite desselben ist, die vielleicht für den Arzt manche Belehrung enthalten mag, können wir uns doch auch nicht verbergen, daß das Ganze dadurch an allgemeinem Interesse für die große Lesewelt wenig gewinnt.

Digitized by Google

Die Einwohner von Mecka.

Die Einwohner von Mecka sind von den umwohnenden Beduinen, überhaupt von den echten Arabern, sehr verschieden; sie sind fast ohne Ausnahme Fremde, oder Nachkommen von Fremden aus Jemen, Hadramot, Indien, Syrien, Egypten, Marokko und der Türkei. Die Koreisch und andere edle Stämme, die ihre Geschlechtsregister weit über die Zeiten des Propheten hinaufführten und die vor wenigen Jahren hier blühten, sind meist ausgestorben und die drei Koreischhäuser, die allein noch übrig sind, in die größte Armuth versunken. Die Familie des Propheten ist indessen immer noch sehr zahlreich und blühend, in verschiedene Stämme verzweigt und weit über das Land ausgebreitet. Diese Personen werden Scherifs genannt und sollen Nachkommen Mahammeds durch seine Tochter Fatima seyn.

In andern Gegenden des Orients behalten Fremde, wenn sie sich auch dauernd ansiedeln, immer ihre Nationaltracht bei, und dieß macht die Menge, welche sich in den Basaes oder auf den öffentlichen Plätzen drängt, besonders malerisch; im Hedschas nehmen alle Fremden sogleich die Landestracht und soweit ihnen dieß möglich ist, die Sitten und Sprache des Landes an und suchen ihrer eigenen zu vergessen. Nur die Indier machen eine Ausnahme, dieses sonderbare Volk, welches jede Veränderung als das größte aller Uebel zu betrachten scheint.

Bei all der feinen Bildung, auf welche die Meckawi mit Recht Anspruch machen können, haben sie doch unter ihren Gebräuchen einen merkwürdigen Rest der Barbarei beibehalten: die Sitte des Tättawirens. Jedes männliche Kind, das in Mecka oder Dschidda gebaren ist, wird, sobald es das Alter von vierzig Tagen erreicht hat, von seinen Eltern genommen und durch drei lange Schnitte über beide Backen und zwei auf dem rechten Schlaf entstellt, von denen die Narben, häufig drei bis vier Linien breit, das ganze Leben hindurch sichtbar bleiben. Ob ursprünglich vielleicht Eltern ihre Kinder auf diese Weise zeichneten, um sie bei jeder Trennung im späteren Leben wieder zu erkennen? Und ob nicht vielleicht jede Familie — ähnlich den Totems der Wilden in Nordamerica — ihr besonderes Zeichen hatte? —

Die Tracht ist bei den höheren Ständen ein Benisch oder Mantel von Tuch, unter demselben das Dschoddi, ein anderer Mantel, gleichfalls von Tuch, ein weiter seidener Talar mit einer dünnen Kaschmir-Schärpe zusammengebunden, ein weißer Musselin-Turban und gelbe Pantaffeln. Im Sommer vertritt die Stelle des Tuchmantels ein Benisch von leichtem indischem Zeuge. — Die mittleren Klassen haben statt der Seidengewänder leinene; und im Sommer sind die niederen Stände nur mit einem Hemde bekleidet, während ein Stück Naakiag um die Lenden die Stelle der Hosen vertritt; im Winter tragen sie einen Talar von gestreiftem indischem Calico ohne Aermel. Statt der Schuhe dienen den mittleren und niederen Ständen Sandalen, die kühler und dem Clima besser angemessen sind. Jeder Stand hat seine besondere Art den Turban zu falten, der von indischem Cambray oder Musselin gemacht ist. Die Ulemas lassen das Ende desselben in einem schmalen Streifen bis mitten auf den Rücken hinabfallen.

Die Meckawi sind in ihrer Kleidung sehr reinlich, wahrscheinlich weil dieselbe hauptsächlich aus Musselin besteht, der häufiges Waschen nothwendig mache. Selbst die ärmsten Personen wechseln ihr Weißzeug wenigstens einmal in der Woche.

Die Weiber tragen seidene Gewänder und weite Hosen von gestreiftem Zeuge, die bis auf die Knöchel herabreichen und unten mit Silber gestickt sind. Das Gesicht wird von einem weißen aber lichtblauen Barko verhüllt; auf dem Kopfe, den die Mellaye von weiß und blau gestreifter Seide bedeckt, tragen sie eine Kappe von Linnen, mit Seide gestickt, die auch die Männer unter ihrem Turban tragen; um dieselbe ist ein Stück saubiger Musselin dicht in Falten gewunden. Viele haben goldene Hals- und Armbänder und silberne Ringe um die Knöchel; zum Kopfputz gehören Goldmünzen, Perlen und Juwelen. Die ärmeren tragen ein blaues egyptisches Hemd und die bereits erwähnten weiten Hosen; zum Schmucke dienen Bracelets von Horn, Glas oder Ambra.

Die Reichthümer, welche jährlich nach Mecka fließen, sind so beträchtlich, daß die Stadt, wenn ihre Bewohner nicht allen ihren Gewinn wieder in kostbarer Tracht, Festen und Ausschweifungen aller Art verschwendeten, eine der reichsten des Orients hätte werden müssen *). Die Bewohner des Hedschas besitzen eine große Lebhaftigkeit, und nicht blaß zu Hause, auf den Straßen und in den Basaes, sondern selbst in den Moscheen sieht man sie scherzen und lachen. Witze, Sprichwörter und lächerliche Anspielungen sind beständig in ihrem Munde; und wenn man die verschwenderische Lebensart und die Gastfreiheit aller einigermassen Wohlhabenden hinzurechnet, so kann man sich im ganzen Oriente kaum einen angenehmeren Aufenthalt denken, als zu Mecka. Die wissenschaftliche Bildung der Meckawi ist meistens auf Kenntniß des *Arabischen* und des Koran beschränkt. Einige Knaben lernen jedoch wenigstens so viel Türkisch, um den Osmanlipilgern als Führer dienen zu können; und der Astronom der Moschee weiß gerade so Viel, um den Zeitpunkt zu bestimmen, wenn die Sonne den Meridian passirt; außerdem beschäftigt er sich mit Astrologie und Horoskopen. Ein persischer Doctor, zu Burkhard's Zeit der einzige Arzt in Mecka, verkaufte *Wunder*-Balsam und untrügliche Elixire; alle seine Arzeneien waren süß und angenehm, und der Geruch des Moschus und Aloeholzes, welches er in seinem Laden verbrannte, trug nicht Wenig zur Vermehrung seines Ansehens bei. Die Musik, welche die Araber im Allgemeinen so leidenschaftlich lieben, wird in Mecka weniger geübt, als in Syrien und Egypten. Von Instrumenten kennt man nur drei, die Rababa (eine Art Guitarre) die Na (eine Art Clariuette) *und das Tambourin*. Seiten hört man ein Lied, außer von den Beduinen; doch stimmen die jungen Leute des Nachts in den Caffeehäusern zuweilen einen Chocai an, den Dschak, wobei sie das Maß mit Händeklatschen bezeichnen. Auch findet man selten im Hedschas helle reine Stimmen; selbst die Imans in den Moscheen und die Sänger, welche die letzten Worte der Gebete des Imans wiederholen müssen — Männer, welche sonst überall um ihrer Stimme willen gewählt werden, zeichnen sich hier nur durch Mißtöne aus.

Burkhardt's Travels in Arabia.

*) S. Ausland v. d. J. S. 312.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 230. 18 August 1829.

Aberglauben in Italien.

(Schluß.)

Auch in den Volkssagen von Toscana spielen die Feen eine wichtige Rolle, und immer noch zeigt das Volk ihre Behausungen. Die Feengrotten (la buche delle Fate) in dem anmuthigen Berg von Fiesole, nahe bei Florenz, sind die Ruinen unterirdischer Gebäude und werden für Substructionen eines Amphitheaters oder öffentlicher Bäder gehalten. Diese Höhlenplätze kennt jedes Kind als die Feenwohnungen, und hier soll Karl der Große diesen Elementargeistern reiche Geschenke dargebracht haben. Eine andere Feenbehausung ist in der Gonfalina zwischen Florenz und Pisa, wo sich ein seltsam gestalteter Fels, il masso delle Fate genannt, und einem ungeheuren viereckten Thurme ähnlich, gegen einen andern gleichgestalteten Felsen abneigt. Die Höhlung dazwischen bildet eine geräumige Grotte und trägt ein Gepräge romantischer Abgeschiedenheit, die gut zu der Volkssage stimmt. Viel seltsame Sagen von tuscischen Feen sind in die Erzählungen der ländlichen Improvisatori eingewebt, und einige derselben besitzen einen hohen Grad von Gelehrsamkeit.

„An einem herrlichen Lenzmorgen," erzählt ein Reisender „erhob ich mich früh und verließ Florenz durch das Thor Santa Croce. Nachdem ich die Mühlen und den Arnofall hinter mir hatte, folgte ich dem Laufe des Flusses und schweigte in der Anschauung der frischen, lieblichen Landschaft. Ein rebenbekleideter Berg oben mit kleinen, zierlichen Landhäusern überdaut, lag vor den romantischen Felsen Fiesole's, über welchen immer noch die etrurischen Mauern mit einem hochstrebenden Thurme ragen, der der Kathedrale zum Glockenstuhle dient.

Jetzt vermißte ich auf den Feldern die Arbeiter; jeder Landmann war festlich gekleidet und schritt eilig daher, als ob es zu einer Festlichkeit ginge. Ich wandelte gemächlich meine Straße und erreichte endlich ein Pachthaus, vor dessen Thür so eben ein junger Baum war aufgepflanzt worden. Fahnen und Maschen von Bändern mit Flittergold verziert hingen von den Zweigen und glitzerten lustig durch das Laubwerk; Zweige mit gleichen Verzierungen und ein Blumenkranz überschatteten eines [illegible] Fenster, und die Luft ertönte von der Morgenmusik einiger Landleute. Plötzlich öffnete sich das umlaubte Fenster und drei junge ländliche Schönheiten, so frisch und glänzend wie der Frühlingsmorgen, zeigten sich in malerischem Kostüm und erwiederten mit huldvollem Lächeln die Begrüßung ihrer Freunde und Liebhaber. Diese idyllische Scene erinnerte mich, daß es der erste Mai war, und daß das alterthümliche Fest des Calendi Maggio von diesen glücklichen Bewohnern des Arnothals gefeiert werden sollte. Bald begannen die ländlichen Minstrels ihre lieblichen Weisen, das junge Volk sammelte sich vor dem Hause und tanzte Hand in Hand einen lustigen, ungestümen Reigen um den Maibaum, während die ältern Landleute emsig beschäftigt waren, unter einem Rebendach, das als Vorhalle zu dem Hause diente, auf einer langen Tafel ein Frühmahl anzurichten. Diese reizende Gruppe bildete ein Gemälde, das der Meisterhand eines Teniers, Bassano, einer Paolina Gauffier würdig war. Ich nahm mein Skizzenbuch, begann die Scene vor mir zu zeichnen, und schon war ich mit dem Umriß beinah zu Ende, als ich entdeckt ward. Sogleich nahte sich mir der Herr des Hauses und lud mich mit der Miene heiterer Freundlichkeit zu ihrem ländlichen Feste ein. Als ich zögerte, verließ eine seiner Töchter den Kreis, bot mir die Hand und forderte mich zum Tanze auf. Dieser Versuchung vermochte ich nicht zu widerstehen. Ich ward ein neues Glied in der Tänzerkette und hüpfte mit erhöhter Energie und Behendigkeit mit um den Maibaum. Als der Tanz beendigt war, übergab ich meinen Wirthen die Skizze von ihrem ländlichen Feste; sie ward sogleich an die Stelle eines den ewigen Juden vorstellenden Gemäldes eingerahmt; worauf wir uns mit herzlicher Vertraulichkeit zum Frühstücke setzten. Ein kleiner, weißhaariger Alter, welcher unser ländliches Mahl mit manchen vergnüglichen Liedern, die er mit dem Baß begleitete, belebt hatte, ward nach dem Frühmahl durch vielstimmigen Ruf der Kinder aufgefordert, ihnen die wundervolle Geschichte von Ferragosto, Calendi Maggio und ihren Schwestern Befana und Mezza Quaresima zu erzählen. Zu den Bitten der Gesellschaft fügte ich auch die meinige, da ich auf ein Prodestück der originellen Beredsamkeit eines ländlichen Improvisatore begierig war. Die Landleute hoben den kleinen Mann auf die Tafel, setzten ihm eine Mütze von Goldpapier auf und warfen ihm eine gedruckte baumwollene Bettdecke als Mantel um. Der Redner ergriff jetzt eine strohumflochtene Weinflasche und rief: „„Ragazzi! Ragazze! e

voi altri tutti quanti, ascoltate!“ Nach einer Pauſe, während welchrr er die Flaſche an den Mund hob, ſprach er mit der Miene komiſcher Feierlichkeit: „„Ich habe dieſe wahre und erbauliche Geſchichte von Ferragoſto ſelbſt. Er erzählte ſie mir bei ſeiner letzten Erſcheinung auf Erden, und ich geb' ſie Euch genau mit ſeinen Worten und ſeiner Stimme, ſo daß Ihr glauben könnt, er ſtehe leibhaftig vor Euch.““ Er warf ſich in die Bruſt, dämpfte die Stimme und fuhr fort: „„Dunque io son Ferragosto!““ Bei dieſen Worten verſtummte die aufgeregte Gruppe bewegungslos; und die Kinder gafften mit gierigen Blicken und offenem Mund auf Ferragoſto, der den Kopf zurückwarf, ſeine Schultern erhob, ſeine Arme ausſtreckte, und nach einem ernſten Umblick in dem Kreis ſeine Erzählung begann, die ich jedoch nur ihrem Inhalt nach gebe, da ſein burlesker Redeſtil aus dem ſechzehnten Jahrhundert bloß in dem italieniſchen Uridiom leidlich zu hören iſt:

„„Es war einmal ein großer König, mit Namen Carolus Magnus, der überdieß Kaiſer von Rom war. Nach vielen, vielen Schlachten und Siegen kam er in unſer Land mit einem zahlreichen Gefolg großer Herren, und mein Vater, obgleich nur ein Wurſtmacher von Belgioſo, war auch dabei. König Carolus ſchätzte Männer von Talent in allen Klaſſen der Geſellſchaft; und mein Vater, ein ausgezeichneter Künſtler in ſeinem Fach, galt viel bei Hofe. Zum Unglück ſtarb er aber auf der Reiſe, nachdem er ſeine Kinder der väterlichen Obhut ſeines guten Königs und Gönners empfohlen hatte; wir begleiteten ihn nach Florenz. Der Eroberer, welcher ſo viele Städte zerſtörte, machte ſich den Spaß einmal eine Stadt wieder aufzubauen, und zwar die Stadt der Blumen. Er ſammelte darein das in der Nachbarſchaft zerſtreute Volk, und manche ſeiner Hofſchranzen, welchen er Güter und Privilegien bewilligte, ließen ſich in Florenz nieder und trugen zur Verſchönerung dieſer neuen Hauptſtadt bei.

„„Vor ſeiner Abreiſe wünſchte Carolus die Umgebungen von Florenz zu ſehen, und angezogen durch die hohe Celebrität der Feen von Fieſole begab er ſich dahin mit großem Gefolg, worunter ich, mein Bruder und meine zwei Schweſtern ſich befanden. Als der Hof vor den Buche delle Fate zu Fieſole ankam, brachte der Kaiſer daſelbſt reiche Geſchenke dar; dafür ward er von den Feen aufs Huldreichſte aufgenommen; ſie erwieſen jedem ſeiner Begleiter eine Gnade. Den berühmten Paladin Orlando machten ſie unverwundbar; denn es iſt durchaus unrichtig, daß er ſo geboren ward. Maugis ward mit allen Geheimniſſen der ſchwarzen Kunſt begabt; kurz Jeder erhielt ſeine Gabe; nur meine jüngſte Schweſter Mezza Quareſima ging leer aus, weil ſie nicht bitten mochte, wofür ſie aber grauſam gezüchtigt ward, wie Ihr ſogleich hören ſollt. Ich für mein Theil erbat mir von den Feen Unſterblichkeit; begnügte mich aber mit einer kurzen, jährigen Lebensfriſt, für die erſte Woche des Auguſts, und bedung mir aus, daß dieſe Zeit ein Feſt ſeyn und meine Rückkehr auf Erden jedes Mal durch Bankette und Luſtbarkeiten gefeiert werden ſollte. Ihr ſollt ſogleich hören, wie ich mein zeitiges Daſeyn beſchließe. Ich gehe um Mitternacht in die Behauſung der Feen, deren Thor mir jederzeit offen iſt und hier finde ich ein Gefäß mit Wein, deſſen liebliches Gift mich dem Leben entrückt. Ich trinke und trinke, bis ich ganz behaglich und guten Muths in den Tod hinüber ſchlummere. An dem zu meiner Auferweckung beraumten Tag bringen mich die Feen auf folgendem Wege zum Leben. Sie ſchneiden ein großes, feiſtes, gut eingeſalzenes Schwein auf, ſteckten mich hinein und vernähen ſorgfältig den Rüſſel. Hierauf halten ſie eine Melone vor denſelben, durch welchen der Wohlgeruch in meine Naſe dringt. Allmälich kehr' ich in's Leben zurück; das Schwein wird wieder geöffnet und ich ſpringe aus meinem Grab ſo ſchön und lebendig als je.

„„Mein Bruder Calendi Maggio ward mit der Tonkunſt begabt; und ſeit jener Zeit iſt der erſte Mai immer ein Feſt geweſen, an welchem die Toskaner mit Geſang und Maibäumen ſein Gedächtniß feiern. Meine älteſte Schweſter Befana hatte die Dreiſtigkeit zu bitten, ſie möchte ſelbſt eine Fee werden, und ihr Ehrgeiz ward befriedigt unter der Bedingung, daß ſie jedes Jahr am ſechsten Januar die Kinder, welche ihre Ammen plagen oder ihre Suppe nicht eſſen, ohne ihr Geſicht zu verzerren, in Stücke zu reiſſen drohe. Meine andere Schweſter, welche ſich thörichter Weiſe weigerte, die angebotene Gunſt der Feen anzunehmen, hatte es bald zu bereuen; denn hätte ſie auch nur um Erlaubniß gebeten, in der Faſtenzeit Fleiſch zu eſſen, ſo wäre ſie einem jämmerlichen Tode entgangen. Während ihrer Schwangerſchaft aber kam ſie mitten in den Faſten ein unwiderſtehliches Gelüſt nach einer bologner Wurſt an und, um das Uebel noch ärger zu machen, verſchlang ſie in ihrer Gier eine ungeſottene. Dieſes abſcheuliche Verbrechen ward entdeckt, verrathen und für unverzeihlich erklärt. Meine arme Schweſter ward verurtheilt, entzwei geſägt zu werden, und erhielt bloß die Vergünſtigung in der Kleidung einer Nonne incognito zu ſterben. Zum Gedächtniß dieſer Kataſtrophe wird auf der Piazza Padella, demſelben Ort, wo dieß Statt gefunden, jedes Jahr mitten in der Faſtenzeit dieß tragiſche Schauſpiel durch Entzweiſägung einer hölzernen Puppe, welche immer noch die Monaca genannt wird, erneut.““

Als Ferragoſto die Hiſtorie ſeiner Familie beendigt hatte, die er mit häufigem Zuſpruch an ſeine Weinflaſche unterbrach, warf er ſeine goldene Krone unter die Gruppe ſeiner Zuhörer, ſprang vom Tiſch und verabſchiedete ſich von ſeinen Wirthen, um im nächſten Kirchſpiel ſein Amt als Chorſänger zu übernehmen; zu gleicher Zeit ſchied auch ich von den gaſtfreundlichen Landleuten und begleitete ihn unter dem langwiederholten Nachruf der Kinder: „Viva Ferragosto, Calendi Maggio e tutti quanti!“ Als wir zuſammen unſres Weges gingen, fragte ich den alten Improviſatore um den wirklichen Urſprung des Feſts Calendi Maggio und der geſchwätzige Alte, mit Vergnügen dieſe Gelegenheit zur Schauſtellung ſeiner Gelehrſamkeit ergreifend, gab mir folgende Nachricht. Die Geſchichte, begann er, welche ich ſo eben erzählte, iſt nicht meine Erfindung. Der Stoff iſt dem Geſchichtſchreiber Buonarotti erborgt und in den Werken der Akademiker della Crusca findet ſich der Schlüſſel zu all den Scherzen, Sticheleien und Pasquinaden, womit das Volk von Ferragoſto und deſſen Familie ſich unterhält. Ihre Abenteuer gehören zu den Mährchen, die in Italien Fataggine, in

Frankreich Feeries heißen und eine Stelle in der Bibliotheque bleue verdienen. Der Name Calendi Maggia beweist das Alterthum dieses Festes und ist ein Ueberbleibsel der altrömischen Feier der Calendae des Maimonats. Die für diesen Zweck gedichteten Lieder heißen Maggiolate, der verzierte Baum und der Laubkranz aber, womit unsre ländlichen Liebhaber die Fenster ihrer Schönen schmücken, Majo. Dieses jährliche Fest, jetzt nur noch auf dem Lande gefeiert, ward einst in Städten mit mehrtägigen Gesängen, Tänzen und Gastereien begangen; ein solches war das in dem Partinaripalast gegebene große Bankett am ersten Mai, auf welchem sich Dante verliebte. Daß diese Festlichkeiten früher gefeiert wurden, beweisen zahlreiche von verschiedenen Autoren verfaßte Maggiolate, unter andern die des prachtliebenden Lorenzo de Medicis, dessen Verse nicht schlimmer sind als die eines gewöhnlichen Bürgers. Eines seiner Lieder fängt an —

Ben venga Maggio
El gonfalon salvaggio:

und in einem andern spielt er folgender Maßen auf diese Feierlichkeiten an —

Se tu v' appicare un maggio
A qualcuna che tu ami.

Eine der letzten Feiern dieses Fests zu Florenz war im Jahre 1612, wo zu Ehren der Erzherzogin von Oestreich vor dem Palazzo Pitti ein Maibaum aufgepflanzt und ein Maisang gehalten ward.

Das Ferragostofest, welches bloß im Römischen und im Toskanischen gefeiert wird, ist ein Ueberbleibsel der augustischen Spiele; das Fest Fierucolone, welches in der Erzählung von Ferragosto nicht vorkommt, ist unbekannten Ursprungs. Letzteres findet zu Florenz am 7 September, den Tag vor der Geburt der Maria, Statt, wo die weibliche Bevölkerung von Casentina und den Gebiegen Pistojas herabkömmt, um zu dem wunderthätigen Bilde der Madonna dell' Annunciata zu beten.

Während dieses Fests gleichen die Straßen von Florenz, besonders in der Nähe der Annunciata einer dem Feuer und der Plünderung preisgegebenen Stadt. Scharen von Knaben rennen, ihre flackernden Fierucolone — geöhltes an lange Stöcke befestigtes Papier — schüttelnd durch die Straßen. Die lärmenden Jungen verfolgen einander mit Stöcken und die Straßen tönen von schrillenden Pfeifen, dem Geklimper von altem Erz und dem wirren Geschrei und Geheul der Volksmenge wieder. Dieses seltsame Fest hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Fackelspiel in den alten Zeiten Athens. Dort rannten sie durch die Stadt, indem sie die Fackeln wechselten, ohne im Laufe einzuhalten; und diejenigen, welche aufhörten zu rennen, oder deren Fackeln erloschen, wurden von der Menge geschmäht und selbst geschlagen. Lucrez trägt von diesem Spiel ein Gleichniß auf das menschliche Leben und das schnelle Erlöschen der sich folgenden Geschlechter über

„Et quasi cursores-vitae lampada tradunt."

Hier schloß der Chorsänger seine Dissertation. Wir standen vor der Thür seiner Pfarrkirche; er sagte mir ein freundliches Lebewohl und ich ging meines Weges nach Fiesole weiter."

Die englischen Wochenblätter.

(Fortsetzung.)

Von den gegenwärtigen Sonntagsblättern sind mehr als vier Fünftheile liberal — bloß drei, der John Bull, das Zeitalter (the Age) und der alte Soldat *) sind noch Ultra's im allen Sinne des Worts; und nach beglaubigten Angaben verhalten sich die Abnehmer der liberalen zu denen der antiliberalen Blätter wie 9½ zu 1. Bedenkt man, daß die Sonntagsblätter hauptsächlich unter den mittlern und untern Ständen zirkuliren, so ist dieß ein Factum von hoher Wichtigkeit. Daß überhaupt ein freisinniger Geist sich mehr und mehr verbreitet, geht schon daraus hervor, daß von den 250 außerhalb London gedruckten Blättern das Verhältniß der liberalen Blätter zu den nicht-liberalen wie 4 zu 1 ist: eine Berechnung, die überdieß zu einer Zeit gemacht wurde, da die Provincialpresse noch nicht war, was sie jetzt ist. Wir dürften vielleicht sicher das Verhältniß als 4½ zu 1 stellen; und nehmen wir das einzig richtige Criterium, den Absatz, so wird das Mittelverhältniß nicht weit unter dem von London stehen. Wie Viel verdanken nicht die Freunde der Emancipation der londoner und der Provincialpresse von dem glücklichen Erfolg ihrer Anstrengungen! Doch hätten die Zeitungen allein in alle Ewigkeit Nichts ausgerichtet. Unter der Masse des Volks herrschte häufig noch zu tiefe Finsterniß; und viele der Gebildetern und Einflußreichen im Lande scheuen geflissentlich die Unwissenheit eher verewigen zu wollen, als der Menge die Wohlthaten der Aufklärung zukommen zu lassen. Da verbreitete sich der Schulunterricht durch alle Classen, es bildeten sich tüchtige Organe der öffentlichen Meinung, das Publikum wurde allmählig zu einem Wechsel vorbereitet, und als dieser kam, hörte man statt des frühern Pöbelgeschreis „kein Papstthum" bloß die leidenschaftlichen Herzensergüsse einiger aus dem Feld geschlagenen Braunschweigkindbisten.

Viele der Sonntagsblätter werden mit einem Aufwand von Talent redigirt, wovor die Eigenthümer der Sonntagsblätter des vorigen Jahrhunderts erstaunen würden. Wollen wir eine treffende, wissenschaftliche Kritik über die Bühne oder die Oper, so finden wir in dem Spectator, dem Examiner und dem Atlas Artikel, deren sich die ersten Schriftsteller unserer Zeit nicht schämen dürften. Dieser Glanz des Talents zeigt sich auch auf Seite der Antiliberalen. Der John Bull und das Zeitalter sind mit so viel Geist geschrieben, daß auch sie ohne Zweifel nicht Wenig zur Entwicklung gesunder Grundsätze beitragen. In Bezug auf die äußere Form hat die Sonntagspresse in den letzten Jahren nicht

*) Der alte Soldat hat seitdem aufgehört, so daß es bloß noch zwei wirkliche antiliberale Sonntagsblätter giebt; — in Hinsicht der Katholikenfrage steht indessen auch Bells Weekly Messenger auf der Seite der Intoleranz.

Digitized by Google

weniger gewonnen; ihre Blätter haben sehr großes Format, treffliche Typen und der Maschinendruck *) setzt sie in Stand, das Mögliche zu leisten. Wie weit es die Concurrenz hierin getrieben hat, ersehen wir aus der Numer des Atlas vom 22 März. Dieses Blatt begann vor drei Jahren und hatte gleich Anfangs ein weit größeres Format, als jemals eines vor ihm. Die Ausdehnung des Plans, welche nicht bloß die Mittheilung aller Neuigkeiten der Woche, sondern auch eines großen Theils literarischer Notizen erleichterte, verschaffte dem Blatt eine günstige Aufnahme beim Publikum, obgleich der Preis (1 Schilling) höher als bei allen andern Blättern dieser Art war. Bedenkt man den Umfang des Atlas und die Zahl von kostspieligen Originalartikeln, die er enthält, so wird man ihn nicht zu theuer finden.

Ist aber das Format des Atlas schon gewöhnlich kolossal, was soll man von dem Blatt vom 22 März sagen, das doppelt so groß und im Ganzen 5 Fuß 3 Zoll in der Länge und fast vier Fuß in der Breite mißt? Nach der gewöhnlichen Druckweise, würde dieß einzige Blatt nicht weniger als zwei gute Octavbände füllen; die Zahl seiner Typen gleicht den der elf pariser Tagblätter zusammen.

Wenn schon der Contrast zwischen dem Atlas und den gegenwärtigen Zeitungen Frankreichs, so groß diese jetzt auch sind, im Vergleich mit denen vor noch nicht langer Zeit, schon auffallend ist, wie winzig müßte jetzt eine Numer des „Daily Journal" vor hundert Jahren — damals ein vorzügliches Blatt von großem Format — neben dem Atlas erscheinen? An Umfang kommen zwei Columnen des Atlas dem ganzen Daily Journal jener Zeit mehr als gleich und an Inhalt giebt eine Columne von den sechs und neunzig des Atlas vom 22 März Mehr als jenes ganze Blatt. Das Papier, das der Atlas zum vollständigen Bericht der Parlamentsdebatten über die Katholikenfrage brauchte, soll 4200 Pfund gewogen haben; nimmt man an, daß 15000 Exemplare abgesetzt worden sind (denn die Angaben variren zwischen 14,000 und 20,000), so hätte man damit, wenn sie der Länge nach an einander gelegt worden wären, eine Strecke von mehr als 15 Meilen bedecken können.

Die Zahl des bei der Sontagspresse am Freitag und Sonnabend beschäftigten Personals beträgt wenigstens 400, die Zeitungshändler und deren Leute nicht gerechnet. Nach Allem dürfte die Zahl der letztern im Ganzen wenigstens 2000 Köpfe betragen, so daß wir eine Gesammtzahl von fünf tausend Individuen erhalten, die einzig von der Zeitungspresse leben; wiewohl die Zahl derselben gewöhnlich weit höher angegeben wird.

(Schluß folgt.)

*) Vor Einführung der Maschinen war der Druck der Zeitungen äußerst kostspielig und beschwerlich, da mit größter Anstrengung in einer Stunde selten mehr als 750 Abdrücke gemacht werden konnten und man bei großer Circulation eines Blattes zwei und noch mehr Duplikate machen mußte. Bei einem Absatz von 7—8000 Exemplaren mochte die Zeitungsausgabe nicht unter 2000 Pfund betragen. Wir erfahren von einem der Theilhaber des Constitutionnel, daß sie durch die Maschinen jährlich 10,000 Franken ersparen, da sie zum täglichen Abdruck von 20000 Exemplaren acht Duplikate brauchten.

Memoiren des Königs von Schweden.

Merkwürdig genug, erhalten wir zu gleicher Zeit doppelte Memoiren des Königs von Schweden; nur mit dem Unterschiede, daß die einen, welche den gegenwärtigen König Karl Johann betreffen, nicht von ihm selbst, sondern von einem englischen Magister Artium, die andere, welche den alten abgesetzten Gustav angehen, von seiner eigenen Hand geschrieben sind. An historischem Interesse sind ohne Zweifel die eigenhändigen Memoiren ohne Verhältniß reicher, nur ist ihr Inhalt bereits etwas antiquirt; die Memoiren Karl Johanns (Memoirs of Charles John, King of Sweden and Norway, by M. S. Meredith Lond. 1829, 8.) geben außer einer historischen Einleitung Nichts, als die größten Theils bereits auf anderem Wege bekannt gewordenen Reden, Staatspapiere und Correspondenzen des Königs, die indessen in dieser Zusammenstellung über die politischen und statistischen Verhältnisse Schwedens die trefflichste Uebersicht gewähren. Der Vorwurf des Undanks gegen Napoleon, der Bernadotte so oft gemacht worden ist, wird durch diese Documente wenigstens nicht widerlegt: „Ich habe mich getrennt von dem Kaiser Napoleon, sagt er selbst, an den ich durch die lebhafteste Dankbarkeit und durch vielfache andere Bande gefesselt war." Nach der Niederlage Napoleons bei Leipzig sagt Bernadotte in seinem Bulletin: „Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, der in dreißig Hauptschlachten den Befehl geführt und sich zu so hohem militärischem Ruhme emporgeschwungen hat, — freilich in dem er die Verdienste aller der alten französischen Generale sich zueignete — seine Armee in einer so unvortheilhafte Stellung concentriren konnte." Bernadotte wußte recht gut, daß die Wahl dieser Stellung nicht von Napoleon abgehängt hatte, sondern ihm aufgezwungen worden war; und er hätte nicht vergessen sollen, daß seine eigenen Fehler — besonders in der Schlacht bei Eylau — ihm von dem Kaiser nur aus Rücksicht auf die Fürbitten seiner Gemahlin verziehen worden waren. Aber wir selbst dürfen nicht vergessen, daß, ob auch Frankreich über Bernadotte zu klagen haben mag, doch Schweden seinem König unendlich Viel verdankt. Die Lehren, die er seinem Sohne, in dem Aufsatze über die Erziehung desselben giebt, sind vortrefflich; nur einen großen Irrthum theilt Karl Johann, leider! mit den meisten Fürsten, denen es mit Verbesserung der Lage und des Zustandes ihrer Völker Ernst ist, die Vernachlässigung des wichtigen Grundsatzes „pas trop gouverner!"

Die niederländischen Inseln.

Ein Schiff, welches am 29 Nov. d. v. J. von Madras nach Calcutta segelte, der John Munro, wurde durch widrige Winde ungewöhnlich lange auf offener See gehalten und durch das Ausgehen seiner Provisionen gezwungen, nach Tschang, einer der Nicobaren zu gehen. Nur gegen Taback waren die Einwohner, welche alle übrigen zum Tausche angebotenen Waaren zurückwiesen, zu bewegen, das Schiff mit Cocosnüssen und Geflügel zu versehen; dasselbe von dem Dampfschiffe, Enterprise, aus seiner unangenehmen Lage befreit wurde.

Calcutta John Bull.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 231. 19 August 1829

Die dramatische Poesie der Chinesen.

(Von Karl Friedrich Neumann.)

Bei dem Wiederaufleben und der Blüte chinesischer Wissenschaft und Literatur unter der hochbegabten Dynastie der großen oder mittäglichen Song (von 961 — 1279) ragte unter der großen Menge von Schriftstellern aller Art ein Mann hervor, nicht minder ausgezeichnet durch die Masse seines Wissens, als durch den Geist, womit er diese Masse durchdrang und belebte; es erhob sich ein Weiser empor über alle von Neid und Scheelsucht aufgeblasenen Gegner — Tschu tse, der Fürst des Wissens genannt. Wie bei dem gebildetsten Volk des Westens, bei den phantasiereichen Griechen, Aristoteles alle Ergebnisse der frühern Jahrhunderte beherrschte, ordnete und vermehrte, so bei den nüchternen Chinesen Tschu tse oder Tschu hi. Der Forscher des klassischen Alterthums wird keinen Theil der vielgegliederten griechischen Wissenschaft abhandeln wollen, ohne zu fragen, was der große Meister aus Stagira hierüber vorgefunden, hierüber gedacht; so nicht der Forscher in der unermeßlichen Literatur und Geschichte des Mittelreiches, ohne den großen Meister aus Ulwen zu befragen.

In der Vorrede zu seiner mit allem gelehrten Apparat versehenen Ausgabe des kanonischen Buches der Verse (Schiking) erklärt sich der Fürst des neuen systematischen Pantheismus, Tschutse, folgendermaßen über den Ursprung und die Geschichte der chinesischen Dichtkunst. „Die Menschen sind," sagt dieser chinesische Weltweise, „doppelten Princips, des himmlischen und des irdischen, des ruhenden und bewegenden. Aus dem bewegenden Princip entstehen Wünsche und aus diesen das Denken; die Sprache aber ist eine nothwendige Folge des Denkens. Was ist der Sprache nicht möglich? Vermag sie nicht alle Gefühle und Töne darzustellen? Dichtkunst entsteht aber durch eine Verbindung der mannigfachen, in einer gewissen Beziehung zu einander stehenden Töne. Fragt man mich, wozu dient die Dichtkunst, so antworte ich: Gedichte sind ein treues Bild in Worten von den Bewegungen, die die Außenwelt in unserer Seele hervorruft, von den Bewegungen des menschlichen Herzens, die entweder gute sind oder böse. Die Weisen gehören zu einer höhern Ordnung von Geschöpfen, sie haben bloß würdige Gefühle, und ihre wissenschaftlichen Produktionen sind deshalb vortrefflich zum Unterricht des Volkes. Während der Blüte des Reiches unter der dritten Dynastie, den Tschenu (von 1122 bis 249 v. Ch. G.), waren die Gesänge, die man von Staatswegen bei feierlichen Gelegenheiten anstimmte, so wie die Lieder des Volkes schicklich und weise. Die Weisen damaliger Zeiten brachten sie in Musik und verbreiteten sie unter das Volk, in den kleinern Feudalstaaten und im ganzen Reiche. Während jener Periode wurden den Fürsten auf ihren Reisen durch das Reich die poetischen Erzeugnisse zur Prüfung vorgelegt, — nur die ausgezeichnetsten derselben wurden einer Erwähnung würdig geachtet. Diese Sitte verlor sich mit der Zeit, und die Dichtkunst schien während der Verwirrung in den folgenden Jahrhunderten das Land verlassen zu haben; — in diesen Zeiten lebte Kong tse (Confucius). Nicht zum Herrscheramte berufen, stand es auch nicht in seiner Macht, den Saumseligen zu ermuntern, den Tollkühnen zu zügeln, den Lasterhaften zu züchtigen und den Tugendhaften zu erhöhen, — durch die Wissenschaft wollte er die Welt erneuen. Er ordnete die zerstreuten Gesänge aus alten Zeiten zu einem Ganzen, schnitt die Wiederholungen weg und das Ungeziemende, und begleitete den Rest mit erläuternden Bemerkungen. Auf diese Weise entstand das kanonische Buch der Gesänge (Schiking); hier ist für den Forscher und den Freund des Alterthums sichere Kunde aufbewahrt von den Tugenden und den Lastern der Ahnen; hier wird der Wohlgesinnte Ermunterung und der Verderbene ein Schreckbild finden, — die Gesänge im Buche der Verse sind Muster für alle Zeiten."

So weit Tschutse.

Für die dramatische Poesie findet sich kein Vorbild in den vier Theilen des Schiking, und das ist hinreichend, dem, wie kein anderes Volk, am Alten hängenden Chinesen die ganze Gattung als eine Neuerung verdächtig zu machen. Es ist im Strafgesetzbuche den Beamten bei Androhung einer gewissen Anzahl von Stockschlägen verboten, das öffentliche Schauspiel zu besuchen; und die dramatische Dichtung bleibt ganz, so viel wir wissen, aus dem eigentlichen Kreise chinesischer Wissenschaft und Literatur ausgeschlossen. Der schaulustige, an den Schicksalen Anderer sich ergötzende Sinn des Menschen wußte aber auch diese, wie viele andere seiner Natur widerstrebenden Satzun-

Digitized by Google

gen zu umgehen; der angesehene Chinese besucht nur ausnahmsweise öffentliche Schauspielgärten, aber er entbietet zu sich selbst ins eigene Haus bei jeder festlichen Gelegenheit Schauspieler und Gaukler. Der ehrliche, etwas beschränkte mohammedanische Reisende im vierzehnten Jahrhundert, Ibn-Batuta, sah bei einem Freudenmahle Kunststücke, über die er bald Hören und Sehen vergessen hätte. „Wir fanden bei Emir Kartil," erzählt der gute Ibn, „eine ausgesuchte Gesellschaft von Mohammedanern und Chinesen; auch Musikanten und Sänger waren dabei. Während des Essens erschienen die Spaßmacher, und der Herr des Hauses trug ihnen auf, ihre Künste zu produciren. Der Meister nahm hierauf eine hölzerne Kugel, in drei Löcher Seile befestigt waren, warf sie in die Höhe, bis sie aus unserem Gesichte verschwunden war und befahl dann einem seiner Schüler, an dem Seile hinauf zu steigen. Dieß geschah, und auch der Schüler verschwand aus unserem Gesichte. Der Herr rief seinem Burschen und erhielt keine Antwort; ärgerlich rief er nochmals und erhielt wiederum keine Antwort. Da setzt er ein Messer an das Seil, und sieh, auch das Messer stieg empor und verschwand aus unserem Gesicht. Es dauerte einige Zeit, er brachte dann die Hand des Jungen herunter, dann den Fuß, dann die andere Hand und so fort, bis er den ganzen Körper stückweis herabgeholt hatte. Mit blutbespritzten Kleidern kam er zum Hausherrn und holte fernere Verhaltungsregeln. Dieser sprach mit ihm chinesisch; darauf nahm der Meister die zerstückten Glieder des Burschen, setzte sie zusammen, und siehe! der Jüngling lebte auf frisch und gesund. Ich war außer mir vor Verwunderung und fühlte mich einer Ohnmacht nah; man gab mir Etwas zu trinken, und es ward mir besser. Der Cadi, der mir zur Seite saß, versicherte mich, dieß Alles sey bloß Schein und Täuschung gewesen."

Die dramatische Poesie gehört in China zur Volksliteratur; ein geprüfter, in der erhabenen Ode (wen schang) sich auszeichnender Gelehrter würde sich in China wohl eben so dreidigt finden, wenn man ihm zumuthete, Dramen zu schreiben, als viele unserer Gelehrten, wenn sie sich mit der Abfassung von Volksbüchern, Anekdotenalmanachen u. dgl. beschäftigen sollten. Diese Mißachtung der ganzen Gattung mag auch der Grund sein, warum selbst die Namen der Verfasser der Dramen gar selten genannt werden; man kennt die ausgezeichneten Schriftsteller eines jeden Faches; man weiß, wer in der Völkerkunde, in der Geschichte, in der lyrischen und beschreibenden Poesie, wer in der Alterthums- und Sprachkunde sich einen ausgezeichneten Namen erworben hat, — es wird aber Niemand genannt, der als dramatischer Schriftsteller zu Ruhm und Ehre gekommen wäre. Tschu tse, dessen sämmtliche Werke in 66 Bänden wir in Paris und London theils gelesen, theils durchblättert haben, berichtet über alle Zweige des bürgerlichen, religiösen, politischen und literarischen Lebens der chinesischen Nation, von der dramatischen Poesie haben wir aber nicht die mindeste Erwähnung gefunden.

Das Lied ist bei allen Nationen die Mutter der dramatischen Poesie, und, wenn auch der Name etwas wunderlich klingt, man könnte mit Recht von diesem Standpunkte aus die pindarischen Gesänge Urkomödien nennen. Das Lied allein berichtete in den ältesten Zeiten bei festlichen Gelegenheiten und in lustigen Gelagen den kurzen Verlauf einer bald freudig bald schmerzlich ergreifenden Begebenheit, bis endlich den müden Hörern die einfache Erzählung nicht mehr genügte und sie die Personen, wovon das Lied ihnen verkündete, wie sie leibten und lebten, vor sich sehen wollten. Mannigfache Umgestaltungen standen dem Liede bevor, ehe es seinen ganzen Charakter der Erzählung und Beschreibung verändern und in ein Anderes, in die lebendig dargestellte Handlung, das Drama, sich verwandeln konnte. Immerdar, auch nachdem nicht bloß ein Protagonistes, sondern mehrere handelnde Personen auf die Bühne gebracht waren, zeigte die dramatische Poesie der Alten in dem Chorgesange noch deutliche Spuren ihres Ursprunges, des Liedes; nur die dramatische Poesie der Neuern entfremdete sich ganz ihrer Quelle. Mag sie auch theilweise aus den kirchlichen Mysterien sich entwickelt haben, so möge man bedenken, daß diese selbst wiederum bloß die dargestellten Kirchenlieder sind und Legenden. Die Chinesen haben aber in der dramatischen Poesie, wie allenthalben im Leben und in der Wissenschaft, ein dem Ursprünglichen näherstehendes Verhältniß treu bewahrt; und diese Eigenthümlichkeit des chinesischen Volkes verleihet eben der Nation ihren unvergleichlichen Werth für die Bildungsgeschichte der Menschheit. Man kann mit Recht sagen, das Lied ist noch vorherrschend in der dramatischen Poesie des Mittelreichs, und der prosaische Theil dient bloß zu einem leichtern Verständniß der Gesänge. Unsere Eintheilung des Dramas in Komödie und Tragödie ist den Chinesen fremd, doch stehen einige Klassen des chinesischen Dramaturgen Han hin tse in einer gewissen Beziehung zu der dramatischen Poesie Europas. Han hin schrieb eine Abhandlung über die dramatische Poesie, chinesisch Kejuh genannt, ein Wort, welches ursprünglich gewundene Gänge und dann auch Lieder bedeutet, und theilt sie in zwölf verschiedene Klassen; die siebente Klasse, worin vertriebene Staatsmänner und elternlose Waisen die Hauptrolle spielen, so wie die zehnte Klasse, lassen eine Vergleichung mit unserem Trauerspiele zu; sie schildern, nach dem Ausdrucke des chinesischen Schriftstellers, Mitleiden und Seufzer, schmerzliche Trennung und freudiges Wiederfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Rechenschaftsbericht der schwedischen Regierung an die Generalstaaten über den Staatshaushalt des Königreichs.

IV. Justizwesen.

Schon am Schluß der vorigen Sitzung hatte der König den Ständen seine Absicht zu erkennen gegeben, ihnen am folgenden Landtag den Entwurf zu einem neuen Civilgesetzbuch vorzulegen, welcher von einer eigens dazu niedergesetzten Commission bearbeitet werden sollte. Diese Arbeit nebst dem Druck derselben wurde am 1 April 1826 vollendet und hierauf, wie es das Ver

führten bei Gesetzvorschlägen mit sich bringt, dem Obertribunal mit allen dazu gehörigen Protocollen und den motivirten Abstimmungen der Commission zur Prüfung vorgelegt. Diese Behörde beschäftigte sich dann damit einen Tag in der Woche. In Betracht der Wichtigkeit des Gegenstandes hat hierauf der König für zweckdienlich gehalten, auch noch die Erfahrungen und Kenntnisse der Gerichtshöfe zu Rath zu ziehen. Vermöge eines Erlasses vom 16 November 1826 ward den Präsidenten dieser Collegien aufgegeben, zwei Mitglieder zu bezeichnen, die sich unter der Leitung des Präsidenten zu versammeln hätten, um gleichfalls eine Revision jener Arbeit vorzunehmen: sie sollten namentlich darauf sehen, nicht bloß wo die bestehenden Gesetze der Abänderungen oder Zusätze bedürften, sondern auch ob die neuen Bestimmungen immer klar und deutlich für den Richter und Advokaten wie für die Parteien abgefaßt wären, und wenn sie diesem Erforderniß nicht entsprächen, einen Gegenentwurf einreichen. Ihre Bemerkungen und Vorschläge wurden spätestens bis zum 1 April des folgenden Jahrs erwartet. Ohne Zweifel kann man aber bei einem neuen Gesetzbuch, das so viele Interessen berührt, nicht vorsichtig genug zu Werk gehen: deswegen wünschte der König, daß nicht bloß der Fachgelehrte, sondern jeder schwedische Bürger Gelegenheit haben sollte, seine etwaigen Bedenken mitzutheilen, ehe der Entwurf von den Generalstaaten die letzte Sanktion erhielte; dazu enthielt denn auch das königliche Dekret vom 23 Januar 1827 eine förmliche Aufforderung.

Die von den einzelnen Gerichtshöfen eingelaufenen Gutachten sind inzwischen im Druck erschienen; zu völliger Reife ist jedoch die Sache noch nicht gediehen wegen der vielen Anstände, die sich theils im Obertribunal, theils im Staatsrath dabei erhoben haben. Eben so wenig war man bis dahin mit der Redaktion des neuen Strafcoder zu Stande gekommen; doch hoffte der König, daß wenigstens ein Theil der Arbeiten bis zu Ende vorigen Jahres so weit vorgerückt seyn würde, daß er den Generalstaaten vorgelegt werden könnte, wenn man nicht vorziehen wollte, damit so lange zu warten, bis das Ganze fertig wäre. Eine Hauptschwierigkeit lag darin, theils daß mehrere Gesetzesbestimmungen aus dem neuen Civilcoder in den neuen Criminalcoder verwiesen werden, theils daß die Sektionen der unbeweglichen Güter, des Handels und Bauwesens, welche nach der Constitution einen Theil der dem König ausschließlich zustehenden ökonomischen Gesetzgebung ausmachen, der Gegenstand besonderer Verfügungen seyn mußten. *)

Die Strafanstalten **) haben eine solche Einrichtung erhalten, wie sie der Grundsatz der Sparsamkeit, der Sicherheit der Haft und der sittlichen Besserung der Sträflinge zu fordern schien; zu dem Ende hat man z. B. die Sträflinge je nach der Beschaffenheit ihrer Verbrechen in Classen geschieden, und einem Theil derselben, um sich die Aufsicht über sie zu erleichtern, eine völlige militärische Organisation gegeben. Ein Corps von 300 Schanzgräbern ist bereits auf diesen Fuß gestellt worden. Die Commission für Gefängnisse und Arbeitshäuser hat hiebei gute Dienste geleistet, indem sie die Gebrechen der bestehenden Anstalten genau untersuchte und die Mittel zur Abhülfe vorschlug. Eine besondere Commission beschäftigte sich mit einer Revision aller auf den Müßiggang und die Landstreicherei bezüglichen Verordnungen und mit Abfassung eines neuen Statuts über diesen Gegenstand. Aber immer muß man die Wohlthätigkeitsanstalten als das beste Supplement der Strafanstalten betrachten. Von dieser Ansicht ausgehend ertheilte der König mehreren Vereinen zur Unterstützung und Beschäftigung der Armen, zur Gründung von Witwen- und Waisencassen, zur Errichtung von Armenmagazinen in den Pfarreien theils die gesetzliche Autorisation, theils unterstützte er sie aus seiner Privatcasse.

*) Eine neue und vollständige Sammlung des alten schwedischen Rechts, womit der König zwei gelehrte Professoren beauftragt hat, dürfen wir nicht vergessen; ihren Bemühungen verdankt man bereits eine Sammlung der alten Gesetze von Westgothland. Auch erscheint seit dem Jahr 1825 ein Regierungsblatt.

**) Die Hauptstrafanstalten bestehen jetzt, nachdem die in Wadstena, welche ihrem Zweck nicht entsprach, aufgehoben worden ist, in Stockholm und Malmö.

Die Entstehung der Meteorsteine.

La Place nahm an, daß die Meteorsteine oder Aerolithe von Vulcanen im Monde herabgeworfen würden; Brewster schrieb ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung mit den vier kleinen Planeten Juno, Vesta, Ceres und Pallas zu, nämlich die Explosion eines größern Planeten zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiter; Andere erklärten sie für vulcanische Massen, die von den Vulcanen der Erde ausgeworfen worden wären. Von allen diesen Theorien befriedigt indessen keine unser Urtheil so sehr, als die kürzlich von einem englischen Gelehrten, Dr. Butler, aufgestellte, welche den Fall der Meteorsteine lediglich als ein magnetisches Phänomen betrachtet.

Man kann es nicht in Zweifel ziehen, daß alle festen sowohl als flüßigen Stoffe auf der Erdoberfläche beständig sich in einem Zustande der Verdünstung befinden; nur ist es bei der außerordentlichen Langsamkeit, mit welcher dieser Proceß bei festen Stoffen vor sich geht, unmöglich, die in einer bestimmten Zeit abgeworfene Quantität ihrer Materie zu sammeln und aufzuweisen. Im Allgemeinen ist es aber ein aerostatisches Gesetz, daß die specifische Schwere der Dämpfe sich gerade so verhält, wie die Flüchtigkeit der Stoffe, von denen sie herrühren. Die Erden und Metalle werden, wenn sie die Gasform annehmen, leichter, als alle andere Gase bei ähnlichem Drucke und gleicher Temperatur. Hieraus folgt, daß die höchsten Regionen der Luft aus gasartigen Metallen und Erden, oder ihren verbrannten Grundstoffen, bestehen müssen, unter denen Silicon, Aluminum und Eisen, die Hauptbestandtheile der Erde, natürlich überwiegen müssen. Giebt man nun die Existenz von Metallschichten in Gasgestalt über der Oberfläche der Atmosphäre in jener unbestimmten Höhe zu, wo die Untheilbarkeit ihrer Atome die fernere Ausdehnung in den Raum verbietet, was würde die Folge seyn, wenn irgend ein gegebenes Volumen z. B. eine Cubicmeile dieser so zusammengesetzten Gasmasse durch irgend eine Ursache veranlaßt würde, den Widerstand der Luft zu überwinden, und, um die Masse vor zu großer Zerstreuung zu bewahren, sich in die Tie-

fen jenes Luftoceans zu präcipitiren, auf welchem sie vorher schwamm? Bei dem Herabsinken würde der Umfang dieser Massen sich allmälig vermindern und ihre heterogenen Atome durch den zunehmenden Druck der Luft einander bis zu jenem Grade genähert werden, wo die unähnlichen Atome vermöge der Kraft ihrer Verwandtschaft in eine Combination zu treten anfingen. Angenommen, daß die Gasmasse aus den gewöhnlichen Elementen der Meteorsteine bestehe, so würde diejenige Combination, welche zuerst Statt finden müßte, die Vereinigung von Atomen von Silicon, Aluminum, Calcium und Magnesium mit den Oxygen-Atomen der Luft seyn. Die Partikeln von Eisen, Nickel, Chromium, Cobalt und Schwefel, die keine so nahe Verwandtschaft mit dem Oxygen haben, würden unter einander vermischt in die flüssige Masse eingehüllt werden und, so lange der flüssige Zustand derselben dauerte, Gelegenheit haben, durch die Kraft der Attraction in kleinen homogenen Massen sich oxygeniren zu lassen; der Schwefel würde hie und da mit dem Eisen vereinigt, und die Erde in eine mehr oder weniger unvollkommene Crystallisation verwandelt — im Verhältniß zu der Schnelligkeit der Verdichtung, welche die schnelle Absorption der Hitze durch die Atmosphäre verursachen müßte. Der Act der Verdichtung und Combination müßte von dem Ausströmen einer bedeutenden Quantität von verborgenem Lichte und Wärme begleitet seyn und könnte sich, bei dem plötzlichen Zusammenfallen der umgebenden Atmosphäre nicht anders, als in eine laute Explosion endigen; mit einem Worte ein Lichtstrom würde sich zeigen und die verdichtete Masse in flüssigem Zustande weißglühend erscheinen. Bedenken wir nun, daß die ganze Erde ein ungeheurer Magnet ist, daß die Auroren, welche in den Polarregionen aufsteigen, eine directe Beziehung auf ihre Pole haben, die Magnetnadel in Bewegung setzen und daher zuverlässig magnetische Phänomene sind, so werden wir an einen Einfluß des Magnetismus auf die Atmosphäre der gemäßigten Zonen, wie unter dem Aequator, kaum zweifeln können, obwohl bei der außerordentlichen Abflachung des Luftsphäroids und der daraus hervorgehenden großen Höhe jener Regionen der Anblick ähnlicher Erscheinungen den Bewohnern dieser Breiten vorenthalten ist. Dieß zugegeben, werden wir leicht begreifen, wie der Magnetismus fähig seyn kann, einzelne Theile der höheren Luftschichten auf die von Butler vorausgesetzte Weise in die niedere Atmosphäre zu präcipitiren. Als den stärksten Beweisgrund für seine Hypothese führt Butler an, daß von 52 Stoffen, welche bei dem gegenwärtigen Stande der Chemie als Elemente betrachtet werden, nur vier den Gesetzen des Magnetismus unterworfen sind. Die Meteorsteine bestehen aber aus zehn Elementen, unter denen sich gerade jene vier magnetische Körper befinden — Eisen, Nickel, Chromium und Cobalt; von den übrigen sechs Substanzen sind fünf — Silicon, Aluminum, Calcium, Magnesium und Sulphur — vielleicht die am häufigsten vorkommenden Bestandtheile des Erdballs und folglich nach Butlers Hypothese auch in den oberen Luftregionen am häufigsten vorhanden, während das sechste, Oxygen, aus der Atmosphäre selbst hinzutritt.

Die Braut in Mexico.

Die Braut war ein schüchternes kleines Kind von fünfzehen Jahren, aber wohlbeleibt und mit einem Paar glänzender schwarzer Augen, die durch die Kraft und den schnellen Wechsel ihres Ausdruckes für die scheue Zurückhaltung und das Stillschweigen der Besitzerin hinreichend schadlos hielten. Die Tische sind überall in Mexico so hoch, daß selbst große Personen das Essen einigermassen beschwerlich fällt; unsere kleine liebenswürdige Wirthin hatte indessen diesen Uebelstand in einen Vortheil zu verwandeln gewußt, indem sie das Kinn auf den Tellerrand legte, während ihre Ellenbogen zu beiden Seiten auf dem Tische ruhten, und ihre beiden Hände abwechselnd mit der größten Bequemlichkeit, gleich zwei Rädern, vom Teller zum Munde sich bewegten. Da während dieser Beschäftigung ihre Augen die Stelle der Zunge vertraten, und sie daher keine Zeit in der Unterhaltung verlor, so setzte sie diese Vorkehrung in den Stand, für zwei Personen zu arbeiten; und sobald sie ihr Geschäft vollbracht hatte, verließ sie uns, um uns Zeit zu gönnen, dasselbe unsererseits gleichfalls zu Ende zu bringen. Der Thür in der Mitte des großen Saales, in welchem wir speisten, gegenüber, hing eine jener Hängmatten, welche den Bewohnern dieser Gegenden allgemein zur Nacht- und Mittagsruhe dienen; in diese warf sich die Kleine mit einer Art von nachlässiger Gleichgültigkeit, indem sie zugleich einen der Pfeiler der Colonnade mit dem Fuße und die Wand auf der andern Seite mit der Hand stieß, und sich dadurch plötzlich in eine schnelle kreisförmige Bewegung versetzte. Sogleich erschien auch eine ihrer Mägde mit einer Papiercigarre, die sie im Mund brennend erhielt und, ihre Gelegenheit ersehend, der Gebieterin in die mechanisch ausgestreckte Hand steckte, welche dieß Narcoticum in einem Augenblicke zum Mund führte. Diese Operation wurde mit solcher Geschicklichkeit vollbracht, daß die Schwingungen der Schaukel auch nicht im Mindesten gestört wurden. Ein gelegentlicher Stoß hielt diese etwa eine Viertelstunde in Bewegung, worauf sie allmählig inne hielt. Die Cigarre war geraucht, die Dame schlief und unser Mahl war zu Ende.

Thompson's Guatemala.

Egyptisches Denkmal.

Eine der wichtigsten Ausbeuten von Champollion's egyptischer Reise dürfte die Erwerbung eines Basreliefs seyn, welches bereits im Jahre 1826 zu Cairo in einer Moschee entdeckt wurde und gleich dem berühmten Denkmal von Rosette eine dreifache Inschrift, zweimal egyptisch in Hieroglyphen und demotischer Schrift und einmal griechisch enthält. Das Basrelief stellt eine Procession dar, darunter sind neunundzwanzig oder dreißig Zeilen in Hieroglyphen, siebenundzwanzig mit demotischer Schrift und vierundsiebenzig mit griechischer. Leider ist dieß wichtige Denkmal nur unvollständig erhalten, indem dasselbe in zwei Hälften zerbrochen und die eine derselben, und folglich auch die Hälfte von jeder Zeile der Inschrift, verloren gegangen ist. Ueber den Besitz erhob sich bei Champollion's Ankunft ein Streit, indem ein Engländer, Burton, der dieß merkwürdige Fragment zuerst entdeckte, Anspruch darauf machte, obgleich Ibrahim Pascha dasselbe dem französischen Consul Drovetti geschenkt hatte. Zuletzt beruhigte sich indessen der Entdecker mit der Erlaubniß, an der Inschrift eine Copie zu nehmen, die sogleich durch eine sorgfältige Lithographie vervielfältigt wurde.

Literary Gazette.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 232. 20 August 1829.

Aberglauben in Italien. *)

Auf bloß poetischem Boden mag der Aberglaube sein Recht behaupten; bedenklich aber wird er, wenn er in's religiöse Gebiet überschweift, und seine ringebildeten Wunder an die Stelle der autorisirten Wunder zu setzen droht. In einem solchen Fall sah ich einmal, wie selbst die päbstliche Regierung einschritt. Ich ging eines Abends durch eine enge Straße in Rom, la Sabina genannt und erblickte in einem Winkel eine lärmende Volksmenge, untermischt von päbstlichen Gendarmen, welche dieselbe auseinander zu treiben suchten. Von einem Einwohner erfuhr ich, daß seit undenklichen Zeiten in dem Hintergrund der Gasse ein Muttergottesbild steht, das man für so unbedeutend hielt, daß nur wenige Vorübergehende vor dem Schrein ihre Hüte lüpften. Diesen Abend unterhielten sich zwei Weiber in diesem Winkel und sahen, als sie zufällig auf das Antlitz der Madonna blickten, daß sie mit einem Ausdruck von Bekümmerniß ihre Augen bewegte, mehrmals zum Himmel aufschlug und dann auf die Gaffenden senkte. Diese fielen auf ihre Knie und riefen: „Ein Wunder! Ein Wunder!" Sogleich sammelten sich die Nachbarn, die Vorübergehenden traten heran, und das neue Wunder hatte sich blitzschnell durch die Stadt verbreitet. Aber nicht weniger schnell schickte die Inquisition, welche an der Spitze der Polizei steht, ihre Gendarmen an Ort und Stelle, ließ die zwei Kerzen der Madonna auslöschen und das Volk zerstreuen. Diese gewaltthätige Einmischung der Staatsgewalt erregte den Unmuth der gläubigen Römer, und viele ließen sich, als ächte Märtyrer, verhaften.

Zu diesem Volksaberglauben ist die Legende von der Pantheons-Madonna ein geeignetes Seitenstück. Das wunderthätige Bild der Santa Maria della Rotonda hatte sich lange Zeit nicht gerührt und war in Mißkredit gekommen; nur eine kleine Lampe flimmerte kärglich vor dem Altar, der jetzt von unzähligem Kerzenlicht überstrahlt; kein einziges Weihgeschenk schmückte ihren Leib, der jetzt von Herzen, Kronen, Armbändern und Halsgeschmeiden überladen ist. Eines Tags hatte der Custos des Pantheons vergessen, die Madonnalampe mit Oel zu versehen, und gegen Abend, als die Thorr geschlossen waren, erlosch die heilige Flamme. Plötzlich vernahm das Volk auf der Piazza aus dem Innern der Kirche eine laute Klagstimme, welche Ogilo! Ogilo! rief. Man eilte zu dem Custos; die Thüren des Heiligthums wurden geöffnet, der Abgang des Oels entdeckt und das Wunder laut verkündet. Der Custos entkam mit Mühe den Händen der versammelten Andächtigen, in derselben Nacht wurden rings um den Altar des beleidigten Muttergottesbilds Kerzen angezündet; und dieses hat seitdem Kranke geheilt, Sünden vergeben und Wunder aller Art verrichtet. Ich hörte diesen Vorfall von dem Volke; in wie weit dieses Wunder von der Kirche anerkannt wurde, konnte ich jedoch nicht erfahren.

Wollte man den Legenden der zahlreichen Heiligenbilder nachforschen, welche die Provinciallkirchen Italiens beschützen, so würden die dargebrachten Weihgeschenke noch größere Wunder, als die vorerwähnten, enthüllen. Diese Heiligenbilder wurden ursprünglich ohne Zweifel an den Kirchen Italiens als Surrogate der heidnischen Schutzgötter aufgestellt. In Rom ersetzt das wunderthätige Standbild St. Peters den Jupiter Capitolinus, dessen Bildsäule das Material zu dem christlichen Heiligen geliefert haben soll; obgleich der Schwede Zoëga, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten neuern Alterthumsforscher, behauptet, daß die Bildsäule des heiligen Petrus die antike Statue eines unbekannten römischen Senators sey.

Die meisten Kirchen des neuern Roms sind auf den Grundlagen alter Tempel erbaut; auf gleiche Weise wurden christliche Gebräuche auf alte römische Ritualien gepfropft, und die Statuen Jupiters und der Venus bedurften nur neuer Köpfe, um als Heilige und Madonnen Gegenstände christlicher Verehrung zu werden. Von dergleichen Adoptionen bietet Rom unzählige Beispiele dar. Welcher Unterschied ist z. B. zwischen der tabula votiva der alten und der neuern Römer? Hingen nicht einst Modelle von Armen und Beinen mit Angaben der an ihnen verrichteten Kuren an den Wänden des Aesculaptempels auf der Tiberinsel, wie jetzt neben den Bildern wunderthätiger Heiligen und Madonnen? Die heidnischen Römer hängten, aus einem Schiffbruch gerettet, Gemälde des Sturms, und oft ihre meergetränkten Gewänder in dem Neptunustempel auf, oder brachten marmorne Miniaturschiffe dem Helmführer Jupiter dar. Jetzt weiht ein glücklicher Seefahrer dem S. Rocco, oder dem S. Antonio Ab-

*) Nachtrag zu dem Artikel in Num. 227 und 230.

bate, oder irgend einer Madonna ein groteskes Conterfei seiner gefährlichen Seeabenteuer. Auf dem Berge Celio und derselben Stelle, wo früher der Tempel des heimführenden Jupiters stand, wird jetzt die S. Maria della Navicella verehrt. Vor ihrem kleinen Tempel ließ Leo X, entweder als christlicher oder als klassischer Enthusiast, zum dankbaren Andenken für seine Rettung aus einem Sturme ein kleines marmornes Schiff aufhängen, und in dem Boden darunter wurden Bruchstücke antiker Votivschiffe wieder ausgegraben.

Auf der Nordseite des Palatinus, auf der Stelle, wo der Sage nach Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt wurden, stand der Tempel des vergötterten Romulus, in welchem sich die Statue der säugenden Wölfin befand. Hieher brachten die altrömischen Mütter ihre kränklichen Kinder, um von ihrem wunderthätigen Heros für sie Gesundheit zu erflehen. Jetzt steht auf demselben Platze die Rotunda des heiligen Theodors, und die Heilkräfte des heidnischen Vorfahrers gingen auf den christlichen Nachfolger über; denn hier allein beten die modernen Römerinnen um die Genesung ihrer kranken Kinder, wie es ihre Vorfahren bei dem Gründer der Stadt gethan.

Das Pantheon, einst der Tempel aller Götter, ward durch Papst Bonifacius zum Tempel aller Märtyrer umgeschaffen, nachdem er acht und zwanzig Reliquien unter dem Hochaltar hatte eingraben lassen. Die Bronzerosetten der Kuppel wurden von dem Papst Barberini, Urban VIII, in Verzierungen seines Grabmals und den Baldachin St. Peters umgeschmelzen. In neuern Zeiten ward diese prachtvolle Rotunde in einen Tempel aller Künstler von Canova metamorphosirt, dessen Reichthum und Meisel die Nischen so dicht mit marmornen Poeten, Malern, Bildhauern, Architekten und Musikern bevölkerte, daß er kaum noch Raum für seine eigene Büste ließ.

Im alten Rom berührte der Consul oder Prätor die Häupter freigelassener Sclaven mit seinem Stabe, zum Zeichen ihrer Befreiung aus der Sclaverei; und im modernen Rom giebt der Beichtvater einen gleichen Schlag mit einem Stabe dem Büßenden nach der Beichte und befreit ihn damit aus der Dienstbarkeit der Sünde.

Am ersten Mai setzen die römischen Kinder eine mit einem Blumenkranz geschmückte Madonnapuppe auf einen Stuhl vor die Hausthür; und jeder Vorübergehende wird um eine Gabe angesprochen in folgendem Vers, den die kleinen Bettler absingen:

„Belli, belli giovanotti,
Che mangiate pasticciotti
E bevete del buon vino,
Un quattrin sull'altarino!"

An den Calendern des Maimonats ward in allen Häusern des alten Roms das Gründungsfest der Altäre der Lares Praestites gefeiert. Das Lararium, welches die kleinen Hausgötter enthielt, wurde bei dieser Gelegenheit mit frischen Blumenkränzen und Blattern ausgeschmückt, und moderne Alterthumsforscher glauben in der Sitte der römischen Kinder eine Reliquie des alten Festes zu sehen.

Leicht könnte man die Zahl ähnlicher Analogien noch vermehren; ich schließe aber mit einem Beispiel neapolitanischen Aberglaubens. Die neapolitanischen Matrosen gehen nie auf die See ohne eine Büchse mit kleinen Bildern oder Puppen, wovon einige von ihren Vorfahren ererbte Schutzheilige, andere zwar neuer, aber von erprobter Wirksamkeit zur Stunde der Gefahr sind. Wenn das Schiff in einen Sturm kommt, überlassen die Matrosen dasselbe nicht selten seinem Schicksal und bringen die Büchse mit Heiligen aufs Verdeck, halten einen davon empor und flehen ihn um Hülfe an. Nimmt der Sturm zu, so wird der störrische oder machtlose Heilige schmählich ausgescholten; es werden andere Heilige emporgehalten, angefleht, und der Reihe nach weggeworfen, bis der Himmel gnädiger wird. Legt sich nun der Sturm und verschwindet die Gefahr, so erwirbt der letztangeflehte Heilige sich den Ruf der Wunderkraft und wird nach der Heimkehr mit besonderer Andacht verehrt.

Das Hof-Journal.

Sechste Skizze.

Die verstorbene Königin Karoline von England.

Es ist bekannt, daß bei der merkwürdigen Untersuchung gegen die Prinzessin von Wales im Jahr 1805 und 6 Mistreß Lisle auf eine sehr peremtorische Art zum Zeugniß aufgefordert wurde. Ihre Aussage war die einzige, die als eine wirklich gefährliche Waffe gegen die Prinzessin geführt wurde. „Das könnte (so lautete ein Brief der Prinzessin an ihren königlichen Schwiegervater) in der ganzen Verhandlung der einzige Punkt seyn, der einigermaßen gegen mich spräche und den Glauben Eurer Majestät verdienen könnte."

„Ihre Königliche Hoheit benahm sich gegen den Kapitän Mandy wie eine Frau, die gerne die Kokette spielt. Ihrer (der (Mistreß Lisle) Meinung nach konnte ein Betragen, wie das Ihrer Königl. Hoheit gegen den Kapitän Mandy nicht schicklich genannt werden."

Die Vertheidiger der Prinzessin hatten recht. „Diese schwankende Erklärung war einer vielsinnigen Auslegung fähig," und man hörte auch den verstorbenen König mehr als einmal sagen: er habe sich vergebens bemüht, sie aus seinem Gedächtnisse zu verwischen. Diese kurze Aussage war es auch, worüber sich eine andere erlauchte Person wiederholt äußerte: „Ich werfe auf das Haupt der Miß Duglas die ganze Infamie, welche sie verdient; aber, aber Sire, das Zeugniß der Mistreß Lisle!" — So bekannt dieß Alles ist, so wenig ist es noch die geheime Geschichte dieser Zeugenaussage und vielleicht ist eine Aufklärung über dieselbe nicht uninteressant. Wir finden in ihr die schon oft gemachte Bemerkung bestätigt, wie leicht die geringfügigsten Umstände auf eine ganze Reihe von Folgerungen ein gedeihliches Licht werfen, wie oft ein wichtiger und delikater Prozeß durch eine einzige unvorsichtig hingeworfene Aeußerung eine höchst tragische Richtung nehme und wie wahr es sey, was der Dichter sagt:

Genesung giebt ein Wort; doch giebt's zu rasch gesprochen,
Oft auch den Tod dem Herzen, das gebrochen.

Digitized by Google

Als Mistreß Lisle von dem Kanzler Erskine die Vorladung erhielt, vor der damals niedergesetzten Commission als Zeuge zu erscheinen, hatte sie gerade die traurige Nachricht von dem Tode ihrer Tochter empfangen. Wenn je Mutter und Kind mit innig-ster Zärtlichkeit an einander hingen, wenn je eine Mutter in die außerordentliche Liebenswürdigkeit und die glänzenden Geistesgaben einer angebeteten Tochter verliebt war und diese Tochter mit kindlicher Ehrfurcht zu dem erhabenen und tadellosen Charakter ihrer Mutter emporblickte und mit dankbarer und zärtlicher Aufmerksamkeit die heiße Liebe derselben erwiederte — so fand dieß Verhältniß zwischen Mistreß Lisle und ihrer Tochter Mistreß Arbuthnot Statt.

Doch es kamen hiezu noch Umstände, welche das von dem Tod ihrer Tochter schmerzlich zerrissene Gemüth der Mistreß Lisle mit noch schwärzeren Bildern erfüllen mußten. Mistreß Arbuthnot hatte ihren Gemahl auf seiner Gesandtschaft nach Konstantinopel begleitet, in der freudigen Hoffnung, in ihrem neuen Verhältnisse durch eigenen Augenschein sich Kenntnisse über ein Land verschaffen zu können, das so voll Merkwürdigkeiten und noch so wenig bekannt ist. Die letzten Briefe aus ihrer geübten Feder, die bei einem glänzenden Stile die Treue und Kunst in der Beschreibung der mannigfaltigsten Gegenstände erkennen ließ, athmeten noch Jugend und Hoffnung, sprachen von genossenen Vergnügungen und drückten die Hoffnung auf noch bevorstehende Genüsse aus. — Kurz darauf eingegangene Nachrichten meldeten ihren Tod. Sie starb zu Pera, sie starb als man dieß traurige Ereigniß am Wenigsten ahnte, sie starb gerade, als der Arzt der Gesandtschaft aus irgend einer Veranlassung seinen Posten verlassen hatte, weshalb man die ärztliche Hülfe eines Eingeborenen beiziehen mußte, sie starb fern von ihren Freunden unter Fremden.

Der Schmerz der Mistreß Lisle war über alle Beschreibung. Unter Thränen in einer namenlosen Angst rief sie aus: „Ich kann nicht vor dem Gericht erscheinen. Halb besinnungslos und unfähig mich zu sammeln, mir einem Herzen, das vor Schmerz zerspringen möchte, während all mein Sinnen und Denken nach dem Grabe meiner Tochter gerichtet ist, kann ich unmöglich über einen Gegenstand mich erklären, der soviel Besonnenheit erfordert. Ich bitte Sie um Gottes Willen, schreiben Sie und bitten Sie um Aufschub des Verhörs."

Die Antwort war kurz und rauh. Es konnte kein Verzug gestattet werden, wie es wohl auch voraus zu sehen war. Die besondern Umstände des Prozesses — die Theilnahme, von welcher das ganze Land aufgeregt war — die Gefühle der dabei verflochtenen Parteien — die Besorgniß des Königs — Alles drang auf schleunige Entscheidung. Lord — ließ daher keinen ihrer Gründe gelten. So schneidend der Ton seiner Antwort war, so scharf verwundete er auch.

„Das hab' ich nicht verdient," sagte Mistreß Lisle zu ihrer vertrautesten Freundin Mistreß Forster, „in welcher unglücklichen Stimmung ruft man mich! Mein Kopf ist zerrüttet, mein Herz gebrochen. Ich gehe meiner völlig unmächtig vor das Gericht. Die Schuld falle auf die, welche mich vor ihr Tribunal schleppen, wenn mein Zeugniß die Farbe meines Leidens annimmt."

Sie ging und in ihrer Aussage klang der Schmerz wieder, der sie zermalmte. Die Anwälde Ihrer Königlichen Hoheit machten darauf aufmerksam, und Mistreß Lisle leugnete es nicht. „Gott sey Dank! die peinlichste Stunde meines Lebens ist vorüber!" rief Mistreß Lisle erschüttert aus, als sie den Gerichtssaal verließ, „und nun," fügte sie hinzu, indem sie in ihren Wagen stieg, „sey den Höfen für immer Lebewohl gesagt. Noch in dieser Stunde gebe ich meinen Dienst zurück."

„Der Prinzessin?"

„Nein, dem Prinzen. Von ihm habe ich meine Anstellung erhalten, in seine Hände gebe ich sie zurück."

Ihr Schreiben trug den Ausdruck eines tief verwundeten Gemüthes und enthielt die unverkennbaren Züge einer erhabenen Rührung und des schmerzlichen Kampfes ihrer Seele. Während sie die ihrem Fürsten schuldige Ehrerbietung nicht aus dem Auge verlor, vergaß sie aber auch nicht, was sie sich selbst schuldig war. Sie bat um die Erlaubniß, zu den Füßen Sr. Königl. Hoheit die Stelle niederlegen zu dürfen, welche er ihr bei dem Hofstaate seiner Gemahlin übertragen hatte. Man hat noch eine Abschrift von diesem rührenden Schreiben. Der, an welchen es gerichtet war, weit entfernt, ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hatte ein zu hohes Gefühl für Ehre, um nicht die Aufrichtigkeit desselben zu achten.

„Ich fühle nur zu sehr die Schwierigkeiten ihrer Stellung. Sie sind hierin sehr stark gezeichnet; aber der Brief ist ganz so geschrieben, wie man es von einer Frau von so hoher Gesinnung und so edlen Grundsätzen erwarten mußte. Ich bewahre ihr meine unverminderte Achtung."

Es ist ein sehr erfreulicher und wohlthuender Gedanke, daß beide Frauen, welche so viele Jahre lang so eng verbunden waren und zuletzt durch Erörterungen von einander getrennt wurden, welche keine von ihnen vorausgesehen hatte und welche beide beklagten, dennoch von einander mit zärtlichen Gefühlen und christlicher Schonung dachten.

Eine der ersten Fragen der Königin, als sie wieder Englands Boden betrat, war: „Lebt Mistreß Lisle noch und geht es ihr wohl? Wo hält sie sich jetzt auf?" — Als man ihr sagte, daß sie in völliger Zurückgezogenheit, — sorgenfrei, unabhängig und bei guter Gesundheit lebe — und Alles besitze,

Was eines Menschen Alter soll geleiten,
Wie Achtung, Lieb', Ehrfurcht, zahlreiche Freunde —

so war das Vergnügen der Königin über diese Antwort unverkennbar.

„Wie herzlich freut es mich! sagte sie. Mistreß Lisle's Aussage hat mir einst viele Verlegenheit gemacht — aber es ist vorbei. Sie war eine Frau ohne Falsch, die jede Verstellung haßte, und ich hege für sie noch jetzt dieselbe Achtung und Verehrung, wie ich sie immer fühlte."

„Ich bitte Sie meine Herren, ziehen Sie nicht gegen die Königinnen, wenigstens nicht in meiner Gegenwart;" so lautete die sanfte aber bestimmte Zurechtweisung, welche Mistreß Lisle einem ihrer jungen Anverwandten ertheilte, der von jener auf den ersten Anblick so schlimm scheinenden Sache die schlimmste Seite aufgefaßt hatte. „Es sind Züge in ihrem Leben und ih-

Digitized by Google

rem Charakter, welche ich stets mit Bewunderung anerkennen muß; mir selbst hat sie so viele Güte erzeigt, die ich niemals vergessen werde. Und da ich gezwungen bin, Ihnen gegenüber meine Meinung über sie zu sagen (was, wie ich hoffe, das erste und letzte Mal der Fall seyn wird) so erkläre ich, daß sie jetzt wie immer außerordentlich unbedachtsam, aber noch jetzt wie immer unschuldig ist."

(Schluß folgt.)

Präsident Jackson.

Andreas Jackson, gebürtig aus Warsaw in Südcarolina, ist der Sohn achtbarer Eltern, die ihn in frühester Jugend in die politischen Grundsätze einweihten, zu denen er sich sein ganzes Leben hindurch bekannt hat. In seinem vierzehnten Jahre trat er in die Miliz; er diente noch nicht lange, so gerieth er in Gefangenschaft. Eines Tags hatte der Officier, in dessen Hände er gefallen war, beim Durchwaten durch ein Wasser seine Stiefel beschmutzt und Jackson zugemuthet, daß er sie putzen sollte. Durch die hartnäckige Weigerung seines Gefangenen erbittert zog der Kriegsmann den Degen und führte einen Hieb nach dessen Kopf, der wahrscheinlich tödtlich gewesen wäre, wenn dieser ihn nicht mit der linken Hand abgewandt hätte, an welcher die tiefe Narbe noch zu sehen ist. Jacksons Brüder, Robert und Hugo, dienten beide in der Armee und kamen schnell nacheinander um; kurz vor der oben angegebenen Zeit hatte er seinen Vater und bald darauf auch seine Mutter verloren, so daß er in einem Alter von 15 Jahren ganz allein in der Welt stand.

Siebzehn Jahre alt begann er sich auf das Rechtsstudium zu legen; neunzehn Jahre alt erhielt er die Erlaubniß zur Rechtspraxis in Carolina. Vier Jahre später setzte er sich zu Nashville in Tennessee, wo er an Mac Nairy, dem Präsidenten des Obergerichts dieser Provinz, einen Gönner fand; nach einiger Zeit wurde er Generalfiscal; diese Stelle bekleidete er mehrere Jahre lang; und als Tennessee zum Rang eines Staats emporstieg, wurde er Mitglied der constituirenden Versammlung, darauf der erste Repräsentant des neuen Staats beim Congreß, und schon im folgenden Jahre, noch ehe er das gesetzliche Alter erreicht hatte, Senator der Vereinigten Staaten. Um diese Zeit gingen Intriguen im Schwange, mit denen es auf eine Veränderung der Regierungsform abgesehen war: was Jackson bestimmte, sein Amt niederzulegen und sich zu seinen Constituenten zurück zu begeben, die ihn zum Richter an dem Obergericht erwählten. Beinahe unmittelbar darauf zog er es jedoch vor, ganz in das Privatleben zurückzutreten, nachdem ihm vor seinem einundvierzigsten Jahre vier der höchsten Würden, die seine Mitbürger verleihen konnten, übertragen worden waren; denn in seinem neunundzwanzigsten Jahre führte er den Oberbefehl über die Division von Tennessee. Er verlebte nun eine Anzahl Jahre auf seinem Landgute am Cumberlandfluß. Erst im Jahre 1812 erschien er wieder auf dem öffentlichen Schauplatze; der Congreß bevollmächtigte damals den Präsidenten, 50,000 Freiwillige zu organisiren, und Jackson, jetzt 45 Jahre alt, erließ einen Aufruf an seine Mitbürger, worauf 2200 Mann sich unter seine Fahnen stellten.

Nach New-Orleans beordert, bevor er noch, ehe er in dieser Stadt ankongte, die Weisung, seine Freiwilligen zu entlassen: ein Ansinnen, dem er keine Folge leistete. Das Jahr darauf kommandirte er gegen die Creek-Indianer: eine lange Reihe glänzender Erfolge, die er mit der Erwerbung eines großen Landstrichs krönte, beurkundeten sein militärisches Talent durch die Art, wie er sich dieser schwierigen Aufgabe entledigte. Nach Beendigung des Kriegs trat er als Generalmajor in das reguläre Heer der Vereinigten Staaten über, wo ihm der Befehl über die 7 Division zu Theil wurde. Der Krieg mit England brach aus; die Republik befand sich in einer sehr kritischen Lage, aus der sie nur durch die entschiedensten, kräftigsten Maßregeln gerissen werden konnte; und mit Wahrheit läßt sich behaupten, daß Jackson in dieser Beziehung mehr Verdienst hat, als irgend einer seiner Mitbürger.

Der wichtige Posten in New-Orleans, der ihm anvertraut ward, erforderte ausserordentliche meist persönliche Anstrengungen. Jackson nahm das Losungswort „Sieg oder Tod"; er erklärte seinen Soldaten: „Unser Vaterland wird und muß gerettet werden. Wir wollen als freie Männer leben oder in dem letzten Graben umkommen." Wirklich entschied er das Schicksal des Kriegs; und zwar mit welchen Mitteln? Die Flotille war unbedeutend und schlecht ausgerüstet; die Kriegskasse leer; die Milizen und Freiwilligen wegen Mangels an Waffen und Munition entmuthigt; sieben Meilen von der Stadt stand das englische Heer; dessen ungeachtet zauderte er nicht, zum Angriffe zu schreiten. Die Amerikaner versichern, daß die drittische Armee 9000 Veteranen, ihre eigne 3700 Rekruten zählte; daß der Verlust der Engländer sich auf 3000 Verwundete und Getödtete, ihr eigener auf 7 Getödtete und 6 Verwundete betief. Diese Operation führte den Frieden herbei und für Jackson eine Einladung nach Washington. Bei der Eintheilung der Union in zwei Militärprovinzen, in die des Nordens und des Südens, übernahm Jackson in der letztern das Commando.

Zwischen den Jahren 1816 bis 1821 leitete Jackson verschiedene militärische Operationen gegen die indianischen Stämme; bei einer derselben ließ er zwei Engländer als Aufwiegler und Unruhestifter unter den Wilden verurtheilen und hinrichten; im Jahre 1821 ward er zur Vollziehung des mit Spanien abgeschlossenen Abtretungsvertrags nach Florida gesandt. Er zog sich dann abermals in das Privatleben zurück. Eine Anstellung als Gesandter in Mexico mit einem Gehalte von 20,000 Doll., so wie das ihm von Monroe angebotene Portefeuille des Kriegs schlug er aus.

Seit er Präsident geworden, hat er sich durch die Absetzung aller Beamten seines Vorgängers viele Feinde zugezogen; und allerdings mag eine Maßregel dem Europäer hart erscheinen, der das Recht der Staatsdiener auf Besoldung als unverlierbar zu betrachten gewohnt ist; aber gerade dieses Vorurtheil, das in Europa ein eigenes stehendes Heer von Beamten gebildet hat, will Jackson in Amerika nicht aufkommen lassen. Durch den periodischen Wechsel aller Stellen sollen die Americaner lernen, daß der Staat keine Nähranstalt ist, in die man nur zu treten braucht, um sich dann des bürgerlichen Gewerbes zu überheben; und bei der Einfachheit der dortigen Lebensverhältnisse ist nicht zu befürchten, daß unter diesem Wechsel der Gang der Geschäfte Noth leiden wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 233. 21 August 1829.

Die dramatische Poesie der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Wie in dem altpersischen Drama und in der heutigen Commedia dell' Arte der Italiener, so finden sich in den chinesischen Schauspielen stehende Charaktere, die wie Arlekino und Colombine bei den verschiedenartigsten Handlungen in allen Stücken wiederkehren. Freilich muß bemerkt werden, daß nicht alle, sondern nur einige Benennungen der im Drama aufgeführten Personen, wie die des Spaßmachers und des Böswichtes sich auf den Charakter der auftretenden Personen beziehen; die übrigen beziehen sich bloß auf die relative, wichtigere oder unwichtigere Stellung. Alle Personen des Schauspiels werden in Haupt- und Nebenpersonen eingetheilt, und in solche, die sich bloß gelegentlich auf der Bühne zeigen, an der eigentlichen Handlung aber keinen besondern Antheil haben. Die männlichen Hauptpersonen heißen Mo, ein Wort, welches so viel als Spitze, Ende oder Wurzel bedeutet; vorzüglich heißt so der Onkel oder der Alte unserer Komödie, der auch chinesisch gerade zu der Alte (Lao-seng) genannt wird. Die weiblichen Personen heißen Tan, ein Wort, welches eigentlich die über den Horizont sich erhebende Sonne bedeutet, und sie werden wiederum, nach ihrer relativen Wichtigkeit, in die Hauptperson (tchi tan), in die Nebenperson (siao tan), und in die dienende Person (tchen tan) eingetheilt; die Hauptperson heißt auch, wie dieß bei den männlichen der Fall ist, geradezu die alte (lao tan). Die Nebenpersonen werden mit dem Collektivnamen Fu (Hülfsleute) benannt und es werden darunter vorzüglich die zweite männliche Person Sing, der Sohn, der Böswicht (Tschow) und der Schalksnarr (Nay) begriffen; die zwei letzteren sind die stehenden Charaktere, wovon wir oben gesprochen haben. Auch die stehenden Masken hat das chinesische Drama mit der Kommedia dell' arte gemein, und die Personen können auch nach diesen genannt werden. Die Masken im Allgemeinen heißen Tsang und zerfallen dann wiederum in rothe und schwarze (hang und hi tsang); die Nebenpersonen werden auch geradezu die zweite Maske (ari hoa mien) oder die kleine Maske (siao hoa mien) genannt. Die Eintheilung in Akte, chinesisch Tsche, Theile, genannt, ist nicht in allen Stücken sich; alle beginnen aber mit einer Art von Prolog, Sin tse, Eingang genannt, der die Exposition des Stückes enthält. Die öffentlichen Darstellungen finden gewöhnlich in einem mit Bäumen bepflanzten Garten statt, weshalb auch dasselbe Wort (yuen) Baumgarten und Schauspielhaus bedeutet. In Canton heißt der zu theatralischen Darstellungen bestimmte Platz Hi yuen, der Schauspielgarten. Die Komödianten nennen sich die Brüder des Schauspielgartens. Bei der mindesten Unordnung, die durch diese theatralischen Daestellungen entsteht, hat der Gouverneur des Ortes das Recht den Garten schließen zu lassen; und dieß ist auch wirklich vor Kurzem in Canton geschehen.

Von der großen Sammlung der Schauspiele, die unter der Herrschaft der Mongolen (Iwen) in China aufgeführt wurden, den sogenannten „hundert Dramen der Ywen" befinden sich Exemplare in den chinesischen Bibliotheken zu Paris *) und London, bis jetzt wurden aber bloß drei Stücke übersetzt: von P. Prémare „die Waise aus dem Hause Chaou," der Stoff zu Voltaires trefflichem Trauerspiel „l'Orphelin de la Chine," und von Davis, einem Sohn des Präsidenten der englischen Faktorei" zu Canton, die Dramen „der Erbe im Alter" und „der Kummer des Hauses Han." **) Alle diese Uebersetzungen sind aber keineswegs vollständig. Das ursprüngliche Element, das Lied, ist, wie wir oben schon bemerkt haben, noch vorherrschend in der dramatischen Poesie der Chinesen. Die Personen geben in einer klaren, leichtverständlichen Prosa Kunde von ihrem Streben, von ihren Wünschen und Gefühlen und gehen dann unvermerkt in eine höhere Stimmung über; — mit dieser erhebt sich auch die Sprache und die ruhig einherfließende Prosa wandelt sich unter Instrumentalbegleitung in einen erhabenen, höchstverschlungenen und an Anspielungen überreichen Gesang. Der größte Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, der P. Prémare, bekannte sein Unvermögen diesen Theil des chinesischen Dramas zu übersetzen; dasselbe thut Davis, doch finden sich in dem vor Kurzem erschienenen Drama „der Kummer des Hauses Han" auch einige Verse.

„Der Kummer in dem Hause Han" ist ein historischer Stoff; Davis bemerkt in der Vorrede bloß, daß der

*) Fourmont hat in seinem Catalog der chinesischen Drucke diese Sammlung unter den grammatischen Werken (Nr. 34) aufgeführt.

**) Han koong tsew, or the Sorrows of Han. London, printed for the Oriental Translation Fund 1829.

Held des Stückes, der Kaiser Ywen 42 Jahre vor Christi Geburt zur Regierung gekommen sey, daß zu jener Zeit die Tataren, durch die wachsende Schwäche des Reiches ermuntert, ihre Forderungen immer höher gesteigert, bis sie endlich die herrschende Familie verjagt und sich selbst auf den Thron geschwungen hätten. Es scheint demnach, daß Davis einen Zusammenhang zwischen den Ansprüchen der Hiongnu und der mehr als tausend Jahre hernach erfolgten Eroberung der Mongolen annehme. Wir halten es für zweckmäßig zum Verständniß des nachfolgenden Prologs, oder ersten Akts aus dem „Kummer in dem Hause Han" folgende historische Notizen vorauszuschicken.

Kurz vor und unter der großen Dynastie der Han (gegründet durch den tapfern Feldherrn Lieupang (von 202 bis 220 vor Chr. Geburt) lernten die Chinesen ihre nordwestlichen barbarischen Nachbaren unter dem Namen Hiongnu kennen, früher nannte man sie bloß die Barbaren des Westens. Die Hiongnu machten Einfälle in das chinesische Gebiet und hielten einst selbst den tapfern Stammvater (Kaoli) der Han sieben Tage eingeschlossen. Man konnte sich ihrer nur durch einen Vertrag entledigen, worin sich die chinesische Kaiserfamilie verpflichtete, jedem Herrscher der Hiongnu eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin zu geben. Diese Heirathen haben bei allen sogenannten tatarischen und bei einigen andern Völkern des Orients bloß eine politische Bedeutung; man sieht nur auf die Ehre und Freundschaft. „Hat der Kaiser," ruft der Fürst der Hiongnu aus, „hat der Kaiser nicht Frauenzimmer genug in seinem Palaste, von denen er mir eine hätte senden können?" Die Qualität thut gar Nichts zur Sache. Die Fürsten der Hiongnu wurden bei dem Beginne ihrer Macht Khan, chinesisch Ko han genannt, später legten sie sich den Namen Tschen iu bei, eine Benennung, die nach dem Wörterbuche des Kaisers Kanghi auf Größe und Fülle sich bezieht, so daß der Tschen iu gleichsam ein Abbild und Vertreter der himmlischen Macht seyn soll. Einige Gelehrte meinten die Worte Tschen iu wären eine bloße Corruption aus dem Ehrentitel der chinesischen Kaiser Thian tse (Himmelssohn), diese Meinung ist aber sehr unwahrscheinlich; Tschen iu scheint ein einheimisches Wort der Hiongnu zu seyn, und wäre nicht das einzige, das wir vermittelst chinesischer Quellen aus der Sprache der Hiong nu erhalten haben, durch sie erfahren wir z. B. auch daß in dieser Sprache der Sohn Kut u genannt ward. Aus solchen Sprachüberresten ließe es sich wohl am Leichtesten und Sichersten bestimmen, zu welchem Völkerstamm die Hioug nu gehört haben, ob zu den Türken, Mongolen oder — die unwahrscheinlichste aller Vermuthungen! — zu den Finnen.

Wir wissen aus den chinesischen Reichsannalen, daß, nach dem Tode des Vaters des Tschen iu Hange, der in dem schon mehrmals genannten Drama eine Hauptrolle spielt, im Reiche der Hiongnu Unruhen ausbrachen, daß die Kinder sich um die Regierung des Reiches stritten und daß endlich Hange den Sieg davon trug. Gleich nachdem seine Macht befestigt war, begann Han ge die Feindseligkeiten gegen den Kaiser Ywen, der in dem vorliegendem Drama die Hauptrolle spielt. Nach den allgemeinen Reichsannalen ward der Tschen iu Han ge besiegt und mußte selbst an den Hof kommen, um die Gnade des Kaisers zu erflehen. Anders gestalteten sich die Verhältnisse nach dem Drama. Der Kaiser wird durch die Treulosigkeit seines Ministers gezwungen, seine eigene Geliebte dem Tschen iu zu übersenden; diese nimmt sich aus Verzweiflung das Leben und auch den treulosen Diener erreicht die Nemesis. „Ich will diesen schändlichen Verräther" (den Minister), ruft Han ge aus, „die Ursache alles Unheils, zur gerechten Belohnung dem Kaiser der Han überliefern und will mit ihm erneuern und stets bewahren die alten Gefühle der Liebe und Freundschaft."

Es würde Vermessenheit seyn, wenn Jemand, der sich erst seit Kurzem mit der chinesischen Sprache beschäftigt und der vielen todten und lebenden Hülfsmittel ermangelt, die Davis in Canton zu Gebote standen, die Uebersetzung des vorliegenden Dramas meistern wollte. Und doch konnten wir, auf die Geschichte gestützt, mit Sprachlehre und Wörterbuch in der Hand, nicht umhin, manche Stellen ganz anders zu verstehen als Davis. Wir geben deshalb den ersten Akt oder den Prolog, welchen der englischen Uebersetzung in einer sehr sauberen Lithographie beiliegt, in unserer nach dem chinesischen Original gefertigten Uebersetzung und fügen die in einzelnen Sätzen durchaus verschiedene Uebersetzung von Davis hinzu; die kundigen Freunde und Gönner in Paris werden leichtlich das Wahre von dem Falschen sichten.

(Schluß folgt.)

Das Hof-Journal.

Sechste Skizze.

Die verstorbene Königin Karoline von England.

(Schluß.)

Die Vorstellungen des Herzogs von Wellington, welcher die Wünsche und Ansichten des damaligen Prinzen-Regenten in Bezug auf die Aufnahme der Prinzessin Karoline am französischen Hofe eröffnet hatte, veranlaßten Ludwig XVIII, die Frau von Cayla, seine Favoritin, mit geheimen Aufträgen an die Prinzessin von Wales zu schicken, bei welcher Gelegenheit sich eine Unterredung entspann, die wie die Frau von Cayla selbst erzählen lassen:

Ludwig XVIII ließ mich eines Tags zu sich rufen und sagte: „Sie können mir einen Dienst von größter Wichtigkeit erzeigen."

„Ich wollte, ich könnte Ew. Majestät statt eines tausend erweisen — doch was gefällt Eurer Majestät?"

„Ich wünschte, daß Sie die Prinzessin von Wales besuchten; und ihr, gleichsam aus Unbedachtsamkeit, das mittheilten, was hier vorgeht. Reden Sie ihr von den Intrigen, die gegen sie angesponnen werden und, wenn es nothwendig ist, beschuldigen Sie sogar mich der Schwäche. Sagen Sie ihr so viel Schlimmes von mir, als Sie wollen."

„Gott soll mich bewahren," erwiederte ich, „daß ich hierin dem Befehle Ew. Majestät allzu folgsam nachkommen möge."

„Ich verlasse mich auf Ihre Schelmerei, daß Sie so Vieles nöthig sagen, und bin es von Ihrem guten Herzen überzeugt, daß Sie nicht zu Viel sagen."

Ich ging nach Hause und schrieb an die Prinzessin von Wales ein Billet mit der Bitte, ihr meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich war ihr durch meinen Bruder bekannt, welcher oft in England in ihrer Gesellschaft gewesen war und ihr seit ihrer Ankunft zu Paris schon aufgewartet hatte. Die Prinzessin erwiederte meinen Brief auf eine sehr höfliche und zierliche Art. Sie stellte sich darin als eine unbekannte Reisende dar, die von Stürmen umhergeworfen nach Paris gekommen sey, um hier eine Zufluchtsstätte zu finden. Sie beklagte sich, daß sie von denen verlassen worden sey, denen sie vormals in England ein ehrenvolles Asyl und königliche Gastfreundschaft gewährt habe. Die verlangte Zusammenkunft bewilligte sie mit Vergnügen.

Ich war zur bestimmten Zeit bei Ihr. Ihre Königliche Hoheit eröffnete die Unterredung, indem sie von meinem Bruder sprach.

„Er ist ein schöner junger Mann," sagte sie, „er hat in London mehr als einer Frau den Kopf verrückt; allein er betrug sich immer vollkommen wie ein Mann von Stand und Bildung und Miß W — und Lady G — ausgenommen hat keine Dame durch ihn ihren Ruf bloßgestellt."

„In der That, Madame," sagte ich, „ich dächte zwei wären genug."

„Oy," antwortete die Prinzessin, „das hatte Nichts zu sagen. Der Ruf der verheiratheten Lady war schon zur Hälfte dahin und sie hatte große Lust, die andere Hälfte einzubüßen. Was die junge W— betrifft, so haben ihre kleinen Sünden sie nicht gehindert, noch gut unter die Haube zu kommen. Doch lassen Sie uns, wenn es Ihnen gefällig ist, von etwas Anderem sprechen. Reden wir von Frankreich. Nun, Sie haben jetzt die Restauration; ich glaube, die Rückkehr Ihrer alten Königlichen Familie hat Sie ganz zufrieden gestellt?"

Ich bejahte es.

„Es ist möglich," fuhr die Prinzessin fort, „daß die Bourbonen Frankreich glücklich machen können, froh und vergnügt werden sie es nie machen. Es sind gute Leute, aber sie sind erstaunlich schwachköpfig. Madame hat sich eine solche Tugendbürde aufgeladen, daß sie unter ihr ganz melancholisch wird. Der Herzog von Angouleme ist ein verständiger Mann, würdig, einen großen Dauphin vorzustellen. Alles, was Monsieur aus seiner Jugend übrig hat, sind einige süßen Erinnerungen. Was Ihren König betrifft, so ist er zu schwach, um noch an das Tanzen oder an irgend einen andern Sprung zu denken. Er ist zu Nichts gut, als zu einer alten Gevatterin."

„Sie vergessen," sagte ich, indem ich von meiner Verlegenheit zu mir kam, „den Herzog von Berri."

„Ach, ja," erwiederte sie, „er liebt ganz für die Weiber, aber er besitzt dabei, man muß es gestehen, wenig Grazie, obgleich er sich ihnen ganz und gar ergeben hat. Indeß ist er nicht der Repräsentant der ganzen Familie. Kurz und gut, ich muß Ihnen sagen, daß mich Ihr Hof beleidigt hat. Lassen Sie dem König wissen, daß ich mich über seinen Mangel an Höflichkeit beklage. Ich mag mit meinem Gemahl nicht auf gutem Fuße stehen, aber deßhalb höre ich doch nicht auf, aus braunschweigischem Blute und die Prinzessin von Wales zu seyn."

Ich benutzte diese Gelegenheit mich mit Ihrer Königlichen Hoheit auf nähere Erklärungen einzulassen. Ich stützte mich auf die schwierige Stellung des Königs und auf die Verhältnisse, welche ihn zwängen, sich gegen den Prinzen von Wales gefällig zu erzeigen. Kurz, ich entledigte mich meines Auftrages so gut ich konnte.

„So sind sie alle," bemerkte die Prinzessin, „sie opfern Freundschaft, Dankbarkeit, Alles — ihren Hirngespinnsten von Staatsgründen. Es giebt kein Herz, als in den Mittelständen. Wenn ich mich noch einmal verheirathete, ich würde meine Hand keinem Prinzen reichen."

In diesen Augenblick trat der kleine August, der in der Geschichte der Prinzessin von Wales eine so bedeutende Rolle spielte, ins Zimmer. Man legte diesem Knaben eine fürstliche Herkunft bei; die Prinzessin wenigstens behandelte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Er war das hellsehendste Kind, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Kaum war er ins Zimmer getreten, als auch Alles schon vom Obersten zum Untersten gekehrt war. Ich war erstaunt über die Geduld seiner Gönnerin. Sie ließ ihn wegdringen und sagte lächelnd:

„Ich verderbe ihn durch meine Nachsicht, aber er unterhält mich."

„Er ist sehr schön," erwiederte ich.

„Ja, es ist ein liebenswürdiges Geschöpf. Man hat mich seinetwillen schwer verleumdet."

Ich gab hierauf keine Antwort; und die Prinzessin mochte mein Stillschweigen verstehen, denn sie ging sogleich auf einen andern Gegenstand über. Sie fragte mich, ob ich Bonaparte gesehen habe, und da ich es bejahte, sagte sie: „da schätze ich Sie glücklich. Ich hoffe gleichfalls, ihn bald zu sehen. Er ist im Lauf dieser Zeiten ein großer Mann — eine Seltenheit unter Fürsten. Mein Schwiegervater und der König von Dänemark sind Idioten. Der König von Schweden ist ein Usurpator ohne Talente, der — von — ist in Mysticismus untergegangen, der — von — bringt seine Zeit damit zu, sein Weib zu bewachen, und der von — mit Kinderwiegen und Siegellackmachen. Portugal hat einen Narren und Spanien einen Frömmler. Ich spreche lieber von der Familie Napoleons. Die Prinzessin Borghese ist die schönste und heiterste in der ganzen Familie. Nicht wahr?"

„Sie ist bezaubernd und nicht weniger anmuthvoll, als schön. In Wuchs und Gesichtszügen ist sie eine wahre Nymphe." —

„Eine Nymphe, aber keine Vestalin, glaub' ich" —

„Mein Gott, Ihre Königl. Hoheit, die Welt ist sehr böse. Die Prinzessin Pauline hat zu viele Vorzüge, um ohne Anbeter zu bleiben. Sie mag vielleicht zwei oder drei ausgezeichnet haben, und man hat ihr zwanzig oder dreißig zugelegt. Die Prinzessin Elise ist eine Freundin von Festen und den schönen Künsten. Sie spart ihr Geld nicht, und man hat sie die Semiramis von Toscana genannt. Sie hat eben so viel Geschmack als Talent. Was die Königin von Neapel betrifft, so werden sie Ihre Königliche Hoheit sehen; sie ist noch ein schönes Weib." —

„O, ich werde sie alle sehen! Unsere Zusammenkunft soll ein wahres Fest werden. Wir werden miteinander den Carne-

Digitized by Google

val in Venedig zubringen. Fürſtliche Perſonen, wenn ſie ihres Dienſtes enthoben ſind, dürfen billigerweiſe ihre Zeit mit dergleichen Dingen ausfüllen." — Auf dieſe Weiſe ging unſere Unterhaltung eine ganze Stunde ihren Gang und obgleich die Prinzeſſin noch keine Luſt bezeugte, ſie abzubrechen, ſo hielt ich es doch für Zeit zu gehen.

„Ich hoffe, Sie recht bald wieder zu ſehen", ſagte die Prinzeſſin. „Sie haben mich ganz entzückt. Kommen Sie bald wieder und laſſen Sie uns miteinander tüchtig plaudern." Ich verſprach, ihr wieder meine Aufwartung zu machen, und ermangelte nicht mein Verſprechen zu halten.

Ich erzählte unſere Unterhaltung dem Könige, der ſich daran nicht wenig ergötzte. Nachdem er Alles angehört hatte, ſagte er:

„Sie iſt ein außerordentliches Weib."

„Wenigſtens iſt ſie ſehr offenherzig", fügte ich hinzu.

Der König ſagte hierauf:

„Kein Theil kann dem andern die Schuld von dem beilegen, was aus dieſer übelgewählten Verbindung entſpringen iſt. Aber ſo ein Skandal würde in Frankreich nicht geduldet werden ſeyn; er hätte die Würde des Thrones untergraben. In England hat er nicht die geringſte Unruhe hervorgebracht. Es ſcheint, man hat dort mehr Philoſophie, als bei uns."

„Vielleicht, Sire, weniger Gefühl." —

„Sie können Recht haben. Indeß, ich muß doch Jemand an die Prinzeſſin von Wales ſchicken, um mich ihr empfehlen zu laſſen."

Ich weiß nicht, ob es der König gethan hat. Als ich Ihre Königliche Hoheit wieder ſah, machte ſie davon keine Erwähnung und ich konnte nicht wagen, davon zu ſprechen. Sie verließ bald darauf Paris, um ihr Wanderleben fortzuſetzen.

Capitän Owens Expedition zur Aufnahme der Küſten von Africa.

I. Der Rio Grande.

Am 23 April 1826 waren wir in der Mündung des Rio Grande angelangt und ſegelten mit einem günſtigen Winde den ſchönen breiten Strom hinauf. Bis auf eine Entfernung von zwei Meilen von der Mündung hatten wir eine Tiefe von 10 bis 18 Faden, die zwei bis 3 Meilen weiter allmählig bis zu acht Faden abnahm, als plötzlich der Ruf: „vier Faden!" erſchallte, und ſogleich die Boote ausgeſetzt und nach allen Richtungen ausgeſandt wurden, mit dem Befehl, bei jedem Faden Tiefe, die ſie finden würden, eine Flagge wehen zu laſſen. Es war neun Uhr Vormittags, und wir ſahen eine Anzahl Canoes mit Eingebornen in größter Eile von Inſel zu Inſel fahren, als ob ſie durch unſere Ankunft beunruhigt würden. Als aber das Schiff im Begriffe war, umzuwenden und eine größere Tiefe zu ſuchen, fiel es auf den Grund; und in einem Augenblicke war daſſelbe von einer Menge Canoes umringt, in denen die Eingebornen ihr Federvieh und anderen Mundvorrath emporhielten, um uns zum Tauſche einzuladen, den wir in der Lage, in welcher wir uns befanden, natürlich von uns weiſen mußten. Die franzöſiſche Carte der letzten Aufnahme des Fluſſes wurde zu Rathe gezogen, gab uns aber über die Sandbank, auf welcher der Leven ſeine alten abgearbeiteten Rippen ausruhte, nicht die geringſte Auskunft. Wir ergriffen ſogleich alle möglichen Mittel, um das Schiff zu befreien, ehe die Ebbe einträte. Es lag mit dem Baumende des Backbords feſt auf, während es an dem Steuerbord nicht ganz zwei Faden Waſſer hatte; endlich gelang es dennoch den Anſtrengungen der Mannſchaft, uns wieder flott zu machen. Während der wenigen Stunden, die wir auf dieſer Sandbank lagen, beſuchten Einige von uns das äußerſte Ende derſelben und ſammelten eine Menge ſchöner Conchylien; da die Einwohner indeſſen unruhig wurden und Verdacht erregten, ſo wurden jene zurück an Bord berufen und die letzteren fortgeſchickt, ohne ihre Waaren verkauft zu haben. Bald kamen ſie wieder; daher wurde, da ſie ſämmtlich mit Flinten, Lanzen oder Meſſern bewaffnet waren, die Vorſicht beobachtet, nicht mehr als zwei oder drei auf einmal an Bord zu laſſen. Einer unter ihnen, der etwas Engliſch ſprechen konnte, führte für die Uebrigen das Wort, und der Tauſchhandel war bald im beſten Gange. Die in den Canoes Zurückbleibenden blieben während deſſelben nicht müßig, ſondern ſuchten von dem Schiffe ſo viel Eiſen loszureißen, als ſie irgend vermochten. Auch die Matroſen, die ſich unter ſie miſchten, wurden beſtahlen; und als ein Offizier Einen von ihnen, den er über einem Diebſtahl ertappte, mit einem Schlage bedrohte, zog dieſer ſogleich das Meſſer, welches er an der Seite trug, und die Uebrigen waren mit Lanzen und Flinten zu ſeinem Beiſtande bereit. Nachdem unſer Einkauf beendigt war, zählten ſie die Kanonen des Schiffs und kehrten darauf, ſichtlich unzufrieden, daß wir ihnen ihrer hohen Preiſe wegen nur Wenig abgenommen hatten, an das Ufer zurück. Die Nacht über, während alle Hände beſchäftigt waren, das Schiff von der Sandbank zu entfernen, ſahen wir auf der Inſel, vor welcher wir lagen, Feuer und hörten ein großes Geſchrei, welches bis gegen Tagesanbruch anhielt; worauf mehrere große Canoes mit furchtbarem Kriegsruf auf die Boote zuruderten, welche die zur Erleichterung des Schiffes auf der Sandbank ausgeſetzten Vorräthe abholen ſollten. Bald kam es zum Handgemenge, und da unſere Leute unbewaffnet waren, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, mit den Rudern die Feinde von ſich abzuwehren; doch gelang es ihnen, ohne auch nur einen einzigen Verwundeten zu haben, das Schiff zu gewinnen. Die Marineſoldaten, die indeſſen auf das Verdeck commandirt worden waren, begannen jetzt ein Feuer gegen die Canoes, um ſie von der Sandbank zu vertreiben; dieſe entfernten ſich aber nur außerhalb der Schußweite, um ihre Flinten zu laden und unſer Feuer zu erwiedern. Dieß dauerte einige Zeit, bis endlich einige Kartätſchenkugeln abgefeuert wurden, die ſie ſo in Schrecken ſetzten, daß ſie die Köpfe nach allen Seiten herumwarfen und mit größter Geſchwindigkeit das Ufer ihrer Inſel ſuchten. Da wir eine volle Ladung bereit hatten, um das Schiff gegen einen plötzlichen Angriff zu ſichern, ſo ſandten wir ihnen dieſelbe, während ſie landeten, nach; und als ſie auf dem Ufer die Blätter und Aeſte der dicht gepflanzten Palmbäume abgeſchlagen ſahen, flohen ſie voller Furcht in die Wälder, und ließen ihre Canoes und Waffen zerſtreut auf dem Strande liegen. Am folgenden Morgen beſuchten unſere Boote das Land, um zu fiſchen. Die Canoes waren während der Nacht hinweggenommen worden, und am Ufer war kein Eingeborner zu ſehen. Von einer freundlicheren Inſel, in der Nähe der portugieſiſchen Niederlaſſung, erhielten wir jedoch zwei eingeborne Piloten, mit denen wir in den Eingang des Rio Grande zurückkehrten, wo wir in der Nähe der verlaſſenen engliſchen Niederlaſſung vor Anker gingen. Noch ſteht ein Theil des Gebäude, obwohl unbewohnt und in Ruinen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 234. 22 August 1829.

Das Oberhaus *).

Liverpool. Grey. Holland.

Unter den noch lebenden **) Mitgliedern des Oberhauses nennen wir als diejenigen, von welchen in den Provinzen am Meisten gesprochen wird, und welche daselbst, als die Häupter der ministeriellen und der Oppositions-Partei im größten Ansehen stehen, die Grafen Liverpool und Grey. Diejenigen, welche in einiger Entfernung leben und niemals das Glück hatten die edlen Lords persönlich kennen zu lernen, sind in dem Falle, verschiedene ihrer Eigenschaften mit einander zu verwechseln — *nämlich sich Liverpool, den beständigen Tory, als einen Mann von hochfahrendem Benehmen und strengem Aussehen, und Grey, den unwandelbaren Whig, als einen freundlichen Volksmann zu malen*: aber in der Wirklichkeit findet das gerade Gegentheil von all diesem Statt. Liverpool ist einer der biedersten, oder wenigstens der freundlichsten und leutseligsten Männer, die es giebt; Grey ein finsterer, steifer Murrkopf, wie *man sich nur* einen *denken kann*. Jener gleicht einem *Menschenfreunde, dessen Haus, Hand und Herz* Jedermann offen steht; dieser einem *stolzen*, übermüthigen Baron, der, um durch Berührung mit dem Volke nicht *befleckt* zu werden, fähig wäre, sich in sein Schloß einzuschließen, und von seinem Zimmer herab die Falken und Haldfalken auf dasselbe loszulassen, wenn *es sich* nicht von seiner freiherrlichen Nachbarschaft entfernen *wollte*.

Lord Liverpool besitzt eine ziemliche Dosis natürlicher Fähigkeiten mit einer guten Portion Cultur, freilich einer Cultur mehr des eingeschulten Praktikers als des geistreichen philosophischen Staatsmannes. Er hat ein gesundes Urtheil, wenn auch nicht das scharfsinnige und gründliche Lord Eldons; ob er sich aber gleich im Ganzen als einen klaren Logiker zeigt, so ist es ihm doch schon begegnet, daß er sich in seinen Schlüssen gewaltig *vergallopirt hat*, weil manche Gegenstände, mit denen er sich *befassen muß*, Combinationen enthalten, in deren verwickelte Fugen er nicht eingehen oder zu deren letzten Gründen er sich nicht erheben kann. In seinem Aeußern liegt ungemein viel Einnehmendes: Nichts geht über diese gefälligen Manieren, über diesen milden Ausdruck der Rede; auch scheint es gar nicht, als habe es ihn Mühe gekostet, sich diese angenehmen Eigenschaften zu geben — so leicht und ungezwungen benimmt er sich, daß er sie aus der unmittelbaren Hand der Natur empfangen haben muß. Seine Stimme ist von lautem und reinem Klang, und seine Sprache, wenn auch nicht von der kräftigsten oder gar von classischer Art, dennoch gut. Auch hat man nicht sonderlich Ursache, mit dem Bau seiner Reden unzufrieden zu seyn; mag man auch an ihnen eine gewisse lose Haltung und meist auch Breite tadeln, so stößt man sich daran weniger, als das Bestreben vollkommen verständlich zu seyn dabei ersichtlich ist. Schon der Ernst und die Aufrichtigkeit der Gesinnung, die man immer auf seinem Gesicht geschrieben lesen kann, macht ihn zu einem angenehmen Redner. Sieht man ihn einen Fehlgriff thun, so giebt es vielleicht Keinen, bei dem man einen Fehlgriff so sehr bedauert, aber auch Keinen, über welchen man so wenig Neigung fühlt böse zu werden. Oft lieben wir Menschen um der Grundsätze willen, zu denen sie sich bekennen, und es giebt viele Beziehungen, in denen Lord Liverpool unsere Achtung verdient; es giebt aber auch Fälle, wo ein Unbefangener sich nicht enthalten kann, die Grundsätze zu verwerfen, und dennoch den Mann zu lieben, der sie ausspricht. Ungeachtet der Sanftheit seiner Manieren, und des weichen und schmelzenden Flusses seiner Worte ist Lord Liverpool ein Mann von sanguinischem Temperament; und wenn seine Gefühle nicht die Fülle und die intensive Kraft haben wie bei Männern von tieferem und ernsterem Charakter, so befindet sich doch vielleicht in dem ganzen Hause nicht ein Einziger, der einen so feinen Sinn für Recht und Unrecht hätte, wie er.

Von all dem sieht man in Earl Grey das gerade Gegentheil; man kann sich zwar nicht enthalten, den meisten seiner Ansichten beizupflichten, und die Art, wie er ihnen Eingang verschafft, zu bewundern; um aber Jemand für sich einzunehmen, müßte er ein freundlicherer Mann seyn, als von seinem Stolz erwartet werden kann. Obgleich Earl Grey die volksthümlichen Rechte seiner Mitbürger vielleicht besser kennt, sie mit mehr Scharfsinn, mit mehr Würde und Beredsamkeit vertheidigt als

*) Fortsetzung der Skizzen in Num. 182 folgg.

**) Bekanntlich gilt dieß von Lord Liverpool nicht mehr.

irgend ein anderes Mitglied beider Häuser, so zeigt doch sein ganzes Wesen — ob natürlich oder affektirt, will ich nicht entscheiden — auf eine unzweideutige Weise, daß er sich nicht als einen ihres Gleichen betrachtet, für deren Sache er als ein so kühner und geschickter Kämpe in die Schranken tritt. Earl Grey ist, was seine Person betrifft, ein eleganter Mann; sein Anzug ist immer zierlich und wie angegossen, und grenzt an's Stutzerhafte. Wenn er stille sitzt, hat er ein klägliches und hektisches Aussehen, aus welchem man schließen sollte, er fühle sich an Körper und Seele krank. Als er sich das erste Mal, wo ich ihn hörte, erhob, um zu sprechen, durchdrang mich eine Mischung von Empfindungen, welche mir noch nie bei der ersten Beobachtung eines öffentlichen Charakters vorgekommen war. Während der ersten Sätze schien es, als sey der Gegenstand zu groß für seine körperlichen Kräfte und zu klein für seine geistigen Gefühle — als habe er sich erhoben, um eine Handlung der Pflicht zu erfüllen, welcher seine Kräfte nicht gewachsen wären, und eine Handlung der Condescendenz, durch welche er sich nach seinen Begriffen in sich selbst erniedrigt fände. Dieser Eindruck verlor sich aber nach und nach, und ehe er lange fortgefahren hatte, schienen seine Kräfte der Aufgabe mehr als angemessen zu seyn; und wenn sich sein Geist nicht zu dem, was Anfangs das Niveau des Gegenstandes zu seyn schien, herabließ, so wußte er bald den Gegenstand auf seine Höhe zu erheben. Nie hörte ich einen Redner, der die Anlage seines Vortrags zweckmäßiger zu entwerfen und die Theile desselben mit geschickterer und festerer Logik zu handhaben wußte. Seine Stimme, welche Anfangs einem Manne anzugehören schien, der im Begriff steht, aus Schwäche den Athem zu verlieren oder in Ohnmacht zu fallen, nahm einen eigenthümlichen männlichen Nachdruck an, dem durch ihren etwas bemerkbaren Gurgelton nichts weniger als Abbruch geschah. Seine Sprache, obgleich einfach und nicht nach glänzender Bildnerei haschend, schien mir demungeachtet ein vollkommenes Muster der Eleganz zu seyn, während in Miene und Geberden so viel vornehmer Anstand, Politur und Stolz durchblickte, daß ich mir bald erklären konnte, warum er als das Haupt einer Partei betrachtet wird (da ich doch von Parteien sprechen muß), in deren Zusammensetzung der Stolz nicht das kleinste Ingredienz bildet.

Wenn Earl Grey das Porträt der hochmüthigen Barons zu seyn scheint, den man, mit etwas veränderten Umständen, in jedem Lande finden könnte, so ist Lord Holland das getroffenste Bild von John-Bull selbst, und hätte außerhalb England weder geboren werden können, noch könnte er außerhalb England existiren. An ihm ist Alles englisch. Liverpool würde man ganz vertrauensvoll ein Geheimniß mittheilen, und an Grey mit abgenommenem Hut in gehöriger Entfernung vorbeigehen; im Augenblick aber wo man Lord Holland erblickt, fühlt man Lust, ihm entgegen zu gehen und ihm die Hand so herzlich zu drücken wie einem alten Freund, den man seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen hat. In Kleidung, Person und Manieren ist er so einfach, sogar rauh, wiewohl sicherlich ohne die geringste Spur von Gemeinheit — sein ganzes Wesen verräth eine so gute Gesinnung, ein so gutes Herz, und eine so gute Laune — eine solche Freundlichkeit lacht um seinen Mund, es leuchtet ein solcher Frohsinn, ein solches Verlangen, glücklich zu seyn und glücklich zu machen, aus seinen Augen, daß man wünscht, statt ihm in der kalten Feierlichkeit des Hauses der Lords zu begegnen, in scherzhaftem Gespräch bei einer Flasche neben ihm zu sitzen.

Trotz dieser einfachen anspruchlosen, liebenswürdigen Persönlichkeit erregt Lord Holland doch ein tieferes Interesse, daß das Auge gerne länger auf ihm verweilt. In seinen Gesichtsmuskeln — so viel Fleischmasse auch daran ist — liegt ein so lebendiges Spiel, wie bei keinem Andern der versammelten Pairs; denn das Aufzucken in Lord Kings Mienen hat zu viel feindselige Eckigkeit, als daß es sich damit vergleichen ließe, und Lord Eldon's Humor hat einen gar zu gesetzten Anstrich, der ihm nicht erlaubt, sein Gesicht über die gewöhnlichen Falten zu verziehen. Eine Durchsichtigkeit und ein Glanz ist in Lord Hollands Auge, der bezaubert — wenn auch nicht auf die Art wie das Auge des Basilisken einige Thiere bezaubern soll — doch vielleicht etwas mehr, als man von dem Auge eines Lords erwarten sollte. Betrachtet man seine Figur, so sollte man denken, er sitze in einem Zustand theilnahmlosee Unbeholfenheit da; wird aber auf den andern Bänken des Hauses ein Satz aufgestellt, welcher ihm als besonders abgeschmackt oder unstatthaft auffällt, oder wird eine Maßregel in Schutz genommen, die ihm verfassungswidrig oder ungerecht zu seyn scheint, so schießt ein Blick unter seinen scharfgezeichneten und ausdrucksvollen Brauen hervor, der Mehr sagt und besser widerlegt, als manche lange und ausgearbeitete Rede. Man fahre fort, ihn zu beobachten, und die Veränderung, die allmälig in seinem ganzen Wesen vorgeht: Alles belebt sich an ihm oder man wird selbst von ihm belebt: so daß noch ehe er aufsteht zu sprechen, man gleichsam ein prophetisches Vorgefühl hat, er müsse, was die Poesie, die Musik und die Seele der Beredsamkeit anbelangt, der beredteste aller Pairs um den Wollsack seyn.

Wenn er nun wirklich das Wort ergreift, so findet man, daß, wenigstens in Hinsicht der natürlichen Anlage und der innern Maschinerie eines Redners, die Prophezeihung richtig war; doch ist der äußere Anschein entschieden gegen ihn und hält einen oberflächlichen Beobachter ab, seinem Geist und Herzen die verdiente Anerkennung widerfahren zu lassen. Sein Vortrag empfiehlt sich durch eine schlichte und gefällige Form; aber eine gewisse Unsicherheit in seinem Wesen, verbunden mit seiner augenscheinlichen Kunstlosigkeit, erregt eine Art von Mitgefühl für ihn, welches eher die Zuneigung zu ihm vergrößert, als Bewunderung für ihn entstehen läßt. Seine Stimme ist sanft und melodisch, sein Ausdruck rein und classisch; sein Styl, obgleich flüchtig, skizzenhaft und ungleich, immer beredt. Seine Geistesfähigkeiten sind sehr bedeutend, und man kann sich der Bemerkung nicht enthalten, daß, wenn er sie sorgfältiger ausgebildet hätte, es für ihn und sein Vaterland von großem Vortheil gewesen wäre. Daß er ein strenger Logiker sey, kann man von Lord Holland nicht sagen; denn so vortrefflich auch die einzelnen Theile seiner Rede an und für sich selbst sind, so verbindet sie doch selten auf eine solche Art, daß sie als Ganzes in ihrer Gesammtwirkung erscheinen. Von allen Parteimännern des Ober-

hauſes, welche oft und mit Leidenſchaft ſprechen, iſt Lord Holland vielleicht der am Wenigſten leidenſchaftliche. Einige ſuchen die Beweisgründe ihrer Gegner durch gewaltſame und vorſchnelle Mittel nieder zu ſchlagen; Andere, jedoch Wenige, richten ihre tödtlichſten Pfeile auf Perſönlichkeiten. Von ſolchem Gift hat Lord Holland Wenig, wenn er anders irgend Etwas hat, wie denn überhaupt directer Widerſpruch nicht ſonderlich ſeine Sache iſt. Ohne Zweifel kann er auch declamiren, und zwar mit Nachdruck und Pathos declamiren, je nachdem die Umſtände es erfordern; wenn er aber je in die Invective übergeht, ſo iſt der Gegenſtand derſelben gewöhnlich mehr etwas Abſtractes, Allgemeines, als ein Einzelner oder eine Partei. Seine Stärke als Redner beſteht in Zweierlei: einmal verſetzt er durch kurze pikante Einfälle diejenigen, welche er widerlegen will, in gute Laune, ſo daß ſie oft beſſer mit ihm zufrieden ſind, als mit ihren eigenen Beweiſen oder mit ſich ſelbſt; zweitens verſteht Niemand beſſer als er eine Sache mit Wärme und Gründlichkeit auseinander zu ſetzen. Kurz, Lord Holland iſt der gemüthlichſte Mann des Oberhauſes, und derjenige, welcher mit einer Redefigur am Beſten umzuſpringen weiß.

Aber trotz aller Wärme ſeines Herzens, und trotz aller Wärme, welche er den Herzen Anderer einflößt, trotz allen ſeinen glühenden Gemälden von verſchwundener Freiheit, und allen ſeinen Liedern, welche er dem Andenken dieſer ſeinen erſten Liebe ſingt, trotz endlich der Würze des beißendſten Witzes und der ſtechendſten Satire auf diejenigen, von welchen ihre Altäre in dieſem oder jenem Lande über dem Haufen geworfen wurden — kann man ſich, wenn man ſein unſchlüſſiges, gedämpftes, halbverzagtes Weſen anſieht, des Zweifels nicht erwehren, ob er ſelbſt glaube, daß Eine der herrlichen Scenen, welche ſeine Einbildungskraft ſo ſchön ausmalt, je in Wirklichkeit treten werde. In ruhigen Zeiten, und unterſtützt von der Stimme der Nation, würde Lord Holland einer der paſſendſten Führer auf dem Weg der allgemeinen Freiheit und der allgemeinen Wohlfahrt ſeyn, und Niemand vermöchte beſſer dem Unwillen einer erleuchteten und männlichen Regierung gegen einen offenen oder hinterliſtigen Feind die Richtung zu geben; aber Lord Hollands Seele iſt zu zart, und die Falten ſeines Herzens ſind zu fein und zu weich geſtimmt, als daß er gegen eine unmittelbare Gefahr kämpfen und in Zeiten der Noth oder gegenüber einer verſtockten und anmaßenden Partei ſtark genug auftreten könnte.

Wenn alle Menſchen ſo wären wie ſie ſeyn ſollten, ſo würde Lord Holland ohne Zweifel einer der einflußreichſten Pairs ſeyn, ſo wie er jeder Zeit einer der anſprechendſten ſeyn muß; indeß, ſo wie die Verhältniſſe gegenwärtig ſich geſtaltet haben, fragt ſich, ob ſeine mehr harmloſe Oppoſitionsweiſe nicht eher geeignet iſt, das Cabinet zum Guten anzutreiben, als wenn er ein noch ſo aufbrauſender Redner wäre. Wenn man ferner in Betracht zieht, daß die Politik des Lords ſtets eine gerade, und daß die Hitze, zu welcher er ſich zuweilen hinreißen ließ, mehr der Wärme des Herzens, als dem Ehrgeiz ſeines Kopfes zuzuſchreiben war, ſo möchte man behaupten, daß in den Reihen der Oppoſition des Hauſes, von dem er eine der ſchönſten Zierden bildet, kein einziges Individuum ſich befindet, von welchem die entgegengeſetzte Partei einen Wink mit mehr Bereitwilligkeit und mehr Dank annehmen würde, als von Lord Holland.

(Fortſetzung folgt.)

Die Entdeckungsreiſe des Siniävin.

In der Mitte des Juny 1828 verließ der Sinävin — jenes ruſſiſche Fahrzeug, welches vor Kurzem auf ſeiner Rückkehr nach St. Petersburg den Canal paſſirte — den Hafen von St. Peter und Paul auf Kamſchatka und nahm mit einem günſtigen Winde ſeine Richtung nach der Behringsſtraße. Die Küſte von Kamſchatka bot bei der Abfahrt einen großartigen Anblick dar. Im Hintergrunde der Bai von Avatſcha liegen über niedere Höhen ſteil und vereinzelt emporragend fünf ungeheure Berge, auf der Südſeite erhebt der Wiluſchinskaja majeſtätiſch ſein mit ewigem Schnee bedecktes Haupt zu einer Höhe von 6342 Fuß. Mit Beben erzählen die Kamſchadalen die Sagen von den unterirdiſchen Geiſtern im Innern dieſes Berges; aber der Fremde, der dieſe Gegenden zum erſten Male ſieht, wird von einem Gefühle ergriffen, welches keine Sprache ausdrücken kann. Einer jener ungeheuren Coloſſen, deren eisgekrönte Gipfel ſich in dem azurnen Himmelsbogen verlieren, der Kawazkaja, der wenig niedriger als der Pik von Teneriffa 11,468 Fuß mißt, ſendet von ſeiner Nordſeite beſtändig Rauchſäulen aus, obwohl in ſeinem Innern die größte Ruhe und Stille herrſcht. Dieß iſt nicht der Fall mit ſeinem nächſten Nachbar, dem Avatſchankaja, deſſen Gipfel, in dichte Rauchwolken gehüllt, noch im vergangenen Jahre unermeßliche Feuermaſſen auswarf und Schrecken und Beſtürzung unter den Bewohnern verbreitete. Der niedrigſte von dieſen Bergen, welche unmittelbar gegen die Küſte abfallen, iſt der Kaſelskaja der rieſenhafteſte, welcher bis auf eine Entfernung von 160 Seemeilen ſichtlich iſt und noch in der letzten Zeit Aſche und Lava ausgeworfen hat, der Kluſchefskaja oder Kamſchatkaja, deſſen Gipfel höher iſt, als der des Mont Blanc, indem er ſich 16,542 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Sein Anblick iſt aber ohne allen Vergleich großartiger, da er zu dieſer Höhe unmittelbar von dem Geſtade aufſteigt, während jener nur die hervorragende Spitze eines ganzen großen Gebirgsſtockes iſt.

Am 23 Juni erreichte der Siniävin die Felſeninſel Kavaga (58° 50′ N. B.), die keine Bäume hat, aber mit Dickicht bedeckt iſt und unzähligen Bären, Füchſen und Murmelthieren zum ungeſtörten Zufluchtsorte dient. In der Bai von Kavaga liegt auch die ſchwerzugängliche kleine Inſel Wertſchaturaſkaja, auf der man die koſtbaren ſchwarzen Füchſe in Menge finden ſoll.

Am 11 Juli bekamen die Seefahrer das Cap Thaddeus zu Geſicht, welches die Südſpitze der See von Ochotsk bildet und, nach ihren Beobachtungen, unter dem 62° 40′ N. B. liegt. Am 14 entdeckten ſie die Schneegefilde der St. Lorenzinſel und am 15 erfreuten ſie ſich auf der Höhe der Gwosdefsinſeln, die zwiſchen Aſien und America liegen, des gleichzeitigen Anblicks beider Welttheile. Hier hatten ſie zum erſten Male einigen Verkehr mit den Tſchuktſchen, einer hübſchen kräftigen Menſchenrace, von der ſie mit vielem

Wohlwollen aufgenommen wueden. Diese Völkerschaft zerfällt in zwei Stämme, die angesessenen und die Rennthier-Tschuktschen. Die ersteren leben auf den unfruchtbarsten Stellen an der Küste und befahren mit ihren ärmlichen Lederbooten den Ocean, der ihnen Alles darbietet, dessen sie bedürfen: Boote und Häuser, Kleidung, Nahrung, Waffen und Brennmaterialien. Die Rennthier-Tschuktschen durchwandern den Continent mit unzählbaren Heerden; sie unterscheiden sich nicht blos durch die Sitten, sondern auch duech die Sprache von den andern. Sie sind kriegerischer, als diese, stehen jedoch mit den Russen im besten Vernehmen und bilden zwischen den Colonien derselben am Kolyma und ihren Stammbrüdern an der Küste ein freundliches Mittelglied, indem sie jene mit den Producten der See versehen, die diese gegen Eisen und Kupfergeräthe oder gegen einige Blätter Taback, den beide Geschlechter leidenschaftlich lieben, im Ueberflusse liefern.

Dichter Nebel verhinderte die Reisenden, ihre Operationen auf der Küste fortzusetzen. Nachdem sie lange umher gekreuzt waren, warfen sie endlich am 27 am Eingange der Bai von Metschigmenski die Anker, in der Meinung, da es schon spät am Tage war, am nächsten Morgen in den Hafen einzulaufen. Ein heftiger Wind, der vom Ufer wehte, gestattete dieß indessen nicht, und nachdem sie einen ganzen Tag verloren hatten, waren sie genöthigt, den Versuch aufzugeben und südwärts zu steuern. Unter der Breite von 64° 47′ kamen sie in eine Einfahrt, die auch von Clarke bereits wahrgenommen warden war. Sie sandten sogleich Boote aus, um einen Hafen zu entdecken, was ihnen in kurzer Frist gelang. Am folgenden Tage machten die Naturforscher, die sich am Bord befanden, eine Excursion und überzeugten sich, daß diese Punkt, den man bisher immer für einen Theil des Continents gehalten hatte, in der That eine Insel sey. Am 29 veränderten sie ihren Ankerplatz und bemerkten von einer Anhöhe, daß sie sich in einem beträchtlichen Canale befanden, der von zwei großen Inseln und dem Continent von Asien gebildet wird. Diesen Canal, der mehrere treffliche Häfen enthält, nannten sie die Sinjävinstraße; und die Zeit bis zum 6 August, während das Schiff in deeselben vor Anker lag, wuede von dem Capitän und den Officiren zu einer sorgfältigen Aufnahme benutzt. Cap Mertens bildet den südlichen Eingang dieses Canals, der seit Cooks Zeiten immer für eine Bai gehalten wurde. Hier verließen sie die Behringsstraße, umschifften am 9 Augusf das Cap Tschakotzk und gelangten so wieder in die See von Anadir. Am 13 befanden sie sich auf der Höhe eines Caps, wo Behring gerade vor 100 Jahren gewesen war, und das Capitän Lütke daher das Behrings-Cap nannte. Am 16 erreichten sie die große und bisher noch nicht beschriebene heilige Kreuz-Bai, in der sie bis zum 5 September blieben, um eine genaue Aufnahme von derselben zu machen, aus der hervorging, daß sie sich weiter nordwärts als das Ostcap in der Behringsstraße erstreckt und bis an den Polarkreis reicht. Hier wueden sie vom Winter mit allen seinen nordischen Schrecken — Stürmen, Schnee und Nebel — überfallen und zu ihrem Bedauern gezwungen, die Fahrt an diesen gefährlichen Küsten aufzugeben, an denen sie länger verweilt hatten als irgend ein Seefahrer vor ihnen. Am 23 kamen sie glücklich in dem Hafen von St. Peter und Paul wieder an, den sie nue verließen, um über die westlichen Carolinen, Manilla und die Straße von Sunda ihre Rückfahet nach Europa anzutreten.

Literary Gazette.

Die Indianer in Ohio.

Perry, der vornehmste Häuptling der Schawanesen, eines Indianerstammes im Staate Ohio, gerieth, als er eines Tages in einem Wirthshause zu Piqua, einer ihren Niederlassungen benachbarten Stadt war, durch den Einfluß des Branntweins erhitzt, in Streit mit mehreren Personen, die er verwundete, und unter andern mit dem Herausgeber der Zeitung von Piqua, dem er mit einem Messer neun Wunden beibrachte. Am folgenden Tage, als Perry nach Wapaugskonnette zurückkehrte, fand er die Schawanesen in einer Versammlung vereinigt, bei der er hätte gegenwärtig seyn sollen, die man aber seiner Abwesenheit wegen vertagt hatte. Sie hatten sich versammelt, um von diesem Tage an den Genuß hitziger Getränke unter dem Volke zu verbieten, und als sie mit der Wirkung, die der Branntwein auf ihren Häuptling gehabt hatte, bekannt gemacht wueden, so wurden alle vom tiefsten Schmerze ergriffen. Die Versammlung sandte sogleich Abgeordnete nach Piqua, um mit den Bürgern eine Zusammenkunft zu halten. Wihwill-a-pih, ihr Redner, sprach darauf die Gefühle seines Volks in folgender charakteristischer Rede aus: „Wir sind von unserer Nation abgesandt worden, um die Bürger von Piqua zu sehen und ihnen, besonders aber den Personen, die duech unseren Häuptling verletzt worden sind, unsern Schmerz über den Unglücksfall auszudrücken, der neulich begegnet ist. Wir wissen, daß starke Getränke für die weißen Männer gemacht wurden, weil sie wissen, wie man sich ihrer bedienen muß; aber die Indianer werden daduech verrückt gemacht. Wir haben deshalb eine Versammlung unseres ganzen Volkes gehalten, um den Genuß derselben unter uns abzuschaffen. Es war der Wunsch unseres Volkes, daß unser Häuptling Perry bei unserer letzten Versammlung zugegen seyn sollte; aber er kam nicht, und wir erwarteten ihn vergebens. Wir wünschen beständig in Freundschaft mit unsern weißen Brüdern zu leben und besonders mit den Bewohneen dieser Stadt, da wir soviel Verkehr und Verbindung mit ihnen haben. Wir sind gerne bereit, alle Kosten zu bezahlen, wenn nue das weiße Volk nicht das Gesetz gegen unseren Häuptling in Kraft setzen will." Diese Rede wurde von mehreren Negern beantwortet, die sie der gegenseitigen Erwiederung ihrer freundschaftlichen Gefühle versicherten und ihnen die Abschaffung des Branntweintrinkens anriethen; sie fügten hinzu, daß das Vergehen ihres Häuptlings vergessen seyn solle in Rücksicht auf seine Reue und die friedlichen Gesinnungen, welche die Deputation im Namen ihres Volkes ausgesprochen habe.

The American Annual Register for the Years 1826—27. New-York, 1828. 8.

Japan.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß Morrison's chinesisches Wörterbuch von eingebornen Japanern in das Japanische übersetzt wird. Die Anordnung dieses Werkes hat in Japan soviel Beifall gefunden, daß es in Nangasacki Mode geworden ist, einzelne Seiten desselben abzuschreiben und Freunden zum Geschenke zu machen.

Canton Register.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 235 und 236. 23 und 24 August 1829.

Aussichten für den Handel bei einer friedlichen Lösung der orientalischen Frage.

Große Veränderungen im innern Zustande des Orients, wie in seinen Verhältnissen zu den europäischen Mächten, werden durch die neuesten Ereignisse angekündigt. Durch Siege, die in solcher Schnelle und Ausdehnung vielleicht nicht erwartet wurden, sind diese Veränderungen schon zu sehr bekräftigt, als daß man hoffen dürfte, den bisherigen Stand ferner erhalten zu können. Der Wendung der Dinge muß eine neue Richtung der Politik folgen, ohne daß jedoch das frühere System deswegen weniger den damaligen Verhältnissen angemessen zu achten wäre. In einer Zeit, wie die unsere, wo so viele Revolutionen plötzlich aufloderten und eben so plötzlich wieder verschwanden, durften die Staatsmänner durch jede neue Erscheinung von der Bahn, die sie, zur Erhaltung des allgemeinen Friedens, gewählt hatten, nicht sich abwenden lassen. Daher wird es begreiflich, wenn von einer oder der andern Seite in dem Aufstande der Griechen nicht sogleich ein anderer Charakter wahrgenommen wurde, als jener war, der sich in den Empörungen jenseits der Pyrenäen und in Italien ausgewiesen hatte. Allerdings zeigte sich hier der bedeutende Unterschied, daß die Griechen nie, im europäischen Sinn, Unterthanen der Türken, sondern nur die Unterjochten waren; ihre Dynastie war verjagt oder hingemordet, und die Türken hatten kein anderes Recht auf den schönsten Theil Europa's als das Schwert, das sein Recht verliert, wo es nicht mehr siegreich ist. Ein dauernder Friede mit diesen Eroberern war nicht möglich, denn ewiger Krieg gegen die Christen ist Glaubenspflicht des Islam, und diese Richtung war so innig mit dem Wesen des ottomannischen Reichs verbunden, daß es seit der Zeit in Verfall gerieth, da die Osmanlis, auf fernere Eroberung gezwungen verzichtend, im Frieden zu genießen sich anschickten. Weil diese Verhältnisse anerkannt wurden, darum erweckte denn auch das Schicksal eines in der Geschichte berühmten Volkes die Theilnahme aller gebildeten Männer. Doch war ein humanes Gefühl noch keine unabweisliche, entscheidende Ursache, in welche sich die Politik, mit Aufopferung aller Vortheile des früheren Bestandes, eiligst hätte schicken müssen. Die Staatsweisheit erlaubte nicht, selbst Hand anzulegen, den Umsturz eines alten bisher unschädlichen Gebäudes zu beschleunigen. Daraus erklären sich die Zögerungen in Anerkennung eines befreiten Griechenlands — dadurch sind sie gerechtfertigt.

Wenn unterdessen entferntere Staaten mit dem Gedanken an die Selbstständigkeit der Griechen, an eine Legitimation des Aufstandes, bald sich befreunden zu müssen glaubten: so war ein Gleiches nicht von einem Staate zu erwarten, in dessen Nähe die Empörung ausgebrochen war, der mehrere Millionen Griechen unter seine Unterthanen zählt, und welcher sich in seinen wesentlichen Interessen bedroht glauben mußte. Es ist wahr, Rußland grenzt wie Oesterreich an die Türkei, aber der Unterschied ist nicht zu übersehen, daß die Schwächung der Pforte für Rußland vortheilhaft ist, während gerade dieser Umstand die Politik Oesterreichs noch vorsichtiger machen muß. Wenn sonach letztere Macht an dem Traktate vom 6 Juli keinen Antheil nahm, so wird dieß um so weniger auffallen, als selbst Preußen das System der Neutralität vorzog. Die Erwägung aller frühern Verhältnisse erlaubte keine andere Politik. Wohl aber ist mit Zuversicht anzunehmen, daß die humanen Gesinnungen, die sich im Wunsche eines bessern Schicksals der Griechen aussprachen, den Bewohnern des österreichischen Kaiserstaates nicht fremd waren; und vielleicht konnte selbst eine strenge Neutralität der österreichischen Regierung den Griechen nützlich werden, indem sie ihnen Zeit ließ, zu beweisen, daß wirklich Elemente des Bestandes in ihrer Unternehmung zu finden wären. Es ist sehr möglich, daß die Geschichte, die nicht nach dem Schein des Augenblicks, sondern nach den bleibenden Folgen urtheilt, einmal anerkenne, es habe Oesterreich den Griechen viel dadurch genützt, daß es seinen Einfluß auf Erhaltung des allgemeinen Friedens verwendete; denn ein Krieg der europäischen Mächte hätte wahrscheinlich eher eine Theilung der Türkei als die Unabhängigkeit der Griechen herbeigeführt. Oesterreich kann demnach mit Ruhe das Urtheil der Nachwelt über seine bisher befolgte Politik erwarten.

Ist aber nicht gegenwärtig der Zeitpunkt eingetreten, ein verändertes System aufzustellen?

Der Weisheit der österreichischen Regierung kann getrost die Entscheidung dieser Frage überlassen werden. Indessen scheinen die neuesten Ereignisse allerdings in ihren möglichen und wahrscheinlichen Folgen so bedeutend, daß auch der strengste Beobach-

trr zum Nachdenken über die Nützlichkeit eines den Ereignissen angemessenen Systems sich aufgefordert fühlt. In dieser Beziehung sey es gewagt, die bescheidenen Gedanken eines Einzelnen der Prüfung sachkundiger Kenner zu unterwerfen.

Oeffentliche Blätter haben die Hoffnung ausgesprochen, daß durch die Siege der Russen über die Türken die Verbreitung der Civilisation im Oriente, und mit ihr die Belebung des orientalischen Handels, zum allgemeinen Vortheil des Festlandes, befördert werden könnte. Sollte auch, ursprünglich, vielmehr eine wohlwollende Gesinnung, als eine kalte Berechnung des Verstandes an dieser Hoffnung Antheil gehabt haben: so kann doch, bei der Entscheidung, die das Schicksal im Sinne zu haben scheint, gerade die enhigste Berechnung der großen Interessen den Staatsmännern anrathen, diese Hoffnung möglichst zu realisiren, damit großem Unglück und einer völligen Vernichtung aller schützenden Verhältnisse vorgebeugt werde. — Ist eine neue Gestaltung der türkischen Länder unvermeidlich, so könnte eine auf jeden Fall den Osmanlis wenignützende Unterstützung des sinkenden Reichs durch Oesterreich diese Monarchie nur zur Theilnehmerin der fremden Unfälle machen, ohne ihr die Aussicht zu gewähren, Ersatz für die Opfer zu erhalten, welche unerreichbaren Zwecken wären gebracht worden. Auf jeden Fall wäre der Krieg kostspielig und sein Ausgang ungewiß. Erklärte sich das Cabinet von Wien dagegen für Ausbreitung der Civilisation und für ein System der Freiheit und Sicherheit des Handels: so würde es dadurch in den edelsten Bund mit Rußland treten, würde gefahrlos für seine höchsten Interessen sorgen, und könnte zugleich Europa Bürge seyn, daß die Veränderungen, welche die Zeit nöthig und unvermeidlich macht, nicht für einseitigen Vortheil, sondern zum allgemeinen Besten sollen geleitet werden. — — Und, in Wahrheit, ein geregelter, durch Ordnung gesicherter Zustand im Oriente bietet Vortheile für den Kaiserstaat dar, die er bisher nur nicht verfolgen konnte, weil die Umwälzungen im Occident jede Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und gerade deshalb der Feind im Rücken nicht gereizt werden durfte. — Jetzt ist Europa beruhigt, und der Zustand der Völker, die Bedürfnisse der Regierungen fordern nicht mehr hemmende, sondern treibende, bewegende Kräfte, denen der Zustand der Türkei einen deutlich von der Vorsehung bezeichneten, Oesterreich zur Hülfe bereiteten, freien Spielraum giebt. Wohl ist es edel, denjenigen, der uns in früheren schweren Kriegen nicht beunruhigte, dann wieder zu schonen, wenn er sich in bedrängter Lage befindet. Und diesem Grundsatze ist Oesterreich treu geblieben, trotz allen lockenden Aufforderungen der Zeit. Freundliche Warnung, treuer Rath, selbst sichtbare Vorliebe für das Wohl des Nachbars, haben nicht gefehlt. Der Großmuth zu genügen, wagte man sogar das Mißtrauen anderer, durch noch wesentlichere Dienste treu erwiesener Freunde auf sich zu laden. Der Ausspruch des Schicksals, auf welchen die Türken trotzig sich beriefen, wurde sorgsam und ängstlich erwartet — nicht ohne eigenen Nachtheil und mit Verwendung großer Kosten. Sollte jetzt, da das Schicksal sich entschieden hat, Oesterreich die drängenden Anforderungen seiner höchsten Interessen nicht achten, und dem, was nicht mehr ist, sich zum Opfer bringen? Solche Großmuth würde sich selbst übersprechen, und wäre unverträglich mit der Klugheit. Es ist nicht nur erlaubt, es ist Pflicht, für den Bestand der eigenen, verhältnißmäßigen Macht zu sorgen, wo der Nachbar, dem Gutes gerathen wurde, durch Eigensinn, leeren Stolz und Prahlerei sich ins Verderben stürzt, und dadurch selbst alle Bande löst. Denn als Prahlerei weisen sich jetzt jene Versicherungen aus, daß die hohe Pforte durch ihre blutigen Reformen und durch kräftige Rüstungen sich in den Stand gesetzt, die Vermittlung der europäischen Mächte entbehren, ja sie zurückweisen zu können. — Hatte eine europäische Macht Verbindlichkeiten gegen die Pforte, so hat des Sultans thörichter Eigensinn diese Macht von jeder Pflicht entbunden. Für ungeschwächten Bestand der Türkei mit dem Siegee in die Schranken zu treten, kann nicht gefordert werden, so wenig als Aehnliches bei dem Fall von Venedig, das auch zur Unzeit trotzte, hätte zugemuthet werden können. — Darf man also über die Frage des Rechts vollkommen beruhigt seyn, so darf man auch die Lage der Dinge, in sofern sie nützlich werden kann, ohne Scheu in Erwägung ziehen. Und hier scheint es, daß Oesterreich durch eine große Nationalangelegenheit bestimmt werde, gleichen Wunsch zu nähren mit den Russen — für Sicherheit des orientalischen Handels. — Das schöne, reiche, von einem hochherzigen Volke bewohnte Ungarn leidet dadurch, daß die Barbarei seines östlichen Nachbars ihm nicht erlaubt, einen hier so möglichen als vortheilhaften Verkehr mit dem Oriente anzuknüpfen, — einen Verkehr, der von den Tagen der Kreuzzüge bis zum Fall von Constantinopel Ungarns Reichthum und Macht auf den Gipfel erhob; der in den Ländern an der Donau aufwärts, von Belgrad bis Ulm, ein fröhliches Leben der Betriebsamkeit schuf und mit großen Reichthümern segnete; der endlich das süddeutsche Städtewesen vorzugsweise ausgebildet hat. — Oesterreichs große Wasserstraße, die Donau, ist ihm am Ausgange verschlossen, weil die Ungeschicklichkeit der Barbaren sie unfähig macht, die Schwierigkeiten der Versandung, der Klippen und anderer Hindernisse zu überwinden, und durch Kunst der Schifffahrt zu Hülfe zu kommen. Wurden in Amerika, im Urstande fast der Natur, wo neue Völker die Hülfsmittel der Kunst sich tausend Meilen weit herholen mußten, ungleich größere Schwierigkeiten durch die Wasserbaukunst und durch die Dampfschiffe überwunden: warum sollte es unmöglich seyn, die Donau schiffbar zu machen, die auf ihren Wellen aus dem Herzen des civilisirten Europa Mittel für alle Bedürfnisse herbeiführen kann? Was Trajan, Constantin und Julian im Kindesalter der mechanischen Künste zum Schrecken der Barbaren glücklich zu Stande gebracht, dieß sollte unserm Zeitalter, bei allen Riesenfortschritten dieser Künste, unmöglich seyn? Nein, nur die Barbarei der Türken trägt die Schuld, daß der größte Strom Europa's für den Welthandel verschlossen ist. — Und Ungarn, durch seine Lage berufen, den östlichen Handel in sich aufzunehmen, selbst unzählbare Schätze der Natur in sich bewahrend, Ungarn, dessen kräftiges, männliches, kühnes, edles, wahrhaft königliches Volk alle Anlagen besitzt, die Gaben der Natur durch die Künste der Betriebsamkeit und des Geistes zu veredlen, dieses Reich sollte verurtheilt seyn, die Grenzen der

Barbarei zu verewigen? Es sollte einen Nachbar schonen und schützen, der vielfach mit wilden Horden hereinbrach, die schönsten Provinzen in Wüsten zu verwandeln; der während anderthalb Jahrhunderten, da er im Besitz dieser Länder war, nur durch Verödung und durch Entwürdigung seine Herrschaft bezeichnete; dem Ungarn viel Elend, nie eine Wohlfahrt verdankte? Wie, die Aufgabe des ungarischen Reichs sollte seyn, die Barbaren ja nicht in ihrer erhabenen Bestimmung zu stören, durch Trägheit, Unverstand und Brutalität eine unübersteigliche chinesische Mauer — der Civilisation entgegen zu setzen? — — Was würde Ungarn seyn, wenn es seine frühern, oft ohne Noth an die Türken verlornen Provinzen, die es noch in Fahnen und Wappen führt, und deren Wiedereroberung der König vor seiner Krönung in der Wahlcapitulation beschwört, wieder in Besitz nähme, wenn es seine alten Grenzen wieder gewönne — vom adriatischen bis an das schwarze Meer reichend! Wenn es, mittelst geordneter Handelsverhältnisse mit Asien und Egypten, einen weitern, unermeßlichen Markt für seine Erzeugnisse erhielte, und sich dadurch Schätze erwärbe, womit der Fleiß des dritten Standes und des Bauern belohnt, und letzterer zur Würde eines Staatsbürgers erzogen werden könnte! — Gewinnt Ungarn die Donaumündungen und zwei Meere zu Ausfuhrstraßen seines Handels: so mag immerhin der Zoll- und Dreißigamt-Kordon fortdauern, der das ungarische Reich von den übrigen Erdstaaten trennt und bis jetzt in ein fortwährendes Kolonialverhältniß setzte — dieses, mit dem Innersten des österreichischen Gefälls- und Bankal-Wesens verzweigte Ausschließungssystem mag fortdauern — es mag fortan die hochbesteuerten deutschen und slavischen Provinzen gegen eine Ueberschwemmung mit den Reichthümern Ungarns und gegen einen plötzlichen Unwerth ihrer Erzeugnisse schützen: — Ungarn wird keinen Anlaß zum Neide haben, es wird Niemanden Eintracht thun wollen, sobald jene großen Wasserstraßen des Welthandels sich ihm öffnen. — Und welche Aussichten für Deutschland — zumal wenn die so wohlthätigen als großgedachten Handelsverträge, die bereits Preußen, Bayern, Würtemberg und Rheinhessen verknüpfen, auch zu ähnlichen Verabredungen mit Oesterreich führen sollten! — Oesterreich würde solchergestalt, durch Verbreitung der Civilisation, die herrlichsten Eroberungen in seinem Innern gemacht haben! Die Absonderung von den andern Erdstaaten würde nicht mehr beschwerlich oder schädlich seyn; vielmehr könnte das in sich gerundete ungarische Reich alle Vortheile eines selbstständigen Staats genießen und gewähren, ohne dem alten Erzhause weniger mit unerschütterlicher Treue anzugehören. Die seit dem letzten Landtage neugekräftigte Constitution, die wünschenswertheste Vormauer gegen Willkür und gegen die Wiederkehr der Handels-, Münz- und Finanzexperimente, könnte sich von allen Schlacken reinigen und würde ein allgemeinverehrtes Band der verschiednen Stände. Die Constitution gewährte eben dadurch nach allen Seiten freie Entwicklung, und zugleich die größte Sicherheit für den Staat; denn ein aufgeklärtes, arbeitsames, reiches Volk wagt nicht, im Sturm der Revolutionen Alles zu verlieren! — — Diese Hoffnungen können realisirt werden, wenn es gelingen sollte, die gegenwärtige Bewegung der Zeit auf eine Art zu benutzen, die dem Reiche Ungarn seine natürlichen alten Grenzen zurückgäbe, und in ihm, durch erweiterten Handel, ein neues, reges Leben hervorriefe, welches in wenigen Menschenaltern die Bevölkerung um das Zweifache vermehren, und allen Erzeugnissen einen höheren Werth geben würde. — — Es scheint demnach, soweit der Einzelne die Verhältnisse beurtheilen kann und darf, daß Oesterreich ein gleiches Interesse vielmehr mit Rußland verbinde, als daß es berufen seyn sollte, Englands Anträgen, Falls dieses zu einer Allianz gegen Rußland einladen möchte, Gehör zu geben. Sich der Politik Englands auf die Dauer anzuschließen, war für Oesterreich von jeher ein mißliches Unternehmen, da der dort, vermöge der Verfassung, leicht mögliche Wechsel der Minister gewöhnlich auch andere Partei-Ansichten herbeiführt. Ueberdem weiß man — womit hier kein Tadel ausgesprochen werden soll — daß das eigene Interesse dem Engländer als höchstes Gesetz gilt, daher er, nach dem Dienste, den ein Verbündeter ihm geleistet, solchen bald vergißt, wo der nächste eigene Vortheil drängender mahnt. Die Oesterreicher aber werden sich noch erinnern, daß in den Kriegen seit dem utrechter Frieden und besonders in jenen mit Friedrich II von Preußen England bald Frankreich durch Oesterreich, bald dieses durch jenes zu lähmen suchte, so seine Alliirten zum Spielball machte, und am Ende Oesterreichs größten Feind unterstützte, vor Allem aber stets die Mindermächtigen auf Kosten Oesterreichs zu vergrößern suchte. Selbst in neueren Zeiten hat man erfahren, wie leicht englische Minister in Brasilien, Portugall, Turin, Neapel und sogar in Constantinopel die Rücksicht auf den Alliirten vergessen konnten, um desto ungestörter für drittisches Interesse zu sorgen. Wie einst der große Kaunitz erkannte, daß eine engere Verbindung mit Frankreich der zweideutigen und beschwerlichen Allianz mit den Seemächten vorzuziehen sey, so wird der große Staatsmann, der den Geist des alten Fürsten geerbt hat, aus der Natur der unabweislich gewordenen Ereignisse erkennen, daß ein Bund mit Rußland und seinen aufrichtigen Freunden allein den allgemeinen Frieden erhalten, und, bei den unvermeidlichen Veränderungen im Oriente, Oesterreich in den Stand setzen könne, sowohl seine eigene Würde, Sicherheit und Selbstständigkeit, als das Gleichgewicht von Europa zu behaupten, und die Interessen der Civilisation am Mächtigsten zu vertreten. — — Wenn aber die Zeit oder die Weisheit der Cabinete auch ein andres als das hier angedeutete Resultat herbeiführen sollte, so hofft der Verfasser dieser Zeilen doch, daß man der Reinheit seiner Absichten die, wie er glaubt, verdiente Gerechtigkeit nicht versagen werde.

Das Oberhaus.

Harrowby. Lauderdale. Wellington.

Lord Harrowby unterscheidet sich nicht nur durch die Politik, die er befolgt, sondern auch durch mehr als eine Seite des Charakters sehr von Lord Holland. Dessenungeachtet kommt er letz-

Digitized by Google

terem in mancher Hinsicht näher, als irgend ein anderes Mitglied des Oberhauses. Wahr ist, daß er Nichts von jenem muntern Aussehen hat, welches den angenehmen Gesellschafter bezeichnet, und welches so herzlich zu Lord Holland hinzieht, und daß ihm dessen classische Sprache, und der leichte, spielende Fluß der Rede gänzlich abgehen. Auch findet hinsichtlich des Stoffes ihrer Reden eben so wenig Aehnlichkeit Statt, als hinsichtlich der Form. In Talenten stehen sie sich ziemlich gleich, aber wenn der Eine als wissenschaftlich gebildeter geistreicher Redner glänzt, so besteht die Kunst des Andern in der gründlichen Detailkenntniß eines gewandten Geschäftsmannes.

Lord Harrowby ist ein denkender und klarer Kopf, und wenn er gleich kein hinreißender Redner genannt werden kann, so spricht er doch immer verständig und oft überzeugend. Man müßte sehr befangen seyn, wenn Einem der Mann nicht gefiele; ich meine nicht den Mann in seinem Privatleben — gegenüber seiner Familie und seinen Verwandten; denn dieses geht weder die großen Geschichtschreiber noch uns kleine Erzähler etwas an — ich spreche von dem Mann, in sofern er das Eigenthum des Publikums ist; und, Vorurtheil und Leidenschaft bei Seite gesetzt, sage ich, daß es Wenige giebt, an denen man mehr Gefallen finden kann, als Lord Harrowby. Sein ganzes Wesen ist so voll Milde und Güte, seine Persönlichkeit so voll Würde, in Stil und Sprache ist er so einfach und ungekünstelt, daß Lord Harrowby, ohne ein glänzender Charakter zu seyn, und trotz seines schwachen Organs überall eine bedeutende Stimme hat.

Kein Pair erscheint in einem schärferen Gegensatz zu Lord Holland und Lord Harrowby als Earl Lauderdale, der seinem Wesen nach so finster ist als jener heiter, und in seinem Ausdruck so ironisch als dieser gutherzig: man meint, daß im ganzen Oberhaus kein bequemer Sitz für den Grafen von Lauderdale sey; zwar hat er nicht versucht, wie sich auf den Bänken der Bischöfe, auf dem Wollsack, oder auf dem Thron sitzt; auf verschiedenen andern Plätzen aber ist er herumgekommen, und ich habe nie gehört, daß er einen derselben lange inne behalten, oder während er darauf saß, sich behaglich gefühlt hätte. Daß Earl Lauderdale für gut gefunden hat, so zu wechseln, will ich keineswegs als etwas Unrechtes bezeichnen: der Grundsatz des Apostels „Prüfet Alles" ist ein sehr guter Grundsatz, sogar in der Politik, unter der Bedingung, daß auch die in der heiligen Schrift unzertrennlich damit verbundenen Worte „Behaltet das Beste" befolgt werden. Ferne sey es indessen von mir, mich auf die Erörterung einer so schwierigen und verwickelten Frage einzulassen, wie die Frage nach der Natur, der Consequenz oder den Widersprüchen der Politik irgend eines Mannes. Vernünftige Freiheit erfordert, daß der Politiker, wenn unwiderstehliche Beweggründe ihn dazu antreiben, in diesem Jahr ein Tory, im andern Jahr ein Whig seyn darf, gerade wie ein junger Laffe im Bärengarten sein Gesicht mit einem falschen Knebelbart ziert, denselben aber abnimmt, wenn er auf das Land geht, um bei seinen nachsichtigen Eltern sich herauszufüttern und seine Börse zu spicken.

Wenn demnach Earl Lauderdale sich für einen großen und tiefen Politiker hält, so habe ich Nichts dagegen; nur erlaube er mir, daß ich ihm mehr natürlichen Verstand als ein durch regelmäßiges und tiefes Studium gebildetes Urtheil zutraue. Ich möchte nicht zu Viel auf seine Einsicht bauen; und ich stütze diesen Zweifel sowohl auf die häufigen Rollenwechsel, welche er (natürlich aus Ueberzeugung) durchgemacht, als auf die Grundsätze und Beweisgründe, auf welche er sich im einen oder dem andern Fall berufen hat, und auf die endlichen Folgen, zu denen sie ihn geführt haben. Ob ich aber gleich in seinen Theorien keinen großen Scharfsinn entdecken kann, so muß ich doch das Verdienst der logischen Fertigkeit und Klarheit, womit er dieselben geltend macht, ihm zuerkennen. Verstünde er eben so gut seine Stellung zu wählen, als sie zu vertheidigen, so würden wenige Männer seiner Zeit mit mehr Kraft auftreten und einen stärkern Eindruck machen als er.

Das Aussehen und die Manieren Lord Lauderdales sind nicht sehr geeignet Zuneigung oder Bewunderung für ihn zu erwecken, und wenn er abwechslungsweise beider Seiten des Hauses überdrüßig wird, so glaube ich, daß beide Seiten des Hauses auch seiner überdrüßig werden, daß also in dieser Hinsicht kein Theil dem andern Etwas schuldig bleibt. Sein Anblick hat etwas Abstoßendes und Hartes; sein mürrisches Temperament verbirgt sich nicht. Seine Stimme ist zwar stark, aber rauh, und beleidigt das Ohr wie eine unpolirte und ungeölte Maschine; sein Ausdruck ist kraftvoll, aber vielleicht gemeiner als die irgend eines andern Pairs; und obgleich sein Stil kühn — sehr kühn ist, so hat er doch etwas so Widriges, und der Parteigänger spricht so beständig aus ihm, daß sein Einfluß unbedeutender ist, als man von seinen Talenten erwarten sollte.

Betrachtungen, welche mit parlamentarischer Beredsamkeit und senatorischer Geschicklichkeit gewiß Nichts zu schaffen haben, veranlassen den Zuschauer, sich im Hause der Lords nach dem Herzog von Wellington um zu sehen; und ein Jeder, welcher hier einen Blick auf diesen glücklichen Krieger wirft, wird sich nicht sehr befriedigt fühlen. Nichts beweist Mehr für die Nothwendigkeit, daß die Arbeiten des Lebens getheilt werden, und daß Jeder Ehre und Reichthum auf dem Weg suche, welchen sein Talente und seine Neigung ihm bezeichnen, als die Vergleichung des großen Rufs, dessen sich der Herzog von Wellington als Krieger erfreut, und des verhältnißmäßig so geringen Rufs, in dem er als Staatsmann steht. Entweder haben Kriegskunst oder Redekunst, oder beide sich verändert, oder der Herzog von Wellington ist nicht mit solchen Geisteskräften begabt wie der große Argyle, von welchem der Dichter sang, er habe den Senat und das Schlachtfeld erschüttert. Denn so manches Schlachtfeld der tapfere Herzog durch die furchtbarsten Angriffe und den lautesten Sieges-Schall erschütterte, so fürchte ich doch, daß wenn er je in den Fall käme, den Senat erschüttern zu müssen, die Erschütterung in der Art wäre, daß nur Wenige ihn darum beneiden würden. Jeder Britte wird wünschen, diesen berühmten Pair zu sehen; für Lord Wellington selbst möchte es aber in der That gut und für sein Land möchte es keineswegs nachtheilig seyn, wenn er als Redner so selten als möglich aufträte. Im Felde hat er sich des Ruhmes genug erworben; und so viel ich weiß, hat er sich denselben auf eine Art erworben, gegen welche

wenigstens ich Nichts einzuwenden habe; daß aber seine redneeischen Thaten im Hause der Lords das Grün seiner Lorbeeren verherrlichen können, glaube ich nicht. Um die Eigenschaften zu erlangen, welche hier einen Mann in den Stand setzen, um den Sieg zu ringen, hätte ihn die Natur anders ausstatten und er einen andern Gang der Bildung einschlagen müssen. Wie hätte der herzogliche Krieger, der so lange auf den Schlachtfeldern beschäftigt war, Zeit gewinnen sollen, um seine Aufmerksamkeit den Regeln der Geschäfte zuzuwenden, oder den Beweisquellen und den Gratien der Beredsamkeit? Jetzt aber, da er seinen Pflichten als Senator obliegen kann, ist er zu alt, um in den schönen Künsten des Friedens noch Fortschritte zu machen; denn wenn man seine Selbstzufriedenheit und die Wichtigkeit betrachtet, mit welcher er über Kleinigkeiten spricht, so darf man nicht hoffen, daß er sich anstrengen werde, Etwas zu werden, was er noch nicht ist. Fehlt es einem Manne auch nicht an der Kraft sich zu bessern, so wird er doch diese Kraft nie anwenden, wenn er nicht die Ueberzeugung hat, daß es nöthig sey, und wo man diese Ueberzeugung nicht bemerkt, kann man auch nicht wissen, ob die Kraft vorhanden ist. Niemand hat ein Recht, sich über Wellingtons Erscheinung im Parlament aufzuhalten, oder über die Art und Weise, in welcher er einen Eindruck auf die Weisheit des Hauses hervorzubringen sucht; ein Jeder aber, dem der Ruf des Herzogs am Herzen liegt, muß wünschen, daß er ihn durch seine Versuche, als Redner zu glänzen, so wenig als möglich gefährden möge. Sollte zwischen denjenigen Talenten, welche einen Mann befähigen, mit Soldaten ins Feld zu rücken, und denjenigen, welche ihn befähigen, logische Schlüsse zu commandiren, so wenig Verwandtschaft Statt finden? Man sollte es kaum glauben, indessen freilich — der Feldherr liefert die Menschen und das Material nicht; und wenn der größte Eroberer auf seine persönlichen Hülfsquellen beschränkt wäre, so würde der Ruf seiner Thaten ziemlich zusammenschrumpfen. Der Redner hingegen ist General und Armee zugleich; er ist Kanone und Bayonet, und er befiehlt, wenn die eine abgefeuert werden und das andere eindringen soll. Kurz jener hängt größtentheils von der Anstrengung Anderer ab; dieser steht für sich allein. Es giebt aber noch einen anderen Unterschied: der Krieger — es sey denn, er habe auf eine besondere Weise und zu einem besondern Zwecke Krieg geführt — kann die Glut dieses innern Lebens nicht fühlen, er hat keinen Raum für das Spiel dieser Elemente der Freiheit, welche zur Bildung eines Redners vom ersten Rang so wesentlich sind. Stehende Armeen — wie leicht werden sie zu bloßen Werkzeugen der Willkür erniedrigt! Dem größten Theil derjenigen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, steht gar kein Urtheil über das, was Recht oder Unrecht ist, zu; er darf nicht einmal Mehe erfahren, als den nächsten Schritt, den er zu thun hat, damit der Feind keine Kunde bekomme. Eine solche Schule ist keineswegs diejenige, in welcher man jenes tiefe Eindringen in die Ursachen und Wirkungen der Dinge, welches den geschickten Redner macht, und eine Unabhängigkeit der Gefühle und Gedanken, woein das Wesen des glänzenden Redners besteht, erlernen könnte. Ein Redner, welcher mit Erfolg sprechen will, muß stets die größte Achtung für die Grundsätze der Freiheit und Unabhängigkeit an den Tag legen; auch darf seine Gesinnung seine Worte nicht Lügen strafen, weil er sonst nur, wie jener Athener, die tödtliche Wunde in einem Blumenkranz verbergen wollte.

Wenn ich mir diese Betrachtungen erlaubte, so kann mir so wenig daran liegen, den Herzog von Wellington zu tadeln, weil er kein beredter Mann ist, als einen Versuch in der Redekunst, welcher nicht von der gehörigen Kraft unterstützt wird, zu rechtfertigen. Die Welt überzeugt uns ja ohnehin, daß kein Mensch in allen Dingen groß seyn kann; Niemand sollte also zu begierig seyn, es auf die Probe ankommen zu lassen; auch giebt es in unserem Zeitalter wenige Männer, welche mehr Ursache hätten mit dem Erworbenen sich zu begnügen, als der Herzog von Wellington — durch seine Anstrengungen im Hause der Lords wird er wenigstens schwerlich Etwas hinzuthun. Wenn aber die Menschen einmal so hoch gestiegen sind wie der Herzog, so wollen sie nicht mehr still stehen, selbst auf die Gefahr hin, daß eine neue Anstrengung, und besonders eine Anstrengung in neuer Richtung, nicht nur zur Erhöhung ihres Ruhms Nichts beitrage, sondern im Mißfall selbst den Glanz des frühern verdunkle. Wenn Männer von großem Namen einmal anfangen zu sinken, so sinken sie, wie schwere Körper, mit immer zunehmender Geschwindigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Maw's Reise von dem stillen Meere zu dem atlantischen.

Einer der merkwürdigsten Flüsse der Welt, wenn nicht der merkwürdigste, ist der Marannon oder Amazonenfluß — diese ungeheure Wassermasse, die von ihrem Ursprung auf den Anden von Peru an der Küste des stillen Meeres ganz Südamerica in seiner größten Breite bis zum atlantischen Ocean durchmißt und nach einem Laufe von 4000—5000 englischen Meilen ihre Fluthen in einer Mündung von 180 Meilen Breite in die See wälzt, und dieß mit solcher Gewalt, daß das Salzwasser des Meeres auf eine Strecke von 100 Meilen hin durch das süße Wasser des Flusses verdrängt wird. Ein englischer Schiffslieutenant, Hr. Lister Maw, der gegen das Ende des Jahres 1827 von Lima nach England zurückkehrte, war der Erste, welcher den größten Theil von dem Laufe dieses Riesenstromes beschifft und durch ein ausführliches Tagebuch — Journal of a Passage from the Pacific to the Atlantic, crossing the Andes in the Northern Provinces of Peru and descending the River Marannon or Amazon, Lond. 1829. 8. — uns näher bekannt gemacht hat. Nachdem Maw die erste und zweite Kette der Cordilleren — bei Caramarca und Celendin — überstiegen hatte, erreichte er zum ersten Male die Ufer des Marannon, der hier nur 60 Schritt breit zwischen Bergen hervorströmte, deren Gipfel in den Wolken verborgen waren. „Der Marannon ist hier nicht schiffbar, sagt der Verfasser; eine kurze Strecke oberhalb der Fähre fällt er über ein abschüssiges Riesbett und in geringer Entfernung von derselben, unterhalb, soll er zu Pferde durchwatbar seyn. Weiter hinab sind die Cataracten. Das Thal ist stellenweise außerordentlich eng und bietet kaum eine hinreichende Breite für den Strom dar. Der

Fähre gegenüber sind kleine Hügel, auf denen das üppigste Grün prangt. Eine Menge von Früchten verschiedener Art werden hier in größter Vollkommenheit hervorgebracht; besonders die Pisange sind von außerordentlicher Größe."

Von hier aus überstieg Maw, mit seinem Begleiter Hinde, die dritte Cordillerenreihe, hielt sich zu Chachapagas, Tontea und Mayobamba auf und kam von dort nach einer fünftägigen Fußreise nach Balsa Puerto, wo er sich am 15 Januar 1828 auf dem Cachi Yaco einschiffte, mit diesem Flusse in den Guallaga und mit diesem bei Ouarinas wieder in den Marannon gelangte, unweit der Stelle, wo derselbe zuerst schiffbar wird.

„Die Gebäude von Balsa Puerto sind, mit Ausnahme der Kirche und der Häuser des Gouverneurs und des Pfarrers, elende Hütten (Ranchos), die aus einem einzigen Gemach bestehen, das etwa zwanzig bis dreißig Ellen lang und sechs bis zehn breit ist. Die Wände sind von sechs Fuß langem Bambusrohr gemacht, das senkrecht und dicht an einander aufgestellt wird, seiner Ungleichheiten wegen aber Licht und Luft einläßt. Die Decke besteht aus Palmenblättern oder Zweigen, von denen die erstern sämmtlich auf die eine Seite des Astes gewandt werden, so daß sie doppelt über einander liegen. Diese Decke wird von Pfeilern getragen, an welche Stangen in schiefer Richtung, nach oben zusammenlaufend, befestiget sind, daher die Ranchas in der Mitte meist zwanzig bis dreißig Fuß hoch sind, während die Wände nicht höher seyn können, als sechs oder sieben Fuß. Die Decken müssen alle drei oder vier Jahre erneuert werden und sind bei heftigem Regen nicht ganz wasserdicht. Fenster giebt es nicht, wogegen die natürlichen Lücken in den Wänden das Licht hinreichend einlassen. Die Thüren sind von Bambusrohr gemacht. Diese Ranchos haben von aussen ein zierliches Ansehen, und bei denen, in welche wir hineinsahen, war auch das Innere reinlich. Sie enthalten wenig Geräthschaften außer einigem Küchengeschirr und Stroh-Hängmatten. Vier oder fünf verheirathete Paare begnügen sich mit einer Hütte.

„Da der Sonntag hier als ein Erholungstag gefeiert wird, so waren alle die Indianer, welche wir sahen, festlich geschmückt: frisch gemalt, in reine weiße oder blaue Kittel und Hosen gekleidet und das Haar mit rothen und gelben Federn geziert, die sie hinten zu einer Art Schweif zusammengebunden hatten. Sie versammelten sich in einer frühen Morgenstunde und gingen ruhig und anständig zur Kirche, wo sie ungefähr eine halbe Stunde blieben, obwohl kein Geistlicher darin war, um den Gottesdienst zu halten. Nachdem sie auf ähnliche Weise die Kirche verlassen hatten, begannen die Ergetzlichkeiten des Tages, von denen die beliebteste ein Tanz zu dem Schall von Trommeln und aus Knochen gemachten Pfeifen zu seyn schien, wobei sie von Zeit zu Zeit von der gekauten Yucachicha zu sich nahmen. Die Farben, mit denen sie sich selbst bemalt hatten, wurden sichtlich als ihr ausgezeichnetster Schmuck betrachtet; einige hatten rothe Streifen oder Sterne auf der Stirn, andere einen rothen Streifen unter dem Auge; eine Purpurfarbe vertritt die Stelle des Bartes auf Lippen, Kinn und Backen; einige von den Weibern hatten sich mit Stiefeln von derselben Farbe versehen. Ein grader stattlicher Mann, der einer der Angesehensten zu seyn schien, hatte einen rothen Strich unter beiden Augen und rothe und gelbe Federn im Haar. Es waren mehrere Gemeindevorsteher unter ihnen, die es aber nicht unter ihrer Würde hielten, an den allgemeinen Belustigungen Theil zu nehmen; im Gegentheile, sie machten die Musikanten, und gingen von einem Rancha zum andern und spielten bis zum Abend, wo die Chicha ihre Wirkung zu thun anfing und mehrere, Männer und Weiber, betrunken waren.

„Am Montag Morgen stellten alle Weiber des Pueblo sich auf dem Platze auf, um zu hören, welche Arbeit sie verrichten sollten; denn es besteht ein Gesetz, welches sie verpflichtet, die ersten drei Wochentage eine gewisse Zeit lang öffentliche Arbeiten zu verrichten, als: die Straßen rein zu halten, oder was ihnen sonst von dem Gouverneur aufgetragen wird. — Ich bemühte mich, Nachrichten über die Gesäme einzuziehen, die ich auf meinem Spaziergange von Mayobamba gesammelt hatte. Die Eingebornen waren aber so unwissend, daß sie die wenigsten derselben kannten, und obwohl der District, durch den ich kam, außerordentlich reich an Cascarilla war, so konnten sie mir doch nicht sagen, von welchem Baume sie sey."

Der Guallaga, auf welchen eine Fahrt von 100 Meilen die Reisenden brachte, ist bei Weitem beträchtlicher, als der Cachi Yaco. — Unterhalb der Vereinigung beider Flüsse wurde das Wasser an inselfreien Stellen fünf Faden tief; die Breite war verschieden, doch mochte sie im Durchschnitte, ohne die Inseln, gegen eine halbe Meile betragen. Die Schnelligkeit des Stromlaufes, die indessen wahrscheinlich nach der Jahreszeit und selbst nach der täglichen Witterung verschieden war, berechnete ich auf vier Meilen in der Stunde. Die Bäume am Ufer waren eben nicht außerordentlich groß, zuweilen ragte einer oder der andere vor den übrigen empor, und diese nannten die Indianer Muenas. Zahllose Papageien flogen am Morgen und Abend über den Fluß, während der Mittagshitze war indessen Alles still.

„Als wir uns dem Pueblo von Santa Cruz näherten, bliesen unsere Canaetente auf dem Horn, was, einer alten Sitte nach, bei den Indianern ein Zeichen friedlicher Absicht ist. Eine Menge Hunde meldeten außerdem unsere Ankunft, als wir ausstiegen, um den Gouverneur zu suchen. Wir fanden ihn auf dem Stamm eines gefällten Baumes sitzend, einen Cigarro rauchend. Er stand auf und ging uns entgegen. Sobald er gehört hatte, wer wir wären, führte er uns in sein Rancha und bat uns, an seinem Nachtmahl — einem Gericht Runfuka — Theil zu nehmen. — Als wir ihn fragten, welches die vorzüglichsten Producte seines Districts wären, antwortete er, er wisse uns darüber keine Auskunft zu geben; sein District producire Nichts. Aber kaum hatten wir die Rede auf Runfukas, Sachywakas und Tiger gebracht, so ging er mit Begeisterung auf diesen Gegenstand ein und gab uns die lebendigsten Schilderungen der indianischen Art zu jagen, indem er bescheiden vorausschickte, daß er auch ein Wenig davon verstünde. Zugleich sprach er sein Bedauern darüber aus, daß die Tiger so selten zu werden anfingen; er hatte eben von einer Jagd erzählt, auf welcher zehn derselben getödtet worden waren. —

„Früh am Morgen nehmlich gehen die Jäger, von ihren Hunden begleitet, an die Ufer des Flusses; finden sie nun an denselben die Spur eines Thieres, so wissen sie, daß dasselbe sich satt getrunken hat und in seine Höhle zurückgegangen ist, um zu schlafen. Die Hunde

werden hierauf ausgesandt, um es aufzuspüren; die Jäger folgen ihnen durch die Mantanna, bis sie das Wild zu Gesicht bekommen. Ist es ein Tiger, so fallen die Hunde zurück, und das Thier wendet sich zu seiner Vertheidigung, indem es sich auf seine Hinterfüße stellt, um zum Sprunge bereit zu seyn, und brüllt, daß die Wälder zittern. Der Jäger, mit einem kurzen Speer bewaffnet, schreitet gerade darauf los. Wäre er zu hastig und führte er einen vorzeitigen Stoß, so würde derselbe von dem glatten Felle abgleiten, der Mann würde das Gleichgewicht verlieren und wahrscheinlich seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Um dieß zu vermeiden, hält er den Speer an dem stumpfen Ende mit der rechten Hand und stößt ihn, indem er den linken Fuß versetzt, durch die Höhlung der linken Hand, schnell, aber nicht mit allzu großer Gewalt, um ihn sogleich zurückzuziehen, aber, Falls er eindringt, nach dem Herzen des Tigers wenden zu können. —

„Das Fleisch der Anaſuka, welches wir zum Abendeſſen hatten, glich viel dem Schweinfleische, doch war es nicht so angenehm; auch wird es, wie ich höre, nicht für gesund gehalten. Dieß Thier, welches gewöhnlich unter der Benennung des wilden Schweins mitbegriffen wird, unterscheidet sich von demselben, indem es, statt einer gespaltenen, drei mit einander verbundene Klauen an jedem Fuße hat; auch geht es, gleich dem Tapir, gern in das Wasser."

Tiefer hinab, am Guallaga, liegt das Pueblo von Lagunna. Hier leben die Indianer größten Theils von Fisch, Pisang und Yuca; auch consumiren sie beträchtliche Quantitäten Chicha, wovon sie vier Arten bereiten, aus Mais, Yuca, Pisang und Chunta — einer großen, rothen, fleischigen Palmennuß. Die Yuca-Chicha ist die beste und wird gemacht, indem man die Yuca kocht, nachdem dieselbe theils gekaut, theils gequetscht worden ist; wenn man das Getränk zum Gebrauche verlangt, wird es zuvor mit Wasser vermischt. Die Mais-Chicha wird gemacht, indem man den Mais zermalt und kocht, darauf wird eine mäßige Quantität von gekautem Cumal — einer Wurzel, die der Yuca ähnlich ist, hinzugethan und das Ganze noch einmal gekocht. Dieß Getränke hält sich nicht länger, als eine Woche. Die Pisange werden genommen, wenn sie in ihrer höchsten Reife sind, geschält, zerstoßen und gekocht; darauf wird der Brei durch ein Sieb gepreßt und nach einmal gekocht. Die Chuntas werden gekocht und die Steine herausgenommen, zermalmt, mit Wasser vermischt, gekocht und durchgeseiht. Diese Chicha gilt für besser, als die von Plantanen, oder für geringer, als die von Mais oder Yuca.

Nach sechstägiger Fahrt gelangten die Reisenden zu der Vereinigung des Guallaga mit dem Marannon, wo sie die Erwartungen, welche die Beschreibungen der Missionäre in ihnen erregt hatten, nicht bestätigt fanden. Das Becken, welches der Strom bildet, ist ungefähr eine Meile breit; in der Mitte liegt aber eine trockene Sandbank und vor dem Einfluß des Guallaga ist das Wasser nur anderthalb Faden tief.

Zu Taditinga wohnte Maw einem großen indianischen Feste bei. „Diese Feste", sagt er, „sind zu Taditinga nicht selten, [illegible] Lehren, wenn ich nicht irre, alle Monat wieder, d. h. die Indianer, von denen nur wenige in dem Pueblo leben, versammeln sich und tanzen und trinken drei Tage lang in solchem Uebermaße ihre Chicha, daß sie zuletzt ganz betäubt werden und erst nach einem Schlafe von vierundzwanzig Stunden wieder zu sich selbst kommen. Bei ihren Tänzen nehmen sie Masken vor das Gesicht, und der Tanz, welchen ich sah, schien irgend eine Begebenheit darzustellen, obwohl ich mich vergeblich bemühte, zu erfahren, was für eine. Als wir eintraten, was bald nach dem Beginn des Tanzes war, sahen wir eine große Anzahl Menschen in dem augenscheinlich erst vor Kurzem erbauten Hause vereinigt; alle standen dicht an den Wänden, um die Mitte für die Tänzer und ihre Begleiter offen zu lassen. Uns wurden Sitze in der Nähe des Ceremonienmeisters angewiesen, eines ältlichen Indianers, der allein stand. Die Tänzer waren, so viel wir in ihrer Vermummung sehen konnten, Männer; sie waren in Gewänder gekleidet, die aus einer Borke bestanden, die dem Baum so abgestreift war, daß sie unverletzt blieb und daher keiner Naht bedurfte, und die man mit rohen Figuren in verschiedenen Farben, besonders roth und gelb, bemalt hatte. Dieß Gewand war über den Kopf gezogen und hatte nur Löcher für Mund, Nase und Augen, und der Kopfputz, welcher aus Maishalmen gemacht war, ruhte auf demselben. Die Aermel bestanden aus der Rinde kleiner Bäume, gleichfalls ohne Saum, außer, wo sie an dem Leibe befestigt waren. An den Beinen, besonders an dem rechten Knöchel, war eine Art von Klappern (rattles) befestigt, die aus den Schalen einer kleinen harten Nuß verfertigt waren und einen lauten aber nicht unangenehmen Klang hatten. Die Tänzer waren gewöhnlich zu Dreien mit einander verbunden, indem die Hauptperson von zwei anderen auf beiden Seiten unterstützt wurde; und meist tanzten zwei solcher Gesellschaften zugleich, denen dann eine Anzahl von Weibern und Kindern folgte, die alle auf dieselbe Art tanzten. Der Schritt war eine Art Springen, eines, zwei, drei; darauf folgte dieselbe Anzahl von Schlägen mit der Ferse, die von dem Geräusch der Klappern begleitet wurden; und dann wieder eins, zwei, drei, beständig rund in dem Gemach herum. Nachdem die Parteien, die eben im Tanze begriffen waren, als wir eintraten, dieß eine Zeit lang fortgesetzt hatten, wurde durch Trommelschlag an der Thüre die Ankunft neuer Charaktere angekündigt; es wurde Platz für sie gemacht, indem die alten Tänzer sich zurückzogen, und alsbald trat eine andere Gesellschaft ein, auf ähnliche Weise vermummt und mit Speeren bewaffnet, die sie in die Decke des Hauses warfen. Der Tanz glich dem ihrer Vorgänger; und der Schluß des Festes war, daß Männer und Weiber insgesammt sich betrunken hatten." —

Zu Taditinga standen unsere berühmten Landsleute, Spix und Martius, die mit besonderer Unterstützung des Königs von Brasilien bis in diese entfernten Gegenden vorgedrungen waren, noch in gutem Andenken. Die Berichte, welche den englischen Reisenden über die Thätigkeit der deutschen Gelehrten gemacht wurden, gehörten an das Wunderbare. So hieß es von Spix, es sey kein Affe in dem ganzen Districte zu finden, von dessen Species er nicht einen oder zwei ausgestopft hätte. Eben so sehr wurde die Ausdauer und Geschicklichkeit des Hrn. v. Martius gerühmt; und besonders wußte der Obrist Zany, Commandant der Militien zu Rio Negro, der seinen Rang als Obrist für die diesem verdienstvollen Naturforscher erwiesenen Dienste erhalten hatte, nicht genug von demselben zu erzählen.

Digitized by Google

Am 9 Febeuar verließ Maw Tabitinga und betrat die Grenzen des brasilischen Kaisereeiches.

„An dem Maeannon stand das Thermometer, beinahe den ganzen Weg abwärts, auf 80° Fahrenheit. Das Clima wurde feuchter, je tiefer wir in Beasilien vorbeangen, und zu Paea — dem Hafen, wo die Reisenden sich einschifften — war es außerarbentlich dunstig; doch daef man nicht vergessen, daß wir eben in der Regenzeit anlangten. — Was die Quelle des Marannon betrifft, so bestehen über dieselbe die verschiedensten, ja gerade entgegengesetzte Meinungen; doch kann ich nicht zugeben, daß jener Fluß, von welchem der Marannon seinen Namen erhält, dem Ucayali so sehr nachstehe, als man gemeiniglich annimmt. Betrachten wir beide Ströme bei ihrem Zusammenflusse, so sehen wir, daß der Marannon die Cordilleeen in einer bedeutenden Wassermasse durchbricht, während der Ucayali vielmehr aus einer Sammlung van kleinen Flüssen besteht, die sich erst kurz nar seinem Einflusse in den Marannon vereinigen. Diese Bemerkungen können natürlich auf die Verbindung mit Lima keinen Einfluß haben, da es bekannt ist, daß einige der Flüsse, welche den Ucayali bilden, am Geradesten aus der Richtung van dieser Stadt herfließen."

Basil Halls Reisen in Nordamerica.

Nach so Vielem, was in der neuesten Zeit über die Vereinigten Staaten geschrieben waeden ist, dürften wir uns nicht verwundern, wenn es bald eben so schwer wüede, über diese Gegenden etwas Neues zu sagen, als über die Heerstraßen der Continentaltour, wie die Engländer die Reise duech Frankreich, Italien und die Schweiz nennen, die jedem jungen Manne van Bildung als unerläßliche Pflicht auferlegt wird. Daß dieß indessen nach keineswegs der Fall, und auf einem so unermeßlichen Felde für Fortschritte und Verbesserung jeder Art, als den freien Söhnen des in Dienstbaekeit und Unterdrückung ergrauten Europa jenseits des atlantischen Oceans offen steht, nielleicht in Jahrhunderten noch nicht zu erwarten ist, zeigt uns das kürzlich erschienene Reisewerk des Capitäns Basil Hall — Travels in North-America, in the Years 1827 and 1828 (Edinburgh, 1829. 3 vols. 12) — worin wir eine so große Masse van überraschenden Bemerkungen uad für uns wenigstens neuen Stoff vereinigt finden, daß wir in Verlegenheit kommen, wenn wir durch die kurzen Auszüge, die der Raum uns verstattet, unsern Lesern einen Begriff davon geben sollen. Verschweigen dürfen wir indessen nicht, daß Basil Hall ein Engländer mit Leib und Seele ist, and so richtig er auch sieht und beobachtet, doch keinen anbeen Maßstab der Vergleichung kennt, als den von seinem lieben Alt-England heegenommenen. Nicht selten werden wir daher, wenn wir den Berichten des Capitäns den vollsten Glauben beimessen, den Folgeeunzen, die er aus denselben zieht, ein non sequitur beifügen müssen; so gleich Anfangs, wenn er bei einer Vergleichung der gegenseitigen Volksstimmung in England und Nordamerica es unbegreiflich findet, wie die Americaner an dem dreißigjährigen Kampfe Englands „für die sinkende Sache der Freiheit" — nämlich an dem Kriege gegen die feanzösische Republik und gegen Napolean — so wenig Antheil nehmen konuten; — selbst in England, sollten wir meinen, kann „dieser Glaube" gegenwärtig nicht mehr häufig senn, und wenigstens hätte der Capitän nur seine eigenen Reviews und Magazines lesen düefen, um sein Verwunderung nicht erst aus America zu holen.

Einer der am Wenigsten besuchten und gekannten Staaten in Nordamerica ist Georgien. Hier war Capitän Hall in der Hauptstadt, Charleston, zufällig Zeuge eines Schauspiels, welches selbst den vielgereisten Engländee überraschte. „Als ich die Börse erreichte, sagte er, in welcher sich das Postamt befindet, hörte ich auf der Steaße den Schall von mehreren Stimmen, als wenn ein Auctionär eine Versammlung auffarderte, auf seine Güter zu bieten. Ich trat an die Gallerie, von welcher man auf einen Hof oder Platz hinabsah, auf welchem eine Anzahl Menschen versammelt waren, um Sclaven und andere Handelsgegenstände zu erstehen. Ein Mann verkaufte das Pferd, auf welchem er saß und welches er ausbot, indem er die Straße hinauf- und heeabeitt; ein Andeeer fuhr auf dieselbe Weise mit seinem Wagen umher, indem er den Zuschauern zurief, auf Wagen und Pferde ein Gebot zu machen. Abee natürlich zog am Meisten der Sclavenmarkt meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein langer Tisch stand mitten auf der Straße, auf welchem die Neger nicht einzeln, sondern in ganzen Familien ausgestellt wurden. Zwei Auctionärs — einer an jedem Ende des Tisches — machten die Versammlung auf die Vorzüge ihrer Waare aufmerksam, riefen die Gebote aus und reizten die Käufer, einander zu überbieten. Die Paetelen, welche so verkauft wurden, waren verschieden an Zahl. Die erste bestand aus einem schwarzen alten Weibe, einem großen breitschulteigen Manne, angenscheinlich ihrem Sohne, seiner Frau und zwei Kindern. Nachdem der Auctionär die Namen non Jedem genannt und ihre Eigenschaften beschrieben hatte, farderte er die Herren um ihn her auf, zu bieten. Hundert Dollar's für jedes Mitglied der Familie, aber 500 für die ganze Partie, wae das erste Gebot. Dieß wuede allmählig bis auf 150 Dollars für den Kopf aber 750 Dollars für das Ganze gesteigert, um welche Summe endlich der Zuschlag geschah. Mehrere andere Familien wurden hierauf nach einander angeboten, die 250 bis 200 für jedes Mitglied kasteten, mit Einschluß des Kindes an der Brust und ganz alter Personen, die völlig unfähig waren, zu arbeiten. Die nächste Partie war äußerst interessant. Die Hauptperson war ein großer gut gewachsener Mann, oder — wie der Auctionär ihn nannte — „ein Bursch, der als Kutscher seines Gleichen suchte." Seine Frau stand neben ihm — ein schlankes wohlgebautes und wirklich schönes Weib, obgleich schwarz, wie Ebenholz. Ihr linker Arm hielt ein Kind, das ungefähr sechs Monate alt war und nach der Sitte ihres Vaterlandes auf dem Hüftbeine ruhte. Um das Gleichgewicht zu erhalten, hatte sie sich auf die rechte Seite hinübergeneigt, wa zwei Kleine sich um ihr Knie klammeeten, von denen das eine in sichtlicher Furcht die Hand der Mutter egriffen hatte, und dieselbe nicht las ließ, so lange der Verkauf dauerte. Der Mann sah ernst und fast traurig, doch lag eine Männlichkeit in dem Ausdeucke seines Gesichtes, die bei einem Menschen in einer so entwürdigenden Stellung befremden mußte. Was mir indessen am Meisten auffiel, war eine gewisse Aengstlichkeit, die sich in seinem Auge aussprach, sowie dasselbe bei jedem neuen Gebote die Reihe der Käufer durchlief. Er schien mit dem Charakter der verschiedenen Personen, die um ihn im Streite lagen, nallkommen bekannt zu seyn, und sein Glück oder Elend für's Leben, mochte er denken, hing von einem einzigen Worte ab. Diese ganze artige Gruppe war reinlich gekleidet und so anständig in ihrem Benehmen, daß mein Interesse für dieselbe mit jedem Augenblicke stieg. Die beiden kleinen Knaben, die Zwillinge zu seyn schienen, hielten ihr Auge beständig fest auf das Gesicht der Mutter geheftet. Im Anfange waren sie in der größten Angst, allmählig aber wurden sie so ruhig, als die Eltern; der Kampf unter den Käufern dauerte beinahe eine volle Viertelstunde, bis endlich um 290 Dollars den Kopf oder 1850 Dollars für die ganze Familie der Zuschlag erfolgte." —

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 237. 25 August 1829.

Spanisches Theater.*)

Um den ersten Ursprung des spanischen Theaters aufzufinden, muß man bis in die Zeiten der Troubadours und Jongleurs (trobadores y juglares) zurückgehen, deren erste Versuche das moderne Drama wie die moderne Poesie überhaupt hervorbrachten, und die zu gleicher Zeit in dem nördlichen Spanien und dem südlichen Frankreich, wo man dieselbe Sprache redete, hervor traten. Im zwölften Jahrhundert verbreiteten sie sich allgemeiner auf der Halbinsel; doch sollen sie bereits bei den Hochzeitfesten der Töchter des Cid ums Jahr 1090 aufgetreten seyn. Diese wandernden Dichter, welche die Höfe und die Schlösser mit ihren Gesängen beeinstigten, führten bald eine Art dramatischer Vorstellungen ein, bei denen Dichtung, Tonkunst und Tanz sich vereinigten. Aus einer metrischen Bittschrift des Troubadour Giraud Riquier an seinen Beschützer Alphons X, König von Castilien, im Juni 1275, ersehen wir, daß es damals mehrere Klassen von Schauspielern dieser Art in Spanien gab. Die einen, welche auf den Straßen tanzten, hießen Bouffons (bufones o truhanes) ihre anständigeren, talentvollern Kunstbrüder an den Höfen Jongleurs (juglares); die Componisten der Tänze, Gesänge und Schauspiele (juegos partidos Mischspiele) Troubadours (trobadores) **). Keine Festlichkeit wurde ohne sie gefeiert, und bald machte ihre Belohnung einen Haupttheil der Kosten aller Feste aus; die lustige Kunst (la gaye science, gaya sciencia) ergötzte den kleinsten Kastelan auf seinem einsamen Schloß, wie den Monarchen in Mitte seines Hofs. Wenn der Erzpriester von Hita in seinem durlesken Gedicht „der Krieg des Don Carnal und der Dame Fasching" die Genüsse des Carnevals preist, so zeigt er ihn, wie er an einer kostbar gedeckten Tafel sitzt und seine Possenspieler wie ein vornehmer Herr um sich hat:

Delante sus juglares, como omen honrado.

So wurden bei der Krönung Alphons IV von Arragonien unter der Leitung des Infanten Don Pedro Vorstellungen gegeben, in welchen eine in Koryphäen und Choristen getheilte Truppe die von diesem Prinzen gedichteten Strophen recitirte.

Die eigentlichen theatralischen Vorstellungen in Spanien, wie in Frankreich und Italien, entstanden aber in den Kirchen. Wie aus den religiösen Ceremonien des Heidenthums das griechische Theater so ging aus denen des Christenthums das neuere Theatee hervor. Zue würdigen Begehung feierlicher Feste wurde die Begebenheit, worauf sich diese gründeten, vor den Augen der Gläubigen symbolisch wiederholt. Obgleich Priestee die Rollen bei diesen erbaulichen Bühnenvorstellungen übernahmen, so schlichen sich doch bald fremdartige Reden und Scenen ein; ja sie vergaßen sich dergestalt, daß sie. Farcen nach Art dee Possenspielee einschwärzten und die Kirchen förmlich zu Schulen der Lästerung und des Aergernisses machten. Eine hierübee von Alphons X erlassene Verordnung *) verdient erwähnt zu werden: „die Priester," heißt es darin, „sollen keine Spottspiele (juegos de escarnio) aufführen, wie es derzeit geschieht, und wenn es Andere thun, so sollen sie nicht dabei erscheinen, weil viele Ungezogenheiten und Unanständigkeiten mitunterlaufen. Ueberhaupt müssen dergleichen Dinge nicht mehr in den Kirchen gestattet, sondern im Gegentheil, wir befehlen es, mit Schimpf und Schande daraus vertrieben werden. — Aber es gibt Schaustücke, welche die Priestee vorstellen können, z. B. die Geburt unsers Herrn Jesus Christus, wie der Engel zu den Hirten kommt und ihnen meldet, daß er geboren ist, wie die Magier kommen, ihn anzubeten, oder wie ee gekreuzigt wird und am dritten Tage aufersteht. Mit dergleichen Gegenständen, welche zu rechtschaffenem Wandel, und zu gläubigee Andacht ermuntern, mögen sie sich befassen, damit die Leute wissen, wie das Erzählte in der Wirklichkeit vor sich ging. Allein sie sollen dieß in Ordnung und mit Andacht thun, und zwar bloß in größern Städten, wo Bischöfe sind, und nicht in den Dörfern, noch um Geld zu verdienen."

Man sieht aus dem Inhalt dieses Gesetzes, daß es in den Kirchen bereits zweierlei Vorstellungen gab; die einen, welche wir die religiösen nennen, glichen ganz den alten französischen Mysterien, die andern, ähnlich den französischen Esels- und Narrenfesten, waren Nichts als ausgelassene, satyrische Bouffonerien (juegos de

*) Globe Tome VII. N. 57 folgg.

**) Derselbe Unterschied findet sich auch in den verschiedenen Gesetzen des bekannten Codex der „Partidas".

*) Part id. I, tit. VI, ley 34.

escarnio). Trotz diesem Gesetze des Königs Alphons, und unzähligen spätern Verboten konnte die weltliche Macht diese Vorstellungen, wobei die Menge Unterhaltung und die Priesterschaft ihren Vortheil fand, nicht sobald unterdrücken. Endlich glaubte die Kirche zur Abschaffung dieser höchst gottesläſterlichen Mißbräuche einschreiten zu müssen. „In Betracht, daß man in den Kirchen vorstellte, was man kaum in den verworfensten, lüderlichsten Orten zulassen würde," verbot das Concilium zu Toledo im J. 1565 (Acto II, Cap. 11) die Vorstellungen des Fests der unschuldigen Kinder und verordnete, daß in Zukunft die Schauſtücke vorher von dem Bischof des Sprengels geprüft, und nicht mehr während der Feier des Gottesdienstes gegeben werden sollten. Mariana, welcher in seiner Schrift de spectaculis die Canones der Kirchenversammlung von Toledo mittheilt, bekennt, daß diese so wenig als die Erlasse der weltlichen Obrigkeit vermocht hätten, den durch lange und allgemeine Gewohnheit eingewurzelten Unfug ganz auszurotten. Selbst zur Zeit, da er schrieb, d. h. im siebzehnten Jahrhundert hatte dieser Muthwille noch nicht aufgehört. „Man führt," erzählt er, „in die heiligsten Tempel Weibspersonen von schlechtem Lebenswandel ein, und stellt dort Dinge vor, die man mit Abscheu hört und selbst zu erzählen erröthet." Noch heutigen Tags werden alle Fasten, hauptsächlich in der heiligen Woche in Spanien durch ähnliche Schauſtücke gefeiert, welche für die Religion, die guten Sitten und den guten Geschmack gleich anstößig sind. Der Verfasser dieses Artikels war selbst Augenzeuge. Man errichtet in der Kirche eine Bühne (el Monumento genannt), auf welcher die einzelnen Passionsacte aufgeführt werden und die vielen Figuranten, welche der Reihe nach vorkommen, tragen noch die Tracht des Mittelalters, wie sie beim Beginn dieser Ceremonien Mode war.*)

Diesem alten noch jetzt existirenden Gebrauch muß man den Ursprung der geistlichen Dramen (autos sacramentales oder comedias divinas, Frohnleichnamsstücke) zuschreiben, worin sich ohne Ausnahme selbst die ausgezeichnetsten Geister des spanischen Theaters versuchten. Der Inhalt war der heiligen Schrift oder den Legenden der Heiligen entnommen. Man spielte sie mit Gepräng auf den Theatern der Hauptstadt; sie bildeten den Hauptfond der Banden wandernder Comödianten, welche Spanien durchzogen. Aus Cervantes**) kennt man den Strauß seines Helden mit der Schauspielertruppe, welche in Costüm von Dorf zu Dorf zog, um das Kirchenstück Cortès de la muerte zu spielen. In der lustigen Reise (viage entretenido) von Augustin de Rojas findet sich eine Schilderung von einer dieser Banden, der sogenannten Cambaleo. Der Cambaleo besteht aus einem Weibe, welches singt und fünf weinenden Männern; sie führen eine Komödie, 2 Kirchenstücke, drei oder vier Zwischenspiele (entremeses) und ein kleines Paket Kleidungsstücke bei sich, welches eine Spinne tragen könnte u. s. f. Diese divinas comedias waren so allgemein geschätzt und den profanen Komödien, welche man Mantel- und Degenstücke (comedias de capa y espada) nannte, so sehr vorgezogen, daß unter Philipp IV, in der glänzendsten Periode des spanischen Theaters, der Rath von Castilien, als eine Bedingung der Wiedereröffnung der Theater, welche wegen Hoftrauer einige Zeit (von 1644—1649) geschlossen worden waren, vorschlug, „die Comödien auf Gegenstände von ersprießlichem Beispiel für die Zuschauer, erbauliche Züge aus dem Leben und dem Tode heiliger Männer zu beschränken und alle Beimischung von Liebeshändeln auszuschließen." Der gute Geschmack des Königs ließ zum Glück diesen frommen Antrag nicht in Ausführung kommen. Erst im Jahr 1765 unter Karl III ward die Vorstellung der Frohnleichnamsstücke untersagt.

Den Kirchen verdankt ihren Ursprung auch eine andere Art von Unterhaltungsstücken, die so genannten Sainetes (Würzen). Die alten juegos de escarnio, die sich so schwer aus dem Heiligthum der Kirchen verbannen ließen und die dem Geschmacke der Menge so sehr zusagten, flüchteten sich auf die Theater, wo sie unter dem Namen entremeses (Zwischenspiele) zwischen den Aufzügen der Komödien eingeschoben wurden; hier erhielten sie sich und die größten Schriftsteller entblödeten sich nicht, ihre Feder darin zu versuchen. Cervantes unter Andern hat in dieser Gattung Treffliches geleistet. Die gegenwärtigen Sainetes, welche alle Freiheit oder vielmehr Frechheit der ersten Priesterpossen in sich aufgenommen haben, gleichen der Form nach den dramatischen Sprichwörtern der Franzosen, d. h. sie sind eine leichte Dichtung, mit ein paar gefälligen Scenen und spitzigen Reden aufgestutzt. Die Sainetes des Ramon de la Cruz sind mit Recht die beliebtesten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Da sieht man die Sanbenitos, die Masken, die hohen zugespitzten Mützen — kurz den ganzen Apparat einer Prozession bei einem Auto da Fé.

**) Don Quixote Th. 2, Cap. 11.

Die dramatische Poesie der Chinesen.

(Schluß.)

Der Kummer in dem Hause Han.

Der Eingang.

Die zweite Hauptperson, der König der Fremdlinge oder Barbaren, von allen Seiten mit einer Truppe umgeben, bewegt sich und tritt hervor. Er spricht die Verse: [1])

Der herbstliche Wind bläst durch die Zelte auf den Auen,
Der nächtliche Mond scheint über die weite Fläche und lauscht den gedankenvollen Tönen; [2])
Der bogenspannenden Menge bin ich Herrscher,
Und in aufrichtiger Freundschaft sind unsere Heere verbunden der herrschenden Familie der Han.
Der da ist der Tschen in Han ye, [3]) der alte Bewoh-

[1]) Nach Dav. der Khan der Tataren tritt auf und recitirt vier Verse.

[2]) Nach Dav. hört die Klage der trauernden Flöte.

[3]) Nach Dav. Ich bin Hantschenin, Davis ließ Ye weg und betrachtet Tschen in durchaus als den Eigennamen des Han ye.

ner der fließenden Sandwüſten,[4]) der einzige Herrſcher der nördlichen Länder; zur bogenſchießenden Jagd ſind wir geboren, Kampf und Eroberung iſt unſer Geſchäft. Du vang floh vor unſeren öſtlichen Schaaren; Wey zitterte vor uns und bat um unſere Freundſchaft. In den wechſelnden Generationen verwandelte ſich unſer Titel Kohan (Khan) in den Namen Tſchen iu.[5]) Als mit blinkenden Waffen Tſin und Han ſich beſtritten, zur Zeit der Verwirrung, ward unſer Reich mächtig und unzählbar die bogenſpannende Menge. Mein mächtiger Großvater, der Tſchen iu Khiu genannt,[6]) belagerte den Stammvater (Kaoty) der Han; er hielt ihn eingeſchloſſen ſieben Tage, bis durch Vermittelung eines hohen Beamten ein Bündniß geſchloſſen ward, unter der Bedingung, daß eine Prinzeſſin des Mittelreiches uns zur Hausfrau gegeben würde. Dieß Bündniß ward aufrecht erhalten ſeit dem Kaiſer Hoey und der Kaiſerin Leou bis jetzt; jede Generation beharrte bei der aufgeſtellten Norm und gab Frauen unſerem Hauſe. Zu den Zeiten des Kaiſers Sinn war ich im Streite begriffen mit meinen Brüdern und das Reich ward ſchwach, bis ich endlich von den Schaaren als das Haupt anerkannt wurde. Ich heiße nun der Tſchen in Haupe,[7]) bin in der That ein Sprößling aus dem Hauſe Han's (Chinas) und habe unzählige bewaffnete Truppen. Ich brach auf gen Süden, näherte mich und kam zur Grenze, ich verlangte ein Weib aus dem Hauſe der Han; geſtern erſt ſchickte ich eine Geſandtſchaft mit Tribut und ließ um eine Prinzeſſin anhalten. Ich weiß aber nicht, ob der Kaiſer der Han ſich an den herkömmlichen Vertrag halten wird, oder nicht. Die ſchöne Jahreszeit lockte unſere Fürſten auf die Jagd in die ſandigen Wüſten. Möchten ſie doch einmal recht glücklich ſeyn und eine Menge Wilds erlegen, denn wir bringen Nichts hervor, wir leben an den Ufern des Fluſſes[8]) vom kräftigen Bogen und Pfeil.

Die zweite Masque Maolenſchow bewegt ſich und tritt auf; ſie ſpricht die Verſe:[9])

Der Menſch habe das Herz einer Schwalbe und die Krallen des Adlers;
Er betrüge die Großen und mißhandle die Niedern;
Er habe aber Schmeichelei nad Verleumdung, Schweigerei und Geiz zur Seite;
So kann er jene ohne Unterlaß mißhandeln.

Der da iſt kein anderer Menſch als Maolenſchow; als ein Miniſter des Hauſes der Han bin ich zu betrachten. Ich bin hier ein wichtiger Mann; durch meine mannigfachen Tragkünſte geleitet hört der Kaiſer bloß auf mich. Mit Freuden hört er alle meine Worte und folgt meinen Rathſchlägen. Innerhalb und außerhalb des Palaſtes, giebt es einen, der mich nicht ehrt, giebt es Einen, der mich nicht fürchtet? Meine einzige Kunſt beſteht darin, mein einziges Streben iſt, den Kaiſer dahin zu bringen, die einſichtsvollen Männer zu entfernen und unter den Weibern zu leben. Auf dieſe Weiſe bin ich der große Mann geworden; aber Se. Majeſtät tritt herein.

Die erſte Hauptperſon, der Kaiſer Iwen aus der Familie Han, bewegt ſich und tritt auf, von den Beamten des Harems umgeben. Er ſpricht die Verſe:[10])

In den aufeinanderfolgenden zehn Generationen aufſteigender Ordnung
Riſſen wir allein an uns die vier hundert Provinzen der Welt,
Die Grenzen ſind befeſtigt durch das Band gegenſeitiger Eide,
Und unſer Lager wird nicht beunruhigt.

Der da iſt der Kaiſer Iwen von der Familie Han. Mein Ahne, der kaiſerliche Stammvater, ein Privatmann, erhob ſich durch die Vertilgung der Tſin, er tödtete und vernichtete den ganzen Stamm. Von der Zeit bis jetzt, wo ich zur Regierung gekommen bin, ſind zehn Generationen verfloſſen; ruhig ſind die vier Meere und ungetrübten Friedens genießen die acht Regionen. Dieß geſchah aber nicht durch meine Tugend; ich verließ mich allein auf meine Militär- und Civilbeamten; der Kaiſer Iwen ſelbſt blieb in Ruhe. Nach dem Tode Sr. Majeſtät meines Vaters wurden die Weiber aus dem Harem entlaſſen, der Hof iſt leer, es herrſchte die Stille einer Wüſte, — ſoll dieß ſo dauern?

Maolenſchow ſpricht: Ew. Majeſtät möge bedenken, daß auch ein gewöhnlicher Mann, wenn er wünſcht eine andere Gemahlin zu haben, häufig tauſchen kann; — wie viel mehr Ew. Majeſtät, der Sohn des Himmels, dem alle vier Meere gehorchen! Warum ſendet man nicht Beamte zugleich durch das ganze Reich, auszukundſchaften die Frauen, die ſchönſten aus allen Ständen vom fünfzehnten Jahre bis zum zwanzigſten, die herrlichſten Geſtalten, um ſie dann in den Palaſt zu bringen? Soll dieß geſchehen oder nicht?

Se. Majeſtät ſpricht: Du haſt wohl geſprochen, wir wollen Dich zum Beamten ernennen; wir wollen Dich mit einem kaiſerlichen Ausſchreiben verſehen. Suche genau im ganzen Reiche, Du ſollſt auswählen allenthalben und von jeder uns ein Porträt verfertigen laſſen, damit wir in den Stand geſetzt werden, darnach unſere Wahl zu beſtimmen. Deine Verdienſte zu vergelten wird ſchon eine Zeit kommen.

Mit dieſem Befehl des Kaiſers endigt die Expoſition des Stückes; die Handlung ſelbſt zerfällt in vier Akte. Maolenſchow findet in der Tochter eines Landmanns das ſchönſte Frauenzimmer des chineſiſchen Reiches, die armen Leute können aber

[4]) Nach Dav. Der alte Bewohner der Sandwüſten.

[5]) Nach Dav. Der alte Titel unſerer Obern hat ſich im Laufe der Zeit in denjenigen verwandelt, den ich jetzt führe.

[6]) Nach Dav. Mein Großvater.

[7]) Dieſer ganze Satz findet ſich nicht in der Ueberſetzung von Davis.

[8]) Nämlich an dem Fluß, der die Beſitzungen der Hiong nin von denen der Chineſen trennt; Davis hat dieſen Satz nicht in ſeiner Ueberſetzung.

[9]) Nach Dav. Der Miniſter von Han tritt auf und recitirt Verſe.

[10]) Nach Dav. Kaiſer Yuenie tritt auf, mit einem Gefolge von Eunuchen und Weibern.

die Habsucht des schlechten Ministers nicht befriedigen. Maolenschow läßt aus Rache ein häßliches Porträt von Tschaoklun, der Tochter des Landmanns, verfertigen, sein Betrug wird durch einen glücklichen Zufall entdeckt und er muß, um sich der gerechten Strafe zu entziehen, zu dem Tschen in Hanye entfliehen. Hier im Lager der Hiongnu weiß er es durch List dahin zu bringen, daß der Tschen in sein Augenmerk grade auf die Geliebte des Kaisers wirft, auf Tschaoklun. Die Entwicklung und die Katastrophe des Stückes wurden schon oben angedeutet.

Capitän Owens Expedition zur Aufnahme der Küsten von Afrika.

(Schluß.)

Das feste Land, so wie die Inseln in dem Rio Grande sind sehr fruchtbar, mit großen herrlichen Bäumen, Gebüsch und Gras bedeckt. Ueberall sieht man Vieh und Wald aller Art, Elephanten, Wölfe, Affen in Menge. In dem Flusse sind der Alligator und Hippopotamus häufig. Während wir im Begriffe waren, unseren Ankerplatz zu verlassen, kam am frühen Morgen ein Boot mit dem Padre und einem Officier der portugiesischen Garnison, die sich des Nachts aus dem Fort gestohlen hatten, um unseren Beistand zu erbitten. Die Soldaten hatten sich empört, und da die Officiere genöthigt gewesen waren, sich in ihren Quartieren einzuschließen, so erwartete man, daß die Meuterer sich einer Brigg im Hafen bemächtigen und mit derselben entfliehen würden. Gern gewährte Capitän Owen die verlangte Hülfe: aber kaum waren wir, nach einer sehr beschwerlichen Fahrt mitten durch die Untiefen und Inseln des Flusses in dem Hafen Bissoa angelangt, so erfuhren wir, daß der bloße Anblick unseres Schiffs hinreichend gewesen war, die Ordnung wieder herzustellen. Lieutenant Seymour wurde mit einer Anzahl Marinesoldaten ans Land geschickt, um den Officieren, die ihre Quartiere verlassen hatten, Beistand zu leisten, die Rädelsführer wurden gefangen genommen und nach der Insel San Jago gesandt, um dort ihr Urtheil zu empfangen.

Während die Boote des Leven mit der Aufnahme des Flusses beschäftigt waren, lag das Schiff vor einer der Inseln vor Anker, auf welcher ein Zelt für die Officiere errichtet wurde. Die Mannschaft versah hier das Schiff mit Holz und Wasser; man fand eine Menge Eier von wilden Hühnern und Pelicanen; Reiher und andere Vögel wurden geschossen. Auf der Insel Canabec, die uns gerade gegenüber lag, derselben, deren Einwohner sich so feindselig gegen uns bewiesen hatten, sahen wir zuweilen an 1500 Stück Vieh am Strande; und da die Eingebornen uns an das Ufer winkten, so wurde dieß für eine gute Gelegenheit gehalten, unseren freundschaftlichen Verkehr mit ihnen herzustellen. Kaum näherten sich unsere Boote, so war das Ufer mit Eingebornen bedeckt, welche dieselben an das Land zogen. Einige von den Officieren der Bemannung landeten; als sie aber durch Zeichen ihre Absicht zu erkennen gaben, einen Handel zu eröffnen, so entstand eine solche Verwirrung, weil Jeder zuerst sich mit Taback, Knöpfen und Corallen versehen wollte, daß sie gezwungen waren, sich vor dem Andrange in die Boote zu retten. Nach einer langen Unterhandlung wagte sich einer der Häuptlinge an Bord und bald folgten ihm eine Menge Männer und Weiber, die mit Knöpfen und anderen Kleinigkeiten beschenkt wurden. Mehrere der Häuptlinge bestanden aber darauf, ihre Gewehre zu behalten; und da ihnen dieß nicht gestattet werden konnte, so wurden sie sehr erzürnt, riefen ihre Leute mitten aus dem Kaufe zurück und ruderten trotzig an das Ufer, obwohl sie von ihrem Vieh und Geflügel Wenig oder Nichts verkauft hatten. — Jede Insel scheint von einem besonderen Stamme bewohnt zu werden. Auf allen fanden wir die Eingebornen mit Flinten, Lanzen und Messern bewaffnet. Im Gesichte, so wie auf dem ganzen Leibe, waren sie tättowirt. Die Männer hatten ein Stück Fell um die Hüften geschlagen; die Weiber, die klein von Gestalt aber sehr hübsch waren, hatten eine schwere Grasmatte um den Leib geschlungen, von der sie aber in jedem Augenblicke sich befreien konnten; auch trugen sie eine Art Halskragen von Gras. Ihre Boote waren außerordentlich groß, vierzig bis sechzig Fuß lang und mit dreißig bis vierzig Rudern versehen. Nach Vollendung der Aufnahme der Inseln und Sandbänke des Rio Grande war Capitän Owen durch den Eintritt der Regenzeit, die wie gewöhnlich sich durch heftige Stürme und furchtbare Gewitter ankündigte, genöthigt, nach Sierra Leone zurückzukehren, wo der lange vermißte Gefährte des Leven, die Barraconta, Capitän Vidal, zur allgemeinen Freude, obwohl durch das Ausgehen ihrer Mundvorräthe in einen traurigen Zustand versetzt, zu ihm stieß.

Beide Schiffe gingen hierauf nach der Bananeninsel unter Segel, um das seichte Gestade bis zur Mündung des Scherbro (südwärts von Sierra Leone) zu untersuchen. Der Insel gegenüber auf dem festen Lande war die Niederlassung eines Missionärs, ein artige kleine Ortschaft auf dem Abhange eines Hügels, wo die Eingebornen emsig beschäftigt waren, auf eine Strecke von 15 Meilen längs der Küste hin, den Wald auszuroden und in fruchtbares Land zu verwandeln. Das Ufer ist hier ungemein seicht, indem man an manchen Stellen drei Meilen in die See hinein nicht über anderthalb Faden Wasser findet. Die Hügel sind bis an den Rand des Wassers mit Bäumen und dichtem Gebüsch bedeckt, und die Mangroven blühen eine bedeutende Strecke in das Meer hinein. In den Dörfern der Eingebornen wurden wir freundlich aufgenommen. Die Eingebornen hatten, wie zu Sierra Leone, kleine Grundstücke, die fleißig angebaut waren, sie scheinen reinlicher, und thätiger in der Bereitung von Matten aus Palmenblättern und der Zurichtung von Baumwolle für den Markt, als die unmittelbaren Nachbaren unserer Colonie. Dieß erstreckte sich indeß nicht über die nächsten Küstendistricte, die durch den Handel mit Sierra Leone belebt werden, hinaus; die Bewohner des Innern scheinen roher und träger zu seyn und für Nichts zu sorgen, als für ihren unmittelbaren Lebensunterhalt.

Titians Leben.

Unter dem Titel: „Notizen über das Leben und die Werke Titians" (Notices of the Life and Works of Titian, Lond. 1829. 8) ist kürzlich eine schätzbare Compilation erschienen, in welcher man die bekannten Nachrichten über das Leben des Künstlers bei Vasari u. a. mit den Urtheilen älterer und neuerer Kunstfreunde und der Geschichte seiner vorzüglichsten Werke bis auf die neueste Zeit zusammengestellt findet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 238. 26 August 1829.

Spanisches Theater.

(Fortsetzung.)

Die älteste theatralische Vorstellung, welche die spanische Geschichte aufweist, wurde bei den Krönungsfestlichkeiten Ferdinands, des Ehrenhaften, Infanten von Castilien und Königs von Arragonien, im Jahr 1414 gegeben. Die Composition war von Marquis de Villena, einem Mann von ungewöhnlichem Wissen für seine Zeit, der seinem Volke und seinem Jahrhundert kühn vorgeschritten war. Die Inquisition ließ später alle seine Werke verbrennen. Selbst den Namen dieses Stücks weiß man nicht mehr; nur so viel ist bekannt, daß es eine allegorische Komödie war, worin die Gerechtigkeit, der Frieden, die Wahrheit und die Gnade figurirten. Diese allegorischen Stücke waren in der Kindheit des spanischen Theaters längere Zeit an der Tagesordnung, und Cervantes gab sie uns später wieder. Kurz nach dem dramatischen Versuche des Marquis de Villena beschrieb sein Freund, der Marquis de Santillana, ein ebenso gelehrter, als freisinniger Mann unter dem Titel Comedieta de Ponza, die Seeschlacht zwischen den Genuesen und Arragoniern bei der Insel Ponza vom Jahre 1435. Der Verfasser ließ das Stück nicht aufführen; auch wurde es nicht einmal unter seinen Werken mitgedruckt; man kannte bloß den Namen, weil seine Briefe desselben erwähnen. Martinez de la Rosa*) fand es jedoch unter den Manuscripten der königlichen Bibliothek und hat damit für die Literatur seines Vaterlandes eine wahrhaft kostbare Entdeckung gemacht; denn dieses Schauspiel ist nicht bloß seines Alters wegen interessant, sondern zeichnet sich auch durch gewandte Behandlung des historischen Stoffs, durch Schönheiten der Anlage, des Dialogs und des Versbau's höchst vortheilhaft aus.

Die erste Errichtung einer Art von Theater in Castilien findet sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhundert. Juan de la Encina, der sich in der leichtern Poesie hervorthat, und dessen zahlreiche Werke einen Cancionero bilden, gab den ersten Versuch eines Drama's. Nachdem er die geistliche Dramaturgie mit einigen Stücken bereichert hatte, worin man mehrere dem Dichter eigenthümliche Ideen, so wie eine nicht alltägliche Würde der Handlung und der Sprache findet, suchte er das Theater aus dem Bereich der Kirche zu bringen und schrieb einige Hirtenspiele, denen er den Namen Eklogen gab. Die erste Aufführung, wobei er selbst die Hauptrollen übernahm, geschah vor dem Admiral von Castilien und der Herzogin von Infantado. Das Ganze besteht in einem Dialog zwischen einigen Schäfern. Der Autor bediente sich dieses Mittels, um durch Anspielungen gewisse Begebenheiten, z. B. einen Friedensschluß, die Rückkehr eines Fürsten zu feiern; später erfand er einfache und kurze Sujets, bei welchen die Leidenschaften der sprechenden Personen bereits spielen. Diese kleinen Stücke wechselten mit Tänzen und endigten mit Gesängen und gewöhnlich schlossen sie noch eine Posse mit ein. Hier hat man die Erstlinge der Komödie, des Ballets, und des Vaudeville's in Nuce beisammen. Man erstaunt, in diesen rohen Versuchen nicht bloß Naivetät und Talent, sondern auch Grazie und Geist zu finden. So erscheint in einer der Eklogen, welche Cupidos Macht zum Gegenstande hat, dieser Gott in der ersten Scene und rühmt sich seiner Allgewalt; sein Monolog in zehn Strophen gehört zu dem Trefflichsten, Geistreichsten, was man hören kann. Merkwürdig ist, daß das erste dieser idyllischen Lustspiele, von denen man gewißer Maßen den Beginn des spanischen Theaters datiren kann, zum ersten Mal in dem Jahr 1492, demselben Jahr, das durch die Eroberung Granada's und die Entdeckung der neuen Welt für Spanien so wichtig ward, auf der Bühne erschien.

Zur selben Zeit erschien die von Rodrigo Cota begonnene und von Fernando Rojas de Montalban vollendete Celestina. Obgleich dieses Werk den Titel einer Tragikomödie führt, so ist es doch nur ein dialogisirter Roman; es kam nicht auf die Bühne und konnte auch nicht darauf kommen; das besondere Verdienst dieser Composition, welche nacheinander mehrere Auflagen erlebte und in viele fremde Sprachen übersetzt ward, ist jedoch, daß sie dem Gedeihen des Theaters großen Vorschub that und ein treffliches Muster dramatischen Ausdruckes wurde.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schrieb ein Spanier, Torres Naharro, der lang in maurischer Sclaverei geschmachtet hatte und nach seiner Loskaufung zu Rom lebte, daselbst Komödien, und ließ sie vor dem Hofe Leo's X zu derselben Zeit aufführen, wo man hier Machiavelli's Mandragora und Aretino's Stücke spielte. Naharro giebt selbst an, daß er aus

*) Obras literarias de Don Francisco Martinez de la Rosa. IV. Tom.

Digitized by Google

Rücksicht auf den Ort und die Personen, vor denen seine Komödien gespielt wurden, manche italienische Ausdrücke aufnehmen mußte. Da seine Komödien wenig bekannt sind und Signorelli in seiner kritischen Geschichte der Bühnen mit einer Art von Verachtung davon spricht, so hat Martinez de la Rosa von den vorzüglichsten derselben, der Soldatesca, Tinelaria, Trophea, Calamita, Vemenea ꝛc. einige höchst interessante Proben mitgetheilt. Man findet darin insgemein eine schöne Erfindung, gut gezeichnete Charaktere, pikante Scenen und einen geistreichen lebendigen Dialog, dabei den freien Ton der italienischen Komödie seiner Zeit, und eine gewisse dem Verfasser eigenthümliche boshafte Laune, indem er, obgleich selbst Priester und am päbstlichen Hofe lebend, Satiren gegen die Kirche schrieb, wie man sie nur vor einem Erzketzer hätte erwarten sollen. Als Naharro im Jahr 1517 seine Komödien zu Neapel drucken ließ, begleitete er sie mit Regeln für die dramatische Kunst — den ersten, welche in spanischer Sprache erschienen. Sie sind mit großem Scharfsinn geschrieben. Naharro unterschied sehr genau zwischen Tragödie und Komödie und dem besondern Charakter beider. Letztere theilt er ein in historische, (comedias a noticia) und in erfundene (comedias a fantasia). Er war es auch, der den Akten den Namen jornadas gab. Nach Sismondi hätten die Spanier diesen Ausdruck von den alten Mysterien der Franzosen entlehnt, wo man die Abschnitte nach Tagen eintheilte; dieß ist aber ein offenbarer Irrthum; jornada soll nicht eine innerhalb eines Tages mögliche Reise bezeichnen; sondern eine Reisestation. Wenn man von drei jornadas spricht, die ein Drama hat, so heißt dieß so viel, als daß die Handlung aus drei Ruhepunkten besteht.

Torres Naharro's Theaterstücke kamen nicht sobald nach Spanien, als sie auch sogleich von der Inquisition verboten wurden. Dasselbe Verdammungsurtheil traf einige Jahre später auch die in Deutschland geschriebenen Theaterstücke Christobals de Castillejo, Sekretärs des Kaisers Ferdinand, die man nicht einmal mit dessen andern Werken zu drucken wagte; im Jahr 1573 wurde das Verbot zwar aufgehoben, aber da waren sie bereits verloren. Diese Verbote und der Umstand, daß die Elegien Juan's de la Encina nicht aus den Palästen der Großen kamen, erklären das seltsame Phänomen in der Geschichte des spanischen Theaters — daß es wirklich zwei Kindheit erlebt hat. Die verschiedenen Versuche, von denen wir gesprochen, blieben längere Zeit ohne Nachahmer und schienen zuletzt gänzlich vergessen, denn eine Komödie Arioste's war es, die im Jahr 1548 bei der Hochzeit einer Infantin aufgeführt wurde. Einige Gelehrte suchten Muster in dem Alterthum und übertrugen den Plautus, den Terenz und den Aristophanes; aber ihre Arbeiten waren noch weniger geeignet, sich bei der Nation ein Publikum zu verschaffen; man gab sie nie auf der Bühne. Während so die dramatischen Werke, welche Spanien bereits besaß, entweder in den Bibliotheken verborgen, oder in den Archiven der Inquisition begraben lagen, nahm die Nation noch mit Possenspielern und Hanswursten vorlieb. So kam es, daß der Lustspieldichter Lope de Rueda das Volkstheater schuf; und von seiner Erscheinung um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts datiren alle Kritiker, Sismondi, Schlegel, Bouterweck, ohne der frühern Theaterdichter auch nur zu erwähnen, deren Namen sie nicht einmal zu kennen scheinen, die Entstehung des Drama's in Spanien.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Wochenblätter.

(Schluß.)

Nach Beendigung des letzten Kriegs legte das von Neuigkeiten gleichsam übersättigte Publikum, als könnte ein Tagblatt im Frieden nicht hinlängliche Unterhaltung gewähren, große Gleichgültigkeit gegen die Zeitungen an den Tag; und Viele, welche während der frühern Aufregung eine Tageszeitung hielten, begnügten sich, die Neuigkeiten, statt alle vier und zwanzig Stunden, wöchentlich einmal in einem Sonntagsblatt zu lesen; doch dauerte dieß nur kurze Zeit; in den letzten vier oder fünf Jahren sind die Tagsblätter wieder sehr in Aufnahme gekommen, ohne jedoch erstern Abbruch zu thun. Innerhalb der letzten zehn Jahre ist unter allen Zeitungen die „brittische Presse" die einzige, welche, als sie aufhörte, keine Nachfolgerin hatte; denn da der Repräsentative sich mit der New Times — dem jetzigen Morning Journal — vereinigte, trug er natürlich einen Theil seiner Leser auf dieses über. Bei den Abendblättern haben sich zu verschiedenen Malen neue Bewerber*) um die Gunst des Publikums gezeigt; allein es ist Thatsache, daß alle diese Neulinge zusammen, wenn sie auch einige hundert Abnehmer hatten, den Abendblättern, gegen welche sie in die Schranken traten, nicht den hundertsten Theil ihres Absatzes entzogen, und ihre Abonnenten bei ihrem Absterben den überlebenden Blättern vermachten, wovon diesen auch über die Hälfte verblieben ist. So gingen mehrere hundert Abnehmer, welche der „Staatsmann" besaß, bei seinem Aufhören auf den Globe über. Es läßt sich überhaupt mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die gegenwärtig in London erscheinenden sechs Abendblätter mehr Abdrücke als früher verschließen; während des letzten Kriegs war die Zahl der gedruckten Exemplare allerdings oft unermeßlich; allein die damalige größere Abnahme bewies nicht für höhere Intelligenz des Publikums. Damals suchte man in Zeitungen Schlachten und Belagerungen, jetzt aber sind die Columnen der Zeitungen mit nützlichen, lehrreichen Gegenständen ausgefüllt. Nie war übrigens zur Friedenszeit die Nachfrage nach Zeitungen so groß, als in den letzten zwei oder drei Jahren. Die Sun ist von 350 auf beinahe 2000 Abonnenten gestiegen, der British Traveller, welcher gewissermaßen in die Stelle des Staatsmanns getreten ist, hat seinen Absatz verdoppelt, und die nicht zwei Jahr alte Standard setzt wenigstens 1500 Exemplare in Umlauf. Der Courier nahm allerdings bedeutend ab, dagegen hat der Globe in drei Jahren 1000 neue Abnehmer gewonnen, und auch der jetzt freilich wenig mehr bekannte Star erfreute sich noch vor nicht langer Zeit eines großen Publikums. Hieraus ersieht man, daß die Zunahme der Zahl der Leser bedeutend ist, daß folglich die Leute weit mehr räsonniren gelernt haben. Ein Theil der

*) The true Briton, Evening Chronicle, Nation, Argus.

größern Circulation erklärt sich jedoch aus der Errichtung der kleinen Kaffeehäuser und Schenken, wo die meisten Tagblätter gehalten werden. Da die Zahl solcher Orte durch das ganze Land jetzt sehr beträchtlich ist, so muß natürlich eine große Nachfrage nach Zeitungen entstehen. Die arbeitenden Klassen kümmerten sich sonst beim Besuche öffentlicher Häuser wenig um Zeitungen, sie rauchten ihre Pfeife und tranken ihr Bier, ihren Kaffee; jetzt aber ruft Niemand, wenn er lesen kann, (und Wenige gehen in ein Kaffeehaus, die dieß nicht könnten) um eine Schale Kaffee, ohne zugleich die Zeitungen zu verlangen. Die Veränderung, welche diese Einrichtung der öffentlichen Plätze in den Sitten und der Denkart dieser Stände herbeiführt, ist wichtig und höchst erfreulich. Man vergleiche den Handwerker der Hauptstadt mit dem in den Landstädten, wo keine Kaffeehäuser sind, und überzeuge sich, daß man dem Lesen der Tagblätter und der daraus hervorgehenden mündlichen Erörterung der abgehandelten Gegenstände großen Theils die auffallenden geistigen Fortschritte der londoner Bevölkerung verdankt.

Wie war es, kann man fragen, möglich, daß bei der letzten erster Wahl drei Viertheile der Geistlichkeit für Sir H. Inglis und drei Viertheile der Weltlichen für Peel stimmten? — Die Frage beantwortet sich selbst. Die Pfarrer verlassen selten den engen Kreis ihres Kirchspiels, lesen selten ein Blatt, das nicht schon ihre Väter gelesen, und haben sonach nicht die Gelegenheit, wenn vielleicht auch den Willen, den Rost der Vorurtheile abzureiben und liberale Ideen in sich aufzunehmen. So lange der Arbeiter seine Erholungsstunden in öffentlichen Häusern zubrachte, wo Zeitungen seltene Artikel sind, und man an kein Lesen denkt, blieb er in jener glücklichen Unwissenheit befangen, welche die Aristokraten unsrer Zeit als das natürliche Loos des Armen, des Gewerbsmanns anempfehlen; als sich ihm aber die Kaffeehäuser öffneten, bot sich ihm ein neuer Genuß. Man las, räsonnirte; und trotz allem Vorurtheil, aller Unwissenheit, welche noch überall vorherrschen mag, hat sich schon soviel Licht verbreitet, daß der Freund der Freiheit in Rede und Staatsleben in freudiges Erstaunen geräth. Nach Allem, was wir erfahren konnten, setzen die sechs Abendblätter täglich wenigstens 11,000 Exemplare, und somit 1000 mehr als früher, ab; rechnen wir nun auf jedes Exemplar nur 30 Leser, was Wenig ist, da ein großer Theil derselben in Lesekabinette, Kaffeehäuser und andere öffentliche Orte kommt, so haben die Abendblätter 30,000 Leser mehr als früher. Bei den Morgenzeitungen ist das Verhältniß noch stärker.

Die Zahl der täglich gemachten Abdrücke von diesen beläuft sich auf 28,000, d. h. soviel wir erheben konnten, wenigstens 5000 mehr als vor sieben Jahren. Die Times steht höher, als frühee; der Morning Herald ist von weniger als 1500 Abonnenten auf 8000 gestiegen; auch das Morning Chronicle hat nach der öffentlichen Angabe seines Eigenthümers bedeutend an Absatz gewonnen; die Morning Post verschließt zwar Weniger, als vor sieben Jahren, doch beträgt der Ausfall nur wenige hundert Exemplare; der Morning Advertiser steht eben so gut, oder besser als frühee; der Public Ledger stand nie hoch und kann nur Wenig verloren haben; das einzige Blatt, das in den letzten sieben Jahren bedeutend fiel, ist das Morning Journal; trotz seiner Einverleibung des Representative unter dem Titel New Times wollte es nicht vorwärts, seitdem es nicht mehr der „Tag" war, oder seit den besten Tagen des „Tags;" denn in der letzten Hälfte seiner Tagesperiode war es eine sehr geldverderbliche Spekulation *). Das einzige Morgenblatt, welches in den letzten sieben Jahren unterging, ist außer dem todtgebornen Repeesentative die britische Presse; ein Blatt, das im Durchschnitt niemals 1000 Abdrücke verschoß.

Wir werden nicht weit irren, wenn wir den Mehrabsatz der Morgenblätter auf 5,000 berechnen: wonach sich nach unserem Calcul 150,000, und mit Einschluß der 30,000 Leser der Abendblätter 180,000 neue Leser ergeben. Die auffallendste Zunahme zeigt sich aber bei den Sonntagsblättern. Diese haben wenigstens einen Mehrverschluß von 10,000 Abdrücken, also 300,000 neue Leser; was, die Provinzialblätter ungerechnet, eine Gesammtzahl von einer halben Million giebt. Wir hoffen diese Angaben später durch offizielle Data zu erhärten, und müßten uns sehr irren, wenn unsre Berechnung nicht bestätigt würde.

Vergleichen wir die Liste der Zeitungen mit der Bevölkerung, welche im J. 1821 **) ungefähr 22 Millionen betrug, und jetzt auf 25 gestiegen seyn soll, so ergiebt sich, da in Großbritannien wöchentlich 500,000 Zeitungsexemplare gedruckt werden, eine tägliche Mittelzahl von mehr als 70,000 Exemplaren; folglich kommt ein Exemplar auf je 357, oder nach Abzug der nach Ost- und Westindien, America und andern Theilen der Welt versendeten, auf je 400 Personen; wobei Kinder und solche, die nicht lesen können, mit eingeschlossen sind. In keinem Theile der Welt findet sich eine gleiche Zahl Leseinstiger, außer in America, wo sie sogar noch größer ist, da die Abgaben der Zeitungsbesitzer nicht so ungeheuer und die Kosten nur höchst unbedeutend sind. Ziehen wir von der Masse der Abdrücke die außer England versendeten ab, und nehmen an, daß jeder Abdruck nur 25 Leser habe (und vielleicht gilt auch für das ganze Land keine höhere Durchschnittszahl, da manches Provinzialblatt auf das Exemplar nicht mehr als acht Leser zählt), so finden wir, daß von der ganzen Bevölkerung der achtzehnte Theil Zeitungen liest; nehmen wir aber auch nur den ein und zwanzigsten Theil,

*) Wir erfahren aus guter Quelle, daß es unter dem jetzigen Titel und Redacteur in stetem Zunehmen ist.

**) Wir finden, seit Obiges geschrieben war, in offiziellen Stempelrechnungen vom Jahr 1821, daß in diesem Jahr 24,770,786, also täglich gegen 68,000 Zeitungsstempel abgegeben wurden. Hieraus ergäbe sich, wenn unsre Berechnung der jetzt ausgegebenen gestempelten Bögen richtig ist, gegenwärtig eine jährliche Zunahme von 750,000 Exemplaren, und von 40—50,000 neuen Lesern; wir zweifeln aber keinen Augenblick, daß wir in Ermangelung offizieller Berechnungen vom J. 1828, um uns nicht den Anschein der Uebertreibung zu geben, den Absatz der Provinzialblätter eher zu niedrig angeschlagen haben. Nach einer öffentlichen Berechnung im Jahr 1825 war derselbe weit höher, und er ist indessen gewiß nicht gefallen; so daß nach dem Maßstab des Verschlusses vom Jahre 18[illegible] in der Gesammtzahl der 1829 in Großbritannien gedruckten Zeitungsexemplare gegen das Jahr 1821 ein Ueberschuß von einer halben Million Abdrücke sich ergiebt.

so bleiben wir gewiß unter der wirklichen Zahl, und die Verbreitung der Intelligenz ist immer noch erstaunend groß. Wie weit sie sich aber erst verbreiten müßte, wenn die Kosten ermäßigt würden, läßt sich gar nicht berechnen; auf jeden Fall wäre der Gewinn für die bürgerliche Gesellschaft höchst bedeutend.

Als nächste Frage ergiebt sich, in welchem Verhältniß sich durch diesen Lesekanal liberale Ideen verbreiten. Nachdem bereits erwähnten Verhältniß der liberalen Blätter zu den nichtliberalen, kann sich jeder das Resultat selbst stellen. Als Fingerzeig aber diene die Thatsache, daß das (liberale) Sonntagsblatt „Bells Leben in London" den größten Absatz hat, und seiner Anlage nach unter den untersten Volksklassen circulirt. Es verschloß lange Zeit seine 22,000 Exemplare die Woche, und wir hören nicht, daß der Absatz sich bedeutend verringert hätte. Obgleich es zunächst nur ein Unterhaltungsblatt ist, so enthielt es doch schon meisterhafte politische Artikel, und kein geringer Beweis für den geeinigtern Geschmack seines Publikums ist, daß solche Productionen gehörige Würdigung fanden *).

Polizei in Canton.

Der chinesische Polizeivorsteher von Canton erließ kürzlich folgende Proclamation, die mit großen Charakteren gedruckt nach nach chinesischer Sitte an allen Straßenecken angeschlagen wurde: „Wang, durch besondere Ernennung oberster Polizeivorsteher von Kwangtscheu, der drei Stufen erhaben und fünfmal ehrenvoll erwähnt worden ist, erläßt hierdurch ein dringendes Verbot. Die Hauptstadt dieser Provinz ist ein Sammelplatz, wo Personen von allen fünf Regionen des Reiches (Norden, Süden, Osten, Westen und Mitte) unter einander leben. Innerhalb der Stadt und außerhalb in den Vorstädten sind die Marktplätze so dicht, als die Schuppen an einem Fische. Es begegnet daher beständig, daß man eine Anzahl Vagabonden findet, die gegen die Ordnung und das Gesetz handeln. Während der Tageszeit schleichen sie umher und schneiden den Leuten, die auf der Straße gehen, die Börsen ab; des Nachts brechen sie durch die Mauern, um zu rauben und zu stehlen, so daß die Bewohner der Stadt fast nicht mehr ruhig auf ihren Kissen schlafen können. Außerdem giebt es auch Einheimische, die müßig in den Straßen umherstreichen, ihr Vermögen verschwenden und ihre Geschäfte vernachlässigen; diese machen zuletzt das Spiel zu ihrem Geschäfte und Schwindeln zu ihrem Beruf, von dem sie ihre Nahrung und Kleidung beziehen. Auch giebt es hartherzige Soldaten und elende Gerichtsdiener, die sich mit diesen Menschen verbinden. Einige stellen sich auf den Landungsplätzen oder auf den Märkten auf oder schweifen durch die Straßen, um unter verschiedenen Vorwänden Geld zu erpressen; oder, durch Branntwein verrückt gemacht, stören, beleidigen und mißhandeln sie das Volk auf hundterlei Weise. Es ist unmöglich, alle die giftigen und verderblichen Wirkungen aufzuzählen, die durch diese Mißbräuche in diesem Districte hervorgebracht werden. Seit ich zu meiner gegenwärtigen Stellung gelangt bin, habe ich wiederholt den unteren Beamten befohlen, solche Personen aufzugreifen; aber noch immer herrscht diese Verdarbenheit. Das Jahr hat jetzt seinen Abend erreicht, wo die Eil und Verwirrung Diebereien leicht machen. Ich befehle daher allen Civil- und Militärbeamten, die unter mir stehen, allen Fleiß anzuwenden, um die bezeichneten Vagabonden einzufangen; und beiden, Soldaten und Bürgern, befehle ich, ihrem Geschäfte nachzugehen. Ihr, Leute, habt Jeder eine Beschäftigung; wenn Ihr euch um eure Angelegenheiten bekümmert, den Gesetzen gehorcht und fleißig arbeitet oder Handel treibt, so findet Ihr hinreichende Mittel, euren Unterhalt zu gewinnen. Warum wollt Ihr absichtlich Räuber werden und euch in den reißenden Strom werfen? Das Netz des Gesetzes ist breit und die Maschen desselben, so weit sie sind, lassen keinen entwischen. Wer einmal die Gesetze übertreten hat, wird sicher in den Abgrund der Strafe fallen; und ob Ihr gleich verlangt, würdige Unterthanen eines heiligen Weltalters zu seyn, so werdet Ihr doch unfähig bleiben, diesen Wunsch zu erreichen. Nach dieser Bekanntmachung möge daher Jeder sich erheben, bereuen und bessern, mögen Alle demnach streben, die Haut ihres Gesichtes zu erneuen, und die Reue zu vermeiden, die so unnütz ist, als der Versuch eines Menschen, in seinen eigenen Nabel zu beißen. Ihr, die Ihr auf den Marktplätzen wohnt, nehmt eure Thüren wohl in Acht und schließt sie jeden Morgen und jeden Abend. Wenn Vagabonden, wie vorher, schwindeln, rauben und Störung verursachen, so ergreift sie und ziehet sie vor einen Beamten. Wenn Gerichtsdiener dieß Treiben begünstigen, so werde ich sie, im Falle der Entdeckung, peitschen lassen bis zum Tode. Ich bin entschlossen, keine Nachsicht zu zeigen. Ein Jeder gehorche daher mit Zittern! Widersetzt euch nicht! Eine besondere Proclamation."

Canton Register.

Das chinesische Frühlingsfest.

Der vierte Februar ist ein großes Fest im ganzen chinesischen Reiche. Es wird Jingtschoa genannt, d. i. die Begegnung des Frühlings, weil der folgende Tag, wo die Sonne in den 15ten Grad des Wassermanns tritt, als der Anfang des Frühlings betrachtet wird. Der Vorsteher jedes Districts zieht in großem Pomp, in einem Sessel auf den Schultern der Menge getragen, umher, unter Trommelschall und Musik, während auf künstlichen Felsen allerlei mythischer Personen (Nymphen und Satyre, sagt der Herausgeber des Cantonregisters) sitzen. Am folgenden Tage, dem Laptschan oder ersten Frühlingstage, zieht er auf ähnliche Weise nach dem großen Paradeplatze, in Canton auf der Ostseite der Stadt. Hier wird ein thönerner Stier, der mit einem Phantom des Schutzgeistes der Landwirthschaft (an agriculturnl god) durch die Straßen geführt worden ist, feierlich aufgestellt; der Gouverneur versetzt ihm einige Streiche mit der Peitsche und giebt ihn darauf dem zusammengeströmten Volke Preis, welches so lange mit Steinen daenach wirft, bis der Stier in Stücke zerbrochen ist. Dieß beendigt das Fest; und man ist überzeugt, daß die gebührliche Befolgung dieser alten Sitte nicht verfehlen kann, dem Lande eine fruchtbare Ernte zu verschaffen.

Canton Register.

*) Die am Sonnabend erscheinende Literary Gazette erfreut sich schon seit mehreren Jahren der besten Aufnahme; ihre Herausgeber lassen sich in der Regel nicht auf das Feld der Politik ein; wenn sie's aber thun, so neigen sie sich mehr auf Seite der Tories als der Liberalen. Sie soll jährlich gegen 5000 Pfund ertragen, und muß also großen Absatz haben. Das Athenaeum, welches am Mittwoch erscheint, geht einen andern Weg, es neigt sich, obschon es gleichfalls bloßes Literaturblatt seyn will, entschieden auf die Seite des Liberalismus und tritt durchaus mit großer Unabhängigkeit auf. Es kann jedoch nicht einträglich seyn. Seine Aussichten waren Anfangs günstig, es hat sich aber von dem Stoß, den es durch den Entschluß, wöchentlich zwei Numera zu liefern, erlitt, noch nicht wieder erholt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 239. 27 August 1829.

Die Sprachen. *)

Unter Speache oersteht man das Vermögen des Menschen in das Chaos seiner Vorstellungen Ordnung zu bringen, denselben eine Form zu geben und sie mittelst der Stimme mitzutheilen. Ohne Sprache kann man sich bei dem Menschen keine bestimmte Ideenreihe denken; ohne Sprache wäre er gleich dem unvernünftigen Thier, das bloß verworrenen Eindrücken folgt. Denken und Speechen sind demnach wesentlich ein und dasselbe; sie verhalten sich zu einander wie Grund und Folge. Ob die Sprachen unter göttlicher Mitwirkung sich gebildet haben, oder auf ganz natürlichem Wege, ist eine müßige Frage, die wir nur beiläufig berühren. Der Wilde, der zum ersten *Mal ein Linienschiff* erblickt, das mit einer Besatzung von 1000 Mann und einer Ladung von 5000 Centnern der Wuth der Wogen trotzt, betrachtet es ohne Zweifel als ein Werk der Gottheit; verfolgt man aber in aufsteigender Linie die allmälige Entwicklung der Schiffahrt bis zu dem vermeintlichen Wunder ihres Ursprungs, so bleibt man zuletzt bei dem armseligen Floß oder *dem hohlen Baumstamm* stehen, worauf der Mensch zitternd *den ersten Versuch auf dem unsichern Elemente* machte. Wie mit den Begriffen, so mit den Bildern derselben, den Worten; jene Göttlichkeit des Ursprungs, welche die Bewundrung des Meisterstücks einer vollendeten Speache uns finden lassen mag, verschwindet vor den rauhen und wenig zahlreichen Tönen des wilden Naturlohnes. Die Entstehung der Sprache gehört der *Kindheit* des Menschengeschlechts an so gut als das Floß und der *hohle* Baum; und mit dieser Kindheit der Gattung verhält es sich wie mit der Kindheit der Einzelnen; in beiden Fällen sind dunkle Vorstellungen der Ausgangspunkt, die nach und nach hell werden, nur mit dem Unterschied, daß das Kind unter der Leitung des Erwachsenen in wenigen Jahren zum vollkommenen Gebrauch seiner Geistesfähigkeiten gelangt, während der sich selbst überlassene Volksstamm Jahrhunderte braucht, um dieses Ziel zu erreichen.

*) S. Encyclopédie Moderne, ou dictionnaire abrégé des sciences, des lettres et des arts avec l'indication des ouvrages où les divers sujets sont developpés et approfondis. Par M. Courtin, Ancien Magistrat, et par une société de savants et de gens de lettres. 24 Voll. avec deux livraisons de planches. Prix 264 Fr. Der obige Artikel ist von Klaproth.

Dasselbe Gesetz heerscht in der geistigen wie in der physischen Welt — das Gesetz der Entwicklung. Diesem Gesetz ist auch die Sprache unterworfen. So abweichend uns jetzt die Sprachen vorkommen, die von den verschiedenen Völkern der Erde gesprochen werden, so haben genaue aber mühsame Untersuchungen dargethan, daß alle Sprachen aus einer Quelle geflossen sind. Zwar die Zeit anzugeben, wo das Menschengeschlecht nur eine Sprache hatte, ist nicht mehr möglich; aber die Verwandtschaft, welche zwischen den einzelnen Sprachen Statt findet, ist eine Thatsache, welche an jener ursprünglichen Identität nicht zweifeln läßt, wenn man nicht vorzieht, sie, statt historisch, aus dem Speachbildungsvermögen des Geistes unmittelbar abzuleiten. Man erkennt diese Identität nicht sowohl in den Worten als in den Wurzeln. Die Wurzeln sind einsilbig und bestehen gewöhnlich aus zwei durch einen Vokal getrennten Consonanten oder aus einem Consonanten, dem ein Vocal vor- oder nachgeht. Die Zahl der Wurzeln ist gerade so beträchtlich nicht, ob sie gleich den Grundstock aller vorhandenen oder noch werdenden Sprachen bilden. Man könnte sie die Substanz der Speache nennen: denn die Formen der Worte wechseln, ihre Substanz bleibt. Die längsten Worte lassen sich leicht auf ihre einsilbigen Wurzeln zurückführen: z. B. in dem Wort possibilité ist pos die Wurzel; in dem Wort circonstance sind es die zwei Consonanten st; pos drückt die Vorstellung des Könnens aus, st die des Stehens. Derselbe Grundsatz gilt für alle Speachen der Welt — trotz dem Widerspruche, den er von Seiten der Philosophen und insonderheit der Orientalisten, d. h. derjenigen Gelehrten, welche sich mit dem Studium der sogenannten semitischen Sprachen beschäftigten, lange Zeit gefunden hat. Wirklich hat man drei Jahrhunderte lang gelehrt, daß die Wurzeln des Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, Arabischen und der andern diesem Stamm angehörigen Sprachen aus drei Consonanten mit zwei Vokalen, also aus zweisilbigen Radicalen bestehen. Indessen waren bereits dem gelehrten J. D. Michaelis und dem berühmten J. Ch. Adelung Zweifel gegen diese Hypothese aufgestiegen, und der erstere war im Begriff, ihre Unhaltbarkeit zu beweisen, als ihn der Tod den Wissenschaften entriß. Aus einer sorgfältigen Untersuchung der vermeintlichen semitischen Wurzeln mit drei Consonanten ergiebt sich, daß es zusammengesetzte Worte sind, in denen zu der aus zwei Consonanten und

einem vermittelnden Vokal zusammengesetzten Radicalsilbe noch ein Endconsonant hinzukommt, wodurch die Urvorstellung, welche in der von den Grammatikern verkannten einsilbigen Wurzel liegt, eine Modification erhält. *)

Wenn die Sprachen als die Produkte gewisser primitiver Wurzeln zu betrachten sind, so darf man dieß, wie schon angedeutet wurde, nicht so verstehen als ob sie von einander in gerader Linie abstammten, oder als ob die eine verschwinden müßte, um der andern Platz zu machen. Es giebt keine Grenzlinie, wo man sagen könnte, diese Sprache höre auf und jene beginne; sondern die Verkettung, wodurch sie mit einander zusammenhängen, läuft durch Millionen Fäden, die bald sichtbar, bald wieder versteckt bloß durch die Kunst der Etymologie (welche keineswegs, wie Manche glauben, eine eingebildete Kunst ist, sondern auf unbestreitbaren Thatsachen und unumstößlichen Prinzipien beruht) in großen Zwischenräumen verfolgt werden können. Der Linguist, der über die Verwandtschaft der Sprachen Forschungen anstellt, muß sich damit begnügen, die Sachen neben einander zu sehen, d. h. die einen neuer, die andern schon gebrauchter, aber beide in immerwährender Entwicklung begriffen; so daß von Mutter- und Tochtersprachen nicht die Rede seyn kann, sondern nur von Schwestersprachen. Unter diesen Schwestern giebt es denn freilich solche, die in ihrer Physiognomie einander auffallend ähnlich sind und andere, die es fast gar nicht sind; was aber nicht verhindert, daß sie nicht denselben Eltern angehören.

(Fortsetzung folgt.)

Spanisches Theater.

(Fortsetzung)

Lope de Rueda, welcher allgemein für den Vater der dramatischen Kunst in seinem Vaterland gilt, trat um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf. Er war aus Sevilla gebürtig und Goldschläger daselbst. Von unwiderstehlichem Drange getrieben, verließ er den Hammer, ließ sich unter einer Truppe Gaukler anwerben, welche das Land durchzogen und ward in Kurzem ihr Autor. Der Namen Autor (von Auto, Drama), welcher demjenigen zu Theil wurde, der Bühnenstücke componirte und recitirte, bezeichnet bis auf unsere Zeit den Director einer Schauspielertruppe. Lope vereinigte beide für einen Autor dieser Epoche erforderlichen Talente. Er erhielt unglaublichen Beifall und ward um die Wette als großer Dichter und großer Schauspieler gepriesen. Man schrieb ihm selbst die Ehre der Erfindung der Acte (jornadas) und des Prologs (introito oder loa) zu, obgleich beide schon vor ihm üblich waren; in so gänzliche Vergessenheit waren die oben erwähnten ersten Versuche gekommen. Nachdem er mehrere Jahre von Stadt zu Stadt gewandert, ward er seines großen Rufes wegen an den *Hof beschieden*; wo die vornehme Welt haufenweis ihm zuströmte, um vor seinen Brettern den düstern Ernst des Palastes von Philipp II zu vergessen. Er starb zu Madrid im Jahr 1567. Einige seiner Komödien haben sich bis auf unsre Zeit erhalten. Sie sind in Prosa geschrieben, und Schäferspiele zeichnen sich durch Feinheit und Grazie aus. Ueber den damaligen Zustand des Theaters lassen wir am Besten Cervantes sprechen, welcher Lope de Rueda kannte und in seiner Jugend spielen sah. „Zur Zeit dieses berühmten spanischen Schauspielers," sagt er in dem Prologo de sus comedias, „war der ganze Apparat eines Autors in einem Sack beisammen. Er bestand aus drei oder vier mit gelben Fellen besetzten Kamisolen von weißem Leder, eben so viel Bärten, Perrücken und Beinkleidern. Die Komödien waren Gespräche, wie die Eklogen, zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin. Man dehnte sie durch Einschiebung von 2 oder 3 Zwischenspielen aus, in denen bald eine Negerin, bald eine —, bald ein Einfaltspinsel, bald ein Biscayer auftrat; denn diese vier Personen und viele andre ließ Lope mit möglichster Wahrheit und Vollkommenheit vorstellen; Maschinen und Decorationen, Mohren- und Christenkämpfe zu Pferd oder Fuß sah man noch nicht; auch gab es noch keine Gestalten, die der Erde entstiegen, noch Wolken, die mit Engeln oder Abgeschiedenen dem Himmel entschwebten. Vier Bretter, über ebensoviel im Viereck aufgestellte Bänke gelegt, vier Handlängen über der Erde, bildeten die Bühne, ein alter an zwei Stricken von einem Ende zum andern gezogener Vorhang, hinter welchem man sich ankleidete, und die Musiker ohne Begleitung einer Guitarre irgend eine alte Romanze sangen, die ganze Decoration.

Um diese Zeit fixirte sich der spanische Hof, welcher bis jetzt sein Hoflager abwechselnd in den Hauptstädten der Provinzen aufgeschlagen hatte, in Madrid; dieß war ein glückliche Umstand für die dramatische Kunst, indem sich nun daselbst auch das Theater festsetzte. Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge gab es ein Jahr nach Lope's Tod bereits Schauspielsäle (corrales de comedias). Auch zählte man zu selben Zeit hier und in den Provinzen mehrere Schauspielertruppen, welche sich durch bizarre, komische Namen von einander unterschieden. Bald darauf ließ Juan de Malaza, ein berühmter Professor der alten Literatur zu Salamanca, ein ursprünglich lateinisch geschriebenes Drama, Locusta betitelt, spielen. Dieß ist das erste metrische Bühnenstück des spanischen Theaters. Auf ihn folgte ein Schauspieler aus Toledo, mit Namen Navarro, der als Erfinder des The-

*) Dieß ließe sich an einer Menge von Beispielen nachweisen, nur darf man nicht vergessen, daß die Consonanten desselben Organs oft mit einander verwechselt werden: z. B. die Wurzel kad, kath, kad (כת) zerschneiden, zerbrechen, findet man in k'aththa (arab. und chald.) in k'athaba (arab., hebr. und chald.), in k'atha'a (arab., chald., syr. und samar.), in k'athafa (arab., hebr., chald., syr.), in k'athah (samar.), in k'athala (arab.), in k'atta (arab.), in k'atala, k'athama, k'adda, k'adhdha; diese Wurzel nimmt einen Zischlaut an in k'asasza, k'asama, k'atatsa, k'aszaba, k'aszada, k'aszara, k'aszala, k'aszafa, k'aszama, k'aszmala, k'adzdza, k'adzk'adza, k'adzaba; dieselbe Wurzel mit derselben Bedeutung findet sich in den meisten Sprachen der Welt: cassus, caedere (lat.), casser (franz.), cut (engl.), kad' und kont't, kas, kasch und k'had (sanskr.), kes (türk.), kotè (tetzgy.), kotia und kotiè (auf den Freundschaftsinseln und Neuseeland), kasch und kösch (kopt.), koutchoum, coutouni (peruan.) ꝛc.

terwesens gepriesen wird, weil er zuerst einigen Pomp in die Vorstellungen brachte. „Er wandelte," sagt Cervantes, „den Garderobesack in Koffer und Felleisen um, brachte die Musik hinter der Decke vor, nahm den Schauspielern die falschen Bärte, wo sie die Rolle nicht forderte, erfand die Maschinen, die Wolken, die Donner, die Blitze, die Ausforderungen, Schlachten u. s. w." Ein gewisser Cosmo aus Oviedo erfand um die gleiche Zeit die Komödienzettel und während dieser mechanischen Fortschritte ging die dramatische Kunst auch moralischen Entwicklungen entgegen. Man blieb nicht bei den Schäfereklogen Lope de Rueda's stehen. Man gab den Schauspielen mehr Intrigue und belebte sie durch das Spiel der Leidenschaften. Als Belege des neuen Bühnenstoffs nehme man unter anderen folgende Titel: Dido und Aeneas, oder der fromme Trojaner; der Großpriester von Castilien; Treue gegen den König; die Einnahme Sevilla's durch den heiligen Ferdinand ꝛc.

Um das Jahr 1580 errichtete man zu Madrid die beiden noch bestehenden Theater de la Cruz und del Principe. Schon hielten es mehrere glänzenden Geister nicht unter ihrer Würde, für die Bühne zu arbeiten, die bisher den Chefs jener wandernden Truppen, welche die vorzustellenden Faccen selbst dichteten, anheimgegeben war. Cervantes war einer der ersten, die dieses Feld betraten. Bei seiner Rückkehr aus der Sklaverei zu Algier, als seine Fantasie noch durch die erlittenen Uebel lebhaft aufgeregt war, componirte er aus seinen eigenen Abenteuern die Komödie „los Tratos de Argel." Diesem Stücke folgten 20—30 andere, von denen er selbst mit Lob und Selbstgefühl la Numancia, la Gran Turquesca, la Batalla naval, la Confusa etc. nennt. Alle diese Stücke und eine Theil seiner andern Werke waren lange Zeit bloß noch dem Namen nach bekannt, und ihr Verlust wurde lebhaft bedauert. Man glaubte, bei einer so reichen Fantasie, einem so lebhaften, heitern Geist, einem so gebildeten Verstand, einem so reinen Geschmack, bei der großen Bekanntschaft mit den Regeln der Bühne, die er in mehreren Stellen des Don Quixote zeigt, nach den Lobsprüchen, die er mit soviel Naivetät sich selbst als dramatischer Dichter und seinem in seinen Intermezzo's entwickelten seltnen Talente macht, müßten diese Compositionen wahre Meisterstücke seyn. Zwei derselben la Numancia und los Tratos de Argel wurden indeß wieder aufgefunden, allein sie entsprachen der Erwartung nicht, und der Verfasser hätte sicherlich gewonnen, wenn man sie bloß seinem darüber gefällten Urtheil nach gekannt hätte. Ein neuer Beweis für die seltsamen Verirrungen des menschlichen Geistes, daß Cervantes von seinen Bühnenleistungen, die so unbedeutend sind, daß seine wärmsten Bewunderer sie nicht vertheidigen mochten, mit gleichem Stolze, wie von seinem unsterblichen Roman sprechen konnte.

Zur Zeit des Cervantes brachte auch Juan de la Cueva einige Dramen auf das Theater. Er beschränkte die bisherigen fünf oder sechs Jornadas auf vier. Die Vorstellung bestand jetzt außer dem Hauptstück aus drei Zwischenspielen und einem Ballet. Erst der Capitän Christoval de Virues soll die Aufzüge auf drei reducirt haben, was seitdem von allen spanischen Autoren als Regel angenommen wurde. „Virues," sagt Lope de Vega, „gab die Komödie in drei Aufzügen, welche bisher, wie ein Kind, auf Vieren gegangen war; denn sie befand sich noch in ihrer Kindheit."

Merkwürdig ist, daß mit der Entstehung des spanischen Theaters auch der Zwist zwischen den Autoren begann, die sich aller Regeln entschlugen, und den Kritikern, die sie unter dieselben einreihen wollten. Seit dem sechszehnten Jahrhundert liegt in Spanien die Romantik mit den strengen Verfechtern der aristotelischen Gesetze im Kampf. Während der Rhetoriker Pinciano den dramatischen Dichtern die Beobachtung der Einheiten ans Herz legte, kleidete sich Juan de la Cueva (in seinem Exemplar poetico) für die theatralischen Freiheiten, als einen Fortschritt der veralteten Regeln entwachsenen Zeit und als ein Mittel der Phantasie höhern Flug und größere Schwungkraft zu verleihen. Mit diesen weisen Ansichten verband er den nicht minder weisen Rath gegen den Misbrauch der Neuerungen und stellte den Zwangsregeln der alten Poetik gegenüber solche Gesetze auf, wie sie der gesunde Menschenverstand und der gute Geschmack für alle Länder festsetzt; welche aber seine Landsleute in ihrem ungestümen Freiheitseifer nicht genug zu respektiren wußten.

Endlich erschien Lope de Vega. Vor ihm, wie es immer bei dem imposanten Auftreten großer Geister der Fall ist, verstummte der Krieg. Er bestieg, um mit Cervantes zu sprechen, den Thron der Komödie, und herrschte ohne Nebenbuhler, ohne Widersacher.

Lope de Vega, geboren im Jahr 1562, fühlte von Kindheit an eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften und vor Allem zu der Bühne; in seinem eilften Jahr componirte er schon kleine Theaterstücke. Die Ereignisse wovon die Zeit seiner Jugend bewegt ward, seine Mißgeschicke, seine Reisen kehrten ihn Anfangs von dieser Jugendneigung ab. Nach seiner Rückkehr aber überließ er sich derselben ohne Rückhalt und brachte in ununterbrochener Reihenfolge bis an seinen Tod jene Unzahl von poetischen Produkten jeder Gattung hervor, die nur ihm, und ihm allein unter allen Sterblichen hervorzubringen möglich war. Im J. 1604, also in seinem zwei und vierzigsten Lebensjahr, hatte er bereits 23,000 Bogen mit Versen für das Theater beschrieben. Im Jahr 1618 betrug seiner eigenen Angabe nach die Zahl seiner Komödien achthundert; im J. 1620 neunhundert; im J. 1629, wo der zwanzigste Theil seiner Sammlung erschien, siebenzehnhundert; im J. 1635 um die Zeit seines Todes hatte er nach dem Zeugniß seines Freundes Montalban und des gelehrten Nicolas Antonio achtzehnhundert Komödien vollendet. Alle kamen aufs Theater, und wenigstens die Hälfte ward gedruckt. Mehr als hundert derselben gingen innerhalb „vier- und zwanzig Stunden," wie er selbst sagt, „aus den Händen der Musen auf das Theater." Um die unermeßliche Liste der Werke Lope de Vega's zu vervollständigen, fügen wir zu diesen achtzehnhundert Komödien noch ungefähr vierhundert Autos sacramentales, eine große Anzahl Zwischenspiele, epische, didaktische, burleske Gedichte, Episteln, Satiren, Gelegenheitsgedichte, Sonnette. Man hat berechnet, daß Lope seit der Stunde seiner Geburt bis zu der seines Todes, obschon seine

Digitized by Google

Jugend für die Wissenschaften verloren ging, jeden Tag acht ganzer Seiten schreiben mußte. Die Gesammtzahl seiner Schriften wurde zu 133,000 Seiten und 21 Millionen Versen geschätzt. Die ganze Literaturgeschichte hat Nichts aufzustellen, was dieser wahrhaft märchenhaften Fruchtbarkeit des Geistes auch nur von Weitem zu vergleichen wäre; und hätte Lope de Vega auch sonst kein anderes Verdienst, so müßte er in dem Gedächtniß der Menschen als eines jener Phänomene fortleben, welche die Natur nicht zum zweiten Mal erzeugt.

Unumschränkter Gebieter des Theaters und der Literatur seines Volks entsprach Lope doch seinem hohen Berufe nicht. Er konnte den Geschmack des Publikums bilden, veredeln, fand es aber bequemer, ihm zu huldigen; der Beifall der Menge ließ ihn Fehler begehen, die er kannte, die er aber nicht vermeiden wollte, und denen er somit die Autorität seines Vorgangs und seines Talents gab. „Ich weiß wohl," sagt er in einer Vorrede, „daß die Ausländer an der spanischen Komödie tadeln, daß sie sich nicht an die Regeln der Kunst hält. Ich habe sie so gelassen, wie ich sie vorgefunden, sonst hätte man sie nicht angehört." „Nicht," sagt er ferner in seinem Arte nuovo de hacer comedias, „that ich es, weil ich die Regeln der Kunst nicht kannte; sondern in der Ueberzeugung, daß, wer sie befolge, ohne Ruhm und Vortheil ins Grab steigen würde. Wenn ich also eine Komödie schreiben soll, lege ich die Kunstregeln unter sechs Schlösser, und werfe meinen Plautus und Terenz bei Seite, weil sie wider mich sprechen könnten. Ich mache Stücke für's Publikum, und weil es sie bezahlt, ist es nicht mehr als billig, sie auch seinem Geschmacke gerecht zu machen." Lope schließt seine Abhandlung mit dem Geständniß, daß er mehr Barbar sey als diejenigen, denen er Lehren gebe, und daß er sich in allen seinen Komödien, sechs ausgenommen, stark gegen die anerkannten Regeln der Kunst versündige. Lope, gesättigt von Ehren und Reichthümen, der Gegenstand des Ruhms für seine Landsleute, und des Neids für die Fremden, dessen Name schon die personificirte Vortrefflichkeit war, scheint wirklich streng gegen sich selbst, wenn er von dieser Menge nur sechs ausnimmt, und doch war die Nachwelt noch strenger und unterschreibt auch dieses Urtheil nicht. Keines seiner Werke verdient, als Muster aufgestellt zu werden. Oefter führte man sie als Beweis für den Mißbrauch des Talents, und als Warnung gegen die Fehler an, die eine Klippe für das Talent sind. Diese unerschöpfliche Einbildungskraft, diese erstaunliche Leichtigkeit der Production, diese Kunst, Charaktere und Leidenschaften zu mahlen, so viel Gewandtheit im Dialog, so viel Geist, Grazie, Feinheit — alle diese Eigenschaften, welche in seinen Werken glänzen, und die er in so hohem Grad vereinigte, ersticken bis auf einen großen Grad in ihrem eigenen Uebermaß. Durchaus vermißt man gewissenhafte Bearbeitung, gereinigten Geschmack, durchaus jene heilsame Scheu des Schriftstellers vor dem Publikum, jene Strenge gegen sich selbst, ohne welche es keine Vollkommenheit giebt.

Um jedoch Lope de Vega billig zu beurtheilen, muß man sein Zeitalter im Auge haben. Wenn die Gewißheit, wenn die Trunkenheit des glücklichen Erfolgs ihn leichte Triumphe einem dauernden Ruhm vorziehen ließ, welches Muster, welche Rivalen hatte er, um sein Talent zu leiten, anzuspornen? Niemand in Spanien trat in die von ihm geöffnete Laufbahn, eine ihm nachzutreten, ihn bis auf seine Extravaganzen nachzuahmen. Nichts in dem übrigen Europa konnte ihn über seine Mängel aufklären. In Frankreich war die Bühne noch einem Jodelle, einem Hardy heimgegeben; Italien hatte noch Nichts als die Mandragora. Gleichzeitig mit Lope de Vega trat ein einziger großer Geist auf, der gleich ihm das Theater seiner Nation schuf, und beinahe dieselben Vorzüge und Mängel mit ihm theilte; eine Parallele zwischen beiden wäre eben so leicht als interessant. Aber eine noch breitere Barriere zwischen den Sprachen des Nordens und des Südens, als in unsern Tagen, trennte diese berühmten Nebenbuhler. Shakspeare und Lope de Vega waren Zeitgenossen, ohne sich zu kennen, konnten sich weder nacheifern noch belehren. Beide standen allein und einzig in der selbstgeschaffnen Sphäre. Gleich Shakspeare und mit diesem theilt Lope die Ehre, die moderne Bühne geschaffen zu haben; aber mehr als Shakspeare wirkte sein Einfluß nach außen, und die Franzosen, denen er am Meisten geborgt, müssen das gerechte Lob Lord Hollands wiederholen: „Wenn Lope de Vega nicht geschrieben hätte, so würden die Meisterwerke eines Corneille und Molieres nicht existiren; und wenn wir diese Werke nicht kenneten, würde Lope immer noch für einen der größten Dichter in Europa gelten."

Dialecte in China.

In einem so großen Reiche, wie das chinesische, muß es natürlich eine große Menge verschiedener Mundarten geben. In dem Theile des Landes, auf welchen bisher der Verkehr der Europäer beschränkt war, findet man drei verschiedene Dialecte, die Mandarinensprache, den Dialect von Canton und den Dialect von Fokien.

Das Mandarinenchinesisch ist die Sprache des Hofes und aller Beamten und Gelehrten im ganzen Reiche. Es ist die allgemeine Volkssprache in Peking, Nanking, Tsischuen und einigen benachbarten Provinzen; doch lassen sich auch hier wieder bedeutende Abweichungen unterscheiden. Die herrschende Regentenfamilie hat in die Hofsprache die den Mandschu eigenthümliche Pronunciation eingeführt; man spricht z. B. sch statt l und die Hauptstadt wird daher nicht Peking, sondern Pelsching oder Peitsing genannt.

Der Dialect, welcher in der Provinz von Fokien und von den meisten chinesischen Colonisten auf Java und in der Straße von Malacca gesprochen wird, ist von dem Mandarinen-Dialect nicht bloß in der Aussprache verschieden, sondern hat auch eine Anzahl ganz eigenthümlicher Wörter und Redensarten. Ein Wörterbuch dieses Dialects, welches Medhurst, ein englischer Missionär auf Java, ausgearbeitet hatte, war durch Sir Stamford Raffles bereits zum Drucke bestimmt, als der Tod dieses verdienstvollen Mannes die Ausführung dieser, wie vieler anderen wissenschaftlichen Unternehmungen unterbrach.

Der Dialect von Canton ist von dem der Mandarinen hauptsächlich nur durch die Aussprache verschieden; eigenthümlich provinzielle Wörter und Redensarten enthält derselbe nur in geringer Anzahl; und der Herausgeber des Canton Register stand daher an, ob er in dem chinesischen Text seines Blattes nicht diesen Dialect vorziehen sollte, weil die Personen, die am Häufigsten mit Europäern in Berührung kommen, denselben ausschließlich sprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 240. 28 August 1829.

Stamm- und Familienverwandtschaft der Sprachen.

(Fortsetzung.)

Untersucht man eine Anzahl von Sprachen, um sie mit einander zu vergleichen, so zeigt sich eine zweifache Verwandtschaft. Bei den entferntesten Völkern der Erde, welche in Bezug auf Gesichts- und Schädelbildung die auffallendsten Unterschiede darbieten, kommen eine Menge gleichbedeutender und gleichlautender Wörter vor. Man wollte in diesen Aehnlichkeiten bloß ein Produkt des Zufalls erkennen; allein sie sind zu zahlreich, und es werden deren von Tag zu Tag immer mehrere entdeckt, als daß man sich bei einer so unwissenschaftlichen Erklärung beruhigen könnte. Diese Verwandtschaft, die indessen auf die Ethnologie kein besonders Licht wirft, ließe sich die Stammverwandtschaft (affinité primitive) nennen. Es giebt aber noch eine zweite Verwandtschaft, die Familienverwandtschaft, die sich über alle Völker erstreckt, bei welchen ein historischer oder physischer Zusammenhang Statt findet und die sich nicht auf einzelne Wörter beschränkt, sondern auf den ganzen Sprachbau übergeht, wie man dieß bei dem Sanskrit, dem Persischen, dem Griechischen, dem Deutschen, dem Slavischen ꝛc. wahrnimmt.

Die Stammverwandtschaft besteht in den allgemeinen Beziehungen der ersten Wurzeln aller Sprachen zu einander. Man würde sich sehr täuschen, wollte man z. B. die Wurzel ak oder ok, die in den lateinischen, deutschen, slavischen und indischen Idiomen Auge bedeutet, eben so im Coptischen, Türkischen, Baskischen ꝛc. suchen. Wenn es in allen Sprachen der Welt nur eine und dieselbe Radicalform für eine und dieselbe Vorstellung gäbe, so würden die Sprachen sich nur durch die Grammatik von einander unterscheiden. Dieß ist aber keineswegs der Fall: die Wurzel ak bedeutet, wie gesagt, Auge: im Lateinischen entsteht daraus oc-ulus, im Slavonischen ok-o, im Deutschen Aug-e, im Sanskrit ak-schi, im Armenischen ak-n, im Snakischen (in Ostafrica) eg-oât, im Karaibischen ak-ou, im Tschirokesischen ak-touh; aber bei den Chinesen ist es die Wurzel mo und mouh, welche dieselbe Bedeutung hat, bei den Timbuktiern die Wurzel noh; anderswo die Wurzel ks, welche das türkische Wort kos, gos, das tschuwaschische (an der Wolga) kos, das mobbanische (in Afrika) kas-ih bildet. Man würde diese Erscheinung noch häufiger bemerken, wenn sie sich nicht unter der Verwechslung der Consonanten gleicher Organe verbärge. In unserm europäischen Alphabete*) herrscht noch die größte Verwirrung; es fehlt ihm die natürliche Folge der Consonanten, und damit entgehen uns so leicht die Beziehungen derselben zu einander und ihre Eigenschaft, einander zu ersetzen. Weit vernünftiger eingerichtet ist das Sanskritalphabet, wiewohl es auch noch Manches zu wünschen übrig läßt. Es enthält acht Abtheilungen: 1) lange und kurze Vocale; 2) Kehlbuchstaben, k, k'h, g, g'h, ng; 3) Gaumenbuchstaben, tsch, tsch'h, dsch, dsch'h, nj; 4) die von den Hindugrammatikern sogenannten Hirnbuchstaben, r, t'h, d, d'h, n; 5) Zahnbuchstaben, t, t'h, d, d'h, n; 6) Lippenbuchstaben, p, p'h, b, b'h, m; 7) Halbvocale, y, r, l, v; 8) Zisch- und Hauchbuchstaben, s', sch, s, h, x. Die Ordnung wäre noch regelmäßiger, wenn die Zisch- und Hauchbuchstaben unmittelbar auf die Gaumenbuchstaben folgten, denn in allen Sprachen wechseln sie häufig mit einander. Ein dergestalt berichtigtes Alphabet würde vier Reihen homogener Consonanten darstellen, unter denen sich alle möglichen andern, die doch nur Modificationen von jenen seyn könnten, ohne Mühe einreihen ließen.

I.	II.	III.	IV.
k	s	n	r
k'h	s'	m	l
g	sch	b	j
ng	h	p	
tsch	ch(χ)	f	
dsch		v	
r			
d			

*) Wir haben immer noch das phönizische Alphabet, welches Cadmus den Griechen 1500 Jahre vor unsrer Aera brachte: daher die widersinnige Ordnung der semitischen Buchstaben, die sich darin erhalten hat. Es scheint, daß, als die griechischen Stämme aus dem innern Asien auswanderten, es dort noch keine Buchstabenschrift gab: denn sonst würden sie wohl schwerlich das phönizische Alphabet angenommen haben, das die Idiome, welche sie sprechen, nur unvollkommen darstellt. Und wir Europäer begnügen uns nun schon seit Tausenden von Jahren mit diesem phönizisch-griechischen Alphabet, ohne auch

Zwischen der ersten und zweiten Reihe besteht eine entschiedene Verwandtschaft mittelst der Wechselbeziehungen von k, k'h, g zu ch oder h und von t, d, tsch, dsch zu sch, s, s'; weniger stark äußert sich diese Verwandtschaft zwischen diesen und den beiden folgenden Reihen; doch verändert sich g oft in h, ch und v; f in h und umgekehrt, und v und j schließen sich wieder an die Vokale an; l, m und n treten gleichfalls für einander ein und in mehreren Sprachen auch n, d und r.

Die Veränderung der Vokale kann als etwas ganz Gewöhnliches hier gar nicht in Betracht kommen; z. B. aus dem Wort Stein wird im Gothischen Stains, im Angelsächsischen stan, im Englischen stone, im Niederdeutschen und Schwedischen steen, im Cimbrischen stoane, im Isländischen stairn, im Friesischen stin, im Schwedischen sten; oder nehme man das Wort Graben (Gruft), im Gothischen graba, im Altdeutschen grapo, im Dänischen grav im Schwedischen graf, im Esthländischen kraaw und raaw, im Finnischen rawi, im Russischen rov, im Georgischen rouwi, im Illyrischen rouppa. Sind solche Veränderungen schon in Idiomen, die beinahe alle zu derselben Familie gehören, eine häufige Erscheinung, so sind sie es noch mehr in Idiomen verschiedener Familien.

Mehr beweisen die Veränderungen der Consonanten. Das Wort Kirche wird im Englischen church (tschortsch), im Slavischen tserk-ov, im Schwedischen kyrka (tscherka), im Dänischen kirke. Kivi, der Stein, im Finnischen, wird bald tschivi, bald tsivi. Das deutsche Wort Giebel und Gipfel wird im Arabischen dscheb-el und wiederum das deutsche Wort Koppe wird im Slavischen kop-ka, im Türkischen top-a, tub-e, tepp-e, im Englischen top, im Schwedischen topp. Das lateinische Wort coel-um wird im Italienischen cielo (tschalo), im Gällischen tschul, im Albanesischen kiel (wahrscheinlich die alt-lateinische Aussprache), im Wallachischen tscher-ü, im Yakutischen chall-an. Das deutsche Wort Kehle wird im Lateinischen gul-a, im Französischen gueule, im Georgischen ghel, im Armenischen koul, im Arabischen h'elk, im Mongolischen schol-oi. Das hebräische Wort schan wird im Deutschen Zahn, im Lateinischen dens, im Französischen dent, im Persischen dandan, im Niederdeutschen tân, im Schwedischen tand. Eine in den meisten Sprachen vorkommende Verwechslung ist die zwischen t und d, zwischen p und b; eben so häufig ist die zwischen f und h, namentlich im Spanischen und Japanischen: aus dem Lateinischen facere wird das spanische hacer, aus filius, hijo, aus formosus, hermoso; im Japanischen sagt man eben so gut fana als ehana und hana (Nase); ehebi, habi und febi (Schlange) ꝛc. Aehnliche Veränderungen kommen im Holländischen vor, wo kragt, gragt dem deutschen Kraft, Graben entsprechen. Auch nicht selten ist die Verwechslung von s, h und ach: sal, Salz, hal-on (im Bretagnischen, wie Hall im Altdeutschen); Herz, im Slavischen serdse, hioma, im Sanskrit hima (χεῖμα), im Slavischen zim-a, im Persischen zim-stân. Die Verwandtschaft zwischen Zisch- und Kehllauten ersieht man an dem armenischen sar (Berg), das im Hebräischen har, im Slavischen gor-a, im Sanskrit giri, im Afghanischen ghar, bei den Arlutser in Sibirien kar wird; die Verwandtschaft zwischen k und s', dem ersten Buchstaben in der achten Reihe des Sanskritalphabets, findet man an den sanskritischen Wörtern s'ouna, s'ama, s'ada, s'inscha und s'ascha, woraus im Lateinischen can-is (κυων), com-is, cad-are, caes-us, occidere etc. wird. So werden auch die Laute m, b, p, zumal in den türkischen Mundarten, häufig für einander gebraucht: man sagt mous und bous (Els) moinüs und boinüs (Horn), mischik und pischik (Katze), Mah'moud und Bah'moud. Die Wurzel des lateinischen Faba findet sich in dem slavischen bob wie in dem französischen fève wieder. Die Laute l und r durchkreuzen sich in allen Sprachen; πυρ wird im Russischen pyl; φραγελλον wird flagellum, flabellum; λειριον wird lilium; die französischen Wörter ciel, miel, sel werden in Bourgoigne cier, mier, ser ausgesprochen; so auch Säbel, sabre, titulus, titre, epistola, épître, capitulum, chapitre, apostolus, apôtre; ulmus, orme; die Lateiner sagen auch zuweilen remures statt lemures, rallus statt larus, stilla statt stiria. Die Japaner in den meisten Provinzen können kein l aussprechen und ersetzen es in fremden Wörtern durch r; der umgekehrte Fall ist es bei den Chinesen. Manchmal fällt auch in den Wurzeln der Vocal zwischen den beiden Consonanten aus: so χαραττω, kratzen, κολοω, κλαω, fliehen, χηλη, Klaue. Die Beispiele ließen sich ins Unendliche vervielfältigen; wenn man aber einerseits nicht vergessen darf, daß die Veränderung der Consonanten oft so beträchtlich ist, daß sie die Zurückführung der Wörter auf ihre Wurzeln ungemein erschwert, so darf man andererseits sich dadurch auch nicht verleiten lassen, diese Sprachvergleichungen überhaupt für etwas rein Willkürliches und Zufälliges zu halten, was sie nach der Behauptung einiger Grammatiker seyn sollen, denen zu wünschen wäre, daß sie das Wesen des Vorstellungsvermögens, welches in Verbindung mit den Sprachorganen die Worte hervorbringt, gründlicher studirt, und daß sie namentlich den Grundsatz, nach welchem bei zu vergleichenden Wörtern immer Bedeutung und Laut zusammentreffen müssen, nie aus den Augen verloren hätten.

Die Wurzeln, welche die gemeinschaftliche Stammverwandtschaft der Sprache üben, haben ein weit höheres Alter, als die, welche ihre Familienverwandtschaft begründen. Je älter aber Sprachformen sind, desto kürzer und gedrängter sind sie auch; je neuer, desto mehr verlängern und dehnen sie sich. Die radicalen Formen sind stehend *); die grammatischen verhalten sich zu

nur eine erkleckliche Verbesserung zu versuchen, und gar zu gerne möchten wir auch noch fremde Nationen mit unserem Alphabet bedienen, deren Sprachlaute es noch weniger geeignet ist, auszudrücken. Einige slavische Völker trifft jedoch dieser Vorwurf nicht; indem sie jenes Alphabet nicht annahmen, ohne die nöthigen Buchstaben hinzuzufügen.

*) Wie es keine Regel ohne Ausnahme giebt, so giebt es auch Sprachen, aus denen die Wurzel oft durch den unlogischen Geist der barbarischen Stämme, von denen sie gesprochen werden, verschwindet; dieß ist häufig der Fall mit den Idiomen der Wilden von Nordamerica. In dem lennilenapischen Idiom bedeutet das Wort pilap, zusammengesetzt aus pilsit, keusch, und lenap, der Mensch, einen Jüngling. Eine solche Zusammen-

ihnen wie die Schale zum Kern; sie geben bloß specielle Resultate, jene geben allgemeine. Einige Schriftsteller wollten der Grammatik größere Wichtigkeit beilegen. Dieß ist ein Irrthum. Der grammatische Bau der Sprachen liefert uns höchstens Aufschlüsse in Bezug auf ihre Familieneintheilung; allein selbst wenn zwei Sprachen diese Familienphysiognomie verloren haben, woran man sie früher erkannt hat, so behalten immer noch die Folgerungen ihren Werth, die sich aus der Aehnlichkeit ihrer Worte ziehen lassen. Niemand zweifelt heutzutag, daß die persische und die deutsche Sprache derselben Familie angehören, wenn man aber bloß die Grammatik von beiden vergleichen hätte, so würde man schwerlich auf diese Ueberzeugung gekommen seyn; so wie man Mühe haben dürfte, die Verwandtschaft des Deutschen und Englischen aus der bloßen Anschauung der Grammatik zu erkennen. Sprachen vergleicht man durch Zergliederung und Analyse; man dringt in die Substanz ein, von der unwesentlichen Form abstrahirt man. Indessen handelt es sich nicht darum, grammatische Vergleichungen gänzlich zu verbannen; als Leitfaden, um die Bildungsfortschritte des menschlichen Geistes zu betrachten, sind sie immerhin interessant; nur muß man — wir wiederholen es — aus ihnen nicht Mehr lernen wollen, als theilweise und einzelne Resultate. Dieß ist eine Wahrheit, welche dem Scharfsinn eines der tiefsten Denker unsers Jahrhunderts nicht entging. „Die grammatischen Begriffe," sagt Wilhelm von Humboldt, „beruhen weit mehr nur im Geist dessen, der spricht, als in dem, was man das Material der Sprache nennen kann; eine wichtige Unterscheidung, die man nicht übersehen darf."

(Fortsetzung folgt.)

Der Buchhandel in Italien.

Mitgetheilt aus Rom.

Der Zustand des Buchhandels ist in andern Ländern aus den Tagblättern des literarischen Mittelpunktes zu ersehen. Italien aber hat weder eine politische, noch literarische Hauptstadt, sehr wenige Zeitungen und gleichförmig unterrichtete Monatsschriften; es ist also bei der Gestalt des Landes nichts Leichtes, sich einen genügenden Ueberblick über diesen wichtigen Theil des Volkslebens zu verschaffen.

Der Po macht einen in vieler Rücksicht bemerkbaren Abschnitt in Italien. Was nördlich von ihm liegt, ist schon mehr im Weltverkehr. Der südlich gelegene Theil ist es schon weniger, am Wenigsten sind es die Inseln.

Eine Buchhändlermesse, ein herkömmlicher wechselseitiger Rabat finden in Italien nicht Statt. Jeder Buchhändler verständigt sich besonders mit seinen auswärtigen Correspondenten. Die Druckschriften genießen keine oder nur geringe Vortheile auf den Postfahren und diese sind in Toscana und Neapel noch nicht einmal eingerichtet. Neben den Verboten des Index hat Neapel eine Auflage von 3 Carlini per Band für jedes auswärts gedruckte Buch ohne Unterschied. Daß der Vertrieb auswärts gedruckter Bücher sehr schwer seyn müsse, kann man schon aus dem Umstande abnehmen, daß so wenig auf diesen Artikel speculirt wird.

Außer etwa in einem Freistaat, wie San Marino (welcher aber seine Nachbaren zu sehr zu fürchten hat, um sich Unannehmlichkeiten zuziehen zu wollen) ist die literarische Thätigkeit wie überall, genau im Verhältnisse mit der Schreib-, Druck- und Lesefreiheit. In Toscana ist diese am Wenigsten gehemmt, dann kommt die Lombardei, nach diese der Kirchenstaat, Sardinien, Modena, Neapel.

Die Drucker müssen sich demnach auf Schut- und Gebetbücher, auf Wiederauflegen der alten Classiker und auf Uebersetzungen ausländischer Werke beschränken, und an den meisten Orten ist der Buchhändler zugleich Antiquar. Alle Bücher von anerkanntem Werthe werden nirgends besser bezahlt, als in Italien.

Von fremder Literatur kommen einige französische, nur sehr wenige englische und deutsche Werke über Florenz und Bologna hinaus. Der Italiener hat bis jetzt dem Erlernen neuerer Sprachen widerstanden. Seine alte Regierungs- und Kirchensprache sollte, wähnt er, von der ganzen Welt gesprochen werden. Vom Französischen und Spanischen nimmt er, wie von verdorbenen Dialecten, Notiz, ohne lebhafteres Interesse.

Die großen Hebel des literarischen Lebens fehlen Italien beinahe ganz. Ehemals hatte es bekanntlich die trefflichsten literarischen Zeitschriften. Jetzt fristen das Giornale arcadico in Rom und die Biblioteca italiana in Mailand ein kränkelndes, oft durch künstliche Mittel hingehaltenes Leben. Die Antologie zu Florenz sucht die Verbindung Italiens mit dem Auslande zu unterhalten. Besitzer, viele Mitarbeiter, ja der ganze Geist dieser Zeitschrift gehören dem Auslande an. Lesezirkel und Circulationsbibliotheken, noch mehr Lesekabinete für Zeitungen haben mit Polizei, Censur ihren harten Stand. Romane liest der Italiener wenig, eher noch Theaterstücke. Eine Zeitung nimmt ihm wenigstens eine halbe Stunde weg, gewöhnlich auf dem Kaffeehause. Wer will, daß ein Schriftchen von seiner Feder gelesen werden solle, verschenkt gewöhnlich die Exemplare an seine Freunde.

Ich bin überzeugt, daß der Appennin an vielen Stellen vortrefflichen Druckstein verbirgt. Wird dieser einmal zu Tage gefördert, so kann er im Stillen den Regierungen beinahe gefährlicher werden, als die Druckerpresse.

Daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln gerade die Bücher, welche am Strengsten verboten sind, am Häufigsten eingeführt, am Fleißig-

---

schmelzung, welche einen Theil des ersten Worts (sit) und einen Theil des zweiten (len) verloren gehen, und nur die Anfangssilbe des einen und die Endsilbe des andern bestehen läßt, könnte uns auf die Vermuthung bringen, daß der Grammatiker, der dieses Beispiel anführt, sich getäuscht und daß von pilsit bloß pil, von lenap bloß ap die Wurzel sey. Aber nein: len ist wirklich die Wurzel: denn len-no bezeichnet gleichfalls einen Menschen, und len-no-tit einen kleinen Menschen. Ueberhaupt haben diese americanischen Sprachen höchst seltsame Zusammensetzungen: so z. B. das Wort koulsgadschis (aus demselben Idiom) drückt aus: „welche hübsche kleine Pfote hast du! Dieß geht folgender Maßen zu: k ist das Pronomen der zweiten Person, und kann du oder dein heißen; ouli ist ein Stück von dem Wort woulit, hübsch; gat bedeutet Pfote, und tschis ein Diminutiv. Solche Idiome können kaum auf den Namen von Sprachen Anspruch machen.

sten gelesen werden, versteht sich. Von Potter's Werken z. B. sind unglaublich viele Exemplare nach Rom gegangen. Eine polnische fromme Dame giebt, ohne es zu ahnen, in Rom das Geld zu diesen verbotenen Genüssen. Wenn das Buch angeschafft und von Hunderten gelesen ist, so wird es ihr gebracht; sie bezahlt es theuer, um es zu vernichten.

Die Behörden erreichen zwar in so ferne ihren Zweck, daß Wenig gedruckt wird, daß ihre Weisheit nicht in Büchern und Zeitschriften angefochten, und daß der Zustand der Länder mit größerer Ruhe erkannt wird, aber wenn in die andere Wagschale das auffallende Staten der Geistesbildung in den strengeren Staaten, die Gefahren der Halbheit in der Bildung und die Unwissenheit in den zur Staatsverwaltung nothwendigen Wissenschaften gelegt werden, so möchte leicht zu entscheiden seyn, ob mehr Vortheil oder Nachtheil mit diesen Vorkehrungen verbunden sey, dessen nicht einmal zu gedenken, daß im Religiösen der Erfolg längst zeigte, daß es nirgends mehr gründliche Freigeister giebt, als gerade in Italien.

Die alemannische Colonien in Italien.

Mitgetheilt aus Rom.

Wenn uns Deutsche Alles interessirt, was im Auslande vorgeht, so muß es doppelt anziehend für uns seyn, Etwas vom Ursprunge und Bestande eines kleinen Bruchtheils unseres Volkes zu erfahren, welcher seit Jahrhunderten in Oberitalien wohnt, deutsche Sprache und Sitten bewahrt und seit Langem den Gelehrten Anlaß zu Aufstellung der sonderbarsten Vermuthungen gegeben hat.

Eine Gruppe von 7 deutschen Dörfern befindet sich im Vicentinischen, eine zweite von 13 im Veronesischen, andere 13 (zum Unterschiede Gastoldi genannt) im Tridentinischen, und außerdem noch drei deutsche Dörfer Folgaria, Lavaron und Trembelen in derselben Gegend. Es sind arme Bergbewohner. Was sie von neueren Begriffen erworben haben, drücken sie italienisch aus, sonst ist ihre Sprache deutsch, und zwar oberdeutsch, enthält merkwürdige Archaismen und wäre einer gründlichen Untersuchung um so mehr werth, als sie durch Länge der Zeit und vermehrte Berührungspunkte merklich an Eigenthümlichkeit verliert. Büschings Magazin enthält die Probe eines Idiotikons. Leider kann ich nicht vergleichen, was Hr. Ge. Steraberg darüber geschrieben hat, aber ich halte es für Pflicht, meine Landsleute auf ein Werkchen aufmerksam zu machen, welches den Titel hat:

Dell' origine dei 7 e 13 Communi e d'altre popolazioni alimanne abitanti fra l'Adige e la Brenta nel Trentino, nel Veronese e nel Vicentino, memoria del C. Benedetto Giovanelli. Trento, Monauni 1826. 33 S. in 8.

Graf Giovanelli beweist, daß alle Vermuthungen, von der an, welche diese Deutschen von Marius Cimbern ableiten will, bis zu der, welche ihre Ansiedlung in die Zeiten der Ottone setzt, unstatthaft sind, und zeigt aufs Bündigste aus Ennodius, Cassiodorus, und besonders aus Procopius (de bello Gothico I, 15), daß diese Colonien Alemannen oder Schwaben seyen, welche, nach ihrer Besiegung durch Chlodwig, von Theodorich dem Großen in unbewohnte Gebirge versetzt und als Grenzsoldaten gebraucht wurden. Sogar der Name Communi, welcher ihnen geblieben ist, könnte, wie er glaubt, auf „Alemanden" gedeutet werden (?), so wie der Ausdruck Alemannica generalitas bei Ennodius auf eben dieses gemeinschaftliche Eigenthum.

Nachdem nun, wie mir scheint, das Herkommen dieser Deutschen außer Zweifel gesetzt ist, wäre es sehr löblich, wenn ein Geschichts- und Sprachforscher der Sprache, den Sitten und Gebräuchen dieser Bergbewohner besondere Aufmerksamkeit widmete. Hat sich doch in den zipser Kreisen, in Siebenbürgen, und längs dem Meere von Danzig bis Narwa so manches Uebeutsche erhalten, was im deutschen Lande selbst sich verwischt hat. Diese Gebirgsbewohner waren zahlreich genug, um ihren Stamm ziemlich unvermischt zu erhalten. Sollte ein Forscher diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit widmen, so möchte ich ihn bitten, auch die Spiele der Kinder, die Volkssagen und die Bauart der Häuser zu beachten.

Sollte es nicht im Interesse der Regierung seyn, welcher diese Deutschen jetzt sämmtlich unterworfen sind, die deutsche Sprache vor dem Untergange zu schützen, der ihr vorzüglich von Seiten der Pfarrer droht?

K.

Philosophische Untersuchungen über die Sprache des Ghiolofs.

Durch seinen Roman „Keledor" und seine „Fabeln vom Senegal" hat Baron Roger sich das Verdienst erworben, das eigenthümliche Leben der Neger in der Nähe der französischen Colonie, deren Gouverneur er war, uns unter einem ganz neuen Lichte darzustellen; jetzt werden wir durch seine Recherches philosophiques sur la langue ouolofe (Paris 1829, 8) auch mit der merkwürdigen Organisation einer Sprache bekannt, die von allen den bekannten Mundarten Europas und Asiens nur mit der baskischen einige Vergleichungspunkte darbietet und dadurch vielleicht die alte Hypothese von dem africanischen Ursprunge der Iberier (in Italien Siculer) bestätigt.

Die Substantive der Wolof-Sprache haben kein Geschlecht; in den seltenen Fällen, wo das Geschlecht bezeichnet werden soll, geschieht dieß durch das Adjectiv männlich oder weiblich. Auch Numeros und Casus kennen sie nicht; der Plural wird durch ein vorgesetztes i, die Casus werden durch Präpositionen unterschieden.

Das Verbum ist unveränderlich; die Personen werden durch Hinzufügung des Pronomens unterschieden; die Tempora und Modi durch Affixe: don für das Imperfectum, on für das Perfectum, de für das Futurum, kon für den Conjunctiv oder den bedingenden Modus.

Andere Adverbien, die dem Pronomen und dem Verbum angehängt werden, geben an, daß man die durch das Zeitwort bezeichnete Handlungen nicht thut oder nicht mehr thut. Durch Veränderung der Endsilbe werden abgeleitete Verba oder Substantive gebildet.

Das, was die Wolof-Sprache (oder die Sprache der Ghiolofs) indessen von allen anderen unterscheidet, ist die eigenthümliche Bezeichnung der Lage der Dinge. Die drei Vocale i, u und e, die nach den Gesetzen des Wohllautes mit irgend einem Consonanten verbunden werden, bezeichnen die Gegenwart, die Nähe oder die Entfernung des Gegenstandes, von dem man spricht; nie werden diese Zeichen vergessen, und nach einer feinen Analogie, die man unter „Wilden" nicht erwarten sollte, drücken dieselben in Verbindung mit dem Infinitiv der Verben — bi, die Gegenwart, dou, die Zukunft, welche sich uns beständig nähert, und de, die Vergangenheit aus, die sich stets von uns weiter entfernt.

Vergl. Revue encyclopedique, Juin p. 758.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 241. 29 August 1829.

Das Hof-Journal.

Siebente Skizze.

Ludwig XIV auf seinem Todtenbette.*)

Ich war nach Versailles zurückgekehrt, insgeheim entschlossen, während der Krankheit des Königs daselbst zu bleiben, indem ich so dem Herzog von Allem, was vorging, Bericht erstatten konnte. Als der gefürchtete Augenblick herannahte, wurde unter den Hofleuten die sonderbarste Bewegung sichtbar. Man äußerte bedenkliche Vermuthungen über den Tod des Dauphin, Zweifel über den Bestand einer letztwilligen Verfügung des Königs und Verdacht über die Ursache seiner Krankheit. Jedermann horchte oder redete, weinte oder lachte, je nachdem bei diesem wichtigen Ereignisse eines Jeden Interessen in's Spiel kamen oder je mehr oder minder Einer dem Könige zugethan war. In Paris selbst war keine Veränderung bemerkbar. Man betrachtete dort den Tod Ludwigs XIV als eine gleichgültige Tagesbegebenheit. Eine Herrschaft von siebenzig Jahren ist auch in der That für Franzosen ein Wenig zu lang.

Eines Tages saß ich in einem abgelegenen Winkel des Gartens, in Gedanken versunken über das, was ich bei dem unvermeidlichen Tode des Königs zu verlieren oder zu gewinnen haben würde; als ich nicht weit von mir den Herzog von Maine und den alten Krüppel Fagon vorübergehen sah. Ungesehen von ihnen hielt ich mich stille und hörte von Wort zu Wort folgendes Gespräch:

„Wie lange, glauben Sie, daß er es noch treiben wird?" fragte der Herzog von Maine.

„Wenn's hoch kommt, einen Monat," erwiederte Fagon.

„Sie glauben also, daß keine Hoffnung zu seiner Genesung mehr vorhanden ist?"

„Keine, es müßte denn ein Wunder geschehen und wenn Sie an Wunder glauben wollen, ich fühle keine Lust dazu. Seine Brüne sind bereits abgestorben."

„Sind Sie dessen gewiß? Sind sie wirklich abgestorben?"

„Könnte er wieder aufkommen, so müßte er nothwendig, wie der lahme Scarron, an Krücken gehen."

„Das würde Madame Maintenon sehr ungerne sehen."

Mit diesen Worten gingen sie an mir vorüber, indem sie in ihrem unbarmherzigen Spott fortfuhren.

Am 26 August bemerkte man den Brand an beiden Füßen des Königs. An diesem Tage zeigten sich die am Wenigsten verdrossenen Hofleute im Palais Royal. Der König war von dem bedenklichen Gang seiner Krankheit noch nicht unterrichtet. Sein Lieblingswundarzt Maresthal setzte ihn davon in Kenntniß und schlug ihm vor, einige tiefe und schmerzerregende Einschnitte machen zu lassen; aber da er fand, daß sie ohne Erfolg blieben, hielt er inne und seine Augen flossen von Thränen über.

„Was giebt es," fragte der König. „Warum wenden Sie Ihr Gesicht hinweg und weinen? Giebt es kein Mittel mehr, so laßt mich in Frieden sterben. Wie lange glauben Sie, daß ich noch leben kann?"

„Vielleicht bis nächsten Donnerstag, Sire," antwortete Maresthal, der die Wahrheit nicht länger verbergen konnte.

„Wohlan, so werde ich mich bis Donnerstag fertig halten. Von diesem Augenblicke an bin ich nicht mehr König."

Diese einzelnen Umstände, welche sogleich von Munde zu Munde liefen, wurden mir von verschiedenen Seiten her hinterbracht. Ich eilte, sie dem Herzog von Orleans mitzutheilen.

Jemand kam, Se. Königliche Hoheit zu benachrichtigen, daß der König ihn zu sehen wünsche. Dieß war der zweite Besuch. Bei dem ersten war man von beiden Seiten kalt geblieben; Ludwig XIV, da er nothwendig von seinem letzten Willen sprechen mußte, hatte nur so ganz leicht hingeworfen, der Herzog sey nach den Ansprüchen seines Geburtsrechtes bedacht worden, und man trennte sich mit offenbarn Zeichen einer gegenseitigen Spannung. Dieser zweite Besuch, welchen ich getreulich wieder-

*) Aus den noch ungedruckten Memoiren des Cardinals Dubois. Dubois, dieses Scheusal im Kirchenpurpur, war die Creatur und der Günstling des Prinzen Regenten Orleans und wurde, wie die meisten Günstlinge und wie alle Creaturen, von demjenigen durchaus verachtet, welcher ihn begünstigte. Bei dem Tode Dubois schrieb der Regent an den Grafen von Nocé, welcher wegen eines kecken Scherzes über Dubois bei einem der petits soupers des Herzogs vom Hofe verbannt worden war, Folgendes: „Mit dem Drachen stirbt das Gift. Ich erwarte Sie heute Nacht bei einem Souper im Palais Royal." Wie sehr muß man bei Durchlesung seiner Memoiren bedauern, daß so viel Geist eine so verdorbene Seele bewohnte!

gebe, wie ich ihn aus dem Munde des Prinzen erzählen hörte, enthält viel Merkwürdiges.

Der Herzog von Orleans fand den König allein, aufrecht im Bette sitzend und beschäftigt, einige Papiere in einer Mappe zu ordnen. Madame Maintenon war nicht zugegen. „Geht es Euer Majestät besser?" hub der Prinz an.

„Ich bin auf dem Wege zu meinem Schöpfer und ließ Sie deßhalb rufen."

„Sire! —"

„Nehmen Sie Platz und hören Sie mir zu. Als ich König war, hatte ich Sie im Verdachte gewisser häßlicher Verbrechen."

„Wenn Sie Zweifel in meine Unschuld setzten, Sire, warum ließen Sie keine Untersuchung über mich verhängen?"

„Die Zeit hat meine Zweifel aufgehellt. Ich weiß, Sie sind unschuldig und ich bitte Sie bei den Verdiensten unseres göttlichen Erlösers, mir zu verzeihen."

„Ich fühle mich zu glücklich, Sire, wenn Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Diejenigen, welche in der That schuldig sind, werden hier oder dort ihren Lohn empfangen. Es betrübt mich Nichts, als daß ich einen letzten Willen gemacht habe, den ich nicht mehr ändern kann; aber er wird dasselbe Schicksal erfahren, wie der meines seligen Vaters."

„Sire, darf ich fragen, was sein Inhalt ist?"

„Ich sage Ihnen, er wird nie vollzogen werden und deßhalb mögen Sie sich nun nicht weiter um ihn bekümmern. Sie allein werden Regent von Frankreich seyn; und ich empfehle Ihnen vor den Augen Gottes und der Menschen, dem kleinen Dauphin ein Vater zu werden."

Der König machte hier eine Bewegung, durch die sich sein Hemde öffnete und den Herzog ein Skapulier auf seiner Brust bemerken ließ.

„Ich trage es," sagte der König, „weil man mich versichert, es habe die Kraft, den Versucher weg zu scheuchen und körperliche Schmerzen zu lindern. In der That fühle ich mich auch sehr beruhigt. Gestern hat mir der Cardinal von Rohan die Sakramente und die letzte Oelung gereicht. Das hat mich sehr gestärkt. Madame von Montespan hatte Unrecht, sich vor dem Tode zu fürchten. Aber vor Allem schweigen Sie von diesem Skapuliere der Jesuiten."

„Die Jesuiten, Sire, haben in Ihrem Königreiche viel Unheil gestiftet."

„Pater Letellier *) ist zu zelotisch. Ich sagte es ihm, als wir von der Bulle sprachen. Sorgen Sie dafür, daß er nicht des Königs Beichtvater wird."

„Sire, ich werde Ihren Wünschen in Allem nachkommen."

„Sind Sie gesonnen, den Abbé Dubois, diesen sittenlosesten aller Menschen, anzustellen?"

„Ich werde darin ganz nach Ihrem Willen handeln. Aber Dubois besitzt Talente, die ihn nützlich machen können."

„Zuerst weisen Sie ihn an, seinen Lebenswandel zu bessern, und dann beauftragen Sie ihn mit einer Sendung ins Ausland, welche Intrigue und Gewandtheit erfordert. Ich rathe Ihnen, opfern Sie Alles für die Erhaltung des utrechter Friedens."

„Sire, ich werde gewissenhaft der Bahn folgen, die Sie mir vorgezeichnet haben."

„Lieben Sie den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse wie Ihre Brüder und erzeigen Sie den Prinzen die gebührende Achtung. Ihre thörichte Madame de Berri würde besser daran thun, in ein Kloster zu gehen; doch nicht zu den Carmeliterinnen; sie sind eine Art Landplage, und Sie werden wohl daran thun, diese Leute aus dem Lande zu schaffen. Beweisen Sie der Frau von Maintenon die Achtung, welche Sie ihr erwiesen, so lange ich König war. Sie wird mehr verlieren bei meinem Verluste als Sie glauben."

„Sire, noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Die Hand Gottes kann ins Werk richten, was Menschen nimmer vermögen. Sie können wieder genesen."

„Ach, ich leide an einem Uebel, das Niemand heilen kann. Es ist das Alter. — Ich habe Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, das nur Gott und drei Menschen auf Erden bekannt ist. Ich will es in Ihren Busen ausschütten, damit, wenn es zu den Ohren irgend eines lebenden Wesens kommt, Sie seinen Mund auf ewig schließen können."

„Sie meinen die eiserne Maske, Sire."

„Ja, mein Sohn. Das ist die größte Sünde, für die ich Rechenschaft zu geben habe. Ich mißbrauchte meine königliche Macht, einen Mann, der vielleicht unschuldig war, mit einer langsamen vierzig Jahre dauernden Folterqual hinzurichten. Ich war von Eifersucht geblendet und durch einen gewissenlosen Schmeichler getäuscht. Ich hielt die Königin für schuldig. Die Königin! Diesen Engel auf Erden, die mir alle meine Ungerechtigkeiten nur durch ihre Tugenden vergalt. — Orleans, Ihrem Munde entgehe niemals, was Ihr Ohr in dieser Stunde vernimmt."

„Lassen Sie mich Nichts weiter hören, Sire." —

„Sie müssen es; ein Geheimniß, das drei Menschen wissen, ist kein Geheimniß mehr; und die Ehre Ihrer Familie bürgt mir hinlänglich für Ihre Verschwiegenheit."

„Und wer sind diese drei Personen? Sire."

„Frau von Maintenon, Lauzun und der Pater Letellier. Ich ließ ihn verhören, und er wurde zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Die Königin wollte ihm zu seiner Freiheit verhelfen. Er entfloh, aber nicht schnell genug, um meiner Rache zu entkommen. Ich war entschlossen, sein Blut zu vergießen, nur auf die Bitten der Königin schonte ich seines Lebens. Eine eiserne Maske, die niemals von seinem Gesichte kam, verhüllte das unglückliche Opfer. Man glaubte, Fouquet sey gestorben." —

„Fouquet! Sire!"

Der König vergoß einen Strom von Thränen; aber alle Bemühungen des Herzogs, mehr von dieser geheimnißvollen Begebenheit zu erfahren, blieben fruchtlos. Allen Bitten hinsichtlich dieses Gegenstandes widerstehend, erwiederte der König: „Ich müde Gott

*) Bulwer zeichnet den Pater Letellier in seinem neuesten Roman Devereux auf folgende Weise: „Letellier, dieser grausame und beschränkte Diener Loyolas, der Beherrscher des Königs, der Zerstörer von Port Royal und der Spott und Schrecken der verketzerten und verfolgten Jansenisten."

beleidigen, wenn ich Ihnen Mehe davon sagen wollte. Es ist genug, daß Sie den wahren Namen des Mannes wissen, um Jeden zum Schweigen zu bringen, der sich geneigt fühlen könnte, dieß Staatsgeheimniß auszuschwatzen."

Der Herzog von Orleans würde mir diese Beichte auf dem Todtenbette nicht mitgetheilt haben, hätte nicht ein Zufall mich mit demselben Geheimnisse bekannt gemacht. Ich zweifle nicht, daß Se. Königliche Hoheit bei dieser letzten Unterredung mit dem König in viele nicht minder dunkle und tief verschleierte Geheimnisse eingeweiht worden sey, als das von der eisernen Maske.

(Schluß folgt.)

Das Oberhaus.

Wellesley. King. Roßlyn. Grenville. Lansdowne. Ellenborough.

Als der Marquis Wellesley, der ältere und, die Kriegskunst bei Seite gesetzt, der begabtere Bruder Wellington's, Lordlieutenant in Irland war, diesem großen „Chiltren Hundred" auf der andern Seite des St. Georgscanals, dem Lande, wo Nichts zu gedeihen scheint, als die Kirche (und sie gedeiht vortrefflich, weil die Mehrheit des Volks sich zu einem andern Glauben bekennt als die Clerisei des Staats und somit der Pfarrer, der nur einige Halbdutzend Seelen gen Himmel zu führen hat, dieß mit aller Gemächlichkeit thun kann, ohne daß er seine eigenen Angelegenheiten darüber zu vernachlässigen braucht) — damals zeigte sich im Oberhaus eine sehr merkliche Lücke.

Sein glänzendes Organ und sein feuriges Temperament, dieses Erbstück aller seiner irischen Landsleute, wenn ihre Herzen nicht verwundet und ihre Hoffnungen nicht vernichtet sind, macht den Marquis zu einem sehr bedeutenden Wortführer. In der That, er ist ein Mann von schönen Talenten, und diese Talente hat er mit mehr als lordmäßigem Fleiß und Erfolg ausgebildet. Jedoch — aufrichtig gesprochen — in die Classe der philosophischen Redner können wir ihn nicht setzen, noch weniger in die Classe derer, die wir für geeignet hielten, als Gesetzgeber und Führer einer großen oder einer in schwieriger Lage befindlichen Nation aufzutreten. Seine Ansichten dürften sich eben nicht immer als die gesundesten erproben; seinem Vortrag fehlt es nicht sowohl an Eindringlichkeit der Sprache als an Bündigkeit der Schlüsse, selbst an jener dem schlauen und wohlerzogenen Irländer natürlichen Dialektik. Mängel dieser Art werden übrigens bei dem Marquis dadurch ersetzt, daß er mit den äußerlichen Eigenschaften eines Redners in hohem Grade ausgerüstet ist. Seine Stimme ist eben so stark, als die seines herzoglichen Bruders schwach, und die Selbstzufriedenheit, welche man bei dem Krieger beinahe anmaßend nennen möchte, verbirgt sich bei dem Marquis unter der Form eines edlen Anstandes. Sein Stil, ohne mit den wilden Blumen der hibernischen Mundart überladen und colorirt zu seyn, zeichnet sich durch Würde, der Bau seiner Reden durch rhetorische Kunst aus, und seine Haltung und sein Ausdruck entsprechen ganz den Anforderungen Machiavell's an einen Staatsmann.

Wenige Mitglieder des Hauses der Pairs machen ihrem Aeußern, ihren Manieren und ihrem ganzen Wesen nach einen schnelleren und angenehmern Eindruck auf einen zufälligen, nicht schon zuvor für diesen oder jenen Namen eingenommenen Zuhörer, als Lord King. Dieser Lord besitzt vielleicht am Meisten Humor in der ganzen Versammlung, wenigstens sieht er am Meisten mit der Waffe des Witzes; nicht als ob er die Rolle eines Lustigmachers spielte; denn es würde sich mit der Zusammensetzung und den Pflichten des Hauses eben nicht wohl vertragen, wenn die im Parlament versammelten Pairs sich damit beschäftigten, Späße zu machen oder Späße anzuhören. Das Gefühl seiner Bedeutung und seine wirkliche Bedeutung erheischen von dem Oberhaus einen würdevollen Anstand im Benehmen, eine Abgemessenheit der Rede, und eine Unterdrückung der leichtern Aeußerungen der menschlichen Natur; und ob dieß gleich der Haltung, so wie den Reden Ihrer Herrlichkeiten einen gewissen Anstrich giebt, der lustigen und leichtsinnigen Leuten wie eine überzeitigte ungenießbare Frucht vorkommt, so liegt doch am Ende eben darin die durch das Herkommen festgesetzte Grenze zwischen dem feingefädelten Sinn hochgebornen Adels und der wilden Kraftfülle bürgerlicher Genialität. Mit dieser Beschränkung läßt sich von King sagen, er sey der Witzkopf des Oberhauses. Weder seine Talente, noch seine Kenntnisse scheinen jedoch vom ersten Range zu seyn; immer aber sind sie sehr bedeutend und bei Weitem mehr als mittelmäßig. Hat schon seine Art zu reden etwas Spielendes und Launiges, so zeugt doch, was er sagt, immer von großer Urtheilskraft, und ist überzeugend und klar und bündig gedacht. Er bedient sich gerne der Fabel und des Apologs; und wenn er gleich dieß vielleicht zu oft thut, und zu lange dabei verweilt, so wirkt er doch durch diese Einkleidung kräftiger, als wenn er eben so gewichtvolle Beweise in schlichter Form vortrüge. Sein Aeußeres nimmt sowohl das Auge als das Ohr für ihn ein. Seine Manieren sind elegant, und von einer Lebendigkeit, welche zwischen vertraulicher Ungezwungenheit und vornehmer Zurückhaltung die Mitte hält; und sein Ausdruck ist so offen und bieder, daß man ihn für einen Mann von eben so redlichem Herzen und rechtschaffenem Wandel halten muß, als er von Aussehen einnehmend ist. Seine Stimme ist voll, rein und deutlich, so daß das Ohr ohne Schwierigkeit jede Silbe versteht, die er spricht; Miene und Gebehede edel und ohne jene sichtbare Anstrengung und Grimasse, wodurch man bei so manchen Rednern beleidigt wird; auch ist seine Sprache correct, und sein Stil hat eine Klarheit und Gedrängtheit, die man bei der figürlichen und allegorischen Art von Beredsamkeit, der er huldigt, gewöhnlich nicht findet.

Einen andern kriegerischen Lord dürfen wir nicht übersehen, und zwar einen, der schon äußerlich von dem „ersten Feldherrn des Jahrhunderts" sehr verschieden ist; wir meinen den Earl von Roßlyn, welcher, wenn ihn das Glück, wo nicht das Verdienst des Soldaten, weit unter den Herzog von Wellington stellt, in allen Eigenschaften des Staatsmannes ihn weit überragt. In seinem Wesen liegt ein Ernst, wie man sich ihn an einem Abercrombie oder Washington denken würde; und er sieht so kaltblütig aus, so in sich concentrirt, und so vertraut mit dem Boden, auf welchem er steht, und dabei so ent-

Digitized by Google

schieden, daß der Eindruck, den er macht, nur der der reinen Achtung vor seiner Geschicklichkeit und seiner Rechtschaffenheit ist, und zwar in einem Grad, wie dieß bei keinem andern Pair des Hauses der Fall seyn möchte. Von früher Jugend an in die Kenntniß der Constitution und der Gesetze seines Landes eingeführt — ein beredter Verfechter der Freiheiten seines Volkes, und zugleich ein tapferer, treuer und glücklicher Offizier im Dienste des Königs, gilt Lord Rosslyn für einen Mann, welcher die Aufmerksamkeit Aller auf sich zieht und die Achtung Aller genießt. Er besitzt sehr bedeutende Talente, die er weder einseitig ausgebildet, noch an unbedeutende Gegenstände verschwendet hat; er ist ein bündiger Dialektiker, faßt schnell und richtig auf, und wenn er sich auch weniger der eigentlichen Glanzpartien eines anerkannten Redners rühmen kann, so mag man ihn doch gerne hören. Zwar fesselt er weder die Einbildungskraft seiner Zuhörer, noch erregt er ihre Leidenschaften so sehr, daß sie seinen großen Gegenstand — die Begründung der Wahrheit — aus dem Auge verlören; zwar sind Witz und Laune, Satire und Declamation seine Sache nicht; aber er verbreitet eine so einfache und ernste Würde um sich, daß, wenn er spricht, man jene Attribute als unwesentlich zu der grandiosen Feierlichkeit der Beredsamkeit des Oberhauses betrachtet. Seine Stimme ist rauh und unmelodisch, Sprache und Stil sind kunstlos; Alles an ihm zeigt den Mann von unerschrockenem Muth, von unerschütterlicher Festigkeit und geradem Wandel. Derjenige, welcher das Haus der Lords als einen eleganten Unterhaltungsort besucht, wo er schöne Dinge auf schöne Art gesagt zu hören erwartet, wird Lord Rosslyn etwas kalt, steif und förmlich finden; aber Demjenigen, welcher das, was er sagt, mit der Wagschale der Vernunft abwägt, wird er immer in einem günstigen Licht erscheinen; und nach der Aufmerksamkeit zu urtheilen, welche beide Seiten des Hauses ihm schenken, muß man glauben, daß, ob er gleich ein unwandelbarer Anhänger der Grundsätze der Whigs war, er sich doch stets als einen Mann erprobte, dem bloße Parteivorurtheile fremd sind.

Wenn man so Viel von Grenville gehört hat und das große Gewicht bedenkt, welches sich so lange an seinen Namen anknüpft, so fühlt man sich, wenn man den Lord nun endlich selber zu Gesicht bekommt, ganz und gar nicht befriedigt. Daß Se. Herrlichkeit nicht in hohem Grad die Fähigkeiten besitze, welche erforderlich sind, um als Senator zu imponiren, will ich nicht behaupten, weil sonst das Interesse, welches der Lord zu erregen wußte, eine Wirkung ohne Ursache wäre; aber seinem studirten Wesen, seinem zurückstoßenden Hochmuth, merkt man es an, daß ihm eine Ansicht, welche er aufstellt, mehr deswegen gefällt, weil sie die seinige ist, als weil er sich von ihrer theoretischen Richtigkeit oder ihrem praktischen Werth überzeugt hätte. So sehr aber der Egoist aus ihm herausblickt, so kann man ihm doch weder Grey's finstern Trübsinn, noch Lauderdale's boshafte Grämlichkeit zur Last legen. Seine Lippen haben nicht den harten, unbändigen Stolz des erstern, und seine Züge nicht die ironischen Falten des letztern. Greys üble Laune scheint von einem innern Gefühl herzurühren, daß er kein so großer Mann ist, als er wünscht; Grenvilles Unbehaglichkeit aber von dem Zweifel, ob die Welt ihn so f oder schätzen könne, als er sich selbst schätzt. Grey sieht aus, habe er in dem stolzen Selbstbewußtseyn, daß sein politi Verhalten das rechte sey, seinen Weg eingeschlagen, wobei eigener Beifall der große Lohn ist, welchen er beständig im har. Grenville benimmt sich, als wäre es ihm weniger um Richtigkeit seiner Grundsätze und die Rechtlichkeit seines B gens zu thun, als darum, in den Augen Anderer wichtig scheinen. Beide sind von rauhem Charakter, nur mit dem terschied, daß der Eine Stolz, der Andere Eitelkeit ver In Talenten und Kenntnissen steht Lord Grenville jenem dessen nach; auch hat er als Staatsmann nicht das gesunde litische Urtheil, als Redner nicht den deutlichen und log Vortrag; seine Stimme aber macht einen weit bessern Eind sie ist eine der stärksten und wohlklingendsten im Hause. seiner Sprache herrscht eine übertriebene Eleganz, in nem Stil eine Glätte und eine Künstelei, welche den Eind sehr schwächt. Man kann überrascht werden, wenn man den mit seinen pompösen Manieren, seinem vornehmen Ton mal hört und vielleicht gerade einen seiner bessern Mom trifft, bei häufiger Wiederholung aber verliert er sehr, Gefühl, daß die so sorgfältig gewählten und ausgesproche Worte nur Worte sind, drängt sich ein, und man wendet sich Lord Grenville's erhabenen Redensarten wie von einem Fe welches brennt, ohne zu wärmen

Neben Grenville fällt auch der Marquis von Lansdo als ein Mann auf, dessen Fähigkeiten weit überschätzt wor sind, und welcher, wäre er der Gründer seines Hauses, ei ganz andern Standpunkt einnehmen würde als den, welchen jetzt einnimmt. In Talenten und Kenntnissen ist Lansdo ungeachtet seiner angeerbten Ansprüche, ein politischer Rechenm ster zu seyn, gewiß jenem nicht überlegen, während seine Ma ren zwar frei von Grenville's widrigem Prunk sind, aber auch n die stattliche Haltung desselben haben. Lansdowne ist von geweckter, heiterer Gemüthsart, man nimmt aber bei nähe Beobachtung viel Affektation an ihm wahr; und seine Reden so sehr überladen mit Worten, daß man nicht immer den genstand erkennt, auf welchen er es abgesehen hat, und de fühlt man sich versucht zu argwöhnen (vielleicht ungerechter se), er wolle seine Absicht verdergen. Er hat den Ton ein philosophischen Staatsmanns ohne dessen Geist; die Breite nes Metaphysikers ohne dessen Tiefe. Es mag die Schuld seinen Manieren liegen, aber in der That, die Grundsätze Gesinnungen des Marquis schienen mir, als ich ihn das e Mal hörte, etwas zweideutig, und dieser Eindruck ist du spätere Beobachtung nicht verwischt worden.

Unter den jüngern Mitgliedern des Oberhauses kann L Ellendorough als derjenige genannt werden, der am Mei spricht; ob aber gerade immer am Zweckmäßigsten, will ich n entscheiden. Er besitzt große Fähigkeiten, und er weiß da oft besser zu wirthschaften, als Manche von denjenigen, wel als Redner einen Ruf haben. Er spricht gewählt und mit A stand: aber seine Ziererei in Haltung und Manieren macht, man die Rede, welche aller Wahrscheinlichkeit nach das Prod des Augenblicks und das Resultat seiner vollkommenen Uei zeugung ist, eher für ein Stück der Schauspielkunst hält. jeden Fall aber, sey er nun ein Schauspieler, oder nicht, ha viel Originalität; und mag auch seine Einbildung von sich s größer seyn als sein Geist oder sein Scharfsinn, so zieht er mehr Aufmerksamkeit auf sich als irgend ein Pair in derse Stellung, welcher, gleich ihm, sich zu keiner der großen Parte hinneigt, sondern sich auf seine eigene Kraft verläßt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

und des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 242 und 243. 30 und 31 August 1829.

Moskau.

Prächtig breitete sich vor mir die alte Zarenstadt aus. Der Postillon mußte halten, und mein Blick schweifte über die verschiedenen Quartiere der Stadt hin, in deren Hintergrunde sich die Sperlingsberge mit dem neuen prachtvollen Kirchenbau erhoben. Da sah ich noch im Geiste das Flammenmeer mit seinen dunklen Rauchwolken sich verheerend hinwälzen. Wo ist jene Zeit, die wie ein schrecklich mahnender Traum vorüberging? Was sind ihre Folgen gewesen?

Die smolenskische Vorstadt und Straße war nicht wieder zu erkennen. Statt der frühern unregelmäßigen hölzernen Hütten standen jetzt überall in zierlicher Ordnung gebaute Häuser. Auch bemerkte ich eine größere Reinlichkeit sowohl auf der Straße selbst als auch unter den Krämern, die hier theils in Läden, welche in den Häusern angebracht sind, theils auf kleinen Tischen und Bänken, die längs der Straße stehen, Waaren aller Art, größtentheils aber Lebensmittel und Getränke feil bieten. Ich fuhr längs den Mauern, welche die Altstadt umgaben, in die Twerskoi; auch hier war Alles verändert. Die Stelle des frühern stinkenden Grabens und der Plätze, wo Mist und Unrath abgeladen wurden, hatten jetzt schöne und geschmackvolle parkähnliche Spazirgänge eingenommen, an denen sich prächtige Paläste, Kaufhallen und andere öffentliche Gebäude erhoben. Dieselbe Veränderung bemerkte ich in den andern Theilen der Stadt. Die großen Summen, welche der Monarch zum Wiederaufbau Moskau's theils geschenkt, theils den Einwohnern auf lange Jahre ohne Zinsen vorgestreckt hatte, bewirkten unter der Leitung einer besondern Bankommission in wenigen Jahren diese Wunder. Der Eindruck, den diese stolze Masse auf mich machte, war jedoch nicht der erfreulichste. Ich vermißte das alte bunte lebendige Treiben. Die Stadt schien mir verödet und die Paläste nur prächtige Grabsteine. Auch sah ich später diesen ersten Eindruck nur zu begründet. Viele von den alten Familien, welche in den frühern Zeiten einen Theil des Jahrs in Moskau zubrachten und ihre großen Einkünfte mit dem Luxus zweier Welttheile verzehrten, waren zum Theil verarmt oder lebten auf ihren entfernten Gütern oder hatten sich in den Gouvernementsstädten niedergelassen. Namentlich haben die Städte Kaluga, Orel und Tambow dadurch gewonnen, welche die Wohnsitze des reichsten Adels geworden sind. Von jener Gastfreundschaft, die früher einem Fremden einen so hohen Begriff von dem russischen Adel, seiner Bildung, seinem Luxus und Reichthum beibrachte, von den Festen und Gastmählern, von denen man in ganz Europa sprach, ist daher Wenig mehr übrig als die Erinnerung. Einen Edelmann wie den Grafen Scheremetjew, der in Moskau eine Capelle von dreihundert Leibeignen hatte, welche zum Theil in Italien und Frankreich auf seine Kosten gebildet worden waren, giebt es nicht mehr. Sein Erbe besitzt zwar mehrere Millionen jährlicher Einkünfte, er lebt jedoch nicht in Moskau, sondern in Petersburg, ohne die Pracht seines Vaters nachzuahmen. So manche stattliche Gebäude und Gartenanlagen mit schönen Sammlungen von Gemälden, Büchern und Kunstwerken, welche der Krieg und der Brand verschont hat und welche jetzt verlassen und unbewohnt stehen, sind eben so viele stumme Zeugen vergangener Größe. Einen unersetzlichen Verlust hat Moskau durch die Zerstörung seiner herrlichsten Bibliotheken erlitten. Alles, was die ausländische Literatur Vorzügliches seit Jahrhunderten geliefert hatte, fand man in Moskau. Die Prachtliebe des reichen Adels und die vollkommene Freiheit der Einfuhr aller Geistesprodukte begünstigten diese Sammlungen. Vorzüglich ausgestattet waren die Privatbibliotheken an handschriftlichen Chroniken aus der ältern Geschichte Rußlands, besonders der Zeit der tatarischen Herrschaft. Alle diese Schätze gingen unwiederbringlich verloren. Sie wurden verbrannt, geraubt und verschleudert. Auch lassen sich die Sammlungen aus der neueren europäischen Literatur nicht so leicht wieder ersetzen, denn der Adel ist verarmt und durch die strenge Censur ist die Einfuhr der interessantesten Werke verboten.

Die innern Polizeieinrichtungen sind jedoch rühmenswerth, so wie überhaupt die Stadt mehr europäisirt, mehr bürgerliches Leben und bürgerliche Ordnung in sie eingeführt ist. In früherer Zeit durfte man in keinem Theile der Stadt am Abend nach eingetretener Dunkelheit allein gehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ermordet oder wenigstens beraubt zu werden. Jetzt kann man sich von einer Gegend der Stadt nach der andern begeben, und nur selten hört man von verübten Gewaltthätigkeiten in den entferntern Stadttheilen. Bei solchen Vorfäl

Digitized by Google

sind dann aber gewöhnlich die Wächter mit im Einverständniß. In allen Straßen befinden sich kleine steinerne Gebäude, Butke genannt, die den Wächtern (Battorscheik) zur Wohnung dienen. Diese Butkes liegen so nahe einander, daß ein Wächter dem andern vernehmlich zurufen kann. Eigene Polizeioffiziere müssen während der ganzen Nacht die Runde machen und sich in einem Buche, welches in jeder Butke befindlich ist, einschreiben, damit die drei Polizeimeister der drei Stadttheile und der Oberpolizeidirektor sich zu jeder Stunde selbst überzeugen können, daß die vorgeschriebenen Runden wirklich gemacht werden.

Unter dem moskowitischen Pöbel, welcher sich durch Rohheit, Barbarei und Völlerei auszeichnet, bilden die leibeigenen Bedienten eine eben so zahlreiche als gefährliche Classe. Der ärmste Edelmann, Beamte oder Kaufmann, selbst der ansäßige Ausländer würde sich schämen, nicht wenigstens einige solcher Leibeignen zu halten, welche nicht glebae adscripti sondern personae adscripti sind und dworowi ludi oder Hofleute heißen — wenn ein Grundherr seine Besitzungen veräußert, so kann er eine Anzahl Leibeigener für den Dienst um seine Person vom Handel ausnehmen; die er dann aber später nicht mehr zu verkaufen das Recht hat. Dieß Gesetz zu umgehen hat nun die russische Schlauheit folgendes Auskunftsmittel gefunden. Wenn z. B. ein Kaufmann oder Handwerker, der nicht befugt ist, Leibeigne zu halten, deren besitzen will, so kauft er sie nicht, sondern er dingt sie mit allen Rechten der Herrschaft auf fünf hundert oder tausend Jahre. Diese Hofleute trifft man in jedem Vorzimmer zu mehreren, oft zu zwölf bis zwanzig—müßige Bursche mit zerrissenen Röcken und Hosen, die sich die Zeit mit Kartenspielen vertreiben. Sobald ihre Herrschaften zu Bette gegangen sind, schleichen sie sich mit ihren Dirnen in die Branntweinschenken, wo unter den rohesten Excessen aller Art, oft Mord und Todschlag, die Nacht hingebracht wird. Am frühen Morgen (in Moskau sieht man spät auf) sieht man sie dann truppweise mit blassen versoffenen Gesichtern nach Hause eilen, um den Rausch noch ausschlafen zu können, ehe ihre Herrschaft das Bett verläßt.

Wenn man den Einfluß bedenkt, welchen die dienende Classe überall auf die gebietende ausübt, so kann man von dem allgemeinen Zustand der Sittlichkeit in Moskau keinen hohen Begriff bekommen. Indessen mag auch die alte Generation noch ziemlich viel Barbarei an sich haben, so läßt sich doch von den kommenden Geschlechtern manches Bessere erwarten. Denn was geschieht nicht gegenwärtig für das Erziehungswesen? Um mit der Universität anzufangen, so ist sie zwar wie alle russischen Universitäten im Ganzen noch weniger als mittelmäßig besetzt; das medizinische Fach jedoch macht eine rühmliche Ausnahme und die jungen Aerzte finden nicht allein durch die mündlichen Vorträge, sondern auch durch den praktischen Unterricht in den verschiedenen großen Krankenhäusern die trefflichste Gelegenheit sich auszubilden. Eines der vorzüglichsten Institute ist das anatomische Theater des kaiserlichen Leibarztes Christian Justus von Loder. In einem prächtigen, geschmackvollen Gebäude mitten in einem Garten, welches außer den Wohnungen der Beamten und Aerzte einen amphitheatratisch gebauten Hörsal nebst mehreren schön decorirten Sälen enthält, befindet sich das berümte anatomische Cabinet, welches die Regierung dem Hrn. von Loder abgekauft hat. Am Merkwürdigsten ist die auserlesene Sammlung von Schädeln und Knochen, welche mehrere tausend der seltensten Exemplare zählt. Es war ein erfreulicher Anblick, diesen würdigen Greis unter seinen zahlreichen lauschenden Zuhörern sitzen zu sehen. Seine Vorlesungen, die er in lateinischer Sprache hielt, wußte er durch die Lebendigkeit seines Vortrags und durch Scherz und Laune so interessant zu machen, daß seine Zuhörer selbst das Ekelhafte der Sectionen dabei vergaßen. Auch in andern Beziehungen hat sich Hr. von Loder große Verdienste um sein Vaterland erworben. Als Vorsteher des lutherischen Schulwesens begründete er an der lutherischen Kirche in der deutschen Vorstadt eine Schul- und Erziehungsanstalt, in welcher Knaben armer Eltern von allen Confessionen unentgeldlich und eine gewisse Anzahl Pensionäre gegen Bezahlung einer sehr mäßigen Summe erzogen werden. Alles geschah unter seiner persönlichen Aufsicht. Der Religionsunterricht wurde von griechischen und lutherischen Geistlichen besorgt und bei den öffentlichen Schulfesten sah man den griechischen Pope und den lutherischen Pfarrer in brüderlicher Eintracht Hand in Hand gehen und abwechselnd die kirchlichen Zeremonien verrichten. Außer den zwei großen Instituten des Geheimenraths von Aetonsky und des General Murawief hatte Moskau in neuerer Zeit acht und zwanzig große Privaterziehungsanstalten, deren Vorsteher größtentheils Deutsche oder Franzosen waren. Das erstere Institut ist eine neben der Universität bestehende Anstalt, in welcher in allen Fächern Unterricht ertheilt wird. Hr. von Aetonsky hat es durch seinen Einfluß dahin gebracht, daß dieses Institut, das er ganz auf eigenen Kosten gegründet hat, den Vortheil genießt, daß alle jungen Leute, welche die dortigen Prüfungen bestehen, gleich zu Offiziersstellen im Militär- wie im Civilfach berechtigt sind. Eines noch größern Vortheils erfreut sich die militärische Anstalt Murawiefs. Ohnerachtet sie ebenfalls bloßes Privatunternehmen ist, können die Zöglinge mit Ueberspringung mehrer Grade unmittelbar daraus in den Militärdienst treten. Die übrigen Privaterziehungsanstalten sind der Universität untergeordnet, deren Leitung sich jedoch darauf beschränkt, daß gewisse äußere Formen beobachtet werden.

Freilich hat auch das Erziehungswesen, so viel darauf verwendet wird, noch seine starken Schattenseiten. Dahin gehört namentlich das Institut der ausländischen Privatlehrer, die theils Lektionen in den verschiedenen Anstalten, theils in einzelnen Familien geben, oder auch als Erzieher in Familien angestellt sind. Unter diesen figuriren hauptsächlich die Franzosen, deren Unwissenheit in der Regel so groß ist, daß sie ihre eigene Muttersprache weder richtig schreiben noch sprechen, geschweige denn wissenschaftliche Kenntnisse besitzen. Eine gewisse Routine ist hinlänglich, um ihnen den Zutritt überall und vorzüglich in den Häusern der Landedelleute zu verschaffen. Auch unter den deutschen Lehrern findet man häufig Subjekte, die Einem ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. So fand ich in einem vornehmen Hause einen Mann wieder, der frühee Lederfabrikant in Frankfurt a/M. gewesen und von dort wegen Verfertigung falscher Banknoten entwichen war. Dieser Mann sprach eben so

ſchlecht deutſch als franzöſiſch und hatte durchaus keinen Begriff von irgend einer Wiſſenſchaft. Und doch wurde er mir mit vielen Lobeserhebungen als der Erzieher der Söhne des Hauſes mit dem Prädikate Profeſſor vorgeſtellt. Nach der Tafel führte mich der gute Mann in den Bibliotheksal und ſagte lächelnd zu mir: „ich hoffe, Sie werden mich nicht unglücklich machen; wozu brauche ich gelehrt zu ſeyn, — ſehen Sie ſich hier um — hier iſt Gelehrſamkeit genug für Geld. Verwünſcht ſey die Aufklärung! Gott ſegne den Kaiſer, daß er das Volk nicht aufkommen läßt; denn wo ſollte Unſereins ſonſt ſein Brod finden?

Indo-germaniſche, malabariſche, türkiſche, mongoliſche, tunguſiſche ꝛc. Sprachfamilien.

(Fortſetzung.)

Den erſten großen Sprach- und Völkerſtamm, welcher zugleich der zahlreichſte und ausgebreitetſte iſt, kann man den indo-germaniſchen nennen. Er beginnt im ſüdlichen Theil von Indien, erſtreckt ſich über ganz Vorderaſien, Perſien, den Caucaſus, über den größten Theil von Europa bis zu den ſhetländiſchen Inſeln, zum Nordcap und nach Island. Die Sprachen, welche in dieſem Sprachgebiet geſprochen werden, ſind das Indiſche mit ſeinen Variationen, das Perſiſche, Afghaniſche, Kurdiſche, Mediſche, Oſetiſche, Armeniſche, die ſlaviſchen Mundarten, die germaniſchen und ſkandinaviſchen, das Griechiſche, das Lateiniſche mit den aus ihm abgeleiteten Idiomen. In mehreren Ländern Europa's hat ſich das indo-germaniſche Geſchlecht mit den Urbewohnern vermiſcht, die vor der Einwanderung der hochaſiatiſchen Stämme daſelbſt wohnten. Die große Aehnlichkeit, welche zwiſchen den genannten Sprachen herrſcht, hat mehrere Schriftſteller verführt, ſie mit den Völkern, die ſie reden, von einander abſtammen zu laſſen. Bald hat man alle dieſe Idiome aus dem Celtiſchen abgeleitet, das wir nicht kennen, bald aus dem Griechiſchen oder Deutſchen; in unſern Tagen aus dem Perſiſchen und Indiſchen. Solche Hypotheſen wollen wiſſenſchaftlich begründet ſeyn. Es iſt wahr, das Deutſche und das Sanskrit haben gemeinſame Wurzeln; ſollte aber daraus geradezu folgen, daß die Teutonen Nachkömmlinge der Hindu ſind? Die Verbreitung der indo-germaniſchen Sprachen und Völker dauert noch fort; der Ocean hat ihr keine Grenze geſetzt. Seit der Entdeckung America's iſt ein großer Theil dieſes Continents mit europäiſchen Colonien bevölkert worden, die ihre Sprachen mit hinüber genommen und ihnen daſelbſt die Herrſchaft über die der Eingebornen verſchafft haben. Man ſegle nach der Südſpitze von Africa, nach Indien; überall findet man Europäer, europäiſche Sitten, europäiſche Sprachen; an den Geenzen des chineſiſchen Reiches ſpricht man ſlaviſch. Die öſtlichen Meere mit allen ihren Gefahren waren keine ſtärkern Barrieren als der atlantiſche Ocean gegen die kühnen Wagniſſe des japetiſchen Geſchlechts, das bereits anfängt, ſich auf dem unermeßlichen Continent von Neuholland und der großen Inſel Vandiemensland anzuſiedeln, um daſelbſt vielleicht ein neues Europa zu gründen, beſtimmt, über die Inſelgruppen Polyneſiens zu gebieten. Nach allen Anzeigen, die man bis jetzt geſammelt hat, ſcheint es, daß der Völkerſtamm, welcher das Sanskrit oder vielmehr die zu der Claſſe des Sanskrit gehörigen Mundarten ſpricht, in Indien nicht einheimiſch iſt, ſondern daß in fernen Zeiten ſeine Voreltern, welche von gemeinſchaftlicher Abkunft mit den Europäern waren, vom Norden, wahrſcheinlich dem Weſten des Himalaja und Indu-koh, in die Ebenen von Hindoſtan hinabſtiegen, wo ſie Völker von dunner, beinahe ſchwarzer Race vorfanden, denen ſie ihre Sprache aufdrängten. Durch die Vermiſchung mit dieſen verloren die nördlichen Stämme ihre charakteriſtiſchen Züge: was der Fall iſt, wenn Weiße mit Schwarzen oder Dunkelfarbigen ſich begatten; denn immer ſchlägt der Meſtize in ſeinen phyſiſchen Eigenſchaften mehr dem ſchwarzen, in ſeinen moraliſchen mehr dem weißen Erzeuger nach.

Nur in dem ſüdlichſten Theile von Indien erhielten ſich die dunkelfarbigen Eingebornen mit ihren Sprachen ziemlich unvermiſcht. Dieſe Sprachen, welche man unter dem Namen der malabariſchen begreifen kann, bilden einen Stamm, der, obwohl mit vielen Hindwörtern vermiſcht, von dem indo-germaniſchen Stamm nach Form und Weſen gänzlich verſchieden iſt. Die Sprachen, welche unter dieſe Rubrik kommen, ſind das Telinga, das Tuluwa, das Karnataka, das Tamul und das Malayalam.

Die hohe Civiliſation, welche unter den Hindvölkern vor ihrer Unterdrückung durch die muſelmänniſchen Eroberer einheimiſch war, lebt noch fort in ihrer Literatur, namentlich in ihrer gelehrten Sprache, dem Sanskrit. Die grammatiſche Vollkommenheit dieſer Sprache hat ihre Bewunderer veranlaßt, ſie als ſehr alt zu betrachten; man dürfte aber bei näherer Prüfung der zahlreichen Materialien, die uns zu Gebot ſtehen, um dieſe Frage zu entſcheiden, genöthigt ſeyn, dieſes hohe Alterthum etwas herunterzuſetzen. Zudem iſt es nicht wahrſcheinlich, daß das Sanskrit je eine lebende Sprache geweſen ſey (?); die Anſicht, wonach dieſes Idiom Nichts als die vervollkommnete Sprache der alten indo-germaniſchen Erobeer war, hat noch immer mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich, als die Anſicht, welche aus dem Sanskrit die Mutter der gegenwärtigen Sprachen von Hindoſtan, ſo wie der griechiſchen, der lateiniſchen, der ſlaviſchen und anderer Zweige von dieſer Familie macht. Auf jeden Fall ſteigt indeſſen das Alter des Sanskrit bis zum Anfang unſerer Aera hinauf, vielleicht aber auch noch höher.

Die Zeit der Ankunft der indo-germaniſchen Stämme in Europa läßt ſich aus Mangel an hiſtoriſchen Documenten nicht genau beſtimmen. Ohne Zweifel gingen ihre Einwanderungen in ſehr verſchiedenen Epochen vor ſich. Man darf übrigens wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß bereits vor der Ankunft der griechiſchen Colonien andere Stämme von derſelben Familie in den nördlichern Gegenden unſees Continents ſich niedergelaſſen hatten, wo ſie, gleich ihren Verwandten in Indien, mit den Ureinwohnern ſich vermiſchten. Die Gründe für dieſe Hypotheſe finden ſich in den indo-germaniſchen Spuren, welche man in den albaneſiſchen, gäliſchen und kymriſchen Idiomen bemerkt. Von allen Sprachen, die es in Europa giebt, iſt die baskiſche die einzige, die ihre grammatiſchen Formen nicht nach den indo-ger-

Digitized by Google

manischen Idiomen modificirt hat, wenn auch gleich viele Wörter aus diesen in sie übergegangen sind.

Eine andere große Classe ist die der türkischen Sprachen: ihr Gebiet zieht sich von den Gestaden des Eismeers, in der Nähe der Mündungen der Lena, über Sibirien, einen Theil von Mittelasien, das eigentliche Turkestan, die Steppen im Norden des caspischen Meers, hierauf zwischen diesem unermeßlichen Binnensee und dem Pontus Eurinus hindurch über den Caucasus und Nordpersien, Kleinasien und die europäische Türkei bis zum adriatischen Meere hinab. Die ursprüngliche Heimat der türkischen Völker ist das Land zwischen der nördlichen Grenze von China und dem Altai: hier wohnten sie unter dem Namen Hiong-nu, Thu-chiü, Türken ꝛc., und vertilgten nach und nach den Theil der Einwohner von Mittelasien, welcher andern Stämmen angehörte, bis sie im fünften Jahrhundert gegen Osteuropa vordrangen, wo sie nach verschiedenen Invasionen zuerst als Nomaden und in einer noch nicht sehr fernen Periode als Eroberer festen Fuß faßten. Die türkischen Idiome bieten eine große Gleichförmigkeit dar und weichen nicht wesentlich von einander ab, so daß der Türke von Konstantinopel den Türken von Sibirien und Mittelasien ohne bedeutende Schwierigkeit versteht.

An die türkischen Sprachen schließen sich natürlich die mongolischen an. Die Völker, welche mongolisch sprechen, sind Nomaden, und ihre Heimat ist das Land im Süden des Baikalsees längs den Flüssen, welche in den obern Amur sich ergießen. Die Mongolen, welche die eigentlichen Tataren sind, treten zuerst mit Tschingisthan auf dem Schauplatz der Weltgeschichte auf. Von diesem Eroberer an breiteten sie sich aus und bemächtigten sich aller Länder zwischen dem Baikal und China, woraus sie die türkischen und tungusischen Stämme vertrieben; von da wandten sie sich westlich und setzten sich in der Gegend um den See Balkasch und die Quellen des Irtisch, und ein Theil von ihnen, die Kalmüken, näherte sich, immer nomadisirend, der Grenze von Europa und lagerte sich zuletzt in den Steppen zwischen der Wolga und dem Don. Die mongolischen Idiome nähern sich sowohl in Worten als in grammatischen Formen einander sehr, und dabei haben sie eine auffallende Familienähnlichkeit mit den türkischen.

Oestlich von den Mongolen kommen die Völker, welche die tungusischen Sprachen reden. Ihre Wohnsitze beginnen im Norden von Corea, begreifen die östliche Tatarei und erstrecken sich nach Sibirien hinein bis ans Eismeer. Die Mandschu sind unter ihnen die zahlreichste und die civilisirteste Nation. Seit mehreren Jahrhunderten haben sie das Nomaden- und Jägerleben aufgegeben und sich dem Ackerbau gewidmet. Ihrem häufigen Verkehr mit den Chinesen verdankten sie bereits einen Anfang von Cultur, als sich ihnen die Gelegenheit zeigte, China zu erobern. Seit dem Jahr 1664 sitzt die Dynastie ihrer Fürsten auf dem chinesischen Thron. Inzwischen ist die Mandschusprache durch Annahme des modificirten mongolischen Alphabets und mittelst ihrer Zuflüsse aus der chinesischen Literatur eine der gelehrten Sprache Asiens geworden.

Wie die mongolischen Dialekte, so bieten auch die tungusischen manche Berührungspunkte mit den türkischen dar; aber — was noch merkwürdiger ist — diese drei Klassen stehen auch in Beziehungen zu dem indo-germanischen Sprachstamm *), die zu zahlreich sind, als daß man sie bloß als eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft der Sprachen betrachten könnte; eine Erscheinung, welche eine alte Wanderung der indogermanischen Völker gegen Osten (?) voraussetzt.

Den südöstlichen Theil von Asien d. h. den Theil, welcher südlich und östlich vom Taurus, dem Tigris und dem persischen Golf liegt und den nördlichen von Africa d. h. Abyssinien, Egypten, Cyrenaica und die ganze Küste der Berberei bis zu den Säulen des Herkules, mit Einschluß der Insel Malta, haben die sogenannten semitischen Völker inne. Ihr Sprachstamm theilt sich in drei große Aeste: 1) den chaldäisch-syrischen, welcher die Syrier, Chaldäer und Assyrier unter sich begreift; 2) den hebräischen, wozu die Juden, die alten Canaaniter und Phönizier gehören; 3) den arabischen, welcher der verbreitetste ist und wozu man auch, wiewohl ohne hinreichenden Grund, die Aethiopier oder Abyssinier zählt.

Am südlichen Abhang des Caucasus bis zu den hohen Vorsprüngen der Kette des Ararat und der Gebirge Armeniens finden wir die georgischen Völker. Sie zerfallen nach ihren Idiomen in 4 große Classen: 1) die beträchtlichste und civilisirteste, die der Karthouli oder der eigentlichen Georgier; sie wohnen in Karthlo, Kachethi und Imerethi; 2) die der Mingreller; 3) die der Suans oder wie sie sich selbst nennen, der Schuan; 4) die der Lasser oder Lasch auf dem südöstlichen Rande des schwarzen Meers bis Trapezunt.

Die caucasischen Sprachen (die ossetische, welche medisch also indo-germanisch ist, gehört nicht hieher) scheinen auf den ersten Anblick sehr von einander abzuweichen. Indessen lassen sich bei genauerer Forschung zwei Hauptgruppen entdecken: 1) die östliche, mit den Dialekten der Lesghi und der Kisti oder Misischeghi; 2) die westliche mit den Idiomen der Tscherkessen- und Abasenstämme.

In ihrem Charakter nähern sich die caucasischen Idiome denen des nördlichen Asiens und des östlichen Europa's, welche drei verschiedene Sprachfamilien bilden: die jenisseische, samojedische und uralische. Die jenisseischen Idiome und die armen Jägerstämme, die sie reden, sind schwache Ueberreste von Völkern, die vor Alters vielleicht weit zahlreicher waren — die Assanen, die Kotten, die Ostiaken am obern Jenissei, die Arintsen

*) Amba (mandschu) groß, amplum.
Lata — spät, late (engl.)
Minige — der Meinige.
Sinige — der Seinige.
Lapi — Lappen.
Suk — Axt, securis.
Hata — Haffen, hate (engl.)
Lur — dick, lourd (franz.)
Ania — Jahr, annus.
Buha — Bock, boue (franz.)
Kuilli — Löffel, cuiller (franz.)
Schun — Sonne, sun (engl.)
Tala — Thal.
Uro (tung.) Berg, oros (griech.)

(ein jetzt erloschener Stamm). Das samojedische Sprachgebiet geht in Asien vom Altai bis ans Eismeer und in Europa bis an die Mündung der Dwina. Wie es scheint, ist der westliche Abhang des kleinen Altai und der Gebirge von Sayaask die Heimat dieser Nomaden, Jäger und Fischer, die vermuthlich nie eine große Rolle im nördlichen Asien gespielt haben; Spuren, die in der Geschichte von China vorkommen, lassen jedoch schließen, daß ihr Handel mit kostbaren Pelzwaaren jeder Zeit bedeutend war. Im Nordosten von Europa und im Westen von Sibirien wohnen die Völkerschaften, die wir gewöhnlich mit dem Namen der finnischen bezeichnen; da aber die Finnen nur der äußerste westliche Zweig von ihnen sind, so möchte der allgemeine Name der uralischen passender seyn; denn die Geschichte und die Sprachvergleichung weist uns nach den beiden Abhängen des Urals als dem Vaterland dieser Stämme, von wo aus sie sich gegen Westen und gegen Osten verbreitet haben. Vor der großen Völkerwanderung waren sie vielleicht noch weiter gegen Süden vorgerückt, als sie es gegenwärtig sind; man begriff sie nebst andern Völkern von verschiedenem, hauptsächlich gothischem Ursprung unter der schwankenden Benennung Scythen. Der Ural ist das Thor, durch welches die Hirten von Mittelasien in Europa einbrachen. Oft machten sie unter Wegs Halt und wenn Wälde und Jagd ergiebig waren, zogen sie wohl erst nach Verfluß von mehr als einer Generation, von mehr als einem Jahrhundert weiter. So verweilten sie in den fruchtbaren Gegenden des Ural, wo sie die finnischen Stämme vorfanden, mit denen sie sich vermischten. Aus dieser Mischung entsprangen dann neue Nationen mit neuen Sprachen, welche theils in dem neuen Adoptivvaterland blieben, theils gedrängt von Osten sich gegen Europa fortwälzten. Dieß ist mit wenigen Worten die Geschichte der Völkerwanderung, die sich den civilisirten Staaten Europas in der letzten Hälfte des IV Jahrhunderts mit dem Einfall der Hunnen ankündigte. Auf die Hunnen folgten die Awaren und andere Völker, die wie sie von finnischer Abkunft gewesen zu seyn scheinen. Später brachten ähnliche Vermischungen mit asiatischen, besonders türkischen Völkern finnische Mundarten hervor, wie die tschermissische und madschyarische. Die letztere enthält viele slavische und deutsche Wörter, während ihre Grammatik die uralische und zu einem geringen Theile die türkische Form hat. Umgekehrt enthält die tschuwaschische Sprache, die unstreitig von türkischem Ursprung ist, Mehr als ⅓ finnischer Wörter. Die Sprache der Chozoren, eines Volks, das seit dem Mittelalter aus der Geschichte verschwand, dürfte von ähnlicher Zusammensetzung gewesen seyn und es wäre nicht unmöglich, daß die Tschuwaschen ein Rest der Chazaren sind. Die westlichen Finnen an den Ufern des baltischen Meers und des botnischen Golfs wurden auf dieselbe Weise germanisirt, wie ihre östlichen Verwandten türkisirt; die Zahl der deutschen und skandinavischen Wörter in ihren Idiomen ist sehr beträchtlich. Die Mongolen und Ostiaken am Obi müssen wir gleichfalls zum uralfinnischen Stamm rechnen, so auch die Wotiaken, Syränen, Permier, die eigentlich nur eine Nation ausmachen, in deren Sprache man von vielen germanischen und persischen Spuren überrascht wird.

Als die einzigen Denkmale, welche uns über die Abstammung jener barbarischen Horden, die Europa verwüstet haben, einiger Maßen aufklären können, verdienen die uralischen Idiome alle Beachtung; nur müssen Studien, die man darauf verwendet etwas weniger phantastisch betrieben werden, als dieß von einigen skandinavischen Gelehrten geschehen ist, welche keinen Anstand nahmen, das Finnische und das Türkische in eine Classe zu setzen: ein unglücklicher Irrthum, welcher daher rührte, daß man bloß die grammatischen Formen und nicht die Wurzeln berücksichtigte.

Im östlichen Theil von Sibirien begegnen wir einigen elenden und schwachen Stämmen, die jedoch für das Sprachstudium von großem Interesse sind, indem sie vier verschiedene Sprachfamilien bewahren. Diese sind die Juchagiren, östlich von den türkischen Jakuten, an den Ufern des Eismeers und der Indigirka; die Koriäken nördlich von Kamtschatka; die Kamtschadalen auf dieser Halbinsel selbst; und auf der Grenze von Asien die Tschuktschen, die ein von America herübergekommenes Volk zu seyn scheinen, weil sie dieselbe Sprache mit ihren Nachbaren jenseits der Behringsstraße reden. Ohne allen Zweifel gehört ihr Idiom zu der Sprachfamilie der americanischen Polarbewohner, der Grönländer, Eskimo und der Bewohner von Kadiak.

Von der Südspitze von Kamtschatka erstreckt sich die kurilische Sprache über den kurilischen Archipel und Jeso bis zu der Meerenge, welche letzteres Land von Japan trennt; im Westen über die große Insel Tarrakai und selbst bis auf den Continent zu den Mündungen des Amur, wo sie von den Giliaken und mehreren mit diesen verwandten Stämmen gesprochen wird. Dieses Idiom bildet eine eigene Classe; denn es hat äußerst wenig Aehnlichkeit mit anderen Sprachen. Derselbe Fall ist es mit der japanischen und der coreanischen Sprache; letztere ist der einzige Rest von den Sinapivölkern, der auf unsere Zeiten gekommen ist; die erstere hat zwar viele chinesische Worte in sich aufgenommen, aber ohne daß sie mit dem Chinesischen oder mit andern Nachbarsprachen die geringste Aehnlichkeit zeigt. Eine Mundart vom Japanischen herrscht auf den meisten Inseln des Lieu-chienarchipels.

(Schluß folgt.)

Bildergallerie des Herzogs von Orleans.

Paris im August.

Wer zum ersten Male, die Einlaßkarte in der Hand, bei den Schweizern und purpurgekleideten Thürstehern vorbei, durch die prächtige Vorhalle, unter hohem Kuppelgewölbe, die Doppelstufen des Palais Royal ersteigt, um die Gemäldesammlung des Herzogs von Orleans zu sehen oder gesehen zu haben, thut wohl, wenn er beide Augen beschäftigt: das Auge des Kunst- und des Geschichtsfreundes. Wenn er nun gekommen ist, auf den Schmelz der Farben, die Kühnheit der Darstellung oder das Langweilige der Kunst in den Gemälden von Daniell, Horace Vernet und Gérard zu achten, so hat er sicher keine französische Geschichte gelesen. Denn der Palast, welchen

Anna von Oesterreich dem aufrührischen Volke öffnen mußte, in welchem das Volk bis zum Lager Ludwigs XIV vordrang; der Palast, wo Franklin die Familie der Orleans besuchte; der Palast Egalité, Besitzthum eines Fürsten, der, wenn nicht Urheber, doch ein Opfer der Revolution ward, und Erbtheil des Herzogs, der nach langjähriger leidenvoller Wanderung in das Haus zurückkehrte, welches seine Familie seit 1692 besaß: ein solcher Palast ist zu sehr von geschichtlichen Erinnerungen erfüllt, als daß es erlaubt wäre, ihn mit dem einseitigen Blicke eines Kunstfreundes zu besuchen.

Man überläßt sich zwar eine Zeit lang dem Kunstgenusse, wenn man vor den zierlichen Bildsäulen, vor den imposanten Gemälden Vernet's, den Stücken des romantischen Delacroix, vor einem Devéria oder Steuben verweilt. Aber kaum fragt man sich, ob Vernet, Girodet oder ein Anderer die geschichtlichen Thatsachen aufzeichnete, welche noch mehr durch ihre einfache Wahrheit, als durch Farbenspiel und Lichteffekt unser Auge fesseln. Der Herzog von Orleans in der Mitte seiner Schüler, welche er in der Erdkunde unterweist, die Hand auf Frankreich und den hoffenden Blick gen Himmel gerichtet; der Herzog mit dem Wanderstabe, um ein Nachtlager bittend; wißbegierig die Gletscher der Schweiz erglimmend; der Herzog auf der Reise in Lappland; ein Asil in America suchend; diese Bilder der Wandelbarkeit menschlicher Verhältnisse belehren noch mehr, als Meisterstücke großer italienischer Künstler, und erfreuen um so mehr, als die darin enthaltenen Lehren für den Helden und Besitzer jener Stücke nicht ohne Wirkung geblieben sind.

In dem zweiten Saale, man könnte ihn den politischen nennen, macht vielleicht das Ungefähr zuerst auf einen der kleinsten Gegenstände aufmerksam. Die Säule des Vendôme-Platzes steht hier, anderthalb Fuß hoch, von Bronze, auf einem besonderen Tische. Wie das Original trägt sie die alten Adler noch. Auf dem Original ist anstatt der Bildsäule, welche nach Petersburg wandern mußte, ein anderes Zeichen aufgepflanzt, das sich mit der geschichtlichen Wahrheit nicht verträgt: der Herzog dagegen hat anstatt des usurpatorischen Bildes eine Art von bronzener Kapsel auf seiner Säule errichten lassen, unter welcher man sich ein beliebiges Zeichen denken kann. Neben der kleinen Säule sehe ich, ohne Verwunderung, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und auf der andern Seite einen Greif. Auf dem ganzen Tische steht weiter Nichts. Aber daneben die Kriegsgöttin, in der Hand eine Victoria, die ihrerseits mit beiden Händen Kränze darbietet; und gegenüber, am oberen Rande der Wand, das Porträt Ludwigs XVIII. Es strebt auf die Säule, die Sieges- und Kriegsgöttin, auf die Kränze, die Schlange und den Greif herab, und damit es die Seitengemälde, die Schlacht bei Jemmapes u. a. niemals übersehe, wirft in dem Saale ein Leuchter mit unzähligen Kerzen sein volles Licht auf jene Darstellungen geschichtlicher Begebenheiten.

Wenn man auch annimmt, daß die Anordnung der Kunstschätze im politischen Saale, deren Hauptgegenstände mir zufällig im angedeuteten Zusammenhange erschienen, nicht ganz absichtslos sey, so suche man doch darin nur Bewunderung für die Thaten eines Manns, dessen Größe man bereits anerkennen darf, ohne der Ruhe Frankreichs zu schaden, und während dessen Regierung der Herzog in der Fremde herumirren mußte; auch suche man darin nicht geradezu Opposition gegen die neue Regentenfamilie, welche zwar bisher dem Herzog noch nicht den Eintritt in die Pairskammer gestattet hat, mit welcher er aber Jahre lang Verbannung und Unglück theilte. Der gegenwärtigen Regentenfamilie ist im Gegentheile ein besonderer Saal gewidmet. Wenn in diesem Fürstensaale, wo man das Bildniß Heinrichs IV mehr als ein Mal gewahrt, Foy und Stanislaus Girardin mitten unter gekrönten Häuptern prangen, so erkenne ich darin nur den schönen Grundsatz des Eigenthümers: daß freier Sinn, freies Wort mit der Monarchie nicht unverträglich sind. Friedlich vertragen sich in dem erwähnten Saale Ludwig XI und Frau von Stael, Karl V und Joseph II, friedlich in demselben Palaste der Moniteur aus der Revolutionszeit mit dem heutigen oder mit den Ordonnances du Roi de France; eben so friedlich der Calendrier de la Cour mit der poetischen Epistel, welche unlängst dem Herzoge gewidmet wurde.

Der Herzog von Orleans soll eine bedeutende Bibliothek besitzen, die er mit den neuesten literarischen und wissenschaftlichen Erzeugnissen des Auslandes bereichert; sein Haus ist der Versammlungsort der ausgezeichnetsten Männer der Hauptstadt. Nicht weniger als Ludwig XIV wird hier Lorenzo von Medici geehrt, der auf einem großen Gemälde von Manzaiffe im Kreise seiner talentreichen Landsleute erscheint, umringt von Raphael und Chalkondylas, Titian und Pico von Mirandola, Michel Angelo und Lascaris: von der Kunst und Wissenschaft. Unweit dieses anziehenden Porträtstückes verweilt man gerne bei dem trefflichen Gemälde des in Paris lebenden russischen Künstlers Steuben: Franklin's Aufnahme im Hause der Orleans im Jahre 1778. Der Künstler hat sich nicht gescheut, das einfache Wesen des amerikanischen Bürgers mit der stolzen Haltung des französischen Großen in Contrast zu setzen. Mit langem Silberhaare, im Oberrock mit unverhältnißmäßigen Taschen, und den Stab in der Hand, verneigt sich der weise Botschafter der Freistaaten vor der Herzogin, die ihm mit unbeschreiblicher Grazie entgegenkömmt; und die Züge des Fremdlings, der sich der guten Aufnahme freut, sind so heiter, so kindlich freundlich, daß selbst der junge Prinz, der jetzige Herzog von Orleans, welcher neben der Mutter auf dem Boden herumtrippelt, seine Freude nicht zurückhalten kann und die Kindertrommel nach Kräften in Bewegung setzt, um den willkommenen Gast nach Gebühr zu begrüßen. Sprechen wir aber von dem Kunstwerthe der Bilder, so dürfen wir auch die Stücke Holbein's nicht übergehen, dessen originelle Hand die Züge Karls V und Isabellens von Portugal abelte; noch weniger den Effect der großen Schlachtgemälde von Horace Vernet, und vor allen seiner Schlacht bei Montmirail. Selbst die glatten Porträte des ersten königlichen Malers Gerard, und das kunstvolle Farbenspiel von Gros läßt man willig zur Seite, um länger vor der Schlacht bei Montmirail zu verweilen. Dort rühmt man die Aehnlichkeit der Porträte, das Weiche, Durchsichtige der Gewänder. Hier aber ist die Täuschung vollkommen, man sieht die Schlacht, man hört den einstimmigen Knall der Geschütze, in wilder Unordnung drängt sich und stürzt Mann und Roß, die Colonnen bewegen sich, und beim Anstaunen der genial wiedergegebenen Verwirrung vergißt man zu gewahren, daß der Maler sich hie und da einen Verstoß gegen die Dimension zu Schulden kommen ließ.

Wir ganz anders erscheint neben einem Schlachtgemälde von Horace Vernet so manches neuere, das auf officiellen Befehl, mit

Digitized by Google

ungeheuren Koſten, von orden- und penſionenreichen Künſtlern zu Tage gefördert wird! Zwar unternehmen dieſe Künſtler eines einzigen Stückes halber weite Reiſen, ſey's bis nach Navarin, nehmen einen geometriſchen Plan vom Schlachtfelde auf, ſey's auf der Meeresfläche; zwar ſteht auf ihrer Leinwand jedes Schiff, jeder Mann auf ſeinem Poſten: aber das Werk bleibt kalt und unbedeutend, weil ſie weder kühn genug ſind, die Wahrheit zu verſchönern, noch genial genug, aus der reinen Wahrheit die Punkte aufzugreifen, welche für die Darſtellung geeignet ſind.

Wie man gerne im Theater nach einem großen Trauerſpiele noch ein Stückchen zur Erheiterung, oder ein brillantes Ballet mit ſonnigen Landſchaften, glatten Seen, Waſſerfällen und vielen Tableaux ſieht: ſo taſſe ich mein Auge, wenn es Vernet's Schlachten angeſtaunt, auf einem lieblichen Landſchaftsgemälde des Engländers W. Dankell ausruhen. Man kennt dieſen Maler aus ſeinem Prachtwerke über Indien, und wer die magiſchen Seen und Bäume betrachtet, mit welchen er die Säle des Herzogs von Orleans geſchmückt hat, geräth in Gefahr, ſeine liebe Heimat zu verlaſſen, und — vielleicht vergebens — die Gegenden aufzuſuchen, welche dem britiſchen Zauberer als Modell dienten.

Auf dieſer Wanderung ſind wahrſcheinlich die vielen vornehmen Engländer und Engländerinnen begriffen, welche Jahr aus Jahr ein im Spätſommer, wie die Zugvögel, nach Süden ziehen, ſich in Paris auf einige Tage niederlaſſen, und zum Zeitvertreibe die Bildergallerie des Herzogs von Orleans in Augenſchein nehmen. Aber wie werden dieſe Menſchen, mit ihrem Auge, trotz Geld, Wegweiſern, Dolmetſchern und Erklärern, die magiſchen Naturwunder entdecken, auf welche ſie ausgehen. Einige Engländerinnen beſonders erregten in mir einen Unwillen, der mich drücken würde, wenn ich ihn nicht ausſprächе. Die eine — man ſah ihr, ich weiß nicht wie viele, Ahnen an — ging ſtumm und ſtolz vor allen Bildern vorüber, ſogar vor der Schlacht bei Montmirail und den Daniells; Nichts erregte auf ihrem Antlitze ein Lächeln, ein Zeichen der Zufriedenheit oder eine kritiſche Bewegung des Mundes; als ſie aber in den letzten Saal gelangt war, wo man ihr vergebens zwei Holbeins, vergebens die Porträte der franzöſiſchen Könige zeigte, da entdeckte ſie — zwei engliſche Stühle. *English chairs*, rief ſie, und zog alle ihre Bekannte herbei, und ſogar mich, der ich in der Nähe ſtand, *english chairs, is it not curious?* Ihr Staunen nahm zu, als ſie vor einem dieſer langen Stühle noch einen engliſchen — Schemel fand: *An english footstool, very curious, indeed!* „Hier iſt auch ein Meiſterſtück eines engliſchen Künſtlers" erwiederte ich, um mich für die Freundlichkeit der Dame dankbar zu bezeugen, aber ſchon hatte ſie ſich auf einem *english chair* niedergelaſſen, ihre Füße ruhten auf einem engliſchen *footstool*, und hier ſaß ſie unbeweglich, bis Schlag vier Uhr ein Diener die Erlaubniß gab, wegzugehen.

Eine ältere Britin, die nicht weniger vornehm ausſah, ſchien eine größere Kunſtfreundin zu ſeyn, als jene Liebhaberin der *english chairs and footstools*; ſie ging neben mir in einer Eile, welche gegen die Unbeweglichkeit ihrer Landsmännin abſtach, von einem Saale zum andern. In der Hand trug ſie ein Papier, worauf ich in meiner deutſchen Einfalt Notizen einer gelehrten Kunſtfreundin vermuthete; wie erſtaunte ich aber, als ſie den Diener, welcher mir ein großes Schlachtſtück erklärte, unterbrach, und ihre Fragen begann. Auf dem Papiere, welches ſie zeigte, ſtand — eine lange genealogiſche Tabelle des Hauſes Orleans. Ohne Erfolg hatte ſie einen nach den Mitgliedern dieſer Familie im Bildersaale aufgeſucht; ohne Erfolg erkundigte ſie ſich bei dem Diener; und die arme Frau, welche bloß wegen der Familienbilder kam, mußte ſich hinwegbegeben, ohne die genealogiſche Tabelle, die ihr ſo ſehr am Herzen lag, viſirt zu haben.

Eine dritte Engländerin, die faſt eben ſo viele Jahre als Ahnen zählte, und neben mir ein Stück betrachtete, das auf einem einzigen Blatte einen ganzen hohen Familienſtamm enthält, verwunderte ſich darüber, daß ich ſo lange vor dem Porträt des Generals Foy ſtehen blieb, und ſchien unwillig zu werden, als ich meinem Nachbarn erklärte: dieß Bild gefalle mir am Beſten unter Allem, was im Saale ſey (es iſt von Horace Vernet). Ihr Gemahl jedoch, ein wißbegieriger Engländer, wurde über meine unumwundene Behauptung nicht böſe, fragte im Gegentheile freundlich auf Franzöſiſch: Qui est Monsieur Foy? est-ce qu'il est mort? — Ich hatte mich noch nicht von meinem Erſtaunen über dieſe Frage erholt, als mir ein pathetiſcher Nachbar zuvorkam und erwiederte: „Nein, Foy lebt, er iſt unſterblich"; ein Andrer wollte ſein Lachen unterdrücken, wurde aber überwannt und platzte heraus: Est-il bon! Ein Dritter wandte ſich ab, und verbarg eine Thräne.

Sultan Mahmuds II Erziehung.

Mahmud II, der regierende Fürſt der Osmanlis, auf den in dieſem Augenblicke ganz Europa die geſpannteſte Aufmerkſamkeit richtet, iſt geboren im Jahre der Hedſchra 1203 oder 1785 nach der chriſtlichen Zeitrechnung. Er iſt ein Sohn des Sultans Abdul Hamid und der einzige Ueberlebende von einer ſehr zahlreichen Familie. Bei der Abſetzung ſeines Neffen, Sultan Selims III war er — wie er dieß von ſeiner Geburt an geweſen war — ein Gefangener im Harem, auf die Geſellſchaft von Sclaven, Verſtümmelten und Weibern beſchränkt.

Dieß abſcheuliche Syſtem der Entwürdigung, welches zuerſt von Suleiman dem Prächtigen in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts eingeführt wurde, um den Gefahren der Empörung von Seiten der Prinzen von Geblüt und Streitigkeiten über die Thronfolge vorzubeugen, wurde in ſeiner vollen Strenge erſt unter der Regierung des brudermörderiſchen Ungeheuers, Mohammed III im Anfange des 17 Jahrhunderts angenommen. Seit dieſer Zeit ſind die Fürſten des osmaniſchen Regentenhauſes verurtheilt, innerhalb der Wände des Serails zu ſchmachten, bis der Tod ſie befreit oder der Gang der Ereigniſſe ſie auf einen Thron rufe, zu deſſen Pflichten ſie durch ihre ganze frühere Leben unfähig gemacht worden ſind. Die Folge dieſes Syſtems war, daß das osmaniſche Reich, ſtatt ſtaatskluger, kriegeriſcher Fürſten, wie die erſten zehn Monarchen geweſen waren, eine Reihe unvermögender weibiſcher Sultane erhielt, die zugleich grauſam und feig, prachtliebend und barbariſch bei aller ihrer Pracht paſſive Werkzeuge in den Händen der Janitſcharen und Ulemas waren, die ſie nach Gutdünken mit dem fürſtlichen Säbel umgürteten oder entthronten.

Als Selim des Throns beraubt und in sein Gefängniß in dem Serail zurückgewiesen wurde, war das kaiserliche Blut Osman's so zusammengeschmolzen, daß die Türken, welche die eifrigsten Freunde der Legitimität sind und den Bestand ihres Regentenhauses, welches ihnen den Namen gegeben und sie während der langen Periode von 500 Jahren beherrscht hat, als die erste Bedingung ihrer politischen Existenz betrachten, alle Ursache zur Besorgniß hatten. Mit Ausnahme des abgesetzten Selims III, des Sohnes Mustapha's III, waren nur noch zwei Prinzen übrig, die überlebenden Söhne Abdul Hamids und Neffen Selims. Mahmud, der jüngere der beiden Brüder, wurde in seinem Gefängnisse gelassen, das er jetzt mit Selim theilte; und sein Bruder, der unvermögende Mustapha, wurde durch die vereinte Stimme des Mufti, der Ulemas und der Janitscharen auf den Thron berufen. Hätte der sanfte Selim den wilden Charakter mancher seiner Vorfahren besessen, so würde er sich vielleicht noch auf dem Throne haben behaupten können; denn als seine rebellischen Unterthanen ihn zwangen, in dem Innern des Serail eine Zuflucht zu suchen, so hätte er nur den gefangenen Prinzen den Tod geben dürfen, um als der einzige übrigbleibende Sprößling des geheiligten Stammes sich augenblicklich Unverletzbarkeit und Freiheit zu sichern. Aber solcher Thaten war Selims mildes Gemüth nicht fähig; und selbst das Geschrei des blinden undankbaren Haufens, der seinen Neffen Mustapha als seinen Nachfolger begrüßte, konnte ihn zu keinem Schritte blutiger Gewalt reizen. Als der Mufti, der von den Empörern abgeordnet worden war, ihm seine Absetzung zu melden, sich den starken wohlvertheidigten Mauern des Serails näherte, befahl er, denselben die Thore zu öffnen; mit würdevollem Schweigen hörte er die Rede dieses Heuchlers, dessen Wohlthäter er gewesen war; und zurückschreckend vor dem blutigen Gemälde des Bürgerkrieges, beugte er sein Haupt den Beschlüssen des Schicksals, zog sich in sein Gefängniß zurück und überließ seinem unmännlichen Neffen den unbestrittenen Besitz des Thrones. Das Unglück Selims brachte Mahmud die größten Vortheile. Der abgesetzte Monarch, der noch auf den Stufen des Thrones, von welchem er herabtrat, großmüthig genug war, dem verblendeten Mustapha, der mit undankbarer Eile sich drängte, seinen Platz einzunehmen, seinen Rath zu geben und ihm zu wünschen, daß er an diesem Orte mehr Glück finden möge, als er selbst — Selim erheiterte die lästigen Stunden seiner Gefangenschaft, indem er seinen jungen Neffen und Mitgefangenen unterrichtete, dessen geistige Entwicklung bisher der verkrüppelten Weisheit und den dumm machenden Lehren eines Chodscha überlassen gewesen war, den man aus der fanatischen Corporation der Ulemas gewählt hatte. Die Ansichten und Kenntnisse, die Selim dem scharfsinnigen Cheilbi-Effendi und den wenigen anderen seiner Unterthanen verdankte, welche die Bande muselmännischen Vorurtheils und Aberglaubens durchbrochen hatten; den unvollkommenen, aber doch immer noch unschätzbaren Abglanz europäischer Civilisation, den er mit so großem Ernste selbst in der Unterhaltung mit Cheilen gesucht; alle die Erfahrung, die sein natürlicher Verstand sich erworben, während er der Herr seiner Handlungen und der Gebieter eines großen Reiches war, dieß Alles theilte er seinem aufmerksamen Zuhörer mit; und mitten in der Barbarei, welche die gefangenen Prinzen umgab, bildeten sie eine Academie der Weisheit und der Tugend. Der Fall des osmanischen Reiches von seinem vespernalischen Glanze und das schnelle Aufkommen seiner christlichen Nachbarn, die einst unter dem Namen der Osmanli gezittert hatten, die unvergeordnete Beschaffenheit gesetzloser unwissender barbarischer Banden den disciplinirten Truppen des Feindes gegenüber, so wie seine Verbesserungsplane und politischen Entwürfe — Alles dieß mußte einen Theil der Unterhaltung zwischen Selim und seinem Schüler ausmachen. Außer dem practischen Unterricht, der ihn befähigt hatte, sein barbarisches Volk zu civilisiren, war Selim auch die orientalische Literatur und besonders das Studium der arabischen Dichter nicht fremd. Er selbst war Dichter und Tonkünstler, und von ihm nahm Mahmud Geschmack für die Poesie und eine Gewandtheit in seiner eigenen und in der arabischen Sprache an, worin er nach der Aussage von Männern, die nicht zu seinen Schmeichlern gehören, die gelehrtesten seiner Unterthanen übertreffen soll. Einige seiner Hattischerifs und Staatsschriften sollen von ihm allein verfaßt seyn, und diese werden als Muster einer glänzenden Schreibart angeführt.

Das Einzige, was Selim dem Geiste Mahmuds nicht einflößen konnte, war seine eigene Milde, Güte und Menschlichkeit; das Beispiel seiner sanften Tugenden ging verloren und sein Neffe behielt seine heftige und hartnäckige Gemüthsart. Ein unbedeutendes Versehen von einem Sklaven, erzählt man sich, trieb eines Tages Mahmud zu einem ungewöhnlich heftigen Ausbruche der Wuth; er sprang von dem Sofa auf, auf welchem er mit Selim saß, schlug den zitternden Diener in's Gesicht, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. „Ach Mahmud", sagte der abgesetzte Fürst, im Tone des Vorwurfs, „wenn Du in dem glühenden Ofen der Welthändel geprüft worden seyn wirst, wie ich; so wird eine solche Kleinigkeit Dich nicht mehr aus der Fassung bringen; wenn Du gelitten haben wirst, wie ich, so wird Dein Herz auch Mitgefühl für die Leiden eines Sclaven haben." — Als Selim die Erziehung seines Neffen übernahm war Mahmud bereits 22 Jahre alt, und wir müssen daher eher überrascht seyn, daß er bei einem solchen Alter noch so viel Vortheil von diesem Unterrichte gezogen hat, als wenn er die Fehler seiner natürlichen Anlage, die bisher keinen Einhalt gefunden hatten, und in denen er jetzt durch männliche Reife bestärkt worden ist, nicht ablegte. Und überdieß haben diese nämlichen Fehler in seiner stürmischen Laufbahn ihm so gute Dienste geleistet, als die entgegengesetzten Tugenden dem milden Selim nachtheilig waren. Das heftige Temperament Mahmuds hat alle Hindernisse über den Haufen geworfen, die der kühleren Philosophie seines Oheims unübersteigbar schienen; seine unbezähmbare Kraft drang ohne Anstand durch Ströme Bluts zum Ziele, und ohne Reue wie ohne Mitgefühl verachtete er alle menschlichen Leiden und alle Gerechtigkeit, sobald sie der Ausführung seiner Plane und der Befriedigung seiner Wünsche entgegenstanden. Bei denen, welche den Erfolg als das höchste Verdienst betrachten und nur auf den Zweck ohne Berücksichtigung der Mittel sehen, werden die wichtigen Reformen, die er durchsetzte, die Grausamkeiten verhüllen, durch die es ihm gelang, sein Ziel zu erreichen; und die, welche Grausamkeit und Ungerechtigkeit verschmähen, was auch immer ihr Erfolg sey, werden ihn jenen moralischen Orkanen beizählen, welche gleich den Gewitterstürmen in der Natur, die Luft reinigen und die Erde fruchtbar machen, während sie dieselbe verwüsten *).

*) Nur kurz war die Regierung Mustaphas, des Bruders Mahmuds. Selim war abgesetzt worden am 31 Mai 1807; Mustapha ward abgesetzt, nachdem er Selim ermordet hatte, am 28 Juli 1808; Mahmud wurde mit dem kaiserlichen Säbel umgürtet am 11 Juli 1808 und er tödtete seinen Bruder Mustapha am 16 November des folgenden Jahres.

Macfarlane's Constantinople in 1828.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Mit diesem Blatte werden Titelblatt und Sachregister zum vorigen Semester ausgegeben.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 244. 1 September 1829.

Politischer und moralischer Zustand von Portugal.*)

Machiavell stellt als allgemeine Regel auf, daß ein Reich — Republik oder Monarchie — seine Begründung als Staat oder seine Rettung vom Verfall mit glücklichem Erfolg nur aus der Hand eines Einzelnen erhalten könne; die Gesetzgebung in ihrer höchsten Potenz ist seiner Meinung nach, wie Haerington von der Erfindung sagt, „ein einsam Ding." Dieser Grundsatz, welchen Machiavell aus der alten Geschichte schöpfte, findet seine Bestätigung sofern auch in der neuern, als diese zeigt, daß keine Nation einen hohen Grad von Wohlstand erreichte, in deren Rath nicht Einheit des Willens vorherrschte. Unter die Herrschaft einer solchen Willenseinheit kam Portugal nach dem Tod Johanns V und blieb unter derselben während der ganzen Regierungsperiode seines Nachfolgers; und zwar war dieser Wille ein so gewaltiger, daß man von ihm eine durchgreifende Reformation in dem durch und durch verdorbenen Staatskörper, wie sie nur auf despotischem Weg möglich ist, glücklich zu Ende gebracht hoffen durfte. Die Umstände gaben dem Minister Pombal eine unbedingte Gewalt über einen wohlgesinnten aber schwachen König, dem er treu diente, und er setzte seine Verbesserungsplane mit einer Entschlossenheit und einer Geschicklichkeit in's Werk, wodurch er sich bis auf den heutigen Tag von den Portugiesen den Beinamen des großen Marquis (O grande Marquez) verdiente; aber wo noch jemals ein Mann sich selbst mit einer solchen Macht bewaffnete, wenn er es noch so gut meinte, wenn er versicherte und selbst (wie Cromwell) ehrlich beabsichtigte, seine Macht gut anzuwenden, immer wurde der Reformator noch ein Tyrann. Dieß wurde auch Pombal, nicht aus Eigenliebe — denn er wollte Nichts, als das Gerechte und Gesetzliche — hätte es nur durch gerechte und gesetzliche Mittel erreicht werden können; noch durch niedrigere Leidenschaften, sondern durch die Unsicherheit seiner Lage, durch den Argwohn und das Mißtrauen gegen Jedermann, das sich ihm aufdrängte, durch die Verrätherei und Gemeinheit, wovon er umgeben war, und durch die geringe Meinung, die er von den Menschen erhalten mußte, wenn er das Benehmen derer betrachtete, die ihm insgeheim entgegen arbeiteten, oder derer, die ihm ihre Dienste verkauften. Der moralische und politische Fatalismus, mit welchem die meisten praktischen Staatsmänner enden, sie mögen auch mit Theorien begonnen haben, mit welchen sie wollen, verhärtete ein Herz, das die Natur ohnehin nicht aus dem weichsten Stoffe gebildet hatte; bei der Ueberzeugung, daß die Menschen im Ganzen nicht schlechter behandelt werden können, als sie verdienen — was lag Pombal an den Leiden, die er über Einzelne verhängte? Wurden seine Opfer zum Tode gebracht, so geschah es nie anders als mit der Folter, und zwar als ob das Gesetz nicht barbarisch genug wäre, immer in Folge specieller Cabinetsbefehle; wurden sie zum Gefängniß verurtheilt, so waren es dunkle Kerker, aus denen sie nur der Tod erlösen konnte. Als der König starb, gab Pombals Sturz achthundert Staats-Gefangenen die Freiheit; manche von ihnen waren in früher Jugend eingekerkert worden — sie kamen heraus als ergraute Greise; manche fanden sich nach der Vernichtung ihrer Familien und ihres Vermögens so verloren und freundlos, daß sie als die einzige Gunst, die man ihnen erzeigen könnte, die Wiederaufnahme in ihre Kerker sich erbaten.

Eine sittliche Reformation war von einem solchen Reformator nicht zu erwarten; seine Absicht beschränkte sich darauf, seine Nation geistig zu heben, und ihren Handel und ihre Industrie zu befördern. Mit dem ersten Theile seines Planes glückte es ihm ziemlich, indem er Portugal von den Jesuiten befreite und die Universität neuorganisirte, die unter ihrer Leitung auf die tiefste Stufe der Erniedrigung herabgesunken war; auch mit dem zweiten Theil glückte es ihm bis auf einen gewissen Grad, obgleich die Zweckmäßigkeit mehrerer seiner Maßregeln bestritten wird. Mehr würde er ohne Zweifel geleistet haben, wenn seine Verwaltung länger gedauert hätte; dessenungeachtet verdankt ihm Portugal bedeutende Verbesserungen im Schulwesen, die Wiederherstellung der Nationalliteratur und der Handelsthätigkeit: und diese Frucht seines Wirkens konnten auch nachher die Mönche, als sie wieder zum Ruder kamen und sehr viele seiner besten Verordnungen abschafften, nicht gänzlich zerstören.

Allein für die Wiedererweckung der alten constitutionellen Formen und Institutionen, welche sich aus den bessern Tagen der Monarchie herschrieben, für die Befestigung des Ansehens

*) Quarterly Review. Nro LXXXI.

guter Gesetze, für die Belebung des Rechtssinns in den Beamten und Richtern, des Ehrgefühls in dem Adel, der Sittlichkeit und Religiosität, abgesehen von der Beobachtung eines bloßen Formendienstes, in allen Ständen, geschah so gut als Nichts. Diesen Krebsschaden des Staats zu heilen, machte Pombal keinen Versuch; und bis auf die letzten Revolutionen ist hierin Alles beim Alten geblieben. Von der scandalösen Bestechlichkeit der Justiz in Civilsachen und der offenen Verachtung der Gesetze in Criminalfällen hat der keinen Begriff, welcher in einem Land lebt, wo es unmöglich ist, sich um Geld für schreiende notorische Frevel Straflosigkeit zu verschaffen. So unglaublich indeß die Erzählungen scheinen mögen, welche alle Reisende von dem Zustande von Portugal in dieser Hinsicht geben, so sind sie keineswegs übertrieben. Jedes Verbrechen, das nicht unmittelbar zur Kenntniß der Inquisition gelangte, mochte man begehen ohne Furcht vor bösen Folgen, selbst ohne Gefahr, nur darum angesehen oder deshalb belästigt zu werden; Alles ging unangefochten seinen Weg, außer Recht, Literatur, Gewissen und Freimaurer. Costigan's Skizzen, die vor mehr als vierzig Jahren herausgekommen sind, entwerfen ein Zerrbild von schmachvoller Gesetzlosigkeit, dessen Original man eher in den barbarischesten Theilen der mohammedanischen Welt, als unter einer europäischen und civilisirten Nation suchen sollte; sind auch vielleicht die Abscheulichkeiten, die dieses Buch zum Besten giebt, nicht gerade in allen Ordnungsumständen, wie dieß die Natur der Gegenstände mit sich brachte, ganz genau, so läßt sich doch in der Hauptsache an ihrer Wahrheit nicht zweifeln. Brigadier Ferrier, ein Offizier in portugiesischem Dienst, ist als Verfasser bekannt; sein Bruder wollte dieß jedoch nicht glauben: „denn," sagte er, „hätte mein Bruder das Buch geschrieben, so hätte sein Gemälde von dem portugiesischen Nationalcharakter weit ungünstiger ausfallen müssen, da er noch ganz andere Thatsachen weiß als die, welche hier mitgetheilt sind." Ein neueres Werk *) unter demselben Titel trifft in den Resultaten völlig mit seinem ältern Namensbruder zusammen, so daß das eine das andere verbürgt, weil eine solche überraschende Aehnlichkeit nicht möglich wäre, wenn nicht beide nach der Natur gezeichnet hätten. Woher der Verfall dieses einst so thätigen und unternehmenden Volks, das eine so große Rolle in der Weltgeschichte spielte, daß Portugal auf einer persischen Carte die Hauptstadt der Franken genannt ward, woher dieser Verfall sich schreibe, brauchen wir nicht zu fragen; die Ursachen springen von selbst in die Augen. Die niederste Stufe sittlicher und geistiger Entartung hatte Portugal gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter Johann V, erreicht; damals waren es aber ruhige, in ihrer Art glückliche Zeiten; da wußte man von keinen schwierigen Fragen der Politik oder der Staatswirthschaft; die brasilischen Minen sandten ihren Ueberfluß so reichlich, daß während einer Reihe von Jahren die portugiesische Regierung die reichste in Europa war. Die Gold- und Diamantenernte kam so regelmäßig als der Herbst, die Wein- und Olivenlese. Die Regierung hatte Nichts zu thun als einzunehmen und auszugeben; das Volk unterhielt sie, indem sie von Zeit zu Zeit einige Juden verbrannte; der König war ein freundlicher, gutmüthiger, bigotter Wollüstling; in einem Nonnenkloster in der Nähe von Lissabon hielt er sich seinen Harem, mit Rom führte er einen ansehnlichen Handel um geistliche Waaren und mit seinem Beichtiger rechnete er fleißig ab. Um einige begünstigte Kirchen zu schmücken, galt keine Ausgabe für zu groß; überhaupt schonte man das in Strömen in den Schatz fließende Gold nicht; Candelaber von der stattlichsten Höhe, von dem größten Gewicht und der feinsten Arbeit, Mosaikgemälde, Altarstücke von Lapis Lazuli und Silber, wobei oft die Kosten der Skulptur den Werth dieser edlen Materialien noch überstiegen, ließ man zu ganzen Schiffslasten aus Italien holen. Eine Literatur, so weit sie der heiligen Inquisition anständig war, theilte die üppigen Genüsse des Reichthums; die königliche Akademie hatte Summen zu ihrer Verfügung, um die größten Prachtwerke drucken zu lassen. Darunter sind sechzehn dickleibige Bände mit den eigenen Arbeiten derselben, dem Nutzlosesten, was je eine Akademie zu Tage gefördert hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sketch of Portugale Life, Manners, Costume, and Caracter, illustrated by twenty coloured Plates. By A. P. S. G. 8vo London 1826. Diese Skizzen sind von einem Engländer, der lange in portugiesischem Civildienst stand, den aber die Intriguen, wie er sagt, seinen Abschied zu nehmen nöthigten. Erlittenes Unrecht dürfte ihn allerdings etwas zu bitter gegen Portugal gestimmt haben und seine Neigung zur Carricatur begreiflich machen, er spricht aber überall als ein Mann, der mit den dortigen Verhältnissen aufs Genaueste bekannt ist, und der, wenn er auch mehr die Schattenseite des portugiesischen Lebens aufgefaßt hat, doch, wenn man ihn mit andern Berichterstattern vergleicht, schwerlich zuviel sagt.

Das Oberhaus.

Die geistlichen Lords.

Bei der Schilderung eines Collegiums oder einer Versammlung — mögen dieselben auch noch so viel Mitglieder zählen — muß sich der Charakterzeichner immer auf wenige Porträte beschränken, wenn er den Eindruck seines Gemäldes im Ganzen nicht beeinträchtigen will. Die ausgezeichneterrn Figuren — und deren sind immer nur wenige — stelle er in den hellen Vordergrund; die andern, matte Nebenfiguren schon von Natur, werden es noch mehr in der Darstellung aus zweiter Hand — sie gehören in den Schatten. So achtbar und würdevoll auch das Oberhaus erscheint und eine so hohe Stellung es in der Verfassung Großbritanniens einnimmt, so sind es doch nur vielleicht drei oder vier, höchstens ein halb Dutzend Sprecher, von denen aller Glanz ausgeht; nehme man sie hinweg, und mit dem geistigen Genuß, den man in dem Oberhaus zu finden gewohnt ist, hat es ein Ende.

Möchte es auch seyn, daß dadurch der materielle Nutzen, den dieses politische Institut für das Land hat, nicht vermindert würde, nach dem Erfahrungssatz, daß die glanzreichsten

Geister nicht immer gerade die verdienstvollsten sind; so muß man dagegen bedenken, daß den Stellvertretern einer Nation eine höhere Aufgabe zukommt als die der bloßen Geschäftsbrauchbarkeit, um etwa Statuten zu modeln, Maßregeln örtlicher oder selbst allgemeiner Polizei und Politik zu erörtern ꝛc., man muß bedenken, daß ihnen die Obhut über die höchsten Interessen des Lebens anvertraut, der Genius der Civilisation und die Perfectibilität der Gesellschaft in ihre Hände niedergelegt ist: — eine Aufgabe, wozu es denn schon ausgezeichnetee Talente bedarf. Handelte es sich nur um Gegenstände der Verwaltung, so würde allerdings diese Schaustellung des Talents, dieses Geräusch der Beredsamkeit, welches das Publikum — erzögt und in Erstaunen setze, etwas höchst Ueberflüssiges seyn; Regierungsbehörden, berathende Collegien, Ausschüße, welche Thatsachen zu erforschen, Zeugnisse abzuhören, Maßregeln des Staats-Gemeinden- oder Familien-Haushaltes einzuleiten haben, lieben einen stillen, ungestörten Gang; allein Parlamentsverhandlungen sind Appellationen an die öffentliche Vernunft, eine wahre Nationalschule, und deswegen sollen sie einen möglichst großartigen Charakter behaupten.

Aus diesen Bemerkungen dürfte sich der richtige Standpunkt ergeben, von welchem die Theilnahme der geistlichen Lords — der Erzbischöfe und Bischöfe der anglicanischen Kirche und der Abgeordneten der protestantischen Kirche von Ireland — an den Arbeiten des Oberhauses zu betrachten ist. Nehmen wie jedoch *fürs Erste die Sache weniger ideell*, so finden wir, daß die geistlichen Lords, obgleich — nach einer Fiktion des Gesetzes — den weltlichen im Range vorgehend, eine beschränktere Stellung haben als diese; der weltliche Pair nimmt seinen Sitz im Hause in Folge seiner Geburtsrechte ein und hinterläßt ihn seinen Erben; die geistlichen Pairs, als solche, kennen weder Ahnen noch Erben, sie vertreten die Geistlichkeit; und ob sie gleich bei allen *legislativen* und richterlichen Funktionen des Hauses mitstimmen, so ist doch ihre nächste Pflicht die Bewachung der Interessen ihres Standes, und diesen widmen sie sich auch vorzugsweise.

Diejenigen, welche mit dem Gang des innern Mechanismus der englischen Constitution nicht so vertraut sind, um einzusehen, daß sich daran nicht Viel verbessern ließe, sind geneigt, die Gegenwart der höhern Geistlichkeit im Oberhause, während die Mitglieder der niedern Geistlichkeit durch das Gesetz vom Hause der Gemeinen ausgeschlossen sind, für eine Anomalie zu erklären. Wahrscheinlich ist es auch eine: wahrscheinlich wäre es besser, entweder Priester im Hause der Gemeinen zuzulassen, oder Bischöfe vom Hause der Lords auszuschließen. Aber unser Zweck ist nicht, zu untersuchen, was besser seyn — er ist bloß, einen flüchtigen Blick auf das zu werfen, was ist; und indem wir dieß thun, können wie uns der Bemerkung nicht enthalten, daß die geistlichen Lords — so sehr sie auch die Würde des Hauses erhöhen mögen — zu dessen Beredsamkeit nicht Viel beitragen. Daß sie dem Interesse der Kirche große Aufmerksamkeit schenken, finden wie ganz in der Ordnung; daß sie in allen Fällen, wo bürgerliche und geistliche Gesetze in Collision gerathen, ihre Meinung abgeben, dagegen wüßten wir Nichts einzuwenden; daß der größere Theil von ihnen stets der Regierung zugethan ist, begreift sich ebenfalls; und daß sie sich, als Diener einer Religion, deren Statuten und Lehren unwandelbar sind, jeder Veränderung widersetzen, auch deswegen hat Niemand das Recht sie zu tadeln — vorausgesetzt, daß sie in rein fleischlichen Gewissensfragen der Menschen oder der Völker nicht zu anspruchsvoll auftreten. Die Grenzlinie zu bestimmen, innerhalb deren sie sich bewegen sollen, ist eine so delicate Sache, und es ist so schwierig, auf dem Kampfplatz weltlicher Leidenschaften die Ruhe des geistlichen Charakters zu bewahren, daß der klügste Weg, welchen sie einschlagen können, derjenige ist, außer in rein geistlichen Angelegenheiten, so selten und so Wenig als möglich zu sprechen. Dies scheinen sie auch zu fühlen, und deßhalb hören wie in den Debatten des Hauses der Lords Weniger von den Redner-Talenten der englischen Geistlichkeit, als ein Fremder von ihrer Gelehrsamkeit und ihren Fähigkeiten erwarten dürfte.

Auf der ganzen Bank der Bischöfe war der Bischof von Peterborough der Einzige, bei dem es mir vorkam, als dicke der Baron mehr aus ihm hervor, als es sich mit der Bischofsmütze vertrage; und ich weiß nicht, ob die Kirche, so gelehrt er auch ist, durch seinen Fanatismus Viel gewinnt. Sicherlich ist Dr. Marsh kein ausgezeichnetes Kopf, und fast sollte man glauben, er verstünde mit dem Pfunde, das er hat, nicht einmal am Vortheilhaftesten zu wirthschaften. Wenn jedoch vielseitige und ausgebreitete Kenntnisse den Mangel an Geist ersetzen könnten, so würden wenige Männer zu größern Ansprüchen berechtigt seyn als Dr. Marsh. Klare und umfassende Weltansichten kann er nicht haben, weil man diese nicht erlernen, nicht studiren kann; sofern aber dieses Wissen hinreicht, einen Mann tüchtig zu machen, hat er das Mögliche geleistet. Vielleicht ist es übrigens gerade diese Art von Tüchtigkeit, wodurch er als Redner im Parlament so widrig wird. Wenn ein Bücher-Gelehrter mit Männern in Berührung kommt, welche das Buch der Natur selbst gelesen haben, so geräth er in Gefahr die Rolle eines Dogmatikers zu spielen, der sich über die Eintheilung und Varianten dieses Buches streitet, und dessen Eigensinn so groß ist als seine Belesenheit. Ein solcher Dogmatiker im Oberhause ist Dr. Marsh; und diesen Charakter äußert er nicht bloß in der Art, wie er seinen Gegenstand behandelt, sondern selbst in seinen Manieren. Er hat viel Mehr von einem Casuisten als von einem Logiker: sein Vortrag, obgleich stark genug, hat etwas Stelfes, was, so sehr es sich auch mit der Feierlichkeit der Kanzel vertragen mag, nicht für eine öffentliche Versammlung paßt; denn dort ist der Prediger das Orakel, dem Alles mit ruhiger und unterwürfiger Aufmerksamkeit zuhört, hier aber, wo ein Jeder die Freiheit hat, selbst zu reden, muß man sich auf Kritik, Replicen und Widerlegung gefaßt halten.

Man sollte glauben, die Diener einer Religion, deren Grundsätze ein unmittelbarer Ausfluß der Gottheit sind, deren Lehren die reinste Moralität und das unbegränzteste Wohlwollen einschärfen, und deren ganze Richtung unendlich erhabener und geisterhebender ist, als all dieses irdische Dichten und Trachten der Menschen, müßten an Erkenntniß der Wahrheit, an frei-

müthigee Gesinnung und an reinee und feuriger Beredsamkeit den weltlichen Pairs weit überlegen seyn; man sollte glauben, die Würdenträger der Kirche von England, schon durch ihren Stand mehr zu einem geistigen Leben hingezogen und durch die Heiligkeit ihres Beeufs, die Pflicht strenger Sitten und eines eingezogenen priesterlichen Wandels von vielen Schwachheiten zurückgehalten, welche ihren weltlichen Collegen ankleben, müßten die Weihe höherer Bildung vor jenen voraus haben. Aber weit gefehlt! Diese Prälaten, so treffliche Gelehrte, so ordnungsmäßige und fleißige Männer, und so salbungsreiche Prediger sie auch sind, spielen im Hause der Lords eine so armselige Figur, daß die Hierarchie durch die senatorischen Attribute dieser ihrer hochgestellten Söhne nicht Viel gewinnt. Auch bedarf es keines tiefen Nachdenkens um zu finden, daß es so seyn muß; denn, ohne über den Text predigen zu wollen, daß es unmöglich sey, zweien Herren zu dienen, diese zwei Herren mögen nun „Gott und Mammon" seyn, oder nicht, so kann a priori angenommen — oder wenn man dieses in einer so wichtigen Sache für eine zu summarische Procedur halten will — aus der ganzen Geschichte bewiesen werden, daß es noch nie einen Mann gegeben hat, also wohl auch nicht geben kann, bei welchem der gewissenhafte Eifer für den Dienst einer Kirche mit der Beredsamkeit des weisen, einflußreichen Politikers sich vereinigte. Einmal sind die Pfade des Gottesmannes so gerade und eben, daß derjenige, welcher lange und mit Liebe darauf gewandelt ist, auf den krummen und dunkeln Steigen des Staatsmannes nicht fortkommt. Erhaben über die Schwächen und Gottlosigkeiten der Sterblichen schaut jener von seiner heiligen Höhe herab auf diesen Tummelplatz der Leidenschaften und des Elends mit dem Blick des erbarmenden Trösters und des bessernden Lehrers; und obgleich irrende Sterbliche der Gegenstand seiner Arbeiten sind, so sind doch die Werkzeuge, mit welchen er arbeitet, untrüglich und göttlich; der Staatsmann hingegen hat mit menschlichen Kräften gegen menschliche Gebrechlichkeiten zu kämpfen, und muß sich auf sein eigenes Urtheil verlassen, während der Andere dem höhern Führer folgt. Zweitens deucht der Priester, da er sich, wie natürlich, an die Stelle desjenigen denkt, dessen Diener er ist, nicht die Wahrheit erst zu suchen oder zu begründen, sondern er verlangt unbedingten Gehorsam gegen dasjenige, was nach seiner vollkommenen Ueberzeugung seine Zuhörer glauben müssen. Weiß also auch ein Diener der Religion die Lehren und die Gebote derselben mit größter Beredsamkeit einzuschärfen, so ist er doch unter allen Menschen am Wenigsten geeignet, Widerspruch zu ertragen und über Gegenstände zu debattiren, deren Grundlagen zweifelhaft oder dunkel sind. Sind nun die Geheimnisse der Religion — da er doch immer nur ein Mensch ist — über seiner Fassungskraft, so ist es ganz wohl möglich, daß die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft unter seiner Fassungskraft sind — auf jeden Fall macht die entschiedene Art und Weise, in welcher er von den ersteren zu sprechen sich für berechtigt hält, ihn geneigt, wenn er über letztere zu sprechen hat, der Mühe logischer Beweise sich zu überheben, welche die Scharfsinnigen unter den gewöhnlichen Menschen für unentbehrlich halten, um in Angelegenheiten des zeitlichen Lebens Etwas festzusetzen.

Lombardi's Geschichte der italienischen Literatur im achtzehnten Jahrhunderte.

Jedem Freunde der italienischen Literatur ist das bei aller seiner Einseitigkeit und Beschränktheit der Gesichtspunkte verdienstvolle Werk des gelehrten Tiraboschi bekannt, und keinem kann es anders als angenehm seyn, zu vernehmen, daß ein italienischer Gelehrter den Muth gehabt hat, dasselbe bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts fortzusetzen; aber leider bringt die Biblioteca italiana mit der Anzeige dieser erfreulichen Erscheinung uns zugleich die Warnung, von derselben — Alles, nur keine unparteiische und einigermaßen vollständige Uebersicht zu erwarten. Lombardi, der Verfasser der Geschichte der italienischen Literatur im 18 Jahrhundert — Storia della letteratura italiana nel secolo XVIII (Modena, 1827. 8) — erklärt selbst in der Vorrede, indem er die gefährlichen Zeitläufte beklagt, „in denen Italien die furchtbaren Wirkungen der Revolution und des Parteigeistes erfuhr", daß er sich vorgenommen habe, wenn er den moralischen Charakter so mancher Schriftsteller dieser Periode zeichnen werde, die verschiedenen Meinungen derselben, je nachdem es ihm zweckmäßig scheine, entweder darzulegen oder zu verschweigen; und vergleichen wir dieses offenherzige Geständniß mit dem Druckorte — dem finstern Modena — so haben wir es wahrlich nur uns selbst zuzuschreiben, wenn wir uns durch das Aushängeschild einer „Fortsetzung des Tiraboschi" täuschen lassen.

Chinesische Gesetzgebung.

Als die oberste Quelle der Gesetze gilt in China der unbeschränkte Wille des Monarchen; seine Entscheidungen in Fällen, welche ihm vorgelegt werden, so wie die Abänderungen, denen die Urtheile der obersten Gerichtshöfe unterwirft, erhalten sogleich gesetzliche Kraft. Eines der neuesten dieser Gesetze ist das folgende, welches die 121 Numer der pekingee Zeitung von diesem Jahre bekannt macht. „In Zukunft, wenn in irgend einem Falle drei, vier oder mehrere Personen einer Familie ermordet werden, und es sich bei der Untersuchung ergiebt, daß diese Familie keine Erben hinterlassen hat; und wenn der Mörder einen Sohn oder mehrere Söhne hat, die noch nicht zum männlichen Alter herangereift sind, so sollen dieselben den Wächtern des Harems übergeben und von diesen entmannt werden; darauf werde ein Bericht an den Kaiser gemacht, um seinen Willen und Gefallen in dieser Sache zu vernehmen. Der Criminalhof registrire dieß unter die Zusätze zu den Gesetzen und handlet darnach! Achtet dieß!"

Canton Register.

Wölfe in Rußland.

Officielle Berichte geben die Anzahl der Hausthiere, welche allein in dem verhältnißmäßig stark bevölkerten Gouvernement Livland während des Jahres 1823 von den Wölfen zerrissen wurden, in folgendem Belaufe: Pferde Stück 1, 841, Fohlen 1,243, Hornvieh 1,807, Kälber 733, Schafe 15,182, Lämmer 726, Ziegen 2,545, Zicklein 185, Schweine 4,190, Ferkel 312, Hunde 703, Gänse 673.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 245. 2 September 1829.

Das Lehrgedicht und die Epopöe der Spanier. *)

Die didactische Poesie ist ohne Widerrede die schwächste Seite der spanischen Literatur. Man suche keine jener glänzenden Werke, die einen Pope, einen Boileau unsterblich machten. Aber es fehlt nicht an ehrenwerthen Versuchen auf diesem Feld. Nach Juan de la Cueva, der im sechzehnten Jahrhunderte in seinem Exemplar poetico die Kunst zu schreiben lehrte, bis auf D. Thomas de Iriarte, der zu Ende des letzten Jahrhunderts ein Gedicht über die Musik herausgab, zählt Spanien acht didactische Compositionen, die, wenn nicht von erstem Rang, doch wenigstens durch einzelne schöne Partien bemerkenswerth sind, z. B. Diana oder die Waldmannskunst von D. Nikolas Feenandez de Moratin, die Lebensalter des Menschen von Diego Gonzalez. Das älteste dieser Werke, von de la Cueva, verdient vor allen rühmliche Erwähnung. Ungeachtet seines mangelhaften und incorrecten Plans, der Unzulänglichkeit und Unsicherheit der meisten Regeln, die er aufstellt, zeichnen sich einzelne Partien durch eine Feinheit und Grazie aus, welche um so lobenswürdiger ist, als er den schwierigsten aller Verse wählte, die Tercetos, d. h. Strophen von drei Versen, durch Wechselreime verkettet. Den Preis in dieser Dichtart verdient aber das Gedicht über die Malerei von Don Pablo de Cespedes, welcher gleich Michel Angelo, Maler, Bildhauer und Dichter war, und den glücklichen Verein dieser drei Talente benützen wollte, um mit der Feder die Wunder seines Pinsels *) zu verherrlichen. Leider konnte er es nicht vollenden, und hinterließ nur Bruchstücke davon. Cespedes hatte seinen Gegenstand von einem hohen Gesichtspunkt aufgefaßt und führte ihn auf eine sehr gelungene Weise aus. So bringt ihn, als er auf die verschiedenen Werkzeuge der Malerei und der Zeichenkunst und auf die Farben zu sprechen kommt, ein natürlicher, sinnreicher Uebergang auf die Schilderung, wie der menschliche Gedanke durch diese schwache Dolmetschung Reiche, Städte, ja alle die großartigsten Werke menschlicher Hände überlebt; wobei er sich in die schönsten, erhabensten Dichterträume vertieft. Bei all dem entbehrte Spanien, nach dieser poetischen Skizze und andern unvollendeten Versuchen, noch immer eines wahrhaft didactischen Werks. Martinez de la Rosa war es aufbehalten, diese Lücke in der Literatur seines Vaterlandes auszufüllen. Seine „Lehre der Dichtkunst" nimmt in Zukunft die bis jetzt leer gebliebene Stelle ein.

Das Heldengedicht hat sich in Spanien gleich dem didactischen, nicht auf die Höhe der großen Werke des Alterthums, noch selbst auf die Höhe der beiden Schwestersprachen erhoben. Tasso und Camoens sind noch unerreicht. Nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts, kaum fünfzig Jahre nach dem Tode des gefeierten Helden von Valencia, erschien ein Gedicht über Cid, ein wahres Wunder für jene Zeitperiode, und nicht zu verwechseln mit den zahllosen Romanzen, in welchen der Name und die Geschichte dieses Helden besungen wird. Der Verfasser ist unbekannt. Bald darauf erschienen Juan Lorenzo's Fernan Gonzalez und Alexander. Diese Werke sind nun zwar mehr ihres Alters als ihres innern Gehalts wegen schätzbar; hatte man aber anderswo bessere? Als die neuern Literaturen sich entwickelten, übertraf Spanien alle an Fruchtbarkeit. In weniger als einem Jahrhundert besaß es die Arancana, von Ercilla; den Bernardo, von Balbuena; die Austriade, von Rufo; die Eroberung Bätica's, von Juan de Cueva: den Monserrat, von Virves; das eroberte

*) Unter dem bescheidenen Titel Appendices über das Lehrgedicht, die Epopöe, das Trauerspiel und das Lustspiel (von den beiden letztern war in diesen Blättern bereits die Rede in dem Artikel „Spanisches Theater," dem die Appendices zum Grund liegen), giebt uns Martinez de la Rosa eine kritische Geschichte dieser vier großen Zweige der spanischen Literatur. Um ein solches Werk zu verfassen, bedurfte es außer der Muße für zahlreiche Forschungen und einer unermeßlichen Lektüre, eine gründliche Kenntniß der Sprachen und der Literatur der Hauptvölker Europa's, ein festes Urtheil, einen geläuterten Geschmack, einen geübten Scharfblick und einen vorurtheilsfreien Geist, nebst einem Fleiße, der nicht ermüdete, die reichen Quellen zu erschöpfen und das ungeheure Materiel zu verarbeiten. Martinez de la Rosa, welcher zu Paris in der Verbannung lebt, erfüllte alle diese Bedingungen in einem erstaunenswerthen Grade, und während er alle für diese Arbeit erforderlichen Fähigkeiten in sich vereinigte, leisteten ihm die dortigen Bibliotheken treffliche Dienste.

*) Ein französischer Maler des siebenzehnten Jahrhunderts, Alphonse Dufresnoy, hat ebenfalls über die Malerei ein lateinisches Gedicht geschrieben, das aber heut zu Tage völlig vergessen ist.

Digitized by Google

Jerusalem, von Lope de Vega ꝛc. Von allen diesen Gedichten hat bloß die Araucana ihren Namen und ihren Ruf über die Grenzen Spaniens getragen; ein Vorzug, der sich durch die Meinung der Spanier selbst rechtfertigt. Uebergehen wir die andern und wählen wir zur Darstellung der spanischen Epopöe dasselbe Gedicht, welches Voltaire, der es zu den größten epischen Compositionen rechnete, in seiner Einleitung zu der Henriade einer nähern Beleuchtung gewürdigt hat. Zum Unglück für die Ehre des Gedichts und des berühmten Kritikers mangelte die Kenntniß der Sprache Castiliens der Universalität Voltaire's; und da er durch die Brillen Anderer sah, fiel er in mehrere ziemlich bedeutende Irrthümer, so daß man sich auch nach ihm erkühnen darf, noch ein Wort über ein Werk zu sagen, das er bloß aus der zweiten Hand kennen lernte.

In jener denkwürdigen, ruhmvollen Periode, da außerordentliche Ereignisse die alten Heldenzeiten wieder zurückzurufen schienen, entschloß sich ein junger Spanier, von dem allgemeinen Schwindel ergriffen, die Gefahren einer fernen Expedition zu theilen, und deren Andenken durch eine zweite Ilias zu verewigen: — dieß die Geschichte der Araucana. Don Alonzo de Ercilla diente unter den Truppen, welche die kleine von einem wilden Stamm aufs Hartnäckigste vertheidigte Provinz Arauco in Chile eroberten; hier auf dem Platze und während des Feldzugs schrieb er sein Gedicht. So konnte er, das quorum pars magna fui mit Recht auf sich anwendend, in seinem zwölften Gesange sagen: „Kein Schritt in diesem Lande ward gethan, den meine Füße nicht maßen, keine Wunde empfangen, wo ich nicht wüßte, von welcher Hand sie kam." Ein so seltenes, so poetisches Zusammenwirken der Verhältnisse mußte natürlich seiner Composition einen großen Reiz und eine reiche, interessante Mannichfaltigkeit verleihen, aber es konnte leicht auch dem Plan und der Einheit des Ganzen nachtheilig werden; und hieraus entspringen die Hauptunvollkommenheiten dieses schönen Gedichts. Wie sollte der Dichter mitten im raschen Gange des Lebens, wo sein Werk gleichen Schritt hielt mit der Handlung, einen epischen Plan verfolgen? Genau genommen, ist also die Araucana weniger Epopöe, als eine Geschichte in Versen, als ein poetisches Bulletin. Daher der fühlbare Uebelstand: sie hat keinen Achill, keinen Rinaldo, keinen Vasco de Gama, d. h. keine herrschende Persönlichkeit. Zwei ganze Völker treten auf den Schauplatz; die Aufmerksamkeit vertheilt sich unter zu viel Gegenstände, und das Interesse, das auf keiner einzelnen Individualität ruht, wird verflüchtigt. Die Wahrheit, so schön sie sonst ist, kann man die einzige Ursache von Ercilla's Fehlern nennen. Der Totaleindruck des Gedichts ist bizarr. Die siegreichen Spanier sind nothwendig die Helden des Gedichts: zu ihrer Verherrlichung ist es gedichtet, und doch fällt aller Ruhm, alle Theilnahme den besiegten Indianern zu. Ihnen wird das Mitleid der Leser, wie sie die Bewunderung des Dichters hatten. Die Spanier haben keine Vorzüge als Tapferkeit und Ausdauer im Kampf; sie beflecken sich mit allen Schandmalen der Habsucht und der Grausamkeit. Die Indianer dagegen ebenso tapfer, ebenso standhaft, haben für sich den Ruhm einer guten Sache, die Tugenden eines freien Volks, das seinen Heerd, seine Götter, die Gebeine seiner Väter und die Wiege seiner Kinder beschützt. So haben sie alles Große, Hochsinnige, Edle, Rührende ungetheilt für sich. Caupolican, der wachsame Führer der Krieger, Colocolo, der Nestor des Heers, Lautaro und seine schöne Gattin Guacolda, Rengo, Tucapel, Orocupello stehn tausendmal höher als alle europäischen Abenteurer. Man sieht, die Spanier sind bloß der Schatten des Gemäldes, welcher dazu dienen muß, die Wohlgestalt der Feinde in desto glänzenderm Lichte zu zeigen. Allerdings stimmt dieser Kontrast getreu zu der Wirklichkeit; allein gegen die ursprüngliche Absicht des Dichters, welcher den glücklichen Erfolg einer rühmlichen Unternehmung verherrlichen wollte und nun durch den Gang der Begebenheiten erzwungen damit endet, den Sieg uns hassenswerth zu machen: mit sich selbst im Widerspruch giebt er dem Charakter der Epopöe das Colorit der Tragödie.

Auch an der Ausführung lassen sich mehrere nicht unbedeutende Ausstellungen bemerken. Wie rechtfertigt er z. B. die Einwebung der Schlacht bei Lepanto und des abgeschlagenen Sturmes von Saint Quentin in die Scenen des transatlantischen Krieges? Weder das Zaubermittel, wodurch er diese Episoden einführt, noch die unverkennbaren Schönheiten derselben, noch der Wunsch, Philipp II gefällig zu seyn, sprechen ihn los; und so findet sich noch eine Menge fremdartiger Abschweifungen. Seine Fülle artet gern in Breite, sein Schwung in Schwulst aus, sein Stil wird zuweilen schlaff und trivial. Wie sollte man aber von einem Dichterjünglinge in einem Werke Vollendung erwarten, das er in vier und dreißig Gesängen in achtzeiligen Stanzen in den kurzen Zwischenräumen der Rast zwischen den Kämpfen dichtete, und an das er, durch Unglück und Elend verfolgt, nicht die letzte Hand legen konnte. Don Diego Sant Istevan y Osorio vermaß sich einen des Uebrigen unwürdigen Schluß anzuflicken.

Die schon erwähnten Mängel indessen werden durch so viele und mannichfaltige Schönheiten aufgewogen, daß die Araucana noch höher gestellt zu werden verdient als bisher geschah. Wie der Dichter der Henriade anerkannte, übertrifft Ercilla an mehrern Stellen selbst den Homer; der alte Colocolo z. B. indem er den Streit der Kaziken beschwichtigt, steht höher als Nestor unter den griechischen Helden. In dem dramatischen Theile seines Gedichts thut es ihm weder Homer, noch irgend ein anderer Dichter gleich. Höre wie, mit welch wilder Energie ein indianischer Häuptling spricht, der, von den Spaniern gefangen, verurtheilt wird, beide Hände zu verlieren. — Mit höhnender Verachtung bietet er das Haupt dar und spricht: „Schneidet ab diese Kehle, die immer nach Eurem Blute gelechzt. Nicht fürcht' ich den Tod; nicht Euer Drohen, nicht dieser Anblick schreckt mich; und meine Hand ist kein so großer Verlust für die Meinigen; noch haben sie Hände genug, die das Schwert führen werden. Und glaubt Ihr, daß es Euch nützen werde, wenn Ihr mir nicht das Leben nehmt; wohl, so werde ich, Euch zum Trotze, dennoch streben. Wenn Ihr wollt, daß ich lebe, so will ich es nicht. Ich scheid' aus dem Leben mit der Beseligung, daß es Euch zum Trotze geschieht, ich will Euch ärgern durch meinen Tod, da ich kein ander Mittel habe, Euch zu schaden." (Canto XXII). Wir könnten eine Menge Stellen an

gleicher Kraft, gleicher Wirkung anführen; wir könnten von der hohen Vollendung der Charakterzeichnungen, der Innigkeit zärtlicher Gefühle, dem Reichthum der Bilder, dem Feuer der Kämpfe, und dem bunten Scenenwechsel der Feldschlachten sprechen, und bedauern nur, daß die Mißgeschicke eines stürmischen Lebens diesen schönen Geist nicht an dem Lichte tieferer Reflexion hatten reifen lassen.

Homer, sagt man, ruhte über der Dichtung seines Froschmäusekampfes von den Anstrengungen der Ilias und der Odyssee aus; später ordnete man dergleichen Parodien der Epopöe selbst in die Klasse epischer Compositionen ein. Spanien ging auch hierin den Neueren voran. Im vierzehnten Jahrhundert schrieb der geistreiche Schalk, der unter dem Namen des Erzpriesters von Hita (el arcipreste de Hita) bekannt ist, den ersten Versuch dieser Art, indem er auf höchst komische Weise den alljährigen erbitterten Kampf zwischen Don Carneval und Dame Fasching (don Carnal y dona Caresma) schilderte. Dieß ist eine der seltsamsten Compositionen des Mittelalters; indessen merkwürdiger für das Studium der Sitten, als für das Studium der Kunst. Mehrere Gedichte derselben Art folgten diesem ersten Muster. Die bekanntesten sind der Katzenkrieg (la Gatomaquia) von Lope de Vega und die Mosquea des Villaviciosa. Dieses letztere Werk, das regelmäßigste und vollendetste von allen, giebt eine Geschichte des Kriegs der Mücken wider die Ameisen. Nichts ist einfacher als der Gang, den der Dichter nimmt. Man erhält in der Hauptstadt der Mücken die Nachricht von der Kriegsrüstung der Ameisen, bereitet sich zum Angriff; die Verbündeten vereinigen sich; das Heer rückt aus und trifft den Feind im Vertheidigungsstande; ein erbitterter Kampf beginnt: der Sieg, lange zweifelhaft, entscheidet sich endlich für die Ameisen, und der Tod des Feldherrn der Mücken beschließt das Gedicht, dessen Achilleus er ist. Man begreift es kaum, wie ein so unbedeutendes Thema zu zwölf langen Gesängen Stoff bieten konnte; allein die fruchtbare Fantasie des Dichters fand Hülfsquellen genug, die Handlung und das Interesse so lange zu unterhalten, und der Reichthum der Poesie ließ die Unbedeutenheit des Gegenstands vergessen. Villaviciosa zeichnet die Charaktere und die Leidenschaften dieser kleinen Persönchen auf's Treffendste. Sanguileon, der Mückenkönig, ist tapfer in der Schlacht, aber schwach auf dem Thron; Sicadoron, ein Feldoberster, hat den Ungestüm und die Unbesonnenheit eines Helden: Granfer, König der Ameisen, verbindet Klugheit mit Muth; sein Verbündeter, Mosquifuro, Rechtlichkeit und Vorsicht. Die letzte Scene des Werks ist voller Leben. Die Ameisen haben sich mit ihren Verbündeten in das Skelett eines durch Spinnen verheerten Ochsenkopfs zurückgezogen. Die Mücken wagen einen allgemeinen Sturm auf diese Veste, werden aber nach langen Kämpfen zurückgeschlagen. Sicadoron, unfähig zu fliehen, bleibt allein auf dem Kampfplatz. Gegen eine Mauer gelehnt, von Todten umthürmt und mit Blut bedeckt, widersteht er der ganzen feindlichen Macht, die noch vor ihm erzittert. Endlich vereinigen sich hundert Ameisen, um ihm eine Bohne auf den Kopf zu werfen und erdrücken ihn unter dieser ungeheuern Last. Die Mosquea ist das einzige Werk von Villaviciosa, das er hinterließ; er schrieb es in seiner Jugend. Die zahlreichen Schönheiten, welche es enthält, lassen bedauern, daß der Dichter seine Muße nicht andern seines Talentes würdigeren Gegenständen gewidmet hat.

Die Juden in Persien.

Die Juden sind in Persien in einer traurigen Lage. Der bekannte Convertit Wolff, der zur Bekehrung seiner ehemaligen Glaubensgenossen in den Orient zog, führt in dem eben erschienenen dritten Theile seines „Missions-Journals" (Missionary Journal of the Rev. J. Wolff, Missionary to the Jews, Lond. 1829. 8) einen Rabbi von Ispahan auf folgende Weise redend ein: „O, was wir in Persien leiden, ist unbeschreiblich. Täglich geht der Vater mit Furcht auf den Markt; denn er muß besorgen, daß, während er Brod für die Seinigen kauft, der Prinz oder Gouverneur seine Tochter für den Harem geraubt hat, oder seinen kleinen Sohn, um einen Eunuchen aus ihm zu machen. Vor Kurzem erst sind zu Schiras acht jüdische Mädchen auf Befehl des Schah hinweggenommen worden. Zu Ispahan wurden fünf Töchter Israels für den Harem des Gouverneurs genommen; sie sind für ihre Eltern auf immer verloren, denn wir können nicht gehen und sagen: gieb uns unsere Tochter zurück! O, daß wir mehr in der Bibel lesen könnten; wir würden die Ankunft des Messias uns näher offenbart finden, als jetzt; aber wir müssen für unser täglich Brod umherlaufen. Wir würden alle gern nach Indien entfliehen, aber sie lassen uns nicht hinweg!"

Zu Schiras hat die Entwürdigung der Juden die höchste Stufe erreicht.

„Eines Abends, erzählt Wolff, ging ich, um die Straße zu sehen, welche die Juden in Schiras bewohnen; aber ich glaube nicht, daß ich eine bessere Beschreibung von ihrem Zustande geben kann, als indem ich wiederhole, was Scheich Ahmed Abu Kamis, ein persischer Mohammedaner von Schiras, mir sagte, als ich ihn an den Ufern des Hafar, in dem Gebiete des Schaab Scheich, sah, wo ich mit Capitän Taylor, dem brittischen Residenten zu Bussorah, war. — Scheik Ahmed besuchte einmal den Capitän und trank Thee mit uns. Ich befragte ihn um den Zustand der Juden zu Schiras. Er sagte: „Jedes Haus zu Schiras mit einem niedrigen engen Eingange ist das eines Juden. Jeder Mann mit einem schmutzigen wollenen oder kameelhornen Turban ist ein Jude. Jedes Kleid, das sehr zerrissen und auf dem Rücken geflickt ist, mit abgetragenen Aermeln, ist das eines Juden. Jeder, der zerbrochenes altes Glas ausliest, oder schmutzige Lumpen sucht, um alte Schuhe und Sandalen bettelt, ist ein Jude. Das Haus, in welches kein vierfüßiges Thier hineinkommt, außer einer Geiß, ist das eines Juden."

Und diese Schilderung des Elendes meiner Brüder ist nicht im Geringsten übertrieben. Als ich das Judenquartier zu Schiras betrat, sah ich alte und junge Männer, alte und junge Weiber auf der Straße sitzen und betteln. Den Kopf zur Erde gebeugt und die Hände ausstreckend riefen sie mir schwacher Stimme mir nach: „Nur einen Pul (Pfenning), nur einen Pul, ich bin ein armer Israelite! ich bin ein armer Israelite!" Ich vertheilte einige Kleinigkeiten unter sie, und Mehrere sagten zu mir: „Bist Du gekommen!

Wir haben gehört, daß Du ein Sohn Israels bist und das Evangelium im Hebräischen mit dir gebracht hast; gieb uns das Evangelium!" — Ich sagte ihnen, daß ich sie in ihren Häusern besuchen würde; und während ich mit ihnen sprach, hörte ich die armen Juden und Jüdinnen schreien: „Ich bin ein armes Kind Israels! ich bin ein armes Kind Israels! einen Pul, nur einen Pul; ich bin ein armes Kind Israels!" Und Andere saßen auf der Straße und aßen Zwiebeln und bettelten Brod und riefen: „Nur einen Pul, ich bin ein armes Kind Israels!"—

Zu Bussorah und Bagdad, wo die Juden nicht so unterdrückt sind, sieht man schöne und große Männer unter ihnen, und ihre Töchter sind artig und schön; aber hier zu Schiras sind sie blaß, gelb und klein von Gestalt. Sie sind in der That arme, arme Israeliten, und von ihren Töchtern ist alle Schönheit gewichen. Ich wundere mich nicht, daß die Harfe unter ihnen verstummt ist; ihr einziger Gesang ist jetzt: „Nur einen Pul! Ich bin ein armes Kind Israels!" Ihre Töchter hängen das Haupt und schreien: „Nur einen Pul! Ich bin ein armes Kind Israels!" — Und dennoch findet der Schah-Zadeh, der Statthalter von Schiras, Mittel, von dem hohen Priester dieser armen Leute Geld zu erpressen. Ein schottisches Sprichwort sagt: es sey schwer, einem Hochländer seine Hosen abzunehmen (weil er keine trägt); aber hier kennt man eine magische Operation, die selbst den armen Israeliten einige Rupien auspreßt. Wenn der hohe Priester aufgefordert wird, eine Summe von 15,000 bis 20,000 Rupien in den Schatz des Prinzen zu zahlen, so erhält er eine tüchtige Bastonade. Dieß kann natürlich zu keinem unmittelbaren Erfolge führen; denn in ganz Schiras besitzt kein einzelner Mann eine so große Geldsumme. Aber es wird dem heiligen Manne die Erlaubniß ertheilt, sich desselben Mittels bei seiner Heerde zu bedienen; die Bastonade geht durch die ganze jüdische Bevölkerung und endlich kommen auf irgend eine Weise die Rupien zum Vorscheine.

Der Zustand der Juden zu Teheran macht allein eine Ausnahme, weil hier der Schah residirt, der gegen alle Religionssecten gleich tolerant ist. Er verlangt nur Ruhe und Ordnung, und wenn man ihm Geld giebt, mag man sich zu einer Religion bekennen, zu welcher man will. Se. Majestät zählt sein Geld und seine Juwelen und lebt in Frieden mit Jedermann. Er erlaubt den Juden gern, Geld zusammenzuscharren, um es dann ihm zu geben; und wenn sie ihm zuweilen ein Peischkih d. i. ein Geschenk bringen, so ist er äußerst zufrieden mit ihnen. Man möge ihm auch nur eine Guinee zum Geschenke machen, so wird er sie annehmen und dafür danken.

Der Yamantaga, ein mongolisches Götzenbild.

In dem Museum der Naturgeschichte und der Alterthümer der Universität zu Moscau befindet sich eine sonderbare kleine Statue. Ein Mann mit einem Stierhaupte, welches von sechs andern menschlichen aber sonderbar mißgestalteten Köpfen umgeben ist und ein achtes eben so mißgestaltetes, so wie dieses wieder ein neuntes auffallend schön gebildetes Haupt trägt, mit sechzehn Füßen und vierunddreißig Armen, umarmt ein Weib, welches die Symbole der Erzeugung und Beruchtung in den Händen hält, und dessen Füße auf denselben Symbolen ruhen. Alle neun Häupter sind von Flammen umgeben und haben Halsbänder von Menschenschädeln. Die Höhe des Ganzen beträgt ungefähr fünf Zoll; es ist mit vielem Fleiße gearbeitet. Dieß Bild stellt den Yamantaga vor, welcher bei den Mongolen als der Gott der Vernichtung verehret wird, und ist eine der merkwürdigsten Denkmäler des Buddhaismus. Es ist bekannt, daß die Hindu, von denen der Buddhaismus ausgegangen ist, die Gottheit als eine Dreiheit göttlicher Personen verehren, indem sie annehmen, daß Brahma, der unsichtbare oberste Gott, sich der Welt als schaffendes und als zerstörendes Princip manifestire. Nur die beiden letzteren, die durch die Götter Wischnu und Schiwa repräsentirt werden, erhalten äußere Verehrung, während Brahma in seiner Verborgenheit nur in dem tiefsten Insichselbstzurückziehen des Gedankens erkannt werden kann. Die Verehrer des Wischnu und des Schiwa haben im Verlaufe der Zeit verschiedene Secten gebildet, die oft einander feindlich gegenüberstanden, jedoch darin übereinstimmten, daß beide annahmen, ihr Gott sey bereits achtmal in menschlicher Gestalt auf der Erde erschienen und werde vor dem Untergange aller Dinge nur noch einmal erscheinen. Diese letzte Erscheinung hält eine in sehr ungewisser Zeit — nach einigen um 1100, nach Andern um 600 vor Christus, aber vielleicht sogar erst nach Christus entstandene Secte für bereits vollendet; ein Weiser Namens Buddha, behauptet sie, sey der zum neunten Male zur Erde herabgestiegene Gott gewesen; und dieser Glaube, der in Indien von den älteren Secten den heftigsten Widerstand erfuhr, und beinahe ganz ausgerottet wurde, verbreitete sich von hier aus über ganz Hochasien, die hinterindische Halbinsel, China und Japon, und hat in allen diesen Ländern sich bis auf den heutigen Tag behauptet. Ueberall sind die heiligen Bücher der Buddisten in altindischer Sprache abgefaßt, und auch der Name des Yamantaga kann nur aus dem Indischen erklärt werden. Im Sanskrit bedeuten nämlich die beiden Wörter, aus denen derselbe zusammengesetzt ist, Yama den Abgrund und Antaka die Vernichtung, und es scheint hieraus hervorzugehen, daß der Yamantaga der Mongolen kein anderer sey, als der Schiwa der Hindu.

Le Télégraphe de Moscou.

De Pradt's agronomische Reise in Auvergne.

Ein kleines Werk des vielschreibenden Erzbischofes von Malines „Voyage agronomique en Auvergne, par M. de Pradt" (Paris 1828. 8.), das in seiner ersten Auflage bereits im Jahre 1801 erschien, giebt uns einen interessanten Beitrag zu der Kenntniß eines Theiles von Frankreich, über welchen wir nur noch sehr unvollkommen unterrichtet sind. De Pradt theilt die Auvergne in drei Gebiete: die Fläche, welche die „fette" Limagne begreift; die Höhen, deren Boden aus vegetabilischen und vulcanischen Resten zusammengesetzt und mit natürlichen Waiden bedeckt ist, die eben so gut sind, als die Waiden der Ebene; und die Zwischenregion, unfruchtbar, steinig und holzlos, und wegen des Mangels an Fütterung und Vieh nur durch große Opfer einer Verbesserung fähig. Die Fläche hat 80 Qu., die mittlere Region 300 und die obere mit Rasen bekleidete 280. In der Fläche ist das Eigenthum bis zum Uebermaße vertheilt; und die Anstrengungen der kleinen Besitzer erzwingen hier Resultate, die in den beiden andern Regionen nur durch Intelligenz und große Capitalien zu erreichen seyn dürften.

Revue encyclopédique.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 246. 3 September 1829.

Eine Winterpartie in Canada. *)

Es war am Morgen des 10 Januar, als wir aufbrachen; der Tag begann zu dämmern und wir hatten ein hartes Stück Tagwerk vor uns, ehe wir eine menschliche Wohnung erreichen konnten; doch da half Alles nicht, wir mußten schon daran glauben. Die Führer schienen heute ungewöhnlich bedenklich; und statt daß sie unbekümmert vorauseilten, wie bisher, und es uns überließen, ihnen nachzukommen, so gut wir konnten, wobei sie immer murrten, wenn sie warten mußten, bis die Gesellschaft wieder beisammen war, mäßigten sie ihre Schritte, und wir gingen dicht hinter einander. Wir hatten noch keine halbe Stunde zurückgelegt, als sie uns vorschlugen, mit dem Vorangehen abzuwechseln. Augenscheinlich wollten sie für den Fall, daß das Eis bräche, die Ehre des Vortritts mit uns theilen. Sie stellten es uns so vernünftig vor, daß wir die Ehre nicht abzulehnen vermochten; und es wurde demnach ausgemacht, je nach einer halben Stunde einander abzulösen. Die Aufgabe, den Weg bahnen zu müssen, erschwerte die Anstrengung des Gehens sehr und ließ keinen andern Gedanken aufkommen, als den Gedanken an die Hoffnung der baldigen Wiederbefreiung. Denn der Hintermann tritt zugleich bequemer in die großen Fußtapfen, die der Vordermann mit seinen Schneeschuhen eingedrückt hat, als dieser in den ungebahnten Schnee.

So mühseten wir uns ab, nicht achtend der Gefahr: denn die Tiefe des Schnees auf dem Flußbett erlaubte uns nicht, unsern Weg vorsichtig zu wählen. Die Führer gaben von Zeit zu Zeit die Richtung an, so wie sie auf die Sicherheit des Eises rechnen zu dürfen glaubten, und war die Linie einmal bestimmt, so hatten wir Nichts zu thun, als rüstig voranzuschreiten und uns auf unsre guten Sinne zu verlassen. Um fatalen Stellen auszuweichen, nahmen wir oft weite Umwege, ohne daß wir jedoch der Gefahr eines Eisbruchs uns dadurch überhoben hätten. So ging es schwerfällig und träge fort, selten wurde ein Wort gesprochen, außer am Ende der halben Stunde, wo man sich ablöste. Aber damit hatte die Noth ihren Culminationspunkt noch nicht erreicht; die ungewöhnlich schwarzen Wolken, die seit dem Morgen schwer niederhingen, kündigten einen nahen Schneesturm an, und Einer von der Gesellschaft, ein junger Canadier von athletischer Gestalt, klagte über eine Lähmung in seinem Knie, das sehr geschwollen war und ihm große Schmerzen verursachte. Mittlerweile wurde die Wolke immer schwärzer und schwärzer, bis sich ein ungeheures Schneegestöber entlud, das ein heftiger Wind uns gerade in das Gesicht jagte, wodurch die ungewohnte Stellung des Körpers in den Schneeschuhen noch mehr erschwert wurde, so daß wir uns kaum aufrecht halten konnten; das dumpfe Heulen des Sturms über die unermeßliche Schneewüste machte die Scene noch furchtbarer; mit der trostlosen Aussicht auf Erstarrung und Hunger, jeder in Gedanken die Unmöglichkeit vor sich, diese Nacht den Ort unsrer Bestimmung noch zu erreichen, zog die Gesellschaft in düsterem Schweigen ihren einsamen Pfad.

Aber dem Sturm und dem Wetter trotzte die wirklich erstaunenswürdige Kraft der beiden Canadier; mit vorgebeugtem Körper und den Kopf in den Rockkragen gesteckt, wanderten sie unverdrossen ihren Paß, als nach einem Marsch von etwas über sieben Stunden der Schneesturm zu einer solchen Wuth anschwoll, daß es nicht mehr menschenmöglich schien zu widerstehen. Der Wind blies jetzt mit dem Ungestüm des Orkanes. Wir sahen einander nicht mehr auf zehn Schritt; die Schneefläche, über die wir gingen, wogte wie eine wildbewegte See. Vom Winde je und je im Wirbel gefaßt, wurden wir in so dicke Wolken gehüllt, daß es uns wirklich war, als ob wir ersticken müßten. Wir machten insgesammt Halt: die Canadier erklärten, an ein Weitergehn sey nicht mehr zu denken; zum Glück lag der Wald in der Nähe, wo uns die Fichten ihre dunkeln Zweige gastlich entgegen streckten. Die Scene, obwohl sie sich nun veränderte, blieb deshalb nicht weniger furchtbar: das Krachen der Bäume, die zu Boden stürzten, und das Knarren der Aeste, die der Sturm zauste und schüttelte, daß sie borsten, brachte schauerliche durchdringende Töne hervor; allein es war keine Zeit zu verlieren mit Betrachtungen: Wärme und Obdach thaten vor Allem Noth, daran hing das Leben; hier galt es wieder die Kunst und Arbeit der Canadier, die nicht ermangelten, eine kraftvolle Probe davon abzulegen. Mit Hülfe ihrer kleinen leichten Aexte hatten sie in wenigen Minuten einen stattlichen Ahorn der Erde gleich gemacht, inzwischen räumten wir mit Stücken Rinde, die wir von

*) Head's Diary.

den gefallenen Bäumen losrissen, an einer Stelle im Viereck den Schnee weg; die faserige Borke von der weißen Ceder, die man in der Hand zerrieb, diente zum Zündstoff, mittelst dessen bald ein Feuer angeblasen war. Als dieß brannte, warf man die weiche Seide der Rinde und dann die Rinde selbst hinein, deren harzige Materie die Flamme bald in volle Thätigkeit setzte, daß sie lustig auflohderte und eine stolze Rauchsäule aus dem Holzstoß, den wir durch unablässiges Zuwerfen von neuen Klötzen aufthürmten, hoch über die Wipfel der Bäume sich emporwand.

Nachdem wir über unsern Häuptern aus Tannen-Aesten eine Decke gebildet hatten, die uns wenigstens theilweise gegen den Schnee schützte, der noch immer in reichen Flocken fiel, setzten wir uns nieder, die Füße gegen das Feuer gekehrt, und so genossen wir alle Bequemlichkeiten, die wir in unsrer Lage erwarten konnten. Eine Seite unsers Vierecks begränzte ein großer Baum, der queer herüberlag; neben diesem war unser Feuer angemacht; ein anderer großer Baum stand auf der entgegengesetzten Seite, gegen den ich meinen Rücken gekehrt hatte; und da dieser alt und abgestorben war, so arbeitete ich eine Oeffnung hinein, die ich mir zu einer guten Herberge einrichtete. Rings umgab uns eine fünf Fuß hohe Mauer von Schnee, die ungeachtet der mächtigen Esse in der Mitte kein Haar breit wich.

Die Canadier die sich mit Lebensmitteln besser versehen hatten, als ich, kochten sich eine Kraftbrühe in einer kleinen Pfanne; ich hatte darauf gerechnet, daß ich unter Wegs Gelegenheit finden würde, mir das Nöthige anzuschaffen, ohne die Entfernung von dem civilisirten Theil der Provinz zu bedenken, in dem wir reisten, wo die Einwohner, wenn sie auch für sich genug haben, doch nicht im Stande sind, davon an Andere abzugeben. Nun mußte ich zusehen, wie die Führer die schönsten Bissen frischen Fleisches mit den Fingern aus dem Napf heraus-langten und es freigebig mit meinem Diener theilten, während ich Nichts hatte als ein Stück gesalzenes Schweinefleisch, das ich an einem Haken röstete. Die guten Bursche, die meine magere Kost bemerkten, luden mich zu ihrer Mahlzeit ein, was ich jedoch ablehnen zu müssen glaubte. Mein Diener, weniger skrupulös, fuhr besser. Um mich für ihre gute Gesinnung dankbar zu bezeugen, ließ ich ihnen eine tüchtige Portion von meinem Whisky zukommen, der auch seine Wirkung nicht verfehlte; so daß sie sich recht behaglich fühlten, die Pfeifen ansteckten und fort rauchten, bis Einen um den Andern der Schlaf übermannte und zuletzt die ganze Gesellschaft schnarchend vor mir lag.

Das Schneien hörte nicht auf und der Schnee stürzte massenweise herab. Unser ungeheures Feuer hatte mich indessen so vollkommen erwärmt, daß ich von meiner Büffelhaut erst Gebrauch machte, als ich mich schlafen legte und hätte mich nicht im Anfange der Rauch etwas genirt und die Funken, die, wo sie hinfielen, Löcher in meine Kleider brannten, ich würde mich verhältnißmäßig ganz behaglich befunden haben. Lang saß ich da, eine Bettdecke über die Schultern geworfen und blickte sinnend auf das Schauspiel, das für mich eben so neu als furchtbar war. Diese glanzvoll emporsteigende Flamme, diese halbüberschneiten schlafenden Männergestalten, der wild durch die Bäume rauschende Wind, diese Bäume selbst mit ihren majestätischen Formen, die uns auf einer Seite überschatteten, und dieses Feuer, das einen düstern Schein durch den Wald verbreitete, während es die nächsten Gegenstände mit der Helle des Tags übergoß — in diesen ganzen großartigen Anblick versunken, hielt ich mich wach, bis es fast Mitternacht war. Ein feierlicher Eindruck, den ich keinen melancholischen nennen könnte, bemächtigte sich gewaltsam meiner Seele. Das Vergnügen der Erinnerung an die überstandenen Beschwerden reichte hin, den Gedanken an die Zukunft mit freudigem Vertrauen zu beleben, und diese Betrachtung war es vielleicht, was mich zugleich ernst und heiter stimmte. Ferne Bilder traten vor meinem Geist, ich gedachte vergangener Zeiten, da sanken meine Augen wieder unwillkürlich auf die zuckenden Funken, die jetzt, leicht über die Gipfel der Bäume aufflackernd, einen Augenblick an Lichtglanz mit den Sternen wetteiferten und dann verschwunden waren für immer. Der Schlaf überwältigte mich, ich wickelte meine Büffelhaut um mich und genoß mehrere Stunden lang einer gesunden ununterbrochenen Ruhe. Ich schlief fest bis Tagesanbruch und als ich erwachte, war die ganze Gesellschaft bereits auf den Beinen. Das Schneien hatte aufgehört, den Himmel verhüllte kein Wölkchen und eine starke Kälte hatte sich eingestellt. Die Führer mahnten zum Aufbruch.

Das Hof-Journal.

Siebente Skizze.

Ludwig XIV auf seinem Todtenbette.

(Schluß).

Schon lag der König in den letzten Zügen, als einige Quacksalber in der Hoffnung, dabei ihr Glück zu machen, sich anerboten, ihn zu retten. Der erste war ein alter Mann, in Sandalen und mit einem langen Barte. Er gab vor, er sey aus dem heiligen Lande gekommen, in der Absicht, dieses Wunder zu wirken; aber durchaus weigerte er sich, sein angebliches Heilmittel anders, als in Gegenwart des Königs vor zu zeigen. Endlich gestand er, seine Wunderkraft bestehe in einer Phiole mit zwei Tropfen Blutes, das an dem Kreuze des Erlösers gesammelt worden sey, doch wollte er seine köstliche Reliquie Niemanden zeigen, sondern sagte, er werde dem Könige erst die Hände auflegen und dann damit einen Versuch machen. Man sendete ihn zu Fagon, dessen Glaube an Reliquien auf eben so schwachen Füßen stand, als sein Vertrauen auf Wunder.

„Auf jeden Fall, ehrwürdiger Vater, sagte er zu dem Anachoreten, werdet Ihr Euer heiliges Mittel anwenden dürfen; aber zuvor laßt mich untersuchen, ob Euer Fläschchen kein Gift enthält."

„Heiliger Gott, welch' ein Gedanke! Ich schwöre Ihnen, daß, wenn anders der König mit keiner Todsünde belastet ist" —

Digitized by Google

„Ich zweifle keinen Augenblick an der Wirksamkeit Eurer Wundertinktur, aber sehen muß ich sie doch vorerst."

Der heilige Mann zeigte Fagon eine Flasche, die mit den Wappen St. Peters versiegelt war. „Teufel!" schrie der Doktor, „Euer heiliges Blut ist verdammt schwarz."

„Sie müssen bedenken, daß es sich seit sechzehn hundert Jahren in der Flasche befindet."

„Die Flasche selbst ist auf keinen Fall so alt; denn sie sieht einem Meßkännchen so ähnlich, wie ein Ey dem andern."

Und somit erbrach Fagon äußerst kaltblütig die wundervolle Phiole zu großem Verdruß des frommen Einsiedlers. „Ehrwürdiger," sagte er, nach einer kurzen Untersuchung, „das ist kein Blut Gottes, sondern Dinte."

Der Pater Letellier war sehr aufgebracht über diese Betrügerei und der Wundermann wurde nach Saint-Pierre-en-Seize ins Gefängniß geschickt.

Ein anderer Quacksalber, der sich einen deutschen Doktor der leipziger Facultät nannte und mit Chemie abgab, wurde von Madame empfohlen. Er wurde nach einander der Frau von Maintenon, dem Pater Letellier, dann Fagon, dem Cardinal von Rohan und zuletzt dem Leibarzt Marechal vorgestellt. Man lachte ihm in's Gesicht und wies ihn überall zurück. Der Eine nannte ihn einen Marktschreier, der Andere einen Herenmeister; der Eine schalt ihn einen Narren, der Andere einen Galgenstrick. Marechal, obgleich er überzeugt war, daß der König nicht länger als noch einen Tag leben würde, fragte den Wunderdoctor, was er ausrichten zu können glaube?

„Ich besitze zwei Elixire," war die Antwort, „das eine wird des Königs Appetit wieder herstellen, denn Sie wissen, daß er die ganze vergangene Woche Nichts gegessen hat. Das zweite wird dem Brande Einhalt thun und denselben vielleicht ganz heilen."

„Ich habe keinen Glauben an das, was Sie sagen," erwiederte Marechal, „indeß ist bei Ihrer Probe Nichts mehr zu wagen."

Der König willigte ein, das erste Elixir zu nehmen, das auch in der That eine wundervolle Wirkung hatte. Seine Eßlust kehrte zurück, und er ließ es sich so wohl schmecken, wie nur im besten Wohlseyn. Schon glaubte man ihn außer aller Gefahr, und das mißtrauige Gesicht des Herzogs von Maine schien das Gerücht von der Genesung des Königs zu bestätigen.

„Wartet nur bis morgen," sagte Marechal kopfschüttelnd. Indeß das Gerücht dauerte fort und die Hofpoeten sangen bereits dem Himmel ihre Dankhymnen.

Der Herzog von Orleans, der von einem Heer allzufrühzeitig glückwünschender Besuche umlagert war, stand fast zwei Tage lang verlassen. Dieß kränkte ihn tief und er schwur, dessen eingedenk zu seyn. Wenn der König noch einmal mit so gutem Appetit speist, sagte ich zu ihm, so werden Sie ganz und gar vergessen seyn. Frau von Maintenon, die sich nach Saint-Cyr zurückgezogen hatte, kehrte mit verjüngter Hoffnung zurück; und Massillon sagte zu mir mit einer verdrießlichen Miene: „Was für eine glänzende Leichenrede geht mir verloren!" „Nun, antwortete ich, wir büßen dabei noch Mehr ein."

Als am folgenden Tag der deutsche Charlatan mit seinem Elixir gegen den Brand sich zeigte, verschloß man ihm die Thüre vor der Nase und überhäufte ihn mit Verwürfen, Drohungen und Verwünschungen. Der König hatte nämlich eine äußerst unruhige Nacht gehabt und nach seiner Familie gesendet, die sich auch unverzüglich an seinem Bette versammelte. Alle Prinzen und Prinzessinnen waren zugegen, die verwittwete Frau von Conti und die Prinzessin von Vandom ausgenommen, welche eine Unpäßlichkeit vorschützten, um nicht Zeuge von den letzten Augenblicken des Königs zu seyn. Frau von Maintenon betete einen Rosenkranz mit gewaltigen Paternostern. Der König hatte seine Worte an den Dauphin und den Herzog von Orleans gerichtet. Er bemerkte den Herzog von Maine, der auf die Seite getreten war und mit der Hand sein Lächeln zu verbergen suchte. „Derjenige, welchem die Sorge für die Erziehung des künftigen Monarchen anvertraut ist," sagte der König mit ernster und nachdenkvoller Stimme, „ist dafür Gott und den Menschen verantwortlich. Ich beschwöre Euch alle, wacht über das verwaiste Kind." Die Augen des Königs füllten sich mit Thränen. „Meine Tochter," sagte er zur Herzogin von Orleans, „mißbrauchen Sie Ihre Macht nicht zum Nachtheile Ihrer Schwestern, welche nach meinem Tode vielmehr Ihrer Unterstützung bedürfen werden."

„Madame," nahm er wieder das Wort, indem er sich an die Herzogin von Maine wendete, „gehorchen Sie Ihrem Gemahl, der so sehr einer klugen und tugendhaften Leitung bedarf."

Bei diesen Worten schossen die Herzogin und die Frau von Maintenon zornfunkelnde Blicke auf einander. Ludwig XIV aber fuhr fort seine Ermahnungen an seine außerehelichen Töchter zu richten, indem er sagte: „Ich empfehle Euch vor Allem Einigkeit."

„Ja; Sire, ich werde Ihnen gehorchen," antwortete Madame, in der Meinung, daß diese Worte an sie und Frau von Maintenon gerichtet seyen.

„Madame," entgegnete der König. „Diese Aufforderung hat nicht Ihnen gegolten; ich weiß, Sie handeln nach vernünftigen Grundsätzen. Ich sprach zu diesen Prinzessinnen, welche nicht so viele Einsicht haben, als Sie."

„Ach Sire," erwiederte Madame, „schonen Sie mich."

„Gott hat mir verziehen," fuhr der König fort, „und Pater Letellier, dem ich gebeichtet, mir zweimal die Absolution gegeben. Ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht vergessen werden, denn als König liebte ich Sie zärtlich und Sie sind eben so tugendhaft, als die andern verdorben."

„Madame," unterbrach ihn hier Frau von Maintenon, vor Aerger über und über im Gesichte glühend, „gehen Sie! Diese Bewegung greift den König zu sehr an. Gehen Sie!" Somit zog sie dieselbe aus dem Zimmer und sagte dann in einem besänftigenden Tone: „Glauben Sie ja nicht, Madame, daß ich jemals Etwas gesagt habe, um Ihnen in der guten Meinung des Königs zu schaden."

„Ach," antwortete Madame schluchzend, „davon kann in diesem traurigen Augenblick nicht die Rede seyn." Sie wendete sich

rasch, um weg zu gehen und stieß auf Fagon, der gerade aus den Zimmern des Königs trat.

„Nun, nun, Madame," sagte der Doktor, „werfen Sie mich nur nicht über den Haufen."

„Wie befindet sich jetzt der König?" fragte sie. „Auf dem Weg nach der andern Welt" sagte er und stürzte hinaus.

Am 1 September hatte der Brand das Herz des Königs ergriffen und er litt den qualvollsten Todeskampf.

„Ich glaube," sagte er, „eine ungewöhnliche Veränderung ist in mir vorgegangen."

„Diese Krisis," antwortete Fagon, „kann von dem glücklichsten Erfolg begleitet seyn."

„Nein, nein, ich fühle meine Nerven sich zusammenziehen. Ist heute nicht Donnerstag, Marechal?"

„Ja, Sire."

„Pater," sagte hierauf Ludwig XIV, ich bitte Euch, ein de profundis."

Der Beichtvater kniete vor dem Bette nieder, desgleichen alle Anwesenden. Der König faltetete die Hände und stimmte andächtig in das Gebet ein. Plötzlich hörte man ein lautes Gelächter, und der Geistliche hielt inne. „Fahret fort, ich bitte," sagte der König, indem er seine Bewegung unterdrückte, aber Thränen glänzten in seinem Auge. Als das de profundis zu Ende war, schickte er Hrn. von Villeroi hinaus, um zu erfahren, wer so aus vollem Halse gelacht habe. Als Hr. v. Villeroi wieder zurück kam, sagte der König: „Sie hätten doch den Herzog von Maine bitten sollen, erst zu warten, bis ich todt bin, bevor er seine Freude so laut werden läßt." Der Eintritt der Frau von Maintenon unterbrach diesen edelmüthigen und schonenden Vorwurf. Sie bemerkte das erlöschende Auge des Königs und wurde Anfangs von ungeheuchelter Rührung ergriffen. „Madame," sagte der König, „ich hielt es für schwerer zu sterben." Das schallende Gelächter wiederholte sich. Frau von Maintenon wechselte die Farbe. Jemand stand auf, um diese höchst unzeitige und unanständige Fröhlichkeit zu rechtweisen, aber der König rafft seine letzte Kraft zusammen, um noch einmal zu sprechen und befahl, darauf keine Rücksicht zu nehmen. „Es ist der Herzog von Maine," fügte er hinzu, „obgleich es der Hr. von Villeroi nicht zu sagen getraute; aber da ich am Sterben bin, verzeihe ich ihm; und selbst wenn ich nicht am Sterben wäre, würde ich ihm vergeben." Die Bedienten machten ihrem Schmerz durch Thränen und Seufzer Luft und die Priester fuhren in ihren Gebeten fort. „Was meint Ihr?" sagte der König. „Hieltet Ihr mich für unsterblich?" —

Dieß waren seine letzte Worte. Frau von Maintenon wurde hinweggebracht, um ihr den schmerzlichen Anblick des Verscheidenden zu ersparen. Eine convulsivische Bewegung endigte sein Leiden. Marechal legte seine Hand auf das Herz des Königs. Die Gebete wurden einen Augenblick unterbrochen und das Geschrei: „der König ist todt" hallte im Palaste wieder.

Ich wandelte auf der Gallerie umher, die zu den Gemächern des Königs führt, um die Neuigkeiten zu hören und studirte die Gesichter Aller, denen ich begegnete. Ich war Zeuge von dem ärgerlichen Auftritt des lauten Lachens des Herzogs von Maine gewesen, der sich mit Antin unterhalten hatte. Massillon nicht minder ungeduldig, als ich, hielt sich zunächst an die Thüre des königlichen Schlafgemaches. Er schien Begeisterung für seine Leichenpredigt zu suchen.

„Der König," sagte er zu mir, „erwartet sein herannahendes Ende mit bewundernswürdiger Festigkeit und Seelenruhe."

„Der Tod ist Nichts", erwiederte ich ihm. „Für einen König, der vor den Augen der Welt stirbt, ist es ein Akt seiner königlichen Würde."

Als der Tod des Königs bekannt wurde, stürzten wir in das Gemach, das mit betenden Geistlichen und weinenden Bedienten angefüllt war. Fagon und Marechal untersuchten den Körper. Die Gesichtszüge des Verblichenen waren kaum mehr kenntlich und schienen mir sehr zusammengeschrumpft.

„Da habt Ihr es," sagte Fagon. „Das Wunderelixir, das man dem König gegeben hat, war das reinste Gift. Man kann sich anders diese fürchterliche Veränderung nicht erklären. Der Leichnam ist zum Wenigsten um einen halben Kopf kleiner."

„Wäre es nicht besser gewesen," fügte Marechal hinzu, „man hätte der Krankheit ihren ruhigen Verlauf gelassen?"

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen, während dessen Massillon mit feierlicher Würde zu den sterblichen Resten Ludwigs des Großen hinschritt. Er hob seine Hände zum Himmel, und indem er seine Augen in tiefem Sinnen auf den Verblichenen gerichtet hielt, rief er mit einer donnerähnlichen Stimme aus: „Meine Brüder, Gott allein ist groß!" Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck diese erhabenen Worte machten; ich für meine Person fühlte es durch das innerste Mark meiner Gebeine frösteln und viele Anwesenden warfen sich mit dem Gesicht auf den Boden. So begann Massillon auch seine Leichenrede auf Ludwig XIV; die Worte: „Gott allein ist groß" galten mehr als alle Beredsamkeit.

Brittische Niederlassung auf der Insel Melville in Australien.

Die brittische Niederlassung auf der Insel Melville, von der man die Herstellung eines freundschaftlichen Verkehres mit den benachbarten Malaienstämmen erwaetete, scheint diesem Zwecke nicht entsprochen zu haben, und soll demnach in Kurzem verlassen werden. Port Cockburn, wo die Hauptniederlassung angelegt wurde, liegt völlig außer dem Wege der Malaien; und die ganze Insel ist so unfruchtbar und in jeder Beziehung so ungünstig gelegen, daß an irgend einen Ersatz der Kosten der Anlage und Unterhaltung der Colonie nicht zu denken ist. Den einzigen Vortheil, der seit den vier Jahren ihres Bestehens von derselben gezogen wurde, brachte der Trepang-Handel; und dieser ist so unbedeutend, daß er die Ausgaben und Kosten der Colonie auch nicht während eines einzigen Monats deckt. Ueberdieß sind die Eingebornen so feindselig gesinnt, daß die Colonisten sich kaum einige hundert Schritte in die Wälder hineinwagen dürfen, ohne, wenn sie nicht in zahlreicher Gesellschaft und mit Feuerwaffen versehen sind, einen Angriff befürchten zu müssen.

Sydney Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 247. 4 September 1829.

Die Jesuiten in Großbritannien *).

Die Kollegien der Jesuiten waren in letzter Zeit in England vielfach zur Sprache gekommen, und die Gesetzgebung ward dringend aufgefordert, diese Quellen des Katholicismus zu verstopfen. In die neuliche Parlamentsacte ist eine Clausel aufgenommen, welche, obgleich von keinem practischen Belang, zeigt, daß die Regierung nöthig fand, den zeitigen Vorurtheilen gegen die Jünger des h. Ignatius ein Opfer zu bringen. „Kein Jesuit darf in Zukunft dieses Königreich betreten!" Wie will man aber Jemand dieses neugeschaffnen Verbrechens überweisen? — wie den Thatbestand herstellen, daß Einer wirkliches Mitglied dieses Ordens ist? Die Gesellschaft Jesu wird sich durch diese legislativen Maßregeln nicht abschrecken lassen, ihren Weg zu verfolgen; ja nach der Erfahrung eines mehrjährigen Aufenthalts unter denselben glaube ich nicht einmal, daß sie den wohlthätigen Resultaten der Emancipation Eintrag thun werden. Ich habe mehrere Hauptmitglieder dieser anrüchigen Körperschaft schon sehr früh kennen gelernt, und mir, einem Freunde bürgerlicher wie religiöser Freiheit, scheinen sie durchaus unschädlich. Meine Absicht ist jedoch nicht, eine Apologie derselben zu schreiben, sondern einige Nachrichten von dem zu geben, was ich während meines Aufenthalts auf zweien ihrer Schulen zu sehen und zu beydachten Gelegenheit hatte.

Als wäre es erst gestern gewesen, so hell erinnere ich mich jenes schönen Abends, da ich meine Heimat an den Ufern der Suir verließ und mich auf meinem Wege nach der Schule in dem Hafen von Waterford nach Bristol einschiffte. Es gehört kaum zur Sache, aber ich kann nicht umhin zu einer Scene zurückzukehren, die sich mir tief ins Gedächtniß eingeprägt hat, und welche sich in meine Träume von der Vergangenheit oft mit melancholischem Wohlgefallen eindrängt. Es giebt nicht leicht einen so malerischen Fluß, als die Suir (von Spenser besungen) bei ihrem Ausfluß in die See bei Waterford. Sie ist breit, tief und für Schiffe von jedem Tonnengehalt zugänglich und zu beiden Seiten von reich übergrünten Höhen umrandet, auf denen prachtvolle Häuser inmitten von lieblichen Lusthainen von dem reißend schnellen Wachsthum des Wohlstands und der Gesittung in diesem Theile von Ireland zeugen. Wie oft stand ich an ihren Ufern, wenn die Glocken der Stadt, deren Rauch sich zur Goldwolke über dem herrlichsten Sonnuntergange wölbte, den Tod des scheidenden Tages verkündeten! Wie oft hing mein Auge an dem glänzenden Spiegel des hohen überschwellenden Wassers mit dem Wald von Masten, den die weißen Segel, von mäßigem Winde gefüllt, dem Lande entführten; wie oft verfolgte es die hohen, stattlichen Wassergebäude durch die stille Natur in ihrer gleichen, majestätischen Bewegung nach dem Meere!

Das Gesumme der Stadt zur Rechten — deren lustige Thurmspitzen gleich Riesenpfeilern an den Himmel emporstrebten; das dumpfe Gebrüll des Ozeans über die jenseitigen Hügel von der Bai von Tramore her; nächst vor mir die anmuthigen Forste von Faithleg und der stattliche Edelsitz der Barton, (protestantischer Patrizier, die seitdem dem modernern, reichen Geschlechtern gewichen sind) zur Linken der prachtvolle Sitz eines andern Zweiges desselben mächtigen Stamms — Snowhill; und in der Ferne die drei Flüsse, Suir, Nore und Barrow stolz sich vermählend; — die Ruinen der alten Abtei Dunbrody, über das Ganze die feierliche Färbung der Religion und des Alterthums verbreitend, und durch die seltene Schönheit ihrer Umgebung beurkundend, daß die Franciskaner der Urzeit, die diese lieblichste Lage zu ihrem Kloster erkoren und seit Jahrhunderten in dem Schoße dieser üppig überwachsenen Kirchhöfe ruhen, als sie dem Grös und Gewirre der Welt entflohen, nicht auf jene unschuldigen, heiligen Genüsse der Natur verzichteten — oft hatte ich mich voll Bewunderung in den Anblick dieser herrlichen Landschaft verloren, in deren Umfang ich geboren war; nie aber fühlte ich so ganz ihre Lieblichkeit, als da ich aus ihr schriden und lange, lange nicht mehr in sie zurückkehren sollte.

Doch hievon schon übergenug! — Das Schiff lief in die See, ich landete zu Bristol, und mit einem französischen Geistlichen, dem Abbé de Grimeau, meinem bisherigen Lehrer, fuhr ich nach London. Wir stiegen in dem Schwanen mit zwei Hälsen ab, und nachdem wir die Instrumente zur Folter guter Protestanten in dem Tower und die Merkwürdigkeiten in Exeter Change gesehen, eröffnete mir der Abbé, daß er mich jetzt nach Kensington House (einem Collegium der unter dem Namen „Väter des Glaubens" in England angesiedelten französischen Jesuiten)

*) The New Monthly and London Magazine, August 1829.

zu bringen habe; worauf er nach Languedoc, von wo er während der Revolution verbannt worden war, vom Heimweh getrieben, zurückkehren wollte. Wir reisten also nach Keusington House; es war ein großes altväterliches Gebäude, nach dessen Innerem man durch ein großes eisernes, mit ostigen Blumen und anderen fantastischen Figuren verziertes Thor gelangte, das überhaupt manche Spuren erloschenen Glanzes an sich trug, denen man es ansah, daß es einst der vornehmen Welt angehört hatte; wie ich später erfuhr, wohnte einst eine Mätresse Karls II daselbst. In einem schönen Baumgange, der hinter dem Gebäude über den Spielplatz hinlief, schaukelten sich französische Knaben, und im Augenblicke, da ich eintrat, drang wie das Geschrei mehrerer hundert kleiner Emigranten in's Ohr, welche, sich auf verschiedene Weise ergötzend, lärmten, lachten und sich mit aller Geläufigkeit ihrer Muttersprache vernehmen ließen. Ich hörte kein Wort englisch und sah mich mit einem Mal mitten unter die Jugend eines französischen Collegiums versetzt. Nach diesem Vorschmack von dem munteren Wesen dieser Schuljugend führte mich mein Begleiter in ein wohlaus getäfeltes Zimmer mit verschossener Vergoldung, wo ich den Vorsteher dieser Anstalt in der Person eines französischen Barons, des Monsieur le Prince de Broglio, fand. So jung ich war, so entging mir doch der seltsame Kontrast zwischen der Beschäftigung und dem Namen dieses Herrn nicht. Ich sah in ihm einen kleinen, schlanken, wohlgestalteten Abbé mit schiefer Stirn, auf welcher die wenigen Haare zierlich geordnet, wohl gepudert und pomadisirt waren. Um seinen Mund schwebte stets ein sanftes, feines Lächeln, voll Freundlichkeit, wiewohl nicht ohne einen Zug der den Schalk verrieth, was ihn aber nicht hinderte, im besten Sinne des Wortes liebenswürdig zu seyn. Das schwarze Kleid, das seiner wohlgebauten Gestalt wie angegossen anlag, die seidne Weste und die schwarzseidnen Strümpfe nebst den kleinen Schuhen mit silbernen Schnallen gaben ihm ein glattes, fast stutzerhaftes Ansehen. Der Sohn des berühmten Maeschall Broglio stand also dieser Schule vor, aber trotz seiner bescheidenen Beschäftigungen ward er noch von jedem Knaben Monsieur le Prince betitelt.

Der Prinz, jetzt in bester Form Schulmeister (denn er verdiente sein Brod damit) hatte alle Manieren und Attitüden des ehemaligen Hofs von Versailles und gab mir ein treues Bild jener „guten alten Zeit." Er begrüßte meinen französischen Begleiter aufs Zärtlichste und als er hörte, daß er im Begriff war, nach Frankreich zurückzukehren, rief er ein „Helas!" während der Erinnerung an „dieses schöne Frankreich", das er nie wieder zu sehen meinte, Thränen seine Augen füllten. Er hieß mich willkommen. Nach diesen Einführungspräliminarien nahm mein Lehrer Abschied; indem er mich noch der Fürsorge des Vorstehers angelegentlich empfahl. Der Prinz ging mit mir in die Schulstube und wies mir ein Pult an neben dem Sohn des Grafen Decaz, der sich inzwischen, wie ich höre, zu hohen Ehren an dem französischen Hofe emporgeschwungen hat. Sein Vater gehörte zu dem hohen Adel; an seinem Sohne aber konnte man derzeit noch keine Spur von edler Abkunft entdecken. Er war ein großer plumper Bursche mit vollem dorstigem Haar, das er nie kämmte, mit schmierigem, verschwitztem Gesicht, der einen solchen Widerwillen gegen Wasser und Seife hatte, daß er sich gewiß nicht mehr als einmal die Woche dem Abwaschungsprozeß unterwarf. Mit sauerköpfischer, grämlicher Abgeschlossenheit studirte er Mathematik, wofür er ziemlich viel Talent besaß. Und nun soll dieser Sohn der Mephitis einer der zierlichsten, geschmeidigsten Höflinge geworden seyn, der von den lieblichsten Wohlgerüchen duftet. Zur andern Seite saß neben mir ein junger Franzos aus Martinique, Namens Devarieux. Die Schule wimmelte von Kindern französischer Pflanzer, die über Meer geschickt wurden, um unter Flüchtlingen der Revolution Englisch zu lernen. Er war ein ausnehmend hübscher Bursche, in seinem ganzen Benehmen das gerade Gegentheil von dem Grafen zu meiner Linken, und ein gut Theil seiner Studirstunden brachte er mit der Betrachtung eines kleinen Taschenspiegels und dem Ordnen seines üppigen, schwarzen Lockenhaars zu, dessen ambrosisch duftende Fülle ihm über den Nacken hinabwogte.

In dem Charakter der französischen Westindier zeigte sich eine sonderbare Mischung von Eitelkeit und Fantasterei, Leidenschaftlichkeit und Edelsinn; mit den angestammten Attributen ihrer Vorväter vereinigten sie Viel von der Heftigkeit und der habituellen Herrschsucht, die die heiße Sonne und die westindische Sclavendressur erzeugen. Im Allgemeinen amalgamirten sich die Kinder der französischen Emigranten gerne mit diesen Creolen: — freilich gab es einige wesentliche Differenzpunkte; die französischen Westindier waren alle reiche Roturiers, und die kleinen Emigranten hatten ihre Adern voll des besten Bluts von Frankreich, und keinen Heller in den Taschen. Aber in einem Punkte trafen sie zusammen — sie haßten alle England und dessen Regierung. Dieser Abscheu ließ sich bei den westindischen Franzosen gut erklären; aber auffallen mußte es, daß die Knaben, deren Eltern die Revolution aus Frankreich vertrieb, denen England Schutz und Brod gewährte, die alte Nationalantipathie unvermindert beibehielten. So oft die Nachricht von einem neuen Siege Bonaparte's kam, gerieth die ganze Schule in Aufregung, und unvergeßlich bleibt mir das Freudlocken, womit die Söhne Enthaupteter oder Verbannter den Triumph der französischen Waffen, die Demüthigung Großbritanniens, feierten. Ein Knabe besonders, dessen Züge und Gestalt ich nie vergesse — er war ein kleines, weiches Geschöpf, mit einem Gesichtchen, wie aus Wachs gformt; sein blondes Haar fiel ihm in Löckchen über das Gesicht, und das seltene Ebenmaß seiner Züge hätte das schönste Modell zum Bild eines Amors gegeben. Er hatte einen kränklichen, melancholischen Ausdruck, gesteigert durch die Leiden seiner Familie und das Gefühl seines Unglücks. Sein Vater, ein französischer Edelmann, war in der Revolution umgekommen, und seine Mutter lebte in einer ärmlichen Hütte in London; den Sohn hatte der Prinz bloß aus Mitleid aufgenommen. Der arme Kleine war durchaus Franzose, und so oft das Land, in welchem seines Vaters Blut geflossen war, eine neue Eroberung machte, oder Oesterreich oder Preußen aus dem Felde schlug, überflog seine blasse Wange die hektische Röthe der Begeisterung, und er brach über die Verherrlichung Frankreichs und die Demüthigung Englands in Freudlocken aus. Diese Gesinnung

beherrschte indeß mehr oder weniger alle französischen Knaben, und gab einen unzweideutigen Beweis von der Ihrer Väter. Diese kamen öfters auf Besuch. Ueberhaupt sah man alle die ausgewanderten Edelleute, die in England lebten, oft in Kensington-House, das sie als eine Art Sammelplatz betrachteten. Die Elasticität ihres Rückens, die häufigen, geräuschlosen und regelmäßigen Bücklinge und das beständige Lächeln auf ihren gefurchten, ausgemagerten Gesichtern, selbst die Eleganz ihres Anzugs, die sich auch an ihren abgebürsteten Röcken nicht verbarg, ließen in den Herren, welche die kleinen Marquise und Grafen umarmten, alte Höflinge erkennen.

Ich wohnte einmal einer höchst merkwürdigen Scene bei. Monsieur besuchte eines Tags mit einem großen Gefolg französischen Adels den Prinzen Broglio. Die ganze Schuljugend war zu seinem Empfange in dem Hintergrund der Flucht einer Steintreppe aufgestellt, die von dem Hauptzimmer auf den Spielplatz führte; an den Glasthüren oben an der Treppe erschien der künftige Monarch Frankreichs, und ward von uns mit einem lovalen „Vive le Roi!“ empfangen. Monsieur, der äußerst vergnügt über dieses Spektakel schien, trat sehr gnädig und herablassend unter die kleinen Getreuen, die Anfangs durch die Gegenwart des Grafen von Artois verschüchtert, durch seine Munterkeit und Güte bald mit ihm zutraulich wurden. Er fragte die Umstehenden um ihren Namen, und da er sie hörte und in den Knaben umher die Abkömmlinge der edelsten Familien Frankreichs erblickte, schien er merklich ergriffen. Einer *oder zwei* Namen mochten besonders schmerzliche Erinnerungen in ihm erwecken. „Helas! mon enfant!“ sprach er, als ihm eine Waise gebracht ward, und er neigte sich nieder, um das Kind eines Freundes zu liebkosen, der auf den Schaffoten der Revolution seinen Tod gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch einer englischen Dame auf dem Landsitze des Paschas von Egypten.

Auf einer schönen Straße, zu beiden Seiten mit Acacien und Sycamoren besetzt, deren schnelles Wachsthum bei der Fruchtbarkeit des Bodens mit der Ungeduld des Paschas Schritt hielt, welcher erst vor drei Jahren mit einem Streiche den früheren Maulbeerbaumgang niedergeschlagen hatte, kamen wir zu dem Schlosse Schubra, welches am Nil gelegen eine herrliche Aussicht über den Fluß und die Stadt hat. Das Aeußere des Gebäudes bietet eben nichts Merkwürdiges dar. Wir erstiegen eine Terrasse, die nur wenige Schritte ins Gevierte hatte, gingen durch eine rohe hölzerne Thüre, welche kaum für ein Hinterhaus paßte, und befanden uns in dem Audienzzimmer des Pascha. Es war mit Teppichen belegt und rund an den Wänden war eine Reihe von Kissen angebracht, von denen zwei an den Ecken mit Seide überzogen waren und die beiden Sitze bezeichneten, zwischen denen der Pascha nach dem Stande der Sonne wählte. Ueber eine niedere Leiste in der Thüre stiegen wir in ein kleines Gemach mit einem Bette auf dem Boden: es war sein Schlafgemach. Gewiß hatte nie ein Monarch weniger Luxus oder Pracht in seiner nächsten Umgebung.

Von hier kamen wir in die prächtigen Zimmer, welche für die erste Dame des Harems bestimmt waren. Das vornehmste in der Mitte bildete eine Art Achteck, mit drei Blenden, ganz mit Marmor ausgelegt. Von den vier schmalen Seiten des Octagons führten Thüren in vier kleinere Zimmer, mit prächtigen Divans und Kissen von Sammt und Goldbrocat versehen; und einige Marmorbäder beschlossen diese glänzende Zimmerreihe. Die Decken, von einem griechischen Künstler ausgeführt, waren hoch und gewölbt, mit goldenen Verzierungen und Gemälden, welche Landschaften oder Paläste und Colonnaden darstellten, geschmückt. Noch verschwenderischer war das Wohnzimmer der Sultana ausgestattet. Die Decke stellte eine ganze Reihe von Palästen dar, die mit ihren Colonnaden und Bogen auf das Strengste nach den Regeln der Perspective gemalt waren. Diese Gemächer wurden bis in die letzte Zeit von der verstorbenen Gemahlin des Pascha, der Mutter Ibrahim Paschas von einem früheren Gemahl, eingenommen. Ihr Glanz bildete einen auffallenden Gegensatz mit der Einfachheit derer, welche von dem Pascha selbst bewohnt wurden. Dieß veranlaßte einen meiner Freunde, mich zu fragen, ob ich durch einen so überzeugenden Beweis von der Galanterie der Türken nicht überrascht wäre, und er forderte mich heraus, ihm irgend einen englischen Ehemann zu nennen, der so viel für den ausschließlichen Genuß seines Weibes gethan habe. Ich konnte darauf Nichts erwiedern, als daß ich bei meiner Neigung zum Wandeerleben keine besondere Lust fühlte, das Recht der Bewegung für solche Beweise der Liebe aufzuopfern; und daß ich fürchtete, wenige Engländerinnen würden der Vorstellung des Paschas oder Sancho Pansas von einem guten Weibe entsprechen, indem sie, nach dem Sprichworte des letzteren, beständig zu Hause blieben, als ob ihnen die Beine gebrochen wären.

Mohammed Ali's verstorbene Gemahlin hatte bei ihrem Leben großen Einfluß über ihn, weil er die Verbindung mit ihr als die erste Begründung seines Glückes betrachtete. Sie war von dem Volke sehr geliebt und geschätzt; denn sie bediente sich ihres Einflusses immer zu Gunsten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Einen großen Theil ihrer Zeit hatte sie dafür bestimmt, Bittschriften anzunehmen; aber selten hatte sie nöthig, dieselben dem Pascha zu überreichen, da ihre Gewalt über denselben den Ministern zu wohl bekannt war, um es auf diesen letzten Schritt ankommen zu lassen. Mußte sie sich aber bei hartnäckigerem Widerstande der Minister an ihn wenden, so antwortete er auf alle Einwendungen nur: „Es ist genug! Bei meinen beiden Augen, wenn sie es verlangt, muß Alles geschehen, sey es durch Feuer, Wasser oder Stein!

Der Pascha sitzt während der Sommerhitze in einem Gemach im untern Stockwerk, das besonders kühl ist und einen Marmorbrunnen in der Mitte hat. Auf einer der Wände steht mit großen arabischen Buchstaben ein Vers aus dem Koran geschrieben, der bedeutet: „Eine Stunde der Gerechtigkeit ist so viel werth als siebenzehn Tage des Gebetes.“

Die Gärten von Schubra mit ihren goldenen Früchten und aromatischen Blumen sind schon von früheren Reisenden beschrieben worden; ich gehe daher gleich zu dem prächtigen Pavillon über, welcher die Hauptzierde derselben bildet, und der erst wenige Wochen vor meiner Ankunft vollendet worden war. Dieser Pavillon ist ungefähr 250 Fuß lang und 200 breit. Vier Seiten der schönsten

Digitized by Google

weißen Marmorſäulen umgeben einen eingeſenkten Hof, der ſechs Fuß tief und durchaus mit Marmor gepflaſtert iſt. An der Ende der Colonnade iſt eine Terraſſe, über welche Waſſer in einer murmelnden Caſcade in den Hof herabfällt; an dem Rande ſind marmorne Fiſche angebracht, die ſo treu der Natur nachgebildet ſind, daß ſie ſich mit dem Strome zu bewegen ſcheinen. Die ganze Waſſermaſſe füllt einen Brunnen in der Mitte, von dem ſie in einem hohen vollen Strahle emporgeworfen wird. Bei ſchönem Wetter begiebt ſich der Paſcha zuweilen mit ſeinem Harem zu dieſem Springbrunnen; die Damen plätſchern in dem überſchwemmten Hofe umher, während Se. Hoheit unter der Colonnade ſitzt und dem Schauſpiele zuſieht. — Groß iſt die Bewegung, wenn die Damen in den Garten herabkommen; auf ein Zeichen ſind im Augenblicke die Gärtner verſchwunden. Wir wurden alle durch die rothen Backen und das geſunde Ausſehen dieſer Leute überraſcht. Sie waren meiſt Griechen, und die hellen Farben ihrer phantaſtiſchen Tracht, jeder einen Blumenſtrauß oder einen Bündel Früchte in der Hand, verbunden mit der prächtigen Scenerie um uns her, gaben ihnen mehr das Anſehen von Ballettänzern, die ein Feſt in Arcadien darſtellten, als von Arbeitern eines türkiſchen Deſpoten.

Mrs. Lushington's Journey from Calcutta to Europe.

Clima der oberen Provinzen von Bengalen.

Der vor Kurzem in Calcutta erſchienene erſte Band der Transactions of the Agricultural and Horticular Society of India enthält unter Anderem eine Schilderung des Climas von Allahabad in Bengalen, welche aber füglich auf das Clima der geſammten oberen Provinzen von Bengalen angewendet werden kann.

Das Clima dieſer Provinzen wird beſonders durch die außerordentliche Dürre während eines Theils des Jahres, und die eben ſo außerordentliche Näſſe während des anderen charakteriſirt. Es hat drei verſchiedene Jahreszeiten, die ſtreng von einander geſchieden ſind: die heiße, die feuchte und die kalte. Die erſte beginnt um die Mitte des März, gewöhnlich am 12 oder 15, mit der Rückkehr der Sonne zu der Linie und dauert bei der immer höher ſteigenden Temperatur bis zum 15 oder 20 Juni, worauf die feuchte Jahreszeit folgt. Die Oberfläche des Bodens wird während der heißen Jahreszeit vollkommen ausgetrocknet, die kleineren Pflanzen verwelken, und auf manchen Punkten iſt kaum eine Spur von Vegetation noch ſichtbar. An ſolchen Stellen hat der Boden ganz das Ausſehen einer Sandwüſte. Die Winde, welche während der vorhergehenden Monate von Weſten wehten, nehmen an Heftigkeit zu, und da die Atmoſphäre durch die bedeutende Quantität Calorie, die ſie von der Oberfläche des Bodens empfängt, ungemein erhitzt wird, ſo bilden ihre Strömungen das Phänomen, welches wir „heiße Winde" nennen. Dieſe fangen um 10 Uhr Vormittags an und hören auf mit 5 Uhr Nachmittags; in vielen Theilen von Indien halten ſie aber auch während des größeren Theils der Nacht an. Während der heißen Jahreszeit ſteht das Thermometer im Schatten zuweilen auf 122° und 120° Fahrenheit, und in dem kühlſten Theile eines Hauſes fällt es um Mittag ſelten unter 85° oder 90°. Die Regenzeit oder die feuchte Jahreszeit fängt an zwiſchen dem 15 und 20 Juny und dauert gewöhnlich bis Ende Septembers oder Anfange Octobers. Die Quantität des Regens iſt zuweilen ſo groß, daß die niederen Gründe völlig unter Waſſer geſetzt werden und die höheren Gegenden tiefe Rinnen bilden, in welchen ganze Ströme in die Ebenen und zu den Flüſſen abfließen. An vielen Punkten bleibt das Waſſer Monate lang auf der Oberfläche des Bodens ſtehen. Der Boden, der vorher dürr und von aller Vegetation entblößt war, iſt jetzt auf allen Seiten mit grünen Gewächſen bedeckt, die zu üppiger Höhe emporſchießen. Gewitter ſind in dieſer Jahreszeit häufig, und vor den Regengüſſen, mit denen dieſelben begleitet ſind, iſt die Luft gewöhnlich ſtill und bei hoher Temperatur außerordentlich drückend und unangenehm. Die kalte Jahreszeit fängt ſpät im October an und dauert bis Ende Februars; während dieſer Zeit nähert ſich das Thermometer häufig dem Gefrierpunkte und fällt ſogar unter denſelben. Die Sonne hat wegen der Reinheit der Atmoſphäre oft außerordentliche Kraft; es erhebt ſich daher eine bedeutende Quantität von Dämpfen von dem feuchten Boden, welche ſich des Nachts verdichten und in der Geſtalt eines ſtarken Thaus herabfallen. Dadurch wird die Oberfläche des Bodens beſtändig feucht erhalten, und die Vegetation dauert daher ununterbrochen bis zum Eintritt der heißen Jahreszeit. Dieſer Thau fällt häufig in ſo großen Quantitäten, daß die Ernte gefährdet wird, indem eine zu große Näſſe in den Saaten den Brand verurſache.

Calcutta Government Gazette.

Der Marſchall Suchet in Spanien.

Arragonien und Valencia, die Provinzen, in denen General Suchet das Commando führte, waren die einzigen, die ungeachtet des hartnäckigen Widerſtandes, welchen ſie Anfangs den Franzoſen entgegenſetzten, zuletzt vollkommen beruhigt wurden. In Valencia verlangten viele Gemeinden ſelbſt Waffen, um die Guerilla's, die ſich zuweilen zeigten, zurückzutreiben. Ueberall beſetzte Suchet alle Stellen der Civilverwaltung mit Eingebornen; in Valencia bot er ſelbſt den Mitgliedern der Inſurrectionsjunta, die ſich nach Alicante geflüchtet hatten, eine Amneſtie und öffentliche Anſtellungen an. Alle, mit der Ausnahme von zweien, unterwarfen ſich der franzöſiſchen Herrſchaft. Ein angeſehener Mann, Don Vallejo, der gleich vielen Anderen bei Annäherung der Franzoſen entflohen, hatte gehört, daß einer ſeiner Freunde, Don Villa y Taca, der unter Suchet Präſident des Gerichtshofes von Arragonien geweſen war, durch einen Zufall in die Nähe ſeines Zufluchtsortes geführt worden ſey; er bat denſelben um eine geheime Zuſammenkunft, die ohne Anſtand bewilligt wurde. Sie ſahen einander des Nachts, in einem Boote auf dem Fluſſe, in einiger Entfernung vom Ufer. Ihre Unterredung war kurz. „Wer iſt dieſer Suchet?" fragte Vallejo. — „Es hombre justo" (er iſt ein gerechter Mann), erwiderte Villa y Torre. — „Das iſt mir genug!" entgegnete der Ausgewanderte. Einige Tage darauf ſtellte er ſich vor der franzöſiſchen Behörde, erklärte ſeine Unterwerfung, und kehrte in den Genuß ſeiner Güter, in die Mitte ſeiner Familie zurück. Er bekleidete ſpäter mit der gewiſſenhafteſten Treue das Amt eines Corregidor von Valencia. „Dieſe ſtolzen Gemüther, bemerkt Suchet in ſeinen Memoiren, unfähig ſich der Kanne oder dem Uebermuthe zu unterwerfen, wußten eine mit der Kraft vereinigte Gerechtigkeit zu ſchätzen und ſich in die Laſten eines Zuſtandes der Dinge zu fügen, den ſie nicht abwenden konnten."

Revue encyclopédique.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 248. 5 September 1829.

Englische Jagdbelustigungen in Indien. *)

„Sein Losungswort ist Trense, Sporn und Speer."
Scott.

Unsre vier weißen, niedlichen Zelte, mit einem kleineren für die Hunde, unser Vieh und acht Pferde an den Zeltpflöcken, die zahlreichen Landhütten und die unter dem Sammelbaum beschäftigte Jagdmannschaft, nebst den an den Stamm angelehnten Speeren und Waffen, und den von den Aesten hängenden Trophäen der Jagd, Schweinen, Antilopen, Gasela, Vögeln und Fuchsschwänzen, bildeten eine mahlerische Gruppe; der Baum, (eine stattliche Banlane) stand allein auf einer Anhöhe; etwa hundert Schritt hinter uns zog sich ein Jonglenfeld hin; rechts und nach vorne begrenzten zwei Hügel, der eine mit Mangos, der andere mit Tamarinden, unser Jagdrevier, das weiterhin an Baumwollenpflanzungen stieß. Schluchten, mit Weißdorn überrandet, unter welchem Rudel Antilopen hinstreiften, führten nach dem Fluß, der zwei Meilen von uns, mit dem Jonglenfeld in paralleler Richtung, dahinströmte. Links hatten wir die Aussicht auf eine Reihe von Dörfern, die mit hohen steinernen Mauern umgeben waren, und die, je weiter sie entfernt lagen, einen um so anmuthigern Anblick gewährten. Der Jonglenstrich enthielt bei seiner isolirten Lage weder Pfauen, noch Jonglenvögel, noch Hochwild; sonst fanden wir jedoch daselbst, wie auf der Ebene und an den Teichen, alle Gegenstände unsrer Jagd. Hier lebten wir in brüderlicher Eintracht und Herzlichkeit, und verhehlten uns Nichts, als etwa unsre Gemüthsstimmung bei der Rückkehr von einer Jagdstreiferei. Der sausende Galopp war eben so oft eine Folge aufbrausenden Unmuths, als frohlockender Freude; und der langsame Schritt des Fußwanderers ebenso oft Zeichen des Trübsinns, wie des behaglichen Selbstgefühls nach glücklichem Erfolge. Wohl konnte man sich manchmal ärgern, wenn man zurückkehrte und Einer sagte mit bedeutungsvollem Lächeln: „so, Du hast also diesen Morgen Nichts zu erzählen?" oder „komm, komm, Scheln, und beichte, welche Wunder Du verrichtet hast." Man war so kleinlaut; da mußte das schlechte Pulver Schuld seyn, die Vögel mußten mit einer halben Ladung im Leib nach davonfliegen; im Nothfall machte ein Band Shakspeare den Tröster oder wohl gar ein gemeineres Ding, der Inhalt eines Fleischtopfes. Wir waren manchen Morgen aus, ohne Schweine zu sehen, und standen gleich Videtten halbwegs zwischen dem Fluß und dem Jonglenfeld, in welches die Rudel vor Tagesanbruch zurückkehrten. Mit unbeschreiblicher Hast greift der Waidmann nach dem Spieß, wirft sich aufs Pferd, und drückt sich die Mütze in den Kopf, wenn sein Auge die schwarze vordringende Masse erschaut. Die Schweine, die auf dem Boden daher schnuffeln, vernehmen das Getrapp, jetzt stieren sie auf und schlagen einen leidlichen Trott in der nächsten Richtung von den Reitern nach dem Jonglenfeld ein. Ihre Eile nimmt zu, je näher wir kommen; ein Eber schließt die Hinterhut, und zeigt seine Hauer, flieht aber immer noch, bis wir unter sie stürmen, sie sprengen und uns die größten zum Kampf erlesen. Diese aber machen nicht immer den größten Spaß. Wenn das erste Blut geflossen ist, und der Eber in Wuth geräth, stellt er sich, rollt furchtbar die Augen, wetzt die Hauer und stürzt sich auf Jeden, der sich naht. Manche grunzen bis auf den letzten Stich fort; drei Speere staken in einem und zwei hatten ihn durchbohrt, eh wir das scharfe Gewinsel vernahmen, das immer das Zeichen des scheidenden Lebens ist. Wir bedienten uns durchaus langer Spieße, und dieß ist wohl der Grund, daß wir diese Jagd minder furchtbar fanden, als frühere einige unsrer Freunde. Wenn wir den Eber, den Spieß in der Hand, angreifen, so suchen wir Kampf, wenn wir den Speer geworfen haben, erscheinen wir dem Schwein als Flüchtlinge. Das Wagniß bei dieser Jagdbelustigung ist gerade so groß, als es seyn soll. Man besteht eine Gefahr, mit beinah völliger Gewißheit, daß der Muth Einen Nichts kostet. Niemand sieht die Eber ihre Zähne wetzen, nach den Stiefeln schnappen, oder die Pferde mit Blut und Schaum besudeln, und überredet sich, daß hiebei keine Gefahr sey. Und doch wie Wenige, wie sehr Wenige werden verwundet! Man sollte es kaum glauben. So ungünstig war der Boden, auf dem wir die Schweine fanden, daß wir nie mit einiger Hoffnung auf Erfolg ritten, ohne daß Einer von uns auf den Sand gesetzt wurde. Eines Morgens waren wir vor Tagesanbruch dicht hinter einem Schweine her, ich ließ eben meinem Pferd den Zügel schießen, und hatte beinah schon meinen Speer unter seinen Borsten, als ich plötzlich ein gellendes Geschrei vernahm, zwei- und vierfüßige Ge-

*) New-Monthly Magazine.

Digitized by Google

staltrn sich erhoben, und ich mich, über die nächsten dersiden hinstürzend, mitten in dem aufgescheuchten, bestürzten Bivouak einiger Hundert Stiere, Hunde und Brindscharri's beiderlei Geschlechts befand *). Ehe ich wieder zurecht kam, hatte das Schwein eine Niederung nah bei den Jongles erreicht, wo meine Freunde es noch zu guter Letzt erwarten wollten, einer aber vom Pferde fiel und ein Bein brach.

Ein häufiger Gegenstand der Jagd sind auch die Füchse, deren es in Indien ganze Schaaren giebt. Es sind langgestreckte, zartgebaute Thierchen mit silbergrauem Pelz und schönem, vollem, schwarzgesprenkeltem Schwanze. Es ist äußerst interessant, wenn man auf einen Fuchs zukommt, der sich keines Angriffs versieht, die kleinen Füße ausstreckt, und mit den glänzenden, scharfen Augen um sich blickt, und gleichsam ansteht, ob es ihm gelte, bis er dann ritterlich, ja verächtlich mit dem Schwanze schlagend, aufbricht. Selbst wenn die Hunde schon hinter ihm her sind, behält er noch seine Zuversicht; am Ende aber scheint er sich allmälig zu strecken, läßt den Schwanz sinken und reckt den Kopf vor, als wollte er ihn so weit als möglich von den Fangzähnen der Hunde entfernt halten, die ihm beinah schon auf dem Pelze sind. Wird seine Lage hoffnungslos, so nimmt er sich zu einem Biss zusammen; die alten Jagdhunde hauen dahrr nicht eher ein, als bis sie es sicher thun können, die jungen aber grrifen zu, ohne den verderblichrn Biß der kleinen Zähne zu fürchtrn. Man bemerkt es gleich, wenn ein Bau in der Nähe ist; denn hier bietet der Fuchs seine letzten Kräfte auf und der Hund, welcher dieß weiß, macht einen mächtigen Sprung, und faßt ihn vor dem Loch und rollt mit ihm über und über. Noch zahlreicher als die Füchse sind die Schakals, aber man hat sich voe ihrem bösartigen Biß zu hüten.

Meine Lieblingsjagd waren die Rehkälber. Oft sah ich meine besten arabischen Windspiele fünfzig Schritt hinter meinem Pferde daher kenchen, und wenn glücklicher Weise der Rand eines Felsens das Wild auf sie zurücktried, und es erschöpft zusammenstürzte, zog ich es oft unter ihnen vor, ohne daß eines die Kraft gehabt hätte, es zu packen. Oft ritten wir auch ohne Hunde; aber für ein einziges Pferd ist es ein hartes Stück Arbeit, und man kam bloß zu seinem Zweck, wenn man eines überritt. Ein Umstand, der mir begegnete, mag zeigen, welchen Zufällen die Jagd in Indien oft unterliegt, und denen sie die Hälfte ihrer Reize verdankt. Ich galoppirte auf ein Rehkalb zu, das neben seiner Mutter waidete, und wie es oft geschieht, sprangen die Hunde auf diese selbst ein. Ohne mich irre machen zu lassen, verfolgte ich das Kalb mitten durch eine Heerde Antilopen, die queer über unsern Weg liefrn, und die Hindu mit davon nahmrn. Als wir diese hinter uns hatten, lockte ich meinrn Hunden nach dem Wilde, das ich verfolgte; als ich mich aber wieder im Sattel umkehrte, fand ich zwei ungeheure Wölfe zwischen mir und dem Rehkalb, die es selbst auf letzterrs abgesehen hattrn. Wie wir nahe kamen, ließ der eine von dem Wilde ab und ward von meinen Hunden verfolgt; bis ich diese zurückrief, worauf er inhielt, sich umwandte und langsam seinen Weg trottete. Indessen rannte sein Camerad aufs Munterste hinter dem Rehkalde her. Da ich den ersten feig gefunden, hielt ich den zweiten auch für keinen Helden und ritt auf ihn los. Wie erstaunte ich aber, als er weder von mir noch den Hunden Notiz nahm, sondern seine Verfolgung, die Windspiele zu beiden Seiten, fortsetzte. Endlich versuchte das Rehkalb einen Widerlauf gegen den Wolf hin, und ward von diesem gepackt; als ich aber auf ihn zuritt und schrie, ließ er die Beute los und die Hunde machtens mit dieser ab, während er etwa zwanzig Schritt von uns stehen blieb und zusah. Nie will ich vergessen, wie er, als ich abstieg, und mich hinter das Rehkalb machte, sein Ohr spitzte und den Kopf auf eine Seite lehnte, als ob er betrachten wollte, was hier zu thun sey; er schien jedoch in der Zwischenzeit mit sich einig geworden zu seyn, einen meiner Hunde zu verspeisen. Ich hatte keine Waffen bei mir und konnte ihn bloß abwehren, indem ich auf ihn zuritt und schrie; er stand zwar dann jedesmal ab, verfolgte aber seinen Plan immer wieder aufs Neue, wenn ich nicht mehr schrie. In dem Augenblick aber, da meine Leute zu mir stießen und ich nach meiner Büchse griff, zog er sich eilig zurück. Eines Morgens war ich so dicht hinter einem Hasen her, daß er meinem Pferd beinah unter die Füße sprang, und ein Wolf schnappte mir ihn, bevor ich schießen konnte, vor der Nase weg. Ich sah einmal sieben Wölfe in eine Heerde Antilopen einfallen, aber ohne Erfolg. Diese Thiere trotten gewöhnlich nur langsam einher, können aber, wenn es noththut, so kräftig zusetzen, daß jeder Versuch, sie einzuholen, vergeblich wird. Wir mußten wider Willen ihre Bundesgenossen seyn, da jedes verwundete Wild immer ihre sichere Beute ward.

*) Sie sind Nomaden wie die Zigeuner und vielleicht mit diesen gleicher Abstammung; ihre Weiber sind sehr schön, und besitzen eine Tugend, welche die Zigeunerinnen nicht besitzen, die Keuschheit. Sie kleiden sich sehr fantastisch, tragen einen dunkelfarbenen Rock, und ein in Kürassform ausgeschnittenes Leibchen. Arme und Beine bedecken sie mit einer Menge silberner und elfenbeinerner Ringe. Ich habe vor diesen Vagabunden allen Respekt, seitdem ich zwei derselben sterben sah. Sie schritten mit einem Anstand zum Galgen, worüber sie ein Cato oder Seneca oder selbst der Regimentsarzt beneidet hätte, der es zu Limerik schriftlich hinterließ, daß er die Welt aus keinem andern Grund verlasse, als weil er gegen die engen Pantalons, und die hessischen Stiefel, die die Garnison tragen mußte, eine Antipathie gefaßt habe.

Verschiedener Charakter des Adels und des Volks in Portugal.

(Fortsetzung.)

Wer seine Meinung über Portugal bloß nach einigen Reisenden bilden wollte, von welchen Schriften über dieß Land erschienen sind, würde keinen Anstand nehmen, die Portugiesen für das erbärmlichste Volk zu erklären, das auf Erden existirt; und diese Reisenden, die von Portugal wenig Mehr wissen, als was sie zu Lissabon gesehen haben, würdrn sagen: Er hat Recht.

Digitized by Google

und doch wäre ein solches Urtheil in dieser Allgemeinheit sehr falsch. Es gälte unbedingt von den privilegirten Classen, von der Regierung, kurz von Allen, die im Staat Etwas bedeuten; so auch von der Bevölkerung der Hauptstadt. Aber diese geben den Maßstab nicht, nach welchem man das Volk überhaupt beurtheilen darf; sie sind seine kranken Glieder, seine schwammigen Auswüchse, seine Kröpfe und Krebsschäden, seine Beulen und Schwären. Das Volk als solches — wir sprechen von der Periode zu Anfang des französischen Invasionskriegs — theilte jenes sittliche Verderben in einem so geringen Grad, daß man sich's nicht anders als aus einem ausgezeichnet guten Nationalcharakter erklären kann, wenn man davon auch noch so Viel auf Rechnung des erhaltenden Einflusses einer langbestehenden Ordnung und jener Grundsätze des Christenthums bringt, die ihre Lebens- und Erhaltungskraft selbst in der dichten Finsterniß des gröbsten Aberglaubens nie ganz verleugnen. Man denke sich, was würde aus London werden, wenn die Thüren aller Kirchen Tag und Nacht offen stünden, um dem Mörder, der seinen Feind auf der Straße erschlägt, ein Asil zu bieten, wo er sicher ist, von keiner Justiz beunruhigt zu werden; was würde aus ganz England werden, wenn es unter den niedern Classen eben so leicht anginge, Streitigkeiten mit dem Messer als durch ehrlichen Faustkampf auszumachen, oder unter den höhern Ständen, statt einer Herausforderung einen Meuchelmörder zu senden; wenn ein Schurke nicht Mehr zu befürchten hätte, ob er sein Weib tödtete oder ob er sie verließe, oder ob er sie mit dem Strick um den Hals auf den Markt führte; wenn endlich das Schlimmste, was einem Dieb, Räuber oder Mörder begegnen könnte (sofern nehmlich eine Behörde die üble Laune anwandelte, ihn einsetzen zu lassen), darauf hinaus liefe, daß er etwa ein Paar Wochen hinter einem Gitter sein Almosen betteln müßte, bis er sich bei der nächsten allgemeinen Ausleerung des Gefängnisses von neuen Ankömmlingen ablösen ließe. Ungeachtet dieser vollkommenen Gesetzlosigkeit und dieses absoluten Mangels an allem guten Regiment zeigten sich die Portugiesen auf dem Lande als so brave, harmlose und ehrliche Leute, daß der fremde Kaufmann mit ihnen in größerem Vertrauen verkehrte, als mit irgend einem Volk in der Welt; und selbst so manchen Gelehrten gab es unter ihnen, der aus bloßer Liebe zur Sache, ohne Aufmunterung oder Aussicht auf Belohnung und Ehre, sich ganz im Stillen mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte, von denen er wußte, daß sie vielleicht nie oder erst in einer unbestimmten Zeit Früchte trügen.

Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß das Mittelalter hindurch mehrere und schwerere Verbrechen von den höhern als von den niedern Ständen begangen wurden; natürlich: das Volk wurde durch Furcht im Zaum gehalten, während der Adel mächtig genug war, den Gesetzen zu trotzen. Dieses Verhältniß bestand noch in Portugal, obgleich die Zeit in dem Charakter beider Classen eine große Veränderung bewirkt hatte: denn einerseits waren die höhern Classen jetzt weit schlimmer als im Mittelalter, indem sie von den ritterlichen Tugenden und den männlichen Eigenschaften, welche jene Zeit erforderte, keine mehr besaßen; andrerseits war das Landvolk, die Einfachheit der frühern Tage bewahrend und nur die kriegerische Sitte mit der friedlichen vertauschend, weit besser. An Mordthaten aus Eifersucht oder aus Jähzorn konnte es nicht fehlen, da das Gesetz davon keine Notiz nahm und das Priesterthum die geistliche Absolution dafür leicht bewilligte: Nichts gewöhnlicher daher als solche Verbrechen, aber auch Nichts seltner als Verbrechen, welche aus den verwickelten Verhältnissen eines civilisirten Gesellschaftszustandes entspringen.

Eben so hörte man, außer in der Nähe der Hauptstadt, Wenig von Räubereien, und Portugal war dasjenige Land, wo der Reisende, ob er gleich nicht im Geringsten auf den Schutz der Gesetze rechnen durfte, sich relativ am Sichersten fühlte. Fleiß, geduldiges Ertragen von Entbehrungen, Muth und Unerschrockenheit gehörten zu den Grundzügen des portugiesischen Charakters, die sich in einem um so glänzenderen Lichte entfalteten, je mehr man sich aus der verpesteten Luft der Hauptstadt entfernte; draußen begegnete man allen Bildern einer idyllischen Natur, wie sie fast nur in der Phantasie der Dichter vorhanden sind; trat ein Fremder unter sie, so kamen sie ihm mit allen Arten von Erfrischungen entgegen, deren er bedurfte; mochten die Weinberge voll der herrlichsten Trauben hängen, die Melonenfelder mit ihrer köstlichen Frucht bedeckt seyn, ungenirt durfte sie der Jagdliebhaber durchstreifen, keine Inschrift, die vor Fußangeln und Selbstschüssen warnte, hinderte ihn über eine Hecke zu klettern, um seine Beute zu verfolgen; war der Eigenthümer vielleicht gerade da, so lud er ihn ein, von den reifsten und besten Erzeugnissen seines Gartens zu kosten; und es wäre eine Beleidigung gewesen, diese Gastfreundschaft bezahlen zu wollen. Sie lebten glücklich und zufrieden mit ihrer Lage, so viel sie auch Ursache zur Unzufriedenheit gehabt hätten, hätte es Leute gegeben, die einen Patriotismus darin suchen, das Volk zu belehren, daß es das Recht habe mißvergnügt zu seyn. Ihre Lage blieb sich gleich von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht. Wo sie geboren wurden, wuchsen sie auf zu Männern und wurden alt; hier unter demselben Dach sahen sie ihre Kinder bis ins dritte und vierte Glied; hier wurden sie zu ihren Vätern versammelt. Die einzige Ausnahme war, wenn Eltern in ihrer frommen Einfalt, oder in Folge eines in Krankheit oder Kummer abgelegten Gelübdes oder in einem Kitzel von Ehrgeiz, dem einzigen, der nach ihren Begriffen möglich war, einen Sohn für die Kirche bestimmten; oder wenn ein junger Mann für sich selbst diesen Weg einschlug, sey es, daß er an dem klösterlichen Müßiggang Geschmack fand, oder daß er sich dadurch dem Kriegsdienst entziehen wollte. Die Abneigung gegen diesen Dienst äußerte sich einmal in einer Auswanderungssucht, die das Land zu entvölkern drohte. Andere Dinge, die zuweilen Beschwerden veranlaßten, wurden immer nur der Tyrannei der untergeordneten Verwaltungsagenten, nie der Regierung selbst, zur Last gelegt. Die Regierung, setzten die guten Leute voraus, würde ihren Leiden abhelfen, wenn sie davon Kenntniß bekäme; daß der Fehler im ganzen System liegen könnte, fiel der portugiesischen Loyalität nicht ein. Die Stabilität ihrer Lage machte sie glücklich: der Zustand fremder Märkte, die Oeffnung oder Verschließung ferner Häfen, Handelskrisen, Kurse, staatswirthschaftliche Experimente ꝛc., um das

Digitized by Google

Alles bekümmerten sie sich nicht. Ihr herrliches Clima, wo es eine Lust ist zu athmen und zu empfinden, hatte sie nicht schlaff, feig und zügellos gemacht, aber es hatte über ihr ganzes Wesen ein gewisses Gefühl des Wohlseyns verbreitet, das zu bezeugen schien, daß die Vorsehung freundlich gegen sie gewesen, daß ihr Erdtheil ein gut Land sey, auf das der Himmel mit Lächeln herniedre blicke, und auf dem der Fluch der Erde nicht ruhe. Und obgleich keine Regierung Weniger von einer patriarchalischen hatte, womit ihre Schmeichler sie zu vergleichen pflegten, so hatte doch das Volk gegen sie diesen kindlichen Sinn, diesen vertrauensvollen Gehorsam, den man bei dieser Staatsform voraussetzt. Der Gedanke, daß ihr König ein absoluter König sey, machte sie stolz; sie dachten, er könne diese Gewalt nur zu ihrem Besten ausüben und sie könne nicht ohne Nachtheil für sie beschränkt werden.

Dieß wäre nun freilich mehr die Lichtseite des Gemäldes; doch kann man nicht sagen, daß die Farben überladen wären. Eine den Portugiesen eigenthümliche Tugend, ihr menschenfreundliches Benehmen gegen Dienstboten, haben wir noch nicht einmal berührt. In einem Hause traf man wohl oft ein nicht weniger als vierzig Personen starkes Gesinde, Weiber und Kinder, die von Geschlecht zu Geschlecht bei einer Familie blieben und vielleicht zuletzt durch ihre Ersparnisse sich ein kleines Eigenthum erwarben, das ihnen zu einer unabhängigen Lage verhalf. Schon der Umstand, daß die portugiesische Sprache mit demselben Wort einen Diener und ein Kind des Hauses bezeichnet, ist bemerkenswerth. Daher mag man es sich auch zum Theil erklären, daß man in Portugal die sonst überall so streng gezogene Scheidelinie zwischen Herren und Diener nicht kannte; es herrschte daselbst eine Vertraulichkeit zwischen beiden, die sich mit den gesellschaftlichen Begriffen und Gewohnheiten anderer Länder nicht vertrug; die alte Sitte erhielt sich selbst noch da, wo der alte Sinn nicht mehr vorhanden war, sie erhielt sich namentlich dadurch, daß der Edelmann in geistiger Hinsicht nicht über dem Dienstboten stand. Der Erbe einer großen Familie würde eine akademische Bildung unter seiner Würde gehalten haben; so daß es auch wirklich keinen Fidalgo gab, der in Coimbra seine Erziehung bekommen hatte, es sey denn, daß er ein nachgeborner Sohn war, der durch den Tod eines ältern Bruders in die Würden und Besitzthümer der Familie einrückte. Pombal hätte ohne Zweifel dieses Vorurtheil beseitigt und die Nation auf den Standpunkt französischer Bildung und Sitte erhoben; allein sein Sturz rettete den entarteten Adel das Vorrecht ungebildet zu seyn. Es war dieß um so schlimmer, als die Präsidenten der Tribunale gewöhnlich aus diesem Stand genommen wurden und wieder nun aus ihnen die Mitglieder für den Staatsrath, als die über den Ausbruch der Revolution bestürzte Regierung durch dieses Collegium ihren Absolutismus zu mildern für gut fand. Und nun statt Talente aufzumuntern, und denselben eine angemessene Laufbahn zu eröffnen, errichtete man ein Collegium aus Männern, die, wie einer ihrer Landsleute sie schildert, in der Verachtung der Wissenschaften aufgewachsen waren, die an Körper und Geist verwahrlost — da die sittliche Entwürdigung mit der physischen Hand in Hand ging — die Interessen ihres Landes aber eines Landes überhaupt nicht zu begreifen vermochten. Was ließ sich von dieser erbärmlichen lange irregeleiteten Regierung erwarten, welche die Angelegenheiten des Staats solchen Händen anvertrauen mußte, die sich durch ein allgemeines Verbot aller Literatur, die von Moral, Politik und Gesetzgebung handelte, selbst der Mittel beraubt hatte, sich zu belehren? Wo sollte ein Portugiese die für einen Staatsmann unentbehrlichen Kenntnisse hernehmen, ohne die Gesetze seines Landes zu verletzen und sich der Gefahr preiszugeben, der Inquisition in die Hände zu fallen: denn nur insgeheim konnte man Schriften lesen, die zu besitzen ein Verbrechen war. Aber die verpönte Frucht schmeckt zu gut, und das mit einem Genuß verbundenen Wagniß reizt die Lüsternheit nur noch mehr, so daß man sich denken kann, wie Alles nach dem verbotenen Apfel vom Baume der Erkenntniß hungerte und schmachtete. Der Index wirkte mehr gegen die guten als gegen die schlechten Bücher; auf einen Montesquieu, der eingeschmuggelt wurde, kamen zwanzig Exemplare vom „System der Natur" oder der Pucelle; je verderblicher die Bücher, desto größer die Versuchung. Eine noch schlimmere Folge war die, daß das Verbot den Werth der Waare erhöhte, daß manche Werke in den Augen derer, die sie nur im Geheimen und nicht ohne Gefahr lesen konnten, zu einer Art canonischer Autorität gelangten.

(Fortsetzung folgt.)

One Bird more.

Namenwitze — die alten classischen ciceronischen nicht ausgenommen — sind uns fast immer unerträglich, über einen, den die Literary Gazette aus einem kürzlich erschienenen englischen Werke *) anführte, haben wir aber doch lachen müssen. Dr. Burton, einer der Vorsteher von dem Merton-Collegium zu Oxford, ein äußerst witziger Kopf, hatte zwei Bekannte, Hr. Crawen (Krähe) und Hrn. Rook (Rabe) zum Mittagessen eingeladen; zum dritten wählte er einen Hrn. Birdmore (Vogel), den er bat, etwas nach der Zeit zu kommen. Als er nun erschien, stellte er seine Gäste einander vor: „Herr Krähe! Herr Rabe! ich nehme mir die Freiheit, ihnen noch einen Vogel vorzustellen"! (Mr. Rook! Mr. Crowe! I beg leave to introduce one Bird more!) —

Jan Roothaan.

Jan Roothaan, von Amsterdam, der kürzlich zum General des Ordens der Jesuiten erwählt wurde, ist ungefähr vierzig Jahre alt. Er trat sehr jung in eines der Collegien der Gesellschaft in Rußland. Er wird als ein Mann geschildert, der durch seine Tugenden und Talente vorzüglich geeignet sey, die wichtige Stellung auszufüllen, zu welcher er berufen worden ist. Als Linguist soll er zu den ersten Europas gehören.

Court Journal.

*) Personal and Literary Memorials by the Author of „Four Years in France" (Lond. 1829), einer Art Macedoine, in welcher die verschiedensten Gerichte zusammengemischt sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 249 und 250. 6 und 7 September 1829.

Feu partout.

„Feuer in allen Ecken" ruft eine kleine unter oben angeführtem Titel zu Paris erschienene Schrift, die gegen die Ernennung des neuen Ministeriums mit vielleicht hundert anderen ihre Stachelwaffen richtet. „Feuer in allen Ecken" ist auch wirklich jetzt Frankreichs Losung. Das gefallene Ministerium könnte man füglich den Aschenhaufen nennen, unter welchem die Flammen schliefen, die jetzt in lichter Lohe aufschlagen. Die Freunde des europäischen Friedens zittern vor dem überwiegenden Einfluß des englischen Kabinets auf das französische, die Freunde der bürgerlichen Freiheit vor der Vereinigung eines Polignac und eines Labourdonnaye, die Presse donnert aus allen Batterien gegen diese ihre tödtlichsten Feinde und die Frommen von St. Acheul lesen für ihre theuren Häupter Messe. Bei einer solchen Stimmung Frankreichs mag es manchen unserer Leser nicht unerwünscht seyn, unter dem großen und verwirrten Gescheer der Parteien auf einen — wenn auch dem Parteigeiste nicht fremden — doch, wie es scheint, durch denselben nicht verblendeten Mann zu stoßen, der ihm zur Seite tretend die Hauptheiden des Lust- oder Trauerspieles, wie man es nennen will, bezeichnet und die Wappenschilde ausdeutet, die sie führen. Wohlan, diesen Dienst soll obenerwähntes Schriftchen erweisen, das wir ohne weitere Umstände reden lassen wollen.

Die Komödie.

Der Vorhang ist aufgezogen, die Schauspieler stehen auf der Bühne und die Posse beginnt, wir sagen die Posse, denn in der That, wir können die ganze Sache für Nichts als eine schlechte Komödie ansehen, die nach einigen burlesken Auftritten, vielleicht auch nach einigen tragischen Scenen, von ganz Frankreich, das als Zuschauer im Parterre sitzt, ausgezischt durchfallen wird.

Wir wissen wohl, daß andere Leute dieses Ereigniß in weit schwärzeren Farben sehen, sich furchtbare Phantome schaffen und gegen blutsaugerische Vampyre um Hülfe schreyen. Was besorgt Ihr denn, gute Leute, die Ihr erschrocken an allen Gliedern zittert? Oeffnet die Augen und seht! Glaubt Ihr, daß man ein Königreich, so wie man eine Hand umwendet, umstürzen, im Sturmschritt über die Nacken von dreißig Millionen Menschen hinschreiten und die Institutionen eines Volkes über den Haufen werfen kann mit einem Heere, das aus Nichts besteht, als einigen Jesuitenkutten und ein paar hundert goldgestickten Hofröcken? Haben wir doch gesehen, wie man einst versuchte, durch Flintenschüsse die liberalen Ideen in die Flucht zu schlagen, die jedoch siegreich aus jedem Angriffe hervorgingen, und glaubt Ihr, daß sie jetzt durch Prozessionskreuze und Mönchsstricke sich werden zu Paaren treiben lassen?

Es ist nicht denkbar. Wir wissen wohl, daß Viele von großen und verwegenen Entwürfen, von furchtbaren und hoffnungslosen Aussichten in die Zukunft reden. Wenn man sie hört, so wird der Eine die Schriftsteller niedersäbeln und die Druckereien an der Spitze von Polizeispionen und Gendarmen — dieser für den Ruhm der Congregation allezeit dienstfertigen Brüderschaft — im Sturmschritt einnehmen; der Andere wird das Land mit Jesuitenanstalten bedecken, der Dritte hat schon mit den sechs und achtzig Henkern Frankreichs ein Pakt geschlossen, durch das er ihnen selbst die Köpfe seiner Freunde preis giebt; der Vierte wird die Kammern schließen, den Schlüssel in seine Tasche stecken und Frankreich, an Händen und Füßen gefesselt, der Macht überliefern; darnach wird das Regiment durch Ordonnanzen und allerhöchstes Gutdünken geführt werden, darnach werden Staatsstreiche, Verhaftsbefehle, Bastillen und Deportationen und, was weiß ich sonst noch, kommen. Sie sehen eine düstere und stürmische Zukunft vor sich, sie prophezeien traurige und unheilvolle Tage.

In der That, wenn die Voltigeurs von 1789 freies Feld vor sich hätten, wenn es den gepuderten und perückengeschwänzten Tapfern eben so leicht wäre, sich der Freiheit eines Volkes zu bemächtigen und seine Institutionen unter Sequester zu legen, als sich in das Hotel eines Ministers zu setzen und darin breit zu machen; wenn dieß der Fall wäre, in der That, auch ich würde für das gemeine Wohl zittern; aber das alles ist Nichts, als Wind und Rauch, Entwürfe ohne Zukunft, nichtige Selbsttäuschungen und eitle Hoffnungen. Lassen wir ihnen doch das Vergnügen, sich ein für allemal eine gründliche Ueberzeugung zu verschaffen! Einmal mußte es doch dazu kommen, ob etwas früher oder später, was liegt daran? Seit langer Zeit schon wagen, versuchen, unternehmen sie alles Mögliche, seit langer Zeit schon umschleichen und belauern sie das Ministeri-

Digitized by Google

um und wittern und schnappen nach der Macht; lassen wir sie drey ihre Komödie beginnen; es giebt darin von Herzen zu lachen: inest lepos lususque in hac comoedia, ridicula res est. Doch hier sind die Hauptheiden derselben:

Polignac.

Dieß ist der Fürst Armand Julius Maria Heraclius von Polignac, der Messias der Witwen von St. Germain und der Kreuzgegation. Man jauchzt ihm entgegen im Oeil-de-boeuf; denn er ist der Polarstern aller Hofleute; Rom macht Freudensprünge, denn er ist ein römischer Fürst, ein Fürst von Pabstes Gnaden, wie es alle Fürsten der Meinung der Jesuiten nach seyn sollten, wenn es in der Welt mit rechten Dingen zuginge. Er steht an der Spitze der ministeriellen Herrschaar; durch Hin- und Herlaufen, durch Gehen und Kommen, Land- und Seereisen ist er zur Macht empor gestiegen, und man darf sagen, nicht ohne große Strapazen; denn so oftmalige und zahlreiche Seereisen haben ihn so schwarz gebrannt, wie einen Matrosen.

Er ist zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden und steht auch da ganz auf seinem rechten Platze, wo er fortfahren kann, über Frankreich mit England zu unterhandeln, dem er sicherlich mehr liebkost, als er uns liebt.

Wenn man glauben darf, was von ihm erzählt wird, so ist er hochbrüstig auf seinen alten Namen und seine Antichambre-Gunst; er scheut sich nicht, die alte Regierung so hoch zu stellen, als Hr. von Blacas; aber die alte Regierung ohne alle Veränderung oder Verbesserung, und sogar wo möglich mit erweiterten Prärogativen; den von Konzessionen an das Volk will er durchaus Nichts hören. Für ihn ist und bleibt die Revolution eine Empörung, für ihn giebt es noch drei Stände, der dritte Stand ist ihm ein Haufe elendee Meuterei und die Charte der Paß, um zur absoluten Gewalt zu gelangen.

Als der wahre Don Quixote der adelichen Vorstadt hat er sich die Freundschaft Wellingtons erbettelt; und als Gewähleisung für seinen Patriotismus bietet er uns seine Ergebenheit gegen den Helden von Waterloo, den gnädigen Schutz der englischen Aristokratie und der Kaufleute von Großbritannien an. Vierzig volle wohlgezählte Jahre in Verschwörungen für Dasjenige zugebracht, was Ihr alle eben so gut wißt, als ich, verdienen gewiß hinlänglich die Ehre, die Standaete der englisch-jesuitischen Coalition zu tragen. In der That, wenn man jemals einen Preis auf Complette setzt, so verspreche ich schon vorweg meine Stimme jenem erlauchten Manne und ich werde darauf dringen, daß man ihn durch Acclamation zum Groß-Verschwörer von Frankreich ernennt und warum nicht? So, wie die Zeiten gehen, würde dieß ein so gewöhnlicher Titel werden, als ein anderer. Man sehe, ob er ihn nicht verdient: er verschwor sich zuerst mit den Preußen, dann mit den Engländern, dann mit Pichegru, dann mit Mallet, dann mit dem Fürsten *** und zuletzt und am Vertheilhaftesten mit Wellington. Der Dolch des Georges, das Pulver der Höllenmaschine, die Correspondenzen aus Bordeaux, die Feder der notes secrètes, Alles hat ihm gedient; mit Allem stand er in Berührung.

Endlich mitten unter diesen seinen Conspiracionen arbeitete er auch ein Wenig für sich; denn diese närrischen Oekonomien der Revolutionäre, dieses verdammungswürdigen Volkes, das den Luxus und den Adel haßte, hatten ihm sieben mal hundert tausend Livres entrissen; für soviel wenigstens wurde die Familie in das berüchtigte rothe Buch eingetragen. Fürwahr, um diesen Preis verlohnte es sich schon der Mühe, um die alte Regierung in Sack und Asche zu trauern.

Dieser Reichthum darf Niemand in Erstaunen setzen, denn der Name Polignac ist einer von denen, die zum Gattungsnamen für Hofgünstlinge geworden sind; die Geschenke, Reichthümer und Gunstbezeugungen flößen dieser Familie zu, wie Wasser dem Strome, vorzüglich während der Regierung Ludwigs XVI. Die Gunst der Herzogin Polastron von Polignac bei der Königin stieg so hoch, daß man sich davon die seltsamsten Dinge erzählte, von denen zu reden ich mich wohl hüten werde, da ich diese Gerüchte insgesammt für altes Weibergeschwätz boshafter Lästerungen des Hofes halte, der zu jeder Zeit das fruchtbarste Feld für diese saubern Gewächse bleiben wird. So viel bleibt gewiß, daß Frau Polastron von Polignac aus Frankreich zu entweichen und nach Deutschland zu flüchten gezwungen wurde, verfolgt vom Hasse der Hofleute und vorzüglich des Volkes, das schon seit undenklicher Zeit eine natürliche Abneigung gegen den Namen Polignac bewiesen hat. Vielleicht hat es Unrecht, vielleicht läßt es sich von einer unheilahnenden Antipathie hinreißen; aber in der That es liebt diesen Namen nicht; es hört ihn, wie eines jener magischen Worte aussprechen, welche Ungewitter herauf beschwören.

In dem Leben des jungen Polignac vor der Emigration ist bloß ein einziges erhebliches Ereigniß, wenn man anders jedenfalls seine Geburt ausnimmt, von der man sehr viel sprach, besonders am Hofe. Er spielte einmal in einer vornehmen und erhabenen Gesellschaft Komödie; es war das Stück, welches damals an der Tagsordnung war: die Hochzeit des Figaro; die erlauchten Personen fanden ein Vergnügen daran, sich selbst zu spielen und den Tiraden jener bissigen Philosophie, welche bald auf ihre Kosten volksthümlich wurde, unter die Nase zu lachen. Der Graf von Artois spielte den Figaro, die Königin Marie Antoinette die Gräfin, Hr. v. Polignac den Pagen, Hr. von Vaudreuil den Almaviva, Hr. von Guiche den Bartholo und Hr. von Crussol den Basilio. Die bei dieser Vorstellung Zutritt fanden, bewunderten die selbst an einem Theater ungewöhnliche Rundung des Ganzen.

Nach der Komödie kam die Emigration. Hr. von Polignac, damals Dragoner-Kapitän, nahm Post und eilte einer der ersten nach Koblenz; allzuviele Beweggründe, ohne seine Grundsätze dabei in Anschlag zu bringen, zogen ihn dahin; als Freund des Grafen von Artois mußte er ihm folgen, zu einer andern Zeit würde er sich dadurch an dem kleinen Hofe, an welchem seine Muhme, Frau von Polastron mit souveräner Würde, ganz so, wie Frau von Balby am Hofe des Grafen von Artois herrscht, wenig Dank verdient haben.

Die Feldzüge der conde'schen Armee, Reisen, Missionen, Wanderungen, politische Intriguen in den fremden Ländern, die Verschwörung der Höllenmaschine, und endlich die Cadou-

Digitized by Google

bal's füllten die Zeit des edlen Herzogs bis zum Jahre 12 aus. Nun wurde er mit Georges zum Tode verurtheilt, aber die Großmuth Bonaparte's und Josephinens rettete ihm das Leben, wofür er sich ihnen später so dankbar erwiesen hat; wenigstens ganz so, wie Hr. von Rivière gegen den armen Joachim Murat, der ihm einen gleichen Dienst erzeigt hatte.

Georges, obgleich eine bestia ignorante, wie ihn Bonaparte nannte, benahm sich doch besser in der Sache; er wollte keine Gnade, er zerriß die Unterwerfungs-Urkunde, die man ihm zur Unterschrift vorlegte und wendete sich an seine Gefährten mit den Worten: „Unsre letzte Stunde ist gekommen! Laßt uns beten und dann Muth gefaßt!" Und er wußte zu sterben.

Zur Verwahrung in einem festen Schlosse verurtheilt, vertrieb sich He. von Polignac seine Zeit zu Vincennes und im Schlosse Ham mit Conspirationen. Einer seiner thätigsten Correspondenten war eben jener Lynch, Maire von Bourdeaux, dessen royalistische Gluth der englische General Dalhousie im Jahre 1814 ein Wenig dämpfen mußte. Während er sich in einem Krankenhause in der Straße St. Jacob und später in einem andern in der Straße du Frone befand, unterhielt er Verbindungen mit Mallet, war aber glücklicher, als dieser verwegene General, und entkam durch die Flucht. So endigte für ihn die Epoche der Verschwörungen mit den Waffen in der Hand.

Es kam das Jahr 1814; Hr. von Polignac eilte nach Vesoul, wo sich der Graf von Artois befand, der gerade England ohne Vorwissen des englischen Ministeriums verlassen hatte und zum größten Erstaunen des Hrn. von Palignac von den verbündeten Mächten nicht die Erlaubniß erhalten konnte, irgend einen Akt der königlichen Würde auszuüben. Die Nothwendigkeit gebat, sich zu fügen und Hr. von Polignac, in Erwartung einer bessern Gelegenheit, kam nach Paris als Herold der fremden Mächte.

Genug, die Stunde der Belohnung hatte für die Auserwählten von Koblenz geschlagen. Die Würden hagelten, so zu sagen, über sie herab; allein das Glück war nur von kurzer Dauer und man mußte sich auf eben so flüchtigen Sohlen nach Gent auf den Weg machen, als der Corse auf der Straße nach Paris vorrückte.

Seine Gnaden Prinz Heraclius ging und kam mit der Legitimität mit Postpferden zurück; er hatte sein Vaterland noch auf keine andere Weise gesehen. Damals, sagt man, rieth er, der Charte den Brautkuß geben zu lassen; allein man hörte ihn nicht, man gab schöne Worte, aber handelte ganz anders. Die Strenge erhob ihre eiserne Ruthe. Hr. von Polignac, der Abkömmling der von Polastron, war einer von jenen Ueberall und Nirgends; er wurde Mitglied jener Kamer, welche man den Convent der Restauration nannte. Man ließ seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, indem man ihn zu einem der Richter in jenem Kriegsgerichte ernannte, welches den General Lallemand verurtheilte, den man nachher bis in das Land des Großtürken verfolgte; da man ihm nicht einmal auf dem Boden der Barbaren ein Asyl finden lassen wollte.

Die Nation war nicht erkenntlich gegen Hrn. von Polignac; sie vergaß ihn bei den Wahlen und er mußte sich mit der Gunst begnügen, die er im Pavillon Marsan genoß und mit dem Titel eines Pairs, welchen ihm sein im Jahre 1817 zu Petersburg verstorbener Vater hinterließ. Der neue Pair war nicht so gewissenhaft, wie sein ehrenwerther Bruder, der sich lange weigerte, einen Eid zu leisten, den er gottlos nannte; wohl oder übel, er schwur und wurde zugelassen.

Alle Großthaten des durchlauchtigen Heraclius beschränkten sich im Jahre 1818 darauf, daß er mit seiner Gemahlin einen Juden über die Taufe hielt und im Jahre 1819 die Urkunde über die Geburt von Mademoiselle unterzeichnete. Im Jahre 1821 zeigte sich Hr. von Polignac wieder auf der parlamentarischen Laufbahn mit einem Vorschlag, der dahin zielte, in der ersten Kammer den Vortrag schriftlicher Reden abzuschaffen. Der Herr Herzog wollte sich von jener eingeschwärzten Beredsamkeit, welche die Vornehmen von irgend einem Redner kaufen, sein Blatt nicht um gleichen Preis erstehen; aber die meisten Herren mochten nicht wissen, wo sie die schönen Sachen hernehmen sollten, die sie brauchten, um seinen Vorschlag zu unterstützen; man sagte ihm, er möchte sich einen Schwarz auf Weiß-Färber nehmen und somit war die Sache abgethan.

Im Jahre 1822 begannen seine Reisen nach England; er erhielt die Erlaubniß, sich mit dem Titel eines Fürsten schmücken zu lassen, der ihm von Gnaden des römischen Stuhles wegen zu Theil wurde, der König unterzeichnete am 30 Juli die Ordonnanz zu diesem Zwecke und der neue gallo-romanische Fürst eilete nach London.

Ich kann nicht sagen, was er dort zu schaffen hatte; allein bei seiner Rückkehr erhielt er eine geheime Audienz und bald darauf die Sendung an den Hof von St. James. Von nun an folgte eine ununterbrochene Reihe von Reisen, von Wanderungen, von Kommen und Gehen, Wagen- und Schifffahrten; zu jeder Zeit standen Postpferde und Wagen bereit, die Postknechte Tag und Nacht gesattelt und gespornt, das Paketboot war abonnirt und sieben Jahre lang dauerte diese ambulante diplomatische Sendung.

In dem Augenblick, wo wir unsern Gesandten in Unterhandlung mit Canning über die Ereignisse in Spanien und die Anerkennung der südamericanischen Colonien begriffen glauben, ist er zu Paris; darnach giebt er dem Herzog von Wellington und den alten Tories ein Diner zu London, dann kommt er nach Paris zurück, dann feiert er das Königsfest zu Portland-Place, endlich steigt er in den Tuillerien ab. Fortwährend, sagt man, steht er auf dem Anstand, auf das Edelwild des Ministeriums lauernd; Villele fürchtet ihn und sucht ihn zu entfernen; er kommt heimlich zurück. Ein neues Ministerium wird gebildet; der durchlauchtigste Heraclius kehrt von Neuem zurück; er redet sogar von der Charte, als wenn er mit ihr Frieden zu machen gesonnen wäre; man hält sich nicht an seine Worte, er reist abermals, er lauert, er paßt den Augenblick ab, wo die Kammern geschlossen werden, er rüstet sich, kündigt zu London seine Ernennung an, unterhandelt mit dem englischen Ministerium, verspricht ihm Friede und gänzliche Nullität von Seite Frankreichs, dann, als sich ein günstiger Augenblick zeigt, wirft er sich ins Paketboot, eilt, kommt an, stürzt nach St. Cloud, nach Rambouillet — endlich an einem schönen Morgen bricht die ganze

Welt in Klage und Jammergeschrei aus — er ist ernannt. Hr. Bourdeau unterzeichnet ihm sein Diplom, reicht ihm dann die Feder, um sich von ihm seinen Abschied unterschreiben zu lassen und giebt ihm so den Prügel in die Hand, um damit aus dem Hause gejagt zu werden.

Er tritt in sein Palais mit Siegermienen,
Es fragt die Dienerschaar in goldner Tresse:
Womit kann Eure Hoheit man bedienen? —
„Für jetzt mit einer Messe.“ —

Was wird er thun? Despotisch regieren ist sehr appetitlich, aber der Fürst, der sonst immer den Tapfern spielt, fürchtet die Nation; eine solche Explosion von Verwünschungen und Alarmgeschrei macht ihn erzittern; für den Augenblick verhält er sich leidend, er erwartet seine Mitbrüder und Handlanger, um Hand aus Werk zu legen. Man sagt sogar, er habe seinem Herrn und Meister Villele geschrieben, ihm zu Hülfe zu kommen. Um das Volk in Athem zu erhalten, hat er ganz unumwunden versprochen, constitutionell und aristokratisch zu regieren, ganz nach Brauch und Grundsatz seines Freundes Wellington, dieses guten und edlen Marschalls von Frankreich. Das Versprechen ist einzig in seiner Art. Diese neben einander aufgestellten Worte schienen unverträglich; aber glücklicher Weise hat Seine Gnaden Heraclius-Polastron von Polignac Seine Gnaden Franz von Labourdonnaye zum Rathgeber, das starke Haupt der neuen Administration. Nun, sie werden die Sache schon in Gesellschaft ausmachen.

Benehmen der Portugiesen bei der ersten französischen Invasion ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang der französischen Revolution gab es in Portugal eine Anzahl Philosophen, welche das ganze Gift der Freigeisterei jenes Zeitalters in sich eingesogen hatten. Und in der That — was sie von der Religion ihres Landes täglich vor Augen sahen, was sie von den Lehren und Satzungen derselben in Kirche und Schule gelernt, oder was ihnen darüber zu lesen erlaubt war, wenn sie sich über ihre Zweifel selbst belehren wollten, mußte sie nothwendig im Unglauben, welchen ihre französischen Meister predigten, nur bestärken. Diese Philosophen folgten mit dem größten Interesse allen Bewegungen und Schicksalen der Revolution; so lange sie jung genug waren, um zu hoffen und zu lieben, sahen und beweinten sie aufrichtig die Mißbräuche des Staats und die Leiden des Volks, wenn sie aber älter wurden, und ihre Gefühle stumpfer und die Schwierigkeiten des Besserwerdens immer einleuchtender, begnügten sie sich, aus einem verruchten System, das sie nicht ändern konnten, wenigstens Vortheil zu ziehen. Liefen nun die glücklicheren von ihnen in den Hafen des Staatsdienstes ein, so besorgten sie vielleicht nur noch, die Fabrik der Regierung möchte zuletzt ihre Geschäfte einstellen. Andere, denen eine solche Beförderung fehlschlug, oder die sich auf dem Weg dazu befanden, beeiferten sich indessen mit der Freimaurerei, von der sie, wie Einer ihrer Landsleute versichert, der selbst in diese Mysterien eingeweiht war, Nichts verstanden; sie diente ihnen bloß zu einem geheimen Vereinigungsband, weswegen denn auch die Regierung und die Inquisition sie als einen Sitz aller gottlosen Speculationen und aller gefährlichen politischen Irrthümer betrachtete. Gewiß waren Viele unter diesen Freimaurern, die jeden weltlichen und geistlichen Despotismus gründlich haßten und ihm den Untergang schwuren; und welcher Portugiese, der sein Vaterland liebte, mußte diese Gesinnung nicht theilen? Männer von milderem Herzen und tieferem Geist ließen sich jedoch nicht in solche geheime Verbindungen ein, sondern trugen sich im Stillen mit ihren Planen; aber die Ueberzeugung, daß es anders werden müßte, stand klar vor ihrer Seele: dieß sagte ihnen der Schmerz über die Entwürdigung Portugals und die stolze Erinnerung an dessen untergegangene Größe.

In diesem Zustand überraschte die Portugiesen die erste französische Invasion. Die königliche Familie hatte gerade noch Zeit, nach Brasilien zu entfliehen; die Eroberer zogen, gemäß den letzten Verordnungen des Prinzen-Regenten ohne Widerstand zu finden, ein, und hätte das Volk so wenig Loyalität und Unabhängigkeitssinn gezeigt, als die privilegirten Stände, so wäre Portugal geworden, was Napoleon daraus zu machen beliebt hätte — ein Tributärstaat oder eine Provinz seines militärischen Reichs. Es ist eine gewöhnliche Meinung, daß die begüterten Staatsbürger zugleich diejenigen seyen, auf deren Patriotismus eine Regierung in schwierigen Zeiten am Sichersten sich verlassen könne. Allein die Erfahrung aller Revolutionen hat das Gegentheil bewiesen. Die Männer, welche in der Stunde der Gefahr die treuesten sind, darf man nicht unter denen suchen, die am Meisten zu verlieren haben, weil der Wunsch ihr Besitzthum zu retten, immer Einfluß auf ihre Entschließung *hat*, ob sie sich für diese oder jene Partei erklären. In der Revolution von Großbritannien war es eine nicht ungewöhnliche Politik, daß in Augenblicken, wo der Ausgang zweifelhaft *schien, die* Familien sich theilten, und auf beiden Seiten *fochten*, damit, auf welche Partei der Sieg sich neigen mochte, in jedem Fall die Familiengüter gerettet würden. Die Kraft einer Nation in solchen Krisen beruht auf Denen, die mit dem Gemüth an ihren Institutionen hängen, nicht mit den Geldsäcken, die an Nichts denken als an ihren Heerd und ihre Altäre und an die religiöse Pflicht, Gott zu fürchten und den König zu ehren und, wenn es *seyn* soll, für die Vertheidigung ihrer Heimat in den Tod zu gehen. So in Portugal: von den Baronen, die nicht mit dem Hofe ausgewandert waren, schloß sich ein Theil an die Franzosen thätig an, ein Theil unterwarf sich passiv; der Patriarch und die Inquisition traten mit dem ganzen Gewicht ihres geistlichen Ansehens und ihrer Hirtenbriefe der Usurpation bei. Umsonst, daß man wenigstens von den Männern der Wissenschaft eine freie Stimme erwartet hätte; die einen, unbedingte Anhänger der Revolution, warfen sich den Fremden in die Arme; die andern trauerten im Stillen. Aber das Landvolk, ohne Verabredung, griff auf mehreren Punkten des Königreichs zu den Waffen.

Digitized by Google

In diese Zeit fällt die Herausgabe des ersten politischen Journals, welches in portugiesischer Sprache erschien, ein Ereigniß nicht ohne Bedeutung für die Literatur, aber von entschiedener Wichtigkeit für die auswärtigen Verhältnisse Portugals. Der Herausgeber — Hippolyto Joseph da Costa Pereira Furtado de Mendoça — begann sein Journal in London; gebürtig aus Nova Colonia am Rio de la Plata, von brasilischen Eltern und voraussehend die unvermeidliche Losreißung dieser großen Colonie vom Mutterlande, als ein unabhängig vom Lauf der Dinge in Europa nahe bevorstehendes und durch keine Maßregel der Politik abzuweisendes Ereigniß, gab er seinem Blatt den Namen des brasilischen Couriers (Correio Braziliense). Hippolyto, der in Coimbra studirt, und die Vereinigten Staaten, Frankreich und England bereist hatte, bekleidete die Stelle eines literarischen Direktors bei der Junta der königlichen Presse, als er im Jahr 1802, wenige Tage nach seiner Rückkunft von einer Reise nach England, auf Befehl des Polizeiintendanten Manique verhaftet wurde. Manique ist ein fataler Name für Portugal, der, wie der lange Unfug seiner Gewaltherrschaft, dort so bald nicht vergessen werden wird. Angereau, der sich beim Ausbruch der französischen Revolution als Fechtmeister in Lissabon aufhielt, und von Manique aus der Stadt gewiesen worden war, ließ diesem nachmals aus seinem Hauptquartier an den Pyrenäen sagen, er werde nächstens mit einer Armee kommen und dann probiren, wie die Haut eines Polizeiintendanten zu einem Trommelfell passe. Ob Manique Ursache gehabt habe, gegen den französischen Fechtmeister einzuschreiten aber nicht, dieß kann uns gleichgültig seyn; sein Verfahren in Hippolyto's Sache aber giebt uns einen ziemlichen Begriff von portugiesischer Polizei. Der gegen diesen erlassene Verhaftungsbefehl lautete auf geheime streng abgeschiedene Haft (de segredo, con rigorosa incommunicaçao); als Grund war angeführt, daß Hippolyto ohne Paß nach England gegangen, und zugleich war die Beschlagnahme seiner Papiere verfügt. Der Gefangene bewies dagegen, daß er sich von dem Staatssecretär einen Paß in gehöriger Form hatte ausstellen lassen, daß er vom Prinzen vor seiner Abreise Abschied genommen, und daß er mit Aufträgen für die öffentliche Bibliothek und die königliche Presse beehrt worden war. Das Einzige, was er durch seine Vertheidigung erreichte, war eine scharfe Zurechtweisung wegen seiner Vermessenheit, vorauszusetzen, als ob es möglich wäre, daß der Intendant Irmand ohne zureichenden Grund verhaften könnte. Er ward sofort nach dem Limoeira gebracht, welches das gemeine Gefängniß ist; hier saß er in einem einsamen Kerker, aus dem man ihn zu einem geheimen Verhör vor den Corregidor, der ihn festgesetzt hatte, nach acht Tagen abholte. Hippolyto, Doctor der Rechte und wohlvertraut mit der Gesetzgebung seines Landes, verlangte besser behandelt zu werden, indem er sich auf das Gesetz stützte, in Kraft dessen eine einsame Haft nicht länger als fünf Tage dauern sollte, sofern nicht der Regidor und zwei Dezembargadoren die Nothwendigkeit sie zu verlängern aussprächen. Darauf entgegnete man ihm, das Gesetz, worauf er sich berufe, finde in dem vorliegenden Fall keine Anwendung, da er von der Polizei gefangen gehalten werde, deren Beamte kein Gesetz über sich erkennten, als die Pflicht, Verbrechen sowohl nach zu spüren, als zu bestrafen. Aber machte das Recht noch so sehr auf Hippolyto's Seite seyn, der Brauch, der alles Recht überflüssig gemacht hatte, war nicht weniger bestimmt auf der Seite des Corregidor's. Umsonst, daß jener sich über Rechtsverletzung beschwerte, von der er appelliren wollte; man antwortete ihm kalt, bei enger Haft könne vom Appelliren nicht die Rede seyn. Das Verhör, das nun anhob, drehte sich gänzlich um die Freimaurerpatente, die unter seinen schriftlichen Sachen gefunden worden waren. Die Papiere lagen vor, und er konnte sie nicht verleugnen; er gestand seinen Eintritt in den Orden in Philadelphia. Neugierde und die Absicht sich über einen Verein, von dem er unter Wegs Nichts als Gutes gehört, eine richtige Vorstellung zu bilden, sey sein einziger Beweggrund gewesen; da in Portugal kein Gesetz verbiete, Freimaurer zu seyn, so sehe er nicht ein, warum man ihn deßhalb behelligen könne. Ueberdieß fügte er hinzu, wenn es auch gegen die Gesetze Portugals war, so war es nicht gegen die Gesetze America's, wo ich aufgenommen wurde; und ich bin doch wohl nicht straffällig in einem Land für Etwas, was ich in einem andern gethan habe, wo ich dadurch kein Gesetz verletzte. Die Inquisition, erwiederte man, habe die Gesellschaft verdammt, er habe also, als er in sie eintrat, gewußt, daß er ein Verbrechen begehe.

Nach mehreren Verhören und einer sechsmonatlichen einsamen Haft, welche so streng war, daß der Vorsteher des Gefängnisses Befehl hatte, Jeden, der sich bei ihm nach dem Gefangenen erkundigte, sogleich auf dieselbe Weise einzusperren, wurde Hippolyto mitten in der Nacht nach den Inquisitionsgebäuden gebracht und daselbst in ein zwölf Fuß langes und acht Schuh breites Gewölbe gesetzt, in welches das Licht nur durch eine vergitterte Oeffnung in der Thür vom Corridor her fiel, während der Corridor selbst sein Licht durch einige Fenster an der obern Wand aus dem Hofe empfing. Sein ganzer Hausrath bestand aus einer groben wollenen Matratze, die Decke und Bett vorstellte, einer hölzernen Pritsche (estrado), einem Wasserkrug und einem andern Gefäß, das einmal in der Woche, wenn der Bewohner der Zelle die Messe hörte, gereinigt wurde. Der Boden war mit Backsteinen gepflastert, und an den massiven Mauern klebte eine immerwährende Feuchtigkeit, so daß seine Kleider, zumal des Winters, nie trockneten. Man erwarte keine umständliche Schilderung der Schrecknisse dieses Kerkers, dem etwa bloß noch die Folterknechte abgingen, um ihn zu einer Hölle zu machen; doch auch ohne sie wird man diese Probe von der absichtlichen Ungerechtigkeit, der kaltblütigen Unmenschlichkeit, der erbarmungslosen brutalen Tyrannei, welche die portugiesische Regierung unter einer Dynastie von Fürsten, unter denen seit Menschenaltern keiner gerade einen besondern Hang zur Grausamkeit gezeigt hatte, ihren Beamten im Namen des Königs auszuüben gestattete, stark genug finden. Ueber die Ursache seiner Leiden äußerte Hippolyto sich nicht näher; die Freimaurerei, welche man ostensibel als sein Verbrechen bezeichnete, konnte die Ursache einer so leidenschaftlichen Verfolgung allein nicht seyn, denn im schlimmsten Fall hätte sie ihm eine Anzahl Pönitenzen in einem Kloster zugezogen, sondern es mußte irgend ein persönliches Ue-

Digitized by Google

beiwollen im Hintergrunde liegen. Er sollte — so wollten es seine Feinde — im Wahnsinne der Verzweiflung im Gefängniß sterben; diese Absicht verbarg sich nicht, trotz der heuchlerischen Miene des Inquisitors, der ihm immer von seiner Gerechtigkeit und Theilnahme vorredete, auf die er sich verlassen, von seiner Nachsicht, die er verdienen sollte, trotz der anscheinenden Sorge für seine Gesundheit, die man ihm dadurch bewies, daß man ihm Wein zum Mittagessen und Kaffee zum Frühstück, und, der Reinlichkeit halber, alle drei Monat ein frisches Hemd zukommen ließ. Mehr als dritthalb Jahre schmachtete er in seiner Höhle und würde wahrscheinlich hier seine Tage beschlossen haben, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, nach England zu entweichen.

Im J. 1811 machte Hippolyto einen Bericht über seine Gefangenschaft nebst einer Geschichte der portugiesischen Inquisition, welche den Zeitraum von 1640 bis 1774 umfaßt, in England durch den Druck bekannt. Aus begreiflichen Gründen verschweigt er die Art seiner Entweichung: doch läßt sich aus dem, was er sagt, schließen, daß, wenn einerseits die Inquisition überall ihre Spione hielt, andererseits die Gegenstände ihres Hasses in dem heiligen Officium selbst Freunde fanden; so führte die Untreue, die in alle Zweige der Verwaltung eingerissen war, doch manchmal auch zu etwas Gutem. Dem Manne, dem die Tyrannen so gräulich mitspielten, den sie unwiederdringlich um sein Vermögen brachten, der sich als einen für Zeitlebens Verbannten betrachten mußte, wäre es nicht so sehr zu verargen gewesen, wenn er alle Mittel, welche ihm die Preßfreiheit darbot, zu Waffen gegen seine Unterdrücker benützt hätte. Dessen ungeachtet zeichnete sich der brasilische Courier lange durch den gemäßigten Geist aus, in dem er geschrieben war — kurz als ein eben so zeitgemäß begonnenes als planmäßig und besonnen ausgeführtes Unternehmen. Portugal befand sich in der Gewalt der Franzosen und Brasilien kam dadurch in ein so verändertes Verhältniß zum Mutterlande, daß kein vernünftiger Mensch mehr an die Wiederherstellung der vormaligen Colonialabhängigkeit denken konnte. Die Ereignisse in Spanien ließen dasselbe Resultat in Bezug auf das spanische America erwarten. Hippolyto war ein Brasilier, und für Brasilien war sein Journal hauptsächlich bestimmt; aber Brasilien war jetzt der Sitz der portugiesischen Regierung, und dadurch gewann es natürlich zugleich auch eine wichtige Bedeutung für Portugal. So Manches geschah damals in der Welt, was, wie er wohl wußte, durch keinen andern Canal den Weg in jene beiden Länder gefunden hätte, so gebieterisch drängten sich die Forderungen der Zeit auf und so manche Geister fingen an, ihnen zu horchen, daß er nicht fürchtete, irgend einer Polizei würde es gelingen, seinem Journal den Eingang zu verwehren. Jene gemeinnützigen Kenntnisse, welche kein Volk ohne Nachtheil entbehren kann, in monatlichen Sammlungen theils aus der Zeitgeschichte, theils aus dem Gebiet des praktischen Lebens mitzutheilen, darauf ging ursprünglich seine Aufgabe; literarische und wissenschaftliche Nachrichten kamen erst hinzu, als das Werk Beifall gewann, doch vermied er sorgfältig jeden gelehrten Anschein. Den Ehrgeiz des großen Haufens der Publicisten, überall mit ihrer Persönlichkeit dem Publikum aufzuwarten, kannte er nicht; je mehr er aber mit seinen eigenen Ansichten karge, desto kräftiger konnte er damit auftreten, wenn er es für nöthig hielt, das Wort zu nehmen. Noch mehr — Hippolyto war ein treuer Portugiese — als solchen bewies er sich durch seine Verletzbarkeit, wo es sich um die Ehre Portugals handelte und durch die Liebe, mit der er an allem Achtungswerthen daselbst hing und durch den Eifer, mit dem er die Anerkennung desselben zu erringen suchte. Wenn es während des Kriegs geschah, daß er glaubte, die brittische Regierung habe die gegen Portugal als souveränen Staat schuldige Rücksichten aus den Augen gesetzt, so verhehlte er seinen Unwillen darüber nicht, und mochten seine Landsleute in andern Dingen nicht mit ihm gleicher Meinung seyn, hier trafen ihre Gefühle zusammen, und so gewöhnten sie sich, ihn als den beredten Vertheidiger der Nationalehre anzuerkennen. Seine Ergebenheit gegen die königliche Familie, die er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, und die schonende Weise, mit der er ihre furchtbare moralische Verantwortlichkeit wegen der ungeheuren von ihr so lange geduldeten Mißbräuche berührte; sein gerechter Abscheu gegen die fremde Usurpation; seine ungeheuchelte Anhänglichkeit an die Institutionen seines Landes, wie sie ursprünglich waren und der Idee nach seyn sollten verschaffte seinem Blatt eine gewisse Gunst selbst an dem brasilischen Hof. Der Prinzregent machte kein Geheimniß daraus, daß er es lese, ob es gleich nicht frei eingeführt werden durfte; ja er ließ dem Herausgeber durch einen Verwandten sagen, sein Journal gefalle ihm und Hippolyto möchte nur fortfahren die Wahrheit zu schreiben. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser gutgesinnte Fürst dadurch zuerst auf den Gedanken kam, die portugiesische Verfassung zu reformiren. Schade, daß er nicht Charakterstärke genug besaß, um diesen Gedanken glücklich zu verwirklichen.

Man hätte glauben mögen, die Herausgabe eines portugiesischen Journals in London, das in Brasilien abgesetzt werden sollte, wo es sicher war, verboten zu werden, müsse eine schlechte Speculation seyn. Indessen sie gelang und erregte sowohl in Brasilien als in Portugal soviel Interesse, daß die portugiesischen Minister, die sich von Hippolyto nicht selten angegriffen sahen, nichts Besseres zu thun wußten, als gleichfalls in London ein Journal zu gründen und dadurch jenes wo möglich zum Stillschweigen zu bringen. So entstand im J. 1811 der „portugiesische Forscher" (Investigador Portuguez), der sich schon mit höhern Ansprüchen als ein wissenschaftliches und literarisches Blatt ankündigte. Eine Berufung auf die öffentliche Meinung mittelst der Presse von Seiten portugiesischer Staatsmänner — eine neue Erscheinung unter der Sonne! Und so stark wirkte die Macht der Wahrheit, daß der Investigador, obwohl in der Absicht geschaffen die moralischen Revolutionen, welche begonnen hatten, zu bekämpfen, nichts destoweniger wesentlich zu ihrer Beförderung beitrug. Diesen Vortheil verdankte Portugal dem sonderbaren Umstand, daß sein literarisch-politischer Kampfplatz nach England verlegt war, also außer den Bereich der Geistestyrannei, in den Mittelpunkt des allseitigen Verkehrs einer freien Presse.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Rechtsfall in Neu-Süd-Wales.

Wenn wir uns das Verfahren zurückrufen, welches früher in europäischen Colonien gebräuchlich war, so muß es uns als ein großer Fortschritt erscheinen, daß nach der englischen Colonialgesetzgebung die Eingebornen überall sich gleicher Rechtsvortheile erfreuen, wie die Europäer; doch fehlt es auch hier nicht an Beispielen, wie leicht die Wohlthaten der Civilisation, sobald sie in keinem Verhältnisse zu dem Bildungszustande der Empfänger stehen, das Gegentheil von dem erreichen können, was sie bezwecken. Nicht immer wird der europäische Richter durch so menschliche Rücksichten bestimmt, wie in dem folgenden Falle.

Am 19 September des vorigen Jahres stand zu Sydney ein Eingeborner von Moretondai vor Gericht, auf die Beschuldigung, einen Europäer ermordet zu haben. Noch ehe an den Beklagten die gewöhnliche Aufforderung gerichtet wurde, sich schuldig oder unschuldig zu erklären, fragte der Richter, Hr. Dowling, ob der Schwoeze mit der englischen Sprache bekannt sey, was der Kronanwald verneinte.

Richter. Wie können Sie dann diesen Mann vor Gericht bringen, Hr. Anwald? Nach den Grundsätzen der brittischen Constitution ist der Mann berechtigt, eine Jury zu verlangen, die zur Hälfte aus seinen eigenen Landsleuten besteht. Aber selbst, wenn wir dieß noch als eine streitige Rechtsfrage betrachten wollten, wie können Sie diesem Manne, der wegen eines Capitalverbrechens gerichtet werden soll, nur von der Art der Klage einen Begriff beibringen?

Anwald. Ich glaube, daß in dem gegenwärtigen Falle keine von beiden Forderungen mir zur Last gelegt werden kann. Bei der Lage, in welcher sich die Colonie in Bezug auf die eingeborne Bevölkerung befindet, bin ich der Meinung, daß die Eingebornen für rechtswidrige Handlungen, deren sie sich gegen Europäer schuldig machen, auf gleiche Weise von unseren Gerichten zur Verantwortung gezogen werden müssen, als dieß bei Europäern der Fall ist, welche sich gegen Eingeborne vergehen. Was die Bildung einer Jury betreffe, die zur Hälfte aus Eingebornen und zur Hälfte aus Europäern bestünde, so ist dieß bei dem gegenwärtigen uncivilisirten Zustande der ersteren geradezu unmöglich. Wir sehen uns daher unumgänglich genöthigt, von dem Rechtsgrundsatze abzugehen, den Ew. Gestrengen angeführt haben.

Richter. Das, worauf Alles ankommt, ist: befindet sich der Gefangene in einer Lage, in der es möglich wird, ihm verständlich zu machen, was zu seinem Nachtheile bei dem Gerichte vorgeht?

Anwald. Ich bin der Meinung, daß er sich nicht in dieser Lage befindet; und vielleicht wird es daher nothwendig seyn, mich darüber zu erklären, weßhalb keine Vorsorge getroffen wurde, Personen in der Nähe zu haben, welche mit dem Dialecte der Schwarzen von der Moretondai bekannt sind, um bei dieser Gelegenheit als Dolmetscher zu dienen. Der Grund war folgender. Vor einigen Monaten wurde ein Schwarzer wegen eines Mordes gerichtet; ich vermochte bei dieser Gelegenheit Hrn. Threlkeld, einen Mann, der mit der wesleyanischen Mission in Verbindung steht, und der die Sprache des Angeklagten ziemlich gut verstand, uns seine Dienste zu leihen, wobei ihm ein Häuptling der Eingebornen, Bungorie, behülflich seyn sollte. Aber der Beklagte weigerte sich, aus Gründen, die ihm selbst am Besten bekannt seyn mochten, auf irgend eine Frage zu antworten; er wurde verurtheilt und demnach auf die gewöhnliche gesetzliche Weise hingerichtet.

Richter. Dieser Mann ist ein Wilder; er befindet sich vor Gericht in derselben Lage wie ein Taubstummer. Es sollen Zeugen wider ihn aufgerufen werden, um eine Klage zu bekräftigen, bei der es sich um sein Leben handelt. Er weiß Nichts davon, was gegen ihn gesagt wird; er kann nicht die geringste Vertheidigung vorbringen. Wer weiß, ob er nicht, wenn er mit der Art der Klage, die gegen ihn erhoben wird, bekannt wäre, sich vollkommen rechtfertigen könnte, indem er bewiese, daß seine That gesetzmäßige Nothwehr gewesen sey?

Anwald. Ich will nur bemerken, daß dieser besondere Fall so klar und einfach ist, daß unmöglich irgend ein Zeugniß von Seiten des Gefangenen zu seiner Rechtfertigung dienen konnte. Ich kann keinen anderen Wunsch haben, als die Handhabung der öffentlichen Gerechtigkeit zu befördern; in dem gegenwärtigen Falle aber würden wir dieselbe wesentlich gefährden, wenn wir uns streng an die mechanischen Formen des Gesetzes halten wollten. Vielleicht ist es Ew. Gestrengen nicht bekannt, daß die schwarzen Eingebornen hier die Gewohnheit haben, eine Beleidigung, die ihnen widerfährt, nicht an dem wirklichen Thäter, sondern an dem ersten, besten Europäer zu rächen, dem sie begegnen?

Richter. Die öffentliche Gerechtigkeit dieses Landes kann durch einen Aufschub in einem einzelnen Rechtsfalle nicht gefährdet werden. Die eingeborne Bevölkerung der Colonie ist allerdings bei Vergehungen allen Strafen unterworfen, welche die englische Gesetzgebung verhängt; aber wenn diese armen Leute denselben Strafen ausgesetzt sind, wie der Europäer, so haben sie auch dieselben Rechtsvortheile anzusprechen, zu denen das brittische Gesetz den Europäern berechtigt. Ich werde diesen Mann daher in seiner gegenwärtigen hülflosen Lage nicht richten. Sein Fall muß bis zu den nächsten Assisen verschoben werden, und dann mag der Kronanwald für Dolmetscher von dem Districte sorgen, von welchem dieser Mann herkam.

Der Anwald erklärte, daß er bei der nächsten Sitzung des Criminalhofes bereit seyn werde, seine Klage wieder aufzunehmen; und der Mann, der beinahe im vollkommenen Naturzustande vor dem Gerichte erschien, indem er Nichts als eine alte Wolldecke umgeschlagen hatte, wurde in das Gefängniß zurückgeführt, mit dem besonderen Befehle von Seiten des Richters, daß er in demselben humane Behandlung finden solle.

Sydney Gazette.

Der Tapir.

Bisher waren von dem Tapir nur zwei Arten bekannt, die eine in America, und die andere in Sumatra und Malacca einheimisch; kürzlich hat indessen ein französischer Gelehrter, Dr. Roulin, in dem Hochgebirge der Cordilleren noch eine dritte Art entdeckt, die besonders in ihrer Kopfbildung große Aehnlichkeit mit dem Paläotherium hat, obgleich auf der andern Seite auch wieder große Verschiedenheiten Statt finden, welche eine allmälige Verwandlung jenes antediluvianischen Thieres in den Tapir, die man vielleicht ver-

Digitized by Google

muthen könnte, unmöglich machen. — Wahrscheinlich beziehen sich auf den Tapir die Sagen einiger südamericanischen Stämme von dem Pinchaque, einem großen furchtbaren Thiere, das in den Urwäldern lebe und von Einigen mit dem Pferde verglichen wird, obwohl Andere ihm eine viel beträchtlichere Größe beilegen. Die Erzählungen von der wunderbaren Stärke dieses Thieres brauchen wenig übertrieben zu seyn, da der Tapir allerdings so stark ist, daß er z. B. ohne Mühe die Schlingen zerreißt, mit denen die spanischen Jäger die wüthendsten Stiere fangen. Uebrigens scheint der Pinchaque nicht das einzige fabelhafte Thier zu seyn, welches seinen Ursprung übertriebenen Gerüchten über den Tapir verdankt. Die chinesischen Schriftsteller erwähnen eines vierfüßigen Thieres, welches sie Me nennen; und das der Beschreibung nach ohne Zweifel ein Tapir ist, dessen Größe man nur übertrieben hat; sie schreiben ihm wunderbare Eigenschaften zu: seine Knochen widerstehen dem Feuer und dem Eisen, er verzehrt Schlangen und zernagt Eisen und Kupfer. Alles dieß ist nicht ganz ohne Grund in der Wirklichkeit. Der echte Tapir z. B. zerbricht und verschlinge Holz, er fällt in seiner Wildheit auf alle Gegenstände, die sich ihm darbieten; und schwerlich hat es Mehr bedurft, um die Sage aufzubringen, daß der Me Eisen zerbeiße. Nach Roulin könnte auch die alte Fabel vom Vogel Greif aus ähnlichen Uebertreibungen entstanden seyn. Ungebildete Leute, die den Me oder den Tapir von Weitem sahen und bemerkten, wie sein kurzer Rüssel über seinen Mund vorrage, konnten leicht darin einen gekrümmten Adlerschnabel sehen: während seine Füße mit ihren runden getheilten Klauen denen des Löwen ähnlich schienen; in der That erinnert der Tapir, wenn er sich in der Ruhe befindet, aus sehr an die Beschreibungen, die man von dem Greif macht. Nur die Flügel fehlen ihm, die aber auch erst eine spätere Zuthat zu seyn scheinen, da Herodot in seiner Beschreibung dieses mythischen Thieres sie noch nicht kennt.

Revue encyclopédique.

Sir Humphrey Davy.

Humphrey Davy, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und anerkannt der erste Chemiker Englands, wurde geboren im J. 1778 zu Penzance, in Cornwall. Er legte den Grund zu seiner späteren wissenschaftlichen Ausbildung, indem er bei einem Pharmaceuten in die Lehre trat, wo ein geschickter Arzt, Dr. Beddoes, der zu Bristol eine medicinische Anstalt, die Pneumatic-Institution, errichtet hatte, seine Bekanntschaft machte. Bald darauf, gegen das Jahr 1799, stellte ihn dieser an die Spitze seines Etablissements. Die Aufsätze, welche er in einem Journal bekannt machte, das unter dem Titel West Contributions erschien, und besonders seine Analyse der Salzsäure zogen die Aufmerksamkeit des berühmten Rumford auf sich, der damals Director des königlichen Instituts zu London war und durch den Davy einen Ruf als Professor der Chemie an dem Institute erhielt. Seine Vorlesungen wurden mit Enthusiasmus besucht. Da er die kostbaren Apparate des Instituts zu seiner Verfügung hatte, so benützte er dieselben, um die Entdeckungen Ritter's über die chemische Thätigkeit der Electricität zu verfolgen; und die Experimente, zu welchen er dadurch veranlaßt wurde, so wie die scharfsinnigen Folgerungen, die er aus denselben zog, begründeten eine Theorie, welche bald als die einzige anerkannt wurde, von welcher man bei dem Studium der Chemie ausgehen kann. Sein Aufsatz über die chemische Thätigkeit der Electricität (Sur le Mode d'action chemique l'électricité), welchen er in einer Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorlas, erhielt im Jahre 1807 den jährlichen Preis des französischen Instituts. Er beschränkte seine Forschungen indessen nicht auf einen einzelnen Zweig der Wissenschaft, sondern bediente sich der wichtigen Hülfsmittel, die sein Genie geschaffen hatte, um seine Erfahrungen nach allen Seiten zu erweitern. So bewies er, daß die Soda und die Potasche, deren Zusammensetzung bisher unbekannt war, Nichts sind als Oxyde von Metallen, die er durch die galvanische Säure zersetzte; und so zeigte er, auf diese Analogie sich stützend, daß auch die Erden nichts Anderes als metallische Kalke sind.

Wenn seine Forschungen über die Natur des Feuers nicht allgemeinen Beifall fanden, so verdankt ihm doch die Humanität eine der größten Wohlthaten, indem er die Eigenschaft der Metallgewebe, sich den Fortschritten der Flammen entgegenzusetzen, erkannte, und durch die Anwendung, die er von dieser Entdeckung machte, den Bergmann vor einer stets drohenden Gefahr schützte.

Seine Beobachtungen beschränkten sich nie auf vereinzelte Thatsachen, stets wußte er allgemeine Gesetze von denselben herzuleiten, und diese dienten dann andern Gelehrten wieder zu der Grundlage neuer Forschungen. So enthalten seine Beobachtungen über die Steömaagen im leeren Raume die Hauptsätze, von denen wir bei der Erklärung der Aurora Borealis ausgehen; eben so wichtig sind die beiden Gesetze über die Leitfähigkeit der Metalle, die er fand. Von der Admiralität beauftragt, die Ursachen der Verrostung des Kupfers an den Schiffsbeschlägen zu untersuchen, gab er bald eine Lösung dieser Aufgabe, die von nicht geringerer practischer, als theoretischer Wichtigkeit ist, indem er mit den Ursachen des Uebels auch die Mittel entdeckte, demselben zu begegnen.

Seine wankende Gesundheit, sowie manche Unannehmlichkeiten, die er in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London erfuhr, von welcher er zum Präsidenten erwählt worden war, bestimmten ihn, eine Reise nach Italien anzutreten, auf welcher seine Gesundheitsumstände sich indessen immer mehr verschlimmerten, bis er zu Genf, wo er sich schon früher einige Zeit aufgehalten hatte, in der Nacht vom 28 auf den 29 Mai d. J. wiederholten apoplectischen Anfällen unterlag.

Die wichtigsten Werke Davy's sind: seine „philosophischen und chemischen Untersuchungen über die Stickstoff-Oxyde" (1800); ein „Abriß seiner Vorlesungen über die Chemie in dem königlichen Institute" (1802); „Elemente der philosophischen Chemie" (1812) und „Elemente der auf die Landwirthschaft angewandten Chemie" (1813). Die meisten seiner einzelnen Aufsätze und Abhandlungen sind in den französischen Annales de Chimie et de Physique übersetzt.

Revue encyclopédique.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 251. 8 September 1829.

Griechische Kriegsweise.

(Mitgetheilt von einem Philhellenen in Griechenland.)

Wenn die Griechen ein Kriegsunternehmen vorhaben, so übernimmt einer oder mehrere der ausgezeichnetsten Häuptlinge das Commando, an den sich wiederum eine Menge Generale *) (Strategen), Obersten (Chiliarchen) und Capitani mit ihrer Mannschaft (eigentlich Stratioten, vorzugsweise aber Palikaria — Burschen — genannt) anschließen. Jeder dieser Anführer, nach Art der Condottieri, ist für sich unabhängig, und wandert mit seinem Fähnlein, oft nicht mehr als 10 — 12 Mann, gleich einer Gesellschaft herumziehender Schauspieler, bald an diesen, bald an jenen Ort, je nachdem er glaubt, daß es ihm mehr Vortheil bringe. Zu parteisüchtig, um sich aufrichtig zu vereinigen, und einzeln zu schwach, um das Land schützen zu können, sind sie gerade mächtig genug, es zu bedrücken, und ihre Banden von dem Volke eben so gefürchtet, als die Türken selbst. Der einzelne Palikar wiederum ist eben so unabhängig und läuft stets demjenigen Häuptling zu, welcher den meisten Sold bezahlt, oder die größte Aussicht auf Beute und Plünderung verspricht, spart jedoch Schimpfreden und Drohungen nicht, wenn er ihn in seinen Hoffnungen täuscht.

Der Oberbefehlshaber (Archistrategos) ist immer auch zugleich Inhaber einer solchen Palikaren-Truppe, verhältnißmäßig der größten, wiewohl dieß nicht immer der Fall ist; seine Beschlüsse faßt er kriegsräthlich, nach vorangegangener Zustimmung der Mitchefs. Kleidung und Bewaffnung müssen sich die Palikaren selbst anschaffen, in der Regel soll aber der Mann des Monats 25 Piaster Sold und 15 Para **) Taggeld (himiklik) und außerdem Munition und Lebensmittel erhalten. Der Häuptling selbst hat keinen bestimmten Sold, sondern er läßt sich nach der Zahl seiner Leute bezahlen, mit denen er nicht selten ein ziemlich vortheilhaftes Geschäft zu machen weiß; denn wenn er auch vielleicht nur für gewöhnlich 1½ bis 2, 3 oder 5 Piaster Taggeld bezieht, so darf er nur die Zahl seiner Mannschaft höher ansetzen, um unter der Form von Rückständen, die sich nach Art der Stammbäume ins Unendliche zurückdatiren, seinen Gehalt bedeutend zu verbessern. Eine regelmäßige Verpflegung oder selbst nur Zählung der Truppen einzuführen ist unter diesen Umständen unmöglich, und oft erhält der Soldat gar keinen Sold, sondern höchstens einen spanischen Thaler Handgeld, wenn man ihn zu einem besondern Unternehmen braucht.

Der Palikar trägt eine lange, nach türkischer Art geschäftete Flinte (ohne Bajonet), ein Paar Pistolen und ein Haumesser (Handschar, Giatagan) in dem Leibgurt; ist körperlich nicht stärker als der abendländische Soldat, besitzt aber eine unglaubliche Entbehrungsfähigkeit, begnügt sich lange Zeit mit Kräutern und mit Wurzeln, einigen Oliven und etwas Brod, was er in einem kleinen Säckchen auf dem Rücken trägt, und ist gewohnt mit seinem Mantel, einen Stein unter dem Haupte, unter freiem Himmel zu schlafen. Dem beständigen Aufenthalt in freier Luft, dem vielen Bergsteigen, verbunden mit einer sehr zweckmäßigen Kleidung (albanesisch), verdankt er überaus vortheilhaft gebildete Luftorgane, was ihn erstaunlich behend und ausdauernd in der Bewegung macht.

Der Begriff der Ehre und die Idee der Vaterlandsliebe sind dem Palikaren zu abstrakte Dinge, und wenn man seinen Muth steigern will, muß man ihm Geld oder sonst in die Sinne fallende Dinge versprechen. Bazarades (Dickschwänze) ist ein Ehrenname, den man den Herzhaftesten beilegt, und ein Ausdruck, dessen man sich bedient, die Leute zum Gefecht anzufeuern *). Zum Fahnenträger (Baitaktar) pflegt man den Verwegensten zu wählen, weil er der Vorderste im Gefecht seyn muß, dessen Bewegungen die Uebrigen folgen sollen. Ihre Marsch-

*) Nur die Fremden halten sich an diese im Ganzen nichts bedeutenden Unterscheidungen; der Grieche nennt sie alle schlechtweg Capitano und pflegt sie mit ihrem Vornamen anzureden.

**) Wier Para kann man zu einem Kreuzer rechnen; 40 Para machen einen Piaster. In Smyrna gilt der spanische Thaler 12 Piaster; auf den meisten griechischen Inseln 14½, in Syra sogar 15 P. 5 Par.

*) Hier eine kleine Probe griechischer Beredsamkeit: „Ihr Dickschwänze, ihr Schäferhunde! werdet Ihr mir folgen? werdet Ihr mit reiner Stirn aus der Schlacht zurückkehren, oder mit beschißner"? „„Juria — (hurrah) wir werden Dir folgen, wir werden mit reiner Stirn zurückkehren, nicht mit beschißener?"" Und so roh es klingen mag: diese Sprache wirkt doch mehr, als die schönsten Phrasen von Ruhm und Patriotismus.

ordnung, ihre Fechtart und Aufstellung ist durchaus den Türken oder vielmehr den Albanesen nachgeahmt: wie die Gemsen im Gebirge, aber wahre Hasen in der Ebene. Die Türken hatten Ueberzahl, Einheit und Nachdruck im Commando und die sehr gefürchtete Offensivwaffe der Reiterei, nebst größern Hülfsmitteln, vor den Griechen voraus; daß diese ihnen aber dennoch so lange widerstanden, geschah, weil Meere und Gebirge die Freiheit in ihren Schutz nahmen. In der Auswahl ihrer Stellungen werden die Griechen von einem richtigen Instinkt geleitet, und bevor man nicht methodische Kriegskunst auf unmethodische Krieger anwandte, haben sie immer mit wenig Verlust dem Feinde viel Schaden gethan. Auf Trinkwasser muß man in diesem Lande ein Hauptaugenmerk richten. Die letzte Stellung unmittelbar vor dem Feinde wird immer bei Nacht bezogen, und wenn das Terrain keinen natürlichen Schutz gewährt, sogleich mit aller Anstrengung an der Verfertigung sogenannter Tambors gearbeitet. Diese Tambors sind runde oder eckigte Verschanzungen von mäßiger Schulterhöhe, inwendig mit einem Graben. Häufig ist man genöthigt zum Bau derselben sich, statt der Erde, der Steine zu bedienen. Vor diesen Tambors bauen sich die einzelnen Plänkler wiederum kleine Brustwehren, hinter welche sie sich setzen oder legen, und die man Meteriß nennt. In einer solchen Tamborstellung wird sodann der Feind entweder erwartet, oder man sucht ihm von dieser Basis aus mit stets neuen Tambors nach und nach das Terrain abzugewinnen. Die Türken, wo sie nicht zu schwach sind, geben nicht zu, daß man sich in ihrer Nähe festsetzt, ohne daß sie darum gestritten haben, und meistens erscheinen sie schon den folgenden Tag, um, wo nicht zu einem ernstlichen Angriff, doch wenigstens zu einer Offensivrecognoscirung zu schreiten. Wenn ein thätiger Bascha kommandirt, versuchen sie jede ihnen schädlich dünkende Stellung ein- oder zweimal zu stürmen, und mit Reiterei in Verschanzungen einzubrechen, welche man für diese Waffe unzugänglich glauben sollte. Wie viel ihrer auch seyn mögen, so wird weder von türkischer noch griechischer Seite durch den Stoß der Massen gewirkt, sondern in aufgelösten unordentlichen Linien gefochten; wobei die Griechen aus Furcht vor der feindlichen Reiterei, gegen welche eine so unzusammenhängende, vereinzelte Fechtart keine Widerstandsfähigkeit hat *), sich selten weit von ihren Stützpunkten, den Tambors, zu entfernen getrauen. Mißlingen diese Angriffe, so begnügt man sich, den feindlichen Tambors die seinigen gegenüber zu legen; und alsdann können zwei Corps Monate lang sich umlagern und in unbedeutenden, plan- und absichtslosen Gefechten die Munition verschwenden, ohne einen erheblichen Zweck zu erreichen. Der Anlaß zu solchen Spielgefechten (Polemoi) ist meistens zufällig. Ein oder zwei Buzerades, gewöhnlich nach der Mahlzeit, gehen vor, legen sich hinter einen Stein- oder Erdaufwurf und schießen; hierauf nähern sich Einige von der entgegengesetzten Seite und thun dasselbe: nach und nach mischen sich beiderseits immer Mehrere in diesen Zeitvertreib und endlich entsteht ein mehr oder min der allgemeines Gefecht daraus. Diejenigen, welche bei solchen Kriegsschauspielen nicht unmittelbar Antheil nehmen, unterlassen doch nicht den Ihnen Zeichen des Beifalls und der Aufmunterung, den Feinden aber Merkmale des Spottes und der Verachtung mit Worten und Geberden auszudrücken, und dergleichen Scenen — wie aus Laune begonnen, so aus Laune beendigt — spielen sich zuweilen, wenn die Dazwischenkunft der Reiterei den Spaß nicht verderbt, tief in die Nacht hinein.

Je mehr dieser Krieger sind, je weniger Haltung bemerkt man an ihnen, und während man die Gewandtheit und Kühnheit des Einzelnen bewundert, stellt sich das Ganze wie die unordentliche Volksmenge eines Jahrmarkts dar. Vereinigt man daher diese Menschen in große Massen, und trennt man sie von ihrem Element, den Gebirgen, so geschieht es vielleicht, daß wenige Reiter Hunderte von Palikaren in die Flucht jagen, von denen jeder, wäre er allein, vielleicht einen Reiter beherzt auf sich zukommen ließe. Offenbar ist hieran nur der Mangel an Uebereinstimmung, Gesamtgefühl und Gehorsam schuld; und dieser Fehler hat seinen Ursprung in der verderblichen Gewohnheit, die Beute zur Hauptsache des Kriegs zu machen.

Die grausame Behandlung, welche Jedem bevorsteht, der in die Hände des Feindes fällt; sodann die Sitte, sein ganzes Vermögen an Geld und kostbaren Waffen bei sich zu tragen, sind, wie die Ursachen zu jener Grausamkeit, so wiederum der Grund, warum man sich in Griechenland im freien Felde mit weniger, in haltbaren Plätzen nicht selten aber mit mehr Ausdauer schlägt, als der abendländische Soldat. Im Lager erstaunt man über die Genügsamkeit dieser Palikaren, die Behendigkeit, womit sie allen Gefahren zuvorkommen oder ausweichen; die Schärfe der Sinne, die sie in den Stand setzt, jede Bewegung des Feindes auszuspähen, jede Veränderung zu deuten, überall sich schnell zu helfen. Wenn dann die ermattende Hitze und die Zerstreuungen des Tages vorüber sind, sitzen sie in malerischen Gruppen mit gekreuzten Beinen in ihren Tambors, und während die Einen einen johlenden Gebirgsgesang anstimmen, besingen Andere den

*) Bei Kheidari griff den 18 August 1826 Fabvier die ringsum auf die Griechen eindringende Reiterei mit Bataillons-Colonnen an; diese erweiterte ihren Kreis immer mehr, und verschwand bald darauf ganz. Die Compagnie Philhellenen, nicht 50 Mann stark, rückte der Reiterei auf dem rechten Flügel geschlossen entgegen, und je weiter sie vorging, je mehr wichen die Türken zurück. Die Compagnie marschirte hierauf gegen den linken Flügel, und nur eine Sektion blieb zurück, aber nicht einmal auf diese wagten sie einzureiten.

Ueberhaupt ist im freien Felde, wenn man nur dem sinnlichen Eindruck eines rasch drohenden und brausenden Andrangs nicht unterliegt, Wenig zu fürchten. Diese Reiterei ist nur zum Theile gut beritten, nicht selten von einem Troß Gesindels auf Eseln (Maulthieren) oder elenden Mähren gefolgt und flehet in der Regel eben so schnell von ihrem stürmischen Angriff wieder ab, als sie Einem rasch auf den Nacken fällt. In

Gegenwart des Bascha's, wo der Feige der Gefahr des Todes auf keine Art entgehen kann, der Tapfere großen Lohn zu hoffen hat, so wie in der örtlichen Vertheidigung und, wenn er einmal vor einem Orte fest sitzt, ist der Türke verteufelt hartnäckig.

Digitized by Google

Tod des Marco-Bozaris, des Karaiskaki *), oder das Lob eines Clefte-capitäns. Gewöhnlich findet sich bei jeder Kameradschaft (mnnga) ein Leierspieler, welcher zwar ungeschlachte, doch immerhin belustigende Melodien klimpert. Hier sieht man Einige mit ihren Waffen beschäftigt, Andere die Beutestücke (Biadzea) feil bieten, ihr mäßiges Mahl verzehren, oder in langen Zügen behaglich ihre Pfeife rauchen; dort erzählt ein Vuzerade den unerfahrenen Kriegsjüngern oder leichtgläubigen Fremden mit dem Ausdruck der Selbstüberzeugung die Heldenthaten des Tages: genial dargestellt, aber meistens mit ungeheuren poetischen Ausschmückungen, kann man doch nicht selten diese Geschichten, nur minder geistreich, in fremden Zeitungsblättern wieder finden. Erhebt sich ein Streit unter ihnen der noch so heftig scheint, so macht gewöhnlich ein lustiger Einfall der Sache ein lachendes Ende; denn diese Menschen sind mehr lebhaft als leidenschaftlich, minder boshaft als roh, und zeigen überhaupt nirgends die empfindliche Verletzbarkeit des Abendländers. Nur in Fällen, wo eine Uebervortheilung statt gefunden, pflegt es ein blutiges Ende zu nehmen, weil betrogen zu werden schädlich und schimpflich zugleich erscheint. Unterbricht alsdann zuweilen das Einschlagen einer Kugel solche launige Scenen, ohne einen Schaden anzurichten; gleich erheben sich die Köpfe über den Erdwurf, dem Feind unter Hohnlachen allerlei Schimpfreden zuzuschreien. Einzelne Armauten lassen sich oft in lange Unterredungen mit einzelnen Griechen ein, nachdem sie zuvor einen Privatwaffenstillstand unter sich verabredet haben. Bei solchen Gelegenheiten unterhalten sie einander vertraulich über die Lagerneuigkeiten, über den Sold und die Art der Verpflegung, welche sie erhalten, belügen sich über anderwärts errungene Siege, und gehen am Ende ein jeder friedlich seines Wegs. Bei Nacht sind sie wachsam und vorsichtig und getrauen sich eher einen Streich auszuführen, als bei Tag, weil ihnen in der Dunkelheit die Reiterei weniger anhaben kann.

*) Ein blinder Alter, von einem Knaben geleitet, mit einer ärmlichen Leier, hat ihm nach der Sitte des Landes im Gesang sein Grabmal errichtet.

„Drei Feldhühner saßen bei der Akropolis — roth waren ihre „Füße und schwarzgrau ihr Gefieder. Weinend sangen und singen „sie: O ihr unglücklichen Tage, wo die Männer der Inseln hin„abstiegen in die Ebene, das Treffen begannen, und die Schwer„ter der Cretenser handgemein wurden! Karaiskaki hat es „gehört, und tief hat es ihn durchdrungen. Er besteigt „seinen Hengst, und ruft seinen Waffengefährten: Jungens, „greift zu den Waffen, wir müssen kämpfen, bis uns die „Kraft der Arme versagt und dieser Klontahi zu Boden liegt — „er mit seinen Genossen! Der erste sprengt Er auf die Türken; „von ihrem Tambor schossen sie auf ihn. Wie eine Eiche ist „er geborsten, und wie eine Cypresse ist er gefallen. Wo seyd „Ihr, meine Palikaren, Ihr meine Kinder, Ihr sollt Nichts „fürchten — und Ihr Palikaren zerstreut Euch nicht, damit nicht „das Unglück der Christen auf Euer Gewissen fällt. Haltet „fest zusammen und schlaget die Ungläubigen! Ich — ich „gehe in's Kloster nach Salamis, wo meiner ein helfender Arzt „harret. —

„Dörfer und Städte weinen um ihn, von seinen Waffenbrüdern und seinen Palikaren wird er betrauert."

Basil Halls Reisen in Nordamerica.

(Schluß.)

Nachdem Capitän Hall Charleston verlassen hatte, durchstreifte er einen beträchtlichen Theil des Innern von Georgien, und seine Schilderungen der neuen Niederlassungen in diesen Gegenden sind äußerst interessant. „Ungefähr ein Jahr vor der Zeit unseres Besuches, d. h. im Laufe des Jahres 1827 wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten eine Uebereinkunft getroffen, nach welcher der Stamm der Creeks gehalten war, das Gebiet zwischen den Flüssen Catachrochie und Flint zu verlassen und westwärts innerhalb der Grenzen des Staates Alabama neue Sitze zu suchen, wodurch jener ganze ausgedehnte Landstrich der freien Verfügung der Georgier anheimfiel. Es scheint, daß nach den Gesetzen von Georgien alle auf diese Weise erworbenen Ländereien durch eine Art von Lotterie unter die Einwohner des Staates vertheilt werden. Jeder Bürger von einem Alter von einundzwanzig Jahren hat einen Zug, wie man sich ausdrückt, ein verheiratheter Mann zwei Züge, und ein Verheiratheter mit Familie drei. Die übrigen einzelnen Bestimmungen habe ich vergessen, und die betreffende Verordnung der Legislatur habe ich nicht gerade zur Hand; doch glaube ich, daß die Lose jedes zu 202½ Morgen (acres) waren. Als die Vertheilung dieser Lose Statt fand, behielt die Regierung des Staats einen Antheil Landes von fünf englischen Quadratmeilen zurück, um auf demselben eine Stadt zu gründen. Der Punct, der zu diesem Zwecke gewählt wurde, war eine Stelle auf dem linken Ufer des Catachrochie, welcher die Grenze zwischen den Staaten Georgien und Alabama bildet. Die neue Stadt sollte an dem unteren Ende einer langen Reihe von Wasserfällen oder vielmehr Stromschnellen begonnen werden, über welche dieser große Strom mehrere Meilen weit auf das Materischeste hinstürzt. Da der ganze Fall auf dieser Strecke an 200 Fuß beträgt, so wurde dadurch für die Bewohner der künftigen Stadt, die längs des Ufers angelegt werden sollte, eine unermeßliche mechanische Kraft zum Umtreiben von Mühlen aller Art gewonnen. Der ganze Weg bis zum Golf von Mexico hinab, so wie die Schifffahrt auf dem Catachrochie ist durch kein Hinderniß gehemmt; auch haben bereits mehrere Dampfboote diese Fahrt stromauf bis zu dem Puncte, von welchem ich spreche, wirklich zurückgelegt. Durch ein Gesetz des Staates Georgien war beschlossen worden, daß sechzig Tage nach Vollendung der Aufnahme des für die Anlage der Stadt bestimmten Gebietstheiles die Versteigerung der Bauplätze vor sich gehen sollte. Diese Bauplätze bestanden je aus einem halben Morgen Landes, und da der Raum, den sie einnahmen, auf dem Plane zum Voraus in regelmäßige Straßen vertheilt worden war, so konnte man sie mit ihren Ziffern und Buchstaben bezeichnen und auf diese Weise in der ganzen Union zum Verkaufe ausbieten. Sechzig Tage betrachtete man als eine hinreichende Zeit, um Abenteurer, Ansiedler, Kaufleute, Landspeculanten und andere Käufer in Menge anzuziehen. Das Project griff wie Feuer um sich; und da die vortheilhafte Lage der neuen Stadt laut genug über alles Land ausgeschrieen wurde, so strömten ganze Schaaren von allen vier Weltgegenden herbei, um sich durch den Augenschein zu überzeugen. Wir kamen glücklicher Weise gerade noch zur rechter Zeit an, um Zeugen der seltsamen Erscheinung zu

ner Embryo-Stadt zu seyn — einer Stadt ohne Namen und ohne factischen oder rechtlichen Bestand, und doch mit Einwohnern überfüllt, die im Begriffe waren, ihren bürgerlichen Pflichten nachzugehen, sowie der Hammerschlag des Auctionärs gefallen war. Nachdem wir die Agentschaft (agency) der Creeks verlassen hatten, fuhren wir einige Meilen auf der indianischen oder westlichen Seite des Flusses hin und setzten dann in einer Fähre auf das linke Ufer über. Um hier durch unsern Wagen nicht aufgehalten zu werden, sandten wir denselben voraus und gingen zu Fuß nach Columbus, was — wie ich vernahm — der Name der künftigen Stadt seyn sollte. Ein Herr, einer der versammelten Einwohner, war so gefällig gewesen, uns von der Agentschaft aus zu begleiten, um uns die Merkwürdigkeiten — die Lions — dieses sonderbaren Platzes zu zeigen. Das Erste, worauf er uns aufmerksam machte, war eine quer durch das Dickicht des Eichenwaldes hindurch gehauene Linie. Dieß, bemerkte uns unser Führer, sollte die Hauptstraße werden; und da das Gebüsch niedergeschlagen worden war und einen Gang, ungefähr vier Fuß breit, frei ließ, in welchem in Zwischenräumen kleine Pfähle eingetrieben waren, so konnte man in der künftigen Straße mit erträglicher Bequemlichkeit auf und nieder gehen. Als wir den Mittelpunkt erreicht hatten, sah unser Freund stolz um sich her und rief von Begeisterung ergriffen bei dem Gedanken an die künftige Größe von Columbus: „Hier sind Sie in der Mitte der Stadt!“ In kurzer Zeit, versicherte er uns, würde es nicht mehr ein bloßer Fußpfad seyn, sondern eine Straße, sechzig Schritte breit und eine Stunde lang. Indem wir bei dem Weitergehen aufmerksam um uns sahen, entdeckten wir noch mehrere ähnliche Linien, die auf gleiche Weise durch den Wald gezogen worden waren und den Hauptgang, wie derselbe jetzt hieß, unter rechten Winkeln durchschnitten. Noch waren aber diese Querstraßen nur durch einige wenige Pfähle bezeichnet, welche die Ingenieure bei der Aufnahme eingeschlagen hatten. Nachdem wir unseren Weg eine Zeit lang durch den Wald verfolgt, bekamen wir hie und da einige Hütten zu Gesicht, die theils aus Brettern, theils aus Baumrinde gebaut waren, und zuletzt erreichten wir endlich die Hauptmasse der Gebäude, von denen nur wenige älter als vierzehn Tage aber drei Wochen seyn mochten. Diese Gebäude waren von jeder Größe, von einem Cubus von sechs Fuß bis zu einem stattlichen Hause mit einem halben Dutzend Fenster in der Fronte. Auch drei Gasthöfe sah man, von denen der eine sein Aushängeschild an einem Baume, der unberührt mitten in der Straße wuchs, angenagelt hatte. Ein anderer hatte Glasfenster, aber die Scheiben waren vorläufig nur mit etwas Staserkitt an den Ecken befestigt, um sogleich wieder herausgenommen werden zu können. Alles trug die Zeichen der größten Eile an sich. Nur an die Richtung und Breite der künftigen Straßen hielt man sich; sonst war von Regelmäßigkeit irgend einer Art keine Spur zu entdecken. Da von den Bauplätzen noch keiner verkauft worden war, so war natürlich Niemand sicher, daß die Stelle, auf welcher er sein Haus aufgeschlagen hatte, auch wirklich sein Eigenthum werden würde. Jedermann, schien es, hatte die Freiheit, sich anzubauen, wo es ihm beliebte, indem man ihm vierzig Tage nach dem Verkaufe zur Fortschaffung seines Eigenthums bewilligte, falls er nicht der Käufer werden wollte. In Folge dieser Uebereinkunft waren viele Häuser auf Rollen gebaut — einer Art niederer, starker Räder, wie jene, deren man sich bei dem schweren Geschütze bedient — um hinweggefahren zu werden, wenn der Bauplatz von einem Anderen erstanden würde. Wenigstens sechzig Gestelle von Häusern wurden mir gezeigt, die übereinandergehäuft da lagen und von Zimmerleuten auf Speculation gemacht worden waren, um die Bedürfnisse der Käufer sogleich befriedigen zu können. An einigen Puncten war der Wald, der hier herum überall aus einer Mischung von Eichen und Fichten besteht, noch eben so dicht, wie je zuvor, und selbst in den am Meisten gereinigten Straßen hatte man wenigstens einige Bäume zurückgelassen. Die Stumpfe der gefällten Bäume hatte man noch keine Zeit gehabt hinwegzuschaffen; auch viele Stämme hatte man aus derselben Ursache liegen lassen, sodaß es keine geringe Mühe machte, sich überall fortzuhelfen. Ambosse hörte man auf allen Seiten lustig erschallen, während Säge, Axt und Hammer rings umher durch den Wald blitzten. Postwägen, Reisewägen, Karren, Cabriolets, kurz Fuhrwerke, oder — um uns eines abendländischen Provincialismus zu bedienen — Gefährte aller Art waren ohne Zahl zur Stelle; auch gab es Materialläden und Bäckereien in Menge, und über mehreren Thüren las man: Attorney at Law (Rechtsanwald). Einer der Commissäre des Staates Georgien, welche mit der Anordnung dieses sonderbaren Colonisationsversuches beauftragt waren, versicherten mich, daß bereits über neun hundert Einwohner da wären, obwohl noch vier Monate vergehen könnten, bis der Verkauf Statt finde und die Stadt eine gesetzliche Existenz erhalte. Mehrere dieser Leute hatten keine Häuser und selbst nicht das geringste Obdach und lagerten unter freiem Himmel im Walde. Andere lebten auf ihren Wägen, und Viele irrten umher, um ein Unterkommen und Beschäftigung zu finden, wo sie konnten. Handwerker aller Art, besonders aber Zimmerleute und Grobschmide, hatten eine reichliche Ernte. Man sagte mir, daß nach einer mäßigen Schätzung an dem Tage der Versteigerung wahrscheinlich zwischen drei bis vier tausend Menschen bereit seyn würden, die neue Stadt zu bewohnen. Ich kann dieß wohl glauben; denn während der kurzen Periode meines Aufenthaltes trafen eine Menge neuer Ankömmlinge von allen Richtungen ein, die aus dem Walde herausstürzten, wie Raubvögel, die durch den Geruch der Beute herbeigelockt werden.“

Raffaels Fornarina.

Der alte Streit, welches von den drei bekannten Porträten der Fornarina, von denen jedes das Original seyn will, das echte sey, scheint durch eine Stelle in dem kürzlich herausgegebenen Reisejournal des Prinzen Cosmo dei Mediei (aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts) entschieden zu werden. Im J. 1664 sah der Prinz die Gallerie der Cartoni zu Verona (die durch Erbschaft in die Hände der Signora Cavalkina-Brenzoni, ihrer gegenwärtigen Besitzerin, übergegangen ist), und sein Cavalier, Filippa Pizzichi, der Verf. des angeführten Journals, sagt bei dieser Gelegenheit: La pittura però più ragguardevole di tutte è la Donna di Raffaello di sua mano finita con tanta diligenza e così ben conservata che supera di gran lunga tutte le altre.

Court Journal.

Berichtigung.

Seite 1000 ist statt Dary zu verbessern Davy.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 252. 9 September 1829.

Die Türkei und die türkische Frage.

Die wichtigste politische Angelegenheit, die im gegenwärtigen Augenblicke alle Cabinette beschäftigt, alle Völker in gespannter Erwartung hält, ist die Entscheidung, welche dem Kampfe zwischen Rußland und der Pforte bevorsteht. So viele Hoffnungen, so viele Besorgnisse knüpfen sich an diese scheinbar einfache Frage, daß es uns kaum befremden darf, wenn wir die meisten Versuche, die bisher von Berufenen und Unberufenen zu ihrer Lösung gemacht wurden, schon in den ersten Voraussetzungen in eine Verwirrung verwickelt sahen, die zwar durch *Machtsprüche des Parteigeistes* zerrissen, aber auf dem Wege der vernünftigen Untersuchung unmöglich gelöst werden konnte. Die öffentliche Meinung, an welche man neuerer Zeit in allen Angelegenheiten von allgemeinem Belang zu appelliren gewohnt war, hat unter diesen Umständen so wenig Sicherheit und Haltung gewinnen können, daß es nach so Vielem, was über diese Sache bereits gesagt und geschrieben worden ist, vielleicht noch immer keine vergebliche Bemühung seyn dürfte, wenn wir *versuchen*, die verschiedenen Ansichten, die von den verschiedenen Parteien einander gegenüber gestellt worden sind, auf ihre allgemeinen Grundsätze zurück zu führen und dadurch, wenn nicht zu vereinigen, doch so weit als möglich zu vereinfachen.

Der einfachste Satz, auf welchen unsere ganze Aufgabe sich zurückführen läßt, ist die Frage: Soll das türkische Reich unter seinen bisherigen Verhältnissen als selbstständiger Staat ferner bestehen, oder nicht bestehen?

Ueber diese Frage kann eigentlich kaum noch ein Streit Statt finden, da alle (?) großen Mächte, die russische nicht ausgenommen, sich einstimmig für das Bestehen des türkischen Reiches erklärt haben; und das Kriegsglück, selbst bei der günstigsten oder ungünstigsten Wendung für die eine oder andere Seite, nicht leicht eine Aenderung in dieser Entscheidung herbeiführen kann. Selbst in dem äußersten Falle, wenn wir annehmen, daß die russischen Heere siegreich in Konstantinopel eingezogen wären, *so würde* dieß die Stellung des russischen Cabinetts gegen die Pforte nur in sofern ändern, als jenes um so mehr die Macht erhielte, die letztere zu der Anerkennung und Befriedigung der Forderungen zu zwingen, deren Zurückweisung die Veranlassung des Kriegs war. Je größer die Versuchung wäre, von dieser Bahn abzuweichen, um so heiliger wäre auch die Verpflichtung, die das russische Cabinett, die den Fürsten, welcher so oft auf das Feierlichste erklärt hat, keinen Eroberungskrieg zu führen, an sein Wort bände.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet scheint unsere Frage sich von selbst zu beantworten. Bei der entschiedenen Ueberlegenheit der russischen Heere kann der Ausgang des Krieges kein anderer seyn, als daß die Pforte sich zuletzt genöthigt sieht, in die Forderungen Rußlands zu willigen; und Alles kommt daher nur darauf an, zu ermitteln, worin diese Forderungen bestehen. Hierüber kann aber kein Zweifel obwalten, da dieselben in dem Manifeste vom 18 April d. v. J., welches die russische Kriegserklärung begleitete, auf das Unumwundenste ausgesprochen sind.

Die Pforte hält gegen alle Verträge den Bosporos geschlossen und bedroht dadurch, indem sie den einzigen Weg versperrt, auf welchem die mittäglichen Provinzen des russischen Reiches ihre Produkte ausführen können, den Wohlstand dieser Provinzen und in's Besondere der Städte, welche dem Handel des schwarzen Meeres ihre Existenz verdanken, mit der Vernichtung. Die erste Forderung Rußlands ist daher, daß die Pforte alle Beschränkungen der Schifffahrt des schwarzen Meeres aufgebe und namentlich allen Schiffen unter russischer Flagge die ungehinderte Ein- und Ausfahrt durch den Bosporos und die Dardanellen freistelle.

Ein großer Theil der Bevölkerung des türkischen Reichs besteht aus Glaubensverwandten des russischen Volkes, die überdieß großen Theils durch alte Verträge unter den Schutz des russischen Cabinetts gestellt sind. Dieß gilt namentlich von den Bewohnern der Moldau und der Wallachei, von den Serben und in gewisser Beziehung auch von den Griechen. Dennoch fährt die türkische Regierung fort ihre christlichen Unterthanen auf jede Weise zu bedrücken: die Moldau und Wallachei wird durch vertragwidrige Erpressungen ausgesogen, Serbien mit einer allgemeinen Entwaffnung bedroht, deren nächste Folgen nicht vorauszusehen wären, und in Griechenland, allen Erklärungen der christlichen Mächte zum Trotz, der Vernichtungskrieg, der bereits sieben Jahre gewüthet hat, fortgesetzt. Die Forderungen Rußlands in dieser Beziehung sind:

1) Die Pforte soll die innere Verwaltung der Moldau und

Digitized by Google

der Wallachei einem Divan überlassen, der aus den Bojaren dieser beiden Fürstenthümer zusammengesetzt ist, und an dessen Spitze in jedem derselben ein Hospodar steht, welcher von dem Divan immer nur auf sieben Jahre gewählt wird, jedoch nach dieser Frist wieder wählbar ist. Der Pforte steht es zu, die Wahl des Divans zu bestätigen, sobald nicht von russischer so wie türkischer Seite erhebliche Gründe gegen dieselbe geltend gemacht werden.

2) Die Serben sollen einer unbedingten Freiheit der Religion, so wie des Handels und Wandels genießen; die Verwaltung der Gerechtigkeit soll ihnen selbst überlassen bleiben; ihre Abgaben sollen nach einer unabänderlichen Bestimmung festgestellt und die türkischen Grundbesitzungen im Lande zwar zum Besten der Eigenthümer, aber von Serben verwaltet werden.

3) Griechenland soll nach den Bestimmungen des am 6 Juli 1826 zwischen den drei Mächten Großbritannien, Frankreich und Rußland abgeschlossenen Traktats als ein selbstständiger Staat, jedoch unter türkischer Hoheit, anerkannt werden.

In allen diesen Provinzen soll die Pforte zwar in den festen Plätzen, welche ihr geblieben sind, das Besatzungsrecht behalten; außerhalb denselben aber darf kein Türke seinen Wohnsitz nehmen.

Eine nicht weniger wichtige Forderung betraf die Abstellung der Beschwerden, welche in Bezug auf die türkischen Festungen in Asien — Anapa und Poti — erhoben worden waren, deren Besatzungen den Sclavenhandel der kriegerischen Völkerschaften des Kaukasus begünstigten, und dieselben unaufhörlich zu Einfällen in das russische Gebiet reizten. Die unbedingte Gewährung aller dieser Forderungen, mit der einzigen Ausnahme der griechischen, war von der Pforte bereits mehrfach und zuletzt noch in dem Traktate von Akjerman (am 6 Oktober 1826) zugestanden, jedoch immer wieder auf's Neue umgangen worden. Nur durch diese Verletzung bestehender Verträge wurde der gegenwärtige Krieg veranlaßt; und es scheint daher nicht mehr als billig, wenn Rußland jenen alten bereits traktatmäßig anerkannten Forderungen zwei neue hinzufügt, nämlich daß die Pforte, als der schuldige Theil, die Kosten des durch ihre Provocationen herbeigeführten Krieges trage, und daß sie eine Bürgschaft für die künftige Haltung der von ihr eingegangenen Verträge leiste. Nichts scheint natürlicher, als daß diese Bürgschaft in der provisorischen Besetzung der von den russischen Heeren eroberten Provinzen oder wenigstens in der Besetzung eines Theiles derselben bestehe; und es wäre eben so ungerecht aus einer solchen Maßregel den Schluß zu ziehen, daß das russische Cabinett ehrgeizige Absichten verfolge, als wenn man aus der provisorischen Besetzung der französischen Festungen durch die Verbündeten im Jahre 1815, der neapolitanischen und sardinischen durch Oesterreich im Jahre 1822 und der spanischen durch Frankreich im Jahre 1823 auf Eroberungspläne von Seiten dieser Mächte hätte schließen wollen.

Die einzige Gebietsvergrößerung, welche Rußland vielleicht selbst wider Willen nicht von sich zu weisen vermöchte, dürfte die Einverleibung jener asiatischen Festungen seyn, die für die Türkei beinahe keine andere Bedeutung haben, als die fortwährende Unterhaltung einer Verbindung mit den unruhigen Grenzbewohnern der russischen Besitzungen im Osten des schwarzen Meeres und vielleicht auch wohl die Erwerbung der Paschalik Akhaltsikeh, Kars und Bajasid, im Osten von Erserum, deren armenische Bevölkerung zu Gunsten der russischen Heere die Waffen ergriffen hat und nicht ohne die grausamste Verletzung aller Pflichten der Humanität dem Schwerte ihrer alten Bedrücker überliefert werden kann.

Betrachten wir nach diesen Voraussetzungen — den einzigen, welche unsere Achtung vor der Biederkeit und Ehrenhaftigkeit des Fürsten, der den russischen Thron einnimmt, anzunehmen erlaubt, den Zustand, in welchem die Pforte, sobald sie in die gerechten Forderungen Rußlands einwilligt, aus dem Kampfe tritt, so werden wir uns allerdings nicht verbergen können, daß sie bedeutende Verluste an innerer Kraft, wie an äußerem Gebietsumfang, erlitten hat. Ihre neugeschaffenen Heere sind aufgerieben, das Vertrauen des Volkes auf die neuen Verbesserungen ist in seiner Wurzel erschüttert und die Lage des Sultans in dieser Hinsicht bei Weitem schwieriger gemacht worden, als vor Ausbruch des Kriegs. Außerdem sind vier (wenn wir die asiatischen Paschaliks dazu rechnen, fünf) Provinzen, die zu den schönsten des türkischen Reiches gehören, von demselben getrennt und, obwohl sie die Oberhoheit der Pforte anerkennen, in eine Lage versetzt werden, in welcher es, in dem Falle eines Krieges — wie der Sultan selbst in Bezug auf die Serben bemerkte — von ihnen abhängt, ob sie sich zu Gunsten ihres Schutzherrn oder der Feinde desselben erklären wollen. Auf der andern Seite drängt es sich uns aber auf, daß alle diese Verluste, im Verhältnisse zu der Macht und den Hülfsmitteln des türkischen Reichs, nicht bedeutend genug sind, um die Stellung desselben im europäischen Staatensysteme wesentlich zu verändern. Die mohammedanische Bevölkerung, auf welcher nach dem bisherigen Systeme allein die Kraft des Reiches beruhte, ist unvermindert geblieben; der Abgang des Heeres kann daher im Frieden leicht wieder ersetzt werden, und dasselbe hat bei seiner künftigen Organisation den Vortheil anstatt eines Haufens zusammengerafften Gesindels einen Kern zu besitzen, der die Handgriffe und Bewegungen des europäischen Kriegswesens bereits im offenen Felde, den besten Soldaten Europa's gegenüber, anzuwenden gelernt hat. Die Provinzen, welche von dem türkischen Gebiete losgerissen werden, vermindern zwar scheinbar die Masse, auf keine Weise aber die Macht desselben. Der einzige Vortheil, welchen die Pforte aus ihrem Besitze zog, bestand in dem jährlichen Tribute, der von ihnen erlegt wurde; und es ist vorauszusetzen, daß dieser regelmäßiger eingehen wird, wenn die Erlegung einer geordneten selbstständigen Verwaltung überlassen ist, als so lange er von der Willkür raubgieriger Pascha's abhing.

Werfen wir einen Blick auf die Provinzen, welche wir bereits als de facto getrennt von dem türkischen Gebiete betrachten dürfen, so sehen wir, daß zuvörderst die Moldau und Wallachei, bei einem Flächenraum von 1404½ QM. (5905 QL.) und einer Bevölkerung von 1,500,000 E. (?) hinreichende Hülfsmittel besitzen, um einen Staat zu bilden, der unter der Garantie der europäischen Mächte für die Zukunft jede Möglichkeit einer feindlichen Berührung zwischen dem russischen und dem türkischen Reiche in Europa abschneiden und der Pforte demnach als ein

geste Vormauer gegen ihren gefährlichen Nachbarn dienen könnte. Eine Völkerschaft, welche schon durch ihre eigenthümliche Sprache und ihre eigenthümlichen Sitten dazu berufen scheint, ein selbstständiges Daseyn zu behaupten, überdieß in einem Lande, welches, durch die Karpathen von Oesterreich, durch den Pruth von Rußland, durch die Donau von der Türkei getrennt, von allen Seiten durch feste Naturgrenzen gegen feindliche Angriffe vertheidigt ist, tritt in die große Kette der europäischen Völkerfamilien ein und vermehrt, indem es sich aller Vortheile dieser Verbindung erfreut, zugleich seinerseits die Stärke und Festigkeit derselben. Schon erscheinen Zeitschriften in wallachischer Sprache, die Errichtung einer Universität, die Einführung von Schulen ist beschlossen, und eine repräsentative Verfassung wird die unter dem Drucke von tausend kleinen Tyrannen erliegende Bevölkerung allmälig wieder zu der Würde der Menschheit emporheben *).

Wenigen entschieden als in Bezug auf die Moldau und Wallachei sind die Absichten des russischen Cabinetts in Bezug auf Serbien ausgesprochen. Dieses kleine Ländchen, das in seinem gegenwärtigen Umfange **) nicht über 450 QM. befaßt, wird von einer fleißigen und tapfern Bevölkerung von 800,000 Seelen bewohnt, die dem großen serbisch-slavischen Volksstamm angehören, welcher einst ein mächtiges Reich bildete, jetzt unter österreichische und türkische Herrschaft getheilt, durch den Uebertritt der Bosnier zum Mohammedanismus auch in seinem Glauben zerrissen, in unheilbare Zerrüttung verfallen ist ***). *Milosch Obrenowitsch*, seinem Herkommen nach ein armer Hirte, der für Andere das Vieh hütete, aber während der Empörung des Kara Georg zu der Würde eines Knesen (Volksvorstehers) im Bezirke Rudnik gelangte, war im Jahre 1815 mit geringem Anhange gegen die unerträgliche Bedrückung der Türken aufgestanden. Da ihm bald alles Volk zufiel, so hatte er nach wenigen kühnen Schlägen die Türken aus dem ganzen Lande vertrieben; seinen klugen Anordnungen, der Uneinigkeit der türkischen Befehlshaber gegenüber, gelang es, einen vortheilhaften Frieden zu erhalten, in welchem er von den Türken als Oberhaupt (Fürst) von Serbien anerkannt wurde, wogegen er dem Großherrn Gehorsam und die regelmäßige Entrichtung der herkömmlichen Steuern versprach. Seither hat Milosch, durch die Forderung der Pforte, daß die Serben ihre Waffen ausliefern sollten, zur Vorsicht genöthigt, sich in einer Stellung behauptet, die ihn vor jeder Ueberraschung schützte; und wahrscheinlich wird der Friede zwischen Rußland und der Pforte dieses Verhältniß nur in sofern ändern, als es die Serben der beständigen Sorge vor einem Ueberfalle von Seiten ihrer mohammedanischen Nachbarn überhebt und ihnen Zeit giebt, den schönen Keim eigenthümlicher Bildung, den sie unter dem finstern Drucke der osmanischen Herrschaft bewahrt haben, in ungehinderter Entwicklung zu entfalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ausführlichere Nachrichten über die Moldau und Wallachei, s. im Ausland v. v. J. S. 593 ff.

**) In seiner Beschränkung auf das Paschalik von Belgrad.

***) Vergl. Ausland v. d. J. S. 651 ff.

Eine chinesische Preisschrift.

Bei einer der jährlichen Prüfungen, welche im ganzen chinesischen Reiche gehalten werden, um über die Verdienste der Candidaten, die sich zu öffentlichen Aemtern gemeldet haben, zu entscheiden, wurde der Spruch des Confucius:

Beide Enden erfaßt, doch gebet dem Volke die Mitte!

zum Thema einer Preisaufgabe gewählt, die von den Examinanden gelöst werden sollte. Unter den eingegangenen Aufsätzen erhielt einer den Preis, von welchem wir hier ein Bruchstück mittheilen.

„Wer die äußersten Endpuncte gefaßt und die Mitte zwischen denselben gefunden hat, mag sich derselben zu der Regierung des Volkes bedienen. Das Gute, welches aus den beiden Extremen hergeleitet werden kann, liegt in der Mitte; jene ergreife man daher und diese wähle man! Dadurch wird man das Volk regieren, und Alles wird in der Ordnung seyn. Oft habe ich in den Schriften des weisen Iu gelesen: „Das Herz des Menschen ist gefährlich, fein ist das Herz der Vernunft. Doch forsche man mit Reinheit der Absicht und nach Grundsätzen, die durch einen einzigen Beweggrund bestimmt werden, dann wird das Gefährliche heilbringend und das Feele ohne Ausschweifung oder Mangel seyn, und der Stande wird sich an die Mitte halten.“ Um die Mitte zu ergreifen, ist es nothwendig, daß erst Etwas vorhanden sey, was man ergreifen könne. Vergleichung und Forschung dessen, was (von Andern) gesagt worden, ist nothwendig, um eine richtige Unterscheidung zu erhalten. Dann wird sich in der Ausübung zeigen, daß man die Mitte erreicht hat, und die Befehle der Regierungen werden in der ganzen Welt gleichförmigen Gehorsam finden.

„Das Mittel setzt Einheit des Princips voraus, aber in dieser Einheit müssen auch die Unterschiede erkannt, so wie in den Unterschieden ihre Einheit betrachtet werden, dann wird man die Grundsätze finden, welche eine allgemeine Einheit haben. Darin besteht der Ruhm der Erneuerung der großen Principien. Wenn man dieß Verfahren nicht befolgt, so wird das Gute, das bekannt gemacht wird, nicht mit den Meinungen der Menschen übereinstimmen, und wie kann es dann in Ausübung kommen? Wer weiß nicht, daß, wenn nicht die Mitte behauptet wird, auch das, was gut ist, nicht in Ausübung gebracht werden kann? Der, welcher die Mitte anwenden will, muß daher zuerst, mit gutem Rathe, die beiden Extreme theilen; und um die Mitte zu wählen, muß man das nehmen, was man zwischen den beiden Extremen gefunden hat.

„In der Mitte ist Einheit; die Extreme sind getheilt; aber wenn man nicht die getheilten Extreme ergreift, so giebt es kein Mittel, diese Einheit sichtbar zu machen. Wenn man eine Vergleichung von Ansichten anstellt, die alle für sich richtig sind, so werden die mehr oder weniger wichtigen offenbar und Alles wird auf jene Grundsätze zurückgeführt werden, welche vollkommen gerecht sind. Das Herz wird geöffnet und eine vollkommene Linie auf Alles angewendet werden. Aus den Unterscheidungen wird man die Uebereinstimmung erhalten, und die schärfste Genauigkeit des sondernden Urtheils wird sich ergeben.“

Digitized by Google

Dr. Johann Chotsky's naturhiſtoriſche Reiſe nach Neuholland.

(Aus Wien eingeſandt.)

Unſtreitig, ſagt Dr. Chotsky in ſeinem Reiſepragramm, gehört Neuholland zu denjenigen Ländern, aus welchen der Naturforſcher ſich noch manche wichtige Ausbeute für ſeine Sammlungen verſpechen darf. Der Reichthum an eigenthümlichen Formen, den Neuholland darbietet, und die Ueberzeugung, daß ſelbſt die bekannten Species jenes Landes nicht ſo zahlreich in Europa vorhanden ſind, als für die Wiſſenſchaft zu wünſchen wäre, hat mich bewagen, eine Reiſe in dieſen Welttheil zu unternehmen, wo ich, bei der allgemeinen Theilnahme, die jetzt für wiſſenſchaftliche Unternehmungen herrſcht, und bei dem Intereſſe, welches die großbritanniſche Regierung füe die Unterſuchung dieſer wichtigen Colonie ſtets bewieſen hat, ſelbſt in ſolche Gegenden vorzudringen hoffe, die bisher terra incognita geblieben ſind. Ich habe mich 1) (in ſo weit dieß möglich wae) in allen Fächern der Naturgeſchichte vorbeeitet, und daher werden meine Sammlungen ſich auf alle erſtrecken, ſo daß jede Störung, welche Jaheeszeiten und andere örtliche Verhältniſſe dem bloß Einzelnes beachtenden Naturforſcher entgegenſtellen, wegfallen wird.

2) Wenn jedoch die Kräfte eines Einzelnen hinreichen, ſich die Kenntniſſe, die zu einem wiſſenſchaftlichen Sammeln erfoederlich ſind, zu erwerben; ſo läge es doch auſſer dieſem Bereiche, alles Geſammelte in dem hohen Geiſte jetziger Naturforſchung zu beſchreiben und der Wiſſenſchaft einzuverleiben. Deßhalb ſollen

3) meine Sammlungen je nach den verſchiebenen Fächern und in den verſchiedenen Duplicaten jenen Muſeen und Geleheten abgelaſſen werden, bei denen für die Würdigung derſelben die günſtigſten Verhältniſſe abwalten. In dieſer Hinſicht freue ich mich bereits, das kk. Hofnaturalienkabiaett und die königlich-preußiſchen Kabinette im Allgemeinen, dann Hrn. Dr. Reichenbach füe das Botaniſche, die HH. Graf C. von Sternberg und Geheimerath Meyer in Göttingen für Petrefacten und Lichenen als Abnehmer gewonnen zu haben.

4) Alle Andeutungen, wie ſie mir theils aus den Werken, theils aus den Privatmittheilungen eines Spix und Martius, Dr. Pohl, Geheimeeath Klug und Meyer, C. W. Sieber u. A. gewaeden ſind, werde ich auf das Beſte benutzen, und ſo mein Unternehmen dem täglich ſteigenden Niveau der Naturwiſſenſchaften analog zu machen trachten.

Vier Novellen eines Schulmeiſters und Briefe über die Schweiz.

Sonderbar genug beſitzt Italien neben einem auſſeroedentlichen Reichthum an Navellen eine eben ſo große Armuth an Romanen; und häufig iſt die Frage aufgeworfen worden, was die Urſache einer ſo auffallenden Erſcheinung ſey, abee ſo viel wie wiſſen, hat noch Niemand ſie einigermaßen genügend gelöſt. Doch ſcheint die Antwort uns ganz nahe zu liegen: die Stelle des Romans vertritt in Italien das romantiſche Heldengedicht, das ſich in der That von dem Roman nur buech die unſrer Meinung nach ſehr unweſentliche Form des Reims unterſcheidet. So wäre alſo die Armuth an Romanen, die man Italien ſo oft voegewarfen hat, am Ende nur ſcheinbar; Italien, das Land der Poeſie, das Land, wo Speoche, Himmel, Boden, Charakter dee Bewahner und Verhältniſſe des Lebens Alles poetiſch iſt, entbehrt nicht des Romans. Seine Dichter pflegen nur voegezogen, bei ihren Arbeiten ſich der leichten Feſſel des Reimes zu fügen und wenn ſie ihren Gemälden das, was ſie als letzte Vollendung betrachteten, nicht geben konnten oder wollten, ihre Ideenreichen flüchtigen Skizzen — d. i. in der Form von Novellen hin zu werfen. Der Erſte, der eine Ausnahme machte, war vor wenigen Jahren Manzoni; der unermeßliche Beifall, mit dem ſeine „Braut" (La Promessa Sposa) aufgenommen wurde, ſo wie die zahlreichen Nachfolger, welche er gefunden hat, beweiſen uns nur, daß auch Italien aus dem Zeitalter der Poeſie in das der Proſa übergeſchritten iſt. Die poetiſche Form genügt nicht mehr, weil ſie das Zugeſtändniß der Unwahrheit aber der proſaiſchen Unwirklichkeit enthält; wir wollen Thatſachen verlangen wir, keine Erdichtungen; und wem könnte einfallen, jene in Verſen zu geben? Daß von allen den Nachahmungen, die ſeit dem Erſcheinen der Peameſſa Sposa ſich in allen Buchläden Italiens drängten, keine einzige ſich über das Mittelmäßige erhebt, dürfte nue ein Zeichen ſeyn, daß die Periode des Ueberganges, den wir angedeutet haben, noch nicht vollendet iſt. Daß abee auch van Navellen nur ſehr Wenig ſich zeigt, was einige Beachtung würdig iſt, können wir kaum erklären, wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Kräfte, welche vielleicht für die leichte Navelle genügten, jetzt ſich in dem vergeblichen Kampfe mit der höheren Foem des Romans erſchöpfen. Eine rühmliche Erwähnung verdienen bei dieſee allmälig immer fühlbarer werdenden Berarmung die var Kurzem erſchienenen „Vier Novellen eines Schulmeiſters" (Quattro Novelle narrate da un maestro di scuola. (Torino 1829, 8) — und die „Briefe über die Schweiz" — Saggio di lettere sulla Svizzera, (Milano 1829, 24) — von Dandolo, dem Verfaſſer der im Jahr 1826 herausgekommenen Lettere su Roma, Napoli und zweier ähnlichen Werke über Venedig und Florenz (Lettere su Venezia, und Lettere su Firenze). Die Novellen eines Schulmeiſters ſind ganz in dem Tone des Boccaccio gehalten, veceinigen abee mit dee Einfalt, Klarheit und Eleganz, die dieſen großen Meiſter abgeborgt zu ſeyn ſcheint, eine Originalität der Erfindung und der Gedanken, die von dem, was den Italienern gewöhnlich als Stilo boccaccevole gilt, weit entfernt iſt. Von den Briefen über die Schweiz haben wie, wie der Titel ankündigt, bisher nur ein Saggio — eine Peade — erhalten, die eine Reiſe in den Canton Graubündten ſchildert und bei dieſer Gelegenheit eine Anzahl kleiner Geſchichten erzählt, die zu den beſten neueren italieniſchen Navellen gehören.

Preßfreiheit in Schweden und in Rußland.

In Schweden (ſagt ein ſchwediſches Blatt, des Skandinavi Converesations Blad) pflegt man, wenn auch nicht immer ohne Mühe doch vermuthen zu können, was füe ein Artikel zu der Unterdrückung einer Zeitſchrift Veeanlaſſung gegeben hat. Dieſes Vermuthungsmögen iſt ein wirkliches Verzug, den die Schweden vor den Ru haben. Wenn es auch gerade nichts ſo Beneidenswerthes iſt, ſo es doch — wenigſtens nach der Theorie gewiſſer Reichstagsredner immer ein klarer Beweis unſeres glücklichen Zuſtandes. In Finl iſt man nicht ſo glücklich; dort ſind Tegnérs Schriften nachgedru verboten worden, und auf Ingelmans dichteriſchen Verſuch (skal försök) hat man Sequeſter gelegt. Wer kann veemuthen, warum?

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 253. 10 September 1829.

Die Gerichtsberedsamkeit der Franzosen. *)

Von Staatsberedsamkeit wußte man bis auf die Revolution in Frankreich Nichts. Die Monarchie in ihrer besten Periode — ihrem sogenannten augusteischen Zeitalter — war grob und tyrannisch: die Parlamente — bloße Gerichtscollegien — befaßten sich kaum einmal mit Staatsangelegenheiten, als Ludwig XIV, die Peitsche in der Hand, in ihren Sitzungssaal trat und ihnen, wie der Schulmeister seinen Knaben, Stillschweigen auferlegte. Indessen vermochte der Despotismus, der alle Quellen der Freiheit verstopft, doch nicht, alle Beredsamkeit zu vernichten; denn wer will einem *Pascal, Fenelon, Buffon oder Montesquieu* den Ruhm einer beredten Prosa bestreiten, oder die noch seltnere Kunst poetischer Beredsamkeit einem *Corneille* oder Racine? Und dann jene großen Kanzelredner, ein Bossuet, Flechier, Massillon, Bourdaloue — sie insgesammt je in der Wirkung, welche ihre Predigten und Leichenreden auf ein erlauchtes und königliches Publikum hervorbrachten, nicht oft selbst an die alten Zauberer des Forums und der Agora, während ihre Compositionen einen classischen Rang in der europäischen Literatur einnahmen? Eine — wenn auch weniger glänzende — doch in jeder Hinsicht sehr achtungswerthe Stellung fand endlich die Redekunst auch vor den Schranken der Gerichte.

Es war einer der politischen Grundsätze des päbstlichen Stuhls, die Fürsten zu unumschränkten Gebietern über ihre Unterthanen zu machen und sich selbst wieder zu unumschränkten Gebietern über die Fürsten. Daher jene auffallende Dreistigkeit, mit welcher manche Kirchenmänner drohende Warnungen und rauhe Wahrheiten in das sonst so geschmeichelte Ohr der Despoten donnernd die Obergewalt der Kirche über den Staat behaupteten. Eine schwerer zu erklärende Anomalie ist die Freiheit der Rede, welche der richterliche Stand mitten in der allgemeinen Knechtschaft sich bewahrte. So nahmen die Advokaten unter Ludwig XIV, wie man aus Pascals Provinzialbriefen ersieht, die Exemtion von der spähenden Censur der Jesuiten und der Polizei in Anspruch. Unter der folgenden Regierung traten sie noch unerschrockener auf; und die Stimme der Gerechtigkeit wie der Religion wurde um so beredter, je freier sie wurde. Eine Vergleichung zwischen Kanzel- und Gerichtsberedsamkeit fällt indessen sehr zum Vortheil der letztern aus. Die Kirche gab sich dazu her, für die Regierung bei jeder Maßregel politischer Unterdrückung und eifrigster Intoleranz das Wort zu führen; die Gerichtsstätte war das Asil, wohin sich flüchtete, was Frankreich noch von constitutionellen Rechten besaß. In England war der Fall umgekehrt. Als es hier den Kampf um die Gesetze und Freiheiten des Volkes galt, stand die Kirche auf der Seite der Nation; und die Männer des Rechts verdienten sich in der Geschichte jene scandalöse Berühmtheit fertiger Werkzeuge der willkürlichen Gewalt. Jacob II steuerte mit vollen Segeln dem unumschränkten Despotismus zu. Eine königliche Vollmacht genügte Feversham (nach Monmouths Rebellion), um ohne gerichtliche Form Jeden, den er seinen Gefangenen zu nennen beliebte, vor der Fronte der Armee niederschießen zu lassen.

Die Richter und Advokaten der Krone erklärten es für ein Attribut der königlichen Prärogative, die Kraft der Gesetze nach Gutdünken zu suspendiren. Als unter Feversham's und seiner Offiziere frevelhaften Toasten und Tuschen auf die Gesundheit des Königs und des Oberrichters Jeffreies die Sterbeseufzer der Schlachtopfer des Royalismus verhallten, da eehob sich um dem Tyrannen zu sagen, daß seine Hinrichtungen Morde seyen, kein Richter, kein Advokat, sondern ein Geistlicher — der Bischof von Bath und Wells; und von dem Haus der Lords und der Bank der Bischöfe ging der erste Widerstand gegen die unsinnigen Anmaßungen des Absolutismus aus. Woher kommt nun diese Verschiedenheit in dem Benehmen der Kirche von Frankreich und der von England unter fast gleichen Umständen? Ohne Zweifel von der Verschiedenheit der Grundsätze des Protestantismus und des Katholicismus und dem Verhältniß der Kirche in beiden Ländern zu dem regierenden Hause; denn abgesehen davon, daß der erstere der Freiheit überhaupt günstiger ist, sah er sich durch die Neuerungen und in der Person Jacobs II unmittelbar bedroht.

Noch stärker springt der Gegensatz zwischen dem Gerichts-

*) Barreau Français, Collection des chefs d'oeuvre de l'Eloquence judiciaire en France, recueillie par MM. Claire et Clapier, Avocats. 16 Voll. Paris 1828.

wesen beider Nationen in die Augen. Frankreich mit seiner unumschränkten Monarchie, seiner despotischen und barbarischen Jurisprudenz rühmte sich einer Reihe von Juristen, die durch ihren Widerstand gegen Verfolgung und Bedrückung, durch ihr Bestreben, das Gesetz zu verbessern oder zu mildern, durch ihren Eifer für Gerechtigkeit, Humanität und religiöse Duldung ausgezeichnet waren; während in England trotz der freien Constitution und der volksthümlichen Jury daselbst die Juristen sich durch ihre notorische Servilität brandmarkten, so daß sie ein Schriftsteller mit Spionen vergleicht, die das Land erspähten, um es dem Feinde zu überliefern. Sie unterstützten die despotische Pedanterie Jacobs I mit gelehrten Citaten aus der Rechtsgeschichte des byzantinischen Reichs, und vom ersten Fürsten aus dem Hause Stuart bis zu dem letzten huldigten sie der Gewalt auf alle mögliche Art: die Sternkammer, die Ausdehnung der königl. Prärogative auf das Recht, Abgaben zu erheben, Ausnahmsgesetze zu geben, Verhaftbriefe zu erlassen — war ihr Werk. „Es ist gar nicht zum Verwundern", sagt Lord Clarendon, „daß die ungeregeltste, ausschweifendste Willkürherrschaft, wie ein Strom, auf uns einbrach, da das Bollwerk des Staates, das Gesetz, der Obhut von Männern anvertraut war, die einen Beruf, der in allen Zeiten der größten Achtung genoß, so verächtlich gemacht hatten, daß man sich versucht fand, vom Gesetze zu urtheilen, wie Marius vom Griechischen, dem es ein Unsinn zu sein schien, eine Sprache zu erlernen, die von Sclaven gesprochen würde." Um uns diesen auffallenden Contrast zu deuten, brauchen wir indeß keine Metaphysik. Der Grund ist einfach dieser. Das Gewissen der französischen Juristen hatte ungleich weniger Anfechtungen zu bestehen, als das der englischen: der in Frankreich bereits unumschränkte Monarch bedurfte ihres Beistandes nicht; auch schloß die Gerichtsverfassung dadurch, daß man sich in die Stellen einkaufen mußte und diese in gewissen Familien erblich wurden und eine Art Adel begründeten, Beförderungen aus. Wie alle Mißbräuche in der Welt ihre Vertheidiger finden, so auch dieser Stellenkauf, der doch gewiß nicht die rühmlichste Seite von dem französischen Gerichtswesen war. Man *) berief sich auf die Autorität Richelieu's und Montesquieu's. Allein die Ansicht des ehrgeizigsten und habsüchtigsten aller Minister — sollte man glauben — dürfte bei der Entscheidung dieser Frage kaum in Anschlag kommen und von Montesquieu ist es sehr zweifelhaft, ob er jener Ansicht beipflichtete. Denn das politische Testament, welches seinen Namen trägt, und wo dieß stehen soll, ist, wie man jetzt weiß, unterschoben und Nichts als ein geistreiches Nachbild à la Montesquieu aus der Feder des Abbé Bourzey's, welches keiner von den bedeutenden Schriftstellern Frankreichs aus dem vorigen Jahrhundert, jenen wachenden Träumer vom „ewigen Frieden", Abbé de St. Pierre, ausgenommen, für ächt hielt; und selbst die Aechtheit davon vorausgesetzt, würde es nicht beweisen, daß Montesquieu den Stellenkauf billigte, sondern daß er gewisse gesetzliche Beschränkungen nothwendig erachtete, welche ein verderbenes Hofgesinde verhindern sollten, einen ehrlosen Wucherhandel damit zu treiben. Wie dem jedoch sey, der französische Juristenstand behauptete eine Unabhängigkeit, welche der englische nicht besaß; er bezog starke Sporteln (épices), mochte auch in einzelnen Fällen das Sprichwort rechtfertigen, daß der Richter, der seine Würde um Geld hat, auch die Gerechtigkeit um Geld gebe; aber im Ganzen benahm er sich auf eine des öffentlichen Vertrauens würdige Weise, bewußt, daß seine Stärke auf der öffentlichen Meinung, auf der Achtung des Publicums für Rechtschaffenheit und Talent beruhe; wer mit diesen beiden Ansprüchen auftreten konnte, war einer schönen Anerkennung sicher, und dieß scheint doch wohl für den ehrgeizigen Franzosen mehr Werth zu haben, als für den geldgeizigen Engländer. Villecoq, ein ausgezeichneter Advocat, nennt in einer Festrede, die er im Jahre 1812 an seine Amtsbrüder hielt, ihren Beruf einen Weg zum Ansehen, selbst zum Ruhme, fast nie zum Reichthume.

Diese Beziehung der französischen Juristen zum Volke erklärt uns auch die frühzeitige Ausbildung des öffentlichen Vortrags unter denselben, die bis ins XIV Jahrhundert hinaufreicht. Von der Geschichte dieser Beredsamkeit dürfen wir zwar nicht lauter Meisterwerke des Geschmackes erwarten; aber sie giebt uns treffende Bilder von den Menschen und Dingen aus den verschiedenen Zeiten, die sie durchläuft, Kunde von der Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, den Veränderungen in der Sprache, in den Begriffen und in den Sitten — also wenn auch nicht immer ästhetischen Genuß, auf jeden Fall reiche Belehrung. Die ersten Proben der „Plädirkunst" sind vom Jahre 1315. Die Veranlassung war eine der merkwürdigsten in jener Periode. Marigny, der Günstling und erste Minister Philipps des Schönen hatte die Kühnheit, den Bruder des Königs, den Grafen von Valois, öffentlich im Rathe Lügen zu strafen. Unter der folgenden Regierung erhob der Graf eine Anklage gegen den unbeschützten Minister. Das Gericht scheint unter dem Vorsitze des jungen Königs Ludwig gehalten worden zu seyn. Johann Annat ward mit der Anklage beauftragt, die er mit der vereinten Rhetorik des Privatgroll und des Advocaten betrieb. Eines der Marigny angeschuldigten Verbrechen war, er habe die letzten Augenblicke des Königs benützt, um den Schatz im königlichen Palaste zu plündern. „Wie", sagt Annat, indem er sich an den Beklagten wendet, „in demselben Augenblicke, wo König Philipps Seele auf seinen Lippen schwebt und der Tod vor seiner Thüre ist, läßt Du eine große Summe Gold und Silber in Dein Haus bringen? Ist es möglich, daß Du die Kühnheit haben konntest, mit dieser Absicht den königlichen Palast zu betreten? Doch Du warest vermessen genug, ohne zu bedenken, daß die Steine Dich anklagen, daß die Bildnisse der Könige wider Dich zeugen, die Deine Räubereien und Gaunereien Dir vorwerfen, ja wenn sie belebt wären, die Hände ausstrecken würden, Dich zu zerreissen und Deine Frevel zu bestrafen?" Marigny's Vertheidigung ist nicht ohne Verdienst. „Nicht ich bin's", sagt er, „sondern der Vater des Königs ist's, welchen Annat anklagt"; hierauf, als ob der verewigte Monarch von den Todten kehrte, um den Ankläger auszuscheiten, ruft er

*) Dieß that der berühmte englische Jurist Butler in seinen „Erinnerungen."

aus: „Was soll das, Annat, daß Du unter einem fremden Namen, ohne mich zu nennen, mir Hohn sprichst? Ist dieß die Art, wie man Könige nach ihrem Tode behandeln soll, daß man ihre Regierung verunglimpft, daß man den Vater fälschlicher und boshafter Weise zum Verbrecher macht vor seinem Sohne?" Die Form des Ausdrucks mag zwar durch spätere Herausgeber etwas modernisirt worden seyn, doch läßt sich im Ganzen an der Aechtheit dieser Gerichtsreden nicht zweifeln. Merkwürdig ist, daß man eine Eigenschaft, welche den französischen Redner so sehr charakterisirt, die dramatische Lebendigkeit, schon so frühe findet.

Von Johann Annat bis auf Omer Talon und die Vormundschaft Ludwigs XIV ist in der Gerichtsberedsamkeit der Franzosen eine große Lücke. In diesen drei Jahrhunderten fehlte es nicht an gelehrten, fleißigen und für ihre Zeit berühmten Männern, welche auch die Rechtswissenschaft bedeutend vorwärts brachten, wenn man einer ungeordneten Masse von dunkeln Forschungen den Namen einer Wissenschaft beilegen will; allein die Sprache entartete, ein affectirtes Kauderwälsch trat an die Stelle der alterthümlichen Einfachheit und Kraft der ersten Periode, die Beredsamkeit ging in einer Ueberladung mit Citationen aus der heiligen Schrift und den Classikern, kurz in einem werthlosen Prunk von Gelehrsamkeit, unter. Omer Talon gab wieder das erste Beispiel von einer bessern Manier; die oben angeführte Sammlung hat zwei Vorträge von ihm aufgenommen, die jedoch trotz ihrer Vorzüge noch sehr an den Geist der geschmacklosen Schule erinnern, der sie der Zeitfolge nach sich anschließen. Wenn daher Hume meint, die Beredsamkeit Athens habe in dem Parlament von Paris eine Zeit lang wieder aufgelebt, als man den Generaladvocaten Talon mitten in seiner Rede auf die Kniee niederfallen und den Geist Ludwigs des Heiligen um Erbarmen über das vom Bürgerkriege verheerte Land flehen sah; so schätzte er, der Zeitgenosse Lord Chathams, doch wohl die englische Parlamentsberedsamkeit zu niedrig und es war eine sonderbare Verirrung, wenn der sonst so strenge Philosoph in seinem Versuch über die Redekunst den auf die Einbildungskraft und die Sinnlichkeit durch theatralische Rhetorik und Pantomimik hervorzubringenden Eindruck als die höchste Aufgabe des Redners bezeichnete.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordische Mythologie.

IV. Loki's Abfall.

Wie durch die Verführung des Weibes die Menschen der Sünde und dem Tode verfielen, so waren auch die himmlischen Götter einer ähnlichen Verleitung ausgesetzt. Loki, auch Ve und Loptr genannt, einer der beiden Brüder Odins und, nachdem Hönir oder Vali den Vanen zum Geißel gegeben worden war, der einzige ihm übrig gebliebene, fand das halbverbrannte Herz eines Weibes und verzehrte es; [1]) von Stund an wurden alle seine Neigungen verkehrt und, obwohl er von den Asen sich nicht trennte, sein Streben doch immer nur auf den Schaden und das Verderben derselben gerichtet. [2]) Oft brachte er die Asen in arge Verlegenheit, zuweilen aber half er ihnen auch wieder durch seine List; und es werden von derselben die wunderbarsten Beispiele erzählt.

---

[1]) Hyndlaliodh Str. 37. Loki, af hiarta lyndi brendo
Fann iramn half-suithin hugstein konu;
Varth Loptr kyndugr af konu illri;
Thathan er á foldu flagdhvert komit.

Eine eben so wichtige, als dunkle Stelle, von welcher der gelehrte Herausgeber der älteren Edda selbst gesteht: Prorsus incertum haben, qua de re hic versus agat. Wir construiren: Loki, von dem Herzen des Weibes mit verbranntem Gemüth fand er den halbverbrannten Geistesstein; da ward Loptr kundig von dem bösen Weibe; daher ist zur Erde alles Ungeheure gekommen. Ohne Zweifel ist das Weib mit verbranntem Gemüth die Heithi, welche die Menschen dreimal verbrannten; und echtmythisch ist in dieser Sage, welche die böse Natur des Feuers erklären soll, dieselbe zugleich auch wieder vorausgesetzt.

[2]) Loki ist schon dem Namen nach, da Loki soviel als Lohe, Flamme bedeutet, der Feuergott der Scandinavier; und sein Abfall von den übrigen Asen, so wie der Kampf, in den seine Abkömmlinge mit denselben treten, kann — wie wir bereits einmal andeuteten — kaum etwas Anderes seyn, als der mythische Ausdruck für einen Kampf, in welchen in uralter Zeit die Verehrer Odins und der Asen mit den Verehrern des Feuergottes verwickelt waren. Die einzigen reinen Feuerverehrer, welche wir kennen, sind die alten Parsen; und nehmen wir nun die unbestreitbare Verwandschaft des deutschen Sprachstammes mit dem altpersischen hinzu, so werden wir kaum zweifeln können, daß Perser und Germanen einst im Süden des Kaukasus nebeneinander gewohnt, die letzteren aber in Folge eines Religionskrieges zur Auswanderung gezwungen worden waren. Wahrscheinlich bildeten ursprünglich die Germanen und Perser einen Volksstamm, der sich zu derselben Religion bekannte, bis ein Reformator (Zerdusht) aufstand, der dieselbe zu einem geistigen Feuer- oder Lichtdienst erhob und dessen Anhänger die Andersgläubigen vertrieben. Was von den Feuerdienern galt, der Abfall von ihren Stammgenossen, wurde jetzt von diesen auf den Gott übertragen, den die Abtrünnigen verehrten; nun wurden in der Sage natürlich die alten Götter als die Sieger (sigtivar) und Loki als der Unterliegende dargestellt. — Charakteristisch in dieser Beziehung ist, daß nach der nordischen Sage Odin die Verbrennung der Todten angeordnet haben soll, (Snorr. Sturlus. Ynglinga S. c. VIII), nach dem Glauben der Parsen, die größte Entweihung des Feuers, die daher allein hinreichend war, Haß und Feindschaft zu erregen. — Zu derselben Zeit, wo die Germanen von den Parsen vertrieben wurden, scheinen auch die Griechen — oder vielmehr der Volksstamm, aus dem in Europa sich Griechen, Etrusker (Römer ꝛc.) und Kelten bildeten — die ursprünglich mit beiden zusammen wohnten, zur Auswanderung gezwungen worden zu seyn. Auch bei ihnen hat die Erinnerung hievon sich in einer ähnlichen Sage, wie der von Loki erhalten: der Menschenschöpfer Prometheus, der das Feuer vom Himmel gestohlen hat, wird gestraft, indem die Götter ihn an den Kaukasus fesseln; (wie auch Loki gefesselt wird). Daher jener uralte Nationalhaß zwischen Griechen und Persern, den schon Herodot nicht mehr zu erklären wußte, obwohl er sein Daseyn nicht ableugnen konnte.

So kam einst, als die Asenburg, welche die Vanen zerstört hatten, noch nicht wieder hergestellt worden war, ein Baumeister zu den Asen und erbot sich, ihnen in dreien halben Jahren eine so feste Burg zu bauen, daß die Reifriesen dieselben nicht zerstören könnten, wenn sie auch über Midgard hereinbrächen. Aber er bedingte sich zum Lohn die Freia und obendrein die Sonne und den Mond. Da hielten die Asen Rath, besprachen sich über diesen Vorschlag und gingen den Vertrag mit dem Baumeister ein, daß er erhalten solle, was er verlangte, wenn er in einem Winter mit der Arbeit fertig würde; bliebe aber am ersten Tage des Sommers auch nur das Geringste noch zu machen übrig, so solle die Uebereinkunft aufgehoben seyn. Da sie auch darauf bestanden, daß er keinen Gehülfen haben solle, verlangte er von ihnen, sie möchten ihm erlauben, sich seines Pferdes Svadilfar zu bedienen; und Loki rieth, ihm dieß zu bewilligen. Der eingegangene Vertrag ward mit starken Eiden bekräftigt, weil der Riese seinen Aufenthalt bei den Asen für unsicher hielt, wenn Thor nach Hause käme, der eben auf einem Zuge wider die Zauberer im Osten war. Er baute nun des Tages die Mauern der Burg, und des Nachts führte er mit seinem Pferde die Steine herbei. Die Asen mußten sich über die ungeheuren Steinmassen verwundern, die das Pferd herbei zog und sie sahen wohl, daß dasselbe noch einmal so Viel that, als sein Herr. Als es nun gegen das Ende des Winters kam, ging es gut mit dem Bau; und die Burg war so hoch und fest, daß Niemand sie angreifen konnte. Nur noch drei Tage vom Winter waren übrig, aber der Baumeister war auch bereits bis zu den Thoren der Burg gekommen. Jetzt hielten die Götter Rath und einer fragte den andern, wer der Urheber davon sey, daß Freia nach Jetunheim vermählt und Sonne und Mond vom Himmel genommen und einem Riesen gegeben werden sollten? Es fand sich, daß dieser böse Rath von Loki gekommen war; und sie bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er kein Mittel fände, den Handel mit dem Baumeister rückgängig zu machen. Loki aber ward bange, und er schwur, es dahin zu bringen, daß der Baumeister, um welchen Preis dieß auch sey, seinen Lohn nicht erhielte. Noch an demselben Abend, als der Baumeister mit seinem Pferde nach Steinen auszog, lief aus dem Walde eine Stute und wieherte dem Pferde entgegen. Dieses ward wild, zerriß den Zaum, lief in den Wald und der Baumeister ihm nach, um es zu fangen. So verfolgte er es die ganze Nacht, und die Arbeit wurde indessen ausgesetzt. Auch am folgenden Tage hatte sich das Roß noch nicht gefunden; und da der Baumeister sah, daß er mit seinem Bau nicht fertig werden würde, so nahm er, um denselben zu beschleunigen, seine Riesengestalt an. Jetzt achteten die Asen ihren Eid nicht mehr, und sie riefen Thor zum Beistand. Dieser erschien in demselben Augenblicke in ihrer Mitte, und alsbald erhob er auch seinen Streithammer und bezahlte damit ihm, statt mit Sonne und Mond, den Baulohn, indem er auf einen Streich dem Riesen die Hirnschale zerschmetterte. Jene Stute aber war Loki gewesen, der diese Gestalt angenommen hatte; und nachdem sie acht Winter trächtig gegangen war, gebar sie ein Füllen mit acht Füßen 3), welches den Namen Steipnir erhielt und das trefflichste aller Pferde wurde, weshalb auch Odin selbst sich desselben bedient.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Bonaparte.

Joseph Bonaparte, der bekanntlich den Namen eines Grafen von Survilliers angenommen hat, lebt in einem Landhause an den Ufern des Delawarr, unfern des kleinen Ortes Bourdon Town. Hier erhielt er kürzlich einen Besuch von einem englischen Reisenden (Sir Robert Ker Porter), der eine äußerst zuvorkommende und gastfreie Aufnahme fand. Das Wohnhaus des Exkönigs, welches als ein wahrer Palast geschildert wird, war vor einiger Zeit abgebrannt, doch hatte er sich bereits wieder ganz bequem, ja glänzend eingerichtet. Ein Salon war ganz von Büsten aus der Familie Bonaparte eingenommen, besonders als die schönste und ausdrucksvollste von allen fiel Sir Portee die Büste von Caelo Bonaparte, dem Vater der Familie, auf; sie hatte viele Aehnlichkeit mit dem berühmten Antinous. Joseph Bonaparte hat große Vorliebe für literarische Studien; er geht damit um, einen Commentar zu allen den Memoiren, die über seinen Bruder geschrieben worden sind, auszuarbeiten, in welchem er mit strenger Unparteilichkeit die wahren Angaben auf die eine und die falschen auf die andere Seite setzen will, um der Nachwelt auf diese Weise einen zuverlässigen Bericht über diesen außerordentlichen Mann zu hinterlassen. Dieß, sagte er, sey er eben so sehr dem Andenken seines Bruders, als der Wahrheit der Geschichte schuldig. — In den Bemerkungen, welche er machte, indem er seinem Gast die Marmorbilder seiner Familie zeigte, sprach sich dieselbe männliche Aufrichtigkeit und Biederkeit aus, die auch in seinem früheren Leben stets bei allen Parteien Anerkennung gefunden hat. Er besitzt bedeutende Ländereien, auf deren Verbesserung er große Summen verwendet. Tausende von Morgen Landes sind durch ihn für die Cultur gewonnen, ganze Dörfer gebaut und Handwerker und andere nützliche Arbeiter darin ansässig gemacht worden. Er ist allgemein geachtet, und muß in seiner gegenwärtigen Verbannung sich bei Weitem glücklicher fühlen, als früher auf einem streitigen Throne.

Court Journal.

3) Hierauf bezieht sich ohne Zweifel der Vorwurf, den in Aegisdrecka Odin dem Loki macht:

Alta vetr varthu fyrir iörth nethan,
Kyr meólkandi ok kona,
Ok hefirthu thar borit.
Acht Winter warst Du unter der Erde,
Kuh milchende und Weib,
Und hast Du da geboren.

Der Herausgeber der Edda bemerkt hiezu: Nulla hujus rei alias extant vestigia in priscis monumentis, aber er vergaß, daß kyr nach dem eddischen Sprachgebrauch nicht gerade nothwendig eine Kuh, sondern überhaupt das weibliche Geschlecht bezeichnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 254. 11 September 1829.

Feu partout.

Labourdonnaye.

Hier zeigt sich der große Adamastor, der eisige Frisenschleudeeee im parlamentarischen Gigantenkampf, der Ministerspalter, dee Mann mit dem gribsüchtigen Gesicht in Folge seiner schwarzen Galle und seines verbrannten Gehirns, der im Angriff Ungestüm mit Grobheit verbindet. Immer im Kollee sicht und schilt er bald auf die Nation, bald nur auf die, drrn Platz er einnehmrn möchte. „Ausgewichen, hice will ich hin!" das ist sein Denkspruch. Unter dem Kaiserthume wollte er Senatve werden, unter den Bourbonen braucht er ein Ministerium, *um das er seit fünfzehn Jahren den Erbschleichee macht*, dem er auf allen Schritten und Tritten nachjagt, und das er, Gott sey Lob, endlich erhascht hat! Um es zu rrlangen, hat er Alles angegriffen und Alles vertheidigt; ja sogar um seiner willen einigrmal für die Freiheit das Panier erhoben, abee mehr aus Aerger und in der äußersten Verzweiflung, daß er zusrhen mußte, wie Andere Frankreich in Stücken rissen und vrrzehrten, ohne ihm selbst an dee Beute seinen Theil zu gönnen. Er hat gegen uns an den Ufern des Rheins gesochten, dann in der Vendée; er war Bonaparte's Lobrednee und Andeter, er beugte sein Knie vor den Preußen und wurde endlich der monarchischgrsinnteste und mönchischfrommste Mann in Europa, Don Miguel und Hrn. von Villele ausgrnommen.

Man kann sich leicht denkrn, daß sein politisches Lrben eben so oft Rechtsumkehrteuch und nicht weuigrr Schwenkungen gemacht habe. Wir habrn es schon gesagt, daß auch ihn das Idol des Kaiserthums entflammt hatte, allein dieß geschah bloß, wie die Leute sagen, im Inteeesse der Monarchie, dee Religion und des Absolutismus, den er, wie allgemein bekannt ist, über Alles liebt; und bei einer so guten Sache ist Allrs gut, wenn es nur zum Ziele führt. Grnug, wir geben hier eine kurze Erzählung von Leben, Meinungrn und Thaten des edlen Grafen; es versteht sich aber von selbst, daß man in seinem politischen Leben mehr Worte als Thaten finden wird.

Gleich vielen anderen Lruten von Stand verließ Hr. Franz von Labourdonnaye im Jahre 1789 das Regimrnt, in welchem ee diente, ging nach Kobleuz, focht in den Reihen der Preußen und ließ sich, wie es denn zu jener Zeit manchmal geschah, und wie die ganze Welt weiß, mit ihnrn von drn erpublicanischen Armeen zausen. Als Alles vordei war, kehrte er nach Frankreich zurück und spirite den Chouan; hrrnach, als ee auf der Heerstraße Nichts mehr zu thun fand, ergab ee sich mit Leib und Seele Napoleon Bonaparte, welcher die grkrümmten Rücken aller Menschen liebte, sie mochtrn kommen, von welcher Seite sie wollten.

Er schuf sich zuerst eine kleine politische Existenz in der Departementalvorwaltung; drnn in kurzer Zeit wurde er Mitglied drs Municipalrathes von Maine und Loire, Maire von Angees und sogar Candidat für den gesetzgebenden Körper. Seine Ergebenhrit gegen den Kaiser war damals bis zum Enthusiasmus und zue Uebersparnung gestiegen. Als Präsidrnt des Wahlcollegiums von Mayenne sprach er in so hochtrabendrn und prächtigrn Redensarten von dem Genie, den Talenten und Tugenden des Usurpators, daß ee selbst seine Zuhöeee in Erstaunen setzte. Noch mehr ergoß er sich in Lobesverzückungen in einer Denkschrift über die Arbeiten, wrlche gemacht werdrn mußten, um die Loire einzudämmen; endlich als ee Präsident einer philanthropischen Gesrllschaft zu Angers geworden wae, schlug er vor, den Namen der Gesrllschaft in St. Napoleon umzutaufen und eine Münze zu schlagen, welche dieß Ereigniß veeewigen sollte. Man genehmigte, wie es damals üblich war, Alles. Hr. von Labourdonnaye hielt zue Einweihung eine schöne Rrde, und man schlug die Drukmünze, wie man sie noch in der numismatischen Sammlung des ehrenwerthen Hrn. Marcassus von Puymarin finden kann.

Hr. von Labourdonnaye war noch mit seinem Municipalamte bekleidet, als der Usurpatve auf seiner Rückkehe aus Spanien durch Angers kam. Die Huldigungen, mit drnrn er die beglückrnde Ankunft feieete, streiften ins Ungeheure; Napoleon stand aber auch im vollsten Sonnenglanze seines Ruhmes und seiner Macht. Es galt so zu sagen damals einen allgrmeinen Wettkampf, wee sich am Tiefsten voe ihm bücken und am Unteethänigsten ihm zu Füßen werfen konnte. Hr. von Labourdonnaye that wie die Andern, und wo möglich noch Mrhr; er lobte, feieete und paurgyrisirte den Kaiser mit einem solchen Prachtaufwand von Beredsamkeit, als wenn das Gedüt

Digitized by Google

von sechzig Königen in den korsischen Adern rollte *). Er sprach sogar ein Wenig von sich, indem er dachte, daß es bei Fürsten, die von Natur aus etwas vergeßlich sind, immer am Klügsten ist, sich selbst nicht zu vergessen. Unter andern schön ausgedachten Redensarten sagte er auch in zierlicher Prosa: „er, Labourdonnaye, Maire von Angers, habe das unaussprechliche Glück gehabt, die Conscription in seinem Departement zu acclimatisiren."

In der That, der Maire von Angers konnte zu jener Zeit sich nicht besser ausdrücken; sein Verdienst mußte auch in den Augen des apotheosirten Mannes sehr groß seyn, da er bald darauf eine so erstaunliche Masse von Conscribentrn aushob. So rieb sich also der Redner vergnügt die Hände und sah sich schon im Geiste zum Senatorssitze hingnöthigt; er ging sogar so weit, diese Stelle kühnlich zu verlangen, als er sah, daß Niemand sich beeilte, sie ihm anzutragen. Unglücklicher Weise war der Tyrann so unbedachtsam, ihm die Sella curulis im Senate zu verweigern und der Redner schwur fortan in seiner Seele dem Tyrannen tödtlichen Haß, was, wie man wohl einsieht, gerecht, vernünftig und nicht ohne Grund war.

Es kam die Restauration; was für neue glänzende Aussichten gingen da für Labourdonnaye auf! Sein Entschluß war bald gefaßt; er warf sich blindlings in die Arme der Unsichtbaren (introuvables) und setzte selbst diese an sich so glühenden Zeloten durch seine antirevolutionäre Ueberspannung in Erstaunen. Seine Antrittsrolle spielte er mit einer Schrecken verbreitenden Wirkung. Es war am 11 November des Jahres 1815, als er in der Deputirtenkammer seinen berüchtigten Vorschlag machte, den er, um einen grausamen und abscheulichen Scherz mit denen zu treiben, deren Köpfe er verlangte, das Amnestiegesetz nannte. Er rief darin die Nothwendigkeit einer heilsamen Exempelstatuirung aus, brachte das Schaffot auf die Tagesordnung und theilte Frankreich zum Vortheile der Henker in Kategorien **). Fortan stand ihm Nichts mehr auf seiner Laufbahn im Wege. Er wurde ein perennirendes Mitglied aller Deputirtenkammern von 1815 bis auf diesen Tag; oftmals wechselte er die Mittel und Punkte des Angriffs, niemals die Ueberspanntheit seiner politischen Doctrinen. Nicht selten widersetzte er sich denselben Maßregeln, die er bald darauf wieder vertheidigte, aber immer kündigte er den Revolutionären, wie er diejenigen zu nennen beliebte, welche die constitutionelle Freiheit wollten, einen Vernichtungskrieg an. Man erinnert sich seiner Kategorien, seines Ingrimms bei der Entweichung Lavallette's, seines Votums für die Verbannung der Conventionellen, seiner bittern Ausfälle gegen Gregoire, seiner unüberwindlichen Abneigung gegen das Vorrücken in der Armee nach dem Dienstalter, seines Angriffs auf die Wahl-Garantien, seiner Rede und seiner groben Angriffe gegen Manuel, seines Verschlages zu Gunsten der Emigranten und seiner Bekümmerniß über die Unvollständigkeit der Entschädigungsmilliarde, wie er sich ausdrückte. Er führte einen Chouanskrieg gegen das Ministerium Decaze, gegen das Ministerium Villele und nach der Ruhe gegen alle Interims- und Uebergangsministerien. Indeß, Hr. von Labourdonnaye ist im Grunde genommen ein Mann, wie man ihn am Hofe braucht; entschlossen Alles zu wagen, Enthusiast nach Berechnung und System und Royalist aus Ehrgeiz. So war im Rathe der höheren Regionen für ihn schon seit lange her eine Ministerstelle aufgezeichnet; schon bei dem Sturze der vorigen Administration arbeitete eine Hofintrigue daran, ihm anstatt des Hrn. von Chabrol ein Ministerium zu übertragen; er war in diesem Augenblicke so heißhungrig nach der Macht, wie stets, so daß er auf alle Bedingungen einging, sich Allem fügte, selbst seine Freunde opferte und auf der Stelle seine treue Schaar von dreißig Deputirten im Stiche ließ. Indeß, da der Feldherr versprochen hatte, sie in das ministerielle Lager mit sich hinüber zu führen, so versammelte er sie, hielt Heerschau, richtete eine Rede an sie, stellte ihr vor, daß ein fortgesetzter Krieg nur schädlich und gefahrvoll sey, und forderte sie auf, ihm zu folgen; allein seine Rede und Bemühung blieb ohne Erfolg; man schritt zur Abstimmung und zwanzig Stimmen gegen zehn verwarfen die von ihrem überläuferischen Häuptling gemachten Schritte. Da nun diese zehn Mann ein zu kleines Heer bildeten, um damit ein Ministerium zu erobern, so ließ man den Feldherrn stehen, der sich von nun an mäuschenstille hielt und nur auf die Gelegenheit wartete, sich zu rächen. Endlich ist der Augenblick dazu gekommen. Hr. Franz von Labourdonnaye ist seit dem 8 August Minister des Innern. Er saß sogar in jenem hohen Rathe, der im Hotel der Minister das neue Triumvirat ausbrütete, zwischen Hrn. von Polignac und jenem armen Hrn. von Chabrol, dem Stichblatte und Sprachrohre eines jeden Ministeriums, das mit einem Portefeuille in Verlegenheit gerathen ist.

Nun, Hr. von Labourdonnaye kann sagen, daß er à la Ludwig XIV gestiefelt und gespornt zur Macht gekommen ist, mit der Peitsche und dem Säbel in der Hand, um den Liberalen ihren Lohn zu geben. Es läßt sich denken, daß er von seinen alten Grundsätzen dadurch nicht abgekommen ist und keine seiner vordem über die heilsame Strenge ausgesprochenen Maßregeln verleugnet; seine Kategorien liegen bis zur Ausführung ins Reine gearbeitet fertig, und Unglück genug für denjenigen, der sich darunter befindet. Die festgewurzelte Unerschütterlichkeit seiner Absichten hat er einem Mitgliede der Kammer Hrn. L. v. B. in einer kleinen vertraulichen Unterredung mitgetheilt, die folgender Gestalt lautet: „Wenn ich zur Macht komme, so werden Sie sehen." — „Was werden wir sehen?" — „Ich werde mein System haben." — „Und welches System?" — Die Energie, man muß der Revolution den Herzstoß geben. Ich werde keinen Widerstand ertragen und Ihnen selbst, wenn Sie mir gegenüberstehen, würde es den Kopf kosten." — „Sie scherzen, ein so guter Royalist und so blut-

*) Hr. von Labourdonnaye, Präsident des General-Conseils von Maine und Loire, sagte zu Napoleon: „Von Karl dem Großen bis zu Eurer Majestät giebt es keine Geschichte."

**) Diese Rede, welche das Journal des Debats jüngsthin mittheilte, würde Frankreich, hätte sie ihre Wirkung nicht verfehlt, hunderttausend Köpfe gekostet haben. „Der Konvent, sagt die Times von dieser Rede, liefert kein Beispiel einer gleich blutdürstigen Rhetorik."

Digitized by Google

dürstig." — „Es ist kein Scherz, ich sage es noch einmal: werde ich eines Tages Minister und ich finde Sie in den Reihen meiner Gegner, so fällt Ihr Kopf." Man sieht, daß wir unsere Köpfe mit beiden Händen festhalten und vor der Energie des neuen Ministeriums des Innern auf der Hut seyn dürfen; denn es wird fürchterlich hergehen.

Sicherlich ist es nicht erst seit einigen Tagen, daß ein Lauffener von seinen blutdürstigen Bonmots und ingrimmigen Leidsprüchen sich verbreitet hat. Eines Tages sagte er, man müsse selbst der Guillotine nicht aus dem Wege gehen; ein andermal, man könne am Besten mit Galgen und Rad regieren, ein bewundernswürdiges, und wenn man will, nach Hrn. von Labourdonnaye's Ansicht, monarchisches, aber doch sonderbar religiöses und moralisches System.

Wenn man im Moniteur die Reden des Hrn. von Labourdonnaye und seine riesenhaften Redensarten liest, so könnte man dabei an einen Mirabeau oder Danton denken, die mit ihren Donnerstimmen ihre Gegner niederschmetterten, und durch ihre Riesenfigur und gigantischen Leidesbewegungen Schrecken und Stillschweigen um sich her verbreiteten; doch weit davon entfernt ist dieser von den Ministerien gefürchtete Orlando Nichts, als ein schwarzes mageres Männchen, auf dessen Stirn sich ein etwas mehr als sein übriges Haar gekräuselter Schopf erhebt, mit kleinen tiefliegenden Augen, einer näselnden Stimme und hölzernen Bewegungen. In den Momenten seiner großartigsten Rednerwuth warf er der Versammlung seine fürchterlichen Phrasen in einem melancholischen Tone hin und leierte seine Reden wie ein trauriges und eintöniges Recitativ vor; überhaupt befand sich seine ganze Begeisterung meistens schriftlich in seiner Tasche und fast alle seine Stegreifreden waren zum Wenigsten acht Tage alt. Ich weiß wirklich nicht genau, wie oft er es auf sich nahm, auf die furchtbaren Angriffe, mit welchen ihm die Opposition zu Leide ging, aus dem Stegreife zu antworten. Es wäre für ihn ein schlimmer Streich, wenn es seinem Collegen, dem Hrn. von Polignac, einfiele, den schon oben erwähnten Vorschlag gegen das Ablesen der Reden wieder in Anregung zu bringen. Hr. von Labourdonnaye hat in dem Salon Piet selbst gesagt, er besteige nie die Rednerbühne, ohne am ganzen Leibe zu zittern wie ein Kind. Er war ein täglicher Gast dieses legislativen Restaurateurs; selbst die Verbindung desselben mit Villele hinderte ihn nicht, sich pünktlich bei ihm einzufinden und seine Energie entkräftete von Tag zu Tag die Begeisterungen seines Gegners. Uebrigens war er in dieser Gesellschaft nicht sonderlich beliebt; seine Sarkasmen verschonten Niemand, selbst seine Freunde nicht. So, als man ihm zu seiner Verbindung mit Delalot Glück wünschte, antwortete er ganz hochfahrend: „Ich gebe ihm Ideen und er giebt mir Worte." Hier hat man den Minister des Innern, wie er leibt und lebt, welchen der Hof der Nation zum Angebinde geschenkt hat. Wie werden sich die Prosoßen anlassen! Wie die Henker auf die Hochzeit freuen! —

Kaum zum Minister ernannt, wählte sich Hr. von Labourdonnaye einen Generalsecretär, der ihm überall, wo es gilt, seine Theorien in der Praxis auszuführen, getreulich an die Hand gehen wird. Er hat den edlen Trouvé, einen alten lorbeergekrönten Poeten Robespierres gewählt, den Sänger des höchsten Wesens, der Guillotine und des Berges, einen Präfecten Bonapartes, den Herausgeber des Drapeau Blanc, des Aristarch und des Conservateur, der seit einem Monate seine Druckerei und seinen Buchladen verkauft hat, wahrscheinlich, weil er für sein Geschäft die Censur fürchtete. Das ist ein reiner und loyaler Mann, wenn er es jemals war, der sich seine Sporen unter der Restauration verdient hat, indem er dem Geschwornengericht präsidirte, welches die vier Sergenten zum Tode verurtheilte, die zu Paris am 21 September wegen des beklagenswerthen Vorfalls zu Rochelle gesetzlich gemordet wurden. Dieser Dienst verdiente eine Belohnung, und der Kategorienminister hat diesen würdigen Mann zu seinem Statthalter und Vicarius ernannt.

Dessenungeachtet hätte Hr. von Labourdonnaye gar gern seine edle Schaar durch einen edlen Mann verstärkt; er zählte darauf, an der Popularität des Hrn. von Villeyme einen Rückhalt zu finden; aber der würdige Staatsbeamte wollte nicht den Fluch der Nationalercommunication theilen, der über das neue Ministerium ausgesprochen ist. Er blieb unerschütterlich, selbst zu St. Cloud, indem er es für Pflicht hielt, sich von einer Verwaltung loszusagen, von der er unumwunden erklärte, daß sie die Monarchie zu Grunde richten müsse, wenn sie, wie jedoch nicht zu vermuthen, länger als ein Vierteljahr dauern könnte; so hat er vollkommen das gerechtfertigt, was er bei dem Antritte seines Amtes aussprach: „Ich will meinen Kindern einen fleckenlosen Namen hinterlassen."

Handelsvertrag der brittischen Regierung in Ostindien mit dem Reiche Siam.

Abgeschlossen am 22 Februar 1827.

Die Unterhändler Siam's waren nicht dahin zu bringen, diejenigen Häfen genau anzugeben, wo es den brittischen Schiffen nicht verstattet seyn sollte, einzulaufen. Augenscheinlich wollte die siamesische Regierung sich dadurch die Freiheit vorbehalten, den brittischen Schiffen nach Belieben einzelne Häfen zu verschließen, ob sie sich gleich scheute, diese Absicht merken zu lassen, nachdem man von englischer Seite in Bezug auf den Handel siamesischer Schiffe und Kaufleute nach englischen Plätzen keine Beschränkung gemacht hatte. Es scheint, siamesische Politik zu seyn, eben so wie dieß in manchen andern Staaten der Fall ist, die Hauptstadt zum Stapelplatze vom sämmtlichen Handel des Staats zu machen, wodurch man den fremden Kaufmann des Vortheils beraubt, aus der ersten Hand einzukaufen.

Die siamesischen Minister hatten die Kunst geübt, alle englische Briefe zu öffnen, deren sie habhaft geworden waren und einige Depeschen der Gesandtschaft wurden vor ihrer Ankunft zu Bankok eben so behandelt. Durch kräftige Vorstellungen richtete man so viel aus, daß die siamesischen Minister sich gefallen lassen wollten, bloß noch die Briefe der asiatischen Unterthanen des brittischen Reichs zu öffnen, unter dem Vorgeben, daß die Birmanen häufig durch die brittischen Besitzungen an der Küste von Tenasserim aufrührische Schriften

nach Siam einschmuggelten. Von dem Verbot von der Küste von Tenasserim in das Innere von Siam und nach Osten hin zu reisen wurden bloß die „Khel" und „Cheen" ausgenommen. „Khel" bedeutet buchstäblich genommen einen Fremden, doch wird dieser Ausdruck im Allgemeinen zur Bezeichnung der Malayen und Eingeborenen Hindustans gebraucht, die keine Abkömmlinge der Europäer sind. Die Birmanen werden „Phoma," die Pegnaner „Mon," die Chinesen „Cheen" oder „Khet" und die Europäer im Allgemeinen „Frong" genannt, wobei man die Engländer wieder durch die Beziehung „Angleit," die Portugiesen durch „Poetulis" und die Niederländer duech „Holanda" unterscheidet. Die Amerikaner heißen „Mericon" und alle eingebornen Christen „Portulis." Das Mißlingen, das seither zwischen Siam und Ava keinen Verkehr aufkommen ließ, fand leicht Vorwände, das Verbot des Eintritts in Siam auch auf die neuerworbenen birmanischen Unterthanen Großbritanniens auszudehnen, indem sich mit diesen leicht wirkliche Birmanen einschleichen könnten. Weniger zu verwundern ist, daß für dieß Verbot auf Europäer und auf Abkömmlinge von Europäern angewendet wissen wollten: sie stellen sich nehmlich, vor, daß wenn diese das Innere eines Landes besuchen, es nur geschehe, um die Wege auszukundschaften, so wie Caeten zum Behufs künftiger Feindseligkeiten aufzunehmen. Es sollte deswegen Niemand zugelassen werden, wer nicht mit regelmäßigen Pässen versehen wäre. Der Landhandel zwischen den englischen Besitzungen und Siam blieb also den Chinesen, Malayen und Eingebornen der Küste Coromandel; den brittischen Unterthanen überhaupt der Seehandel.

Die siamesische Regierung sieht es äußerst ungern, wenn ein Schiff die Barre des Hafens von Bankok passirt, ohne daß zuvor über seine Größe, Beschaffenheit und Ladung vollständige Nachricht in der Hauptstadt eingegangen ist. Die Fahrt über die Barre hat keine Schwierigkeit; das americanische Schiff Liverpool Packet fand einen chinesischen Fischer, der dasselbe ohne Weiteres hinüber lootste. Dieser Mann ward aber sogleich ergriffen und kam nicht mehr zum Vorschein. Man hält sich daher lieber an die bestehenden Hafenverordnungen, wenn man keinen Aufenthalt oder sonstige Unannehmlichkeiten erfahren will. Um die Zölle zu bestimmen, messen die siamesischen Beamten das Schiff innerhalb des Verdecks, welches sie (häufig irrig) als die breiteste Seite desselben betrachten. Der Raum zwischen der innern Bekleidung und den äußeren Planken des Schiffes wird mitgerechnet und wenn nicht wirklich gemessen werden kann, so wird eine ungefähre Schätzung angenommen. Ein siamesischer Faden enthält 6' 6" engl. und ein siamesischer Tikal, wie man kürzlich in der Münze von Calcutta untersucht hat, den Werth einer Siccarupie und 3½ Annas. Die Siccarupie cursirt jedoch nicht; dagegen geht der spanische Dollar überall.

Eine andere Verordnung, worauf die Regierung streng hält, ist, daß jedes Schiff sein schweres Geschütz an der Mündung des Flusses ans Land bringt, eine Verordnung, welche sich wahrscheinlich aus der Zeit herschreibt, da die französischen Truppen aus Siam vertrieben wurden. Chaumont erzählt, daß er oberhalb von den Kanonen englischer und holländischer Schiffe begrüßt worden sey, so wie von Schiffen, die bei der alten Stadt Yuthie vor Anker liegend Salven zur Feier der Krönung der Könige Englands und Portugals gegeben hätten. Indeß schon Capitän Hamilton, welcher Siam im Jahre 1710 besuchte, erwähnt, daß er seine Kanonen zu Bankok habe deponiren müssen, bevor sein Schiff die Fahrt nach der alten Hauptstadt Yuthie fortsetzen konnte. Dieser Gebrauch ist von den Siamesen nicht nur als eine Vorsichts- und Sicherheitsmaßregel eingeführt worden, sondern zugleich als ein Verwahrungsmittel gegen den Schiffer, wenn dieser aus dem Hafen entweder einen Einwohner Siam's mitnimmt, was strenge untersagt ist, oder ohne die sämmtlichen Hafengelder und Abgaben bezahlt zu haben, absegelt. Die siamesischen Unterhändler forderten sogar, wiewohl ohne darauf zu bestehen Auslieferung sämmtlichen Pulvers, welches brittische Schiffe zu Paknam bei sich führen.

(Schluß folgt.)

Wirkung des Caffees.

Bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts wurden die Bewohner der Provinz Dalekarlien in Schweden als der gesundeste und glücklichste Theil der Bevölkerung des ganzen Königreiches angesehen. Um diese Zeit zeigten sich plötzlich eine Menge von Krankheiten unter ihnen, die früher völlig unbekannt gewesen waren; eben so auffallend war die Abnahme des Wohlstandes bei diesem einst so glücklichen Volke; und diese Veränderung schien der Regierung so bedenklich, daß eine eigene Untersuchung angeordnet wurde, um die Ursachen derselben zu erforschen. Vor Kurzem ist das Resultat dieser Untersuchung bekannt gemacht worden; und es geht daraus hervor, daß die einzige Ursache der traurigen Veränderungen, die in der Gesundheit, so wie in der ganzen äußeren Lage des Volkes in jenem Theile von Schweden eingetreten sind, in dem Gebrauch des Caffees gesucht werden muß. Ueberall wo das Volk sich dieses Trankes enthalten hat, ist seine Gesundheit und sein Wohlstand unverändert geblieben.

Court Journal.

Die Cinchona.

Unsere Kenntniß des Cinchona, oder des Baumes, welcher die Chinarinde liefert, ist nach allen Forschungen der spanischen Botaniker noch immer sehr unvollkommen; manche Species ist noch nicht beschrieben, welche die Einsammler der Rinde benutzen, die jährlich in so vielen Schiffsladungen nach Europa geht. Von 24 beschriebenen Arten sind in Europa nur drei allgemein bekannt und in den Läden zu finden. Der Baum, welcher die weißliche Rinde bringt, wird auf den Bergen von Quito und Santa Fé gefunden — auf einer Höhe von ungefähr 7000' über dem Meere, wo die mittlere Temperatur zwischen 50 und 62 Graden wechselt, in einem Boden, der hauptsächlich aus Kieselschiefer besteht. Es ist ein schöner Baum, immer grün, an vierzig Fuß hoch und meist einzeln stehend, während man die andern Arten meist in Gruppen sieht. Der Baum, welcher die rothe Rinde giebt, wächst in Menge auf den Anden, an den Ufern der Gebirgswasser; er erreicht eine bedeutende Höhe und hat einen geraden runden Stamm. Der Baum, von dem die gelbe Rinde kommt, wächst in der Gegend von Loxa im Königreich Quito, so wie in Santa Fé, unter 4° nördliche B., auf den Abhängen der Berge und in den Ebenen. Es ist ein weitschattiger Baum, mit einem einzelnen runden Stamm, der eben keine besondere Dicke hat.

Calcutta Government Gazette.

Berichtigung.

S. 1009 Sp. 1 Z. 11 oben lies Pascal.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 255. 12 September 1829.

Die Gerichtsberedsamkeit der Franzosen.

Pellisson. Cochin. D'Aguesseau. Lachalotais.

Man mag das Zeitalter Ludwigs XIV und sein Verdienst um Kunst und Wissenschaft hin und wieder überschätzt haben; in Bezug auf die Gerichtsberedsamkeit begründet es eine Epoche. Der Geschmack der Rede vor den Tribunalen läuterte und veredelte sich; der Scholastizismus verschwand nach und nach. Die Namen Patru, Pellisson, Terrasson, Cochin, d'Aguesseau leuchten voran. Patru beschäftigte sich mit der alten Literatur und übersetzte einige Reden Ciceros. Doch erhob er sich nicht auf die freie Höhe seines Redners; er war mehr correcter Grammatiker und quälte sich mit der Form ab. Man sagt von ihm, er habe vier Jahre dazu gebraucht, um die erste Periode der Rede für Archias zu übersetzen, und doch sey er zuletzt an den Worten: quod sentio quam sit exiguum verlegen.

Sein Nachfolger Pellisson übertraf ihn weit. Die Reden, durch welche Pellisson sich berühmt machte, wurden indessen nicht geschrieben, um gehalten zu werden; aber sie besaßen in dem Gegenstande, auf den sie sich bezogen, und in der uneigennützigen furchtlosen Freundschaft, der sie ihr Daseyn verdankten, ein Interesse, welches den persönlichen Vortrag nicht vermissen ließ. Der Sturz des Finanzministers Fouquet ist ein historisches Ereigniß. Pellisson war sein vertrauter Secretär und kein Verräther — Verbrechen genug, um ihn in die Bastille zu bringen. Hier schrieb er seine Reden für das Leben seines Freundes, welche Voltaire der Rede für Ligarius an die Seite stellt. Pellissons Aufgabe war ungleich schwieriger: er kämpfte um das Leben des Opfers, das der Löwe schon zwischen den Zähnen hielt. Cicero hatte von Ligarius nicht den Tod, sondern bloß die Verbannung abzuwenden und er plädirte vor Cäsar, zwar einem Tyrannen und Feind, allein einem Tyrannen ohne jenen unnahbaren Hochmuth des gebornen Despoten, und dabei einem hochgebildeten Geiste, einem Bewunderer des Redners und einem wohlwollenden Menschen. Was jedoch die Gleichstellung beider von Seiten der Beredsamkeit betrifft, so ist das Urtheil Voltaire's das eines Franzosen über einen andern Franzosen, der nicht sein Zeitgenosse und Nebenbuhler war. Man kann übrigens den Gerichtsreden Pellissons das Verdienst einer geschickten Sachführung und einer richtigen psychologischen Berechnung nicht absprechen. Den Weg der Gnade betreten ohne den erhabnen Standpunkt des Rechts aufzugeben — den Ton der Unterthänigkeit mit der stolzen Haltung selbstbewußter Unschuld vereinigen — Grausamkeiten enthüllen, ohne die Härte des Urhebers anzuklagen — auf das Gefühl wirken, der Eitelkeit des Richters huldigen, ohne die Würde des Anwalts zu beeinträchtigen, ohne in dem Busen des argwöhnischen Zwingherrn den fatalen Verdacht zu erwecken, daß man vielleicht mit seiner Schwäche spiele, seine Verstandesüberlegenheit verkenne — die Waffen der Dialectik führen, ohne damit zu verwunden, Plan und Kunst unter dem Anscheine von nachlässiger Offenheit und naiver Treuherzigkeit verbergen — wenn dieß Alles Leistungen eines nicht gewöhnlichen Talentes sind, so gebührt Pellisson dieser Ruhm. Um unsern Lesern ein treues Bild von seiner Darstellungsweise zu geben, müßten wir im Stande seyn, die alterthümliche Grazie, die in seinem Stile liegt, in die Uebersetzung aufzunehmen. Ludwig XIV hatte eine Specialcommission niedergesetzt, um über Fouquet Gericht zu halten. Dagegen äußert sich Pellisson folgender Maßen.

„Da man denn doch auch die Stimme des Volkes hören soll, diese Stimme, Sire, die so oft die Stimme Gottes ist, wie sie den Ruhm der Könige ausmacht, wie sie auch jetzt so herrlich von den Tugenden E. M. auf der ganzen Erde spricht, so wird sie E. M. sagen, daß Alles, was nicht seinen natürlichen Verlauf hat, ihr verdächtig erscheint, daß selbst der Unschuldige, den das Parlament verurtheilt, für schuldig gilt, während der Schuldige nur von Commissären gerichtet zu werden braucht, um vor Mitwelt und Nachwelt gerechtfertigt dazustehen, daß die öffentliche Meinung diese zwei Arten von Gericht als ganz verschiedene Dinge betrachtet —; Beweis ist die Antwort des frommen Priesters, welche die Geschichte der Aufbewahrung nicht unwürdig gefunden hat: als König Franz I in Marcouffe das Grabmahl eines unter einer früheren Regierung der Eifersucht des Hofes und dem Haß eines Herzogs von Burgund geopferten Ministers sah, und dieser große Monarch dabei sein Bedauern ausdrückte, daß ein solcher Mann von den Richtern zum Tode verurtheilt worden sey, so erwiederte der freisinnige Priester: „Nicht von Richtern, Sire, sondern von Commissären."

Gegen den Schluß macht er einen scheinbar unvorbereiteten Uebergang von der königlichen Gerechtigkeit auf die königliche Gnade, gegen welche er jedoch lange zuvor schon eine maskirte Batterie aufgepflanzt hatte. „Bis jetzt, Sire, habe ich bloß von der Gerechtigkeit E. M. gesprochen. Eben diese Gerechtigkeit möge mir erlauben, mich nun auch an Ihre übrigen Tugenden, an Ihre Güte, an Ihre Milde, an Ihre Weisheit zu wenden; wenn ich Foucquet als Unschuldigen vertheidigt habe, lassen Sie mich für ihn auch als Schuldigen sprechen. Geruhen Sie einen Blick auf gewisse allgemeine wichtige Betrachtungen zu werfen, die selbst in der Voraussetzung, daß er schuldig wäre, seine Begnadigung von einem Fürsten wie E. M. erheischen. Verzeihung, Sire, wenn ich bei einem so wichtigen Gegenstande zu lange verweile; es ist nichts Gemeines, was ich sage, es sind große, erhabene, eines Königs würdige Wahrheiten." Wie kunstvoll und wie edel ist er in dieser Wendung! Alle Strahlen seines Geistes concentrirte er jedoch in seiner Schlußrede, worin er das Urtheil der Nachwelt über Ludwig XIV heraufbeschwört, und alle französischen Kritiker bis auf Laharpe stimmen in der Bewunderung für dieselbe überein; der neuere und bessere Geschmack dürfte aber wohl die Sprache etwas zu hofmännisch finden. Indessen verschwendete der Redner seine Kunst umsonst; der unglückliche Finanzmann entging kaum dem Schaffot und figurirt in der Geschichte als die eiserne Maske. Pellisson selbst erhielt nach einigen Jahren seine Freiheit wieder, allein seine spätere Laufbahn entsprach den Erwartungen, die sein Charakter und sein Talent erregt hatten, keineswegs; erst Hugenott, jetzt Katholik, machte er sein Glück; als Abbé und Hofmann verfaßte er Panegyriken auf den „großen König", Meßgebete, Gallanteriestücke, eine Abhandlung über das Abendmal, Liebesverse an Olympia, und starb nach den Einen als frommer Katholik, nach den Andern als Skeptiker, nach beiden ohne die Sacramente. —

Eine Dame, die den Advocaten Cochin plädiren hörte, machte ihm das Compliment, in den Tagen des Heidenthums würde sie ihn als den Gott der Beredsamkeit verehren. Ein für den Mann sehr schmeichelhaftes Compliment, das aber für den Redner noch nicht genug beweist, obwohl die öffentliche Meinung ihm vor seinen Mitbewerbern — einen Nebenbuhler hatte er nicht — den Preis der Beredsamkeit zutheilte. Wer seine Gerichtsreden mit diesem Vorurtheil aufsieht, dürfte wahrscheinlich sehr unbefriedigt wieder davon wegsehen. Er findet eine geglättete Sprache, Rundung und Bündigkeit des Stils, eine scharfe, ungekünstelte Dialectik, eine treffliche Sachordnung, Einheit der Haltung und des Zweckes; seine Reden sind eine fortlaufende Schlußreihe; aber Glut der Leidenschaft, Schwung der Einbildungskraft, Tiefe der Gedanken, Kraft, Kühnheit, Originalität des Ausdrucks — kurz die Eigenschaften, die man nicht bloß von dem „Gott der Beredsamkeit", sondern schon von dem Advocaten ersten Ranges erwartet, sucht er umsonst. Was verschaffte ihm nun diesen unbestrittenen Ruf der Meisterschaft? Sein Talent mit Leichtigkeit zu improvisiren und sein gewandter Vortrag, der selbst das, was er sorgfältig ausgearbeitet hatte, als freies Product des Augenblickes erscheinen ließ. Lacretelle (der ältere), selbst Advocat, sagt von ihm: „Wenn man Cochin liest, so fragt man sich, was die Ursachen eines so schönen Ruhmes seyen, und man ist, um sich die Erscheinung zu erklären, zur Annahme genöthigt, daß der Cochin vor dem Publicum ein Anderer gewesen seyn müsse, als der, dem wir in seinen Schriften begegnen." In einer fast gleichzeitigen Nachricht über ihn steht bemerkt: „Er plädirte in den meisten Fällen nach kurzen Notizen, die glänzenden pathetischen Stellen entstanden im Feuer des Vortrags." In der vorliegenden Sammlung heben die Herausgeber eine seiner Reden als ein Meisterstück aus — nicht von Beredsamkeit, sondern von dem, was sie rednerischen Tact (convenances oratoires) nennen. Der Fall war dieser. Die Nonnen von Maubuisson klagten ihre Aebtissin der Verletzung jeder Pflicht, der Uebertretung jeder Regel an. Die guten Kinder mußten nämlich, wie ihr Anwalt Cochin erzählte, auf der bloßen Erde schlafen, Morgens um 2 Uhr aufstehen, um bis Tagesanbruch im Chor zu singen, sie durften keine Leinwand tragen, kein Fleisch essen, mehr als zwei Drittheile des Jahres wurde gefastet. Die abscheulichen Sünden der Aebtissin dagegen bestanden in dem unverantwortlichen Leichtsinn, sich eines leinenen Hemdes zu bedienen, eines Bettes, in welchem sie bis Morgens 9 Uhr liegen blieb, einer Tafel, worauf Früchte und andere Leckerbissen kamen, in ihrem Hang zur Unterhaltung, und endlich in ihrer Tyrannei gegen einzelne Nonnen, die so weit ging, daß sie einer Novizin — dieß wird als einer der ärgsten Mißbräuche ihrer Gewalt angeführt — einen besondern Beichtvater gab. Es versteht sich von selbst, daß Streitigkeiten und Cabalen eines Nonnenklosters in dem Zeitalter von Ludwig XIV, Madame Maintenon und Vater Lerellier ein sehr ernsthafter Gegenstand für einen Advocaten waren; aber bei aller Achtung für Cochin kann man denn doch keine zu große Meinung von seinem außerordentlichen Rednertact erhalten, wenn er in dem Proceß einer Novizin, die ihre kleinen Anfechtungen gerne dem Ohre ihres eigenen Beichtigers vorbehielte, während die fromme Neugierde der Aebtissin durch einen Beichtiger von ihrer Wahl gerne dahinter käme, von einer eisernen Zuchtruthe, von gebrochnen Herzen und thränenden Augen ꝛc. spricht. Eine vortheilhaftere Vorstellung von der französischen Gerichtsberedsamkeit dieser Periode könnte man aus den Gerichtsreden Tertasson's, eines Advocaten von geringerem Rufe, schöpfen.

Doch die große Zierde des französischen Gerichtsstandes in diesem Zeitalter war d'Aguesseau, nachmals Kanzler von Frankreich. D'Aguesseau, dem die Natur zwei ihrer besten Gaben verliehen hatte, eine frühe und feurige Liebe zum Wissen, und einen aufgeklärten und gewissenhaften Vater, der die Sorge für seine Bildung selbst auf sich nahm, vereinigte in sich die Vorzüge des Gelehrten mit denen des Juristen, die Kenntniß der meisten europäischen und einiger asiatischen Sprachen mit einem gründlichen Studium der philosophischen Wissenschaften. D'Aguesseau practicirte nie als bloßer Advocat; er begann seine Laufbahn noch sehr jung in der Magistratur. Die damalige französische Gerichtseinrichtung bot häufige Gelegenheit dar, wo sich rednerische Talente zeigen konnten — in den Ceremonienreden

Digitized by Google

an Parlamente und Fürsten, namentlich aber in den Vorträgen bei Erkenntnissen. Daß die Staatsreden oft von Andern geschrieben waren, als von denen, die sie nachher hielten, ist bekannt. Lamoignon wollte deswegen keinen Advocaten als Bibliothekar, damit es nicht hieße, der Bibliothekar verfasse dem Richter seine Reden, und Menage erwähnt eine Anekdote von der Frau eines Richters, die in einer Gesellschaft die Frau eines andern dadurch demüthigte, daß sie zu ihr sagte: „Madame, thut nicht so groß; es dürfte uns an einer Rede aus einer guten Fabrik auch nicht fehlen." Bei der wirklichen Rechtspflege ging es indessen weniger an, sich mit erborgten Federn zu schmücken. Auch kann Cicero keine größere Forderungen an den Volksredner machen, als sie d'Agnesseau an den Gerichtsredner macht. „Welche Schätze des Wissens, sagt er in einem Aufsatze über den Verfall der Beredsamkeit, „welche Masse von Gelehrsamkeit, welche Schärfe des Urtheils, welche Feinheit des Geschmacks gehört dazu, um vor den Schranken zu glänzen? Wer das Fach des Juristen begrenzte, würde nur eine höchst unvollkommene Vorstellung von dem unermeßlichen Umfange unsers Berufs verrathen." Das Urtheil von d'Agnesseau's Verehrern, die unbedingt ihm den dreifachen Kranz des Redners, des Philosophen und des Staatsmannes reichen, möchten wir jedoch kaum unterschreiben; seine besten Vorträge erheben sich selten über eine ruhige Entwickelung der Gedanken, eine gesuchte Eleganz des Ausdrucks, eine Beredsamkeit mehr des Stillsten, als des Redners. Andrerseits erlaubte ihm die Schüchternheit oder Mäßigung seines Charakters nicht, als Verbesserer des Gesetzes, wenigstens des Criminalgesetzes, mit Energie aufzutreten; aber sein Verdienst, das barbarische Rechtswesen durch Humanität gemildert zu haben, bleibt ihm ungeschmälert. Gleich Fontenelle bildete d'Agnesseau ein Verbindungsglied zwischen dem Zeitalter Ludwigs XIV und dem folgenden, das man von der Volljährigkeit Ludwigs XV bis zur Umwälzung datiren kann. Es trat in diesem Zeitraume eine Art geistiger Ebbe ein; aber wie in dem Schoße der physischen Natur dunkle Kräfte kommende Revolutionen vorbereiten, wob eine unsichtbare Hand bereits die Fäden der großen Welttragödie, die da aufgeführt werden sollte. Die kecke Frechheit des Hofs und der Regierung des Prinzen Regenten entkleidete die Monarchie jenes theatralischen Flitters, der unter der vorhergehenden Regierung ihre Blöße dem gemeinen Blicke entzog. Fleury, ein kluger und friedlicher Minister, aber zu klein für einen Staatsmann und zu groß für einen Priester, dachte bloß an die Jansenisten, während der Geist der Neuerung nicht in einer Secte, sondern in der ganzen Bevölkerung thätig war. Je schwächer das Hofregiment, desto stärker die öffentliche Meinung, desto unduldsamer gegen seine Mißbräuche die Vernunft, gegen seine Beschränkungen der Verstand; die erschöpfte und entkräftigte Monarchie war nur zu verwundbar; die Kirche war es noch mehr: die Feinde der Religion erblickten den Fanatismus, den sie an ihrem Busen hegte, und indem sie sich stellten, als ob sie bloß diese verhaßte und unnatürliche Brut vernichten wollten, zielten sie nach dem Herzen der Mutter selbst. Zwei Männer, von gänzlich verschiedenem Charakter, beschleunigten die Bewegung in der ganzen Gesellschaft. Voltaire, das erkorene Haupt der philosophischen Partei, wirkte mit mehr Aufsehen, Montesquieu, früher als jener, wirkte tiefer; seine „persischen Briefe" eröffneten die Fehde mit seltener Kühnheit, sie entzauberten das Reich des großen Ludwigs und gaben unter der leichten Hülle einer persischen Maske die Geistlichkeit dem öffentlichen Hohne Preis. Dieses Werk that Wunder; dessenungeachtet wußte der Verfasser Fleury's Widerwillen gegen seine Aufnahme in die Akademie zu überwinden. Der „Geist der Gesetze" folgte, und hier in der Form speculativer Betrachtung, mit der anscheinenden Mäßigung des bloßen Theoretikers, legte er dem Baum dir Axt an die Wurzel. Als Montesquieu seine Elementarlehre vom Staat, von politischer, ethischer und religiöser Gesetzgebung auf den Kampfplatz der allgemeinen Erörterung brachte, als er seine epigrammatisch gespitzten Sätze und Axieme hinwarf, es gleichsam dem Zufall überlassend, ob sie ein Ziel treffen oder vielleicht nur von Einzelnen zum gelegentlichen Gebrauch aufgehoben werden würden; hatten die Advokaten an Zahl, Einfluß und Talenten sehr gewonnen, und waren in enggeschlossenen Körperschaften bei den verschiedenen Provinzialgerichtsständen über das ganze Königreich verbreitet. Sie nahmen nicht bloß Theil an der umsichgreifenden Gährung; sie beförderten dieselbe so eifrig als die Encyclopädisten. Bei Privathändeln stritt man sich über das Princip des Rechts, man forderte nicht Gerechtigkeit in dem einzelnen Falle, sondern Abstellung des Mißbrauchs. Einige merkwürdige Beispiele von Bedrückung und Unduldsamkeit, von fanatischen Verbrechen, welche durch das Schwert der Gerechtigkeit verübt worden waren, erregten eine allgemeine Empörung des Publikums gegen die Barbarei der Rechtspflege. Selbst die Beamten bei den verschiedenen Gerichtsstellen bequemten sich zu dem Modeton der Philosophie und der Reform; die Rüstkammer Montesquieu's lieferte die Materialien; Voltaire erließ nicht nur seine Zeitungscomplimente an die Advokaten, die sich auszeichneten, sondern in zwei Fällen, dem von Calas und Sirven, trat er persönlich in die Schranken. Larhalotais, Mitglied des Parlaments von Rennes, denuncirte den Ehrgeiz und die Intriguen der Jesuiten. Er gewann seinen Proceß, verlor aber alles Andere, nur seine Ehre nicht. Diese seltsame Brüderschaft, welche auch, nachdem sie gestürzt war, noch mächtig genug blieb, um zu verwunden, verfolgte ihn durch eine ihrer Creaturen, den Herzog von Aguillon, bis auf den Tod. In den Kerker geworfen arbeitete Lachalotais zwei Reden aus, die er auf einige Streifen braunen Papiers mit dem Zahnstocher statt der Feder, dem einzigen Schreibzeug, das er besaß, niederschrieb. „Ich habe," sagt Voltaire, „die Memoiren des unglücklichen Lachalotais erhalten; wehe jeder gefühlvollen Seele, die liest und nicht schaudert! Sein Zahnstocher gräbt in unvertilgliches Erz. . . . Die Pariser sind Feiglinge, sie seufzen, soupiren und vergessen Alles!" Diese Reden haben eine leidenschaftliche Kraft des Stils, die man leicht für Beredsamkeit gelten läßt bei einem Mann, der seine Leiden schildert; sie haben überdieß einen Reiz — den sonderbar die Franzosen als einen Fehler tadeln — die Vernachlässigung der Manier. Sein Name erschien vor einiger Zeit mit dem Namen sei-

ner alten Feinde wieder, indem einer seiner Nachkömmlinge den gerichtlichen Weg gegen ein Organ dieser Partei wegen eines Libells gegen das Andenken seines Ahnherrn ergriff. — Aus solchen Ciemeuten entspeang die neue französische Gerichtsberedsamkeit mit ihrem eben so aufgeblasenen, gekünstelten, dünkelhaften als kühnen, kräftigen, lebendigen und geistreichen Wesen.

(Fortsetzung folgt.)

Handelsvertrag der brittischen Regierung in Ostindien mit dem Reiche Siam.

(Schluß.)

Um die Schwierigkeiten zu würdigen, welche bei einer Unterhandlung mit Siamesen obwalten, muß man ihre langweilige Gewohnheit kennen, so lange als möglich alle Geschäfte hinauszuschieben. Sie haben keine Vorstellung von dem Werthe der Zeit und in keinem Theile der Welt sind die Verzögerungen von Seiten der Beamten so unerträglich. Es fragt sich, ob der Traktat künftig den Phra Khlang antreiben wird, den Befehlshaber eines Schiffes nicht zwei oder drei Tage auf die Einrirung im Hafen warten zu lassen. Anfänglich verlangten die Minister, daß alle brittischen Unterthanen in Siam den Landesgesetzen unterworfen seyn sollten, selbst die Fälle nicht ausgenommen, wo Todesstrafe oder Geißelung verwirkt wurde. Die Gesandtschaft machte bemerklich, daß brittische Unterthanen die Gesetze Siams nicht kennten, auch keine Mittel besäßen, sich Kenntniß davon zu erwerben; auch wäre es in Großbritannien nicht Sitte, die Befehlshaber von Schiffen, Offiziere oder Kaufleute zu peitschen, sondern sie durch eine Geldbuße zu strafen. Nach einigen Debatten kam man dahin überein, den Artikel der Rechtspflege genauer abzufassen und die Gesetze zu bezeichnen, die auf brittische Unterthanen Anwendung finden sollten; nun hatte man aber vergessen auf ein Verbrechen Bedacht zu nehmen, welches in den Augen eines Siamesen weit größer ist, als selbst eine Mordthat — nämlich unehrerbietiges Sprechen von Sr. Majestät dem Könige von Siam, ein Verbrechen, welches ohne Gnade mit dem Tode bestraft wird. Die Schwierigkeit ward dann endlich theils dadurch beseitigt, daß die Gesandtschaft bemerkte, es sey gar nicht vorauszusetzen, daß irgend Jemand in unehrerbietigen Ausdrücken von einem so erhabenen, erleuchteten Fürsten, als der jetzige Monarch Siams sey, sprechen könne; theils daß versprochen wurde, der General-Gouverneur Ostindiens werde den brittischen Unterthanen, die Siam besuchten, die besondere Warnung ertheilen, auf keine Weise Geringschätzung gegen die Beamten Siams blicken zu lassen. Es scheint, daß die fremden Kaufleute bisher nicht immer ihre Meinung hinsichtlich des Betragens und Charakters der Beamten und des Volkes von Siam zurückgehalten hatten. Dennoch sind Mäßigung und Geduld und Achtung der Landessitte für den, der ein vortheilhaftes Geschäft zu Bankok machen will, unumgänglich nothwendig; Capitän Hamilton entging nur mit genauer Noth der Lebensstrafe, mit dem Verlust seines Schiffes und der ganzen Ladung, weil er von einer Abgabe gesagt hatte „daß der König von Siam dieselbe aufgelegt habe," eine Aeußerung, welche als Hochverrath angesehen wird.

Diese Regel der Klugheit darf man selbst bei der Ausübung seines unbestrittenen Rechts nicht aus den Augen lassen. So z. B. die siamesischen Creditgesetze dem Gläubiger das den Schuldner oder irgend Einen von dessen Familie zu ergreifen und einzusperren, bis die Schuld abgetragen ist; der Gläubiger sich aber wohl hüten, daß er bei der Verhaftung seines Schuldners sich keine Thätlichkeiten zu Schulden kommen läßt, weil sonst die Schuld sogleich verfallen ist. Wenn ein englischer Kaufmann dem Phra Khlang, dem Oberrichter von Bankok, klagte, so ward ihm entgegnet, warum er dem Gegner getraut habe, er möge hingehen und diesen zur Haft bringen.

Ueberhaupt darf man sich auf den guten Willen der Beamten nicht verlassen. Solange die Behörde die Kaufleute bezeichnete, denen allein Handel getrieben werden durfte, so hatte man Recht, die Regierung wegen etwaiger Verluste, die man durch Insolvenz oder Betrug solcher Personen erlitt, in Anspruch zu nehmen; jetzt nachdem der Verkehr freigegeben ist, läßt diese sich selbst dafür sorgen, wie er zu seinen Forderungen kommt, und die Siamesen jene große Handelstugend — Pünktlichkeit — gar nicht kennen und überdieß stets sehr abgeneigt sind, das Geld fahren zu lassen, welches sie einmal in der Hand haben, so ist beim Contrahiren die größte Vorsicht nothwendig. Eben so hat man sich vor des Schleichhandels in Acht zu nehmen.

Das Verbot der Einfuhr von Opium in die Gebiete des Königs datirt sich von alten Zeiten her, wenn es gleich unter einigen Regierungen nicht so strenge gehandhabt worden ist, als dieses in den letzten fünf oder sechs Jahren geschah. *Nach Turpin (Geschichte von Siam, Bd. II. S. 262)* ließ der regierende König im Jahre 1688 mehrere Unterthanen hinrichten, die das Gesetz, welches das Opium für Contrebande erkläret, überschritten hatten. In den letzten Jahren war die Strafe Wegnahme der Waare, mit einer achtfachen Geldbuße in Silbergewicht, zuweilen auch Confiscation des Fahrzeugs mit der ganzen Ladung. Die Ausfuhr von Getraide (Reis) und die Einfuhr von Schießgewehren bildet eine bedingte Art von Contrebande, d. h. es bedarf besonderer Erlaubnißscheine von der Regierung, die sie nach Gutdünken ertheilen oder verweigern kann.

Constitutioneller Geist in Norwegen.

Norwegen, sagt ein schwedisches Blatt, das in was sich auf die Angelegenheiten und die Würdigung des tionellen Lebens bezieht, unleugbar vor Schweden voraus uns aufs Neue ein Beispiel gegeben, welches Nachfolge v Die norwegische Zeitung, Folksvännen (der Volksfreund), richtet uns, daß sich vor Kurzem in Christiania eine Gesell bildet hat, deren Zweck ist, zur Ausbreitung des constit Geistes in der bürgerlichen Gesellschaft zu wirken. Uns Mangel dieses Geistes täglich mehr und mehr seine un Folgen erfahren. Gleichgültigkeit, Schlaffheit, Kriecherei u heit begünstigen die Ueberschreitungen der Brustwehr, der allgemeinen Liebe für die Constitution vertheidi sollte.

Skanoinaviske Conversations

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

...de des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

...um. 256 und 257. 13 und 14 September 1829.

...as Jesuitencollegium zu Kensington-House.

Die Anstalt zu Kensington-House stand unter der Leitung ...ischer Priester, welchen einige Deutsche und Italiener af... Sie gehörten fast alle dem Orden der Jesuiten an, ...ch sie sich den minder gehässigen Namen „Pères de la Foi" ...en. Die einzige Person von Rang unter ihnen war der Prinz ...n Broglie, der wahrscheinlich in dieser geistlichen Corporation ...ch am Besten seinen Unterhalt zu ziehen hoffte. Zu dieser Zeit war der Orden noch durch keine förmliche Bulle des Papsts ...ieder hergestellt, er fand aber notorische Aufmunterung zu Rom, ...d eine bedeutende Niederlassung war in Rußland gegründet ...den, wo der General des Ordens residirte. Die Jesuiten ...zu Kensington standen in Verbindung mit ihm und bestritten ...ns Antipathie gegen Alles, was englisch hieß, die Autorität des ...Provinzialen der englischen Provinz. Unter dem Vorwand, daß ...e französische Jesuiten wären, und nur auf kurze Zeit in Groß... sich aufhielten, wiesen sie die Befehle Doktor Sto... (des Rektors zu Stonyhurst) zurück und weigerten sich, ...n einem Gebote zu gehorchen, das nicht von dem General ...ausginge. Diese Differenzen wären höchst wahrscheinlich ...r frühern Organisation des Ordens nicht vorgekommen, ...der Orden erholte sich erst wieder von seinem Fall, und ...r natürlich die Disciplin unter den Glaubensvätern et... So hielt sich z. B. der Prinz einen sehr schönen Wa... ein Paar Pferde, die er selbst mit gleicher Gewandt...schrockenheit und Grazie lenkte, und mit denen er oft ...n beim Wagenrennen auf der olympischen Bahn von ...n gewann. Gewisse Kleinigkeiten (denn er war sonst ...r von Sittlichkeit, und seine Mängel waren wenig mehr ...tfertigkeiten eines Franzosen) erregten den Tadel ...n Mitglieder der Anstalt und besonders des Vaters ...das vollendetste Ideal von einem Mönche war, das ...gesehen habe — er hatte nur Wenig vom Jesuiten ...ter Alnot stand Anfangs im Geruche der Heiligkeit ... Man denke sich einen Mann von hoher, schlanker ...einem langen, groben, schwarzen Talar, mit einer ...auf dem Kopf, und einem starken schwarzledernen Gürtel um den Leib, an dem ein massiver Rosenkranz mit einem Krucifix hing. Sein Gesicht, auf das wir nur gelegentlich einen flüchtigen Blick werfen konnten, war blaß und eingefallen, aber mitten aus dieser Blässe warfen seine funkelnden Augen einen tückischen unheimlichen Glanz. Er wusch sich selten, da er den Schmutz für ein Attribut der Heiligkeit hielt, und sein Bart, mit einem Haufen Schnupftabak gefüllt, starrte in Stoppeln auf seinem langen, spitzigen Kinn. Aus seinem Munde floß Nichts als falsche Süße und Arglist. Er wohnte in einem kleinen Zimmer nächst der Kapelle, wo er die Beichte der Zöglinge hörte; sein Hausgeräth harmonirte trefflich mit seinem sonstigen Wesen; es bestand aus einigen hölzernen Stühlen, einem Bett von dem gröbsten Stoff, und einem kleinen Tisch, auf dem neben einem Todtenschädel fortwährend eine Lampe brannte. Hier saß er, seinen Ellbogen auf den Tisch gelehnt, und mit der langen, knöchernen Hand den Kopf gestützt, und wenn ein Knabe ihm beichtete, daß er in einen Obstgarten eingebrochen sey oder einen Hühnerstall geplündert habe, schlug er seine Augen zum Himmel auf und ließ ein tiefes Stöhnen vernehmen. Dieses mosterlöse Individium verehrten wir als den Vorsteher der sogenannten Sodalität, d. h. einer Brüderschaft, die sich die Jungfrau Maria zum Gegenstand ihrer besondern Verehrung auserwählt, und die in keinem Jesuitenseminar fehlen darf. Vater Alnot hatte ihr eine abgesonderte Capelle geweiht, die er mit ungewöhnlicher Sorgfalt ausschmückte und wo er seine Homilien zu halten pflegte. Bei den religiösen Uebungen, die er veranstaltete, suchte er einen Gebrauch einzuführen, den eine in Dublin von einem ehemaligen Mitgliede des Trinität-Collegiums gestiftete Sekte angenommen hat, die das Publikum unter dem Namen der Kußgesellschaft kennt, und deren Lieblingstext in den Worten der Schrift enthalten ist: „Grüßet Euch mit dem heiligen Kusse!" Diese christliche Beliebkosung empfahl den Mitgliedern der Sodalität der mürrische, schreckliche Mann; allein die andern Jesuiten sperrten sich gegen diese seltsame Schaustellung seines ausgezeichneten Glaubenseifers. Bald nachher ward Vater Alnot aus dem Kollegium entlassen, und ich erfuhr, daß er unter seinem frommen Sackgewand ein ruchloses, schuldbeflecktes Herz verbarg. Er starb einige Jahre nachher, wie man hörte, auf dem Festland wegen einer abscheulichen Gräuelthat von Henkershand. Immer fühlte ich ein kennstinktmäßigen Abscheu vor ihm, und darin bestärkte

Digitized by Google

mich Vater Molinari, ein gemurfer Jesuite, der ihn mir als einen Mann von dem schwärzesten, bösartigsten Charakter schilderte. Mit Vergnügen erinnere ich mich des freundlichen, liebenswürdigen, kenntnißreichen Molinari: er war der einzige in der ganzen Schulanstalt, der ein Wort griechisch verstand. Er hatte, obgleich Italiener, in Prag die Rechte studirt, und eine Zeit lang als Rechtsgelehrter practicirt; in dem Oeden zeichnete er sich durch seinen ungeheuchelt religiösen Sinn und Wandel aus. Obgleich aber frei von Vater Ainet's mönchisch finsterm Ernst, verrieth er ein gut Theil Fanatismus; er glaubte z. B. steif und fest an Hexerei und kannte alle Mysterien der Dämonologie; leibhafte Teufelserscheinungen gehörten zu seinen Glaubensartikeln; oft erzählte er mir Historien von Lucifer mit so genauer Umständlichkeit, daß mir die Haare zu Berg standen. Eine andere schwache Seite bei ihm war seine Gespensterfurcht vor den Illuminaten. Er lehrte nach Barruel, und betrachtete Weißhaupt als einen eingefleischten Satan. Oft hörte ich ihn die mitternächtlichen Orgien der deutschen Philosophen schildern, wie sie in scharlachbedeckten von höllischem Feuer erleuchteten Gemächern, wo der böse Feind allen Luxus der Erde herzauberte, sich versammelten, und in einem Register, das der Sekretär der Gesellschaft führte, mit ihrem Blute sich der Hölle verschrieben. Diese Seltsamkeiten abgerechnet, wüßte ich keinen achtungswerthern Mann, er hatte eine aufopfernde Uneigennützigkeit und diente mit allem Feuer geistlicher Ritterlichkeit der Sache der Jesuiten, welche er mit dem allein wahren Glauben identifizirte.

Ich war geraume Zeit seiner Obhut anvertraut und ich bin ihm wegen seines thätigen Eifers für meine Wohlfahrt sehr verpflichtet. Manche Stunde unbezahlter Arbeit (die Pensionsgelder gingen bloß den Prinzen an) widmete er unverdrossen meiner Erziehung, um mich auf dem Wege der Wissenschaft vorwärts zu bringen. Seine edle Gemüthsart hinderte ihn übrigens nicht, häufig auf sehr empfindliche Weise zu strafen. Er führte eine Peitsche mit mehreren Knoten, womit er uns so stark auf die Hände schlug, daß das Blut davon spritzte. Diese Züchtigung schien ihm selbst sehr peinlich zu seyn, und oft sah ich ihn weinen über die Nothwendigkeit, Strenge üben zu müssen, wie er es nannte. Die Art, wie er die frömmeren Zöglinge mit dieser Marter versöhnte, darf ich nicht übergehen: verurtheilte er z. B. Jemand zu zehn Streichen, so befahl er, die Hand auszustrecken und sagte: „Bringe sie Gott als ein Opfer dar!" Dann wählte er neun Heilige aus. Den ersten Streich erhielt man zur Ehre des heiligen Ignatius — „Allons, mon enfant, au nom du plus grand de tous les saints — St. Ignace." — und herabschwang die Peitsche der kräftige, muskelhafte Arm. „Oh! mon Dieu!" schrie der kleine Märtyrer, und zog die Hand nach dieser ersten Operation zurück. „Allons, mon enfant, au nom de St. François Xavier!" und der Schuldige erhielt den zweiten Marterhieb. „Mais, mon père, ayez pitié — jamais, jamais je ne ferai des solécismes — oh, mon Père, jamais." — Der Jesuit blieb unerbittlich. — „Allons, mon enfant, au nom de saint Louis de Gonzague; und so fuhr er fort, bis er seinen ganzen Strafkalender durchgemacht hatte. Bei all dem aber war er ein äußerst edelmüthiger, hochherziger Glaubenseiferer. Er hätte für die Sache des h. Ignatius dem Tode ohne Furcht in's Auge geschaut, und einen praktischen Beweis für seinen Enthusiasmus legte er ab, als er auf Befehl des Generals in die Wüsten Sibiriens sich begab, um das Evangelium zu verbreiten, und wo möglich nach China durchzudringen, in der Hoffnung, daselbst im Dienste des Herrn die Märtyrerkrone zu erringen.

Nächst Molinari zog Vater Caperon meine Aufmerksamkeit auf sich. Er galt für einen großen Orientalisten und besonders für einen Meister in dem Arabischen und war, glaube ich, so gut in dem Koran, als in dem Evangelium bewandert. Er wurde nicht zum Unterricht der Knaben verwendet, (wozu er völlig unfähig gewesen wäre) sondern er mußte Versuche über die mystische Literatur des Morgenlandes schreiben. Einer unserer Lieblingszeitvertreibe war, ihn in seinen Studien zu stören. Es versammelte sich ein Trupp unter seinem Fenster und erhob das lärmendste Getöse, um ihn auf die Beine zu bringen; wenn er nun mit einer mächtigen Keule hervorfuhr, so gaben wir allesammt Fersengeld, und wehe dem armen Schelm, den er erwischte. „O petit malheureux!" rief er, wenn er einen der Störer seiner gelehrten Meditationen ergriff, und rächte an ihm alle Verluste, welche die morgenländische Gelehrsamkeit durch diese Plagegeister erlitt. Vater Caperon hielt sich oft von dem Teufel auf eine direktere, handgreiflichere Weise versucht, als der Satan sich sonst wohl zu Schulden kommen läßt. Dieser Glauben machte ihn uns oft zum Gegenstand der Unterhaltung. Wenn er Messe las, so warf er sich in so seltsame Attitüden, und erlaubte sich so unkirchliche Ausdrücke seines heiligen Ingrimms, daß es ein wahrer Genuß für die jungen Franzmänner war, wenn er den Gottesdienst hielt. Der arme Mann glaubte sich nämlich in leiblichem Kampf mit dem Teufel; und so konnte er dem bösen Feind diesen, „in das rothe Meer" zufahren, ein ander Mal konnte er auf den Boden stampfen, als ob er das Haupt Lucifers unter den Füßen hätte.

Wenige Lehrer vermochten sich bei den ihrem Unterricht anvertrauten Schülern in Achtung zu setzen. Eine Ausnahme machte Vater Colmann, ein Deutscher von Geburt, aber Franzose in Sprache und Manieren; er hatte eine sehr edle Haltung, ein interessantes Gesicht, eine tiefe, klangvolle Stimme, und große Gewandtheit im reinen Kanzleiausdruck, war also ein zu schätzbarer Freund, um lange in einem so untergeordneten Wirkungskreis wie Kensington bleiben zu dürfen; der General entbot ihn wie Molinari nach Rußland. Letzterer gab mir bei seinem Abgang aus der Anstalt noch eine große Probe von Güte und Freundschaft. Der Prinz war, wie er mir sagte, in große Verlegenheiten gekommen, und versuchte die Jesuiten von Stonyhurst um Beistand anzugehen, indem er sich erbot, Kensington der anglikanischen Provinz einzuverleiben. Die englischen Jesuiten hörten sich aber darauf nicht ein, und so stand der Anstalt die Auflösung bevor. Ich sollte deshalb nach Haus schreiben und meine Freunde hievon benachrichtigen. Stonyhurst bezeichnete er mir zugleich als das beste Seminar, das ich wählen könnte; er selbst würde, wenn es von sich selbst abhinge, jenen Ort zu seinem

Aufenthalt nehmen, aber er habe keinen Willen; er habe seinen Willen seinem Gott als Opfer dargebracht, als er in den Orden getreten, und müsse nun an den Ort seiner Bestimmung. Er schüttelte mir die Hand und eilte in jenes Land, aus dem er wohl nie wieder zurückkehrt.

Diese Mann war das einzige Beispiel von jener hochsinnigen Hingebung an die Interessen ihrer Gesellschaft, welche sonst die Jesuiten charakterisirte. Die Mehrzahl der um den Prinzen zu Kensington-House versammelten Individuen dagegen hatten mit dem Jesuitenrock nicht auch den Jesuitengeist angezogen, es waren untre die Banner des Ordens zusammengerafft rohe Krieger. Molinari schien der einzige ächte Krieger der Kirche, der mich an das erinnert, was Abbé Raynal, der selbst Jesuit gewesen, über die Missionäre sagt:

„„Mancher fragt sich wohl, welch seltsame Bethörung einen Mann, der alle Bequemlichkeiten des Lebens im eignen Lande genießt, vermögen kann, den mühvollen Beruf eines Missionärs zu übernehmen, Mitbrüder, Freunde und Verwandte zu verlassen, über das Meer zu gehen, um sich mitten in Wälder zu vergraben, allen Schrecknissen der Wildniß zu trotzen und bei jedem Schritt der Gefahr von wilden Thieren zerrissen oder von wilden Menschen ermordet zu werden, sich unter ihnen anzusiedeln, sich ihren Sitten anzubequemen, ihren Mangel, ihre Mühseligkeiten zu theilen, ein Spiel ihrer Leidenschaften oder Launen zu seyn, bis man nur wenigstens ihre Sprache gelernt hat und sich ihnen verständlich machen kann. Wenn ein solcher Entschluß das Ergebniß religiöser Begeisterung ist, welche mächtigere Triebfeder läßt sich denken? — Ist er bloß eine Wirkung des Gehorsams gegen Obere, welche das Recht haben, Einen zu senden, wohin sie wollen, und die man nicht um den Grund ihrer Befehle fragen darf, ohne meineidig und abtrünnig zu werden, wie viel Gutes oder Schlimmes steht in der Macht bruchtloser oder ehrgeiziger Obern, die so unumschränkt gebieten und so blinden Gehorsam finden? Ist es aber die Wirkung eines tiefen Gefühls von Mitleid mit einem Theile des Menschengeschlechts, den es gilt, aus Unwissenheit und Elend zu erretten, welche Tugend ist heldenmüthiger?

„„Mein Freund, sagte zu mir ein alter Missionär, der dreißig Jahre in den Urwäldern gelebt und nach seiner Rückkehr in das Vaterland in tiefe Schwermuth versiel und immer an seine geliebten Wilden dachte — „mein Freund," sagte er, „Sie wissen nicht, was es heißt, den König, ja beinahe der Gott einer Anzahl von Leuten zu seyn, die Ihnen das wenige Glück, das sie genießen, verdanken, und immer bemüht sind, Ihre Dankbarkeit zu bethätigen. Nachdem sie endlose Wälder durchstreift, kehren sie erschöpft und entkräftet zurück, und wenn sie ein einziges Wild erlegt haben, wem meinen Sie, daß es bestimmt wird? dem Vater, denn so nennen sie uns alle, und wirklich sind sie auch unsere Kinder. Ihre Zwiste hören auf, wenn wir erscheinen. Ein Souverain ruht nicht mit größerer Sicherheit inmitten seiner Leibwachen, als wir, umgeben von unseren Bildern. Unter sie kehre ich zurück und unter ihnen will ich meine Tage beschließen.""

Ich folgte dem Rath meines Freundes Molinari und verließ die Schule, welche bald darauf völlig aufgehoben ward. Der Unterricht konnte nicht anders als äußerst mangelhaft seyn, denn Molinari war, wie gesagt, der einzige Lehrer, der Griechisch verstand, und Capreon, der ein großer Kenner des Morgenlands seyn wollte, kannte keine einzige orientalische Sprache. Der Rhetorik und Poetik ward einige Aufmerksamkeit geschenkt; ein Vater Henri (ein hagerer Mann, der stundenlang dasaß und zwei Brodkrümchen zwischen dem Daumen und Vorfinger drehte, während er ein Sonnett an einen Favoritheiligen studirte) nahm sich die Mühe, mich französische Reime schreiben zu lehren. Auch zeigte man einigen Geschmack für die Schönheiten der lateinischen Schriftsteller und trug Sorge, die Schüler auf die Kraft des Ausdrucks aufmerksam zu machen; aber Arithmetik, Geographie und Geschichte wurden völlig vernachlässigt. Eine schlechtere Unterrichtsmethode läßt sich nicht wohl denken; obgleich die Väter des Glaubens sich hoch über alle Professoren der englischen Universitäten erhaben glaubten.

Ich verließ Kensington-House, um mich nach dem großen Sitz der brittischen Jesuiten im Norden von England zu verfügen, deren Schule seitdem die Beredsamkeit Leslie Fosters und die orthodoxe Angst von Sir Thomas Erskridge erweckte. Durch eine lange Allee in der altenglischen Manier, zu beiden Seiten von tiefen Wassergräben begrenzt, führten mich die Rosse mit reißender Schnelle auf zwei hohe Thürme zu, welche mir über ein prachtvolles Gebäude elisabethischer Bauart emporstiegen. Ehe ich Zeit hatte, den schönen, ehrwürdigen Bau und die Fenster von massivem Steinwerk genauer zu betrachten, und mit dem Auge auf den Gruppen alter Eichbäume zu verweilen, welche um die verfallenden Mauren der Gärten sich erhoben, raffelte der Wagen unter dem Thorweg nach einem alten viereckten Hof, welcher dem Kastell irgend eines Feudalherrn und nicht der Gesellschaft der verdienstvollen Jünger Loyolas anzugehören schien.

Chinesische, malayische, afrikanische und americanische Sprachfamilien *).

Eine wichtige Classe machen die sogenannten einsilbigen Sprachen aus. Die Benennung einsilbig hat jedoch keinen vernünftigen Sinn. Denn versteht man darunter die Wurzeln, so sind alle Sprachen der Welt einsilbig; versteht man aber die Worte, so sind es die Sprachen, um welche es sich hier handelt, nicht mehr als alle andern: die Worte in ihnen sind nämlich nichts Anderes, als auch ein Aggregat von Silben, nur erscheinen sie getrennt, weil die Natur der Schriftzeichen dieß so mit sich bringt. Zu der Classe der einsilbigen Sprachen hat man das Chinesische, Tibetanische und die verschiedenen Idiome der Bewohner der östlichen Halbinsel von Indien gerechnet.

Die verschiedenen chinesischen Mundarten, welche im ganzen Umfange des chinesischen Reiches gesprochen werden, unter-

*) Schluß des Art. in Num. 239 folgg.

scheiden sich von einander hauptsächlich nur durch die Aussprache. Am Meisten abweichend von den andern ist der Dialect der Provinz Fukian, der oft nach ganz kleinen Distrikten wieder in mehrere besondere Dialecte zerfällt und eine Menge Wörter enthält, die in den übrigen chinesischen Dialecten nicht vorkommen. Die Civilisation hat in China, wie in Indien, eine besondere Speache für die gebildete Welt geschaffen, die man Kuanhua nennt und die den Europäern unter dem Namen der Mandarinensprache bekannt ist; sie beruht auf denselben Wurzeln wie alle chinesischen Dialecte, aber sie hat abgerundetere Formen und hat sich mehrerer Endconsonanten entschlagen, die einen Theil der Wurzelwörter bilden. Das Kuanhua verbreitet sich über ganz China, wie das Französische in allen Provinzen Frankreichs neben den Volksmundarten sein abgesondertes Daseyn behauptet.

Außer dem Chinesischen werden im Westen und Südwesten dieses unermeßlichen Reiches von mehreren kleinen Gebirgsstämmen Idiome gesprochen, die theils mit dem Tibetanischen, theils mit den Sprachen des westlichen Indiens verwandt sind. Es ist ein großer Irrthum, alle diese Stämme unter dem Namen der Miao oder Miaotsü zu begreifen, einem Namen, der nur den Bewohnern der Gebirge von Sütschüan, Kweitschen und Kuangsi zusteht. Die Bewohner der beiden Kintschohnan, im Nordwesten von Sütschüan, welche der Kaiser Chianlong beinahe gänzlich ausgerottet hat, sind keine Miaotsü, sondern Fan oder wirkliche Tibetaner, die aber das gemeine Volk in China und nach ihm die Missionäre für Miaotsü genommen haben. In Yünnan, Kuangsi, Hunan und Kuangtung leben verschiedene Gebirgsvölkerschaften, deren Sprachen sich theils der siamesischen, theils der birmanischen und der karainischen nähern.

An der Ostküste der indischen Halbinsel jenseits des Ganges wohnt eine Nation, welche in ihrer physischen und geistigen Physiognomie eine auffallende Aehnlichkeit mit den Chinesen darbietet, aber eine verschiedene Sprache spricht — wir meinen die Bewohner der beiden Ländee Tonquin und Cochinchina, die man auch mit dem allgemeinen Namen Annam bezeichnet. Die Sprache ist hier mit vielen chinesischen Wörtern vermischt, eine Folge, wie es scheint, der zahlreichen Einwanderungen chinesischer Colonien, welche sich von dem dritten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung her schreiben. Desto weniger Spuren findet man aber von ihr bei andern Völkern, wenn man nicht die halbwilden Kä in den Gebirgen zwischen Lao und Kambodscha und die Tschong auf der Ostküste des Golfs von Siam (11° und 12° Br.) ausnimmt, deren Sprache wieder einige Aehnlichkeit mit dem Pegnanischen verräth, das hauptsächlich in dem Delta des untern Irawaddy gesprochen wird: so daß man doch zuletzt die alte Annamsprache von den Grenzen China's bis an die Ostküste des bengalischen Golfes verfolgen kann. Kambodscha, dessen Bewohnee sich Kammer nennen, (im Siamesischen heißen sie Cho-men) ist eine im Westen und Osten von hohen Gebirgen begrenzte große Ebene. Die Sprache dieses Landes theilt sich in zwei Dialecte; von der Sprache der Thai oder Siamesen, mit welchen die Kammer in ihrem Aeußern ziemlich übereinstimmen, weicht sie gänzlich ab. Die Idiome von Siam und Laos dingegen sind Nichts als Mundarten einer und derselben Sprache, die sich von China's Ostgrenze bis zu der Halbinsel Malacca erstreckt. Die Gebirgskette, welche Laos und Siam von Awa trennt, bildet die östliche Grenze des großen tibetanischen Sprachstammes. Zu diesem Stamme gehören nicht bloß die verschiedenen Mundarten Tibets, vom obern Indus bis zu der Westgrenze von China, sondern auch die Sprache der Birmanen. Von den Idiomen mehrerer Völkerschaften in den hohen Gebirgen zwischen China und der östlichen Halbinsel von Indien, z. B. der Karain, der Lawa ꝛc. wissen wir zu wenig, als daß wir sie klassifiziren könnten; es scheint indeß nicht gewagt, sie gleichfalls dem tibetanischen Stamm zuzuzählen. Die chinesischen Geschichtschreibee gedenken eines Negervolkes, das einst die Gebirge von Küen-lün im Norden von Tibet bewohnte, und das sich wahrscheinlich von da südöstlich bis in die Halbinsel jenseits des Ganges ausbreitete; denn man stößt noch auf Reste davon in den Gebirgen zwischen Annam und Kambodscha und noch südlichee untee den Samang in den Gebirgen von Malacca. Die Speache diesee Negee, von der wir Wörterbücher haben, hat viele malayische Wörter in sich aufgenommen, abee sie unterscheidet sich doch durchaus von den Idiomen der benachbarten Völker so wie dee australischen Neger. Eine andere australische Negerrace nimmt die andamanischen Inseln ein; ihke Sprache läßt sich eben so wenig classificiren.

Eine der erstaunenswürdigsten Erscheinungen in der Völkerkunde ist ohne Widerrede die große Ausdehnung der malayischen Sprachen und Stämme. Ihr Mittelpunkt sind die großen Inseln Sumatra und Java. Von da erstrecken sie sich westlich bis Madagascar, östrich über die Sundainseln, Celebes, die Molucken und Philippinen bis zur Insel Formosa, an der Küste von China; hierauf über die Marianen, die Carolinen, den Mulgrave's-Archipel, die Fidschi-, Freundschafts-, Schiffer- und Gesellschaftsinseln ꝛc. bis zu den Marquesas; südlich bis Neu-Seeland und nordöstlich bis zu den Sandwichsinseln. Alle diese Eilande werden von Menschen bewohnt, deren Sprachen in der Grundlage mehr oder wenigee der malayischen sich anschließen. Die Frage nach dee Ursache dieser ungeheuern Ausdehnung des malayischen Stammes muß unbeantwortee bleiben, so lange es nicht nur an historischen Documenten, die als Leitfaden dienen könnten, sondern selbst an Sagen gänzlich gebricht. Ein ähnlichee Fall ist es mit der Frage, wohee die negerartigen Bevölkerungen von Neuholland und Neuguinea mit ihren verschiedenen Stämmen und Sprachen; das schnelle Aufblühen dereuropäischen Niederlassungen in Neu-Süd-Wales aber berechtigt zu dee Hoffnung, daß die Dunkelheit, die noch über diesen Theil der Linguistik verbreitet ist, bald verschwinden werde.

Wendet sich dee Sprachforscher von dem jungen Australien nach dem alten Africa, so kann ee abermals klagen über das Stückwerk seines Wissens. Zuerst tritt uns Egypten entgegen, von dessen alter Sprache wir Nichts wissen, als einige zum Theil entstellte Wörter, welche die alten Classiker aufbewahrt haben. Indessen reichen diese Wörtee hin, uns zu überzeugen,

daß wir in dem Koptischen die Reste der altegyptischen Sprache besitzen. Unglücklicher Weise ist das Koptische längst eine todte Sprache, deren fast ausschließlich ascetische und theologische Literatur uns nur einen dürftigen Begriff von dem Sprachreichthum des weisesten Volks der alten Welt geben kann; und dann — von hundert koptischen Wörtern sind vielleicht sechzig griechisch oder arabisch, und vierzig altegyptisch. Dieser Umstand muß der Entzifferung der Hieroglyphen für immer unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, selbst angenommen, daß die Entdeckung des phonetischen Alphabets alle Schwierigkeiten, welche mit dem Lesen jener sonderbaren Schrift verbunden sind, vollkommen beseitigt hätte. Als die Egyptier mit dem Christenthum das griechische Alphabet empfingen, trugen sie Sorge, aus ihrer Literatur Alles auszumerzen, was an das Heidenthum erinnerte: was eine Schwierigkeit mehr ist, die alten egyptischen Texte zu erklären, die sich größtentheils auf Gegenstände des altegyptischen Glaubens der Bewohner des Nilthales beziehen. Man hatte gemeint, es fänden sich vielleicht in den andern Idiomen des nördlichen Africa's altegyptische Wörter; allein die deshalb angestellten Untersuchungen haben zu keinem Resultate geführt. Dagegen giebt es eine gute Anzahl koptischer Ausdrücke, welche durch ihre Aehnlichkeit mit Ausdrücken aus den uralischen Sprachen, der votiakischen, permischen, merduinischen, ostiakischen (am Obi), wogulischen, tschermessischen und tschuwaschischen überraschen. Andere koptische Ausdrücke weisen auf eine Sprachverwandtschaft mit den Samojeden, den Caucasiern und den Nordeuropäern hin; weniger häufig sind die Anklänge aus den Idiomen von Südasien. Wenn man diesen Sprachspuren nach bedenkt, daß die Civilisation von Altegypten nicht dem Laufe des Nils folgte, sondern stufaufwärts vorschritt, so ist man geneigt, den africanischen Ursprung der Egyptier zu bezweifeln.

Vor der arabischen Invasion hauste längs den Küsten von Nordafrica und in den Thälern des Atlas seine beträchtliche Nation, die wir unter dem allgemeinen Namen der Berbern begreifen. Die arabischen Ansiedler bemächtigten sich des ganzen Küstenstrichs, aber das Innere behaupten noch immer die Nachkömmlinge dieser alten Eingebornen. Sie reden verschiedene Dialecte einer besondern weitverbreiteten Sprache, welche im Osten Egypten, im Norden das Mittelmeer und den atlantischen Ocean, im Westen denselben Ocean, und im Süden die Wüste, den Sudan und Senegambien zur Grenze hat. Dieser Sprachstamm umfaßt das eigentliche Berber'sche in Algier, das Tamazeg in Marocco, das Schowia in Tunis, das Quarik in Sezna, das Tibbo, das Schilla ꝛc. Die berber'schen Völkerschaften nähern sich trotz ihrer mehr oder weniger dunkeln Gesichtsfarbe in Bezug auf ihre Gesichtsbildung noch sehr den semitischen und europäischen Nationen. Die übrigen in zahllose Stämme getheilten Völkerschaften des innern Afrika's sind nach ihrem physischen Charakter entweder Neger oder Caffern. Ueber ihre Sprachen hat man höchst dürftige Nachrichten. So weiß man etwa, daß im östlichen Nigritien das Fula eine Familie bildet; eine andere das Mandingo, Susu, Sokko, Kong und Jallonka, eine dritte das Wolof, eine vierte das Bullam; daß das Gebiet der aschantischen Dialecte beinahe über ganz Westguinea, das der Congosprachen über Congo, Loango, Angola, Camba und Mandongo, das der Caffern, deren Idiome mit den letztern auffallend verwandt sind, bis zur Bai von Lagoa sich ausdehnt; daß das Hottentottische von den Idiomen aller seiner Nachbarn gänzlich abweicht ꝛc. In dem Innern von Südafrica giebt es viele Stämme, über deren Sprachen sich fast gar Nichts sagen läßt; so ist es auch mit den Idiomen des Sudan, Haussa's und Bornu's. Daß man über das Sprachwesen in den Regionen des Nils etwas besser unterrichtet ist, verdankt man den Bemühungen von Salt und Seetzen; dort kann man wenigstens vier verschiedene Sprachgeschlechter unterscheiden: das nubische, das discharych, das schilho-dankali, das tscheret-agow.

Man hat geglaubt, die Sprachvergleichung benützen zu können, um die Frage nach dem Ursprung der americanischen Bevölkerung zur Entscheidung zu bringen. Wirklich hat man auch in den verschiedenen Idiomen der neuen Welt manche Wörter entdeckt, deren Ton und Bedeutung mit Wörtern aus den Sprachen des alten Continents zusammentrifft; diese Analogien sind jedoch selten und wahrscheinlich mehr ein Ergebniß der allgemeinen Stammverwandtschaft der Sprachen als einer besondern Familienverwandtschaft. Wenn die Eingebornen America's aus Asien gekommen seyn sollen, wie will man den markirten Unterschied der Körperbildung asiatischer und americanischer Nationen erklären? Die Aehnlichkeit, die einige Schriftsteller zwischen den Nordamericanern und den Mongolen finden wollten, ist keineswegs nachgewiesen. Reisende und Anatomen, welche Individuen von beiden Völkern untersuchten, versichern, daß ihre einzige Aehnlichkeit in ihren vorspringenden Backenknochen bestehe; und eine Verwandtschaft der Ureinwohner von Mexico, Peru und dem übrigen Südamerica mit den Völkern Nordasiens existirt vollends gar nicht.

Eine und dieselbe Sprache herrscht über den ganzen äußersten Norden von America, von Grönland bis auf die asiatische Küste der Behringsstraße hinüber — die Sprache der Tschuktschi-Eskimo. Südlicher stößt man auf eine Menge Stämme mit fast ebenso viel verschiedenen Idiomen, die sich unmöglich mit einigem Grad von Sicherheit classificiren lassen; am Meisten tritt darunter die algonquinsche Sprachfamilie hervor, zu welchee auch das Lenni-lenapische gehört. An den Ufern des Missuri wohnen die Sioux-Osagen; ihre Idiome bilden wiederum eine Sprachfamilie. Auf der Hochebene des innern Nordamerika's im Norden von Mexico zählt man mehrere Idiome, die man einstweilen, bis genauere Kunde davon eingeht, in vier verschiedene Sprachfamilien eintheilen kann: die der Tarahumaca, der Pauls, der Apachapas und der Schetimaschas. In Mexico selbst, das nur der höchste Theil jener Hochebene ist, thront die aztekische; sie hat ein Gebiet von ungefähr 1000 Meilen, vom Nicaraguasee bis zum 37° n. Br. Diese Sprache hatte einst mehrere sehr verschiedene Dialecte, die von Nationen gesprochen wurden, an denen man den einzigen historisch erwiesenen Fall einer amerikanischen Völkerwanderung hat. Eine dieser Nationen, die Azteken oder Mexicaner, machten sich, nachdem sie lange Zeit von einem andern Volk

unterjocht gewesen waren, frei, gründeten im J. 1325 die Stadt Mexico, schwangen sich in dem kurzen Zeitraum von sechs Regierungen unter weisen und tapfern Königen zum ersten Rang unter den dortigen Völkern empor, und verbreiteten mit ihrer Macht und ihrer Sprache eine Art barbarischer Civilisation und Industrie, die nichts desto weniger, wenn man sie mit dem wilden Zustande der übrigen Völker der neuen Welt vergleicht, unsere höchste Bewunderung erregt. Die Mexicaner sind auch das einzige americanische Volk, das seine Gedanken noch anders auszudrücken suchte als durch die Rede; wir besitzen noch mexicanische Manuscripte; sie zeigen uns deutlich, wie der Mensch allmälig auf die Erfindung der Schrift geführt wird; die Malerei darin nähert sich bereits der Zeichenschrift, indem sie die Umrisse der dargestellten Gegenstände verloren gehen läßt. Die Grammatik der mexicanischen Sprache ist regelmäßig und reich an Formen. Das Idiom von Cora, in den Missionsdistrikten von Nayarit, gehört zu demselben Sprachstamm und hat eine eben so reiche Grammatik als das Aztekische. Außer dem Aztekischen giebt es in Mexico noch mehrere Sprachen von verschiedenen Familien: das Huasteca in den Umgebungen der Hauptstadt; es scheint mit dem Maya *) und dem Poconchi von Yucatan verwandt; das Othomi in Mexico, Puebla, Mechoacan, und Neugallizien, nach dem Aztekischen die verbreitetste Mundart, durch seine vielen einsilbigen Wörter und Nasen- und Kehllaute ausgezeichnet; das Macahui in den Gebirgen östlich vom Thal Mexico; das Totonaca in einem Theil von Veracruz, Zacatlan und Puebla.

In Südamerica kommt vor allen die caraibische Sprache mit ihren verschiedenen Dialekten: 1) dem eigentlichen Caraibischen, einst der Sprache der kleinen Antillen und der Yaoi von Guyana, jetzt noch lebend in der Gegend vom Nordcap und dem französischen Guyana: 2) dem Idiom der Pariagotos an der Mündung des Orinoko, der sich in den Meerbusen von Paria ergießt; 3) dem Tamanaca, welches von dem weiland mächtigen Volk dieses Namens gesprochen wird, das jetzt aber auf ein kleines Häuflein am linken Ufer des Orenoco zusammengeschmolzen ist; 4) der Sprache der Arawaken in Cumana und an den verpesteten Gestaden vom Berbice und Surinam. Einige andere Mundarten, die es noch vom caraibischen giebt, sind nicht näher bekannt: eben so ist es mit den zahllosen Völkerstämmen und Sprachen in den unermeßlichen Landschaften zwischen dem Orenoco und dem Amazonenfluß. In Brasilien ist die Hauptsprache das Guarani, wovon das sogenannte Brasilische (lingoa geral), wie das Tupinamba, Tupi und Homagua bloß Dialekte sind. In Peru ist die eigentliche Landessprache das Quichua, womit das Aimara ziemlich übereinkommt: daneben als besondere Sprachfamilien das Mocobi und das Abiponische, das Mbeka und das Lut; und vermuthlich als eigne Sprachstämme das Kamuca, Chiquito, Mobimi, Caynbaba und Sapibocona. In Chile finden wir die araucanische, und weiter gegen Süden die patagonische Sprache.

*) Mit diesem scheint auch die Sprache der Urbewohner von Haiti und Cuba verwandt gewesen zu seyn.

Die nordische Mythologie.

IV. Loki's Abfall.

(Fortsetzung.)

Noch größere Gefahr stand den Asen bevor, als Loki die Idun mit ihren goldenen Aepfeln den Riesen überlieferte. Dieß geschah, als Hönir noch bei den Asen war. Die drei Brüder Odin, Loki und Hönir machten eine Reise, auf der sie über hohe Gebirge und durch weite Wüsten kamen, wo es oft Nichts zu leben gab. Endlich sahen sie in einem Thal eine Heerde Ochsen, und sie nahmen einen davon, um ihn zuzurichten und zu kochen. Da sie glaubten, daß er genug gekocht sey, nahmen sie ihn aus dem Feuer, fanden aber das Gegentheil. Einige Zeit darauf nahmen sie ihn wieder heraus; aber er war noch nicht gar. Da hörten sie eine Stimme in der Höhe über ihnen und sahen einen großen Adler, der sagte, er sey Schuld, daß der Ochse nicht gar werde; wollten sie ihm seinen Antheil geben, setzte er hinzu, so werde er bald hinlänglich gekocht seyn. Da die Asen ihm versprachen, was er verlangte, flog er vom Baume herunter, setzte sich zum Feuer und erschnappte beide Buge des Ochsen. Loki ward darüber zornig, nahm eine große Stange, hob sie aus allen Kräften empor, und schlug nach dem Adler. Dieser entzog sich dem Schlage und flog auf. Die Stange aber wurde mit dem einen Ende an dem Rücken des Adlers, mit dem andern an Loki's Hand fest, und der Adler flog so hoch, daß er Loki's Füße über Stock und Stein schleppte und dieser glaubte, er würde seinen Arm verlieren. Er schrie und bat den Adler inständig ihn los zu lassen. Der Adler sagte, dieß werde nicht eher geschehen, als bis er sich eidlich verpflichte, Idun mit ihren Aepfeln aus Asgard herauszubringen. Loki ging dieß ein und kam hierauf zu seinen Reisegefährten zurück, mit denen er von dieser Reise glücklich nach Hause kehrte. Zur bestimmten Zeit verleitete er aber Idun, Asgard zu verlassen und in einen Wald hinauszugehen, indem er sie überredete, er habe in demselben Aepfel gesehen, die ihr gewiß gefallen würden. Zugleich bat er sie, die ihrigen mitzunehmen, um beide mit einander vergleichen zu können. Da kam der Riese Thiassi in Adlersgestalt, nahm Idun und flog mit ihr fort nach seiner Wohnung in Thrymheim. Die Asen litten sehr durch Iduns Entführung; denn da sie von ihren Aepfeln nicht mehr essen konnten, so wurden sie grauhaarig und alt. Sie hielten nun Rath und forschten, wer zuletzt Etwas von Idun gesehen habe. Die letzte Spur, auf welche sie kamen, war, daß sie mit Loki aus Asgard gegangen sey. Dieser ward nun in die Versammlung gebracht und mit einem schmählichen Tode bedroht. Da ward ihm bange, und er versprach Idun in Jotunheim zu suchen, falls Freia ihm ihr Falkengewand leihen wolle. Nachdem er dasselbe erhalten hatte, flog er nordwärts nach Jotunheim und kam zum Riesen Thiassi, der gerade auf die See hinausgerudert war. Idun war daher allein zu Hause; Loki verwandelte sie in eine Schwalbe, nahm sie in seine Klauen und eilte schnell mit ihr fort. Als Thiassi zurückkam und Idun vermißte, flog er Loki nach und hätte durch seine Schnelligkeit bald ihn eingeholt. Als aber die Asen den Falken mit der Schwalbe

und den Adler, der sie verfolgte, sahen, gingen sie zu der Mauer der Asenburg und häuften an derselben eine Menge Späne auf. Der Falke hatte indessen die Stadt erreicht und schoß an der Mauer nieder. Die Asen zündeten hierauf die Späne an, und da der Adler sich in seinem Fluge nicht sogleich aufhalten konnte, schlug die Lohe in seine Schwingen und verbrannte dieselbe so, daß er nicht weiter fliegen konnte. Die Asen fielen darauf über ihn her und tödteten ihn. So büßte der Riese Thiassi an der Mauer der Asenburg sein Leben ein.

Er hinterließ aber eine einzige Tochter, Skadi mit Namen; diese beschloß den Tod ihres Vaters zu rächen; sie legte Helm und Panzer an und begab sich nach Asgard. Die Asen, welche die Ungerechtigkeit ihres Verfahrens einsahen, boten ihr einen Vergleich und Versöhnung an; und es ward ausgemacht, daß sie sich einen Mann unter den Asen wählen sollte, doch ohne etwas Anderes von demselben zu sehen, als die Füße. Sie sah nun die Füße von Einem, die sehr schön waren; und in der Meinung, daß es Baldurs Füße wären, rief sie aus: „Diesen wähle ich; Baldur ist ohne Makel!" Aber es war nicht Baldur; es war Njörd von Noatun. Seit dem ist Skadi die Gemahlin Njörds, mit dem sie die Uebereinkunft traf, daß er immer neun Nächte mit ihr in der Wohnung ihres Vaters auf den Felsen in Thrymheim wohne, und sie mit ihm darauf die drei folgenden Nächte am Meeresstrand zu Noatun zubringe. Als Njörd zuerst von Thrymheim nach Noatun zurückkehrte, sang er:

Lästig sind mir die Berge,
Lange war ich nicht dort,
Nur neun Nächte;
Doch der Wölfe Heulen
Schien mir widrig
Gegen der Schwäne Gesang.

Wogegen Skadi erwiederte:

Nicht schlafen konnte ich
Am Strande der See
Vor der Vögel Lärm;
Und es weckte
Die vom Wald Kommende
Jeden Morgen die Meve [4]).

Die Gemahlin Loki's heißt Sigyn, und er hat einen Sohn von ihr Namens Nari. Außerdem aber hat er mit einer Riesin, Angrboda oder die Unheilbringende genannt, drei Kinder erzeugt, welche die gefährlichsten Feinde der Götter und Menschen sind: den Wolf Fenrir, die Erdschlange Jormungande und eine Tochter, Namens Hel. Aber da die Götter wußten, daß diese drei Geschwister in Jotunheim erzogen wurden und daß der Welt, wenn sie erwachsen wären, viel Unglück von denselben bevorstünde, so sandte Odin nach ihnen und ließ sie zu sich holen. Als er sie nun in seiner Macht hatte, warf er die Schlange in das Meer, das alle Länder umgiebt, wo sie bald eine so ungeheure Größe erreichte, daß sie mitten im Meere alle Länder umschlingt und sich dabei in den Schwanz beißt. Die Hel warf er nach Niflheim hinab und gab ihr die Herrschaft über die Unterwelt, wo sie denen, die zu ihr gesandt werden, traurige Wohnungen anweist. Dieß sind aber Alle, die vor Alter oder an Krankheiten sterben, oder die nicht im offnen Kampfe, sondern durch Verrath erlegt werden [5]).

(Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Hayti.

Der Wohlstand von Hayti scheint nach den neuesten Nachrichten, die bei dem brittischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eingegangen sind, noch immer sich von dem großen Schlage, den er durch die Revolution erhielt, nicht erholen zu können. Die Bevölkerung, die sich einst in dem französischen Theile der Insel allein auf 643,000 Seelen belief, wird gegenwärtig in der ganzen Insel nur auf 423,000 geschätzt, wovon ein Zehntheil Weiße und Mulatten. Hiervon kommen auf das französische San Domingo 351,819, auf das spanische 71,223. Die Zählungen der schwarzen Regierung enthalten freilich — auf dem Papier 930,000 E.; aber selbst die höchsten Privatangaben gehen nicht höher als auf etwa 700,000. Die Einkünfte beliefen sich im Jahr 1818 auf 661,504 Pf. St. und die Ausgaben auf 536,672 Pf.; im Jahr 1824 waren die erstern auf 775,429 und die letzteren auf 776,276 Pf gestiegen; im folgenden Jahre aber fiel die Einnahme auf 605,398 Pf. und seit dieser Zeit ist dieselbe in beständiger Abnahme begriffen gewesen, obwohl die Regierung sich zu einer neuen Ausgabe von 125,500 Pf. an jährlichen Interessen für die Anleihe verpflichtet hat, die erhoben wurde, um den ersten Termin der von Frankreich stipulirten Summen abzutragen. Im Jahr 1826 wurde die Einnahme auf 423,852 Pf. St., die Ausgabe auf 887,778 Pf. berechnet. In welchem Grade der einst so blühende Handel abgenommen hat, zeigt folgende Vergleichung: im J. 1789 wurden verschifft an raffinirtem Zucker 47,500,000 Pf., im Jahr 1820 noch 2787 Pf. und seit dem

---

[4]) Ein offenbarer Widerspruch gegen die Sage von dem Vanenkriege ist es, wenn Hönir in dieser Erzählung noch unter den Asen genannt wird, während sich doch Njörd schon bei ihnen befindet, der erst an Hönirs Statt in ihre Mitte aufgenommen wurde. Auch steht hier die Asenburg schon, die doch nach dem Obigen erst nach dem Vanenkriege wieder aufgebaut worden war. So genau nahm es aber die Sage nicht: ihr genügte, daß Odin, Hönir und Loki häufig als Reisegefährten genannt werden, um sie auch jetzt nebeneinander einzuführen.

[5]) Dieß ist ein Zusatz, welcher sich in der jüngern Edda, der wir hier folgen, zwar nicht findet, aber nothwendig daraus hervorgeht, daß Baldur — wie wir im Verfolg sehen werden — bei seinem Tode zur Hel fährt. Auch Sigurd, der größte mythische Held des Nordens — unser deutscher Siegfried — kommt, nachdem er verrätherisch erschlagen worden ist, nicht nach Walhall, sondern zur Hel. Und in Island, wo das Gesetz innere Fehden verbot und daher die vornehmsten Bewohner eines friedlichen Todes starben, mag daher in der spätern Zeit leicht der Glaube herrschend geworden seyn, daß alle Todten zur Hel kämen; was aber keineswegs berechtigt, dieß — im Widerspruch gegen den ganzen Geist der nordischen Mythologie — als den ursprünglichen allgemeinen Volksglauben des Nordens zu betrachten, wie Finn Magnusen (Eddalaeren, B. IV. p. 253) thut.

sem Jahre auch nicht ein einziges Pfund. An rohem Zucker im Jahr 1789 über 93,500,000 Pf., im J. 1818 nach 5,500,000 Pf. und im J. 1826 nur 33,000 Pf. An Coffee im J. 1789 76 835,219 und im J. 1826 etwas über 32,000,000 Pf. An Indigo im J. 1789 750,000 Pf., im J. 1824 1240 Pf.; seitdem erscheint derselbe nicht mehr in den Ausfuhrlisten. Nur in Farbehölzern und Mahogony hat die Ausfuhr bedeutend zugenommen; denn von den ersteren wurde im Jahr 1789 gar Nichts verschifft, im Jahr 1826 dagegen 5,397,745 Pf.; in dem letztern hat die Ausfuhr zwischen den Jahren 1801 und 1826 sich von 5000 auf 2,000000 Cu. Fuß gehaben. — Die Erziehung ist völlig vernachlässigt, außer einigen öffentlichen Schulen nach der lancasterschen Methode bestehen nur etwa drei Privatanstalten, die wenig besucht werden. Die Kirche, welche auf einen Erzbischof, vier Generalvikare und 31 Pfarrpriester, nebst dem Capitel der Kathedrale von San Domingo — mit sechs Kanonikern — beschränkt ist, besitzt kein Grundeigenthum; und die Geistlichkeit, die kein anderes Einkommen hat, als ihre Stolgebühren, ist sogar gehalten, von diesen noch zwei Drittheil an die Regierung abzugeben. Beträchtlich können diese Einkünfte auch nicht einmal seyn, da z. B. an förmliche Ehen beinahe gar nicht mehr gedacht wird.

Court Journal.

Canga Arguelles über den Krieg in Spanien.

Großbritannien befand sich im Jahre 1808 am Rande des Abgrundes; die Anleihen, die seit dem Jahre 1793 erhaben worden waren, beliefen sich auf die unermeßliche Summe von 339,903,487 Pf. St. Ein Parlamentsmitglied, Hr. Tierney, verlangte im Hause der Gemeinen die Bildung einer Commission, die beauftragt wurde, den wahren Zustand des Handels und der Schifffahrt zu untersuchen und Mittel vorzuschlagen, um diesen beiden wichtigsten Zweigen des öffentlichen Wohlstandes einiges Leben wieder zu geben. Ueberall wurden die Stimmen von Ausgleichungen und Unterhandlungen laut; die Noth war allgemein und der Augenblick schien vor der Thür, wo der brittische Stolz sich dem Gebote des Interesses beugen mußte, da kamen die ersten Nachrichten von dem spanischen Aufstande nach London, und alle Hoffnungen wurden neu belebt. „Ein neues Schlachtfeld, sagen Napier und der Marquis von Londonderry, bot sich den englischen Truppen dar, wo Alles ihnen hülfreich war; dieß ward der Haltpunkt, auf welchen der Hebel sich stützte, der die Welt erschüttern sollte."

England sah, nach diesem offenherzigen Geständniß, in dem spanischen Kriege also Nichts als einen erwünschten Umstand, der es möglich machte, noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen. Besser unterrichtet als Napoleon von dem wahren Charakter des Spaniers sahen die englischen Minister voraus, was man von einer stolzen und tapfern Nation erwarten konnte, die unwürdig hintergangen, in ihrem Glauben, in ihren Sitten, in ihren theuersten Vorurtheilen verletzt worden war, und zogen den Heroismus des Castilliers in ihre politischen Berechnungen. Der Krieg begann. Europa weiß, was die Spanier gethan, wie sie mit Strömen Bluts drei Jahrhunderte der Erniedrigung ausgewaschen, wie sie Alles, was das Alterthum von dem Heldenmuth ihrer Vorältern erzählt, zurückgerufen, übertroffen haben. Wenn es noch eines Zeugnisses für diese Thatsachen bedarf, so finden wir dasselbe in dem Munde von Männern, deren entscheidende Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt, in den Aussagen eines Foy, eines Gouvion St. Cyr, eines Suchet. Um nur den letzten anzuführen, so hören wir ihn, wie er von einem Sturme spricht, bei dem er selbst sich in Person befand (Memoires, T. II. p. 170) „Die Bresche war im Augenblick mit Menschen bedeckt, die durch Enthusiasmus und Wuth außer sich waren. Mit Flintenschüssen antworteten sie auf jeden Kanonenschuß; ihre Erdsäcke waren kaum umgestürzt, so stellten sie sie wieder auf, und mit unerhörter Hartnäckigkeit blieben sie fünf bis sechs Stunden lang unter dem ununterbrochenen Feuer von vier Vierundzwanzigpfündern auf dem Wall, wetteiferten einander abzulösen, drängten sich an die Stelle der Todten, besserten die Beschädigungen, welche von den Kugeln angerichtet worden waren, und forderten uns mit großem Geschrei auf, zu ihnen heraufzusteigen, um uns in der Nähe mit ihnen zu schlagen." Die Vorwürfe, mit denen die englischen Schriftsteller seit einiger Zeit die spanische Nation überhäufen, sind daher eben so ungegründet als undankbar; und einem Manne, der mit der Geschichte seines Vaterlandes so vertraut ist, als der Verfasser der kürzlich in London erschienenen „Bemerkungen über den spanischen Krieg" (Observaciones sobrn la historia du la guerra du Espanna — por D. Jose Cangn Arguelles, Londra, 1829. 2 vol. 8) konnte es daher nicht schwer fallen, alle jene Aeschuldigungen, die nicht bloß einem Clarke, Southey oder Londonderry, sondern selbst dem tiefblickenden Napier zur Last fallen, zurückzuweisen und durch authentische Actenstücke zu widerlegen. Eben deshalb sehen wir das Hauptverdienst des angeführten Werkes weniger in die Berichtigung der Irrthümer, deren die englischen Geschichtschreiber des spanischen Krieges sich schuldig machten, als in die Mittheilung einer Menge bisher nicht allgemein bekannter Einzelheiten, die mit gewissenhafter Treue gesammelt und zu einem Repertorium von Thatsachen vereinigt sind, welches Alle, die Spanien kennen lernen wollen, mit Nutzen befragen werden.

Wissenschaftliche Expedition.

Am 28 August lief das brittische Schiff Blossom, Capitän Richard Owen, von Woolwich nach Spithead aus, wo der Capitän seine letzten Befehle von der Admiralität empfangen soll. Er hat den Auftrag, die Aufnahme der Küsten von Westindien, welche von den Spaniern angefangen worden war, zu vollenden und wird zuerst nach Barbados gehen, um den Meridian dieser Insel zu messen und darauf die Bahamas und die Küste zwischen Cartagena und Yucatan untersuchen.

Literary Gazette.

Vermächtnisse an die Geistlichkeit in Frankreich.

Aus einer Tabelle, welche die Gazette des Cultes liefert, geht hervor, daß die Vermächtnisse an die Geistlichkeit und an geistliche Stiftungen in Frankreich sich während der vier Jahre 1825, 1826, 1827 und 1828 auf 20.750.984 Franken beliefen, wovon nur 67,547 Franken an nicht katholische Stiftungen; jene an Hospitäler beliefen sich auf 17.263 505 Fr. und die an Gemeinden auf 2,966,833 Fr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 258. 15 September 1829.

Feu partout.

Chabrol.

Beaucht man Administratoeen, Präfecten, Minister, so schlage man nur das Staatshandbuch auf; man wied da eine zu Allem verfügbaee Familie Chabrol finden; Chabrol de Volvic, Chabrol de Ceouzol, Chabrol de Tournuel, Chabeol de Chamcane; man nehme diese Kinder des Puy-de-Dome nur auf das gerade Wohl hin; sie lassen sich zu Allem brauchen; man findet sie überall, sie sind der Hans an allen Ecken in dee Verwaltung, wie die Villeneuves in den Hotels der Peäfecturen.

Will man einen dem Kaiserthume mit Leib und Seele ergebenen Enthusiasten für Napoleon finden, der vor Freuden über die Nachricht von der Ernennung seines Bruders zum Präfecten von Paris sterben möchte — gleich zur Hand ist der Hr. Chabrol von Crouzol, Staatsrath, Intendant der illyrischen Provinzen und Präsident des königlichen Gerichtshofes zu Paris. Man höee ihn nue in der Verzückung seines Heezens ausrufen: „Der Kaiser weiß es und wird es von Tag zu Tag mehr gewahr werden, wie sehr er auf die unbedingte Ergebenheit unserer Familie zählen kann.“

Bedarf man eines getreuen Knechts des Königthums, der sich bei Bonaparte's Rückkehe nach Frankreich dem Oestereeicher Bubna zu Füßen stürzt, braucht man einen verschwiegenen und bereitwilligen Peäfecten, um eine Stadt zu decimieen — hier ist abermals Hr. Chabrol de Crouzol. Nehmet ihn, er hat Viel für sich: es spricht für ihn seine Präfectue von Lyon, seine Bekanntschaft mit den Stadtbütteln und Schaffotten; ee betet Canuel nach und hat dann die Gewandtheit, allen Erörterungen und Vorwürfen auszuweichen, und dem Mitleiden und Erbarmen für die gefallenen Schlachtopfee vorzubeugen. Kommt gelegenheitlich die Rede auf die blutigen Eecutionen im Rhone-Departement, so wied er uns sagen: „Die Fehler der Macht muß man in den Mittelpunkt der Erde vergraben“, ein tiefsinniger und energischer Ausspruch, durch den allein er sich schon die Ernennung zum gegenwäetigen Ministerium verdient hätte. Hat ee endlich vollbracht, was seine Aufgabe wae, so wird er Euch schön grüßen und mit dem ruhigen Gewissen eines Gerechten hingehen, seinen Sitz im Staatsrathe einzunehmen und auf neues Glück zu warten.

Hat man einen Unter-Staatssecreetär für Hrn. Lainé nöthig, einen Mann, der geduldig alle Arbeit und Geschäftslast sich auf den breiten Rücken laden läßt, so gehe man nur zu Hrn. Chabrol de Crouzol, ee ist so gefällig, diesen Dienst zu übernehmen; und wied ihm Hr. Decazes bei seinem Eintritte in's Ministerium die Thüre weisen, so werdet Ihr ihn mäuschenstille hinausgehen, ohne Amt, mit heiteeem Gesichte bei bösem Spiele dasitzen und es dem guten Glücke oder dem Tode überlassen sehen, für ihn einen neuen Platz auszusuchen. Und in dee That, der Dieectoe der Domänenverwaltung räumt ihm bald daeauf den seinigen ein.

Das deplorable Triumvieat brauchte einen ersten Commis, einen Ministeeiums-Lakeien, einen diplomatischen Gliedermann, einen Automaten für's Porteseuille, — Villele wendet sich an Hrn. Chabrol von Crouzol, und siehe da! ee speingt mit gleichen Füßen, den Dreizack Neptuns in der Hand, über einen Berg von Stempelpapier auf das Verdeck eines Kriegsschiffes, ein Seemann, so gut man ihn nur unter den Beegbewohnern von Auvergne finden kann. So hat man ihn als Seeminister hingepflanzt und je nach dem Winke Villele's sagt er ja oder nein; man heißt ihn gehen und ee geht, kommen und ee kommt, thun und er thut. Nachher, als es sich darum handelt, seine Herren und Meister zu verabschieden, wendet man sich nur an ihn; er nimmt kein Bedenken, zu ihrem Sturze hülfreiche Hand zu leisten, er ergeeift die Feder, unterzeichnet und fertigt in bester Form ihren Abschied aus. Wahrscheinlich glaubte ee nicht, daß die Reihe so bald auch an ihn kommen würde, aber ach, man beachtete den armen Menschen nicht mehr: ein bereitwilliges Schlachtopfer legt er seinen Dreizack nieder, geht, ohne ein Wort zu sagen, und verschwindet in einem dunklen Winkel der Pairskammer. Hier war ee eingeschlafen und träumte von Nichts, da er keine Hoffnung hatte, auch nur einen Brosamen von dem Prassermahl des Ministeriums zu erhaschen, das eben bereitet wurde.

Indeß, da die HH. Polignac und Lobouedonnaye einen gutwilligen Mann suchten, einen, dem voe keinee Nachbarschaft ekelt, der keine Art von Vertrag, auch das Gelübde, mit Gut und Blut

für einander zu stehen, nicht scheut, der Nichts zu verlieren hat und daher niemals fürchtet, mit Jemanden seine Ehre aufs Spiel zu setzen; so fielen sie natürlich auf Hrn. Chabrol von Crouzol, den jederzeit fertigen Allerwelt-Minister. Man schickte ihm seine Ernennung, ohne ein bestimmtes Ministerium zu bezeichnen; der gutmüthige Mann, den man zu Allem haben kann, nimmt es an, es mag kommen, was da will. Noch wußte man nicht, was man ihm zutheilen wollte. Sollte man ihn von Neuem zum Seeminister machen oder ihn in die Finanzen hinüberwerfen? Man schwankte; denn noch hoffte man Hrn. Roy herüber zu irrlichtern und glaubte mit seinem Gewissen leichten Kaufes fertig zu werden. Als dieser aber die ihm gemachten Anträge als eine ehrenrührige Beleidigung zurückwies, und da man nun einmal einen Finanzminister haben mußte, um das Ministerium vollzählig zu machen, und einen geldeinziehenden Croupier und einen jederzeit offenhändigen Zahlmeister für die Gesellschaft Jesu brauchte, so machte man sich an Hrn. Chabrol, er sagte ja und versäumte keinen Augenblick, das Palais Rivoli zu beziehen, aus welchem er Hrn. Roy auf die liebenswürdigste und geschliffenste Art sich fortpacken hieß. Das einzige Tröstliche an der Sache ist, daß bei einem Reactions-Ministerium vor Hrn. Chabrol kein Mensch sich zu fürchten braucht; er ist an sich kein Schrecken einjagender Popanz und wird immer fünf gerade sein lassen. Sicherlich ist er der Mann nicht, den man aufs Pferd steigen, sich den Hut in die Augen drücken und in das Volk hineinsprengen sehen wird; sollte es dazu kommen, so wird er die Post nehmen und sich aus der Schußweite machen, wie er zu Lyon im J. 1815 gethan hat; denn unstreitig ist er der furchtsamste und zitterndste Quäker, den ich kenne. Man kann über ihn am Besten aus folgendem Vorfalle urtheilen: während He. von Chabrol Intendant von Illyrien war, schickte der General Andreossy (damals Gesandter zu Constantinopel) seinen Adjutanten an den Kaiser. Der Officier hatte auch eine Depesche für Hrn. Chabrol. In einiger Entfernung von Laibach, erfährt er, daß sich der Intendant auf seinem Landhause zunächst der Landstraße befindet, und läßt sich dahin führen. Man meldet Hrn. von Chabrol die Ankunft eines Courriers von Constantinopel; bei dieser Nachricht ergreift ihn eine entsetzliche Furcht, er zittert an allen Gliedern, flüchtet und verschanzt sich in seinem Zimmer, und befiehlt den Officier und die Depesche in Weihwasser zu baden. Dieser widersetzt sich der Essigtaufe, man unterhandelt, am Ende auf Vorweis eines Berichtes, daß in ganz Constantinopel nicht die leiseste Spur von Pest zu finden sey, läßt er sich erweichen und setzt sich mit dem vermeintlichen Pestkranken in Verbindung. Ja, jetzt thut er noch Mehr, er bietet sich an, ihn in seinem Wagen nach Laibach zu begleiten; aber kaum sind sie auf dem Wege, als ein Gewitter mit Blitzen und Donnerschlägen loszuprasseln und der arme Intendant haldredt an Händen und Füßen zu zittern anfängt. Bei jedem Blitze schlägt er ein Kreuz und murmelt ein Stoßgebet; endlich kann er es nicht mehr aushalten, er läßt die Pferde halten, springt aus dem Wagen, wirft sich auf die Kniee und betet in Einem fort eine Viertelstunde lang Pater's und Ave's und Gebete an St. Elmo, um den Donnerstreich von sich abzuwenden. Der Officier, als er sah, mit was für einem Reisegefährten er es zu thun habe, zündete sich seine Pfeife an und überließ Hrn. von Chabrol seiner Laune.

Jetzt ist Hr. von Chabrol frommer, als jemals; in dem deplorablen Ministerium waren es die HH. von Chabrol, Clermont-Tonnerre und Damas, welche das Triumvirat der Frömmigkeit bildeten, sowie die HH. von Villele, Peyronnet und Corbiere das der Politik und der Gleißnerei. Indeß ist doch nicht zu erwarten, daß Hr. von Chabrol lange Zeit bei den Finanzen bleiben wird, er ist bloß ein provisorischer Interims-Finanzmann, und man sagt, es sey sein alter Gönner Villele, dieser gasconische Goldmacher, für den er den Platz warm hält. Was ihn betrifft, so wird man ihm das Seeministerium oder sonst Etwas zu thun geben; im Nothfalle wird man ihn zum Superior eines Jesuiten-Collegiums machen.

Die Türkei und die türkische Frage.

(Fortsetzung.)

Auch für Griechenland fürchten eifrige Freunde der griechischen Sache, von der nominellen Anerkennung der Oberhoheit, welche der Tractat vom 6 Juli der Pforte zugesteht, die Gefahren einer ähnlichen Abhängigkeit, wie jene, zu welcher Serbien durch seine ungünstige Lage — mitten inne zwischen dem mohammedanischen Bosnien und Albanien und dem verödeten Bulgarien — verurtheilt scheint. Und in der That, wenn wir den Gang der diplomatischen Verhandlungen während der letzten Jahre uns zurückrufen, so können wir es kaum bezweifeln, daß eine engherzige Politik im Begriff stand, die Freiheit eines auch in seiner tiefsten Entwürdigung noch edlen Volkes dem Interesse einiger brittischen Handelshäuser aufzuopfern. Durch die Zusatzartikel (vom 16 November 1828) zum Traktate vom 6 Juli wurde der Umfang des griechischen Gebiets auf Morea und die Inseln beschränkt, — einen Flächenraum von etwas über 485 QM. mit höchstens 800,000 E. *), überdieß, obwohl von allen Seiten vom Meere umgeben, dennoch durch die Nähe des festen Landes von Livadien und Epirus jedem feindlichen Angriffe bloßgestellt und schon dadurch unfähig, einem übermächtigen Feinde gegenüber auf die Dauer eine selbstständige Stellung zu behaupten. Nehmen wie nun noch die Desorganisation aller geselligen Verhältnisse hinzu, welche in Folge eines achtjährigen Kampfes eingetreten ist, so bedarf es keines besonderen Aufwandes von Scharfsinn, um das Schicksal eines unter solchen Umständen entstehenden Staates vorherzusagen.

Theilen wir auch nicht jene — vielleicht etwas überspannte — Begeisterung, welche durch ihre Erinnerungen aus dem Alterthume getäuscht gern die ganze Folgezeit überspringen und alles Große, was einst gewesen, unmittelbar wieder in das Leben zurückführen möchte; so können wir uns doch unmöglich verhe-

*) Morea in seinen 6 Distrikten, auf 402 QM. schwerlich über 600,000 E.
Die Sporaden . . . . auf 27 QM. — — 105,000 E.
Die Cycladen . . . . auf 56 QM. — — 91,500 E.

gen, daß eine Maßregel, welche einer im Verzweiflungskampfe gegen barbarische Uebermacht erliegenden Bevölkerung Rettung verspricht, indem sie dieselbe in eine Lage oersetzt, in der keine Vertheidigung mehr möglich ist, ein empörender, europäischer Mächte unwürdiger Hohn wäre. Die Herstellung eines freundschaftlichen, nachbarlichen Verhältnisses zwischen Griechen und Türken von einem Vertrage zu hoffen, der den letzteren alle Mittel des Angriffes in die Hand gäbe, verriethe eine Unkenntniß des türkischen Charakters, die nach den neuesten Ereignissen wohl selbst bei den Krämern der londoner City nicht vorauszusetzen ist. Nur dadurch kann Griechenland frei, nur dadurch der griechische Name vor der Vernichtung gerettet werden, daß der neue griechische Staat eine Ausdehnung erhält, die auf der einen Seite, im Innern, hinreichenden Raum zu einer freien Entwicklung seiner Kräfte darbietet, auf der anderen, nach Außen, durch feste von der Natur gesetzte Grenzen gegen feindliche Störungen gesichert ist. Die Grenze, welche die Natur Griechenland angewiesen hat, ist das Gebirg, welches sich von dem Golf von Arta zu den Thermopylen zieht, und welches auch das alte Hellas von Thessalien und Epirus trennte. Nordwärts desselben hausten schon im Alterthume halbbarbarische Völkerschaften, so wie gegenwärtig mohammedanische Arnauten den größten Theil der Bevölkerung von Albanien, osmanische Türken den größten Theil der Bevölkerung von Thessalien bilden. Im Süden des Pindus sind die schönsten Erinnerungen des griechischen Alterthumes vereinigt, auf den Abhängen und in den Thälern der Bergketten, die nach allen Seiten von diesem großen Gebirgsknoten ausgehen, haben jene tapfere Klephten, die wir als den Kern des griechischen Volkes betrachten müssen, von jeher ihre Hauptsitze gehabt. Die beiden Distrikte West- und Ostgriechenland — die türkischen Sandschaks Carlili und Lepanto mit Livadien — die durch das Gebirgssystem des Pindus vom festen Lande abgeschnitten werden, zählen auf einer Oberfläche von ungefähr 270 QM. nicht über 200,000 E.; werden aber hiemit noch die Inseln Negroponte mit 40,000 E. auf 60 QM., Candien mit 200,000 E. auf 197 QM., Samos mit 50,000 E. auf 8 QM. verbunden, so gewinnt Griechenland in dieser Begrenzung einen Flächenraum von mehr als 1,000 QM. mit ungefähr 1,200,000 E.; ein Gebiet, welches bei den unerschöpflichen Hülfsmitteln, die Landbau und Handel ihm gewähren, in wenigen Friedensjahren sich zu einem der blühendsten Staaten Europa's erheben könnte.

Dieselben Gründe der Politik und der Humanität, welche das russische Cabinett bestimmen müssen, auf die völlige Befreiung Griechenlands, in dem Sinne, wie der Traktat vom 6 Juli sie bezweckte, ohne Berücksichtigung der späteren Beschränkungen zu dringen, berechtigen dasselbe nicht nur, sondern legen ihm auch die Verbindlichkeit auf, von der Pforte die Abtretung eines Theils seiner Eroberungen in Asien zu fordern. Diese bestehen außer den festen Plätzen Anapa und Poti *), aus den Paschaliks Achischah (gerge. Achaltsikeh), Kars, Bajasid und Erserum, oder dem türkischen Georgien und dem größten Theile des türkischen Armeniens. In allen diesen Landschaften haben die Reste einer zahlreichen christlichen Bevölkerung bisher unter dem Drucke der türkischen Barbarei kümmerlich ihr Daseyn gefristet; überall wurden die russischen Heere, welche sich als die Befreier ihrer unterdrückten Glaubensbrüder ankündigten, mit Enthusiasmus empfangen, die schnellen Fortschritte, welche sie machten, hatten sie zum Theil der thätigen Unterstützung des armenischen Landvolkes zu verdanken; und schrecklich wäre die Rache, welche diesen unglücklichen Leuten bevorstünde, sobald sie unter die osmanische Herrschaft zurückkehrten. Ueberdieß war die Gewalt, welche die Pforte in den Paschaliks Achischah, Kars und Bajasid übte, immer nur sehr gering; die Befehlshaber waren mehr selbstständige Fürsten als Statthalter des Padischah; und der wesentlichste Nachtheil, welchen der Verlust dieser äußersten Grenzländer dem türkischen Reiche bringen würde, wäre daher nicht sowohl die Verringerung der eigenen Macht, als die Vergrößerung eines bereits ohnedieß übermächtigen Nachbars. So unbedeutend diese Provinzen an und für sich, so unwichtig sie in den Händen ihrer türkischen Herren sind, so unermeßlich können die Folgen ihrer Vereinigung mit Rußland werden. Als wir im Mai des vorigen Jahres unsere Leser auf die Wichtigkeit der durch den Frieden von Turkmantschai von Persien abgetretenen Gebietsstrecke aufmerksam machten, bedienten wir uns der Worte: „Die Urkunde, wodurch die russische Regierung die Khanate Eriwan und Nakhschiwan unter dem Namen Armenien zu einer von Georgien abgesonderten Provinz vereinigte, kann einst als der Anfangspunkt einer neuen Aera in der Geschichte des Orients angesehen werden. Eine noch immer zahlreiche, einst mächtige, jetzt in allen Ländern der Erde zerstreute Nation hat durch die Wiederbelebung des lang vergessenen Namens ihres Vaterlandes einen Mittelpunkt und eine politische Bedeutung gewonnen, die zu unberechenbaren Erfolgen führen muß. Armenien! wird das Feldgeschrei seyn, wenn die russischen Legionen, die Eriwan nahmen, nachdem sie Bajasid und Kars erstürmt haben, gegen Erserum heranziehen: Armenien wird das Reich heißen, welches Rußland einst auf den Trümmern des Islam in Vorderasien gründen wird **)." Nur die Hälfte dieser Voraussagung ist bis jetzt erfüllt worden. Bajasid und Kars sind erstürmt, Erserum ist von den russischen Heeren besetzt worden; aber nur von der Benutzung dieser Vortheile hängt es ab, wenn die andere Hälfte ihre Erfüllung finden soll. Als unmittelbar bevorstehend dürften wir dieselbe betrachten, wenn Rußland den kühnen, aber freilich sehr unwahrscheinlichen Schritt wagte, sich in dem Besitze des ganzen großen Hochlandes, dessen Mittelpunkt Erserum ist, eines Gebietes von 6000 QM. — freilich mit kaum 2,000,000 E. — zu behaupten **). Hier war einst der Sitz des großen armenischen Reiches, und eine Cultur, deren Anfänge über die frühesten Zeiten der Menschengeschichte hinaufreichen;

*) Ueber Anapa und Poti, s. das Ausland v. v. J. Nr. 169.

*) Worte des Auslandes v. v. J. Nr. 139 S. 555, (dabei auch eine Carte des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes in Asien.)

**) Ueber die geographischen Verhältnisse des Hochlandes Armenien s. Ausland v. v. J. Nr. 295.

Digitized by Google

hier sind die Quellenländer des Cyrus und des Araxes, die sich in die caspische See, und des Euphrat und des Tigris, die sich in den persischen Meerbusen ergießen; von hier aus sind von jeher erobernde Heere auf der einen Seite über den Taurus in die Gefilde von Anatolien, oder in die Flächen von Mesopotamien, auf der andern über die Terrassen von Karainad und Kol in die weiten Ebenen von Persien hinabgestiegen. Aber selbst wenn das russische Cabinett sich mit dem Gewerb von Achlschah und Kars und vielleicht von Bajasid begnügte, so könnte diese verhältnißmäßig unbedeutende Gebietsvergrößerung die wichtigsten Erfolge herbeiführen. Das Paschalik Achlschah (240 QM. mit 100,000 E.), welches den oberen Lauf des Cyrus beherrscht, würde mit dem russischen Georgien vereinigt diese schöne Provinz erst zu einem selbstständigen Ganzen abrunden; und Kars und Bajasid, die gegenwärtig auf doppelt so großem Flächenraume kaum eben so viele Einwohner haben, erweiterten das russische Armenien hinreichend, um einem durch den ganzen Orient zersprengten, überall verfolgten und überall — außer in seinem Vaterlande — durch seinen Fleiß und seine Betriebsamkeit reich gewordenen Volke eine Zufluchtsstätte darzubieten, in welcher es seine seit so vielen Jahrhunderten verlorene Heimat wieder fände.

(Schluß folgt.)

Walkenaer's allgemeine Geschichte der Reisen.

Ein sehr verdienstvolles Werk, welches bereits bis zu seinem zwölften Bande vorgeschritten ist und in diesen Blättern noch öfters erwähnt werden wird, ist die allgemeine Geschichte der Reisen (Histoire générale des Voyages, ou nouvelle Collection des Relations des Voyages per mer et par terre etc. Paris, chez Lefebvre, 8.) von Walkenaer. Der zehnte, eilfte und zwölfte Theil enthält eine Zusammenstellung der wichtigsten Nachrichten älterer und neuerer Reisenden über die Westküste von Africa, von der Goldküste bis nach Sierra Leone; besonders ausführlich ist die Sclavenküste behandelt, wo die Reisebeschreibung des Marineofficiers d'Elbee, der im Jahr 1669 von Ludwig XIV an den Hof von Ardra gesandt wurde, viele interessante Details bot.

Die Sclavenküste erstreckt sich — nach den europäischen Seefahrern — vom Rio de Volta bis zum Rio Lagos und umfaßt die Küsten der vier kleinen Königreiche Coto, Poto, Juida und Ardra, von denen die drei erstern früher Provinzen des letzteren waren, bis im Jahr 1724 der König von Dahomey die Macht von Ardra zerstörte. Juida ist eine der schönsten Landschaften der Erde, Orangen, Citronen, Bananen, Feigen- und andere Fruchtbäume bilden die Hecken, welche alle Felder umgeben; zahllose Dörfer, in denen die reinlichen Hütten mit Stroh gedeckt sind, bilden überall die reizendste Perspective; kein Berg, kein Hügel beschränkt die Aussicht. Das ganze Land steigt bis auf dreißig oder vierzig Meilen von der Küste, wie ein großes prächtiges Amphitheater, sanft empor und von jedem Punkte desselben hat man den Blick bis an das Meer frei. Alles ist hier angebaut, Alles benutzt, bis auf die Umzäunungen der Dörfer und Häuser. Der Tag, welcher auf die Ernten folgt, ist schon wieder der erste der neuen Aussaat; diese fleißigen Neger lassen der Erde keinen Augenblicke Ruhe und der Boden ist so fruchtbar, daß er zwei bis dreimal des Jahres Frucht trägt. Erbsen und Bohnen folgen auf den Reis, auf die Bohnen Hirse, türkischer Waizen auf die Hirse, Batatas und Yams auf den türkischen Waizen. De Rand jedes Grabes, jeder Hecke, jeder Umzäunung ist mit Melonen und Gemüsen bedeckt; nicht ein Fußbreit Landes bleibt ohne Anbau.

Der eilfte Band giebt nach einer kurzen geographischen Uebersicht Barbots und Grazilhiers Reisen nach Alt- und Neu Calabar, nach Bandy und Doho, denn die Reisen nach Owerry, dem Rio Gabonn und dem Cap Lopez Gonsalvo. Hierauf folgen Atkins Bemerkungen über die Winde, Stromungen und die Regenzeiten in den Meeren, welche jene Küsten bespühlen. Darauf durchwandert der Verfasser diese Gegenden mit den neuern Reisenden Prunenu de Pommegoege (1743—1765), Norris (1772), Dalzel (1793) und Mac Leod (1805), mit Girardin (1786), Flotte (1787) Denys Bonaventure (1788), Villeneuve-Giuard (1789) Wadstrom (1787), Isert (1783—6) Nicholls (1805), Meredith (1812), Robertson (1819) und Adams (1823). Der zwölfte Band enthält die Reisen von Bowdich, Hutton, Dupuis und Monrad.

Die Delyls zu Mekka.

Zu Mekka giebt es an achthundert Männer, die bloß davon leben, gläubigen Pilgern bei dem Besuche der heiligen Orte zu Führern zu dienen. Sie heißen Delyls und stehen in geringem Ansehen; doch haben manche durch ihren Erwerb in diesem Stande den Grund zu einem beträchtlichen Vermögen gelegt. Einige dieser Delyls haben ein sonderbares Amt. Das mohammedanische Gesetz schreibt vor, daß kein unverheirathetes Weib die Pilgerschaft machen soll, und daß selbst Verheirathete entweder von ihrem Manne oder wenigstens von einem nahen Verwandten begleitet seyn müssen. Zuweilen kommen nun Pilgerinnen aus der Türkei, reiche alte Witwen, die gern Mekka sehen möchten, ehe sie sterben, oder Frauen, welche die Reise mit ihren Männern angetreten, diese aber unterwegs verloren haben. Solche Pilgerinnen finden zu Dschidda Delyls, welche es übernehmen, sie auf ihrer Reise durch das Hedschaz unter dem Charakter von Ehemännern zu begleiten. Der Ehecontract wird von dem Kadi ausgefertigt und die Dame vollbringt in der Gesellschaft des Delyl's ihre Pilgerschaft nach Mekka, dem Berge Arafat und anderen Orten. Die Heirath ist aber nur nominell und der Delyl verbunden, bei der Rückkunft nach Dschidda der Frau einen Scheidungsbrief zu geben. Sollte er sich weigern, sie zu verstoßen, so kann er durch das Gesetz nicht gezwungen werden, und die Heirath würde ihre Gültigkeit behalten; aber er müßte dann das einträgliche Geschäft eines Delyl aufgeben. Man konnte Burkhardt daher nur zwei Beispiele anführen, daß ein Delyl eine solche Ehe fortgesetzt habe.

Burckhardt's Travels in Arabia.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 259. 16 September 1829.

Feu partout.

Bourmont.

Jeder öffentliche Beamte, der dem ihm übertragnen Amte zu Folge mit Planen bekannt ist und dieselben dem Feinde verräth, soll mit dem Tode bestraft werden.

Strafgesetzbuch. Art. 81.

Polignac, das begreif' ich noch; aber Bourmont, es ist nicht möglich! Es muß ein Druckfehler seyn.

Worte einer hohen Person.

Kennt Ihr den Mann, der bei dem ersten Kanonenschusse *der Freiheit seinen Weg* nach Coblenz nimmt? Kennt Ihr den *Mann, der von dem Schlosse* zu Edinburgh aus Aufrufe an das französische Volk und die französische Armee ergehen läßt, um beide aufzuwiegeln? Der an der Spitze einiger Straßenräuber, die in der Geschichte mit dem Namen der Chouans gebrandmarkt sind, in die Stadt Mans eindringt, sie plündert, anzündet, ihre Einwohner niedermetzelt und dann mit dem weißen Kreuze auf dem *Hute in der Hauptkirche* das Te Deum singen läßt? Kennt Ihr *jenen* zarten Royalisten, der so mit Leib und Seele der Monarchie unser siebenundsechzig Könige ergeben ist, daß er bei den Levers des ersten Consuls um Gunstbezeugungen bettelt, und dann mit der Höllenmaschine ihm nach dem Leben trachtet? Kennt Ihr den Mann, der endlich vor dem Kaiser das Knie beugt, dann vor der Restauration, dann wieder vor dem Kaiser, der Frankreich am Vorabende der Schlacht von Waterloo an England verkauft und durch sein Zeugniß das Todesurtheil über Ney begründet? — Dieser Mann ist Ludwig August Victor Graf Ghaines von Bourmont, jetzt Minister von Frankreich, beauftragt mit dem Departement des Krieges, zum größten Ruhme der Nation.

Der Hr. Graf ist geboren auf dem Schlosse Bourmont in Anjou am 2 September 1773; obgleich er zur Zeit unserer ruhmstrahlenden Revolution erst 27 Jahre alt war, so glühte dennoch kein Funke von Patriotismus in seinem Herzen. Der junge Bourmont warf seine französische rothe Garde-Uniform ab und lief der preußischen Fahne zu; er versuchte es mit der Armee Condé's Frankreich zu unterwerfen, ging in die Champagne, entraun in die Vendee, von wo aus er von dem Obergeneral des Aufruhrs zu seiner Sendung nach England beauftragt wurde.

Wenn auch diese Sendung ohne ersprießliche Folgen blieb, so trug sie doch für ihn um so reichlichere Früchte bei dem Grafen von Artois; er zog sich in das Schloß von Edinburgh zurück. Dieser Prinz schmückte ihn mit dem Kreuze des heiligen Ludwigs und ernannte ihn zum Obersten der Infanterie. Nach Frankreich zurückgekehrt schützte ihn sein Titel nicht gegen die Angriffe des tapfern Generals Hoche, der die Vendee von den Chouans und dem Grafen von Bourmont säuberte und diesen nöthigte zum zweiten Male sein Heil jenseits des Canals zu suchen, wo er zum Lohne seiner Tapferkeit und seiner Flucht den Marschallstab von Frankreich und den Titel eines Generalgouverneurs der Provinzen Maine, du Perche u. s. w. erhielt.

Seine Ankunft in der Bretagne brachte den alten Gährungsstoff unter einer Handvoll Chouans noch einmal zum Ausbruche; an ihrer Spitze bemächtigte er sich der Stadt Mans und hauste darin so edelmüthig, als es nur ein Pulk Kosaken von Weiß-Rußland hätte thun können. Endlich genöthigt, eine Sache aufzugeben, bei der weder Vortheil noch Ruhm zu holen war, ging der edle Graf über die Loire und kam nach Paris, die Freiheitsmütze auf dem Carousel-Platze zu begrüßen. Die ersten Beweise seiner Ergebenheit gegen den ersten Consul bestanden in einer Verschwörung, die er gegen ihn anzettelte. Er war in die Geschichte der Höllenmaschine verwickelt *). Der Minister Fouché, der unabänderlich darauf bestand, daß der Graf ein Mitglied der Verschwörung sey, ließ ihn ins Gefängniß des Tempels setzen, später wurde er in die Cittadelle von Dijon und von da in die von Besançon gebracht. Es gelang ihm, zu entweichen, er ging nach Portugal und blieb daselbst bis zur Einnahme Lissabon's durch Junot im Jahre 1808. Da der Verrath ihm zur zweiten Natur geworden war, so bot er von Neuem seine treuen und loyalen Dienste dem Kaiser an, der dem Sünder verzieh und ihm den Grad eines Obristen in der neapolitanischen Armee gab. Er machte unter dem Prinzen Eugen den Feldzug in Rußland mit und wurde nach der Schlacht von Smolensk zum Divisions-General ernannt. Bei der Rückkehr der Bourbonen leistete er, müde, immer einer

*) Dessenungeachtet hatte er nichts Eiligeres zu thun, als in die Loge Bonaparte's zu gehen und ihm zu sagen, daß es ein Werk der Jakobiner sey.

und derselben Sache zu dienen, den Eid der Treue, und verrieth sie drei Monate darnach, als Napoleon an Frankreichs Küsten landete.

Hr. von Bourmont speudelte freilich noch siedendheiß von seiner royalistischen Gluth, als plötzlich Bonaparte sich einfallen ließ, nach Paris zu kommen. Der General war nicht wenig in der Klemme; indeß, da es ihm gerathener und vor Allem sicherer schien, sich für eine Restauration zu erklären, die in Paris einzog, als für eine, die nach Gent sich auf den Weg machte, so entschied er sich für Bonaparte. Der Marschall Ney schwankte noch zwischen seinen alten und seinen neuen Eidschwüren; Bourmont stellte ihm vor, daß es eine Tollheit sey, es noch länger mit den Bourbonen zu halten*). „Bourmont, sagte der Marschall vor der Pairskammer, hatte mir gesagt, man müsse sich Bonaparte anschließen, die Bourbonen hätten zu viele dumme Streiche gemacht, man müsse sie verlassen." Und der Marschall ließ sich verlocken. Nachher als der Marschall noch unentschlossen war, ob er die Proclamationen zu Gunsten Napoleons, dem er entgegen ging, bekannt machen sollte, wandte er sich abermals an Hrn. von Bourmont. „Ich forderte ihn, sagte er, im Namen der Ehre auf**), mir zu sagen, was er davon halte." Bourmont nahm die Proclamation, las sie und sagte, daß er ganz damit einverstanden sey, sie bekannt zu machen; er versammelte die Truppen und suchte den Marschall auf, um ihn von der Bekanntmachung in Kenntniß zu setzen.

Erinnert man sich wohl noch unter Anderm der Phrase, welche lautete: „Die Sache der Bourbonen ist für immer verloren." Hr. von Bourmont hatte sie ohne Zweifel später vergessen.

Nach so vielen Gewährleistungen, die er der kaiserlichen Restauration gegeben hatte, nach einem so thätigen und glühenden Enthusiasmus, konnte sich der General schmeicheln, Napoleons volles Vertrauen erworben zu haben und dessenungeachtet konnte sich dieser, der ein so scharfer Menschenkenner war, nicht entschließen, ihm einen Oberbefehl anzuvertrauen. Er hatte nicht Unrecht.

Indeß; es gelang dem Marschall Ney, diese Idiosynkrasie zu überwinden, er stellte vor, was der General für die Sache des Kaisers zu Besançon gethan habe, und ging endlich so weit, sich mit seinem Kopfe für Bourmont zu verbürgen; er erhielt für ihn die Ernennung zum Commandanten der 8 Division des Armee-Corps unter dem General Gerard. Armer Marschall! er wußte nicht, daß er nur allzu wahr gesprochen hatte, als er für Bourmont seinen Kopf zum Pfande setzte. Der General schlug mit der Armee den Weg nach Flandern ein, aber immer die Preußen und Engländer im Auge; der fette Geruch des Verrathes lockte ihn, der Trieb seiner Natur regte sich in ihm, die Treue an eine Sache, der er sich so feierlich angeschlossen hatte, wurde ihm zum Ekel und seine heiße Begeisterung erfror bei dem Anblicke der fremden Fahnen. Der erste Flintenschuß der Kosaken wurde für ihn das Signal des Abfalles: als er die königliche Restauration in der Mitte der Soldaten des Königs Georg und der Landwehr des Königs Friedrich Wilhelm siegreich zurückkehren sah; da hatte er seine Rechnung mit den Kriegern Frankreichs abgeschlossen, er gab seinem Pferde die Sporen, verließ Napoleon und sein Heer und rannte, was er konnte, sich in die Arme Blüchers und der Legitimität zu werfen. Aber, um den Verrath von Besançon abzuwaschen, mußte er einen großen, ungeheuern Dienst in die Wagschale legen; er glaubte nichts Besseres thun zu können, als unsern guten Verbündeten die Plane des Feldzuges zu hinterbringen. Er that es. Das Geschenk schien nicht unbedeutend und verwerflich, und der Ueberläufer befand sich dabei nicht übel.

Indeß er sich auf dem Wege nach Gent befand, erklärte man ihn im französischen Lager für einen Verräther. Bei dem Tagsbefehle machte man folgende Zeilen bekannt, die man hier der Armee, die damals unter Bourmont stand, ins Gedächtniß zurückrufen muß: „Tagesbefehl. Charleroi 15 Juni 1815. Abends. Der General Gerard hat in Erfahrung gebracht, daß der General Bourmont, der Obrist Clouet und der Eskadron-Chef Villentreys zum Feinde übergegangen sind; der Odergenral hat befohlen, daß sie dem Gesetze zu Folge auf der Stelle gerichtet werden sollen. Die Armee betrachtet den Abfall dieser kleinen Zahl von Verräthern, die sich entlarvt haben, als ein glückliches Ereigniß."

Als Napoleon diesen Abfall erfuhr, machte er dem Marschall Ney über sein Vertrauen auf einen Menschen, den er bloß auf seine Empfehlung angestellt hatte, Vorwürfe, indem er sagte: „Nun, wie steht es mit Ihrem Kopfe? Gehen Sie, Marschall; die Blauen bleiben blau und die Weißen weiß."

Nach der Schlacht bei Waterloo drang Bourmont, weiß wie Schnee, an der Spitze eines österreichischen Regiments in Frankreich vor; er brachte Lille, wo der General Lapoype befehligte, zur Uebergabe und zeichnete sich durch manches Heldenstück des Royalismus in den Städten des Nordens aus.

Es kam der Proceß des Marschall Ney; Hr. von Bourmont ermangelte nicht, den ruhmbekränzten Angeklagten durch seine Aussagen zu verfolgen. Er war ihm diesen Beweis von Dankbarkeit für das Zeugniß schuldig, das er für seine Zuverlässigkeit abgelegt hätte. Mitten unter diesen gerichtlichen Verhandlungen war es, wo ihn der Marschall mit diesen donnernden Worten zu Boden schmetterte: „Bourmont glaubte, daß es mit mir wie mit Labedoyere gehen würde, daß man mich vor ein Kriegsgericht stellen, todtschießen und somit Alles beendigt seyn würde; er hat sich geirrt, ganz Frankreich wird Alles erfahren."

Ney wurde verurtheilt und vor dem östlichen Thore des Luxemburg erschossen, bei welchem Hr. Bourmont niemals vorbeigeht. Bourmont wurde zum Commandanten von einer der Divisionen der königlichen Garden ernannt. Er gab sich hierauf mit dem Royalismus und der unbedingten Ergebenheit in der

*) Dieß sind seine eigenen Worte. Man sehe darüber die Blätter des unparteiischen Moniteurs.

**) Hr. von Bourmont hatte nie einen Begriff von diesem Worte.

Digitized by Google

Kammer sowohl, als in der Kaserne ab bis ins Jahr 1823, wo er unter der Reserve-Armee nach Spanien ging; man konnte für ihn einen zweckmäßigeren Platz nicht weislicher auswählen, denn wer hätte für ihn gut gestanden, daß er nicht abermals zum Feinde übergehen würde? Um ihn für seine Dienste im Rücken der Armee zu belohnen, ernannte man ihn darauf zum Pair von Frankreich, dann wurde er Mitglied des Kriegsconseils, wo er aufs Beste die Interessen der Schweizer, der englischen, preußischen und überhaupt aller ausländischen Soldaten vertrat.

Und von daher hat man ihn genommen und zum Kriegsminister gemacht. Diese Wahl durchschauerte die ganze Armee, ob aus Freudengefühl *), weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß Hr. Royer Collard gesagt hat: „An diesem Tage möchte ich am Wenigsten Präsident der Kammer seyn, da ich nicht mit der Pflicht beauftragt seyn möchte, diejenigen zur Ordnung zu weisen, die sich Hrn. Bourmont gegenüber vergäßen.“ Am Tage des Ministerwechsels hinterbrachte ein Officier einem andern diese Neuigkeit. Und wer ist Kriegsminister? fragte dieser — Rathe! — Wer denn? — Ein Verräther — Ah, ich bin schon darauf. M. . . . — Nein — Nun dann ist nicht zu fehlen. Es ist . . . . Man kann sich wohl den Eindruck vorstellen, den die Ernennung des Ueberläufers von Besançon und Waterloo in der Armee machen mußte. Die Tapfern, von welcher Farbe sie auch seyn mögen, lieben die Treue und ehren über Alles die Heiligkeit des Eides.

*) Hr. von Bourmont versicherte vor Kurzem ganz im Ernste, daß ihn die Armee anbete. Wenn sie ihn liebt, so ist diese Liebe sicherlich äußerst platonisch.

Die nordische Mythologie.

IV. Loki's Abfall.

(Schluß.)

Hel hat in der Unterwelt Wohnungen von weitem Umfang, das Gehege umher ist außerordentlich hoch, mit großen Gatterthoren. Elidnir, die kalte Weite, heißt ihr Haus, Hunger ist ihr Tisch, Fasten (Sult) ihr Messer, Müssiggang ihr Knecht und Faulheit ihre Magd, das Krankenlager ihre Schwelle und Hinterlist ihre Thür. Ihre Gestalt ist kenntlich genug, denn halb ist sie von blauer, halb von weißer Farbe; auch sieht sie sehr wild und furchtbar aus. Ein dreibeiniges Roß hat sie [6]), und wenn sie auf demselben die Erde umreitet, so taffen peststartige Seuchen die Menschen hin. Oft sendet sie dieß Roß auch des Nachts zu den Schlafenden, um sie von seinen Hufen zertreten zu lassen, und mancher hat auf diese Weise seinen Tod gefunden. Wer aber das Glück hat mit dem Leben davon zu kommen, fühlt sich beim Erwachen an allen Gliedern gelähmt [7]).

[6]) S. Nyerups Wörterbuch der scandinavischen Mythologie (Kopenhagen 1816 8.) S. 38 und Magnusen, Eddalaeren, B. IV, p. 216. Noch bis in die neueste Zeit hat sich im scandinavischen Norden der Glaube an das Helroß erhalten: wo dasselbe vor einem Thore sich sehen läßt, muß Jemand sterben.

[7]) Nach dem oberdeutschen Volksglauben ist es ein Nachtgeist, der Alp (d. i. ein Alfe), welcher die Menschen im Schlafe drückt; in England heißt dieser Geist indessen noch jetzt Nightmare, das Nachtroß; niederdeutsch nagtmerrie etc., franz. (von den Franken angenommen) cauchemar, von dem altfranz. cauchier pressen und mar, das Roß. — Die alten heidnischen Begriffe von der Unterwelt erhielten sich auch nach der Einführung des Christenthums, weil die christlichen Bekehrer kein Interesse daran hatten, sie zu zerstören. Glaubten sie doch selbst an böse Geister, die in der Tiefe unter der Erde hausten; und wenn sie die heidnischen Götter bekämpften, so leugneten sie nicht ihre Existenz, sondern behaupteten nur, daß sie keine Götter sondern Dämonen, Teufel, wären. Dieß konnten die Nordländer, die den christlichen Glauben annahmen, natürlich nicht anders verstehen, als daß Odin und die Asen nicht in dem himmlischen Asgard, sondern in dem Hause der Hel (in der Hölle) ihre Sitze hätten; daher jetzt, wenn die Hülfe des Christengottes Nichts ausrichtet, die Versuche, sich von der Hölle Beistand zu verschaffen, weshalb auch der Name der Höllenfürstin (Hel, Hölle) sich erhielt, nachdem alle übrigen Götternamen längst vergessen waren. Das historische Zeugniß dafür, daß die Verehrung der Hel häufig an die Stelle der Verehrung der alten Götter trat, weil man diese jetzt als jener untergeordnet betrachtete, und daß hieraus das spätere Hexenwesen hervorging, ist: Balmzii Capitul. Reg. Franc. Fragm. XIII. T. II. p. 365. Sceleratae mulieres — credunt se et profitentur nocturnis horis coram Diana (Hel), paganorum dea et innumera multitudine mulierum equitare super quasdam bestias et multa terrarum spatia intempestae noctis silentio pertransire, eiusque jussionibus velut domino obedire et certis noctibus ad eius servitium evocari etc. Noch heut liegt in ganz Europa den Begriffen, die das Volk von der Hölle hat, die germanisch-heidnische Vorstellung von Helheim, der Höllenwelt, zum Grunde; und Manches in unserem Volksglauben, was an und für sich keinen Sinn zu haben scheint, erhält durch dieselbe seine Erklärung. So begreift man nicht, warum die Geister beim Krähen des Hahns von der Erde weichen müssen; denn daß das Geräusch sie verscheuchte, welches entsteht, indem die Menschen an ihre Arbeit gehen, wird man doch wohl nicht annehmen wollen, da sich sonst die Geister der Todten vor den Lebenden fürchten müßten. Aber nach dem Glauben des Heidenthums setzten die Todten in Walhall oder in Hetheim die Lebensart fort, die sie auf Erden geführt hatten; in Walhall und in Helheim werden sie durch den Hahnenschrei zu ihrem Geschäft gerufen, und sie würden daher, wenn sie bei dem Krähen des Hahns nicht zurückeilten, vermißt werden. So sagt Helgi der Hundingstödter in dem Eddaliede, welches seinen nächtlichen Ritt von Walhall zu seiner jungen Witwe besingt, die im Grabhügel um ihn weint, da er mit Tagesanbruch sie verlassen muß:

Auf der Morgenröthe Weg ist es Zeit für mich zu reiten,
Das fliegende Roß zu lassen die bleichen Pfade betreten;
Denn Walhalls Hahn weckt die siegreichen Helden,
Wenn ich die Westküste erreiche an der Himmelsbrücke Ende.

Völlig übereinstimmend heißt es in dem jütischen Volksliede (bei Finn Magnusen, B. IV, S. 341)

Nu galer Hanen den sorte,
Nu lukker Himmelens Porte;
Nu galer Hanen den hvide,
De Döde til Graven monride;

Digitized by Google

Den Wolf Fenrir ezogen die Götter bei sich; denn tödten wollten sie ihn nicht, um ihre heilige Stadt durch keinen Friedensbruch zu entweihen. Tyr wae aber dee Einzige, dee Muth genug hatte, ihm Essen zu geben. Da die Göttee nun sahen, wie das Ungeheuer täglich wuchs, und alle Prophezeiungen verkündigten, daß es bestimmt sey, ihe Unglück zu werden, so beschlossen sie ihn zu binden, um in Sicherheit voe ihm zu seyn. Sie verfertigten dahee eine sehe starke Kette und daten ihn, seine Kraft denn zu veesuchen. Dem Wolf schien dirß Band nicht zu stark zu seyn, und erlirß mit sich machen, was sie wollten. Kaum dehnte ee sich abee etwas, als die Fessel brach und ee frei war. Hierauf machten die Asen ein anderes Band, das noch einmal so stark war; auch dieses beach der Wolf, indem er sich schüttelte und die Kette gegen die Erde schlug, daß die Stücke weit davon flogen. Jetzt wurde den Asen bange, und sie fürchteten, daß sie ihn nicht würden binden können. Sie schickten jetzt Skirnir, den Diener Freyr's nach Schwarzalfenheim und ließen doet von kunstreichen Zwergen ein Band machen, das aus sechs Stoffen verfertigt war, aus dem Schall des Katzentrittes, dem Baete des Weibes, den Wurzeln des Berges, des Bären Sehnen, des Vogels Speichel und dem Athem des Fisches. Alle diese Stoffe wurden dazu verbraucht, und daher kommt es, daß dieselben seitdem auf Erden nicht mehr zu finden sind. Das Band war weich und glatt, wie ein Seidenband, und als es den Asen gebracht ward, zeigten sie es dem Wolf und fragten ihn, ob er auch dieß zerreißen könne; denn es sey stärkee, als man nach dee Dicke schließen sollte. Sie gaben es einer dem andern und versuchten es zu zerreißen, abee umsonst; doch sagten sie, würde der Wolf schon damit fertig werden. Dee Wolf antwortete: es scheint mie eben keine große Ehre zu versprechen, ein so dünnes Band zu zeereißen; abee weil eine List dabei seyn könnte, so soll es nicht an meine Füße kommen. Endlich ließ er sich doch überreden, damit man ihn nicht der Muthlosigkeit beschuldige, das Band zu versuchen; doch wollte er dieß unter keiner Bedingung anders thun, als wenn einer der Asen seine Hand ihm in den Rachen lege, zum Pfande, daß es ohne Falschheit zugehe. Da sahen die Asen einer den andern an, und keiner wollte seine Hand in den Rachen des Wolfes legen, bis zuletzt Tyr die seinige dazu hergab. Als der Wolf sich nun ausdehnte, so wurde das Band nur noch fester; und je mehr er sich anstrengte, um so stärker wurde es. Da lachten alle Asen, außer Tye, denn diesee verlor seine Hand. Als die Asen sahen, daß der Wolf völlig gebunden wae, nahmen sie das Ende des Bandes und zogen es durch einen großen Felsen und befestigten denselben tief untee der Erde. Dee Wolf elß seinen Rachen weit auf; abee sie steckten ein Schwert hinein, so daß das Heft im obern, die Klinge im untern Kiefer stand. Er heult entsetzlich, und Schaum rinnt aus seinem Schlunde das ist der Fluß, welchee Von heißt. So liegt er gebunden bis zum Untergange der Welt.

Ehe er gefesselt worden wae, hatte er aber bereits mit einer Riesin, Gygi, die östlich von Mitgard in dem Wald Jarnvide oder Eisenholz wohnt, mehrere Söhne erzeugt, die nicht weniger furchtbare Ungeheuee waren, als er selbst. Zwei von ihnen sind die briden Wölfe Sköll und Hati, von denen *jener* die Sonne, dieser den Mond verfolgt, um sie zu verschlingen. Rastlos fliehen die beiden Gestirne, aber dennoch kommen ihnen ihre Verfolger zuweilen so nahe, daß diese schon den Rachen nach ihnen aufsperren, ja sie wohl gar mit demselben gefaßt haben. Dieß ist es denn, was auf Erden, als Sonnen- oder Mondverfinsterung erscheint. Immer entkommen sie wieder; zuletzt werden sie abee dennoch ihren Feindrn noch einmal zue Beute.

Nu galer Hanen den röde,
Nu skynde sig hjem alle Döde;

und in dem Deutschen (Meinert's Volksliedee in der Mundart des Kudländchens, 1. S. 401)

Do krehte das Hellehuhn,
De Graven theten sich alle zu.

Sidney's Werke.

Die hauptsächlichsten Schicksale, so wie die Werke Philipp Sidney's sind zu allgemein bekannt, als daß wir uns versucht fühlen sollten, dieselben in diesen Blättern noch einmal zu besprechen. Aber der Mann, der — wie sein Freund, Lord Brooke, sagte — schon als Knabe nie etwas Anderes gewesen war, als ein Mann, das Gedicht, welches Young das Entzücken aller Zeitalter nannte — die Arcadia — verdiente in allen Gemüthern zu leben; und deshalb lassen wir es uns nicht entgehen, unsere Leser auf eine Sammlung der „vermischten Schriften" Sidney's aufmerksam zu machen, die unter dem Titel: The Miscellaneous Works of Sir Philip Sidney, with a Life of the Author, and illustrative notes by W. Gray (1829. 12) kürzlich zu London erschienen ist. Die Biographie Sidney's, welche vorausgeschickt wird, ist mit Geist und seltnem Fleiße ausgearbeitet und kann als eine dankenswerthe Zugabe betrachtet werden.

Zustand der Juden in Georgien.

Der Zustand der Juden in dem russischen Georgien ist beinahe eben so erbärmlich, als ihre Lage in Persien. Zu Kutei, Berel, Zinwal, Kiatajisch, Meretea, Chalzikh sind sie Sclaven georgischer Fürsten und können von denselben gleich ihren übrigen Leibeigenen verkauft werden; nur zu Suram, wo sie einen Hohenpriester haben, sind sie nicht leibeigen, sondern unmittelbare Unterthanen des Kaisers. Sie tragen die georgische Landestracht und sprechen hebräisch und georgisch. Sie verheirathen sich nicht mit den polnischen Juden und ihre Töchter dürfen das Land nicht verlassen (natürlich, als Leibeigene).

Wolff's Mission to the Jews.

Vorlesungen über die egyptischen Alterthümer.

So wichtig die Resultate sind, welche die neueren Forschungen über das alte Egypten gewonnen haben, so fehlt es doch noch immer an einer übersichtlichen Zusammenstellung derselben; eine Lücke, die leider durch die kürzlich erschienenen „Vorlesungen über die egyptischen Alterthümer" Lectures on the Elements of Hieroglyphic and Egyptian Antiquities, by the Marquis Spineto (London 1829. 8) — eine völlig unkritische Compilation aus den bekanntesten neueren Werken — nicht ausgefüllt wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 260. 17 September 1829.

Ansichten von Schottland *).

Edinburgh.

Unmöglich landet Jemand im Hafen von Leith, ohne daß er sich versucht fühlte, Edinburgh zu besuchen — dieses nördliche Athen, von welchem Leith der Piräus ist. Edinburgh kann man die literarische Hauptstadt der brittischen Inseln nennen: denn keine andere Stadt, vielleicht selbst Leipzig nicht ausgenommen, treibt einen so beträchtlichen Buchhandel (die Romane Walter Scotts sind von hieraus in mehr als zehn Millionen Exemplaren in die Welt gegangen) und die Edinburgh Review richtet in England in Sachen des Geschmacks in erster Instanz.

Aber nicht bloß diese geistige Glanz, welchee sich über die schottische Hauptstadt verbreitet, sondern auch ihre Lage, ihre Umgebungen, ihre Alterthümer machen sie zu einem anziehenden Punkte füe den Reisenden. Die malerischen Schönheiten dee Landschaft von Edinburgh sind zwae nicht so berühmt wie die von Lausanne oder Neapel, aber sie bieten das herrlichste Panorama dar, das man sich denken kann, wenn man auf der Firste von Arthurs Stuhl steht und in einem Blicke voe sich sieht die alte und die neue Stadt, den mäandrischen Lauf des Leith, den lasurblauen Wasserspiegel des Frith (freium) mit den grüuen Eilanden Inch-Keith, Inchcomb und Inch-Garrie, die daraus auftauchen, die gothischen Gebäude auf den Hügeln umher und diesen Horizont, der sich wie ein goldenes Netz um die Bergkette von Pentland, Braid, Costorpsine und um die steilen Höhen von Salisbury legt und noch tief in die Grafschaften von Fife und Lothian sich öffnet.

Die erste Merkwürdigkeit, welche die Augen des Fremden auf sich zieht, noch ehe er die Stadt detritt, ist der Tempel der Hygieia. In mancher Cascade stürzt der Leith das Felsenthal herab dem Golfe von Forth zu; mit ihm vereinigt sich eine Quelle, welche Heilkräfte besitzt und über deren Becken das Bernhards Bad (Bernard's Wells) sich erhebt: so heißt ein Gebäude, welches man mit dem Namen eines Tempels beehrt hat, wahrscheinlich weil darin ein colossales Standbild der Göttin der Gesundheit aufgestellt ist.

Um den Hafen herum giebt es sehr hübsche Grasplätze, welche einen öffentlichen Vergnügungsort bilden (Links genannt), wo die müssige Welt mit Spazierenreiten und Ballspielen und an Festtagen mit Pferderennen und Wetten sich unterhält; aus der alten und der neuen Stadt strömt dann Alles dahin zusammen. Im Hafen liegen oft mehe als hundert Schiffe. Leith ist gleichsam die Handelsvorstadt von Edinburgh; es wohnen daselbst fast bloß Kaufleute und Cawdis, d. h. eine Art öffentlicher Faktoren, die jedem Ankömmling gleich ihee Dienste anbieten; sie sind in einem geregelten Zunftverbande vereinigt und höchst zuverlässige Leute, denen man anvertrauen kann, was man will, wobei man sicher ist, daß sie jeden Auftrag schnell besorgen, da sie alle Straßen von Edinburgh und selbst die unbedeutendsten Häusee und Familien kennen.

Eines dee ehrwürdigsten Denkmäler der gothischen Baukunst ist das Schloß Holyrood, die alte Residenz dee schottischen Monarchen. Hier verlebte die reizende Maria Stuart, deren Schwächen man üdee ihren Leiden vergißt, die Jahre ihrers Königthums und ihrer Jugend, die ihrer traurigen Gefangenschaft in England vorangingen; hier hielt seinen Hof der üppige König Jacob, wenn er den Sitz seiner Ausschweifungen nicht nach seinem Lustschloß Falkland an dem Abhang der Hügel von Lomond in der Grafschaft Fife verlegte; hier noch früher der fromme König David, der große Freund der Klöster, der sich von den Mönchen für den gemächlichen Müssiggang, den ee ihnen verschaffte, nicht mit Unrecht die Canonisation verdiente; und noch in unsern Tagen lebte hier mit seinen zwei Söhnen der Bourbon, der jetzt den Thron Frankreichs ziert. Auch der Prätendent hatte im J. 1745 in Holyrood eine Zeitlang sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Das Schloß liegt zwischen zwei Hügeln, unten vorüber führt die große Canongatestraße, die weiterhin den Namen der hohen Straße annimmt. Die ganze Stadt auf dieser Seite heißt die Altstadt; als solche giebt sie sich duech ihre hohen finstern Häuser zu erkennen; sie war einst bevölkert von jenen edeln Schotten, die in Walter Scott's volksthümlichen Novellen figuriren, den Mac-Gregor's, den Mac-Donald's ꝛc., den Hofleuten von Holyrood, die vor Alters mit der Sackpfeife ihre Clans in den Kampf führten. Allmälig civilisirten sich diese caledonischen Lairds, verließen ihre Ritterburgen in Angus, Inverneß und auf den

*) Voyage dans l'Ecosse centrale, en 1823, extrait des ouvrages de M. Descoudray, ancien officier de Marine. (Mitgetheilt in den Nouvelles Annales des Voyages.)

Digitized by Google

Hebriden und versammelten sich um ihren Monarchen in der Hauptstadt. Ihre Nachkommen haben jetzt ihre Häuser an Plebejer überlassen und sich in die neue Stadt übergesiedelt, oder sind den Ehrenstellen nach London gefolgt. Die sogenannte Nordbrücke verbindet die beiden Hälften Edinburgh's, welche durch eine ziemlich weite Schlucht (Loch-North) von einander getrennt sind. In dieser Schlucht kann man Häuser sehen, welche die ungeheure Höhe bis zu zwölf Stockwerken haben; denn von dem tiefen Grund, auf dem sie stehen, erheben sie sich nicht nur bis zum Niveau der Brücke, sondern selbst bis zum Niveau der obern Häuser. An der heiligen Egidiuskirche, den Gerichtshöfen, der Bank vorbei, kommt man über einen freien Platz (Castle-Hill), und von da zum Schloß, wo man auf dem Altan eine herrliche Aussicht genießt; den Weg hinab kann man alsdann über den Grasmarkt nehmen, und will man sich noch unter den Personen von gutem Ton umsehen, so begiebt man sich nach der Prinzenstraße, wo die vornehme Welt der Neustadt zu lustwandeln pflegt. Die Neustadt zeichnet sich durch ihre regelmäßige Anlage, ihre geraden Straßen, ihre schönen freien Plätze, ihre stattlichen Hotels und die Menge ihrer öffentlichen Bauwerke, z. B. die Melvillesäule, Hume's Mausoleum ꝛc. aus, unter denen wahrscheinlich dem Parthenon auf Caltonhill — um die Aehnlichkeit Edinburghs mit Athen noch mehr zu vervollständigen — der Preis werden wird. Aber wie in den reichen Quartieren aller großen Städte herrscht in ihr Stille und Einsamkeit. Natürlich; in den Quartieren, wo die Armen wohnen, enthält jedes Haus, mag es auch noch so eng seyn, so viel Familien als Stockwerke: daher den Tag über die geräuschvolle Bewegung, wenn die Leute ein- und ausgehen, hinauf- und herabsteigen; in den Quartieren der Reichen dagegen kommt in der Regel auf das größte Hotel nur eine Familie. Damit nun der Contrast zwischen dem alten und neuen Edinburgh noch mehr auffällt, so müssen die Häuser in der Altstadt außerordentlich hoch seyn, daß die Menschen wie in Birnenkörben über einander sitzen. Man darf übrigens selbst nicht in der Neustadt lauter glänzende Partien suchen; sie hat Nebengäßchen genug, in denen der Anblick wie der Geruch nicht wenig zurückstoßend sind. Wer Edinburgh bloß nach der Ansicht von Arthurs Stuhl kennt, dürfte nur irgend ein prosaisches Geschäft in der Stadt zu besorgen haben, wo das Gehen von einem Quartier zum andern, was so viel heißt als von einem Berg auf den andern, sehr beschwerlich ist, um sich von seinen poetischen Phantasien etwas herabgestimmt zu fühlen. Da geht es mit Kutschen und Wagen durcheinander; da begegnet man Cavalcaden, welche die ganze Canongatestraße einnehmen und sich mühsam durch die schwerfälligen Fuhrwerke der Hochländer durcharbeiten; da fliegt der Staub unter den leichten Cabrioletten hoch empor. Ein bedeutender Uebelstand in Edinburgh ist der relative Mangel an Wasser, dem man wiederum den Mangel an Reinlichkeit zuschreiben muß, einer Tugend, welche sich sonst bei den Bewohnern der brittischen Inseln bis aufs Kleinlichste erstreckt. Für das Bedürfniß hat man jedoch gesorgt. Das Wasser wird durch Teiche von einem benachbarten Berge nach dem Schloß in einen großen Behälter geleitet und von diesem aus mittelst unterirdischer Canäle in die verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt. Auch giebt es eine Menge Wasserträger, die das Wasser in Fäßchen auf dem Rücken in die höchsten Stockwerke hinauftragen. Was aber in anderer Beziehung den Aufenthalt in Edinburgh sehr angenehm macht, ist die wohlfeile Art, daselbst zu leben; der Golf von Forth liefert Fische im Ueberfluß, zumal in den Jahreszeiten, wo sich die Zugfische aus dem Norden an den Küsten von Schottland einfinden; die Wälden auf den Bergen liefern treffliches Rindvieh, und jeden Tag bringen die Landleute aus der Nachbarschaft Küchengewächse die Fülle auf den Markt.

Das Englische wird in Edinburgh mit einer Beimischung von Provinzialismen gesprochen, die der Schottländer sich um so weniger abgewöhnt, als sein Nationalstolz ihm nicht erlaubt, das Fremde ohne das ihm eigenthümliche Gepräge aufzunehmen. Die Edinburgh Review, die Romane Walter Scotts mit dem rauhen Accent ihrer Verfasser vorgetragen, würden in England kein Glück machen. Der Sache ließe sich abhelfen; man dürfte nur aus London Professoren an die Collegien in Schottland berufen — aber welch ein Gedanke — das gelehrte Edinburgh und fremde Lehrer.

Seit der Vereinigung der beiden Königreiche besteht in ihnen gleiche Gesetzgebung. Der edinburgher Gerichtshof genießt einer hohen Achtung; der Stand der Juristen spielt in Edinburgh den Meister. Die schönsten Hotels der Neustadt gehören Advokaten; sie geben Gesellschaften und Bälle; ursprünglich die Geschäftsträger der schottischen Lairds sind sie aus Intendanten und Verwaltern Herren geworden. Diese Advokaten beschäftigen sich mit Literatur, Chemie, Physik und Geologie; (die Edinburgh Review und Blackwoods Magazine werden größtentheils von ihnen geschrieben) daher ein gewisser pedantischer Gesellschaftston, dem selbst das schöne Geschlecht nicht fremd ist. Alle Damen sind Philosophinnen; jedes Kränzchen hat seine Theorie der Erde, seine Kosmogonie; und mancher Ehemann könnte klagen, daß sich seine Frau auf Planeten und Polarsterne gründlicher verstehe, als auf gewisse gemeinere Dinge. Zu allen Zeiten waren die Edinburgher berühmte Controversisten; an die Stelle der religiösen Fehden treten nun die wissenschaftlichen; Systeme und Theorien stürzten den Thron der Dogmatik, des Presbyterianismus und Anglicanismus; nur bei den niedern Ständen kann man noch hören, daß sie sich über die Meinungen Calvin's und Luther's streiten.

Die Angesehnern unter den Buchhändlern haben förmliche Centralvereine für die gebildete Welt errichtet; Archibald Constable giebt den Mitarbeitern an seiner Edinburgh Review, Blackwood den Mitarbeitern an seinem Magazine wöchentlich ein wissenschaftliches Diner. Diese beiden Zirkel, die durch ihre Zeitschriften ihre Ansichten so weit verbreiten, leben nicht im besten Frieden mit einander; sie behaupten in Politik, Poesie und Religion, kurz in allen Dingen, worüber das systematische Edinburgh seine Systeme hat, abweichende Ansichten. Blackwoods Magazine, Lakist *) in der Poesie, bekennt sich zum Torysmus in der Politik; seine Nebenbuhlerin hält es mit den Whigs und unter Hazzlits Auspicien mit der satanischen Schule. Jameson, Macculoch, Brewster, Jeffrey glänzen in diesen Zirkeln.

*) S. Ausl. Num. 170.

Digitized by Google

Der Associationsgeist wirkt hier in voller Kraft. Da giebt es Ackerbau-, Gartenbau-, Hauswirthschaftsgesellschaften; da giebt es eine hochländische Gesellschaft, die nach Allem forscht, was sich auf die Alterthümer Caledoniens bezieht, die einst Commissäre in die Gebirge von Aberdeen, nach den Orkaden und andern Gegenden des nördlichen Schottlands sandte, um sich über die Authentie der Gedichte Ossians Aufschlüsse zu verschaffen, als bei der Erscheinung der macpherſonschen Fragmente jener große literarische Krieg sich entzündete. Diese Abgeordneten begaben sich in die Hütten der Hirten und ließen sich von den Alten des Landes ihre Lieder vorsingen und nahmen darüber Protocolle auf. Die Frage wurde nicht auf völlig entschiedene Art gelöst, doch neigte sich die Mehrheit auf die negative Seite. Nirgend findet man so viele und so alte Nationallieder, als in Schottland: Alles ist voll örtlicher Sagen; der Dalkeith, der Cosforpsline, die Tweed, die Clyde gelten ihnen für Olympos, Mycale, Alpheus und Eurotas, und die neuen Dichter haben sich wohl gehütet, die heimischen Musen zu verlassen und fremden Göttern nachzulaufen. Die Trauer-, Schlachten- und Festgesänge der Gebirgsbewohner sind nicht aus Büchern entlehnt: deswegen ist auch die Musik unzertrennlich damit verbunden. Die Balladen Walter Scotts und Hoggs mußten in diesen Ton einstimmen, um in den Städten wie auf dem Lande gesungen, um von jedem Schotten verstanden zu werden. Das Fräulein vom See, Marmion ist so populär in Glasgow, Inverneß und Edinburgh als unter den haidwilden Hochländern; das Pianoforte in der Stadt, wie das Horn in den Bergen tönt diese volksthümlichen Weisen. Sie erhalten zugleich den vaterländischen Sinn, der Wunder thun könnte, wenn vielleicht einmal der Tag kommen sollte, wo Schottland von England, wie weiland Portugal von Spanien, sich losrisse, wenn di Namen Bruce und Wallace, diese Helden der schottischen Unabhängigkeit, die noch jetzt überall in gefeierten Andenken stehen, zum Losungswort würden. So ist es auch mit der Musik: sie hat noch ganz ihren alten eigenthümlichen Charakter. Sind auch die Stücke eines Mozart und Rossini in die Hauptstadt Caledoniens eingedrungen, und thut die schöne Welt, um nicht für barbarisch gehalten zu werden, als ob sie davon entzückt wäre; so geht doch selbst einer Modedame jetzt noch im Theater Nichts über die Sackpfeife. Jedes Jahr veranstaltet die hochländische Gesellschaft ein großes Sackpfeifenconcert; die Hochländer, ihren Plaid über den Schultern und den Claymore an der Seite, finden sich zum Wettkampf ein: das Liebeslied (reel), der Kriegsgesang (broch) und die Romanze (coronach) ringen Paar und Paar mit einander um den Preis. Der Preis ist nach dem Geschmack der Bewerber eine Sackpfeife oder ein Claymore.

Devereux.

In den Romanen, welche seit dem Erscheinen des Waverley das meiste Aufsehen in England erregt haben, gehört „Devereux" (Devereux, a Novel, by the Author of Pelham, Lond. 1829, 3 vols 8), von dem Verfasser des Pelham, der auch der deutschen Lesewelt bereits durch eine gelungene Uebersetzung bekannt ist. „Wenn wir sagen wollten, bemerkt ein englisches Blatt bei der Anzeige jenes Werkes, daß der Roman in den letzten Jahren seine ganze Natur verändert habe, so würde dieß von dem, was wirklich mit ihm vorgegangen ist, nur eine schwache Vorstellung geben. Gleich dem erobernden Rom ist er ausgezogen und hat nicht nur neue Reiche seiner Herrschaft unterworfen, sondern auch überall die besten Institutionen der neu erworbenen Landschaften sich angeeignet. Wir sagen nicht zu Viel, wenn wir behaupten, daß ein Roman gegenwärtig die beste Probe für die ausgezeichnetsten Talente ist. Wir erwarten das Gefühl des Dichters, die Reflexion des Philosophen, die Schärfe des feinsten Beobachters; wir erwarten auserlesene Beschreibungen, Gedanken, die entweder in jedem Gemüthe durch ihre Wahrheit Eingang finden, oder die Urtheilskraft durch ihre Neuheit überraschen. Wir verlangen Pathos, um uns zu rühren, Witz, um uns zu erheitern; kurz unsere Foderungen gehen gerade auf das Umgekehrte von dem, was unser alter Freund, der Kaliph Vathek beabsichtigte: er baute einen besondern Palast für jedes Vergnügen, wir wollen Alles, was uns ergetzt, in einen einzigen zusammendrängen. Unsere Romane sind für das gegenwärtige Zeitalter das, was die epischen und vielleicht können wir hinzufügen, die dramatischen Gedichte früheren Zeitaltern waren: die lebensvollen Gemälde, in denen wir die Welt und den Menschen studiren, ausgeführt mit aller Wahrheit der Phantasie; denn Phantasie ist nichts Anderes, als das Vermögen, die Wirklichkeit geistig aufzufassen und wieder zu geben. Der Roman Devereux ist wahrlich ein großes Werk; groß als das Werk eines Historikers — denn Lord Bolingbroke in demselben ist ein treffliches historisches Porträt in dem besten und edelsten Stile des Geschichtsschreibers — und groß als ein philosophisches Werk, wenn Einsicht in das menschliche Gemüth, tiefe Reflexion und reine Moral Philosophie ausmachen. Wir halten selbst das Interesse der Geschichte, den glänzenden Witz der Dialogen, die lebendigen Schilderungen der Sitten, so sehr diese Vorzüge auch die Lesewelt anziehen müssen, für kein so wesentliches Verdienst als die tiefe philosophische Anlage des Ganzen. Es ist ein Leben voll von mannigfachen Bewegungen und Abenteuern, aber nicht das Leben eines Romanhelden, sondern eines wahren leidhaften Wesens, das nur in seltsame und aufregende Verhältnisse verwickelt ist."

Wir müssen gestehen, daß wir dieses etwas gar zu überschwenglich Lob nicht unterschreiben möchten. So Manches, was der englische Kritiker als die treueste Auffassung der Natur, als scharfe Charakterzeichnung gelten ließ, erschien uns nur als eine mechanische Zusammensetzung einzeln aufgegriffener Beobachtungen oder als übertreibende Manier; doch wollen wir die Entscheidung dem eigenen Urtheile unserer Leser überlassen, indem wir sie mit einer oder einigen der Scenen, die uns vorzüglich gerühmt wurden, selbst bekannt machen.

„Boulainvilliers!" Graf von Saint Saire! Was werden unsere Urenkel bei diesem Namen denken? Der Ruhm ist in der That ein Räthsel! Zu der Zeit, auf welche ich mich beziehe, war die allgemeine Meinung, daß Witz, Wissen, selaze Ton — Alles, was anziehen und bezaubern kann, in diesem einen Namen vereinigt wären. Der gute Graf hatte manche Nebenbuhler, es ist wahr; aber er besaß jenen ausgezeichneten Tact, der seinen Landsleuten so vorzüglich eigen ist, selbst den Ruf seiner Nebenbuhler zu der Erhöhung

eines eigenen beitragen zu lassen. Indem er sie insgesammt um sich zu versammeln wußte, fiel der Glanz ihrer Bonmots, wenn sie auch von ihnen selbst ausgingen, immer wieder auf ihn zurück. Es war ein heiteres, obwohl nicht kostbar ausgestattetes Gemach, in welchem wir unsern Gast fanden. Das Zimmer war voll genug, um einer Gruppe von Sprechenden hinreichende Abwechselung und Mannigfaltigkeit zu gewähren, aber nicht so voll, daß sich jene einzelnen Kreise und Cotterien hätten bilden können, welche der Tod jeder literarischen Gesellschaft sind. Ein alter Mann von ungefähr siebenzig, mit scharfem, verschlagenem, doch höflich gefälligem Ausdruck des Gesichts, großer Lebhaftigkeit der Bewegungen, die dann zuweilen wieder eben nicht angenehm durch eine plötzlich angenommene Miene von Würde unterbrochen wurde, welche aber nicht leicht über eine Minute dauerte und nie der Erschütterung eines Bonmot widerstand, war die Person, die uns anredete. Dieser alte Mann war das Wrack des einst berühmten Grafen Antan Hamilton. „Wahl, mein Lord, sagte er zu Bolingbroke, „wie gefällt Ihnen das Wetter zu Paris. Es ist etwas besser, als die unbarmherzige Luft von London, nicht wahr? 's Leben! kann man doch in diesem Lande der Erkältungen und Katarrhe kaum im Juni mit offener Brust gehen — ein großes Unglück, glauben Sie mir, mein Lord, wenn man besonders seinen Battist hat und in das Innere des Herzens einer Dame zu dringen wünscht, indem man die äußeren Umgebungen seines eigenen entblößt." — „Das ist das erste Mal," erwiederte Bolingbroke, „daß ich einen so vollendeten Hofmann wie Graf Hamilton es mit voller Aufrichtigkeit beklagen hörte, daß er seinen Busen nicht allen Blicken öffnen könne." — „Ah," rief Boulainalliers, „aber die Eitelkeit verleitet Manchen Manches zu zeigen, was seine Bescheidenheit besser verdargen hielte." — „Zum Teufel mit Eurer Bescheidenheit!" sagte Hamilton, „das ist eine Tugend für den Pöbel. Die Eitelkeit ist eine wahrhaft aristokratische Eigenschaft und auf jede Weise einem Gentleman wohlanständig. Wäre ich je mit meinen auserlesenen Treffen und meinem spinnenwebgleichen Battist zu einigem Ruhme gekommen, wenn ich nicht eitel gewesen wäre? Nie, mon cher! Ich hätte in ein Kloster gehen und Sackleinwand tragen können und wäre am Ende statt eines Grafen Antan zu einem heiligen Antonius geworden." — „Ei," entgegnete Lord Bolingbroke, „die Eitelkeit hat in der Sackleinwand ein eben so weites Feld, als im feinsten Battist, sie gleicht dem irischen Petitmaitre im Spectator: wenn sie im Spielhause bei Kerzenlicht liebäugelt, so liebäugelt sie in der Kirche bei Tage. Aber, ich bitte um Verzeihung, Hr. Chaulieu, wie wohl sehen Sie aus? Ich sehe, daß die Myrte ihr Grün nicht bloß der Poesie, sondern auch dem Pacten leiht. Und es ist billig, daß die Zeit gegen unsern modernen Anacreon, der ihr einen unvergänglichen Schatz vermacht hat, auch ihrerseits etwas nachsichtig sey." — „Mylord," antwortete Chaulieu, ein alter Mann, der obwohl bedeutend über die siebenzig hinaus in seinem Wesen und Aussehen noch große Munterkeit zeigte und ein Leben, eine Kraft besaß, deren sich ein Jüngling nicht hätte schämen dürfen — „Mylord, es war ein schönes Wort des Kaisers Julianus, daß die Gerechtigkeit die Grazien in ihrem Vorzimmer hatte; ich sehe jetzt, daß er die Weisheit an die Stelle der Gerechtigkeit hätte setzen sollen." — „Geht," rief Graf Hamilton, „damit kommt Ihr nicht zu Ende! Complimente sind das langweiligste Ding auf der Welt. Um Gotteswillen überlassen wir diese Lobhudeleien den Dummköpfen, und sagen wir einander irgend etwas Bitteres, aber wir sterben vor Langweile!" — „Vous avez raison," sagte Boulainvilliers, „suchen wir uns einen armen Teufel aus, um den Anfang mit ihm zu machen. Anwesend, aber abwesend? Entscheiden Sie?" — „Oh, abwesend," rief Chaulieu; „es ist tausendmal pikanter, etwas zu verleumden, als sich selbst aufzuziehen! Wir wollen mit Se. Majestät anfangen! Graf Devereux haben Sie seit Ihrer Ankunft schon Madame Maintenon und ihr frommes Kind gesehen?" — „Nein; die Geistlichkeit mußte erst um Erlaubniß gebeten werden, ehe das Mirakel öffentlich gemacht wird." — „Was," sagte Chaulieu, „wollen Sie behaupten, daß die Frömmigkeit Sr. Majestät wirklich nicht Weniger, als ein Wunder ist?" — Nichts weniger," erwiederte Bolingbroke ernsthaft; „die Frömmigkeit ist den Königen so natürlich, als die Schmeichelei den Höflingen; sagt man uns nicht, daß sie Gottes Bild auf Erden vorstellen?" — „Wenn das wahr wäre," sagte Hamilton etwas profan, wenn das wahr wäre, so würde ich aufhören, die Unmöglichkeit des Atheismus zu behaupten." — „Pfui, Graf Hamilton," sagte ein alter Herr, in welchem ich den großen Huet erkannte, „pfui, der Witz sollte sich vorsehen bei dem Gebrauche seiner Flügel; sein Gebiet ist die Erde, nicht der Himmel!" — „Niemand kann uns besser sagen, was der Witz nicht ist, als der gelehrte Abbé Huet," antwortete Hamilton, mit einer lächerlichen Miene übertriebener Hochachtung." — „Pschah," rief Chaulieu, „ich dachte es mir wohl, als wir der Satire einmal den Zügel schießen ließen, daß sie uns bald pêle — mêle wider einander führen würde. Doch um Ihnen diesen Tropfen Limonienſaft zu versüßen, mein bester Huet, so will ich mich an Mylord Bolingbroke wenden, und ihn fragen, ob England einen Gelehrten aufzuweisen habe, welcher Huet gleich komme, der in zwanzig Jahren Anmerkungen zu sieben und sechzig Bänden Classiker schrieb, zum Besten eines Prinzen, der nie eine Zeile davon gelesen hat?" —

(Schluß folgt.)

Die Engländer in Frankreich.

Nach amtlichen Angaben beläuft sich die Zahl der Engländer, die sich gegenwärtig in Frankreich aufhalten, mit Inbegriff von 6080 Handwerkern, auf 35,695; nämlich zu Paris: 14,500, Versaille 2080, St. Germain 150, Tours 2795, Bordeaux 965, Barreges 80, Montpellier 300, Marseille 120, Lyon 63, Fontainebleau 30, St. Quentin 200, Dunkerken 500, St. Omer 700 Boulogne sur mer 6100, Calais 4550, in andern Theilen von Frankreich zerstreut, 1865. Die Summe, die jährlich von ihnen verzehrt wird, berechnet man auf 95,885,500 Franken.

Ney und der Herzog von Wellington.

Als Grund, warum sich der Herzog nicht für das Leben des Marschalls verwendet habe, da es ihn nur ein Wort gekostet hätte, erzählt man sich Folgendes: Ney hatte während der ersten Anwesenheit der Alliirten einen Ball gegeben und auch den Herzog Wellington dazu eingeladen; die französischen Offiziere erscheinen nun bei solchen Gelegenheiten in Civil; diese Sitte verletzte der Herzog, der mit Stiefeln und Sporen in den Saal trat, so daß Ney zu ihm sagte: „Ich habe den Herzog eingeladen, nicht den Feldmarschall."

Court Journal.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 261. 18 September 1829.

Die Gerichtsberedsamkeit der Franzosen.

Servan.

„Man macht Meisterstücke in der Provinz", sagte Voltaire, als er Servan's Rede für eine junge Protestantin las, deren Gatte, Katholik geworden, seinen neuen Glauben als Vorwand brauchte, um seine Gattin für eine Concubine zu erklären, und aus seiner Concubine eine Gattin zu machen. Servan, Generaladvocat in der Dauphiné, war der Erste, welcher die neue Philosophie vor den Gerichten predigte, indem er gegen die Inhumanität des Strafrechts und gegen die Barbarei der kirchlichen Intoleranz seine Stimme erhob. Die verlassene Lage des Unglücklichen, der vergessen Jahre lang im Gefängnisse liegen konnte, bis die Untersuchung begann, wo die peinliche Frage ihn erwartete, die Heimlichkeit des Verfahrens beim Zeugenverhör und bei der Anklage, der Zustand der Rechtlosigkeit, in welchen die Zurücknahme des Edikts von Nantes die protestantische Bevölkerung versetzt hatte — gab es passendere, unerschöpflichere Materien für den Mann, der mit der Gabe der Rede und der aufgeklärten Einsicht des Philosophen den frommen Eifer des Menschenfreundes verband? Servan's Vorträge zeugen von einem kräftigen und gebildeten Geiste, einer lebhaften Einbildungskraft, einem leidenschaftlichen Gefühle und einer reichen Darstellungsgabe: ihre Schattenseite sind erkünstelter Prunk, krankhafte Empfindsamkeit und Weitschweifigkeit im Ausdrucke. Seinen volksthümlichen Ruf begründete er durch eine Rede über die Criminaljustiz. Klagend über die Langsamkeit und die Mißbräuche der Rechtspflege wendet er sich an seine Amtsbrüder: „Werft Eure Blicke", ruft er aus, „auf diese trübseligen Mauern, hinter denen die Freiheit trauert, wo Schuld und Unschuld so oft mit einander verwechselt werden! Tretet hinzu, und wenn das Klirren der Eisen, die gräßliche Finsterniß, der Wiederhall des tiefen und fernen Gestöhnes nicht Eure Seelen durchschaudert und Eure Schritte zurückschreckt, so gehet hinein in diese Stätten des Jammers — faßt Muth und steiget einen Augenblick hinab in diese öden Zellen, in die das Licht des Tages nie eindringt, unter diese entstellten Gestalten, und sehet Eure Mitmenschen, fühlet die Ketten, die sie wund drücken, athmet die Atmosphäre, die sie vergiftet, die sie den Würmern, die sonst nur den Leichnam im Grabe verzehren, lebend zur Beute giebt. Sind diese Menschen schuldig, ihren Anspruch auf unser Mitleiden verlieren sie nicht; und ohne grausam zu seyn, kann und darf ihnen der Richter Urtheil und Recht nicht vorenthalten; — sind sie aber unschuldig — dann wehe Euch! Ihr seyd Menschen, fühlt auch menschlich, Ihr seyd Richter, denkt auch billig, Ihr seyd Christen, habt auch Liebe; als Menschen, Richter, Christen sollt Ihr Euch Eurer Mitgeschöpfe mit Milde erbarmen, sollt Ihr das Unglück achten an dem Unglücklichen, der vielleicht jetzt Buße thut, der vielleicht Nichts zu bereuen hat. Ich hörte so oft den Nutzen einer Kunst preisen, ich meine die Kunst des verfänglichen Verhörs, wo man den Angeklagten selbst durch Unterlegung falscher Angaben zu verwirren sucht, kurz sich zur Entdeckung der Wahrheit, der List und des Betrugs debient; glaubt Ihr, daß sie so schwer sey? Man braucht den Gefangenen nur erst mit tausend unbedeutenden Kreuz- und Querfragen zu überschütten und so in einen Wirbel von Vorstellungen hineinzuziehen, daß ihm bei der raschen Bewegung der Gegenstände um ihn her schwindlich wird; plötzlich faßt man ihn dann an, hält ihm ein Geständniß vor, das er nicht gemacht hat, sagt ihm, er habe sich verrathen, keine Ausflüchte helfen mehr, und er ist verloren. Die Worte des Richters fallen wie ein Blitzstrahl auf ihn — betäuben seine Vernunft, rauben ihm die Besinnung; ein treulos unterschobenes Geständniß macht ihn verdutzt, verwickelt ihn in einen wirklichen Widerspruch, der ihm zum Verderben gereicht. Aber welches entsetzliche Schauspiel stellt sich plötzlich meinem Auge dar? Der Richter ist des Fragens mit Worten müde oder überdrüßig — er läßt jetzt den Schmerz fragen. Ungeduldig, wohl auch verletzt durch den Gedanken, daß es seinem Inquisitorstalente nicht gelingen will, die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu bringen, verordnet er Zangen, Schrauben, Ketten und alle die Werkzeuge, welche menschlicher Scharfsinn, um Menschen zu quälen, erfand; und das Geschäft der Magistratur theilt und beschließt der Henker. Während unser Gerichtsbrauch dieses abscheuliche Verfahren heiligt, haben wir da wohl Ursache, den Alten ihre wilden Gladiatorenspiele und Thierhetzen übelzunehmen? Nein, lieber stellt den Angeklagten dem Gladiator, dem Löwen in dem Circus gegenüber — er hat dann wenigstens die Mittel und die Freiheit, sich zu ver-

Digitized by Google

theidigen. Werft ihn in die Flammen und er hat noch die Hoffnung, daß vielleicht ein Zufall ihn aus der Feuerprobe errette. Wie grausame Thoren sind wir! Wollt Ihr Seufzer? Dann laßt die Folterknechte kommen. Ist es aber die Wahrheit, die Ihr sucht, wie wollt Ihr sie auf der Marterbank finden? Ach! wer hat von uns nicht schon Schmerzen gelitten? oder kennt nicht die schreckliche Herrschaft, die der Schmerz über ein so schwaches und so empfindliches Geschöpf ausübt, wie der Mensch? Der Mensch im Schmerze ist seiner nicht mehr mächtig, er weint wie ein Kind, er gebehrdet sich wie ein Rasender, er fleht zu der ganzen Natur, seine Gedanken sind verwirrt und verzerrt wie seine Züge, und in dieser krampfhaften Erschütterung seines Wesens bleibt ihm keine Vorstellung mehr, als das heftige Verlangen nach Erlösung. Häuft alle erdenklichen Verbrechen auf sein Haupt, während Ihr ihn auf der Folterbank habt, wird er sie Euch alle bekennen. Das größte Verbrechen an unsrer Natur, das uns am Meisten empört, und das wir am Wenigsten lange aushalten, ist der Schmerz; und der Tod selbst würde Nichts seyn ohne die Leiden, die ihm vorhergehen."

„Wer sich selbst anklagt, dem glaubt man, wer sich rechtfertigen will, dem glaubt man nicht", mit diesen Worten charakterisirt d'Aguesseau die damalige französische Criminaljustiz. Auch bei uns in Deutschland dürfte es schwer halten, alten praktischen Juristen die beiden englischen Rechtsgrundsätze einleuchtend zu machen, wornach der Angeklagte, so lange seine Schuld nicht erwiesen ist, für unschuldig gilt, und wornach es besser seyn soll, daß manchmal ein Schuldiger straflos durchkommt, als daß ein Unschuldiger gestraft wird. Wer wollte die Beispiele alle nennen, wo die Verkennung dieser Grundsätze einerseits und der blinde Amtseifer oder die Bösartigkeit des Untersuchungsrichters andererseits die schmählichsten Resultate herbeiführten? Doch Servan's Meisterstück war nicht diese Rede gegen den Mißbrauch der richterlichen Gewalt, sondern die oben erwähnte für die protestantische Gattin. Aber mit all seiner Beredsamkeit konnte er bloß den Schadenersatz, den eine Verführte anzusprechen hat, für seine Clientin auswirken. Nicht glücklicher ging es ihm mit einem Proceß anderer Art, den er für einen vornehmen Edelmann gegen eine Sängerin führte. Der Baron hatte sich durch seine Geschenke an diese Person ruinirt und ihr noch obendrein eine bedeutende Verschreibung zugestellt; da er jedoch verheirathet war, und von seiner Verblendung zurückkam, wollte er nicht bezahlen. Servan suchte den Beweis zu führen, daß ein unehrenhaftes vor dem Gesetze strafbares Verhältniß keine rechtlichen Ansprüche begründen könne. „Unter den Concubinen," sagt er, „giebt es eine Classe, die unsern Vätern unbekannt war, eine Classe, welche aus den Leidenschaften der Menschen ihr Erdgut macht — ich meine die Frauenzimmer, welche unsere Bühne verlassern; nicht daß ich eine Kunst herabsetzen wollte, die ohnehin so oft der Gegenstand der Ungerechtigkeit und des Vorurtheils ist, und die uns so manche Stunde einer angenehmen, sinnreichen und belehrenden Unterhaltung gewährt. Aber je reizender diese Kunst, desto gefährlicher ist sie. Möchten die, welche sie ausüben, doch immer bedenken, daß die geistreichsten Männer, für deren Werke sie unsere Bewunderung erregen, ihren Geschmack und die Grundsätze der Tugend, für welche sie unseren Beifall erwerben, ihre Sitten richten — aber wie Viel fehlt dazu! .. Von allen Liebesromanen, die Geld kosten, ist keiner verdächtiger, als der, welchen man mit einem Opernmädchen anspinnt, bei jeder andern Verbindung ist man weniger in Gefahr, betrogen zu werden. Welche Mittel besitzt nicht die Zaubrei der Bühne, diese Region der Uebertreibung und der Täuschung, das Herz zu vergiften und den Kopf zu benebeln. Ist es Liebe, was diese Weiber einflößen? Nein es ist ein ganz anderes Gefühl, das mit diesen reinen Elementen der Natur Nichts gemein hat; es ist ein Gefühl, zusammengesetzt aus Allem, was erkünstelt, lasterhaft und niedrig ist. Die Sinne werden durch den Betrug des Putzes und den Flitterglanz der Tracht überwältigt. Die Gemeinheit des Individuums vergißt man über der Romantik seiner Rolle; die Unbeständigkeit des Liebhabers wird durch den Scenenwechsel gefesselt und seine Eitelkeit durch den Beifall, den das Publikum seiner Göttin zollt, geschmeichelt. Aus dieser Mischung von sinnlicher und geistiger Wollust fließt das Gift, welches der Unglückliche unter dem Namen der Liebe einsaugt. Armer Thor, der Du eine dieser Sceenen liebst, glaubst Du, Du seyest noch frei? Dein Vermögen ist nicht länger Dein; Dein verweichlichtes Herz, Dein entnervter Geist schwemmt es hinweg. Streue nur Gold aus für die süßen Gesänge, trockne mit deiner Freigebigkeit diese falschen Thränen, das am Wenigsten willkommene von allen Deinen Geschenken bist Du selbst; gieb, gieb und sey glücklich, so lange Du zu geben hast, und hernach weine, wenn Du Lust hast!

Die Opernnymphe, die sich hoher Gönnerschaften erfreute, gewann den Preis für ihre Entehrung, und Servan, wegen seines Rigorismus verspottet und verlacht, gab im Aerger seine öffentliche Laufbahn auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Türkei und die türkische Frage.

(Schluß.)

Daß beträchtliche Verluste für die Pforte unvermeidlich sind, haben wir gesehen; die Gefahr, welche nicht nur der Herrschaft des Halbmondes, sondern dem Islam überhaupt von einem Punkte droht, auf den man bisher gewöhnlich am Wenigsten achtete, haben wir uns nicht verborgen; aber wenn wir auch eine endliche Auflösung des türkischen Reiches in seine einzelnen in ihren heiligsten und wesentlichsten Interessen so sehr von einander verschiedenen Bestandtheile allerdings für wahrscheinlich halten; so glauben wir die Zeit dieser Auflösung doch keineswegs so nahe, daß wir dieselbe bereits in den Kreis unserer politischen Berechnungen ziehen dürften. Für den Augenblick ist sein ferneres Bestehen durch das Wort des russischen Cabinetts, außerdem durch das Bedürfniß gesichert, welches alle europäischen Staaten theilen, den allgemeinen Frieden, so lange in

ren? eine Möglichkeit dazu vorhanden ist, ungestört zu erhalten. Zwar haben kurzsichtige Politiker jenes allezeit fertige Auskunftsmittel einer Theilung auch diesmal nicht vergessen, um uns zu beweisen, daß mächtige Staaten von der Carte verschwinden können, ohne auch nur in den innern Verhältnissen ihrer nächsten Nachbarn eine bedeutende Veränderung herbeizuführen; aber die Theilung Polen's, auf die man sich etwa berufen möchte, gehört einer Periode an, deren Sünden wir in unsern Tagen nicht ungestraft wiederholen dürfen; und wie hart ist selbst diese an ihren Theilnehmern nicht bereits bestraft worden? Wären Napoleon's Continentalkriege möglich gewesen, wenn die polnische Beute die Staaten, die sich an derselben hatten bereichern wollen, nicht geschwächt, gelähmt hätte? Und wenn auch Warschau von den russischen Heeren besetzt werden konnte, ohne daß das Gleichgewicht Europa's dadurch verrückt worden wäre; wie wenig folgt daraus, daß dasselbe mit Konstantinopel, mit dem Bosporus und den Dardanellen der Fall seyn müßte? Diese eine Stadt, mit ihren beiden gewaltigen Bollwerken, ist in Bezug auf die allgemeinen Weltverhältnisse wichtiger, als das ganze übrige türkische Reich. In den Händen Rußland's würde sie das schwarze Meer in einen großen russischen Kriegshafen verwandeln, aus dem bald mächtigere Flotten auslaufen würden, als aus der Themse und dem Canal. Weder Karthago noch Rom konnten Anspruch auf die Weltherrschaft machen, so lange das eine nur zur See, das andere nur zu Lande mächtig war; aber so wie Rom einmal seine ersten Siege auf dem Meere erfochten hatte, fiel ihm Karthago und alles Uebrige von selbst zu. Diese Lehre ist für Englands Staatsmänner nicht verloren gegangen; und nur zu sehr fühlen sie, wie leicht Konstantinopel als Rußland's Hauptstadt das Beispiel Rom's erneuen könnte. Selbst einzeln müßte daher England den Kampf für die Rettung der Türkei wagen; und wer wollte die Folgen berechnen, die, unter den gegenwärtigen Umständen, der erste Kanonenschuß haben würde, der von einem britischen Kriegsschiffe fiele? In wenigen Wochen wären die russischen Flotten im mittelländischen und schwarzen Meere vernichtet, Sizeboli, Warna, Odessa — die Häfen, von denen die russischen Truppen ihre Subsistenzmittel beziehen, mit ihren Magazinen in Schutthaufen verwandelt; und unermeßliche Opfer würden den russischen Feldherrn kaum in den Stand setzen, sich inmitten einer durch die Wendung des Kriegsglücks electrisirten feindlichen Bevölkerung zu behaupten.

Also dürfte die schöne Halbinsel des Hämus unwiederruflich verurtheilt, unter dem Drucke dieser zügellosen Barbaren zu schmachten? Sollen wir es vergessen, daß sie es waren, welche die paradiesischen Gefilde des alten Hellas in Wüsten verwandelt, die letzten Reste griechischer Bildung vernichtet, die herrlichsten Denkmäler des griechischen Geistes zertrümmert haben? Sollen wir es vergessen, daß das Schwert, daß die blutige Gewalt das einzige Recht ist, welches diese wilden Horden auf ihre sogenannten europäischen Besitzungen, auf ihre Lagerplätze an der Donau und am Bosporus aufzuweisen haben? — So sehr wir die Gefühle ehren, so gern wir die Begeisterung anerkennen, welche in diesen Fragen uns entgegentritt, so können wir doch, ohne ungerecht zu seyn, nicht umhin, auf die Irrthümer aufmerksam zu machen, welche denselben zum Grunde liegen. — Das schöne Griechenland war bereits eine Wüste, lange ehe die Türken einen Fuß nach Europa setzten; und Alles, was ihnen in dieser Beziehung zur Last fällt, ist nur, daß sie der längst eingerissenen Barbarei keinen Einhalt thaten. Schon zu Pausanias Zeiten lagen die schönsten Denkmäler griechischer Kunst in Trümmern; und nicht die Türken, sondern christliche Väter der Kirche waren es, welche in frommem Eifer die Reste heidnisch-hellenischer Literatur den Flammen übergaben. Auch die Rechtmäßigkeit der türkischen Herrschaft kann — sofern Verträge überhaupt in der Politik ein bleibendes Recht geben — mit Billigkeit nicht in Zweifel gezogen werden. Allerdings war es zuerst das Schwert, welches dieselbe begründete; aber welche Herrschaft in Europa müßte nicht, sobald wir sie bis zu ihrem ersten Ausgangspunkte zurückführen wollen, sich zuletzt gleichfalls auf das Eroberungsrecht berufen? Auch ist es bekannt, daß die christlichen Unterthanen des Padischah, so drückend auch ihre Lage war, doch keineswegs bloß durch rechtlose Gewalt im Gehorsam erhalten wurden, sondern ohne Ausnahme die Herrschaft der Pforte in Folge rechtskräftiger Verträge und Capitulationen anerkannten. Selbst bei der Einnahme von Konstantinopel, nachdem das osmanische Heer bereits einen Theil der Stadt erstürmt hatte, ging der Rest durch einen Vergleich (?) über, der von den Siegern auf das Strengste aufrecht gehalten wurde. Nur in jenem Theile der Stadt, der mit Sturm erobert worden war, wurden die christlichen Kirchen in Moscheen verwandelt, in dem übrigen blieben sie den Christen.

Weder ableugnen, noch entschuldigen wollen wir die Greuel, welche der türkische Despotismus noch bis in die neueste Zeit fortgesetzt hat; aber dürfen wir das als die nothwendige Folge der Existenz eines Volkes darstellen, was vielleicht nur die Folge eines Zustandes ist, in welchem dieses Volk sich befindet, ohne daß es denselben seiner Natur nach gerade unumgänglich behaupten müßte? Als die Türken zuerst ihre Herrschaft begründeten, waren sie rohe halbwilde Nomaden, ohne eine Ahnung von Literatur, beinahe ohne Schrift; aber auch die Völker, welche sie unterwarfen, waren zu tief gesunken, als daß sie — gleich ihren Stammverwandten, den mongolischen Mandschu in China — die Bildung der Besiegten hätten annehmen können. Die Verfassung, die sie in den eroberten Ländern einführten, war im Allgemeinen von jener, welche damals in den meisten Staaten des übrigen Europa bestand, nicht wesentlich verschieden. Als einziger oberster Landeseigenthümer wurde überall der Sultan anerkannt, der von dem ihm zugefallenen Grund und Boden an seine Waffengefährten vertheilte, soviel er wollte. Die unterjochten Landeseinwohner kamen dadurch in das Verhältniß, in welchem sich auch in Deutschland, in Frankreich und Italien zu Anfang des Mittelalters die Bürger und Bauern befanden; und das osmanische Heer bildete einen Adel, der nur dadurch in einen schrofferen Gegensatz zu seinen Unterthanen trat, als in jenen Ländern, daß hier auch noch der Religionsunterschied hinzukam, um die Trennung drückender und dauernder zu machen. Alle Greuel, die wir mit Recht der türkischen Verwaltung zur Last legen, lassen sich in nicht geringerem Maße

Digitized by Google

in den Jahrbüchern des fränkischen, des gothischen und lombardischen Mittelalters auffinden; und wir können nicht leicht einen richtigeren Standpunkt für die Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Türkei angeben, als indem wir sagen, daß das Mittelalter, welches in dem westlichen Europa bereits längst seine Endschaft erreicht hat, hier noch mit aller Barbarei seiner frühesten Entwicklungsperiode fortdauere. Aber wie viel Herrliches ist nicht aus dem westeuropäischen Mittelalter hervorgegangen; und was berechtigt uns anzunehmen, daß nicht auch das Mittelalter der Türkei sich einst reich an trefflichen Früchten zeigen könne? Wie der Schnee, indem er seine rauhe Decke über die Erde breitet, die Saaten vor dem vernichtenden Froste des Winters schützt, so hat die Barbarei der Türken den Völkern, auf denen sie lastete, zugleich zum Schutze gegen die Gefahren einer Aufklärung gedient, die ihre Gaben dem gebildeten Europa nur zu theuer verkaufte, indem sie zwar einzelne Köpfe erhellte, aber dagegen auch viele tausend warme Herzen zum Tode erkältete.

Noch ist das Amt, zu welchem die Pforte berufen scheint, die Reste edler Völkerschaften durch die Feuerprobe der Verfolgung einer besseren Zukunft entgegen zu führen, nicht vollendet; eine vorzeitige Auflösung ihrer Herrschaft würde nur die Vernichtung aller jener Völkertrümmer nach sich ziehen, welche über die ganze Halbinsel des Hämus beinahe in jeder Richtung unter einander geworfen sind. Auf einem Flächenraume von 5000 QM. — dem Reste des türkischen Gebietes in Europa, wenn wir Griechenland, Serbien, die Moldau und Wallachei abrechnen — wohnen, außer in Rumelien und Macedonien, größten Theils nur in den Städten und festen Plätzen an zwei Millionen Osmanli, in Bosnien 800,000 mohammedanische Serben, in Albanien an 500,000 mohammedanische Arnauten, in Bulgarien und in den angrenzenden Theilen der benachbarten südlichen Provinzen über eine Million christlicher Bulgaren neben 250,000 mohammedanischen Tataren, im Ganzen mit den Griechen und Armeniern, den Juden und den Zigeunern, die überall umher zerstreut sind, über fünf Millionen Menschen, von denen mehr als drei Fünftheile eifrige Mohammedaner, welche vielleicht für den Augenblick unterworfen, aber nie zu friedlichen Unterthanen eines christlichen Staates gebildet werden könnten. Bedenkt man nun zugleich die Nähe Asien's mit seinen Millionen fanatischer Muselmänner: so wird man leicht begreifen, daß der Untergang des türkischen Reiches, statt diese Gegenden wie man hofft, dem Christenthume und der Civilisation zu öffnen, vielmehr einen Kampf entflammen würde, der auch die letzten Spuren von Cultur in denselben vertilgen müßte. Nicht anders als weise können wir daher die Vorsicht und Mäßigung nennen, welche das russische Cabinett bisher noch bei jedem Schritt geleitet hat; und mit aufrichtigem Beifall begrüßen wir den edeln Fürsten, welcher dem besiegten Feinde, statt ihn zu vernichten, großmüthige Schonung verspricht. In kurzer Zeit muß, auch ohne das gewaltsame Einschreiten der europäischen Mächte, es sich entscheiden, ob das Reich der Osmanen europäische Ordnung, europäische Civilisation in sich aufnehmen, ob es die Keime selbstständiger Bildung, die in seinen verschiedenen Völkerschaften liegen, entfalten, ob es die Bestimmung, welche die Natur ihm angewiesen hat, die Vermittlung zwischen dem Orient und Occident zu übernehmen — erfüllen, oder ob es in steigender Zerrüttung allmälig in sich selbst zerfallen und durch innere Auflösung einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen soll.

Dr. Hermes.

Statistische Notizen über Sardinien.

Während die sardinische Regierung in Piemont und Genua sich den Forderungen des Zeitgeistes eben nicht allzugünstig erwiesen hat, scheint auf der Insel Sardinien ein ernstliches System des Fortschreitens verfolgt zu werden. Im Jahr 1820 erlaubte ein königliches Edict die Theilung der Gemeindegüter, wovon die Folge gewesen ist, daß schon jetzt mehrere der auf diese Weise in Privateigenthum verwandelten Ländereien mit den am Besten angebauten Districten des festen Landes wetteifern. — Die Straßen, die im Jahre 1821 angefangen wurden, nähern sich ihrer Vollendung und die wichtigste, die von Cagliari nach Sassari, ist schon seit längerer Zeit vollendet, so daß man bereits von einem Ende der Insel bis zum andern fahren kann: ein in den Annalen Sardiniens unerhörtes Ereigniß. Die mannigfaltigen und zum Theil widersprechenden Gesetze, die auf der Insel gültig waren, wurden gesammelt und bei der Ausarbeitung eines neuen Criminal- und Civilcodex zum Grunde gelegt, der im Januar des vorigen Jahres bekannt gemacht worden ist. Auch hatte die Regierung befohlen, daß jede Gemeinde eine Elementarschule erhalten sollte, in der unentgeldlich im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Katechismus und in den Anfangsgründen der Landwirthschaft Unterricht ertheilt wird; und schon sollen von 392 Dörfern sich über 300 dieser Wohlthat erfreuen. Auf den beiden Universitäten zu Cagliari und Sassari befanden sich im vorigen Jahre 482 Studirende; die Normalschulen der zehen Districte, in welche die Insel getheilt ist, wurden von 6665, die Secundärschulen zu Cagliari von 1057 Schülern besucht, so daß von 490,057 Seelen, der Gesammtzahl der Einwohner Sardiniens, 8204 des öffentlichen Unterrichtes genossen. Als eine Folge dieser Verbreitung der Civilisation wird es betrachtet, daß die Verbrechen, die früher besonders in dem gebirgigen Innern der Insel so allgemein waren, bereits sehr im Abnehmen begriffen sind; während im Jahre 1818 noch über 150 Mordthaten vorfielen, belief sich die Zahl derselben im Jahr 1823 nur noch auf 90.

Bulletin universel.

Memoiren eines Janitscharen.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Sammlung altpolnischer Nationalschriftsteller, welche zu Warschau (bei Galenowski) erscheint, bilden die „Memoiren eines Janitscharen" — Pamiętniki Jaczara, — (Warsz. 1823, 8). Ein polnischer Edelmann, der in der Schlacht bei Warna (im J. 1444) gefangen zum Mohammedanismus übergetreten war und als Janitschar an der Einnahme von Konstantinopel Theil genommen hatte, jedoch später Gelegenheit fand, in sein Vaterland zurückzukehren, ist der Verfasser dieses merkwürdigen Werkes, das uns in einem diplomatisch-treuen Abdruck der Urschrift mitgetheilt wird.

Revue encyclopédique.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 262. 19 September 1829.

Erinnerungen aus Brasilien *).

Am Abende der Krönung des Kaisers war große Gala in dem Opernhause, wo Alles paradirte, was die Hauptstadt an Rang, Schönheit und Bildung Ausgezeichnetes aufzuweisen hatte. Das Opernhaus St. Joao ist ein großes stattliches Gebäude; und die Embleme zeugten, wenn auch nicht von dem besten Geschmacke, doch von Patriotismus. Der mit Juwelen geschmückte Kopfputz der Damen, oft von dem Feuer ihrer ausdrucksvollen, schwarzen Augen überstrahlt, die glänzenden Uniformen des Militärs, bedeckt mit Sternen und Bändern, und vor Allem der prachtvolle Glanz der kaiserlichen Loge, welche *fast das ganze Centeum* des Theaters einnahm, vereinigten sich zum imposantesten Anblicke. Der Kaiser und seine Familie kamen früh. Enthusiastischer Jubelruf begrüßte den Kommenden. Lorbeerkränze flogen ihm von allen Seiten zu. Die Vorstellung mußte mehrmals unterbrochen werden wegen poetischer Herzensergüsse, die sich von den Logen aus vernehmen ließen; ja selbst einige Senorita's der edelsten Familien traten auf den Ruf des Parterre vor, um unbekümmert um die Blicke der gaffenden Menge con amore ein Nationallied abzusingen.

Ich behielt das Gesicht des Kaisers während dieses Auftritts immer im Auge und glaubte Spuren stolzer, rastloser Ungeduld in der fürstlichen Miene zu lesen. Ihm zur Seite saß, augenscheinlich völlig theilnahmlos in Bezug auf das, was um sie vorging, mit ihren hellblauen Augen und blondem Haare schön contrastirend gegen die rabenschwarzen Locken und die sonnenverbrannten Gesichter der Damen ihres Gefolges die Kaiserin, Oesterreichs liebliche, trauernde Blume. Die tiefste Melancholie lag über ihre interessanten Züge gebreitet, man glaubte sie in ihren Gedanken fern an dem Gestade der Donau, unter die freundlichen Scenen ihrer Kindheit entrückt. Die junge Königin von Portugal, damals ein liebliches Kind von drei Jahren, schien unter der Kaiserfamilie das größte Wohlgefallen an diesen Abendbelustigungen zu haben und bezeugte ihren Beifall durch alle Merkmale kindischer Freude.

Endlich gingen auch die Festlichkeiten, Musterungen und militärischen Aufzüge, welche sich an die Krönung anschlossen, vorüber; und das Volk befand sich bereits wieder in dem gewöhnlichen Gleise des prosaischen Lebens, als die Ankunft Lord Cochrane's, der den chilesischen Dienst auf Ersuchen des Kaisers verlassen hatte, den kaum erloschenen Paroxismus der Begeisterung wieder anfachte. Die Brasilier drängten sich in Massen nach dem Landungsplatze, den neuen Admiral von Brasilien zu begrüßen, der unter einer allgemeinen Salve der Forts und der Kriegsschiffe an's Land stieg, nachdem er seine Flagge an Bord des Pedro Primeiro aufgepflanzt hatte. Was schien ihnen unter einem so erfahrnen Führer nicht möglich zu seyn? Aber so kurz und vergänglich ist Hof- und Volksgunst, daß es nicht lange anstand, bis derselbe Mann, dessen Tapferkeit den Kampf zu einem schnellen siegreichen Ende führte, der durch den Schrecken seines Namens hemmend in das Rad der Revolution in den Nordprovinzen eingriff und die Integrität des Reiches rettete, sich zu einer schleunigen Entfernung aus dem unhaltbaren Dienste genöthigt sah.

In Brasilien haben die Eingebornen in der Regel nur wenig Umgang mit Fremden. Wenn man aber einmal das Glück hat, in Familien eingeführt zu seyn, so darf man auf eine zuvorkommende und gastfreie Aufnahme rechnen. Damals boten die gesellschaftlichen Zirkel die seltsame Erscheinung dar, daß die abstractesten politischen Fragen in ihnen abgehandelt, die verschiedenen Staatsformen von Solon bis auf unsere Zeiten durchgemustert wurden. Zahlreiche Klubbs hatten sich gebildet, die regelmäßige Zusammenkünfte hielten; es war in einem dieser Klubbs, wo ein politischer Wortführer wegen einer unmäßigen Invective gegen den Kaiser sich eine empfindliche persönliche Züchtigung von einem Offizier zuzog. Die Kunde dieser Mißhandlung eines Bürgers lief wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt und setzte alle Gemüther in die äußerste Gährung. Die Armee, bisher der Stolz und die Bewunderung, der Gegenstand der kühnsten Hoffnungen des Volkes, ward jetzt zu einer prätorianischen Leibwache und der Kaiser zu einem Tiber oder Nero gestempelt. Die Cortes fachten durch Emissäre die Flamme des Mißvergnügens noch mehr an; sie betrachteten den Vorfall als Vorläufer einer Militärdespotie, erklärten die Constitution in Gefahr und ihre Sitzungen für permanent, und erließen das Ansinnen an den Kaiser, seine Armee zehn Stunden von der Hauptstadt zu

*) Forts. des Art. in Num. 226.

Digitized by Google

entfernen. Don Pedro befand ſich eben in ſeinem Palaſte St. Chreſtovao, eine Stunde von Rio, als der Beſchluß der Geſetzgeber ſeines Reiches ihm zukam. Ohne einen Rath zu verſammeln oder mit Jemand Rückſprache zu nehmen, ſtellte ee ſich an die Spitze von drei obee vier Regimentern Fußvolk und einiger Reiterei und Artillerie, die in der unmittelbaren Nachbarſchaft des Palaſtes einquartirt waren, und marſchirte nach Rio. Als ob man hier die Gefahr ahnte, herrſchte Todtenſtille in der ganzen Stadt. Auf den Straßen ſtanden noch einige Gruppen Neugieriger, die aber ſchnell aus einander liefen, als die Truppen einrückten; dee Kaiſer ritt mit ſeinem Stabe und einem kleinen Gefolge voran. Auf ſeinem Geſichte lag kalte Entſchloſſenheit, und die hohe ſchwarze Feder, die einen tiefen Schatten über ſeine Züge warf, gab dieſen einen ſehr ſtrengen Ausdruck. Er ließ ſogleich die Zugänge am Ständehauſe beſetzen und vier Artilleriſtücke voe dem Portal aufführen; hierauf ſandte er ſeinen Adjutanten, den General Moeaes, in die Verſammlung ab, um ihre Sitzungen zu ſchließen und die Verfaſſung für aufgehoben zu erklären. Die Debatten verſtummten, als die Sporen des Generals die Treppe hinaufklirrten, als ee in den Saal trat und ihnen den Willen ſeines Gebieters vordonnerte. Doch faßte ſich die Verſammlung: dee Präſident ſtand auf und erklärte mit großee Würde Don Pedro und ſein Heer für Verräther an dem Vaterlande und befahl dem General, ſich aus dem gehelligten Bereiche dee Kammee zu entfernen, die ee durch ſein bewaffnetes Erſcheinen entweiht habe. Dee General hieß ihn aber nur aus dem Fenſtee ſchauen, wo er ſich übeezeugte, daß keine Alternative möglich war. Wie ſie die Treppe hinabſtiegen, wurden vier oder fünf dee erſten Wortführer ergriffen, an Bord eines Schiffes gebracht, das im Begriffe wae, nach Frankreich abzugehen, und ehe die Sonna des morgenden Tages ihre Mittagshöhe erreichte, waren die Küſten ihres Heimatlandes ihren Augen entſchwunden.

Alles wae jetzt voll Zweifel und Argwohn — der Aufenthalt zu Rio äußerſt öde und langweilig. Ich habe den erſten Akt der Unabhängigkeit geſehen, dachte ich, und will jetzt nach St. Salvador zurück, um die Schlußſcene des Dramas portugieſiſcher Herrſchaft in Südamerica mit anzuſehen. Ich fand einige Schwierigkeit, mich einzuſchiffen, da in Folge von Lord Cochrane's kürzlichem Abgang mit einer ſtarken Expedition ein ſtrenges Embargo auf alle nach den Needpeovinzen ſegelnden Schiffe gelegt war. Aus dieſem Dilemma half mie der Capitän eines franzöſiſchen Kriegsſchiffes, der mich äußerſt höflich zu ſich an Bord einlud. Ich kannte ſonſt keine größere Leere in dem Menſchenleben als eine lange Seereiſe auf einem Packetboot; da geht Alles in gerader, unabweislicher Linie der monotonſten Einförmigkeit fort, und umſonſt ſucht man einen Punkt, auf dem man verweilen möchte, bis auf den Augenblick, wo man wiedee im Hafen iſt. Mein kurzes Kreuzen am Bord des Ruſö war indeß für mich eine unerſchöpfliche Quelle der Unterhaltung. Ueberhaupt laſſe ich mie eine Seereiſe auf einem Kriegsſchiffe ſchon lieber gefallen; da giebt es immee Etwas zu ſehen und zu hören; es iſt ein glänzendes Bruchſtück der Civiliſation, ſo gleichſam eine Welt in ſich ſelbſt. Mich intereſſirte der Contraſt des franzöſiſchen Seedienſtes mit dem engliſchen. Alles bewegte ſich in dee ſchönſten Ordnung, und die Mannſchaft wurde täglich bei dem Geſchütze und in dem Kleingewehe geübt. Soviel ich bemerken konnte, glaubte ich jedoch mehr vollendete Theorie als praktiſches Seemannsgeſchick zu entdecken. Die Officiere ſahen die Mängel ihres Syſtems ſehr wohl ein, und waren eifrig bemüht, von dee reichern Erfahrung ihrer Nachbarn Gewinn zu ziehen. Beſonders fiel mir die außerordentliche Gelehrigkeit der Mannſchaft auf, welche keine jener ſtrengen Zuchtmaßregeln nöthig machte, die einen ſo markirten Zug des drittiſchen Seedienſtes bilden. Als ich eines Tages in einer Unterhaltung mit dem Commandanten darauf anſpielte, ſagte er mie lachend, daß er ſeine Leute zu Allem, nur nicht zum Stillſchweigen, bringen könnte; ſie waren Provenzalen, die, ſelbſt in Frankreich, durch die Geläufigkeit ihrer Zunge berühmt ſind. Als wie in den Hafen von St. Salvadoe einliefen, rief er ſie — auf drei auf der Rhede vor Anker liegende engliſche Fregatten deutend — zur Ordnung mit den Worten: „Meine Kinder, die Engländee haben ein Auge auf uns!“ Dieſe Berufung auf idee Nationalitelkeit wirkte wie ein Zauberſchlag; das Schiff wurde in tiefſter Stille in den Hafen gebracht.

Die portugieſiſche Fahne wehte noch ſtolz auf den Mauern der Feſtung. Aber ach wie verändert war der einſt ſo heitere Anblick dieſee Bai! Die Natur war noch immer die gleiche, mitten unter den Schrecken des Kriegs lachte ſie noch immer in dem lebendigen Kolorit und der üppigen Schönheit eines tropiſchen Himmels. Allein die Handelsſchiffe, welche mit den reichen und zahlloſen Erzeugniſſen aller Klimate beladen einſt in ihrem tiefen Schoße ruhten, und dieſe Flotte von Baots und Kähnen, welche gleich Schwänen über ihrem weiten Waſſerſpiegel ſchwebten, waren verſchwunden. Landete man, ſo ward der Anblick noch düſterer. Die ganze untere Stadt mit den ausgedehnten Kaien, einſt voll Leben und Geſchäftigkeit, und von dem wilden Geſchrei der Negerbevölkerung wiedertönend, ſtand leer. Die Feſtung duech Natur und Kunſt gleich ſtark, und von einee zahlreichen Beſatzung altee erfahrener Soldaten vertheidigt, ſpottete jedoch jedes Verſuchs des rohen, undisciplinirten braſiliſchen Aufgebots, ſie im Sturme zu nehmen. Es dürfte aber nicht leicht ein Beiſpiel in der Kriegsgeſchichte geben, wo ſo große und vielfache Vortheile aus einem Mangel an Talent, ſie zu benutzen, ſo unverzeihlich verſcherzt woeden wären. Der Royaliſtengeneral hätte Alles voe ſich aus dem Felde ſchlagen können. Mit fünfzehn vollzähligen Bataillonen derſelben Soldaten, welche von dem Tajo an den Adour marſchirt waeen, mit einee wohldienten Artilleeie, einer zahlreichen und gut organiſirten, von dem beſten Geiſte beſeelten Miliz, und vor Allem mit dem Ruhme der Unbeſiegbarkeit in ſeiner ein Armeecorps aufwiegenden Stellung, wäre er kühn in das Binnenland vorgedrungen, wo keine hinreichende Truppenmacht zur Gegenwehr ſtand, wo er die Unzufriedenen eingeſchreckt, die Wankenden beſtärkt, und, was noch wichtiger war, ſeinen zahlreichen Anhängern Gelegenheit gegeben hätte, ſich für ihn zu erklären. Mit einee kühnern, entſchiedenern Taktik hätte er die Fortſchritte der Unabhängigkeit um mehrere Jahee zurückgebracht; ſtatt daß

Digitized by Google

er, unthätig innerhalb der Mauern der Stadt liegend, Hunger und Seuche, mit einer Menge anderer Uebelstände in ihrem Gefolge, welche die moralische Haltung eines Heeres untergraben, das Werk der Zerstörung vollbringen ließ. Das Benehmen des portugiesischen Admirals mußte man noch unerklärlicher finden. Seine Seemacht war derjenigen unter Lord Cochrane um das Vierfache überlegen, und doch ließ er Seine Herrlichkeit mit einer Handvoll Schiffe die strengste Blokade behaupten. Wäre diese übermächtige Streitkraft gehörig verwendet worden, so hätte sie nicht bloß die brasilische Flotte vernichtet, sondern selbst mit Erfolg den Hafen von Rio blokirt; allein sie blieb ruhig in der Bai vor Anker.

So uninteressant auch sonst der Verlauf der Belagerung war, so darf ich doch den kühnen Versuch Lord Cochrane's nicht unerwähnt lassen, durch einen nächtlichen Angriff die Flotte der Royalisten zu zerstören. Sir Thomas Hardy, der das englische Geschwader auf dieser Station commandirte, hatte den Royalistenadmiral vor der tollkühnen Taktik seines Gegners gewarnt. Was er vorausgesehen, trat wenige Tage darauf ein. Unter Begünstigung einer stockfinstern Nacht fuhr Cochrane auf seinem Schiffe, dem Pedro, allein mitten unter dreiundzwanzig Kriegsschiffe, welche durch mehrere starke Forts und Batterien gedeckt waren. Er stand auf dem Punkte, sich an das Admiralschiff zu machen, dessen Wegnahme das Schicksal der übrigen entschieden hätte, als plötzlich der Wind den Verräther spielte und das Royalistengeschwader rettete. Jetzt Feuer zu geben, wäre Wahnsinn gewesen; denn er hätte nur sein Pulver verpufft, um den wenigen Wind, der ihm noch übrig war, zu vertheilen, und die Zeichen standen zu drohend gegen Seine Lordschaft, als daß es rathsam gewesen wäre, den einzigen Vortheil, den er noch hatte — den Rest von Wind — auf's Spiel zu setzen.

Indessen wurde die Blokade zu Lande und zu Wasser mit solcher Strenge fortgesetzt, daß die Stadt durch Hunger und Krankheit verödete. Das Elend der unglücklichen Einwohner überstieg alle Begriffe. Sclaven von hohem Werthe wurden um ein Spottgeld verkauft, weil man sie nicht mehr ernähren konnte; die rohesten Nahrung fast mit Gold aufgewogen. In diesem Drange der Umstände schritt der Gouverneur zu der einzigen ihm noch übrigen — wenn gleich grausamen — Maßregel, alle unglosen Mäuler in die Linien der Feinde zu treiben. Drei Tage wurden hiezu anberaumt, während welcher alle alten Männer und Weiber nebst den Kindern die Stadt verließen. Um das Schreckliche dieser Scene noch zu erhöhen, schoß der Regen in Strömen herab; nur zu viele der Ausgestoßenen, besonders Frauenzimmer, in der üppigen Indolenz eines tropischen Klimas erzogen, fielen, den Schrecknissen des Kriegs und der Hungersnoth entronnen, als Opfer des Fiebers, das ihnen Anstrengung und Unwetter zugezogen. Endlich beschlossen die Brasilier, müde dieser fabianischen Kriegführung, oder ermuthigt durch die Aussagen der Ausgewanderten, sich mit ihren Feinden zu messen. Früh am Morgen sahen wir sie an den Umsäumungen des Waldes, in welchem sie campirten, sich aufreihen; bald darauf rückten sie in drei Colonnen vor. Gegen 600 Schritt von den portugiesischen Posten schwenkten sie sich schnell in die Linie und rückten mit dem ritterlichsten Muthe zum Kampfe vor. Ein stolzer Augenblick für die europäischen Truppen, auf den sie in den Mauern der Festung eingeschlossen und mit jederlei Mühsal und Entbehrung kämpfend und von einem Feinde geneckt, dem sie nie zu Leibe konnten — seit Monaten harrten. Jetzt da sie diesen Feind einmal aus seinen Schlupfwinkeln hervorgekrochen sahen, stießen sie ein wildes Jubelgeschrei aus. Ein furchtbares Geschütz- und Gewehrfeuer hemmte das Vordringen, ein zweites brachte Schrecken und Tod in die Reihen der Brasilier — ein mörderischer Angriff mit dem Bajonet that das Uebrige. Sie waren im Augenblicke geworfen und unter schrecklichem Gemetzel bis fast in ihr Lager verfolgt. Kein Brasilier wagte mehr, einem Royalistensoldaten vor's Bajonet zu kommen. Angefeuert durch diesen glücklichen Erfolg verlangte die Besatzung gegen den Feind geführt zu werden. Es war die letzte Anstrengung. Da der Gouverneur fand, daß sie bloß noch auf 60 Tage Mundvorrath hatten, berief er einen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, den Platz zu räumen und sich nach Europa einzuschiffen. Die Kranken und Verwundeten wurden mit dem schweren Gepäcke zu Schiffe gebracht, die Truppen zogen sich aus ihren Linien auf die Stadt und früh Morgens waren sie alle an Bord. Die Räumung geschah ohne die geringste Unordnung und machte der Mannszucht der portugiesischen Truppen die größte Ehre. Die portugiesische Flagge hatte zum letzten Male in Brasilien geweht.

Devereux.

(Schluß.)

„Wir haben einige Gelehrte," sagte Bolingbroke, „aber gewiß keinen Huet." „Es ist seltsam genug, aber die Gelehrsamkeit scheint mir wie ein Zirkel im Wasser — sie wird schwächer und schwächer, je weiter sie sich verbreitet. Wir sehen jetzt Viele, die Commentare zu lesen, aber Wenige, die sie zu schreiben im Stande sind." „So ist es," antwortete Huet, „Gelehrsamkeit, einst die schwerste und mühevollste Unternehmung des Genies ist jetzt durch die Arbeiten unserer Vorgänger nur eine Art Vergnügungsreise geworden. Aber wer wollte die großen Männer, deren Anstrengungen nicht bloß ihren wissenschaftlichen Eifer erprobten, sondern die auch jene Ausdauer und jenen Muth erprobten, die allein des Sieges gewiß sind, den faulen Müßiggängern unserer Zeit vorziehen, die wenig Schwierigkeiten zu überwinden, aber auch keinen Ruhm zu gewinnen haben? Was mich betrifft, so scheint es mir, als wenn derselbe Unterschied zwischen einem Gelehrten unserer Tage und einem der Vorzeit wäre, als zwischen Columbus und dem Capitän eines Packetboots von Calais nach Dover!" — „Aber," rief Anton Hamilton, indem er mit der Miene eines Mannes, der etwas sehr Witziges sagen will, eine Prise nahm, „aber was haben wir, die Geister der Welt und nicht der Studirstube — wobei er einen Blick auf Huet warf — was haben wir mit der Gelehrsamkeit zu thun? Alles, was wir von dem Wasser des kastalischen Brunnens bedürfen, um es in unser Gehirn zu gießen, ist so Viel, als uns von selbst auf die Zunge fließen will." — „Mit einem Worte," sagte ich, „Sie behaupten

Digitized by Google

also, daß Alles, was wir in dem Kopfe eines Freundes verlangen, eine hinreichende Quantität von Geschwätz sey?" — „Gerade das, mein theuerster Graf," antwortete Hamilton ernsthaft, und diesem Grundsatz will ich noch einen zweiten für das andere Geschlecht beifügen. Alles, was ein Weib in dem Herzen ihres Geliebten verlangt, ist die Quantität von Liebe, die darin ist." — „Wie? also Großmuth, Kühnheit, Ehre sollen alle bei unsere Geliebten keinen Cours haben?" rief Chaulieu. — „Nein, denn sie wird überzeugt seyn, daß Ihr, wenn Ihr sie mit wahrer Leidenschaft liebt, auch alle jene Tugenden habt; wo nicht, daß Ihr auch jene Tugenden nicht habt." „Ah, es war eine schöne Schule der Liebe, sagte Bolingbroke, in welcher der Freund und Biograph des Grafen Grammont diese Kunst lernte!" — „So dachten wir damals, mein Lord, aber es giebt so viele Moden in der Kunst zu lieben, als in der Kunst, Kleider zu machen. Erzeigen Sie mir die Ehre, Graf Devereux, sich meiner Dose zu bedienen und werfen Sie dann einen Blick auf den Deckel!" — „Es ist das Porträt Karls II, welches ihn ziert, nicht wahr?" — „Nein, Graf, die Diamanten sind es, welche ihn zieren. Ich hielt das Gesicht Seiner Majestät für außerordentlich schön, so lange er lebte, aber jetzt, auf mein Wort, scheint es mir die häßlichste Physiognomie, die ich je gesehen habe. Aber ich machte Sie darauf aufmerksam, weil wir eben vom Lieben sprachen und all Rowley glaubte, daß er das besser verstünde, als irgend ein Anderer. Alle seine Höflinge hatten dieselbe Meinung von sich selbst; und ich bin überzeugt, daß die beaux garçons der Königin Anna ihrerseits sagen würden, daß von der ganzen Gesellschaft des Königs Charley Keiner gewußt habe, was Liebe sey. Ja, es ist ein sonderbarer Kreislauf von Revolutionen, diese Liebe. Wie die Erde verwandelt sie sich immer aufs Neue und bedient sich dabei doch immer nur derselben Materialien." — „L'amour, — l'amour, toujours l'amour, bei Graf Hamilton!" sagte Bonlainvilliers. „Er kommt immer wieder auf diesen Gegenstand zurück; und sacre bleu! als er jung war, soll er wie Cacus, der Sohn Vulcans, gewesen seyn und Nichts als Flammen geathmet haben." — „Sie schmeicheln mir," sagte Hamilton. „Aber lösen Sie mir jetzt einmal ein schweres Räthsel auf, mein Lord Bolingbroke. Wie kommt es, daß ein junger Mann es immer für das größte Compliment hält, wenn man ihn klug und verständig nennt, während es für einen alten Mann das größte Compliment ist, wenn man ihm sagt, daß er ein Narr gewesen sey?" — „Ist die Liebe denn eine Narrheit?" sagte Lord Bolingbroke. „Und Sie können das bezweifeln?" erwiederte Hamilton; „sie zwingt uns mehr an ein anderes Wesen zu denken, als an uns selbst; giebt es einen größern Beweis der Narrheit?" — „Ah, mon aimable ami," rief Chaulieu, „Sie sind der verruchteste witzige Kopf, den ich kenne. Ich kann mir nicht helfen, mich in Ihre Sprache zu verlieben, während ich Ihre Gesinnungen hasse." — „Meine Sprache ist mein Eigenthum, meine Gesinnungen gehören der ganzen Welt," antwortete Hamilton; „aber à propos, sollen wir nicht den jungen Arouet heut Abend hier haben? Was für ein bezaubernder junger Mann das ist!" — „Ja," sagte Bonlainvilliers. „Er sagte, er würde erst etwas spät kommen; auch Fontenelle erwarte ich, aber er kommt erst nach dem Souper. Ich fand Fontenelle diesen Morgen, wie er sich eben mit meinem Koch über die beste Art Spargel zu bereiten unterhielt. Einmal fragte ich ihn, welcher Schriftsteller unter allen, Alten und Neuern, ihm das meiste Vergnügen gemacht habe. Nach einer kleinen Pause sagte der treffliche alte Mann: Daphnus. — Daphnus, wiederholte ich, wer zum Teufel ist das? — Ei, antwortete Fontenelle mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, ich hatte allerlei hypochondrische Ideen darüber, daß Soupers der Gesundheit nachtheilig wären, und Daphnus ist ein alter Arzt, der das Gegentheil behauptet und erklärt — denken Sie sich mein Freund, was für eine allerliebste Theorie — daß der Mond sehr die Verdauung befördere!" — „Ha! ha! ha! lachte der Abbé de Chaulieu; wie ähnlich das Fontenelle sieht! Was für ein sonderbares Geschöpf dieser Mann doch ist! Er hat das beste Herz und das stumpfeste Gefühl von der Welt. Hamilton mag eine bessere Beschreibung für ihn suchen, wenn er kann!"

Ueber die allmälige Zunahme des Regens.

Aus vieljährigen meteorologischen Beobachtungen schloß im Jahr 1816 der Astronom Cesaris auf eine jährliche Zunahme des Regens in der Lombardei und suchte die Ursache in der größern Ausdehnung, welche die Bewässerung der Ländereien erhalten habe; der französische Gelehrte Arago behauptete dagegen, daß die Periode von 54 Jahren, aus welcher jener Schluß gezogen worden war, noch keineswegs hinreichend sey, um sichere Resultate aus derselben herleiten zu können; und die Beobachtungen der letzten seit 1816 verflossenen Jahre scheinen diese Zweifel vollkommen zu rechtfertigen. Als die mittlere Quantität des jährlichen Regenfalls ergab sich, nach 65 jährigen Beobachtungen, 35" 7,43"'; die größte Quantität während dieser ganzen Epoche war die vom Jahre 1814 mit 58" 11,58"'; die geringste die vom Jahre 1817 mit 29" 8,48"'.

Bibliateca Italiana.

Der Mercurio Chileno.

Durch den Merkur von Chile — El Mercurio Chilene — eine Zeitschrift, die in monatlichen Heften in der Hauptstadt der Republik, Santiago de Chile, herauskommt, erhalten wir einen sehr vortheilhaften Begriff von der Thätigkeit des jugendlich aufblühenden literarischen Lebens in diesem Freistaate. Ein Aufsatz über die Preßfreiheit, der in den beiden Numern vom October und November d. v. J. enthalten ist, würde selbst einem europäischen Journale zur Ehre gereichen; eine andere Abhandlung, über die Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit, ist voll Verstand und ausgezeichnet durch eine Belesenheit, die man hier nicht hätte erwarten sollen. Die meteorologischen Beobachtungen des Don Felipe Castillo Alpo setzen uns in Verwunderung durch die Thatsache, daß in diesen nuleanisirten Regionen der Stand des Barometers und Thermometers so geringem Wechsel unterworfen ist. Eine auffallende Erscheinung ist es auch, daß es nicht selten an Orten gefriert, wo das Thermometer nie bis zum Gefrierpunkt herabsinkt; es ist bekannt, daß dieß Phänomen auch von den englischen Reisenden im Innern von Afrika bemerkt und als eine Folge des schnellen Verdünstungsprozesses erklärt wurde. Mittheilungen aus einer Reise des Don Luis de la Cruz durch die wenig bekannten Gegenden von Concepcion nach Buenos Ayres machen uns auf das Erscheinen der vollständigen Reisebeschreibung begierig; und das ganze Journal nimmt, wie man schon aus dieser Uebersicht des Inhalts sieht, in der periodischen Literatur von Amerika eine der ehrenvollsten Stellen ein.

Revue encyclopédique.

Münchner, in der Literarisch-Art stischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 263 und 264. 20 und 21 September 1829.

Die griechische Marine.

Aus Griechenland, mitgetheilt von Dr. Karl Iken in Bremen.

Viele Kunstausdrücke der Marine und die meisten Benennungen der verschiedenen Arten von Schiffen haben die Griechen mit den Italienern und Franzosen gemein, von denen sie Vieles lernten, einige Namen sind aber auch ächt griechisch, andere rein türkisch, und vielleicht auch einige dalmatisch und illyrisch, oder slavisch, albanesisch und egyptisch. Es ist auffallend, welche Mannigfaltigkeit in diesen Dingen herrscht; der Eine bedient sich des griechischen, der Andere des türkischen, des italienischen Ausdrucks ꝛc.; kurz, die Stürme der Zeit haben in das jetzige Griechenland eine wahre babylonische Sprachverwirrung hineingetrieben und Alles ist wie in einem Wirbelwind durcheinander geweht, so daß Mancher in dieser Staubwolke nicht mehr deutlich sehen kann. Manchmal ist es Einem so zu Muthe, als ob Alles darunter und darüber gehe; so mit der Sprache, so mit dem Volk. Es will Einem bedünken, als wenn die Sprache zersplittert und wie in einem Mörser zerstampft wäre; und indem man sie so pulverisirte, hat man auch nicht unterlassen, sie mit ganz fremden Brocken zu untermengen. Etwas Aehnliches findet man vielleicht nur in der französischen und italienischen Schweiz, wo schon allein die Städtenamen zeigen, daß in der Sprache Alles wild durch einander geht.

Die Griechen vergleichen jedes Schiff mit einer Krabbe und nennen daher überhaupt ein Schiff Karabi oder Karabion, das heißt: eine Krabbe, eigentlich Karavi oder Karavion ausgesprochen, denn im ganzen Orient hat die Aussprache aller Sprachen eine große Tendenz zum Weichlichen, Bequemen und Geläufigen; dieß ist ihr gemeinsames, charakteristisches Merkmal. Das Gleichniß mit der Krabbe ist wohl ursprünglich nur von Ruderschiffen hergekommen, als den einfachsten und ältesten Schiffen, deren Ruder an jeder Seite sich eben so wie die Krabbe mit ihren Beinen im Meere fortbewegen, oder wie Krebse, Hummer und Schildkröten sich gleichsam im Rudertakt fortarbeiten. Kantharos hieß bei den Alten auch eine Art von Boot oder Schiff, weil ursprünglich ein Käfer und sodann auch ein Seefisch so hieß — offenbar von der Aehnlichkeit der Käferbeine mit den Rudern eines Schiffes. Das Wort Karabion ist altgriechisch und bezeichnete schon im Alterthum eben sowohl eine Krabbe, als ein Schiff, welches aber gewöhnlich Naus hieß, woraus die Römer ihr navis machten und die Deutschen vermuthlich das Wort Nachen. Häufig gebrauchen sie auch den Namen Plion oder Ploion, so wie auch Xylon, d. h. Holz oder Holzbau, ebenfalls zwei altgriechische Wörter; allein Karavi ist doch gewöhnlicher, vielleicht gerade deshalb, weil es an die sinnreiche, witzige Vergleichung mit Krebsen und Krabben erinnert — Gleichnisse, worin bekanntlich schon die alten Griechen sehr erfinderisch und originell waren. So z. B. verglichen sie ein Kapital und dessen Zinsen mit einer Mutter und ihren Jungen; denn Beides, die Jungen und die Zinsen nannten sie Tokos, weil das Kapital gleichsam alle Jahre wieder Junge zur Welt bringt und wie eine milchende Kuh den Besitzer ernährt. Aehnliche naive Spiele des Witzes bietet uns die geistreiche Vorzeit der Griechen im Ueberfluß dar. Der Rumpf oder das Gerippe des Schiffs, bei den Franzosen Carcasse genannt, heißt bei den Neugriechen Skari oder Skara und Eschara, vielleicht nach einem Seefisch mit Namen Skaros. Skara heißt sowohl ein Gerippe als auch ein Rost, wegen der Aehnlichkeit der Rippen des Brustkastens oder des Thorax mit einem eisernen Rost: und dieß wäre denn wieder eine solche sinnreiche Vergleichung von der obenerwähnten Art. Skaroma heißt daher auch das Zimmern und Bauen des Balkenwerks, so wie Skaronon ein Schiffszimmermann, und Ktisimon der Schiffsbau. Von der Benennung Karavi kommt auch Karavida, abgekürzt Karida, oder Jaridi, der Krebs — eben so wie im Deutschen Krabbe und Krebs offenbar nahverwandte Wörter sind. Vom griechischen Wort Karabi, zusammengezogen Krabi, stammt augenscheinlich das deutsche Wort Krabbe her. Es ist bekannt, daß eine unzählige Menge deutscher Wörter, und zwar die allergebräuchlichsten, auf ähnliche Weise aus dem Griechischen abstammen (?); man hat deren bereits mehr als sechshundert gezählt, die man gewiß leicht auf tausend oder zweitausend bringen könnte, wenn Jemand Lust, Kenntniß und Geduld dazu hätte, diese mühsame Arbeit eines Augias zu unternehmen. So z. B. Vater, Mutter, Tochter, Thüre, Mühle, Schiff, Maan ꝛc. Im Seewesen giebt es solcher deutsch-griechischen Wörter zum Wenigsten einige dreißig, als wie: Anker, Steuer, Welle, Meer, Dünen, Nachen ꝛc. Eine Schrift von Aldanus in Riga giebt darüber weitere Aufklärungen.

Digitized by Google

Da nun Karavi im Allgemeinen jedes Schiff heißt, es mag groß oder klein seyn, so werden dadnech viele andere Zusammensetzungen gebildet, die wir beiläufig hier eines Blickes würdigen wollen. Sprechen die Griechen von einer Seeschlacht wie die bei Navarino, so sagen sie Karavopolemo, oder auch Thalassia Batalia, oder Machi, und Naumachia; wollen sie die Ladung eines Handelsschiffes bezeichnen, so sagen sie Karavophortoma. Hat ein Seefahrer das Unglück, Schiffbruch zu leiden, so nennt er es Karavotschakisma, oder auch mit dem alten Wort Navagia. Wer nach diesem Unglück das Fahrzeug wieder ausbessert oder ein neues baut, nennt sich Karavotechnitis, der Schiffszimmermann, oder wie man ihn in Niedersachsen zu nennen pflegt, der Zimmerbaas; und seine Kunst wird Karavotechni genannt, so wie Karavoktiso, ich baue ein Schiff. Wie ungemein geschickt die heutigen Griechen in dieser Kunst sind, mag folgende Anekdote beweisen.

Der Sohn eines griechischen Kaufmanns in Petersburg kam zu Anfang der griechischen Revolution auf den Wunsch seines Vaters nach Hydra, um für die Befreiung des Vaterlandes mitzukämpfen. Als er mit einigen Philhellenen und Fremden einstmals am Hafen von Hydra spazieren ging und die griechischen Schiffe in Augenschein nehmen wollte, trat ein vornehmer Grieche aus Hydra zu ihm heran und bat ihn, er möge doch diese Schiffe einmal recht genau betrachten, ob er nicht Etwas daran entdecken würde? Jener antwortete, er könne nichts Besonderes daran finden. „Gut, schön!" versetzte darauf der Andere — „das glaub' ich wohl, und darum können Sie auch keinen Fehler daran finden, so vortrefflich ist die Bauart dieser Schiffe. Wissen Sie also, daß die Griechen, um einen so schönen Bau zu Stande zu bringen, sich doch nicht einmal eines Zirkels, nicht eines Lineals und nicht eines einzigen solchen Werkzeugs dazu bedienen, sondern das Holz nur aus freier Hand behauen und Alles bloß nach dem Augenmaß arbeiten. Dennoch passen alle Fugen so genau in einander, alle Theile schließen so gut, als ob sie nach mathematischen Regeln, nach dem Winkelmaß und Richtscheit genommen wären. Die Schiffsbaukunst ist eine Art von Instinkt bei den Griechen, der ihnen von Natur eingepflanzt oder von den alten Vorfahren angeerbt ist." So erzählte der Grieche Negris, der bei diesem Vorfall zugegen war.

Hiermit stimmt freilich das nicht überein, was der Reisende Pouqueville von den griechischen Seeleuten sagt, nämlich daß sie ihre Schiffe meistens in Marseille kaufen und die französische Bauart allen andern vorziehen. Doch sagt er dieß nur von den Spezzioten — „ils achètent ordinairement leurs vaisseaux à Marseille et ils préièrent la construction française à toute autre" (Kapit. 46 am Schluß, Seite 513 seiner Voyage en Morée). Es mag seyn, daß einzelne Schiffe der Griechen französischen Ursprungs sind, daß sie während des bekannten griechischen Kernhandels mit Frankreich zur Zeit der französischen Revolution aus der Provence nach Griechenland kamen; doch ist sehr zu vermuthen, daß Pouqueville entweder diese Nachricht zu weit ausdehnt und in zu allgemeinem Sinne nimmt, oder daß er vielleicht gar damit getäuscht worden ist. Daß ein von jeher so geübtes Seevolk wie die Griechen ihre Schiffe aus einem ganz fremden Lande kaufen sollten, ist schon an sich selbst höchst unwahrscheinlich und widerspricht allen gemachten Erfahrungen und Beobachtungen an diesem so eigensinnig in sich gekehrten Volke. Vielleicht haben sie von den Marseilleen manche Verbesserungen und Kunstgriffe gelernt, was den Bau größerer Schiffe betrifft, besonders der Kriegsschiffe, worin sie natürlich noch nicht so geübt seyn konnten. Denn eben so lassen auch der Pascha von Egypten und der Dey von Algier einzelne große Kriegsschiffe in Marseille oder Livorno bauen, ohne daß sie darum alle ihre Schiffe von dorther beziehen. Solche Fälle sind nur als Ausnahmen anzusehen. Aber gewiß bauen die Griechen alle ihre kleinen und mittleren Schiffe selbst, ohne Beihülfe, worin sie auch gewiß ihren Stolz setzen.

Eine andere Zusammensetzung mit Karavi ist die Benennung: Karadutscheri, der Seekapitän oder der Schiffsherr — ein Provinzialismus oder eine verderbte Aussprache anstatt Karavokyris, der Schiffspatron. Denn Kyris und Kyrios heißt der Herr und Gebieter. Dieß Wort wird aber auf einigen der südgriechischen Inseln wie Tschiri ausgesprochen, da die Griechen in einigen Gegenden überhaupt den Buchstaben K oder Kappa wie das italienische C oder Tsch aussprechen. So versichert auch der rühmlich bekannte Reisende Sieber, er habe auf der Insel Kreta das K wie ein italienisches C aussprechen hören (vor einem Vokal nämlich und selbst in ächt griechischen Wörtern, was auch der Engländer Leake bestätigt) und eben so würde das K auch in der Gegend von Athen gesprochen — vermuthlich daher, weil in diesen Theilen von Griechenland die meiste Verbindung mit Italienern Statt findet, denen diese Aussprache nur nachgeahmt ist, die ein Ueberrest aus der venetianischen Periode sey mag, wo dergleichen Wörter wie Cefaee, Tzitera anstatt Kithara (Guitarre), Tzitzikion anstatt Kitikion (häenes Gewand) ꝛc. auf griechischen Inseln Eingang fanden. Genug, das Wort Karadutscheri, der Schiffskapitän, ist schon von Chandler erwähnt in seiner Reise nach Griechenland; in der deutschen Uebersetzung sollte es aber eigentlich Karavokyri geschrieben werden (ist Griechen verschlucken das s am Ende der Wörter, wie auch das o und on *). Der griechische Seekapitän heißt ferner Kapo-

*) Von Kyrios heißt das Diminutiv (oder auch Adjectiv): Kyriakos, herrisch oder kleiner Herr — dieß ist der bekannte Name Cyriakus nach der lateinisch-italienischen Aussprache. So wird auch der Name Kephalos jetzt in Morea Gefala oder Giefala ausgesprochen, nach der dort beliebten italienischen Mode — so hieß der Eroberer von Tripolitza, dessen Name im Jahr 1822 durch die Zeitungen bekannt wurde. Hier nur beiläufig noch dieses: Anstatt Kyrios sagt man auch bloß Kyr. Die gewöhnliche Begrüßung gebildeter Griechen ist: Chäre Kyrie, d. h.: ich grüße Sie, mein Herr. Beim Weggehen sagen sie: Doulos sou, d. h.: Ihr Diener. Doch ist Kyrios und Kyris nicht völlig einerlei. Kyris heißt besonders der Vater oder „Herr Vater" als Hausherr, und dasselbe ist Oikokyris. Kyrios ist mehr der vornehme Herr und Herrscher. Kyr sagt man bloß im gemeinen Leben als Titel, z. B. Kyr Dimitri — d. h. Signor Demetrio. Daher wird auch Kyre die Frau vom Hause die Madam oder die Mutter genannt, und Kyroula die Großmutter; hingegen Kyria die Fürstin, die vornehme Dame. Es auch Kyriopis der junge Herr, und Kyreopa, Kyrezula oder Kyrozopula die junge Tochter vom Hause.

tan, wovon der Titel „Kapudan Pascha" herkommt, wie auch Nauklēros, ein altes Wort, jetzt wie Nawklīro ausgesprochen; so wie auch Kyrís, der Vater — letzteres ganz analog dem Worte „Schiffspatron," denn Patron kommt ja auch von dem lateinischen Wort pater, der Vater. Auch bei den Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern und andern Nationen ist die Benennung Patron unter den Seeleuten üblich; es scheint also, das Schiffsvolk betrachtet sich überall gleichsam wie gehorsame Kinder, und den Kapitän wie seinen schützenden Vater. Die Matrosen sind ja in ihrem Schiff wie in einem Hause, halten darin den häuslichen Gottesdienst, sind gemeinschaftlichen Gefahren ausgesetzt, wie eine isolirte kleine Familie, und empfehlen sich in Sturmesnöthen ihrem Gott und ihren Heiligen. — Wie verschieden indeß selbst in Griechenland der Titel: Karavokyrís, ausgesprochen wird, zeigt die Reisebeschreibung des Franzosen Castellan, in welcher an mehreren Stellen die Benennung „le Caraboukier" vorkommt, welche offenbar ganz dasselbe Wort ist. Mit einem solchen griechischen Karadoukier schiffte Castellan durch das mittelländische Meer; er sagt ausdrücklich „un caraboukier ou patron" (m. s. den 19, 23 und 24 Brief). Allein daß jener Titel selbst nicht überall gebräuchlich, namentlich im nördlichen Archipel es nicht ist, beweiset der Umstand, daß ein Seekapitän von Ypsara, ein geborner Grieche, dessen Bekanntschaft ich machte, dieß Wort kaum zu kennen schien und es sogar für ein türkisches Wort erklärte, indem es ihm völlig fremd klang, vielleicht weil er es nicht richtig ausgesprochen hörte. Denn die Griechen, wenn sie einen Franken Griechisch sprechen hören, beklagen sich häufig über die Paroxytona, wie sie es nennen; sie meinen nämlich damit, daß man einen falschen Accent auf die Endsylben legt. Daß es ein türkisches Wort sey, ist offenbar unmöglich und widerspricht dem Augenschein.

Auch in der so geschätzten griechischen Literaturzeitung: Logios Hermes, findet sich der Ausdruck Karavokyrios (jedoch nicht Kyrís) als Titel eines sehr edeldenkenden und patriotischen Seekapitäns, Namens Nikolaos Kephalas von Zante, welcher mehrere Werke über die Marine herausgab. Seine angekündigte Schrift „über den Bau aller bekannten Arten von kleinen und großen Schiffen, namentlich über die Schiffsbaukunst der Handels- und Kriegsschiffe," ist leider nicht erschienen; wir hätten sonst daraus Bemerkungen schöpfen können, welche gewiß die griechische Marine besser charakterisirt haben würden, als die unvollständigen Angaben, die ich jetzt mühsam genug aus andern Quellen zusammenstellen und zum ersten Mal ordnen mußte. So erfahren wir auch aus dem Hermes Logios, daß es noch manche andre Benennungen außer den obigen giebt. Karavo-Mastoras, ein Schiffsherr, ist bald aus dem Italienischen gebildet (von il maestro — englisch: the shipmaster). Eben so Pilotos und Timoniari, der Steuermann, beides italienisch, wofür die reiche altgriechische Sprache mehr als drei Wörter hat, als Kybernetes, Olakistes und Pedaliouchos. Wurde der Schiffsbaumeister schon im Alterthum Naupegos, und der Schiffswerft oder Bauplatz Naupegion genannt, so sind diese Ausdrücke auch jetzt noch nicht ganz verschwunden; doch ist die alte Sprache mehr bei den gebildeten Griechen, die neuere mehr bei den ungebildeten und niedern Volksklassen in Gebrauch. Einige machen einen Unterschied zwischen Kapetanos und Kapetanies; ersteres soll den Hauptmann der Landtruppen, letzteres den Kapitän zur See bezeichnen. Doch wird diese unbedeutende Unterscheidung höchst selten beobachtet — kurz, der Sprachgebrauch ist bei den heutigen Griechen durchaus noch nicht festgestellt, sehr Vieles ist noch schwankend und unbestimmt, und die Willkür herrscht im Gebiet der Zunge, wie überall, so auch hier.

Auch die Spanier haben Etwas von der Sprache der Griechen angenommen: sie nennen gleichfalls Caraba ein großes Seeschiff, das in der Levante gebräuchlich ist, so wie Caradela ein langes, enges Fahrzeug mit drei Segeln, und Carabela de carga ein Transportschiff *). Offenbar kommen diese Namen auch von dem hellenischen Wort Karavi, dessen Diminutiv (oder Hypokoristikon) „Karavaki" einen kleinen Nachen oder eine Gondel andeutet. Ein Seeschiff überhaupt nennt man Thalassion Karavi, ein Kriegsschiff gewöhnlich Karavi ton Polemon oder Polemikon Karavion. Ein Kauffahrteischiff heißt in Griechenland im Allgemeinen Pramateftikon Karavi (oder Pragmateutikon). Ein Transportschiff, ein Fracht- oder Lastschiff wird Karavi ton Phortomatos genannt. Auch das Schiff einer Kirche nennt man Karavi tis Ekklisias, also eben so wie bei uns, und wie das französische Wort la nef.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gerichtsberedsamkeit der Franzosen.

Zwei berühmte Justizmorde. Lopeau de Maubeau. Gerbier. Dupaty. Lally Tolendal. Mirabeau.

Die gerichtliche Ermordung Calas's und die Verfolgung Sirven's bilden hervorstehende Partien in den kläglichen Jahrbüchern des Fanatismus. Ein junger Mann aus einer protestantischen Familie in Toulouse, von ehrgeizigem Charakter und reizbarem, trübsinnigem Temperament, hatte einen Widerwillen gegen den Kaufmannsstand, der ihm eröffnet war, und sah sich durch seine Religion von dem Advocatenstand ausgeschlossen, zu dem er Neigung fühlte. Das Leben wird ihm zur Last; er sucht Zerstreuung beim Spiele, verliert und erhenkt sich unter dem väterlichen Dach. Das Geschrei des Entsetzens, welches Vater, Mutter, Bruder beim Anblicke des entseelten Leichnams ausstoßen, der über der Thüre eines Waarenmagazins hängt, wird auf der Straße vernommen und das Volk läuft zusammen. „Sein ketzerischer Vater hat ihn ermordet, weil er Morgen seine Ketzerei abschwören wollte," ruft eine Stimme aus dem Haufen. Der Fanatismus, eben so leichtgläubig als grausam, erklärt jene Schmerzensausbrüche der Natur für den Nothruf

*) Der Name des griechischen Kapitanos Karabella kommt in den „Briefen eines Augenzeugen der griechischen Revolution" Seite 35 im 8 Briefe vor.

des Opfers, das sich gegen seinen Mörder sträubt. Die Wuth des Pöbels fährt in die erste Magistratsperson von Toulouse, sie theilt sich dem Parlament selbst mit, und ein Greis, der beste Vater und Mensch, wird mehrere Male auf die Folter gespannt, weil man Mitschuldige herausbringen will, und zuletzt als Mörder seines Sohnes lebendig gerädert. Der Fanatismus scheint eine ansteckende Krankheit zu seyn. Denn während man in Toulouse das Schaffot errichtete und die Folterknechte noch in voller Arbeit waren, sollte ein ähnliches Schreckensstück in einem anderen Theile derselben Provinz aufgeführt werden. Sirven, ein protestantischer Landmann, hatte drei Töchter, von denen die jüngste gewaltsam aus dem väterlichen Hause gerissen und in's Kloster gebracht wurde. Da das Bekehrungsexperiment mit ihr nicht anschlug, so gaben sie die Nonnen nach Verfluß einiger Monate als ein untaugliches Subjekt zurück. Aber die Mißhandlungen, die das Mädchen unter der Form von Pönitenzen und Casteiungen erleiden mußte, hatten ihr eine völlige Geisteszerrüttung zugezogen, und bald nach ihrer Rückkehr fand man sie in einem Brunnen ertrunken. „Ein neuer Beweis", schrien die Fanatiker, „daß die Protestanten Jeden von ihnen ermorden, der katholisch werden will." Es sey, setzten sie hinzu, ein Gesetz unter den Protestanten, das Vätern, Müttern, Brüdern, Schwestern befehle, wo sie bei einem Kinde, einem Bruder, einer Schwester die geringste Neigung zum Katholicismus verspürten, dieselben sogleich zu erdrosseln oder zu ertränken — und sofort wurde auch das Schaffot in Thätigkeit gesetzt. Sirven und seine Familie entkamen jedoch nach schrecklichen Drangsalen glücklich in die Schweiz, worauf ihre Verfolger sich begnügten, den Vater, die Mutter und die zwei Töchter im Bildnisse zu rädern, ihr Vermögen zu confisciren und, soweit es an ihnen lag, sie ehrlos zu machen. Diese entsetzlichen Dinge geschahen alle, ohne daß ein ernstlicher Versuch gemacht worden wäre, der Barbarei Einhalt zu thun; endlich siegte aber doch wieder die Vernunft. Der Advocatenstand griff die beiden Fälle mit uneigennützigem Eifer auf, um wenigstens die Lehre, die sich daraus ziehen ließ, nicht verloren gehen zu lassen. Die gerichtliche Redekunst gewann dadurch Nichts. Die Proceese kamen vor den König zur Revision, es fand also bloß schriftliche Verhandlung Statt, und bei dieser erhoben sich die beiden Hauptanwalde Loyseau de Mauheau und Elie de Beaumont weder auf die Höhe der philosophischen noch der leidenschaftlichen Beredsamkeit, obgleich man hätte erwarten mögen, daß der Gegenstand zu der einen von diesen Redegattungen oder zu beiden begeistert hätte. Sie schrieben elegante Abhandlungen voll aufgeklärter menschenfreundlicher Ansichten, die einen gewissen Eindruck nicht verfehlten. Mauheau war indessen kein gewöhnlicher Mensch. Von vornehmer Abkunft und bedeutendem Vermögen nahm er die Mühe des Anwalds auf sich, aus keinem andern, als aus dem edlen Grunde, seinen Mitmenschen nützlich zu seyn. Die Reizbarkeit seines Temperaments gab seiner Beredsamkeit einen etwas weichen Anstrich, und, wie man behauptet, trug sie dazu bei, seine Tage abzukürzen. Er schätzte die Einfachheit und Correctheit der alten Muster, ob er sie gleich nicht erreichte. Eines Tages trat er aus der Akademie, wo eben Thomas eine seiner schwülstigen Prunkreden auskramt hatte; da sagte er seufzend: „Dieser Mann arbeitet an der Zerstörung der französischen Beredsamkeit."

Während langer dreißig Jahre gab es keinen bewunderteren Advocaten in Frankreich, als Gerbier. Seine Reden besuchte man mit derselben gespannten Erwartung und hörte ihnen mit derselben Theilnahme zu, wie den Leistungen des gefeierten Tragikers. Kunst und Natur vereinigten sich, einen Redner aus ihm zu machen: der Adel der Gestalt, die ausdrucksvollen Züge, die melodische Stimme, die erregbare und elektrische Seele und der anhaltende Fleiß, durch den er sich eine in Frankreich beispiellose Meisterschaft des freien Vortrags errang. Von Rednern aus dem Stegreife, den einzigen Cochin unter Ludwig XIV ausgenommen, wußte man in Frankreich Nichts. Gerbier erschien vor den Schranken bloß mit den Akten seines Falls in der Hand; im Uebrigen verließ er sich auf seine Vorbereitung und sein Gedächtniß und zuweilen auf einen Streifen Papier, worauf er ein Paar einzelne Wörter hatte, die als Leitfaden für seine Ideenordnung dienten. Ihm hörte man mit einer Bewunderung zu, als ob der heilige Geist aus ihm spräche. Eine Bemerkung des unglücklichen Herault de Sechelles in einem hinterlassenen Fragmente beweist den Zauber seines Vortrages: „In seinen letzten Tagen", sagt er, „däuchte mich, er habe sehr abgenommen, stand ich hinter ihm, wenn er sprach; stand ich aber vor ihm, so schien er mir beredt und jugendlich wie immer." Das Talent, dem Gerbier seinen Ruhm bei seinen Zeitgenossen verdankte, ließ ihn vor der Nachwelt im Stiche. Ohne Zweifel kann man ihn nach dem Rufe, der ihn überlebte, weit gerechter beurtheilen, als nach den Schriften, die er hinterlassen hat. Einige Male mußte er sich mit seinem Nebenbuhler Target um den Preis der Beredsamkeit streiten, und mit seinem Feinde Linguet um seine Amtsehre. In einem merkwürdigen Falle mit Target blieben Sieg unentschieden. Unglücklicher Weise sind die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden nicht aufbewahrt worden. Ein Mann, Namens Demade, und zwei Brüder, Namens Queyssat, hatten eine angeerbte Feindschaft wider einander. In einer ihrer zahlreichen und blutigen Balgereien feuerte Demade eine Pistole auf einen der Brüder ab, wofür ihm dieser die Hand abhieb. Demade machte eine Klage vor Gericht anhängig und Target übernahm seine Sache; Gerbier vertrat die Brüder; er stellte die Ausforderung von Seite Demade's mit einer solchen täuschenden leidenschaftlichen Wahrheit dar, daß, als er ausrief: „Habt ihr es gehört — das mörderische Geschoß?" es wirklich schien, als wäre dasselbe eben losgegangen und der Gerichtshof in unendlichen Beifall ausbrach. Target erhob sich im Augenblicke, faßte den verstümmelten Arm seines Clienten und hielt ihn gegen das Publikum: „Auch er", sagte er, „würde zu Euren Triumphen Beifall klatschen, wenn Eure Wuth ihm nicht die Möglichkeit genommen hätte." Er ging dann die einzelnen Umstände kurz durch, um zu zeigen, daß Demade blos aus Nothwehr geschossen habe und schloß mit einer Wendung der kühnsten Beredsamkeit, die er seinem Clienten in den Mund legte: „Ja, wenn mein Arm den Blitz getragen hätte,

so würde ich ihn auf diesen Menschen geschleudert haben." Man könnte vielleicht sagen, daß Gerbier ein vollenderer, einnehmenderer Redner war, Target ein geschickterer Jurist. Das Verdienst, seinen Ton und Stil dem jedesmaligen Gegenstande, den er behandelte, anzupassen, läßt sich von Target in weit höherem Grade, als von Cochin, rühmen. Seine Reden beurkunden die Sicherheit und Vielseitigkeit seines Talents. Man sehe den Proceß von Allot — wie vertheidigt er die Rechte und wie schildert er die Leiden eines unschuldig verfolgten Sohnes gegenüber der tyrannischen Härte eines unnatürlichen Vaters mit so kräftigen Farben und dabei mit einer so zarten Rücksicht auf das Verhältniß zwischen Vater und Kind! Mit welcher naiven Einfachheit setzt er die verjährten Rechte eines harmlosen Dorfes gegen die groben Anmaßungen eines Junkers aus einander! In der Frage über die Gültigkeit protestantischer Ehen, die er bei Veranlassung des Prozesses der Marquisin d'Anglure erörterte, war ihm der Zeit nach Servan zuvorgekommen, der ihn auch als Redner übertraf, ihn aber in Bezug auf Gelehrsamkeit und Tiefe der Beobachtung kaum erreichte. Seine Vertheidigungsrede für den Cardinal Rohan in der äußerst verwickelten ränkevollen Halsbandgeschichte zeichnete sich durch Klarheit, Freimüthigkeit, Scharfsinn und Anstand aus. Target überlebte den Sturm der Revolution, aber mit dem Verlust seines Charakters. Er verweigerte Ludwig XVI seinen Beistand vor den Schranken der Nationalversammlung; worüber ihn selbst die Jacobiner verhöhnten. Zuletzt bekleidete er eine Stelle am Cassationshof und starb geschmückt mit dem Bande der Ehrenlegion im Jahre 1806. Linguet, der zweite Gegner Gerbier's, verdankte seinen Ruf als Gelehrter und Advocat vielleicht weniger seinen Talenten, als seinem unruhigen und verkehrten Geist und seinen Streitigkeiten.

Dupaty's Reden für drei unschuldig verurtheilte Männer erlangten europäische Berühmtheit. Drei Bauern aus der Champagne waren eines Hauseinbruchs beschuldigt, drei Jahre lang von Gefängniß zu Gefängniß, von Gericht zu Gericht, von Verhör zu Verhör geschleppt, gefoltert und zuletzt zum Tode durchs Rad verurtheilt worden. Ein Gerücht von ihrer Unschuld drang bis vor den König Ludwig XVI, der ihre Hinrichtung aufzuschieben befahl. Dupaty, Präsident des Parlaments von Bordeaux, bot sich zu ihrem Vertheidiger an. Seine Rede ist eine ausgearbeitete ausführliche Abhandlung, die sich über eine Menge von Thatsachen verbreitet, und durch das Feuer seines Vortrags und die Energie seiner Sprache belebt wird. Zur eigentlichen Beweisführung läßt er sich nicht herab, sondern das Ganze ist ein fortgesetzter Angriff auf die Angaben der Kläger, auf die Fehlgriffe der Richter und auf die Barbarei der Criminalrechtspflege; aber jeder Zug warf ein helles Licht auf die Unschuld der Unglücklichen. Er geräth manchmal in's Affectirte und Ueberladene; doch vermißt man nie eine kräftige, rasche, pittoreske Darstellung, ob er beweist, erzählt oder beschreibt. Sein Eingang hat ein Verdienst, auf das wenige Redner Anspruch machen können, d. h. er ist würdig, einfältig und rührend: „Ehe ich diesen beklagenswerthen Fall vorzutragen anfange, glaube ich bemerken zu müssen, daß diejenigen, welche sich nur für glänzende Leiden interessiren und die ihr Mitleiden vergeudet glauben würden, wenn sie dem Unglücke eines Menschen von niederem Stande eine Thräne schenkten, daß, sage ich, sie dieser Fall nichts angeht. Diese drei Gefangenen sind bloß drei arme Männer. Alles, was ich von ihnen weiß, ist, daß sie sich Larbaise, Simare und Bradier nennen; daß sie friedlich und ehrbar mit ihren Müttern, Weibern und Kindern in ihren ländlichen Hütten lebten, bis vor drei Jahren diese gräßliche widersinnige Anklage sie herausriß und von Gefängniß zu Gefängniß (eines ihrer Mitopfer starb unterdessen), von Gericht zu Gericht und zuletzt auf die Folterbank schleppte."

Nachdem er hierauf das ungesetzliche Verfahren der Gerichte in der Aufnahme der Angabe heftig gerügt und die Unwahrscheinlichkeiten, die Widersprüche in den Angaben selbst zergliedert und Punkt für Punkt nachgewiesen hat, wendet er sich an den Hauptzeugen:

„Nun, Thomassin, habe ich Eure Beweggründe, Eure Redensarten, Euer Betragen, die verschiedenen Theile Eurer Rollen richtig aufgefaßt? Sind dieß die Fäden und Knoten dieses Verleumderbundes? Hier ist in ein Paar Worten die Auflösung des Räthsels. Ihr habt einen natürlichen Hang zum Argwohne; unbestimmte Anzeigen fixiren diesen Argwohn auf bestimmte Personen. — Ihr laßt sie verhaften — da sie einmal verhaftet sind, klagt Ihr sie an — da sie einmal angeklagt sind, verleumdet Ihr sie — da sie einmal verleumdet sind, bietet Ihr Alles auf, daß sie auch verurtheilt werden — und so werden sie verurtheilt. Aber sollte ein bloßer Verdacht — wendet mir vielleicht eine jener ehrlichen Seelen oder eines jener oberflächlichen Geschöpfe ein, welche die Leidenschaften, ihre Herrschaft und ihre Wirkungen nicht kennen — ein bloßer Verdacht sollte Grund genug seyn, um drei unschuldige menschliche Wesen erbarmungslos bis zur Folter zu verfolgen? Ich könnte Euch kurz fragen: kennt Ihr das menschliche Herz? oder besser — kennt Ihr die Eigenliebe? Doch ich will von der Erfahrung reden. Die Bellocs von Toulouse hatten einen unbesonnenen Verdacht auf Calusac geworfen, aus falscher Scham, um sich nicht selbst Lügen zu strafen, brachten sie ihn auf's Schaffot. Ein Fehltritt und solche leidige Verirrungen, ein nichtswürdiger Umstand und solche schreckliche Proceduren — ein leichter Verdacht und solche tödtliche Verleumdungen — mit einem Worte Verbrechen aus Schwäche — nicht möglich! Und doch es ist Wahrheit, nackte Wahrheit! Schwäche ist der Keim aller Verbrechen! Wehe dem schwachen Charakter!" — Der Generaladvocat Seguier wirkte von dem Parlament zu Paris einen Erlaß aus, daß diese Rede als ein Pasquill auf die Rechtspflege öffentlich verbrannt werden sollte. Eine einfältige Posse, die nur Dupaty's Popularität vergrößerte!

Um diese Zeit nahmen auch einige Männer von Talent, die dem Advocatenstande fremd waren, an den Erörterungen vor den Schranken Theil. Lally Tolendal bildete sich zum Redner aus einem hochsinnigen Beweggrunde — dem, eine Schmach abzuwaschen und das Andenken seines Vaters herzustellen; was ihm auch rühmlich gelang. Ebenso erreicht sein freiwilliges Anerbieten, aus der Verbannung zurückzukehren, um die Verthei-

Digitized by Google

bigung Ludwigs XVI vor der Nationalversammlung zu führen, sowohl dem Redner, als dem Menschen zur Ehre. Beaumarchais, einer der merkwürdigsten Geister dieser Periode, trat gegen einem ausgezeichneten Advocaten, Vergasse, in einem Ehebruchs- und Ehescheidungsproceß auf. Sein kecker Witz, seine Sucht, Alles in's Lächerliche zu ziehen, seine boshafte Laune, die Niemand verschonte, gewannen ihm den Beifall des Tages. Die Reden von Vergasse dagegen waren studirte Aufsätze, gelehrt und beredt, aber declamatorisch übertrieben und weitschweifig. In der Form von Episoden zieht er jeden Gegenstand in seinen Bereich: so die Einsamkeit, weil sein Client nach der Entweichung seines Weibes allein lebte. Er will Politiker, Moralist, Belletrist seyn, und ist deswegen Alles, nur kein Advocat. Es mag noch bemerkt werden, daß beide — er wie Beaumarchais, nach Form und Inhalt ihrer Vorträge mehr Controversisten als Gerichtsredner sind, und daß der Fall nur so fern von Interesse ist, als er beweist, wie weit das Verderbniß der häuslichen wie der gesellschaftlichen Moral um sich gegriffen hatte und der Einfluß der Intrigue auf die Gerichte sich erstreckte.

Ein anderer Dilettant und zwar der merkwürdigste, der vor den Gerichten plädirte, war Mirabeau. Nach einer Trennung von seiner Gattin während mehrerer Jahren, die er in einem Wirbel von Zerstreuungen, in Orten und Gefängnissen zugebracht hatte, stellte er eine Klage an, worin er auf Fortsetzung der Ehe drang. Wegen des notorischen Scandals seiner Abenteuer und seines Charakters konnte er keinen Advocaten auftreiben, der seine Sache vor dem Gerichtshofe zu Aix, in seiner Provinz, übernommen hätte. Es blieb ihm also Nichts übrig, als sein eigener Advocat zu seyn, was er denn auch mit der ganzen Heftigkeit seiner Leidenschaft und Energie seiner Seele ward. Die Gräfin begründete ihre Weigerung, indem sie sich auf die vorausgegangene Trennung, erlittene üble Behandlung und sein wüstes Leben berief. Was den Punkt der üblen Behandlung betraf, so ließ sich dieser noch in Frage stellen; der letzte Punkt aber war unleugbar. Drei Viertheile seines Lebens hatte er in Staatsgefängnissen zugebracht vermöge geheimer Haftbriefe, die größtentheils auf Veranlassung seines eigenen Vaters gegen ihn erlassen worden waren, der — was man auch von seiner Humanität als Oekonomist halten mag — sich als harter und engherziger Vater bewies. „Mein Vater", sagt Mirabeau in einem seiner Briefe, „ist wie alle Väter, die sich an das Buchstabenrecht halten, sie glauben, ihre Kinder wären und blieben immer fünfzehn Jahre alt." Den Hauptbeweis gegen ihn enthielt ein Brief seines Vaters, welchen man sich nicht entblödete, vorzulegen. Feierlich protestirte Mirabeau gegen ein Verfahren, das er einen Familienverrath nannte, indem er seinen Vortrag mit der schönen Stelle aus Demosthenes eröffnete, die er geschickt auf seinen Fall anwendete: At etiam literas, quas me sibi misisse diceret, recitavit homo et humanitatis expers et vitae communis ignarus etc. Wirklich kann man nicht leicht einen väterlicheren Brief lesen, als den des alten Mirabeau an seine Schwiegertochter, worin er z. B. von seinem lieben Sohne sagt: „Im Grund, meine liebe Tochter, kennen Sie ja den Narren, mit dem wir es zu thun haben; soll er Affe, Wolf oder Fuchs seyn — dieß ist ihm Alles gleich, dieß kostet ihn Alles Nichts." Ohne Zweifel verwandte Mirabeau auf diese gerichtlichen Vorträge mehr Studium und Eifer als auf jene gewaltigen Staatsreden, vor denen die bevorragendsten Geister und die ehrgeizigsten Demagogen der Revolution sich beugten. Und doch welch ein Unterschied! Der Fehler der ersteren scheint gewesen zu seyn, daß er in der Masse des Stoffes kein Maß zu halten wußte. Sein ganzes vielseitiges ungeheures Wissen suchte er darein zu verweben; hatte er eine überraschende Idee ergriffen, so spann er sie aus, bis er ins Declamiren hinein gerieth. Die Uebertreibung ist diejenige Geschmackssünde, die er am Häufigsten begeht; so parodirt er den Ton, um eine bombastische Stelle auf seinen würdigen Vater anzuwenden, und ihm die Ehre anzuthun, ihn mit einer Eiche zu vergleichen. Diese Verirrung war keine Folge jugendlicher Kraftverschwendung; denn er stand in der Reife seiner Jahre und seiner Talente. Der Grund davon ist aber leicht zu entdecken. Zwei Jesuiten baten einst Rousseau (Mirabeau in seinen Briefen erzählt diese Anekdote) ihnen das Geheimniß seines Stils mitzutheilen. „Ich zweifle, verehrte Väter," erwiederte der Philosoph, „ob es Ihnen von Nutzen seyn kann, dieß Geheimniß zu wissen: es besteht nämlich darin, daß man Alles sagt, was man denkt." Als aber die Revolution begann, da warf Mirabeau allen jenen Ballast über Bord. Daher erscheint er hier als Redner so ganz anders! Mag er die Werkzeuge, deren er sich bediente, oder die Faktionen, die er beherrschte, verachtet oder verabscheut haben, gewiß kämpfte er ehrlich für die öffentliche Freiheit und eine volksthümliche Verfassung, die einzige Staatsform, die einem stolzen und überlegenen Geiste einen angemessenen Spielraum darbot. In seinem Rechtshandel mit seiner Gattin fesselte und beugte seinen Genius das Bewußtseyn eines unedlen Betragens und gemeiner Beweggründe; er brachte auf den Kampfplatz nicht sowohl seine Talente mit, als seine Leidenschaften und seine Laster. Während allgemein bekannt war, daß er sein Weib haßte und seinen Vater verachtete, richtete er seine Apostrophen an sie in dem widrigen Tone einer erheuchelten Sentimentalität. Doch fehlt es auch nicht an Stellen, welche die kunstvolle Dialektik und die donnernde Beredsamkeit des künftigen Athleten auf der Tribune bereits ahnen ließen. Eines seiner berüchtigsten Abenteuer war die Verführung und Entführung von Madame Mounier, an die jene Briefe aus dem Gefängniß von Vincennes gerichtet sind, welche, einige Nachlässigkeiten des Stils abgerechnet, was Leidenschaft und Zärtlichkeit betrifft, kaum von der neuen Heloise übertroffen wurden. Als Staatsgefangener zu Pontarlier hatte er die Erlaubniß in der Stadt herumzugehen; zum Dank für erwiesene Gastfreundschaft verführte er die Gattin seines Gastfreundes und entfloh nach Holland, wohin die Dame ihn begleitete oder ihm folgte. Auf dieß Verbrechen war Todesstrafe gesetzt, die denn auch auf die Klage des beleidigten Ehemanns in contumaciam gegen ihn ausgesprochen wurde. Diese Begebenheit figurirte nun hauptsächlich in den Beweisen, die der Advokat seiner Gattin gegen ihn geltend machte.

„Ich war," entgegnete Mirabeau, „nach einem Verbannungsplatz verwiesen, ich verlangte nach meiner Gattin, ich bat

sie zu nie zu kommen — vergebens. Da traf ich ein junges, schönes, liebenswürdiges Weib, gekettet an einen alten Mann. Ein verschmähtee Liebhaber, untee dessen Autoeität ich gefangen saß, vermuthete, daß ich glücklicher wäre als er. So lange wae die Stadt mein Gefängniß. Der despotische Nebenbuhler, in seinee Eifersucht, wirkt eine Vollmacht aus, um mich hinter Keekermauern zu verschließen — ich entfliehe. Der Mann der veemeintlichen Hridin dieses Romans hatte eine Tochter, die längst von ihm verstoßen, enterbt war. Sie konnte seine Gunst wieder erlangen, wenn sie ihre Stiefmutter in's Vrederben stürzte. Die ietztere wird verleumdet, verfolgt, unteedrückt. Sie flieht von ihres Gatten Haus, vor den Plackereien, die sie hiee zu erleiden hat, vor dem Haftdrief, der sie ihrer Freiheit berauben soll. Gesetzt nun, eine unglückliche Leidenschaft bewog sie, ihee Zuflucht zu mir zu nehmen. Was sollte ich thun? Es gab dreierlei Auskunftsmittrl — sie zu verlassen — sie zurückzuschicken — sie zu beschützen. Sie zu verlassen, wäre Feigheit, sie zurückzuschicken (wem? dem wüthenden Ehemann und unversöhnlichen Feinden), wäre Grausamkeit gewesen. Jetzt, Raduliff, laß ich Dich entscheiden."

„Sie hat gesagt," fährt er fort, indem er von seinee Gattin spricht, „sie hat gesagt, sie wolle mich zur Verzweiflung beingen; diese Worte sind von Lippen gekommen, die geschworen haben, mich glücklich zu machen; von Lippen, welche die Natue nicht so melodisch geschaffen hat, um die Sprache der Furien zu reden. — Ich will ihn zue Verzweiflung bringen. — Ja sie hat es gethan. Die Veezweiflung, deteogen zu seyn von dem Gegenstand meiner Liebe — diese Verzweiflung ist in meinem Herzen. Aber glaubt sie, mich in die Verzweiflung zu stürzen, untee welcher der Muth sinkt? Sie täuscht sich. Man kann mich brechen, aber nicht beugen. Laßt uns immer unsree Pflicht und unserem Schicksal entgegentreten — mag auch werden, was da will. Warum anders hätte die Natur dem Manne Stärke dee Seele verliehn, als damit er kämpfe gegen die Wogen des Unglücks!"

Portalis, der Advocat der Gräfin Mirabeau, verfocht ihren Proceß geschickt, gewann ihn aber nur durch eine List. Mirabeau besaß trotz seinem reizbaren Tempeeamente zu viel Klugheit und Selbstbeherrschung, um in seinen geschriebenen Reden seinee Leidenschaft die Zügel schießen zu lassen. Als nun die Sache zue öffentlichen Erörterung voe das Gericht gelangte, griff ihn sein Gegner mit einer Reihe heftiger Invectiven und ehrenrührigee Peesönlichkeiten an, um ihn außer Fassung zu setzen. Mirabeau hielt lang und Viel aus, als aber Portalis so weit ging, zu sagen: „Madame Mirabeau braucht sich nne auf das ganze Leben ihres Gemahls zu berufen. Ee war ein schlechter Sohn, ein schlechter Gatte, ein schlechtee Bürger, ein gefährlicher Unterthan", da konnte er sich nicht länger halten: „Elender Wortkrämer (vil marchand de paroles) rief er mit Donnerstimme und sprang mit Gebehrden und Augen eines Wahnsinnigen auf; seine Entrüstung kannte keine Grenzen; ee schmähte seinen Gegner, sein Weib, seinen Vatee, die Advocaten, den Gerichtshof; und das Erkenntniß wurde gegen ihn gefällt in Betracht, wie es hieß, seines ungeziemenden Betragens und der lästerlichen Anzüglichkeiten, die ee sich in seiner Rede eelaubt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Daru.

(Aus dem Messager des Chambres.)

Am 6 dieses Monats, in seinem zwei und sechszigsten Jahre, starb zu Paris, an einem Schlaganfall, Graf Daru. Ein redlicher und energischer Charakter, ein edler Repräsentant edler Grundsätze, thätig in seinem Privatwirkungskreis wie in seinem öffentlichen, mit einem Körper und einer Seele, gediegen wie Stahl, in seinen Erholungsstunden Akademiker und Freund der Musen — gehört Daru zu jenen Männern, deren Verlust ihre Nation empfindlich fühlt und die nicht so leicht zu ersetzen sind. Er vereinigte die tiefen Studien des Geschichtsforschers mit dem ausdauernden Fleiß des Antiquars, den aufgeklärten Geist des Staatsmanns mit dem Talente des Redners, das in der Pairskammer um so gefürchteter war, als die Kraft der Wahrheit und der Ueberzeugung aus ihm sprach.

Die unzulängliche kümmerliche Methode moderner Biographie paßt auf Daru nicht. Von solchen Männern will man etwas Mehr wissen als ein Datum oder eine Begebenheit; sie wollen dargestellt seyn in der großartigen Manier der epischen Kunst Plutarch's. Plutarch nimmt seinen Helden, und stellt ihn mitten in seine Zeit als Menschen unter die Menschen einfach, und ungezwungen, wie er leibt und lebe; er vergißt nicht die Asche, die das Haupt Coriolan's am Hausalter des Königs der Volsker bedeckt, nicht die Tempelruine, vor welcher Brutus weinend seine Porcia umarmt.

Daru's Periode war die schöne Zeit des Kaiserthums; Alles war Eroberung, Sieg, kriegerische Leidenschaft, Schrecken nach außen. Wir schritten zur Alleherrschaft; ein schöner Traum! Daru machte es, wie alle berühmten Zeitgenossen. Anfangs sah man ihn nicht; mit einem Male erschien er im ersten Rang als Repräsentant des Reiches in Berlin. Bald darauf — Wer hat nicht Segurs Werk gelesen und jeden Namen, den es enthält, in seinem Gedächtniß bewahrt? — bald darauf ruhte die ganze Last eines Ministeriums, das in den Eiswüsten Rußlands gebildet worden war, auf seinen Schultern. Tag und Nacht in dem Zelt, in dem Wagen seines Gebieters — ganz wie in den Tuillerien — arbeitet er, läßt er arbeiten; alle Befehle gehen durch seine Hand, er wacht in dem Herzen des Heers, wie Ney vor der Fronte; beide sind Helden, jeder in seiner Art: der Eine als Staatsmann, der Andere als Krieger. Es bedurfte eines unendlichen Maßes von Klugheit, von Festigkeit, Geistesgegenwart und Muth, um der Rathgeber des Kaisers zu seyn, während in Paris Mallet sich gegen ihn verschwor und im Feld das Geschick; es bedurfte eines unendlichen Maßes von Tapferkeit, um Rußland und den Stürmen des Nords zugleich die Spitze zu bieten — Daru's und Ney's. Sie beide waren die stärksten Seelen — sie verzweifelten keinen Augenblick! Frankreich hat diese beiden Säulen seiner Größe verloren: am Luxemburg ist eine kleine Thür, noch klebt an ihr das Blut des Marschalls und auch Daru ist nicht mehr! — „Daru," sagte Napoleon auf den Felsen von St. Helena, Daru verbindet die Arbeit des Stiers mit dem Muth des Löwen!" Daru war einer seiner Freunde und zwar war es keine Freundschaft des Kaisers und des Unterthanen, wo der Herr einen gnädigen Blick aus seiner vornehmen Höhe auf die armen Teufel von Emporkömmlingen hinabwirft, die vor ihm kriechen, ohne einen andern Gedanken zu wagen als den Gedanken an seine Macht — nein, es war die Freundschaft der Achtung, des Vertrauens, eine Freundschaft, welche die Verbannung

Digitized by Google

noch heiliger, noch theurer machte; eine Freundschaft der Trauer und der Thränen, als der eine der beiden Freunde starb.

Ein zweites Leben begann für Daru. Er begriff — möchten alle seine Waffengefährten es begriffen haben, wie er — er begriff, daß unter dem Ruhm des Kaiserreiches zu viel Despotismus verborgen lag, um nicht zu Gunsten der Freiheit darauf zu verzichten. Ihn durchdrang die entzückende Idee von einem Staat, wo König und Volk, Volk und König eins ist, wo es keinen Hof, keine Privilegirten giebt. Für einen Armeeminister war dieß eine unvergängliche und unerhörte Eroberung, ein fleckenloser Ruhm, ein reicher Ersatz für verschwundene Träume, ein wiedergefundenes Ziel für ein verlornes Leben, die Gewißheit, nicht unnütz seinem Vaterlande zu sterben. Daru fand sich in seine Stellung. Er wurde eine der festesten Stützen der constitutionellen Freiheit. Oft erhob er seine Stimme gegen die Eingriffe der Gewalt; eine ernste Haltung, ein ungestümes Aufbrausen, eine bewegte und kühne Sprache, ein geistreicher, niederschmetternder Witz zeichnete ihn als Redner aus; die Pairskammer hörte ihn gerne. Aber nicht bloß auf der Tribune, sondern in der Akademie, in seinen eleganten und classischen Poesien, in seiner kräftigen und lebendigen Prosa legte er dieselbe Begeisterung der Vernunft für jene Grundsätze dar, denen er sein Leben geweiht hatte, dieselbe menschenfreundliche Gesinnung, die ihm die Liebe, ja die Verehrung seiner Familie erwarb und Aller, mit denen er umging. Seine Stunden waren getheilt zwischen der Freundschaft und der Literatur; er übersetzte die Epistein des Horaz, mit der ganzen leichten glücklichen Eleganz des Originals; Augenzeuge des Untergangs der venetianischen Freiheit, die mitten unter Marmorpalästen, glänzenden Festen und heroischen Erinnerungen ihre letzten Seufzer aushauchte — schrieb er die Geschichte Venedigs und gab der Welt ein Muster historischer Kunst — immer fortschreitend mit den Begebenheite, jedes Datum und jede Thatsache verbürgend, die Geschlechtsfolgen jeder Familie begleitend, kurz ein so reiches Lebensgemälde entfaltend, daß man sich wundert, wie in einem einfachen Freistaat sich so viele und so verwickelte Dinge begeben konnten, daß man aber auch begreift, was unter der Hand eines Sallusts aus der Geschichte werden kann.

Alexander Lameth.

Am 19 März d. J. verlor Frankreich in dem Generallieutenant Alexander Lameth einen seiner ausgezeichnetsten und in jeder Beziehung achtungswerthesten Bürger. Geboren am 28 October 1760 trat er mit der vollen Kraft der Jugend und zugleich mit der Reife des männlichen Urtheils in jenen Kreis der Revolutionen, welche auch einander alle gesellschaftlichen, wie alle politischen Verhältnisse seines Vaterlandes umwandeln sollten. Die absolute Monarchie, mit ihren Lasten und ihren Bevorrechtungen, der Bürgerkrieg, der über den Trümmern derselben ausbrach und durch die Feindseligkeit der europäischen Mächte unterhalten wurde, die Anarchie und ihre Schrecken, die Republik, ein gewagtes Experiment unter so vielen stets wiederholten politischen Stürmen, die Dictatur und ihre Proscriptionen, der Militärdespotismus und seine Eroberungen — alle diese verschiedenen Arten der Herrschaft mußten Frankreich treffen, bevor eine neue Ordnung der Dinge, die constitutionelle Freiheit, die gegenwärtig allgemein als eine nothwendige Bedingung der Existenz des Staates anerkannt wird, sich gestalten konnte. Zu den Wenigen, die mitten unter diesen gewaltsamen Erschütterungen und Umwälzungen nie ihrem Charakter, ihren Grundsätzen untreu wurden, gehört Alexander Lameth. In seiner Jugend, als jüngerer Sohn einer zahlreichen altadelichen Familie, für den geistlichen Stand bestimmt, entsagte er bald den glänzenden Hoffnungen, welche dieser ihm darbot, und ging zum Militärdienst über. Er folgte seinem Bruder Charles nach Amerika und zeichnete sich in dem Generalstabe des Marschalls Rochambeau durch seine Talente und durch seine Unerschrockenheit aus. Nach seiner Rückkehr nahm er den eifrigsten Antheil an den Bewegungen, welche der großen Umwälzung aller bürgerlichen Verhältnisse in Frankreich vorangingen. Er war eines der ersten Mitglieder der Gesellschaft der Freunde der Constitution, verließ dieselbe indessen, als sie unter dem Namen des Jacobinerclubs durch ihre wüthenden Ausschweifungen die wahre Freiheit gefährdete; er war Präsident der constituirenden Versammlung und stand, mit Dupart und Barnave, an der Spitze einer Partei, welche lange Zeit sich vorzüglicher Volksgunst erfreute, endlich aber der gewaltsamen Bewegung, welche sie mäßigen wollte, erlag. Barnave bezahlte die Anstrengungen, die er gemacht hatte, um die Monarchie und die Person des Königs zu retten, mit dem Kopfe; Lameth, mit mehreren seiner Freunde, Lafayette, Latour-Maubourg und Bureaux de Puzy, sah sich genöthigt auf fremder Erde eine Zufluchtsstätte zu suchen. Da sie gegen ihr Vaterland nicht die Waffen führen wollten, so fanden sie bei den Feinden desselben nur Verfolgung und Kerker. Drei Jahre saß Alexander Lameth zu Magdeburg gefangen; kaum hatte er, im December 1795. seine Freiheit wieder erhalten, als er nach England eilte, um unter dem Schutze einer freien Verfassung in friedlicher Zurückgezogenheit zu leben. Die Atlendill wies ihn von dem angastlichen Strande zurück, und er ging hierauf mit seinem Bruder nach Hamburg, wo sie in Gemeinschaft mit ihrem Freunde, dem Herzog von Aiguillon, ein Handlungshaus stifteten.

Unter dem Directorium kehrte Alexander Lameth für einige Zeit nach Frankreich zurück, doch wurde sein Name erst im Jahr 1800, unter der Consularregierung, aus der unheilbringenden Emigrantenliste gestrichen, und zwei Jahre darauf, im Jahr 1802 wurde er zum Präfecten der Niederalpen ernannt. Er bekleidete nach einander die Präfecturen der Niederalpen, des Rheins und der Mosel, der Roer und des Po, und im Jahre 1814, nach der Restauration, die der Somme. Während der hundert Tage war er Mitglied der von Napoleon berufenen Pairskammer, und nach der Organisation der constitutionellen Regierung wurde er im Jahr 1819 von dem Departement der untern Seine, so wie später von dem Departement der Seine und Oise zum Deputirten ernannt. Auch in dieser Laufbahn zeigte er sich stets den Grundsätzen treu, zu denen er sich beim Anfange der Revolution bekannte. Als in der Sitzung von 21 Februar 1821 La Bourdonnaye sich an die linke Seite mit den Worten wandte: „Frankreich will Euch nicht mehr haben!" antwortete Alexander Lameth auf der Stelle: „Und was will Frankreich also? Etwa die bewaffnete Emigration? Diese ist aber von ganz Europa und selbst von den Fürsten als einer der größten Fehler anerkannt worden, den man in der Geschichte findet. Vielleicht das berüchtigte Vae victis, das überdieß nur von der Unredlichkeit angerufen werden könnte, die uns freilich gern den Nacken beugen möchte? Hat Cadenz Frankreich besiegt? Sind es seine Heere, die unser Vaterland überzogen haben? Und mit welchem Rechte will man sich uns hier als Sieger zeigen?" Diese kräftige Erwiederung brachte eine tiefe und allgemeine Wirkung hervor.

Außer mehreren kleinen Schriften zu Gunsten der Freiheit und einer Reihe von politischen Artikeln in der Minerve Française, im Constitutionnel, im Courrier Français und in der Revue Encyclopédique verdanken wir Alexander Lameth die Geschichte jener ersten französischen Nationalversammlung, zu deren ausgezeichnetsten Mitgliedern er gehörte. Die beiden ersten Bände der Histoire de l'Assemblée constituante sind noch bei Lebzeiten des Verfassers erschienen; der dritte Band war von seinem Tode bereits größtentheils vollständig ausgearbeitet und das ganze Werk wird von einem seiner Freunde nach den Materialien und Manuscripten, die er hinterlassen hat, vollendet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 265. 22 September 1829.

Feu partout.

Frayssinous.

Curiere, eine kleine Stadt von Aveyron hat den Ruhm, der Geburtsort des Abbé Frayssinous zu seyn, der in ihr im Jahre 1765 das Licht der Welt erblickte. Er war noch jung, als der Strom der Revolution schon wieder in sein Bette zurückzutreten begann, und er benützte jene Art von Religiosität, welche die Rückkehr zur Ordnung wieder ins Leben zurückgerufen hatte, um die Wahrheiten des Evangeliums zu verkündigen. Die Kirche der Karmeliter war die Bühne, auf der er zum ersten Mal mit seinen Predigten auftrat. Unglücklicher Weise vergaß der christliche Redner auf der Kanzel allzuoft seinen Predigttext, um sich mit Angelegenheiten der Regierung und zeitlichen Verhältnissen des Staates zu beschäftigen. Als er bei seiner dritten Predigt auf den Tyrannen loszog und seinen Angriff durch apokalyptische Figuren unterstützte, wurde er vor die Polizei gerufen und ihm bedeutet, künftighin sich auf den Kreis seiner religiösen Contrereversen zu beschränken. Der Hr. Abbé, von seinem Irrthum gründlich überzeugt, ermangelte des andern Tages nicht, seinen andächtigen Zuhörern einzuschärfen: „man könne dem ewigen Wesen nicht genug danken, daß es eine kräftige Hand bestimmt habe, seine Altäre wieder aufzurichten.“

Zum General-Inspektor der Akademie von Paris ernannt und einige Zeit darnach zum Canonicus von Notre-Dame, versetzte der Hr. Abbé das Rostrum seiner Beredsamkeit nach St. Sulpice. Hier ließ er sein Licht erst in vollem Glanze leuchten; man lief, als hätte man einen Narren an ihm gefressen, und der berühmte Sänger Elvion und er machten sich die Soirées von Paris streitig. Sie waren beide damals noch jung und in voller Blüte, und man weiß bis auf diese Stunde noch nicht mit Gewißheit, ob der Schauspieler in der Kunst, den Beifall der schönen Welt zu erringen, immer so glücklich war, als der Hr. Abbé. Im Anfang seiner Laufbahn mußte sich Hr. Frayssinous bequemen, mit seiner Beredsamkeit eine Zeit lang einem gewissen Abbé Boyer zur Schattenseite und Folie zu dienen; er stellte eines jener Subjekte vor, welche man vor Zeiten mit den jungen Prinzen aufzog und abprügelte, wenn diese einen Fehler begangen hatten. Er stellte seinem schreihalsigen und auf Kanzelgepolter äußerst erpichten Oberen zum Schein erbärmliche Einwürfe entgegen, welche dieser mit siegreicher Macht zu Boden schlug. Kurz, bei dieser Spiegelfechterei war der Abbé Boyer das Prinzip des Guten, der Großbotschafter Gottes, und der Abbé Frayssinous ihm gegenüber das Prinzip des Bösen, der Teufelsadvokat.

Die Polizei, welche sich auf diese religiösen Bocereien nicht verstand und in dieser Kabbalgerei der zwei Leute eine Verschwörung sah, ersuchte Hrn. Frayssinous, künftighin auf seine eigene Faust zu predigen und seine Abende lieber bei einem Boston mit den reichen Rentiers der Hauptstadt zuzubringen.

Im Jahr 1814, als unsere Prinzen in die Tuillerien zurückkehrten, ließ der Abbé seinem evangelischen Zorneifer erst recht die Zügel schießen. Die Apokalypse mußte abermals herhalten: Paris war die babylonische Hure, die Liberalen das rothe Thier, die Minister der Leuchter mit den sieben Armen; kurz und gut, er machte von seiner theologischen Weisheit eine so geschickte Anwendung, daß man seinen geweihten Händen die Schere der Censur anvertraute; abermals eine apokalyptische Figur, die dem würdigen Manne monatlich 3000 Franken eintrug.

Als Napoleon sich die Freiheit nahm, als ungebetener Gast die Tuillerien wieder zu beziehen, bevor noch der erste Termin der neuen Miethsleute abgelaufen war, ging Hr. Frayssinous, um in den Gebirgen von Aveyron frische Luft zu genießen. Bei der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII kam auch er zurück und wurde zum Mitglied der Kommission für den öffentlichen Unterricht ernannt; ein Geschäft, das er einige Monate später wieder aufgab, das ihm jedoch etwa 6000 Franken eingetragen hatte.

Der Glücksbaum des Abbé wuchs von jetzt an immer mehr in die Breite. Von der Akademie erwählt, die Lobrede auf den heiligen Ludwig zu halten, und zum Hofprediger des Königs ernannt, wurde er Bischof von Hermopolis; ein Bisthum, wohin er sich wohl hüten wird seine Ledtage einen Fuß zu setzen, wenn er anders nicht von seiner Heerde lebendig gespießt werden will. Als man im Jahre 1823 einen Jesuiten brauchte, um einen andern in den Amtsgeschäften des Großmeisters der Universität zu ersetzen, gab man ihm die Stelle Cuvier's.

Immer ein Feind der weltlichen Größe und ein Verächter aller irdischen Eitelkeiten, bescheiden und demüthig in sei-

Digitized by Google

nen Ansprüchen, nahm der Hr. Abbé mit der größten Uneigennützigkeit und Selbstüberwindung das Ministerium des Kultus an. Die Jesuiten hatten von diesem Augenblicke einen eifrigen Schutzredner an den Stufen des Throns; sie vermochten es, ihn nach Belieben bald auf die Rednerbühne der Deputirtenkammer oder die Kanzel zu schicken, bald auf die Stühle der Akademie zu setzen, wo er an die Stelle des Abbé Siccard aufgenommen wurde, oder auf die Bänke des Luxemburg, denn er wurde endlich auch mit der Pairswürde bekleidet. Sein Recht auf den Rang eines Akademikers gründete sich auf eine Schrift „über die wahren Prinzipien der gallikanischen Kirche" und auf eine Sammlung seiner Predigten, die einige Zeit nach seiner Aufnahme unter dem Titel: „Vertheidigung des Christenthums" im Druck erschien. Diese widerhakigen Deklamationen, die mit lateinischen Citaten wie ein Igel mit Stacheln besetzt sind, haben nur so lange einiges Verdienst, als sie von der Kanzel herabdröhnen; sind sie dieses Vortheils beraubt, so sinken sie wieder unter jene unverdaulichen Compilationen zurück, die in Klosterbibliotheken mit Staub bedeckt einer pfundweisen Auferstehung entgegen harren. Das wird auch das Schicksal der Lucubrationen des Hrn. Abbé seyn, der in seiner Leichenrede auf Ludwig XVIII die Kunst fand, das Wort Charte nicht auszusprechen.

Unter seinem lächerlichen und tyrannischen Ministerium wurden die Jesuiten kühner und furchtbarer, als je. Aufgefordert von dem Grafen Sebastiani, sich der Wahrheit gemäß über ihr Beschen zu erklären, suchte er Ausflüchte, warf mit rhetorischen Blumen um sich und leugnete Nichts. Als der große Götterhimmel über dem Jupiter der Straße Rivoli und seinem Olymp unter dem Hohngelächter und den Verwünschungen Frankreichs zusammenbrach, wurde der Hr. Bischof von Hermopolis gleichfalls mit in ihren Sturz hinabgerissen. Als hierauf die öffentliche Meinung sich energisch für die Auflösung der unerlaubten Jesuitenanstalten aussprach, war der fromme Bischof nicht der Letzte, welcher gegen diese Maßregel als gegen eine Verletzung der Gesetze schrie; ja er zitirte abermals die Apokalypse; aber dießmal schickte man ihn nach Koblenz.

Koblenz, wo sich im Frieden Seine Gnaden
Der Welt und ihrer Eitelkeit entladen,
Wo zierliche Abbés mit Liebesgirren,
Als Korydons am Quellgemurmel irren,
Und in dem kühlen Schattengrün der Buchen
Die schon entfloh'nen keuschen Nymphen suchen,
Die hinter einem Strauch von Hagebutten
Sich plötzlich wandelten in Nonnenkutten.

Seine Gnaden, sagt man, ist ein leidenschaftlicher Liebhaber des Billards; das ist kein großes Unglück; es ist besser, er wird darin ausgestochen, als daß er theologische Silbenstechereien ausframt.

Obgleich man seit einem Jahre unter einer Schattenregierung lebte, so ließ es sich doch Niemand auch nur im Traume einfallen, daß die Macht in die Hände der Zöglinge aus der Schule Villele's und Corbière's zurückkehren würde. Sie ist zurückgekehrt und somit auch der Hr. Bischof von Hermopolis. Freilich ist der Minister des Kultus nur erst so ins Amt geschossen, aber man hat ihn doch einstweilen mit dem Portefeuille der öffentlichen Wohlthätigkeit begabt, d. h. die Macht gegeben, zu bestimmen, in welche Hände und auf welche geweihten Häupter der Geistlichkeit das Geld des Volkes und die Ehren des Hofes ausgeschüttet werden sollen. Nun, das ist ja wieder eine allerliebste Reminiszenz aus der guten alten Zeit.

Mangin.

Als Hr. von Belleyme allen Versuchungen, seine Popularität dem neuen Ministerium zu leihen, abgewiesen hatte, mußte Hr. von Ladoucdonnaye sich um jeden Preis einen Polizeipräfekten schaffen. Unter denen, welche er mit seinen Anträgen beleidigte, fühlten sich Einige nicht starkschnitterig genug, um den Haß und die Verachtung auf sich zu laden, welche den Vollzieher der Befehle eines solchen Ministeriums unfehlbar treffen müssen, und die Meisten ehrten sich selbst durch eine edle Weigerung. Man mußte daher das Verzeichniß jener Menschen aufschlagen, die zu jedem scheußlichen Dienste blutiger Henkerarbeit bereitwillig die Hand bieten; der erste Name, der hier in's Auge fällt, ist der Mangin's. Aber er verdient auch den Vorzug. Bellart und Marchangy waren an der Seite des General-Prokurators von Poitiers wahre Lämmer; man erinnert sich noch der entsetzlichen Energie, die er in der Geschichte von Berton*) entwickelte, man gedenkt noch seiner durstigen Wünsche, seines furchtbaren Bedauerns, welches er in seinen blutriesenden Berichten ausdrückte; man glaubte, daß ein guter Henkerlieferant auch einen trefflichen Gendarmenlieferanten abgeben müsse und man machte ihn zum Polizeipräfekten. Von Hrn. Belleyme bis zu diesem ist ein schwindelnder Absturz. Die Polizei einem Manne von der eisernen Gemüthsart des Hrn. Mangin übertragen, heißt sonnenklarer die im Hinterhalte lauernden Entwürfe Polignac's aussprechen, als alle Artikel der Gazette und alle Eröffnungen der Times.

Die griechische Marine.

(Fortsetzung.)

Größe und Zahl der Schiffe und der einzelnen Contingente.

Linienschiffe und Fregatten besitzt die griechische Flotte bekanntlich nicht, sondern die Griechen haben nur aus ihren Han-

*) Nicht zufrieden, Berton angeklagt zu haben, beleidigte ihn Mangin auch noch, indem er ihn als einen Feigling behandelte. Berton antwortete ihm mit jenen Worten, die geschichtlich bleiben werden: „Man hat Nichts unversucht gelassen, uns in Euren Augen zu erniedrigen; die beleidigendsten Beisätze, welche von sehr wenig Edelmuth einer mit dem erhabensten Amte bekleideten Magistratur gegen Angeklagte zeugen, haben einen zornrunkenen Charakter und wenig Würde verrathen. Der Muth, welchen man zu entwickeln glaubt, wenn man überzeugt ist, keine Gefahr zu laufen, ist Nichts als eine lächerliche Prahlerei, und wenn der General-Prokurator sich für berechtigt hielt, auf einen falschen Bericht hin gegen uns den Vorwurf der Feigheit zu richten, so haben wir ihn verachtet. Jefferies beleidigte gleichfalls seine Angeklagten."

delsschiffen Kriegsschiffe gemacht, sie haben nur ihre Kauffahrer mit kleinen Kanonen besetzt und sie auf solche Art bloß zu sogenannten Kriegsschiffen eingerichtet oder zugestutzt. Denn vor 40 bis 50 Jahren durften sie sich so weit nicht vermessen, da sie immer unter scharfer Aufsicht des gestrengen Kapudan Pascha standen; sonst würde eine solche tollkühne Anmaßung ihnen übel bekommen seyn. In der Folge wurde jedoch diese Aufsicht immer nachlässiger und schläfriger, und in diesem eingeschläferten Zustande der mondsüchtigen Unterthanen des Halbmonds spazirte allmälig eine Kanone nach der andern auf die griechischen Schiffe, ganz unbemerkt, indem sich die Griechen im Stillen durch den Kornhandel mit dem revolutionirten Frankreich bereicherten, wohin sie den Waizen von Odessa und Egypten verführten. Das einzige größere Schiff, welches die Griechen besitzen *), ist die neue Fregatte „Hellas," welche sie aber nicht selbst erbaut, sondern aus Nordamerika erhalten haben, wo sie auf den Werften von New-York glücklicher Weise für sie erbaut werden durfte, und auf Bestellung und auf Kosten der Griechen vollendet wurde. Eine Fregatte heißt in der Sprache der Griechen mit einer geringen Veränderung Phergata oder Pherjada, doch auch Phregatta, indem die Aussprache des gemeinen Volks manches Wort verstümmelt. Die Türken sollen es sogar Firkata aussprechen. Ein Linienschiff nennen die Griechen Paratattikon Karavi oder auch Karavi tis Linias — und ein Admiralschiff Karavi tou Amiralou, indem sie das französische Wort l'Amiral zum Theil beibehalten. Doch nennen sie die obersten Befehlshaber ihrer eigenen Kriegsflotte gewöhnlich Naoarchen; der Obergeneral führt den Ehrentitel Protonavarches. Das Hauptschiff des türkischen Obergenerals oder des Kapudan Pascha heißt bei den Griechen mehrentheils „Ton Pascha Gemi oder Gemisi," denn Gemi bedeutet auf Türkisch ein Schiff — noch welcher ausgesprochen; jemi und jemisi (letzteres fast wie das deutsche Wort Gemüse, in dem berliner Dialekt). So findet man diesen Ausdruck Gemi unter Anderm in dem Schlachtbericht eines griechischen Admirals, abgedruckt in der Einleitung zu Hrn. Prof. Orellis deutscher Uebersetzung von Koray's polit. Ermahnungen an die Griechen (Zürich 1823), einem Werk, von welchem damals viele tausend Exemplare nach Morea gesandt wurden, um dort unter die Griechen vertheilt zu werden. Ueberhaupt wer aus dem Neugriechischen übersetzt, mag nur immer ein italienisches und ein türkisches Lexicon bei der Hand haben; denn ohne diese wird er nicht weit kommen, weil die neuere griechische Sprache von zwei Seiten verderbt, das heißt mit Türkischem und Italienischem überschwemmt ist. Das unglückliche Hellas liegt gleichsam eingeklemmt zwischen Italien und dem Osmanenreich, es seufzt in der Mitte zwischen dem türkischen Halbmond und dem Halbstiefel von Italien; das eine Land hat ihm seine Hörner aufgesetzt, das andere seine Hacken. Die Mondsichel mäht ihm die Saaten und die Menschen nieder, Italien gab ihm Landstreicher, flüchtige Verbrecher und Räuber, aber nur Wenig von der Weisheit seiner Universitäten und Akademien. Und da nun vorzugsweise die Inselgriechen zu Matrosen auf türkischen Schiffen genommen wurden, so kam es, daß diese Griechen im Seedienst auch viele türkische Wörter hörten und lernten und auf solche Weise in Griechenland einschmuggelten. Die Insulaner waren nämlich von jeher des Meers besser kundig, kannten genau die Klippen und das Fahrwasser, sie waren also den Muselmännern unentbehrlich. Die Türken dagegen haben eine angeerbte Furcht vor dem Wasser, sie scheuen die Wellen des Meeres wie den leibhaften Tod — sehr natürlich, weil sie aus den Hochlanden Asiens abstammen, also nicht an die Gefahren der See gewöhnt sind.

Die Griechen hatten, um ihre Seesiege zu erfechten, nur Briggs oder Brigantinen, dieß waren ihre größten Schiffe; von da herab besitzen sie alle möglichen kleineren Arten bis auf Boote und Barken. Sie haben Kriegsbriggs, Handelsbriggantinen, Pirateubriggantinen ꝛc., je nachdem die Brigg diesen oder jenen Zweck hat, wornach denn der Name wechselt. Die Zahl der sämmtlichen großen Kriegsschiffe der griechischen Flotte wurde zu Anfang der griechischen Revolution auf zwei und dreißig angegeben; dann wurde eine Flotte von 146 griechischen Schiffen, durch welche die Türkenflotte bei Samos zerstört wurde, in den Zeitungen erwähnt. Bald darauf hörte man schon von einer griechischen Flotte von 200 streitbaren Schiffen; dann hieß es, daß allein über 300 bewaffnete und wohlbemannte Schiffe von Hydra und Ipsara in der See wären, die sich noch täglich vermehrten, da alle Handelsfahrzeuge in Kriegsschiffe verwandelt würden. Diese Zahl wuchs bald auf 4 bis 500; und endlich schätzte sie ein Augenzeuge, der Reisende Pouqueville, abermals um einige hundert höher. Die Handelsflotte der griechischen Inseln bestand nach ihm im Anfang der griechischen Revolution aus 615 Fahrzeugen und war mit 5,878 Kanonen und mit 17,500 Seeleuten besetzt, ohne die Polacren und die Barken mitzurechnen. Hiervon hatten die drei Inseln Hydra, Ipsara und Spezzia zusammen 180 bis 200 Briggs, jede mit 10 bis 12 neunpfündigen Kanonen und mit der blau und rothen Pantiera, d. h. mit dem Wimpel der Hetärie. Die großen Flaggen der Griechen sind hingegen blau und weiß gestreift. Diese Anzahl von 200 Kriegsschiffen stieg bald über das Doppelte; denn im Jahr 1823 — also schon im dritten Jahr der Revolution — bestand die griechische Seemacht bereits aus 403 Schiffen mit Kanonen. Das größte, ein Zweidecker, „der Herkules" genannt, führte 26 Kanonen. Im Jahr 1825 hatten bloß die drei Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara eine gemeinsame Flotte von 300 Schiffen wenigstens; so hoch schätzte sie damals der genannte griechische Seekapitän aus Ipsara. Ihre Zahl steigt oder fällt, je nachdem man die kleineren Handelsschiffe mitzählt oder nicht. Mit Einschluß aller kleinen Piratenschiffe kann man in ganz Griechenland gewiß 700 bis 800 Schiffe rechnen; und vielleicht vor der Vertilgung der Seeräuberei durch die Flotte der alliirten Mächte noch mehr.

Die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara hatten, nach Verhältniß ihrer Kräfte, ausgemacht, daß Hydra (zu Anfang der griechischen Revolution) doppelt so viel Schiffe stellen sollte, als

*) Das Dampfschiff (karnokaravi, karnikon, atmoplion, atmokineton) aus England die Karteria (Standhaftigkeit) dürfen wir auch hieher rechnen.

jede der beiden letzteren Inseln. Zusammen vermochten sie alle drei gegen 200 Schiffe auszusenden, jedes mit 80 bis 120 Mann versehen. Die griechische Flotte, in mehrere Geschwader getheilt und im Archipel kreuzend, suchte den Feind auf, um sich mit ihm zu messen; sie nahm oftmals türkische Fahrzeuge und als bedeutendsten Fang eine türkische Fregatte nebst zwei kleineren Schiffen auf der Rhede von Milo; endlich sogar auch ein Linienschiff von 74 Kanonen nur durch Hülfe von vier kleinen griechischen Zweimastern im Meerbusen zwischen Tenedos und Mitylene, wobei die Griechen von 400 Seeleuten auch nicht Einen Mann verloren, die Türken aber von mehr als 1200 Mann kaum 100 retteten. So erzählt Fürst Kantakuzenu in den „Briefen eines Augenzeugen der griechischen Revolution" (Seite 54 bis 57 Halle 1828 bei Renger). Denn wahrscheinlich, ja vielmehr offenbar ist Niemand anders der Verfasser dieser Briefe als einer der beiden Fürsten Alexander oder Georg Kantakuzenu, oder vielleicht gar beide. — Nach Morea schwang Spezzia zuerst die Fahne der Freiheit, dann Hydra, und endlich Ipsara. Die Kauffahrteischiffe waren in Kriegsschiffe umgeformt. Die Griechen, welche die von A. Ypsilanti angenommene Flagge und Fahne nicht kannten, nahmen die Abzeichen der Titel an, die sie bei der Aufnahme in die Hetärie erhalten hatten. Da nun jede Klasse der Hetärie ihre besondern Zeichen hatte, so bemerkte man zu Lande und zur See verschiedene Fahnen und Flaggen, so daß die Fremden wähnten, es gäbe keine Einheit und es habe jede Insel ihre besondere Flagge. Die Fahne der Hetärie und des Fürsten war roth, schwarz und weiß (Blut, Trauer und Reinheit), mit einem Phönix auf einem brennenden Altar, im Winkel das Auge der Vorsehung, auf der Rückseite ein Kreuz mit der Umschrift: „Mit diesem Zeichen wirst du siegen." Eben so war auch die Marineflagge, mit dem bloßen Unterschied, daß auf dem Kreuz ein Anker ruhte, um anzudeuten, daß sich die Hoffnung auf die Religion stütze. Die übrigen Inseln, außer den dreien, hatten fast gar keine Schiffe, wie z. B. Samos (Seite 46 und 69 am ang. Ort). In der Versammlung der Hydrioten wurde im J. 1821 vorgeschlagen, eine Art von Senat für die Seeangelegenheiten zu bilden, der aus sechs Mitgliedern, aus Hydra, Spezzia und Ipsara, bestehen und in Hydra, als der anzuerkennenden Admiralität des griechischen Seewesens, seinen Sitz nehmen sollte. Dieser Vorschlag wurde zwar genehmigt, kam aber nicht zur Ausführung, aus Eifersucht und Rangsucht der drei Inseln; auch waren alle Schiffe der griechischen Flotte das Eigenthum Einzelner, welche die Kosten der Bewaffnung trugen und sich willig nur einer Versammlung ihrer Landsleute unterwarfen, in welcher sie eine Stimme führten. Daher wurde am 24 Juni 1821 der würdige Lazaros Kondriotis als Geront oder Aeltester von Hydra anerkannt. Auf Spezzia wurden aber vier Geronten eingesetzt; auch hier war Streit zwischen Volk und Primaten, letztere als Eigenthümer der Schiffe klagten, daß die Matrosen unmäßigen Sold verlangten und ungehorsam seyen; bei einer Unternehmung den Sold auf einen Monat voraus begehrten, und im Verweigerungsfall zurückkehrten; wenn aber ein Fang gethan wäre, so theile die Mannschaft die Beute unter sich, und lasse den Eigenthümern der Schiffe nur einen sehr kleinen Theil übrig ꝛc. (a. a. O. S. 69—76). In Hydra und Spezzia wurde darauf beschlossen, daß Jeder, der ein Schiff ohne Erlaubniß (zur Kaperei) ausrüsten würde, als Seeräuber angesehen und verfolgt werden solle (S. 106). Daß auch die Stadt Galaxidi am korinthischen Meerbusen mehrere Schiffe besaß, erzählt derselbe Berichterstatter (S. 121 im 30 Brief). Dort wurden durch die Türken 35 Schiffe im Hafen zerstört, deren Werth die Einwohner auf mehr als zwei Millionen Piaster schätzten (S. 125, 126, 130). Man übersehe auch das nicht, was Blaquiere in seiner Geschichte der griechischen Revolution über den Ursprung und Fortgang der griechischen Seemacht sagt, namentlich im ersten und zweiten Kapitel. t

Was kann die griechische Marine noch dereinst werden, wenn erst die Griechen einen geordneten Staat bilden? Gewiß ist die Lage Griechenlands dazu ungemein günstig. Wenn sie übrigens sich in 20 Jahren, d. h. von 1805 an, wo Pouqueville Griechenland bereiste, kaum um ein oder zwei Sechstel vermehrte, vielleicht aber durch die Zerstörung des Kriegs gar verminderte, so gehört gewiß mehr als ein Jahrhundert dazu, ehe es die Griechen nur bis zu einigen Linienschiffen oder Fregatten bringen. Vor der Hand ist daran gar nicht zu denken. Sie können sich freilich auch in dem beengten Inselraume des klippenreichen Archipelagus mit Linienschiffen nur sehr unbequem und schwerfällig bewegen, allein in der hohen See des mittelländischen Meeres auf der Reise von Italien nach Egypten und Syrien — würden so große Kriegsschiffe ihnen doch sehr zu Statten kommen. Ist die hingemordete Bevölkerung nur erst wieder ersetzt, so werden sie leicht eine Marine von tausend Schiffen des mittleren Ranges erlangen — eine Flotte von dieser Anzahl nennen die Griechen Chiliarmenon; eine Flotte überhaupt heißt aber Stolos, nach der alten griechischen Benennung. Zuweilen hört man auch das italienische Wort Flotta, oder für ein Geschwader auch Armada, wie es die Italiener und Spanier ebenfalls benennen. So heißt Armatomenon die Brigantine, wie in der italienischen Sprache Armatore ein Kaperschiff.

(Fortsetzung folgt.)

Wörterbuch des Dialects von Parma.

Es giebt wenig größere Städte in Italien, die nicht eigene Dictionäre für ihren eigenthümlichen Dialect hätten; zu diesen gehörte bisher, wie die Biblioteca italiana sich ausdrückt,

La ferace d'ingegni inclita Parma.

Mehrere Gelehrten waren damit umgegangen, diese Lücke auszufüllen, doch erst im vergangenen Jahre erschien das erste Dizionario parmigiano-italiano (Parma, 1828. 8), von Ilario Peschieri, das allerdings noch Vieles zu wünschen übrig lassen soll, indessen, nachdem einmal der Grund gelegt worden ist, ja wohl auch leicht verbessert werden kann.

Berichtigung.

Seite 1050, Sp. 2, Z. 5, 2 und 1 v. u. ist zu verbessern: Kyra, Kyeaza, Kyrafula, Kyrageputa.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 266. 23 September 1829.

Ansichten von Schottland.

Ausflug ins Innere. Stirling. Der Cataract von Blacklin. Loch Lhomond.

Wenn der Reisende in Italien, Spanien oder Frankreich die Hauptstädte besucht hat, so hat er seinen Zweck erreicht, indem er voraussetzt, daß es keine andern Merkwürdigkeiten zu sehen gebe, als Monumente, Gebäude, Gemäldegallerien, Theater, Museen. Das Land, die Sitten des Landvolks haben für die meisten Reisenden wenig Anziehendes; etwa Liebhaber der Landwirthschaft ausgenommen, wird nicht leicht Einer daran denken, vom Wagen zu steigen, um sich mit eignen Augen über die Lage der bescheidenen Classe der Hirten und Bauern zu unterrichten. Nicht so in Schottland: da will man die Modelle der Helden Walter Scotts sehen; man scheut selbst die Mühe einer Fußreise nicht, um in die Gegenden zu kommen, wo die Schatten von Montrose, Cedric und Robin dem Rothen noch gleichsam leibhaft umherwandeln; Poesie im wirklichen Leben ist ja eine so seltene Erscheinung.

Unter den zahlreichen Fahrzeugen, die zwischen Leith und Kinghorn, einem Dorf auf der andern Seite des Golfs, Edinburgh gegenüber, hin- und hergehen, sind einige, auf denen man auch nach Stirling fahren kann, mitten zwischen den beiden Amphitheatern, einer fruchtbaren und wohlangebauten Landschaft, welche die Grafschaft Lothian auf dem einen und die von Fife auf dem andern Ufer bildet. Es herrscht in diesen Gegenden nicht selten ein Westwind, der in der nicht sonderlich tiefen Bucht die Wogen aufwühlt und dadurch die Fahrt gefährlich macht.

Es läßt sich schwer angeben, wo der Fluß aufhört und wo der Golf anfängt, so spitzig läuft der letztere zusammen. Durch den Schlangenlauf des Forth, durch welchen unzählig viele Halbinseln entstehen, die man umschiffen muß, wird der Weg so verlängert, daß die Reisenden in der Regel bei der Abtei Cambus-Kenneth aussteigen und es vorziehen, vollends zu Fuß nach Stirling zu gehen. Zwischen den Hügeln von Campsie im Süden und den Ochilbergen im Norden führt der Pfad, von dem man die lebendige Aussicht auf den durch das Thal sich schlängelnden Fluß genießt. Eine Erscheinung fällt hier dem Wanderer auf — die Menge von Kieseln, welche die Felder bedecken, und man ist im ersten Augenblick zur Annahme geneigt, daß das Fabrikwesen und der Handel, welchen der Verbindungscanal zwischen dem Forth und der Clode, folglich zwischen Glasgow und der Hauptstadt und der östlichen und der westlichen See befördert, dem Aufkommen des Ackerbaues im Wege stehen; man kann sich indessen bald belehren, daß, wenn die Steine nicht weggeschafft werden, es weniger aus Vernachlässigung des Bodens geschieht, als weil diese Arbeit für die Fruchtbarkeit desselben ohne Zweck wäre. Wie die Einwohner versichern, hätten sogar Felder, die man säuberte, in ihrem Ertrage abgenommen. Als Grund führt man an, daß die Kiesel die Nässe einschlucken, die Saaten gegen die scharfen Frühlingswinde schützen, die Reflexion der Sonnenstrahlen und damit die Wärme vermehren; was in rauhen Climaten Viel heißt. Die Pflugschar schneidet tiefe Furchen und die Ernten sind in den besser gelegenen Grafschaften sehr bedeutend: man rechnet dahin die Gegend an der Tweed, den östlichen Theil von Mid-Lothian, die Umgebungen von Goverie in Perthshire; dieß sind die Kornkammern von Schottland. Der Norden ist weniger fruchtbar, und fast nur noch zur Viehzucht geeignet, wenn man einige glückliche Punkte in Aberdeenshire und Murray ausnimmt. Angenehm findet sich dagegen der Reisende, der von England herkommt und sich an die ungeheuren Ausgaben in dem reichen Albion gewöhnt hat, durch den Contrast der wohlfeilen Lebensweise in diesen armen Grafschaften überrascht.

Die Stadt Stirling erinnert an Edinburgh. Sie lehnt sich an einen Hügel und darüber erhebt sich das Schloß. Dieser Hügel ist von der Abendseite unzugänglich; er neigt sich aber gegen Osten sanft ab und hier liegt Stirling, in der Mitte von mehreren Alleen, die wie Stockwerke über einander emporsteigen. Die Stadt ist alt, unregelmäßig gebaut, schwarz wie der Basaltfelsen, der das Schloß trägt. Schloß Stirling bietet noch schöne Reste gothischer Pracht dar. Es war im Mittelalter eine furchtbare Burg; die schottischen Könige brachten einen Theil des Jahres hier zu; sie verschönerten ihre Residenz mit den zahlreichen Statuen, welche die Außenseite davon schmücken, und die noch den ganzen Luxus einer untergangenen Zeit zurückrufen. Auf einem freien Platz unterhalb der Burg wurden jene kriegerischen, oft mörderischen Turniere gefeiert, von welchen ein ottomanischer Botschafter am französischen Hof sagte: „wenn es Spaß seyn soll, so ist es zu Viel; ist es aber Ernst, so ist es nicht genug.“ Solche Turniere fanden unter der Dynastie der

Digitized by Google

Stuarts in Stirling häufig Statt; man zeigt noch eine in den Basalt gehauene Tribüne, welche der Damenfelsen heißt: offenbar saßen dort die Damen als Zuschauerinnen und Kampfrichterinnen ihrer Ritter.

Man betritt jetzt die Welt Walter Scotts; man begegnet den buntgewürfelten Plaids und den Mützen mit Falkenfedern. So wie man Stirling hinter sich hat, zieht der Benledi oder Gottesberg die Blicke zu sich hinauf und wieder im Thal die Teath auf ihre sprudelnde Fluth hinab, (was ihr Name im Gälischen bedeutet). Man sieht und hört wie sie von Cascade zu Cascade das Leuthal niederrauscht; man freut sich der freundlichen Landhäuser und Hirtenhütten an ihren Ufern. Unterhalb des Dorfs Kalander, über dem die Felsen ein Dach wölben, das der Glockenthurm daselbst nicht erreicht, ergießt sich in die Teath ein anderer Fluß, der furchtbarre Wasserfälle darbietet — die Keltyr. Die Cascade von Blacklin darf man nicht vorbeilassen; der Reisende, der keinen Niagara- oder Rheinfall gesehen, kann sich hier eine Vorstellung von ihnen machen. Es ist ein Abgrund von wenigstens 100 Schuh Tiefe, in den sich der Fluß mit Donnergetöse mitten in einer Wasserstaubwolke hinabstürzt. Die Felsen, die auf beiden Seiten vortreten, bilden über diese Tiefe, wo die wüthend schäumenden Wellen einander peitschen, eine Art Grotte, welche die wilden Echo's vervielfacht, deren rauhe Harmonie man ferne vernimmt. Weiterhin braucht man Führer, um sich nicht in dem Chaos von Felsen zu verlieren, welche durch Frost, Stürme und Gewitter von den benachbarten Bergen herabgerollt sind; nur solche Zerstörungskräfte konnten das Thal mit diesen Trümmermassen bedecken, durch die man sich mühsam Bahn bricht. Bald hineingesenkt in Bergklüfte und bald noch schwebend, bedrohen sie selbst den Neugierigen mit Gefahr, der, in Ermangelung eines andern Wegs, sich ihrer Festigkeit vertraut. Hoch in den Lüften über den Felsen schlagen die Adler ihre mächtigen Schwingen oder ruhen auf dem Gesträuch, das an denselben herabhängt, und schlafen daselbst, wenn der Tag niedersinkt, gewiegt von den Nordstürmen. Bald entdeckt man die Spitzen von Ben-An und Ben-Venue; an ihrem Fuß bewegt sich in sanften Wallungen der See Katrin, noch verdeckt durch eine Anhöhe, die man übersteigen muß. Welch ein reizendes Naturgemälde — dieser See mit seinen schroffen Vorgebirgen, seinen felsenumgürteten Ufern, seinen Haldinseln, dem lieblichen Silberspiegel seiner Wasser und ringsum die schauerliche Wildheit einer einsamen Gebirgslandschaft! Hieher hat Walter Scott die Scene seines Gedichts: das Fräulein vom See, verlegt.

Aber dieß ist alles gleichsam nur das Vorspiel zu der imposanteren Scene von Loch Lhomond. Läßt man sich die Mühe des Bergkletterns nicht verdrießen, so darf man, wenn man oben ist, nur einem leis murmelnden Bache folgen, so gelangt man mitten durch ein Labyrinth von Wildniß einen steilen Abhang hinab an das Gestade des schönsten Sees von Schottland. Er mag 24 M. lang, 7 M. breit seyn. Auf seiner Oberfläche erschienen etliche und zwanzig Inseln, die zum Theil fruchtbar und angebaut, zum Theil der Aufenthalt wilder Thiere sind. Wenn man diese Massen von Grün betrachtet, die auf seinen Wellen schwimmen, diese tief durchsichtigen Wasser, in denen die alten Ritterburgen des Lairds, die auf den Inseln umher zerstreut liegen, sich spiegeln, und über welche die mächtigen Forste an den Ufern ihre Schlagschatten senken; wenn man dann die Hörner der kaledonischen Hirten hört, die aus den benachbarten Bergen wiederhallen und sanfter und sanfter über die Fluthen gleiten, so zweifelt man, ob es einen schöneren See in der Welt gebe. — Der See liefert vorzügliche Fische und der *natürliche* Park, welchen die grünen Inseln bilden, einen ungemeinen Reichthum an Wildprät; was den Glasgowern, welche in diesem neuen Arkadien die schöne Jahreszeit zubringen, um im Schoß der Natur ihre Wollenmagazine zu vergessen, trefflich zu Statten kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechische Marine.

(Fortsetzung.)

Uebersicht der Arten von Schiffe.

Die griechischen Schiffe, die in dem Befreiungskriege so Viel geleistet haben, die so ehrenvolle Siege erfochten, verdienen wohl etwas näher in's Auge gefaßt zu werden. Sind diese Siege auch manchmal pomphaft übertrieben worden, muß man auch das Mittel ziehen zwischen Ueberschätzung und Geringschätzung, so bleibt doch immer so Viel gewiß, daß die griechischen Seehelden und Flotten den Türken überlegen waren. Da man jetzt die Namen der Schiffe täglich in den Zeitungsblättern liest, so wird es nicht überflüssig seyn, darüber *einige* Aufklärung zu geben. Jede Zeitung bringt uns einen *neuen* Namen: da hört man von Polacren, von Tartanen, von Mistik, Brandern u. dgl. barbarischen Benennungen mehr, und *Niemand* weiß recht, was man sich eigentlich dabei denken *soll*. Eine kurze Uebersicht derselben mit beschreibenden Erklärungen dürfte hier also vielleicht willkommen seyn, um so mehr, da wir eine solche in mehreren Schriften vergebens gesucht *haben*. Doch eben aus diesem Grunde, weil es die erste ist, wird sie auch Nachsicht verdienen und noch vielen Berichtigungen bedürfen.

Die größten griechischen Schiffe, nämlich die Briggs, sind zweimastige Kauffahrer mit einem Bogspriet, gewöhnlich hinten breit, haben nur Ein Verdeck und segeln gut. Die Griechen sprechen Bricks aus, vielleicht eine Abkürzung des französischen Worts Brigantine, welches ein Diminutiv seyn mag, wenn es nicht etwa von brigant, Räuber, oder von Brigade abgeleitet ist, da es denn vielleicht ursprünglich ein Raubschiff oder ein zum Kriege gerüstetes Fahrzeug war. Briga hieß im Altlateinischen Hader, Zank und Streit, daher eine alte Waffenrüstung, ein Panzer oder Panzerhemd, Brigandine genannt wurde. (Die alten Urbewohner des nördlichen Englands hießen schon Brigants). Um dieß Schiff zu bezeichnen, schreibt man im Griechischen Pergantí oder auch Mpergantí, denn mp wird immer wie b ausgesprochen, und das Vri wird gern in Ver oder Per verwandelt, ebenso wie Krokos und Kerkos; ohne dieß zu wissen, könnte man sich

diese sonderbaren Verstümmlungen nicht erklären. Sie geschehen bloß aus Bequemlichkeit. Die Brigantine ist eine Art leichter Pinasse ohne Verdeck, mit niedrigem Boed, und kann sowohl rudern als segeln, ist also zum Gefechte und zur Jagd besonders geschickt. Größee sind die Briggs. Es sind unsere gewöhnlichen Handelsschiffe, die von Hamburg nach Amsterdam, London und Bordeaux fahren, wie auch nach Westindien und Nordamerica, wohin auch die Griechen schon längst Fahrten unternommen haben. Solche Briggs hat man im Archipel nur mit Geschütz versehen, und daraus entstanden die griechischen Flotten. Es sind Schiffe vom 6ten und 7ten Rang, das heißt untee 20 und 30 Kanonen. Auch einige Corvetten haben die Griechen; dieß sind aber schon Dreimastee und werden oft als Rennschiffe zum Recognosciren gebraucht, die in Frankreich immee unter 20 Kanonen führen. Vielleicht kommt das Wort vom italienischen curvo krumm, französisch courbe, davon courbette und italienisch corvetta, das Courbettiren eines Pferdes; entweder weil sich das Schiff in vollen Segeln voene bäumt wie ein Pferd, oder weil es aus krummen Balken gezimmert ist, denn courbe bedeutet im Französischen krummes Knieholz zum Schiffsbau, dann auch ein Paae Pferde zum Schiffziehen. Auch die Türken haben Corvetten, Goeletten, Briggs, u. s. w.

Zu den Schiffen erster und zweiter Größe gehört auch die Polacre, ebenfalls ein Dreimastee, aber als großes Lastschiff gebraucht, wie man es fast nur auf dem mittländischen Meere sieht, denn die Polacre ist in der Levante einheimisch. Die Griechen schreiben Poulaka und auch Poulakra*). Das Unterscheidende an diesem Schiffe liegt in der Bauart, namentlich darin, daß die Masten keine Stengen haben, sondern aus Einem Stücke bestehen. Am Hauptmast oder Mittelmast führt es gewöhnlich viereckige Segel, an den zwei Nebenmasten abee dreieckige oder lateinische Segel. Die Polacre kann aber auch rudern für den Fall einer Windstille oder conträren Windes, was denn im Kriege ihr gut zu Statten kommt, um allenfalls Reisaus zu nehmen. Eine Schedecke ist auch ein Dreimaster, dergleichen man wiedee fast nur auf dem mittländischen Meere, an den Küsten von Portugal, Spanien und der Berberei antrifft. Die Segel sind denen einer Polacre ähnlich. Da die Schedecke als Raubschiff gebraucht wird, so muß sie, um schnell davon zu segeln, nach unten scharf und schmal zulaufen, um mit dem Kiel (Podari, d. h. der Fuß) die Wellen zu durchfurchen. Dahee darf der Schiffsraum (Kaeina im Neugriechischen) nicht weit seyn.

Nun folgen kleinere zweimastige Schiffe, wie Pinassen und Schooner, die beide ein fast gleiches Takelwerk haben; fernee Galeeren, Goeletten, Galeassen, kleinere Corvetten, Galioten, Felucken, Kutter und Schaluppen. Ueber jedes einzelne nur Etwas. Den Namen Pinasse giebt man auch einem Ruderboote, welches mit acht Rudern fährt. Sie dienen gewöhnlich als Lastschiffe, bei denen man sich sowohl dee Segel als dee Ruder bedient. Pinasse scheint von pinna, Fischflosse, herzukommen, als Vergleichung dee Rudee mit der Schnelligkeit eines Fisches; sie dienen auch als Avisschiffe — englisch pinnace. Daß die Griechen auch Schooner haben, beweisen die neuesten öffentlichen Blätter. Wie untee andern ein griechischee Schooner aus Maina von 8 Kanonen, mit einer Besatzung von 70 Mainotten durch die türkische Flotte erobert wurde, meldete eine Zeitungsnachricht aus Corfu. Ein Schooner soll fast dasselbe seyn, was eine Goelette bei den Franzosen. Goulot oder Goulet ist jedee Eingang, Schlund, Hals, Eingang oder Mündung eines Hafens wie eines Fischnetzes (der Hamen), Gouletre eine Hohlkehle in der Baukunst; das italienische Wort Goletta bedeutet dahee einen Halskragen. Das Schiff ist vielleicht also wegen der runden, hohlen Bauart so benannt; es scheint ein Schnellsegler zu seyn.

Die Galeere, bei den heutigen Griechen Katergon genannt (man spreche: Katerjon, vielleicht von katergos, mühsam, entkräftet), hieß bei den alten Griechen Trieres und bei den Römern Triremis, weil sie drei Reihen Ruderbänke über einander hatte, gleichsam wie drei Stockwerke. Die Galeere ist vielleicht also noch ein Ueberrest aus jener alten Zeit. Die Türken und Barbaresken gebrauchten bisher vorzüglich Christensclaven zur Arbeit auf den Galeeren; die Arbeit besteht hauptsächlich im Rudern, denn die Galeere ist ein gerudertes Kriegsschiff von ungefähe fünf Canonen, hat aber auch Segel. Dagegen in den europäischen Staaten müssen eigens dazu verurtheilte Verbrecher diese drückende Arbeit verrichten, wie in Spanien. Auch auf der Ostsee und auf dem atlantischen Ocean soll es einige Galeeren geben. Jetzt hört man schon lange nicht mehe von türkischen Galeeren, sie scheinen ganz abgekommen zu seyn, vielleicht weil sie zu der neueren Kriegführung odee auch wegen der vielen Rudee für die Meerengen und Klippen des Archipels zu unbequem seyn würden. Die Galeasse (griechisch Gallatza) ist die größte Art von Galeeren, aber nur bei den Venetianern ehemals gebräuchlich, mit 12 Kanonen und 1000 bis 1200 Maan Besatzung, da die gewöhnliche Galeere nur 100 bis 200 Mann führt. Sie hat Rudee und Segel. Der Galeerencapitän führt bei den Griechen den Titel: Katergoskiei und der Galeerensclave heißt Katerjaris, italienisch galeotto oder forzato. Doch die Griechen selbst haben keine Galeeren. Die kleinste Art von Galeeren sind die Galioten, nur mit 10 bis

*) Das Wort Polacre wird schwerlich von Polen und Polacken herkommen, da das Königreich Polen kein Küstenland ist, und also auch keine Schnellschiffe hat — sondern vermuthlich vom neugriechischen Worte Pouli, der Vogel, im Diminutiv Poulaki, das Vögelchen. Daher ist es auch richtiger, Poalacre als Polacre zu schreiben. Doch gelten die Diminutivformen darum noch nicht immer als wirkliche Diminutive, sondern oft nur als Stammwörter gewöhnlicher Art, zu Folge Korai's Urtheil s. Ennomia im III Theil Seite 83, 142 und 122. Anstatt Pouli, der Vogel, sagt man indeß auch Poti. Das Küchlein oder junge Huhn heißt Poulada und Poulakida. Daß man Poulaka in Poulakra verwandelt, ist nichts Seltenes. So wird das R oft mit eingemischt aus Nachlässigkeit, wie z. B. Krypta und Kryptra, Adelphos und Aderphos, Ertho anstatt Eltho, ich komme, u. a. mehr s. Eunomia III. 79. Der Name Poulaka bedeutet also, daß dieses Schiff so schnell segelt wie ein Vogel. In Norddeutschland nennt man eben so ein kleines Fährschiff auf den Flüssen „ein Vogelschiff." Die Vergleichung mit Vögeln, Krabben und Fischen ist also bei den Schiffen häufig, wie man hieraus sieht.

Digitized by Google

20 Ruderknechten und ohne alle Kanonen, daher zum geschwinden Laufe geschickter. Gallioten sind länglich runde Fahrzeuge von mittlerer Größe mit einigen leichten Kanonen oder auch mit Mörsern zum Bombardiren. Gallionen sind die großen Kriegsschiffe der spanischen Silberflotte, griechisch to galiounai oder galioni. Galiondschi's heißen die türkischen Matrosen, von denen Pouqueville erzählt, daß sie auf den Schiffen ihre Matrosenlieder singen, eben so wie es die griechischen Seeleute zu thun pflegen. Proben von griechischen Fischerliedern giebt der Reisende Barthold in seinem bekannten Werke über Neugriechenland, auch sogar eine Ballade, die aber nicht so romantisch zart ist, wie „das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran."

Eine Art kleiner Ruderschiffe sind die Feluken; diese und die Galeeren führen nur zwei Segel an Queerstangen nach Art der lateinischen Segel auf mittelländischen Seeschiffen und zwar eines an jedem Maste. Die Felucke ist ein schmales Schiff ohne Verdeck, leichter als die Brigantine. Das größte von allen zweimastigen Schiffen soll die sogenannte Schnau seyn, die an der norddeutschen und holländischen Küste üblich ist. Eine gewisse Art Segel, das nach der Länge des Schiffs nach hinten zu ausgespannt wird, heißt davon ein Schnausegel. Diese Fahrzeuge sind Schnellsegler und zur Fahrt am Besten eingerichtet. Den Namen Schnau findet man in Norddeutschland auch als Familiennamen; leicht erklärlich, weil die Vorfahren derselben wahrscheinlich erfahrene, gute Schiffer und geschickte Segler waren. Doch diese Fahrzeuge können auch umgekehrt ihren Namen von irgend einem kühnen Seefahrer oder von dem Erfinder derselben erhalten haben.

Auf einer hydriotischen Fricke — das griechische Phelouka kommt wohl vom französischen la felouque — fuhr der englische Reisende Chandler im Jahr 1765 aus dem Hafen von Athen nach Korinth und Epidauros, um seine Sammlung von antiken Marmorwerken nach dem Peloponnes überzuführen. Er schwebte oft in Angst und Gefahr, denn die Felucke war nur mit sieben Mann und zwei Knaben von griechischen Familien bestzt; dieß war die ganze Schiffsmannschaft. Diese Fricke hatte noch überdieß vor einiger Zeit umgeworfen und mußte jetzt im Sturme rudern, da sie schwer beladen war. Aber dennoch rühmt er die große Geschicklichkeit dieser 9 oder 10 Hydrioten im Segeln, die ihn aus aller Gefahr retteten. Chandler spricht auch schon in damaliger Zeit von „einer kleinen hydriotischen Flotte von acht Schiffen mit weißen dreieckigen Segeln", die einen verbotenen Kornhandel trieb (also doch schon vor der französischen Revolution). Schon damals, sagt er, waren die Hydrioten im Besitze von mehr als hundert und zwanzig Schiffen von verschiedener Größe, deren einige zur Vertheidigung besser bewaffnet waren, als manche englische Schiffe im Archipel; auch wurden die Hydrioten schon damals für die besten Seeleute der ganzen Levante gehalten. Der Mangel und die Noth war bei ihnen eben so wie vormals bei den Bewohnern Aegina's der Antrieb und die Ursache ihrer Geschicklichkeit im Seewesen. Hydra und Aegina bilden in dieser Hinsicht eine antik-moderne Parallele, jedoch nicht in Hinsicht der schönen Künste, worin Aegina so ausgezeichnet war.

(Fortsetzung folgt.)

Panorama von Konstantinopel.

Macfarlane hatte kurze Zeit nach seiner Ankunft zu Konstantinopel den Thurm von Galata bestiegen. „Von diesem erhabenen Punkte" sagt er in seinem bereits mehrfach von uns erwähnten Werke, „übersah ich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung von dem Serail bis zu der friedlichen Vorstadt Ejoub; ich konnte mit meinen Blicken die ganze Basis des großen Triangels, den Konstantinopel bildet, verfolgen, längs desselben seine alten Mauern, seine dicken Thürme unterscheiden und wenn ich die ganze Stadt durchlief, jenseits, eine ihrer Seitengegenden, das Schloß Yedi-kouleh, oder die sieben Thürme am Meere von Marmora wahrnehmen: ein unermeßlicher Raum, angefüllt mit Gebäuden, die durch die Fehler ihrer Bauart nur um so mahlerischer werden und durchkreuzt von unzähligen Moscheen und Minarets; die Mauern des Serail, die zum Theil noch von den alten Festungswerken von Byzanz herrühren sollen, die Wasserleitung des Valens, die zwischen zwei Bergen hindurch geführt ist, die prächtigen Kuppeln der Sophienkirche und die noch mehr in das Auge fallenden Zinnen der Moscheen des Sultan Ahmet auf dem Platze des Hippodromos lagen vor mir ausgebreitet; eine Menge von Gegenständen aus den verschiedensten Zeiten riefen noch großartigere Erinnerungen hervor, als selbst dieses staunenswürdige Schauspiel. Bei einer leichten Seitenbewegung übersah ich den ganzen Hafen, die Höhen und die Casernen von Daud-Pascha, die Häuser der Vorstadt Pera und in der Ferne die rauhen Berge von Thracien; während ich meine Blicke nur ein Wenig zur Linken zu wenden brauchte, um die Propontis zu überfliegen und mit ahnungsvollem Schauer auf den schneebedeckten Gipfeln des bithynischen Olymp zu weilen. Machte ich wenige Schritte, so bot mir ein anderer Theil der Gallerie die düstere Aussicht auf den türkischen Begräbnißplatz, der sich gleich einem Cypressenkranz auf einem Berge hinter Pera hinzieht, auf die Anhöhen und Casernen von Doima-Bagdschi und etwas weiter seitwärts auf den Bosporus, der mit jenen leichten Barken bedeckt war, die man hier Piaden nennt. Der Bosporos, dessen Ufer zu beiden Seiten eine lange Reihe von Häusern und Gärten bilden, gewährte den reizendsten Anblick bis zu seiner Vereinigung mit dem Meer von Marmora, oder bis gegen Kenderiy, wo er wie ein frohes Kind in den Armen seiner Mutter verschwand. — Von demselben Punkte erkannte ich deutlich die weißen Mauern des Thurmes des jungen Mädchens, die neuen Casernen, die Moschee des unglücklichen Selim, einen eleganten großherrlichen Kösch auf dem östlichen Ufer des Bosporos, die weitläufige Vorstadt Scutari mit ihren regellos umhergestreuten Häusern, und das Dorf Kadi-keni, wo das alte Chalcedon lag, darüber hinaus die geheimnißvollen Ruheplätze des endlosen Todtenackers von Scutari, die romantischen Hügel von Bugurlu und die einsamen Berge Kleinasiens.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 267. 24 September 1829.

Die Mohammedaner in Indien. *)

Die ersten Eroberer.

Subuktugin, ein türkischer Sclave, wurde von einem König von Gisny gekauft, der ihn unter seine Leibwache nahm. Der neue Reitersmann pflegte, wenn er nicht im Dienste war, in dem Walde zu jagen, und fing eines Tages ein Rehkalb, das mit der Mutter gewaidet hatte. Wie er mit seiner Beute davonritt, wandte er sich zufällig um und bemerkte, daß das Reh ihm mit den Zeichen ängstlicher Sorge folgte. Da schmolz dem Krieger das Herz, er gab der Mutter ihr Kind, und ehe sie in der Wildniß verschwand, blickte sie noch einmal nach dem edelmüthigen Jäger zurück. Nachts darauf erschien ihm der Prophet in einem Traume und sprach: „der Edelmuth, den Du heute gegen das unglückliche Thier zeigtest, hat Gott wohlgefallen, und er bestimmte Dir dafür zum Lohne in dieser Welt das Königreich Gisny; möge die Macht Deine Tugend nicht untergraben, sondern erzeige Dich wohlwollend gegen das Menschengeschlecht!" Also geschah es: der Sklave schwang sich schnell von Ehre zu Ehre, und nach dem Tode seines Gebieters bestieg er den Thron von Gisny und ward der Stammvater einer Reihe von Königen.

Subuktugin ist einer der ersten mohammedanischen Fürsten, die mit den Hindu's in feindliche Berührung kamen; und als ächter Moslem blieb der Soldat, der sich auf die Fürsprache der armen Rehmutter ihres Jungen erbarmte, taub gegen das Jammergeschrei der ungläubigen Hindumütter.

Um jene Zeit, d. h. vor beinahe neun Jahrhunderten, herrschte Dschepal, der Sohn Hutpals, aus der Caste der Brahminen, über das Land von Surhind bis Lumghan, und von dem Reiche Kaschmir bis Multan. Er schlug sein Hoflager in der Veste Bitunda auf, um von da leichter die Mohammedaner abwehren zu können; weil ihm diese aber mit ihren Einfällen keine Ruhe ließen, beschloß er sie in ihrem eigenen Gebiete anzugreifen und sammelte ein mächtiges Heer und viele Elephanten. Kaum erhielt Subuktugin Kunde von Dschepals Rüstungen, so zog er selbst nach Indien. An den Grenzen von Lumghan trafen sich die beiden Heere, es erfolgten einige Scharmützel, in denen Mahmud, der Sohn Subuktugins, obgleich damals noch Knabe, ausgezeichnete Beweise von Tapferkeit und Klugheit ablegte.... Hierauf trat eine lange Waffenruhe ein. Viele Tage vergingen, ohne daß die Heere handgemein wurden, als Mahmud erfuhr, daß in dem Lager Dschepals eine Quelle sey; wenn man in diese Koth würfe, so würde sich der Himmel sogleich überziehen und ein furchtbarer Orkan ausbrechen. Man weiß nicht, wie Mahmud dieß gelang, aber er that es, und alsbald trübte sich der Himmel, und Donner, Blitz, Sturm und Hagel erfolgten; der Tag verwandelte sich in Nacht, und rings umher verbreitete sich Schrecken und Zerstörung, so daß ein großer Theil des Schlachtviehes umkam, und mehrere tausend Krieger in beiden Heeren zu Grunde gingen. Da das Heer von Gisny jedoch abgehärteter als das der Hindu war, so litt es weniger. Dschepal fand am Morgen seine Truppen so zersprengt und muthlos, daß er befürchtete, Subuktugin würde seine Lage zu einem Angriffe benutzen; er machte ihm daher Friedensvorschläge und bot einen Tribut und Elephanten und Gold zum Geschenke an. Subuktugin wäre geneigt gewesen, auf diese Anträge einzugehen, allein sein Sohn Mahmud vermochte ihn, sie zu verwerfen; da schickte Dschepal andere Gesandten und ließ Subuktugin die Sitte der indischen Krieger, besonders der Radschputen, anzeigen; wenn er sie zur Verzweiflung triebe, so würden sie ihre Weiber und Kinder ermorden, ihre Häuser und Habe verbrennen, und sich mit fliegenden Haaren auf den Feind stürzen, um Rache zu nehmen. Diese Drohung brachte den Frieden in Stand.

Mahmud, der Sohn Subuktugins, war einer der größten muselmännischen Fürsten jener ersten Periode. Die Hindu's widersetzten sich seinem Vordringen auf's Tapferste; und wenn sie dennoch unterlagen, so erinnere man sich, was Arrian über den Einfall Alexanders bemerkte, daß er bloß durch die Uneinigkeit der Eingebornen siegte. Der Radscha von Lahore rückte mit einigen andern Fürsten dem Sultan Mahmud entgegen; und so sehr fürchteten sich die beiden mächtigen Heere vor einander, daß sie vierzig Tage einander gegenüber lagerten, ehe es zum Treffen kam. Die Hindu beseelte die größte Begeisterung, und täglich strömten ihnen neue Schaaren zu; die Flamme der Vaterlandsliebe drang bis in's Innere ihrer entferntesten Landschaften, wo ihre Weiber ihre Juwelen verkauften und ihren Gold-

*) Fortsetzung des Artikels in Nr. 223.

Digitized by Google

schmuck einschmelzten, um dem Freiheitskampfe Vorschub zu leisten. Die Schlacht war kurz, aber blutig. Die Hindu's warfen sich mit solchem Ungestüm auf den Feind, daß in wenigen Minuten fünftausend Mohammedaner zusammengehauen waren. Diese sammelten sich jedoch wieder; der Elephant, auf welchem der Hindugeneral ritt, wurde durch die Napthakugeln *) ungebehrdig, wandte sich zur Flucht und gab das Signal zu einer allgemeinen Niederlage. Mit jedem Schritt fielen jetzt dem siegreichen Mahmud unermeßliche Schätze in Gold und Juwelen in die Hände. Endlich bot er, nach Zerstörung der Veste Mundsch, den bestürzten Völkern umsonst eine Schlacht an und kehrte mit Beute beladen nach Ghisny zurück. Mundsch vertheidigten Radschputen; als sie nach fünf und zwanzigtägiger Gegenwehr den Platz nicht mehr halten konnten, so stürzten sie sich mit wahnsinniger Verzweiflung durch die Schießscharten oder über die Mauern hinab in die Schwerter der Feinde, oder verbrannten sich in ihren Häusern mit Weibern und Kindern, so daß die Mohammedaner, bei ihrem Einrücken in die Burg, Niemand mehr am Leben fanden.

Wir folgen Mahmud zu der Belagerung von Somnat, wo ein berühmter Hindutempel lag. Dieser Platz wurde mit dem hartnäckigsten Muth vertheidigt, aber endlich gleichfalls in einem religiösen Paroxysmus erstürmt, als der muselmännische König mitten im Kampfe vom Pferd stieg und Allah laut um Hülfe flehte. Nachdem Mahmud auf den Mauern und an den Thoren Wachen aufgestellt hatte, zog er mit seinen Söhnen, wenigen Edeln und den Ersten seiner Dienerschaft in Somnat ein. Der Tempel war ein prachtvolles, steinernes Gebäude. Sein hohes Dach trugen 56 künstlich behauene und mit Brillianten verzierte Pfeiler. In der Mitte des Tempelsaals befand sich Somnat, ein steinernes Götzenbild, fünf Ellen hoch, zwei davon in den Boden gesenkt. Der König hob sein Zepter und schlug dem Idole die Nase ab; sodann ließ er zwei Stücke des Idols wegbrechen und nach Ghisny senden, und das eine an der Schwelle der öffentlichen Moschee, das andere an dem Hofthor seines Palastes niederlegen. Zwei andere Bruchstücke sandte er nach Mekka und Medina. Als Mahmud so in der Zertrümmerung begriffen war, wandte sich eine Anzahl Brahminen an sein Gefolge mit dem Anerbieten, eine Summe Goldes zu erlegen, wenn der König von weiterer Verstümmelung abstünde. Seine Offiziere suchten ihn zur Annahme des Goldes zu bewegen; — die Zerbrechung eines Götzen, stellten sie ihm vor, vernichte den Götzendienst selbst noch nicht, eine völlige Zertrümmerung sey also nutzlos, dagegen sey ein freiwilliges Geschenk an ächte Gläubige ein verdienstliches Werk; der König gab zwar die Vernünftigkeit ihrer Behauptung zu, erwiederte aber, daß er sich nicht dazu verstehen könnte, da er sonst als „Mahmud der Götzenkrämer" statt als „Mahmud der Götzenzerstörer" auf die Nachwelt kommen würde. Der nächste Streich öffnete den Leib Somnats; dieser war hohl und enthielt eine Menge Demanten, Rubinen und Perlen von weit größerem Werthe, als das Angebot der Brahminen betrug. Unter der Tempeldecke war auch eine goldene, 200 Mann schwere Kette, die an einem Ringe von dem Gipfel des Gebäudes an einer großen Glocke hing, welche das Volk zum Gottesdienste rief. Außer 2000 Brahminen, als Priester, gehörten noch zu dem Tempeldienst 500 Tänzerinnen, 300 Musiker und 300 Barbiere, welche den Andächtigen die Bärte schoren, bevor sie in das Heiligthum zugelassen wurden; es war selbst nichts Ungewöhnliches, daß die Hindufürsten ihre Töchter dem Tempeldienste weihten. Der König von Ghisny fand hier mehr Edelsteine und Gold, als sonst wohl ein Königsschatz enthalten möchte. Eine von Juwelen strahlende Lampe verbreitete ein glänzendes Licht durch das ganze Gebäude, und außer dem großen Götzenbilde gab es noch mehrere tausende kleinere von Gold und Silber, von verschiedener Form und Größe; unter andern ein kleines schwarzes unter einem Bogen, das allem Anscheine nach frei in der Luft hing. Erstaunt über diese Erscheinung, befragte der König die Weisen seines Hofs, und diese waren der Meinung, daß das Bild von Eisen und der Stein des Schwibbogens magnetisch sey. Weil aber Mahmud noch zweifelte, daß das Verhältniß der Schwere und Anziehung so genau gefunden werden könnte, ließ er, zum Versuch, einen Stein aus dem Schwibbogen herausschlagen, und sogleich fiel das Götzenbild zur Erde; der Stein wurde jetzt für magnetisch erklärt.

In dem Charakter des Sultans erscheint seine Gerechtigkeitsliebe als die Licht-, seine Habsucht als die Schattenseite. Eines Tags trat ein armer Edelmann vor den Monarchen mit einer Klage gegen einen der königlichen Prinzen, der sich in seine schöne Frau verliebt hatte, und jede Nacht mit bewaffneten Dienern in sein Haus kam und ihn auf die Straße hinauswarf, während er drinnen vollbrachte, was ihn gelüstete; ich habe mich, sagte der Mann, oft an Diejenigen gewendet, die mir hätten Recht verschaffen sollen, allein Keiner half mir. Der König weinte vor Entrüstung und fragte ihn, warum er nicht früher zu ihm gekommen wäre? Immer, erwiederte er, habe er es versucht, man habe ihn aber nicht vorgelassen. Der König entließ ihn mit der Weisung, ihm sogleich zu melden, wenn sich sein Neffe wieder gleicher Gewaltthat vermesse, den Anwesenden aber ward bei Todesstrafe verboten, Nichts hierüber verlauten zu lassen, und zugleich Befehl ertheilt, dem Mißhandelten zu keiner Stunde den Eintritt in den Palast zu verweigern. In der dritten Nacht kam der königliche Neffe wie gewöhnlich, peitschte den Ehemann aus dem Bette und trieb ihn auf die Straße. Der arme Mann eilte zu dem Könige, die Officiere der Wache aber ließen ihn nicht ein, weil Se. Majestät sich im Harem befände. Der Ehemann jedoch schrie so laut, daß der Pförtner fürchtete, der Hof möchte beunruhigt werden, und der Lärm selbst dem Könige zu Ohren kommen, so daß er sich genöthigt sah, ihn zu den Kammeroffizieren zu führen, welche ihn sogleich bei Mahmud meldeten. Der König stand auf, warf einen Mantel um und folgte dem Manne in sein Haus. Hier fand er seinen Neffen und die Gattin des Mannes

*) In einigen Manuscripten, bemerkt der Herausgeber, steht statt Napthakugeln (naptha balls) Feuergewehr (guns); allein dieß ist wahrscheinlich ein Versehen der Abschreiber, da das Datum der Schlacht ins Jahr 1008 fällt.

Digitized by Google

beisammen in Einem Bette schlafen, mit einem Lichte, das auf dem Fußteppiche neben ihnen stand. Mahmud löschte das Licht, zog sein Schwert und hieb seinem Neffen den Kopf ab. Dann rief er dem Hausherrn, befahl ihm ein Licht zu bringen und Wasser und that einen großen Zug, und hieß ihn hinfort ruhig schlafen, wenn er seinem Weibe trauen könnte. Der Befreite fiel dem Könige zu Füßen und dankte, bat ihn aber zu sagen, warum er das Licht ausgelöscht und nachher so angelegentlich um Wasser gerufen hätte. Der König erwiederte, er habe das Licht ausgelöscht, damit nicht Mitleid seine Hand in Ausübung seiner Pflicht hinderte (denn er liebte seinen Neffen aufs Zärtlichste); sodann habe er das Gelübde gethan gehabt, nicht eher wieder zu essen oder zu trinken, bis er den Schuldigen gestraft haben würde.

Dieser Fürst, wie klein erscheint er durch seinen Geiz! Als er hörte, daß ein Bürger große Schätze besaß, ließ er ihn vor sich rufen und schalt ihn einen Götzendiener und Apostaten. Der Bürger erwiederte: „O König, ich bin weder Götzendiener, noch Apostat, aber reich; nimm mir meinen Reichthum, aber begehe nicht doppeltes Unrecht, indem Du mir mit meinem Gelde auch meinen guten Namen raubst.“ Der König zog hierauf sein ganzes Vermögen ein, stellte ihm aber über die Reinheit seines Glaubens ein Zeugniß mit seinem königlichen Siegel aus. Wenige Tage vor seinem Tode ließ Mahmud all sein Gold und seine Kästchen mit Edelsteinen vor sich bringen und weinte, nachdem er sie das letzte Mal angeschaut — nicht wegen des Blutes, womit er sie erkauft hatte, sondern weil sein Auge künftig auf immer ihres Anblicks entbehren mußte. Am nächsten Tage musterte er sein Heer, seine Elephanten, Kameele, Pferde und Wagen — heftete eine Zeit lang seinen Blick auf die Denkmäler seines Ruhms — brach dann wieder in Thränen aus, zog sich in seinen Palast zurück und starb.

(Fortsetzung folgt.)

Ein furchtbarer Schiffbruch.

Anticosti, sagt ein Correspondent der Literary Gazette, ist eine Insel in dem Golf des Lorenzstroms — sie hat mehr als 300 englische Meilen im Umfang und wird nur von Bären bewohnt, denen man billiger Weise ihren Aufenthalt daselbst gönnen sollte. Der einzige Ankerplatz an dieser Insel bietet so wenig Sicherheit dar, daß ein Schiff, wenn in der Nacht unerwartet ein Wind sich erhebt, der gegen das Land weht, in der größten Gefahr schwebt, auf den Strand geworfen zu werden. Die Regierung von Niedercanada unterhielt hier seit einer Reihe von Jahren Winters einen Posten mit wohlversehenen längs der Küste durch Signale bezeichneten Vorrathshäusern, wo Schiffbrüchige die nöthige Hülfe finden konnten. Dieser Posten war aber in der letzten Zeit verlassen worden. Im November v. J. litt ein Schiff an der Küste von Anticosti Schiffbruch und als im Frühjahr (12 Mai) ein Boot mit Robbenjägern von den Magdalenäinseln dahin kam, fanden sie von allen Schiffbrüchigen — etwa sechszehn oder achtzehn Personen — keinen einzigen mehr am Leben, der ihnen die Geschichte ihres Unglücks hätte erzählen können. Die Robbenjäger bemerkten in der Nähe des Strands eine Hütte, auf welche sie zugingen. Welche Scene des Entsetzens erblickten sie, als sie die von innen durch ein Seil zugebundene Thüre mit Gewalt öffneten! Da sah es aus wie in einem Schlachthaus. Vier menschliche Wesen mit abgehauenen Köpfen, Beinen und Armen und ausgenommenen Eingeweiden waren an der Wand aufgehängt, zwei andere, eben so geschlachtet, lagen auf dem Boden, auch standen zwei Kisten mit kleingehacktem Menschenfleisch da. Rings um das Haus lagen Knochen und Stücke Fleisch — Reste von Männern, Weibern und Kindern. Ein todter Mann in Matrosenkleidung lag noch in seiner Hängmatte; an dem Feuerungsplatz befanden sich zwei Feuerbrände und etwas Asche und ein Kessel mit Menschenfleisch, das in Fäulniß übergegangen war; von Brod oder Mehl oder sonstigen Nahrungsmitteln war keine Spur. Offenbar hatte das äußerste Elend die Schiffbrüchigen dahin gebracht, sich von dem Fleisch der Leichname ihrer Gefährten zu nähren. Man fand allerlei Effekten von Weibern und Kindern, woran man ersah, daß ihre Besitzer nicht den niedern Ständen der Gesellschaft angehört hatten; auch fand man eine beträchtliche Summe Gelds und verschiedene andere Gegenstände: zwei Aexte; eine Krummhaue; ein Tischtuch mit den Buchstaben A. B. S.; zwei paar Strümpfe, mit R. M. und mit J. H. F.; ein baumwollenes Hemd, mit J. R.; eine Dokumentasche, mit A. B. ein Koffer, gemacht von M. A. Brotholm, Soho, London; einige silberne Theelöffel, mit J. S.; zwei quebecker Zeitungsblättrr vom 23 October; ein Hemd, mit P. Vaughan; ein anderes, mit William Nash, Num. 8, 17 September 1827; einen Fingerring, inwendig mit der Inschrift J. S. verheirathet mit A. S. am 16 April 1822; auf einem weißen Blatt in Blonks americanischen Küstenpiloten stand: J. Strickney, Esq., J. S. Compbell, Esq., Quebek; auf einem andern Blatt desselben Buches: Ship Granicus, Cook; auf dem africanischen Küstenpiloten und einigen andern Seemannsbüchern: Robert Martin, Barnmouth bei Ayton, unfern Berwick, N. B.; unter zwei Strophen in des Seemanns täglichem Gehülfen (Seaman's daily Assistant): Adam Willis; endlich auf einem Streifen Papier mit Bleistift: Mein Herr, in einem Beutel in einer Hängmatte werden Sie 48 Sovereigns finden; schicken Sie dieselben an Mary Harrington in Barrackstreet, Cove; sie sind das Eigenthum ihres Sohns.“ Eine Jolle mit verwischtem Namen lag am Strand.

So lautet im Wesentlichen die eidliche Aussage, welche die Mannschaft des Robbenschiffs, Shallon Victory, Jacques Bourgois Joseph Boudroit, Joseph Bourgois und John Chesson vor P. F. Colbeck, dem Friedensrichter von Gaspe, zu Protokall gaben.

Das Bulletin universel.

Seit fünf Jahren erscheint in Paris das Bulletin universel pour la propagation des connaissances scientifiques et industrielles — unter stets regerer Theilnahme des Publikums und mit Unterstützung der höchsten Personen des Staats. Auch auswärtige Regierungen haben seine Verbreitung zu befördern gesucht, und die meisten Souveräne Europas persönlich darauf subscribirt. Wir glauben den Augenblick, wo der Begründer und Direktor dieses großartigen Instituts, der Baron Ferussac auf einer Reise durch Deutschland begriffen ist, um außerhalb Frankreich Verbindungen anzu-

Digitized by Google

knüpfen, welche das Bfott dem Ideal einer wirklich kosmopolitischen Zeitschrift immer näher bringen sollen, benutzen zu müssen um die Aufmerksamkeit aller Freunde der Wissenschaft auf sein Werk zu lenken. Dasselbe geht von einer großen aus den angesehnsten Männern Frankreichs zusammengesetzten Gesellschaft, die seit 1828 unter dem besondern Schutz des Dauphins steht, aus und zerfällt, politische und religiöse Gegenstände seiner Tendenz nach gänzlich von sich ausschließend, in folgende acht Hauptabtheilungen, worin die Literatur und die geistige Thätigkeit der ganzen gebildeten Welt, so weit sie in die zu nennenden Sphären eingreift, in Rücksicht genommen wird: 1) Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie; 2) Geologie und Naturgeschichte; 3) Medicin; 4) Agricultur; 5) Technologie, mit ihren verschiedenen Unterabtheilungen; 6) Geographie, Statistik, Staatswirthschaft; 7) Geschichte, Archäologie, Philologie, vergleichende Sprachkunde, Ethnologie; 8) Kriegswissenschaften. Jede dieser Sektionen hat ihre eignen Redakteren, und eine große Anzahl von Mitarbeitern, unter welchen man die ersten Namen Frankreichs bemerkt. Unter Hunderten nennen wir: Charles Dupin, Thenard, beide Guviers, Jussieu, A. de St. Hilaire, Biecy, Magendie, Pinet, Abel Remusat, Sylvestre de Sacy, Vitry, beide Champolliens, Jaubert, Fourier, Langlois ꝛc. Jeden Monat erscheint ein Band von 6—700 Seiten, welcher neben den eigenen Arbeiten der Mitglieder, die Analysen von 1000—1200 gelehrten Abhandlungen aus allen Sprachen enthält. Mittelst fortwährender Korrespondenz und Bezugnahme auf die Literatur aller gebildeten Nationen sucht das Bulletin einen schnellern und allgemeinern Gedankenumtausch unter den Freunden der Wissenschaften, den Beförderern des Kunstfleißes herbeizuführen, als bisher gewöhnlich, ja nur möglich war, und der ganzen jetzt lebenden Menschheit den Spiegel ihres geistigen Wirkens vorzuhalten, während es für die Geschichte jeder Wissenschaft und Kunst, die in seinen Bereich fällt, von dem Zeitpunkt seiner Entstehung an gleichsam das beglaubigte Aechin werden soll. Seine Unparteilichkeit in dieser Beziehung, seine Berücksichtigung jedes Zweiges menschlicher Thätigkeit ist bereits in den verschiedensten Ländern mit allgemeinem Beifall anerkannt worden.

Möge hier noch, um einen Begriff von den diesem Blatte zu Gebot stehenden Mitteln zu geben, ein Verzeichniß der für dasselbe gegenwärtig gehaltenen Zeitschriften folgen:

Asiatische 10, americanische 31, schwedische und dänische 52, russische und polnische 45, schweizerische 10, belgische und holländische 36, italienische 48, spanische und portugiesische 10, deutsche 188, englische 85, französische, aus Paris 84, franz. aus den Departemens 23, im Ganzen 620.

Religion in China.

China ist einer der wenigen Staaten, welche keine Staatsreligion kennen; der Confucianismus ist keine Religion, sondern bloß ein Moralsystem, mit welchem eine Anzahl kleiner ritueller Anordnungen verbunden sind. Geduldet werden Lookiunismus, Buddhismus und selbst Mahommedanismus; das Christenthum ist die einzige Religion, welche sowohl durch den Staat als die allgemeine Stimme des Volkes verpönt ist; es verabscheut den Götzendienst und die Vielweiberei, und es leugnet das absolute Verdienst der guten Werke. Die öffentlichen Beamten sind indessen meist eifrige Anhänger der Naturreligion. Zu Macao war vor Kurzem der Tempel, der auf dem felsigen Vorgebirge des Barfoet steht, abgebrannt. Der Kommandant des Hafens eröffnete eine Subscription, wobei er selbst mit 100 Pf. St. unterzeichnete; bald kam durch das Zusammenwirken aller Stände eine Summe von 11,000 Dollars zusammen, und der Tempel wurde größer und prächtiger wieder aufgebaut, als er gewesen war. Zu beiden Seiten der Stufen, die auf den Gipfel des Berges führen, sind Bilder und Statuen angebracht bis zu der Spitze, wo in großen Buchstaben die Worte: Tae-yih, „das große Eine," in den Felsen gehauen sind. An dem Tage, an welchem die neubrannten Götzenbilder durch neue ersetzt werden sollten, ließ die Baucommission eine Proclamation drucken, in welcher sie die Götter einlud, in ihre Statuen zurückzukehren, wenn die Augen derselben durch die Befeuchtung mit Blut belebt worden wären. Dieß ist nämlich die Art, wie man in China Holz und Steine lebendig macht. Nachdem die Einweihung vorüber war, drängten sich acht Tage lang ganze Schaaren von Männern, Weibern und Kindern heran, mit Trommeln, Zymbeln und Lauten, wehenden Flaggen und Fahnen, um der Königin des Himmels ihre Opfer darzubringen. Knaben und Mädchen ritten zu Pferde zu dem Tempel, und junge Weiber wurden schön geputzt auf Tafeln als Waldnymphen umhergetragen. — Die Königin des Himmels ist, der Sage nach, ein junges Weib, Namens Dschin, die vor ungefähr 600 Jahren in der Provinz Fokian lebte und ihrer Verdienste wegen vergöttert wurde. Die neuesten Berichte aus Nanking bringen die Neuigkeit, daß der Kaiser auch eine Jungfrau vergöttert hat, die unter der Dynastie der Sung ihr Vermögen darauf verwendete, einen Damm zu bauen, durch welchen ein District an der Küste gegen die Ueberschwemmungen der Fluth geschützt werden sollte. Als dieß Bauwerk beinahe vollendet war, kam eine Springfluth und schwemmte dasselbe hinweg, worüber sie so großen Schmerz empfand, daß sie sich in das Wasser stürzte und ertrank. Die Einwohner, welche das Gedächtniß dieser Begebenheit durch die Sage erhielten, haben in neuerer Zeit, ihr zu opfern angefangen, wenn sie von Ueberschwemmungen bedrängt wurden, und sie erzählen, sie hätten bei solchen Gelegenheiten leuchtende Phänomene gesehen, welche die Nähe einer Gottheit beurkundeten. Der Gouverneur Theang berichtete diese wunderbare Erscheinung dem Kaiser und erhielt von demselben ein Decret, welches dem Volk erlaubte, ihr einen Tempel zu errichten und göttliche Verehrung zu erzeigen.

Canton Register.

Vallesantoro's Elemente der Staatswirthschaft.

Als einen Beweis der Fortschritte, die auch in Spanien die Theilnahme an jenen Wissenschaften macht, welche die Organisation und Verwaltung der bürgerlichen Gesellschaft zum Gegenstande haben, können wir es betrachten, daß ein kürzlich erschienenes Werk des Marquis von Vallesantoro: Elementos de economia politica con aplicacion particular a Espanna (Madrid, 1829. 4) in wenigen Wochen zur zweiten Auflage gelangte. Die zweite Abtheilung des Werkes, welche die allgemeinen Grundsätze der Wissenschaft in's Besondere auf die in Spanien bestehenden Einrichtungen anwendet, ist auch für Fremde nicht ohne Interesse.

Revue encyclopédique.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 268. 25 Septembre 1829.

Die nordische Mythologie.

V. Baldur's Tod und Loki's Strafe.

Das Aergste, was den Asen durch Loki widerfuhr, war, daß sie durch seinen Verrath den guten Baldur verloren, welcher der Geerechteste unter ihnen und der Einzige war, der von allen Wesen, selbst die bösen Zwerge und die grimmen Riesen nicht ausgenommen, geliebt wurde. Baldur wurde lange Zeit durch böse Träume gequält; es schien ihm, als sey alles Glück von ihm gewichen. Die Asen versammelten sich, um zu berathen, welches Unheil dieß zu bedeuten habe, aber zu ihrem Schrecken lauteten die Weissagungen, daß Baldur der Tod bevorstände. Jetzt wurde beschlossen, alle Wesen der Natur um Frieden für ihn zu bitten; und Frigg nahm einen Eid von Feuer und Wasser, Eisen, Metallen, Steinen, Erde, Bäumen, Krankheiten, Thieren, Vögeln und Schlangen, daß sie ihm nicht schaden wollten. Dennoch schien Odin durch diesen Eid Baldurs Sicherheit nicht hinlänglich verbürgt; denn er sah, daß seine Schutzgeister *) ihn verlassen hatten. Eine neue Berathung wurde gehalten, doch konnte man über keinen Beschluß überein kommen. Da erhob sich Odin und legte den Sattel auf sein Roß Sleipnir; den Weg nach der unterirdischen Nebelwelt ritt er. Von Hels Hause kam ihm ein Hund entgegen; blutig war sein Rachen und blutig seine Brust; lange bellte er den Gott an. Doch Odin ritt vorüber, und die Erde erbebte unter ihm. So kam er zu dem hohen Hause der Hel und ritt vor das östliche Thor desselben, wo das Grab der weisen Riesin war, die von Loki die drei Ungeheuer Feuer, Jormungandr und Hel geboren hatte. Hier begann er seine Beschwörungen, gegen Norden blickend schnitt er Runen, welche die Todte zwangen, aus dem Grabe emporzusteigen und ihm Rede zu stehen. „Wer ist diese Unbekannte", fragte sie, „der meine Ruhe stört! Mit Schnee war ich beschneit, von Regen geschlagen, mit Thau beträufelt, lange war ich gestorben." Odin nannte sich, um sich vor ihr zu verbergen, Wegfreund, Schlachtfreund's Sohn (Vegtamr, Vaitams S.) und versprach ihr, aus der Oberwelt zu erzählen, wenn sie ihm verkünden wolle, was in der Unterwelt vorgeht. So erfuhr er, daß Baldur von Hel erwartet werde und schon das Gelage bereit stehe, mit dem er empfangen werden solle. Sein Bruder Hödr werde ihn erschlagen, und an diesem werde der einnächtige Sohn der Sonnentochter Rind Rache nehmen. Als aber Odin, dessen ahnender Geist über diese Anzeigen bereits hinausblickte, hierauf die Frage stellte: wer die Weiber wären, die allein sich weigern würden, Baldur zu beweinen, da erkannte ihn die Riesin: „Du bist nicht Wegfreund", rief sie, „wie ich glaubte, sondern Odin, der Welten Hüter! Reite heim Odin und rühme dich, mich getäuscht zu haben, aber nie wieder wird ein Lebender Antwort von mir erhalten." **).

*) Da die Götter geboren sind, wie andere Wesen, so haben sie auch gleich diesen ihre Schutzgeister (Fylgiur oder Hamingior); denn nach einem sonderbaren Aberglauben wurde die Nachgeburt der Wöchnerin für den Schutzgeist des neugebornen Kindes gehalten. Noch jetzt wird dieselbe daher in Island, so wie in manchen Gegenden von Deutschland z. B. in Holstein mit vieler Sorgfalt bald verbrannt oder vergraben, bald an hohe Bäume gehängt. Merkwürdig ist, daß sich in dem Kuhländchen auch der altnordische Name dieser Schutzgeister, Fylgie, noch erhalten hat (Meinert a. a. O. S. III. IV.) Stets begleiteten diese Schutzgeister die Personen, die unter ihrer Obhut standen; und zuweilen zeigten sie sich in der Gestalt dieses oder jenes Thieres. So wie einzelne Menschen, so hatten auch ganze Geschlechter, Gegenden und Länder ihre Schutzgeister. Da die Nornen alle Schicksale bestimmten, so ist es wahrscheinlich, daß auch die Schutzgeister von ihnen ausgingen; und in der bekannten Stelle, Vafthrudnis mal, st. 49.

Thriar thiothar falla thorp yfir
Meya maugthrasis,
Hamingior einar theirra i heimi ero —

scheinen sie selbst als Schutzgeister bezeichnet zu werden. S. Sv. Finn Magnusen, IV. S. 36.

**) Die jüngere Edda, der wir im Uebrigen folgen, läßt diese Reise Odins in der Unterwelt aus; dagegen schildert dieselbe ein besonderes Lied in der ältern Edda, die Vegtamsquida. Die Frage Odins:

Hverjar ro meyjar, aer at muni grata,
Ok á himin verpa háisa skautum?
Wer sind die Weiber, die nicht weinen wollen,
Und zum Himmel werfen der Hälse Häupter?

hat den Erklärern viel zu schaffen gemacht, weil die Part. negat. at sonst immer dem Verbum angehängt wird und háisa skaut (der Hälse Obere) ein freilich sehr ungewöhnlicher Ausdruck ist. Der Sinn, daß Odin bereits voraus sieht, was Baldur bei den Todten zurückhalten wird, und daß eben diese Voraussicht ihn verräth, kann nicht in Zweifel gezogen werden.

Digitized by Google

Odin kehrte hierauf nach Asgard zurück; und um Baldur vor dem Einzigen, der ihm Gefahr drohte, zu schützen, wurde Hödr geblendet [3]). Darauf versammelten sich die Asen und ergötzten sich, indem sie Baldur in ihre Mitte treten ließen und, seiner Unverwundbarkeit gewiß, alle Arten Waffen an ihm versuchten. Einige schossen auf ihn, Andere hieben nach ihm, Andre warfen ihn mit Steinen, aber was sie auch thaten, so trug er doch keinen Schaden davon. Als Loki dieß sah, so wurde er neidisch. Er nahm daher die Gestalt eines alten Weibes an und begab sich nach Fensal zu Frigg und erforschte von ihr, daß sie zwar alle Wesen eidlich verpflichtet habe, Baldur nicht zu schaden, doch mit Ausnahme des Mistiltein, eines Bäumchens, das westwärts von Walhall stehe und ihr noch zu jung schiene, um es in Eid zu nehmen. Darauf ging Loki hin und riß dieß Gewächs aus und ging damit zu der Versammlung der Asen. Der blinde Hödr, der allein an dem Spiele keinen Theil nahm, stand zuäußerst im Kreise. Loki redete ihn an und fragte: „warum schießest Du nicht auf Baldur?" „Du weißt ja", antwortete dieser, „daß ich nicht sehen kann; auch habe ich keine Waffen." — „Ich will Dir zeigen, wo er steht, und schieße dann auf ihn mit dieser Ruthe." Hödr nahm den Mistiltein und schoß nach Loki's Anweisung auf Baldur. Der Schuß durchbohrte ihn, und er fiel todt zur Erde. Sprachlos standen die Asen da, und so sehr verloren sie alle Fassung, daß sie nicht daran dachten, die Leiche aufzunehmen. Einer sah auf den Andern, und Alle athmeten nur Rache gegen den Urheber. Aber da es an einer heiligen Friedstätte war, so konnten sie nicht sogleich Rache nehmen.

Als die Götter wieder einigermaßen zu sich selbst gekommen waren, so fragte Frigg, wer von ihnen ihre Gunst gewinnen und zu der Unterwelt hinabreiten wolle, um zu versuchen, ob er Balder finden und von Hel durch ein Lösegeld frei kaufen könne. Hermothr, der Schnelle, erbot sich hiezu; er lieh zu dieser gefährlichen Fahrt Odins Pferd Sleipnir, setzte sich auf dasselbe und ritt davon.

Die Asen nahmen hierauf Baldurs Leiche und trugen sie an die See. Sein Schiff, welches Hringhorni hieß und außerordentlich groß war, wollten sie hinausziehen, um die Leiche darauf zu verbrennen; sie vermochten aber nicht, dasselbe von der Stelle zu bewegen und sandten daher einen Boten nach Jotunheim an die Riesin Hirrokin. Diese kam auf einem Wolfe reitend, Nattern dienten ihr statt der Zügel. Als sie abstieg, befahl Odin vieren seiner Helden, das Thier zu hüten, aber nur mit Mühe konnten sie es halten. Hirrokin ging hierauf zu dem Vordertheile des Schiffes und schob es mit einem Stoße in die See hinaus, daß von den untergelegten Walzen Feuer herausschlug und die Erde erbebte. Da ward Thor zornig; er ergriff seinen Hammer und wollte die Riesin erschlagen; doch alle Götter baten für sie um Frieden. Baldurs Leiche wurde jetzt auf das Schiff getragen; seine Gattin Nanna aber grämte sich so sehr, daß sie starb. Auch sie ward daher auf den Scheiterhaufen gelegt, der hierauf angezündet wurde [4]). Thor stand dabei und weihte ihn mit seinem Hammer ein. Vor seinen Füßen lief ein Zwerg, Namens Litr; den stieß Thor mit seinem Fuße ins Feuer, daß er verbrannte. Wesen von allerlei Art waren bei diesem Leichenbegängnisse gegenwärtig. Zuerst Odin mit seinen Raben, seine Gemahlin Frigg und die Walküren. Freir fuhr in seinem Wagen herbei, vor den er den Eber mit den goldenen Borsten gespannt hatte, Freia fuhr mit ihren Katzen, Heimdallr ritt auf seinem Pferde Goldmähne (Gulltopr); auch viele Riesen waren zugegen. Odin warf einen goldenen Ring auf den Scheiterhaufen, den Ring Draupnir, der seitdem die Eigenschaft erhielt, daß in jeder neunten Nacht acht gleich schöne Ringe von ihm abfielen. Baldur's Pferd ward mit allem Geschirr zum Scheiterhaufen geführt.

(Schluß folgt.)

Die griechische Marine.

Uebersicht der Arten von Schiffen.

(Fortsetzung.)

Zu den zwei- und dreimastigen Seeschiffen gehören die Tartane und die Martingane, die letztere Art bei den Türken auch Kirlanguith oder Schwalbenschiff genannt, wenigstens scheinen diese beiden ziemlich einerlei zu seyn. Denn Kirlanguith ist ein türkisches Wort, welches so viel als Schwalbe bedeutet, und Martingane scheint von dem französischen Worte martinet eine Mauerschwalbe, herzukommen, oder von martinet pêcheur, die Seeschwalbe, eine Art von Halcyonen, also vielleicht der Eisvogel *). Diese dreien Schiffe sind demnach offenbar *leichte* Schnellsegler, deren Geschwindigkeit man mit dem Fluge einer Schwalbe verglichen hat, wie sie dicht an der Oberfläche des Wassers dahinfliegt, so wie die Schwalben und Möven *bekanntlich* zu thun pflegen. Ein Kirlanguith ist nur eine kleine Art von Fahrzeugen im Archipel, welche aber desto rasche segeln und deßhalb zur Kaperei ausgerüstet werden. Wie gewöhnlich, ist auch bei türkischen Schiffen manchmal das in Holz geschnittene Bildniß eines Heiligen am Hintertheile (Prymni — Vordertheil: Prori) angebracht, dessen Namen auch das Schiff führt. Denn die Türken haben zu Folge des Koran *bekanntlich* manche Heilige mit den Christen gemein, wie z. B. den heiligen Georg, sie verehren auch Moses und die Propheten des alten Testaments, obwohl freilich nicht so hoch wie ihren Mohammed. Das Schiffsvolk ruft die Heiligen in Sturmes-

[3]) In den uns bekannten Quellen wird kein Grund angegeben, warum Hödr blind sey; aber Odins Rache hätte offenbar gar keinen Zweck, wenn in Folge derselben keine Vorsichtsmaßregeln getroffen würden und die einzige mögliche war Hödr's Blendung, da er ausdrücklich als Baldurs Mörder bezeichnet worden war.

[4]) Ob in dieser Sage nicht eine Erinnerung an die alte Sitte liegt, die in Indien sich noch bis auf diese Stunde erhalten hat, einst aber auch bei den slavischen und ursprünglich also wohl auch bei den germanischen Völkern herrschte, daß die Frauen mit ihren verstorbenen Männern den Scheiterhaufen besteigen mußten?

*) Martagon heißt auch der türkische Bund, eine bekannte Art von Lilien.

Digitized by Google

nöthen an, weshalb in der Kajüte vor dem Heiligenbilde immer eine Lampe brennt. Solche Kirlanguiths fahren zwischen Marseille und Konstantinopel. Der französische Maler, Castellan segelte mit einem dreimastigen Kirlanguith von Marseille nach Morea. Das Schiff war mit Schaluppen, Kompaß und allem Nöthigen versehen, auch mit nautischen Instrumenten, allein er konnte die Geschicklichkeit des griechischen Schiffsvolks doch eben nicht rühmen, da es mehrere Fehler beging und sich höchst unwissend und abergläubisch bewies, auch der griechische Capitän des Schiffs gegen seine zwei Brüder heftige Zwietracht und Zanksucht äußerte, wodurch die größte Unordnung und selbst Gefahr veranlaßt wurde. Dieß war jedoch im Jahre 1796, seit welcher Zeit sich die griechische Marine bedeutend, die türkische aber wenig verbessert hat. Damals waren die meisten Officiere und Matrosen der türkischen Marine Griechen von Geburt, und auch dieser Kirlanguith gehörte zur türkischen Marine, indem er Ingenieure für die türkische Regierung und Selim III nach Konstantinopel überführte. Castellan rühmte indeß dieß türkische Schiff als einen guten Schnellsegler. So wie die Polacre, erinnert auch dieß Schwalbenschiff oder Kirlanguith an die Vergleichung mit dem Vogelflug und an die kleinen Ueberfahrtschiffe in Deutschland, die man Vogelschiffe oder auch im Plattdeutschen einen schnellen Tod nennt, weil sie leicht umwerfen, da es die allerkleinsten Boote sind.

Eine Tartane ist ein kleines Fahrzeug auf dem mittelländischen Meere zum Küstenhandel, und hat entweder nur Einen Mast mit einem Bogspriet, oder auch wohl zwei bis drei Masten. Das Hauptsegel derselben ist von weitem Umfange und wird durch ein Spriet ausgespannt. Das Tauwerk ist eben so wie bei Kriegsschiffen. Der Name scheint orientallischen Ursprungs zu seyn. Auf einer livornesischen Tartane segelte der Consul Pouqueville im October 1798 von Alexandrien in Egypten nach Navarino, und von Morea später nach Konstantinopel, wo er als französischer Gefangener in die sieben Thürme wandern mußte. Das Schiff hieß la Madonna di Montenegro, war mit Schaluppen versehen u. s. w. Auffallend ist es, daß auch Pouqueville sich über die Ungeschicklichkeit der griechischen Mannschaft eines anderen Schiffes beklagen mußte, womit er durch die Dardanellen fuhr. Als er hier auf den Strand gerieth und sich bugsiren ließ, aber nur mit großer Mühe wieder loskommen konnte, äußerte er ebenfalls so wie Castellan (indeß wohl ungerechter Weise), daß die Unbehülflichkeit der griechischen Matrosen so groß sey, daß sie in der Schifffahrtkunde fast in Nichts hinter der Plumpheit der Türken zurückblieben. Hierher gehören ferner noch folgende Arten von Seeschiffen: ein Convoischiff, das zur Bedeckung von Handelsschiffen dient, nennt man in Griechenland „Karaoi tis Phylakis." Ein Wachtschiff zum Beobachten und Recognisciren heißt „Vlepitikon Karavi" oder auch Pataki, nach der französischen und englischen Benennung Patache, ein Wachtschiff oder ein Ausleger an der Einfahrt eines Hafens. Eine Patache d'aois ist ein Yachtschiff, Aviso oder eine Postyacht. Die Pataches gehören nebst dem Schebecken, Brigantinen und Prahmen zu denen, die durch Segel und Ruder zugleich bewegt werden; sie unterscheiden sich bloß durch die Höhe oder Niedrigkeit ihres Bordes. Doch dienen die Prahmen nur als schwimmende Batterien. Eine Sailla oder Saetilla soll eine leichte Fregatte oder kleine Brigantine seyn, etwa wie ein englischer Cutter oder ein holländischer Huker, ist aber eigentlich ein leichtes Ruderschiff mit Einem Decke (Kouberta nennt der Grieche das Verdeck, vom französischen la couverte), oder auch eine große Pinke, eine Art Schiff mit sehr schmalem Spiegel oder Hintertheil, französisch la pinque, ein glattes und schnell laufendes Lastschiff mit einem langen Hintertheile *). Die Sailla führt dabei auch Segel, und geht so schnell, daß man sie deshalb Sailla oder Sagitta benannt hat, ein griechisches Wort, welches einen Pfeil bedeutet und von der lateinischen Sprache in die neugriechische oder romaische übergegangen ist. Sailla heißt auch der Blitzstrahl und das Weberschiff im Neugriechischen — beides eine sehr natürliche Vergleichung. Eine Saetilla oder Saittilla ist eine kleine Pinke oder eine Fischerpinke, das Diminutiv des vorigen. Diese Namen sind auch in der spanischen Schifferspracbe üblich. — Eine andere Art ist wiederum die Schalke oder Saïka, im Italienischen Saica, ein kleines griechisches Kauffahrteischiff oder auch ein türkisches Handelsschiff, wovon die kleinste Art Schaikopoula heißt, italienisch la piccola Saica. Dann folgen sogenannte Tratten, Peramen, Mistick, Sacoleven (oder Saccoleven), die Scampavia und die Karacke, italienisch la Caracca. Eine Scampaola ist ein kleines offenes Packetboot, vorn mit einer Kanone: diese Boote gehen von Corfu nach Italien und Malta: vielleicht stammt die Benennung von dem italienischen scampare, entkommen oder sich retten. Peramen oder Perama ist das Prahmen, ein Fährschiff, welches man im Italienischen la chiatta oder il barcone nennt. Das daraus zusammengezogene Perma ist eine Gondel, la gondoletta. Peramataris heißt der Fährmann, und Peramataria eine Fähre oder Einrichtung zum Ueberfahren. Kleinere Fährschiffe nennt man Peramataki und Peramato-Barka. Eine Tratta ist ein langer, schmaler Kahn oder ein Boot mit Segeln und mit 10 bis 30 Mann besetzt; eine solche Tratte mit 30 bewaffneten Mainotten bemannt sah der General Vandoucourt im Archipel (s. dessen Reise, deutsch von Dr. Bergk. Leipzig 1823, S. 185). Es scheinen diese Boote italienischen Ursprungs zu seyn, vielleicht Zugschiffe, von il tratto, der Zug, oder tratta die Ausfuhr; vielleicht richtiger vom spanischen Worte trato, Handel, Verkehr, Gewerbe, also wohl Handelsschiffe oder Transportschiffe. Trattes heißen im Französischen die Tragebalken, besonders an dem Fußgestelle einer Windmühle, vielleicht auch das Gekälk eines Schiffes. Tratten scheinen ungefähr das zu seyn, was wir ein Schmakschiff nennen, im Holländischen Smak, oder auch ein Fleutschiff u. s. w. Eine Schmak ist ein kleines Fahrzeug zum Küstenhandel und zur Fischerei, mit dem Tauwerk einer Schaluppe oder Galliote. — Mistiks sind griechische Schiffe von kleiner und mittlerer Größe, etwa wie eine holländische Ljalk

*) Doch ist ein Huker hinten breit und rund, auch ein Einmaster, so wie der Cutter ebenfalls. Dagegen die großen Pinken zu den Dreimastern gehören.

oder noch kleiner, meist zum Gebrauche von Kapern. Der Name ist wohl eher türkischen als griechischen Ursprungs, es sey denn, daß er vielleicht von mystisch, d. h. geheimnißvoll, versteckt, herkamme, weil diese Piratenschiffe gemeiniglich hinter Klippen und Buchten auflauern, und sich versteckt halten. (Diese Mistiks sahen auch von Tetuan nach Gibraltar.) Doch findet man Mistik (das Schiff) mit einem i, nicht mit einem y geschrieben. Indeß die heutigen Griechen verwechseln sehr oft i mit y, oder ai und ei mit y (eta), um den Laut i auszudrücken; die Griechen der geringeren Klassen nehmen es in der Schreibart so genau nicht.

Die Caraca ist ein großes schwarzes Schiff, womit die Portugiesen sonst nach Ostindien segelten. Caraken und Gallionen sind nur noch in Spanien gebräuchlich: es sind eine Art Linienschiffe, deren unterer Raum zur Aufnahme von Waaren eingerichtet ist. Sie gehen sehr tief ins Wasser und segeln äußerst langsam. Die Carda ist ein kleines dickruderiges Schiff, bei den Spaniern auf dem mittelländischen Meere. Felibate ist auch eine spanische Yacht, vielleicht so viel als das deutsche Filedoat oder Fliehdat, welches gleichfalls ein Yachtschiff seyn möchte. Yachten sind Postschiffe, die sehr schnell segeln, aber sehr schwer zu bauen sind. Ein Teabacole hört man auch manchmal in den italienischen Gewässern nennen; es scheint ein kleines Schiff mit einem hölzernen Dache zu seyn oder auch mit einem Zeltdach, vom italienischen trabacca, ein Soldatenzelt, Schutzdach, u. s. w. (Eine solche Schirmwand von Zeug oder Tuch, die bei einer Schlacht auf Schiffen ringsum ausgespannt wird, um dem Feinde die Bewegungen zu verbergen, heißt im Französischen eine Pavesade oder auch ein Pavois. Ein Wetterdach nennen die Griechen Vendisou u. s. w.) Alle diese Benennungen kommen mehr oder weniger bei den Griechen vor, je nachdem sie von Schiffen des mittelländischen Meeres sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der ambrosianischen Liturgie.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kirchengeschichte ist die Festigkeit, mit welcher eine einzelne italienische Gemeinde ihre alte eigenthümliche Liturgie behauptet hat, während in dem ganzen Abendlande alle kirchlichen Gebräuche nach dem Vorbilde der römischen Kirche umgeschaffen wurden. Der sogenannte ambrosianische Ritus, der jetzt auf den Sprengel des mailändischen Erzbisthums beschränkt ist, war ohne Zweifel — wie schon aus seiner Uebereinstimmung in vielen wesentlichen Punkten mit dem Ritus der griechischen Kirche hervorgeht — schon vor dem heiligen Ambrosius in Gebrauch und erhielt von diesem nur wegen einiger Veränderungen, welche er einführte, den Namen. Zur Zeit der Verfolgung, welche die Kaiserin Justina und die Arrianer über die rechtgläubige Kirche verhängten, (im J. 385) flah nämlich der heilige Ambrosius mit seiner Gemeinde in die Basilica Porziana (jetzt die Pfarrkirche des heiligen Victor) und führte dort zur Erbauung der Bedrängten den Gesang der Psalmen, der Antiphonien und der Hymnen ein, die abwechselnd vom Clerus und vom Volke gesungen wurden, so wie auch die nächtlichen Wachen oder Vigilien, die in den orientalischen Kirchen bereits früher üblich waren und später auch in den occidentalischen angenommen wurden. Er brachte diesen Gesang in ein regelmäßiges System, welches wahrscheinlich sich unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten hat und in der Geschichte der Musik eine eben so wichtige Stelle einnimmt, als die damit verbundenen Gemonien in der Geschichte der kirchlichen Gebräuche. Wichtige Gründe sprechen dafür, daß ursprünglich der ambrosianische Ritus sich nicht nur über die Diöcese von Mailand, sondern auch über alle von derselben abhängigen Suffragan-Diöcesen verbreitete; und im zwölften Jahrhundert fallen zwei Priester von Regensburg, Paul und Gebhart, denselben auch in Deutschland einzuführen versuche haben. Von den Gefahren, denen der ambrosianische Ritus im Laufe der Zeit ausgesetzt war, muß als die erste und größte der Einfall der „Barbaren" erwähnt werden, die größten Theils Arrianer oder Heiden waren und die Kirche des heil. Ambrosius mit gänzlicher Vernichtung bedrohten, indem die Priester nach Konstantinopel oder Genua flohen, und die heiligen Gebräuche umgestoßen oder völlig vernachläßigt wurden. Gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts, als die Longobarden bereits zur katholischen Religion übergetreten waren, wurde der bischöfliche Stuhl zu Mailand wieder aufgerichtet; und mit der Vermehrung der Macht und des Ansehens der Bischöfe, die jetzt den erzbischöflichen Titel annahmen, erhielt auch der vernachläßigte Cultus neuen Glanz. Doch war dadurch der ambrosianische Ritus keineswegs von aller Gefahr befreit. Während seines Aufenthaltes zu Rom faßte Karl der Große den Entschluß, in allen Kirchen seines unermeßlichen Reiches die römische Liturgie einzuführen, und ein unter dem Vorsitze des Pabstes Adrian versammeltes Concilium schaffte alle besonderen Rituarien der verschiedenen abendländischen Kirchen ab. Zu Mailand sollten diesem Beschlusse gemäß alle Bücher, die sich auf den ambrosianischen Ritus bezogen, vernichtet werden; der Eifer, welchen die Clerisei für ihre verfolgte Liturgie bewies, macht uns indessen die Erhaltung derselben leicht begreiflich, ohne daß wir uns genöthigt sehen, zu den Wundern unsere Zuflucht zu nehmen, welche die fromme Leichtgläubigkeit der Chronikenschreiber erzählt. Eine andere Verfolgung erlitt dieser Ritus unter Pabst Gregor dem VII, von dem der mailändische Geschichtschreiber Landolf, aussagt: mysterium ambrosianum ultra fas nefasque oderat. — Ein so bestimmtes Zeugniß eines Zeitgenossen wird durch den Umstand, daß derselbe ein Gegner des angeklagten Pabstes und einer der eifrigsten Vertheidiger der Priesterehe gewesen sey,*) nicht entkräftet; vielmehr scheint es uns natürlich, daß der Mann, welcher sich überhaupt der alten Satzungen und Gewohnheiten der Kirche gegen die Neuerungen Gregor's annahm, auch einen besondern Werth auf die Aufrechthaltung seiner alten heimatlichen Liturgie legte und jeden Versuch zur Abschaffung derselben als eine wahre Ketzerei betrachtete. Ihre letzte Gefahr überstand die ambrosianische Liturgie zu der Zeit des heiligen Carlo Borromeo, indem damals der Gouverneur von Mailand — wie wir aus einem Brief des Heiligen vom Jahr 1678 sehen — ein päbstliches Breve gegen dieselbe ausgewirkt hatte. Durch das Ansehen des heil. Carlo wurden die Folgen dieses Schrittes abgewendet; die bedrohte Liturgie wurde von allen Mißbräuchen, die sich in dieselbe eingeschlichen hatten, gereinigt; manche Gebräuche, welche allmälig in Vergessenheit gefallen waren, wurden hergestellt, und die Disciplin des Clerus erlitt eine so durchgreifende Reformation, daß der Urheber derselben mit vollem Rechte der zweite Schöpfer der mailändischen Kirche genannt werden kann. — Zu bedauern ist, daß wir bei so vielen merkwürdigen Wechseln, denen der ambrosianische Ritus ausgesetzt war, noch immer keine vollständige kritische Geschichte desselben haben; die reichhaltigsten Materialien finden sich jedoch in dem Saggio storico-critico sopra il Rito ambrosiano des P. Angelo Fumagelli (Milano, 1793), womit man verbinden muß: Observazioni di Pietro Mazzuchelli, intorno al Saggio storico critico sopra il Rito ambrosiano, Milano, 1828. 4.

*) Uno de più fieri difensori del concubinato degli ecclesiastici, sagt die Bibliotheca italiana, in dem Aufsatze (S. 300 N. CLIII), welcher diesem Artikel zu Grunde liegt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 269. 26 September 1829.

Die Mohammedaner in Indien.

Der weibliche Sultan und der Letzte einer Dynastie.

In der ersten Tatarendynastie der Fürsten von Dehli finden wir die seltene Erscheinung eines weiblichen Souveräns. Die Sultanin Rasin Bigum war eine Frau von ausgezeichnetem Geist. Scharfsinnig, gerecht und furchtlos ergriff sie das Steuer des Staats in einer kritischen Periode, indem sie die Gesetze des Reiches mit strenger Unparteilichkeit verwaltete und ihre Feinde entweder durch Politik oder Waffengewalt verderbte. „Sie besaß," sagt Ferischta, „jede gute Eigenschaft, die je die tüchtigsten Fürsten geziert hat, und auch der strengste Beobachter ihrer Handlungen hätte in ihr keinen Fehler gefunden — als daß sie Weib war! Ach, sie war Weib, und ihr Verbrechen war ein Weiberverbrechen: sie liebte — nicht weise, zu leidenschaftlich." Der Gegenstand ihrer unglücklichen Neigung war ein abyssinischer Sclave, den sie zum Rang des Ersten ihres Hofes erhob. Dieser Schritt mißfiel ihren Großen; sie empörten sich, und nach mancherlei Wechselfällen des Kriegsglücks fiel ihr Liebling in der Schlacht, und seine königliche Gebieterin endete ihre Tage in einem Kerker durch Strang oder Dolch.

Keikobat, mit welchem diese Dynastie erlosch, war ein schwacher, üppiger Fürst, der unter dem Einfluß seiner Günstlinge lebte und sich sorglos den Vergnügungen überließ. Kurra Khan, des Kaisers Vater, der sich bisher mit dem Königreich von Bengalen begnügt hatte, schrieb, als er hörte, wie es in Dehli hergieng, an seinen Sohn, warnte ihn vor Gefahr und rieth ihm, wie er sich benehmen sollte. Diese Ermahnung blieb fruchtlos; da nun Kurra Khan sah, daß die Sachen auf diese Art bald eine schlimme Wendung nehmen müßten, sammelte er ein Heer und zog gegen Dehli, ungefähr zwei Jahre nach dem Tod seines Vaters, des letzten Kaisers. Keikobad rückte gleichfalls in's Feld und lagerte sich an den Ufern des Gagra; Kurra Khan lag an dem Sordschu und beide Heere standen mehrere Tage in stündlicher Erwartung einer Schlacht. Der alte Mann, der seinen Sohn sich weit an Macht überlegen fand, begann die Hoffnung aufzugeben, ihn mit Gewalt zur Besinnung zu bringen und schlug den Weg der Unterhandlung ein. Der junge Monarch aber nimmt einen übermüthigen Ton an und rüstet sich auf den Rath seines Ministers zum Kampf. Da versucht Kurra Khan das letzte Mittel der Güte — er schreibt eigenhändig an den entarteten Sohn und bittet ihn in den zärtlichsten, liebevollsten Ausdrücken um eine Unterredung, bevor sie zum Aeußersten schritten. Die schlummernden Gefühle der Natur erwachen in ihm, er giebt seinem Gefolge Befehl, ihn zu einem Besuch bei seinem Vater zu begleiten. Dem Günstling kam diese Zusammenkunft höchst ungelegen; da der Fürst aber entschlossen blieb, so überredete er ihn, daß ihm als König von Dehli die Ehre des ersten Besuchs gebühre; dadurch, hoffte er, sollte das Ganze unterbleiben; allein Kurra Khan ließ sich's gefallen, ließ durch die Sternbenter eine glückliche Stunde bestimmen, setzte über den Fluß und begab sich nach dem Lager seines Sohns. Keikobad richtete zum Empfang seines Vaters Alles aufs Glänzendste und Prächtigste ein, bestieg seinen Thron und gab den Befehl, daß sein Vater vor ihm dreimal den Boden küssen sollte. Als der Greis zu den äußersten Zelten kam, hieß man ihn absteigen, und an drei verschiedenen Orten, wie er vortrat, seine Verehrung bezeugen, indem der Offizier des goldnen Stabs der Sitte gemäß ausrief: „Kurra Khan kommt, sich vor dem König des Weltalls zu demüthigen!" Kurra Khan fühlte sich durch diese empörende Behandlung so ergriffen, daß er in Thränen ausbrach; als dieß Keikobad bemerkte, konnte er die Scene nicht länger ertragen, sprang vom Thron, fiel seinem Vater zu Füßen und flehte ihn um Verzeihung und seinen Segen. Kurra Khan hob ihn auf, umarmte ihn und hielt lange, laut weinend, seinen Nacken umschlungen. Der ganze Auftritt war so rührend, daß selbst die Höflinge sich die Thränen aus den Augen wischten. Jetzt ließ der Kaiser seinen Vater den Thron besteigen, kniete huldigend vor ihm nieder und setzte sich ihm zur Rechten. Hierauf nahm er ein Becken voll Goldmünzen, schwang es dreimal über dem Haupte seines Vaters und vertheilte es unter sein Gefolge, worauf auch die Großen ihm Geschenke darbringen mußten. Zwanzig Tage verlebten die beiden Fürsten unter gegenseitigen Besuchen und wechselnden Festlichkeiten, und es wurde ausgemacht, daß jeder in seinen bisherigen Besitzungen verbleiben sollte, in welche sie sich zurückzukehren anschickten. Beim Abschied rief Kurra Khan den Kaiser und dessen Minister in ein besonderes Gemach und ertheilte ihnen weise Lehren. Als er seinen Sohn umarmte, flüsterte er ihm ins Ohr, er solle seinem Günstling

Digitized by Google

Nisam ud Din nicht traurn; denn allein hatte er ihn nicht sprechen können. Als ob er ahnte, was da kommen würde, äußerte er unterwegs gegen seine Freunde, daß er seinen Sohn das letzte Mal gesehen habe.

Nach seiner Rückkehr nach Dehli bethätigte Keikobad eine Zeitlang den Eindruck, welchen die Zusammenkunft mit seinem Vater auf ihn gemacht hatte; allein es lag nicht in Nisam ud Din's Interesse, daß der Monarch sich besserte; bald hatte er ihn wieder zu seinem frühern Leichtsinn zurückgeführt. Aus allen Theilen des Reichs brachte er schöne Mädchen, anmuthige Tänzer und kunstreiche Sänger zusammen. Als der König eines Tages ausritt, begegnete ihm eine schöne Dame auf einem herrlichen Araber, mit einer Juwelentiara auf dem Haupt. Ein dünnes, weißes Gewand mit goldenen Blumen besittert, floß lose von ihren runden Schultern und ein funkelnder Gürtel von Edelsteinen umschloß ihre schlanke Gestalt. Dieses schöne Geschöpf, das, wie durch Zufall, dem Monarchen in die Hände kam, entfaltete tausend Reize, während sie ein liebliches Lied sang. Plötzlich hielt sie, bat um Verzeihung, und ritt erst nach vielem Bitten weiter. Keikobad, von ihren Reizen bezaubert, stieg sogleich ab, ließ seine Zelte aufschlagen und brachte den Abend in ihrer Gesellschaft zu. Dieses Mädchen glänzte eben sowohl durch Geist als Schönheit. Der Kaiser recitirte mehrere Verse zu ihrem Preis und sie antwortete immer im Stegreif, in gleichem Versmaß, und mit so viel Witz und Zierlichkeit, daß der ganze Hof erstaunte.

Zu spät erwachte er aus seinem Wonnerausch, um sich der schnöden Bande zu entledigen; die wider ihn gebildete Partei war bereits übermächtig. Selbst die sichtbare physische und geistige Erschöpfung, die er sich durch Ausschweifung und Schwelgerei zugezogen hatte, war keine Schutzwehr gegen den Meuchelmord. Die von seinen Feinden gedungenen Mörder fanden ihn dem Tode nah und von seinen Dienern verlassen im Bett liegen, schlugen ihm mit Keulen den Schedel ein, wickelten ihn in die Bettdecke und warfen ihn aus dem Fenster in den Fluß.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechische Marine.

Uebersicht der Arten von Schiffen.

(Fortsetzung.)

Vier Arten von griechisch-türkischen Schiffen sind das Karamussal, die Mahunr, der Tschemper oder Tzemperi (italienisch il combero) und die Piadr. Das Karamussal ist nämlich ein türkisches Kauffahrteischiff, im Spanischen caramusal — ungefähr wohl das, was wir ein Kattschiff nennen. Die Mapuna, Mahune oder Magonna ist auch ein türkisches Lastschiff, italienisch la mauna, grande barca da carico. Man spricht es auch Magona aus. Doch auch die Galeasse oder die große Galeere heißt la mauna. Es mag unser Kuffschiff seyn. Piaden sind Schnellruderer, wie unter andern z. B. diejenigen Fahrzeuge, die im Frühling dem Sultan das erste junge Gemüse aus Smyrna bringen. Mit Kanonendonner verkündet man im Monat Mai das Abschneiden der jungen Gurken und Erbsen in Smyrna, die für den Großherrn bestimmt sind. Dieß klingt freilich sonderbar, allein es muß doch wohl wahr seyn, denn der Reisende Bartholdy, jener bekannte in Italien verstorbene königlich-preußische Generalconsul, der über Griechen und Türken eine merkwürdige Schrift geschrieben, die um das Jahr 1803 wegen ihres bizarren Antihellenismus Aufsehen machte, erzählt es in seinem Werke (I. 182). Wenn man bedenkt, daß der Sultan ein gebieterischer Despot ist, der die Menschenköpfe nicht viel höher als Mohnköpfe oder Kohlköpfe achtet, und der die Handwurzel abhackt wie gelbe Wurzeln und Möhren, so wird man diese Kanonensalve im Gemüsegarten auch nicht auffallend finden.

Einige wenige Fahrzeuge der kleineren und kleinsten Art sind noch übrig. Die Volks oder Volisks sind die gewöhnlichsten Transportschiffe oder Handelsfahrzeuge der Griechen, meistens nur Küstenfahrer, wahrscheinlich aber insgesammt Schnellsegler, wie auch der Name schon anzeigt, denn Volikos bedeutet im Neugriechischen Alles, was leicht und ohne Mühe geschieht, was rasch vorwärts dringt. Daher heißt Voli eine sausende Kugel, ein Wurf, Loos, Pfeil u. dgl., mithin auch so viel wie Zufall, Glück und Schicksal, welches ja auch gleichsam auf den Wogen des Meeres sein Spiel treibt. Auch das Seukbiel der Schiffer nennt die griechische Sprache Voli, kurz Alles, was leicht hingeworfen wird — von ballo, werfen. Ein Volik ist also vorzugsweise ein leichtes Schiff, ein kühner Segler *). Pouqueville erwähnt diese Schnellsegler häufig in seiner ersten Reisebeschreibung (I Capit. 46 und 49 II S. 264).

Dieser Reisende sah auf den Werften der Insel Spezzia im Jahre 1799 mehrere Voliks im Bau begriffen; eine Menge dieser Schiffe segelten, mit Früchten beladen, nach Konstantinopel. Das Volik ist also ein ächt griechisches Schiff, sowohl dem Namen als dem Gebrauche nach. Doch ist der Name Volik nicht altgriechisch, nur das Stammwort und auch Voliß, das Seukbiel, kommt in der alten Sprache schon vor. Der Franzose Guys erwähnt schon um 1772 dieser Schiffe, im 24sten Briefe seiner literarischen Reise nach Griechenland. Vielleicht könnte man Volik auch durch Schnau, Pinke oder Barke übersetzen.

Die Benennung Barke ist auch in der Sprache der heutigen Griechen üblich. Das Wort scheint ursprünglich eine hohle, gekrümmte Baumrinde bedeutet zu haben, aus welcher wohl zuerst die Form und die Idee eines Schiffes entstand; daher ist Barke, Borke, Birke und Brücke ähnlich lautend, weil sie ähnlich bedeutend sind. Die Griechen haben dieß Wort zunächst aus dem Italienischen und Französischen entlehnt. Einer zweimastigen Barke gedenkt unter Andern Chandler in seiner Reise, er segelte damit nach Athen. Diese Fahrt erzählt er auf folgende Weise:

„Die zu unserer Ueberfahrt von Smyrna nach Athen gemiethete Barke war aus Hydra, einer Felseninsel, dem Vorgebirge Skyllaon in Morea gegenüber. Sie führte zwei Masten und vierzehn

*) Schnellsegler heißen sonst bei den Griechen gewöhnlich: Tachypioustata, vom altgriechischen Worte ταχυπλοος.

Mann, die Fracht war auf 100 Piaster bedungen. Die hydriotischen Schiffsjungen kletterten mit bloßen Füßen den Mast hinan und lösten im Heradsteigen mit großer Geschwindigkeit die Knoten der Segel. Diese Barke führte drei Segel von dreieckigter Gestalt, also lateinische Segel, an einer langen Querstange, deren dickes Ende, wie ein Rohr, nach unten zu herabhängt. Das dreieckigte Hauptsegel wurde zuweilen herabgenommen und statt dessen ein viereckigtes leichter zu regierendes Segel aufgehißt. Dieß Schiff lavirte, hatte seinen Kompaß, Steuermann und Capitän, und in der Nische der Kajüte ein Heiligenbild der Jungfrau Panagia mit einer brennenden Lampe, vor welcher die Mannschaft bei herannahender Gefahr kniete und betete." An dieser Stelle erwähnt Chandler auch einer Galliote, welche der Kapudan Pascha alle Jahre von der Insel Paros nach Hydra schickte, um das Kopfgeld oder die Steuern einzusammeln. Die Matrosen der Galliote, die das Geld in Empfang nahmen, wueden jedesmal in einem Kloster am Meere von griechischen Priesteen bewirthet. — Noch ist zu bemeeken, daß der oft gebrauchte Ausdruck „lateinisches Segel" nicht etwa von Latium und den Lateinern heestammen soll, wie Manche vielleicht glauben könnten, sondern von dem italienischen Ausdrucke coll' antenne oder zusammengezogen: lanten, das heißt mit Segelstangen oder Querstangen, vom lateinischen Worte antenna, die Stange. Die Engländer sollten daher nicht latin, sondern lateen sail schreiben. Die sogenannten lateinischen Segel werden im mittelländischen Meere sehr häufig gebraucht, sowohl an Schaluppen und Gallioten, als auch an Feluken, Schedecken und größeren Schiffen.

Auch Castellan beschreibt in seiner Reise eine mit einem Schirmdache von Leinwand bedeckte Barke, auf welcher er an der Küste des Peloponneses hinfuhr. Die heutigen Griechen bilden aus dem nicht altgriechischen Worte Barke, welches bei ihnen im Allgemeinen einen Kahn oder ein Boot bedeutet, mehrere neue, ihnen eigenthümliche Wörter, als Barkaris, der Fährmann, Schiffer oder Bootsmann, il barcajuolo; ferner Barkarina, das Einschiffen u. s. w. — ein Beweis, daß die Benennung Barke bei ihnen ziemlich gebräuchlich ist. In Italien pflegt man darnach die Lieder, welche die Schiffer singen, Baccarole oder Barkenlieder zu nennen. Schlechte italienische Volkslieder von gemeiner Art heißen auch Falalella's, wohin z. B. die Torototella gehört, die in der Levante mit Begleitung einer Art von gemeiner Zither gesungen wird, welche man aus einer Schale der Pompelmußfrucht verfertigt.

Die so viel besprochenen Brander der Griechen sind schließlich noch mit aufzuführen. Sie sind von verschiedener Größe und Bauart, denn man nimmt dazu überhaupt alle abgenutzten alten Schiffe und Wrake, die es nicht mehr werth sind, von Neuem ausgerüstet zu werden. Die Griechen nennen sie meistens Burlotti's, nach dem französischen Worte le brûlot, der Brander (von bruler) italienisch il brullotto. Doch haben sie auch noch mehrere andere Benennungen dafür, nämlich: Hephäsäa, vom Gott des Feuers Hephästos oder Vulcan; dann auch: Kaustikon karaoi, Poribolikon, Feuerwerfer, Emposthophyllion, weil sie von der Hinterseite bewacht werden; auch Karavi tis Photias. Das letzte Wort bedeutet nämlich Brand oder Feuer. Den Ausdruck τὸ ἐμπρηστόν, so wie auch ἐμπρηστής, incendiaire, findet man in Dehèque's neugriechisch-französischem Wörterbuche (Paris 1825). Daher auch die Benennung Plion oder empristicon (πλοῖον ἐμπρηστικόν) in dem griechischen Berichte in der Vorrede des Professors Orelli (Siehe Seite XIV) zu seinee Uebeesetzung und Ausgabe von Korai's politischen Ermahnungen an die Griechen. Dieser griechische Bericht eührt von einem Griechen selbst her. Wenn diese verschiedenen Ausdrücke auch nicht sämmtlich im gemeinen Lebrn gebräuchlich sind oder nur in gewissen Provinzen odee auf einigen Inseln vorkommen möchten, so können sie doch alle in gedruckten Schriften nachgewiesen werden. Es ist bekannt, daß die Brander mit Schwefel und Pech, mit Theer und Terpentin, mit Harz und Pulvee, Talg und Salpeter, Reifern und Lunten, Werg und ähnlichen Combustibilien in verschiedenen, eigens dazu eingerichteten Feuer- oder Brandkammern angefüllt sind, und wie ein Blitz in Flammen gesetzt werden können. Die eisernen Hacken, womit ein Brander sich an andeen feindlichen Schiffen anklammert, heißen in der deutschen Schiffersprache Enterhacken odee eigentlich Enterdreggs, weil das feindliche Schiff damit geentert wird. Was für gute Wirkung die griechischen Brander und die Branderkapitäne Kanaris — Georg und Constantin — Miaulis und Andere hervorgebracht haben, weiß Jedermann *). Die Art und Weise, wie schon in den siebenziger Jahren im nordamericanischen Freiheitskriege einige Brander zu Newyork bei der englischen Flotte in Bereitschaft gesetzt wurden, beschreibt dee General von Hinrichs in dem Aufsatze: „Ueber die Einrichtung der Feuerschiffe" im berlinee Gesellschafter vom 26 Septembee 1827 in der Beilage zu Nr. 154.

Es fehlen nur noch Boote und Gondeln in diesee Beschreibung. Die gewöhnlichen Boote, Schaluppen, Jöllen u. dgl. heißen in Griechenland Kaiks **) odee mit der italienischen En-

*) Der vollständige Name Andreas Miaoulis Vókas soll vielleicht Phokas heißen, jetzt Focka ausgesprochen. Denn viele der heutigen Inselgriechen leiten gern ihre Namen und ihre Abstammung von berühmten griechischen Familien des Mittelalters her, wie Phokas, Dukas, Komnenos u. s. w.

**) Um noch einiger Namen zu gedenken, so ist Speronaee ein Boot, worin man Lebensmittel von Sicilien nach Malta bringe und dessen man sich zur Schiffahrt auf diesem Canal bedient. Der französische Reisende Charbonnel, ein Begleiter Pouqueville, sollte auf einem Speronare nach Malta fahren. Außerdem hat man noch eine Gabarre auf dem mittelländischen Meere. Die Saikas oder Schalken sind mehr schwimmende, große Karkasse, als Schiffe, wie es am Schlusse des Aufsatzes: „Jetziger Zustand der Türkei" heißt, wo Etwas über die Marine der Türken vorkommt, im Gesellschafter Nro. 53 vom 3 April 1828. Die Spanier haben auch Balandras und Quetches, davon die englischen Bomb-Ketches oder Bombenschiffe, oder Kanonenboote. Der Lugger ist ein kleiner, leichter, zweimastiger Schnellsegler. Es giebt ferner auch sogenannte Hermaphroditenbrigge, d. h. Schiffe, die zwischen Brigg und Galliote das Mittel halten, doch mehr eine Brigg sind; und endlich giebt es Schiffe mit Thiernamen im Deutschen und Holländischen, wie: Bock (Torfbock, Torfschiff) Bullen, Eber oder Eoer (bei Hamburg zur Ueberfahrt über die Elbe),

dung il caicco, ein Beiſchiff oder ein Ruderboot. Eine kleine Barke unter dem ſpaniſchen Namen caique iſt auch in den Häfen von Andaluſien gewöhnlich. Kaik iſt aber ein türkiſches Wort ſeinem Urſprunge nach; ein kleiner Nachen heißt Kaikaki, mit dem neugriechiſchen Diminutiv, italieniſch la gondoletta. Die meiſten Diminutive endigen ſich auf aki, wie Poulaki und Poulaka, welches ſchon erwähnt iſt. Ein Bootsmann oder Fährmann heißt Kaikdſchi (griechiſch καικτζής). Einen Fiſcherkahn oder eine Fiſcherbarke pflegt man im Archipel Pſaradikon Kaiki oder auch Pſaradikon karavi zu nennen — von Pſari oder Opſarion, der Fiſch. Das Wort Schaluppe ſcheint nicht bei den Griechen im Gebrauche zu ſeyn. Die Kaiken ſchiffen oft quer durch den Archipel, ohne die hohe See zu ſcheuen, jedoch von Inſel zu Inſel. — Die prächtige Gondel oder den Kaik des Sultans beſchreibt Pouqueville als ein Paradeboot, als ein Staatsſchiff. Wir erblickten, ſagt er, neben dem Pavillon, aus welchem der Sultan herauskommt, um ſich einzuſchiffen, ſeinen Kaik mit einem purpurrothen Zeltdach mit goldnen Franzen und Eicheln verziert. Vierundzwanzig Matroſen von ſtarkem athletiſchem Körperbau ſitzen auf den Ruderbänken, die Aermel ihrer ſeidenen Hemde aufgeſtreift, buntgemalte und vergoldete Ruder in der Hand, erwarten das Signal, um vom Lande zu ſtoßen, und die Kanoniere von Top-Chana, mit der brennenden Lunte in der Hand, geben eine Artillerieſalve, ſobald er eingeſtiegen iſt und vorbeipaſſirt.

Eine beſondere Art von Fahrzeugen, die man im Griechiſchen Sandalli nennt, dienen zum Ausladen; es ſind alſo Lichteerſchiffe, im Italieniſchen Sandale genannt. Sandalo heißt auch überhaupt ein Kahn bei den Italienern. Da man im Alterthume mit dem bekannten Worte Sandalen bloß eine Fußbekleidung oder eine Art von Schuhen bezeichnet, ſo iſt zu vermuthen, daß dieſe Schiffe, die Sandale, vielleicht in ihrer Bauart einige Aehnlichkeit mit einem Schuh haben, was bei Schiffen nicht ungewöhnlich iſt. Doch kann das Wort auch orientaliſchen Urſprungs ſeyn. Ein Nachen oder ein kleiner Kahn heißt eine Skaphi oder ein Skaphidion im Diminutiv — in der türkiſchen Sprache Teknes. Daher wird auch ein ähnliches Hausgeräth, der Backtrog, Skaphida genannt. Ein kleiner Nachen oder Kahn heißt auch Skyphos (in der alten Bedeutung ein Becher oder Pokal) italieniſch paliscalmo oder palischesmo. Alles dieß ſind ſchon altgriechiſche Wörter. Das deutſche Wort Schiff ſoll aus Skaphi entſtanden ſeyn, ſo wie Nachen aus Naus oder navis, Steuer aus Steira, der Schiffsboden oder der Kiel eines Schiffes (wovon das Steuerruder nur die Fortſetzung iſt); Meer von myro, fließen; See von Sela, die Bewegung, das Schwanken; Welle von Aella, der Windſtoß und die Waſſerwoge; Fluth von Phlyo, fließen, ſprudeln, rieſeln; Dünen von Dyein, anſtauchen; Eben ſo noch andere mehr.

Das allereinfachſte und natürlichſte Schiff iſt endlich das Monoxylon. Es beſteht, wie ſchon der Name andeutet, nur aus Einem Stücke Holz, denn es iſt Nichts weiter, als ein ausgehöhlter roher Baumſtamm — man könnte alſo ſagen, ein Naturſchiff, das Fahrzeug der erſten rohen Naturkinder. Dafür heißt auch Xylon überhaupt ein Schiff bei den Neugriechen, indem dieß Wort beſonders Bauholz andeutet, namentlich ſchon bei den alten Griechen.

Bewunderungswürdig iſt die Kühnheit, womit manche deswegen Griechen auf dieſen Monoxylen ſogar im offenen Meere fahren, denn ſie ſchiffen damit nicht ſelten von den jonischen Inſeln nach Morea hinüber. Ein ſolches Beiſpiel erzählt Pouqueville in ſeiner erſten Reiſe. Kaum, ſagt er, waren wir im Hafen von Navarino vor Anker gegangen, als ein junger Zantiote, der ein Monoxylon oder ein Canot von Einem Stücke Holz regierte, zu uns an Bord kam und uns den Ausbruch des Krieges nebſt der Belagerung von Corfu erzählte. Er verließ uns, um in der Stadt Navarin unſere Ankunft zu melden. Auch Caſtellan und andere Reiſende erzählen ähnliche Beiſpiele. Das Monoxylon iſt alſo dasſelbe, was die Pleogne oder der Canot bei den wilden Indianern iſt. Mit gleicher Kühnheit fahren die Grönländer auf ähnlichen kleinen Schiffen von Seehundsfellen im Eismeer.

Um zu dem allerniedrigſten herabzuſteigen, mag auch wohl das Floß erwähnt werden, bei den jetzigen Griechen Skyvla genannt, oder auch mit der italieniſchen Benennung Zattera und in der Mehrzahl Zatteee; ſchon bei Homer kömmt es unter dem Namen Schedia vor. Letzteres bedeutet urſprünglich das, was raſch aus dem Stegreif gemacht iſt, was improviſirt wird. So hatte auch der gewandte Ulyß auf der Inſel der ſchönen Kalypſo ein ſolches leichtgebautes Floß gleichſam nur improviſirt. Der Floßmacher oder Schiffbauer hieß daher Skhedogos *).

(Fortſetzung folgt.)

Die Secte Communi.

Die ausführlichſte Nachricht über Sitten und Gebräuche der Secte Communi im Vicentiniſchen, auf welche neuerdings wieder die Aufmerkſamkeit gelenkt wurde, findet ſich in einem nachgelaſſenen Werke des Abbate Agoſtino bei Pozzo: Memorie storiche dei setto Comuni vicentini, wovon der 23 Theil der zweiten Serie des Giornalo dell' Italiana Litteratura von Padua einen Auszug giebt.

Hund, Kaff oder Kuffſchiff, und Schwein, theils wegen der Ruder, theils wegen des ſchnellen Segelns ſo benannt.

*) Ueber Namen der Schiffe und Kunſtwörter der Marine giebt es einige ſehr ausführliche Werke, als wie: Handbuch der gemeinnützigſten Kenntniſſe von Schifffahrt und dem Seeweſen, in alphabetiſcher Ordnung. Stettin 1795 mit vielen Kupfern (iſt aber noch ſehr mangelhaft). Lexikon der Marine von Röding. Knowles preservation of the navy — Mungo Murray: a treatise on shipbuilding and navigation 1754. — Die Sea-terms in Richtieffs engliſchem Wörterbuche u. ſ. w. — Berghaus Geſchichte der Schifffahrtskunde 1792 in 3 Bden. — Vergl. auch Heerens Ideen über Politik, Handel und Verkehr der alten Völker.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 270 und 271. 27 und 28 Septembre 1829.

Die Gerichtsberedsamkeit der Franzosen.

Die Periode seit der Republik bis auf die neueste Zeit.

Bei der Eröffnung der Generalstaaten und später der Nationalversammlung nahm die den Franzosen neue Erscheinung von Staatsberedsamkeit ihre Aufmerksamkeit so ganz in Anspruch, daß die Gerichtsberedsamkeit in den Hintergrund trat, und als mit dem Sieg der Jakobiner das summarische Verfahren der Revolutionstribunale begann, wurde sie völlig entbehrlich. Ueberdieß hörten die Advokaten als Stand auf. Dessenungeachtet fehlt es nicht an Fällen aus dieser Periode, wo edelmüthige Männer — meist mit Gefahr ihres Lebens — sich zwischen die Guillotine und ihre Opfer stellten. Die Herausgeber der Sammlung französischer Gerichtsreden scheinen aber, um nicht so manche traurige Erinnerungen zurückrufen zu müssen, diese Fälle lieber übergangen zu haben. Diese Zurückhaltung ist indeß zu bedauern. Denn wie interessant müßte es z. B. gewesen seyn, von der eben so seltenen als ehrenvollen Anwaltschaft eines Tronçon du Coudray und Chanveau Lagarde, ja selbst von den wüthenden Standreden der Jakobiner — Proben zu lesen! Die Rede Reals von Nantes, worin er die Ueberlieferer eines Frevels sonder Gleichen, einer Ermordung der Gefangenen in Masse durch Versenkung der Pontons, zu rechtfertigen sucht, wenn er sagt: „die Maßregel war schwärmerisch wie die Köpfe, groß, wie die Gefahr, durchgreifend (tranchante), weil man in schwierigen Verhältnissen durchgreifen muß;" — wäre als psychologisches Phänomen merkwürdig. Zwar gingen die Manuscripte Tronçons in Sinamari, wohin er mit Barthelemi und Andern deportirt worden war, wie ihr Verfasser, zu Grunde, und seine beabsichtigte Vertheidigungsschrift für Ludwig XVI mag dasselbe Schicksal gehabt haben; allein seine Rede aus Veranlassung der Mordscenen in Nantes ist mit einer Einleitung von ihm im Druck erschienen. Es geht daraus hervor, daß das Fieber der Zeit selbst die Vertheidiger der Gerechtigkeit und der Humanität ergriffen hatte. Wer hätte aber auch kalt bleiben mögen, wo das Leben bis in seine tiefsten Gründe erschüttert worden war? Tronçons Rede vor dem Revolutions-Tribunal in Nantes trägt daher das ganze wilde Gepräge der Schrecken eines Schauspieles, wie es sonst wohl nur auf der Bühne vorkommt. Aber da ist nichts Gekünsteltes; denn diese Wirklichkeit, die er zu beschreiben hatte, im Angesicht der Mörder, in deren Händen oder in deren Augen noch die Dolche blitzten, konnte keine Einbildungskraft überbieten. „In einer Gemeinde," sagt er, „wird Befehl gegeben ein Grab zu graben — einen Abgrund für Zwölftausend. In einer andern spricht ein Beamter des Todes: „„wir haben hier Zwanzigtausend; wir brauchen nur Drei oder Viertausend; laßt uns davon abziehen""; und der Mann blickt um sich und weidet sich an dem Entsetzen und verurtheilt zu dem gleichen Schicksal Alle, die seine Henkerslust nicht theilen. Ach, gewiß sind das Solche, die, wie der Tiger, mit dem Blutdurst geboren werden — die in ihrem entsetzlichen Instinkt beim Anblick eines Menschen, ihrer natürlichen Beute, lächeln. Soll ich ihre Greuel erzählen? Nein, Bürger-Geschworne, Nein! — Wenige Züge sind genug. Diese Todesschiffe — die Erfindung des verhaßtesten Tyrannen in der Weltgeschichte! Tausende von Männern, Weibern und Kindern werden an Bord geworfen — ich höre die Art, welche den falschen, verhängnißvollen Boden öffnet, die Unglücklichen klammern sich an, sie fassen die Bohle mit ihren Händen, die Finger ihrer Hände durchschneidet der Säbel und sie stürzen hinab durch die verrätherische Oeffnung in die Wellen. Ich will nicht reden von den noch empörenderen Abscheulichkeiten, den sogenannten republikanischen Hochzeiten — da sie nicht förmlich erwiesen sind; aber schon ihr verruchter Name beweist die Möglichkeit der verruchtesten Barbarei. Ich gehe auf den Hinrichtungsplatz: ich sehe ein Kind, ein Kind von dreizehn Jahren; es sprach zu dem Henker die herzdurchbohrenden Worte: „„Wirst Du mich lange quälen?"" Man bindet es an das Brett, dessen Größe den Barbaren sagt, daß die Justiz nicht für Kinder ist. Sein Körper erreicht kaum die Linie des Beils — das Beil fällt — ich erlaß Euch das Uebrige."

In einer Denkschrift Prugnon's zu Gunsten der „Schiffbrüchigen von Calais," welche an den Rath der Alten gerichtet war, hatte die Rede bereits wieder einen mildern Charakter angenommen, der aber doch noch die Farbe der Zeit trug. Prugnon vertritt die Sache der unglücklichen Ausgewanderten, die der Sturm an Frankreichs Küsten verschlagen hatte, mit vieler Geschicklichkeit; der Redner sucht ernste antike Einfalt mit republikanischer Kraft zu verbinden; er fällt zwar manchmal ins

Digitized by Google

Uebertriebene, aber eben so oft zeichnet er sich durch ächtes Talent, durch Kürze, Bündigkeit und Genialität aus. Er beginnt mit dem edeln Enthymem: „die Gefangenen von Calais sind Schiffbrüchige, also nicht verurtheilbar," und dann geht er unmittelbar auf die Erörterung über. —

Die Gesetzgebung jener Zeit, so reich an Aechtungen und Confiscationen, hatte noch das Gebrechen, daß sie in ihren Bestimmungen sehr schwankend war und daß jeder Sieg einer Partei auch ihre Formen wechselte. Als Bonaparte ans Ruder kam, war es daher eine seiner ersten Sorgen, der Regierung Festigkeit, der Gesellschaft Ruhe zu geben: zu dem Ende stellte er die Gerichtshöfe her und setzte die Advokatur in ihre Rechte ein. Bellart bezeichnet diesen Uebergang zum Bessern, indem er ausruft: „Schließe dich Buch der Gesetze, öffne dich Buch der Vernunft und Humanität." Daß bei der despotischen Richtung, welche die Regierung einschlug, von allen Künsten die Beredsamkeit am Wenigsten blühen oder neu aufleben konnte, versteht sich von selbst. Hatte der Geist der Fehde sich erschöpft, so erlosch auch der Geist der Freiheit. Indeß war nach dem allgemeinen Schiffbruch nun doch wieder eine regelmäßige Gerichtsverfassung vorhanden, und zwar mit einer schätzbaren Verbesserung, dem Geschwornengericht.

Zwei denkwürdige Rechtsfälle begaben sich während des Consulats — die Verschwörung Pichegru's, in welche Moreau verwickelt war, und die Geschichte mit der Höllenmaschine. Bellart erregte durch seine Vertheidigung einer alten Nonne, die sich durch einen geheimen, aber wie sich zeigte, unschuldigen Briefwechsel mit einigen ausgewanderten Mitgliedern ihrer Familie den Verdacht einer Theilnahme an dem Mordanschlag gegen das Leben des ersten Consuls zugezogen hatte, großes Aufsehen. Seine Vertheidigung ist ein beredtes, aber äußerst affektirtes und seltsames Stück von Plädirkunst. Er hatte den Gegenstand dramatisirt, die Rollen vertheilt, Scenen und Dialogen ausgearbeitet, Declamation und Pantomimik so sorgfältig einstudirt, als wäre die ganze Verhandlung für die Bühne bestimmt gewesen. Er führt die Geschwornen vom häuslichen Heerd zum Altar, vom Altar zum Gefängniß, vom Gefängniß vor das Tribunal durch alle Stufen des Schreckens, des Mitleids, der Furcht, der Hoffnung, und den so geschlungenen Knoten löst dann die Zauberruthe des forensischen Magiers durch eine glückliche Katastrophe. Der Schlüssel zu dem ganzen Räthsel fand sich in einem gedruckten Brief, der einige Monate zuvor in einem Journal erschienen war; der Briefsteller, ein ausgewanderter Bischof und Bruder der Beklagten, sprach nämlich von einem Orkan, der die Weinberge zerstörte — nicht von den Stürmen der Revolution; von den Angelegenheiten seiner vormaligen Diöcese — nicht des Staats. Mit sechs Worten hätte dieß Mißverständniß sich lösen lassen; dagegen zog Bellart, um zu diesem Ziel zu gelangen, bloß damit er sein Talent zeigen konnte, jenen weiten Umweg vor. Unwillkürlich wird man an jenen italienischen Mönch erinnert, welcher, als er gegen Rousseau predigte, sein Baret vor sich auf die Kanzel legte, (es sollte den Bürger von Genf vorstellen) und dann in Frage und Antwort darauf los polemisirte; oder an die Monopolylogen des trefflichen Mimikers Charles Mathews. Bellart besaß Erfindung, Leidenschaft, Meisterschaft der Sprache; aber seine Erfindung war, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, eine Schmarotzerpflanze, die sich an jeden Gegenstand hängt, und sein schlimmer Fehler Mangel an Urtheilskraft, ja häufig am gewöhnlichen Menschenverstand. Es geht ihm mit der Politik wie mit der Advokatur. Das Consulat besingt er als das goldne Zeitalter der Freiheit, Bonaparte als den Helden Europa's; eine der ersten Magistratspersonen von Frankreich, brüstet er sich mit den Ehrenstellen des Kaisers. Die Bourbonen kehren zurück; wer übertrifft ihn in Ergebenheit gegen die Legitimität, in Abscheu vor der Usurpation? Es kostete ihn Nichts als die kleine Mühe, den kaiserlichen Hofstil in den königlichen überzutragen. Die Entweichung Lavalette's, für dessen sichere Haft er verantwortlich war, hätte ihn fast um seine Stelle und seinen Witz gebracht. Vor Kurzem leugnete er, daß es in Frankreich auch nur einen einzigen Jesuiten gebe, und da unmittelbar darauf der Bischof von Hermopolis ihn Lügen straft, der zugesteht, daß die Jesuiten im Königreich förmlich angesiedelt sind, so nimmt er es übel und stirbt! Was dieß nun alles bloß Charakterlosigkeit, Unaufrichtigkeit der Gesinnung? Keineswegs; sondern es scheint, daß die Inconsequenz seines Benehmens mehr eine Folge seiner natürlichen Unbesonnenheit, seiner grotesken Rhetorik und seines ganzen grotesken Wesens war.

Bellart hat durch seinen royalistischen Diensteifer in der neuesten Geschichte Frankreichs eine Art unglücklicher Celebrität erlangt; aber es fehlt doch auch nicht an Momenten in Bellarts Laufbahn, wo ein tieferes Gefühl die Schale durchdrang und um diese Seite von ihm zu zeigen, heben wir einen Fall aus, der von nicht gewöhnlichem tragischem und moralischem Interesse ist. Ein ausgewanderter Edelmann hatte sein einziges Kind, ein Mädchen unter acht Jahren, auf das folglich die Gesetze gegen die Auswanderer keine Anwendung fanden, nach Frankreich zurückgeschickt, um seine Güter zu retten. Er übergab sie den Händen eines alten, wie er glaubte, treuen Dieners. Der Diener, der selbst seine Augen auf diese Güter geworfen hatte, verkuppelte sie in ihrem fünfzehnten Jahr an seinen Sohn, einen notorischen und selbst blutschänderischen Wüstling, der sie zu Fall brachte, um sie dann zu heirathen. Ihre nächsten Verwandten widersetzten sich einer so unwürdigen Verbindung. Die Sache kam zu einem Prozeß; Bellart war der Anwald der Familie. „Unglückliche Tochter," redet er sie an, „es sind die zärtlichsten, aber auch die peinlichsten Gefühle, die Sie Ihrer Familie einflößen. Ihr Anwald hatte nie so sehr recht, als wann er sagte, Sie verdienten das Mitleid der ganzen Welt und vor Allem das Ihrer eignen Blutsverwandten. Aber bedenken Sie einen Augenblick, was Sie von dem Mitleiden derselben fordern! Klägliche Verblendung! Ein Fehltritt, ein großer Fehltritt ist geschehen, aber er hat bloß auf einen Theil Ihres Lebens einen Flecken geworfen. Soll Ihnen dieser Flecken bis auf Ihre letzte Stunde bleiben? Doch nein! Sie wollen ja Ihre Ehre wieder herstellen! Wie! Sie hoffen Ihre Ehre von der Verbindung mit dem Elenden, der seine eigene Ehre unwiederbringlich verloren hat, auf den die Augen Aller, die nicht

Digitized by Google

so schlecht sind wie er selbst, mit unauslöschlicher Verachtung niederblicken? Sie wollen glücklich werden? Können Sie es erwarten von dem Schurken, dessen Herz ein Aufenthaltsort aller Laster ist, der vor Gott und Menschen, vor Unschuld und Kindheit, vor Freundschaft und Unglück keine Achtung hat? Können Sie sich geehrt fühlen bei einem gemeinen Wesen, aus dessen verhaßter Gegenwart jede Mutter ihr Kind flüchtet, vor dessen Nähe jeder Mann, dem sein Ruf nicht gleichgültig ist, zurücktritt? Kann es Ihnen wohl seyn bei einem Menschen, dem die Entehrung eines Opfers als Freibrief dienen muß zum Verderben eines andern? Bei einem Wüstling, der selbst die Nichten seiner eigenen Mutter mit seinen zügellosen Leidenschaften nicht verschont? Er begann mit Blutschande und Verhöhnung des Heiligsten. Glauben Sie, es werde nicht mit Ehebruch und scheußlichern Verbrechen enden? Glauben Sie, die trauernde Gattin, deren Jugend, deren Reiz verblüht, werde den Wankelmuth des Mannes fesseln, der in Ihrer Person nur nach Ihrem Vermögen haschte? Gut — erfüllen Sie Ihr Schicksal! Gehen Sie, halten Sie Hochzeit mit dem Verbrechen, dem Verrath und der Schande! Sie wissen, was Sie ihm bereits zu verdanken haben: Er beraubte Sie Ihrer Unschuld und der Freiheit, Ihr Herz wählen zu lassen, und indem er Ihnen jetzt die Ehe vorschlägt, macht er Sie zu einer verlassenen Waise bei Lebzeiten Ihres Vaters und einer achtungswerthen Familie. Und wenn er nun Ihr Verderben vollendet hat, welche Zuflucht läßt er Ihnen? Ach! Nehmen Sie doch zum letzten Mal guten Rath an; Ihr Unglück ist furchtbar; aber nicht ohne Beispiel. Oft haben in unsern Tagen Banditenbanden mit Feuer und Schwert den mitternächtlichen Schlaf gestört und die Unschuld — entweiht. Hat je eine solche Geopferte sich für immer erniedrigt, indem sie das Ungeheuer zum Gatten nahm, von dem sie entehrt ward? Glauben Sie, daß Ihr Verführer noch in sich gehen könne, daß er wie durch ein Wunder der Rückkehr zur Tugend fähig sey? Lassen Sie einige Jahre, nur wenige Jahre vorüber, und Sie werden im Stande seyn, zu urtheilen. Werden Sie zwei und zwanzig Jahre alt und dann verfügen Sie über sich selbst. So lange warten Sie. Die Zeit ist nicht so ferne; und wenn Sie dann noch auf der unheilvollen Verbindung beharren und Leiden, Schmach und Verzweiflung Ihr Theil wird, so haben Sie Niemand als sich selbst anzuklagen; Sie können dann Ihrer Familie nicht den Vorwurf machen, daß Sie Ihnen zu dem Rande des Abgrunds nicht die Augen geöffnet habe."

— Diese Weissagung ging in schreckliche Erfüllung. Sie ward ermordet von ihrem Gatten, in den Augenblick, als sie sich über ihr Kind beugte; und der Mörder vollzog mit derselben Waffe unmittelbar die Strafe an sich selbst.

Moreau's Prozeß erregte die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Bonaparte, sagt man, betrachtete seinen militärischen Ruf mit Eifersucht, seine Popularität mit Besorgniß; ohne Kaiser zu seyn, herrschte er bereits unumschränkt über Frankreich. Der Verdacht, der Consul wolle den General seiner Privatleidenschaft opfern, gewann dadurch noch mehr Stärke, daß die Jury beseitigt und die Sache vor ein Kriegsgericht gebracht wurde. Indeß scheint es, daß der Parteigeist dem Benehmen Bonaparte's Beweggründe unterschob, die dieser nicht kannte: denn gewiß war Bonaparte zu stolz, um sich mit Moreau zu messen, und stand zu hoch über ihm, um von ihm verdunkelt zu werden. Wie dem aber sey, Moreau's Anwald, Bonnet, ließ sich durch das Geräusch der Waffen, das den Gerichtssaal umgab, nicht einschüchtern, wie der Anwald Milo's durch den Anblick der Cohorten des Pompejus; seine Vertheidigung hat das Verdienst der Beweiskraft, eines männlichen Stils und einer furchtlosen Unabhängigkeit; jene rhetorischen Künsteleien und Ziererein, jene theatralischen Ueberraschungs- und Rührungsstücke, in denen Bellart glänzte und denen er so oft seinen Erfolg verdankte, findet man hier nicht. Moreau selbst bewies, daß er während des Soldatenhandwerks seinen frühern Beruf nicht verlernt hatte, durch die beredte Selbstvertheidigung, die er hielt, und durch die geschickte Art, wie er öfters in den gerichtlichen Verhandlungen das Wort nahm. Dagegen muß er bei den Eröffnungen Pichegru's, die ihn in den Prozeß verwickelten, sich völlig kopf- und rathlos benommen haben. Nach Montesquieu ist der Muth das Selbstgefühl, das man von seiner Stärke hat; ohne Zweifel war aber Moreau seiner Schwäche als Politiker sich bewußt. Der Ausgang des Prozesses ist bekannt.

Was man übrigens von Bonaparte's Despotismus sagen mag, so muß man doch gestehen, daß er, persönlich, sich nicht selten über die kleinliche Furcht vor freier Rede erhaben zeigte. So hatte z. B. der Advokat Villeneq die Unvorsichtigkeit begangen, in einem Vortrag einen Artikel des neuen Code Napoleon „verwickelt, verfänglich, wunderlich, altern" zu nennen. Der kaiserliche Procurator, der in jener Aeußerung eine Schmähung des Gesetzgebers entdeckte, ermangelte nicht, des folgenden Tages gegen den Advokaten auf eine harte Geldbuße und temporäre Entziehung der Praxis anzutragen. Diesen Antrag lehnte der Gerichtshof ab und man hört nicht, daß Napoleon den Advokaten oder den Gerichtshof es hätte entgelten lassen. Aber das ist der Fluch des Despotismus, daß die feigen Gedanken desselben immer noch mehr Kriecherei verlangen als ihr Herr selbst. So viel scheint gewiß, daß manche Plackereien, welche die Freunde der Freiheit in jener Zeit erfuhren, weniger auf seine Rechnung als auf Rechnung seiner Umgebungen zu setzen sind; ohne daß wir deswegen in Abrede ziehen wollen, daß es nicht immer gefährlich sey, auch dem großmüthigen Löwen den Kopf in den Rachen zu stecken.

Unter diesen Umständen muß man sich denn allerdings wundern, daß die Gerichtsberedsamkeit nicht nur in Paris, sondern selbst in den Provinzen noch fortwährend manche tüchtige Organe fand. Der Advokatenstand von Bordeaux behauptete seinen alten Ruf und that es seinen Collegen in der Hauptstadt zum Mindesten gleich, wo er sie nicht übertraf. Lainé, seitdem als Minister und Sprecher in beiden Kammern berühmt, und Ferrère gehörten zu den ausgezeichnetsten daselbst. Die Bourbonen kehrten zurück, und das Beste, was sie Frankreich mitbrachten, war die Charte; aber sie brachten auch so manche Leidenschaften zurück, welche die Wohlthaten der freien Verfassung nur zu oft paralysirten; Jahr um Jahr wechselten die Mi-

Digitized by Google

nisterien, wechselten die Grundsätze der Politik, der Gesetzgebung; der Kampf gegen die Freiheit der Rede und der Presse allein dauerte unter verschiedenen Formen fort. Daher entsprach die Restauration keineswegs den Aussichten, die man sich für die Gerichtsberedsamkeit von ihr hätte versprechen sollen. Und die neue Freiheit selbst, welche die Franzosen in den kurzen Zwischenräumen zwischen Censur, tyrannischen Verwaltungen und servilen Kammern erübrigten, hatte fast nur die Wirkung, daß das wahre Talent im Werthe sank, indem die zahlreichen Gelegenheiten zu sprechen eine ganze Legion kleiner Sprecher erzeugten, deren ehrgeizige Mittelmäßigkeit sich früher nicht über ihr Niveau gewagt hätte. In seiern aber hat man Fortschritte zum Bessern gemacht, als die Gewohnheit des freien Vortrags häufiger geworden ist und als das Sachstudium über die Schönrednerei die Oberhand gewonnen hat.

Unter den jetzt lebenden Advokaten Frankreichs ist, wo nicht der beredteste, doch der populärste, Dupin. Er war der Vertheidiger von Sir Robert Wilson, Bruce und Hutchinson in der lavalletteschen Sache. Er sprach ganz frei; als Anwald von Engländern gab er seiner Rede einen gewissen englischen Anstrich, indem er erklärte, daß er Engländer in dem Geist ihrer eigenen Freiheit vertheidige; diese Freiheit pries er dann und suchte durch eine geschickte Wendung die Eifersucht seiner Landsleute mit diesem Lob zu versöhnen. „Glaubt nicht," sagte er, „daß ich die Engländer über uns setze; wir haben unsre Rechte, unsre Freiheiten, unsre Verfassung; und sie müssen in der Art, wie ich sie vertheidige, sehen, daß ein Franzose so frei ist, als sie sind." Den Beifall, mit welchem diese Worte aufgenommen wurden, kann Niemand schildern, wer nicht Augenzeuge war; es schien, als sey hier nur ein Publikum und kein Tribunal. Aber das Publikum bestand auch aus den ausgezeichnetsten Personen Frankreichs, Englands und anderer Nationen; und an den Fall selbst knüpften sich bei seinen Landsleuten so manche Empfindungen, die sonst nirgends laut werden konnten. Die Kühnheit von drei Engländern rettete einen Franzosen, dessen Verbrechen dieß seine politische Stellung war — aus dem Rachen des Todes, und verwandelte den Nationalwiderwillen eines edler Rührungen höchst empfänglichen Volkes in dankbare Bewunderung. „Ich kenne mein Volk," sagt Dupin, „es ist groß, es ist edelmüthig, es ist feinfühlend — es fühlt, daß es eine Ehrensache für Frankreich ist, daß Fremde, die in Frankreich angeklagt sind, so bieder vertheidigt werden, als es in ihrem eigenen Lande durch Advokaten ihrer Nation geschehen könnte;" — ein Ausdruck unermeßlichen Beifalls war die Antwort. Dupin befand sich damals in einer zu delikaten Lage, um den ganzen Glanz seines Vortrags zu zeigen. Wie hätte das erst noch in seinen Grundfesten erschütterte Frankreich ihm schon die Unabhängigkeit gewähren können, die zur vollen Entfaltung des Geistes und der Rede so nothwendig ist? — Wenn er z. B., um von Freiheit zu sprechen, sich genöthigt sieht, zu versichern, er spreche davon nur im Sinn seiner Clienten; was sogar gegen den Charakter der französischen Gerichtsverfassung ist, welche den Anwald mit seiner Partei gleichsam identificirt, indem sie ihm den Eid abnimmt, daß er Nichts vertheidigen wolle, als was er nach bestem Wissen und Gewissen vertheidigen kön kann man bemerken, daß Dupin, je mehr die Ur seiner Lage zunimmt, desto mehr Beredsamkeit an d Seine Rede vor den Schranken zu Rom für die Marschall Brune, die gegen die Mörder ihres Gatte jähriger Straflosigkeit Recht suchte, verräth schon und Leidenschaft, seine Vertheidigung des Abbé de als Libellist angeklagt war, schon mehr Festigkeit in rung und Gediegenheit des Stils. Dupin excellirt i tern wie in der ernsten Gattung. Während des Ministeriums erschienen bekanntlich die literarische allein censurfrei. Jony, in Verbindung mit einigen beralen, gab damals den Miroir heraus; wie aber i seu so ganz in der Zeit leben, daß selbst die Wisse gleichsam in die Mode kleidet, so konnten auch diese l Blätter es sich nicht versagen, manchmal unter der Mas ratur- und Theaternotizen beißende, wiewohl eigentli dige, Ausfälle auf das verhaßte Triumvirat in's Pu bringen. Der Miroir trieb es etwas bunt, und wurd gen als Ueberläufer in das Gebiet der Politik vor G zogen. Die Herausgeber des Miroir vertheidigte n ganz in ihrer eignen scherzhaften und sarkastischen Weise. Clienten," sagte er unter Anderem, „haben noch Stolz zu glauben an die Republik — der Wissensch ohne Bedenken ziehen sie den Tod — als Journalisten spotte eines Censors vor." Er gewann den Prozeß; glücklicher war er in der Vertheidigung Berangers. „ches Ereigniß," hieß es in Paris; „sie haben den Si urtheilt: der ganze Helikon trauere. Alle unsre Freihe ben bei diesem Prozeß auf dem Spiel: denn giebt es rere Freiheit für uns, als die Freiheit zu singen?"

Die nordische Mythologie.

V. Baldur's Tod und Loki's Strafe.

(Schluß.)

Hermothr hatte indessen seine Reise nach Helhei kreten. Neun Nächte ritt er durch dunkle tiefe Thäle nen er kein Licht erblickte, endlich gelangte er zu d Giöll (dem rauschenden), der die Grenze zwischen der T und dem Reiche der Hel bildet, und ritt über die Gja die mit glänzendem Golde belegt war. Eine Jungfrau, M bewachte die Brücke. Sie fragte ihn nach seinem Na Stamm und setzte hinzu: „Gestern, als fünf Schaa Männer über die Brücke ritten, donnerte sie nicht so jetzt unter Dir allein; auch hast Du keine Todtenfarbe. reitest du auf den Wegen des Todes?" Hermothr a „Ich will nach Helheim reiten, um Baldur zu suchen; ihn auf diesem Wege gesehen?" Sie erwiederte, B Baldur über die Gjallarbrücke geritten, und noch sagte sie, geht der Weg nach Hel. Da ritt Hermot zu der Hecke kam, die Hels Wohnung umgiebt. Hi

Digitized by Google

vom Pferde, spannte den Gurt fester, setzte sich dann wieder auf und gab ihm die Sporen. Das Roß setzte mit einem gewaltigen Sprunge hoch über das Gehäge. Darauf ritt Hermothr zu dem Hause Hels, stieg ab und ging hinein. Da sah er Baldur, seinen Bruder, auf dem Hochsitze sitzen. Er blieb die Nacht über dort; am andern Morgen aber verlangte er von Hel, daß sie Baldur mit ihm heimreiten ließe, indem er ihr vorstellte, welche Trauer über seinen Tod unter den Asen sey. Hel antwortete: „es werde jetzt sich zeigen, ob Baldur wirklich so geliebt würde, als man sage; denn wenn alle Dinge in der Welt, lebende sowohl als todte, ihn beweinten, solle er Erlaubniß erhalten zu den Asen zurückzukehren; bei Hel aber bleiben müsse er, wenn irgend Jemand Einspruch dagegen erhöbe und nicht weinen wollte." Mit dieser Antwort entfernte sich Hermothr; Baldur begleitete ihn aus dem Hause und zog den Ring Dröpuir von seinem Finger und schickte ihn Odin zum Wahrzeichen, daß sein Bote ihn gesehen habe. Nanna sandte dagegen der Frigg einigen weiblichen Schmuck und ihrer Dienerin Fulla einen goldenen Ring. Hermothr ritt darauf nach Asgard zurück und berichtete, was er gesehen und gehört hatte.

Die Asen sandten nun Boten über die ganze Welt aus und baten alle Wesen, Baldur durch ihre Thränen aus Hels Gewalt zu befreien. Alle thaten, wie sie gebeten wurden, Menschen, Thiere, Erde, Steine, Bäume und alle Metalle; so wie man auch sieht, daß diese Dinge weinen, wenn sie aus dem Frost in die Wärme kommen. Nach wohlverrichtetem Auftrage wollten die Boten heimkehren, als sie in einer Höhle eine Riesin fanden, welche sich Thok nannte. Auch diese baten sie Baldur zu beweinen, sie antwortete aber:

Trockene Thränen
Wird Thok vergießen
Bei Baldur's Tod:
Nicht lebend, noch todt
Brachte er mir Nutzen,
Hel behalte ihren Raub!

So mußte Baldur im Reiche der Hel bleiben; Niemand aber wußte, wer das Weib war, welches seinen Verlust verschuldet hatte *).

Eine ewige Schmach wäre es für die Asen gewesen, wenn der Unvorsichtige, der Baldurs Tod verschuldet hatte, unbestraft geblieben wäre: dennoch durfte keiner von ihnen die Vollziehung der Rache übernehmen, weil jene That im offenen Kampfspiele verübt worden war und alle Theilnehmer an demselben durch die Heiligkeit des Ortes geschützt wurden. Aber im fernen Westen, von Rind, der Sonnentochter, sollte der Rächer geboren werden; so war Odin geweissagt worden, und dahin trat er daher sogleich die Reise an. Vielfacher Listen bediente er sich, um die Gunst der spröden Jungfrau zu gewinnen; als kühner Krieger und als kunstreicher Goldschmid ward er um sie, aber immer wurde er mit gleicher Strenge zurückgewiesen, und als er sie zu küssen wagte, wurde er von ihr zu Boden geschlagen, daß er mit dem Kinn die Erde berührte. Endlich gelang es ihm, indem er die Gestalt eines Zauberweibes annahm, in dieser Verkleidung sich Rind zu nähern und sie zu seinem Willen zu bringen. Vali wurde der Sohn genannt, den sie gebar. Eine Nacht alt war er, und weder die Hände gewaschen, noch das Haupt gekämmt hatte er, als er an dem Mörder seines Bruders Rache nahm und den, der Baldur getödtet hatte, gleich diesem auf den Holzstoß brachte **).

*) In der jüngern Edda: allgemein glaubte man, daß Loki es gewesen sey. Dem widerspricht aber das edda'sche Lied Aegisdrecka, woraus hervorgeht, daß er auch nach Baldurs Tode noch unter den Asen geblieben. In dem dritten Buch des Saxo (Hist. Dan. ed. Steph. Stephanius, Sorae, 1644. f. p. 39 sqq.) wird Baldurs Tod der kritischen Ansicht des Geschichtschreibers gemäß als eine historische Begebenheit erzählt. Hother, des schwedischen Königs Hothbrods Sohn habe sich mit Balder, dem Sohne des in Scandinavien eingewanderten Zauberers Odin, gemeinschaftlich um die Tochter des Königs Gevar Nanna beworben. Lange kämpften beide Nebenbuhler um ihren Besitz, Hother an der Spitze des schwedischen Heeres, Balder an der Spitze der Herrscharen, welche die Götter ihm zu Hülfe führten. In der ersten Schlacht wurde Balder, obwohl durch Eisen unverwundbar geschlagen, nachdem Thor, der auf seiner Seite kämpfte und mit seiner gewaltigen Keule Alles vor sich niederwarf, durch einen geschickten Schwertstreich seine gefährliche Waffe verloren hatte. Die Götter ergriffen darauf die Flucht und noch heut — setzt Saxo hinzu — heißt der Hafen, wo sie sich einschifften, Balder's Flucht. Hother vermählte sich hierauf mit Nanna. Als er aber bald darauf nach Dänemark schiffte, um dort den ihm schuldigen Tribut zu erheben, begegnete ihm Balder auf's Neue, und er wurde in einer großen Schlacht geschlagen. Auch an diese bewahrt ein Ortename das Andenken; denn als das siegreiche Heer an Durst litt, so eröffnete Balder die Erde, aus der zahlreiche Quellen emporsprudelten; und der Ort, wo dieß geschah, wurde daher Balders Brunnen genannt. Auch in einer dritten Schlacht wurde Hother geschlagen, doch hielt dieß ihn nicht ab, nochmals das Kriegsglück zu versuchen. Drei Waldjungfrauen, denen er einst auf der Jagd verirrt begegnet war, hatten ihm ein von Eisen undurchdringliches Kleid geschenkt; auch war er durch List in Besitz des Schwertes gekommen, das der Waldmann (Satyr) Mimming hütete und von dem Balder allein verwundet werden konnte. Dennoch wäre er Baldurs göttlicher Kunst unterlegen, wenn Hother sich nicht in das feindliche Lager geschlichen und dort sich einer wunderbar stärkenden Speise, die aus dem Geifer dreier Schlangen bereitet wurde, zu bemächtigen gewußt hätte. Auf dem Rückwege stieß er auf Balder und brachte ihm eine tödtliche Wunde bei. Am folgenden Tage erneute Balder das Treffen, um wenigstens einen ehrlichen Tod zu finden; doch war ihm dieser nicht verliehen. In der Nacht darauf erschien ihm Hel (Proserpina) im Traum und kündigte ihm an, daß sie nach drei Tagen seiner Umarmung genießen würde. Und so geschah es; nach drei Tagen starb er, und sein Leib wurde in einem Grabhügel beigesetzt, der noch zu Saxo's Tagen zu sehen war. Mehrere Männer, die kurz vor seiner Zeit den Hügel zu eröffnen versucht hatten, in der Hoffnung große Schätze darin zu finden, waren durch einen plötzlichen Schrecken vertrieben worden, indem es ihnen schien, als wenn ein gewaltiger Strom sich von dem Gipfel auf sie herabstürze; seitdem hatte Niemand die heilige Grabstätte zu entweihen gewagt.

**) Saxo Grammaticus, der allein diese Begebenheit ausführlicher berührt, Lib. III. p. 44 sqq.) macht Rind zu der Tochter

Der Riese Ymir, den Odin erschlagen, hatte drei Söhne hinterlassen, Aegir, Loki, zum Unterschiede von dem Asen Loki auch Utgards Loki genannt, und Kari, die das Meer, das Feuer und den Wind beherrschten [7]). Der erste, der auf der Insel Hlesey wohnte, hatte die Asen in Asgaed besucht und, nachdem er bei ihnen gute Aufnahme gefunden, sie zu einem großen Gastmahle bei sich eingeladen. Alle Asen und Asinnen erschienen bei demselben, außer Thor, der auf einer Reise in den Osten abwesend war. Die Zurichtung war prächtig: leuchtendes Gold diente statt der Kerzen, und die vollen Becher kamen von selbst zu den Gästen. Diese priesen den Glanz und die Gastfreundschaft ihres Wirthes; aber Loki, dessen Neid dadurch erregt wurde, tödtete Aegirs Diener Fimafeng. Da schlugen die Asen die Schilde zusammen und fuhren insgesammt auf gegen Loki und vertrieben den Friedensstörer in den Wald hinaus. Darauf kehrten sie zu dem Mahle zurück. Loki folgte ihnen, und da sie ihn in ihrer Mitte nicht dulden wollten, so erinnerte er Odin, daß im Anfang der Zeiten beide ihr Blut gemischt und sich gegenseitig gelobt hätten, daß keiner ohne den Andern einen Trunk nehmen wolle [8]). Da befahl Odin seinem Sohne Vithar, Loki Platz zu machen. Aber kaum hatte dieser seinen Sitz eingenommen, so beschimpfte und verspottete er alle Götter und Göttinnen. Frigg erwiederte ihm: wenn sie einen Baldur ähnlichen Sohn hier hätte, würde er diese Unbilden nicht ungestraft begehen — jetzt rühmee er sich laut, daß er es sey, der sie ihres Sohnes beraubt hatte. Auch dieß duldeten die Asen, um den Frieden nicht zu brechen, den sie bei dem Gastmahle zu halten geschworen. Als ee aber auch die Gemahlin des abwesenden Donneegottes beleidigte, so erschien diesee plötzlich in der Mitte der Zechenden und drohte den frechen Frevler zu Hel hinabzusenden. Loki, der wohl wußte, daß Thor keine vergeblichen Worte mache, entfloh und, um sich vor aller Verfolgung zu sichern, baute er sich auf einem hohen Berge ein Haus mit vier Thüren, um nach allen Seiten freie Aussicht zu haben. Am Tage nahm er oft die Gestalt eines Lachses an und verbarg sich in einem Wasserfall; beständig aber sann er, auf welche Weise es den Asen wohl gelingen möchte, sich seiner zu bemächtigen, und wie er ihre Nachstellungen vereiteln könnte. So saß er eines Tages in seinem Hause und flocht Garn zusammen, so wie man seitdem die Fischnetze strickt; und indem er eben dachte, daß dieß ein Werkzeug wäre, welches ihm gefährlich werden könnte, so sah er, daß die Asen nicht weit waren. Odin hatte nämlich von Hlidskialf bemerkt, wo er sich aufhielt. Er flüchtete sich nun sogleich in den Fluß, nachdem er das Netz vorher in das Feuer geworfen hatte, das auf dem Heerde brannte. Als die Asen ankamen, ging Quasir, der Weiseste von ihnen, zuerst hinein, und da er die Asche des verbrannten Garns im Feuer sah, so bemerkte er, daß dieß eine Einrichtung zum Fischfang seyn müsse, was er den Asen sagte. Sie nahmen hierauf Hanf und machten ein Netz auf die Art, wie sie in der Asche sehen konnten, daß Loki es gemacht hatte, gingen damit zum Flusse und warfen es in den Fall. Thor hielt das Garn an der einen Seite, und alle Asen zogen an der andern. Loki schlüpfte aber unter demselben hinweg und legte sich zwischen zwei Steine, ungeachtet sie wohl merken konnten, daß etwas Lebendiges vorhanden war. Sie warfen das Netz zum zweiten Male aus und banden etwas Schweres daran, so daß es den Grund berührte und unmöglich irgend Etwas unten entwischen konnte. Loki zog vor dem Netze her, und da er sah, daß der Ausfluß des Stromes in das Meer nahe war, so sprang er über das Garn hinweg in den Sturz zurück. Da die Asen sahen, was blieb, so gingen sie wieder zu dem Wasserfall hinauf und theilten sich in zwei Hansen und Thor watete mitten im Flusse nach dem Meere zu. Loki hatte nun die Wahl, entweder mit Lebensgefahr über das Meer zu ziehen, oder wieder über das Garn zu springen. Er that das Letztere mit vieler Behendigkeit. Thor griff nach ihm und packte ihn, aber er glitt ihm aus der Hand, so daß er ihn erst am Schwanze recht faßte. Dieß ist die Ursache, weshalb der Lachs hinten so dünn ist. Nachdem Loki auf diese Weise gefangen war, so brachten ihn die Asen in eine Höhle und nahmen drei Felsenstücke, die sie in die Höhe richteten und durch welche sie Löcher hindurchschlugen. Hierauf nahmen sie Loki's Söhne, Vali und Nacki, jenen verwandelten sie in einen Wolf, worauf er seinen Bruder zerriß. Mit den Därmen desselben banden die Asen den Loki über die drei Felsspitzen. Die eine stand unter seinen Schultern, die andere unter den Lenden, die dritte unter den Kniekehlen, und jene Bande wurden so fest wie Eisen. Skadi, die er bei Aegirs Gastmahle besonders redlittert hatte, indem er sich rühmte, vor allen andern bei der Ermordung ihres Vaters, des Thiassi, thätig gewesen zu seyn, nahm eine giftige Schlange, die über ihm aufgehängt wurde, damit das Gift ihm in das Angesicht hinabtröpfle. Seine Frau Sigyn aber verläßt ihn nicht, sie sitzt neben ihm und hält ein Gefäß unter, um das Gift aufzufangen. Und wenn das Gefäß voll ist und sie es hinausträgt, teöpfelt ihm indessen das ätzende Gift in das Gesicht, wobei er sich so gewaltig windet, daß die ganze Erde erbebt.

---

eines Königs der Russen (Ruthenorum regis); dagegen heißt es ausdrücklich in Str. 10 der Vegtamsquida:

Rinde herr son i vestr-sölum.

Konnte vielleicht Saxo ein Lied, worin es hieß: i austr-sölum? Die Westersaale können nicht füglich etwas Anderes bezeichnen, als das Haus, in welchem die Sonne jeden Abend zur Ruhe geht, und dieß ist der Grund, weshalb wir Rind für die Sonnentochter halten, die im Vafthrudnismal Str. 47 erwähnt wird. Eine Beziehung auf die Sage, welche Saxo erzählt, liegt ohne Zweifel in Aegisdrecka Str. 24., wo Loki dem Odin vorwirft:

En thik eiga kotho Sämseyio á
Ok draptu a vett sem vaulor.

Und Du, sagt man, warst auf Semdel — hier müssen also die Westsaale gewesen seyn — zu Boden gesunken — nämlich durch den Schlag, den er von der erzürnten Jungfrau erhielt — und habest gleich den Zauberweibern an die Pauker gepocht (Um seine Dienste anzubieten?)

[7]) Nach einer norwegischen Sage, im Anhang zur Skalda S. 357 ff. Vergl. Finn Magnussen, Th. IV. S. 247.

[8]) Die Sage, welcher wir hier folgen, scheint also Loki nicht als leiblichen, sondern nur als Bundesbruder Odins zu betrachten; vergl. J. Grimm's deutsche Rechtsalterthümer B. I. S. 118.

Der Tod des Philosophen Ramus. *)

An der Ecke der Carmeliterstraße, im fünften Stockwerk, in einer Kammer, in der statt aller Möbel sich Nichts befindet, als ein bemahlter hölzerner Stuhl, eine alte porcellanene Schale und etwas frisches Stroh, wohnt ein Weiser, zu dem Könige auf Besuch kommen, dessen Name in Italien, Deutschland, kurz überall ausgesprochen wird, wo geistige Kräfte im Streit liegen, der die ganze civilisirte Welt in Aufruhr gebracht hat, indem von ihm zuerst gegen die Unfehlbarkeit des Aristoteles Zweifel erhoben worden sind: es ist Ramus.

Er ging in dem Hof des Collège de Presles spazieren, das so oft von seinen bittern Sarcasmen gegen den Empirismus des Jahrhunderts Zeuge war und sann nach seiner Gewohnheit auf irgend einen neuen Schlag, welchen er dem durch ihn bereits ganz verstümmelten alten Scholasticismus versetzen wollte, als ihn einer seiner Schüler aus seinen Träumen weckte, indem er mit dem Finger nach dem Platz Maubert wies und sagte: „dort sind sie! dort sind sie." Ramus verstand ihn und ging fort sich zu verbergen.

Darauf bemerkte man einen Mann von hoher Statur, mit gekrümmtem Leib, kahler Stirn, düsterglühenden Augen und in einem Gewand, das er in den Bänken der Schule, wo er die Orakel des Aristoteles erklärte, abgetragen hatte: es war Charpentier, mit einem Gefolge von Jungen, Erwachsenen und Alten, lauter Schülern oder vielmehr Klopfechtern des Philosophen von Stagyra, dessen Göttlichkeit sie mit Gründen anderer Art behaupteten, als man in den Gymnasien zu Athen kannte. Unter diese begeisterten Anhänger einer *Philosophie*, die seit achtzehn Jahrhunderten auf dem Menschengeschlecht lastet, hatten sich einige Schüler von Ramus selbst gemischt, welche Charpentier dadurch gewonnen hatte, daß er ihnen in drei Schulgerechten Vorträgen bewies, wer nicht an Aristoteles glaube, sey ein Huguenotte. Diese ganze Horde von Weisen blieb in dem Hof, während Charpentier die Treppe hinaufstieg, die zu der Einsiedelei des Ramus führte. Die Thüre stand offen. Die beiden Repräsentanten des Empirismus und des Spiritualismus grüßen einander: da entspinnt sich ein lateinisches Gespräch, das uns ein gleichzeitiger Geschichtschreiber aufbewahrt hat und dessen energische Raschheit sich schwer wieder geben läßt: „Deine Stunde ist gekommen." — „Was willst Du?" — „Dein Leben." — „Mein Leben?" — „Ich will Dir's verkaufen." — „Wir theuer?" — „Um Alles was Du hast." — „Es sey." Ramus durchsuchte sein Bett und fand eine volle Geldbörse, die er Charpentier einhändigte. Das Blutgeld unter seinem Rock eilte Charpentier die Treppe hinab und entfloh. Einige Schriftsteller berichten, er sey zu seinem Nebenbuhler durch das Fenster hineingestiegen; Andere, er sey wie ein nächtlicher Dieb davon gelaufen.

Kaum war er fort, als die Menge anfing zu mueren: man hörte deutlich: Aristoteles! Aristoteles! rufen. Die Regenten schrien Huguenott, indem sie mit dem Finger auf die steinernen Nischen deuteten, aus welchen Ramus einige Zeit zuvor die Heiligenbilder herabgestürzt hatte. Die Frauen des Platzes Maubert, welche der Lärm herbeizog, bekreuzigten sich; andere schlugen die Hände zusammen und riefen: Jesus! Jesus! Schüler trugen Steine auf einen Haufen und versuchten sie dem Professor in die Fenster zu werfen. Endlich stößt ein Jüngling, der kühner war als seine Kameraden, die Collegiumsthüre auf und Alle folgen ihm die schmale Treppe hinan zum Sanium des neuen Platon. Ramus saß auf seinem Stroh, ruhig harrend der Erfüllung seines Schicksals; der Schüler, der ihn vor der Ankunft Charpentiers gewarnt hatte, stand ihm zur Seite, das Auge fest auf seinen Meister geheftet. Die Hand, welche den Philosophen schlug, war die eines jungen Menschen, den er seine philosophischen Werke lesen zu lassen pflegte; glücklicherweise erblickte er ihn nicht, denn er hatte seinen dichten weißen Bart über seine Augen gelegt. Seine Augen sollen naß gewesen seyn; der Mörder behauptete es. Sein Zeugniß mag wahr seyn. Allein wer will einem Greis aus der Liebe zum Leben einen Vorwurf machen, der von seiner Dachkammer aus so mächtig in die Triebräder der geistigen Welt eingriff? In diesem durch die philosophischen Nachtwachen und Redekämpfe erschöpften Körper hing das Leben an einem Hauch, und dieser Hauch entschwand schnell: ein einziger Streich tödtete den Greis. Man öffnete das Fenster, hob den Leichnam auf und warf ihn in den Hof hinab. Durch den Fall zerriß der Unterkleid, daß die Eingewaide auf dem Pflaster verschüttet wurden. Da sah man auf den Ruf ihrer Regenten Schüler auf die blutigen Reste zustürzen, sie wie Trophäen unter sich theilen und sie in den benachbarten Straßen herumstreuen unter dem Jajauchzen des Pöbels, der den Leichnam des Philosophen mit Ruthen geißelte. Die Händler, von denen der Platz Maubert voll war, kamen herbei, um den einzigen Mann zu sehen, von dessen Wissenschaft sie Etwas gehört hatten, lasen faules Gras vom Boden auf und warfen es auf die Gestalt, die einst dem Primaticc zum Modell diente und von Königen zum Zeichen ihrer Verehrung geküßt ward. Der treue Schüler, dessen Namen die Geschichte nicht retten konnte, und einige Andere, folgten dem Zug von Weitem und sammelten mit hastiger Hand die Fetzen von dem Gewand ihres Meisters, das die Spitze der Kiesel zerriß. Angekommen fast vor der Kirche von Notre Dame warf man den Leichnam in den Fluß. Er schwam oben, und trieb bei der St. Michaels Brücke an's Land, wo ihn seine treuen Schüler erwarteten. Die Menge hatte sich zu andern Schaustücken verlaufen.'

Sie zogen den Leichnam an's Ufer, reinigten ihn und waren im Begriff, ihn wegzutragen, als Vorübergehende sie mit Steinwürfen verjagten. Ein Mann aus dem Haufen stieg an den Fluß hinab, that den grauen Bart, der das Gesicht des Todten bedeckte, auseinander und rief: „es ist Ramus!" Ganz Paris wollte die Reste des Philosophen sehen. Als die Fürsten seine Vorlesungen besuchten, hatte Ramus Höflinge; nach seinem Tode fand sich keiner, der sein Antlitz vor den Insekten oder dem Pöbel gerettet hätte. Bei dem ersten Gerücht von seiner Ermordung stürzten sie in die Gemächer des Monarchen, um ihm die Hände zu küssen, ihm ewige Ergebenheit zu schwören und ihm zu dem Tod eines Mannes Glück zu wünschen, der kein Stück Tuch besaß, um darauf zu schlafen. Sie sprachen davon, in den Tempel zu gehen, um Gott zu danken; aber der Fürst erröthete über diesen Rausch der Kriecherei und zeigte keine Lust, sie zu begleiten. Man behauptet, daß während

*) Histoire de la Saint-Barthélemy, d'après les chroniques, mémoires et Manuscrits du seizième siecle; par M. Audin Paris 1829.

Digitized by Google

der Nacht ein Wundarzt sich einschlich und den Kopf vom Rumpfe trennte. Den Rumpf warf man, wie von Geschichtschreibern erzählt wird, in einen benachbarten Kloak. Während der Fluß die Leiche langsam dahin trug, durchstöberten einige Menschen aus der Hefe des Volks, welche glaubten, daß Ruhm und Reichthum zusammen wohnten, die Behausung des Philosophen und erstaunten, als sie Nichts fanden, als einige Tropfen weißen Weins, womit er seinen Bart wusch, einen alten Mantel und zwei oder drei griechische Bücher, worin Blutflecken klebten. Diese Bücher waren die einzigen Werkzeuge, welche Ramus brauchte, um dreißig Jahre lang die Geister aufzuregen.

So erlosch eines der glänzendsten Lichter, die dem XVI Jahrhundert geleuchtet hatten — Ramus, der es zuerst wagte, die Altäre jener dünkelhaften Philosophie niederzustürzen, wo die rohesten Geister in der Finsterniß tappten und der aus unsern Schulen alle Bilder des Aristoteles verbannt haben würde, wenn er länger gelebt hätte; denn die Natur hatte ihm Alles verliehen, dessen es bedarf, um geistige Revolutionen zu bewirken, eine feurige Seele, ein kräftiges Gemüth, eine unermüdliche körperliche Thätigkeit, Liebe zum Ruhm und zur Armuth, eine lebendige und hinreißende Beredsamkeit. Er schlief auf Stroh, lebte von Gemüsen, die er selbst kochte und bereitete, während er mit neugieriger Miene in seinen Aristoteles sah, um diesen Philosophen auf einem Fehler zu ertappen. Seine mäßigen Einkünfte verwendete er zur Unterstützung armer Schüler, von denen er als Belohnung Nichts verlangte, als einen unbegrenzten Haß gegen den scholastischen Empirismus. Man thät Unrecht, diesen philosophischen Fanatismus zu tadeln; eine kalte Seele hätte sich ohne Zweifel auf sich selbst zurückgezogen und Descartes hätte nicht so Alles zur Wiedergeburt des menschlichen Wissens vorbereitet gefunden. Ungefähr in demselben Augenblick fiel einer unsrer besten und anmuthigsten Bildhauer, Jean Goujon, dem Frankreich das Aufblühen der Antike verdankt, unter den Streichen des Pöbels, in dem Augenblick als seine Hand eine der schönen Cariatiden im Louvre vollendete, welche man in Athen bewundert hätte. Der Pöbel hatte sich in der Person geirrt; man sagt, es habe einem seiner Schüler gegolten, den man des Calvinismus beschuldigte. Keine Ehre ward den Resten dieses großen Mannes zu Theil; sein Leichnam wurde mit dem der andern Reformirten in eine gemeinsame Grube geworfen.

Die Oriental Translation Society.

Die Kunde von dem Zusammentreten einer Gesellschaft von Gelehrten und Freunden der Wissenschaft in England zur Beförderung unserer Kenntniß des Orients durch Verdeutschung von Uebersetzungen aus den orientalischen Sprachen hat sich bereits über die östlichen Grenzen von Europa hinaus verbreitet, und ein gebohrner Perser hat es übernommen, für die Gesellschaft eine Geschichte der Khane der Krim aus dem Arabischen zu übersetzen. Dieser Mann hat sich eine hinreichende Kenntniß der englischen Sprache erworben, um in derselben als Schriftsteller auftreten zu können, obwohl er nie einen Fuß auf brittischen Boden gesetzt hat. Sein Vater war viele Jahre lang Kadi von Derbend, wurde aber im Jahr 1822 von der russischen Regierung, deren Unzufriedenheit er auf sich gezogen hatte, nach Astrachan verbannt. Der Sohn, Mirsa Alexander Kasi Bey folgte seinem greisen Vater in die Verbannung und wurde, da er ein großer Kenner des Arabischen war, von den englischen Missionären in der genannten Stadt veranlaßt, Stunden in dieser Sprache zu geben und ihnen bei der Uebersetzung der heiligen Schrift behülflich zu seyn. Hier eröffnete sich ihm eine neue Scene; denn da er einen forschenden Geist hatte und ein eifriger Muselmann war, so beschloß er die Lehren des Christenthums gründlich zu studiren, um sie — wo möglich — zu widerlegen. Er lernte zu diesem Zweck hebräisch, las einen großen Theil des alten Testaments und verglich dasselbe mit dem Koran. Diese Forschungen hatten indessen eine ganz andere Wirkung, als er erwartet hatte; denn nach wenigen Monaten erklärte er, daß der Glaube der Franken der richtige sey, und sprach seine Absicht aus, zu demselben überzutreten. Der Vater entsetzte sich, als er den Abfall seines Sohnes hörte und drohte, ihn nach dem Gebote des Korans zum Tode zu bringen. Er sperrte ihn mehrere Tage ein, und es ist wahrscheinlich, daß er seine Drohung ausgeführt hätte, wenn die Polizei nicht eingeschritten wäre. Der Mirsa wurde befreit und zu dem russischen Erzbischof gebracht und von diesem den englischen Missionären übergeben, von denen er einige Zeit darauf getauft wurde. Er blieb bei ihnen bis zum Ende des Jahres 1825, wo er den Befehl erhielt, als Professor der orientalischen Sprachen nach Omsk in Sibirien zu gehen. Unterwegs wurde er von einer Krankheit in Kasan zurückgehalten, und ließ sich, bei den Professoren der Universität eingeführt, mit der Erlaubniß des Kaisers bleibend in dieser Stadt nieder.

Asiatic Journal.

Der Pascha von Bagdad.

Mesopotamien, einst das fruchtbarste Land des Alterthums, jetzt durch das Schwert und die Barbarei der wilden Horden, die von jeher durch den Reichthum dieser Gegenden angezogen wurden, in eine große Wüste verwandelt, wird den neuesten Nachrichten, die wir aus Persien über Indien erhalten, gemäß, vielleicht in Kurzem auf's Neue für die Cultur und die Civilisation gewonnen seyn. Der gegenwärtige Pascha von Bagdad ist mitten unter den Unruhen, die der russische Krieg auch in diesen entlegenen Grenzländern veranlaßt, damit beschäftigt, die Bewässerung der großen Ebene zwischen Bagdad und der Stätte, wo einst Babylon stand, wieder herzustellen, indem er die uralten Canäle, deren Spuren man hier noch überall findet, wieder aufgraben, ausbessern und durch neue verbinden läßt. — Auch eine Papiermühle hat man zu Bagdad errichtet, und eine kürzlich geschaffene Tuchmanufactur ist bereits in Thätigkeit getreten und hat einiges Wollentuch geliefert.

Asiatic Journal.

Ibn Das und Harun ar Raschid.

Der Orient hatte, wie der Occident, in jener Periode, die man neuerer Zeit gewöhnlich als die Periode der absoluten Finsterniß und Barbarei bezeichnet, seine Hofnarren. Der berühmte Chalif Harun ar Raschid hielt z. B. einen Witzbold Namens Ibn Das an seinem Hofe, dessen spaßhafte Einfälle und Narrenstreiche noch jetzt im ganzen Orient bewundert werden. So forderte der Chalif ihn eines Tages in Gegenwart der Sultanin und ihres ganzen Gefolges auf, eine Entschuldigung zu machen, die ärger sey als das Verbrechen, das sie entschuldigen solle. Nach einiger Zeit schlich Ibn Das sich hinter den Thron und gab dem Fürsten einen derben Stoß in den Rücken; die Wuth des Chalifen kannte keine Grenzen. „Ich bitte Ew. Majestät tausend Mal um Entschuldigung," sagte Ibn Das, „aber ich glaubte, es wäre Ihre Hoh. die Sultanin!" Dieß war eine Entschuldigung, die ärger war als das Verbrechen; und natürlich erhielt der Possenreißer Verzeihung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 272. 29 September 1829.

Die americanische Negerkolonie Liberia. *)

Im December des J. 1821 begannen die ersten Ansiedler die Niederlassung Monrovia, an den Ufern des Flusses Mesurado, zwei Meilen von dem Vorgebirge desselben Namens. Der Boden war damals so bewaldet, daß man nur mit Mühe sich Bahn brach. Auf einer Insel von ungefähr drei Morgen im Umfang, an der Mündung des Flusses, befanden sich mehrere hundert schwarze Sclaven, im Besitz gleichfalls eines Schwarzen, dem sie ein englischer Faktor bei seiner Abfahrt nach Europa überlassen hatte. Man erfuhr, daß mehrere von ihnen nicht auf dieser Küste zu Haus waren, und daß deshalb die Eingebornen, die Dey's, die Quea's und die Guera's ihre Anwesenheit mit scheelen Augen betrachteten. Die Ersteren bewohnen die Küste von einer Landspitze, 25 M. nördlich von Mesurado bis zur Mündung des Junk — eine Strecke von etwa 36 M. Die Quea's, ihre Nachbaren, nehmen das Land östlich von diesem Cap ein; sie sind nicht sonderlich zahlreich und von friedsamer Gemüthsart. Zahlreicher und kräftiger ist der Stamm der Gurra's, im Norden der obern Zuflüsse des St. Paulsflusses; noch tiefer landeinwärts kommen die kriegerischen Condo's, der Schrecken der Küstenbewohner. Ein anderer Stamm endlich, die Kruhmen, bei Weitem die Verständigsten, Rüstigsten und Arbeitsamsten von Allen, wohnen längs dem Meere, in kleinen Dörfern zerstreut, auf allen Punkten, wo Schiffe landen, denen sie Wasser liefern und als Lootsen dienen. Sie gehören zu einer bedeutenden Völkerschaft in dem Distrikt Settra-Kruh, in der Nähe des Caps der Palmen; sie halten sich oft mehrere Jahre auf ihren Stationen an der Küste auf, und kehren, wenn sie nicht, um einer Nationalversammlung beizuwohnen, frühe zurückgerufen werden, nicht eher nach Haus, als bis sie sich einiges Eigenthum erworben haben.

Gegen Ende des J. 1821 und zu Anfang des folgenden brachten die Colonisten das Gebiet von Mesurado käuflich an sich. Die americanischen Auswanderer, die sich zu Sierra Leone befanden, wurden an Bord der zwei kleinen Goeletten, welche die Colonie besaß, abgeholt, und auf einer andern kleinen Insel an der Mündung des Mesurado, Perseverance genannt, ausgeschifft. Die Colonisten hatten diese Insel durch John Mill, den Sohn eines englischen Kaufmanns, aber einen gebornen Africaner, gekauft. Indessen bekamen die Eingebornen Besorgnisse, und der Entschluß, ihn und alle Fremden aus dem Lande zu jagen, gedieh schnell zur Reife. Unter dem Vorwand, eine Uebereinkunft abzuschließen, luden sie diesen Agenten zu einer Versammlung in die Stadt des Königs Peters; er begab sich dahin, und sie behielten ihn als Gefangenen zurück. Dr. Ayres, der eigentliche Agent der Colonisten, verhalf ihm jedoch dadurch wieder zur Freiheit, daß er den Kauf rückgängig machte, indem er die Häuptlinge vermochte, die Waaren, die sie für Abtretung ihrer Grundstücke empfangen hatten, zurück zu erstatten. Jetzt sollten die Colonisten das Land räumen; gegen diesen Befehl aber schützten sie sich durch das Vorgeben, daß sie kein Schiff hätten, und unterdessen gab ihnen der König Georg, der auf dem Cap residirte, und über den nördlichen Theil der Halbinsel Mesurado eine Art Gerichtsbarkeit ausübte, in der Stille die Erlaubniß, den Fluß zu passiren und sich im Walde jenseits desselben niederzulassen. Dafür erhielt der König sechs Gallonen Rum und den gleichen Betrag an Tabak und Tuch. Im Verlauf einiger Wochen fällten hierauf die Colonisten das nöthige Holz, um zweiundzwanzig Hütten zu erbauen.

Mitten unter diesen Arbeiten zog ihnen ein unvorhergesehenes Ereigniß Feindseligkeiten von Seiten der Eingebornen zu. Ein englischer Kreuzer, der ein genommenes Sclavenschiff mit dreißig Negern an Bord nach Sierra Leone führte, ging auf der Rhede vor Anker, um sich mit Wasser zu versehen; sein Cabel riß, er ward in der Nähe der Insel Perseverance auf den Strand geworfen und durch die Brandung zertrümmert. Die Eingebornen behaupten nun ein unverjährbares Recht auf das Eigenthum aller Wracke, und da die Goelette ungefähr eine Meile vom Cap und in kleiner Entfernung von der Stadt des Königs George dieses Unglück traf, so sandte dieser Häuptling einige von seinen Leuten ab, um sich ohne Weiteres der guten Prise zu bemächtigen. Allein die Offiziere mit Hülfe der Colonisten nöthigten die Freibeuter mit Verlust von zwei Getödteten und mehreren Verwundeten zum Rückzug. Dieser Sieg kam den Colonisten theuer zu stehen: denn nicht nur, daß außer der Mannschaft und den befreiten Negern von der Ladung des Wracks Wenig gerettet werden konnte, so verloren sie bei dieser Gelegenheit den

*) Proceedings of the American Colonisation Society.

Digitized by Google

größten Theil ihrer eigenen Habe, indem durch einen unvorsichtig abgefeuerten Kanonenschuß das Dach des Magazins in Brand gerieth und fast alle ihre Vorräthe, Waffen, Munition (mit Ausnahme des Pulvers) und Kaufmannsgüter — zum Werth von 3000 Doll. — verbrannten. Die Krieger des Königs Georg kamen bald darauf — etliche und zwanzig an der Zahl — in der Absicht sich zu rächen zurück; da sie jedoch von den andern Stämmen nicht unterstützt würden, so hielten sie nicht Stand, und auf einen einzigen Schuß aus einem kleinen Stück Artillerie entfernten sie sich wieder in ihre Wälder. Eine günstigere Gelegenheit bot sich ihnen noch am nämlichen Tage (16 März) dar, da die Colonisten ihren Wasserbedarf von der andern Seite des Flusses beziehen mußten. Ob sie gleich dieß Mal ein wohlbemanntes Fahrzeug ausrüsteten, so ging doch eine halbe Stunde nach dessen Abfahrt die Nachricht ein, daß dieselben Krieger den Fluß hinabgegangen wären, um die Mannschaft anzugreifen. Man sandte zwar sogleich eine zweite Schaluppe, die mehrere englische Seeleute an Bord hatte, der ersten nach; allein die steilen Ufer des Mesurado waren damals mit ungeheuren Bäumen bedeckt, hinter denen die Feinde sich versteckten, so daß, als die Fahrzeuge zurückfuhren, jene auf sie Feuer gaben und einen Colonisten und einen englischen Matrosen auf den Tod und zwei Andere leicht verwundeten.

Diese Zwistigkeiten ermangelten nicht die Erbitterung gegen die americanischen Colonisten, da überdieß der Sclavenhandel dabei mit in's Spiel kam, in dem Maße zu steigern, daß die Dey's den König Peter, dem sie seit dreißig Jahren gehorchten, förmlich in Anklagestand versetzten. Gerichtet und verurtheilt von einer Versammlung seiner Unterthanen wegen Beeinträchtigung der allgemeinen Interessen durch den Verkauf von Ländereien — ward er des Hochverraths schuldig erklärt, und er entging der Todesstrafe nur durch Verwendung des Königs Boatswain (Hochbootsmann), des mächtigen Häuptlings der Condo's, der mit einem Gefolge von Kriegern nach Mesurado gekommen war und ihn unter seinen Schutz genommen hatte. Dieser Häuptling, gebürtig aus Schebar, hatte in seiner Jugend an Bord eines englischen Kauffahrteischiffes gedient und dort den Namen erhalten, den er noch führt. Ein Mann von sieben Schuh, wohlgebildet von Gestalt, mit einem imposanten Ausdruck des Gesichts und einer unermüdlichen geistigen und körperlichen Thätigkeit ward König Boatswain der Schrecken der Küstenvölkerschaften, die sich alle seiner Autorität unterwarfen.

Mittlerweile fuhren die Einwohner einer größern Insel fort, den Colonisten in's Geheim Wasser und Holz zu liefern. Ihr Häuptling Va Cala genoß der besondern Gunst des Königs Boatswain; da er aber doch auch die Dey's fürchtete, so brach er seine freundschaftlichen Verhältnisse mit ihnen nicht ab, wodurch er wiederum das Mißtrauen der Colonisten erregte. In dieser unsichern schwankenden Lage voll gegenseitigen Argwohns fanden die Agenten, die sich während dieser Ereignisse nicht auf dem Cap befanden, bei ihrer Rückkehr die Colonie. Da lud sie König Boatswain ein, ihm ihre Beschwerden und ihre Ansprüche auf das Land vorzutragen; sie setzten nun auseinander, wie sie diese Grundstücke gesetzlich erworben hätten, die Dey's aber ihnen den Besitz derselben streitig machten. Nachdem Boatswain auch den andern Theil gehört, so that er den Spruch, der Contract müsse gehalten werden. „Laßt", sagte er, indem er die Versammlung auflöste, „laßt den Ameelcamern ihre Ländereien; Ihr habt sie ihnen verkauft, und sie haben Euch bereits einen Theil des Kaufpreises bezahlt; wer Etwas gegen meinen Spruch einzuwenden hat, der rede." Und nach einer Pause — sich an die Colonisten wendend — fuhr er fort: „Ich bewilige Euch meinen Schutz; wenn diese Leute Euch belästigen, so benachrichtiget mich davon und ich schwöre, daß ich ihnen die Köpfe einschlagen werde, wie ich es an dem alten König Georg gezeigt habe, als ich das vorige Mal hier gewesen bin, um den Streitigkeiten des Volks ein Ende zu machen." Nach dieser energischen Verabschiedung wechselte man Geschenke und die Colonisten begaben sich wieder an ihre Arbeiten am Cap, wo sie sich am 28 April von Neuem festsetzten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

(Fortsetzung.)

Der Sultan und der ehrgeizige Derwisch.

Die zweite Dynastie begann mit Dschulal ud Din Ferus Khildschy, einem Fürsten, dessen Hauptfehler zu große Milde war. In einem Alter von siebenzig Jahren von den Königsmördern auf den Thron erhoben, beschloß er, seine Hände vom Blute rein zu waschen, und die wenigen noch übrigen Jahre seines Lebens Werken des Wohlwollens und dem Genusse seines guten Glückes zu widmen. Seine unruhigen Großen aber setzten seine Geduld durch häufige Empörungen auf harte Proben, und endlich fiel seine Rache auf einen Mann, dessen Charakter zu interessant ist, um übergangen zu werden.

Mullik Fuky ud Din, Ketwal von Dehli, starb um diese Zeit und sein Tod setzte viele Abkömmlinge alter Familien in Dürftigkeit. Unter andern hatte er 12,000 Koranleser und einige tausend Hausbediente unterhalten. Alle diese richteten nun ihre Augen hoffend auf Siddy Maula. Dieser heilige Mann war im Bettlergewande von Dschurdschan, in Persien, nach dem Westen gepilgert, hatte viele Länder besucht, und mit frommen und gelehrten Männern Umgang gepflogen. Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Hindustan, um Scheich Furid ud Din Schuke Gundsch zu besuchen, bei dem er längere Zeit verweilte. Endlich wandelte ihn die Lust an, auch Dehli zu sehen, und er verließ seinen Freund, welcher ihm ernstlich rieth, sich in keinen Verkehr mit den Großen am Hofe einzulassen, da ihm eine solche Berührung verderblich werden könnte. In Dehli angekommen errichtete er ein Haus zur Beherbergung von Reisenden, Fakirs und Armen jeder Art, indem er keinen von seiner Thüre wies. Obgleich sehr fromm und im mohammedanischen Glauben auferzogen, hatte er sich doch einige besondere Lehrsätze angeeignet, so daß er den öffentlichen Gottesdienst nicht

Digitized by Google

besuchte. Er hielt keine Weiber, keine Sklaven und lebte bloß von Reis; seine mildthätigen Spendrn aber waren so bedeutend, daß die Leute sich wunderten, woher er, ohne Geschenke zu nehmen, so viel Geld beziehe, und auf den Glauben geriethen, daß er sich auf Goldmacherei verstünde. Mittlerweile wurde sein Aufwand immer größer, er theilte nicht bloß reiche Almosen aus, sondern verschwendete auch unermeßliche Summen in Festen und Gastmälern, welche von allen Großen der Stadt besucht wurden; auch kam es ihm nicht darauf an, 2—3000 Goldstücke zur Unterstützung einer vornehmrn Familie, die in's Elend kam, herzuschießen. Kurz er machte einrn mehr als fürstlichen Aufwand. Man erhält einen Begriff von seiner Wohlthätigkeit, wenn man liest, daß er täglich gegen 1000 Handkörbe mit Mehl, 500 mit Fleisch, 200 mit Zucker und außerdem ein vrrhältnißmäßiges Quantum Reis, Oel, Butter rc. verschenkte. Die Menge versammelte sich in solcher Anzahl vor seinen Thüren, daß man kaum vorübergehen konnte; auch die Söhne des Sultans und andere Prinzen des Hofs mit ihrem Gefolge brachten ganze Tage und Nächte in Lustdarleiten odrr philosophischen Gesprächen bei ihm zu. Da gewann Kasy Dschulal ud Din Kaschany, ein intriganter Mann, Siddy Maula's Vertrauen und begann dem Philosophen ehrgeizige Absichten einzuflößen. Er sagte ihm, das Volk sehe in ihm einen Mann von Gott gesandt, das Reich von der Tyrannei der Khildschy's zu befreien und Hindustan mit einer weisen und grrechten Regierung zu beglücken. Siddy Maula ließ sich berücken, und begann seinen Schülern insgeheim Titel und Aemter zu verleihen und durch Ton und Benehmen seine Absichten auf den Thron kund zu geben. Er stellte Mir Moschun Kotwal und Nutty Pohlwan, zwei seiner Anhängee auf, sich des Sultans Gefolge am Freitagr, wenn rr in die Moschee ging, anzuschließen, um ihn zu ermorden, während er selbst sich mit 10,000 Anhängern bereit hielt, seine Usurpation durchzuführen. Einer seiner Anhänger aber, unzufrieden mit der ihm bei drr bevorstehenden Katastrophe zugetheilten Rolle, ging ins Geheim zu dem Könige und entdeckte das Komplot. Der König ließ Siddy Maula und Kasy Dschulal ud Din Kaschany verhaften und vor sich zum Verhöre führen. Da sie jedoch auf ihrer Unschuld bestanden, und kein anderer Zeuge gegen sie auftrat, so blieb die Anklage zwrifelhaft. Der König befahl daher auf der Ebenr von Bahadurpur ein großes Feuer anzuzünden, um sie der Feurrprobe zu unterwerfen, und ließ einen Kreis um den Holzstoß abmessen. Die Angeklagtrn hatten bereits ihre Gebete gesprochen und waren im Begriffe, sich in die Flamme zu stürzen, als dem Sultan einfiel, seine Minister zu fragen, ob es auch gesetzlich sey, die Feuerprobe auf Muselmänner anzuwenden. Der Grbrauch ward für heidnisch erklärt und die Feuerprobe unterblieb. Der Sultan ließ nun zwei Männer, auf denen der Verdacht ruhte, daß sie ihn hätten ermorden wollen, öffentlich hinrichten; Mehrere, die dee Theilnahme an dre Verschwörung verdächtig waren, verbannte er, Kasy Dschulal ud Din Kaschany schickte er nach Badaun ins Gefängniß, und Siddy Maula sollte in ein Gewölbe unter dem Palaste gesperrt wrrden. Während Siddy Maula durch den Hof nach seinem Kerker wanderte, zeigte der König ihn einigen Kalendarn, welche vor dem Throne standen, und sprach: „Srht den Mann, der solches Unheil gegen mich vorhatte. Ich lasse ihn von Euch richten nach seinem Verdienste!" Auf diese Worte sprang ein Kalendar, Namens Sundscherry, auf den Angeklagtrn los und verwundete ihn mit einem Scherrmesser. Siddy Maula leistete keinen Widerstand, sondern bat nur, ihn schnell zu Gott zu senden und wandte sich dann an den König, welchrr übrr den Balkon schaute, mit den Worten: „Ich bin hoch erfreut, daß Du meinem Leben ein Ende zu machen beschlossen hast; allein rs ist sündhaft, sich also an dem Frommrn und Unschuldigen zu vergreifen; sey gewiß, daß mein Fluch schwer auf Dir und Deiner Nachkommenschaft liegrn wird." Der König wurde über diese Worte nachdenklich. Sein Sohn abrr, der Prinz Arkully Khan, welcher Siddy Maula wegen seines vrrtrautrn Verhältnisses mit seinem älteren Brudee Khan Khanan haßte, hieß, da er den König unschlüssig sah, einen Elephantentreiber vorreitrn und Siddy Maula zu Tode tretrn. Zea Burny, der Verfasser der Geschichte des Dschulal ud Din Feros, drr selbst damals in Delhi war, berichtet uns, daß gleich nach Siddy Maula's Tod ein schwarzer Wirbelwind entstand, und einr halbe Stunde lang den Tag in Nacht verwandelte, so daß die Leute auf drn Straßen gegen einander stießrn, und kaum den Weg nach ihren Häusern mit den Händen suchen konnten; ja daß in jenen Provinzen das ganze Jahr hindurch (690 drr Hedschr.) kein Regen fiel und eine Hungersnoth ausbrach, in drren Folge Tausende von Hindus auf allen Straßrn und Wegrn hinstarben und ganze Familien sich selbst in dem Flusse ertränkten.

(Schluß folgt.)

Charfreitags- und Frohnleichnamsprozession in Spanien.

Die kleinen Städte Spaniens zahlen einem Armen aus ihrer Mitte 25 Piaster für die Darstellung des duldenden Jesus, und die Mönche versprechen ihm, wie man versichert, noch zu diesem Kaufpreise obendrein unfehlbar die Seligkeit, falls es sich zuträge, daß er unter den Schlägen, die er zum Gedächtniß der Leiden des Erlösers ertragen muß, erliegen sollte. In der Pfarrkirche versammelt sich die Prozession. Man läßt den Figuranten in die Sacristei kommen, man zieht ihm ein violettes Kleid an, umgürtet ihn mit einem dicken Stricke und krönt ihn mit Dornen. Darauf geht er barfuß hinaus, eine Art Joch um den Hals. An jeder Seite desselben befestigt man sechs Stricke von der Dicke der Zugseile für die Pferde. Nun belastet man den bezahlten Märtyrer mit einem langen und schweren hölzernen Kreuze, und führt ihn so durch die ganze Stadt. Sechs Confratees gehen zur Rechten dieses Parodisten und ziehen die sechs Seile an der rechten Seite des Joches; sechs andere eben so zur Linken. In diesem Zustande wird der Dulder so heftig von einer Seite zur andern gezerrt, daß er ein Mal über das andere zu Boden fällt und sich den ganzen Körper zerschlägt. Bald würde er unter der Anstrengung und Qual erliegen, wenn ihm nicht noch zur rechter Zeit eine Person, die den Simon von Cyrene spielt, auf seinem Wege begegnete, um es ihm leichter zu machen. Aber die schwache Hülfe, die der Dulder dadurch erhält, verhindert nicht, daß er

Digitized by Google

bei der Rückkehr in die Kirche nicht mehr als halbtodt sey von den Martern, welche das Volk, das die Juden darstellt, ihn erleiden läßt.

Inzwischen ist dieser Erbarmungswürdige so von dem Verdienste seiner Leiden überzeugt und so gewiß, sie werden ihm zur Seligkeit verhelfen, daß er sein Weh ohne Murren und Klagen erträgt. Man muß übrigens zugeben, daß seit Bonaparte's Erscheinung in Spanien man viel schwerer Schauspieler zur Uebernahme dieser Rolle findet.

In den größern Städten gehen dieser Prozession etwa zwanzig Soldaten voraus, als römische Krieger gekleidet, mit Lanze und Schild, darauf man die goldenen Buchstaben S. P. Q. R. liest, bewaffnet. Alle Gerichtshöfe, alle Gewerbe, selbst die Schauspieler (welche die Kirche sonst wie Unheilige betrachtet) wohnen dieser Feierlichkeit bei. Zu Madrid befindet sich der König, von seinem ganzen Hofe begleitet, in derselben. Jeder Herr hat seine Diener, welche Kerzen tragen. Alle Zurüstungen dieser Prozession sind äußerst traurig. Die Soldaten marschiren mit trauerbedeckten Waffen; Männer, ebenfalls in Trauer und maskirt, spielen verschiedene Instrumente dazu. Die Fahnen und Kreuze sind mit schwarzem Krepp verhüllt; die Trommeln, schwarz überzogen, wirbeln Trauermärsche, um den Tod des Menschenheilands zu verkündigen. Was aber im höchsten Grade die fromme Rührung der Theilnehmer erregt, sind die schweren Zurichtungen, Gerüste und Tragbahren, von sechs Menschen getragen, und von gekleideten Bildsäulen, welche das Mysterium der Passion vorstellen, überragt. Jedes Gewerb hat seine Rollen. Die Schneider stellen die Gruppe des heiligen Abendmahls vor; die Gärtner Christus am Oelberg mit den Aposteln, die am Stamme eines Baumes schlafen; die Schuster Pilatus mit Christus auf dem Balkone seines Hauses erscheinend, um ihn dem Volke zu zeigen; die Zimmerleute die Abnahme vom Kreuz; die Goldschmiede die Jungfrau am Stamme des Kreuzes, die Dornenkrone in den Händen; endlich die Kaufmannschaft und der Adel das heilige Grab.

Nach diesen Darstellungen kommen die Pönitenten, in Spanien Congreganisten genannt. Sie tragen eine drei Fuß hohe Mütze von der Form eines Zuckerhutes, mit einem Batistschleier bedeckt, von wo ein Stück vorn über das Gesicht fällt. Ihre Anzahl ist 3 — 400. Mit einer großen weißen Wachskerze, sechs Fuß hoch und wenigstens 12 — 15 Pfund schwer, ziehen sie einher; einige tragen ein gewaltiges Kreuz oder auch Trophäen der Passion. Diese befinden sich in der Mitte und wandern darauf, eine große eiserne Kette schleppend. Es verrichten diese demüthige Uebung Einige aus wahrhaftem Antrieb der Frömmigkeit, Andere als Büßungs; aber es giebt deren auch, welche sich ihr nur, um ihren Damen zu gefallen, unterwerfen. Das ist freilich eine Galanterie ganz eigener Art und unbekannt bei andern Völkern. Bei der Rückkehr in ihre Wohnung halten die Congreganisten eine herrliche Mahlzeit, obgleich dieser Tag einer der feierlichsten der Charwoche ist. Nach einem so guten Werke aber glauben sie, sey es erlaubt, ein Wenig zu sündigen.

Die Frohnleichnamsprozession hat auch mehrere der Beachtung würdige Eigenheiten. Sie wird durch tanzende Hanswürste, die tausenderlei Windungen während des Marsches machen, eröffnet. Diese Festnarren, größtentheils Biscaier oder Catalonier zeigen eine ausgezeichnete Gewandtheit. Nach ihnen kommen alle Kirchspiele und alle Mönche, deren Anzahl bekanntlich nicht gering ist. Die Häuser auf den Straßen, auf denen die Prozession durchzieht, sind mit den reichsten Draperien geziert; alle Balkone verkleidet und mit Seidenstickereien geschmückt. Ueberall spannt man von einer Seite der Gasse nach der andern, um zu verhindern, daß die Sonnenhitze die Gläubigen belästige, Tücher aus und gießt Wasser darauf, um die Kühlung zu mehren. Die Straßen sind ganz besfeuchtet und mit Blumen bestreut. Die Ruhaltäre sind sehr groß und mit äußerster Pracht ausstaffirt. Zu Madrid folgt der König und der ganze Hof der Prozession; die Räthe, die Gerichtshöfe, die Gewerbe wahnen ihr mit ihren goldgestickten Fahnen bei, ebenso die Offiziere jedes Regiments, die Musik an der Spitze und eder Jeine brennende Kerze in der Hand. Während des Vorüberziehens des Allerheiligsten sieht man die Damen in Sommerkleidern, mehr beschäftigt mit ihren Geliebten als mit der Ceremonie, alle mit Körben voll Blumen, die sie auf die Prozession und hauptsächlich auf den Thronhimmel werfen. In den Reihen der Mönche befinden sich kleine Kinder, nur mit einem Hammelfelle bedeckt, mit einer Hand leiten sie ein kleines Lamm und in der andern tragen sie eine Fahne mit der Aufschrift: ecce Agnus Dei. Diese Kinder sind, wie man sagt, den Mönchen verwandt. Andere gehen in den Reihen des Adels als Engel gekleidet und tragen Tafeln, darauf mit großen Zügen zu lesen: Panis angeli. O salutaris hostia, Venite adme omnes etc.

Die Prozession des Charfreitags beginnt um 6 Uhr Abends und endigt um 1 Uhr nach Mitternacht. Die Frohnleichnamsprocession beginnt um 4 Uhr und endigt um 1 Uhr.

Walachische Grammatik.

Fünf Millionen Menschen, die sich selbst, als Abkömmlinge von den alten römischen Colonien an der Donau, Raumanen nennen und vorzugsweise in der Moldau und Walachei, außerdem aber in Bessarabien, der Bukowina und Siebenbürgen und überall in dem türkischen Reiche zerstreut leben, sprechen die walachische Sprache, die auf ähnliche Weise durch Beimischung des Slavischen aus dem lateinischen entstanden ist, wie das Italienische, Französische und Spanische durch Beimischung des Deutschen. Die mundartlichen Verschiedenheiten des Walachischen beruhen größten Theils auf unbedeutenden Abweichungen in der Aussprache; nur die Kuzo-Walachen, oder die in Macedonien und Griechenland zerstreuten Stämme haben einen Dialect angenommen, der, durch die Beimischung vieler fremdartigen Bestandtheile verdorben, für die Sprach- und Stammverwandten im Norden der Donau unverständlich geworden ist. Die Schrift, deren die Walachen sich bedienen, ist die unter dem Namen der cyrillischen bekannte der alten russischen Kirchensprache; in der russisch-walachischen Grammatik des Collegienrathes Stephan Marcella — Rossiisko-rouminskaya Grammatica — die vor zwei Jahren zu St. Petersburg in drei Bänden erschienen ist, sind die dreiundvierzig Zeichen jenes alten Alphabets indessen auf vierundzwanzig reducirt, wodurch der Gebrauch derselben für die Zukunft bei einer allgemeinen Annahme dieser Reform sehr erleichtert werden muß.

Revue encyclopédique.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 273. 30 September 1829.

Die americanische Negerkolonie Liberia.

(Fortsetzung)

Fehden mit den Eingebornen. Fortgang der Colonie.

Der Bau der Häuser war noch nicht vollendet; die Vorräthe gingen auf die Neige; die Regenzeit begann, und mit ihr kündigten sich Krankheiten an. Durch so viel Widerwärtigkeiten verloren Einige den Muth und suchten eine Zuflucht auf Sierra Leone; doch die Meisten entschlossen sich, auf Mesurado zu bleiben. Dieß waren aber nicht mehr als einundzwanzig Waffenfähige, vier geborne Africaner und einige Weiber und Kinder.

In der zweiten Woche des Juli (1822) kamen die Colonisten mit der Räumung der Insel und ihrer Uebersiedlung auf die Halbinsel zu Stande. Sie erbauten daselbst ein Magazin und eine Wohnung für die beiden Vorsteher. Als diese hierauf sich nach den Vereinigten Staaten einschifften, so blieb die Niederlassung unter der Leitung eines der Ausgewanderten, Elias Johnson aus New-York. Bald nach ihrer Abreise waren die Vorräthe erschöpft, während der Boden noch keinen Ertrag gewährte und die nach der Entfernung Boatswain's wieder ausgebrochenen Feindseligkeiten der Eingebornen ihnen das Nachbarland verschlossen; was ihre Lage noch bedenklicher machte, war, daß der Colonisationsverein, auf dessen Unterstützung man hätte rechnen können, von diesem Mangel gar Nichts ahnte, da er für alle Bedürfnisse auf ein Jahr gesorgt hatte. Unter diesen Umständen konnte ihnen Nichts erwünschter seyn, als der Zufall, daß ein Americaner 37 Neger an Bord eines Sklavenschiffes nahm, welche die Regierung der Vereinigten Staaten im Einverständnisse mit dem Vereine nach der Colonie zu schicken beschloß. Ashmun, der Chef der Expedition, segelte den 26 Mai von der Rhede von Hampton in Virginien auf der Goelette Strong mit 51 Auswanderern ab und kam, nach einer langwierigen Reise, am 8 August auf dem Cap Mesurado an. Da es für die neuen Colonisten an Hütten fehlte, so blieben sie vor der Hand an Bord der Goelette. Am 10 riß ihr Cabel und sie verlor ihren zweiten Anker; da jedoch die Strömung günstig war, so gelang es den Anstrengungen der Matrosen das Fahrzeug zu retten und mit Hülfe eines kleinen Ankers 5 M. von der Niederlassung anzulegen. Man schiffte am 13 und 14 die Reisenden aus; aber bei der schlechten Witterung, den heftigen Strömungen und nach dem Verlust der besten Schaluppe brauchten sie einen ganzen Monat, um die sämmtliche Ladung an's Land zu schaffen. Sie besaßen nur eine Schaluppe und diese führte die Strömung oft 20 M. in die offene See hinaus, ohne daß sie die Goelette erreichen konnten.

Ashmun, der jetzt die Leitung der Colonie übernahm, suchte vor allen Dingen mit den benachbarten Häuptlingen ein gutes Vernehmen herzustellen, indem er ihnen anbot, ihre Söhne und ihre Unterthanen in nützlichen Kenntnissen unterweisen zu lassen; umsonst; sie stießen dieß Anerbieten zurück und es blieb Nichts übrig, als sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Die wehrbare Mannschaft beschränkte sich auf 27 der Handhabung der Waffen unkundige americanische Neger, und die Vertheidigungsmittel bestanden aus 40 Flinten, von denen die meisten der Ausbesserung bedurften, einer ehernen und fünf eisernen Kanonen, wovon vier ohne Laffetten. Sofort wurden 13 junge Africaner in den Waffen geübt, die vier Kanonen auf Laffetten gestellt und die Anhöhen der Halbinsel damit besetzt; man fing an, einen Thurm zu bauen, Martello genannt; pflanzte Bäume rings um die Stadt, die Flußseite ausgenommen; und legte Verhacke an, damit die Feinde sich nicht unbemerkt nähern konnten. Unter den Colonisten, die genöthigt waren, diese Arbeiten unter dem Regen zu betreiben und bei Nacht Wache zu halten, rissen Fieber ein; nur zwei von ihnen blieben verschont und dienstfähig; der Agent selbst erkrankte, seine Gattin starb am 15 September, und kurz darauf folgten ihr zwei Auswanderer.

Die Aussichten trübten sich immer mehr, und es ließ sich an dem nah bevorstehenden Ausbruche der Feindseligkeiten kaum noch zweifeln, als gegen Anfang Octobers der König Georg und seine Leute ihre Capstadt mit Sack und Pack verließen, um sich 6 Stunden landeinwärts bei den Quellen des Junkflusses niederzulassen. Von den jungen Africanern der Colonie entflohen mehrere zu den Feinden. In dieser gefährlichen Lage beeilte man sich, die rohe Befestigung des Platzes nach Kräften zu verstärken, indem man des Dreiek, welches dieselbe bildete, mit dreieckigen Basteien flankirte, von denen man die auf der Grundlinie mit den fünf eisernen Kanonen, die auf der Spitze

Digitized by Google

mit der ehernen und zwei Steindölleen besetzte. Nach der Abfahet der Goelette Strong hielten die Häuptlinge eine Versammlung, um die Maßregeln, welche gegen die Colonie zu ergreifen wären, zu berathen. Die Könige Petee und Bristol behaupteten, die Colonisten wären keine Fremden und Feinde, sondern Freunde und Landsleute, welche als solche das Recht hätten, im Lande zu bleiben, die für das Interesse desselben arbeiteten und die endlich hinreichende Mittel besäßen, sich zu vertheidigen. Davon wollten die Könige Georg und Gouverneur und alle andern Häuptlinge Nichts wissen; ihree Meinung nach waren die americanischen Neger Feemde, ohne Anhänglichkeit an die Heimat ihrer Väter; denn sonst würden sie ja ihrer Verbindung mie den Weißen entsagen und sich unter den Schutz dee Könige ihres Volks begeben. Sie machten bemerklich, daß der König Georg sich genöthigt gesehen hätte, seine Stadt zu räumen, und ihnen das Cap zu überlassen; wenn man ihnen nicht Einhalt thäte, so würden sie in Kurzem die Heeren des ganzen Landes seyn. Um seinen Gründen noch mehr Gewicht zu geben, fügte ee hinzu, daß die Goelette mit den beiden ersten Agenten abgesegelt und die Colonisten durch Krankheiten geschwächt seyen; daß man also auf eine leichte Beute rechnen könne. Dee König Peter beharrte zwar bei seiner entgegengesetzten Ansicht, allein dee überwiegende Einfluß des Königs Georg nöthigte ihn zu schweigen; der König Bristol kehrte nach Haus. Man sandte Botschafter an die benachbarten Stämme, um sie zur Hülfe aufzufordern: der König Tom von Klein-Bassa, der König Ba Cala, dessen Insel in der Nähe der Colonie liegt, erklärten sich neutral; dieß that auch der König der Junks, er ließ jedoch seinen Leuten freie Hand, Partei zu nehmen, wenn sie wollten; ein Theil seiner, wie auch der Unterthanen des Königs Bristol schlossen sich dee kriegerisch gesinnten Partei an. In der letzten Woche des Octobers sammelte sich das feindliche Heer, welches aus allen Kriegern der Häuptlinge Bromley, Todo, Gouverneur, Konko, Jemmy, Gray, Lang-Petee, Georg, Willy, Ben von Hald-cap-berg (half-cape-mount) und des König Peters bestand, auf der Insel Bushrod, 4 Meilen von der Colonie; und in der Nacht des 10 Novembers lagerte es sich gegen 900 Mann stark auf dee Halbinsel in einer Entfernung von ½ M. Mit Tagesanbruch rückten sie in einer dreißig Fuß breiten Linie auf 24 Schritt gegen den westlichen Posten der Americaner und gaben Feuer; hierauf griffen sie mit ihren Pfeilen an, tödteten mehrere Colonisten, bemächtigten sich einer Canone und drachten die Reserve in Verwirrung, die sich 45 Schritt weit zurückzog; hier faßten aber die Colonisten wieder Muth und begrüßten mit zwei Ladungen aus ihrem Feldstück den Feind so derb, daß diese voll Entsetzen sich zur Flucht wandte. Indessen nahmen die Colonisten den verlornen Posten wiedee und feuerten drei Flüchtlingen noch einen Kanonenschuß nach, der, da er mitten unter die gedrängte Masse von mehreren Hunderten fiel, ein gewaltiges Loch riß. Nach 20 Minuten war das Treffen gewonnen. Americanischerseits war man bloß 35 Mann stark, und von diesen kam nur die Hälfte ins Gefecht; aber dee Verlust, der sich auf fünfzehn Getödtete oder Verwundete belief, war für die kleine Colonie empfindlich genug. Das Eigenthum von fünf Familien fielem Feinde in die Hände; eine Frau empfing 13 Wunden, eine andere verlor ihre beiden Kindee und beinahe hätte ihr ein Säbelhieb den Kopf gespalten; eine dritte, Mutter von fünf Kindeen, vertheidigte, mit einer Art bewaffnet, ihr Hauseigenthum gegen den eindringenden Feind; erst als sie das Herz ihres jüngsten Kindes durchbohren sah, gab sie ihren Posten auf, floh durch ein kleines Fenstee und entkam unverwundet mitten zwischen beiden Feuern hindurch.

Um einem zweiten Angriffe besser die Spitze bieten zu können, verengte man die Linien, und umschloß sie mit einer Pallisade; mit dieser Arbeit wurde man am 17 fertig; aber die Lebensmittel deckten das Bedürfniß kaum noch ein Paar Wochen und die Munition im Falle eines lebhaften Angriffs reichte keine Stunde aus. Mehrere Familien beklagten das Schicksal ihrer Kinder, die in Gefangenschaft gerathen waren, und vergrößerten dadurch die allgemeine Entmuthigung noch mehr. In diesem kritischen Moment sandte Tom Bassa, ein Häuptling von einiger Bedeutung, ein kleines Geschenk von Landeserzeugnissen nach der Colonie, die er seiner Freundschaft versichern ließ. Dieß war ein kleiner Trost; denn die Mehrheit der Häuptlinge verfolgten ihren feindseligen Entwurf. Man versuchte den Weg der Unterhandlung. Ein Botschafter begab sich in die Stadt des Königs Peter, wo die Häuptlinge beisammen waren und Rath hielten. Die Americaner, ließ man ihnen sagen, wären zu einem blutigen Krieg gerüstet, aber sie wünschten Friede. Darauf ward am folgenden Morgen erwiedert: „die Americanee haben Nichts als den niedren Theil der Insel Bushrod gekauft und sich des Cays widerrechtlich bemächtigt; unsere Leute, welche die Colonie besuchten, sind von den Magazinwärtern mißhandelt worden; das Versprechen, uns unterrichten zu lassen, habt Ihr nicht erfüllt. Wollt Ihr diese Beleidigungen gut machen, so wollen wir Friede schließen.“ Mit dieser Erklärung verbanden sie die Forderung von Geschenken, unterließen aber nicht, zugleich die Krieger aller Theile der Küste wie des Innern aufzubieten. Am 25 lieferte ein Kauffahrteischiff, welches am Cap vorbei fuhr, einige Vorräthe, und am 29 langte der Capitän Brassey aus Liverpool an, der Alles that, was er konnte, um der Noth der Kranken und Verwundeten abzuhelfen. Da er mit den feindlichen Häuptlingen seit langer Zeit persönlich bekannt war, so machte er auch — wiewohl vergeblich — einen Versuch, den Frieden wieder herzustellen. Die Gurra's und Condo's hatten eine Verstärkung geschickt; am 30, Morgens 4 Uhr, begannen die Feinde in einem Augenblick von zwei Seiten den Angriff. Längs den schroffen und morastigen Ufern des Flusses bis zu dem westlichen Winkel der Pallisaden vordringend gaben sie Feuer; wurden aber durch eine Salve aus dem Geschütz mit Verlust zurückgetrieben. Zehn Minuten nachher kehrten sie mit erneuter Heftigkeit zum Kampf zurück; jedoch auch dieser wie ein dritter Sturm mißlang. Auf der entgegengesetzten Seite näherte sich ein zahlreiches Corps, maskirt durch eine Felsenkette, bis auf zwanzig Schritt dem Lager, und machte einen wüthenden Angriff. Einige Schüsse aus einer Batterie von zwei Kanonen bewogen den Feind zum Rückzug

Digitized by Google

hinter sein Bollwerk; da es aber von da nur 60 Schritt war, so setzten die Plänkler unter dem Schutz von Felsen, Bäumen und Ameisenhaufen ihr Feuer fort. Das Hauptcorps vereinigte sich wieder und kam vier Mal zum Angriff; endlich nahm es gegenüber dem südlichen Posten eine Stellung, wo es in den Bereich einer Batterie gerieth und eine völlige Niederlage erlitt. Der Angriff von Westen dauerte 70 Minuten, der von Osten anderthalb Stunden. Die Zahl der Feinde war größer als bei dem vorigen Treffen; ihr Verlust indessen weniger bedeutend, da sie mit mehr Vorsicht zu Werke gingen. Ihre Flinten waren von dem größten Caliber und mit Stücken Kupfer und Eisen geladen. Es scheint, daß alle Könige der Küste Kanonen besitzen; sie brauchen aber eine halbe Stunde zum Laden und erklärten sich's lediglich als Zaudercei, daß die Americaner in einer Minute fünf bis sechs Mal feuerten. Drei Colonisten, welche die Kanonen auf dem östlichen Posten bedienten, wurden verwundet, davon einer tödtlich; dem Agenten selber gingen drei Kugeln durch den Rock, doch ohne daß er verletzt wurde. Ein schlechtes Federmesser, ein Rasirmesser und eine Nadel vertraten die Stelle chirurgischer Instrumente.

In der auf das Treffen folgenden Nacht bemerkte der Officier des westlichen Postens eine verdächtige Bewegung in dieser Gegend und ließ deswegen mehrere Kanonen und Musketen abfeuern. Dieß Schießen hörte man auf dem englischen Schiffe „Prinz-Regent," welches in der Nähe des Kaps kreuzte, und deshalb den Morgen abwartete, um zu erfahren, was dieß zu bedeuten habe. Ein Kruhman benachrichtete die Engländer von der Lage der Colonie. Das Schiff führte Kriegsmunition und hatte den Kapitän Laing und die Mannschaft eines von Lieutenant Gordon genommenen Schiffes an Bord. Die Officiere verfügten sich zu dem Agenten und boten den Parteien ihre Vermittlung an. Die Häuptlinge, über ihre Niederlage bekümmert und beschämt, bewilligten ihnen eine Zusammenkunft, schlossen einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit ab und machten sich anheischig, alle ihre Streitigkeiten der Entscheidung des Gouverneurs von Sierra Leone zu unterwerfen. Dieser Dazwischenkunft verdankt die Colonie ihre Rettung und die Sicherheit ihrer Lage, so daß sie jetzt den vereinten Anstrengungen der Eingebornen trotzen kann. Die Colonisten äußerten auf jede Weise die Gefühle ihrer Dankbarkeit gegen diese Biedermänner; aber leider mußten sie die Opfer ihrer Großmuth werden: Gordon mit acht von elf Seeleuten, unter deren Bürgschaft der Waffenstillstand bewerkstelligt worden war, starben am 4 December, vier Tage nach ihrer Abfahrt, an Bord.

Am 8 ging eine starke als Caper ausgerüstete Goelette, welche die columbische Flagge trug, auf der Rhede vor Anker. Der Capitän Welsey, ein nordamericanischer Bürger, commandirte sie; mehrere der Officiere waren gleichfalls Nordamericaner. Während seines vierwöchentlichen Aufenthalts ließ der Capitän seine Leute an der bessern Befestigung der Colonie arbeiten und durch seinen Wundarzt die Kranken besorgen. Am 12 März wurden auf Befehl des Rathes der Häuptlinge die gefangenen Kinder zurückgegeben. In diesen vier Monaten hatten die alten Negerinnen, deren Händen sie anvertraut waren, so sehr die Liebe der Kleinen sich zu erwerben gewußt, daß die Eltern sie ihnen fast mit Gewalt, mitten unter den Ausdrücken ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit, entreißen mußten. Die Vorräthe der Colonie befanden sich wieder ziemlich erschöpft, als am 31 die Cyane zu Mesurado erschien. Capitän Spencer, der Befehlshaber dieses nordamericanischen Schiffes, ließ eine unbrauchbare Goelette, die Augusta, für den Dienst der Colonie ausbessern und bemannen *); um die nämliche Zeit nahte auch der Bau des Thurms Martello und des Hauses für den Agenten seiner Vollendung und das Schiff Oswego langte mit 60 Auswanderern, einem Arzt und Vorräthen aus den Vereinigten Staaten an.

Die erste Verlegenheit war nunmehr überstanden. Bei Ashmun's geschickter Verwaltung und der zweckmäßigen Mitwirkung des Vereins stieg trotz einigen Verlusten, welche Anfangs das Clima verursachte, die Bevölkerung im Jahr 1827 bereits auf 1200 Individuen, wovon 553 bloß in diesem Jahr eingeführt wurden, darunter 142 Neger von genommenen Sclavenschiffen, welche der oberste Gerichtshof der Union nach ihrem Vaterlande zurückzuschicken befohlen hatte; und Lieutenant Norris, der damals über den Zustand der Colonie Bericht erstattete, schilderte denselben als blühend und in jeder Hinsicht befriedigend. Die Colonisten standen mit den Eingebornen im besten Vernehmen, und von jenen Krankheiten, welche auf Sierra Leone die Menschenleben zerstören, wußte man Nichts. Nach dem letzten Jahresbericht des Vereins hatten sich 600 freie Farbige bei dem Vereine gemeldet, die nach Liberia wollten; und sechs Eigenthümer hatten 165 Sclaven angeboten. Man scheint in Nordamerica immer mehr die Ueberzeugung zu gewinnen, daß in einer Republik Nichts gefährlicher für die Freiheit ist, als Classificationen nach Farbe mit den daran sich anknüpfenden Vorurtheilen; man denkt deswegen ernstlich daran, die farbige Bevölkerung zu vermindern; da nun der jährliche Zuwachs derselben sich auf etwa 52,000 beläuft, so würde es allerdings schwer halten, so viele Leute nach Africa zu verpflanzen; hingegen bei dem Zuwachs der freien Schwarzen, der bloß 6000 beträgt, wäre es möglich **).

(Fortsetzung folgt.)

Sultan Mahmud und die Türken.

Beim Anfange der Feindseligkeiten zwischen den Türken und Russen wurde ein vorgeschobener russischer Posten von dreißig Mann von einer zahlreichen Abtheilung Beliß oder leichter Reiterei überfallen und zusammengehauen. Im Augenblick waren den erschlagenen Russen die Ohren abgeschnitten, die sogleich durch einen Tataren nach Konstantinopel geschickt wurden. Es ist bekannt, daß die Türken — gleich den Wilden von Nordamerica, deren größter Ruhm in der Menge von Kopfhäuten oder Schöpfen besteht, die sie ihren Feinden abgezogen haben — lange Zeit die Ohren ihrer Feinde als

*) Von der Mannschaft der Cyane, die freilich von einer langen Kreuzfahrt in den westindischen Gewässern herkam, starben 40 Mann an Krankheiten, die sie auf Mesurado geholt hatten.

**) Clay's Address at the 10the annual Meeting of the Colonisation Society.

Digitized by Google

die rühmlichsten Siegeszeichen betrachteten. Dießmal wurde jene Sendung indessen nicht allzugünstig aufgenommen.

Mahmud sprach seinen Unwillen über die Fortdauer dieses barbarischen Gebrauches aus, er wiederhalte die Befehle, die er seinen Truppen bereits gegeben hatte, bei Todesstrafe, die christlichen Gefangenen eben so zu behandeln, als die Christen die ihrigen behandelten. Nach der Schlacht sollten keine Metzeleien mehr erlaubt seyn, keine Verstümmelungen irgend einer Art mehr Statt finden und weder Köpfe noch Ohren abgeschnitten werden. Die unglücklichen Russen, die in die Hände seiner Soldaten fielen, solle man sogleich in den Rücken der Armee und von da nach Konstantinopel abführen. Dieser Befehl gereicht dem Sultan sehr zur Ehre und rechtfertigt bis auf einen gewissen Grad die Ansprüche, die er darauf macht, eine Stelle unter den civilisirten Souveränen Europa's ein zu nehmen. Aber alte, tief eingewurzelte Gewohnheiten lassen sich nicht auf der Stelle durch die Verordnungen eines Monarchen abschaffen, so absolut dieser immer seyn mag. Die Türken verfehlen daher nie, wenn sie in Konstantinopel von einem Siege erzählen, der über die Feinde davon getragen worden sey, ihren Bericht nach altem Brauch durch die Aufzählung der Ohren zu begraubigen, die an die Pforte übersandt worden wären.

So kam eines Tages mein Freund, der Tschibukschi (Pfeifenhändler) und erzählte uns mit der größten Ernsthaftigkeit: es sey eine große Schlacht geliefert worden; eben sey ein Tatar angekommen, und habe eine so ungeheure Menge von Säcken mit Ohren überbracht, daß der, welcher diese Neuigkeit ihm berichtet und der diese Trophäen selbst gesehen habe, es nicht wagte, die Zahl anzugeben, um nicht der Uebertreibung beschuldigt zu werden. Mein Freund, der Pfeifenhändler war übrigens ein alter fanatischer Muselmann, der mir bereits mehr als einmal erklärt hatte, daß er mit eigener Hand sein Weib und seine Kinder tödten würde, so wie die Russen nach Stambul kämen. Zum Unglück für die Russen sind es aber nicht allein die Neuigkeitsträger von Konstantinopel, welche ihnen die Ohren abschneiden; allen Befehlen der Pascha's und der Bimbaschi's zum Trotz widerstehen ihre wilden Krieger, wenn sie auf Straflosigkeit rechnen können, selten einer Versuchung, die so verführerisch ist, als die, einem verwundeten Feinde den Rest zu geben, ihn seiner Waffen und seiner Kleidung zu berauben, und, wenn auch die Ohren keine Waare mehr sind, die Nachfrage in der Hauptstadt findet — zu ihrer eigenen Genugthuung ihm die Ohren abzuschneiden, um eine alte tödtliche Gewohnheit nicht abkommen zu lassen. Unter den russischen Gefangenen zu Khalki sah ich einen armen Teufel, der auf diese Weise ein Ohr verloren hatte, und einen andern, dem die Nase und beide Ohren abgeschnitten worden waren. Viele Türken, und mein Freund, der Tschibukschi, gehörte zu ihnen, behaupten: es sey eine Sünde und Schande, sich — wie der Sultan thue — dafür zu verwenden, um den elenden Ghiaurs das Leben zu erhalten, die ohne den geringsten Anlaß in das Land der Muselmänner eingefallen wären.

„Das ist allerliebst," sagte der alte Pfeifenhändler, als er sich in dem Hause des Banquiers M. Z. mit zwei oder drei andern gleichgesinnten Bewohnern von Stambul unterhielt, „das ist alleeliebst! Man verbietet uns unserem Feinden die Ohren abzuschneiden, wenn wir eine Gelegenheit dazu finden; und zum Ueberfluß sollen wir sie nicht einmal mehr zu unsern Sclaven machen, obwohl der Prophet uns dieß ausdrücklich erlaubt und obgleich er förmlich erklärt hat, daß der, welcher durch das Schwert bezwungen wird, das Eigenthum seines Siegers werden soll."

„Ja," fügte einer seiner Cameraden hinzu; „wenn Ihr so einen verhaßten Moskowiter in der Schlacht Euren eigenen Sohn oder Bruder tödten gesehen habt und Ihr ihn hernach zu Eurem Gefangenen macht, so müßt Ihr den Jattagan in die Scheide stecken und dem Schurken sanftmüthig den Rath geben, die Reise nach Konstantinopel anzutreten. Sprecht mir nicht mehr von dem Gesetz des Propheten, das Blut für Blut fordert; sprecht mir nicht mehr von Banden der Liebe und Verwandtschaft! Ihr dürft den Ungläubigen nicht einmal mehr die Ohren abschneiden. Basch! busch!"

„Und wenn sie als Gefangene des Sultan in Stambul ankommen," setzte der unzufriedene Pfeifenhändler hinzu, „so sind die Bagnios nicht gut genug für sie; man hat mich versichert, es würden ihnen Wohnungen in dem Serail angewiesen und sie bekommen keine andere Kost, als Pilau und Kibabs."

Die St. Peterskirche, der Dom zu Mailand und St. Stephan zu Wien.

Seit mehreren Jahren erscheint zu Mailand eine Sammlung von Ansichten und Grundrissen der vornehmsten Kirchen Europas — Chiese principali d' Europa, Milano, 1824 ff. fol. — aus der wir folgende Vergleichung der Hauptmaße der St. Peterskirche zu Rom und des Doms zu Mailand mit dem St. Stephansmünster in Wien entlehnen.

	Meter
St. Peter zu Rom.	
Länge von dem Haupteingang bis zur Cattedra di San Pietro	186,99
Breite des Ganzen	71,08
Höhe der Pfeiler	30,83
Breite des Hauptschiffs	26,92
Höhe	46,24
Höhe der großen Kuppel	83,50
Höhe des ganzen Gebäudes	136,66
Dom zu Mailand.	
Länge von der Fronte bis zu der parallelen Wand des Octagons hinter dem Chor	148,14
Breite der Façade	66,00
Breite von dem einen Ende des Kreuzganges zum andern, ohne die beiden großen Capellen	76,64
mit denselben	87,56
Höhe der Säulen	24,39
Breite des Hauptschiffs	19,14
Höhe	46,80
Aeußere Höhe des ganzen Gebäudes	106,69
St. Stephan zu Wien.	
Länge	102,73
Größte Breite zwischen den beiden Thürmen	71,67
Breite der Façade	45,02
Höhe der Pfeiler	20,39
Breite des Hauptschiffs	13,12
Höhe des großen Thurmes	137,54

Biblioteca Italiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 274. 1 October 1829.

Brüssel im Jahr 1829 *).

Keine Stadt auf dem festen Lande ist schneller in Aufnahme gekommen, als die Hauptstadt Belgiens seit der Thronbesteigung des Hauses Oranien. Die backsteinene Mauer, welche sie umgab (der Rest der vormaligen Festung), war so verfallen, daß sie die Schmuggler kaum genirte, die durch die Löcher derselben hindurch gute Geschäfte machten; denn unter den Thoren mußten alle Lebensmittel einen Zoll entrichten; eine ungerechte, höchst drückende Besteurung der ärmeren Klassen, deren sich die Einwohner natürlich auf alle Art zu entziehen suchten. Diese Ringmauern wurden im Jahr 1820 abgetragen, wodurch die Stadt sowohl ein besseres Aeußeres als namentlich eine freiere Circulation der Luft gewonnen hat. Ein Boulevard, gleich dem zu Paris mit Lindenreihen bepflanzt, welche zu Fuß- und Fahrwegen eingerichtet sind, zieht sich um die Stadt und würde die herrlichste Promenade darbieten, wenn statt des der Verwitterung so sehr ausgesetzten Kalksteinpflasters ein chaussirter Weg angelegt wäre; was um so unverzeihlicher ist, da man sich nirgend besser auf den Straßenbau versteht, als in Lüttich, wovon die Landstraße von Lüttich nach Dinant der unwidersprechlichste Beweis ist. Der Stadtrath zu Brüssel kargt aber dergestalt, daß, so ungeheure Summen er sich auch für Bauplätze bezahlen läßt, er doch eher an Alles, als an eine solche Ausgabe für die Bequemlichkeit des Verkehrs denkt; obgleich das Material dazu so leicht von der Maas durch den Kanal herbeigeschafft werden könnte; ja er läßt nicht einmal den Park mit Sand bestreuen, den ihm die Ufer jenes Flusses in bester Qualität liefern würden. Sparsamkeit ist allerdings eine löbliche Eigenschaft einer Behörde; sie kann aber auch zu weit getrieben werden und städtischen Magistraten, welche gleich Fürsten eine bestimmte Civilliste genießen, sollte man eine gewisse edle Verschwendung zur Pflicht machen. — Trottoirs lassen sich nicht in einer Stadt erwarten, wo so Wenig für die Bequemlichkeit der Bürger geschieht. Die Oesterreicher hatten vor sechzig Jahren einen bessern Geschmack und ließen die Mönche um den Königsplatz (Place Royal) und den Park Trottoirs anlegen. In letzter Zeit eröffneten die Bürger in den Straßen Montagne de la Cour und Madelaine eine Subskription zu einem Seitenpflaster, beschränkten dieses aber auf eine Breite von vierzig Zoll! Gleiche Sparsamkeit zeigten die Aktionärs bei der Gasbeleuchtung eines Theils der Stadt, indem sie so kleine Röhren nahmen, daß die Lampen die Finsterniß erst recht sichtbar machten. Es sind außerhalb der Stadt viele stattliche Häuser erstanden; da aber kein Pflaster zu ihnen führt, so sind sie sechs Monate des Jahres unzugänglich. Vor den schönen Gebäuden auf den Boulevards brennt nur hie und da eine flimmernde Lampe, und der Koth wird nie vor denselben weggeschafft. Eine besondere Liebhaberei scheinen die Brüsseler für die Hitze zu haben: denn obgleich das südöstliche Boulevard den brennenden Sonnenstrahlen von 120° Fahrenheit ausgesetzt ist, so giebt es doch bloß eine Veranda in der ganzen Stadt, und auch diese ist von einem Engländer errichtet. Da das deutsche Glas wohlfeiler ist, als Backsteine und Mörtel, so sparen die Baumeister die Fenster nicht; und es ist nichts Ungewöhnliches, in einem Zimmer von fünfzehn Quadratfuß vier zehn Fuß hohe Fenster zu sehen. Bis zum J. 1828 ließ der Stadtrath bloß einmal wöchentlich die Straßen kehren, auf die man allen Unrath aus den Häusern hinaus werfen durfte, der sodann nach Belieben der Kärrner fortgeführt wurde, so daß JJ. MM. todte Hunde und Katzen innerhalb Ihrer Geruchweite hatten; endlich forderte man die Einwohner zu freiwilliger Beisteuer für die Straßenreinigung auf, aber wenige verstanden sich dazu und man begnügte sich, einen Haufen armer Leute und alter Weiber mit Besen zur täglichen Entfernung dieser Auswürfe anzustellen.

Bei all dieser übertriebenen Indolenz und Knickerei ist der Park gut gehalten und bewacht. Ein Haldutzend dengelhafte sechs Fuß hohe Wallonen in Scharlachröcken, schwarzsammtnen Beinkleidern und weißen Strümpfen, einen ungeheuern Stock mit einem silbernen Knopf, so groß wie ein Kürbiß, in der Hand, hohe mit Silber betreßte Hüte auf dem Kopf, und breite mit Silber besetzte Schärpen um den Leib, stolziren den ganzen Tag die Alleen auf und nieder und zeigen große Thätigkeit, keine Träger ihre Lasten, oder Küchenmägde ihre Marktkörbe über den Weg tragen zu lassen. Dieser herrliche Garten findet nirgend seines gleichen; man geht zu jeder Jahreszeit trockenen Fußes darin und hat einen angenehmen Schatten vor der brennenden Son-

*) The New Monthly and London Magazine, September 1829.

Digitized by Google

nenhitze. Bloß Bettler und notorisch schlechte Weibspersonen sind ausgeschlossen. Der müde Arbeiter oder Handwerksmann ruht hier auf einer Bank, oder hält der Länge nach unter die Bäume gestreckt seine Sieste, während Kinder mit ihren Ammen auf den Wiesen Gänseblümchen pflücken oder Schmetterlinge fangen; der Alte, der Gebrechliche, der Invalid genießt gleichermaßen diesen Lustort; da ist an Feiertagen ein buntes Gemenge vornehmer Welt und bescheidenen Bürgervolkes: alle Stände bewegen sich durch einander, hören einer Musikbande zu, stehen in Gruppen zusammen, plaudern oder zeigen einander ihren Putz. Der Dichter kann in der Einsamkeit den Musen opfern, ohne in seinen Träumereien gestört zu werden; denn an manchen Stellen ist er so abgeschieden, als im dem Solgnewalde, von dem dieser Garten vor sechzig Jahren noch einen Theil bildete.

Großes Lob verdient der Plan zu dem neuen botanischen Garten und dem Observatorium, an dem östlichen Ende der Königsstraße, einer der schönsten Straßen auf dem Continent; beide Institute sind beinah schon vollendet. Der Garten könnte nicht geschmackvoller angelegt seyn, und die Gewächshäuser suchen vielleicht umsonst ihres gleichen. Das grüne Glas daran fällt nicht nur gut in die Augen, sondern soll auch dem Wachsthum der Pflanzen und Blumen sehr förderlich seyn. Die Gartenanlagen rühren von einem Bürger her, der auch die Conservatorien errichten ließ, ich weiß aber nicht, ob auf Kosten der Regierung oder auf Subscription; sey dem wie ihm wolle, sie sind äußerst schön, und eine große Zierde für die Stadt. Drei schöne Thore stehen jetzt fertig da; auch das eiserne Geländer, dessen Spitzen vergoldet sind, nimmt sich gut aus. Das Wilhelmsthor, welches nach Laeken führt, ist von Stein und stellt auf einem Simswerk dar, wie Wilhelm I die Schlüssel der Stadt überreicht werden. Dieses Thor führt auch nach der „grünen Allee," dem Sommercorso längs den Ufern des Canals; da sie aber nicht gepflastert noch übersandet ist, kann sie bloß bei trockenem Wetter benützt werden. Ein starker Regenschauer macht sie bodenlos, und zu allen Zeiten ist sie feucht; man bedurfte aber nur 1000 Guldenmes, um sie trocken zu legen und für acht Monate des Jahres gangbar zu machen.

(Schluß folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

(Schluß.)

Der genialitätssüchtige Sultan. Die Tochter des Radscha. Timur's Invasion.

Der Verschwörung des ehrgeizigen Derwisch war Dschalal ud Din Khildschy glücklich entgangen; aber minder entschlossen in einem anderen Falle wurde dieser zu nachsichtige Fürst von seinem Neffen Alla ud Din umgebracht; und dieser setzte sich unangefochten auf dessen Thron. Noch nicht lange hatte der neue König sich seiner Herrschaft erfreut, als ihm seltsame Plane im Kopfe spuckten. So wollte er eine neue Religion einführen, damit er gleich Mohammed von der Nachwelt verehrt würde. Oft ging er hierüber mit seinem Bruder Alluf Khan, seinem Wessir Nusrut Khan und seinem Minister Rukn Khan über der Tafel zu Rath. Ein zweiter Plan war gleich abgeschmackt. Er wollte einen Unterkönig in Indien lassen und wie Alexander der Große die Welt erobern. In Folge dieses letzten Entwurfs nahm er den Titel Alexander II an. Bei all diesen hohen Ideen war Alla ud Din doch so unwissend, daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte. Dabei konnte aber Niemand eigensinniger seyn, als er, so daß gebildete Männer, welche ihr Urtheil nicht preis geben wollten, den Hof vermieden oder in seiner Gegenwart schwiegen. Doch fehlte es nicht an Schmeichlern, welche Alles, was er sprach, bis an den Himmel erhoben und seine Narrheiten als Weisheit priesen. Man weiß nicht, wie weit den Sultan seine Genialitätssucht noch geführt hätte, wenn nicht Alla ul Mult, der Kotwal der Stadt, ein alter Mann, den der Sultan eines Tags nach Hofe berief, um ihn über sein Religionsprojeet zu Rathe zu ziehen, den heldenmüthigen Entschluß gefaßt hätte, jede der Lehre Mohammeds zuwiderlaufende Maßregel zurückzuweisen, und lieber seine wenigen ihm noch übrigen Jahre zum Opfer zu bringen, als den Monarchen in seinen Absichten zu bestärken.

Der Sultan befand sich gerade bei einem Gelage mit seinen Großen, was ihn jedoch nicht hinderte, mit dem Kotwal sogleich eine Unterhaltung über seinen Lieblingsgegenstand anzuknüpfen; allein der Greis erklärte, er hätte ihm Etwas ins Geheim zu eröffnen, und bat ihn sehr, er möchte Wein und Gesellschaft einen Augenblick entlassen. Dieß geschah, und der Kotwal hatte den Muth, dem König einen guten Rath zu geben und der König noch so viel Verstand, den guten Rath anzunehmen; denn statt den Kopf zu verlieren, ging Alla ul Mulk mit einem Ehrenkleide, 10,000 Rupien, zwei reich geschirrten Pferden und zwei Dörfern beschenkt nach Hause.

Alla ud Din hörte Viel von der Schönheit der Tochter eines zu Dehli gefangenen Radscha erzählen, und bot dem Vater um ihren Besitz seine Freiheit an. Der Radscha, welcher in seiner Gefangenschaft sehr übel behandelt wurde, willigte ein und schickte nach seiner Tochter, in der Absicht, sie den Lüsten des Königs zu überliefern. Damit war nun seine Familie nicht einverstanden, die einen solchen Antrag für schimpflich hielt, und um die Ehre des Hauses zu retten, die Prinzessin zu vergiften beschloß. Zu diesem Aeußersten kam es indeß nicht, da die Prinzessin selbst eine List ersann, wodurch sie unbeschadet ihrer Ehre ihren Vater befreite. Sie schrieb ihrem Vater, sie werde mit all ihren Dienerinnen an einem bestimmten Tage in Dehli erscheinen, und machte ihn mit ihrem Plane bekannt. Dieser war folgender. Sie verbarg eine Anzahl Dienstleute ihres Hauses in völliger Rüstung in Sänften (wie sich deren die Frauen bedienen), und machte sich mit dem zur Bewachung von Damen ihres Ranges gewöhnlichen Gefolge zu Fuß und zu Pferde auf den Weg. Durch ihren Vater erhielt sie einen Paß von dem Sultan, und die Cavalcade zog in langsamen Tagmärschen nach Dehli, wo sie nirgend angehalten wurde. Es war Nacht, als sie dort ankam, und auf des Königs ausdrückliche Erlaubniß durf-

Digitized by Google

ten die Sänften nach dem Gefängnisse gebracht werden; die Diener hatten sich außen aufgestellt. Sie waren aber nicht sobald innerhalb der Mauern, als die Bewaffneten aus den Sänften sprangen, die königlichen Wachen niederhieben und den Radscha mit sich fortführten. Pferde standen zur Flucht bereit, der Fürst schwang sich auf eines und sprengte, bevor man an Widerstand dachte, aus der Stadt und floh in seine Heimat, in die Gebirge. Der Radscha begann jetzt das Land zu verwüsten, und die Mohammedaner allenthalben zu beunruhigen, so daß der Sultan es zuletzt gerathen hielt, sich durch Abtretung der Provinz Tschittur mit dem Hinduprinzen abzufinden. Letzterer stellte in kurzer Zeit seine angestammte Herrschaft wieder her und sandte als Vasall jährlich reiche Geldsummen nebst kostbaren Geschenken nach Dehli und rückte mit 5000 Reitern und 10,000 Mann Fußvolk unter den Fahnen des Kaisers in das Feld.

Mohammed Toglak, von der folgenden Dynastie, entwarf den Plan, das chinesische Reich zu erobern: um aber dieß ins Werk zu setzen, mußte er sich zuvor des Landes Himatschal bemächtigen, welches zwischen China und Indien die Grenze bildet. Zu diesem Ende brach im Jahr 738 (der Hedsche.), sein Schwestersohn Chusro Mullik mit 100,000 Mann Reiterei aus Indien auf; der Sultan selbst wollte mit seinem ganzen Heer später folgen. Obgleich seine Großen und Minister sich alle Mühe gaben, ihn zu überzeugen, daß die indischen Truppen keinen Fuß breit von China erobern würden, oder behaupten könnten, bestand er doch darauf, den Versuch zu machen und das Heer setzte sich in Bewegung. Als sie in die Gebirge gelangten, erbauten sie kleine Forts, um die Communication zu sichern; und so immer weiter ziehend erreichten sie endlich die chinesische Grenze, wo eine zahlreiche feindliche Armee sie erwartete. Das Heer der Indier war indessen sehr geschmolzen, und dem Feinde nicht mehr gewachsen; das Bewußtseyn ihrer gefährlichen Lage gegenüber einem noch ungeschwächten Feind trat ihnen drohend vor Augen, und dazu kam noch der Gedanke an ihre große Entfernung von Haus, das rauhe Gebirgsland, das zwischen ihnen lag, die Annäherung der Regenzeit und den Mangel an Mundvorrath, der jetzt immer fühlbarer wurde. In dieser Stimmung traten sie den Rückzug nach dem Fuße der Gebirge an, aus denen die Bergbewohner herabstürzten, um ihr Gepäck zu plündern, während das Heer der Chinesen dicht hinter ihnen folgte. Zugleich fiel der Regen in Strömen, und die Reiterei stand bis an die Brust der Pferde im Wasser. Dieser Umstand nöthigte aber auch zugleich die Chinesen, sich in größerer Entfernung zu halten, und Chusro Khan schöpfte bereits wieder Hoffnung, seinen Rückzug ausführen zu können; allein das Niederland war bald völlig überschwemmt, und durch die mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Gebirge gab es nur einen Paß, der in den Händen der Feinde war. In fünfzehn Tagen ging das ganze Heer zu Grunde; kaum ein Mann kehrte zurück, außer denen, die in den Forts zurückblieben; und die, welche dem Feinde entrannen, entkamen nicht der Rache ihres Monarchen, welcher sie bei ihrer Rückkehr nach Dehli alle hinrichten ließ.

Zwischen diese und die folgende Dynastie fällt die Invasion Timurs in Indien. Timur verfolgte seinen Zug nach Bhutner, setzte über den Fluß bei Adschudhun und lagerte bei Tschalliskol; von da gelangte er in einem Tage mit seiner Reiterei nach dem fünfzig Kos entfernten Bhutner. Bei seiner Ankunft drängte sich die Bevölkerung von Depalpur und anderen angrenzenden Plätzen in solchen Massen nach der Stadt, daß die Hälfte wieder hinausgetrieben werden und unter den Mauern campiren mußte. Sie wurden noch an demselben Tage von Timur angegriffen, und einige Tausende von ihnen erschlagen. Als Row Khildschy, der Gouverneur des Platzes, den Feind in so geringer Anzahl erblickte, rückte er mit der Besatzung aus und stellte sich vor der Stadt in Schlachtordnung. Die Mongolen aber trieben sie auf den ersten Angriff zurück, und Timur setzte persönlich so ungestüm auf die Fliehenden ein, daß er das Thor erreichte, bevor sie es schließen konnten. Er jagte sie von Straße zu Straße und bemächtigte sich in wenigen Stunden der ganzen Stadt. Die Citadelle hielt sich noch; da befahl er, man solle sie unterminiren; jetzt beschloß die Besatzung zu kapituliren. Der Gouverneur hatte eine Unterredung mit Timur und verehrte ihm 300 arabische Pferde nebst vielen Seltenheiten Hindustans, wofür ihm von Timur ein Ehrenkleid ward. Timur sandte Suleiman Shah und Emir Alladad, die Thore zu besetzen, und Alle, die sich in die Stadt geflüchtet und gegen seinen Enkel Mirsa Pihr Mohammed die Waffen ergriffen hatten, niederzuhauen. Der Rest der Gefangenen wurde ausgeplündert und entlassen. Auf diese Art erlitten in wenigen Minuten 500 Personen den Tod. Die Mohammedaner und die Indier in der Burg legten, von Schrecken ergriffen und gleiches Schicksal befürchtend, Feuer an, tödteten ihre Weiber und Kinder und suchten Rache und Tod. Die Scene war furchtbar; die unglücklichen Einwohner wurden bis auf den letzten Mann geschlachtet, aber auch mehrere tausend Mongolen waren durch ihre Hände gefallen. Dieser Vorgang erbitterte Timur, „den Feuerbrand des Weltalls", dergestalt, daß er die Stadt der Erde gleich machen ließ.

Von ha marschirte Timur nach Sursutty, ließ die Einwohner gleichfalls über die Klinge springen und plünderte die Stadt. Gegen Futthabad vordringend verwüstete er auch hier das Land, so wie die nahen Städte Radschur, Ahrnny und Tuhana. Von da entsandte er Hulim Eraky nach Sumana mit 5000 Pferden, während er selbst das Land durchzog und ein Chor Dschuttes aufrieb, welches seit mehreren Jahren auf Kosten der Einwohner hauste. Sein Heer, welches unter verschiedenen Führern getheilt die Provinzen Multan und Lahor mit Feuer und Schwert verheerte, sollte sich zu Kelkhul, zehn Meilen von Sumana, wieder sammeln.

Denn nun galt es Dehli, dem er mit vereinter Macht einen Besuch abstatten wollte. In Paulput ließ er seine Soldaten ihre Rüstungen anlegen; und um besseres Futter zu bekommen, setzte er über die Dsumma, drang in Duab ein, erstürmte die Feste Loup und verschonte Niemand. Das Mongolenheer setzte seinen Marsch längs dem Flusse fort; der Stadt Dehli gegenüber angelangt, stellte Timur Posten an den Fuhrten aus, die von der Hauptstadt nach dem Duab führten und

gebot Sulriman Khan und Dscheban Khan südlich und südöstlich von der Stadt das Land zu durchstreifen, während er selbst noch an demselben Tage mit 700 Reitern über den Fluß setzte, um Dehli zu recognosciren. Als der Sultan von Dehli und sein Minister Mullo Yelbal Khan die wenigen Truppen im Gefolge Timurs sahen, fielen sie mit 5000 Mann Reiterei und Fußvolk und 27 Elephanten aus der Stadt; es entspann sich ein Gefecht, in welchem die Dehliter zurückwichen und ihr Befehlshaber Mahmud Seif Beg in Gefangenschaft gerieth. Timur ließ ihn sogleich enthaupten. Er machte nun seine Beobachtungen und kehrte dann über den Fluß zurück. Am nächsten Morgen nahm er seine Stellung mehr östlich. Hier sagte man ihm, daß die 100,000 Gefangene, welche seit seinem Uebergange über den Indus gemacht worden waren, bei dem Angriffe Tags zuvor große Freude bezeugten, und sehr wahrscheinlich im Falle einer Schlacht sich zu ihren Landsleuten schlagen würden. Da er überdieß in Erfahrung brachte, daß die meisten derselben Götzendiener waren, so ließ er alle über 15 Jahre tödten; so daß er an einem Tage das Blut von beinahe 100,000 Menschen vergoß.

Tamerlan fuhr fort auf seiner Siegesbahn und lagerte sich auf der Ebene von Ferosabad, einer der Vorstädte Dehli's. Obgleich die Sterndeuter den siebenten Tag als Unglück bringend bezeichneten, so wählte er ihn doch zur Schlacht. Mahmud Teghluk und Mullo Yelbal Khan führten die Dehlier an, 120 Elephanten in Rüstungen deckten die Linien der Indier. Aber gleich beim ersten Angriffe wurden die Elephantentreiber abgeworfen, die unlenksamen Thiere, ihrer Führer beraubt, flohen zurück und verbreiteten Verwirrung unter denen, die von ihnen Schutz erwarteten. Die Ueberwinder der halben Welt benutzten diesen Vortheil, und die Indier waren in kurzer Zeit, ohne einen kühnen Versuch zur Rettung ihres Landes, Lebens und Eigenthums, gänzlich aus dem Felde geschlagen. Der Sieger verfolgte sie unter grossem Gemetzel bis vor die Thore der Stadt, in deren Nähe er sein Lager verlegte. Die Bestürzung der Flüchtlinge war so groß, daß Mahmud Teghluk und sein Minister mitten in der Nacht die Hauptstadt verließen und jener nach Gusrrat, dieser nach Birun zu floh. Als Timur ihre Flucht kund ward, schickte er ihnen Streifpartien nach; eine derselben holte Mullo Yelbal Khan ein, tödtete einen großen Theil seines Gefolgs und nahm seine zwei unmündigen Söhne gefangen. Alle Großen begaben sich jetzt in Timur's Zelt, ihm ihre Huldigung darzubringen, und er verhieß ihnen gegen Entrichtung einer Geldsumme seinen Schutz. Am folgenden Freitage ließ sich Timur zum Kaiser ausrufen und seinen Titel in allen Moscheen verlesen. Einige Zeit nachher ließ er den Vornehmen und Obrigkeiten der Stadt bedeuten, daß sie die Brandschatzung je nach dem Vermögen und dem Range der Einwohner umlegen sollten. Mittlerweile verlautete, daß mehrere Vornehme und reiche Kaufleute mit ihren Leuten sich in ihre Häuser verschlossen hätten und sich weigerten, ihren Antheil zu bezahlen. Dieß veranlaßte Timur, um die Behörden in Beitreibung des Geldes zu unterstützen, Truppen in die Stadt zu schicken; die Ankunft der mongolischen Soldaten machte aber das Uebel nur ärger; die Stadt ward geplündert, und die Officiere konnten keinen Einhalt thun. Auch wagten sie es nicht, Timur von dem Stande der Dinge zu unterrichten, da dieser eben, wie es immer nach erfochtenen Siegen seine Sitte war, ein großes Fest in seinem Lager gab; so daß er erst fünf Tage später mit dem Anblicke der brennenden Stadt Kunde von diesen Vorgängen erhielt; denn die Hindu schlossen, wie sie sahen, daß ihre Weiber durch die Soldaten geschändet und ihre Schätze geraubt wurden, die Thore, legten Feuer an ihre Häuser, mordeten ihre Weiber und Kinder und stürzten sich auf die Feinde. Dieß führte zu einem allgemeinen Blutbade; einige Straßen waren wegen der Haufen Erschlagener nicht mehr gangbar; die Thore wurden erbrochen, das ganze Mongolenheer ergoß sich in die Stadt, und eine Schreckensscene erfolgte, die sich nicht mit Worten beschreiben läßt. Der Verzweiflungsmuth der Dehlier fühlte sich endlich in ihrem eigenen Blute, sie warfen ihre Waffen weg und ließen sich wie Schafe zur Schlachtbank schleppen; ein einziger Mongole konnte Hunderte von Gefangenen vor sich hertreiben. Die Geschichtschreiber beschreiben die Massen Silber, Gold, Juwelen, besonders Rubinen und Diamanten, die hier erbeutet wurden; allein ihre Angaben übersteigen so sehr allen Glauben, daß man sie nicht wohl nach erzählen darf. Nisam ud Din Ahmud weicht in seiner Erzählung dieser Vorfälle darin von den Andern ab, daß er berichtet, die von Timur zur Beitreibung der Schatzungsgelder beorderten Personen hätten sich große Gewaltthätigkeiten, Foltern und jedrrlei Zwangsmittel erlaubt, so daß die Bürger sich erhoben und einige Mongolen erschlugen. Dann wäre auf Befehl Timur's eine allgemeine Plünderung erfolgt. — Nachdem dieser Unmensch seine Habsucht und seinen Blutdurst gesättigt hatte, gab er bald darauf seine Eroberungen auf und verschwand eben so plötzlich von dem Welttheater, als er darauf erschienen war.

Die acht mohammedanischen Städte in China.

Der kaiserliche Bevollmächtigte zu Kaschgar hat den acht mohammedanischen Städten in der chinesischen Bucharei, deren Namen in der chinesischen Sprache keinen Begriff bezeichneten, nach eingeholter Erlaubniß des Kaisers neue Namen verliehen. Kaschgar (chin. Kischtour) soll in Zukunft Läning, die zur Ruhe Gebrachte, heißen; Yarkand (Jiurkiang) hat den Namen Kiai erhalten, d. i. die in Künsten Ausgezeichnete; Yingteischaur jetzt Tseihsium, weltverfolgte; Katen jetzt Weitsing, die zur Ruhe Geschreckte; Alsa jetzt Pugan, die Sicherheit Ausbreitende; Uschih jetzt Fuhwa, beruhigt und bekehrt; Kutschay, jetzt Kangping, vollkommen friedlich; Kihlaschaue jetzt Hischun, zum Gehorsam vereinigt.

Chinesische Zeitungen.

Eigentliche Zeitungen, im europäischen Sinne, giebt es in China nicht; denn die pekinger Hofzeitung macht zwar die Befehle der Regierung, aber nur selten politische Neuigkeiten bekannt; und die Circulare der Gouverneurs in den Provinzen, die täglich ausgegeben werden, enthalten neben den Namenlisten der Personen, welche dem Gouverneur ihre Aufwartung gemacht haben, und der öffentlichen Beamten, welche in der Stadt angekommen oder aus derselben abgereist sind, nur kurze Anzeigen der Maßregeln der Provinzialregierung und Notizen über Feuersbrünste, Hinrichtungen u. dgl.

Canton Register.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 275. 2 October 1829.

Chinesische Biographien.

Von Dr. Heinrich Kurz.

I. Tsin-schi-choangdi.

Montaigne sagt irgendwo, daß es eine gewöhnliche Erscheinung sey, gute Absichten zu sehr schlechten Ergebnissen führen zu sehen, sobald sie ohne Mäßigung durchgeführt würden. Eben so gewöhnlich ist es aber leider auch, daß diese guten Absichten nicht weniger von der Mitwelt verkannt als von den späteren Zeiten falsch beurtheilt werden. Die Geschichte liefert unzählige Beweise davon, und noch heutigen Tages finden sich Historiker gezwungen, als Vertheidiger eines Julianus Apostata, eines Hannibals, eines Samuels ꝛc. aufzutreten.

Ein unter diese Kategorie gehörendes Beispiel liefert uns die Geschichte des chinesischen Volkes. Die Schriftsteller dieser Nation vereinigen sich alle darin, das Gedächtniß des Kaisers Tsin-schi-choangdi zu verdammen, und ihn als eine vom Himmel gesendete Geißel darzustellen. Alle seine auch noch so unbedeutenden Handlungen werden bei ihnen zu Tyranneien, seine Staatsklugheit wird zu hartnäckigem Eigensinn, aus seinen tiefgedachten und kräftig ausgeführten Planen machen sie grausame Gewaltstreiche.

Die Missionäre, welche in China mit der chinesischen Bildung auch chinesische Vorurtheile angenommen hatten, konnten sich nicht über diese enge Ansicht erheben. Klaproth, dem die Wissenschaften so Viel und so Mancherlei verdanken, ist der Erste, welcher den Kaiser Tsin-schi-choangdi vom richtigen Standpunkte zu beurtheilen wußte *).

Um die Stellung zu würdigen, in welcher dieser Kaiser sich befand, müssen wir zuerst einen kurzen Abriß des geistigen und politischen Zustands geben, in welchem er das chinesische Volk antraf.

Damals wie noch heutigen Tages kämpften zwei philosophisch-religiöse Parteien um die Macht sowohl, als um den Ruhm, des Alterthums Weisheit rein und unverfälscht zu besitzen, nur freilich unter ganz andern Verhältnissen als jetzt. Die Verehrer der Vernunft, Daosse genannt, behaupteten, die wahren Traditionen über das Alterthum ihres Volks bewahrt zu haben, während Kungdsö's (Confucius) Anhänger (die Shu, Schriftgelehrten) dieses Verdienst für ihren Meister in Anspruch nahmen. Schon a priori könnten wir uns für eine dieser Parteien entscheiden, in sofern wir sie nämlich für älter hielten, als die andere. Denn wenn eine Seite den uralten Glauben an die Dreieinigkeit, wenn sie das antik-orientalische Dogma der Menschwerdung Gottes zum Heile der Menschen, wenn sie die Sage einer Sündfluth besitzt, welche, bis auf die ältesten Zeiten zurückgehend, mit den bei andern Völkern vorhandenen Sagen dieser Art wunderbar übereinstimmt; wenn sich Anklänge von geschichtlicher Wahrheit, wenn sich selbst die Namen von Helden oder Göttergestalten wie bei andern Nationen und beinahe unter denselben Verhältnissen darin wiederfinden; wenn ihre (freilich) mythologische Geschichte auf ungeheure Zeiträume hinweist; wenn endlich der ganze Geist ihres religiösen Sinnes in der Form mystischer Hingebung sich äußert; so muß nothwendig der Ursprung dieser Secte weit älter seyn, sie muß sich mit vielmehr Recht auf das Alterthum berufen können, als eine andere, welche, aller Gemeinschaft mit dem Himmel entsagend, nur den Verstand als Norm aufstellt, welche, die ganze Sagenwelt auf die Seite schiebend, nur auf unumstößliche geschichtliche Wahrheit sich gründen will, und die nicht eine lebendige, mit göttlicher Kraft und göttlichem Sinn wirkende Vernunft als Leiterin der Welt annimmt, sondern die Materie für das Grundprincip des Lebens erklärt.

Es scheint uns, daß man mit unumstößlichen Gründen beweisen könnte, daß die erste dieser Sekten, d. h. die der Daosse im chinesischen Alterthume die herrschende gewesen ist. Wenn wir indessen in den Annalen des Reichs so wenig religiöse Anklänge finden, wenn wir den Glauben und seinen Einfluß auf das Leben des chinesischen Volkes so wenig hervortreten sehen, so müssen wir es zuerst der Form dieses Buches zuschreiben, welches, in gedrängter Kürze verfaßt, nur die epochemachenden Thatsachen anzieht; und dann mag es auch von der merkwürdigen Erscheinung herrühren, (deren Grund leider noch nicht untersucht worden ist), daß in China trotz des lebendig herrschenden Glaubens an Gott und an seine Allkraft, sich doch kein Priesterthum gebildet hat.

Beide Secten stützen sich in ihrem Streite auf die wenigen im Buche der Annalen sich vorfindenden Stellen über Religion und Glauben, aber es ist kaum möglich, sie ohne Zwang auf die

*) Man vergl. die Biographie univ. Art. Thsin chi houng ti.

Lehre Kungdsö's anzuwenden. Doch ist die Macht jetzt auf ihrer Seite, und beinahe alle Erklärungen der Hing oder heiligen Bücher sind in ihrem Sinne verfaßt.

Viele Jahrhunderte verflossen, ehe dieser Streit sich erhob; denn erst als das chinesische Volk unter dem dritten Herrscherstamme, den Dschöu, zu tiefer Unsittlichkeit herabgesunken war, als es seine geistige, wie seine politische Kraft verloren hatte, erhoben sich zwei Männer, dem eingerissenen Verderben Einhalt zu thun. Obgleich von zwei verschiedenen Systemen ausgehend, gründeten sich beide auf das Alterthum als den den Chinesen theuersten Besitz.

Laodsö (das alte Kind), ein Mann von kräftiger Mystik, dem Himmel nahe verwandt durch die erhabenen Eigenschaften seiner edeln Seele — durch sein tiefes Gemüth und seinen poetischen Sinn ein wahrer Vergegenwärtiger des alten Morgenlandes — suchte seine Mitbürger aus dem Schlackenleben zu ziehen, indem er ihre Herzen zu Gott leiten wollte. Die Tugend war ihm nur Mittel, um einen höheren Zweck, die Unsterblichkeit, eine ewige Vereinigung mit Gott, zu erreichen. Die Intelligenz oder Vernunft (Dao) war ihm das Grundprincip aller Dinge, durch unablässiges Anschauen derselben, durch vollständige Versenkung in sie konnte man ihr gleich werden.

Kungdsö (Confucius) war sein jüngerer Zeitgenosse. Mit weniger Tiefe, aber vielleicht mit mehr politischem Scharfblicke begabt, dachte er mehr auf den Egoismus der Menschen. Stoische Tugend ausübend und fordernd, stellte er den Menschen als das einzige Element des Seyns und das Leben als den einzigen Zweck des Lebens hin. Da er es nicht wagte, förmlich als Gegner Laodsö's aufzutreten, vermied er stets, sich über die Ansichten desselben auszusprechen. Die Thatkraft seiner Schüler leitete er auf das handelnde Leben hin, und so entstand seine philosophisch-politische Schule, die der philosophisch-religiösen Secte des Laodsö immer mehr entgegentrat.

Immer größer und stärker werdend bekämpften sich die beiden Parteien immer hartnäckiger; nothwendig mußte sich der Sieg für eine derselben erklären. Tsin-schi-choangdi war es, der die Entscheidung herbeiführte.

Nicht weniger kritisch war der Zustand des chinesischen Volkes zu der Zeit, die uns beschäftigt.

Wir finden das chinesische Reich bei seiner ersten Erscheinung in der Geschichte als eine Monarchie, ziemlich klein zuerst, dann aber sich rasch ausbreitend durch Eroberungen. Bezwungene Länder wurden den Feldherren oder den Verwandten des Herrschers als Lehen verliehen, und so entstand die große Menge von Fürstenthümern und Herrschaften, unter welchen das chinesische Reich zur Zeit des dritten Kaisergeschlechtes getheilt war. Die Fürsten waren in ewige Fehden mit einander verwickelt, oder, wenn sie sich durch Bündnisse vereinigten, so geschah es nur, um dem gemeinsamen Haupte zu widerstreben, das täglich sank an Macht und Ansehen. Der Verband zwischen den einzelnen Theilen des Reichs wurde von Tag zu Tag lockerer, und die Fürsten selbst trugen ihr Möglichstes dazu bei. Eine große Quelle der Zerrissenheit wurde die Einführung von verschiedenen Schriftsprachen in den einzelnen Fürstenthümern, und wenn auch die Kaiser wiederholte Befehle ergehen ließen, welche die Charakterschrift des Reichs als diejenige vorschrieben, die allgemein anerkannt und gebraucht werden sollte, so wurde doch wenig oder gar nicht darauf geachtet.

Unter diesen Fürstenthümern war Tsin eines der bedeutendsten. Im Jahre 897 vor Chr. Geb. gegründet, hatte es sich vorzüglich seit dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sehr vergrößert. Schon Tchuangsiangwang hatte den Plan gefaßt, sich zum Alleinherrscher zu erheben, und nur sein frühzeitiger Tod hinderte ihn daran.

Was er nicht ausführen konnte, vollzog sein Sohn Wangdsching, welcher nach Unterwerfung des ganzen chinesischen Reichs den Namen Tsin-schi-choangdi annahm. „Er war es," sagt Klaproth am angeführten Orte, „welcher die Chinesen aus dem sklavischen Zustande zog, in welchem sie sich seit so langer Zeit befanden, aber diese glückliche Veränderung war weit entfernt, das Gefühl der Dankbarkeit in ihnen zu erwecken. Einige in Zeiten von Umwälzungen unvermeidliche Gewaltthaten gaben ihnen Gelegenheit, einen ihrer größten Kaiser der Tyrannei zu beschuldigen. Der Geist dieses Fürsten, der alles Große umfaßte, durchbrach oft die Schranken, die ihm durch die Gesetze seines Vaterlandes entgegengestellt waren. Er verachtete die alten Vorurtheile, und nachdem er die kleinen Zwingherren vernichtet hatte, herrschte er selbst mit unumschränkter Gewalt; denn nur unter dieser Bedingung können große Geister herrschen wollen."

Man hat die Legitimität seiner Geburt bezweifelt, doch da die dafür angegebenen Gründe so leer und die angeführten Thatsachen so unwahrscheinlich oder vielmehr unmöglich sind, so ist es klar, daß nur der Haß der Chinesen diese Sagen ausgebrütet hat.

Tsin-schi-choangdi war kaum dreizehn Jahre alt, als er den Thron bestieg. Aber schon damals mit männlichem Geiste ausgerüstet, und über großen Planen brütend, unterließ er Nichts, sich die einem Herrscher nöthigen Kenntnisse anzueignen. Wie Ludwig XI von Frankreich suchte er sich dadurch seiner Feinde zu entledigen, daß er sie unter einander selbst sich aufreiben ließ. Er versäumte keine Gelegenheit, wo er Zwietracht unter die andern Fürsten bringen konnte, und nur wenn sie sich hinlänglich geschwächt hatten, ergriff er eine Partei, um die andere desto leichter zu bezwingen; auf diese Weise vereinigte er mehrere benachbarten Landschaften mit seinem Erbfürstenthume.

Endlich merkten wohl die noch übrigen Fürsten, wohin seine Absicht gehe, und sie suchten ihm zuvorzukommen, indem sie ein enges Bündniß gegen ihren gemeinsamen Feind abschlossen. Aber es war zu spät. Tsin-schi-choangdi erwartete ihren Angriff nicht ab, sondern er fiel in ihre Länder ein, schlug sie aufs Haupt und vereinigte ihre Besitzungen mit den seinigen. Er besaß jetzt schon das ganze Reich, mit Ausnahme des Fürstenthums Tsi, dessen Beherrscher keinen Antheil an dem allgemeinen Bündnisse gegen ihn genommen hatte. Er hätte wohl gleich seine gewöhnliche Dankbarkeit gegen diesen Fürsten an den Tag gelegt, und ihn entthront, aber seine Gegenwart war auf einer andern Seite nöthig. Die Chiungnu, eine tatarische Völkerschaft, wollten die Anarchie benutzen, welche zu dieser Zeit in

China herrschte, und waren mit großer Heereskraft sengend und brennend über die Grenzen gerückt. Muthig zog ihnen Tsin-schi-choangdi entgegen, und zwang sie nach einigen entscheidenden und blutigen Treffen zur Flucht. Um aber dergleichen Ueberfälle für die Zukunft unmöglich zu machen, faßte er den riesenhaften Plan, sein ganzes Land mit Festungswerken zu umgeben; und so entstand die große Mauer, welche, die Tatarei von dem chinesischen Reiche scheidend, in der kurzen Zeit von zehn Jahren vollendet wurde, und die noch heutigen Tages besteht. Tsin-schi-choangdi erlebte ihre Vollendung aber nicht.

Hierauf überzog er unter einem nichtigen Vorwande auch Tsi und mit der Eroberung dieses Fürstenthumes hatte er die Unterwerfung des ganzen Reiches vollbracht. Jetzt erst nahm er den Kaisertitel und zugleich den Namen Schi-choangdi, d. h. erster Alleinherrscher an, dem er den Namen seines Erbfandes als Namen einer vierten Dynastie vorsetzte. Dieses Herrschergeschlecht Tsin ist es, welches dem chinesischen Reiche den Namen gegeben, den es in den Abendländern führt, und welcher durch die Araber und Perser nach Europa gebracht worden ist.

Solche Großthaten, welche noch von andern herrlich und glücklich vollzogenen Unternehmungen unterstützt wurden, hätten dem Kaiser nicht allein die Dankbarkeit seiner Völker, sondern auch allgemeine Liebe und Begeisterung erwecken sollen; aber statt dessen erntete er Haß und Verwünschungen ein, und mehr als einmal schützte ihn nur sein gutes Glück vor den Dolchen der Meuchelmörder. Auch sein Staatsrath Lisse, dessen politische Ansichten wunderbar mit denen des Kaisers übereinstimmten, indem er ihm beinahe zu vergleichen war an umfassendem Geiste und an Willenskraft, und von dem man wohl wußte, daß durch ihn vorzüglich diese Dinge sich so gestaltet hatten, auch dieser wurde mit bitterem Hasse verfolgt, und man suchte oft ihm das Zutrauen des Kaisers zu rauben; aber dieser kannte den großen Werth seines Ministers zu gut, als daß er ihn hätte aufgeben sollen.

Die Schriftgelehrten (Anhänger der Schule Kungfo'ß) strebten mit Kraft und Gewandheit darnach, den neuen Zustand der Dinge zu stürzen. Denn da sie ihren Einfluß täglich sinken sahen, theils weil die Vereinigung des ganzen Reichs ihnen den Spielraum zu Intriguen und die Gelegenheit, ihre ehrgeizigen Plane auszuführen, entzogen hatte, und der Kaiser ihre Umtriebe unschädlich zu machen wußte; theils weil Tsin-schi-choangdi offenbar mehr auf die Seite der Anbeter der Vernunft sich neigte so boten sie Alles auf, die Lage der Dinge zu ändern. Einzelne Versuche zu Aufständen mißglückten, sie suchten daher durch Hartnäckigkeit des Kaisers Kraft zu ermüden, und ihn so zum Nachgeben zu zwingen. Täglich überhäuften sie ihn mit Bittschriften, in welchen sie ihm die nothwendigen Eigenschaften eines Herrschers auseinander setzten, und, sich auf die alten canonischen Bücher stützend, ihm mit mehr oder weniger Zudringlichkeit die Umänderung seines Systems zur Pflicht machten. Ja, Einige erkühnten sich sogar, ihm die Wiedereinführung einer Feudalmonarchie anzurathen, und so das herrliche Werk zu zerstören, welches ihm so viel Kraftanstrengung, seinem Volke so viel Blut gekostet hatte. Sie streuten Schmähschriften gegen den Kaiser und seine Regierung aus und forderten beinahe offen das Volk zur Empörung auf. Ein kräftiges Auftreten gegen diese Leute wurde von Tag zu Tag nothwendiger. Die Gelegenheit dazu ergab sich bald.

(Schluß folgt.)

Schlangen- und Alligatorsjagd. *)

Der englische Reisende Charles Watterton suchte in Guyana lange Zeit vergebens eine jener ungeheuren Schlangen zu bekommen, welche unter dem Namen Contaeanara bekannt sind, und oft eine Länge von 14 bis 20 Fuß mit einer verhältnißmäßigen Dicke erreichen. Endlich entdeckte ein alter Neger ein solches Thier, das in sich zusammengerollt in seiner Höhle lag. Watterton begab sich sogleich an Ort und Stelle; die zwei Neger, die ihn begleiteten, räumten behutsam das Gesträuch, die Kräuter und die Lianen weg, die den Zugang versperrten und wollten dann auf die Schlange schießen. Dieß war aber nicht in der Absicht des Reisenden, der sie lebendig fangen wollte, um ihre Haut unversehrt zu erhalten und sie frisch seciren zu können. Er schritt auf die Höhle zu; der eine von den Negern folgte mit einer Lanze bewaffnet, der andere mit einem Hirschfänger, beide in größter Angst. Die Schlange lag unbeweglich auf der Erde mit dem Kopf zwischen dem zweiten Knoten; Watterton näherte sich ihr unbemerkt und in einem Moment hatte er sie mit der Lanze, gerade hinter dem Hals, auf den Boden gespießt. „Der Neger, der zunächst hinter mir stand," erzählt der Reisende, „faßte jetzt die Lanze und hielt sie fest, während ich in die Höhle hineinkroch, um die Schlange am Schwanze zu packen und so zu überwältigen. Als sie sich verwundet fühlte, stieß sie ein entsetzliches Gezische aus, daß mein kleiner Hund heulend davon lief. Ich hatte nicht wenig Noth in der Höhle; morsche Holzstücke fielen von allen Seiten auf mich ein und das Ungeheuer machte mir tüchtig zu schaffen. Ich rief dem zweiten Neger zu, daß er sich auf mich werfe, weil ich nicht schwer genug war, um die Schlange niederzuhalten. Diese Vergrößerung des Gewichts that gute Wirkung. Ich hatte sie jetzt am Schwanze fest, und nach einigen heftigen Anstrengungen sich los zu machen gab sie sich überwunden. Dieß war der Augenblick, wo ich mich meiner Beute bemächtigte; ich holte die Stricke, die ich bei mir hatte, aus der Tasche und es gelang mir, der Schlange damit den Rachen zuzuschnüren. Sie versuchte abermals dieser unangenehmen Lage sich gewaltsam zu entledigen; wir kamen jedoch endlich soweit zum Ziele, daß wir sie nöthigten, sich um die Lanze zu winden. Nun schickten wir uns an, sie fortzutragen: ich nahm ihren Kopf unter den Arm und ging voran; ein Neger hielt den Bauch, der andere den Schwanz. So wanderten wir langsam nach meiner Wohnung, die wir nicht erreichten, als nachdem wir zehnmal von unserer Last ausgeruht hatten. Die Schlange maß 14 Fuß in der Länge und am Leib war sie so dick, wie eine Boa von 24 Fuß

*) Wanderings in South-America, the North-West of the United States and the Antilles in the years 1812—1816, 1820—1824. London, 1825.

Da es zu spät war, um die Sektion mit ihr noch an demselben Tag vorzunehmen, so steckte man sie in einen großen Sack und hängte diesen an einem Nagel an der Wand auf. Ich kann nicht sagen, daß mich das Abenteuer ruhig schlafen ließ. Meine Hängmatte befand sich in dem Speicher, unmittelbar über der Schlange; der Boden der uns trennte, hatte an mehreren Orten Löcher. Das Thier rührte und schüttelte sich und zischte unaufhörlich. Mit Tagesanbruch bestellte ich zehn Neger, die in der Nähe Holz hackten, zur Vorsicht für den Fall, daß die Schlange, wenn man den Sack öffnete, durchkäme. Glücklicherweise bedurfte ich ihrer Hülfe nicht; die Abschlachtung ging ohne Unfall vor sich; sie maß so stark als ein Ochse."

Ein ander Mal bestand der Reisende einen Strauß mit einem jungen — nur 10 Fuß langen — Coulacanoco. Er hatte ihn langsam auf sich zukommen gesehen.

„Ich bemerkte," sagt er, „daß die Schlange nicht stark genug war, um mir den Arm zu zerbrechen, wenn sie sich um mich schlingen würde. Ohne Zeit zu verlieren, setzte daher ich ein Knie auf die Erde, ergriff sie mit der linken Hand am Schwanz und faßte in die Rechte meinen Hut, um mich desselben als eines Schildes zu meiner Vertheidigung zu bedienen. Alsbald drehte die Schlange sich herum, hob den Kopf und Fuß in die Höhe, und bereits gähnte sie mich mit offenem Rachen, furchtbare Zischlaute ausstoßend und kaum 2 Fuß von meinem Gesicht noch entfernt, an, als ich alle meine Stärke zusammennahm und mit der um meinem Hut umwickelten Faust ihr zwischen die Kinnbacken hinein fuhr. Der Stoß betäubte sie und ehe sie sich erholen konnte, drückte ich ihr die Kehle mit meinen beiden Händen zusammen, so daß sie mich nicht beißen konnte, ließ mich sodann von ihr umschlingen und ging mit meiner rechtmäßig erworbenen Beute nach Haus. Sie umarmte mich etwas grob, doch ohne Gefahr."

Es scheint Watterton sey ein besonderer Freund von gefährlichen Abenteuern gewesen; begleiten wir ihn auch zu einer Alligatorsjagd an die Ufer des Essequebo!

In mondhellen Nächten, wo den Himmel kein Wölkchen trübte, und kein Hauch die Luft bewegte — da mußte man an den Fluß gehen, der dann einer weiten Quecksilberfläche glich: jetzt tauchte ein großer Fisch aus der Fluth und sank dann wieder in die Tiefe; die Eulen und Tagschläfer krächzten; die Jaguars brüllten; bis auf einmal eine große Pause, wie Mitternachtsstille, eintrat; wenn nun das Geräm wieder anfing, so stimmten die Caimans ein, sie hatten einen ganz eigenthümlichen unheimlichen Ton, den man von jedem andern unterscheiden konnte, ein unterdrücktes Seufzen, das auf eine Meile weit gehört ward. Einer begann, ein anderer antwortete: so ging es im Wechselchor fort. Watterton hatte seit mehreren Nächten eine Haifischangel mit einem großen Fisch ins Wasser geworfen; ein Caiman fraß jedes Mal den Köder, ohne sich zu fangen. Da er die Schuld seiner Ungeschicklichkeit zuschrieb, so besprach er sich mit einem Indianer. Er zeigte ihm seinen gewaltigen Apparat; dieser schüttelte den Kopf und lächelte. Watterton vermuthete, daß der Sohn der Wildniß bei einem einfachern Verfahren besser zu Stande kommen würde, und er täuschte sich nicht. Der Indianer machte eine Art Dreizack von Holz, band ein 90 Schuh langes Seil daran, dessen eines Ende er an einem tief in die Erde gerammelten Pfahl befestigte. An diese Angel steckte er das Fleisch eines Ferkelkaninchens und die Eingeweide desselben legte er um das Seil, einen Fuß oberhalb des Hakens; mittelst einer Querstange wurde die Maschine einen Fuß über dem Wasser aufgehängt. Als Alles in Ordnung war, that der Indianer einige starke Schläge auf eine Schildkrötenschale. Auf die Frage des Reisenden, warum dieß geschähe, erwiederte er, es sey um den Caiman wissen zu lassen, daß Etwas vorgehe. Man verfügte sich hierauf zur Ruhe; nur einige Indianer blieben wach. Gegen Tagesanbruch hörte Watterton einen Lärmen; er sprang aus seiner Hängmatte; der Caiman hatte angebissen. Aber jetzt handelte es sich darum, wie man den Caiman aus dem Wasser bringen sollte, ohne seinen Panzer zu beschädigen. Die Indianer wollten von diesem Manöver Nichts wissen und schlugen vor, ihm lieber einige Dutzend Pfeile in den Leib zu jagen. Damit war nun der Reisende nicht einverstanden. Er fiel auf den Gedanken, den 8 Fuß langen und armsdicken Mast der Pirogue zu nehmen, das Endtheil davon mit dem Segel zu umwickeln und dem Caiman in den Rachen zu stoßen. Watterton kniete hin, seinen Mast vorhaltend, wie ein Soldat sein Bajonet; man zog den Caiman an die Oberfläche des Wassers; der gebehrdete sich wüthend, und tauchte in einem Augenblick, wo die Indianer das Seil weniger straff anhielten, wieder unter. „Ich schrie ihnen zu," fährt der Reisende fort, „man müsse es wagen, und das Thier ans Land ziehen: ein Zug und es lag am Ufer — kaum 3 Schritt von mir — es war betäubt; ich merke dieß, werfe meinen Mast weg und schwinge mich auf den Rücken des Krokodils, bemächtige mich zweier seiner Zehen, die ich über seinen Rücken kreuze, so daß sie mir statt eines Zaumes dienen. Indessen kam das Ungethüm von seiner Ueberraschung zurück, schlug mit seinem langen Schweif wüthend um sich, daß der Sand aufflog. Zum Glück hatte ich mich in der Nähe des Kopfes festgesetzt und war somit außer dem Bereich dieser Schläge; aber seine heftigen Bewegungen machten meine Lage nichts weniger als angenehm und ich mochte einen seltsamen Anblick darbieten. Meine Gefährten jubelten hoch auf und es stund eine Zeit an, bis sie mich hörten, daß ich nicht weiter gezogen seyn wollte. Ich fürchtete das Seil möchte reißen, wobei ich leicht auf meinem Caiman in die Wasserregionen hätte fahren können und wahrscheinlich etwas übler daran gewesen wäre als Arion auf seinem Delphin. Meine Leute schleppten endlich den Caiman 60 Schritt weit vom Ufer, wo er seine Rolle ausspielte."

Auf die sichtliche Uebertreibung in diesen Schilderungen brauchen wir unsere Leser wohl kaum aufmerksam zu machen; merkwürdig bleibt es indessen immer, daß ein reicher Gutsbesitzer, der seinem sonstigen Thun und Treiben nach ein ziemlich gewöhnlicher englischer Fuchsjäger gewesen zu seyn scheint, seinen Landsitz mit allen Annehmlichkeiten desselben verläßt, blos um unter dem glühenden Himmel von Guyana Coulacanaras und Alligators jagen zu können.

Huber's Skizzen aus Spanien.

Die trefflichen Skizzen aus Spanien von V. A. Huber, deren wir bald nach ihrem Erscheinen in diesen Blättern erwähnten, sind so eben auch in das Holländische übersetzt worden, unter dem Titel: Toneelen uit Spanje, Amsterdam, 1829. 8

Letteroefeningen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 276. 3 October 1829.

Die Kirchenmusik der Könige von Frankreich *).

Die altgallicanische Kirchenmusik besteht in Frankreich bloß noch in der königlichen Kapelle. Hier hat sie sich von der ersten Zeit der Monarchie bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Kathedralen von Soissons, Metz, Tours, Strasburg, Lyon, bekamen in der Folge ihre Schulen, in denen der römische Gesang gelehrt wurde, und ihre Lehrer nahmen mit der Zeit alle jene Verbesserungen auf, welche durch fremde und französische Meister in der Musik eingeführt wurden. Karl der Große gründete die Musikschule zu Avignon, und noch sieht man in dieser Stadt in der Kirche Notre Dame des Dons ein Freskogemälde, welches eine Anzahl Chorknaben darstellt, wie sie unter der Leitung der von ihm dahin geschickten Virtuosen singen. Das Volkslied und der Choral bildeten damals die ganze Musik der civilisirtesten Völker; diese Melodien, die wir unregelmäßig und matt finden, brachten auf ihre Zuhörer, die nie etwas Besseres gehört hatten, dieselbe Wirkung hervor, wie auf uns jene rauschenden gigantischen Compositionen, welche ein Gluck, Mehul, Mozart, Beethoven ꝛc. nach und nach zu einer so hohen Stufe der Harmonie emporgeführt haben. Im Dienste des Christenthums, zur Erhöhung der Pracht des Cultus, verbreitete sich die Musik in Frankreich in alle Kirchen, deren Einkünfte den Unterhalt eines Lehrers und seiner Singschüler erlaubten. Die Zahl dieser Unterrichtsanstalten war in Vergleich der heutigen Musikschulen unermeßlich. Die Kathedralen zogen auf allen Punkten Frankreichs Tausende von Schülern; die Revolution hat diese Schulen zerstört, und man denkt nicht daran, sie wieder herzustellen; die jetzigen Bischöfe ächten die Musik und geben sich alle Mühe, sie aus den christlichen Tempeln vollends zu verbannen.

Die königliche Kapelle war für Frankreich die Wiege der Kirchenmusik und ist jetzt noch ihre einzige Zufluchtsstätte im ganzen Reich. Eine Geschichte dieser Musik, welche die Chroniken nur obenhin und gelegenheitlich berühren, wäre keine leichte Aufgabe. Die Geschichte der Könige hat ihre Lücken, ihre unsichern, dunkeln Punkte; um wie viel mehr muß sie die Geschichte ihrer Kapelle haben? Äbbés, Kaplane schrieben sie, und gewöhnlich sind derlei Personen keine besondern Freunde der Musik; zudem hatten sie höhere Interessen, Dinge von größerer Wichtigkeit zu berichten, als da sind die Etikette, der Vortritt, das wohlerworbene Recht zur Rechten oder zur Linken, vor oder hinter dem Wachsbild bei dem Leichenbegängniß des Königs zu gehen ꝛc. Dieser Text und die Commentare von G. du Peyrat, Archon, Onroux haben als Norm für die Obsequien Ludwig's XVIII gedient; während aber die Mitglieder der Geistlichkeit sich über den Vortritt stritten, hatte der verblichene Monarch ohne die Gesellschaft der geistlichen Würdeträger seine Wanderung nach Saint Denis gemacht. Die Prärogative, das Buch zu öffnen oder zu schließen, es dem Könige zu überreichen, einen Vers zu beginnen, die Chorantwort anzustimmen, war ein unendlicher Stoff für die Gelehrsamkeit der Chronisten; sie ermangeln nicht, uns über die deshalb entstandenen Schismen, Controversen und Feindseligkeiten, über die Kriegslisten ꝛc., womit man einem anmaßenden Nebenbuhler noch im Augenblick seines Triumphs, den er am Fuße des Altars und in Gegenwart des Königs zu feiern hoffte, den Vortheil zu entreißen wußte, ins Klare zu setzen. Nun folgt ein langes Kapitel über die Schenkungen an die Kapelle und die Kaplane, von den goldnen Gefäßen, Demantringen bis auf die Weinfässer, und über all die frommen Stiftungen zur Sühnung schrecklicher Verbrechen, zügelloser Leidenschaften. Es versteht sich von selbst, daß dieß dann lauter Schwachheitssünden sind, die billiger Weise von den Kirchenschriftstellern mit dem Mantel christlicher Liebe bedeckt werden, daß der Spender ein kleiner Heiliger wird, und daß seine gefälligen Apologisten über die Rettung seiner Seele sich vollkommen beruhigt fühlen. Scheint es nicht, als ob damals der Grundsatz in der Kirche herrschend war: Sündigt immerhin; je mehr, desto besser; nur zahlt; kauft Ablaß; macht fromme Stiftungen. Alles ist vergessen; man spricht nicht mehr von der Sünde, sondern nur noch von den Wohlthaten des Sünders gegen die Kirche. Diese Chronikenschreiber der königlichen Kapelle waren, wie gesagt, zu sehr in Anspruch genommen, um noch Zeit für die Tonkunst zu haben. Indessen wird dieser Nebensache doch mitunter ein Wörtchen vergönnt, welches nicht ohne Interesse für die Sittengeschichte ist.

Der stolze Sicambee Chlodwig, der sich in seinen Mußestunden im Kopfabschlagen übte, besiegte König: erdolchte, seine Verwandten dem Belle opferte, oder sie zu Tod prügelte, wenn sein Lieblingsinstrument nicht gehörig gestimmt war, der wilde

*) Revue Française. Juillet. 1829.

Digitized by Google

Chlodwig war gegen die Reize der Musik nicht unempfindlich. Er ließ sich von dem König der Ostgothen Theodorich einen tüchtigen Musiklehrer schicken. Der weise Boethius wählte für den französischen Hof den Sänger Akored aus. Die Priester und Sänger Chlodwig's lernten süßer und lieblicher singen," berichtet G. du Peyrat; „und als sie auch Instrumente lernten, ließ dieser große Monarch beim Gottesdienst sie darauf spielen, und dieser Brauch hat sich unter allen seinen Nachfolgern bis zum Erlöschen seiner Linie erhalten. Die Musik war an dem Hofe unsrer ersten Könige stets zu Haus."

Wir finden also schon hier ein Musikcorps im Dienste des Königs zur Aufführung von heiligen Gesängen bei hohen Kirchenfesten. Den Namen Kapelle kannte man in dieser Zeit noch nicht. Das Musikcorps wurde allmälig vermehrt, und um die tauglichsten Subjekte dafür zu erhalten, hatten die Musikmeister das Recht, aus allen Choristen in den Kirchen die besten Sänger auszuwählen. Quintianus, Bischof von Clermont, fand den jungen Gal in einem Kloster, wohin man von allen Seiten zuströmte, um seine schöne Stimme zu bewundern. Der Prälat übernahm es, das junge Genie auszubilden, und gab ihm sorgfältigen Singunterricht. Theodorich, Sohn Chlodwigs I und die Königin, seine Gemahlin, hörten Gal und waren von seinem Gesange so entzückt, daß sie ihn am Hof zu behalten beschlossen. Der König, welcher ihn liebgewann, nahm ihn mit auf seine Heereszüge und gab ihm nach dem Tode des Quintianus das Bisthum von Clermont. Seine Stimme und sein Talent erhoben ihn auf den Bischofsstuhl; seine Tugenden kanonisirten ihn und der heilige Gal wird unter die Schutzpatrone der Musiker gezählt.

Guntram hatte eine so leidenschaftliche Liebhaberei für Psalmen und Chorgesang, daß er diese Kirchenmusik zur Tafelmusik machte, und von Gregor von Tours verlangte, er solle jeden Priester singen lehren.

Dagobert war zum Dilettanten geboren. Fromm und tapfer, versäumte dieser Monarch nie, der Vesper beizuwohnen. Die böse Welt will zwar das Verdienst des guten Königs Dagobert schmälern, indem die Sage geht, daß er des guten Raths des heiligen Aloysius selbst bei den einfachsten Dingen nicht entbehren konnte, daß seine Toilette die seltsamsten Verstöße gezeigt haben würde, wenn der fromme Prälat nicht die Aufsicht darüber geführt hätte. Wie man doch Geschichte schreibt! Sey dem, wie ihm wolle, sehen wir, wie Dagobert sich in einer Liebesintrigue mit eben so viel Sachkunde als Gewandtheit benimmt. Der fromme Fürst begiebt sich in die Abtei Romilly, um seiner Christenpflicht nachzukommen, indem er der Vesper beiwohnt. Eine himmlische Stimme tönt in sein Ohr; er ahnt, daß das bezaubernde Organ einer gleichbezaubernden Evatochter angehören müßte. Der Umfang des Soprans giebt ihm die Proportionen des sangvollen Körpers. Sein Herz erglüht, seine Einbildungskraft begeistert ihn, er singt wie ein Besessener; das Loos ist geworfen, Dagobert ist verliebt. Nach dem Gottesdienst fühlt er sich gedrungen, der Aebtissin seine Ehrfurcht darzubringen. Die Klosterpforten öffnen sich, der fromme König läßt die Klausnerinnen an sich vorbeidefiliren, und erkennt seine Sängerin ohne ein anderes Medium, als den Impuls der Sympathie und die Wechselbezüge zweier schönen blauen Augen und zweier kleinen Terzen, deren sich die Vespersängerin wiederholt bediente. Dagoberts Herz hatte richtig geahnt; Nantilde ist schön, und ihr Herz eben so zart, wie ihre Stimme. Als Beschützer der Kunst durfte er nicht zugeben, daß ein solches Talent länger hinter den Klostermauern vergraben blieb. Er theilt der jungen Klosterschönen seinen edelmüthigen Entschluß mit, legt ihr sein Herz zu Füßen, findet eine völlige Hingebung in seinen Willen, in seine Wünsche. Durch dieses glückliche Vorspiel ermuthigt, bietet er ihr Thron und Hand an. Die Religiosin fügt sich in Alles, sie willigt sogar ein, ohne Verzug das Asil der Unschuld und des Gebets zu verlassen. Seht da durch die Macht des Soprans eine Klausnerin auf den Thron von Frankreich erhoben! Diese Wendung des Blättchens sagt Nantilden nicht übel zu; aber vorerst mußte ihr die Königin Gomatrude den Platz abtreten! Dem frommen Dagobert ist kein Ding unmöglich. Prälaten und Große beeilen sich, ihrem Gebieter zu der neuen Wahl seines Herzens ihre Glückwünsche darzubringen. Das alte Eheband wird gelöst, und Dagobert führt die bezaubernde Klosterfrau ins Brautgemach. Wie der Geschichtschreiber noch hinzufügt, erhöhte die Hoffnung aus dem Kloster zu kommen die Reize Nantilde's; sie wurde alle Tage schöner und behauptete die ganze Würde einer Königin von Frankreich.

(Fortsetzung folgt.)

Tsin-schi-schoangdi.

(Schluß.)

Im 34 Jahre seiner Regierung lud Tsin-schi-schoangdi eines Tages alle Großen des Reichs und alle Staatsbeamten zu einem Gastmahle ein, das mit aller nur möglichen Pracht und nach der Weise der alten Kaiser voe sich ging. Am Ende des Festes setzte sich der Monarch auf den kaiserlichen Thron und forderte alle Anwesenden auf, ihm ihre Ansichten über seine Regierung offen und frei mitzutheilen.

Doch wir wollen hier den Geschichtschreiber selbst erzählen lassen, welchen Abel-Rémusat, der größte Kenner chinesischer Sprache und Litratur in Europa, mit Herodot vergleicht, und der es so sehr verdiente, bei uns bekannt zu werden. Ssematsian sagt im sechsten Buche seiner allgemeinen Geschichte also:

„Da näherte sich ihm der Staatsbeamte Dschöntsing-tschin und sich tief verbeugend sprach er:

„„Ehemals betrug Tsin's Gebiet nicht über 1000 Li (50 Meilen); als es aber dem erhabenen Geiste Deiner Hoheit zu Theil ward, hat Deine Weisheit nicht allein Tsin, sondern auch das ganze Reich mit dauerhaftem Frieden beschenkt. Du hast alle Barbaren entweder unterjocht oder vertrieben, und Alles, was Sonne und Mond bescheint, hat sich Dir unterworfen. Die ehemals unabhängigen Fürstenthümer sind jetzt Provinzen des Reichs. Alle Menschen erfreuen sich der Ruhe; keinen Krieg giebt es mehr, und die Furcht vor Fehden ist verschwunden. Alles dieß wird den spätesten Geschlechtern bekannt werden, denn sogar das entfernteste Alterthum erreicht die erhabene Tugend Deiner Hoheit nicht!""

Digitized by Google

„Der Kaiser freute sich sehr über diese Rede. Da näherte sich ihm aber Schünjüjue, ein anderer seiner Minister und sprach:

„„Dein Knecht hat gehört, daß die zwei vorhergehenden Dynastien tausend Jahre lang geherrscht haben und mehr; sie theilten Lehen und die höchsten Ehrenstellen ihren Söhnen und Brüdern zu, wodurch sie sich Bundesgenossen verschafften und Helfer in der Noth. Nun besitzet Deine Hoheit Alles, was innerhalb der vier Meere liegt, und Deine Brüder und Deine Söhne sind gewöhnlichen Standes. Denn Kriegee nur nimmst Du zu Statthaltern und Krieger sind Deine Räthe. So sind Dir Deine Verwandten keine Stützen, denn woein sollten sie Dir helfen können? Aber daß ein Herrscher, ohne das Alterthum in seiner Handlungsweise nachzuahmen, dennoch groß seyn und seine Macht lange bewahren könne, dieß habe ich noch niegehört. Dshöutsingtschin hat Dir geschmeichelt, indem er die Fehler Deiner Hoheit zu Großthaten umstempelte; dieß ist aber nicht eines treuen Dieners Handlungsweise.““

„Tsin-schi-choangdi verbot ihm, weiter zu reden. Da nahm der Staatsrath Lisse das Wort, und sprach:

„„Die fünf ersten Beherrscher des Reichs und die drei ersten Herrscherfamilien richteten sich nicht sklavisch nach ihren Vorgängern; während ihree Regierungen wurde Alles, was ihren Ansichten entgegen war, mit der Zeit geändert.

„„Nun hat Deine Hoheit ein Kaisergeschlecht gestiftet, das noch von den spätesten Nachkommen gepriesen werden wird. Dieß wissen aber jene unsinnigen Schriftgelehrten nicht; und wenn Schünjüjue von den Großthaten der drei ersten Dynastien spricht, worin sollten sie wohl zu Mustern aufgestellt werden können? Sonst waren die Fürsten immer in Kriegen gegen einander begriffen, und die Schriftgelehrten verbreiteten ihre schädlichen Lehren. Jetzt aber, da das Weltall endlich in Frieden lebt, und da Deine Gesetze Einheit und Ruhe hervorgebracht haben, legt sich das Volk auf den Ackerbau und die Künste; die Schriftgelehrten aber bemühen sich, Deinen Gesetzen zu widerstehn. Sie lehren das Volk nicht das Jetztbestehende achten, sondern im Alterthume nachgrübeln, so daß sie sich dem herrschenden Zustande widersetzen und die Jugend zum Aufruhr reizen.

„„Im Alterthume war das Reich zersplittert; Niemand konnte es zur Eintracht bringen; denn die Fürsten wurden zue Zwietracht aufgereizt durch die Schriftgelehrten, welche sich stets auf die vergangenen Zeiten stützten, um ihren Mitlebenden zu schaden. Sie schmückten ihre leeren Reden mit aufrührischem Wortgepränge aus; was weise Männee sie gelehrt, benutzten sie gegen das, was ihre Vorgesetzten aufstellten.

„„Obgleich Deine Hoheit das Weltall unter Deine Herrschaft gebracht und Ordnung gestiftet hat, so bestreben sich jene doch, Deinen Gesetzen und Befehlen entgegenzuwirken. Denn sobald man hört, daß Du ein Gesetz gegeben hast, so erklären sie es nach ihrer Weise, indem sie ihren eigenen falschen Sinn hineinlegen. Oeffentlich wie im Geheimen murren sie über Deine Veranstaltungen; für Hochmuth geben sie Deine Würde, für Stolz Deine erhabenen Gesinnungen aus; sie schmeicheln dem Volke, um es zum Aufruhr zu verleiten.

„„Wenn Du dieß nicht verhinderst, so muß des Herrschers Ansehen sinken; nothwendig ist es, ihrem Unwesen Einhalt zu thun!““

„„Dein Knecht schlägt Dir daher folgende Maßregel voll Unterthänigkeit vor. Man soll alle verschiedenen Weisen zu schreiben vernichten, mit Ausnahme der in Tsin gebräuchlichen, und man soll künftig in allen Staatsämtern sich der letztern bedienen. Man soll ferner alle im Weltall vorhandenen Exemplare der Annalen, der Volksgesänge und aller besondren Geschichten verbrennen. Wer noch von diesen Büchern öffentlich zu sprechen, wer noch mit Erhebung des Alterthums das Bestehende zu erniedrigen wagt, soll mit seiner ganzen Familie von der Erde vertilgt werden. Und wenn die Beamten dergleichen Uebertretungen sehen oder erfahren, und sie nicht unterdrücken, so sollen sie derselben Strafe unterliegen. Man gebe dreißig Tage Zeit, um diesem Befehle nachzukommen, wenn er aber dann nicht vollzogen ist, so sollen die zu seiner Vollziehung bevollmächtigten Beamten gebrandmarkt und auf vier Jahre verbannt weeden.

„„Uebrigens kann man von dee allgemeinen Vernichtung die Bücher ausnehmen, welche von der Heilkunde, von der Wahesagerkunst, und vom Ackerbaue handeln.

„„Wenn aber Jemand wünscht, sich in dee Gesetzgebung des Reichs zu unterrichten, so kann er die Beamten zu Lehrern nehmen!““

Wohlgefällig hatte der Kaiser diese Rede angehört, und die vorgeschlagenen Maßregeln wurden mit aller Strenge ausgeführt. Nicht zu verwundern ist es, daß die Schriftgelehrten, welchen er durch dieses Gesetz einen so bedeutenden Schlag versetzte, den Kaisee in allen nur denkbaren Sachen verlästerten und verleumdeten. Sie unterließen es nicht, ihm kindische oder abgeschmackte Absichten unterzulegen. So behaupteten Einige, daß ee die Verbrennung dee Bücher nur deswegen andefohlen habe, damit er von der Nachwelt als erster Kaiser und Stifter des chinesischen Reichs angesehen werden möchte*). — So wurde er auch des Aberglaubens beschuldigt. Will man eine große Frömmigkeit und einen unerschütterlichen Glauben an seine Religion für Aberglauben ausgeben, will man den Mann ganz aus der Zeit hinwegdenken, in welcher er lebte, und den Einfluß, den sie auf ihn ausübte, für gar Nichts rechnen, so könnte man diese Beschuldigung als gegründet zugeben. Aber wenn man überlegt, daß sie von seinen bittersten Feinden, den Schriftgelehrten, erhoben worden ist, welchen alles eeligiöse Gefühl abgeht, und die daher die Wallfahrten an heilige Orte, welche er

*) Merkwürdig ist es, daß diese Begebenheit sich beinahe unter denselben Umständen in der chaldäischen Geschichte wiederfindet. Berosus, ein chaldäischer Priester, welcher von sich sagt, daß er zu Alexanders des Macedoniers Zeiten gelebt und ein historisches Werk geschrieben, (wovon nur zerstreute Bruchstücke auf uns gekommen sind), äußert in demselben: „daß der chaldäische König Nabonassar die Geschichten seiner Vorgänger gesammelt und vernichtet habe, damit das Aufzählen der chaldäischen Könige von ihm angehen solle.“ Dasselbe bestätigt Alexander Polyhistor. (Siehe Syncelli Chronographia, Paris 1652. Fol. S. 14 und 207).

öfters anstellte, für groben Unsinn ansahen, die endlich die erklärtesten Gegner und Widersacher seiner religiösen Ansichten sind, so muß man diese Beschuldigung als ganz ungegründet betrachten.

Wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß der Kaiser durch die Bücherverbrennung den Wissenschaften großen Schaden zufügte, so wird dieser Nachtheil doch gewissermassen dadurch ersetzt, daß unter seiner Regierung das Papier und die Kunst mit Pinseln zu schreiben erfunden worden ist. — Ein herrliches Bild würde sich ergeben, wenn wir Tsin-schi-choangdi als verwaltenden Herrscher darstellten, wenn wir von seiner nie sich verleugnenden Sorgfalt sprächen, mit welcher er mehrere Mal sein ganzes Reich besuchte, um überall die Mängel der Verwaltung aufzudecken und ihnen abzuhelfen; wenn wir erzählten, wie er sein Volk durch Anlegung von großartigen Heerstraßen und Canälen beglückte, welche das ganze Land in vielfachen Richtungen durchschnitten; aber diesen geräuschloseren, wiewohl um so wohlthätigeren Theil seiner Regierung können wir nicht in den Raum dieser Blätter fassen.

Er regierte 25 Jahre lang in seinem Erbfürstenthume Tsin, unter dem Namen Wangdsching; 12 Jahre lang beherrschte er das ganze chinesische Reich als Tsin-schi-chouangdi; im Ganzen dauerte seine Herrschaft 37 Jahre. Er starb im 50 Jahre seines Alters.

Sein Sohn Eülschi-chouangdi behauptete den kaiserlichen Thron nur 4 Jahre lang, und mit ihm ging dieses Herrschergeschlecht unter, welches, von einem riesigen Geiste gestiftet, mit einem schwachen und wollüstigen Fürsten erlosch.

Nach dem Untergange dieser Dynastie brach unter der folgenden eine furchtbare Reaction aus, deren Ergebniß war, daß die Anhänger der Schule Kungdsö's (die Schriftgelehrten) die Macht wieder in die Hände bekamen und somit die Religion des Alterthums von der unter Tsin-schi-choangdi errungenen Höhe stürzten, und sie unter die Reihen des gemeinen Volkes verdrängten, wo sie immer mehr von ihrer ursprünglichen Reinheit verlor, indem sie den Bedürfnissen dieser Klasse sich anschmiegen und ihren philosophischen Mysticismus mit populärem Aberglauben vertauschen mußte. Wie es scheint, hat auch die buddhistische Lehre nicht geringen Einfluß auf die Religion der Vernunftanbeter gehabt. Daher wird man die Lehre der Daosse, wie sie ursprünglich gewesen seyn mag, nur in den Schriftstellern rein dargestellt finden, welche vor oder in den ersten Zeiten der gegen sie gerichteten Reaction lebten.

Die neuen türkischen Truppen und die Juden in Konstantinopel.

„Ich saß eines Morgens," erzählt der englische Reisende Macfarlane, in einem Caffeehause zu Konstantinopel und war damit beschäftigt, stillschweigend meine Pfeife zu rauchen, als eine Anzahl junger Taktiker eintrat. Sie schwärmten um mich herum, sprachen laut, lachten und scherzten, Alles auf eine Weise, der dem gewöhnlichen Ernste der Muselmänner nicht wenig entgegen war. Bald wandten sie sich direct an mich, sie wünschten, meine Halsbinde zu besichtigen, meine Uhr, meine Lorgnette zu untersuchen und so fort. Die genannten Gegenstände fanden ihren Beifall; nicht so meine Reisemütze, obgleich sie mit glänzendem Leder überzogen war. Diese Kopfbedeckung schien ihnen lächerlich; sie waren besonders guten Humors, und ihre Ausgelassenheit nahm bald einen beleidigenden Charakter an. „Laßt Euer Gespött," sagte ihnen endlich ein alter Türke mit ernsthaftem Gesicht, der mir gerade gegenüber saß, „und hört auf, dem Fremden in die Zähne zu lachen! Wißt Ihr denn, was für eine Mütze es nicht mögen dem Padischa gefallen kann auf Eure eigenen Köpfe zu stülpen? Die Babuschen (Stiefel) der Franken habt Ihr schon." — Man ließ mich auf der Stelle zufrieden; aber die jungen Bursche konnten in dem Uebermaß ihrer Lustigkeit die Späße über meine Mütze nicht aufgeben, ohne sie noch beleidigender auf den schmierigen Kalpack eines alten Juden fallen zu lassen, der eben in den Casse eintrat, um seine Bonrabieps aber Kuchen und Zuckerbäckerwaaren zu verkaufen. Während er, seinen Korb vor sich tragend, die Runde machte und seine Waaren ausbot, ließen zwei von den Taktikern, denen er gerade den Rücken kehrte, die glühenden Kohlen, die ihnen dazu gedient hatten, ihre Pfeifen anzuzünden, auf die Höhlung in dem Deckel seines Hutes hinabfallen, und als der fettige Filz sich zusammen zu ziehen und zu rauchen anfing, brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, gleichfalls an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen, als ich den Juden seinen Spaziergang unter den Bäumen fortsetzen sah, wie er seine Leckereien anpries, während der obere Theil seines Kopfes gleich einem Schornstein rauchte; denn, mit seinem Handel beschäftigt, hatte er den Streich nicht wahrgenommen, den man ihm gespielt hatte. Als aber die Kohlen durch die Krone des Kalpack durchgedrungen waren, und das Feuer ihm unmittelbar auf den Kopf brannte, und der arme Jude ein furchtbares Geschrey erhob, indem er seinen Korb mit allen seinen Waaren auf den Boden fallen ließ, um den brennenden Kalpack vom Kopfe zu reißen, und als er nun mit jammervollem Blick abwechselnd das Loch betrachtete, welches in seinen Kopfschmuck gebrannt war, und die Taktike, die sich durch ihre ausgelassene Lustigkeit verriethen, so erfolgte ein allgemeines Gelächter, in welches ich bei allem meinem Mitleiden mit dem armen Teufel wider Willen mit einstimmen mußte. — Uebrigens habe ich ähnliche Streiche öfters von den Taktikern spielen sehen, und immer waren es Juden, die sie zu der Zielscheibe ihres Witzes wählten. Diese Erscheinung, verbunden mit andern Wahrnehmungen, die ich bei wichtigeren Gelegenheiten machte und, wo nicht junge ausgelassene Bursche, sondern ernste Osmanlis die Hauptrolle spielten, hat es mir unbegreiflich gemacht, wie ein Reisender behaupten konnte, „die Juden wären ein begünstigtes Volk und würden von den Türken mit großer Achtung behandelt."

Ure's neues System der Geologie.

Charakteristisch für den Zustand der Bildung in England ist es, daß ein Gelehrter noch in diesen Tagen ein eigenes System der Geologie erfinnen kann, um die Entdeckungen der wissenschaftlichen Erdkunde mit den Traditionen der mosaischen Schöpfungslehre in Einklang zu setzen, wie in Ure's new System of Geology (Lond. 1829. 8.) geschieht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 277 und 278. 4 und 5 October 1829.

Die Kirchenmusik der Könige von Frankreich.

Von König Dagobert bis Kaiser Ludwig I.

Von Dagobert führet uns ein natürlicher Uebergang auf seinen Minister Aloysius. Durch den Biographen dieses Heiligen lernen wir einen Sänger Clothar's II, Maurin, kennen, den der Beifall des Hofes eitel und anmaßend machte. Von dem Biographen des heiligen Ausbert erfahren wir, daß Theodorich III Sänger und Tonkünstler auf allen Instrumenten hatte, und daß ihre Concerte den Heiligen, damals Kanzler dieses Fürsten, dergestalt begeisterten, daß er in seinem frommen Entzücken ausrief: „O mon Dieu, si vous donnes aux mortels une industrie capable d'élever ainsi nos ames jusqu' à vous, et d'enflammer notre devotion à vous louer, que sera ce d'entendre dans le ciel le cantique éternal des anges et des saints?“

Diese königliche Vocal- und Instrumentalmusik wurde bald darauf durch den heiligen Germanus, Almosenier des Königs Childebert und Bischof zu Paris, in der Kathedrale dieser Stadt eingeführt. Fortunatus, Bischof von Poitiers, der beste Dichter jener Zeit, hält diese Art zu singen für völlig neu; er beschreibt sie in einem Gedicht, dessen Anfang also lautet:

In medio Germanus adest antistes honore,
Qui regit hinc juvenes, aubregit inde senes etc.

Obwohl indeß die merowingischen Könige Sänger und Symphonisten in Dienst nahmen, und sich von ihnen während der Ceremonien, oder auch wohl, wann sie speisten oder den Damen ihres Hofes ein Concert oder einen Ball geben wollten, vorspielen ließen, so erhielt die Kapelle der Könige von Frankreich doch erst im J. 750 unter der Regierung Pipins ihre eigentliche Einrichtung. Sieben Jahre später schenkte Konstantin Kopronymos diesem König, der sich damals zu Compiegne befand, eine Orgel; dieser machte der Kirche der heiligen Cornelia daselbst ein Geschenk damit. Dieses neue Instrument brachte wundervolle Wirkungen hervor; Walafried Strabo berichtet, daß eine Frau vor Lust gestorben sey. Der Gebrauch der Orgeln verbreitete sich bald in allen Kirchen von Frankreich, Italien und England. Trotz den pompösen Schilderungen der Schriftsteller jener Zeit, war die Orgel noch sehr einfach; aber ihre Einführung bezeichnet eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der Tonkunst wegen ihres Einflusses, den sie auf die Vervollkommnung der Harmonie übte.

Bei dem Aufenthalt Papst Stephan's in Frankreich wurde Pipin von dem Wohlklang und der Erhabenheit des durch Gregor II verbesserten römischen Kirchengesanges so hingerissen, daß er ihn in allen Kirchen seines Reichs einzuführen beschloß. Papst Paul schickte ihm Gesangbücher, und Simeon, einer der tüchtigsten Musiker zu Rom, begab sich auf Befehl des heiligen Vaters nach Frankreich, und errichtete zu Rouen eine Singschule, in welcher Remi, der Bruder Pipins und Bischof dieser Stadt, eine große Anzahl Zöglinge zusammenbrachte. Da Simeon bald darauf nach Rom zurück mußte, folgten ihm seine Zöglinge dahin. Simeons Anstalt lieferte dann die Lehrer für die verschiedenen Singschulen, die nach der Hand an dem Hof, zu Metz, Soissons und in andern Städten entstanden; eine der berühmtesten war die im Kloster Wandrille, von dem Abt Geevold gestiftet, der in seiner Jugend Kaplan der Königin Bertrade gewesen war und selbst eine schöne Stimme besaß.

Der Nationalgeschmack hatte die ursprüngliche Reinheit des römischen Gesangs bereits verkehrt und entstellt, als Karl der Große im J. 787 zum dritten Mal aus Veranlassung der Osterfeierlichkeiten Rom besuchte und seine Kapelle mit sich nahm. Es erhob sich ein Streit zwischen den römischen und fränkischen Sängern; diese behaupteten besser zu singen als jene; die erstern aber beschuldigten sie, den gregorischen Gesang verdorben zu haben. Die Sache kam vor den Kaiser, und dieser fragte seine Sänger: „Welches ist das beste Wasser, das man aus der Quelle selbst schöpft, oder das, welches man fern aus dem Flusse schöpft?“ „„Das aus der Quelle,““ antworteten die Sänger. „Gut, so gehet zur Quelle St. Gregors zurück, dessen Wasser Ihr offenbar getrübt habt.“ Karl ließ auch sogleich einige tüchtige Meister den französischen Gesang berichtigen, und der Papst gab ihm Theodor und Benedikt nebst Chorgesangbüchern, die der heilige Gregor selbst mit Noten versehen hatte.

Wie St. Isidor erzählt, fasteten die Alten, um am Morgen besser singen zu können, am Abend, und genossen, um ihre Stimme feiner und biegsamer zu erhalten, bloß Hülsenfrüchte. Die Sänger wurden daher auch damals spottweise fabarii, Bohnenesser, genannt. Es scheint jedoch, daß die französischen Sänger sich nicht immer also kasteiten; denn Johannes Diaconus meint, die rauhen

Digitized by Google

Weinkehlen der Franzosen seyn mehr zur Nachahmung knarrender Karren als zur Hervorbringung lieblicher, melodischer Töne geeignet.

Karl der Große stellte bei seiner Rückkehr nach Frankreich drei einem seiner römischen Sänger zu Metz für Austrasien, und den andern zu Soissons für Neustrien auf, und ließ an alle Singmeister seines Reiches den Befehl ergehen, bei ihnen das Singen zu lernen, und ihnen alle Chorbücher zur Berichtigung zu bringen.

Der Mönch von St. Gallen erzählt diese Geschichte anders. Nach ihm wollte Karl der Große in seinem ganzen Reich denselben Gesang einführen, wozu ihm Adrian I zwölf ausgezeichnete Sänger, nach der Zahl der zwölf Apostel, sendete. Diese Italiener, eifersüchtig auf den Alleinbesitz ihrer Kunst, verschworen sich, die Franzosen sollten der echten römischen Sangweise nie kundig werden. Ihrem Plane getreu lehrten sie so verschieden und so falsch, daß Karl der Große in den Sängern von Trier, Metz, Tours und Paris den römischen Gesang nicht wieder erkannte. Er hörte hierauf auch die aus den andern Städten und entdeckte an dem Stimmenchaos seiner französischen Sänger die italienische Treulosigkeit. Auf seine Beschwerde in Rom, eilef der heilige Vater seine Sänger zurück und bestrafte sie theils mit Verbannung, theils mit ewigem Gefängniß. Der Papst, welcher in seine Musiker kein großes Vertrauen setzte, schrieb Karl dem Großen, er fürchte, wenn er auch andere schickte, dürften sie aus gleicher Mißgunst ihm denselben Betrug spielen. Wollte er seinen Zweck aufs Zuverlässigste erreichen, so sollte er veranstalten, daß zwei geschickte Geistliche nach Rom kämen, hinter denen man keine Franzosen vermuthe, und mit Hülfe Gottes würden sie bald den römischen Gesang erlernt haben. Der Kaiser, diesem Rathe folgend, sandte zwei Cleriker (misit a latere suo ingeniosissimos clericos,) welche aufs Beste unterrichtet zurückkehrten. Karl behielt einen derselben bei sich, und überließ den andern dem Bischof von Metz. Der römische Kirchengesang verbreitete sich bald in ganz Frankreich, und der metzer Gesang galt bald für den vollkommensten.

Leidrade, Erzbischof von Lyon, bildete eine Schule für seine Kathedralkirche, die den Namen Manécanterie annahm, weil daselbst am frühesten Morgen gesungen ward. Dieser Prälat ging aus der Kapelle Karls des Großen hervor; er führte die Gewohnheit ein, daß man wie in der königlichen Kapelle das ganze Amt auswendig absang. Der Kaiser beschäftigte sich unablässig mit seiner Musik, er prüfte seine Sänger selbst, und auf ein Zeichen seiner Hand oder seines Stabs mußte bald der Eine, bald der Andere singen, und so ließ er sie ohne Vorbereitung die Probe durchmachen.

Um das Jahr 816 zeichnete sich die Geistlichkeit durch einen sehr ausschweifenden Lebenswandel aus: Luxus und Verschwendung herrschte unter den Bischöfen und dem niederen Klerus. Sie erschienen mit übergoldeten Wehrgehängen und Gürtein, an denen kleine mit Edelsteinen verzierte Säbel hingen, trugen kostbare Gewänder und Sporen wie die Ritter, liebten ihre gute Tafel und versagten sich auch andere Lebensgenüsse nicht. Um ihren Aufwand zu bestreiten und ihre Lüste zu befriedigen, wußten sie sich durch alle Mittel die Gunst der Austheilerin der königlichen Gnade zu erwerben und die größten Benefizien trugen sie als Preis ihrer Schmeichelei davon. Wollte man reformiren, so war es nothwendig, bei den Bischöfen und Hofgeistlichen anzufangen, und sie namentlich zu Beschäftigungen anzuhalten, die der Stellung ihres Standes mehr entsprachen. Der Kaiser Ludwig I setzte daher diesen korrigirten und infulirten Weltkindern Musiklehrer vor, und erlaubte ihnen nicht, sich mit der Literatur zu befassen, ehe sie die Scala gehörig durchgesungen hatten. Diese Buße war sehr schön, und das Notenabc diente dazu, sie zum Lobe des Herrn zu ermuthigen, und bald stimmten sie dasselbe wieder mit festeren, klangvolleren Stimmen an. Ludwig liebte die Musik sehr, daß er selbst mit seinen Geistlichen das Amt sang. Baudri Herzog von Friaul, hatte ihm einen venezianischen Priester Namens Georg zugeführt, der hydraulische Orgeln zu verfertigen wußte; der Kaiser ließ ihm durch seinen Schatzmeister Alles zu Verfertigung eines solchen Instruments nöthige Material anweichen und stellte dasselbe in der schönen Kirche von Achen auf.

(Schluß folgt.)

Die griechische Marine.

Schifferausdrücke und Schiffersitten.

Auffallend ist es, daß die Griechen in ihrer neuern Sprache ein großes Unglück, den Seesturm und das Gewitter Fortuna nennen! man sollte es beinahe für Scherz und Ironie halten, oder man könnte es vielleicht auch als einen Euphemismus auflegen, etwa so wie man den Tod Freund Hain nennt. Allein die Griechen denken bei diesem Worte nicht an die römische Glücksgöttin Fortuna — welche bei den Griechen ja Tyche heißt — sondern es ist bei ihnen ein ganz eigenthümliches, neugebildetes Wort, welches Phortouna oder auch zuweilen Phourtouna geschrieben wird, und dessen Ableitung sehr ungewiß zu seyn scheint. Denn es soll weder ein italienisches noch türkisches Wort seyn, vielleicht ist es aus einer der slavischen Sprachen herübergenommen. Phortis oder Phoetikon Naus hieß bei den alten Griechen ein Lastschiff — aber wie soll davon der Orkan oder Phortouna abstammen? Andere Fahrzeuge haben doch eben so gut den Sturm auszuhalten. Kurz, die Etymologie des Worts kann nicht wohl aus der alten griechischen Sprache hergeleitet werden, es müßte denn seyn, daß es vielleicht von Phorytos, d. h. Alles, was der Wind mit fortführt und davonträgt (von φορεω, tragen), als Spreu u. dgl. abzuleiten sey. Uebrigens heißt in der heutigen Sprache der Griechen der Orkan auch Arikon, oder Anemoura und Anemotarchi, und der Gewittersturm Sali (Σαλη). Offenbar scheint das Wort Orkan dem Klange nach aus Arikon oder Arkon entstanden zu seyn, nur mit Versetzung des α oder ε, nach einer andern Meinung soll der Orkan von ὁρκος und ὁρειν herkommen, d. h. ungestüm aufregen. Auf jedem Fall wäre das Wort also doch aus der griechischen Sprache entlehnt.

Digitized by Google

Als Gegengewicht gegen Sturm und Wellen dient der Ballast. Aber dafür schient die neugriechische Sprache kein eigenes Wort zu besitzen; hier ist sie im Gegentheil einmal wieder recht arm. Man nimmt dafür entweder das altgriechische Wort Herma zu Hülfe, oder das lateinische Saburra, woraus die Italiener ihre Zavorra gemacht haben, welches die Neugriechen Sabourra schreiben — oder auch das türkische Ampari, oder das italienische Stiva, vom altgriechischen Steibo, womit unsre Stampfen zusammenhängt. — Gegen das Ueberschlagen der Wellen bedienen sich die griechischen Seeleute eines Flechtwerks, aus Seegras und Weidenzweigen, wie Castellan auf seiner Seereise es selbst bemerkte (s. den 24 Brief). Diese Seitenwände oder Weidenplanken beschreibt Homer schon in der Ilias, wie auch in der Odyssee (V. 256), wo Ulyß sich ihrer bedient:

„Hierauf schirmt er die Seiten entlang mit weidenen Flechten
„Gegen die rollende Fluth."

Die gewöhnliche Bekleidung der Schiffe mit Brettern heißt Pervasi oder Peribasi. Landet nun das Schiff, so sind die Matrosen (Mariuaris oder Nautis) schnell bereit, es mittelst des Ankertaus (Palamarri) zu befestigen. Der Ruderknecht (Kopilatis) legt sogleich sein Ruder (Kopi oder Kopion) bei Seite. Alles ist in Bewegung. Die Segel (Pannia oder Armenon) werden eingezogen und das Schiff hört auf zu segeln (armenisso). Man läßt eiligst die Flaggen und Wimpel herab, mit dem italienischen Worte Bandiera oder Pantiera benannt; die Handelsflagge der Griechen heißt insbesondere Emporiki, die Flagge der Kriegsschiffe aber Polemiki. Der Wimpel heißt ebenfalls Bandiera, oder auch mit den italienischen Benennungen Fiamma und Banderuola; auch mit dem Zusatze: Bandiera ton Katarton d. h. Flagge des Mastbaums. Die Flagge wird auch Phlampouron genannt, welches aber eigentlich die Fahne oder Standarte der Landtruppen ist.

Die mit der italienischen Sprache mehr vertrauten Inselgriechen pflegen einzelne Schiffe auch wohl Partida zu nennen, anstatt Karavia. Ein Seecapitän von der Insel Ipsara erzählte von einem reichen und vornehmen Anführer eines griechischen Geschwaders, Namens Apostolou *), er besitze drei oder vier eigene Partida, und verstand darunter 3 bis 4 eigene Schiffe. Die italienische und französische Sprache gebrauchen indeß dieses Wort nicht in der Bedeutung eines Schiffes; es ist also vielmehr eine Eigenthümlichkeit der neugriechischen. Bemerkenswerth ist auch noch ein anderer Kunstausdruck der griechischen Marine: das Bugsiren nennen die alten und neuen Griechen Rymulko oder Rymulkevo, d. h. ein Schiff aus Schiffstau nehmen oder mit Seilen fortziehen. Dieses Wort ist deshalb merkwürdig, weil es eines von den wenigen ist, die in allen vier Sprachen gedieben sind und sich durch alle Zeiten erhalten haben, nämlich sowohl in der alt- und neugriechischen, als auch in der lateinischen und italienischen. Im Lateinischen heißt es remulcare, im Italienischen rimurchiare (von ῥυμὸς Seil und λκω ziehen.) Das Wort Anker ist noch merkwürdiger, denn es hat sich in mehr als sieben Sprachen erhalten, nämlich in der alt- und neugriechischen, lateinischen und italienischen, französischen und englischen, deutschen und holländischen ꝛc.

Das unentbehrlichste Instrument für den Schiffer, der Kompaß, hat bei den Neugriechen nicht weniger als drei Benennungen: Perieli oder Perigeli, Koumpasso oder Kompaso, und auch Mpousoulas, d. h. die Bousole. Von den vier Hauptwinden haben nur zwei den alten Namen behalten, nämlich: der Nordwind, Boreas oder Borelos; der Südwind, Notia oder Notos; der Westwind, Ponnente oder Dytikos (italienisch il ponente); der Ostwind, Levante oder Anatolikos Anemos (italienisch il levante). Der Nordwind heißt aber auch manchmal Tramontana oder Tramutana, mit dem bekannten italienischen Namen, und der Südwind zuweilen Ostria nach dem italienischen austro oder ostro, lateinisch auster *). Die Zwischenwinde oder die sich kreuzenden Winde werden durch Zusammensetzung der obigen gebildet, doch machen zwei davon eine Ausnahme: der Mistral und der Jnbat. Der Mistral oder Maistrai ist der Nordwestwind und heißt deswegen so, weil er im Archipel herrschend ist oder doch lange anzuhalten pflegt: der Name kommt nämlich vom italienischen il maestrale, oder il vento maestro, ein Wind, der den Meister spielt, der eine lange Herrschaft ausübt. Pouqueville nennt ihn Mistral oder le vent du mistral (Vol. I cap. 2). Eben so nennt ihn Castellan im ersten Briefe. Sie bezeichnen ihn als vent de nord-ouest; beide Reisende segelten mit diesem Winde nach dem Archipelagus. Der Jnbat ist ein gefährlicher Seewind, der im Archipel oft mit dem Landwinde wechselt: der Jnbat weht am Tage gegen das Land, der Landwind aber bei Nacht gegen die See. Man vergleiche darüber Chandlers Werk (I. cap. 1 und 48) mit Siebers und Dallaway's Reisen. Der Name kommt vielleicht vom italienischen imbatto, der Widerstand oder das Hinderniß.

Indeß die griechischen Seefahrer kümmern sich wenig um solche Hindernisse und Widerwärtigkeiten, wie Sturm und Wellen. Sie trotzen dem Feinde so hartnäckig, wie dem stärksten Orkan. Wie furchtlos sie schon von jeher gegen die Türken waren, zeigen uns mehrere Stellen in der Reise von Castellan, wenn es anders noch solcher Beweisstellen bedürfte. Im zwölften Briefe heißt es: „Unser Capitän drohte ihnen mit dem Zorne des Kapudan Pascha, allein sie kümmerten sich nicht im Geringsten darum, und es schien überhaupt, als wenn sie keine große Furcht vor den Türken hätten." Und weiterhin sagt er: „Der Furchtsamkeit auf dem Meere kann man sie durchaus nicht beschuldigen."

*) Er ist ein Mitbürger des Canaris, denn beide sind aus Ipsara. Miaulis und Sachturis sind aus Hydra.

*) Die vollständigste Uebersicht aller Windr der antiken Windrose mit ihren verschiedenen Namen giebt Korai in seiner Ausgabe und Uebersetzung des Hippokrates „von Wasser, Klima und Ortsbeschaffenheiten", wo natürlich auch die Winde zur Sprache kommen, in einer gut ausgeführten Tabelle. Es ist die so vortheilhaft bekannte gekrönte Preisschrift von Korai.

Digitized by Google

Eine eigenthümliche Gewohnheit der griechischen Seeleute ist die, daß alle Matrosen eines Schiffes an dem Gewinn und Verlust der Ladung Theil nehmen. Hierüber giebt uns der Franzose Jules David folgende interessante Schilderung: „Ihre Schiffe", sagt er, „sind treffliche Segler und ihre Schiffsmannschaften sind voll Feuer und Eifer. Sollte man es glauben, daß ihre Fahrzeuge so gut gebaut sind, daß sie an Schnelligkeit mit unseren Kriegsschiffen wetteifern? Und wie sollte auch das Schiffsvolk derselben nicht von dem lebhaftesten Interesse beseelt seyn? Denn die Schiffsmannschaften (Plöromata) fahren auf der See alle zu gleichen Theilen oder mit dem sogenannten Mertiko, wie sie zu sagen pflegen, d. h. mit einem Antheile (τὸ μερτικὸ — ils naviguent à la part — von μέρος, der Theil). Jeder Matrose hat nämlich Antheil an dem Gewinn wie an dem Verluste der Ladung, wenn dem Schiffe irgend ein Unglück zustoßt. Es folgt daraus, daß er das Schiff als gemeinschaftlich und folglich auch als sein Eigenthum betrachtet, und das ist es auch in der That theilweise. Dieß macht, daß er aus allen Kräften arbeitet. Diese Art und Weise der Schifffahrt (Nautilia) scheint mir sehr klug eingerichtet zu seyn: denn die Unternehmung zieht dadurch Nutzen von der Gewinnsucht und Begierde der Matrosen, anstatt davon Schaden zu erleiden, wie es nur zu oft bei einer bloß besoldeten Mannschaft der Fall ist. — Und nun bedenke man doch, wenn irgend ein Korsar dieses griechische Schiff angreift und es zu kapern sucht, mit welcher Entschlossenheit und mit welchem Muthe wird nicht Jeder sein Eigenthum vertheidigen! Er hält es gleichsam fest an sich gedrückt und läßt es nicht anders fahren, als mit seinem Leben. Sieht er aber einen starken Wind kommen, so fährt er auch mit sämmtlichen vollen Segeln, während andere Schiffe entweder in ihren Häfen verborgen liegen, oder es kaum wagen, mit einem kleinem Segel in die See zu stechen. Die Griechen fürchten Nichts; und warum sollten sie auch Etwas fürchten? Wenn ein leichter Wind (Aerras) plötzlich heftiger wird und sich unvermuthet ein starker Seesturm (Anemosali) erheben sollte, so haben sie bei der großen Menge von Händen die Segel schon losgebunden und die Masten schon niedergelassen, bevor noch irgend ein Unglück sich ereignen kann.

„In Hydra giebt es Seecapitäne der Griechen, welche die harten Piaster bei Millionen zählen. Auch viele andere reiche Griechen leben dort. Alle gelangten zu ihren Schätzen nur durch den Seehandel; sie haben von Natur Anlagen und Talent zur Schifffahrt, und sie wußten die politischen Umstände zu benützen. Darin stehen sie hinter keiner Nation zurück. Vor der französischen Revolution hatten sie nur eine kleine Anzahl von Schiffen, und ohne noch große Seereisen zu wagen, begnügten sie sich mit dem bloßen Küstenhandel im Archipel. Allein bald darauf begannen sie die Seereisen nach Frankreich; hier fehlte es so sehr an Getraide, daß jedes damit beladene Schiff, das nur in einem Hafen Frankreichs landen konnte, hundert Procent und noch mehr daran verdiente. Dadurch angelockt, folgten auch Ipsara und Spezzia diesem Beispiele; nun fing man auf vielen griechischen Inseln an, neue Schiffe um die Wette zu bauen. Ueberhaupt haben sich in jenem großen europäischen Kriege alle diejenigen Völker bereichert, welche die Neutralität beobachten konnten. Es ist unnöthig, zu fragen, ob der beträchtliche Handel, den Frankreich in der Türkei führte, und den man die Karavane nannte (la caravanne — καραβάνα), damals aufgehört habe. Eben jene griechischen Schiffe mußten offenbar die Stelle der Franzosen einnehmen. Die Griechen erlangten praktische Erfahrung in der Nautik; sie wurden kühn, furchtlos und verwegen, weil sie sich oft in einer Lage befanden, wo sie nicht anders als durch ihre Kühnheit hoffen konnten, einen guten Erfolg zu erlangen. Man sagt sogar, daß sie oft in Häfen eingedrungen sind, die durch englische Flotten blokirt waren, vorzüglich im spanischen Kriege.

„Wenn es daher der griechischen Nation gelingt, dereinst ihre Freiheit zu erlangen, und wenn sie die Wissenschaft mit der Praxis vereinigt, so wird sie in Zukunft zur See eine große Macht bilden. Man urtheile nur selbst: wenn sie bis zu der Stufe, wo wir sie jetzt erblicken, gelangen konnte, während sie unter dem Joche des grausamsten Despotismus seufzte, wozu wird sie denn nicht fähig seyn, wenn die Freiheit ihren Geistern erst die Schwungkraft verleiht? Niemand kann es leugnen, Griechenland hat gute Häfen *) und viel Schiffsbauholz. Der Handel wird dann bald an Ausdehnung gewinnen, der Ackerbau wird die inneren Provinzen bereichern, diese Reichthümer werden wieder machen, daß die Künste aufblühen, diese alsdann, durch den Handel begünstigt, werden auch ihn wiederum begünstigen, und hieraus wird ein ungemeiner Ueberfluß alles dessen hervorgehen, was zum Erbauen von Schiffen nöthig ist, und folglich auch eine Entwickelung der Marine, die in's Unendliche gehen wird.

„Aber werden wir jemals so große Wohlfahrt erblicken? Ich fürchte wahrlich, nein. Und die Ursache meiner Furcht ist nicht so sehr die Stärke des Friedens, als die Uneinigkeit der Griechen. Ich sehe keine Einigkeit; nein, vielmehr die Zwietracht herrscht unter ihnen, die sie nicht allein unfähig macht, irgend eine große Unternehmung zu bilden, sondern auch noch den Türken die Ausführung ihrer Plane erleichtert. Diese, so dumm sie sind, werden mit Hülfe der Rathschläge und des geborgten Verstandes der falschen Christen noch einst damit endigen können, was Gott verhüten wolle, die Griechen zu vertilgen." Diese letzteren Worte sind aus dem Munde dieses Franzosen um so wichtiger und bemerkenswerther, wenn man weiß, daß Jules David lange Zeit als öffentlicher Lehrer auf der Insel Chios lebte und also die Griechen aus eigener Erfahrung kennt. Er war ein Mitglied der dortigen griechischen Universität während der Periode der schönsten Blüthe, die der Zerstörung kurz vorherging.

(Schluß folgt.)

*) Auf Neugriechisch Limenas, Limin oder Limionas; auch mit dem italienischen Worte Skala, so heißt er im Archipel, nach Barthelby S. 193 dann auch mit dem französischen Worte la crique, der Kreek, nach Castellan im 17 Briefe.

Digitized by Google

Memoiren der Kaiserin Josephine.

Reich an wichtigen Aufschlüssen, wenn auch weniger unterhaltend, als seine Vorgänger, ist der im Sommer dieses J. erschienene dritte Band der „Memoiren über die Kaiserin Josephine" — Mémoires s.r l'impératrice Josephine, ses Contemporains, la Cour de Navarre et de la Malmaisan (Paris et Landres, 1829. 8) — größtentheils aus Briefen bestehend, die von Josephine in den verschiedenen Perioden ihres ereignißvollen Lebens geschrieben wurden, während sie die Gemahlin des Hrn. von Beauharnais und darauf seine Wittwe, dann die Gemahlin Bonaparte's und endlich eine geschiedene Kaiserin war. Das merkwürdigste Aktenstück in dieser ganzen Sammlung ist ohne Zweifel das Schreiben, in welchem sie eine vertraute Freundin um ihren Rath in Bezug auf den Heiratsantrag bittet, den Bonaparte, damals noch Brigadegeneral, der Frau von Beauharnais gemacht hatte.

„Man wünscht, daß ich mich wieder verheirate, meine geliebte Freundin. Alle meine Freunde rathen es mir, meine Tante befiehlt es mir fast, und meine Kinder bitten mich darum. Warum sind Sie nicht hier, um mir Ihre Meinung über eine so wichtige Angelegenheit mitzutheilen, mich zu überzeugen, daß ich meine Zustimmung zu einer Verbindung nicht verweigern darf, die mich aus den Unannehmlichkeiten meiner gegenwärtigen Lage ziehen muß? Ihre Freundschaft, von der ich bereits so viele Vortheile gezogen habe, würde Sie scharfsichtig für meine Interessen machen; und ich würde unbedenklich mich entschließen, sobald Sie nur gesprochen hätten. Sie haben den General Bonaparte in meinem Hause gesehen. Er ist es, welcher der Vater der Waisen Alexander's von Beauharnais, der Gemahl seiner Wittwe, werden will. „Lieben Sie ihn?" ist Ihre erste Frage. Ich weiß nicht — nein! „Er ist Ihnen also zuwider?" Das auch nicht; aber ich bin in einer launischen Stimmung, welche mir unangenehm ist, und welche die Frommen ja in Religionssachen als das Allerverabscheuungswertheste betrachten. Da die Liebe eine Art Religion ist, so sollte in dieser Beziehung mein Gefühl ganz anders seyn, als es ist; und eben deshalb wünsche ich Ihren Rath, der auf einmal die beständige Unentschiedenheit meines schwachen Charakters bestimmen würde. Immer ist es meiner creolischen Trägheit, die sich gern der Entscheidung Anderer unterwirft, beschwerlich erschienen, über irgend Etwas selbst zu einem Entschlusse zu kommen. Ich bewundere den Muth des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse, die in der That alle Gegenstände umfassen, da er über Alles gleich gut spricht, die Geistesgegenwart, die ihn in den Stand setzt, die Gedanken Anderer zu errathen, ehe sie noch ausgesprochen sind; aber ich gestehe, daß die Herrschaft, die er über alle seine Umgebungen üben zu wollen scheint, mich erschreckt. Sein forschender Blick hat etwas Unerklärliches, was selbst das Directorium in Verlegenheit setzt; urtheilen Sie, ob es nicht ein Weib einschüchtern muß? Ja das, was mir am Meisten gefallen sollte, die Kraft der Leidenschaft, die er mit einer Wahrheit ausspricht, welche keinen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit zuläßt, ist gerade das, was mich immer zurückhält, wenn ich im Begriff bin, meine Einwilligung zu geben. Da ich nicht mehr in der Blüthe meiner Jugend bin, kann ich hoffen, eine so heftige Neigung, die von Seiten des Generals einem Anfalle von Wahnsinn gleicht, lange zu fesseln? Und wenn er aufhört mich zu lieben, nachdem wir mit einander vereinigt sind, wird er mir nicht vorwerfen, was er für mich gethan hat? Wird er es nicht bereuen, keine glänzendere Heirat gemacht zu haben? Was soll ich dann antworten? Was soll ich thun? Ich werde weinen. „Ein schöner Trost!" rufen Sie aus. Mein Gott, ich weiß, daß es nichts hilft, aber es ist immer mein einziges Hülfsmittel gewesen, wenn mein armes Herz verwundet wurde. Schreiben Sie mir bald und stehen Sie nicht an, mich auszuschelten, wenn Sie meinen, daß ich Unrecht habe. Sie wissen, daß Alles, was von Ihnen kommt, wohl aufgenommen wird. Barras versichert mich, daß wenn ich den General heirate, er für ihn den Oberbefehl über die Armee in Italien erhalten will. Gestern, als Bonaparte mit mir über diese Begünstigung sprach, über welche, obwohl Sie noch nicht einmal verliehen ist, seine Waffenbrüder bereits murren, sagte er: „Glauben Sie, daß ich Protectionen nöthig habe, um mich emper zu schwingen? Eines Tages werden sie alle nur zu glücklich seyn, wenn ich ihnen die meinige ertheile. Mein Degen hängt an meiner Seite, und mit ihm will ich mir meinen Weg bahnen?" Was sagen Sie zu dieser Sicherheit des Erfolges? Ist es nicht der Beweis eines Selbstvertrauens, welches nur in einer übertriebenen Selbstliebe seine Quelle haben kann? Ein Brigadegeneral die Häupter des Staates protegiren! Ich weiß nicht wie dieß möglich ist, aber zuweilen dringt mich diese absurde Zuversicht auf den Glauben, daß Nichts unmöglich sey, was dieser sonderbare Mann sich in den Kopf setzt. Wir sehnen uns alle nach Ihnen und trösten uns über Ihre lange Abwesenheit nur, indem wir beständig von Ihnen sprechen und jeden Schritt verfolgen, den Sie in dem schönen Lande thun, welches Sie durchreisen. Wenn ich darauf rechnen könnte, Sie in Italien zu finden, so würde ich morgen heiraten, unter der Bedingung, den General begleiten zu dürfen. Aber wir würden uns vielleicht unter Weges verfehlen und so halte ich es für klüger, Ihre Antwort abzuwarten, ehe ich einen Entschluß fasse. Beeilen Sie dieselbe, aber noch mehr Ihre Rückkunft! Madame Tallien beauftragt mich, Ihnen zu schreiben, daß Sie von ihr zärtlich geliebt werden. Sie ist noch immer schön und freundlich; allen ihren unermeßlichen Einfluß gebraucht sie nur, um den Unglücklichen zu dienen, die sich an sie wenden, und ihren Wohlthaten den Schein einer Verbindlichkeit zu geben, die man ihr auferlegt. Ihre Freundschaft für mich ist warm und aufrichtig. Die meinige für sie kommt der gleich, die ich für Sie empfinde; und ich kann Ihnen keine bessere Vorstellung von der Liebe geben, die ich zu ihr habe. Hortense wird täglich liebenswürdiger. Ihre reizende Gestalt fängt an sich zu entwickeln, und wenn ich Lust hätte, so fände ich darin eine schöne Veranlassung, die unangenehmsten Betrachtungen über diese abscheuliche Zeit anzustellen, welche die Einen immer nur auf Kosten der Andern begünstigt. Zum Glück habe ich an andere Dinge zu denken und ich gehe leicht über alle düstern Gedanken der Gegenwart hinweg, um in einer Zukunft zu verweilen, welche mir das höchste Glück verspricht, da wir bald wieder vereinigt seyn werden, um uns nicht wieder zu trennen. Wenn diese Heirat mich nicht plagte, so würde ich allen Unannehmlichkeiten zum Trotz heiter und vergnügt seyn; so lange diese Sache aber nicht entschieden ist, werde ich keine Ruhe haben. Ist sie einmal abgemacht, auf welche Weise dieß auch sey, so werde ich mich

Digitized by Google

zu faſſen wiſſen. Ich bin gewohnt zu leiden; und wenn ich zu neuem Kummer beſtimmt ſeyn ſollte, ſo denke ich, daß ich auch dieſen ertragen werde, wenn mir nur meine Kinder, meine Tante und Sie bleiben. Wir ſind übereingekommen, die Schlußformeln unſerer Briefe zu unterdrücken; Adieu alſo meine Freundin!

Ein Dorf in Arabien.

Das Dorf Ras el Kora — ſagt ein bereits öfter erwähnter Reiſender — mit ſeiner Umgegend iſt die ſchönſte Stelle im Hedſchas und maleriſcher und reizender, als irgend ein anderer Punkt, den ich ſeit meiner Abreiſe vom Libanon geſehen habe. Der Scheitel des Dſchebel Kora iſt flach, doch liegen große Granitmaſſen über denſelben zerſtreut, deren Oberfläche, gleich jener der Granitfelſen am zweiten Nilcataracte, durch die Sonne geſchwärzt iſt. Mehrere kleine Bäche fallen von dieſem Gipfel herab und bewäſſern die Ebene, die mit grünen Feldern und großen ſchattigen Bäumen in der Nähe der Felſen bedeckt iſt. Für den, der nur den traurigen ſengenden Sand der niederen Gegenden des Hedſchas geſehen hat, iſt dieſer Schauplatz eben ſo angenehm überraſchend, als die ſchneidende Luft, die hier oben weht, erfriſchend iſt. Man findet hier viele der edleren Obſtbäume Europas, Feigen, Apricoſen, Pfirſiche, Aepfel, die egyptiſche Syeomore, Mandeln, Granaten, beſonders aber Reben, die einen köſtlichen Wein liefern; dagegen ſieht man keine Palmen und nur wenige Dekelbäume. Die Felder bringen Waizen, Gerſte und Zwiebeln; da aber der Boden ſteinig iſt, ſo gedeihen ſie nicht ſo gut als das Obſt. Jedes Beet, wie man die Felder hier nennt, iſt von einer niedern Mauer eingeſchloſſen und iſt das Eigenthum eines Hodhéyl-Beduinen. Als Othman el Medhayf Tayf dem Scherif abnahm, wurde dieſe Ortſchaft zerſtört, die Felder zu Grunde gerichtet, und viele Mauern ſind ſeit jener Zeit noch nicht wiederhergeſtellt worden. Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde lang durch dieſen entzückenden Diſtrict gezogen, machte ich, gerade als die Sonne aufging, während alles Laub und jedes Blatt mit balſamiſchem Thau bedeckt war und jeder Baum und jeder Strauch den lieblichſten Duft ausſtrömte, an dem größten der Bäche Halt, die obwohl nicht mehr als zwei Schritt breit, an ihren Ufern einen grünen Alpenraſen nähren, wie der mächtige Nil mit aller ſeiner üppigen Fruchtbarkeit ihn nicht hervorbringen kann. Einige Araber brachten uns Mandeln und Roſinen, wofür wir ihnen Biſcuits gaben; Trauben konnten wir jedoch nicht erhalten, obwohl ſie reif waren, weil ſie allgemein noch an dem Stock an Kaufleute von Tayf verkauft werden, die ſie nach Mekka ausführen und bis zur Weinleſe durch ihre eigenen Leute ſorgfältig bewachen laſſen. Hier war ein türkiſcher Soldat, dem man aus Schmeicheley den Titel eines Aga beilegte, aufgeſtellt, um die Vorräthe, die von der nächſten Station kamen, nach Tayf zu ſenden. Ich demerkte mit einiger Verwunderung, daß nicht ein einziges Luſthaus auf dieſer Hochebene angelegt war. Früher hatten die Kaufleute von Mekka ihre Landſitze zu Tayf, das in einer eben ſo traurigen und wüſten Gegend liegt, als dieſe angenehm und entzückend iſt; aber Niemand dachte daran, auch nur eine Hütte hier zu bauen: ein neuer Beweis für die Meinung, die ich lange gehabt habe, daß die Orientalen und beſonders die Araber viel weniger Sinn für Naturſchönheiten haben, als Europäer. Das Waſſer von Ras el Kora iſt in dem ganzen Hedſchas ſeiner Vortrefflichkeit wegen berühmt. So lange Mohammed Ali aus Egypten — bei ſeiner Expedition gegen die Wechabiten — zu Mekka und Dſchedda blieb, empfing er regelmäßige Sendungen von Nilwaſſer, in großen zinnernen Gefäßen; als er an dieſen Ort gelangte, fand er, daß das Waſſer deſſelben würdig ſey, die Stelle von jenem zu erſetzen; und es kam täglich ein Kamel von Tayf, eine Ladung davon zu holen.

Die Häuſer der Hodheyls, denen dieſe Pflanzungen gehören, ſind in Gruppen zu vier oder fünf über die Felder zerſtreut. Sie ſind klein, von Stein oder Lehm und mit mehr Geſchick gebaut, als man von den rohen Händen der Beſitzer erwarten ſollte. Jede Wohnung hat drei oder vier Zimmer, die durch einen kleinen offenen Raum von einander getrennt gewiſſermaſſen jedes eine beſondere Hütte bilden. Dieſe Gemächer erhalten ihr Licht nur durch den Eingang; ſie ſind reinlich und hübſch, und enthalten die gewöhnlichen Geräthſchaften der Beduinen: einige ſchöne Teppiche, wollene und lederne Säcke, eine Anzahl hölzerner und irdener Gefäße und eine Flinte, auf die man nicht geringe Sorgfalt verwendet, indem ſie beſtändig in einem ledernen Ueberzuge gehalten wird. Des Nachts ruhte ich auf einer großen, wohlgegerbten Kuhhaut, meine Decke beſtand aus zierlich zuſammengenähten Schaafellen. Die Hodheyl's erzählten mir, daß ſie, bevor die Wechabiten kamen und ſie zwangen, einen Tribut von ihren Feldern zu entrichten, keine Grundſteuer kannten; ſondern im Gegentheil jährlich Geſchenke von dem Scherif und von allen Meckawys empfingen, die auf dieſem Wege nach Taif gingen. Ras el Kora erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten ungefähr zwei und eine halbe oder drei engliſche Meilen weit und hat ungefähr eine Meile in der Breite. Nach den Angaben der Araber ſind viele Stellen weiter ſüdwärts, wo andere Beduinenſtämme, gleich den Hodheyl's, den Boden bauen, eben ſo fruchtbar und reizend, als Ras el Kora.

Burckhardt's Travels in Arabia.

Stendhal's Spaziergänge in Rom.

Ein neues Werk des Verfaſſers von „Rom, Florenz und Neapel" — einer recht intereſſanten Reiſebeſchreibung beiläufig, in der man Alles, nur Nichts über die Städte, die auf dem Titelblatte benannt werden, ſuchen darf — bedarf kaum einer Beurtheilung; wer irgend einmal Etwas von Hrn. von Stendhal geſehen oder geleſen hat, weiß auch bereits ziemlich genau, was für alle Zukunft von ihm zu erwarten iſt: geiſtreiche, aber flüchtige Beobachtungen, verſtändige, aber eben ſo oft falſche, als neue Reflexionen und einige Scherze und Bonmots, die man mit Vergnügen anhört und wieder vergißt, wenn ſie gut, und denen man unbekümmert den Rücken kehrt, wenn ſie ſchlecht ſind. Alles dieß iſt denn auch in Stendhals Spaziergängen in Rom — Promenades dans Rome (Paris chez Delaunay 1829) — zu finden, zwei ſtarken Bänden in Octav, mit denen wir nichts Beſſeres anfangen zu können glauben, als indem wir einige Stellen daraus unſeren Leſern zum Beſten geben.

Meuchelmorde. Der Tod des Pabstes. Der italienische Adel. Die Geistlichkeit.

Diese Nacht haben wir zwei Meuchelmorde gehabt. Ein Fleischer, noch kaum aus den Knabenjahren heraus, hat seinen Nebenbuhler erdolcht, einen jungen Menschen von vier und zwanzig Jahren, der sehr schön seyn soll — wie mir der Sohn meines Nachbars sagt, der mir diese Neuigkeit erzählt. „Aber sie waren alle beide — setzt er hinzu — aus dem Quartier bei Monti, das sind furchtbare Menschen.“ — Man darf nicht vergessen, daß dieß Quartier zwanzig Schritt von uns ist, in der Gegend von Santa Maria Maggiore. Aber in Rom ändert der Zwischenraum eines öffentlichen Platzes die Sitten.

Der andere Mord hat bei St. Peter unter den Transteverinern Statt gefunden. Dieß ist gleichfalls eine übel berüchtigte Gegend, mit der ich indessen meines Theils sehr zufrieden bin; man findet dort Energie, d. i. die Eigenschaft, welche vor allen anderen dem neunzehnten Jahrhundert mangelt. Man hat in unseren Tagen das Geheimniß gefunden, muthvoll und tapfer zu seyn, ohne Energie des Charakters. Niemand hat die Kraft, Etwas zu wollen, unsere ganze Erziehung ist darauf berechnet, diese Fähigkeit zu lähmen. Die Engländer allein wissen vielleicht, wie man es anfängt, Etwas zu wollen; aber es kostet sie nicht geringe Anstrengung, zuweilen dem Geiste unserer modernen Civilisation Gewalt anzuthun: ihr ganzes Leben ist ein beständiger Kampf mit derselben.

Unter den niedern Ständen in Rom vertritt ein Messerstich die Stelle eines Faustschlages. Tambroni sagte uns, daß es in den päbstlichen Staaten unter der Regierung Pius VI von 1775 bis 1800 achtzehntausend Meuchelmorde gegeben habe, also ungefähr einen auf jeden Tag. Die Grausamkeit der napoleonischen Gesetze, um mit dem Cardinal N. zu reden, hatte diese üble Gewohnheit sehr beschränkt. In Rom gilt das Mitleiden nie dem Ermordeten, sondern dem Mörder, den man in das Gefängniß führt; und wenn die fromme rückwärtsschreitende Regierung, welche auf den Cardinal Consalvi folgte, hier und da dem Volke gefällt, so ist der einzige Grund der, daß sie die Todesstrafe selten für ein anderes Verbrechen zuerkennt, als für den Carbonarismus. Pinelli, der junge Nachbar, der mir alle diese Dinge erzählt, wirft, während er mit mir spricht, die Frage auf, ob der Fleischer Recht oder Unrecht gehabt habe, seinen Nebenbuhler zu tödten. Dieser, sagt er mir im vollen Ernst, war bereits mehrere Male gewarnt worden, daß ihm ein Unglück begegnen würde, wenn er sich zu häufig bei ihrer Geliebten sehen ließe u. s. f.

Um mit Pinelli, der eine sehr hübsche Sammlung von spanischen Waffen besitzt, vertrauter zu werden, zeigte ich ihm meine Pistolen. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich in meiner Heimat einem meiner Verwandten behülflich gewesen wäre, sich eines Feindes zu entledigen, daß dieser Unfall mich nach Rom geführt hätte. u. s. w. Diese Geschichte setzte mich in wenigen Stunden in dem ganzen Hause in nicht geringe Achtung. Nichts ist so unterhaltend, als eine recht arbeme Lüge durchzuführen; auf diese Weise kann man selbst den langweiligsten Menschen sich zu Nutze machen, was indessen auf Pinelli keine Anwendung findet.

Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich nach langen Bemühungen einen Barbier gefunden habe, der jung und geschwätzig ist; ich verlangte durchaus einen Transteveriner und ich muß ihn sehr theuer bezahlen. Jede Arbeit ist für den echten Römer etwas so Widernatürliches, daß es mächtiger Beweggründe bedarf, ihn zu vermögen, sich alle Tage in Ungelegenheiten zu setzen. Die Transteveriner wollen von den alten Römern abstammen. Nichts ist weniger wahrscheinlich; aber dieser große Name giebt ihnen Selbstbewußtseyn, einen erzwungenen Adel. Mein Barbier ist sehr stark, obgleich er noch sehr jung ist, was man in Rom häufig sieht; er glüht vor Kraft und Gesundheit. Die größte Lächerlichkeit in den Augen dieser Leute wäre es aber, sich auf die Rechnung des Pabstes, ihres Fürsten, irgend einer Gefahr auszusetzen. Sie betrachten ihren Fürsten, wer dieß auch sey, als ein sehr mächtiges, glückliches, boshaftiges Wesen, mit dem man es nicht vermeiden kann, in einem gewissen Vernehmen zu stehen. Von Nichts spricht man so gern, als von seinem Tode; man erwartet ihn, man freut sich auf ihn, bis auf einige Melancholiker, welche sagen: der Nachfolger wird noch schlimmer seyn. Nur Pius VII machte eine Ausnahme, wegen seines großen Charakters, oder vielmehr wegen der großen Unglücksfälle, die ihn betroffen haben.

Wenn mein junger Barbier mir irgend eine Albernheit erzählt, über die er sich beklagt, so vergißt er nie, hinzuzufügen: Che volete, signore! siamo sotto i preti!

Das Volk bewundert und beneidet einen Borghese, einen Aldani, einen Doria — d. h. einen römischen Prinzen, der sehr reich und sehr bekannt ist, dessen Vater und Großvater er gesehen hat; aber nie zeigt er diese ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, mit welcher der Engländer in seinem Journal die Anzeige von dem Rout dieses Lords, oder dem großen Diner aufsucht, welches jene Dame einer ausgewählten Gesellschaft gegeben hat. Diese Verehrung für die höheren Stände wäre hier der Gipfel der Niederträchtigkeit und der Lächerlichkeit. Der Römer ist den Sitten der Republik viel näher als der Engländer, und meinem Urtheil nach ist er viel mehr Mensch; um ihn zu vermögen, sich eine Erniedrigung gefallen zu lassen, muß man ihn tüchtig bezahlen und argent comptant.

Von diesem großen Lobe nehme ich alle jene Herren aus, die, mit mehr als 2000 Scudi Einkünften geboren, durch die Eitelkeit und Etikette aber vielmehr durch die Gesellschaft der Lakaien verdorben sind. Man kann sich in Paris keine Vorstellung von den Schmeicheleien machen, mit denen das Kind eines römischen Marquis von seinem zweiten Jahre an überhäuft wird; es wäre genug, um einen Arioft zum Dumkopf zu machen. Man versteht hier erst das Wort Johnsons in Bezug auf die erstgebornen Söhne der Pairs in England. „Das Recht der Erstgeburt hat den großen Vortheil, daß es nur einen Esel in jeder Familie macht.“

28 Februar. Diesen Abend gab bei Gherardo de Rossi der Abbé Vitelleschi uns über die Unwissenheit und Schwäche der römischen Prinzen und Cardinäle Details, die unglaublich waren. Der Cardinal Spina, der zugegen war, wollte närrisch werden vor Lachen, sprach aber kein Wort. Unter Pius VII, noch mehr aber seit dem Tode dieses Pabstes werden die Römer in der umgekehrten Ordnung regiert; nur die Dummsten erhalten alle Stellen und alle Auszeichnungen. Da diese Taugenichtse es fühlen, daß man sich über sie lustig macht, so werden sie leicht grausam; doch hält der Dolch des Carbonarismus sie in den Schranken. Das Volk glaubt

Digitized by Google

in seinem Unwillen reif für die Republik zu seyn. Diese Regierungsart, sagte ich eines Tages zu meinen Freunden, wäre für Euch gerade die schlimmste; denkt nur daran, daß Robespierre, Marat, und die übrigen Ungeheuer der Schreckenszeit durch die schwache und milde Regierung Ludwigs XVI gebildet worden waren. Dieser aufrichtigen Sprache wegen hätt man mich für einen Aristocraten; und doch war erst vor einem Monat der eifrigste meiner Republikaner entzückt, als der Unterstaatssecretär ihm eine Sammlung von Kupferstichen zugeschickt hatte, um ihn für ein Sonnet zu Ehren des Pabstes zu belohnen.

Reise in Calabrien.

Die neapolitanischen Provinzen Basilicata und Calabria citeriore gehören zu den am Wenigsten bekannten Gegenden Italiens, indem sie wegen des gänzlichen Mangels an fahrbaren Straßen von Reisenden beinahe gar nicht besucht werden; um so willkommener muß daher dem Naturforscher, so wie dem Geographen das vor zwei Jahren erschienene Werk von drei neapolitanischen Gelehrten seyn, welche im Jahre 1826 eine wissenschaftliche Reise in jene Landschaften unternahmen und die Resultate ihrer Expedition unter dem bescheidenen Titel: Viaggio in alcuni luoghi della Basilicata e della Calabria citeriora, effettuato nel 1826 da L. Petegna, G. Terrone e M. Tenora (Napoli, 1827, 8) bekannt machten.

Diese Herren begannen ihre Reise von Neapel aus, indem sie die prächtige Consularstraße von Portici einschlugen. Von hier gelangten sie zu der Torre dell' Annunciata, wo der Vesuv ein so herrliches Schauspiel bietet, und wo sie viele Manufacturen fanden, worunter eine Gewehrfabrik und die Gießerei, in welcher die schönen Statuen gegossen werden, welche die neue Kirche des heiligen Franziscus von Paola schmücken sollen. Von Torre dell' Annunciata kamen sie nach Salerno, der Hauptstadt des Fürstenthum's Salerno und einst der normannischen Herrschaft in Unteritalien; von hier nach Eboli und Auletta, wo die Straße immer mehr den Reiz zu verlieren anfängt, den sie bisher in den lachenden Gefilden um die Hauptstadt Salerno gehabt hatte. Dagegen bot das Thal von Diano, unfern von Auletta, dem Botaniker eine reiche Ernte, in Asphodelus creticus, salvia Tenorii, anchusa italica, onopordon illyricum und campanula fragilis glabra und hirsuta. Lagonero, wohin die Straße von Auletta führte, ist der Hauptort eines großen, aber wenig angebauten Districtes. Nur der Wein, den schon Plinius rühmt, ist vortrefflich. Von Lagonero ging es über die Berge nach Lauria und Rosso, wo der Lathyrus sativus Teo. als Futterkraut gebaut wird. In der Nachbarschaft sieht man auch aruodo festucoides und hedysarum coronarium, die auf dem Thonboden Calabriens in Ueberfluß vorhanden sind. Von Lauria aus geht die Straße durch lachende und wohlangebaute Felder und fruchtbare Weingärten; auf den benachbarten Bergen fanden die Reisenden die ononis oligophylla und papilio urtica. Auf dem Wege, der nach Castelluccio führt, sieht man das alte Laus, wo unter anderen weniger berühmten Städten einst Laviaium, jetzt Laina und Thebe Lucana blühten, von denen man noch auf den Feldern zerstreute Ruinen und andere Ueberreste bemerkt. Von Rotonda bis Rubbia und Pollino ist die Landschaft eine ausgedehnte wohlangebaute Ebene, die von den Bewohnern mit vielem Fleiße bewässert wird. Hier wurde geranium pyrenaicum, ranunculus bruttius, aconitum pyrenaicum gesammelt; auch begegnete der Scarabeus cylindricus, den man bisher nirgend in Europa außer in den nördlichsten Wäldern Schwedens gesehen hatte. Unter den Bergen, welche diese Hochebene umgeben, sind die bedeutendsten la Coppola di Paria, der Berg von Pollino und der Crispo, alle reich an seltenen Alpenpflanzen, wie rumex alpinus, phleum alpinum, plantago bruttia, und viele anderen, von denen wir nur crocus vernus neapolitanus und crocus imperialis nennen wollen, welche von den Botanikern bisher als das ausschließliche Eigenthum von zwei völlig verschiedenen Gegenden betrachtet wurden. Von Dolenborme, welches eine der Höhen dieses Gebirgs ist, bis Castrovillari, einem kleinen, aber volkreichen Dorf auf einer Höhe, von welcher man ganz Calabrien von Cassano bis zum jonischen Meer übersieht, wechseln die pittoreskesten Landschaften. Von Castravillar führt eine bequeme Straße nach Tarsia und von da längs der Küste nach Cosenza. Diese Stadt ist die Hauptstadt von Calabria citeriore und liegt am Fuße der Apenninen mitten in einer fruchtbaren Ebene, die sich jedoch nicht weit vom Meere entfernt. In der Nähe von Cosenza sind viele Fabriken von Reglissensaft, in denen viele Tausend Menschen ihre Nahrung finden. Merkwürdig ist auch ein Futterkraut, die sulla, die auf dem Thonboden von Calabrien wild wächst und, da sie keiner besondern Pflege bedarf und auf den unfruchtbarsten Feldern fortkommt, vielleicht manchem Landwirthe zu empfehlen wäre. Von Cosenza wandten sich die Reisenden nach dem Monte Cuenzo, und nachdem sie hier einige Zeit verweilt hatten, schlugen sie den Rückweg nach Neapel ein.

Die periodische Presse in Frankreich.

Nach französischen Blättern werden gegenwärtig in Paris 152 literarische, wissenschaftliche und religiöse, und 17 politische Journale herausgegeben, im Ganzen also 169. Von diesen sind 151 constitutionell, oder, wie es hier heißt, liberal, die achtzehen übrigen strenger monarchisch. Die 151 constitutionellen Journale haben 197.000 Subscribenten, 1,500,000 Leser und bringen den Herausgebern jährlich 1,155,200 Francs; die achtzehen anderen haben 21,000 Subscribenten und 192,000 Leser, mit einem Ertrage von 437,000 Francs. Die bedeutendsten dieser Journale sind: Moniteur, das officielle Blatt, 2,500 bis 4000 Subscribenten, meist Staatsbeamte; Constitutionnel, 18,000 bis 20,000 Subscribenten; Jouenal des Debats 13,000 bis 14,000 S.; Courrier Francais 4,500 S.; Journal du Commerce 3,500 S.; Gazette de France 7000 S.; Quotidienne 5000 S.; Messager des Chambres — seit dem neuen Ministerium zu der liberalen Opposition übergetreten — 2,500 S.; Rouveau Journal de Paris 1000 bis 1500 S.; Tribune des Departemens 100 S. — Die Gesammtzahl der Journale, welche in den Provinzialstädten herausgegeben werden, mit Ausschluß der bloßen Intelligenzblätter, ist 75, von denen 66 konstitutionell sind und sich allein durch die Theilnahme ihrer Subscribenten erhalten. Eines, des Mémorial de Toulouse, bezieht Unterstützungen von dem Erzbischof dieser Diöcese; vier sollen aus den geheimen Fonds der Jesuiten bezahlt werden, die vier übrigen monarchischen Provinzialblätter besitzen geringen Einfluß.

Le Compilateur.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 279. 6 October 1829.

Die Kirchenmusik der Könige von Frankreich.

Von Robert dem Frommen bis auf Ludwig XII.

Der König Robert (mit dem Beinamen der Fromme, obgleich er excommunicirt worden war) erschien oft selbst unter den Sängern seiner Kapelle. Man sah ihn im seidenen Chormantel, die Krone auf dem Haupte, mit Geberden und Stimme den ganzen Chor beleben und mit dem Zepter den Takt dazu schlagen. Er componirte selbst geistliche Lieder, Sequenzen und Recitative. Einige der letztern werden noch jetzt in einigen Kirchen gesungen. Die bekanntesten sind Judaea et Jerusalem nolite timere auf das Weihnachtsfest; Cornelius centurio auf das Fest des heiligen Petrus; O constantia martyrum zur Ehre der Märtyrer. Er begann letzteres, um seiner neuen Gemahlin Constantia, einer stolzen, herrschsüchtigen Frau, zu willfahren, welche durchaus der Gegenstand einer seiner Compositionen seyn wollte. Da sie nicht Latein verstand, ließ sie sich durch den Anfang täuschen und glaubte wirklich, daß dieses Stück ihr Lob besinge. Wie Platin und Justus Lipsius uns versichern, belohnte der Himmel Robert auf eine wunderbare Weise, und sein unermüdlicher Eifer zum Lobe Gottes war für ihn eine Quelle der Gnade. Ein einziges Beispiel genüge uns. Robert belagerte Melun, und die Veste leistete einen unbesiegbaren Widerstand. Katapulten und Sturmböcke vermochten nicht, die Ringmauern niederzuwerfen. Da der gute König sah, daß die Kunst seiner Ingenieure und die Tapferkeit seiner Franzosen Nichts gegen diesen Platz ausrichtete, zog er sich in sein Zelt zurück und begann mit seinen Kaplanen aufs Tapferste die Breviergebete abzusingen. Die ersten Strophen waren kaum defilirt, als die Mauern des neuen Jericho krachend zusammenstürzten, und Melun, seiner Schutzwehren beraubt, sich auf Gnade und Ungnade ergab.

Der Bischof von Senlis, Guerin, stellte das französische Heer auf dem Felde von Bovines zur Schlacht. Philipp August kannte die kriegerischen Talente dieses Prälaten; und die geschickte und kluge Art, wie er sich dieser Sendung entledigte, rechtfertigte die Wahl des Monarchen vollkommen. Da die Bischöfe mit solchem Beispiele vorangingen, durften ihre Kleriker nicht zurückbleiben. Wilhelm der Bretagner, Kaplan des Königs, stimmte im letzten Gliede hinter diesem Fürsten mit voller Stimme den Psalm Benedictus Dominus Deus meus, qui docet — an und sang ihn mit einem seiner Geistlichen von Anfang bis zu Ende durch. Das Exsurgat Deus folgte, und der geistliche Gesang, von kriegerischen Fanfaren begleitet, erfüllte die Kämpfer mit Heldenmuth. Ein anderer Kaplan starb ruhmvoll mit den Waffen in der Hand.

Im Jahre 1234 vermählte sich Ludwig IX mit Margareta, der ältern Tochter Raymond Berengers, Grafen von der Provence. Die Vermählung ward mit großem Pomp gefeiert, und der Aufwand der Hoffestlichkeiten belief sich auf 2500 Livres. Außer dieser Summe rechnet man noch 100 Thaler, die der König unter die Provenzalen vertheilte, und gegen 40 Thaler für die Musik. Als der König den Kreuzzug antrat, folgte ihm seine Kapelle. Er schiffte sich den 25 August 1248 zu Aiguesmortes ein. „Als die Geistlichen und die Troubadours in das Schiff getreten waren", erzählt Joinville, „rief der Schiffsherr ihnen zu: Chantez, de par Dieu! und sie sangen wie mit einer Stimme: Veni creator spiritus!"

Nach seinen Unfällen und seiner Gefangenschaft beschloß Ludwig die heiligen Orte zu besuchen. Man stellte ihm aber vor, daß es dem größten Könige der Christenheit nicht gezieme, Jerusalem anders zu betreten, als nachdem er es aus den Händen der Ungläubigen befreit hätte. Dieser Grund wirkte, es wurden reiche Geschenke dahingeschickt und der König begab sich auf die Pilgerfahrt nach Nazareth. Er kam daselbst am Abende vor dem Feste der Verkündigung Mariä an und fastete, obgleich von der Reise sehr ermüdet, bei Wasser und Brod. „Le lendemain", berichtet Nangis, comme dévotement il fit chanter la messe, et solemnement glorieuses vespres et matines, et tout le service à chant et à déchant *) à ogre et à treble **); à l'autel où il augres fit l'annonciation à la vierge Marie fut la messe chantée, et illecques reçut moult dévotement son sauveur."

König Philipp VI ließ sich, sobald er angekleidet war, sein Brevier bringen, einer seiner Kaplane half ihm sodann seine Gebete recitiren. Um acht Uhr ging er in die Kirche, um dem feierlichen Meßgesange beizuwohnen; seine Kapelle war mit Sängern, Musikern auf's Beste bestellt. — Karl V wünschte noch

*) Verschiedene Gesangabschnitte.

**) Mit Orgel und Saiteninstrumenten.

auf dem Todtenbette eine Messe mit Gesang und Degelspiel zu hören.

Ein Verein, wie ihn nur die üppigste Phantasie ersinnen mochte, entstand unter der Regierung Karls VI. Es ist ganz in der Ordnung, daß die Musiker einen Theil des Hofs der Liebe (cour amoureuse) bildeten; aber unter den zahlreichen Beamten, welche zu den verschiedenen Classen dieses Hofes gehörten, findet man auch Lehrer der Theologie, Kaplane, Großvicare, Pfarrer, Stiftsherren von Paris und den Hauptstädten Frankreichs. „Eine monströse Versammlung", sagt Villaret, „die ganz die Entartung eines edlen Zeitalters charakterisirt, das nicht einmal die so leichte Kunst verstand, wenigstens mit Anstand lasterhaft zu seyn." Karl VI hatte den Verstand verloren, aber seine Narrheit erstreckte sich nicht auf die Musik. Zwei Päbste theilten sich in die geistliche Herrschaft; der zu Rom behauptete, Gott strafe den König von Frankreich mit Wahnsinn, weil er den Gegenpabst zu Avignon unterstütze; dieser versicherte, der Himmel zürne, weil der König sein eidliches Versprechen, den römischen Gegenpabst zu stürzen, nicht erfülle.

Ludwig XI vermehrte die Zahl seiner Kaplane; die Privatandachten dieses Königs erforderten einen häufigen Dienst; fünf neue Kaplane mußten jeden Tag die Messen des Kreuzes, der Geburt, des St. Claudius, des St. Martin und des St. Hubertus lesen. Auch das Corps der Sänger und der Musiker wurde sehr vermehrt. Ludwig hatte sich lange Zeit an dem glanzvollen Hofe der Herzoge von Burgund aufgehalten, deren Kapelle und Hofhaltung mächtigeren Souveränen zum Muster dienen konnte. Der König, der sich mit seiner Frömmigkeit brüstete, glaubte seinen Vasallen an kirchlichem Gepränge nicht nachstehen zu dürfen. Unter den bei der Kapelle der Herzoge von Burgund angestellten Individuen findet man sechs Kellner. Es scheint, diese Herzoge wollten dafür sorgen, daß ihre Musiker nicht trockene Kehlen bekämen. Ludwig belehnte die heilige Jungfrau mit der Grafschaft Boulogne, und betete oft und sehr inbrünstig zu ihr; der mit dem Blute seiner Unterthanen befleckte Wütherich nannte sie seine gute Dame, seine gute Gebieterin: er wollte der erste Stiftsherr von Notre Dame de Clery seyn und das Recht haben, im Chorhemde und Chorrocke und Pelzmantel bei dem Amte zu assistiren. Pabst Sixtus IV dehnte diese Gnade auf alle Könige von Frankreich aus. Natürlich mußte ein solches Vorrecht ihre Sünden bedecken; der Nero im Chorhemde war so weiß wie Schnee in den Augen der Priester, die er bereicherte.

Karl VIII nahm auf seinem Feldzuge gegen Neapel seine Hofkapelle mit sich und hielt zu Viterbo feierliche Prozessionen. Die französischen Sänger mischten sich unter den italienischen Klerus, da kamen Trompeten, Klarinen, „tabourins, menestriers et toutes sortes d'instrumens jouants à qui mieux mieux." Ludwig XII hatte seine Capelle gleichfalls mit sich und bei seiner Zusammenkunft in Savona mit Ferdinand, König von Aragonien, wurde die Messe von der vereinten Kapelle der beiden Höfe gesungen. Zwei Jahre später, nach der Schlacht bei Agnadel führte die Kapelle des Königs auf der Walstatt ein Te Deum mit Musik auf. Diesem Beispiele folgte nach der Schlacht bei Wagram das Armeecorps des Marschall Davoust in den Umgebungen von Brünn; auch mußte auf dem Schlachtfelde von Austerlitz ein Feldgottesdienst gehalten.

Bei dem Tode der Anna von Bretagne ward Wilhelm Petit mit der Leichenrede dieser Prinzessin beauftragt; er schrieb drei verschiedene Reden. In dem ersten Sermon, den er zu Blois hielt, bemerkte der Redner, daß die Königin, wie sie siebenunddreißig Lebensjahre zählte, so auch siebenunddreißig Tugenden gehabt habe, die nun als Zierschilde auf ihrem Ehrenwagen prangten, der bestimmt sey, sie in das Paradies zu führen. In seiner zweiten Rede, die er zu Paris hielt, hatte er zum Texte die Worte gewählt: „Unser Freudengesang hat sich in Wehgeschrei verwandelt", er stellte die Hauptstadt als ein in vier Theile, das Volk, die Geistlichkeit, die Justiz und die Universität zerfallendes Musikchoe dar und zeigte, daß diese vier Partien im Molton und Adagio Traueraccorde sängen. Aber in dritten Sermon, den er zu Saint Denis sprach, feierte das Genie des Predigers seinen eigentlichen Triumph. Er verfolgte das Geschlecht der Königin bis auf die Belagerung von Troja hinauf und stieg von diesem Ausgangspunkte wieder mit solchem Geschicke herab, daß er sie zur Base des Junius Brutus machte.

Der gelehrte Josquin Després war nach der Angabe des Glareanus, eines gleichzeitigen Schriftstellers, Capellmeister Ludwigs XII. Dieser Fürst hatte Josquin eine Gnade verheißen und sein Versprechen vergessen. Um ihn daran zu erinnern, componirte Josquin eine Motette über die Worte Memor esto verbi tui. Der König ward noch nicht aufmerksam, und der Capellmeister schrieb eine zweite über die Worte: Portio mea non est in terra viventium. Jetzt verstand Ludwig den Sinn der musikalischen Allegorie und gab Josquin ein Benefiz. Eine dritte Motette drückte den Dank des Musikers in den Worten aus: Bonitatem fecisti cum servo tuo. Daß dieses Tonstück nicht so gut gelang, als die beiden frühern, ist ein Beweis, daß das Verlangen ihn mehr begeisterte, als die Erkenntlichkeit.

Der Rosier des Guerres, ein sehr interessantes Buch, belehrt uns, daß wie das Lied O salutaris hostia Ludwig XII verdanken. Im Jahre 1512 nach der Schlacht bei Ravenna verbündete sich der Pabst Julius II gegen Frankreich mit dem Kaiser Maximilian und der Republik Venedig. Nachdem er sein Fußvolk, seine Reiterei, sein Geniecorps und seine Artillerie gemustert hat, legt der heilige Vater Helm, Küraß, Stutzdegen und Dolch ab, um zu zeigen, daß ihm wider seine Feinde noch furchtbarere Waffen zu Gebote stünden. Damit auch kein Fünkchen Hoffnung für diejenigen bleibe, die das Schwert verschont, befiehlt der Stellvertreter Gottes auf Erden durch eine Bulle allen seinen Unterthanen und Verbündeten, sobald der Glockenschlag den Gruß des Engels an die Jungfrau Maria verkünde, das Angelus anzustimmen und ohne Unterbrechung drei kleine Gebete, die er eigens gegen die Franzosen mit aller Galle eines Archiechs und Arretino's aufgesetzt hatte, zu recitiren. Ludwig XII erhält hievon Kunde; um den über ihn einbrechenden Sturm zu beschwören, weist er sogleich das Bündniß zurück, das die Türken und Egyptier ihm anboten. Der alte

ehristlichste König wollte sich nicht durch einen Bund mit den Ungläubigen dem Zorne des Himmels aussetzen. Einer guten Sache sich bewußt, kann nunmehr Ludwig zu denselben Hülfsquellen seine Zuflucht nehmen, wie sein Gegner. Sein Heer ist in gutem Stande und es handelt sich bloß darum, der geistlichen Macht des Pabstes ein Gegengewicht zu schaffen und die Kraft der drei so oft wiederholten kleinen epigrammatischen Gebete, die ihn ganz besonders genirten, zu paralisiren. Der König von Frankreich vermag die Bischöfe seines Reiches dazu, daß man alle Tage in allen Kirchen während der Messe mit erhabener Stimme das Lied singt:

O salutaris hostia,
Quae coeli pandis ostium!
Bella premunt hostilia;
Da robur, fer auxilium!

In der Capelle des Königs sang man:

Da robur, serva lilium!

Und in einigen Kirchen:

In te confidit Francia,
Da pacem, serva lilium.

Ludwig XII war eben so geschickt als Julius II, er bezahlte ihn mit gleicher Münze. Die Italiener beteten und sangen ohne Unterlaß; auch die Franzosen ließen es nicht daran fehlen; endlich standen sie pari mit den Einflüssen der geistlichen Macht, und da das Glück der Schlachten bloß von der Gewalt der Waffen abhing, so wurden die Soldaten des Pabstes noch einmal aus dem Felde geschlagen.

Auf diese erste Periode der französischen Kirchenmusik folgte bald ein glänzenderes Zeitalter; sie erreichte den Zenith ihrer Herrlichkeit unter der Regierung ihrer drei Hauptbeschützer, Franz I, Ludwigs XIV und Napoleons.

Brüssel im Jahr 1829.

(Schluß.)

Ein Prachtgebäude zur Ausstellung der Kunst- und Manufacturerzeugnisse wird gegenwärtig aufgeführt und wird in kurzer Zeit vollendet seyn. Es wird von großem Umfange, und ebenso zum Nutzen als zur Zierde gereichen. Eine Anstalt dieser Art vermißte man sehr; denn obgleich die Flamländer es nicht zugeben, daß sie in den nützlichen Künsten weit hinter England und Frankreich zurückstehen, so ist dieß doch wirklich der Fall, besonders in der Landwirthschaft und manchen Zweigen der Mechanik. In der Baukunst stehen sie noch weiter im Hintergrunde, hieran ist wieder ihre übertriebene Sparsamkeit Schuld; das römische Cement wäre hier mit geringeren Kosten als in England zu haben, da ein Theil des Materials vom Rheine kommt; dessen ungeachtet wird es bei neuern Gebäuden nur wenig gebraucht, und eine Säule oder ein Pilaster ist eine seltene Erscheinung. Die Maas liefert in der Nähe ihrer Ufer einen vorzüglichen Schiefer und doch bedecken die Brüsseler ihre beinahe senkrechten Hausdächer mit schweren Ziegeln — weil sie weniger kosten!

Der königliche Palast ist ein großes, bequemes Gebäude, aber nur ein Theil desselben von neuerem Datum, und im Ganzen sieht er nicht gar fürstlich aus; aber die Staatszimmer sind schön und geräumig. Ein anderer Palast, für den Prinzen von Oranien, ist in letzter Zeit auch in dem Park aufgeführt worden, macht aber dem Geschmacke des Baumeisters nicht viel Ehre, da er, auf Einfachheit zielend, demselben mehr das Ansehen eines Hospitals oder eines Manufacturgebäudes gegeben hat.

Dem Hause der Generalstaaten, d. h. der zweiten Kammer, diente das Amphitheater zu Verona zum Muster. Dieser herrliche Saal entspricht seinem Zwecke auf's Beste; das Haus der Pairskammer läßt sich damit nicht vergleichen. Beide brannten fünf Jahre, nachdem sie vollendet waren, nebst der gegenwärtigen Residenz des Kronprinzen ab, und wurden nach dem ursprünglichen Modell, von Wanderstraaten wieder aufgebaut. Auch ein Palast der Justiz wurde seit der Thronbesteigung aufgeführt. Die Fronte ist sehr schön.

Die Königsstraße ist beinahe um eine Viertelstunde verlängert und bedarf bloß des Pflasters, um eine sehr hübsche Straße genannt zu werden. Andere Verbesserungen sind im Werk und wahrscheinlich ist der obere Theil dieser Stadt in zwanzig Jahren einer der schönsten auf dem Continent. Der Bau eines Prachtthors in Form eines Triumphbogens, das nach Waterloo führt, und die Anlegung eines Waffenplatzes sollen unverzüglich beginnen; auch soll eine beträchtliche Strecke in dieser Richtung hin mit in den Bereich der Stadt gezogen und in einen Garten für den König umgeschaffen werden. Ein neues Theater ward im Jahre 1821 aufgeführt, und ein kleines für Possen und Opern steht in dem Park.

Die Taxe auf das Brod, den Hauptnahrungszweig der niedern Stände, besteht immer noch, obgleich von den Generalstaaten Anträge auf ihre Abschaffung gemacht worden sind. Nichts ist drückender für das Volk. Der „Octroi", ziemlich allgemein in allen Theilen des festen Landes ist gleichfalls eine eben so unpolitische als ungerechte Besteurung. Man hat vernünftiger Weise kein Recht, Jemand, weil er innerhalb der Thore einer Stadt wohnt, die Lebensbedürfnisse ein Procent theurer bezahlen zu lassen, als seinen Nachbar außerhalb derselben. Man führt zwar an, daß durch diese Taxe die Corporationen in den Stand gesetzt werden, die Beleuchtung und Pflasterung der Straßen u. s. w. zu bestreiten. Es wäre aber viel billiger, hiefür eine gewisse Summe von den Hausbesitzern, je nach ihren Mitteln, zu erheben, als die Lebensmittel mit einer Taxe zu belegen. So würden die Unkosten des Bezugs erspart, die Stadtbewohner müßten nicht bei Nacht in die Mauern eingeschlossen werden, auch gäbe es keine Schmuggelei. Die Gewohnheit versöhnt zwar mit solchem Zwange; derselbe wäre aber in einer so übervölkerten Stadt wie London gar nicht möglich, wenn sich auch John Bull zu einer Ummauerung verstehen wollte. — Die Buchdruckerei macht in Brüssel ungeheure Fortschritte. Ein einziges Individuum gab in dem Jahre 1827 nicht weniger als 250,000 Bände aus. Die Bücher werden hier weit wohlfeiler gedruckt als in Paris; was denn auch große Concurrenz erzeugt. Didot wollte seine Presse nach Brüssel verlegen; es wurde ihm

Digitized by Google

aber von mehr als einem Drucker vorgegriffen. Weder Typen noch Papier sind so gut als in London oder Edinburgh, vielleicht auch Paris; aber sie verbessern sich von Tag zu Tag und eine Menge von Büchern geht aus dem Lande.

Die schönen Künste finden große Aufmunterung; obgleich die modernen Maler mit großer Sorgfalt arbeiten, und sich auf das Chiaroscuro verstehen, so ist ihre Färbung doch zu überladen; aber so groß ist ihre Meinung von ihrer Vortrefflichkeit, daß sie sich für die einzigen und ersten jetzt lebenden Künstler in Europa halten. Während der Revolution schlossen sie sich an die Schule Davids an und viele Flamländer gingen nach Paris, um unter ihm zu studiren; jetzt aber ziehen sie es vor, ihren eigenen besseren Weg zu gehen. Einige dieser Künstler besuchten Italien und gewannen bedeutend, aber die dünkelhafte Selbstgenügsamkeit, die sie überall begleitet, hält sie bei der hergebrachten Weise zu sehr fest, als daß sich ein freier Kunstsinn entwickeln könnte. — Das Fabrikwesen mit seinem Gefolge von Straßen und Canälen kommt in verschiedenen Theilen des Königreichs in Aufnahme. Ueber 20,000 Baumwollenspinner und Weber sind in Gent in voller Thätigkeit; die Maschinen werden zu Brügge gefertigt, und die größte Eisengießerei, die es vielleicht in der Welt giebt, ist eine in der Nachbarschaft von Lüttich errichtete, an welcher der König großen Antheil hat; 4000 Hände sind hier beschäftigt.

Die außerordentliche Menge von Wirthshäusern, die in den letzten Jahren sich aufthaten und zahlreich besucht sind, beweisen, daß die Bürger Geld genug für die Genüsse des Lebens besitzen; die untern Classen sind die besten Kunden; und vielleicht nirgend in Europa giebt diese Volksklasse für dergleichen so Viel aus, als die Handwerker und Arbeiter von Brüssel, welche hohen Lohn und volle Beschäftigung haben. Bier ist ihr Hauptgetränk, obgleich gebrannte Wasser sehr wohlfeil sind. Als ich mich vor vierzehn Jahren hier niederließ, hielt ich die Belgier für ein mäßiges Volk; sie haben sich aber in dieser Zeit so verändert, daß sie wahrscheinlich den Einwohnern von St. Giles nichts mehr nachgeben. Auch die Frauen besuchen an Sonn- und Feiertagen die Estaminets, obgleich sie sich in dem Guten nicht übernehmen; die weiblichen Dienstboten dagegen sind höchst verworfen; bei ihrer Liebe zum Putz und ihrem geringen Lohne haben sie keine anderen Mittel, sich ihren Flitter zu verschaffen, als daß sie intrigiren und ihre Herrschaften betrügen. Auf die Engländer haben sie es besonders abgesehen und rechnen sich's zum Verdienste, sie zu prellen. Ueberhaupt muß ein Fremder seinen Verstand zusammennehmen, um mit den Belgiern auszukommen; am Sichersten geht man, wenn man Alles sogleich baar bezahlt. Flämische Rechnung ist seit Jahrhunderten zum Sprichwort geworden. Brüssel empfiehlt sich indessen als ein angenehmer Aufenthalt für Fremde, deren Mittel beschränkt sind. Das Land bietet Alles in Fülle dar, und alle Gegenstände zum Lebensunterhalte sind um sehr mäßigen Preis zu haben. Ueberdieß ist die Regierung mild, der Bezug von ausländischer Literatur unbeschränkt, obgleich man von der Landespresse nicht sagen kann, daß sie es sey.

Der Landbau blieb seit einem Jahrhunderte stationär; der leichte angeschwemmte Boden wird ohne viel Mühe angebaut, und giebt eine reichliche Ernte in Feldfrüchten aller Art; man vernachlässigt aber den Anbau von Steckrüben für das Vieh; denn den Flamländern kommt kein Gedanke an eine andere Bewirthschaftung ihrer Güter, als sie und ihre Väter bisher gekannt hatten. Da sieht man keine Dreh-, keine Sämaschine; die Egge mit ihren Holzzähnen und der Pflug aus dem siebenzehnten Jahrhundert stehen noch in ihren alten Ehren. Eben so auffallend ist, daß während Holland vielleicht die beste Zucht Kühe auf dem Continent besitzt, man in den Niederlanden die schlechteste antrifft. Baron V—t hat in der Nähe der Hauptstadt eine Normalwirthschaft angelegt. Er besuchte England, um einige Kenntnisse von dem Landbau zu bekommen, wie er in Norfolk betrieben wird und brachte die besten modernen Wirthschaftsgeräthe zurück als Musterstücke für seine Pächter und seine Nachbaren; aber keine seiner Verbesserungen kam in Anwendung, und er verzichtete auf jeden weiteren Versuch.

Die Bevölkerung von Brüssel wird beinahe auf 100,000 geschätzt, wovon über 20,000 Arme von der Regierung und durch freiwillige Beiträge unterhalten werden. Die Bevölkerung nimmt reißend schnell zu. Die Zahl der Fremden im Winter 1828 betrug zwischen 7 und 8000, von denen die Hälfte Engländer waren. Manche Familien bleiben ein halbes Jahr bis zum Juny und kehren dann entweder nach England zurück oder reisen nach dem Süden; die Mehrzahl aber hält sich wegen der Erziehung ihrer Kinder längere Zeit auf. Ein englischer Geistlicher, früher Lehrer zu Harrow, hat hier ein gut eingerichtetes Institut für Knaben; und das ganze Pensionsgeld beträgt nicht mehr als jährliche fünfzig Guineen. Auch mehrere Pensionen für Mädchen, an deren Spitze gleichfalls Engländerinnen stehen, mit französischen Lehrern, giebt es hier. Da sie in jedem Fache der Wissenschaft vorzügliche Lehrer besitzen, so findet man wenige Orte, wo bessere Erziehungsschulen sind.

Brüssel kann sich einer vortrefflichen Anstalt rühmen, seiner literarischen Gesellschaft (Société Littéraire). Sie besteht aus dem Adel und den angesehensten Bürgern der Stadt, welche Fremde, wenn sie gehörig eingeführt werden, als Ehrenmitglieder zulassen; die Geldbeiträge sind sehr mäßig. Um vier Uhr trifft man ein gut besetztes Diner, hat Zutritt zu den Billiards, den Kartenzimmern, Zeitungen u. s. w. Die Artigkeit der Mitglieder verdient den Dank jedes Fremden. Dagegen hält es äußerst schwer, in Familien Zutritt zu bekommen *).

*) Brüssel, jetzt ein Hauptabsteigequartier der Engländer, seit Maaß- und Rheinreisen Mode geworden sind, wird natürlich eben dadurch immer mehr vertheuert. Doch beträgt die tägliche Auslage in den ersten Gasthöfen nicht über 12 Franken, eine Flasche Bordeaux (vin ordinaire) mit eingerechnet. Die Diners sind gut und reichlich besetzt; schnelle Bedienung darf man aber nicht suchen, und eben so wenig ist die Einrichtung der Zimmer zu loben.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 280. 7 October 1829.

Lord Byron in Brüssel.

Unvergeßlich, sagt ein Sechzigee in den Skizzen aus seinem Portefeuille *), sind mir die wenigen Tage, die ich im August 1816 in der Gesellschaft Byron's zubrachte. Auf seinem Wege nach Italien besuchte der Lord mit Dr. Polidori damals Brüssel, wo ich mich aufhielt. Im Augenblick, da ich seine Ankunft erfuhr, stattete ich ihm einen Besuch ab und ward mit der größten Herzlichkeit und Güte von ihm empfangen. „Es mache ihm," sagte er, „immer das größte Vergnügen, einen Freund seiner Mutter und seiner Kindheit zu treffen." Ich hatte ihn seit vierzehn Jahren, als er fünfzehn Jahre alt war, nicht mehr gesehen. Ich fand ihn weniger verändert, als dieß gewöhnlich bei dem Uebergang der Jugend in das Mannesalter der Fall zu seyn pflegt. Der Hauptausdruck seines Gesichts hatte sich sehr dem seiner Mutter verähnlicht — dieses schöne, milde, verständige Auge, von langen, dunkeln Wimpern überragt; diese hohe, edle Stirn, über welche in dicken Locken sein üppiges braunes Haar hing. — Das leibhafte Bild von Beattie's Minstrel! Es war ganz der begeisterte Sänger. Keines der vielen Gemälde, die ich von ihm sah, gleicht ihm, oder läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren.

In unsrer dreistündigen Unterhaltung ging er all die Schelmereien und Abenteuer seiner Knabenjahre durch. Bis in sein siebentes Jahr lebte er mit seiner Mutter zu Banff. Mein ältester Sohn, beinah von gleichem Alter, war sein Schulgenosse; und oft lud mein Bruder, Pfarrer des Städtchens, bei welchem mein Sohn war, den jungen Byron ein, einen Feiertag in der Pfarre zuzubringen. Alles dessen erinnerte er sich noch auf's Lebhafteste, auch wie er von einem Pflaumenbaum fiel, den er erklettert hatte, um einige Birnen an der Mauer zu erlangen. Die Pfarrerin," sagte er, „schwatzte es meiner Mutter aus, weil sie glaubte, ich hätte mir Etwas zu Leide gethan; man holte den alten rothnasigen Doctor — seinen Namen weiß ich nicht mehr — und dieser bestand trotz meinem Schreien und meinen Thränen, die mir als einem verzogenen Knaben jederzeit zu Gebot standen, darauf, mir zur Ader zu lassen. Endlich brachte er seine Lanzette zum Vorschein, vor der ich einen großen Abscheu hatte, seit ich sah, wie man meiner Amme zu Ader ließ, und ich erklärte, ich würde ihn, wenn er mich anrührte, an der Nase zupfen. Dieß war bei dem Doctor ein empfindlicher Theil, wie es schien; er gab den Aderlaß auf und verurtheilte mich ins Bett und zu Gerstenschleim und Wasser; diese Verordnung befolgte ich so, daß ich die Medizin aus dem Fenster warf und, sobald der Doctor fort war, aus dem Bett sprang und in dem Wohnzimmer erschien. Meine Mutter fand, daß der Handel Nichts zu bedeuten habe, gab mir Thee und eine Butterbemme, die ich dem Brochan *) vorzog. — Sie sehen, ich habe mein Schottisch nicht vergessen." — Auch erinnerte er sich meiner Güte, wie er's nannte, ihm einen hübschen Klepper zu leihen und mit ihm nach Hyde Park zu reiten. „Das war," sagte der Lord, „vor vierzehn Jahren, als ich in die Stadt kam, um meine Feiertage bei meiner armen Mutter zuzubringen. Ich entsinne mich noch recht gut, Ihr Pferdchen war sehr schön und ein schneller Galopper, wir ritten in die Wette, und ich überholte Sie, worauf ich mir nicht Wenig einbildete. Ich habe ein wunderbares Gedächtniß für die kleinen Vorfälle meiner frühesten Jugend und ein warmes Herz für die Freunde meiner Kindheit."

Er erzählte mir, er habe sich, neun Jahre alt, in Miß M— D— sterblich verliebt. „Wie trafen uns," sagte er, „in der Tanzschule." (Er fragte mich angelegentlich nach ihr, ob sie immer noch so hübsch sey.) „Sie ist ein Jahr älter, als ich; ich sah sie nur noch einmal als ich etwa vierzehn Jahre alt war, auf meinem Wege nach den Hochlanden mit meiner Mutter; ich fuhr in dem Wagen und sollte an den Ufern des Dee Molken trinken. Die ersten Verse, welche ich schrieb, waren zum Lob ihrer Schönheit. Ich weiß, sie ist glücklich verheirathet, es freut mich sehr."

Die Unterhaltung mit ihm war so interessant, daß ich sie bei meiner Nachhausekunft zu Papier brachte. Da er am folgenden Morgen Waterloo besuchen wollte, so erbot ich mich zu seinem Cicerone. Wir machten uns nebst seinem Reisegefährten zu früher Stunde auf den Weg. Das Wetter war günstig, des Dichters Geist aber schien gedrückt, wir fuhren ohne viel Unterhaltung durch den finstern Wald von Soignies. Da der Reise-

*) The New Monthly and London Magazine, August 1829.

*) Eine Art Grütze aus Habermehl, Butter und Honig; so nennt Byron seinen Gerstenschleim.

Digitized by Google

plan mir überlassen blieb, so ließ ich den Postillon nach St. Jean fahren, ohne bei Waterloo zu halten. Wir stiegen aus, um die Denkmäler zu beschauen. Lord Byron sah eine gute Weile um sich her, ohne eine Silbe zu sprechen; endlich wandte er sich mit den Worten an mich: „Ich habe mich nicht getäuscht. Ich habe die Ebenen von Marathon gesehen, und diese sind eben so schön. Können Sie mir sagen," fuhr er fort, „wo Picton fiel? denn ich hörte, daß mein Freund Howard an seiner Seite und beinah in demselben Augenblick getödtet wurde." Der Ort war bekannt, und ich wies mit dem Finger nach einer Baumgruppe, etwa hundert und fünfzig Schritt davon; wir gingen nach der Stelle. „Howard," sprach Byron mit einem Seufzer, „war mein Freund; wir hatten einen Zwist, und ich hatte Unrecht; doch versöhnten wir uns wieder, was mich sehr freut." Er sprach diese Worte mit vielem Gefühl und wir kehrten zurück das Denkmal Sir Alexander Gordon's, eine gebrochene Säule, zu betrachten, über die er einige kritische Bemerkungen äußerte, wobei er der brüderlichen Liebe des Bruders, der es errichtete, große Lobsprüche machte. Die Stellung der Truppen, die ich ihm andeutete, schien ihn nicht sehr zu interessiren; wir stiegen in unsern Wagen und fuhren nach dem Schloß Goumont; der Dichter blieb schweigsam, nachsinnend, in sich versunken, ich wagte ihn nicht zu stören.

Die tapfere Vertheidigung dieses Postens schien seine Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, und ich erzählte ihm alle die Einzelnheiten, die ich von der Geschichte wußte. Von der Tapferkeit der Handvoll Garden, die den Posten vertheidigten, hat er seinen Ruf erhalten. Obgleich wiederholt verstärkt, belief sich ihre Anzahl nie über Zwölfhundert; der Feind schoß das Thor des Pachthofes nieder, zündete das Stroh darin an, bemächtigte sich zuletzt der Außenwerke, und doch konnte er der Verschanzung selbst — dem Garten — Nichts anhaben. Alle Angriffe blieben erfolglos; hätten die Franzosen die Engländer daraus vertrieben, so hätte ihr Geschütz das englische Heer der Länge nach beschossen und es genöthigt, seine Fronte zu verändern. Unter dem pompösen Titel „Schloß" darf man sich übrigens nicht Mehr und nicht Weniger vorstellen, als ein elendes, zweistöckiges Gebäude, in der Art der Wohnungen der schottischen Lairds zu Anfang des letztvergangenen Jahrhunderts. Das Areal des Hauses beträgt mit Einschluß des Gartens ungefähr zwei Morgen. Die schattigen Baumgänge sind verschwunden, was dem Orte Viel von seinem Interesse nimmt; der stumpfsinnige Flamländer, dem das Gut zugehörte, hieb die junge Bäume nieder, weil sie, durch die Kugeln verwundet, sich, wie man ihm sagte, „zu Tode bluten würden!" Der Edelmann, der es jetzt besitzt, hat, mit besserem Geschmack, das Schloß ausgebessert und wird keine weitere Veränderung im Aeußern desselben gestatten. —

Bei unsrer Rückkehr am Abend lud ich den Lord dringend zu einem Diner ein; er lehnte es aber ab und sagte: „ich habe schon längst den Freuden der Tafel entsagt." Er versprach jedoch seinen Kaffee bei meiner Frau zu nehmen, vorausgesetzt, daß er keine Gesellschaft treffe. Er kam um neun Uhr und grüßte uns auf's Herzlichste, indem er wiederum seine Freude ausdrückte, einen Freund seiner Mutter zu finden.

Trotz seinem Verbot hatte ich zwei Herren eingeladen; einer derselben, ein Hannoveraner in englischem Dienst, ein sehr verständiger Mann, war in Griechenland gewesen, und so entspann sich über dieses klassische Land, das jetzt für seine Freiheit kämpft, eine äußerst merkwürdige Unterhaltung. Der Dichter war bei bester Laune und gab uns Anekdoten und Schilderungen aus den verschiedenen Landschaften in dem Archipel und in Albanien, die er besucht hatte, zum Besten. Er aß und trank nicht, und die einzige Erfrischung, die er zu sich nahm, war Eis; er blieb aber bei uns bis zwei Uhr nach Mitternacht. Meine Frau wies ihr Stammbuch vor, in welches Sir Walter vor wenigen Monaten einige Stanzen über die Schlacht niedergeschrieben hatte. Sie ersuchte den Lord, ihr eine gleiche Ehre zu erzeigen, wozu er sich verstand und ihr sagte, wenn sie ihm ihr Buch anvertrauen wollte, so wollte er vor Schlafengehen einen Vers darein setzen. Er ging mit dem Buch unter dem Arme fort und kehrte am nächsten Morgen mit den zwei schönen Stanzen zurück, die er ein Jahr später in dem dritten Gesang seines Childe Harold mit einer kleinen Veränderung dem Publikum übergab

Stop, for thy tread is on an Empire's dust. *)

Wir sind sie höchst schätzenswerth, als die primi pensieri den glänzenden Stanzen auf Waterloo.

Ich fragte ihn, was er von Sir Walters so eben erschienenem „Schlachtfeld von Waterloo" halte — wenn es sich ziemte, einen Dichter um seine Meinung über einen noch lebenden Zeitgenossen zu fragen. „O," versetzte er, „warum nicht? zudem läßt sich an dieser flüchtigen Skizze nicht viel kritisiren. Die Recensenten nennen sie einen Abfall (falling off); ich bin aber gewiß, daß kein jetzt lebender Dichter über einen so magern Gegenstand, in so kurzer Zeit, so viel gute Strophen hätte schreiben können. Scott," fuhr er fort, „ist ein vortrefflicher Dichter und ein äußerst liebenswürdiger Mann. Wir sind vertraute Freunde. In Prosa hat er keinen seines Gleichen; und Keiner hat es ihm in der Schilderung von Charakteren seit Cervantes auch nur von Weitem nachgethan. Seine Erzählungen sind meine beständigen Reisegefährten. Es ist sehr albern, daß er leugnet, der Verfasser dieser bewundernswürdigen Schriften zu seyn, da doch Jeder, der ihn kennt, davon überzeugt ist. Jedoch ist Niemand verbunden, mit seinem Namen vor das Publikum zu treten, und Scott kommt nicht leicht in den Fall, sich vor Gericht als Verfasser nennen zu müssen, da er keine Pasquille, noch überhaupt eine Zeile schreibt, deren er sich zu schämen hätte." Er sprach noch Vieles zum Lobe seines Freundes, gegen den er die höchste Achtung hegte und den er sich als Mentor gewünscht hätte. „Kein Schriftsteller," bemerkte er, „hat sich von dem Publikum einen so reichen Ehrensold verdient, wie er. Der arme Milton bekam für sein verlornes Paradies bloß 15 Pfund; während ein moderner Dichter so viel für eine einzige Stanze erhält." Ich weiß nicht, ob er damit auf sich selbst anspielte; man sagt aber, daß Murray ihm so viel für jeden Vers von seinem Childe Harold bezahlte.

Als Lord Byron folgende Stanzen Sir Walters recitirte,

*) Halt an, Du gehst auf eines Reiches Staub.

For high and deathless is the name
Oh Hougomont, thy ruins claim!
The sound of Cressy none shall own
And Agincourt shall be unknown,
And Blenheim be a nameless spot
Long ere thy glories are forgot" — etc.

schrieb er mit der Hand auf das Blatt und rief: „Gott verdamm mich, wenn Du vergessen wirst, Freund Scott!

Ein Beweis von des Dichters Bescheidenheit und gutem Humor erhielt ich bei Gelegenheit jener Verse, die er in das Stammbuch schrieb. Einige Wochen nach Byrons Besuch kam nämlich mein Freund Reinagle nach Brüssel, ich lud ihn ein, mit mir zu speisen und zeigte ihm diese Verse mit der Bitte, die folgende Strophe mit einer passenden Vignette zu verzieren:

Here his last flights the haughty eagle flew,
Then tore, with bloody beak, the fatal plain;
Pierced with the shafts of banded nations through,
Ambition's life and labours, all were vain —
He wears the shatter'd links of the world's broken chain.

Reinagle skizzirte einen muthigen gefesselten Adler, der die Erde mit den Klauen ergreift.

Als ich dem Lord schrieb, erwähnte ich, daß dieser tüchtige Künstler zu seinen schönen Strophen eine Vignette gezeichnet und sich die Freiheit genommen habe, die Handlung des Adlers zu verändern. Er schrieb mir zurück — „Reinagle ist ein besserer Dichter und ein besserer Ornitholog, als ich; Adler und überhaupt alle Raubvögel greifen mit ihren Klauen, nicht mit ihren Schnäbeln an, und ich habe die Strophe so verändert:

Then tore, with bloody talon, the rent plain.

So ist sie, denk ich, besser und auch poetischer." Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Mahler sich über dieses schmeichelhafte Compliment höchlich freute.

Ich besaß ein Exemplar der Novelle Amorose von Casti, eine scharfe Satire auf die Mönche, die Lord Byron noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, da ihr Verkauf in Italien verboten war. Ich machte ihm ein Geschenk damit, und in seinem Brief an mich aus Genf schreibt er: „Ich weiß Ihnen nicht zu sagen, welch ein Schmaus Ihr Casti für mich war; ich kann ihn beinah auswendig. Ich hatte seine Animali parlanti gelesen, allein ich halte diese Novellen für viel besser. Mich verlangt sehr nach Venedig, um die so bewundernswürdig geschilderten Sitten mit eignen Augen anzusehen." Ein Jahr darauf erschien sein Beppo, welcher ohne Zweifel eine Nachahmung der Novelle Amorose ist.

(Schluß folgt.)

Karlsbad und sein Geschichtsschreiber.

Karlsbad, in neuerer Zeit als der Badeort der vornehmen Welt berühmt, hatte schon vor Jahrhunderten die Ehre, von Königen und Kaisern besucht zu werden. Kaiser Karl IV war als römischer König an der Seite seines Vaters, König Johanns des Blinden, in den Reihen der Franzosen gegen Edward III von England in der Schlacht von Crecy (am 26 August 1345), einer der ersten, in welcher die furchtbare Erfindung des Pulvers auf schweres Geschütz angewendet wurde, durch das Feuer der Engländer am Bein verwundet worden. Der glückliche Gebrauch, den er im November des folgenden Jahrs von der Quelle zu Karlsbad machte, gab diesem Bad Namen und Ruf. Daß Karl eine so vorgerückte Jahreszeit zu seiner Kur wählte, darf uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß die Mode die Sommermonate in Bädern zuzubringen und der kunstmäßige Gebrauch derselben von viel späterem Datum ist. Wenn aber Peter I, 364 Jahr später, zu Ende Octobers Karlsbad besuchte, und rief in den November hinein daselbst verweilte, so war dieß allerdings ein Verstoß gegen die Baderegel, über den wir uns bei jedem Andern, als einem Mann von so eiserner russischer Natur wundern könnten. Peter I traf mit einem zahlreichen Gefolge in Karlsbad ein. Er beschäftigte sich während seines Aufenthalts hauptsächlich damit, sich Kenntnisse von Künsten und Gewerben zu verschaffen; er begab sich in alle Werkstätten, ließ sich hölzerne Modelle zu Festungswerken verfertigen, die er in seine Staaten mitnahm, schmiedete ein Hufeisen im „Hammer" und machte mehreren Handwerkern den Antrag, ihm nach Rußland zu folgen; durch die glänzendsten Versprechungen konnte er aber Nichts ausrichten, denn Rußland dachte man sich damals als ein rechtes Barbarenland und den feurigen Peter mochte sich auch nicht Jeder zum Herrn wünschen. Das noch stehende Haus mit dem Schilde zum Pfauen in der Kreuzgasse sollte gerade angestrichen werden, da bestieg Peter selbst das Gerüste, und als ein Maurer ihn auslachte, so hielt er dieß für Spott und warf ihm eine Kelle Mörtel ins Gesicht; da man ihm jedoch vorstellte, daß der Mann mit diesem Lachen bloß sein Staunen darüber habe ausdrücken wollen, daß ein so großer Monarch wie ein gemeiner Handwerker mit seiner Hand arbeitete, so machte er seine Hitze durch ein Geschenk wieder gut. Als Peter beim Scheibenschießen in der jetzigen pappischen Allee den besten Schuß gethan und damit zwölf Eimer oder 960 Bouteillen Rheinwein gewonnen hatte, so schenkte er sie der Schützengesellschaft, worüber der Marqueur so unmäßige Freudensprünge machte, daß der Zaar, der dieß nicht verstand, darüber in Wuth gerieth, sich mit Blitesschnelligkeit, das geladene Gewehr in der Hand, über das Geländer schwang, auf den armen Scheimen anlegte und ihn getödet haben würde, wenn der Dolmetscher nicht den Lauf abgewendet und ihn aufgeklärt hätte. Einmal sah man ihn in dem Hause des Drechslers Heidmann, beim rothen Adler auf der Wiese, wo er logirte, eine elfenbeinerne Dose drechseln, die er dem Decan der Karlsbader Kirche, Matthias Böhm, schenkte. Auch beehrte Seine zaarische Majestät — denn den Kaisertitel bestritt man ihm damals noch — die Hochzeitfeier des Messerschmids Erd mit Sabine Röhr mit Allerhöchstseiner Anwesenheit. Im folgenden Jahr, d. h. 1712 wiederholte Peter ebenfalls gegen Ende Octobers seinen Versuch.

Der Ritter de Carro, ein geborner Genfer, dem wir diese und andere interessante Notizen über Karlsbad (vergl. Ausl. S. 859) verdanken, ist selbst ein in mancher Hinsicht merkwürdiger Mann. Denn im J. 1799 führte er, der Erste — nicht nur in Oesterreich, sondern auf dem Continent von Europa überhaupt, die Kuhpockenimpfung ein. Die Türkei, Griechenland, die deutschen Niederlassungen in Ostindien verdanken ihm die Mittheilung dieser wohlthätigen Entdeckung. Die ostindische Compagnie, der Gouverneur von Bombay

Digitized by Google

die Hospodare der Moldau und Walachei erkannten sein Verdienst durch Geschenke von großem Werthe an. Im Jahre 1805 erhielt er aus China eine Sendung von Bergreis, welchem europäische Botaniker ihm zu Ehren den Namen Oryza montana de Carro beilegten. Der Anbau desselben gedieh vorzüglich in Ungarn und in der Lombardei, wo seine Fortpflanzung mit der Zeit vielleicht ein Heer von Krankheiten, die der nasse Reisbau erzeugt, beseitigen dürfte.

Erzählungen von Benvenuto Cellini.

Wer sollte nicht gern einen Mann, den wir mit so vielem Vergnügen von sich selbst reden gehört haben, auch einmal Etwas von Andern erzählen hören? Willkommen werden daher gewiß — so unbedeutend sie auch an und für sich sind — nicht blaß in Italien, sondern auch in Deutschland die Erzählungen unseres alten Freundes Benvenuto Cellini seyn, die unter dem Titel: Racconti di Benvenuto Cellini ora per la prima volta pubblicati (Venezia, 1828. 8) kürzlich von einem durch seine Forschungen im Gebiete der älteren italienischen Literatur bekannten Gelehrten, B. Gamba, entdeckt und herausgegeben worden sind. Zur Probe eine kleine Anecdote:

„Piero di Nino, ein Goldarbeiter zu Florenz, der durch ein Gesetz, welches eine gewisse Art von Schmuck zu tragen verbot, in große Armuth gerieth, pflegte die Personen, von denen jenes Gesetz ausgegangen war, bei jeder Gelegenheit von ganzem Herzen zu verfluchen; weshalb einer seiner Nachbaren ihm mehr als einmal sagte, daß ihn für seine Lästerungen noch der Teufel mit Haut und Haar holen werde.

„Nun begab es sich, daß dieser arme Mann an einem Sonntage bis tief in die Nacht hinein gearbeitet hatte, um einige seiner Arbeiten, die nach Bologna gehen sollten, fertig zu machen. Sein Nachbar, der dieß wußte, dachte aber darauf, ihm einen kleinen Schrecken einzujagen, um Etwas zum Lachen zu haben. Er wartete, bis der arme alte Mann nach Hause ging und, wie er gewohnt war, ganz allein, nachdem er seinen Laden verschlossen hatte, eine Laterne in der Hand und einen Zipfel seines Mantels über den Kopf geschlagen langsam seinen Weg nach der Biamozzo nahm, wo er wohnte. Als er nun in die Gegend des alten Marktes kam, und sein Nachbar, der ihn hier erwartete, ihn in der Nähe sah, so zog er ein Gewand mit Schwefelflammen und andere Teufeleien hervor, die den armen Alten, als derselbe plötzlich dieses furchtbaren Ungeheuers ansichtig wurde, so in Schrecken setzten, daß er sogleich bewußtlos zusammensank. Der unvorsichtige Spaßmacher nahm den Greis und führte ihn nach Hause, wo er ihn der Pflege seiner Verwandten übergab; aber der Schreck hatte ihn so angegriffen, daß er bald darauf starb, und man sagte allgemein, daß dieß die Ursache seines Todes gewesen sey, wie ich selbst mehr als einmal erzählen gehört habe."

Der Tigerkampf.

Während unsres Aufenthaltes zu Tabitinga — sagt ein englischer Reisender — sahen wir in dem Hause des Padre Bruna einen Peruaner, der ungewöhnlich kräftig gebaut und ungefähr sechs Fuß hoch war. Unter andern Abenteuern hatte dieser Mann einen außerordentlichen Kampf mit einem Tiger bestanden, von dessen Klauen und Zähnen sich noch deutlicher Spuren an seinem Kopf und Arm zeigten, obwohl seit dieser Begebenheit bereits mehrere Jahre verstrichen waren. Er war mit seinem Bruder Besitzer eines Chacra, oder Districtes, welcher durch Raubthiere verschiedener Art, die man hier unter der gemeinschaftlichen Benennung Tiger begreift, unsicher gemacht wurde. Eines Tages, als er einen Theil seines Chacra durchstrich, sah er unter dem Schutze eines Gebüsches oder Baumes den Tiger liegen: „Ho, ho, mein Freund," redete er nach peruanischer Sitte ihn an, „bist Du da? bist Du's? Ich habe Dich schon lange gesucht, und wir haben eine kleine Rechnung miteinander abzumachen. Warte nur, bis ich meine Waffen hole, und ich will im Augenblicke bei Dir seyn." Mit diesen Worten ging er nach Hause, nahm seine Pucuna und Pfeile und kehrte zurück. Als der Tiger ihn so bewaffnet kommen sah, dachte er, es wäre Zeit, seinen Rückzug anzutreten; er sprang auf und lief davon. Jetzt begann eine Jagd, während welcher der Peruaner beständig seine Unterhaltung fortsetzte: „Wie, gehst Du jetzt davon? gehst Du? aber Du sollst mir nicht so leicht entwischen; wir müssen erst noch einige Worte mit einander wechseln, ehe wir uns trennen." Inzwischen machte der Tiger, der entweder die Stimme des Mannes nicht leiden konnte, oder seine Waffen nicht sehen mochte, einen Sprung und zog sich auf einen Baum zurück. Hierauf erfolgte eine kurze Pause, während welcher der Mann seinen Speer niederlegte und von seiner Pucuna Gebrauch zu machen anfing, indem er vergiftete Pfeile auf den Tiger schoß. Aber ob nun das Gift zu alt und verdarben, oder das Fell des Tigers zu glatt und stark war, genug die Pfeile hatten nicht ihre gewöhnliche tödtliche Wirkung; doch wurde das Thier durch dieselben belästigt und nachdem es mehrere Pfeilschüsse ausgehalten hatte, sprang es von dem Baume herab und begann aufs Neue zu tosen. Als der Peruaner den Tiger einholte, wandte dieser sich zur Wehr und wies seine Klauen. Die Pucuna konnte jetzt nicht helfen und wurde bei Seite geworfen; der ausgestreckte linke Arm hielt das Thier entfernt, während der Indianer mit der Rechten sein Messer suchte. Diese Leute tragen nämlich beständig ein Messer in einer ledernen Scheide, die an einem Riemen hängt, welcher um den Leib geschnallt ist. Aber die Anstrengung der Jagd hatte den Riemen zerrissen und er war ohne Waffen. Die Verzweiflung giebt zuweilen Muth, wo keine Rettung möglich scheint; und dieser Mann hatte offenbar keinen Mangel an einer Eigenschaft, die jetzt so unentbehrlich war. Er blieb unerschrocken auf seiner Hut. Der Tiger versuchte einen Sprung; der Mann schlug ihn mit seiner Faust auf die Nase, indem er fortwährend die linke Seite vor und den Arm ausgestreckt hielt und seine Unterhaltung fortsetzte: „Ich bin ohne Waffen, aber ich bin noch nicht besiegt." Der Tiger machte einen zweiten Sprung und wurde wieder auf die Nase geschlagen, was mit einer andren Bemerkung begleitet wurde; und so dauerte der Kampf fort, bis der Tiger, da er seine Sprünge ohne Erfolg sah, sich zu einer andern Angriffsweise wandte. Einmal faßte er den linken Arm seines Gegners und durchbiß ihn bis auf den Knochen, erhielt aber wieder einen Schlag auf die Nase und zog sich zurück; ein ander Mal schlug er eine seiner Klauen in den Kopf des Mannes, daß die Krallen durch den Haarwuchs bis in die Hirnschale drangen. Die Narben, so wie die Größe des Mannes zeigten, daß es keine Katzenkrallen waren. Zuletzt würde der tapfere Peruaner doch wahrscheinlich unterlegen seyn; wenn nicht sein Bruder, der ihn ein so ungewöhnliches Gespräch führen hörte, herbeigeeilt wäre und dem Tiger einen Speer durch den Leib gerannt hätte.

Maw's Passage from the Pacific to the Atlantic.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 231. 8 October 1829.

Die Seelenwanderung *).

Ich erwaete von den Lesern meinee wunderbaeen Geschichte, daß sie auf den ersten Anblick sagen, es sey unwahrscheinliches, dummes, abgeschmacktes Zeug, wie sich auch von den Vorurtheilen der Erziehung, der Sitte und der gemeinen Erfahrung in Bezug auf den Gang der Natur, so weit sie den Menschen gegeben zu seyn pflegt, kein anderes Urtheil erwarten läßt. Diese Vorurtheile zu beseitigen kann ich nicht hoffen; denn ich gestehe aufrichtig, daß ohne den übernatürlichen Beweis, den ich in Händen habe, Nichts in der Welt im Stande gewesen wäre, meinen Zweifel an der Wahrheit einer solchen Geschichte zu beschwichtigen, wenn ich sie aus dem Munde eines Andern vernehmen müßte. Ich muß also wohl schon meinen Credit aufs Spiel setzen; indeß habe ich den Trost, daß, wenn ich die Ueberzeugung von meiner Wahrhaftigkeit Niemand geben kann, doch gewiß auch Niemand mich positiv der Fälschung überweisen wird.

Ich bin ein lebendiges Beispiel von der Wahrheit der Lehre, welche die Wanderung der vernünftigen Seele von Körper zu Körper annimmt. Tausende glaubten und glauben noch an diese Lehre; geistreiche und gelehrte Männer, welche ihr nicht unbedingt beipflichteten, leugneten wenigstens ihre Möglichkeit nicht, denn die Analogie der Natur, nicht bloß in einzelnen Fällen, sondern in dem ganzen Systeme dieser sublunarischen Welt, mit ihrer ununterbrochenen Folge von Revolutionen, Verwandlungen und Reproductionen derselben Wesen und Substanzen in verschiedenen Formen und Gestalten — sprach ihnen dafür. Für solche ist und bleibt aber die Seelenwanderung ein Gegenstand des bloßen Glaubens oder der Speculation; für mich ist sie ein Factum, ein Gegenstand des Wissens. Pythagoras hatte einen Funken von dem Lichte dieser Wahrheit, die sich in vollen Strahlen auf mich ergoß — Mehr nicht.

Ich habe mir vorgenommen, meine Lebensgeschichte zu schreiben, wenn ich sie so nennen darf — welch eine Erzählung! Meine Abenteuer und Erfahrungen könnte der größte Band nicht fassen; sie bilden einen Theil der großen Geschichte der Welt. Wie greife ich es nun an, um Lesern von so beschränktem Umfange persönlichen Wissens, als ich sie voraussetzen muß, verständlich zu seyn? Mit leichter Mühe lasse ich vor dem hellen Spiegel meines Gedächtnisses Begebenheiten vor- und rückwärts schreiten, welche unter der mächtigen Last von Jahrhunderten verborgen und begraben liegen; in einen Augenblick faßt mein Geist die Schicksale ferner, feindlicher, erloschener und vergessener Nationen in seinen Rahmen; ich erscheine als Hindu, als Assyrier, als Römer, als Meder, als Trojaner, als Jude, als Wandale, als Troglodyte, als Chinese; kann ich meinem Leser zumuthen, daß er mir zu diesen Verwandlungen folge? Wie soll er nun die Anfangsgründe meines umfassenden Wissens lernen, wie soll er über manche Punkte, worüber ich ihm keine Aufklärung geben kann, weil sie für meinen Verstand zu einfach sind, um eine Aufklärung zuzulassen oder zu erfordern, Aufschluß erhalten? Ich lege ihm daher einen kurzen Auszug meiner Geschichte vor.

Als der Planet Purwaphalgunibhawa in der lunarischen Constellation Puschya und der Kartikeya in Salabhischa war, welche Periode ungefähr der Zeit von 500 Jahren vor der christlichen Aera entspricht, war ich ein Hindu und wohnte in der Nachbarschaft der Stadt Casi oder Waruischa, die jetzt Benares heißt. Hier wurde ich mit einem frommen Sannyasi, einem von der vierten Classe hinduischer Heiligen, bekannt. Er war ein Mann von hohem Alter und sehr ehrwürdigem Aussehen. In seinem Benehmen lag eine Milde, die bei seinem sonstigen verschlossenen und seltsamen Wesen auffiel; und ganz verschieden von den Anachoreten dieser Periode, die bloße Tugendenthusiasten waren, zeichnete er sich durch einen gesunden Sinn und scharfen Verstand aus. Obgleich durch die Pflichten seines Gelübdes zum einsamen Leben bestimmt, verschloß er sich nicht vor denen, die kamen, ihm ihre Huldigungen darzubringen und seine niedere Behausung mit dem süßen Dufte ihrer Gebete und ihrer Segnungen zu durchräuchern. Ich gehörte zu den eifrigsten und treuesten seiner Jünger und versäumte nie die Stunde, die er von seinen strengen religiösen Uebungen für Besuche erübrigte. Meine brennende aber ehrfurchtsvolle Wißbegierde entging ihm nicht; seine Unterhaltung wurde Schritt vor Schritt weniger zurückhaltend gegen mich, und nach einer längeren Zeit, die ihm offenbar dazu gedient hatte, meinen Charakter und meinen Verstand zu prüfen, erzeigte er mir einen Beweis seines Zutrauens, der mich eben so sehr mit Stolz als Verwunderung erfüllte. Er entdeckte mir die außerordentliche Thatsache, daß er mit der

*) Asiatic Journal. Nro. CLVI folgg.

Kenntniß seiner Präexistenz in den verschiedenen Epochen seiner Erdenwanderungen seit seiner ersten Erscheinung in der Welt als vernünftiges Wesen begabt war. Unglauben und Zweifelsucht beherrschten mich Anfangs; denn ob ich wohl öfters gehört hatte, daß Braminen und Andere von Spuren sprachen, die von Begebenheiten aus einem früheren Daseyn in ihrer Seele vorhanden wären, und ob ich gleich wohl zu wiederholten Malen Dinge, die mich hätten auf einen Schluß der Art führen können, selbst gesehen hatte, wenn ein Strom von Ideen und Bildern, die sich offenbar auf frühere Ereignisse bezogen, mit denen ich im Zusammenhange stand und doch nicht stand, ungerufen in mein Gedächtniß einbrach; so hielt ich mich nichtsdesto weniger für überzeugt, daß dieß bloße Täuschungen, eine Art von Tagträumen, zusammengesetzt aus zufälligen, wenn auch ursächlich verbundenen, Vorstellungen wären, und daß das Gegentheil voraussetzen so Viel hieße, als dem sterblichen Menschen Attribute der Gottheit verleihen.

Mein verehrter Lehrer sagte mir, daß er in früher Jugend ein Schüler der Yogalehrer war, welche die Ewigkeit der Materie wie des Geistes predigten, und nach gehöriger Zeit, nachdem er die Wedas und hauptsächlich die Upanischads, welche von der Einheit und den Eigenschaften des Allmächtigen handeln, fleißig studirt hatte, wurde er ein Sannyasi. In diesem Stand beobachtete er alle die in den heiligen Schriften vorgeschriebenen Verordnungen aufs Pünktlichste; er lebte einsam, jedes ungeregelte Verlangen, jeden unerlaubten Wunsch zurückweisend, einzig und allein bemüht, die Gottheit zu erforschen, darauf all sein Dichten und Trachten wendend. Durch rastloses Nachdenken gemäß den Vorschriften des begeisterten Menu über die Seelenwanderungen der Sterblichen, über das kampfvolle Scheiden der Sünder aus der körperlichen Hülle, über ihre Neugestaltung, und das Walten des Lebensgeistes durch zehntausend Millionen Geburten, über das unsichtbare Inwohnen des höchsten Geistes in den verschiedenen Naturen, ein für Menschen von unvorgeschrittener Erkenntniß schwer zu begreifendes Räthsel — durch alles dieß gelangte er zu dem völligen Verständniß der immerwährenden Allgegenwart Gottes, welches Denjenigen, die diese strenge Zucht bestehen, verheißen wird.

„An einem düstern Tage," erzählte mir mein heiliger Freund, dessen Worte ich jetzt genau wiederhole, „ward ich überrascht in meiner Zelle durch die Gegenwart eines jungen Gastes, den ich als einen Gandharba, einen der Diener des Indra, erkannte. Er grüßte mich im Namen des erlauchten Gebieters des Firmaments und sagte mir, ich hätte Gnade gefunden vor den Augen der Lokapalas, oder der göttlichen Lenker des Weltalls, welche übereingekommen wären in dem Beschluß, mir zur endlichen Belohnung meiner guten Werke vor meiner Verschmelzung mit dem göttlichen Wesen zu bewilligen, was ich immer für einen Wunsch auf Erden hegte. Voll von dem Gegenstande, auf den ich so lange meine Aufmerksamkeit heftete, erhielt ich mir eine vollkommene Kenntniß davon, damit alle meine Zweifel und Bedenklichkeiten wegen des Verwandlungsprozesses sich lösen möchten; damit ich lernte, woher ich kam, welche Formen ich durchlief, und welche Ereignisse mich in den verschiedenen Perioden meines Daseyns begleiteten. Es sey, erwiederte der himmlische Bote; noch mehr, Indra verleiht Dir die Gabe, die Kraft dieser übernatürlichen Wissenschaft mitzutheilen. Er verschwand unter einer entzückenden Harmonie, in welcher ich die durchdringende Stimme Vayu's, des Herrn des himmlischen Chors, deutlich unterschied."

Oft ward ich wie von einem Zauber des Staunens ergriffen durch die sonderbaren Eröffnungen, die mir der verehrungswürdige Anachorete über seine Abenteuer aus den verschiedenen Perioden seines Lebens gab. Es schien mir, als ob romantische Gesichte meine Phantasie umgaukelten, vor welchen die Wunder des Mahabharata zu verhältnißmäßiger Unbedeutenheit zusammenschrumpften; Länder und Völker, von denen ich nie gehört, und von denen selbst in den Chroniken der Hindu keine Erwähnung geschieht, schienen ihm bekannte Dinge. Ich erinnere mich namentlich der Ausführlichkeit, mit welcher er sich in seinen Schilderungen und Erzählungen über die Invasion der Yavans verbreitete, aus der Zeit, als die Paardynastie über Hindustan herrschte. Seitdem habe ich mich wundern müssen, wie außerordentlich ungenau die Berichte der griechischen Geschichtschreiber Alexanders des Großen über die wenigen in Europa aufbewahrten Ereignisse aus dieser Periode sind. Mein ehrwürdiger Lehrer, damals ein Kschatriya, diente als Offizier in dem Heer des Hindukaisers, den die Griechen Porus nennen. Ich will eine Begebenheit erwähnen und zwar nur eine (denn ich habe zu Viel von meinen eigenen Abenteuern zu erzählen, um den Leser auch noch mit denen meines Freundes zu behelligen), welche in diesem denkwürdigen Abschnitt der indischen Geschichte vorfiel.

Ein macedonischer Soldat, wie dieß häufig geschah, hatte sich von dem Heer Alexanders verlaufen und trat in einen dichten Wald, in welchem er sich bald nicht mehr zurecht fand. Lange irrte er in der pfadlosen Wildniß umher und lebte bloß von Kräutern und Wurzeln, die er als zur Nahrung geeignet kannte, bis er zuletzt bei einer alten Stadt, Namens Purawa, wieder herauskam. Das erste menschliche Wesen, das ihm begegnete, war ein junges Mädchen von seltner Schönheit: man konnte sie mit Sarada, der Tochter Brama's, vergleichen, wie sie in den Siwa Purana gezeichnet wird: „ihre Gesichtsfarbe war von ausgesuchtem Saffran; ihre Nase war gleich der Sesamblüthe; ihre Glieder liefen schmal zu wie der Pisang; ihre Augen waren groß wie das Lotusblatt; ihre Brauen reichten zu ihren Ohren; ihre Lippen waren roth wie die jungen Blätter des Mango; ihr Antlitz war gleich dem Vollmond; ihre Stimme wetteiferte mit dem Sang des Colla; ihre Arme reichten bis zu ihren Knien; ihr Nacken war gleich dem einer Taube; ihre Hüften waren schlank wie die eines Löwen; ihr Haar hing in Locken bis auf ihre Füße; ihre Zähne waren gleich dem Samenkern des Granatapfels und ihr Gang war wie der eines trunkenen Elephanten oder einer Gans (her gait was as that of a drunken elephant, or of a goose)" *) Beide blickten einander stan-

*) Nach den Gesetzen des Menu III, 6—12 soll ein Bramine zu seiner Gattin eine Jungfrau wählen, deren Gestalt keinen Fehler und die einen angenehmen Namen hat und deren Gang

und an; denn der Krieger war ein Mann von edler Gestalt, roß und stark; er trug einen stählernen Helm, von dessen Krone eine Fülle buntgefärbter Haare wallte; seinen Körper verhüllte eine eiserne Rüstung und in seiner Hand hielt er eine gewichtige Lanze von Eisen. Das Mädchen, welches glaubte, daß sie einen Gott sehe, führte ihn schweigend mit schüchterner Ehrfurcht in die Stadt, wo seine Erscheinung als ein Wunder angestaunt wurde. Die Menge erwies ihm überall göttliche Ehre, selbst die höhern Stände richteten sich in soweit nach der Meinung des Volks, daß sie den Krieger köstlich beherbergten und die junge Dirne, die ihn zuerst gesehen hatte, ward sein Weib, noch ehe die Kunde von den Eroberern im Westen diesen Theil Indiens erreichte, und die Leute in Purawa auf die Vermuthung und am Ende auf die Entdeckung brachte, daß ihr vermeintlicher Gott Niemand anders sey, als einer der Mletscha-Eroberer. —

Da ich wußte, daß der verehrungswürdige Einsiedler die Gabe besaß, sein Wissen mitzutheilen, so war es der höchste Wunsch meines Ehrgeizes, dieser Begünstigte zu seyn. Ich wagte aber nicht, diesen Wunsch zu äußern, und noch ist es mir räthselhaft, durch welche Mittel es dem Sannyasi gelang, mein Inneres zu durchdringen und meine kühnen Gedanken zu erforschen. Er verzieh mir nicht nur die Erhörung, einer so vermessenen Hoffnung nachzuhängen, sondern erklärte auch, ich sollte mit der Erfüllung derselben beglückt werden.

Ich sage Nichts von den geheimnißvollen Ceremonien, welche dieser Eingießung eines Theils der göttlichen Allwissenheit in das sterbliche Gefäß meines Geistes vorangingen. Die Kraft durchdrang mich im Augenblicke, ob ich gleich nicht im Stande wäre, Jemand auch nur eine annähernde Vorstellung von der Art zu geben, wie dieser neue geistige Sinn in mir sich entfaltete. Es war mir, als ob ein Canal, dessen Einfahrt bisher verschlossen war, mit einem Male sich aufthäte; oder als ob mit einem Drucke, der von meinem Gehirn hinweggenommen würde, eine weite Aussicht auf eine endlose Reihe von Gegenständen sich erschlöße; ganze Massen von Erinnerungen, welche wie durch das Nachlassen einiger Seelenkräfte im Schlummer gewiegt zu seyn schienen, strömten in meine Gedanken ein, wie wir einen Flug kleiner Vögel oder einen Schwarm Bienen auf einen Punkt sich niederlassen sehen.

Als ich begann diese neueingeführten Ideen zu sammeln, einzutheilen und anzulegen, schienen sie ganz verschiedene von einander getrennte Reihen zu bilden. Da gab es Lücken in der Geschichte meiner vergangenen Lebensabschnitte, offenbar leere Stellen. In der gewöhnlichen Erfahrung verlieren wir zwar die Erinnerung an manche Thatsachen, welche in unserer Lebensbeschreibung die Verbindungsglieder darstellen, anscheinend aber bleibt Alles in einem fortlaufenden Zusammenhang, und Fälle ausgenommen, wo die Geistesthätigkeiten selbst in Unordnung gerathen, ist es selten, daß in der Seele ein völlig leerer Raum, eine geistige Ellipse, wie in meinem Fall, vorkommt. Es stand lange an, bis ich mich von der Wirklichkeit dieser furchtbaren finstern Punkten, welche in besonders kritischen Momenten sichtbar wurden, überzeugen konnte. Verwundert über dieß Factum und befürchtend, daß die von mir ersehnte Sehergabe mir bloß theilweise geworden sey, sprach ich deshalb mit meinem verehrten Lehrer, von dem ich erfuhr, daß jenes Wissen sich auf den Kreis der Dinge beschränke, die sich mit mir als Mensch zugetragen hätten, daß es aber im Augenblick aufhörte, wann die Seele in eine niederere Creatur übergegangen wäre. Daher diese Lücken in meiner Präexistenz.

Ich habe somit versucht — so schwierig diese Aufgabe war — von dieser wunderbaren Persönlichkeit Rechenschaft zu geben, welche mich von dem Rest der Menschenkinder unterscheidet, denn meines Wissens hat nie Jemand eine gleich vollkommene Anschauung der Vergangenheit gehabt; ja ich bin es gewiß, daß es, abgerechnet meinen ehrwürdigen Lehrer und mich, noch keinem Sterblichen vergönnt war, den dichten Schleier ganz zu lüften, der aus unerforschlichen Gründen über die Geschichte unsrer Seelenwanderung gezogen ist. Die Verweigerung dieser Einsicht in unser Vorleben könnte bei einer oberflächlichen Betrachtung der Sache als ein Act der Ungerechtigkeit gegen den Menschen erscheinen, sofern der Rückblick auf die Vergangenheit oft mehr Vergnügen gewährt, als die Gegenwart, folglich eine unschuldige Quelle der Freude uns dadurch entgeht; noch mehr aber sofern die Erfahrung, die erste Lehrerin der Weisheit, in ihren Mitteln zu unsrer Vervollkommnung verkürzt wird. Aber ach! wie falsch und eitel sind die Schlüsse des schwachen Menschen! Was habe ich von meiner so ersehnten und vielleicht so beneideten Sehergabe Anders, als eine schwere Bürde des Kummers, und all mein Vorrath von Wissen hat mich vielleicht nur zu einem unzufriedenen Mitgliede der Gesellschaft gemacht. So wenig ich Lust gehabt hätte, wenn ich dieß auch vermocht hätte, mein übernatürliches Vermögen mitzutheilen, so sehr wünschte ich oft, daß es mir selbst nicht verliehen worden wäre. Dieß ist die aufrichtige Gesinnung meines Herzens, wenn ich über meine wundervolle Auszeichnung vor den übrigen Menschen nachsinne. Wenn ich dann noch betrachte, welche unermeßliche Mittel Gutes zu wirken in meine Hände gegeben sind, so beunruhigt mich auch nicht wenig der Gedanke, was mit mir werden wird, wenn meine Seele ihre Pilgerfahrt einmal beschließt, wenn jedes zurechnungsfähige Wesen Rechenschaft ablegen soll von seinen Thaten, und wenn Viel gefordert werden wird von dem, der Viel empfangen hat. — Ich gehe nun an die Erzählung einiger der merkwürdigsten Abenteuer aus den verschiedenen Zuständen meiner Präexistenz.

---

voll Anstand, wie der „Gang eines Flamingo oder eines jungen Elephanten ist." Dieß ist doch wohl ein besserer Geschmack.

Sultan Mahmud.

Obgleich die Beschreibung, welche Macfarlane von dem persönlichen Aeußeren des Sultans giebt, bereits aus den londoner Zeitungen in die französischen und aus diesen in die meisten deutschen politischen Blätter übergegangen ist, dürfte eine Mittheilung dieser interessanten Stelle aus dem Original in dem gegenwärtigen Augenblicke unsern Lesern doch vielleicht nicht unangenehm seyn:

„Ich hatte in einer Reisebeschreibung gelesen, daß die Farbe des Großherrn eine tödtliche Blässe, und daß der Ausdruck seines Gesichts von jener unheildeutenden Melancholie nicht frei sey, welche gewöhnlich auf der Stirne seines Verwandten und Vorgängers, des unglücklichen Selim, lag. Er war indessen, als ich ihn sah, so weit von Blässe entfernt, als dieß irgend möglich ist, sein Gesicht außerordentlich von der Sonne verbrannt, und seine Farbe ein männliches Braun. Doch überzeugte ich mich später von der Richtigkeit der Angabe des Reisenden; er hatte das kränkliche Aussehen des Serails erst abgelegt, seit seine Neigung für das Feldleben und die militärischen Exercitien sich in ihm entwickelt hatte. Männliche Uebungen und die beständige Einwirkung von Sonne und Wind konnten auf der Wange eines Vierzigers keine Rosen pflanzen; aber sie hatten ihr das gegeben, was einem Krieger und Reformator besser ansteht. Statt der Melancholie und Niedergeschlagenheit eines Unglücklichen bemerkte ich den Ausdruck von Festigkeit und Selbstvertrauen und von einem Hochmuth, der nicht ohne einen gewissen Grad von Wildheit war. Seine hohen und orientalisch geschwungenen Augenbrauen, seine großen kohlschwarzen Augen, die aber gewöhnlich trüb sind, sein dicker schwarzer Bart und Schnurrbart, welcher den ganzen untern Theil des Gesichts bedeckt, die herrische Haltung — Alles ist darauf berechnet, zu überraschen, und stimmt vollkommen zu unserer materischen Vorstellung von einem Despoten des Orients.

Vielleicht gab es mehr als einen Türken in seinem Gefolge, welcher diese Züge in noch größerer Vollkommenheit hatte, und den daher ein Fremder leicht für den Sultan hätte halten können; aber in Mahmuds Aeußerem liegt ein so entschiedener Charakter, daß keine Verkleidung ihn vor denen verbergen kann, die ihn einmal gesehen haben. Dieß erzählten mir Türken, Griechen und Armenier, die ihn oft mit Furcht und Zittern wieder erkannt haben, wenn er mit einem einzelnen Begleiter — unansehnlich gekleidet, gleich jenem selbst — in den dunkeln Straßen von Konstantinopel umher wandelte: ein Vergnügen, welches er bis in den letzten Winter sich nicht selten zu verstatten pflegte.

Seine Gestalt ist nicht groß, aber breite Schultern, eine offene Brust und tüchtige Arme zeigen Stärke und große körperliche Kraft an. In der That bis auf die letzte Zeit, wo er sich ausschließlich den Militärexercitien hingab, war sein größter Stolz, den „längsten Bogen" in seinem Reiche zu führen; und die kleinen Steinpfeiler, die in der Vertiefung des Atmeidan in bedeutender Entfernung aufgerichtet sind, um die Weite, welche die Pfeile erreichten, zu bezeichnen, sprechen von nicht gewöhnlicher Kraft des Armes. Seine unteren Theile sind nicht so gut gebildet, als die oberen; wie beinahe bei allen türkischen Großen, die ich gesehen habe, zeigt sich in seinen Beinen eine Unvollkommenheit und Ungefälligkeit, welche ohne Zweifel von der orientalischen Sitte, beständig mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, herrührt, da durch dieselbe der Umlauf des Blutes gehemmt und Mißgestaltung und Mißwuchs veranlaßt werden muß. Mahmuds Jugendjahre waren überdieß in der unthätigen Gefangenschaft des Serails, unter alten Weibern und Sclaven, von jeder Gelegenheit zu männlichen Uebungen ausgeschlossen geblieben.

Die türkischen Herren so sehr als die Damen sind besonders stolz auf eine schöne weiche Hand; dennoch sind sie bis jetzt unerbittliche Feinde jener künstlichen Bedeckungen und Verwahrungsmittel gewesen, welche unter uns bei beiden Geschlechtern für unentbehrlich gelten. Kein Türke hat Handschuhe getragen, und die Hände des Sultans waren bloß, so wie die aller Uebrigen; — eine Kleinigkeit, die eben dem Europäer auffallen mußte, der ihn beinahe ganz in der Tracht eines europäischen Militärs sah. Eine andere unbedeutende Abweichung von unserer Equipirung waren die Stiefel, die *nicht* von Leder, sondern von schwarzem Sammt waren, so oft ich ihn in seinem militärischen Costüme sah; die Form war indessen europäisch, auch trug er sie a la Wellington unter den Hosen.

Mahmud erscheint am Meisten zu seinem Vortheil, wenn man ihn zu Pferde sieht. Außer des Freitags, wenn er in die Moschee geht, und bei andern großen religiösen Ceremonien, wobei Alles streng orientalisch ist, bedient er sich eines fränkischen Sattels und reitet ganz auf europäische Weise. In dieser Kunst hat er große Fortschritte gemacht; er hat einen guten Schluß, sitzt fest und gerade und könnte sich in der That selbst bei einer Musterung unserer schönen Reitergarden mit Ehren zeigen. Der Unterschied zwischen der türkischen und europäischen Art zu Pferde zu sitzen ist so groß, daß einem Reiter, welcher an die erstere gewöhnt ist, mit ihrem unermeßlichen Sattel, der einer Wiege ähnlich sieht, und den kurzen steifen Steigbügeln, welche die Knie fast in unmittelbare Berührung mit dem Unterleib bringen — sich nicht geringe Schwierigkeiten darbieten. Nur wenige von den Gardereitern des Sultans konnten einen festen Sitz halten mit ihren langen Steigbügeln, die man sie oft als eine Erfindung des Teufels, um den Menschen den Hals zu brechen, verfluchen hörte. Mahmud war ohne Widerstreit der beste Reiter, nach europäischer Weise, in seiner Armee; und diese Geschicklichkeit, nebst einem anderen Talente, welches er immer mehr vervollkommnet, nämlich dem, eine Abtheilung Cavallerie zu commandiren, macht seinen größten Stolz und Ruhm aus."

Moschee von Damascus.

Das größte und prächtigste religiöse Gebäude der Muselmänner ist die Moschee zu Damascus, die von Abdul Melek, dem *fünften* Khalifen aus dem Hause der Ommajaden erbaut wurde. Sie ist nicht weniger als 600' lang und 150' breit; und ihr Bau soll die ungeheure Summe von 5 Millionen Dukaten gekostet haben. Während der Nächte des Ramadan wurde sie zu der Zeit ihres Glanzes durch nicht weniger als 12,000 Lampen erleuchtet. Hier lehrte Ebn Dueda, ein Schüler des Propheten, zuerst nach der lancaster'schen Methode, indem er 1000 Jünglinge zugleich im Lesen des Koran unterrichtete.

Literary Gazette.

Der Imam von Muscat.

Zu den Fürsten des Orients, welche in ihren Besitzungen der europäischen Civilisation Eingang zu verschaffen angefangen haben, gehört auch der Imam von Muscat, der in dem persischen Meerbusen bereits eine beträchtliche Seemacht unterhält, in seinen Versuchen als Eroberer aufzutreten bisher aber immer an dem Widerstande der Insel Bahrein gescheitert ist. Erst im vergangenen Jahre soll ihm wieder eine Unternehmung gegen diese Insel fehlgeschlagen seyn.

Asiatic Journal.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 282. 9 Octobee 1829.

Die Seelenwanderung.

I Der Meder.

Unter der Regierung des letzten Cuaksch, oder Cyaxares, unter welchem Namen die Griechen diesen Monarchen kennen, oder Darius des Meders, wie ihn die Schriften der Hebräer nennen, auf der Grenze des eigentlichen Mediens in der Stadt Egbadan oder Ekbatana, welche eine Zeit lang die Hauptstadt dieses Reichs und nach der Sage die Vaterstadt des großen Zerduscht war, kam ich zur Welt. Meine Eltern waren von assyrischem Geschlecht und stammten von einem der Stammhäupter, welche in den stürmischen und meisterlosen Zeiten nach der Losreißung Mediens von der aufgelösten Monarchie Sardanpuls Einen aus ihrer Mitte zur königlichen Würde erhoben. Die Stadt Egbadan war in dieser frühen Periode Nichts als eine rohe Masse von Hütten; eine dreifache Ringmauer von Lehm, die sie umschloß, theilte sie in drei Bezirke: den innersten Raum mit einer Anhöhe in der Mitte nahmen König, Hof, Minister und Priester ein; den mittlern bewohnten die Häupter der Stämme und die Großen des Reichs; der äußerste, von beträchtlichem Umfang und begrenzt von dem Flusse Choasp, gehörte dem Volke. Ich führe diese Thatsachen etwas umständlicher an, weil ich den Behauptungen der Griechen und Römer so wie den Folgerungen und Schlüssen der Neuern widersprechen muß, als ob diese Stadt mehr als tausend Jahre vor dem Fall der assyrischen Monarchie von Semiramis gegründet und schon damals wegen ihres Glanzes und ihrer Pracht berühmt gewesen wäre. Seine nachmalige Herrlichkeit verdankt Egbadan der Schönheit seiner Lage, der erquickenden Kühle seines Climas, dem Reichthum, welcher die einfachen Bergbewohner des Orontes zu schwelgerischen Großstädtern umschuf, und vor Allem dem Umstande, daß es während einer Reihe von Jahren königliche Residenz war. Diese Ursachen wirkten zusammen, um die Stadt zu dem zu machen, wie sie der große Alexander fand, als er durch ihre Thore einzog und als die Scene von Parmenion's Mord sie entweihte.

Um die Zeit meiner Geburt als Meder hatten die Sitten der Nation noch nicht den Grad von Ueppigkeit erreicht, wodurch in der Folge medische Weichlichkeit zum Sprichwort wurde; doch bezeichneten bereits die benachbarten Völker, ohne daß sie selbst, die Perser ausgenommen, Muster sittlicher Strenge waren, Egbadan als einen Sitz der Freude, des Ueberflusses und der Wollust. Die Sitten der Perser stachen gegen die unseren auffallend ab; trotz einem weit wärmern Clima, wo Sinne und Körper so gern erschlaffen und träg werden, behaupteten sie die enthaltsame Lebensweise, welche einst unsere Voreltern charakterisirte, in ihrer ganzen Strenge; selbst die Qualität und Quantität der Nahrung galten den persischen Schulmeistern für Gegenstände von hoher Wichtigkeit in der Erziehung; sie hielten die Jugend an, Nichts zu kosten als Brod, Vegetabilien und Wasser, und lehrten sie die Volldefriedigung des Appetits als ein sicheres Mittel betrachten, sowohl die Grundlagen des sittlichen Wesens zu untergraben, als auch die Kraft des Körpers zu zerstören.

Ich war der einzige überlebende Sohn meiner Eltern, da meine übrigen Brüder an Krankheiten starben und einer auf der Jagd in dem Paradies oder Park des Königs durch den plötzlichen Angriff eines reißenden Thieres umkam. Die natürliche Folge war, daß sie mich äußerst nachsichtig behandelten und nur darauf zu denken schienen, wie sie das Maß meiner Genüsse vergrößerten. Von Natur stolz, muthwillig und eigensinnig und von einer sehr frühen Periode meines Lebens an unumschränkter Herr meiner Handlungen — dabei ohne irgend eine Arbeit oder Beschäftigung, als die, mich angenehm zu zerstreuen, und ohne einen Gedanken, der mir Mühe kostete, als etwa, wenn ich meinen Scharfsinn anstrengte, um neue Vergnügungen zu ersinnen — durfte ich nur wünschen, und stand es in der Macht meiner Eltern, so wurde meiner Begierde gewillfahrt. Ein kurzer Bericht über mein tägliches Treiben wird von der Lebensart, die ich führte, und zugleich von den medischen Sitten einen Begriff geben.

Am Morgen, ehe ich das Lager verließ, traten drei Sclavinnen, die schönsten, die ich mir verschaffen konnte, in mein Gemach. Sie warteten schweigend, bis ich erwachte und mich geneigt fühlte aufzustehen. Nun halfen sie mir bei meiner Toilette, indem mein langes Haar, noch verlängert durch künstliche Locken, sorgfältig gekämmt und gekräuselt, zuvor aber mit den kostbarsten Oelen eingesalbt wurde. Hierauf färbten sie meine Augenlieder und Augenwinkel mit einer dunklen Schwärze, und Eine, deren besonderes Geschäft dieß war, malte mein

Digitized by Google

Geſicht, dem ſie einen ſolchen Anſtrich zu geben ſuchte, wie meine ewigwechſelnde Geſchmackslaune es erheiſchte. Sodann legte ich meinen langen Talar an; in der Regel war er von Seide oder irgend einem andern ſeltenen Stuff, mit Blumenſtickereien verziert, von der reichſten Purpur- oder Scharlachfarbe, darunter trug ich zwei ſeidene Tuniken mit langen Aermeln von denen die untere weiß und mittelſt eines geſtickten Gürtels um den Leib befeſtigt war; ein Paar lange und weite Pantalons hatte ich über zwei oder drei Paar engere Hoſen an, denn die Zahl richtete ſich nach dem Rang, und an den Füßen niedere Pantoffeln oder Sandalen. Meine Kopfbedeckung beſtand aus einer Mütze oder einem Turban von feinem purpurnem Tuch oder Seide oder aus einer Art thurmförmiger Tiare mit Juwelen und Gold; die letztere war für außerordentliche Gelegenheiten. Hatte ich meine Toilettenarbeit vollbracht oder mich vielmehr von zarten Händen zwei Stunden lang bedienen laſſen, während einige Harfenſpielerinnen aus Suſiana, der berühmten Heimat lieblicher Tonkunſt, mein Ohr durch ihre ſüßen Weiſen zu bezaubern ſuchten, ſo ſetzte ich mich in meinen Wagen und meine niſäiſchen Pferde (die größte und ſchnellſte Race, die es gab) brachten mich mit Hülfe des Wagenlenkers, der die Zügel in der Hand zur Seite des Wagens herlief, nach dem Haus eines Freundes, oder nach der großen Terraſſe neben dem Fluß Choaſp, deſſen Ufer ein Wald von Oeangern, Citronen und andern Wohlgerüche duftenden Bäumen beſchattete. Hier pflegten die höheren Stände von Egbatar, Männer und Frauen, ſich zu verſammeln, ab und zu zufahren, weniger um die wundervolle Natur zu genießen, als um mit Putz und Equipagen zu prunken. Da wechſelte man unaufhörlich Grüße und Complimente, denn dieß war ein Punkt der Etikette, auf welchen die Meder Etwas hielten. Die von gleichem Rang begrüßten einander mit einem Kuß auf den Mund; die Höhern den Niedern mit einem Kuß auf die Wangen; die unterſten Claſſen warfen ſich auf das Antlitz nieder, wenn ſie einem Vornehmen begegneten. So wurde auch der Monarch, ſelbſt von ſeinen erſten Unterthanen, begrüßt. Wenn man dann ſpäter am Tage eine Geſellſchaft beſuchte oder ſelbſt Perſonen ſeines Standes eine gab; ſo kleidete man ſich aufs Koſtbarſte um und band ſich mit Arm- und Halsbändern und Goldketten. Die Mahlzeit wurde dann wohl über Gebühr verlängert. Der Wein ſtrömte in die Pokale und bei ſolchen Scenen entſtanden jene Ausſchweifungen, die nachmals in Medien bis zu einer Schamloſigkeit getrieben wurden, die alle Begriffe überſtieg.

In meinem vier und zwanzigſten Jahre ſtarb mein Vater. Dieſes Ereigniß unterbrach meine Tagesordnung. Die Nationalſitte legte mir die Pflicht auf, mein Haupt zu ſcheeren, alle Mitglieder der Familie, ſelbſt die Frauenzimmer, mußten ſich in ſolchen Fällen ihres Haarſchmucks entledigen und dieſe Art der Trauer erſtreckte ſich bis auf die Pferde und die Laſtthiere des Verſtorbenen, deren Mähnen und Haare geſchoren wurden. Was war zu machen? Vergraben hinter meinen vier Wänden brütete ich ſo hin in der düſtern Einförmigkeit meines Daſeyns; ein Freund des Wechſels — langweilte ich mich unerträglich; ich wurde krank darüber. Ich hatte gehört — denn Etwas zu leſen fiel mir nie ein, und hätte ich auch gewünſcht, aus dieſer Quelle der Belehrung zu ſchöpfen, ſo fehlte es uns an hiſtoriſchen Urkunden, die Jahrbücher ausgenommen, welche aber als ein Prieſtergeheimniß in den Tempeln bewahrt wurden, und wovon man keine Zeile leſen oder ſich erklären laſſen konnte, ohne daß die Prieſter einen Darkomoth oder Dariker *) forderten — ich hatte gehört, ſage ich, von den Heldenthaten unſers erſten Cnakſch und von Frant oder Phraortes, der die Perſer unterwarf und die Gränzen Mediens bis an den Halys erſtreckte; es ärgerte mich, daß ich mich nicht auch ſollte auszeichnen können, doch ich ermangelte der Thatkraft. Sollte ich aber wenigſtens nicht im Stande ſeyn, ein Gegengift zu erfinden gegen dieſes ewige Einerley? Ein Abenteuer, von welcher Art es auch ſeyn möchte, würde doch das Mahl des Lebens würzen und es ſchmackhafter machen. Worin ſollte es nun beſtehen? Meine Einbildungskraft gab mir eine Liebesintrigue ein; es war Etwas, was ich mir ohne Mühe und in Egbatan auch ohne Gefahr ausführbar dachte. So betrat ich die Bahn der Intrigue, nicht wegen zärtlicher Liebesanfechtungen, denn willige Geſchöpfe ließen es ſo weit mit mir nicht kommen, ſondern aus einer Urſache, welche oft ſchon Menſchen Welteroberungsideen in den Kopf ſetzte, d. h. ich hatte nichts Anderes zu thun.

(Schluß folgt.)

Lord Byron in Brüſſel.

(Schluß.)

Lord Byron reiste in einer mächtigen Kutſche nach einem verbeſſerten Modell des berühmten Wagens von Napoleon. Außer einem Ruhebett enthielt ſie einen Bücherſcheank, eine Commode und alle Vorrichtungen, um darin zu ſpeiſen. Ich habe den Namen des Fabrikanten vergeſſen, Byron ſagte mir aber, daß ſie ihn auf 600 Guineen gekommen ſey; ſie war äußerſt kunſtreich gebaut. Da ſie aber doch für ſein Gepäck und ſeine Dienerſchaft nicht reichen wollte, kaufte er zu Brüſſel für ſeine Bedienten eine Kaleſche. Sie beach ihm auf unſrer Fahrt nach Waterloo, und ich rieth ihm, ſie zurückzugeben, da ſie mir ein ſehr zerbrechliches Machwerk zu ſeyn ſchien; allein Byron hatte vierzig Napoleons (gewiß das Doppelte des Werths) dafür hinterlegt, und der ehrliche Flammländer weigerte ſich, das Geld zurückzugeben und ſeine Lotterfalle zurückzunehmen, außer gegen Verluſt von dreißig Napoleons. Da der Lord am folgenden Tag abreiſen wollte, erſuchte er mich, den Handel ſo gut wie möglich auszugleichen. Er war aber nicht ſobald abgereist, als der Wagenkünſtler in das „brüſſeler Orakel" einrückte, der edle Milord Anglais habe ſich mit ſeiner Kaleſche, im Werth von 1800 Franken, aus dem Staub gemacht!

Ich war äußerſt aufgebracht und wandte mich ſogleich an einen Advokaten, der den Herrn von den Bürgermeiſter entbot. Jetzt begann er ſeine Hörner einzuziehen, und da ich ihn wegen Verleumdung gerichtlich zu belangen drohte, verſtand er ſich endlich dazu, für den Gebrauch ſeiner Kaleſche nach Water-

*) Etwa 1½ Guineen.

100 hundert Franken und eben so viel für einige Veränderungen, die angeblich damit gemacht worden seyn sollten, zu nehmen, worein ich, weil ich den Gegenbeweis nicht führen konnte, willigte, obgleich mein Rechtsfreund wünschte, eine so grobe Prellerei nicht zuzugeben. Doch mußte der Mann auf seine Kosten eine Erklärung über den wahren Thatbestand in die öffentlichen Blätter einrücken lassen.

In der folgenden Woche hatte der londoner Courier die Unverschämtheit, mit diesem Artikel ohne die Erklärung seine giftigen Columnen zu füllen, und der Redakteur fügte, unberufener Weise, noch einige bittere Bemerkungen hinzu. Ich erwähne dieß als einen Beweis von dem damaligen Parteigeist in England. Lord Byron war Liberaler und stand daher auf der Armensünderliste dieses ministeriellen Hierophanten. Ich beschloß, in Abwesenheit meines Freundes, ihn vor dem Publikum zu rechtfertigen und schrieb deshalb an Perry, der meinen Brief wörtlich in dem Morning Chronicle abdrucken ließ, und mit seinen eignen Glossen begleitete, worin er den Lord gegen die gröblichen Verunglimpfungen des Courier kräftig vertheidigte, ohne daß der Redacteur des letztern sich dadurch bewegen ließ, seine Angabe zu berichtigen. Byron befand sich jenseits der Alpen, und so hielt er sich sicher vor seiner Rache, der er sonst gewiß nicht entgangen wäre. Nach der Hand schrieb ich die ganze Geschichte an Byron, welcher mir über meine Schritte zu seiner Rechtfertigung und Befreiung aus den Händen der flämischen Philister seine Zufriedenheit bezeugte.

Ich war mit Lord Byrons Mutter von ihrer Kindheit an innig vertraut. Sie verlor vor ihrem zehnten Jahre ihre Eltern und hielt sich öfters im Kreise der ihr befreundeten Familie General Abercromby's von Glassaugh auf; dort lernte ich sie kennen und brachte einige Wochen in ihrer Gesellschaft zu; sie war damals ein munteres, artiges, gutlauniges Mädchen von sechzehn Jahren, das sich etwas zur Corpulenz hinneigte, und verließ gerade die Schule; sie hatte den schottischen Accent, den sie sich nie abgewöhnen konnte. Nichts ging ihr über Wettlaufen und Schaukeln an Bäumen; diese Liebhaberei ward ihr endlich untersagt, als einmal der Strick brach und sie so empfindlich zu Boden stürzte, daß sie ohnmächtig ward. Ich trug sie in meinen Armen in das Haus. Doch nahm sie keinen Schaden; nur mußte sie sich der Lanzette und einem kurzen Studenarrest unterwerfen.

Eine ihrer nächsten Verwandten, Mrs. D—, die Gattin des Admirals, damals in Bath wohnhaft, übernahm es, die junge Erbin zu erziehen und in die Welt einzuführen. Wie Bath zum Aufenthalte einer jungen, unerfahrenen Erbin gewählt werden konnte, ist unbegreiflich. Es wurde natürlich bald bekannt, daß sie ein Rittergut von 60,000 Pfund hatte; sie zog daher viele Bewunderer an, und unter diesen den Capitän Byron. Als ein junger, gewandter Mann von gefälligen Manieren wußte er sich bald bei der jungen Lady in Gunst zu setzen und beredete sie, einen Ausflug nach Gretna Green mit ihm zu machen. Dieser heimliche Schritt stellte sie für ihre Zukunft ganz in seine Discretion und gab sie in wenigen Jahren allem Elende der Abhängigkeit Preis.

Nur mit Mühe ließ sich der edle Capitän dahin vermögen, daß er ihr von ihren 2000 Pfund 200 Pfund jährlich aussetzte. Mit einer großen Schuldenmasse von früher her belastet, setzte er seine Verschwendungen fort; nachdem er alle Hülfsquellen erschöpft hatte, verkaufte er das Rittergut an Lord Aberdeen weit unter seinem Werthe, und innerhalb drei Jahren war der Erlös bis auf den letzten Schilling durchgebracht. Zum Glücke für sie nahm ihn der Tod hinweg und der armen Witwe blieb für sich und ihren Sohn Nichts als ein spärlicher Nothpfennig, der ihr durch die Verwendung eines ihrer Freunde gerettet worden war.

Sie zog sich in die Dunkelheit zu ihren Verwandten nach Banff zurück, um dort der Erziehung ihres Sohnes zu leben. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß bei seiner Geburt zwischen ihm und seinen Ansprüchen auf die Pairie fünf männliche Familienglieder standen, und doch ward er Lord, bevor er das siebente Jahr erreichte. Dieß hatte seine Amme prophezeit. An diese Amme, welche seit dreißig Jahren in der Familie lebte, machte seine Mutter die Frage, ob er nicht ein schönes Kind sey? „Ja, gnädige Frau", sagte sie, „es ist ein schmucker Junge, und hat einen Klumpfuß und wird gewiß Lord werden, denn alle Lord Byrons haben einen Klumpfuß." Dieß hörte ich erzählen, als ihr Sohn noch ein Kind war, und gewiß ist, daß zwei in der Familie mit diesem Gebrechen geboren wurden.

Als der junge Lord fünf Jahre alt war, zog sie nach Aberdeen, weil sie dort bessere Gelegenheit zu seinem Unterrichte fand; hier blieb sie bis er den Titel und den Besitz der Güter seines Verwandten antrat, worauf sie sich mit ihm nach England begab. Er wurde nach Harrow geschickt, und um dem Idol ihrer Liebe näher zu seyn, bezog sie eine kleine Wohnung in London. Ich hatte oft Gelegenheit den jungen Lord zu sehen, wenn er in den Feiertagen in die Stadt kam. In seinem vierzehnten Jahre war er ein schöner, lebhafter, rastloser Junge, voll Feuer und Energie und ein leidenschaftlicher Reiter. Seinen Meisterritt in Hyde Park habe ich schon erwähnt. Als er sich rühmte, mich in dem Wettrennen überritten zu haben, sagte ich ihm, ob er das Sprichwort kenne, auf einem geborgten Pferd ist gut reiten. Da er die Anspielung nicht verstand, erklärte ich mich deutlicher, worauf er die Richtigkeit meiner Bemerkung gutmüthig anerkannte, aber hinzusetzte: „Wenn der Klepper mir gehörte, so wollte ich mit Ihnen mein Monatgeld wetten, daß ich vor Ihnen an den Gärten von Kensington wäre." „Gut", versetzte ich, „wir wollen es Morgen um eine halbe Krone versuchen, aber heute dürfen wir nicht, da wir sie bereits in Schweiß geritten haben." Er schwatzte davon gegen seine Mutter, und diese wollte es unter keiner Bedingung erlauben. Vom Reiten ließ er sich aber nicht abbringen, doch gab er der Mutter sein Wort, daß er nicht galoppiren wolle; er war zwar ein verzogenes Kind und bestand zu sehr auf seinem eigenen Kopfe, that aber nie geflissentlich Etwas, das sie betrüben konnte — wenigstens rühmte sie es oft gegen mich.

Unser Freundschaftsverhältniß zu der Mutter dauerte fort, als der Sohn schon auf Reisen war; die Trennung von ihm ging ihr nahe, und sie tröstete sich einzig mit der Hoffnung auf seine baldige Wiederkehr. Dieses Glück sollte ihr jedoch nicht

Digitized by Google

mehr zu Theil werden. Als sie ihm schrieb, daß sie unwohl geworden und sich sehne, ihn nochmals zu sehen, eilte er ihren Wünschen zu willfahren; sie starb aber ein Paar Wochen vor seiner Ankunft an einem Halsübel. Ihr Tod betrübte ihn sehr, da er sich nicht nehmen ließ, daß sie, wenn er bei ihr gewesen wäre, oder sie nicht verlassen hätte, immer noch am Leben seyn könnte. Doch erkannte er an, daß ihr die beste ärztliche Hülfe geworden sey. Sie war stark beleibt, und er äußerte, daß auch er viele Anlage dazu hätte, weßhalb er sehr enthaltsam wurde und sich immer starke Bewegung machte. Das letzte Mal, als ich sie besuchte, erzählte sie mir von der Neigung ihres Sohnes zu einer jungen Dame, welcher, sagte sie nicht; ich erfuhr aber, daß es Miß Mary Chaworth, die Tochter eines Mannes war, den Lord Byron's Vorfahr in einem Wirthshausstreite getödtet hatte. Daß er vor seiner Verbindung mit Miß Milbanke eine andere liebte, ist gewiß. Seine Verse an Mary sind, wie man glaubt, an Miß Chaworth gerichtet.

Der arme Byron hatte das Unglück, falsche Freunde zu bekommen, welche Wohlthaten von ihm genossen und dann seine bittersten Feinde wurden. Sein Reisegesellschafter Polidori gehörte zu diesen. Ueber ein Jahr lang lebte er mit seinem Gönner auf dem freundschaftlichsten Fuße; da überwarf er sich mit ihm wegen einer Kleinigkeit; Byron mischte sich in einen Streit, den der Doctor mit einem venezianischen Edelmanne bekam, und dieß nahm er zum Vorwande, um ihn ohne Weiteres zu Venedig zu verlassen.

Ich habe seitdem aus sicherer Quelle gehört, daß dieser Bruch ganz von Polidori herrührte, der zwar ein talentvoller Mann, aber nichts weniger als liebenswürdig war. Zum Beweis seiner bösen Gemüthsart und seiner Rachsucht gab er bald nach seiner Ankunft in England ein elendes Machwerk, den Vampir, heraus, den er die Unverschämtheit hatte, als ein Product von Byron's Feder ins Publikum zu bringen; der Betrug wurde aber bald entdeckt und der giftige Wechselbalg mit seinem Ueheber vergessen. Lord Byron zeigte bei all seinem Scharfblick und seiner Menschenkenntniß in der Wahl seiner Freunde keinen großen Scharfsinn.

Vera Cruz.

Nachtrag zu dem Artikel in Num. 178 folg., von E. Buschmann in Berlin.

Wenn Villasenor in seinem Teatro Americano sagt, daß die Stadt Vera Cruz 80 Leguas östlich von Mexico liege, so muß ich bemerken, daß sie nicht geradezu östlich liegt, sondern ein Wenig nach Süden, und dann versichere ich, daß die Entfernung 100 Leguas beträgt; ich habe, nach recht guten Erkundigungen, deren 102 gezählt und zwar bis Xalapa 25, von da bis Perote 13, von da bis Puebla 34, von da bis Mexiko 30; dieß sind spanische Leguas, wovon 4 auf 3 deutsche Meilen gehen. — Die Stadt bildet einen Halbkreis, dessen Basis die Meeresküste ist, und die Länge dieser Basis beträgt 8000 Fuß. — Die Mauer ist 6 Fuß hoch und 3 breit; die beiden Bastéien oder Redouten von San Carlos und Santiago sind terrassirt, und besser als die übrigen, sie kreuzen den Eingang des Hafens; die 6 übrigen Bastéien oder viereckten Thürme sind, obgleich 12 Fuß hoch und 20 breit, in schlechtem Zustande; die Mauer hat weder Gräben, noch Contreescarpen, noch Außenwerke. Die 3 Thore heißen: das in N das von Mexico, das in S das von Medellin, das in W das Thor von Orizaba. — Der Hafendamm ist 600 Fuß lang und 60 breit. — Man kann in der Stadt, wie in allen großen Städten des Landes, auch Eis haben, was unter diesem heißen Himmel eine wahre Wundererscheinung ist: es wird vom Gipfel des Orizaba auf Maulthieren nach der Stadt gebracht und, beiläufig gesagt, darf es an Güte, Mannigfaltigkeit und Wohlfeilheit mit dem unsrigen wohl wetteifern. — Außer den Zopilotes bemerkt man in den Straßen noch zwei Arten Elstern und eine Art Papagay; der Zopilote ist der vultur aura. — Die Südseite der Stadt bis zum Fort Santiago bildet eine kleine Vorstadt, in welcher sich auch ein paar schlechte Gärten befinden; die vier Capellen, die sie früher enthielt, sind von den Kugeln des Castells zerstört worden. Die kleine Wiese davor wird in der Regenzeit von einem Bache überschwemmt, der 4,800 Fuß von der Stadt einen Morast bildet; dieser Bach, dessen, obgleich sehr schlechtes Wasser, auch getrunken wird, entspringt dem aus den Sandhügeln sickernden Wasser; man sagt, daß er Caimane von 7 — 8 Fuß Größe enthält, die aber Niemand Leides thun. — Das Flüßchen Vergara entspringt in Süden, fließt nach Norden, und wirft sich in zwei Armen ins Meer, es bildet so bei seiner Mündung eine kleine Insel; sein Wasser wird gleichfalls getrunken.

Der Hafen ist offen für den Compaßstrich NO — WNW. Der Eingang ist so schmal, daß nicht zwei Schiffe neben einander einsegeln können. Die Tiefe ist 4 — 10 Klafter. Er hat Platz für 40 bis 60 Kriegsschiffe und 100 Handelsschiffe. — Unter der spanischen Regierung war in der Stadt ein Gouverneur der Flotte, ein Major der Flotte und ein Gouverneur der Stadt, die Capitana trug die Flagge, und ihr gebührten die nautischen Ehrenbezeugungen. — Die Fregatte Gaßide heiße jetzt Tepeyac; zu der mexicanischen Marine muß man noch zählen: die Corvette Morelos, die Brigg Victoria, den Schooner Herman, vier Kanonenboote, vier große Schalupps, und zwei Lootsenboote, welche die Correspondenz der Regierung nach beiden Californien besorgen.

Die kleine Insel, auf welcher das Castell von Ulua liege, besteht aus einem Felsen, über den Sand geschwemmt ist. — Ich liefere hier folgende kunstgemäßere Beschreibung des Forts nach: Das Castell des Forts San Juan de Ulua ist ein längliches Viereck, gebildet durch vier große Bastéien und drei Halbmonde, mit Contrescarpe, Gräben, bedecktem Wege, Pallisaden und Glacis. Im Süden ist eine tiefe Fahrt, so daß große Kriegsschiffe auf einen halben Kabel ankern können; daher war die Courtine hier, wie die zwei Bastéien nach dem Hafen zu, mit Pfählen von hartem, schwarzem Holze verrammelt, welche zugespitzt waren und 12 Fuß aus dem Wasser herausstanden; so daß man, wenn auch außer dem Bereiche der Kanonen des hier 35 — 40 Fuß hohen Walles, doch nicht näher als bis auf Flintenschußweite hinankommen konnte; mir schienen von dieser Anlage nur noch im Süden einige Spuren übrig zu seyn. — Das Wallgeschütz besteht aus 12 — 36pfündern. — Der schwache Punkt befindet sich in SO, wo ein schmales Fahrwasser ist; hier sind die Schiffe nicht so dem Feuer der Werke von SO nach NW ausgesetzt und können sogar unter der Courtine ankern, deren Feuer wegen ihrer Höhe sie nicht treffen kann. Der in der Erzählung erwähnte Thurm war vor seiner Demolition 60 Fuß über den Wall oder die Bastei in SO erhaben, beherrschte die Stadt, den Hafen und die Umgegend und diente zum Signalisiren. Das erste Stockwerk, das noch da ist, hatte eine Terrasse, auf der vier bronzene 24pfünder standen; im obersten Stockwerke befand sich eine Schildwache, die halbstündlich abgelöst wurde und auf alles Vorgehende achten mußte. Der Coepocal machte auch in seinem Berichte die Signale, die von der Capitana wiederholt wurden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 283. 10 October 1829.

Das Hospital von Greenwich *).

Ja, hier steht es! — das große Magazin von Menschen-Bruchstücken — die einsame Herberge übrig gebliebener Stumpfe — Greenwich-Hospital! Wer hat dort auf der schönen Terrasse verweilt, wann Abendruhe auf die Seele wirkte, und der Pinsel der Natur, Licht und Schatten mischend, die Landschaft mit seinen mannigfaltigen Farben schmückte, ohne von dem Schauspiele ergriffen zu werden? Kein Laut bricht das tiefe Schweigen, als wenn der Schiffsjunge sein trauriges Liedchen singt, emsig bemüht, den rechten Ton zu treffen; denn seine Mutter hat es ihn gelehrt, und sie sucht er nachzuahmen. Unbeachtet rollt vor ihm die Fluth; er sieht den hohen Mast nicht, und nicht das hängende Segel; sein Herz ist in der Hütte, wo er zuerst geliebt wurde und mit kindlicher Lust seine Nahrung von der theuern Brust sog, die er vor Kurzem mit Abschiedsthränen benetzen mußte. — Wer hat nicht der Scene zugejubelt, wann das stolze Schiff seine Segel dem Winde ausbreitete, um die Erzeugnisse unseres Landes nach fernen Küsten zu tragen; oder wann die stolzirenden Matrosen, zurückgekehrt zum heimischen Strande und beladen mit den Reichthümern fremder Himmelsstriche, jeden alt bekannten Gegenstand mit Jauchzen grüßten? Dort standen sie, die Veteranen des Oceans, Trotz bietend dem Grolle des Schicksals. Sie sind Denker, spitzfindige Denker; aber über ein Dampfschiff mit dem Kamin statt des Mastes, und einer langen Rauchlinie statt des Wimpels, wird es ihnen doch unheimlich. Es sind die Männer, die Smollett zeichnete, die Jack Rattlins und die Tom Pipes bekannten Andenkens. Kein Platz auf der Erde, außer Greenwich, wo wir jetzt mit ihnen zusammentreffen könnten! Alle sind „gemacht", und ein gemachter Seemann ist eine der drolligsten Compositionen, die es je gegeben hat; eine Mischung von Allem, was komisch und ernst heißt, von unerschütterlichem Muthe und einfältiger Furcht. Ich meine hier nicht den Alltags-Matrosen, sondern den kühnen, verwegenen, unerschrockenen Kriegskumpan, der, wo es darauf ankam, seinen Witz und seine Flinte zugleich losbrannte. Er hat eine eigenthümliche Sprache, und seine Redefiguren sind gordische Knoten für das Verständniß eines Landbewohners. Spricht er vom Schiffe, so übertrifft seine Beredsamkeit einen Demosthenes: er schwelgt im Uebermaße der Metaphern. Dieselbe Mundfertigkeit, und genau dieselben Ausdrücke stehen ihm aber auch in Bezug auf sein Weib zu Gebot, und es ist zweifelhaft, welcher von beiden Theilen ihm am Meisten am Herzen liegt. Man höre ihn über seine „kleine Barke", wie er sein Fahrzeug immer nennt, mag es auch 150 Kanonen und tausend Mann tragen: „Ach sie ist die schnellste der Schnellen, sitzt auf dem Wasser wie eine Ente — steht unter ihrem Tuche so fest wie ein Pfahl — und geht nach dem Winde wie eine Hexe!" Von der Frau heißt es: „Was für ein hübscher Kiel vom Vordertheil bis zum Stern! Sie trägt ihren Mann durch jedes Wetter und verfehlt nie die Rhede."

Bemerkt er, daß man ihm glaubt, so gebraucht er gewiß keine Lüge; sobald aber Mißtrauen in seine Worte gesetzt wird, so spielt er Euch mit einer der derbsten Rodomontaden ab, welche je eine reiche Phantasie erfinden konnte. Da hat er einen Kameraden gehabt, welcher den Mann im Monde kannte und einmal auf einem Regenbogen zu ihm kam, um ihm einen Besuch zu machen. Er selbst diente einmal als Stöpsel in einer Bombe, und beim Bombardement von Toulon schlief er in einem Mörser ein, und wurde durch die Mündung abgeschossen. Mit der Genauigkeit eines Ingenieurs beschreibt er die Bewegungen in der Luft, als sie ihn abfeuerten, und die Umstände, die es verhinderten, daß er bei seinem Falle nicht in tausend Stücke zersprang.

Alles dieß wiederholt er ohne eine Spur von Lächeln in seinen Zügen und erwartet, daß man ihm glaube. Aber Gleiches für Gleiches ist ihm schnell zurückzugeben; denn man erzähle ihm jede Tollheit, die man will; er wird sie gläubig aufnehmen, und ist von der Wahrheit der Geschichte überzeugt. Sein Muth ist über jeden Zweifel erhaben: unverzagt steht er auf dem Verdecke während des Mordgewühls der Schlacht; auf dem festen Lande aber wird er beim Anblicke eines Sargs von einer Angst ergriffen, die sich schwer beschreiben läßt. Der Schrei des Jammers findet leicht einen Paß zu seinem Herzen, aber um den wahren Grund, der ihn zu schneller Hülfe bestimmt, zu verstecken, schwört er, daß der Gegenstand seines Mitleids keinen

*) Aus dem englischen Taschenbuche Forget me not, for 1830. Es wird nicht uninteressant seyn, hier einen Engländer über den Tod des Admirals Caracciolli sprechen zu hören. Die Dame, welche in unserer Erzählung an Nelsons Seite vorkommt, ist die bekannte Lady Hamilton.

Digitized by Google

Heller verdiene, obwohl er ihm ein Pfund giebt und dabei nur die Bedingung macht, daß man ihn mit keiner Dankbarkeit belästige. In seiner Kleidung reinlich, und im Stehen und Gehen eine strenge Ordnung beobachtend, erscheint er dennoch mit einer gewissen sorgiosen Leichtigkeit, als käm er eben vom Aufrollen des Bramsegels her. Grog ist ihm Nektar und Ambrosia; und er genießt ihn kalt, ohne Zucker, um den vollen Geschmack des Rums zu haben. —

„Ihr wart also mit Nelson?" sagte ich zu einem der alten Seeinvaliden von Greenwich, mit welchem ich mich in ein Gespräch eingelassen hatte.

„Ja, mein Herr", erwiederte er, „das waren die stolzesten Tage meines Lebens. Ich war mit ihm bei Cap St. Vincent, als er den alten Jarvis rettete. Auf seinem eigenen Schiffe, der Victory, war ich, und focht auf demselben Verdecke, wo er stand.

Das Auge des Alten leuchtete, als säh' er die brittische Flagge wieder im Winde wehen, oder stünde neben seinem kühnen Führer am Ruder eines Boots, das dieser gleich einem Schutzgott zu irgend einer kecken Unternehmung sicher durch das gehorsame Element leitete. In diesem Augenblicke ergriff mich eine mißgünstige Lust, das Herz des Veteranen zu prüfen, und ich bemerkte: „Nelson war ohne Zweifel ein tapferer Mann, aber er war auch tyrannisch und grausam."

Der Matrose stutzte und sah mir groß ins Gesicht: ein Sturm sammelte sich in seiner Brust, oder vielmehr er stand wie ein Fahrzeug, in dessen Segel ein plötzlicher Windstoß gegriffen hat, unschlüssig, auf welchem Wege es entfliehen soll. Doch dieß war nur für einen Augenblick; indem seine Züge von der angenommenen Strenge nachließen, rief er: „Hat Nichts zu sagen! Sie haben sich gütig gegen mich und die Meinigen bewiesen, und ich bin kein solcher Hund, um die Hand zu beißen, welche mir im Unglücke beistand."

„Aber, mein Freund, was könnt Ihr zu der Behandlung sagen, welche der arme Caracciolli erfuhr? Ihr erinnert Euch der Geschichte, meine ich?"

„O! gar wohl! Armer alter Mann! wie ernstlich wehrte er sich für die wenigen kurzen Jahre, welche ihm die Natur, wenn's hoch kam, noch aufgespart haben konnte! Aber Herr! (indem er meinen Arm faßte) wissen Sie, was es heißt, einen Teufel auf dem Steuerruder haben, der, wenn die Menschlichkeit links ruft, Ihnen zum Trotz rechts wendet? Einen, der den Engeln des Lichts gleicht, aber dessen Herz eine Höllenmaschine ist, bereit in die Luft zu springen, sobald die geheime Feder der Rachsucht berührt wird?"

Ich hatte meine Frage halb im Scherz an ihn gethan und mir wenig von der Antwort versprochen; aber ich sollte ein Schreckensbild vortragen hören.

„Ihr macht da ein gutes Gemälde, alter Freund!" entgegnete ich. „Und wer sollte denn jener Teufel gewesen seyn?"

„Ein Weib, Euer Gnaden! ein Weib voll Lächeln und Lieblichkeit; aber sie konnte gleichgültig auf eine Mordthat sehen und über das Opfer jauchzen, das sie treulos verrathen hatte. Es ist eine lange Geschichte, aber ich muß sie Ihnen erzählen, damit Sie Nelson nicht für grausam oder ungerecht halten. Sein großmüthiges Herz war betrogen und brachte einen Schandfleck auf die brittische Flagge, welchen er nachher mit seinem Blute wieder auswusch. Es war zur Zeit, als eine Rettung unter dem Volke zu Neapel Statt fand und Prinz Caracciolli sich mit einer der Parteien gegen den Hof vereinigte; nachher aber erschien eine Art Amnestie, wie sie es nennen, worauf sich Viele von den Aufrührern ergaben, die aber alle ins Gefängniß geworfen und in großer Anzahl hingerichtet wurden.

Na! eines Tags stand ich im Schiffsgang und machte eben die Segel für's große Boot zurecht, als ein Nachen an Bord kam, voll allerlei Volks, das einen schrecklichen Tumult verführte. Jetzt brachten sie einen alten Mann auf's Verdeck, der wie ein Bauer gekleidet war und den man die Arme so fest hinten zusammengeschnürt hatte, daß er große Schmerzen zu leiden schien. Sobald Alles oben angekommen war, drängte sich der Haufe um den Alten, fluchte und gab ihm Backenstreiche, und ein Schurke, ungerührt von seinem grauen Haare, spie ihn sogar an. Das war zu arg mitanzusehen und Nichts dazu sagen zu sollen! Ich gab dem groben Gesellen eine Schlappe, und schickte ihn ohne Leiter im Finge in seinen Nachen hinab. Brav! Jack! rief da Einer meiner Kameraden — ist jetzt Capitän — Brav! mein Junge! Sollst ein Glas Grog dafür haben. — Na; da stand der alte Mann, fest wie der Felsen von Gibraltar; kein Zug verrieth den Schmerz, den er gefühlt haben mußte. Sein Gesicht war vom Verdeck abgewandt, und sein Haupt war unbedeckt in der Gegenwart seiner Feinde. Die Neapolitaner aber fuhren fort zu lärmen, was den ersten Lieutenant auf den Schiffsgang brachte. Er nahte sich dem Gefangenen, stieß das freche Gesindel bei Seite, und fluchte sie hübsch kräftig für ihre Unmenschlichkeit an, griff aber zugleich auch nach dem Alten und wandte ihn gegen sich. „Was für einen Verräther haben wir da wieder?" rief der Lieutenant; aber schnell einhaltend, als er die milde Miene des Gefangenen erblickte, betrachtete er ihn genauer. „Wie? nein — es kann nicht seyn — und doch ist's so!" — Sein Hut war im Augenblicke vom Kopfe, und mit allen Zeichen des Respectes sagte er: „es ist der Prinz!"

Der alte Mann neigte sein graues Haupt mit ruhiger Würde gegen den Gruß, und in eben dem Augenblicke trat Nelson selbst, welchen das Geschrei der Freibeuter gestört hatte, aus der Cajüte auf's Verdeck. Er kam schnell herbei und rief nach seiner hastigen Weise, wenn er unwirsch war: „Soll ich ewig vom Lärm dieser Schurken geplagt werden! Was giebts da?" Als er aber die von Jahren und Mühen starr gewordnen Züge des Gefangenen wahrnahm, sprang er hinzu, und fing mit eignen Händen an, die Stricke loszubinden. „Ungeheuer", rief er, „geht man so mit dem Alter um? — Memmen! fürchtet Ihr einen schwachen unbewaffneten Greis? — Verehrter Prinz! es schmerzt mich, Euch vor diesem Pöbel erniedrigt und geschmäht zu sehen; jetzt" setzte er hinzu, als er die letzte Windung um seine Arme losgeschnürt hatte, „jetzt, theurer Caracciolli, seyd Ihr frei!" Ich glaube, eine Thräne floß über Nelson's Wange, als er die Schlingen aufknüpfte; als er fertig

war, nahm er den Prinzen bei der Hand, und beide gingen mit einander auf und ab.

Man sagt, der Teufel wisse trefflich den rechten Augenblick zu treffen, wenn das Schlimmste geschehen soll, und so geschah's auch jetzt; denn eine gewisse Dame war Nelson aufs Verdeck gefolgt, und näherte sich ihm mit ihrem gewöhnlichen behexenden Lächeln. Aber, Euer Gnaden! wie ward dieses Lächeln in die schwarze Fratze eines Satans verwandelt, als sie den Prinzen in seinen Bauerkleidern erkannte, der einmal bei Hof ihre Absichten durchkreuzt und sie mit Verachtung behandelt hatte. Es war niemals verziehen worden, und jetzt befand er sich in ihrer Gewalt. Heftig faßte sie Nelson beim Arme und zog ihn in die Kajüte.

„Seine Stunde hat geschlagen", sagte ein Lieutenant zu einem andern Officier mit unterdrückter Stimme, „keine Macht auf Erden kann ihn retten!" „Auf Erden?" erwiederte jener, „nein auch keine in der Luft, und keine im Meer, denn ich fürchte, er wird in der einen seinen Tod, und im andern sein Grab finden!" „Aber ich meine doch," sagte der Schiffsarzt, der hinzutrat, „Nelson werde seiner frühern Freundschaft für den Prinzen gedenken, der einst unter ihm gedient hat. Jedes sympathetische Gefühl, das einem edlen Herzen theuer ist, muß beitragen, seinen Tod abzuwenden." „Alle Säfte in Eurem Arzneikasten, Doktor," entgegnete der Erste, „werden ihn keine Stunde vom Verderben retten, Ihr müßtet denn ein Opiat träufeln auf den tödtlichen Haß der" — hier legte er den Finger auf den Mund und ging weg.

Na! Euer Gnaden, da ward der alte Mann seinen bittern Feinden Preis gegeben, die noch das Possenspiel eines Martial-Gerichts anbrachten, denn sie verdammten ihn erst und untersuchten nachher. Umsonst flehte er um Gnade, umsonst berief er sich auf die Amnestie und wies auf sein graues Haupt; umsonst kam er um die Vermittlung Nelsons ein; denn eine rachsüchtige Furie hatte des Helden bessern Willen in ihrer Gewalt, und dämmte sich gegen die aufsteigende Fluth des Edelsinnes in seiner Brust; umsonst wandte er sich an die Verzeihung und Dazwischenkunft der — ; doch hier folg' ich dem Beyspiel meines Offiziers, und lege den Finger auf den Mund.

Noch einige Stunden, und der brave alte Mann, der Veteran der Prinzen, hing in seinem achtzigsten Jahre am Mast eines Schiffes, das er einst kommandirt hatte. Nimmer werde ich das Murren der Entrüstung vergessen, womit unsre Mannschaft den Signalschuß hörte, und die Verwünschungen, die vor und nach laut wurden.

Nelson ging auf dem Verdeck mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, ja er rannte beinah, und jedes Glied schien heftig in Bewegung. Er vernahm das halberstickte Murmeln der Leute, und ein Gefühl von Schande schien in seiner Seele aufzuwachen. Aber ach! Herr! wo war Mitleid, wo war weibliche Zartheit und Empfindung? Die Lady nahte ihm mit ihrer verführerischen Manier; er hielt nur kurz an, betrachtete sie einen Augenblick mit strengem Ernst und fing dann seinen Gang von Neuem an. „Was fehlt Ihnen, Horatio?" sagte sie; „Sie scheinen nicht wohl!" und die Hexerei ihres allmächtigen Auges erweichte den Ernst seiner Züge — er blickte auf sie und ward ruhig. „Sieh da!" fuhr sie fort, und zeigte auf das Schiff, wo der Körper Caracciolis noch immer im Todeskampf sich krümmte; „sieh da! seine Leiden werden bald vorüber seyn. Aemer Prinz! mich schmerzt's, daß wir ihn nicht retten konnten. Aber kommen Sie, Horatio, in's Boot, lassen Sie uns gehen und noch einen Scheideblick auf unsern alten Freund werfen." Ich schauderte, Euer Gnaden, und blickte wirklich auf ihre Füße, ob ich Nichts wie eines Pferdehufs ansichtig würde. „Der Teufel!" rief eine Stimme halblaut hinter mir, die mich erschreckte, denn ich glaubte nicht anders, als der, welcher so sagte, habe gefunden, was ich suchte; aber es war nur Einer von den Offizieren, der seinem Grimm Luft machte.

Nun, das Boot war bemannt, und weg fuhren wir mit Nelson und der Lady, rund um das Schiff, woran der unglückliche Prinz hing. Er hatte keine Mütze auf dem Kopf, und eben so wenig war sein Gesicht bedeckt, sondern sein weißes Haar strömte in der Luft über die blauen Flecke hin, welche der Todeskampf auf seinem Gesicht gelassen hatte. Die Neapolitaner schrieen und verhöhnten sein Andenken; aber sie waren feige Memmen, denn kein wahrhaft Braver wird seine Rache an einem todten Feind auslassen.

Nelson und die Lady sprachen leise mit einander, aber man konnte wohl bemerken, daß sein Geist angegriffen war; und seine schöne aber schwache Gefährtin wandte alle Kunstgriffe an, ihn zu besänftigen. Sie stellte sich, als ob sie weinte; aber es war ein durchschimmerndes Wohlgefallen in ihrem Aug, als sie nach dem Leichnam hinblickte, was die Bootsmannschaft beinahe dahin gebracht hätte, der schuldigen Pflicht Trotz zu bieten. Nelson — Niemand verstand sich besser auf die Gesichter der Matrosen — bemerkte dieß und befahl wieder an Bord zu rudern. Sie spottete über seine Schwäche, wie sie's nannte; aber seine Seele war so bewegt, daß die Lady keinen Einfluß mehr auf seinen Willen ausübte.

Wenige Tage hernach fand eine Lustfahrt des Adels auf dem Meere Statt, und die Backe, worin Nelson und seine Geliebte saßen, führte an. Keine Wolke verschleierte den Himmel, kein Lüftchen kräuselte den Spiegel des ruhigen Wassers; Alles war Lust und Heiterkeit.

Nachdem wir einige Meilen im Golf fortgerudert hatten, wandten wir gegen das Land um, als mit einem Male ein dunkles Ding, wie ein Waarenballen, gegen das Boot hergeschwommen kam. Die beiden Matrosen im Schiffsbogen erhielten Befehl, die Ruder einzulegen, und zu sehen, was es seyn möge. Sie gehorchten und standen mit ihren Bootshaken bereit, welche sie, sobald es nahe genug war, auswarfen, um die vermeintliche Beute zu fassen. Aber im nämlichen Augenblick ließen sie dieselben wieder sinken, und Beide riefen halblaut: „ein Todter! ein Todter!" Das Boot hielt an, und als der Leichnam an ihm vorbeischwamm, kam das Gesicht aufwärts zu stehen, und zeigte die wohlbekannten Züge Caracciolli's.

Nelson rief einen der Kutter, welche den Dienst hatten, und befahl, den Körper an Bord zu nehmen, und ihn mit allen seinem Rang schuldigen Ehrenbezeugungen zu bestatten. Sogleich

hörte die Musik der Lustfahrenden auf, und ein klagender Trauermarsch begann; die Stimme der Freude wurde in Schmerz und Betrübniß verwandelt.

Jahre vergingen, und Nelson fiel in der Stunde des Siegs; aber die Lady! o! ihr Ende war schrecklich. Immer stand der ermordete Fürst vor ihrem Geist, und als sie auf ihrem Todtenbette lag, gingen all' ihre Seufzer, all ihr Stöhnen auf Caraccioli. „Ich seh ihn!" rief sie, „dort, dort! Seht seine weißen Locken, und seine verdrehten Augäpfel! England — England ist erbarmungslos, sonst wär' es nicht so gegangen. Aber ich komme, ich komme;" — und dann schrie sie kläglich auf und suchte sich vor den Andern zu verbergen. Aber sie ist hingegangen, Euer Gnaden, in ihrem Tod dem Richter Aller Rechenschaft zu geben. Sie starb im fremden Land, ohne einen Freund, ihr die Augen zu schließen, und wurde in eines Fremden Grab gelegt, ohne einen Leidträger, der auf dem Hügel geweint hätte, welcher ihre Ueberreste umschloß.

Vera Cruz.

(Schluß.)

An derselben Stelle, wo die jetzige Stadt Vera Cruz liegt, landete Cortes am ersten Ostertage des Jahres 1519; mit Hülfe der Mexicaner baute er in jener Sandebene Barracken für seinen ersten Aufenthalt. Hier kamen zu ihm Teuhtile, Gouverneur von Cuetlachtlan, und Cuitlalpitoc, ein anderer Gouverneur dieser Küste. Die Mexicaner bauten sich ein Dorf unweit des spanischen Lagers. Cortes empfing hier mehrere Botschaften des Königs Montezuma, der sich bemühte, ihn von seinem Vorhaben, an den Hof zu kommen, abzubringen. Nachgerade befand sich Cortes an dieser heißen von Heeren von Mosquiten bewohnten Küste nicht wohl, auch besorgte er die Zerstörung seiner Schiffe durch die schrecklichen Nordstürme; er schickte daher den Capitän Montejo mit zwei Schiffen in nördlicher Richtung ab, um einen sicherern Hafen aufzusuchen; dieser fand einen solchen auch bald bei Chiahuiztla. Am Ende der mit dem Hofe gepflogenen Unterhandlungen, als Cortes hartnäckig darauf bestand, in Person nach Mexico zu kommen, sahen sich die Spanier plötzlich, wahrscheinlich auf Montezuma's Befehl, von Allen verlassen; Niemand zeigte sich, der ihnen Lebensmittel brachte. In diesem Augenblicke erhielt Cortes von dem Herrn von Cempoallan, dem Hauptorte der Nation der Totonaken, die angenehme Einladung, dorthin zu kommen. Ehe er aber dahin aufbrach, wählte er die Obrigkeiten und richtete Alles ein zu einer Colonie, die er auf dieser Küste anlegen wollte; einen schicklichen Platz dazu wußte er noch nicht, sein Zug nach Cempoallan hatte aber zum Theil den Zweck, einen solchen zu suchen, da dieser Ort auf dem Wege zu dem nahen bei Chiahuiztla gelegenen Hafen lag. Als er aufbrach, ließ er seine Schiffe nach Chiahuiztla hinaufgehn, und ich vermuthe, daß in diesem Hafen jene merkwürdige Zerstörung der Flotte durch Cortes selbst vor sich ging; wenigstens finde ich nicht, daß es im Hafen von Chalchihuecan war. Sobald die Totonaken dem Könige von Spanien gehuldigt hatten, gründete Cortes seine Colonie, in einer Ebene am Fuße der Gebirge von Chiahuiztla, vier Leguas nördlich von Cempoallan, im J. 1519. Sie sollte ihm im Fall eines Unglücks einen Zufluchtsort gewähren, sollte eine Festung seyn, um die Totonaken in ihrer Treue zu erhalten, ein Hafen für die Verstärkungen, die er erwartete, und ein Niederlage für die Vorräthe, die ihm von den Antillen und Europa zukamen, und für die Schätze, die er nach Europa zu senden hoffte. Er nannte diese Colonie Villa Rica de la Vera Cruz, wegen der in diesem Lande vorgefundenen Schätze, und weil es der Charfreitag war, als er im Angesichte von Chalchihuecan mit seiner Expedition vor Anker ging; dieß war die erste spanische Colonie in Nordamerica. Cortes legte selbst Hand an das Werk, so sehr wünschte er diese neue Gründung zu vollenden, und mit Hülfe der Totonaken bekam man auch bald eine hinreichende Anzahl Häuser und eine kleine Festung fertig. Die neue Municipalität schrieb sogleich einen Brief, der am 16 Juli 1519 abging, an Kaiser Karl V, worin sie ihn um die Genehmigung alles bisher von Cortes Vorgenommenen bat, und für ihn das Amt und den Titel eines General-Capitäns und Oberrichters der zu erobernden Länder erbat. Hierauf rückte Cortes weiter nach Mexico vor, ließ zu Vera Cruz 50 spanische Soldaten, unter dem Capitän Juan de Escalante, einem seiner besten Offiziere, als Gouverneur, und trug den Cempoalteken auf, den Spaniern die Festung vollenden zu helfen, und sie mit Lebensmitteln zu versehen. Aber bald gab es einige Unruhen. Quauhpopoca, Herr von Nauhtlan, hatte von Montezuma Befehl erhalten, die Totonaken zum Gehorsam zurückzubringen, und machte Einfälle in ihr Land. Sie riefen Escalante zu Hülfe, und dieser brach, nachdem er vergeblich den Quauhpopoca durch eine Sendung von seinem Vorhaben abzuhalten versucht hatte, mit seinen Spaniern nach Nauhtlan auf; er schlug den Feind, starb aber drei Tage nachher an den im Gefechte erhaltenen Wunden. Cortes ächtete seinen Tod, indem er Quauhpopoca in Mexico verbrennen ließ, und dieses Ereigniß gab ihm später auch den Vorwand an die Hand, den König selbst, da er für den Mitschuldigen dabei angab, gefangen zu nehmen. Capitän Gonzalez de Sandoval wurde Escalante's Nachfolger als Gouverneur von Vera Cruz. Als bald darauf Panfilo Narvaez in Chalchihuecan landete, um Cortes abzusetzen, stieß Sandoval mit 60 Spaniern in Tapanacuetla zu Cortes, der von Mexico heruntergekommen war; der Eroberer erlangte einen vollständigen Sieg, und Naevaez und Salvatierra wurden in der Festung von Vera Cruz in Ketten gelegt. — Ehe noch Cortes von dieser Expedition nach Mexico zurückkehrte, gab er Befehl, die Colonie an eine andere Stelle, näher an den Hafen von Chalchihuecan, zu verlegen, aber der Befehl wurde noch nicht sobald ausgeführt. Als dieser General nach der großen in Mexico in der berühmten sogenannten „traurigen Nacht" (la noche triste) erlittenen Niederlage sich in Tlascala befand, wurde er durch zwei in Vera Cruz ankommende Expeditionen, deren eine von Velasquez, Gouverneur von Cuba, gegen ihn, zur Unterstützung Narvaez's geschickt, und die andere vom Gouverneur von Jamaica nach Panuco bestimmt war, verstärkt. Der Befehl zur Verlegung der Colonie wurde wahrscheinlich von Cortes kurz nach der Eroberung der Stadt Mexico so wie des größten Theiles dieses Reiches erneuert, während er mit nützlichen Verbesserungen im Innern dieses Landes beschäftigt war und selbst den Hafen von Vera Cruz besuchte. So wurde die zweite Stadt, genannt Villa Antigua de la Vera Cruz, an der bereits bezeichneten Stelle, 1523 oder 24 gegründet, und die dritte, die jetzige Stadt, vom Vicekönig Gasca von Mexico im Jahre 1580 den Titel und Rang einer Ciudad erhielt und im J. 1615 von König Philipp III.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 284 und 285. 11 und 12 October 1829.

Der Ghaut. Eine Skizze aus Indien *).

Calcutta, dessen Recht auf den Beinamen: „Stadt der Paläste", nur Wenige geneigt seyn möchten zu bestreiten, erfüllt den Ankömmling mit Bewunderung und Erstaunen. Die traurige Rhede bei Sangur, die von einer niedern, flachen, sandigen Küste begrenzt wird, macht einen üblen Eindruck; aber wenn nach einer Zwischenzeit von oft nur einer Nacht, die Pinnacke, welche die Reisenden aus der angesehenern Classe aufnimmt, vor der Hauptstadt Bengalens landet, ist es, als würde der Zuschauer durch die Gaukelei eines Bilderkastens aus öder Wildniß plötzlich unter einen leuchtenden, lachenden Himmelsstrich versetzt, der von animalischem Leben schwillt und von Blumen und Früchten glüht. Tritt der Fremde des Morgens oder Mittags an's Land, so bietet ihm die ganze Strecke von dem Ghaut (Landungsplatz) bis zu seinem künftigen Wohnorte eine ununterbrochene Reihe neuer und wundervoller Gegenstände. Die Sonne strömt eine Fluth blendenden Lichtes vom blauen, wolkenlosen Aether, verherrlicht die fernsten Gegenstände mit ihren hellen Strahlen und kleidet jeden Stein, jeden Zweig, worauf sie fällt, in glühendes Gold. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers wird dann zunächst durch die Häuser auf sich gezogen: mit Bewunderung sieht man den edlen Stil der Architektur, die platten Dächer, die weißen Seitenflügel, welche sich unter Gruppen bunten Laubs verlieren. Die prächtigen Gebäude stehen zu nahe beisammen, um bloß das Ansehen von einzelnen Villen zu haben, und doch bilden sie auch keine fortlaufende Reihe, indem diese von Gärten und Gesträuchen, oder auch, wie in der Mitte der Stadt, von großen Hofräumen unterbrochen wird, die nicht selten mit Terrassen voll blühender Gewächse eingefaßt sind. Sodann macht die große Heerstraße, von jener rothbraunen Farbe, welche auf Landschaften eine so wohlthuende Wirkung hervorbringt, ferner die zahlreichen, mit Schilf umränderten und wie Spiegel glänzenden Teiche, und endlich das malerische Gewühl der Einwohner, einen höchst angenehmen Eindruck. Eine Menge Hakerys, d. h. schmale, von zwei kleinen Büffeln gezogene Karren, kommen in Reihen von ein bis zwei Dutzenden daher. Die Thiere, welche Höcker zwischen den Schultern haben, sind weit aus einander gespannt, und werden von einem Eingebornen getrieben, der nicht selten aufrecht auf dem Wagen steht, fest wie eine eherne Statue, und anmuthig in seinen Bewegungen, ohne eine Spur von der trägen Schwerfälligkeit europäischer Bauern. Neben den Hackerys erscheinen die Palankin-Wagen, von zwei Pferden gezogen — das Gitter halb zurückgeschoben, um der Luft freien Durchzug zu lassen; ferner die Cabriolets oder sogenannten Buggy's mit ihren Syces, d. h. Stallknechten, welche bei dieser Gelegenheit das Amt der Läufer versehen, indem sie neben den Rädern herrennen und Denjenigen, welche etwa das Fuhrwerk in seinem Gange aufhalten könnten, laut zurufen. Nächst diesem fallen die Kurantschi's ins Auge, eine Art Gefährt, von welchem wohl noch nie eine Beschreibung gegeben worden ist. Sie stehen zur Miethe in den Straßen, wie unsre Fiakers, und gleichen ungefähr schlechten landauer Wägen, mit hölzernen Sitzen, bisweilen wohl auch mit rings umher laufenden Vorhängen. Zwei elende Mähren, die mit Stricken an einander gekoppelt sind, ziehen. Die nackten Arme von vier bis sechs Eingebornen sehen aus der Maschine heraus, und bilden gegen die überall umher verbreitete Pracht einen wunderlichen, ergetzlichen Abstich. Ebenso nehmen die Palankins oder Pallis die Aufmerksamkeit in Anspruch: lange, schwarze Kisten, welche an einer Stange aufgehängt sind, und von vier Personen getragen werden; ein kleines Thürchen auf jeder Seite läßt den Herrn oder Miethsmann hinein, welcher in ausgestreckter Lage darin ruht, oder wenigstens zu ruhen sucht, was demjenigen, welcher an diese Art der Bewegung nicht gewöhnt ist, oft schwer genug wird. Die geräumigen Durchgänge wimmeln von Fußgängern. Ein geübtes Auge vermag die eigenthümliche Kaste eines Jeden zu unterscheiden; für den Fremden aber ist freilich Alles ein unauflöslicher Wirrwarr, obwohl auch er die Beschäftigungen eines großen Theils der Vorübergehenden leicht erkennen wird. Die Bestis oder Wasserträger erscheinen mit großen Schläuchen, oder zwei irdenen Krügen, welche ihnen von der Schultee herabhängen; die Dobis oder Wäscher mit Körben voll Weißzeug; Schaaren von Kulis, d. h. Lastträgern, welche theils auf dem Kopfe, theils auf den Schultern tragen. Tschupraffis, Boten im Dienste angesehener Häuser; Gruppen von Bedienten, die vor den Thoren ihrer Herren umherschlendern; endlich Legionen von Müßiggängern kauern —

*) Forget me not, for 1830.

Digitized by Google

dieß Wort drückt ihre Stellung am Besten aus — an den Seiten der Gebäude oder auf der Erde. Die vornehmere Classe stolzirt umher mit hoch gehaltnem Kopfe und dem Ausdrucke selbstbewußter Würde. Personen dieser Art sind in weißen Musselin, oder bleyschimmernden Farben Chinas, wie z. B. zartes Nelkenroth oder gelben Ambraglanz gekleidet, was gegen den schneeweißen D'Hotih (ein Unterkleid, das bis unter die Knie herabreicht), und das dunkle Gesicht gar hübsch absticht. Der Große ist gewöhnlich von einer Schaar Bedienten umgeben, deren Einer die Tchsattha (Sonnenschirm) trägt, mehr, wie es scheint, zum Staate, als zum wirklichen Gebrauche, denn er geht immer zwei bis vier Fuß hinter seinem Herrn, oder hat wenigstens, wenn er auch näher ist, das Aussehen, als wolle er mehr sich selbst, als seinen Gebieter, vor der Sonne schützen. Die Tschatthas sind übrigens für die Bestimmung, zu welcher sie dienen, sehr übel berechnet, denn sie geben wenig Schatten. Einige bestehen aus geflochtenem Rohr, andere kostbarere aus bemaltem Zeug. Auf der Straße von dem Ghaut nach Tschauringi, dem Quartier der vornehmen Welt von Calcutta, fällt zuerst das Gouvernementshaus ins Auge; ein herrliches, großes Gebäude mit vier Façaden, die einander an Pracht Nichts nachgeben. Es steht auf einem weiten, mit Schranken eingefaßten Platz, der in Hofräume übergeht, welche jedoch nicht den geringsten Theil des Palastes dem Zuschauer entziehen. Das Fundament ist erhöht; man nähert sich auf breiten Flügeltreppen. Gleichwohl ist es nicht die Schönheit des Gebäudes, was den Fremden zuerst in Anspruch nimmt, sondern die fast zahllosen Heere von Adjutanten, d. h. großen Vögeln, welche auf jedem vorspringenden Punkte des Gebäudes sitzen und Anfangs als steinerne Ornamente erscheinen, da sie oft ziemlich lang ganz bewegungslos bleiben und mit Gewissenhaftigkeit den eingenommenen Posten behaupten. Diese Vögel finden sich in Menge durch ganz Calcutta, obwohl nirgends so zahlreich wie auf dem Gouvernementshaus, welches ihr eigentliches Stelldichein zu seyn scheint. In einiger Entfernung, besonders wenn sie auf irgend etwas Erhabenem sitzen, haben sie ein stattliches Ansehen; bei genauer Besichtigung aber zeigen sie sich als die unsittigsten und ekelhaftesten aller Lustbewohner. Ein dunkler, schirferfarbiger Leib, ungefähr so groß, als der einer Gans, ruht auf hohen, dünnen Beinen; der lange Schnabel ist mit einem fleischfarbigen Beutel versehen, wodurch das Widerliche des Anblicks noch erhöht wird. Nächst den Habichten und Krähen, welche übrigens ganz hübsche Thiere sind, üben die Adjutanten das Amt der Gassenkehrer, indem sie sich von jeder Art Unraths nähren und deshalb unter dem Schutze der Gesetze stehen.

Das Innere der Häuser in Calcutta widerspricht dem äußern Pomp keineswegs. Das Erdgeschoß dient bisweilen zu bewohnbaren Gemächern, gewöhnlich jedoch nur zur Niederlage für Waaren, Geräthe u. dgl. Eine zierliche Treppe führt zu einer Reihe glänzender Besuchzimmer, welche, oft zehn an der Zahl, sich in einander, so wie nach großen Verandas zu öffnen. Letztere werden von steinernen Pfeilern unterstützt und sind mit einem Flechtwerke aus grün bemaltem Bambus umgeben, welches bis auf den Boden herabgeht, aber nach Gefallen aufwärts zu schieben ist. Die Wände der Zimmer sind glatt, ohne Tapeten u. dgl., welche den Moskitos zum Aufenthalte dienen würden; aber reichlich mit verzierten Leisten geschmückt, an welchen Lüstres befestigt sind, die aus zwei oder drei großen dunkeln Gläsern bestehen, worin sich kleinere, mit Palmöl getränkte Gefäße befinden; ein gleichförmiges, mildes Licht, worauf der Luftstrom, der die fast unerträgliche Hitze abkühlt, keinen Einfluß ausübt, verbreitet sich bei Nacht aus denselben.

Die Punka, ein Instrument, um die Luft in Bewegung zu setzen, aus gemaltem Kannefaß, Seiden-Damast oder noch einem kostbareren Stoffe verfertigt, wird über einen der Größe des Gemaches angemessenen, hölzernen Rahmen von etwa drei Fuß im Umfange gespannt und an reich verzierten, von der Zimmerdecke herabhängenden Schnüren befestigt. Ein daran angebrachter Zug geht entweder durch die Wand und wird von außen her bewegt, oder es geschieht dieß durch einen Bedienten innerhalb des Saales selbst. Die zahlreichen Fenster sind sämmtlich mit Schlimmils, d. h. venetianischen Blenden versehen, welche die Sonnenstrahlen abhalten, während sie der Luft freien Durchzug lassen und bei Nacht ganz weggenommen werden können. Viele Thüren, die von einem Zimmer ins andere führen, sind bloß solche Schlimmils. Das übrige Hausgeräthe ist von dem in Europa gewöhnlichen nicht sehr verschieden. Vorhänge trifft man nicht (außer vor den Betten, zum Schutze gegen die Moskitos) und überhaupt wenig Draperie, wegen der vielen Insekten, die trotz der Vorkehrungen, die man gegen sie ergreift, sehr lästig werden.

Das Auffallendste aber in einer indischen Residenz ist die Menge von Bedienten: wohin der Blick fällt, trifft er auf ein Gewimmel dunkler Figuren in allen Arten von Kleidung und Nichtkleidung. Die Kitmurgars, Fußbediente, welche bei Tisch hinter dem Stuhle stehen, und deren jedes Glied der Familie wenigstens Einen haben muß, sind beständig Moslimen. Ihr Anzug ist prachtvoll; er besteht in einem platten bald bunten, bald weißen Turban, der mit Gold oder Silber durchflochten ist; einer langen, weißmusselinenen Weste, die auf beiden Seiten, von den Hüften abwärts, und eben so auf der innern Seite der Aermel bis zum Ellbogen offen steht; einem Paar musselinenen Pluderhosen, und einer Schärpe von weißem oder zweifarbigem Zeug, die nach Art eines Stricks über der Weste zusammengebunden wird. Die Surdahbirers (Oberbedienten) und die Dirzis (Schneider), welche man im Vorzimmer bei ihrer Arbeit sitzen sieht, haben dieselbe Kleidung. Die Tschuprassis tragen das D'Hotih nebst einer Jacke, die aber nicht so wohl steht, wie die Weste der Kitmurgars, einer Schärpe, einem Turban und einer Silberplatte auf der Brust, wodurch ihr Amt angedeutet wird. Außer diesen eben genannten Bedienten giebt es aber noch ganze Schaaren, deren Bestimmung der Fremde nicht sogleich begreift. Mit einiger Verwunderung sieht er unter dem schmucken Gefolge mehr als halb nackte Gesellen gemächlich mitschlendern, indem sie bald die Punkas in Bewegung setzen, bald das Geräthe abstäuben, die Flur kehren und andere Dienste verrichten, welche zu gering für die höhere Classe ihrer Mitbedienten sind. Diese Menschenklasse erscheint bloß mit einem Tuche um

en Kopf, und einem andern um die Hüften, das nicht ganz is zu den Knieen herabhängt. Gleichwohl erregt der Mangel an Bekleidung wegen der dunkeln Haut, die einem europäischen Auge beinahe wie ein knapp anliegendes Gewand vorkommt, nicht das ungewohnte Gefühl, welches ein Weißer in einem Aufzuge dieser Art erregen würde. Kein Bedienter trägt irgend eine Fußbekleidung, aber keiner naht seinem Herrn mit unbedecktem Haupte. Ihre Turbans sind höchst mannigfaltig; einige ganz von Musselin oder Wollenzeug, vom Träger nach eignem Geschmacke gefaltet; andere mit großer Sorgfalt auf einem Grundwerke von sonderbarer Form aufgeführt. Die Stallknechte und einige andere Diener tragen bloß musselinene Mützchen, die übrigens nicht selten mit Gold und Silber besetzt und gestickt sind. Im zweiten Stockwerke, in den Schlafgemächern, trifft man die Ayahs, Kammermädchen; die Metrannis' ihre Untergebenen; die Birers, welche die Betten machen; und die Meter-Bieers, d. h. Feger: beide letztere sind Männer.

Neuer Glanz charakterisirt die Abendpartien in Calcutta. Gegen Sonnenuntergang finden sich die europäischen Residenten, die reichen Halb-Kasten, und die höheren Classen der Eingebornen mit ihrem ganzen Gefolge auf dem Rennweg, dem Hyde Park der Stadt, ein. Die letztern haben Vieles von den englischen Sitten angenommen, und erscheinen in Kutschen, Buggy's, Palankinwagen u. s. f. je nach ihrem Geschmacke oder Vermögen. Alle diese mannigfachen Fuhrwerke sind an der Stelle offen, wo die Damen sitzen, welche, den Kopf gewöhnlich unbedeckt, sonst aber ganz für das Diner angekleidet, ihre Huldigungen von den neben her galoppirenden Cavaliers empfangen. Man bemerkt da jede Abstufung der Farbe von der blendenden schneeigten Haut der nordischen Schöne bis zum bleichen Gelb der Armenierin, dem dunkeln Teint der portugiesischen Halb-Kaste, und dem vollendeten Bronze der Eingebornen; die Trachten aber wechseln mit dem Geschmacke und den Sitten der bunten Gruppe. Einer der anziehendsten Gegenstände, auf die man hier stößt, sind Wagen voll schöner Kinder, die in den Armen ihrer Ayahs wie Wachspüppchen aussehen; und auf dem Wege zum Corso wird ebenso das Auge gar häufig von den Amorsgestalten kleiner Jungen gefesselt, welche, von zwei Syces begleitet, daher reiten, die blonden Locken in der Luft wehend.

Die Equipage des Generalgouverneurs fliegt herbei und vermehrt die Pracht der ganzen Scene. Er ist von einer Leibwache berittener Sipoys umgeben, die ein männliches, soldatenhaftes Ansehen haben. Aber mitten in der Herrlichkeit sinkt tiefes Dunkel auf den Schauplatz; die Nacht ist mit einem Male da, und man vermag das bekannteste Gesicht in einem dicht vorüberfahrenden Wagen nicht mehr zu unterscheiden. Nie jedoch nimmt sich wohl die Stadt der Paläste prachtvoller aus, als wann sie bloß von dem Lichte bestrahlt wird, welches von unendlich vielen, offen stehenden Fenstern ausströmt; wann die Freudefeuer um die Bäume flimmern oder wie Sternschnuppen Einem durch den Weg schießen, und wann endlich die Blumen den ganzen Reichthum ihres Balsams in die Abendluft senden. Das Diner um acht Uhr ist ein höchst einladender Schmaus. Der Luxus des Morgenlands bietet hier dem Himmelsstriche Trotz: jede warme Speise wird auf heißen Schüsseln und Platten aufgetragen, um von dem Winde der Punka nicht abgekühlt zu werden; während Wasser, Wein und Bier durch die vorsichtigen Maßregeln des Abdar's (Mundschenken) von einer herrlichen, erfrischenden Kühle durchdrungen sind. Die Tische, mit dem feinsten Geschirr besetzt und strotzend von eben so leckern als fremdartigen Gerichten, reizen den Appetit. Wie mancher Aldeeman von London seufzt umsonst nach dem echten Mulligatawey, und würde alles Fett einer Schildkröte für einen Bissen von dem köstlichen Mangofische mit dem famösen Rogen oder für gewürzten Pillaw hergeben, um Nichts zu sagen von den Ananastorten oder Pfannkuchen, welche die zahlreichen Schüsseln einer indischen Tafel bedecken.

Die Mitternachtsstunde giebt in Calcutta dem Fremden eben so neue, wenn auch nicht so anmuthige Gegenstände zu sehen, als der Tag. Leuchtet der Mond mit seinem tropischen Glanze über der Stadt, so bemerkt man Rudel von Schakals, welche über die Straßen rennen, und in den Gärten auf Raub ausgehen; und wenn in Nächten, wo bloß die Sterne an dem klaren, aber dunkelblauen Himmel funkeln, das Auge auch Nichts von diesem marodirenden Gesindel gewahrt, so giebt doch ihr lautes, anhaltendes Geheul hinlänglich zu erkennen, wie nahe sie sind. Wirklich ist Stille durchaus kein Attribut der indischen Nacht: die Eingebornen scheinen immer auf den Beinen zu seyn; ihr Gesang und Geschrei vermischt sich mit dem Brüllen der wilden Thiere; und wenn, wie im Jahr 1828, das hindustanische Fest des Jaggernaut mit dem Huemuerah (Ramadan) der Moslimen zusammenfällt, so verschwindet jeder Gedanke an Ruhe. Das Schlagen der Tom-toms (Teommeln), verbunden mit dem Ton andrer mißklingender Instrumente, das Abschießen der Gewehre, und der Lärm der Menschenstimmen tödten im eigentlichen Sinne den Schlaf in einer Stadt, wo jedes Fenster der Hitze wegen offen gehalten werden muß; und obwohl die Höhe der Häuser in Calcutta, und die Breite der Verandas, nach welchen zu die Schlafgemächer liegen, letztere ziemlich weit von der Straße entfernt halten, so gehört doch schon ein Ohr, das seit vier Monaten an das fortwährende Geräusch auf einem Schiff gewöhnt ist, dazu, um auch nur beim alltäglichen Lauf der Dinge schlafen zu können; fällt aber gar ein Jahresfest, wie das eben genannte, ein, so leistet selbst eine solche Vorbereitung nur geringen Dienst. Uebrigens sind diese Mißtöne nicht das Einzige, was die Nacht in Calcutta unangenehm macht; die Hitze und die Moskito-Stiche stören jede Lust für den Fremden; er muß sich an Beides erst gewöhnen, eh' er irgend einen Genuß aus dem Anblick und dem Wohlleben des Morgenlands schöpfen kann. Verläßt er, sich einen Augenblick vergessend, die schützende Luft der Punka, um aus dem Nebenzimmer etwa ein Buch zu holen, so faßt ihn eine plötzliche Beklemmung; es ist ihm, als ob er in eine Badstube träte; er vermag kaum in der schwülen Atmosphäre zu athmen und eilt zur Punka zurück, oder sinkt auf die Tattis, d. h. Grasmatten, welche unter den Fenstern hängen, und beständig feucht erhalten werden. Dann der fürchterliche Schmerz, welchen die Moskitos verursachen, deren wüthendem Angriff ein neu angekommener Europäer selten

entgeht! Kommt zu dieser Qual noch die stechende Hitze, welche die Haut wie mit einem glühendem Eisen zerstört, so daß die leiseste Berührung wie ein Zoll tief getriebener Dolch (Nadeln oder Dornen drücken die Empfindung nicht hinlänglich aus) gefühlt wird, so ist der Aufenthalt fast unerträglich.

Der blendende Glanz und das Gewühl von Calcutta, selbst während des Sommers, welcher dort die weniger iedhafte Jahreszeit bildet, ermüden bald; wenigstens war ich herzlich froh, als ich die Stadt verlassen konnte, um ungefähr hundert englische Meilen weiter oben am Ganges einen Freund zu besuchen.

Mr. —'s Bungalow, (Landhaus) war ganz der Wohnort, welcher in England cottage ornée heißen würde, d h. es waren drei Säle nebst einem Billardzimmer, einigen Schlafgemächern und Badstuben da. Es stand mitten auf einem großen freien Raum, der sich am Gestade des Stroms hinzog und mit Gruppen von Palmen, Mangobäumen und Tamarinden, untermengt mit Akazien, Magnolien und Granatbüschen, umgeben war. Die kühle Luft vom Wasser her machte eine Punka unnöthig; und als ich durch die Pfeiler der Veranda einen Blick warf, konnte ich mir zum ersten Mal wieder einbilden, in meiner Heimat zu seyn. Nur bekannte Gegenstände grüßten das Auge: eine Truppe Gänse nahm ihren Weg über den sanften grünen Anger nach dem Strom; ein Paar Esel weideten in der Nähe; und weiterhin, in zu großer Entfernung um ihre Verschiedenheit von den europäischen Stammverwandten bemerklich zu machen, ruhte eine Schafheerde im Schatten der Bäume. Die Luft, frisch und würzhaft und ungeschwängert von den schweren Düften der Tscheruts, wehte liebliche Kühlung meinem Gesicht; die Sonne war am Sinken; angelockt von dem lang entbehrten Genuß eines Spaziergangs, ging ich durch die Veranda nach einer kleinen Laube, welche die Aussicht auf den Ghaut beherrschte, an dessen Ufer da und dort ein Grabmal irgend eines Heiligen, der vom Hindu und Muselmann gleich verehrt wurde, halb versteckt unter Bäumen stand. Nichts konnte dunter seyn, als diese Aussicht. Die breiten Gewässer des Ganges schienen aus leuchtenden Topasen, Rubinen, Amethysten und Smaragden zu bestehen, wenn sie den Scharlach, Purpur und Safran des Himmels, und das lebendige Grün des überhangenden Landwerks wiederstrahlten. Als aber diese tiefen Streifen am Himmel sich zu einem Anhauch milderten, der zu zart war, um von dem breiten Spiegel unten wieder gegeben zu werden — zu bleichem Nelkenroth, Lila, und dem sanftesten Gelb der Schlüsselblume — entflogen meine Erinnerungen an England, indem eine Anzahl Eingeborner sich dem Ghaut näherte. Ihre feingezeichneten, hohen Gestalten, ihre malerische Tracht, ihre niedlichen Züge und anmuthsvollen Bewegungen machen sie immer zu einem Gegenstand der Bewunderung. Insbesondre aber zog ein Mädchen wegen ihrer außerordentlichen Schönheit meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie hatte die großen, sanften, melancholischen schwarzen Augen, welche in den Liedern des Morgenlandes so hoch gepriesen werden; und während ihre Züge mit der Regelmäßigkeit des Bildhauers geformt schienen, waren sie des süßesten und zartesten Ausdrucks fähig. Ein Lächeln spielte um die vollen Lippen, und ihr Gesicht deutete auf ein Herz, das nur liebevoller Empfindungen fähig war. Sie schien sehr jung, und ihre Kaste, obwohl niedrig, wie der Umstand beurkundete, daß sie öffentlich an dem Flußbad ging, schloß sie doch nicht von dem Besitz eines gewissen Reichthums aus. Jede Zehe war mit massiven silbernen Ringen bedeckt, und Kettchen von dem nämlichen Metall durchkreuzten dieselben auf eine Weise, die einen dieser Zierate ungewohnten Fuß bewegungslos gemacht hätten. Letztere waren wiederum an dicke silberne Bänder, welche die Knöchel umschlossen, befestigt; ebenso trug sie zahlreiche Armbänder am Handgelenk und über dem Ellbogen. Auch der Nacken war mit verschiedenen goldnen und silbernen Ketten geschmückt, welche bei jedem ihrer Schritte zusammen klingelten. Ihr Sarrid, (ein langes Stück Musselin, das vom Kopf zur Wade herabreicht,) hatte sie nach der höchsten Symmetrie mit unendlich feinem Geschmack gefaltet; in der Hand aber hielt sie ein Körbchen, voll jener weißen gedoppelten Jasmindlumen, womit die Hindufrauen ihre Haare zu schmücken pflegen, und welche die Männer als Kränze um den Hals flechten. Da die Bewohner Bengalens mit allen Kleidungsstücken, welche sie im Trockenen tragen, ins Wasser gehen, so baden Weiber und Männer miteinander an ganz öffentlichen Plätzen. Die Bedeckung wird erst gewechselt, wenn sie sich gereinigt haben. — Mein Blick blieb auf die schöne Indierin geheftet. Sie ließ die langen schwarzen Flechten herab, und wallend strömten sie in dunkler Fülle über das Wasser. In diesem Augenblick sah ich Etwas, wie ein Stück Holz, gegen die Badenden herschwimmen; gleich darauf verschwand das liebliche Mädchen, welche zu äußerst in der Menge gestanden hatte, und ein lauter Schrei ihrer Gefährten, die plötzlich insgesammt ans Ufer flüchten, deutete auf irgend einen Unfall. Ohne zu wissen warum, schrie ich mit; meine Stimme brachte Herren und Diener aus dem Bungalow, und Alles eilte dem Ort der Gefahr zu. Der Landessprache unkundig bedurfte ich einige Zeit, eh ich verstand, welch ein Unglück die arme Hindu betroffen habe; obwohl die heftigen Geberden und lauten Wehklagen der Andern irgend etwas Entsetzliches anzeigten: sie war von einem Alligator ergriffen worden, den ich für einen harmlosen Baumstamm gehalten hatte. Ein junger Mann schien von dem gräßlichen Ereigniß besonders ergriffen. Er sprach lange Zeit auf höchst ausdrucksvolle Weise mit meinem Wirth, indem er seine Worte mit den iedhaftesten Geberden begleitete. Mr. — sagte mir nachher, der Bedauernswürdige sey der Verlobte der Unglücklichen gewesen, und morgen wäre sie die Seinige geworden. Er war ein Sipoy und mit Urlaub von seinem Korps weit her gereiset.

Die griechische Marine.

(Schluß.)

Trachten. Seeräuberei.

Daß die griechische Volkstracht überhaupt leicht und bequem seyn müsse, ergiebt sich schon aus dem warmen südlichen Clima. Die Matrosenkleidung besteht in einem kurzen Kamisel ohne

ermel, Birikos genannt, worüber zuweilen noch eine kurze acke gezogen wird, die man Gipouni oder Nzipuni nennt; of- nbar das italienische Wort giubbone oder giubba, das Wams aom lateinischen juba, die Mähne). Es heißt auch Gileki, vlei- eicht nach dem französischen Gilet. Die Griechen gebrauchen aber ach das italienische Wort Kamisola. Die langen weiten Bein- leider oder Schifferhosen heißen Sarikia oder auch Braki. Die Schiffskapitäne bewaffnen sich zuweilen gegen mögliche Angriffe der arsacen und Barbaresken mit einem Gurt um den Leib, worin olche und Pistolen stecken. Eine solche Abbildung sieht man in outiers Denkwürdigkeiten, wo der Kapitän Georg, d. h. Georg anaris, auf solche Weise dargestellt wird; doch sollen die Ge- chtszüge der sämmtlichen Bildnisse sehr unähnlich seyn, wenig- ens die in der stuttgarter Uebersetzung. Die Kopfbedeckung er griechischen Matrosen besteht in einer leichten Mütze, Skou- hia, italienisch la scuffia oder cuffia, die dicht anliegt. Eine twas höhere Kappe ist das sogenannte Kaloupi, im Diminutiv taloupaki, wovon die bekannte Benennung Kalpak Nichts weiter ls eine Zusammenziehung ist; es ist ungefähr das, was wir ein Barett, und die Italiener la berretta nennen. Kaloupi heißt ınst auch ein Bild oder Modell ꝛc.

Es wäre interessant zu wissen, ob die Griechen auch die be- annte Sitte haben, die man in Deutschland das Hänseln nennt; ämlich die Aufnahme junger Anfänger mit gewissen sonderbaren Bedräuchen und unangenehmen Prüfungen, wie Ueberschütten mit Wasser, Untertauchen in der See an Schiffstauen u. dgl.; as besonders dann Statt findet, wenn ein Schiff die Linie assirt, und zwar mit denjenigen Personen des Schiffs, die noch ehr jenseits des Aequators gekommen sind. Diese Taufe mit See- asser, wie man es nennt, hat einen ganz natürlichen Grund, ine von selbst einleuchtende Bedeutung: Das Schiffsvolk tritt ämlich am Aequator in eine andere Hemisphäre, also gleichsam n eine neue Welt ein; beim Eintritt in die Welt wird aber eder Mensch getauft, folglich muß es auch hier geschehen! Ich abe Nichts darüber erfahren können, ob die Griechen diese Sitte ennen; sie würden es Pirasa nennen, dieß Wort bedeutet näm- ich necken, plagen, vexiren, die Prade bestehen. Weigels Wör- erbuch der neugriechischen Sprache hat im deutschen Theil wirk- ich das Wort: Hänseln, mit dem Beisatz: περάζω. Man ünnte also beinahe glauben, daß die Griechen mit dieser Sitte icht ganz unbekannt seyen. Die Italiener nennen es cucullare, . h. verhöhnen.

Für den Ausdruck „Kajüte" scheinen die Neugriechen kein igenes Wort zu haben; wir haben wenigstens keines finden kön- en. Weigel giebt blaß das italienische Wort camera, die Kam- er, dafür an; die Italiener haben indeß außerdem auch noch afür die Benennung stanzino, denn stanza heißt Stube, Zim- er wie unter Anderm aus Raphaels Stanzen oder Wandma- reien im Vatican bekannt ist. Die Griechen können jedes ita- enisch e Wort in ihre Sprache mit derselben Leichtigkeit aufneh- en, mit welcher wir einst jedes französische Wort in die deutsche prache aufzunehmen pflegten und leider noch immer damit fort- ahren.

Die Schiffskanonen heißen bei den Griechen Kanoni oder auch Kommati, zuweilen auch Loumparda (vielleicht anstatt Lom- barda?), dann auch mit dem altitalienischen Wort Bombarda, und mit dem türkischen Topi. Das Steingeschütz der Türken heißt Periera; es ist die Steinkanone, woraus sie nicht blaß in alten Zeiten steinerne oder marmorne Kugeln von ungeheurer Größe schossen, sondern auch noch heutzutage, wie ein Beispiel in der Schlacht bei Navarino bewiesen hat; denn überhaupt hängen die Türken sehr an alten, stationären Gewohnheiten.

Ueber die türkische Marine hier insbesondere noch ausführ- lich zu reden, ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes; man findet darüber einige Aufklärungen in dem Werk des Engländers Green: „Skizzen des Krieges in Griechenland," welches zu London 1827 erschien. Der Verfasser war englischer Consul in Morea. Hier nur so Viel. Die Türken können 100 Kriegsschiffe ausrüsten, doch sind nur 50 zur Zeit für den Krieg gestellt, worunter 5 bis 6 Drei- decker, 6 bis 8 Linienschiffe von 74 Kanonen, 30 Fregatten und Corvetten, und endlich 40 bis 50 Zweimaster. Egypten hat jetzt wenigstens 60 Kriegsschiffe (d. h. vor der Schlacht von Navarino); darunter 6 bis 7 Fregatten, die in Livorno, Marseille und Triest gebaut wurden. Die übrigen Schiffe sind Corvetten, Schaoner und Zweimaster, die in gehörigem Stande erhalten werden; nicht nur, weil der Vicekönig selbst gute Aufsicht übt, sondern auch weil er viele Europäer, besonders Franzosen in seinem Sold hat; die letzteren vielleicht noch wohl zum Theil aus alter Anhänglich- keit an den Namen Bonaparte's, der die Franzosen für Egypten einzunehmen wußte, sie mit kräftiger Hand zuerst dahin führte und ihnen dadurch für den Orient einen kühnen Unternehmungs- geist einhauchte. Die Barbareskenstaaten lieferten 20 Kriegs- schiffe, aber die größten davon waren Corvetten; auch ha- ben sie nicht Viel ausgerichtet. Auf jedem türkischen Schiffe ist ein Kaffeehaus, welches zugleich eine Art von Leihhaus ist, für den Fall, wenn Matrosen in Geldverlegenheiten seyn soll- ten. Wenn dieß schon auffallend ist, so ist es noch lächerlicher, wenn man hört, auf welche Art die Matrosen angewiesen und die Schiffstaue gezogen werden. Um die Segel zu unterschei- den, werden nämlich Kleidungsstücke, Gemüse u. dgl. Dinge an das Tauwerk festgebunden, statt daß man ihnen Namen gäbe, welche das türkische Gedächtniß nicht gut behalten kann. Da heißt es denn: Kohl angezogen, die Pfeife gezogen, die Hose aufgehißt! In Deutschland lernten indeß die Bauern das Exerciren nicht viel besser; man erzählt wenigstens, in einer gewissen Gegend hätten sie beim Marschiren nicht wohl „rechts und links" unterscheiden können, weshalb der Unteroffizier ih- nen an das rechte Bein Heu und an das linke einen Bündel Stroh binden ließ und nun commandirte: Heu, Stroh! Aehn- liche Vorfälle mögen sich öfters ereignet haben.

Man vergönne uns nur noch einige wenige Bemerkungen zum Schluß. So sehr auch in diesen letzten Jahren der Unfug der griechischen Seeräuber allerdings zugenommen hat — die Griechen nennen sie Piratis und Kaursaris, sonst aber auch Le- ventis *) — und mit so vielem Recht man auch dieß Piraten-

*) Leventis oder Λεβέντης ist vielleicht von Levante oder Λεβάντε abzuleiten; also so viel als Räuber in der Levante oder im

wesen und Unwesen getadelt, ja selbst mit Tod und Vernichtung bestraft hat, so muß man doch auch dem eigentlichen Stamm und Kern der Griechen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und man kann nicht umhin, an die früheren offenbaren Beweise uneigennütziger Mäßigung in dem Charakter der griechischen Seefahrer sich mit wahrer Freude zu erinnern. Ein schönes Beispiel erzählt der so höchst glaubwürdige und edeldenkende Greis Korai in seiner Denkschrift über den Zustand der Civilisation in Griechenland. Noch heut zu Tage (1803) sagt Korai, kennen die hydriotischen Schiffscapitäne bei ihrer Küstenfahrt im Archipel das, was man im Handel die Connoissemente oder Frachtbriefe nennt, durchaus nicht. Man vertraut ihnen beträchtliche Summen gemünzten Geldes in Säcken an, die mit dem Merkzeichen der Eigenthümer bemerkt und mit einem einfachen Avisbriefe begleitet sind. Nachdem sie an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen, vertheilen sie die Briefe und die Geldsäcke, und weit entfernt, irgend ein Beispiel von Veruntreuung anführen zu können, weiß man vielmehr, daß Päcke, die in Ermangelung einer Abforderung zwei bis drei Jahre lang in der Casse des Capitäns liegen blieben, ohne eingefordert zu werden, dennoch am Ende dieser Zeit den Eigenthümern in dem nämlichen Zustande wieder zurückgegeben worden sind, in welchem sie ihnen abgeliefert waren."

Dieses redliche Betragen bestätigt der Reisende Castellan, freilich nur bei einigen Individuen, indeß scheint es, man dürfe sich wohl für berechtigt halten, diese Bestätigung auf mehrere Griechen auszudehnen, wenn man Korai's Zeugniß damit vergleicht, wodurch eines das andere verstärkt und begründet. Es wird sich dann zeigen, daß die Zahl der Guten nicht so gering ausfällt gegen die Zahl der Schlechten in Griechenland. — „Wir hatten", sagt Castellan, „zu Koron in Morea unser sämmtliches Gepäck einem Caraboutier oder griechischen Schiffspatron anvertraut, dessen Rechtlichkeit uns sehr gerühmt worden ist." Weiterhin rühmt er die Freundlichkeit und die Gastfreundschaft der griechischen Landleute zu wiederholten Malen: „Die guten Leute grüßten uns alle sehr freundlich und riefen uns ein wohlwollendes „Guten Morgen und gute Nacht" zu, welches wir jedesmal eben so freundlich erwiederten." „Wir fuhren in ein ein kleines Dorf unweit Modon, dessen Einwohner uns von allen Seiten die nämlichen guten Wünsche zuriefen, als wir hindurchzogen." — „Bei einem Lager nomadischer Moreoten kamen einige Schäfer uns bald zu Hülfe, und diese baten wir um eine gastfreundliche Aufnahme. Sie holten uns einen Greis, der uns mit außerordentlicher Gutmüthigkeit alle Unterstützung anbot, die er in seiner Lage uns zu geben im Stande war. Dieß wohlwollende Anerbieten nahmen wir mit Dank an. Bald brachte man uns zur Erquickung ein Frühstück und die herrlichste Mahlzeit u. s. w. — „Auch in den Dienstboten unseres Wirthes zu Philatrea in Arkadien fanden wir dieselbe Uneigennützigkeit, die uns schon bei den nomadischen Hirten so sehr gerührt hatte. Denn so sehr wir auch in sie drangen, so nahmen sie doch durchaus kein Geschenk von uns an. Wir reisten endlich mit der allervortheilhaftesten Meinung von den Bewohnern dieses gastfreundlichen Landes aus Philatrea wieder ab." (19ter und 23ster Brief.)

Diese und ähnliche ehrenvolle Zeugnisse sollten jetzt mehr hervorgehoben und bekannt gemacht werden, damit die Gegner der guten Sache sich nicht immer und immer auf die nun freilich zerstörte griechische Seeräuberei berufen können. Die ganze Nation besteht doch nicht aus Seeräubern, auf welche sich seit einiger Zeit ungerechter Weise der Haß der Gegner geworfen zu haben scheint. Ein großer Theil der Nation bewahrt noch die alterthümliche Reinheit der Sitten. So ist insbesondere der Stand der Landleute, Bauern und Hirten in Griechenland noch unverdorben: dieß bezeugt Lord Byron in der sehr ansprechenden Schrift von Major William Parry, betitelt: The last days of Lord Byron.

Wie leicht die Marine eines Volkes in Kriegszeiten ausartet und zu bloßen Seeräubern herabsinkt, sehen wir nicht bloß an den Griechen, an den Columbiern, sondern auch bei allen denjenigen Völkern, die sich auf der See die Mittel zur Befreiung zu verschaffen suchten. Wir erinnern nur mit wenigen Worten an die Unordnungen der bekannten Meergeusen in Holland zur Zeit des Abfalls der Niederlande unter dem Prinzen von Oranien; an die zügellosen Banden der Flibustier oder Buccanier und andrer Freibeuter, die sich aus französischen und englischen Seeleuten bildeten, und die ihr Wesen in Westindien trieben, bald nachdem der 30jährige Krieg in Deutschland ausgetobt hatte.

Orient. Die Türken nennen sie Sbandouts, französisch des forbans. Auf Raub ausgehen, heißt bei den Griechen Bano is tarapartaia, ein Ausdruck, dessen Ableitung sehr dunkel zu seyn scheint. Es ist vielleicht ein türkisches Wort, oder doch ein Provinzialismus, vielleicht ein albanesischer. Der Räuber zu Lande heißt bekanntlich Klephtis, aber auch Fuchtiari oder Phouchtiarris, die Banditen im Allgemeinen Listis, und ein Räuberhauptmann Listarchos; und da diese in Morea gewöhnlich sehr langes Haar tragen, so nennt man sie auch wohl Makromalli, d. h. ein langhaariger. Die Klephten sind gleichsam die griechischen Miquelets, die bekanntlich in den Pyrenäen hausen, jedoch mehr in dem Charakter wie Gränzjäger gegen die Paschen (Schmuggler) oder wie Feldjäger. — Die Straßenräuber in Italien und Sicilien sind bei Weitem schlimmer als die Klephten in Griechenland. „Es giebt kein Land in der Welt, wo die Straßenräuber so kühn und doch minder gefürchtet sind, als Sicilien," sagt der Freimüthige (1827 vom 20 October Nr. 210, nach einer Reisebeschreibung). Sogar von Messina aus unterhandelt man mit ihnen, und man kauft sich vorher ab, durch Gelder, die man an sie absendet, ehe man eine Reise durch ihre Gegend unternimmt. Solche in Messina wohnende Unterhändler duldet die Polizei! Ein Leventi oder Asappo (bei den Türken genannt) ist eigentlich ein Seesoldat mit Bogen, Pfeilen und Köcher, in rother Kleidung, wie er in der Sammlung von 103 türkischen Handzeichnungen aus Konstantinopel unter Nr. 60 abgebildet ist, welche sich in Bremen auf der öffentlichen Stadtbibliothek befindet und hier als ein kostbarer, seltener Schatz verwahrt wird. Sie sind von dem niederländischen Maler Lambert de Vos aus Mecheln um 1574 an Ort und Stelle in Konstantinopel nach der Natur gemalt und auf türkischem Papier mit prächtigen orientalischen Farben ausgeführt. Siehe Eton's Werk, Seite 75 über diese Leventis, die das Wörterbuch ziemlich keck für Räuber erklärt, voraussetzend, daß sie als Türken eben nicht sehr von Räubern verschieden seyen.

Digitized by Google

Die Marine der heutigen Griechen hat jedoch auf der anren Seite auch einige interreſſante Charaktere hervorgebracht, ren glänzendes Beiſpiel auf das übrige Griechenland gewiß hr vortheilhaft gewirkt hat. Außer den ſchon genannten Heln Kanaris, Miaulis und Tombaſis ſind hier noch die Seerldinnen Laskarina, Bobelina und Mavrogeni von Mykone zu nnen. Sie trieben nicht Seeraub, ſie vertrieben nur zur See e feindlichen Schaaren. Doch erinnern ihre Namen an zwei dere Seeheldinnen, die freilich Seeräuber waren, an Catharina lla Bandiera, die kühne Seeräuberkönigin, deren Geſchichte als man von C. Dietrich bearbeitet iſt (2 Theile, Meißen 1827) d an die kühne Alvilda, die Seeräuberin des Norns, deren Geſchichte als eine noch wenig bekannte Begebenit hier nur mit zwei Worten angedeutet werden mag. Sie ar die Tochter des Sygardus, Königs der Gothen, und wählte eſes wilde Leben halb aus Zwang, halb aus Neigung, weil ſie n Prinzen Alf nicht heirathen wollte, welcher, obgleich aus nigligchem Stamme — denn er war ein Sohn des Sygarus, önigs von Dänemark — doch nicht ihrer Gunſt ſich zu erfreuen tte. Sie verkleidete ſich als Mann, ging an die Küſte des eeres und wählte zur Mannſchaft ihres Schiffes lauter junge leichfallsverkleidete Frauenzimmer. Auf ihrer erſten Seereiſe elangte ſie in eine öde Gegend, wo eine Bande von Seeränern den Tod ihres Anführers betrauerte. Dieſe, lebhaft einenommen von dem nämlichen Betragen der Alvilda, wählten ie zu ihrem Anführer. Durch dieſe zahlreiche Bande verſtärkt, urde ſie ſo furchtbar, daß der Prinz Alf ſich genöthigt ſah, re Flotte anzugreifen. Nach einem blutigen Treffen gelang s ihm, ſie als den vermeintlichen Seekapitän gefangen zu nehnen. Aber ſie wurde entdeckt, mußte ihren Helm ablegen und er erſtaunte Prinz erkannte in ihr ſeine Geliebte. Durch dieſe nerwartete Wendung des Schickſals genöthigt und gebeugt, gab ie nach, und vor dem Altar wurden Alf und Alvilda als königliches Paar vermählt.

Die Edda Sämunds des Weiſen.

Unter dem beſonderen Titel Poëseos vetustissimae Scandinavorum teifolium, continens carmina Völuspa, Hávamál et ligsmál, illorum origines, cosmogoniam et theosophiam optime illustrantia — Havn. 1828. 4. — iſt im v. J. der dritte nd letzte Theil der von der arnamagnäaniſchen Commiſſion beſorgten Ausgabe der älteren oder ſämundiſchen Edda erſchienen. Das Liederbuch alter Gedichte, wie der Titel es nennt, welches wir in dieſem Bande erhalten, umfaßt zwei Stücke, welche in dem erſten Theile der großen Ausgabe der ſämundiſchen Edda nicht mit aufgenommen worden waren, (weil ſie Rasen bereits, obwohl äußerſt mangelhaft, bekannt gemacht hatte), Völuſpa und Havamal, und ein drittes von verwandter Form und Bedeutung, Rigsmal, welches ungeachtet es ſich nur in einem Codex der jüngeren Edda findet, hier nicht ohne Grund den übrigen Liedern der älteren Edda beigefügt worden iſt. — Dieſe drei Gedichte paſſen gut zuſammen, weil ſie mit einander vereinigt, uns eine ziemlich vollſtändige Vorſtellung von der Kosmogonie, Moral und Politik des alten Nordens geben, und die gegenwärtige Ausgabe derſelben, in welcher ſie mit einem trefflichen kritiſchen Apparat, lateiniſcher Ueberſetzung, Anmerkungen und Einleitungen begleitet werden, iſt daher eine wichtige Bereicherung der hiſtoriſchen Literatur nicht blos des nordiſchen, ſondern des geſammten deutſchen oder germaniſchen Alterthums.

In der Einleitung zur Völuſpa bringt der Herausgeber (Finn Magnuſen) Verſchiedenes über die altnordiſchen Zauberweiber oder Völen bei und begründet darauf die Hypotheſe, daß die Völuſpa — der Völe Weisheit — ein Geſang geweſen ſey, der auf dem Mittſommerfeſte zu Ehren Baldurs und Heimdals — der beiden nordiſchen Sonnengötter — abgeſungen worden wäre, und nichts Anderes als eine Allegorie von dem Ausgang des großen Weltjahres enthalte, welcher im Kleinen durch den Wechſel des Sonnenjahres ſymboliſirt wurde. Die Einleitung zum Havamal enthält eine Inhaltsüberſicht, welche die einzelnen Sentenzen, aus denen das Gedicht beſteht, im Zuſammenhange darſtellt und die Bedeutung derſelben erläutert. Das Wichtigſte aus den Bemerkungen zu beiden Gedichten findet ſich bereits in Magnuſens däniſcher Ausgabe der älteren Edda.

Am Ausführlichſten iſt die Einleitung zum Rigsmal, welches der Verfaſſer hier zum erſten Male behandelt. Bekanntlich enthält dieſes Gedicht eine Erzählung, wie einer der Aſen, Namens Rig, der nach der proſaiſchen Einleitung des Liedes aber Heimdal geweſen ſeyn ſoll, auf ſeiner Wanderung drei Ehepaare beſucht, wie er von denſelben aufgenommen wird und ſich drei Nächte bei jedem Paare aufhält. Nach Verlauf von neun Monaten bekommt jedes Paar einen Sohn; der eine heißt Knecht (Thrâl), der andere Kaet, der dritte Jarl. Dieſe heiraten ihres Gleichen, machen ſich anſäſſig und zeugen Kinder, deren Wirkungskreis und Nachkommenſchaft ſo beſchrieben wird, daß kein Zweifel darüber ſeyn kann, daß wir hier eine Allegorie auf die drei Stände: Knechte, Bauern und Herren vor uns haben. Die Kinder der drei Ehepaare waren auch in ihrem Aeußeren ganz verſchieden. Das Geſchlecht der Knechte hatte ſchwarzes Haar, platt gedrückte Naſe und dunkle Hautfarbe; das Geſchlecht der Bauern rothes Haar und rothe Backen, lebhafte Augen. Der junge Jarl hatte weißes Haar, weiße Haut und glänzende Augen. Die Augenbrauen und der Hals ſeiner Mutter waren weißer, als friſch gefallener Schnee. Da das erſte Ehepaar Aeltervater und Aeltermutter, das andere Großvater und Großmutter, das dritte Vater und Mutter heißt, ſo meint Magnuſen, hieraus gehe hervor, daß die Knechte von den Finnen, den älteſten Bewohnern des Nordens, abſtammten, die von den ſpäter eingewanderten Stämmen bezwungen wurden; und daß die Jarle, von denen das Königsgeſchlecht ausging, zuletzt in das Land gekommen wären. Möglich iſt es, daß die Meinung, als ob viele Knechte von dem verdrängten Finnenvolke ſtammten, den alten Dichter beſtimmte, die Voreltern des Knechtsgeſchlechtes Aeltervater und Aeltermutter zu nennen, worauf ſich die Namen der beiden andern Paare von ſelbſt ergaben. Auf alte Mythen gründeten dieſe Namen ſich gewiß nicht; was wir bei Snorri und den ſpäteren Isländern von der Einwanderung der Aſen leſen, beruht blos auf den Reflexionen, welche viele gelehrten Männer über alte Sagen anſtellten. In Hinſicht auf den ethiſchen Zweck des Gedichtes äußert Magnuſen ſich einig mit Olavius von Grundtvig, welcher annimmt, es ſolle durch daſſelbe gezeigt werden, wie alle Stände von Gott eingeſetzt und daher ungeachtet ihrer Verſchiedenheit von Natur gleich wären. Dieß

Digitized by Google

bezweifelt ein Recensent in der Dansk Literatur Tidende (Nr. 37), wie es uns scheint, mit Recht; da das Gedicht vielmehr darauf hinausgeht, eine erbliche, also ursprüngliche Verschiedenheit in geistiger und leiblicher Hinsicht zwischen den verschiedenen Ständen nachzuweisen, und demnächst das Aufkommen der Königsmacht im Norden darzustellen. Es heißt nämlich von dem jungen Jarl, der von Rig selbst unterrichtet und zu seinem Sohn angenommen wird, daß er mit seinem Schwerte achtzehn Höfe gewann, und daß der jüngste seiner Söhne, Rameus Kon (daher Kaning, König) gewaltiger ward, als die übrigen, daß er die Kraft der Runen und die Sprache der Vögel lernte und hierdurch veranlaßt wurde zu Dân's und Donp's großen Hallen zu ziehen. Das Uebrige ist verloren gegangen; aber aus Arngrim's Supplementen, die wahrscheinlich einen Auszug aus diesem Liede enthalten, kann man sehen, daß Rig der Junge Dan's Tochter heiratete und durch diese der Stammvater der dänischen Könige wurde.

Ueber das Alter dieses Gedichtes sind wir in großer Ungewißheit, da das Ganze Nichts als eine gut durchgeführte Allegorie ist, die zu christlicher Zeit eben so gut verfaßt werden konnte, als in heidnischer; nur ist es unwahrscheinlich, daß ein Dichter, der in dem späteren Mittelalter die Verschiedenheit der Stände in ihrem Aussehen und ihrer Lebensweise hätte schildern wollen, auch nicht durch einen einzigen Zug sein Zeitalter verrathen sollte. Von dem Geschlechte der Knechte heißt es in dem Gedicht, daß sie grobes in der Asche gebackenes Brod essen, mit Kleien vermischt, und gekochtes Kalbfleisch; ihre Beschäftigung ist, Stricke zu flechten, Reisig zu sammeln, Schweine und Ziegen zu mästen und zu hüten, und Torf zu stechen. Das Haar und der Bart des Bauern ist gekämmt und geschoren, sein Hemd steht auf der Brust offen; sein Weib sitzt am Webestuhl, trägt Kopfputz und Brustschmuck, Halskragen und Achselknöpfe; der Sohn lernt Ochsen zähmen, den Pflug führen, Häuser bauen und Schiffe zimmern, er wechselt Ringe mit einer Dirne, die im Ziegenfellrock, mit dem Schlüsselband an der Hüfte, zu seinem Hofe fährt. Die Vorältern des Jarls dagegen saßen da, und sahen einander in die Augen und spielten mit den Fingern. Der Herr dreht Bogensehnen und schneidet Pfeilschafte, die Frau sieht auf ihre Arme, streicht Leinen und steift Cemet. Einen kostbaren Schmuck hat sie auf dem Haupte, Spangen auf der Brust, seidene Gewänder und ein blau gefärbtes Kleid. Sie deckt den Tisch mit einem weißen Tuche, und darüber legt sie dünne Waizenkuchen, sie trägt Fleisch und gebratenes Geflügel in silbergerandeten Schalen auf, und Wein in verzierten Bechern. Der Sohn lernt den Bogen spannen, den Speer schwingen, das Schwert führen, zu Roße reiten, Hunde leiten, und schwimmen, besonders aber auch die Schrift der Runen verstehen. Alle Kinder werden bald nach der Geburt mit Wasser besprengt; der Sohn des Bauern wird in Leinen gewickelt, der des Jarls in Seide. In alle dem ist Nichts, was nicht auf die heidnische Zeit paßte. Die Neugeborenen mit Wasser besprengen war schon vor der Einführung des Christenthums ein allgemeiner Gebrauch, und in den ältesten Sagen hören wir von Linnen und Seide; entscheidend aber scheint uns die Mischung von Pracht im Hausgeräth und von Einfachheit in der Lebensweise, die wir in der Schilderung von dem Hause des Jarls finden, und die offenbar einer frühern Zeit angehört, als dem in mehr als einer Beziehung bereits so sehr überfeinerten Mittelalter.

Auf die drei Gedichte folgt ein ausführliches Glossarium, und diesem schließt sich ein mythologisches Lexicon an, welches den größten Theil des Bandes einnimmt, und Alles enthält, was man über die Begriffe und Namen der nordischen Mythologie nicht blos in der poetischen Edda, sondern auch in den Sagen, bei Saxo und andern Historikern findet.

Eine schätzenswerthe Zugabe bildet eine Abhandlung über den altnordischen Kalender, die ihre Stelle hier finden mußte, weil der Verfasser in dem vorhergehenden Lexicon häufig Rücksicht auf astronomische Mythen nahm, die mit der Einrichtung des Kalenders in Verbindung stehen. Der Verfasser beginnt diese Untersuchung mit der Bemerkung, daß die Einrichtung des Kalenders eben so sehr, als die Beschaffenheit der Mythen, auf eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen dem Norden und Asien hinweist. Die Egypter theilten nämlich das Jahr in zwölf Monate von dreißig Tagen, zu denen sie vier Epacten fügten; und diese Berechnungsart, die auch bei den Chaldäern und Persern, keineswegs aber bei den späteren Griechen und Römern befolgt wurde, war nach Ari Frodi's Bericht auch bei den alten Isländern in Gebrauch, bis ungefähr ein Menschenalter vor Einführung des Christenthums Thorstein Surt den Unvollkommenheiten dieser Berechnungsweise dadurch abzuhelfen vorschlug, daß man nach jedem siebenten Jahr eine Woche zulegte. Dieß beweist in der That eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen altnordischen und orientalischen Einrichtungen; wenigstens ist es klar, daß der alte Norden seine Eintheilung des Jahres nicht von den Römern entlehnt haben kann.

Manilla.

Nach dem Verluste seiner unermeßlichen Besitzungen auf dem Continent von America scheint Spanien um so größere Aufmerksamkeit auf die ihm noch gebliebene Colonien zu wenden. Das Registrirn Mercantil von Manilla, von welchem wir durch das Singapore Chronicle Auszüge erhalten, ladet zu der Einführung von Maschinen aller Art für die Fabricirung der trefflichen Baumwolle ein, welche die Colonie hervorbringt; es bietet allen Unternehmungen, welche den allgemeinen Wohlstand zu heben geeignet sind, den Beistand und die Unterstützung der Regierung an. Eine Prämie von 8,000 Dollars wird den beiden ersten Landbesitzern ausgesetzt, welche eine Kaffeepflanzung von 50,000 Fuß einrichten; ähnliche Prämien sind für den Anbau von Cacao, Cassia, Thee, Maulbeerbäumen, Zimmt und Gewürznelken ausgesetzt. Außerdem werden noch eine Menge anderer Verfügungen erlassen, die insgesammt die Förderung des Landbaus und der Manufakturen der Colonie bezwecken.

Asiatic Journal.

Kolff's Reise durch den südlichen Archipel der Molucken und längs der Südwestküste von Neuguinea.

Wichtige Nachrichten über einen bisher wenig oder gar nicht bekannten Theil des indischen Archipels giebt eine kürzlich erschienene niederländische Reisebeschreibung: Reize door den weinig bekenden Zuidelyken Molukschen Archipel en langs de geheel onbekende Zuidwestkust van Nieuw-Guinea, gedaan in de jaren 1825 en 1826, door D. H. Kolff, Luitenant ter Zee (Amsterd. 1828. 8.). Die beigefügte Carte, das Resultat der eigenen Messungen und Beobachtungen des Verfassers, ist auf eine dreimal größere Scala gebracht, als die bei Seawfurds Beschreibung des indischen Archipels befindliche, in der die meisten Inseln und Küsten nur durch ungefähre Punktirungen angegeben sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 286. 13 October 1829.

Die Seelenwanderung.

I Der Meder.

(Schluß.)

Araspy, des Königs erster Minister, in dem medischen Kanzleistil Sr. Maj. „Auge" genannt, hatte ein Weib (er hatte deren noch eine Menge andere) von seltner Schönheit. Sie war die Tochter eines babylonischen Großen oder Chattrap, desselben, welcher gegen Chynaladan, der sonst Salacus heißt, die Fahne der Empörung aufsteckte, und als nachher Ninive durch die vereinte Macht der Meder und Assyrier genommen ward, sich hervorthat. Der Hof von Egbadan erscholl von der Kunde der Liebenswürdigkeit der Tochter Ithobals. Ihr Leichtsinn, ihre Coketterie, ihr intrigantes Wesen waren indeß zum Mindesten eben so hervorstehende Züge, als ihre Reize. Viele von dem jungen Adel Mediens rechneten sich's zur Ehre, ihre Anbeter zu seyn. Aber bei der ängstlichen Wachsamkeit der Späher und Lakeien, womit ihr Gemahl sie umgab, konnte keiner dieser jungen Edelleute sich einer höhern Gunstbezeugung rühmen, als der unsichern Kennzeichen eines Vorzugs, die sie aus dem Lächeln oder dem huldvollen Blick ihrer Göttin deuteten, welche Alles aufbot, das Heer ihrer Bewunderer zu vergrößern. Dieß war der Gegenstand, dem ich meine Bewerbungen zudachte. Meine Neigung kam dabei durchaus nicht in's Spiel; ich wünschte Etwas zu thun zu haben, und meine Eitelkeit und Unerfahrenheit in dergleichen Dingen verbargen mir die Schwierigkeit und die Gefahr der Unternehmung.

Zu den Personen, deren Araspy ins Geheim sich bediente, um sein Weib und ihr Benehmen beobachten zu lassen, gehörte Arioch, einer der Magier, die, wie die Priesterschaft in so manchen andern Ländern, einen unwiderstehlichen Einfluß in Medien ausübten und zwar nicht bloß auf den armen, unwissenden großen Haufen, sondern selbst auf die Angelegenheiten der Gebildeten und Mächtigen, deren einige aus politischen Gründen die Absichten der schlauen Männer der Kirche beförderten, andere, weil sie von ihnen, als Verkündigern der Zukunft und Dolmetschern des Willens der Gottheit, eine vortheilhafte Meinung hegten. Eine kurze Nachricht über die Geschichte und den Charakter der Magier dieser fernen Periode wird dazu beitragen, meine Erzählung zu erläutern.

Die Religion der Meder war von höchst sonderbarem Charakter; weit weniger rein (obgleich Herodot das Gegentheil behauptet) als die der Perser, welche Monotheisten waren und die Gottheit nicht in Tempeln oder bedeckten Plätzen verehrten, sondern unter freiem Himmel und meist auf Anhöhen. Die Meder dagegen bauten Prachtgebäude, in denen die Priester wohnten, und die Archive des Königreichs und öffentliche Dokumente aller Art aufbewahrten. Doch gab es keine förmliche Staatsreligion; denn Jedem stand es frei anzubeten, wie es ihm gutdünchte. Die Sonne, unter dem Namen Mittra; der Mond, die Sterne, Feuer, Wasser, Erde und Luft galten hauptsächlich für würdig der Anbetung. Die Formen des Cultus wechselten: z. B. beim Feuerdienst brauchte der Andächtige einen Priester, der ihm einen kleinen Holzstoß zurichtete, und ihm denselben aus einer Lampe anzündete, welche (wie man glaubte dieß reine Element seit undenklichen Zeiten lebendig erhielt. In dieses Feuer wurde ein geöltes Stück Holz geworfen, und manchmal Oel gegossen, während die Priester cabalistische Sprüche murmelten. Bei Todesstrafe durfte Niemand dieses Feuer während der Ceremonie berühren; denn dasselbe Gesetz, das mehreren Arten von Religion die öffentliche Duldung zugestand, untersagte jede Handlung, wodurch eine Sekte von einer andern in ihrem Glauben hätte gekränkt werden können. Beim Wasserdienst grub man neben einem Fluß ein Loch, schlachtete ein Opfer darin, und schüttete Spenden von Oel aus, nicht in das Wasser, sondern auf die Erde. Von jedem Opfer gebührte den Priestern schlechterdings das Fleisch, weil, wie sie vorgaben, die Götter von dem Thier Nichts genießen, als dessen Seele.

Obgleich die Magier die Heiligkeit ihres Charakters jeder religiösen Ceremonie liehen, was auch der Gegenstand der Anbetung seyn mochte, so pflegten sie doch unter sich einen besondern Glauben, der mehrere Artikel in sich begriff, die sie mit geheimnißvoller Sorgfalt vor den Augen der Laien verbargen oder zu verbergen suchten. Aeußerlich, und dem Namen nach hielten sie sich zu Zerduschts Religion, aber nicht zu der reinen Lehre dieses Philosophen, welche Theismus war. Die Magier meiner Zeit bekannten den Glauben an einen Gott, der sich offenbarte in zwei Prinzipien oder Geistern, an welche sie nach deren verschiedenen Attributen ihre Gebete richteten. Wünschten sie für sich selbst oder für Irgend eine andere Person einer Wohlthat,

eines Glücks theilhaftig zu werden, so flehten sie zu dem guten Genius, der alle Zeit bei Tage verehrt wurde; galt es dagegen, Schutz zu finden gegen ein drohendes Unheil, galt es, Gefahren von einem Reisenden abzuwenden, so flehten sie zu dem bösen Prinzip, welches seine Huldigungen nie anders als bei Nacht an den dunkelsten Oertern empfing. Bei Gesuchen für Gatten, Gattinnen und Kinder wurden zuweilen beide Genien angefleht.

Das große Geheimniß der Magier war eine Lehre, die sie unter sich selbst nur mit großer Vorsicht und gegen das Versprechen der Verschwiegenheit mittheilten; der Grund dieser Zurückhaltung scheint die Furcht vor den Freigeistern Mediens gewesen zu seyn, welche diese Lehre höchst lächerlich fanden und einige Vermuthung hatten, daß die magische Priesterschaft daran glaube. Das große Geheimniß bestand in dem Glauben an die Auferstehung der Seele an dem Tage des Gerichts und die endliche Wiedervergeltung. Diese Lehren hatten sie mit den egyptischen und chaldäischen Priesterschaften gemein, welche eine große unter einander aufs Innigste zusammenhängende geheime Kirche bildeten.

Die Magier beobachteten die Politik, sich den ausschließlichen Besitz aller höhern Zweige des Wissens zu sichern und ihren Einfluß auf die Gemüther der Laien durch jedes Mittel zu befestigen, wodurch sie sich zu den wirklichen Beherrschern Mediens machten, wenn sie gleich den Prunk und Flitter des Herrscherthums verschmähten und diesen so wie das Gehässige, das immer mit der Ausübung der Gewalt verbunden ist, dem Fürsten überließen. Die Kunst der Weissagung, der sie sich rühmten, flößte nicht nur dem Volke eine scheue Ehrfurcht gegen sie ein, sondern gab eigentlich den Staatswillen in ihre Hand; denn die Menge ist immer geneigt anzunehmen, daß Diejenigen, welche ein Ereigniß voraussehen, auch im Stande sind, es zu beschleunigen oder zu verzögern. Ein alter Monarch Mediens hatte zwar ein Gesetz erlassen, wornach ein Magier, wenn man von ihm verlangte, daß er dolmetsche und weissage, und er seiner Pflicht nicht nachkam, oder der Erfolg ihn Lügen strafte, gekreuzigt werden sollte; allein dieß Gesetz hatte seit langer Zeit seine Bedeutung verloren.

Arioch war einer der verschmitztesten von diesen schlauen Pfaffen. Als Hüter der Gemahlin Arasp's wußte er die Miene eines ihrer Anhänger anzunehmen und so in der doppelten Eigenschaft eines Freundes und Mitglieds des geistlichen Standes, sich ihres Vertrauens zu bemächtigen. Von seiner Schutzbefohlenen selbst erfuhr er alle Maßregeln, welche ihre Liebhaber ergriffen, um von sie gelassen zu werden; und ohne Gefahr von ihnen entdeckt zu werden, vermochte er dann seine Gegenmaßregeln zu treffen. Wenn dieser Priester all seinen Witz und Scharfsinn auf so scheinbar geringfügige Dinge verwendete, so verfolgte er theils einen selbstsüchtigen Zweck, theils hoffte er zugleich die Zwecke seines Ordens zu befördern. Durch seinen vertrauten Verkehr mit Sr. Maj. „Auge" lernte er das ganze System der auswärtigen Politik der Regierung kennen, namentlich die Verhältnisse zu den Babyloniern, deren König Nerigliss or bald darauf an Kur oder Cyrus Thron, Hauptstadt und Reich verlor; ein Ereigniß, an welchem durch ihre geheimen Umtriebe die vereinigte Priesterschaft von Babylon großen Antheil hatte. Dieß war der Hauptbeweggrund seiner Dienstbeflissenheit; aber er hatte noch einen andern unmittelbareren, nehmlich den, die Dame sich selbst anzueignen.

Der Umstand, daß meine Geliebte bewacht wurde, entging mir nicht, und da fast jedes Mal, wenn sie öffentlich erschien, dieß in Gesellschaft Arioch's geschah, so folgerte ich, daß er der gedungene Späher Arasp's sey. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich gedachte ihn durch ein Geschenk kirre zu machen; denn viele meiner Freunde versicherten mich, daß man mit einem Magier nicht besser unterhandeln könne, als den Beutel Dariki in der Hand.

Ich traf meinen Mann bei einem Hochzeitfest einiger meiner Verwandten, kurze Zeit, nachdem ich meiner häuslichen Gefangenschaft los geworden war, und schicklicher Weise mit etwas Haar auf dem Kopfe mich vor dem Publikum wieder sehen lassen konnte. Die Heiraten der Meder waren äußerst einfach. Es ging dabei folgender Maßen zu. Die beiderseitigen Verwandten gaben ein glänzendes Mahl; wenn dann die Flasche die Reihe durchwandert hatte, und die Gäste munter zu werden begannen, traten die erwählten Schönen (denn in der Regel feierten bei solchen Gelegenheiten mehrere Paare ihren Bund) in den Speisesaal, und setzten sich jede an die Seite ihres künftigen Gatten, der ihre Hand ergriff und sie küßte. Dieß war die ganze Ceremonie, wiewohl die Magier, unter dem Vorwand, daß ihre astrologische Geschicklichkeit einen glücklichen Tag ausmitteln, oder daß ihre Gegenwart dem Bunde erst das Siegel der Weihe aufdrücken müsse, ihre Vermittlung den Partieen aufdrängten.

Bei der obigen Gelegenheit verschaffte mir ein ungewöhnlicher Vorfall das Glück, mit Arioch ein Gespräch anzuknüpfen. Einer der Bräutigame hatte an der Tafel des Guten zu Viel gethan und ehe er sich entfernen konnte, entlud sich sein Magen der genossenen Ueberfülle, wodurch er sich einer unter den Medern schlechterdings unverzeihlichen Unschicklichkeit schuldig machte. Bis auf den heutigen Tag nehmlich giebt es kein orientalisches Volk, bei welchem in Bezug auf ein Versehen, das man in Europa ziemlich mild beurtheilt, die Sitte so streng war, als bei den Medern. Eine der frühesten Verordnungen des medischen Reichs enthielt eine äußerst strenge Clausel gegen das Erbrechen oder selbst gegen das Ausspucken in der Gegenwart Anderer, und sogar der Pöbel betrachtete letzteres als eine grobe Beleidigung. Der unglückliche Verbrecher, künftig ausgestoßen aus der Gesellschaft, ward mitten unter den halblauten Vorwürfen der Gäste aus dem Gemache geführt; Arioch allein begleitete ihn, und ich folgte. Sobald wir uns allein befanden, bat ich Arioch, ihm eine schwere Börse mit Dariken verehren zu dürfen, die er, nicht als ein Geschenk für sich, sondern als eine Gabe an seine Götter, annahm. Ich wünschte ihm scherzend Glück zu dem Vergnügen des täglichen Umgangs mit der schönen Gemahlin Arasp's, und bemerkte bedeutsam, daß manche Personen für einen solchen Genuß, dessen Gewährung von seinem Gutdünken abhänge, mit einer hübschen Summe dankbar seyn würden. Er erwiederte mit einem besondern Ausdrucke im Blicke, er verstehe mich. Dieß

eilt ich für ein günstiges Vorzeichen, das mich an einem glücklichen Resultate nicht zweifeln ließ.

Um diese Zeit rüstete unser König eine Expedition gegen die ydier aus und Aspenas, einer unserer tüchtigsten Feldherren, eilt in Egbatan Heerschau. Ich unterhielt mich damit, daß ich on meinem Wagen die versammelten Truppen durchmusterte; er Kern bestand aus erfahrnen Kriegern, welche Tuniken ausrten, die mit Gold oder Stahl besetzt waren; einige trugen hstungen, die den Schuppen der Fische glichen und Arme und chenkel bedeckten; ihre Helme oder Mützen waren von Filz; s Waffen führten sie Speere mit goldenen Handgriffen in der Form n Granatäpfeln, kurze Schwerter und Dolche, die an einer länzenden Kuppel hingen, große Bögen und Pfeile von Schilfohr, mit einer Spitze von verkohltem giftgetränktem Holze; inen Schild, mit Leder überzogen und mit fantastischen Sinnbildern bemahlt, und einen Köcher, den sie an dem Schilde befestigt atten. Die Masse des Heeres bildeten unregelmäßige Truppen, welche als Waffen Piken und Schleudern führten und ihre ewöhnliche Kleidung trugen, d. h. purpurfarbige Tuniken von Leer oder Tuch, die bis auf die Waden reichten, und in die an sich wie in einen Mantel wickelte, und ein Stück Tuch, as man als Mütze oder Turban um den Kopf wand. Während dieses Schauspiels trat einer der Untermagier zu mir und enachrichtigte mich, daß Arioch mich zu sprechen wünsche. Sogleich stieg ich ab und ging mit dem Priester nach dem Tempel, n welchem Arioch wohnte, und wo man mich sogleich in sein Gemach rief. Er fragte mich ohne Umstände, ob mir Viel daran läge, eine Zusammenkunft mit der Gemahlin des Ministers zu rhalten; ich antwortete ja. Wenn ich entschlossen wäre, das Wagniß zu unternehmen, fuhr er fort, so würde er mich unterrichten, wie ich es anzugreifen hätte. Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an, und er eröffnete mir, daß ich nun in der Tracht eines Magiers hoffen dürfe, in den Palast des „Auges" Sr. Maj. eingelassen zu werden. Kaum zu Hause angelangt ersah ich mich mit den nöthigen Kleidungsstücken, entäußerte mich der Fülle meines Haares, welches damals größten Theils falsch war, setzte auf mein Haupt eine Tiare, deren unterer Theil bis über meine Wangen herab ging, und kleidete mein Kinn in einen ehrwürdigen Bart. In dieser Maskirung begab ich mich zu Fuß nach der Residenz von Sr. Maj. „Auge."

Man ließ mich ohne Schwierigkeit ein, und meines Erfolgs bereits gewiß fragte ich nach der schönen Mahala, an die ich von Leioch, wie ich sagte, einen Auftrag habe. Der Diener ging hinein, und ich blieb allein in einem offenen Hofe. Hier wartete ich ziemlich lange, den Blicken Aller ausgesetzt, die über den Platz gingen, unter welchen ich einen Magier bemerkte, der mich mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, und einen Staatsbeamten, dem ich ein nicht minder merkwürdiger Gegenstand zu sein schien. Endlich erschien ein anderer Diener, der mir winkte, ihm zu folgen, und mich nach einem Zimmre brachte, in welchem ich zwei Männer fand, von denen ich in dem Einen Niemand anders als des Königs „Auge" in höchst eigner Person erkannte, und in dem Andern den Obersten der Magier. Mein Muth oder dessen meine Dreistigkeit (denn Muth besaß ich nicht) verließ mich jetzt ganz. Ich glaube, daß ich auf alle an mich gerichteten Fragen wegen des Grundes meines Besuches und meiner Verkleidung gar keine Antwort gab; aber mit Entsetzen, doch ohne daß ich im Stande gewesen wäre, auch nur ein Wort herauszubringen, vernahm ich den Befehl, mich nach einem geheimen Gefängnisse abzuführen, worin Staatsverbrecher und solche Unglückliche, welche die Regierung dem Hasse der Priester opferte, aufbewahrt zu werden pflegten.

In einem düsteren Kerker erwachte ich zum Bewußtseyn und zur Besinnung. Als ich über mein Schicksal nachdachte, so gestand ich mir zugleich, daß ich nicht hoffen konnte, mein plötzliches Verschwinden werde Verdacht und Nachforschung erregen. Niemand liebte mich genug, um meinetwegen eine Stunde seinem Vergnügen abzubrechen; und von der Habsucht meiner Verwandten mußte ich erwarten, daß sie etwaige Nachforschungen eher hintertrieben, als aufmunterten. Da lag ich, den peinlichsten Foltern der Einbildungskraft preisgegeben, bis die Gewißheit der Wirklichkeit den Schreckbildern meiner Gedanken ein Ende machte.

Ich ward vor eine Versammlung der Magier in geheimer Sitzung vorgeladen. Ariech bemerkte ich unter meinen Richtern. Nach einem kurzen Prozesse erklärte man mich schuldig, den Charakter eines Jüngers Zerdutscht's angemaßt zu haben, eines Verbrechens, auf welchem nach medischen Gesetzen die Todesstrafe stand. Kaum war dieses Urtheil gefällt, als das furchtbare Gelärm in den anstoßenden Zimmern, der Ruf Mittra und das Prasseln des heiligen Feuers mir sagten, daß ich zum Opfer bestimmt sey. Welche Seelenangst kämpfte damals in mir; doch diese wollte Nichts heißen gegen die Martern, welche folgten. Man schleppte mich in ein unterirdisches Gewölbe, wo der Schimmer der Flamme, die mich verzehren sollte, mir die heiteren Gesichter von einem Hundert Elenden entdeckte, die sich versammelt hatten, ihre Augen an meinen Leiden zu weiden. Vergebens, daß ich flehte, jammerte, winselte, daß ich mich mit wahnsinniger Kraft an meinen Henkern anklammerte; der Obermagier sprach ein kurzes Stoßgebet, der Haufen brüllte jauchzend auf, und wie von einer Schleuder geworfen flog ich in die gierigen Flammen — ich wand mich im martervollen Todeskampfe — ein Augenblick — und ich verschied.

Reisen im Innern von Nordamerica.

I. Handelsexpedition vom Missuri nach Mexico im Sommer des Jahres 1824 *).

Die Expedition — bestehend aus 81 Mann, 156 Pferden und Maulthieren, 23 vierräderigen Wägen und einer Kanone — ging von Port Osage (39° 9′ Br.) an der Westgränze des Missuristaates aus, wandte sich west-süd-westlich nach dem Arkansas, an demsie 240 M. hinaufzog; von da 40 M. südlich an den Semerone, folgte diesem 100 M. westwestlich, und erreichte endlich in südwestlicher Richtung Taos, die erste mexicanische Niederlassung.

*) Reisebericht von August Storrs; mitgetheilt dem Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerica am 5 Januar 1825.

In dieser ganzen Ausdehnung fanden sie offenes, flaches, bis an den Fuß der Felsengebirge leicht zugängliches Land. Zwischen dem Missuri und dem Arkansas ist das Erdreich weich, von dunkler Farbe und ausnehmend fruchtbar, südlich von dem Arkansas wird es dürr und sandig bis an die Gebirge. Gegen Norden sind die Ufer der Flüsse steil, die Betten tief, die Wasser größtentheils schlammig. Die Expedition hatte auf der einen Seite die großen und kleinen „blauen" Flüsse und den Kansas, auf der andern den Osage, den Neocès und den Verdegris mit ihren zahlreichen Zuflüssen, die sich oft so durchkreuzten, daß für die Wagen dadurch mancher Aufenthalt entstand. Man sah sich mehrere Mal genöthigt, mittelst Spaten und Karst die Ufer zu ebnen, und, um Grund zu bekommen, den Boden mit Stangen und Gesträuch zu belegen. Die Waldbäume sind hier die nämlichen wie in Missuri, eine Eschenart ausgenommen, die man längs den Flüssen antrifft. Es gab Thäler, wo das Gras höher wuchs als ein Mann zu Pferde; einen entzückendern Anblick, als die mit einem unendlichen Reichthum von Blumen geschmückten Wiesen im Monat Mai kann man sich nicht denken. In der Nähe des Arkansas hatte die Expedition mehrere Sandhügel zu passiren, wo es nur langsam und mühsam vorwärts ging. Da diese Hügel durch den Wind entstanden sind, so stellen sie sich in sehr verschiedenen Formen dar; ihre mittlere Breite beträgt 7 M. Sie erstrecken sich jedoch auf dieser Seite des Flusses von dem Punkt, wo man sie gewöhnlich passirt, nicht über 25 M. weit, so daß man ihnen bei einer nördlichern Richtung leicht ausweichen könnte. Am Arkansas hin ist trockner und fester Boden; die Reisenden stießen bloß auf drei Nebenflüsse, deren sandige Betten sie nicht aufhielten. Die Baumwollenstaude (populus angulata), die da und dort kleine Wäldchen bildete, war der einzige Baum, dem sie begegneten. Als sie sich vom Arkansas entfernten, mußten sie abermals über Sandhügel, in der Breite von 10 M., hierauf kamen sie über eine hohe Ebene, die zum Semerone hinlief; am Semerone entlang reisten sie ohne Hinderniß bis zu einem Punkte, wo sie zum ersten Mal Felsen sahen. Hier setzten sie über und gelangten zu den Ufern des Canadian (Fourche Canadienne), die schon ganz aus schwärzlichen Felsen gebildet sind. Von diesem Fluß bis zu der großen Kette der Felsengebirge findet man ähnliche Sandhügel, wie am Arkansas, über die Ebene zerstreut, die man aber mit leichter Mühe umgeht. Das Gebirg hat hier eine Breite von 40 M., und wird von einem gebahnten Wege, der bloß an einzelnen Stellen steil ist, durchschnitten. Die Landschaft im Süden des Arkansas bis an den Fuß des Gebirge ist trocken und sandig, und die periodischen Regen, die hier fallen, werden im Augenblick eingesogen. Der Arkansas hat eine mittlere Breite von 150 Toisen; er ist ziemlich seicht und führt schlammiges Wasser, wie der Missuri, und einen feinen beweglichen Sand, so daß die Wagen ihn ohne Schwierigkeit passirten. Der Semerone, der noch auf keiner Karte angezeigt ist, entspringt in den Gebirgen westlich vom Arkansas, läuft mehr als 400 M. parallel mit diesem Fluß und verliert sich, wie man glaubt, im Sande. Damals hatte er kein fließendes und nur wenig stehendes Wasser; man durfte aber nur 18 Zoll tief graben, um sich Wasser zu verschaffen. Auf dem Rückweg hingegen fand die Expedit on einen starken Strom, und überall überschwemmte Ufer. Das Wasser des Semerone enthält salpeterhaltige oder salzige Bestandtheile. Dasselbe hohe Gras, das man auf den Wiesen am Missuri trifft, herrscht bis zum Arkansas vor, macht aber weiterhin dem sogenannten Bisonkraut (bison) Platz, welches treffliche fette Weiden liefert. In letzterer Gegend fallen die Regen im Juli und August, um welche Zeit dann die Vegetation beginnt; und im September sind die höher gelegenen Ländereien mit dem reichsten Grün bedeckt. Was Subsistenzmittel betrifft, so besitzt keine Wüste der Welt deren in solchem Ueberfluß. Ueberall Bisons, Elenthiere und Antilopen; nur Damhirsche sind selten. Das Fleisch der erstern wird dem der Ochsen vorgezogen und das der Antilopen gleicht dem Hammelfleisch, dem es in Geschmack und Aussehen verwandt ist, Nichts nach. Die Expedition hatte täglich frisches Fleisch.

Von den Eingebornen des Landes haben bloß die Osagen, Kansas und Panis feste Wohnsitze, die übrigen sind Nomaden, wissen vom Ackerbau Nichts, und leben hauptsächlich von der Bisonjagd. Eine auffallende, durch die Erfahrung bestätigte Thatsache ist es, daß dieses Thier aus den Gegenden, wo sich Weiße ansiedeln, sich entfernt, und nach denen der Indianer zurückzieht. Die Eingebornen stehen nicht im besten Vernehmen mit den Americanern. Im J. 1818 griffen 300 Panis die Handelsniederlassung eines Hrn. Chouteaux auf einer Insel des Arkansas an: wurden aber mit einem Verlust von 30 Mann zurückgeschlagen. Damals bedienten sich diese Indianer das erste Mal europäischer Waffen, und es war dieß nach ihrer Versicherung das mörderischeste Gefecht, das sie je bestanden. Im J. 1822 ermordeten die Camanchen in der Nähe des Gebirgs einen gewissen Maxwell und verwundeten einen andern Jäger. Im folgenden Jahr tödteten sie an den Ufern des Arkansas einen Spanier und raubten ihm 13 Maulthiere; in demselben Jahr überfielen sie 15 M. von diesem Fluß eine Handelskarawane, erschlugen einen Mann und führten vierzig Pferde mit sich fort; auch im Süden des Arkansas wurde ein Americaner, Namens John Mac-Right, von den Indianern erschlagen.

Die Kaufmannsgüter, welche in die Provinzen des Innern aus den Vereinigten Staaten ausgeführt werden, sind Seiden- und Baumwollenzeuge, seidene Shawls, Messerschmid- und Glaswaaren, wofür die Nordamericaner spanische Piaster, Gold- und Silberbarren, Maulthiere und Castorpelze zurückbringen. Die Stadt Santa-Fé liegt 250 M. vom Arkansas, 510 M. von dem nächsten Zufluß des Kansas und 70 von dem Zuflusse des Rio Norte, der einen Grad nördlich von dieser Stadt seine Quelle hat. Eine Wasserverbindung mit dem Binnenland existirt nicht; der Rio del Norte zwar trägt Fahrzeuge von 20 Tonnen bis auf eine kleine Entfernung oberhalb Santa Fé; dann aber unterbrechen ihn Sandbänke; und der Rio Colorado von Californien, der einen Lauf von 800 M. zurücklegt, ist durch die Gebirge von den Niederlassungen getrennt. Man glaubt indeß, daß der Arkansas mehrere Monate des Jahres weit hinauf schiffbar wäre; allein die Schiffahrt gilt für sehr unsicher. Die für das Binnenland bestimmten Artikel werden daher auf Maulthieren mit einer Bedeckung von Bewaffneten über Vera Cruz nach der Stadt Mexico und von da weiter ins Innere verschickt.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 287. 14 October 1829.

Die Geistererscheinung bei Salon. *)

Eine sonderbare Geschichte, die sich unter Ludwig XIV zutrug, wurde aller Orten besprochen. Ein Hufschmid aus dem kleinen Dorf Salon, in der Provence, kam mit der Post nach Versailles, und wandte sich an Brissac, Major bei der Leibwache des Königs, mit der Bitte, vor Seine Majestät geführt zu werden, von welcher er dringend eine Privataudienz wünschte. Ohne sich durch wiederholte Weigerungen irre machen zu lassen, bestand der Mann so hartnäckig auf seiner Forderung, daß der König endlich von der Sache unterrichtet wurde und dem unhöflichen Supplikanten zu wissen that, daß es nicht seine Gewohnheit sey, ohne Weiteres Jeden, der ihn sprechen wolle, anzunehmen. Der halsstarrige Hufschmid blieb dennoch bei seinem Gesuch und setzte hinzu, daß er, wenn er vor Seine Majestät gebracht würde, einen Umstand anführen könne, von dem bisher der König allein gewußt habe, und der zum Beweise dienen möge, daß er wirklich mit einer Sendung an denselben beauftragt sey, um ihm eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen. Zuletzt verlangte er eine Audienz bei irgend einem Minister, weshalb der König befahl, ihn vor Barbesieux zu führen, der sein Vorbringen anhören sollte. Zum Erstaunen Aller weigerte sich der Hufschmid, welcher nur eben in Versailles angekommen war und sein Dorf früher niemals verlassen, noch sich bisher mit irgend etwas Anderem, als seinem niedern Handwerk beschäftigt hatte — er weigerte sich durchaus, mit Barbesieux zu thun zu haben, und erklärte mit festem Ton, daß er verlange, vor einen Minister geführt zu werden, daß Barbesieux mir dieser Würde nicht bekleidet sey, und daß er zu Niemand anders als einem Minister sprechen könne. Auf dieß bezeichnete der König Pomponne als denjenigen, zu welchem der Hufschmid gebracht werden sollte, was sich dieser denn auch ohne fernere Widerrede gefallen ließ. Was von der Aussage dieses Menschen bekannt wurde, ist nur Weniges; folgende Punkte sind das Bedeutendste. Nach seiner eigenen Erzählung wurde er, als er vor einiger Zeit Abends nach Hause ging, bei einem Baume in der Nähe von Salon, plötzlich von einem hellen Glanz umleuchtet. Eine Gestalt, weiß gekleidet und mit dem Zeichen königlicher Würde geschmückt, von schönem und gütigem Aussehen, rief ihn bei seinem Namen und befahl ihm wohl anzumerken, worauf sie dann über eine halbe Stunde mit ihm sprach, und unter Anderem erklärte, daß sie die Königin, die frühere Gemahlin des Königs, sey. Die Erscheinung gebot ihm sodann, sich augenblicklich zu Sr. Majestät zu begeben, und diese mit einer gewissen Sache, welche ihm mitgetheilt wurde, bekannt zu machen, indem sie hinzusetzte, die Vorsehung werde ihn auf seiner Reise schützen, und die Erwähnung eines besonderen Umstandes, welcher schlechterdings nur dem Könige allein bekannt seyn könne, werde Letzteren von der Wahrhaftigkeit des Boten überzeugen. Sollte es ihm Anfangs unmöglich seyn, den König selbst zu sprechen, so müsse er zuerst eine Audienz bei einem Minister fordern, dürfe sich aber durchaus nicht mit sonst Jemand einlassen, und überhaupt gewisse Dinge nur dem König selbst anvertrauen. Weiche er von irgend einem Theile seines Auftrags auch nur im Mindesten ab, so stehe ihm der Tod bevor. — Der Hufschmid, in Furcht und Zittern, versprach pünktlichen Gehorsam, worauf die Königin alsbald verschwand und ihn unter dem Baume in dichter Finsterniß zurückließ. Er sprang auf, und wußte nicht, ob ihm geträumt habe oder etwas Wirkliches begegnet sey; endlich kehrte er nach Hause, überzeugt, daß Alles eine Täuschung gewesen, und entschlossen, ein tiefes Stillschweigen über die ganze Sache zu beobachten. Aber zwei Tage nachher, als er wieder an demselben Orte vorbeiging, erschien ihm jene Gestalt abermals und erneuerte ihren Befehl; zugleich wurde ihm sein Unglauben streng verwiesen und er im Fall fernern Ungehorsams hart bedräut. Auch gebot ihm das Gespenst dießmal, das, was er gesehen, dem Gouverneur der Provinz zu melden, welcher ihn sodann mit dem nöthigen Geld für seine Reise versehen würde. Der Hufschmid zweifelte nicht länger an der Wirklichkeit der Erscheinung; aber schwankend zwischen der Furcht vor den Drohungen des Phantoms und den Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung des erhaltenen Befehls entgegenstellten, wußte er nicht, was er thun sollte, und beschloß, das Geheimniß seines Kummers annoch in seiner Brust zu bewahren.

Acht Tage lang blieb er in diesem Zustande peinlicher Verlegenheit, als ihm, da er eben wieder an jenem Ort vorüberging, die Gestalt zum dritten Mal erschien. Der alte Befehl

*) Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint Simon sur le siècle de Louis XIV et la régence. Paris 1829.

Digitized by Google

wurde erneuert und dießmal für den Fall, daß er nicht gehorche, so fürchterliche Drohungen beigefügt, daß er gerathen fand, sich unverzüglich auf den Weg zu machen. Den Tag nach dieser letzten Erscheinung war er bereits in Air bei dem Gouverneur, welcher ihn, sobald er seinen Bericht gehört, dringend zur Fortsetzung seiner Reise aufforderte und mit Geld versah, um einen Platz in der Postkutsche nehmen zu können.

Dieß ist Alles, was man mit Gewißheit über die Sache erfuhr. Der Hufschmid hatte drei Audienzen bei Pomponne, und blieb jedesmal über zwei Stunden mit ihm eingeschlossen. Nach jeder Unterredung hatte wiederum der Minister eine geheime Audienz beim Könige, welcher wünschte, daß die Sache im Staatsrath des Weiteren besprochen würde, aber zu einer Zeit wenn Monseigneur nicht darin wäre, und bloß in Gegenwart der Minister, namentlich des Herzogs von Beauvilliers, Pontchartrain's und Torcy's. Die Mitglieder des Raths debattirten lange hin und her, was jedoch vielleicht einer anderweitigen Discussion anzurechnen ist. Das Resultat war, daß der Hufschmid wirklich vor den König geführt wurde, welcher ihn in seinem Kabinet empfing. Man brachte ihn zu diesem Zweck die geheime Treppe hinauf, welche von dem Marmorhof nach den königlichen Zimmern führt, und deren sich Seine Majestät gewöhnlich bediente, wenn sie auf die Jagd ging, oder eine Spazierfahrt vornahm. Wenige Tage nachher ließ ihn der König abermals kommen und blieb jedesmal beinah eine Stunde lang mit ihm allein, wobei der gemessenste Befehl gegeben war, daß Niemand in den benachbarten Gemächern sich aufhalten durfte. Am Morgen nach der ersten Unterredung mit dem Hufschmid, als Seine Majestät die geheime Treppe hinabstieg, glaubte der Herzog von Duras, der dienstthuende Kammerherr, welcher fast Alles, was er dachte, gegen den König herausfagen durfte, eben nicht nöthig zu haben, mit sonderlichem Respekt von dem Hufschmid zu sprechen und brauchte deshalb das alte, alberne Sprichwort: „entweder ist dieser Mann ein Narr, oder der König ist kein Edelmann." Auf dieß stand der König still, (was er sonst beim Gehen fast niemals that,) und sagte, sich zum Herzog wendend: „In diesem Fall bin ich kein Edelmann, denn ich habe mich lange mit dem Hufschmid unterhalten: er hat mit sehr gutem Verstand zu mir gesprochen, und ich kann Sie versichern, daß er kein Narr ist." Diese Worte, welche mit großem Ernst ausgesprochen wurden, setzten die anwesenden Hofleute in nicht geringes Erstaunen. Nach dem zweiten Gespräch mit dem Hufschmid erklärte Se. Majestät, daß dieser außerordentliche Mensch eines Umstandes erwähnt habe, welcher ihm, dem König, vor mehr als zwanzig Jahren begegnet sey, und ohne übernatürliche Dazwischenkunft nur ihm habe bekannt seyn können, indem er desselben gegen kein menschliches Wesen Erwähnung gethan. Dieser Umstand nämlich, sagte der König, sey die Erscheinung eines Gespenstes, welches er einmal im Walde von St. Germain gesehen, als er ganz allein durch denselben ritt, und dessen erwie er feierlichst versicherte, nie gegen ein menschliches Ohr erwähnte. Noch bei einigen nachfolgenden Gelegenheiten sprach sich der König aufs Günstigste über den Hufschmid aus, welchem seine Ausgaben, auf Befehl Seiner Majestät ersetzt wurden, und welcher, ungerechnet daß er auf königliche Kosten wieder nach Hause geschickt ward, noch ein ansehnliches Geldgeschenk beim. Ueberdieß erhielt der Gouverneur seiner Provinz Befehl, ihn unter seine besondere Fürsorge zu nehmen und während seiner ganzen noch übrigen Lebenszeit an Nichts Mangel leiden zu lassen. Jedoch sollte er ihn nicht über sein bisheriges niedriges Gewerbe erheben. Sehr bemerkenswerth ist, daß die damaligen Minister bis jetzt jede Mittheilung über diese Sache unbiegerlich abgelehnt haben. Ihre vertrautesten Freunde haben zu verschiedenen Zeiten durch allerlei Kunstgriffe hinter das Geheimniß zu kommen gesucht; aber umsonst: nicht das unbedeutendste Wort, das Licht auf jenes Ereigniß geworfen hätte, vermochten sie zu erlangen.

Der Hufschmid, welcher eine so bedeutende Rolle bei dieser Gelegenheit spielte, mochte ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren seyn. Er hatte eine zahlreiche Familie; in seinem Betragen war nichts Auffallendes, und in seiner Provinz stand er im Rufe einer gewissenhaften und uneigennützigen Rechtschaffenheit, eines bescheidenen Wesens, und eines guten Verstandes. Sein Benehmen bei Hofe entsprach dieser Schilderung vollkommen. Beständig sagte er, daß man ihn mit allzu viel Großmuth behandle; zeigte keine Neugierde, und schien, sobald seine Audienzen beim Könige oder Hrn. von Pomponne vorüber waren, durchaus nicht darauf aus zu seyn, zu sehen oder gesehen zu werden; vielmehr war er ängstlich besorgt, bald wieder zu den Seinigen zurückkehren zu dürfen. Er versicherte, daß jetzt da seine Sendung vollbracht sey, er nichts Weiteres zu thun habe, als nach Hause zu kehren. Verschiedene Versuche wurden gemacht, ihm sein Geheimniß zu entreißen, aber er beobachtete durchweg ein hartnäckiges Stillschweigen, oder schnitt alle Fragen mit seiner gewöhnlichen Antwort ab: „Ich darf Nichts sagen." In sein Dorf zurückgekehrt, nahm er seine gewöhnliche Beschäftigung wieder vor, sprach weder von Paris, noch vom Hofe und zeigte durch seine kurz gefaßten Erwiederungen deutlich, daß Fragen ihm lästig waren. Wenn man ihn über den König ausforschen wollte, so begnügte er sich, zu dessen Lobe zu sprechen, aber ohne die leiseste Anspielung auf eine der mit St. Majestät gehabten Unterredungen.

Ein weites Feld für Vermuthungen stand mithin offen, und gar Vieles über diesen Gegenstand ward zur Rede gebracht; aber selbst die Zeit, die große Enthüllerin des Verborgenen, hat zu diesem undurchdringlichen Räthsel keinen Schlüssel gegeben. Manche haben geradezu versichert, daß die ganze Geschichte das Gewebe eines kühnen Betruges, und der Hufschmid nur das getäuschte Werkzeug in den Händen der Anstifter gewesen sey. In Marseille nämlich lebte eine gewisse Madame Arnoul, deren Leben ein vollkommener Roman gewesen war, und welche, obwohl alt, arm, häßlich und im Wittwenstande, doch durch besondere Umstände Hrn. Arnoul, Intendanten des Seewesens in Marseille, zur Ehe zu bewegen gewußt hatte. Dieses Weib war in ihrer Jugend die Ursache heftiger Leidenschaften gewesen, und hatte durch ihre Intriguen mehrere der ersten Charaktere in den Kreisen, in welche sie gelangte, regiert. Da sie sehr viel Verstand und Gewandtheit besaß, so liebte oder

rchtete man sie, wohin sie kam, so daß sie zuletzt zu dem Rufe ner Zauberin gelangte. Sie hatte frühee auf einem vertrauten uße mit der Frau von Maintenon gestanden, und selbst zu der eit, von welchee ich hier schreibe, fand ein geheimes Einverändniß zwischen Beiden Statt. Daß ich, wenn ich so Viel sage, e Grenzen der Wahrheit nicht überschreite, glaube ich wohl haupten zu dürfen. Aber nicht in eben dem Maße stehe ich r die Richtigkeit einer ziemlich allgemein gewordenen Behaupng, daß nämlich die übernatürliche Weisung an den Hufschmid, h Gehör beim König zu erbitten, Nichts als eine Gunstbezeigung der rau Arnoul, und daß die Sache, welche er Sr. Majestät mitutheilen hatte, eine Aufforderung war, Frau von Maintenon ue Königin zu erklären.

Das Erdbeben in Riobamba *).

Die würzige Luft eines ewigen Frühlings wehte über das fruchtare That von Riobamba. Mitten in die höchsten Gebirge der enen Welt gesenkt, in einer Höhe, welche den Karpathen gleich ommt, genoß es des köstlichsten Klimas, das beinahe freiwillig die ltensten Früchte des südlichen und die Getraidearten des mittlern Europa's hervorbrachte. Der Zugang war sehr schwer: von allen Seiten umgaben es die mächtigen Gipfel der Anden. Der Chimboraço, der seine mit ewigem Schnee gekrönte Stirn weit über die höchsten Berge der neuen Welt erhebt, blickt düster wie ein Riese uf die niedrigern Gipfel. In der Majestät der Einsamkeit hat r den Stürmen von vierzig Jahrhunderten, und den Erdbeben, ie unten so oft die Ebene verheerten, getrotzt. Kalt inmitten feindlicher Feuer, und mit der Kraft eines Vulkans in seinem Herzen, otes sein eisiges, unnahbares Haupt den Menschen zurück und wird ihn ewig zurückweisen. In derselben Gegend ist der berühmte Vulkan Cotopaxi, der schönste an Form, aber der verderbendste in seinen Ausbrüchen, die in so regelmäßigen Zeitabschnitten eintreten, daß man ihre Wiederkunft beinahe berechnen kann. Der blendend weiße Kegel, welcher aus dem dunkeln Schooß herrlicher Wälder, wie eine aladasterne Spitzsäule auf einem Fußgestell von Ebenholz, emporsteigt, erreicht eine Höhe von beinah 19,000 Fuß und spiegelt in allen Farben des Prisma's die durch eine immer klare Atmosphäre senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen ab. Seit vielen Jahren war der Berg ruhig gewesen. Die Feuer in seinem Innern gaben kein Zeichen ihres Daseyns; trügerische Stille verdeckte die unbesorgten Anwohner. Die schwelgerische Vegetation der tropischen Zone bedeckte längst die Verheerungen früherer Ausbrüche. Parasitische Pflanzen und Blumen sprossen aus den Zwischenräumen der Lava; Alles athmete Frieden und Heiterkeit.

Am Fuß des Cotopaxi stand das Schloß des Marquis von Riobamba. Wie alle Gebäude in Peru und in dem spanischen America überhaupt war es niedrig. Die Häufigkeit der Erdbeben hatte diese Vorsichtsmaßregel gleich bei der ersten Eroberung nothwendig gemacht. Aber obwohl nur ein Stockwerk hoch, war das Haus geräumig und prachtvoll. Silber sah man zu all den Zwecken verwandt, zu welchen in Europa Messing, Stahl und Eisen gebraucht wird; doch schien die Pracht lästig und schwer. Geschmack ist eine exotische Pflanze im spanischen America: sie gedeiht nur im Boden der Freiheit. Aber keine Sprache vermag ein Bild zu geben von der großen und herrlichen Aussicht, die sich auf der Gartenterrasse darbot. Blumen, welche unter unserem veränderlichen Himmel kaum im warmen Treibhause aufkommen, wuchsen dort von selbst; Vögel von dem glänzendsten Gefieder schmückten die Landgruppen; ehrwürdige Bäume schienen ihre grünen Gipfel in die Wolken zu heben. Hier war das Paradies von Peru.

Eine glänzende Gesellschaft war versammelt; das Bankett verrieth. Luft und Wasser, jedes Winkel der bewohnten Welt, hatten ihre Erzeugnisse dazu geliefert; perlende Weine in goldnen, mit Smaragden besetzten Bechern erheiterten die Gemüther, aber verdunkelten, zufolge der angebornen Mäßigkeit der spanischen Nation, den Geist nicht. Der Ruf in den Tanzsaal wurde mit Lust gehört und eiligst befolgt. Prächtige Hangleuchter aus Kristall spiegeln das Licht von tausend Wachskerzen zurück. Die harmonischen Gestalten der Creolinnen zeigen sich in ihrer unwiderstehlichen Anmuth. Kaum hält dort ein diamantenes Schloß die Hülle des wogenden, schneeweißen Busens fest; hier blickt der zarte, fein geformte Fuß aus dem brocadenen Gewande. Tanzen ist im Norden nur eine Kunstfertigkeit; in Spanien und seinen Kolonien ist es eine Leidenschaft.

Da dringt ein hohles unterirdisches Getöse Schrecken in jedes Herz. Anfangs glich es dem Rollen eines fernen Donners, aber an Stärke zunehmend, war es bald, als würde ein Artilleriepark unter dem Boden abgefeuert. Das Geschrei der Hausthiere, das Umherflattern der Vögel, die sich an die Mauern stießen, der Schauder der ganzen Natur, verkündete eine jener schrecklichen Erschütterungen, welche die neue Welt so oft und so fürchterlich verheert haben. Der Himmel, welcher den ganzen Tag das reine tiefe Blau der tropischen Gegenden gehabt hatte, nahm plötzlich eine düstre Farbe an und der Mond, damals im Vollicht, schien verfinstert.

Ein heftiger Schlag folgt; die Mauern des Schlosses fallen an mehreren Stellen ein; gewaltige Felsblöcke stürzen von den Kalkfirsten des Cotopaxi. Ein wüthender Sturm schüttelt die Tannen des nahen Waldes. Jeder Blick richtet sich nach dem Berg. Eine dicke Rauchsäule mit feurigen Streifen erhebt sich aus der grauenvollen Kluft, welcher nie eines Menschen Fuß genaht hat. Kaum ist die große Oeffnung weit genug für die kreisenden Wirbel. Das Brüllen des Berges wird über vierzig Stunden weit gehört; die Kanonaden von tausend Armeen sind ein Schellengeläute dagegen. Bis zum Grunde zittert der Cotopaxi. Der Porphyr-Wall, welcher das Feuermeer einschließt, scheint der Wuth des Elements nicht länger widerstehen zu können: Ströme von Lava schießen an den Seiten des Berges herab. Plötzlich erhellt ein Licht, dessen blendende Stärke beinahe des Gesichts beraubt, den Krater: der ungeheure Feuerball, dessen Quelle vielleicht im Mittelpunkt der Erde ist, hat alle Hindernisse überwältigt, und steigt über den Krater zu einer Höhe auf, welche dem Saowdon gleichkommt. Entfernte Provinzen werden von dem unseligen Glanz erleuchtet. Die eisigen Gipfel des Chimboraço und Antisana strahlen hell im Wiederschein und gleichen Pyramiden. Die Seiten des Cotopaxikegels sind mit dem angehäuften Schnee von vielleicht dreißig Jahren bedeckt. Die Hitze fängt an, die Felsen zu verglasen und den Schnee zu schmelzen, bis

*) Aus einer Novelle im Forget me not, for 1830.

Digitized by Google

sich endlich die nackte Krone des Cotopaxi gleich einer ungeheuren Esse voll glühenden Eisens zeigt.

Vornehm und gering, Arm und Reich, Jung und Alt ist auf der Terrasse versammelt. Die Erde schwankt unter den Füßen der Menge. Unaufhörliche Aschenregen drohen sie zu verschütten. Schwefeldämpfe ersticken beinahe den Athem. — Ein neuer Schrecken gesellt sich hinzu: das Getöse von Wasserfluthen wird vom Gebirg her vernommen. Der Cotopaxi scheint sich in Kataraktе aufzulösen. Bäume, Felsen, sind hier nur wie Stoppeln in einem Wirbelwind. Von Klippe zu Klippe stürzt der Strom; er erreicht die Hacienda des Maequis. In wenigen Minuten ist kein Mensch mehr zu sehen. Die Trümmer des Gebäudes schwimmen wie leichter Kork auf den Wellen. Thiere, Bäume, Häuser sind verschwunden. Riobamba ist ein ungeheurer See.

Reisen im Innern von Nordamerika.

II. Handelsexpedition nach der Nordwestküste *).

Die Gesellschaft trat am 12 Mai 1821 zu Council-bluffs die Reise an, die sie längs dem nördlichen Ufer des La Platteflusses verfolgte. Alle hatten sich mit indianischen Pferden versehen, und so langten sie am 18 in den Pani-dörfern an; von hier eilten sie 200 M. westlich, worauf sie über den Fluß setzten, 350 M. weit südwestlich reisten, am 6 Juni die Schluchten der hohen Berge von Neumexica passirten, und am 8 — nach einem weitern Marsch von 60 M. — Santa Fé erreichten. Am folgenden Tage gingen sie über den Rio del Norte, zogen am nördlichen Ufer des Chamasflusses in nordwestlicher Richtung fort, kamen, nachdem sie die Berge überstiegen, an den See Trinidad — und drangen, nachdem sie den obern Zuflüssen des Rio Colorado ausgewichen, an den See Timpanagos vor. Dieser letztere, unter 42° Br. (der Demarcationslinie zwischen dem Gebiet der Vereinigten Staaten und Mexico) gelegen, ist die Hauptquelle des Flusses gleichen Namens, der Multnoma bei Lewis und Clarke. Sie fuhren die Multnoma bis zu ihrer Mündung in die Columbia, und dann auf der Columbia vollends ans Meer hinab, das sie nach einer Reise von 79 Tagen begrüßten. Die Reise von Washington nach St. Louis am Missuri betrug 853 M., von St. Louis nach Santa Fé 850 M., und von da an die Mündung der Columbia 1260 M., im Ganzen also 2963 M.

Mehrere Geographen, die den See Timpanagos unter 40° Br. setzten, verwechselten ihn ohne Zweifel mit dem Teguayo (unter 39° bis 41°), dem er sich an einer Stelle bis auf 20 M. nähert. Die Multnoma, der größte Zufluß der Columbia, soll auf 150 M. weit schiffbar seyn. Siebenzig Meilen von ihrer Mündung empfängt sie die Wasser des Clatmus, eines bedeutenden Nebenflusses, der von Osten herkommt, und 10 M. oberhalb derselben den Callapoia, dessen Quelle südlich von 42° in der Nähe des Oceans liegt. Von ihrer ersten Stromschnelle im See Timpanagos an sind es 475 M. bis zu ihrer Mündung; in gewissen Jahreszeiten ist sie in der ganzen Ausdehnung dieses Wegs für Fahrzeuge, die 8 Fuß tief gehen, schiffbar; unglücklicher Weise hat aber ihr Bett hin und wieder Stromschnellen, wovon die beträchtlichsten der des Ohio bei Louisville gleichen. Auf ihrem hufeisenförmigen Lauf bewässert die Multnoma ein treffliches Thal, dessen Klima äußerst mild ist, und dessen Boden dichten Walddäume hervorbringt, wie Kentucky, Tenessee und der Ohio.

Die erste Nachricht über den See Teguayo verdankt man dem Pater Antonio Velez y Escalante, der im J. 1777 die Ebenen am Rio de San Buenaventura durchwanderte, um einen Landweg von Santa Fé nach Monterey zu suchen. In seinem politischen Versuch über das Königreich Neuspanien (B. 3) bemerkt Humboldt, indem er von Californien spricht: „Die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts setzten ein zweites Dorado, nördlich von Cibora unter 41°. Hier befand sich ihnen zu Folge das Königreich Tatarrax und die unermeßliche Stadt Quivira, an den Ufern des Teguayo, in der Nähe des Rio de Aguilae. Diese Tradition, sofern sie sich auf Aussagen der Indianer von Anahuac gründet, ist merkwürdig, da die aztekischen Geschichtschreiber die Ufer des Sees Teguayo als das Vaterland der Mexicaner bezeichnet haben." — Das im J. 1789 erschienene Werk von Alcedo, Diccionario Geografico-Historico de las Indias Occidentales o America enthält nicht einmal die Namen jener beiden Seen. Seit dieser Zeit sind mehrere Expeditionen in der Nähe von ihnen vorbeigekommen, ohne daß man über ihr Vorhandenseyn näher unterrichtet worden wäre, welches nunmehr durch die Kaufleute von Saint-Louis außer allen Zweifel gesetzt worden ist.

*) Aus dem Reiseberichte Ruddocks, den dieser im J. 1826 dem Congreß mittheilte, als der Präsident die Gründung eines Kriegshafens auf der Nordwestküste in Anreag stellte.

III. Expedition des Generals Ashley in das Land an den Felsengebirgen im J. 1826.

Dieser Offizier durchzog die Felsengebirge bei der Quelle des nördlichsten Zuflusses des La Platteflusses, und fuhr 150 M. weit einen Fluß hinab, den er für den Buenaventura hielt, in einen großen See, von dem er die Länge zu 100 M., die Breite zu 60 bis 80 M. schätzte. Die Expedition schiffte sich in Canoes ein, und segelte 24 Tag darauf herum, ohne einen Abfluß zu entdecken. Das Wasser war weit salziger als das Meerwasser. Der General brachte mehrere Proben von Salz zurück; an den Ufern giebt es auf der Oberfläche des Bodens ganze Lagen von Steinsalz, über welche unzählige kleine Bächlein rieseln. Die Bergbewohner holen hier ihren dahin gehörigen Bedarf. Die Expedition hatte St. Louis im März verlassen und kehrte dahin im folgenden September, 50 Mann und 600 Pferde und Maulthiere stark, wieder zurück, nachdem sie 70 Tage auf der Reise zugebracht hatte. Jedes der Thiere trug eine Ladung Castorpelze im Gewicht zu 200 Pf. Die Mannschaft nährte sich unterwegs vorzüglich von der sehr ergiebigen Bisonjagd; das Land reich von Kräutern; an Wasser fehlte es nie. Die Reise durch die Berge ging so in aller Bequemlichkeit vor sich, daß die Caravane nicht öfter Halt zu machen brauchte, als gewöhnlich. Der General fügt noch bei, daß ihm Niemand von seinen Leuten starb, obgleich mehrere von ihnen seit vier bis fünf Jahren in diesem wilden Lande sich aufhielten. — Der nordamericanische Kaufmann, der früher nie über die Felsengebirge und den Rio del Norte hinauskam, besucht gegenwärtig die Multnoma und die zahlreichen Zuflüsse des stillen Oceans. Man bricht vom Taos, in der Gegend der Quelle dieses Flusses, in den ersten Tagen des Augusts auf, von da zieht man einen ganzen Monat lang 700 M. nach Westen, ehe die Operationen anfangen. Man theile sich sodann in kleine Truppen zu drei bis vier Personen. Oft geschieht es, daß ein Einzelner in einem Sommer mehr als 400 Pf. Castor, und selten, daß er weniger, als 150 Pf. heim bringt; man berechnet den Ertrag eines Jahrs auf 40,000 Dollars.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 288. 15 October 1829.

Die brittischen Ansiedlungen in Westafrika.

Aus dem Schreiben eines Augenzeugen. *)

Aschanti, wohin, wie verlautet, gegenwärtig ein brittischer Gesandter abgeschickt werden soll, ist ein mächtiger Barbarenstaat im Innern von Guinea, südöstlich von Cap Coast Castle, von welchem es 180 Meilen abliegt. Die Aschantis haben zu verschiedenen Zeiten die brittischen Niederlassungen der Goldküste beunruhigt, am Ernstlichsten in den Jahren 1823 und 1824. Damals schlugen sie den General Sir Charles Maccarthy und tödteten ihn, nebst vielen seiner Offiziere; und so groß war ihre Barbarei, daß sie ihnen, bevor sie sie umbrachten, die Kinnbacken ausschnitten und ihre Trommeln damit verzierten. Dieser glückliche Erfolg ermuthigte sie dergestalt, daß der König der Aschanti im Juni 1824 sein Heer vor Cap Coast Castle führte, und es förmlich belagerte. Indessen da die Kinderblattern in einem unerhörten Grade in dem Aschantilager ausbrachen, mußte der König von seiner Absicht auf Cap Coast und seiner Drohung die wenigen noch übrigbleibenden Weißen in das Meer zu werfen, abstehen; er zog langsam zurück und verheerte das Land bis an die Grenzen seines Gebietes.

Unsere Bundesgenossen, d. h. die verschiedenen Barbarenstämme um das Cap Coast verlangten ungestüm Hülfe. Die Colonialregierung ermangelte nicht, mit ungeheuren Kosten zu Sierra Leone Reis auf zu kaufen und ihn unentgeltlich unter diese Neger zu vertheilen. Generalmajor Turner versah sie bei seiner Ankunft auf der Küste mit Kriegsbedarf, indem er voraussetzte, daß sie, zahlreicher als ihre Feinde, sich auch zu vertheidigen im Stande seyn würden. Im Dezember 1825 schickten die Aschanti Gesandte, rühmten sich ihrer Siege und drohten, wieder herabzukommen und alle Weißen zu vernichten. Unsre Bundesgenossen versammelten sich zu feierlichen Fetischen, d. h. sie opferten und schwuren heilige Eide und sprachen von Nichts als künftigen Siegen. Wir lieferten ihnen abermals Waffen, Pulver, Kugeln, Mundvorrath und Geld; Oberstlieutenant Purdon begab sich von Cap Coast Castle nach dem achtzig Meilen entfernten Akra. Der Kommandant setzte sein Fort in Vertheidigungsstand, und Alles schien voll Begeisterung dem bevorstehenden Kampfe entgegen zu blicken. So lange sie Rum bekamen, versprachen sie Wunder der Tapferkeit, führten ihre barbarischen Kriegstänze auf und sangen ihre Schlachtgesänge. Man stellte Scheingefechte vor, in denen sie natürlich die Vernichter ihrer Feinde waren; ihre Weiber bekränzten sie mit afrikanischen Lorbeern (langen, schönen Bouquets von Mais), jeder Stamm suchte den andern an Sang und Drang, Gesängen und Großprahlereien zu überbieten.

Aber trotz der Civilisation der befreiten Afrikaner zu Sierra Leone weigerten sich die Verbündeten, als der Kommandant zu Akra sie zum Bau eines backsteinernen Thurms in Anspruch nehmen wollte, Hand anzulegen, ob es sich gleich einzig und allein um die Vertheidigung ihres eignen Landes handelte. Indessen gelang es dem brittischen Befehlshaber, durch eine Abtheilung Soldaten, die ihm von Sierra Leone zukam, dem weitern Vorrücken des Aschantiheers, das sich Akra bis auf zwölf Meilen genähert hatte, ein Ziel zu setzen. Aber die weißen Truppen, krank und erschöpft, wie sie waren, sahen sich genöthigt, selbst die Kanonen zu ziehen und die Mundvorräthe nachzuschleppen: denn die Eingebornen thaten keinen Schritt, wenn man sie nicht täglich dafür bezahlte. So verderblich wirkt das Klima der Goldküste, daß Pferde gar nicht fortkommen; das wenige Hornvieh ist verkümmert und schwach, und wird nicht größer als kleine Kälber: zum Tragen von Lasten taugt es vollends gar nicht. Da mußte denn Alles durch Menschenhände geschehen und zwar fast alle Arbeit durch Weiße, da „unsere schwarzen Brüder" müßig auf ihren Strohmatten lagen. Durch unsägliche Anstrengungen des afrikanischen Corps gelangte man endlich mit Geschütz, Brandraketen und Munition in die Ebene Dudwah, gegen sechzehn Meilen südlich von Akra. Die Aschanti ergriffen freudig die Gelegenheit, sich mit den weißen Soldaten zu messen, griffen die Engländer mit dem ungestümsten Muthe an und entwickelten in der Wahl ihrer Stellungen eine Kriegskenntniß und eine Berechnung der Umstände, die man bis jetzt noch bei keinem Barbarenstamm in der Welt fand; ohne Zweifel wären wir auch überwunden und unsere Besitzungen verloren gewesen, wenn die ihnen bis jetzt unbekannten Racketen nicht ihre Wirkung gethan hätten. Ihr Aberglaube ließ sie den bereits gewonnenen Vortheil nicht benützen, sie zogen sich zwei Meilen zurück, weil ihre Fetische nicht so stark waren, als der

*) Blackwoods Edinburgh Magazine. September 1829.

Blitz des weißen Mannes. Keinen einzigen unsrer Verbündeten konnten wir vermögen, ihnen nachzusetzen; Bitten, Belohnungen und Drohungen wurden vergeblich verschwendet. Sie waren zu sehr beschäftigt mit dem Goldstitter der Gefallenen und den Kinnbacken der Verwundeten, um auf die Vorstellungen Derer zu hören, die ihnen das Leben gerettet hatten und nun ihre Mitwirkung gegen den gemeinschaftlichen Feind verlangten. Die Unmenschlichkeiten, welche dieses Volk verübte, unter dem die Engländer doch schon so manches Jahr gelebt hatten, überstiegen jeden Begriff. Das Herz eines Aschantihäuptlings ward ausgerissen, unter die Häuptlinge vertheilt und von ihnen aufgespeist. Er lebte noch, als sie ihm die Ohren rückwärts zogen und sie mit einem Speiler zusammenhackten, und ihm an den Gelenken die Finger abhieben; die Knochen triefften noch von Blute, als sie dieselben als Halsschmuck um den Nacken hängten. — Und diese Menschen hatten christliche Schulen besucht, ihre Kinder besuchten sie noch im Augenblick und kamen in die Kirche zu Cap Coast Castle; die schönsten Paragraphen über sie erscheinen in den Missionsmagazinen. Aber nicht genug. Während dieser Gräuelscenen auf der zweiten brittischen Ansiedlung Akkra schwebte Cap Coast Castle, der Sitz der Regierung, selbst in großer Gefahr. Unsere guten Freunde, die Fantis, griffen zu den Waffen. Sie wußten, daß die weißen Männer ihre Schlachten fochten; sie waren stärker als die Engländer und beschlossen, nicht zu dulden, daß der weiße Mann ihnen den Rum und Tabak nicht nach einem ihnen beliebigen Preise verkaufe. Dasselbe Volk, das wir seit zwei Jahrhunderten beschützen, das unter den Kanonen unserer Forts wohnt, brachte die Nacht unter Gesang, Tanz und Abfeuern der Gewehre zu und forderte uns unter allerlei Schimpfreden, die es ausstieß, zum Kampfe heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seelenwanderung.

II. Der Hebräersklave.

Meine nächste menschliche Existenz, welche ohne eine irrationale Unterbrechung unmittelbar auf die frühere folgte, war mir zur Strafe zugewiesen. Kann ich daran zweifeln? Das Schicksal verurtheilte mich, die sanften und gemächlichen Gewohnheiten des medischen Wollüstlings mit dem bittern Loose der Sklaverei zu vertauschen, und damit ich den schneidenden Contrast stärker fühlte, sollte ich nicht als Sklave geboren, sondern aus meinen häuslichen Banden losgerissen und zur Dienstbarkeit in ein fremdes Land unter ein verachtetes und halbunterdrücktes Volk hinausgestoßen werden. Und ach! wie hatte sich vollends meine Person verändert! Statt der lichten und feinen Gesichtsfarbe, die man mit Hülfe des Putzes noch verschönern konnte, mußte ich jenen unwandelbaren Teint von Ebenholz tragen, welcher fast in jedem Zeitalter der Welt Denjenigen, die damit geboren wurden, das Brandmal des Spottes und der Verachtung aufdrückte; mein Haar fiel nicht mehr in zierlicher Lockenfülle auf meine Schultern; es war kurz, kraus und struppig. Mit einem Worte — ich war das gerade Gegentheil von meinem früheren Selbst in Person, äußern Umständen, zum Glücke aber auch in sittlicher Beziehung.

Ich war geboren in Aethiopien, an einem Orte Namens Napata, von dem jetzt kaum noch eine Spur der Erinnerung vorhanden ist, der aber damals eine große und herrliche Stadt war. Ich selbst erinnere mich nur dunkel meines Geburtsortes, denn mein Vater war Kaufmann und veränderte deshalb beständig seinen Wohnsitz, und seine Reisen erstreckten sich manchmal bis ins ferne Ausland. Seine Familie begleitete ihn auf allen seinen Zügen — so brachte es die Sitte der äthiopischen Kaufleute mit sich. Unsere Kaufmannsgüter (die insgemein durch Tauschhandel umgesetzt wurden) luden wir auf Kameele, und einige der letzteren dienten zum Transporte der Familie und Dienerschaft. Mein Vater war ein Mann von gewissenhafter Rechtschaffenheit und strenger Pünktlichkeit; seine Lebensart wie die Landessitte überhaupt, war außerordentlich einfach, und trotz unserem Verkehr mit der ganzen östlichen Welt, welche von unseren Kaufleuten viele ihrer Luxusartikel bezog, hatten wie Aethiopier uns von den Lastern selbst unserer nächsten Nachbaren rein bewahrt. Den auffallenden Sittenunterschied zwischen den Egyptiern und unserem Volke in dieser Periode darf ich nicht unerwähnt lassen; jene hatten es weiter gebracht in der Verfeinerung, aber auch in der Verdorbenheit; sie verstanden sich wie auf alle künstlichen Lebensgenüsse, so auch auf Verschmitztheit und Schelmerei unendlich besser als wir. Ein Beispiel ihrer Gaunerei mag genügen. Mein Vater lieh einmal mehrere Kisten Weihrauch und Specereien an einen Egyptier ab, und erhielt von ihm seines Vaters einbalsamirten Leichnam zur Bürgschaft für die treue Erfüllung des geschriebenen Contracts, worin ausgemacht war, daß ihm bei seinem nächsten Besuche ein verhältnißmäßiges Quantum von feiner Leinwand, die man aus einem Flachs wob, den man Byssо nannte, von fabricirten Papyrusblättern, nebst einigen Pferden und anderen Artikeln überliefert werden sollte. Den Leichnam eines Verwandten zu verpfänden war in solchen Fällen sehr gewöhnlich, und der Gläubiger konnte mit einer solchen Sicherheit sich vollkommen beruhigen, da es nicht nur für einen Frevel gegen den Himmel galt, sondern selbst von den Gesetzen Egyptens eine Strafe darauf stand, ein derartiges Pfand nicht auszulösen. Als nun mein Vater zurückkehrte, und auf die Erfüllung des Vertrags drang, so lachte ihm der Egyptier ins Gesicht, und als die vermeintliche Mumie zum Vorscheine gebracht wurde, fand sich, daß sie von Thon war, und die Verschreibung auf Papyrus, daß sie der Betrüger mit einer ätzenden Flüssigkeit befeuchtet und dadurch in Staub verwandelt hatte.

Von allen Städten Egyptens, die ich besuchte, erfüllte mich keine durch ihren Anblick so sehr mit staunender Bewunderung, als das große Memphis, das auf der Spitze des Delta lag. Es war bedeckt mit Tempeln, Pyramiden und Obelisken, welche alle Inschriften trugen in jener Geheimschrift, die allein von der Hierarchie Egyptens verstanden wurde. Die dichte Bevölkerung, die sich durch die Straßen drängte, die emsige Regsamkeit, mit welcher Jedermann seinen Geschäften nachging, rief

Digitized by Google

n meine Seele das Bild einer unermeßlichen Colonie fleißiger Ameisen, wozu die schwarzbraunen Züge des Volks gut paßten.

Um die Zeit, von welcher ich spreche, befand sich Egypten in einem Zustande politischer Aufregung. Amasis, der Große, wie man ihn nannte, war todt, und das Land war von einer Invasion bedroht durch Cambyses, den Nachfolger des Cyrus, welcher kurz vor seinem Tode Egypten dem Namen nach unterworfen hatte, d. h. durch einen Vertrag, worin Amasis die Oberhoheit des Ueberwinders des Morgenlandes anerkannte, ohne daß dieser jedoch sonst einen Beweis der Unterthänigkeit von ihm forderte.

Die Geschichte des Königs Amasis ist merkwürdig. Feldherr des Hophra oder Apries, des vorhergehenden Monarchen Egyptens, eines schwachen und grausamen Fürsten, wußte er, während der Verwirrung in Folge der furchtbaren Einfälle der Babylonier, die unter Nabuchodonosor das Land mit Feuer und Schwert verheerten, sich auf den Thron zu schwingen und darauf zu behaupten. Er war ein Mann von dunkler Herkunft; ein Umstand, der in der Meinung der vorurtheilsvollen Egyptier alle Achtung aufzuwiegen schien, auf die er wegen seiner Tapferkeit, seiner anerkannten dem Staat geleisteten Dienste und seiner zahlreichen Tugenden Anspruch machen konnte. Das Mittel, welches er anwendete, das gegen ihn im Finstern schleichende Vorurtheil auszurotten, zeugt von einem aufgeklärten Geist, der die Schwächen Derer, mit denen er es zu thun hatte, richtig würdigte.

Der König hatte die Gewohnheit zu seinen täglichen Abwaschungen sich eines großen goldenen Gefäßes zu bedienen. Dieß Gefäß ließ er schmelzen und einen Apis daraus gießen, den er in einem glänzenden Tempel aufstellte. Die Leute wallten schaarenweise zu dem neuen Gotte; sie bewunderten das Bild und kein Schrein in ganz Memphis erfreute sich eines solchen Rufes, oder zog so viele Andächtige an, als der neue Apis. Bald darauf versammelte Amasis das Volk, und erklärte ihm, welches die ursprüngliche Gestalt und der Gebrauch des Materials gewesen, woraus jetzt ein Gott geworden war. Seine Zuhörer verstanden die Lehre schnell; und nach Ramises dem Großen genoß von da an vielleicht kein Monarch größere Ehre von Seiten seiner Unterthanen, als der Anfangs verachtete Amasis.

Der Tod dieses Souveräns fiel in eine unglückliche Periode. Cambyses hatte unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den Eroberungskrieg eröffnet; aber er machte nur unbedeutende Fortschritte, bis der plötzliche Hintritt des Amasis den Muth des Volkes niederdrückte. Die Perser gewannen eine Schlacht; sie belagerten Memphis, und der Sohn des Amasis, Psammenith, übergab die Stadt, und mit ihr ganz Egypten in ihre Hände, froh der einzigen Bedingung, daß sein Leben verschont werden sollte, da die Ermordung eines persischen Großen, der die Stadt zur Uebergabe aufforderte, den Zorn des wilden Eroberers aufs höchste gereizt hatte. Cambyses, nicht zufrieden mit dem Besitze Egyptens, beschloß auch Aethiopien seinem Reiche einzuverleiben. Dieser Plan war eines der ersten Symptome jenes Wahnwitzes, der die Thaten des letzten Abschnitts seines Lebens charakterisirte. Mit wenigen andern Vorbereitungen als einer zahllosen Menschenmasse, die er aufbot, Persern, Medern, Egyptiern, Griechen ꝛc. drang er vor in die Wüste, wo einen Theil seines Heeres der Pesthauch giftiger Winde erstickte und der bewegliche Sand begrub, einen Theil der Hunger aufrieb. Er kehrte von seinem mißlungenen Zuge fast ohne Truppen zurück, aber voll Aerger und Mißmuth, den er in Theben ausließ. In dieser prachtvollen „Götterstadt", die der Baedar plündern und anzünden ließ, und aus der er eine Beute von mehreren Millionen Darikern wegführte, suchte er sich für seine Verluste in Aethiopien schadlos zu halten.

Es begab sich, daß zu derselben Zeit Cambyses auf seinem Rückzug nach Egypten und unsre Familie auf dem Weg nach Napata begriffen war. Wir hatten von dem Anzug der Perser gehört und von dem verächtlichen Trotz, mit welchem unser Fürst die anmaßende Gesandtschaft des Cambyses behandelt hatte; aber wir dachten nicht daran, daß wir dem Feind auf dem Wege durch die Wüste begegnen würden. Unglücklicher Weise trafen wir mit den durch Hunger, Durst und Krankheit entkräfteten zuchtlosen Truppen zusammen. Die halbverschmachtenden Soldaten umringten uns; was wir Genießbares bei uns hatten, verschwand in einem Augenblick. Sie fielen über unsere Lastthiere her, schlachteten sie und sogen gierig ihr Blut. Dieß Alles unter Kampf und Streit. Wir mußten mit der Armee, und wurden bei der ersten Gelegenheit als Sclaven verkauft.

Wie erfuhr ich genau das Loos des Restes meiner Familie; ich wurde das Eigenthum eines hebräischen Kaufmanns, der in Theben gewesen war und im Begriff stand nach Jerusalem zu reisen. Dieß geschah um das Jahr vor Chr. Geb. 523.

Der Name meines Herrn hieß Jeschua, er war vom Stamme Juda, aber so gewaltsam hatte die babylonische Eroberung auf die Institutionen der Juden und ihre Sitten gewirkt, daß er wenige der besondern Merkmale dieses Volks an sich trug; doch war er in seinem Herzen Jude. Durch die Kenntniß vom Handel, die ich besaß, so jung ich war, wurde ich diesem Kaufmann von großem Nutzen, gleich auf der Reise von Coptos nach einem Seehafen am rothen Meer oder dem Golf von Egypten, wie man es nannte, wo wir mit mehreren Plätzen auf beiden Küsten einen kleinen Handel trieben. Wir schifften uns auf der Westseite des Golfs von Elath aus und zogen zu Lande durch Edom über den Berg Horeb nach Palästina.

Jerusalem lag damals noch ziemlich verödet und zeigte nur sparsame Ueberbleibsel seines frühern Glanzes unter dem Schutt der Stadt und des Tempels, welche von den Babyloniern völlig zerstört worden waren. Einige Versuche der Häupter des Volks, die Mauern herzustellen und die Häuser und den Tempel wieder aufzubauen vereitelte die Eifersucht der persischen Monarchen, denen die Juden Tribut entrichteten. Mitten in ihrer Trübsal hatten sie am Meisten das unter ihnen selbst eingerissene Verderben zu beklagen. Ihre Annahme fremder Sitten, ihre Heiraten in assyrische Familien, ihr Abfall zu dem Götzendienst des Orients bedrohte sie mit dem Verlust all der Vorzüge, durch welche die Hebräer unter ihren heidnischen Zeitgenossen sich auszeichneten. Noch hingen aber die meisten von ihnen, obgleich im Lande der Knechtschaft geboren mit innigster Vorliebe an ihren heiligen Oertern und den damit verknüpften Sagen, als ihnen Cyrus erlaubte,

Digitized by Google

sich nach Jerusalem zu begeben. Oft lauschte ich mit melancholischem Mitgefühl den traurigen Weisen der hebräischen Jünglinge und Jungfrauen, wenn sie da saßen auf einer umgestürzten Säule des Tempels oder auf einem Steinblock aus der alten Mauer der Stadt, die sie mit ihren Thränen benetzten und wenn sie dann sangen:

„An den Wassern Babels saßen wir und weinten, als wir dachten an Zion; an den Weiden des Stroms hängten wir unsere Harfen auf. Sie haben uns zu Gefangenen gemacht und verlangen von uns ein Lied; sie haben uns in den Stand getreten und fordern uns zur Freude auf, und sagen: singet uns eines der Lieder von Zion. Ach! wie sollen wir singen im Lande der Fremden? Jerusalem! wenn ich Dein vergesse, so soll meine Rechte vergessen ihrer Kraft. Mag meine Zunge mir am Gaumen kleben, so ich Dich nicht über Alles preise, Jerusalem."

(Schluß folgt.)

Scheltema's Geschichte der Hexenprocesse.

Dieß Buch — sagt ein niederländisches Blatt, indem es die Geschiedenis der Heksenprocessen door J. Scheltema (Haarlem, 1828. 8.) ankündigt — betrachten wir als eines der wichtigsten, welches seit langer Zeit herausgekommen ist. Es eröffnet uns eine ganz neue Welt, von der Niemand, der nicht ein besonderes Studium aus der Geschichte dieses Zweiges der peinlichen Rechtspflege gemacht hat, eine Vorstellung haben kann. Das Wort Hexen und Hexerei erweckt gegenwärtig bei uns kaum etwas Anderes als Lachen und Spott; ach! wir kennen den Abgrund des Elendes nicht, in den dieses Wort einst ganze Schaaren von unglücklichen, unschuldigen und größtentheils schwachsinnigen menschlichen Wesen gestürzt hat. Inquisition! Scheiterhaufen! Folterbank! wer bebt nicht bei diesen Worten und ruft sich dabei Spanien's und Rom's düsterste Zeiten zurück? Aber diese Inquisition — wenn auch unter andern Namen — diese Scheiterhaufen, diese Folterbänke haben noch im siebenzehnten, ja im achtzehnten Jahrhundert nicht in Spanien, sondern mitten in den aufgeklärtesten protestantischen Ländern gewüthet; und gegen wen? gegen arme alte leidende Frauen und gegen Geister, ja selbst gegen Kinder aus den niederen Ständen, welche man des Umgangs mit dem Teufel für verdächtig hielt. Man wird sagen, daß die Bekanntmachung dieser Greuel gegenwärtig nur traurige und entmuthigende Gefühle erwecken könne, und daß sie seit der Abschaffung des Hexenprocesses völlig überflüssig sey. Aber abgesehen von dem inneren Werthe, welchen die Erläuterung eines jeden einigermaßen wichtigen Punktes der Geschichte hat, so verdient diese Auseinandersetzung in dem gegenwärtigen Falle noch deshalb besondere Anerkennung, weil sie uns überzeugt, wie sehr wir uns Glück zu wünschen haben, daß der Glaube an die Macht des Teufels doch nie wieder so lebendig werden kann als früher; daß die Scheiterhaufen, die einst zu seiner Ehre errichtet wurden, für immer verlöscht sind. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich von einem bekannten Gottesgelehrten gehört zu haben, daß der Teufel jetzt, um in der Stille desto sicherer zu herrschen, sein Daseyn durch entartete Menschen leugnen lasse. Wenn der Teufel je der Menschheit etwas Gutes erweisen konnte, so ist es durch dieß Incognito geschehen; denn es hat Tausenden Blut und Thränen und Elend erspart, und überdieß hört Niemand etwas von den Teufeleien und Zaubereien die noch im siebenzehnten Jahrhundert so zahlreich waren. Die Schrift des Hrn. Scheltema zerfällt in fünf Abtheilungen, von denen die erste die Einführung des eigentlichen Hexenprocesses im J. 1484 durch eine Bulle des Papstes Innocentius VIII, umfaßt; die zweite sich über die Gründe verbreitet, welche bei den Richtern, so wie häufig bei den Leidenden selbst die Ueberzeugung von der Strafbarkeit veranlaßten; und die drei folgenden die Geschichte des Hexenprocesses und der Hexenverfolgungen bis auf die neueste Zeit durchführen. Unglaublich ist es, wie viele Schlachtopfer noch in einer verhältnißmäßig aufgeklärten Zeit diesem albernen Aberglauben gebracht wurden. Noch im Jahre 1682 wurde in der Schweiz — in dem protestantischen Theile von Glarus — ein Mädchen wegen Zauberei enthauptet; in einer anderen Gegend war im J. 1660 ein Mann, der ein Marionettentheater hatte, gehenkt worden, weil man dieß für eine teuflische Kunst hielt. In England schrieb König Jacob I ein ausführliches Werk zur Vertheidigung der Hexenverfolgung, und in Holland fand dieß Buch an dem berühmten Voetius einen Vertheidiger. In Schweden wurden 1670 72 Frauen und 15 Kinder, wegen verbrecherischen Umganges mit dem Teufel, hingerichtet. In Deutschland wurde jedoch dieß Unwesen, bei Katholiken und Protestanten, am Aergsten getrieben. In einer kleinen Herrschaft von 600 Seelen machte der erkaufte Besitzer von der ihm zustehenden peinlichen Gerichtsbarkeit Gebrauch, indem er binnen fünf Jahren 30 seiner Unterthanen lebendig verbrennen ließ; in dem Bisthum Würzburg wurden während der Jahre 1627 bis 1629 in mehreren Auto's da fe 157 Personen gemordet; ja in dem einzigen Jahre 1629 fanden bei dem sogenannten großen Hexenbrande hier und in den benachbarten Bamberg 1500 Menschen ihren Tod. Noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg eine unglückliche Nonne, Maria Renata Senger, der Zauberei überwiesen und enthauptet; ja im folgenden Jahre, 1750, wurde in dem protestantischen Stifte Quedlinburg eine Frau um ähnlicher sinnloser Beschuldigungen willen erwürgt und verbrannt. Die vereinigten Niederlande verdanken es den Bemühungen eines Balthasar Bekker, daß die Hexenprocesse hier bereits im Jahre 1610, ein volles Jahrhundert früher, als in dem übrigen Europa, ein Ende nahmen; aber wie Wenig auch hier bei den niederen Volksklassen der gesunde Menschenverstand über einen einmal eingewurzelten Aberglauben vermocht hat, davon haben wir erst in unseren Tagen einen merkwürdigen Beweis erhalten, indem noch im J. 1823 zu Delden an einem alten Weibe die Wasserprobe vorgenommen wurde!

Die Emancipation der Juden.

Eine der wüthendsten Parteischriften, welche in Bezug auf die Katholiken-Emancipation erschienen sind — A few Remarks on the Expediency and Justice of Emancipating the Jews, addressed to the Duke of Wellington by P. Anichini (Lond. 1829. 8.) — verbreitet sich besonders auch über die Vorzüge, welche die Juden vor den Katholiken haben sollen, und verlangt auf den Grund derselben die völlige Gleichsetzung der ersteren mit den letzteren, oder, mit einem Worte, ihre Emancipation. In der That ist es nicht unwahrscheinlich, daß in einer der nächsten Parlamentssitzungen Einleitungen zu einer Maßregel dieser Art getroffen werden

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 289. 16 October 1829.

Duden's Reise in die westlichen Landschaften von Nordamerica *).

Der Golfstrom. Seekrankheit. Seeleben. Hausordnung auf den americanischen Schiffen.

Das ist eine lange Fahrt! schon neun Wochen auf dem Meere, und noch kein Land zu sehen. Unzählige Schiffe gleiten glücklich hin und her, und es giebt Personen, die schon mehr als hundert Mal über den atlantischen Ocean gesegelt sind. Es ist natürlich, daß Menschen, welche fern vom Strande wohnen, unmerklich zu dem Glauben gelangen, als bestünden die Gefahren der See größtentheils in der Einbildungskraft. Allein im Allgemeinen verhält es sich doch ganz anders. In keiner Lage des Lebens wird dem Menschen seine völlige Abhängigkeit vom höchsten Wesen so nachdrücklich vorgehalten, als in so vielen Stunden auf dem Meere; und wahrscheinlich kann jeder Schiffscapitän, ohne die Wahrheit zu verletzen, von verderbendrohenden Ereignissen erzählen, denen er nur wie durch ein Wunder entgangen ist.

An solchen Ereignissen ist von allen Meeresgegenden der Golfstrom sehr fruchtbar. Wir haben ihn mit genauee Noth durchschnitten. Unser erster Versuch mißlang; denn just in seiner Mitte, etwa 38° n. B., trat eine gänzliche Windstille ein, die uns der Gewalt des Stromwassers Preis gab. Wir wurden gegen 400 Seemeilen zurückgetrieben — nach der großen Bank von Newfoundland hin. Die Gewitterwolken und Wasserhosen sind es, welche ein langes Verweilen in der Region des Golfstroms so mißlich machen; weshalb auch die nach Europa segelnden Schiffe nur selten dessen Richtung benutzen. Die häufige Bildung dieser electrischen Dünste scheint mit der Wärme des Stromwassers in Verbindung zu stehen. Wir suchten ihnen immer möglichst auszuweichen, und dennoch geriethen wir zweimal unter solche Güsse, daß wir die Zertrümmerung des Verdecks befürchteten. Die Temperatur des Golfstroms ist so auffallend, daß er eben daran von den Schiffern am Sichersten erkannt wird. Das fahrenheit'sche Thermometer stieg auf 87°, während die Wärme des Wassers neben dem Strome nur 74° erreichte. Von den Küsten der beiden Carolina's und Virginiens hat man bis zum Strome etwa 80 bis 100 Seem., Cap Lookout und Cap Hatteras ausgenommen, denen er für die Schifffahrt fast zu nahe ist; seine Geschwindigkeit wird auf 3 bis 5 Seem. die Stunde berechnet, und seine Breite beträgt an einzelnen Stellen 70 bis 90 Seem. Weiter gegen Norden nimmt die Breite zu, Temperatur und Geschwindigkeit nehmen ab. Er entfernt sich mehr und mehr von America, und zieht sich in einem Bogen an der großen Bank von Newfoundland hin nach Südosten, wo er von den Schiffern indeß nicht mehr beachtet wird. Diese Bank, der Hauptort des Stockfischfangs, welchen Einige als ein Produkt des Stroms betrachten, scheint ihn auf ähnliche Weise zu brechen, wie die Küste von Mexico; ohne Zweifel tragen aber auch die dort bereits sehr bemerkbaren Polarströmungen, welche jeden Sommer große Massen Eis oft bis über den vierzigsten Breitegrad hinaus entführen, dazu bei, ihn von seiner Bahn abzulenken.

Inzwischen bin ich heftig von der Seekrankheit angegriffen worden. In den deutschen Krankheitslehren wird dieses Uebel gewöhnlich übergangen. Ich theile deshalb um so mehr das Resultat meiner eigenen Erfahrung mit, als ich in Reisebeschreibungen nur oberflächliche oder verkehrte Aeußerungen darüber gefunden habe. Bekanntlich ist die Verdauung sehr abhängig von den Er-

*) Berichte über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerica's und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missuri (in den Jahren 1824—1827) in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung; oder: das Leben im Innern der Vereinigten Staaten und dessen Bedeutung für die häusliche und politische Lage der Europäer, dargestellt a) in einer Sammlung von Briefen; b) in einer besondern Abhandlung über den politischen Zustand der nordamericanischen Freistaaten, und c) in einem rathgebenden Nachtrage für auswandernde deutsche Ackerwirthe und Diejenigen, welche auf Handelsunternehmungen denken; von Gottfried Duden. Elberfeld 1829. Wir freuen uns, unsere Leser in ein Werk einführen zu können, welches die meisten bisher vorhandenen Schriften über diesen Gegenstand entbehrlich machen dürfte. Wir wollen den Arbeiten eines Fürstenwärther, Schmidt, Brauns ꝛc. ihren Werth nicht absprechen; aber den scharfen Sinn für Beobachtung und die Unbefangenheit der Ansichten unseres Verfassers besitzen sie nicht, und dieser Mangel macht, daß sie in ihren Schilderungen America's, im Guten wie im Bösen, in der Regel die Farben etwas zu grell auftragen; selbst Sibens, obwohl ein gebornet Americaner, verfällt aus andern Ursachen in einen ähnlichen Fehler. Duden's Briefe erinnerten uns lebhaft an die geistreichen Briefe Achille Murat's, die wir im vorigen Jahrgange diesen Blättern (s. Nro. 48 folgg.) einverleibt haben.

regungen des Gehirns. Druck auf's Gehirn — etwa in Folge von Stößen oder Schlägen — hat oft Erbrechen zur Folge. Die Galle, welche durch Reizung der Gedärme die Thätigkeit der Verdauungsorgane beleben und die Zersetzung der Speisen und Getränke, so wie die Fortschaffung der Excremente nach unten befördern soll, nimmt eine entgegengesetzte Richtung, gelangt in den Magen und wird durch Erbrechen ausgeworfen. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit widrigen geistigen Erregungen, nicht sowohl solchen, worin der Geist nur als Auffassungsvermögen thätig ist, desto eher aber Gemüthsbewegungen, Affekten. Erregungen des Gehirns wirken auf den Blutumlauf, und Aenderungen des Blutlaufes wirken wieder auf das Gehirn. Der Grund dieser Abhängigkeit ist sehr verschieden: er richtet sich sowohl nach der Erregbarkeit des Geistes, als nach der Erregbarkeit der körperlichen Organe. Der Blutumlauf wird durch das Schwanken des Schiffes gestört, und diese Störung erzeugt im Gehirn Druck und Schwindel. Darin liegt das Wesen der Krankheit, und einzig daher rührt das Erbrechen. Die Seeluft, wovon man oft spricht und Mancherlei ableiten will, ist völlig schuldlos. Sie ist in der Regel reiner, als die Landluft. Ohne Verwickelungen wird das Uebel nur Denjenigen gefährlich, deren Gehirn sehr empfindlich und deren Verdauung sehr schwach ist. Die Meisten genesen nach zwei bis 3 Tagen; wie es scheint aus keinem anderen Grunde, als weil die Organe, Anfangs durch den fremden Einfluß überwältigt, nach und nach ihre Empfänglichkeit dafür verlieren. Indeß verliert sich diese Empfänglichkeit nie völlig. In dem Schwanken der Stürme überfällt oft abgehärtete Schiffer ein Erbrechen. Auch die starke Eßlust, welche man gewöhnlich für ein Zeichen besserer Gesundheit hält, ist eine krankhafte Erscheinung; sie rührt von einer Ueberreizung des Magens in Folge einer gestörten Verdauung her.

Reine, kühle Luft, gutes Wasser mit Weinsteinrahm als Getränk, Reis- oder Gerstenschleim als Speise, und der Gebrauch von Schwefeläther schützt vor einem heftigen Grade der Krankheit. Nichts erleichert das Erbrechen mehr als Oliven- oder Mandelöl. Ein Eßlöffel voll auf einmal genügt. In freier Luft befindet man sich besser, als in der Cajüte. Allein beim ersten Anfalle ist das Niederliegen selten zu vermeiden, auf dem Verdecke aber mit Unbequemlichkeit verbunden. Manche Seefahrer rathen von dem Niederliegen ab, weil das Uebel dadurch langwieriger werde, und allerdings befördert die aufrechte Stellung das Erbrechen ungemein, sobald aber das Würgen in ein Zusammenschnüren übergeht, ist das Niederliegen durchaus nothwendig. Der Rath hingegen, bei der gewöhnlichen Diät zu beharren, paßt wohl für Zöglinge des Matrosendienstes, sonst aber höchstens für gesunde Kinder. Gedörrtes Obst ist sehr zu empfehlen, wozu sich ohnehin bei allen Seekranken eine große Neigung zeigt. Zuweilen dauert die Verstopfung zehn bis vierzehn Tage, ohne eine andere Gefahr, als daß die Excremente eine Schärfe annehmen, wogegen die Mündung der Gedärme durch Oel geschützt werden muß. Der reichlichere Genuß des Weinsteinrahmes mit Bittersalz wird dem vordengen, und dieses Mittel mildert auch direct den widrigen Reiz, welchen die Galle im leeren Magen zu verursachen pflegt. Morgens nüchtern eine gute Härlinge oder Sardellen und dann Fasten bis zum Mittag bekommt dem Reisenden vortrefflich. Caffee verursacht Congestionen zum Kopfe; Anstrengung des Geistes ist schädlich. Anhaltendes Lesen verträgt sich schon mit dem geschwächten Zustande der Augen nicht.

So Viel von dem Uebel in seiner einfachen Gestalt. Auf die complicirteren Formen übergehe man, da nicht selten der eine oder der andere Reisende einen unreinen Magen, wie man sich ausdrückt, mit auf's Schiff bringt, womit dann in der Regel schon eine Schwäche der Verdauungsorgane verbunden ist, eine Schwäche, die in manchen Fällen gerade zu den erzeugenden Ursachen des Uebels gehört und oft durch blos Ausleerungsmittel gehoben werden kann. Je sanfter diese wirken, desto weniger umstimmenden Reiz üben sie auf die verletzten Organe. Bei Kindern reicht wohl die regsame Lebenskraft der fortschreitenden Entwickelung an sich schon aus; allein bei Erwachsenen bedarf es, meist auch den Ausleerungen, bittrer, aromatischer und geistiger Arzeneien. Dieß geht aber nur an, wenn man sich am Lande befindet, denn durch das fortdauernde Schwanken des Schiffes wird das Nervensystem immer mehr und mehr geschwächt, und das Verhältniß der obigen Arzeneien zu der Verdauung gänzlich umgeändert.

Daß Hitze und Unreinlichkeit die leichteste Anfechtung zu Faulfieber und Typhus steigern, davon giebt es viele traurige Beispiele. Unreine Luft hat man am Meisten zu fürchten. Bei heißem Wetter ist das Meer seltener unruhig, und die Reisenden können auf dem Verdecke weilen; allein in der kältern Jahreszeit ist stürmische Bewegung an der Tagesordnung. An Aufenthalt auf dem Verdecke ist dann nicht zu denken, und um das Eindringen der Wellen zu verhindern, bleiben alle Luftlöcher so verschlossen, daß die, welche nicht in der Cajüte sind, wie in unterirdischen Gruben hausen. Bei ganz kaltem Wetter (ferne von den Küsten selten mehr als —9° R.) mag immerhin ein Wechsel der äußeren Luft mit der innern Statt haben, und wer mit guten Decken und Mänteln versehen ist, wird vielleicht über den Mangel an Oefen (deren man nur in der Cajüte findet) nicht klagen. Ist die Kälte aber gelinder, so setzt das Verschließen der Luftlöcher eines mit seekranken Personen angefüllten Raumes auch den an die unreinlichsten Winterhütten gewöhnten Europäer einer großen Gefahr aus. Einer diesem Uebelstande vorbeugende Einrichtung läßt sich nur bedingen, wenn die Gesellschaft so zahlreich ist, daß die Summe der Passagiergelder die Rücksichten auf andern Gewinn beherrscht. Trifft dieß nicht zu, so sind die Schiffsräume wenigstens Niemand zu empfehlen.

Im Ganzen kommt mir das Schiffsleben sehr langweilig vor. Das Interessanteste beschränkt sich auf die Erscheinung von einigen Halfischen, fliegenden Fischen, Delphinen, Seeblasen und jungen Wallfischen; auch Tropikvögeln (von 38° an). Von einer kleineren Schwalbenart waren wir, die stürmischen Tage ausgenommen, immer begleitet, selbst mitten im Ocean, oft hundert Meilen vom Lande. Wir warfen zuweilen etwas Fett

auf die Wellen, welches sie, auf dem Wasser ruhend, unter munterem Gezwitscher verzehrten. Sturmvögel sieht man gleichfalls überall, nur nicht in Schwärmen, wie die Schwalben. Die Schiffer nennen sie Mother-carries-the-Chicken (die Mutter trägt die Jungen) in Bezug auf die Fabel, daß die Mutter die Eier unter den Flügeln ausbrüte. Für den schnellen Flug dieser Vögel ist eine Strecke von ein bis zweihundert deutschen Meilen so bedeutend nicht, und in solchen Entfernungen fehlt es nicht an Ruhepunkten auf Felsen. Die Seeblase — die Franzosen nennen sie Fregatte, die Engländer Kriegsschiff (man-of-war) — ist ein wunderbares Ding: ein häutiges Thier von der Größe eines Gänseeyes, über dessen Rücken sich eine Haut zieht, die es vollkommen wie ein Segel gebraucht. Das zarte Geschöpf spielt in schönen rothen, blauen und grünen Farben; an dem blasenartigen Körper hängen Fühlfäden, welche man nicht berühren kann, ohne wie vom Feuer verbrannt zu werden. Delphine schwammen oft zu Hunderten an den Schiffen vorbei. Wir waffen Harpunen nach ihnen; allein alle, die getroffen wurden, rissen sich los. Wenn sie kamen, erhoben sich gemeiniglich auch fliegende Fische aus den Wellen, um auf diese Weise ihren gefährlichen Feinden zu entgehen. Einmal wurde unser Schiff einen ganzen Tag lang von einem jungen Hai (squalus carcharias, white shark) verfolgt; er mochte 170—200 Pfund wiegen. Wir hätten ihn gern gefangen; es gelang uns auch, einen Harpun durch seinen Oberkiefer zu bringen; er riß sich jedoch los und verschwand. Mehrere kleine Fische (pilot-fishes), viertelpfündigen Forellen ähnlich, begleiteten ihn. Das Meer war ruhig und ich sah deutlich genug, daß sie nicht bloß um den Rachen des Hais, sondern abwechselnd hinein- und herausschwammen. Sie schillern in herrlichen schönen Farben und sollen vortrefflich schmecken. Der Capitän ließ ihretwegen auf den Hai Jagd machen, weil er in dessen Rachen sicher einige zu finden hoffte. Von den Wallfischen blieben wir ferne; kein Schiff wird ihre Nähe suchen; ein einmaliger Schlag mit ihrem Schweife könnte ein gefährliches Loch in die stärksten Wände schlagen. Am Merkwürdigsten war mir das Leuchten des Meeres. Dieses Phänomen ist so sehr häufig nicht. Ich sah es in der Mitte des Monats Juli in zwei Nächten nach einander; wo sich das Meer bewegt, glich es einer glühenden Masse. Sobald die Wogen vom Untertheile des Schiffes durchschnitten wurden, fingen sie an zu leuchten, und der Weg, welchen das Schiff zurückgelegt hatte, war eine geraume Weile einem Feuerstrome gleich; die spritzenden Tropfen erschienen als Funken; in einiger Entfernung vom Schiffe, wo das Meer ruhig blieb, zeigte sich gar Nichts; auch an dem auf das Verdeck gezogenen Wasser war Nichts zu bemerken; es war von dem gewöhnlichen Seewasser nicht zu unterscheiden. —

Auf jedem Schiffe, d. h. einem dreimastigen Fahrzeuge (ein zweimastiges heißt Brigg und ein einmastiges Schooner) ist zur Bedienung des Cajütenpersonals, wozu außer den Reisenden der Capitän mit zwei oder drei Officieren gehört, ein Wärter angestellt, der auf englischen und nordamericanischen Schiffen Stuart (steward) genannt wird. Er vereinigt die Pflichten eines Kellners und Kammerdieners und wird wohl auch zum Segelziehen gebraucht und zu anderer Schiffarbeit, die das Zusammenwirken vieler Personen erfordert.

Niemand außer ihm und dem Cajütenpersonal darf ohne besondere Erlaubniß des Capitäns die Cajüte betreten, ja nicht einmal einen Fuß auf die vom Verdecke hinleitende Treppe setzen. Ich habe mehrmals gesehen, daß Neulinge, welche dagegen fehlten, vom Stuart sogar zurückgetrieben wurden.

Ueberhaupt herrscht auf den americanischen Schiffen eine Zucht, wie sie kaum unter dem regelmäßigen Militär vorkommt. Kein Matrose darf einen Cajütenpassagier ansehen. Unterhaltung der Passagiere mit den Matrosen ist jedem Capitän unangenehm. Einigen dünkt sogar eine lange Unterhaltung der Cajütenpassagiere mit den Passagieren des Schiffraums (steerage passengers) der Ordnung entgegen.

Die Passagiere der Handelsschiffe haben für Bettwerk und geistige Getränke selbst zu sorgen. Für die andern Bedürfnisse, Arzeneien inbegriffen, sorgt der Capitän. Nach americanischen Gesetzen muß auf jedem Seeschiffe einer bestimmten Größe (ich glaube auf jedem Schiffe von mehr als 250 Tonnen) ein Vorrath von Arzeneien seyn. Diesen ist eine kurze Anweisung über den Gebrauch beigefügt: daher die Neigung manchen Capitäne zur Quacksalberei. In Packetbooten werden auch die Betten sammt den geistigen Getränken vom Capitän geliefert und der Cajütenpreis ist darauf berechnet. Die Passagiere der Handelsschiffe unterlassen indessen selten, sich außer den geistigen Getränken noch mit Mineralwasser, mit gutem Bier, mit sogenanntem holländischem Zwieback, mit Schinken, Citronen, Orangen, Honigkuchen, Schnitzeln, Pflaumen ꝛc. zu versehen, nicht nur wegen der zu fürchtenden Seekrankheit, sondern auch für den Fall, daß ihnen die Schiffsküche nicht zusagen möchte. Besonders wird dem Reisenden der harte Zwieback widrig seyn. In Packetbooten hält man auch Kühe für frischen Rahm und Milch. In Handelsschiffen muß man darauf verzichten. Ich hatte für meinen Platz 80 Dollars zu bezahlen und meine Anschaffungen betrugen außerdem gegen 60 Gulden, wovon die Hälfte auf das Bettwerk fiel, welches aber am Lande wieder ohne Verlust zu verkaufen ist.

Der Stuart unsers Schiffs ist ein Neger, gewöhnlich sind es Mulatten. Er ist frei, wohnhaft in Baltimore und für diesen Dienst mit einem monatlichen Lohne von 18 Dollars gedungen. Gemeine Matrosen erhalten außer der Kost 14 bis 16 Dollars monatlich; der Schiffschreiber 18 bis 20, der zweite Steuermann 20, der erste 30 Dollars; letztere beiden sind die zum Cajütenpersonal gehörigen Officiere. Die Zeit des Soldes läuft für diese Personen nur so lange die Reise dauert. Der Capitän dient jahrweise. Manche von ihnen beziehen monatlich 100 Dollars und dazu bedeutende Procente von der Ladung, so daß ein fleißiger Capitän in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen erwirbt.

Wieliczka *).

Südlich von Krakau, in dem nordwestlichen Theile von Gallizien, liegt in einem von flachen Hügeln umgebenen, anmuthigen und fruchtbaren Thale die alte durch ihre Salzgruben berühmte Bergstadt Wieliczka. Das Salzbergwerk befindet sich unmittelbar un-

*) Mitgetheilt von Professor Degen in Stuttgart.

ter der Stadt, erstreckt sich jedoch weiter als der Umfang derselben. Seine größte Ausdehnung beträgt in der Richtung von Ost nach West gegen 1300 Lachter, und in der Richtung von Süd nach Nord ungefähr 500 Lachter; die Tiefe des tiefsten Schachtes, nämlich desjenigen, durch welchen das in der Grube sich sammelnde Wasser herausgeschafft wird, hat über 130 Lachter (etwa 940 Fuß).

Das Gebirge, in welchem der Bergbau getrieben wird, besteht aus Thon, welcher mit Gips gemischt ist, und in welchem sich an einigen Stellen Spuren von Schwefel zeigen sollen; auch findet man darin nicht selten bituminöses Holz und Steinkohlenstücke. In den oberen Schichten dieses Thones trifft man das Steinsalz in kleineren und größeren Massen, von welchen die bedeutendsten oft über 100 Fuß breit, lang und hoch sind. Diese Art von Salz heißt Grünsalz, und wird am Wenigsten geschätzt, weil sie am Meisten mit Thon verunreinigt ist. Weiter unten hat sich das Salz in ausgedehnteren bald mehr, bald weniger geneigten Schichten abgesetzt. Die oberen dieser Schichten enthalten ein Salz, welches bereits viel reiner ist, als das Grünsalz, und den Namen Spozasalz führt. Die tieferen Schichten sind aus dem reinsten Satze gebildet, welches Szibikersalz genannt wird.

Die unterirdischen Räume, in welchen das Steinsalz gewonnen wird, stehen mit der Erdoberfläche durch 10 Schachte in Verbindung, welche zum Theil zum Befahren der Grube, zum Theil zur Herausförderung des gewonnenen Salzes, zum Theil zur Herausschaffung des Wassers, und endlich auch dazu dienen, der Grube frische Luft zuzuführen. Einer dieser Schachte enthält eine sehr bequeme Treppe, welche ganz wie in einem gut gebauten Hause eingerichtet ist. Dieser Treppe bedienen sich gewöhnlich die Fremden, welche die Grube besuchen. Indessen kann man sich auch an einem Seile hinabwinden lassen, welches mit einem Göpel in Verbindung steht. An diesem Seile sind Gurte angebracht, in welche sich Diejenigen hineinsetzen, welche einfahren wollen. In Distanzen von ungefähr 8 Fuß von einander befinden sich jedesmal vier solcher Gurte, und dieses wiederholt sich viermal, so daß 16 Personen zugleich in dem Seile Platz nehmen und hinabgelassen werden können. Eine solche Gesellschaft hat ungefähr die Gestalt eines Kronleuchters. Es soll nicht selten der Fall seyn, daß wenn die Bewegung des Seiles nicht sogleich unterbrochen wird, sobald die am niedrigsten Hängenden unten angekommen sind, Alle auf einen Haufen zu liegen kommen, wobei jedoch Niemand beschädigt wird.

Die Grube ist in fünf unter einander liegende Etagen abgetheilt, deren jede ein Netz in einander laufender Gänge bildet. Der Abstand einer Etage von der andern beträgt 100 bis 150 Fuß. Die Gänge stehen mit den Schachten und mit großen Höhlen in Verbindung, welche letztere durch das Heraushauen der großen Steinsalzmassen entstanden sind. Sie haben nicht selten eine Höhe von mehr als 100 Fuß, und eine eben so große Länge und Breite. In einer dieser Höhlen ist eine Kapelle eingerichtet, in welcher ein Altar und mehrere Heiligenbilder von Steinsalz stehen. Diese Bilder sehen gerade aus, als ob sie aus Eis gehauen wären; eine Aehnlichkeit, welche noch auffallender wird, wenn man ein Licht hinter sie stellt, durch welches sie erleuchtet werden, wie ein aus matt geschliffenem Glas bestehender Schirm einer Lampe. Leider sind die Figuren durch die Feuchtigkeit der Luft angegriffen und ihre Formen etwas stumpf geworden. Eine andere Höhlung bildet einen Tanzsaal, in welchem schon Bälle gehalten worden seyn sollen. Mehrere solche Höhlen werden auch als Magazine, Pferdeställe und Werkstätten benützt. Daß dieselben trotz ihrer großen Ausdehnung nicht einstürzen, ist in seinen Grund in der Festigkeit, welche dem Salzthon und dem Steinsalz, wie in den meisten andern Salzbergwerken, so auch hier zukommt. Indessen ist es, obgleich selten, doch schon geschehen, daß solche Kammern und Gänge einbrachen. Wo man dieß befürchtet, werden Pfeiler von Holz errichtet, indem man horizontale Schichten kreuzweise über einander legt, bis man die zu unterstützende Höhe erreicht hat. Das Holz ist in dieser Grube so wenig dem Faulen ausgesetzt, daß es beinahe niemals durch neues ersetzt zu werden braucht. Diese lange Dauerhaftigkeit scheint von dem Satze herzurühren, da in andern Bergwerken das Holz oft schon nach Verfluß von drei Jahren so faul wird, daß man genöthigt ist, es auszuwechseln.

In den Gängen (Streckea) und den größern Kammern wird das Salz mittelst Hauen und Brecheisen, auch wohl durch Sprengen mit Pulver gewonnen. Die losgemachten großen Blöcke werden entweder in quaderförmige Stücke (Formalstücke) zerschlagen; oder man giebt ihnen die Formen von Fässern (die Balwanen heißen, und hauptsächlich zur Versendung nach Rußland bestimmt seyn sollen); oder man läßt sie in ihrer unregelmäßigen Form (Natural-Stücke). Die kleinsten Stücke (Minutien) werden in Fässer gepackt. Von dem Orte, wo das Salz gehauen wurde, wird es bis unter die Schachte gefahren, und dort durch Haspel oder Göpel herausgefördert. Einen solchen Göpel setzt man durch Pferde in Bewegung, von denen immer sechs Paar zu gleicher Zeit eingespannt werden. Gleichfalls vermittelst des Göpels läßt man auch diese Thiere selbst in die Grube hinab, wo sie bis zu ihrem Tod bleiben. Daß sie in der Grube blind werden, was oft behauptet wird, scheint unwahr zu seyn.

Wegen der großen Dichtigkeit, welche der Salzthon hat, sammelt sich in der Grube sehr wenig Wasser. Doch ist man schon bei dem Aushauen von Gängen und dem Absenken von Schachten auf Stellen gekommen, wo ein bedeutender Zudrang von Wasser war. Die hieraus der Grube drohenden Gefahren werden dadurch vermieden, daß man an diesen Stellen sogleich aufhört, weiter zu arbeiten, und das Wasser durch Verdämmen mit Thon abhält. Durch dergleichen Gewässer hat sich ein unterirdischer Teich gebildet, dessen Spiegel aber glücklicherweise keine für die Grube nachtheilige Höhe erreicht.

Die Bergleute, deren Zahl sich auf mehr als 600 belaufen soll, fahren gewöhnlich früh am Morgen in die Grube und arbeiten darin acht Stunden, so daß sie Nachmittags dieselbe bereits wieder verlassen haben. Es ist daher ganz falsch, wenn häufig erzählt wird, daß es hier Leute gebe, welche ihr ganzes Leben in dem Bergwerke zubringen.

Die Arbeiter scheinen einen ziemlich geringen Lohn zu bekommen, weswegen Fremde, welche die Grube besuchen, häufig angehalten werden. Manche suchen sich dadurch Etwas nebenher zu verdienen, daß sie aus reinem Salze allerlei Gegenstände, z. B. Paternoster, Fingerringe, kleine Büchse u. dgl. schnitzeln, die sie an Reisende verkaufen.

Das Salzquantum, welches Wieliczka jährlich liefert, ist sehr bedeutend, indem nicht nur ein großer Theil der österreichischen Monarchie, sondern auch Polen damit versorgt wird. Alles dieses Salz wird, wie es aus der Grube kommt, versendet, ohne vorher versotten zu werden; denn man fördert nur solches aus, welches nicht mit Thon gemengt ist, und benützt das unreine zum Ausfüllen hohler Räume.

Der Besuch dieser Grube war ehemals Fremden ganz verboten, wird aber neuerdings Jedermann gestattet. Doch wäre zu wünschen, daß man von Seiten der Beamten gegen Reisende gefälliger wäre, als es oft der Fall ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 290. 17 October 1829.

Morgen und Abend in London. *)

Die Sonne scheint wirklich in London nicht aufzugehen, wie anderwärts; es müßte denn gerade höchster Sommer seyn, wo sie kommt, wenn die Küchenfeuer eben erlöschen, und die Bewohnee sich zur Ruhe legen. Zu jeder andern Zeit steigt sie umnebelt empor, der Glorie eines ländlichen Morgens gänzlich entbehrend. Ueberdieß haben die Wächtee seit einigen Jahren aufgehört, den Stand des Wetters auszuschreien, und das dicht verhängte Bett weiß Nichts ron einem Sonnenaufgang. Hier ist durchaus künstliches Leben, und die Sekunden-Uhr das Einzige, was den Londner bestimmt, sich zu erheben und zum Frühstück und der Moegenzeitung hinab zu verfügen.

Der erste Laut, den man vernimmt, rührt von den armen Essenkehrern her, welche durch die kalten Straßen wanken und mit leerem Magen ihrem düstern Gewerbe nachtrachten. Kein Geräusch von Fuhrwerken trifft das Ohr, denn diese gehören erst den spätern Stunden an. Die Milchfrau kommt mit gellendem Ruf und schwerem Tritt, den überfließenden Eimer selten mit unzweideutigem Inhalt gefüllt, und durch die welschen Gesichtzüge ihre eigenthümliche Kaste sattsam aussprechend. Niemand wird sie mit einer der Töchtee Irelands verwechseln, welche gewöhnlich Trägerinnen odee Wäscherinnen sind. Die Dienerschaft rührt sich, selbst im Sommer, erst gegen acht Uhr, reinigt die Zimmer und zündet das Feuer an; alle übrige Bewohner des Hauses liegen auch jetzt noch in Gradesstille versenkt.

In den leeren Straßen wird man vielleicht eines hochbeladenen Karrens ansichtig, welchee seine schwere Bürde von Gartenerzeugnissen nach einem dee großen Märkte führt. Hie und da schwankt ein taumelnder Trunkenbold ins Bett, wenn er anders eines besitzt, um sein Fieber auszuschlafen. Der taglöhnende Handwerkee geht gähnend nach seinem Arbeitsplatz, und der beschmutzte Gassenkehrer nimmt die Ueberbleibsel des gestrigen Tages von dem einsamen Pflaster. Da und dort erscheint ein Lehrjunge mit eingetretenen Schuhrn an der Thüe seines Herrn, öffnet die Läden des Gewölbes, oder putzt die Gläser und stellt die Waaren, welche die Vorübergehenden anlocken sollen, in Ordnung. Das bewegliche Dienstmädchen fegt die Stufen vor der Hausthür und liebäugelt zugleich mit dem Bedienten auf dem Platze drüben, oder blickt, auf den Besen gelehnt, gedankenlos die Straße auf und ab, vielleicht wohl einen fernen Liebsten im Herzen.

Die verschiedenen Rufe, die sich nun nach und nach hören lassen, sind oft als eine London besonders bezeichnende Eigenheit angeführt worden. In der That sind manche derselben auch nur einem geübtrn londner Ohr verständlich. Sie wechseln nach den Jahrszeiten und den Produkten, welche jene darbieten. Da heißt es: „Rosmarin und Lorbeerbäume;" „Veilchen;" „feine Filzhüte und Brillen;" „Bettdecken;" „Holzkohlen, das Viertel zu einem Pfenning;" „Halstuchknöpfe;" u. s. w.

Die vielen Postkutschen, welche Morgens in London eintreffen, machen ebrnfalls die Tageszeit bemerklich und treten in das Amt dre Nachtwächter, die sich jetzt niedergelegt haben, ein. Im Jahr 1662 gab es nur sechs fahrende Postwagen im ganzen Königreich, welche von den Anhängern der alten Zeit hart angefochten wurden. Ein Schriftstellrr aus jenen Tagen, John Cressel von Charterhouse, sagt: „Diese Postkutschen machen, daß die Männer jrtzt um sehr unbedeutender Ursachen willen nach London kommen, was sie sonst nur bei dringenden Geschäften thaten; ja die Bequemlichkeit der Reise bringt es mit sich, daß selbst ihre Weiber hingehen, welche, ehe sie einen so langen Weg zu Pferde machten, lieber zu Haus blieben. Jetzt aber müssen sie, wenn sie nach der Stadt kommen, nach der Mode seyn, sich feine Kleider anschaffen, zu Spielen und Schmausereien gehen, und werden dadurch so an Müßiggang und Weltlust gewöhnt, daß sie nachher sich sehr übel benehmen." Wie würden dem guten Mann die Haare zu Berg stehen, könnte er jetzt von dem neuen Triumphbogen bei Hyde Park Corner herab einen halben Tag lang dem Einpassieen der Hunderte von diesen gefährlichen Fuhrwerken zusehen!

Etwas später bemerkt man den Kaufherrn, welchen sein Reichthum in den Stand gesetzt hat, sich ein Haus auf dee westlichen Seite der Stadt, oder, (falls er ein Quäcker ist, oder es sonst ein Wenig genau mit der Religion nimmt,) in Camberwell anzuschaffen, wie er nett und zierlich gekleidet, sein einspänniges Chaischen nach seinem Comptoir in der City leitet, über welchem einst seine mäßigen Vorfahren, zufrieden mit ehrlichem

*) New Monthly and London Magazine, September.

Gewinn, gewohnt haben. Das Comptoir und die übrigen Gemächer der Ahnen-Wohnung, die jetzt in Waarenlagrr verwandelt sind, sahen damals Punkt sieben Uhr auf das Frühstück mit seinem tüchtigen Rindsbraten herab. Papierhandel gab es noch nicht. Jetzt kommen Heere von Wagen mit den Insassen der City-Waarenhäuser an; eine gewaltige Menschenmenge drängt sich aus allen Gegenden Londons nach dem großen Sammelplatz des Gewühls und Geschäftes, umjagert die Börse und wandelt das spärlich bewohnte Cornhill für einige Stundrn in einen summenden Bienenschwarm um. Alle kaufmännische Geschäfte werden gewöhnlich schon des Morgens abgeschlossen, und nach der bewundernswerthen Art, welche die Gewohnheit eingeführt hat, schnell zu Stand gebracht. Während aber Handel und Umtausch den bessern Theil des Tages für ihre Zwecke nicht vorbeistreichrn lassen, wrlß das westliche Ende der Stadt beinah gar nicht, daß es eine solche Zeit im Verlauf der 24 Tagesstunden giebt. Ehemals kam selbst das Parlament um 8 Uhr Morgens zusammen. Erst um zehn Uhr sich zu versammeln, galt für ein Zeichen der Sittenverderbniß, und eine Debatte, die bis vier Uhr Nachmittags dauerte, hielt man für etwas ganz Außerordentliches, das nur etwa vorkommen könne, wenn es sich um die Krone eines Königes oder die Freiheit einer Nation handle. Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert!

Aber das Theewasser ist fertig, die Herren sind rasirt: steigen wir also ins Frühstückzimmer hinab, welches sich in London von dem übrigen England in gar mannigfachen Rücksichten, hauptsächlich aber durch die Morgenzeitung unterscheidet, ohne welche das Morgenbrod unvollkommen wäre, und der für den Tag nöthige Fond von Wohlunterrichtetheit jämmerlich Noth leiden würde. Das nasse Zeitungsblatt ist wirklich der Glanzpunkt eines londner Frühstücks, und seine Lektüre beim duftenden Thee einer von den Vorzügen, welche dem rußigrn Dunstkreis der Hauptstadt einen Schimmer geben, den ein Landmorgen in all seiner frischrn Pracht nicht zu erschwingen vermag. Die Ankündigungen sind unentbehrlich für Käufer und Verkäufer, und selbst Heiratsanzeigen mag man ungern vermissen. Zeitungrn wurden in England unter Karl I eingeführt; den eigentlich wirksamen Gebrauch von ihnen machte aber erst Cromwell. Folgende Anzeige bildet einen wunderlichen Abstich zu den Unterrichts-Erbietungen heutiger Zeit: „Ungefähr 40 Meilen von London wohnt ein Schulmeister, hat solch Glück mit Knaben gehabt, daß deluabe ihrer 40 Pfarrrr sind, so feine Scholaren waren. Seine Frau unterrichtet auch Mädchen im Spitzenmachen, Nähen, Backen, Brühen und Kochen aufs Vollkommenste. Sie fordrrt 10 bis 11 Pfund des Jahrs, nebst einem Paar Betrücher und einem Löffel, die auf Verlangen zurückgegebrn werden. Kutschen und andere Bequemlichkeiten gehen alle Tage bis zu einer halben Meile von dem Haus, und es ist nur eine geringe Tagreise nach odrr von London. 1691."

Nach dem Frükstück geht es zur Gemäldrgallerie, zu Konzerten, auf die Promenade. Glänzende Equipagen rollen vorbei, und der Umtausch der schimmernden Besuchkarten giebt Gelegenheit zu Komplimenten und dem heitern Geschäft conventioneller Höflichkeit.

Kommt nun der Abend, so erblickt man alsbald Tausende von Lampen, welche auf unendliche Strecken eine fortlaufende Feuerkette bilden. Die Ausstellungen in den mit außerordentlichrm Glanz erleuchteten, und den kostbarsten Waaren angefüllten Gewölben gewähren wirklich einen herrlichen Anblick. In den Straßen drängt sich das Volk, und eine Menge *eleganter* Wagen rasseln zum Diner, oder nach der Oper. Die Nachtwächter treten auf: zu zwei und zwei ziehen sie aus dem Wachthaus ihres Kirchspiels, wohl gekleidet, mit Laternen und Prügeln; stolz auf ihre kurze Herrschaft und voll von dem gewaltigen Entschluß, des Königs Frieden unter allen friedliebenden Personen aufrecht zu erhalten, Schläge und Püffe aber zu vermeiden, und einen nächtlichen Marodeur nicht zu sehen, wenn er halbwegs bescheidrn auf sie zukommt. *)

Der Abend ist denn auch die Zeit, wo der Kaufmann diejenige Erholung sucht, die er nach den Mühen des Tags für nothwendig erachtet. Aber dieses Freimachen von den nüchternen Pflichten des Lebens besteht gar *häufig* in *nichts Anderm*, als daß er in ein Rauchhaus geht, und dort eine *Atmosphäre* einzieht, die wenig geeignet ist, die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. Das Haus wird mit dem Bierglas und Neuigkeitstisch vertauscht und vor Mitternacht liegt er schon wieder im Bette. Dieser übelgewählten Erholung ist es zuzuschreiben, daß man unter dieser Klasse der londner Bürger so viele aufgedunsene und apoplektische Personen trifft. Der londner Handelsmann führt eine sitzende Lebensart, und sollte daher zu einer tüchtigen Bewegung, nicht aber zu dickem Bier und dumpfem Tabaksrauch seine Zuflucht nehmen, wenn er sich gesund erhalten will. Die höheren Stände verfahren in dieser Hinsicht besser. Der Tanz, auch in einem überfüllten Saale, setzt doch die körperlichen Kräfte in Thätigkeit, und ist der Constitution zuträglicher.

Die Theater, welche sonst bei einem londner Abend so sehr in Rücksicht kamen, sind neuerlich in Mißkredit *gefallen*; doch kann man sie immer noch sehen mit ihrer *maßlosen Parade von* Militärwachen und den dienstfertigrn Fackelträgern, deren jeder einen Theil der Zuschauer bei Tagesschluß für sich erhält. Es ist unglaublich, wie viele Laster sich an die Abendunterhaltungen dieser so religiösen Nation anschließen. Die Theater wimmeln von schlechtrn Weibspersonen, und die Straßen sind mit einer solchen Menge derselben angefüllt, wie man sie in keiner andern Hauptstadt Europas sieht. Während Maskeraden in Privathäusern für etwas Unsittliches gelten, wo sie eine sinnreiche Art des Vergnügens abgeben könnten, sind öffentliche Maskeraden erlaubt, welche bloß von der niedrigsten und ehrlosesten Klasse besucht werden, und wo schamlose Prostitution oben an steht. Macht Einer nicht mit, sondern kommt bloß um zuzusehen, so erhält er, und gehört er auch zu den höhern Ständen, sicher seine Ohrfeigen. Was für einen Eindruck übrigens das Schauspiel auch auf Diejenigen hervorbringen müsse, die bloß um des Zusehens willen sich einfindrn, läßt sich leicht denken. Der Ekel wird allgemach überwunden und geht zuletzt in eine angenehme Empfindung über.

*) Vermuthlich ist in neuester Zeit die londner Polizei in dieser Hinsicht verbessert worden.

Digitized by Google

Bei schönen Mondnächten, welche in der londner Atmosphäre freilich selten sind, bietet die Stadt mit ihren glänzenden Gaslampen, und dem regen Gewühl auf den Straßen, einen wirklich zauberartigen Anblick dar. Die breite Regent-Street besonders, mit ihren mannigfach gestalteten Gebäuden, gleicht fast einem Feenpalaste. Diese Straße würde unter einem mildern Himmelsstrich, wo sich die Nacht ohne Gefahr genießen ließe, einer der schönsten Spaziergänge in der Welt seyn.

Ob eine so ungeheure Hauptstadt wohlthätig oder schädlich für ein Reich, wie Großbritannien, sey, ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt; das aber kann man wohl mit Zuversicht behaupten, daß keine der neuern Nationen bei ihrem Verfall eine Stadt von solcher Ausdehnung, die in so wichtigen Verbindungen gestanden hat, und an welche sich so bedeutende mit dem Schicksal des ganzen Menschengeschlechts verwebte Erinnerungen anknüpfen, zurücklassen wird, wie die Engländer in ihrem London.

Die brittischen Ansiedlungen in Westafrika.

(Fortsetzung.)

Im September 1826 erschien der Generalmajor Sir Neil Campbell an der Küste, berief die Häuptlinge unserer Verbündeten in den Gouvernementssaal zu Cap Coast Castle, und machte ihnen bedeutende Geschenke von einem Werthe von mehreren hundert Pfund. Er stellte ihnen die Nothwendigkeit eines Friedens mit den Aschanti's und die Thorheit dieses Krieges vor. Er erhielt ihre Einwilligung und das Versprechen, einem englischen Officier, der nach Kumassi, der fünfzehn Tagreisen entfernten Hauptstadt der Aschanti's reisen sollte, um wegen eines Friedens zu unterhandeln, allen Vorschub zu leisten. Kaum aber hatten sie den Gouvernementssaal verlassen, als sie sich wieder versammelten und feierlichst verschworen, jeden Engländer, der sich auf einer Reise zu den Aschantis betreten ließe, umzubringen und seinen Kopf mit einer höhnenden Botschaft an den König der Aschantis zu überschicken; ihre Pynims (Priester und Gesetzgeber) sprachen den Fluch gegen jeden weißen Mann aus, der sich dessen unterfinge und entboten überall hin, wo sie Einfluß hatten, dem ersten weißen Manne, der diesem Befehle zuwiderhandle, den Kopf abzuschlagen. Umsonst suchte ihnen Sir Neil Campbell darzuthun, wie heilsam ein Friede für sie selbst seyn würde. Ein mächtiger Häuptling der Aschen, Kudscho Tschibu — einer der Urheber des Kriegs, ein wahrer Kannibal, den Sir Charles Mac Carthy mit Ehren überhäufte, gewöhnlich zur Tafel zog und dem er die reichsten Geschenke machte — lagerte sich in der Nähe von Phips Tower, zwei Meilen südsüdöstlich von Cap Coast Castle, erließ Proclamationen und Befehle und sprach laut genug davon, die Engländer auf das Castell zu beschränken und ein Embargo auf ihre Güter zu legen, bis sie die Zölle vermindern und jeden Gedanken an Frieden aufgeben würden. Es waren einige hübsche leichte Feldstücke in dem Fort, welche denn auch unsern Freund Kubscho Tschibu, den wir selbst mit Waffen und Munition versehen hatten, veranlaßten, das Feld zu räumen. Dieß blieb der Stand der Dinge auf der Goldküste bis zum Jahre 1828, wo die brittische Regierung weislich beschloß, die Niederlassung aufzugeben; mit dem Vorbehalte, einen Gesandten mit jährlichen 800 Pfund zu den Aschantis zu schicken. Man sollte meinen, die brittische Regierung betrachte die Verschwendung in Afrika als ein Fideicommiß. Cap Coast Castle ist ein großes, steinernes rechtwinkliges Gebäude mit neunzig Stücken Geschütz. Von der Seeseite ist es durch seine Mauern, seine Lage auf einem Felsen und die furchtbare Brandung die ganze Küstenlinie entlang, vermöge deren man oft Monate lang nicht landen kann, unbezwingbar. Auf der Landseite wird es durch zwei Berge beherrscht, welche gleichfalls befestigt und mit Kanonen besetzt sind, so daß es gegen jede regelmäßige Armee, die in Afrika gegen dasselbe angeführt würde, eine Belagerung aushalten könnte. In dem Fort sind große Magazine und Waarenlager — die schönsten Zimmer, nach dem besten Geschmacke eingerichtet. Die Sicherheit des Castells, seine starken, gut mit Eisen beschlagenen, mit massiven Riegeln und Barren versehenen Thore — machen es zu einem höchst wünschenswerthen Aufenthalt für Jeden, der genöthigt ist, unter diebischen, räuberischen Barbaren zu leben, in einem Orte, wo die Hausmiethe sehr theuer, die Häuser schlecht und von den Lehmhütten des entmenschtesten Volkes auf Erden umgeben sind. Das Castell muß daher Kaufleuten die vortheilhafteste Wohnung bieten. Seit aber die Regierung auf die unmittelbare Leitung der Colonie verzichtet hat, zahlt sie, kaum ist es glaublich, statt von den Kaufleuten eine Miethe zu beziehen, denselben jährlich 4000 Pfund. Wir haben keinen einzigen Officier noch Soldaten auf der Goldküste mehr, und zahlen diesen Handelsleuten dafür, daß sie das Castell bewohnen und die Munition daselbst benützen, jährliche 4000 Pfund! Zwölf Meilen nördlich von Cap Coast Castle liegt das niederländische Fort Elmina mit seiner Dependenz St. Jago d'Elmina. Diese werden von einem Commandanten, einem Capitän, zwei Lieutenants, einem Adjutanten, einem Wundarzt und einer Compagnie Soldaten in Stand gehalten, und die niederländische Regierung bezahlt für Kleidung, Nahrung, Meblein, Rationen, Geschenke an die Eingebornen, Munition u. s. w. gleichfalls nicht mehr als jährlich 4000 Pfund. Was thut dagegen die brittische Regierung? Sie löst, wie gesagt, ihr Etablissement auf, entläßt die dritte Compagnie des königlich-africanischen Corps, und diese wird sogleich von den Kaufleuten, der Mann zu monatlich zwei Romals oder neun Schillingen, in Dienst genommen, wobei sie für Unterhalt, Kleidung und kurz für Alles zu sorgen haben. Dessen ungeachtet kostet von diesen Soldaten jeder der Regierung 3 Pfund 3 Schilling Prämie, 6 Den. für Tagsold, 2 Sch. für Rationen, 1 Rock, 2 Paar Hosen, 2 Paar Stiefel jährlich! ungerechnet, was für ärztliche Bedienung, Flaschenporter, Wein, Branntwein, Pökelfleisch ꝛc. verbraucht wird. Es sollte doch wohl, ehe man so viel Geld ausgäbe, einiger Unterschied zwischen den europäischen und den untüchtigen Negersoldaten gemacht werden. Die Dankbarkeit der unter unserem Schutze lebenden Neger hat sich erprobt; die Treue der Negersoldaten desgleichen; im Jahre 1827 wurden zwei Compagnien von Cap Coast

Caſtle nach Sierra Leone brordert und deſertirten bis auf den letzten Mann. Man braucht keine Soldaten auf Cap Coaſt Caſtle; die Eingebornen mögen ſich ſelbſt ihrer Haut wehren und im Falle eines neuen Kriegs mit den Aſchantis ziehen ſich die Kaufleute nach Cap Coaſt Caſtle zurück, wo ſie durch einen unſrer Kreuzer beſchützt werden können. Sie haben Wenig zu verlieren, da ſie bloß Kleinhändler und ihre Waarenlager bloß Kramläden ſind; wenn ſie nicht jährlich 4000 Pfund von der Regierung erhielten, müßten ſie Hungers ſterben; denn der größte Theil ihres Handels beſtand in Artikeln, die ſie an das Militär abſetzten, das jetzt fort iſt. Die Gegenſtände, welche ſie an die Eingebornen verkaufen, Pulver, Flinten, Feuerſteine, Tabak, Rum, Korallen, blaue Kügelchen, Blei- und Eiſenbarren, Romals, Taffet ꝛc. und wofür ſie Elfenbein, Goldſtaub und etwas Palmöl eintauſchen, werfen ihnen nur einen geringen Gewinn ab.

(Schluß folgt.)

Das Leuchten des Meers. *)

Dieſe reizende Erſcheinung hat neuerer Zeit zwei verſchiedne Erklärungen gefunden; Einige nämlich ſind dafür, daß ſie durch kleine Thierchen hervorgebracht weede, Andre behaupten, ſie habe ihre Entſtehung den Eiern der Fiſche zu danken. Mögen hier einige meiner eignen Beobachtungen Platz finden, welche für die letztere Annahme ſprechen. Als ich, unter einem ſüdlichen Himmelsſtrich, häufig bei Nacht in der See badete, bewunderte ich gar oft das herrliche Funkenſprühen des Waſſers, wenn es in Bewegung kam, oder auf ein Hinderniß in ſeiner Strömung traf; aber die Theile ſelbſt, durch welche jenes Blitzen hervorgebracht ward, blieben mir ſtets unſichtbar und unfühlbar. Einmal jedoch ſtieß ich den Arm gegen irgend einen weichen Klumpen, der augenblicklich einen Strahl von zwei bis drei Zoll im Durchmeſſer von ſich gab. Mein Bemühen, der Maſſe habhaft zu werden, war umſonſt, da ſie im Moment, wo ſie von dem zufälligen Zuſammentreffen mit meinem Arm wieder frei wurde, unſichtbar ward. Nachher aber traf ich noch einigemal auf dergleichen Klumpen, und es war mir, als ob ich bei der Berührung zugleich eine gewiſſe Wärme empfände, ſo ſehr ich mich auch hütete, durch die in unſerer Vorſtellung faſt unzertrennliche Verbindung von Licht und Wärme nicht getäuſcht zu werden. Endlich überzeugte ich mich bei dem Zuſammenſtoßen mit einem ſehr großen Klumpen, daß ich mich keineswegs täuſche, indem die Empfindung diesmal ſehr deutlich, angenehm und ein paar Minuten nach der Berührung noch fortdauernd war.

Ich hatte die Maſſen von Fiſcheiern, welche von der Fluth ans Geſtade geworfen und dort von der Sonne ausgebrütet werden, längſt zuvor während ihres ganzen Belebungsprozeſſes genau beobachtet. Zuerſt eine durchſichtige Gallerte; dann mit einem ſchmutzig weißen Fleck, nicht ganz im Mittelpunkt; dann dieſer Fleck umgeben mit einem rothen Rande, von der Farbe des Arterienblutes; dann eine Art unregelmäßiger Pulſation, begleitet von der Entwicklung gewiſſer weißer, zuſammenziehbarer Fibern, und einiger Zoll von dem ſchmutzigen Fleck ausgehenden Streifen; dann ein ſchwarzer Punkt, ſpäter ein Kopf, endlich das ganze Thier ſelbſt.

Die Identität dieſer Eierchen mit den leuchtenden Körnern, auf welche ich im Waſſer traf, ſchien aus ihrer Subſtanz, Conſiſtenz und ihrem Vorkommen an denſelben Stellen hervorzugehen. Ich wurde hierüber bald vergewiſſert; denn in einer Nacht, als die See etwas unruhig war, bemerkte ich jenes Funkenſtäuben des Waſſers hart am Ufer, und es gelang mir einige der leuchtenden Körperchen aufzufangen. Es waren, wie ich vermuthet hatte, die Eier ſelbſt. Als ich ſie bei Kerzenlicht unterſuchte, um den eigentlichen Leuchtpunkt an ihnen zu entdecken, ſchien es mir, ihr Licht ſtröme aus einem ähnlichen Focus aus, wie derjenige, von welchem ihre Irradiation ausgeht; und ebenſo breiteten ſich die Blitze, welche durch Bewegung der Maſſe mit einem Pinſel hervorgebracht werden konnten, von jenem Punkt in gewiſſen Linien aus, welche an Größe und Richtung den oben erwähnten rothen Streifen entſprachen. Ich bedaure, daß ich nicht auf den Gedanken kam, eines dieſer Körperchen elektriſch zu iſoliren, und zu verſuchen, ob ich keine Schläge von ihm erhalten könne; aber ich war mit der Frage, die mich gerade in Anſpruch nahm, zu ſehr beſchäftigt, um mich zu erinnern, daß ich außerdem noch die Gelegenheit in Händen hatte, einige intereſſante Verſuche in Bezug auf die Theorie des Lebens zu machen.

*) The Franklin Journal.

Egyptiſche Alterthümer.

Ein kürzlich erſchienenes Werk: Collection d'Antiquités égyptiennes, recueillies par M. le chevalier de Palin, publiée par Dorow et Klaproth (Par. 1829 fol.) enthält mit einer Sammlung von mehr als 1700 egyptiſchen Kamees und Scarabäen auf drei und dreißig Folioſtafeln, eine Abhandlung von Klaproth, über das Hieroglyphenalphabet des jüngeren Champollion, in welcher das Syſtem dieſes Gelehrten einer ſtrengen, doch in dieſem Augenblicke vielleicht, bei der Abweſenheit deſſelben, unzeitigen Prüfung unterworfen wird. Daß unſere Kenntniß der altegyptiſchen Sprache — durch die Vermittlung des unter ſo mannigfachen Einflüſſen entarteten Koptiſchen — viel zu unvollkommen ſei, um ſelbſt bei der vollſtändigſten Entzifferung des alten phonetiſchen Alphabets von den bisher bekannten Hülfsmitteln und Quellen bedeutende Aufſchlüſſe hoffen zu laſſen, möchten wir Klaproth gern glauben; doch ſcheint es uns vor allen Dingen räthlich, ehe wir ein feſtes Urtheil hierüber faſſen, den Ausgang jener wichtigen Expedition zu erwarten, deren Erfolge allen Vermuthungen und allen Zweifeln in dieſer Hinſicht bald ein Ende machen müſſen.

Bevölkerung der größten Städte Frankreichs.

Nach offiziellen Auszügen aus den Bevölkerungslisten des Jahres 1826 hat Frankreich nur drei Städte mit mehr als 100,000 Seelen, nämlich Paris mit 890,431, Lyon mit 145,675, Marſeille mit 113,917 und über 50,000, darunter Bordeaux mit 93,549, Rouen mit 96,0[illegible] und Nantes mit 71,739 E.] neun und zwanzig mit mehr als 20,000 und fünf und ſechzig mit mehr als 10,000 E.

Literary Gazette.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 291 und 292.

18 und 19 October 1829.

Duden's Reise.

Die Chesapeakbai. Baltimore. Reise in's Ohiothal.

Endlich gelangten wir zum Cap Henry (dem Cap Charles gegenüber), unter 37° n. Br., wo der Eingang zur Chesapeak-Bai ist. Der Pilote war schon zwei Tage vorher an Bord gekommen. Die americanischen Piloten pflegen sich weit genug von den Küsten zu entfernen, so daß die anlangenden Schiffe nicht zu besorgen haben, auf sie warten zu müssen. Wir segelten rasch die Bai hinauf; jedoch nur bei Tage. Nachts lagen wir vor Anker, um nicht auf eine Untiefe zu gerathen. Fast die ganze Küste der Vereinigten Staaten ist niedrig. So erblickte ich auch hier Anfangs nur Sandhügel mit einigen Nadelholz-Waldungen. Das Cap Henry selbst ist ein kleiner Sandhügel, auf welchem ein Leuchtthurm steht. Die Bai hat gegen dreihundert englische Seemeilen in der Länge und wechselt zwischen 10 und 40 in der Breite. Man sieht auf jedem Puncte in derselben beide Ufer. Ihre Richtung geht beinahe gerade von Süden nach Norden. Die bedeutendsten Ströme kommen von der Westseite. Die Ostseite ist eine lange schmale Halbinsel. Was zuerst meine Aufmerksamkeit anzog, war der Marinehafen bei Norfolk, wo der Jamesfluß einmündet. Es dürfte wohl schwerlich ein besserer Ort für Kriegsschiffe zu finden seyn. Indessen wird's noch viel Geld und Zeit kosten, die projectirten gigantischen Schutzwerke zu vollenden. Wir waren kaum an der Mündung des James vorüber, als wir schon die des York erblickten; sodann folgte der Rappahanok, darauf der Potomak (woran höher hinauf die Bundesstadt Washington liegt) und zuletzt der Patuxent. Die Ufer der Bai bleiben lange niedrig und flach. Nachher erheben sie sich, besonders das westliche Ufer, und bieten schöne Ansichten dar. Hier ist längst Alles Privateigenthum und der Boden theurer, als an den großen Flüssen Deutschlands. Die Hügel rings um die Bai schmücken viele anmuthige Landsitze, deren Fluren durch die mannigfaltigsten Baumarten unterbrochen werden. Der ruhige Wasserspiegel war mit größern und kleinern Booten bedeckt, wovon einige uns frische Gemüse, Obst, Melonen, Pfirsiche, Aepfel und Zeitungen zuführten, was sammt und sonders herzlich willkommen war.

Jetzt liegt Baltimore vor uns an dem Flusse Patapsico. So eben haben uns die Gesundheitsbeamten verlassen; sie erschienen bei der Feste Mac-Henry, welche die Fahrt zur Stadt kräftig bewacht, und wo auch die Engländer im letzten Kriege ihren Wendepunkt fanden, nachdem ihr General durch einen Bürger von Baltimore erschossen worden war. Die Ufer des Patapsico erheben sich in Terrassen steil und hoch, so daß die an und auf den Anhöhen amphitheatralisch gebaute Stadt von 70,000 Einwohnern mit ihren Waarenlagern, Schiffswerften, Segelschiffen und Dampfbooten dem von Südost Kommenden einen schönen Anblick gewährt. Die Regelmäßigkeit der Straßen, deren Schmutz durch unterirdische Canäle abgeleitet wird, die Gasbeleuchtung in den vorzüglichsten Theilen der Stadt, der weiße Marmor an so vielen Häusern können den Europäer, der Amerika als ein Land der Barbarei zu betrachten gewohnt ist, so ziemlich eines Bessern belehren. Auf einem Hügel an der Nordseite gewahrt man schon fern von der Bai ein obeliskenartiges Monument des unsterblichen Washington; in der Stadt selbst steht ein anderes Denkmal für die in der glücklichen Vertheidigung Baltimore's gegen die Engländer im Jahre 1814 gefallenen Bürger. In dem Museum des Hrn. Peale fand ich ein vollständiges Gerippe des Mammut (Mammut Ohioticum), wie auch ein vollständiges Gerippe des Megatherion mit seinen Krallenfüßen. Das Mammut war vorne bis an den oberen Theil der Schulter elif Fuß hoch, hinten bis an den oberen Theil der Hüfte neun Fuß, und siebenzehn Fuß lang; das ganze ausgetrocknete Gerippe soll über 1000 Pfund wiegen. Das Megatherion gab ihm kaum Etwas nach.

In den Wirthshäusern zu Baltimore ist es nicht theurer, als in denen am Niederrhein. Wer aber in Privathäusern leben will, was in ganz Nordamerika sehr gewöhnlich und für einen längeren Aufenthalt schon der Ruhe wegen rathsam ist, der kann für 4 bis 5 Dollars wöchentlich auf gute Verpflegung sammt guter Wohnung rechnen. In den besten Gasthöfen kostet dieß 7½ bis 9 Dollars. An der hiesigen Lebensweise fällt dem Deutschen Nichts so sehr auf, als das häufige Fleischessen. Schon früh Morgens ist die Tafel voll von Fleischspeisen, und zwischen einem Mittagessen und einem Frühstücke in so fern kein Unterschied. Der Genuß des Weins ist in den Wirthshäusern nicht gewöhnlich. Im Inlande wurde bis jetzt wenig Wein gewonnen und die fremden Weine unterliegen einem hohen Zoll,

Digitized by Google

der jedoch ganz kürzlich vermindert worden ist. Man scheint dem Wein außer den gebrannten Wassern, dem Franz- und Pfirsichbranntwein dem Genevre und Whisky (Mais- und Wachholderbranntwein) den Kaffee substituirt zu haben. Kaffee und Thee gehört nicht bloß zum Frühstücke, sondern auch zum Abendessen und oft sogar zum Mittagessen. Jene geistige Getränke werden indeß stets mit Wasser verdünnt, und der an Wein gewöhnte Europäer befindet sich ziemlich wohl dabei: wenigstens ist er gesichert vor den vielen schädlichen Beimischungen, welche der Wein in Europa erleidet. Die verschiedenen Gerichte werden alle zu gleicher Zeit aufgetragen, und sobald dieß geschehen ist, ruft der zweite Schellenklang (welchem das Geläute zum Fertighalten etwa eine Viertelstunde vorhergeht) die Gäste in den Speisesaal, die sie stürmisch genug hineinfahren, und ohne viele Worte, meist von einem und demselben Teller und statt der Servietten das eigene Taschentuch gebrauchend, in Hast ihren Hunger stillen, um sich nach fünf bis zehn Minuten wieder zu entfernen. Am Widrigsten ist dieß am Abende. Statt eines Abendessens, welches zwischen acht und neun Uhr beginnt, und beim Nachtische in eine Abendgesellschaft übergeht, findet man schon gegen sieben Uhr, wenn das Mittagessen noch nicht verdaut ist, die Tafel mit Speisen bedeckt; und dabei ist es so strikt auf die schnelle Füllung des Magens abgesehen, daß sogar ein längerer Aufenthalt in dem Speisezimmer für ordnungswidrig gelten würde. In einigen Wirthshäusern wird zwar gegen fünf Uhr Thee und Kaffee gegeben und das Abendessen folgt erst gegen neun Uhr; allein hinsichtlich der Dauer und der Geselligkeit ist es überall gleich.

In Baltimore habe ich nicht länger als zehn Tage verweilt; nicht länger als nöthig war, mich zu der weiten Reise ins Innere vorzubereiten. Vor Allem versorgte ich mich mit guten Specialkarten. Dann verschaffte ich mir einige Empfehlungsschreiben, um bei Unfällen nicht ganz ohne Stützpunkte zu seyn, und hierauf besorgte ich die Geldangelegenheiten in der Art, daß ich mir von der Bank der Vereinigten Staaten auf meine Person lautende Anweisungen an die Provinzialbanken geben ließ. Der Fremde hat sich zu hüten, keine Banknoten von unbekannten Personen anzunehmen; auch hat er sorgfältig die Noten der Vereinigten Staaten von den Noten der einzelnen Staaten und der Privatbanken (deren es unzählige giebt) zu unterscheiden und sich mit den letztern, wenn er den Curs nicht genau kennt, lieber gar nicht zu befassen. Während dieser Geschäfte hatte ich in Gemeinschaft mit einem Reisegefährten, einem jungen Landsmanne, der sich in America als Landwirth niederzulassen gedachte, einen in guten Federn hängenden Wagen und zwei Pferde gekauft. In Baltimore ist wöchentlich zweimal Pferdemarkt. Wir fanden die Preise billig. Starke Zugpferde kosten fünfzig bis achtzig Dollars. Ein Theil unsers Gepäcks fand Raum in dem Wagen; der Rest wurde Fuhrleuten anvertraut, und wir traten die Reise nach dem Ohio an. Unser nächster Richtungspunkt war das Städtchen Wheeling. Es ist 200 Meilen von Baltimore entfernt und damit durch eine erst vor wenigen Jahren vollendete, auf Kosten des Bundes angelegte, Heerstraße (turnpike) verbunden.

Am ersten Tage kamen wir durch eine wellenförmige, ziemlich angebaute Landschaft. Wir konnten glauben in Deutschland zu reisen, wenn die Bauart mancher Häuser und die allgemeine Form der Ställe und Scheunen, so wie die Umzäunungen der Aecker uns nicht so fremd gewesen wäre. Freilich unterbrachen die zahlreichen Negerfamilien die Täuschung am Meisten; schon in Baltimore war ihre Menge eine für uns wenigstens Anfangs nicht sehr ansprechende Erscheinung *); an die schwarzen Gesichter der Erwachsenen gewöhnt man sich indeß bald. Allein die Gruppen ihrer nackten und halbnackten Kinder kann ich immer nicht vergessen; sie haben etwas Drolliges, was man bei uns nicht bemerkt; und ihre Gestalten kommen Einem wie aus Holz geschnitten vor. Auch die Sitte, die Regenschirme gegen die Sonnenstrahlen zu gebrauchen, selbst wenn man zu Pferde reist, dürfte vielleicht nirgends einheimisch seyn, als in America. — Die erwähnte Bauart ist eine Folge des Ueberflusses an Bauholz. Die Arbeit ist höchst unbedeutend. Soll das Gebäude z. B. 30 Fuß lang, 24 Fuß breit und bis zum Dache 18 Fuß hoch werden, so fällt man für die schmalen Seiten Baumstämme von 24 Fuß und eine gleiche Zahl von 30 Fuß für die langen Seiten. An den langen Seiten des Grundrisses wird der Ausbau begonnen, indem man auf steinernen Unterlagen zwei Stämme als Sohlen aufführt. Die Enden dieser Sohlen werden an den obern Flächen zugeschärft für Einkerbungen der nächsten Stämme. Es wird nämlich über jedes schmalen Seite ein kurzer Stamm aufgeführt, der nach vorheriger Einkerbung an seinen Enden auf den Enden der Sohlen aufliegen muß. Und nachdem die Enden dieser kurzen Stämme so zugeschärft worden sind, wie vorhin die Enden der langen Stämme, werden an den langen Seiten lange Stämme aufgeführt und mittelst Einkerbungen den Enden der kurzen angepaßt. Dieß wird wiederholt, bis die bestimmte Höhe erreicht ist. Alsdann werden zum Bau des giebelförmigen Daches an den langen Seiten die neuen Stämme näher an einander gerückt, was an den schmalen Seiten kürzere Stämme als zuvor erfordert, so daß beim fernern Zusammenrücken der neuen langen Stämme die Stämme der schmalen Seiten stets kürzer werden, bis endlich ein langer Stamm, quer über der Mitte der höchsten kurzen Stämme, die Schärfe des Daches bildet. Ein solches Dachgerippe wird dann entweder mit Schindeln und Nägeln gedeckt, oder es wird eine besondere Art großer Schindeln (clap-board) lose darauf gelegt und durch die Schwere anderer Baumstämme befestigt. Die Lücken sind durch Lehm und Kalk leicht zu schließen. Das Aufrichten geschieht nach alter Sitte mit Hülfe der Nachbarn, ohne andere Kosten als die der Bewirthung.

Die Art der Umzäunungen ist gleichfalls darauf berechnet, durch reichlichere Verwendung des Holzes die Arbeit der Zimmerleute und Schreiner zu vermehren. Es werden nämlich Schreibhölzer (rails), wovon die einzelnen Stücke zehn Fuß lang, und etwa vierzig bis sechzig Pfund schwer sind, im Zickzack

*) Fast sämmtliche Miethkutscher sind dort farbige Leute, man findet sie in allen Hauptstraßen, und um 25 Cents (1 Franc 25 Cent.) fahren sie nach jedem beliebigen Theil der Stadt. Ihre Kutschen sehen gut aus, und manche sind von Gallawagen nicht zu unterscheiden.

Digitized by Google

übereinander gelegt und dadurch die festesten Schranken (fence) geschaffen, welche sowohl Pferde und Rindvieh als auch Schweine abhalten. In Deutschland werden diese Thiere eingeschlossen, hier aber laufen sie frei umher, und die Umzäunungen dienen dazu, sie von bestimmten Grundstrichen auszuschließen.

Nicht minder auffallend als die Gebäude waren die großen Maisfelder. Sodann sah man hin und wieder kleine Pflanzungen von Baumwolle und den prächtigen Wunderbaum, von dessen Samen das Ricinusöl (Castoröl) gewonnen wird, welches wegen seiner gelind abführenden Eigenschaft sehr schätzbar ist. Der Boden dünkte uns nicht besonders fruchtbar und im Allgemeinen des Düngers bedürftig. Die Wälder bestanden größten Theils aus Eichen und Wallnußarten, Hickory genannt, und unter ihnen war die Erde mit einer Menthe (penny royal) bedeckt, deren Duft auf die Dauer belästigte. Unter dem wilden Gefieder zogen uns die schönen Farben der Spechte an.

So gings fort über Ellicots Mill, Poplarspring und Newmarket, ohne andere Abwechslung, als welche einzelne Bäche und kleine Flüsse darboten, die sich in schattigen Thälern und Schluchten theils zum Patapsco, theils zum Patuxent winden.

In dem ausgedehnten Thale des Monocacy, eines Seitenflusses des Potomac, nimmt die Natur einen reizenden Charakter an. An dem rechten Ufer liegt das Städtchen Fredericktown, dessen Umgegend in dem Rufe seltner Fruchtbarkeit steht; alle landwirthschaftlichen Einrichtungen tragen das Gepräge des Wohlstandes. Als wir sechs Meilen hinter Fredericktown auf die erste Gebirgsreihe stießen, welche in Maryland und Virginien das Südgebirg (southern mountains) genannt wird, war die Sonne bereits untergegangen. Wir hatten uns vorgenommen, an diesem Tage Bunsberg (Boons Borough) zu erreichen, welches westlich des Südgebirgs liegt, und jetzt noch sechs Meilen von uns war. Es schien nicht rathsam bei dem Vorsatze zu beharren, obgleich eine Verfügung über die Spedition unsrer Effecten damit zusammenhing; und wir waren eben im Begriffe, in einem der letzten Wirthshäuser vor dem Gebirge einzukehren, als unser Gespräch plötzlich von einem Fremden unterbrochen wurde, der uns in deutscher Sprache freundlich bewillkommte. Er deutete hinter sich, daß sein Frachtwagen mit seinem Sohne folge; er sey von Bunsberg, stamme von deutschen Eltern ab und freue sich, Einwanderer aus Deutschland zu treffen, wofür er uns halten müsse. Die Sprache und selbst die Gesichtszüge des Mannes nahmen für ihn ein, so daß wir der Einladung, mit ihm weiter zu fahren, mit Vergnügen nachgaben. Der Bergrücken war bis zum Gipfel mit Hochwald bewachsen. Der Weg schien gut zu seyn, und etwas Mondschein vermehrte die Wirkung der hellfunkelnden Sterne. Noch eine Meile gings durch offene Gegenden. Erst am Fuße der Berge empfingen uns die Wälder, und hier waren wir denn alsbald von Myriaden fliegender Leuchtkäfer umglänzt, die das Licht des nächtlichen Himmels ganz entbehrlich machten. Zugleich verursachte eine Art Cicaden (locust) ein solches Geschwirr, daß wir über eine volle Stunde nur mit erhöhter Stimme zu einander reden konnten. Von Zeit zu Zeit wurde das allgemeine Geräusch durch das Geheul von Panthern, Wölfen und Füchsen und durch das Geschrei vieler Nachtvögel übertönt. Zu diesen Eindrücken kamen die wechselnden Ansichten auf die vor und neben uns liegenden Tiefen, welche das Licht des Mondes und der Sterne in den mannigfaltigsten Schattirungen zurückwarfen.

Einer solchen Waldnacht bedurfte es, um uns recht inne werden zu lassen, daß wir in einem fernern Welttheile, über tausend Meilen von der Heimat, athmeten. Es wurde beinahe Mitternacht, bis wir in Bunsberg anlangten. Dieser Ort ist etwa 55 Meilen von Baltimore entfernt und hatte gleich allen Ortschaften im Gebirge eine gesunde Lage. Die Hitze ist daselbst nicht so anhaltend als an der Chesapeak-Bai. Melonen gedeihen deshalb nicht besonders. Allein die Auswanderer aus dem mittlern Europa befinden sich desto besser dabei. Es giebt dort viele Deutsche, meist Lutheraner. Ihr Pfarrer ist verpflichtet, abwechselnd deutsch und englisch zu predigen. Die Heerstraße zum Ohio macht Bunsberg sehr lebhaft und Alles verkündet Wohlstand und Frohsinn. Die gefälligen Obst- und Gemüsegärten, die den Ort umgeben, und die kleinen Waldungen zwischen den Aeckern nehmen sich allerliebst aus. Von Bunsberg gings durch Hagerstown, eine mit Fredericktown an Wohlstand zu vergleichende Stadt, zur zweiten Gebirgsreihe, dem Nordgebirge, und am dritten Tage nach der Abfahrt von Bunsberg erreichten wir das Städtchen Hencock. Es hat eine schöne Lage an dem wegen seiner malerischen Ufer gepriesenen Potomak.

Man darf sich nämlich unter dem Alleghany-Gebirge keine vollkommene Wasserscheide vorstellen. Jede der einzelnen Haupt- und Nebenketten wird von Flüssen durchschnitten: so die erste Reihe vom Potomak, die zweite von der Susquehanna und vom Delaware. Wer von Baltimore oder Philadelphia zum Ohio, unterhalb Pittsburgh, reist, stoßt auf fünf von Norden nach Südwesten laufende Reihen: zwischen denselben liegen sehr ausgedehnte Thalgründe, welche zum Theil eben sind, zum Theil wellenförmig, und hin und wieder durch ansehnliche Hügel unterbrochen werden. Die Berge sind alle vom Fuße bis zum Gipfel dicht bewaldet, und von der Heerstraße nach Wheeling läßt sich keine Spitze bemerken, welche die Höhe von 3000 Fuß übersteigt. Im südlichen Theile von Virginien sind sie höher und im Norden sollen sich einige Kuppen bis zu 7000 Fuß erheben. Aber selbst die niedrigeren Nebenreihen, deren mittlere Höhe etwa 1500 Fuß beträgt, haben ein stattliches Aussehen, da sie sehr steil emporschießen und bei einer geringen Breite, wie gigantische Bollwerke, die verschiedenen Thalgegenden von einander absondern. Die Thäler sind sehr gut angebaut, mit Höfen überstet und enthalten eine Menge blühender Städtchen. Auf den Gebirgen sind die Pflanzungen seltner. Indessen kann man nicht sagen, daß die Heerstraße von Baltimore nach Wheeling durch eine Wildniß führe. Auf dem ganzen Wege findet man, in Zwischenräumen von etwa zwei Stunden, die vorzüglichsten Wirthshäuser. —

Schon früher, vor Bunsberg, in dem Städtchen Newmarket, hatten wir einmal wegen Ausbesserung des Wagens Halt machen müssen; jetzt brach kurz vor Hencock die eiserne Vorderachse. Die Wege waren nicht schuld daran, sondern die schlechte Qualität des Eisens, welches durch unser Gepäck auf eine

Digitized by Google

ſtarke Probe geſtellt wurde. Mittelſt einiger Stäbe und Stricke, wobei die Vorübergehenden mit herzlicher Theilnahme halfen, kamen wir zur Stadt. Wir fanden ein ſehr gutes geräumiges Gaſthaus, aber einen betrunkenen Schmid. Indeß war ſein Geſelle, ein rüſtiger Neger, des Handwerks kundig genug, um uns bald zufrieden zu ſtellen. Auf unſrer fernern Reiſe fuhren wir durch große Waldungen von Caſtanien. Die Früchte waren noch nicht reif, aber doch ſchon von lieblichem Geſchmacke. Von Zeit zu Zeit wanderten Feldhühner mit Schaaren von Jungen über die Heerſtraße in ſolche Ruhe, daß wir ſie Anfangs für zahmes Geflügel hielten.

Bei der Stadt Cumberland trafen wir zum zweiten Male auf den Potomak, und am folgenden Tage gelangten wir zu der dritten Gebirgsreihe, oder der Hauptkette, den Alleghany's im engern Sinne. Nicht weit von dem höchſten Punkte des Weges kamen wir zu einem Hauſe, wo die Nacht zuvor ein großer Bär ein etwa 200 Pfund ſchweres Schwein aus dem Stalle geholt hatte. An dem Boden waren die Abdrücke der Tatzen des Raubthieres noch zu ſehen.

Jenſeits des Alleghanygebirgs fanden wir in dem Städtchen Smithsfield, an dem Fluſſe Youghiogheny, ein freundliches Nachtlager. Ich wiederhole es, die Wirthshäuſer von Baltimore nach Wheeling haben mich durch ihre Reinlichkeit und Eleganz ſehr überraſcht. Koſtbare Fußteppiche ſind etwas Gewöhnliches, obgleich die Dielen durchgängig an ſich beſſer und auch mit weit mehr Sorgfalt zuſammengefügt ſind, als in Deutſchland. Zur Annehmlichkeit der Wohnungen tragen die hier häufigen Piazzas (an den Seiten der Häuſer angebrachte Gallerien) weſentlich bei. Ich bin in mehreren Gaſthöfen geweſen, wo die hohen Speiſeſäle auf bedeckte Gallerien ausgingen, welche die entzückendſten Ausſichten darboten. Auf dergleichen wird ſchon bei der Wahl der Bauſtellen und bei der Richtung der Seiten der Gebäude Rückſicht genommen. Außer der guten Verpflegung waltet auch überall eine ſolche Ordnung in der Aufſicht über die Effekten der Einkehrenden, daß faſt keine Klage möglich iſt. In jedem Gaſthofe iſt ein beſonderes Lokal (bar-room), daſelbſt bilden Schranken eine Abtheilung für den Debit der geiſtigen Getränke und für die Aufbewahrung des Gepäcks, unter der beſtändigen Obhut eines Kellners (barkeeper), der ſich mit Nichts Anderem beſchäftigt. Dieſer Kellner nimmt, ſobald der Gaſt anlangt, das Gepäck in Empfang und ſtellt es beim Scheiden nebſt der Rechnung zurück. Die Bar iſt überhaupt der Ort, wo der Gaſt jedes Anliegen vorbringt. Dort hängen auch die Schlüſſel zu den beſondern Zimmern der Gäſte. Will man die Effekten unter eigener Aufſicht behalten, ſo ſteht dieß natürlich frei.

Die Heerſtraße nach Wheeling wird mehr befahren, als die erſten Straßen Deutſchlands, und obgleich auf dem ganzen Wege kein Polizeibeamter zu ſehen iſt, und Niemand nach Päſſen fragt, die ohnehin im Innern America's völlig unbekannt ſind, ſo fürchtet man ſich doch nirgends weniger vor Dieben und Räubern als hier. Das Land iſt den Guten wie den Schlechten gleich offen und bei ſeiner topographiſchen Lage iſt es weit leichter, ſich den Verfolgungen der Juſtiz zu entziehen, als in Europa. Deshalb würde es wunderbar ſeyn, wenn gar keine Verbrechen vorfielen. Daß aber zumal im Innern Wenig geraubt und geſtohlen wird, hat denſelben Grund, warum man keine Armen antrifft. Es iſt nämlich bequemer, den Unterhalt auf andere Weiſe zu erlangen.

Von Smithfields gings des andern Tags über den Youghiogheny, der ſich dort in einem engen tiefen Thale windet, zu dem Lorbeergebirge (laurel-hills). Auch hier ſieht man keine öden Stellen; überall Hochwald von Fichten, Wallnußbäumen und zahmen Caſtanien, zwiſchen denen das dunkle Grün der Calmiaſtauden (laurel), die Gruppen von Cedern (juniperus virginiana), Weymouthsfiefern (pinus strobus) und Hemlocktannen, wovon ein angenehmes Vlies bereitet wird, reizende Unterbrechungen bilden.

Jenſeits dieſes Gebirgs gelangten wir nach Uniontown, einer hübſchen Landſtadt in einer fruchtbaren Gegend, und zwei Tage ſpäter über Brownshille an der Monongahela nach Washington (einer Stadt von 3600 Einwohner mit guten ziegelſteinenen Häuſern, breiten Straßen und zwei Buchdruckereien), von wo wir noch 32 engliſche Meilen nach Wheeling hatten. Wir hätten weit ſchneller reiſen können. Die Poſtkutſche (mail) würde uns in drei bis vier Tagen von Baltimore nach Wheeling gebracht haben. Allein unſer Zweck war, das Land mit Muße zu betrachten. Das Ohiothal bei Wheeling iſt eng, und die Stadt, welche gegen 2600 Einwohner zählt, iſt auf unbedeutendem Grunde aufgeführt. Die Länge des Ohio von Pittsburgh, wo die Vereinigung der Monongahela und des Alleghany ihn bildet, beträgt 1200 engliſche Meilen; die Breite, ſagt man, wechſle zwiſchen 1000 und 5000 Fuß. Der Strom ſoll nirgends reißend ſeyn, außer bei Louisville, in Kentucky, wo er über Felſen rauſcht und in einer Strecke von zwei Meilen 22 Fuß Fall hat. Den Unterſchied des niedrigſten Waſſerſtandes von dem höchſten berechnet man zu ſechzig Fuß. Die Vegetation auf den Höhen ſowohl als in den Niederungen iſt ſehr anziehend und zeugt von einem weit beſſeren Boden als an der Oſtſeite des Alleghanygebirgs.

Es heißt, daß auf dem Miſſiſippi und ſeinen Zuflüſſen hundert und vierzig Dampfboote in Thätigkeit ſeyen. Hier zu Wheeling iſt ſeit einigen Wochen *) das Waſſer zu niedrig und die Wirthshäuſer ſind voll von Reiſenden, die auf Regenwetter warten. Bloß die ſogenannte Kielboote können immer fahren. Wir gerathen alſo in keine Verſuchung, unſeren Vorſatz, zu Lande zum Miſſiſippi zu reiſen, aufzugeben. Wir müſſen von nun an auf andere Wege gefaßt ſeyn. Die Heerſtraße iſt zu Ende und durch den Ohioſtaat leiten nur ſolche Wege, die durch die Einwohner der einzelnen Bezirke unterhalten werden.

Die Seelenwanderung.

II. Der Hebräerſklave.

(Schluß.)

Der Aufenthalt meines Herrn in Paläſtina dauerte nur kurze Zeit, da er eine Handelsreiſe nach fernen Ländern an

*) Der Verfaſſer ſchreibt vom 25 September 1824.

Digitized by Google

hatte. Ich bewies ihm so viel Anhänglichkeit und zeigte mich so brauchbar, daß er mir nicht nur seine Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen gab, sondern auch versprach, wenn ich in meinem Betragen so fortfahre, mir die Wohlthat des mosaischen Gesetzes zukommen zu lassen, welches dem Hebeder, der Sclave ist, nach sechs Jahren der Dienstbarkeit, im siebenten Jahre die Freiheit zuspricht. Er legte mir den Namen David bei, welcher in seiner Sprache so viel besagte, als der Geliebte.

Wir reisten zuerst nach Joppe, welches der Seehafen von Judäa und ein ziemlicher Handelsplatz war. Dort gingen wir an Bord eines Schiffes, das nach Tyrus segelte, wie die Griechen diese Stadt nennen; ihr eigentlicher Name war Tor oder Zor, was im Phönizischen einen Fels bedeutete. Diese berühmte Seestadt stand damals in dem Zenith ihres Glanzes. Eine kurze Nachricht von ihr dürfte deshalb nicht uninteressant seyn.

Alt-Tyrus, welches etwa fünfzig Jahre vor dieser Periode die Assyrier unter Nabuchodonosor zerstörten, lag auf dem festen Lande von Syrien, ungefähr neunzig englische Meilen von Joppe; Neu-Tyrus dagegen auf einer nicht sehr großen Insel, die ein nicht ganz eine Meile breiter Canal von der Hauptküste trennte. Die Insel selbst war mit Gebäuden bedeckt und von einer hohen aus ungeheuren Steinblöcken aufgeführten Mauer umgeben. Auf dem Wehrdamm, der sich eine beträchtliche Weite in die See hinaus erstreckte, und den Hafen vertheidigte, stiegen wir an's Land und traten unter einem mächtigen Schwibbogen in die Stadt. Ihr Anblick innerhalb der Mauern hatte etwas ungemein Großartiges; die Häuser waren von außerordentlicher Höhe, was in diesem Theil der Welt, wo die Erdbeben keine ungewöhnliche Erscheinung sind, uns sehr überraschte; auch verriethen sie in Styl und Dekorationen einen Grad von Geschmack und Reichthum, der die Tyrier, in Verbindung mit ihren Talenten für die Wissenschaften, berechtigte, den Beinamen der Königin der Künste für ihre Stadt in Anspruch zu nehmen. Die Tempel waren prachtvoll; der Haupttempel, der dem Gott Herkules geweiht war, enthielt nicht nur eine Menge der feinsten und kostbarsten Kunstwerke, sondern auch reiche Votivspenden, worunter eine Säule vom reinsten Golde aus Ophir und ein Smaragd von so wunderbarer Größe, daß er einem kleinen Obelisken glich. Ein anderes glänzendes Heiligthum war dem Jupiter geweiht, ein drittes dem Gott des Tages und ein viertes der Königin des Himmels, Astarte, wie sie die Sidonier nannten, oder himmlische Jungfrau, der Lieblingsgöttin des phönizischen Volks. Der Luxus im Innern der Privatwohnungen überstieg jede Vorstellung: die herrlichsten Teppiche von Seide, Tuch oder feiner Leinwand, mit einem Purpur gefärbt, wie ihn die neuere Zeit gar nicht kennt, oder mit einem Scharlach von unnachahmlichem Glanz, schmückten die Wände und verhüllten einen Theil der marmornen Böden; gläserne Vasen von jeder Größe, Form und Farbe durchfunkelten jedes Gemach, welches dadurch einem Magazin von Crystall glich; Edelsteine von allen Farben schienen während des Tags mit den Strahlen der Sonne zu wetteifern und während der Nacht ihre Stelle zu ersetzen; würzige Wohlgerüche von Zimmt, Myrrhen und Aloeholz wogten gleich der balsamischen Luft eines indischen Lusthains, die der lieblichste Windhauch fächelt, durch die Häuser und durchdufteten die Straßen. Die vornehmsten Kaufleute von Tyrus wohnten in Palästen und kleideten sich in Gewänder, deren sich kein Monarch hätte schämen dürfen; und wirklich dachten sie sich in ihrem Stolz kaum geringer, denn als Könige.

Was dem Fremden vielleicht in Tyrus am Stärksten auffiel, war die unglaubliche Mannigfaltigkeit von Physiognomien, Trachten und Sitten, denen man hier begegnete, und wovon vielleicht weder vor noch nach irgend eine der großen Handelsstädte der Welt ein Beispiel darbietet. Hier konnte man sehen Griechen, Spanier, Britannier, Italiener, Araber, Indier, Perser, Kleinasiaten, Assyrier, Palästiner, Aemenier, Aethiopier und eine Menge Anderer, deren Namen jetzt nicht mehr bekannt sind; Einige gingen beinahe nackt, Andere erlagen fast unter der Bürde ihres Kleiderstaats; Einige waren schwarz, Andere blond; Einige von kräftiger, sehniger Gestalt, Andere von schmächtigem, zartem Bau; eben so verschieden waren ihre Sprachen, und auf den Straßen herrschte ein chaotischer Lärm, an den das Ohr der Fremden sich mit Mühe gewöhnte.

Die Reste von Alt-Tyrus bildeten die Vorstädte der Neustadt; dahin begaben wir uns, nachdem wir unsere Neugierde in der letztern befriedigt hatten, um eine Unterkunft zu suchen, da für einen beschiedenen hebräischen Kaufmann die üppigen Herrenhäuser auf der Insel sich nicht wohl zum Quartier eigneten. Die ehemalige Freundschaft zwischen den Tyriern und den Juden bis zu dem gemeinsamen Untergang der Hauptstädte beider Nationen durch das Schwert der ruchlosen Tyrannen von Babylon, stand bei den Bewohnern der Altstadt noch in gutem Andenken, und ließ uns eine gastliche Aufnahme finden.

Längs der Küste des Meeres zwischen der Altstadt und einer Stadt Namens Acce bedeckte den Strand ein besonderer glasartiger Sand, aus welchem die Tyrier ihre gläsernen Gefäße verfertigten, die, wie ich schon bemerkte, in Bezug auf Schönheit des Materials und Vollkommenheit der Arbeit keinem Crystall nachstanden, und welche farbig aus zu malen sie eine besondere Geschicklichkeit besaßen. Wie man gewöhnlich annimmt, wäre die Kunst Glas zu machen erst lang nach dieser Periode entdeckt worden; dieß ist ein Irrthum; doch scheint die Kunst ausschließlich auf die Tyrier beschränkt gewesen zu seyn.

Die Ausdehnung des Handels von Tyrus war zum Erstaunen; die tyrischen Seemänner waren die erfahrensten und fuchtlosesten von der Welt, und die mit der Schiffahrtskunde zusammenhängenden Wissenschaften, Arithmetik und Astronomie, waren lange Zeit ihr Monopol; ihre Eifersucht sorgte dafür, daß andere Völker über die Art, wie ihr Handel betrieben wurde, in Unwissenheit blieben und sie pflegten deswegen, wenn sie zur See mit Schiffen anderer Nationen zusammen trafen, sich sobald als möglich von denselben wieder zu entfernen, was sie leicht während der Nacht bewerkstelligten, da die phönizischen Seefahrer ihren Lauf nach den Sternen zu richten verstanden, während andere mit Sonnenuntergang Anker warfen und selbst dicht an der Küste keine Nachtfahrt wagten.

Ich kam in die Gesellschaft eines phönizischen Seefahrers, der

von einer seiner Reisen erzählte. Er hatte von Tyrus sich nach einem spanischen Hafen eingeschifft; von da passirte er die Säulen des Herkules, umsegelte die ganze Küste von Africa, besuchte Persien und Indien und beschloß seine Reise in dem Hafen Elath oder Elan am rothen Meer, wo er fand, daß sein Fahrzeug ausgebessert werden mußte; er ließ daher seine Ladung ausschiffen und zu Lande über Edom und Judäa nach Phönizien führen. Diese Reise vollbrachte er in vier Jahren. Die Art des Verkehrs mit den Bewohnern der Küsten, die das Schiff unterwegs berührte, beschreibt er folgender Maßen: Wenn sie an einen Ort gelangten, wo sie sich einige gewinnreiche Tauschartikel versprachen, liefen sie in eine Bucht oder einen Hafen ein und befestigten das Schiff am Ufer; dann brachten sie von ihren Waarenlager an's Land, was ihrer Erfahrung oder Voraussetzung nach den Bedürfnissen oder dem Geschmack des Volks, das daselbst wohnte, entsprach; und stellten es so aus, daß es möglich vortheilhaft ins Auge fiel und daß die Eingebornen in den Stand gesetzt wurden, Gebrauch und Werth von jedem Stück zu beurtheilen. Hierauf zündeten sie ein Feuer an, und legten feuchtes Gras und andere Gegenstände zu, so daß eine große Rauchsäule aufstieg und den Bewohnern des Innern Kunde gab, welche auf der Stelle kamen und diejenigen Waaren, die sie auswählen wollten, nebst denen, die sie dagegen boten, bei Seite legten. Waren die Phönizier den Tausch zufrieden, so nahmen sie das Angebotene und ließen ihre Sachen dafür zurück; im andern Fall rührten sie Nichts an, bevor die Eingebornen so Viel zufügten, bis es dem Betrag ihrer Waaren gleichkam. Auf diese einfache Weise ging der Handel vor sich, ohne daß man ein Wort dabei verlor.

Von Tyrus segelten wir, ohne daß uns ein Abenteuer aufstieß, nach Egypten. Dieses Land wurde gänzlich von Ausländern mit den fremden Erzeugnissen versehen, deren es bedurfte. Obgleich einige seiner Fürsten den Handel begünstigten und ihn zu fördern große Werke ausführten, so ließen sich die Egyptier doch selten mit der Schiffahrt auf dem Meere ein; auch eröffneten sie den fremden Kaufleuten nur den einen Hafen Naukratis, welcher an einer der Mündungen ihres großen Flusses in der Nähe der Stadt Canopus lag. Dahin fuhren wir in einem phönizischen Schiff, weil die Schiffe dieses Landes sich von Seiten der egyptischen Regierung verschiedener Zollerleichterungen erfreuten. Unsere Ladung bestand in Gummi, Rauchhölzern, tyrischen Tüchern und Zeugen, nebst Glasartikeln, welche wegen ihrer Theure und ihrer Zerbrechlichkeit ein zu gefährlicher Gegenstand für den Speculanten waren. Durch Vermittlung einer in Naukratis ansäßigen tyrischen Handelsbrüderschaft setzten wir unsre Güter schnell gegen Getraide, Flachs, Papyrus, Honig und einige Apothekerwaaren um. Wir mietheten einen Platz in einem kretischen Schiff, das nach Candia bestimmt war, wo der Capitän nur ein paar Tage beizulegen gedachte, etwas Oel und Wein einzutauschen, worauf die Reise nach Sizilien fortgesetzt werden sollte, und von da nach Spanien, um dier Metalle einzunehmen, wovon dieses Land damals als der große Stapelplatz betrachtet werden konnte.

Wir gingen also an Bord unseres Creters; aber kaum hatten wir die Anker gelichtet, als ich bemerkte, wie sehr durch Roheit und Ungeschicklichkeit diese Seeleute gegen die Tyrier abstachen. Das Schiff war schlecht gebaut, und übel ballastet; es schwankte von einer Seite auf die andere und ließ häufig Wasser ein, selbst wenn das Element kaum die Wellen seiner Oberfläche kräuselte. Der Schiffer und seine Mannschaft hatten ein feierliches Gelübde gethan, dem Zeus einen egyptischen Widder, den sie an Bord führten, auf seinem Altar zu opfern, wenn er sie glücklich in den Hafen geleiten würde, und im Vertrauen auf diesen höhern Beistand bekümmerten sie sich selbst wenig um die Leitung des Schiffes. Waren diese Creter die schönsten Modelle ihrer Landsleute, so mußten diese gegen ihre Voreltern unter Minos sehr entartet seyn: denn sie waren träge, schmutzige, dickwanstige Bursche und so grobe Lügner, daß ich bald entdeckte, daß man sich auf kein Wort von ihnen verlassen konnte; ihr einziges Verdienst war ihre Schweigsamkeit: denn sie schliefen mehr, als sie sprachen.

In den zwei ersten Tagen ging es äußerst langsam vorwärts, denn der Wind, obgleich günstig, war schwach. Jeschua, mein Gebieter, unterhielt sich mit der Lektüre einiger alten Chroniken seines Volks, welche von den Wohlthaten handelten, die der Allmächtige vor Alters ihnen erwiesen und den Wundern, die er zu ihren Gunsten gewirkt hatte. Müde des Umgangs mit den cretischen Matrosen, die selten zu einem guten Gedanken ihre Lippen öffneten, es sey denn, daß sie einen Spruch ihres Dichters Epimenides anführten, der einer der Weisen Griechenlands gewesen seyn soll, nahm ich mit Vergnügen den Vorschlag meines Herrn, mir aus seinen heiligen Schriften vorzulesen, an. Diese Geschichte der Leiden, der Triumphe und der hartnäckigen Abfälle der Hebräer des Alterthums von dem Gott, den sie verehrten, trotz der außerordentlichen Furcht vor demselben, fällt mich mit Staunen und ich konnte nicht umhin, dieses Volk als einen besondern Zweig der großen Menschenfamilie zu betrachten, der selbst in seiner Erniedrigung noch merkwürdig blieb.

Mitten unter dieser interessanten Beschäftigung, welche für mich um so angenehmer war, als ich durch meine Theilnahme an der Geschichte seines Volks meinem guten Herrn selbst wiederum Vergnügen machte, hörte ich auf einmal einen lauten Schrei, den das Schiffsvolk ausstieß, worauf unmittelbar ein heftiger Stoß folgte. Wir standen auf und fanden das Schiff auf einen spitzigen Felsen gerathen, der dem Auge nicht hätte entgehen können, wären die Leute nicht aus Indolenz und Aberglauben blind gewesen. Das Schiff stürzte vor und zurück; der Schiffer hatte den Kopf verloren; seine Matrosen standen umher in Thränen und riefen: Zeu! Zeu! Pater! ohne daß sie die Hand rührten, um von der Klippe los zu kommen. Jeschua sprang auf die Seite des Schiffs, um zu sehen, was zu thun wäre ich folgte ihm. In diesem Augenblick machte uns der Wind flott, der Stoß war aber so stark, daß mein Herr über Bord fiel, wo der von der kreisenden Bewegung des Fahrzeugs gebildete Strudel ihn zu verschlingen drohte. Pflicht, Dankbarkeit, Menschengefühl drängten mich, und während die selbstsüchtigen Creaturen mit einem müßigen Lächeln zu sahen, sprang ich, obwohl ich nicht schwimmen konnte, in die brausenden Wogen.

Digitized by Google

den Matrosen zurufend, ein Ruder auszustrecken. Sie thaten dieß so langsam und ich hielt meinen Herrn so lange, bis er es faßte, jetzt aber verließen mich meine Kräfte, ich sank unter und der Ruf des biedern Jeschua: Rettet ihn! Rettet ihn! erstarb in meinem Ohr. Es wäre diesen Elenden zu Viel zugemuthet gewesen, einen Arm zu heben, um einen verachteten Neger zu retten, und so fiel ich als ein Opfer meiner glücklichen Bemühungen das Leben meines Käufers zu retten. Mir ward indessen ein weit süßeres Loos als vielen meiner Brüder in den folgenden Zeiten: ich starb für einen Herrn, den ich liebte.

Cooper's Grenzbewohner.

Ein eigenes Interesse, das von einer Art geheimnißvollen Schauders begleitet ist, erregt der wilde Mensch in uns. Das Wesen, welches wir gewohnt sind, als den Schlußpunkt der Schöpfung, als die Uebergangsstufe aus der materiellen, irdischen Welt in eine höhere geistige zu betrachten, sehen wir aller seiner durch die Anstrengung von Jahrtausenden erworbenen Vorzüge entkleidet vor uns, in einem Zustande, der von der bewußtlosen Rohheit des Thieres nur durch einen kleinen Schritt unterschieden scheint; wir zweifeln, ob ein so tief herabgesunkenes Geschöpf mit uns gleicher Art seyn könne; wir möchten eine Mittelstufe zwischen dem Thiere und dem Menschen annehmen und diese dem schmutzigen, ekelhaften, furchtbaren Wilden anweisen; aber nähern wir uns ihm, treten wir unter das Dach seiner ärmlichen Hütte, kriechen wir ihm nach in die Höhle, die er sich zur Wohnung bereitet hat, und sehen wir, wie der Funke göttlichen Feuers in der Brust unsers armen entarteten Mitbruders eine helle Flamme aufschlägt, sobald die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, der Hingebung in ihm geweckt werden: so weigern wir uns nicht länger, ihm die Hand zu reichen, ihn an unsre Brust zu drücken, in ihm ein Glied jener großen Familie zu sehen, die durch Berge und Meere getrennt, in tausend Sprachen ihre Gefühle stammelnd, auf Tausend, auf Millionen Wegen einem Ziele nachstrebend, doch nur einen Vater kennt.

Ein Werk, das diese Gefühle in uns hervorruft, würde selbst Platon nicht aus seiner Republik verbannt haben; in dieser Beziehung müssen wir dem neuesten Romane Cooper's — Die Grenzbewohner, oder das Thal von Wisch-ton-Wisch (The Borderers, or the Wept of Wish-ton-Wish, 3 vols. 12.) — der zu Ende des vorigen Monats gleichzeitig englisch zu London, französisch in Paris, und deutsch in Berlin ausgegeben wurde, den Vorzug vor allen seinen Vorgängern geben. Den gewöhnlichen Fehler der Romane Coopers, oder vielleicht — mit wenigen Ausnahmen — aller Romane, eine zu leichte flüchtige Skizzirung, Mangel an gleichmäßiger Ausführung und unverhältnißmäßige Weitschweifigkeit in Nebenpartien, theilen auch die Grenzbewohner. Aber nirgends wird durch diese Uebelstände das Interesse unterbrochen; und wenn das Ganze von Anfang bis zu Ende uns in lebhafter Spannung zu erhalten weiß, so sind einzelne Scenen mit einer Kraft der Darstellung und der Empfindung, mit einer Meisterschaft angelegt, die dem Besten gleich kommt, was je in irgend einer Sprache gedichtet worden ist.

Cooper versetzt uns in das letzte Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts, wo viele Gegenden, die jetzt mit blühenden Städten und Dörfern bedeckt sind, noch eine unermeßliche Wildniß waren, in welche nur einzelne kühne Vorläufer der Civilisation sich hinausgewagt hatten. Wish-ton-Wish war eine kleine Niederlassung dieser Art, die von einer einzelnen Familie gebildet wurde; ein junger Indianer, der sich in derselben befand, war bei einer früheren Gelegenheit gefangen genommen und durch Güte und Milde gewonnen worden.

„Unaufhörlich schrillte wildes Geheul und Geschrei um den Platz, während die lauten und oft wiederholten Töne der Muschel den Kunstgriff verriethen, durch welchen die Wilden während des früheren Theils der Nacht so oft versucht hatten, die Besatzung aus ihren Pallisaden herauszulocken. Einige wenige einzelne Schüsse, mit Ueberlegung von jedem einem Angriffe ausgesetzten Punkte abgefeuert, bezeugten zugleich die Kaltblütigkeit und Wachsamkeit der Vertheidiger. Das kleine Stück Geschütz in dem Blockhause schwieg, weil der Puritaner zu gut die wahre Kraft desselben kannte, um sein Ansehen durch einen zu häufigen Gebrauch zu mindern. Diese Waffe wurde daher für jene Augenblicke dringender Gefahr aufgespart, von denen man wußte, daß sie nicht ausbleiben würden. Ruth starrte mit besorgnißvoller Trauer auf dieß Schauspiel. Die lange bewahrte Sicherheit ihrer Waldbehausung war mit einem Schlage zerstört, und an die Stelle einer Ruhe, die jenem heiligen Frieden, dem ihr Geist nachstrebte, so nahe gekommen war, als dieß auf Erden möglich ist, waren plötzlich für sie und Alle, die sie am Meisten lieb hatte, die furchtbarsten Scenen des Schreckens und der Gefahr getreten. In einem solchen Augenblicke mußten die Gefühle der Mutter mit verstärkter Gewalt erwachen; ehe ihr noch Zeit zum Nachdenken gegeben war, eilte die würdige Frau durch die verwickelten, jetzt von dem Scheine des Brandes erhellten Gänge des Gebäudes, um die Kleinen aufzusuchen, die sie dem Schutz der wohlverwahrten Gemächer anvertraut hatte. „Ihr habt daran gedacht, daß Ihr nicht auf das Feld hinaussehen sollt, meine Kinder," sagte das beinahe athemlose Weib, als sie in das Zimmer trat. „Danket Gott, Ihr Kleinen, bis jetzt sind die Anstrengungen der Wilden umsonst gewesen, und noch sind wir die Herren unserer Wohnung."

„Warum ist die Nacht so roth? Komm hieher Mutter; Du kannst in den Wald sehen, als wenn die Sonne schiene."

„Die Heiden haben unsre Scheunen angezündet, und was Du siehst, ist das Licht der Flammen. Aber zum Glück können sie in die Wohngebäude kein Feuer werfen, so lange Dein Vater mit den jungen Männern unter den Waffen steht. Wir müssen dankbar seyn für diese Sicherheit, so schwach sie auch scheint. Du hast gekniet, meine Ruth, und nicht vergessen, Deines Vaters und Bruders in Deinem Gebete zu gedenken?"

„Ich will es wieder thun, Mutter," flüsterte das Kind, indem es sich auf seine Knie warf und sein Gesichtchen mit dem Gewande der Matrone verhüllte.

„Warum Dein Gesicht verbergen? so jung und unschuldig, wie Du bist, kannst Du Deine Augen mit Vertrauen zum Himmel erheben."

„Mutter, ich sehe den Indianer, wenn ich mein Gesicht nicht verberge. Er sah auf mich, ich fürchte, er will uns Uebles thun."

„Du bist ungerecht gegen Miaconimoh, Kind," erwiderte Ruth, indem sie schnell ihr Auge umherwarf, um den Knaben zu suchen, der sich bescheiden in einen entfernten dunkeln Winkel des Gemaches

zurückgezogen hatte. „Ich ließ ihn bei Dir als einen Hüter und nicht als einen, der Dir Uebels zu thun wünscht. Nun denke an Deinen Gott, Kind" — sagte sie, und drückte einen Kuß auf die kalte marmorgleiche Stirn ihrer Tochter — „und habe Vertrauen auf seine Güte. Miantonimoh, ich verlasse Dich wieder mit dem Auftrage, ihr Beschützer zu seyn," fügte sie hinzu, indem sie einige Schritte auf den Knaben zu that.

„Mutter," schrie das Kind, „komm zu mir, oder ich sterbe."

„Ruth wandte sich von dem aufhorchenden Gefangenen mit der Schnelligkeit des Instinktes. Ein Blick zeigte ihr die Gefahr ihres Lieblings. Ein nackter Wilder, dunkel, kräftig von Gestalt, furchtbar in der schrecklichen Verkleidung seines Kriegsschmuckes stand vor ihr, und wand das seidene Haar des Mädchens in der einen Hand, während er die glänzende Axt bereits über einem Haupte erhoben hielt, das unrettbar der Vernichtung geweiht schien. „Gnade, Gnade!" rief Ruth, heiser vor Schreck, und auf ihre Knie fallend, eben so sehr aus Unfähigkeit zu stehen, als in der Absicht, durch diese Gebehrde ihre Bitte zu verstärken. „Ungeheuer, triff mich, aber schone das Kind!"

Die Augen des Indianers rollten über die Gestalt der Sprechenden; aber dieß geschah mit einem Ausdrucke, der mehr die Zahl seiner Opfer zu berechnen, als eine Aenderung seines Vorsatzes anzukündigen schien. Mit teuflischer Kälte, die nicht geringe Uebung in diesem unbarmherzigen Verfahren bewies, schwang er auf's Neue das zitternde, aber sprachlose Kind in die Luft und war im Begriff seiner Waffe mit grausamer Gewißheit ihre Richtung zu geben. Der Tomahawk hatte seinen letzten Kreis beschrieben, und ein Augenblick würde das Schicksal des Opfers entschieden haben, während der gefangene Knabe dem furchtbaren Heiden in diesem entsetzlichen Schauspiele gegenüberstand. Durch eine schnelle Bewegung des Armes wurde der Streich aufgehalten. Der tiefe Kehllaut, welcher die Ueberraschung des Indianers bezeichnete, brach aus der Brust des Wilden, indeß sein Arm an seiner Seite herabfiel und die bewegungslose Gestalt des emporgehobenen Mädchen wieder den Boden berührte. Der Blick und die Gebehrde, womit der Knabe dazwischen getreten war, drückte mehr Selbstbewußtseyn, als Rache oder Schrecken aus, seine Miene war ruhig, gefaßt und, wie die Wirkung bewies, gebieterisch. „Geh," sprach er in der Mundart des wilden Volkes, von dem er entsprungen war, „die Krieger des blassen Mannes rufen Dich bei Deinem Namen."

„Der Schnee ist roth von dem Blute unserer Jünglinge," antwortete der Andere wild, „und noch kein Scalp hängt an den Gürteln meines Volkes."

„Diese sind mein!" entgegnete der Knabe mit Würde, indem er, während er dieß sagte, seinen Arm auf eine Weise ausstreckte, die zeigte, daß er seinen Schutz auf alle Anwesende ausdehnte.

Der Krieger schaute grimmig um sich, und als ob er nur halb überzeugt wäre. Er hatte eine zu große Gefahr bestanden, indem er in die Pallisadirung einbrach, um so leicht von seinem Vorhaben abgewandt zu werden. „Höre!" fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher das Geschütz des Puritaners auf's Neue in den Aufruhr draußen hineindrüllte, „der Donner ist mit den Yengisi! Unsere jungen Weiber werden von uns weg sehen und uns Pequots nennen, wenn keine Scalpe an unsern Spießen stecken!"

Einen Augenblick wechselte die Miene des Knaben, und sein Entschluß schien zu wanken. Der Andere, welcher seine Augen mit begierigem Verlangen bewachte, ergriff auf's Neue sein Opfer im Haare, indeß Ruth in den Tönen der Verzweiflung ausrief: „Knabe, Knabe, wenn Du nicht mit uns bist, hat Gott uns verlassen!"

„Sie ist mein:" brach wild von den Lippen des Kriegers. „Hör, meine Worte, Wompahwissel, das Blut meines Vaters ist sehr warm in mir!"

Der Andere hielt ein, und der Streich wurde noch einmal zurückgenommen. Die glänzenden Augäpfel des Wilden rollten gespannt auf der gehobenen Gestalt und der strengen Haltung des jungen Helden, dessen drohende Hand augenblickliche Strafe zu bringen schien, wenn er seine Vermittlung verschmähte. Die Stirn des Kriegers bebten, und das Wort Miantonimoh wurde ausgestoßen, aber so sanft, als wenn es ein Gefühl der Sorge zurückdrängte. Als dann ein plötzlicher Ausbruch des wilden Geschreis sich in den Sturm des Brandes erhob, wandte der wilde Indianer sich ab und sprang, das zitternde und beinahe leblose Kind verlassend, davon wie ein Hund, der auf eine frische Blutspur losgelassen wird. „Knabe, Knabe!" flüsterte die Mutter, „sey Heide oder Christ, so ist Einer, der Dir lohnen wird!"

(Fortsetzung folgt.)

Poesie des Kaisers von China.

Auf die Gefangennehmung und Vernichtung des Rebellen Tschingghikur hat der Kaiser von China eine Ode geschrieben, die gedruckt und an die Fürsten und Großen des Reiches vertheilt wurde. Von diesen gingen die schwülstigsten Danksagungen ein, die man ihrerseits wieder in der Hofzeitung von Peking gedruckt lesen kann. Die Ode besteht nur aus sieben und zwanzig Zeilen, jede von sieben Wörtern; diese sollen sich aber, wie es in der Dankadresse heißt, „ausbreiten, wie die Sterne, welche die Milchstraße bilden, im Strom des Himmels, und ihren belehrenden Schall durch das ganze Weltall hören lassen; während Hunderte und Tausende von Völkern sie als kostbare Perlen aufbewahren." Se. Majestät ertheilte in der Zeitung die gewöhnliche Antwort: „Ich weiß es; achtet dieß!"

Canton Register.

Russische Höflichkeit.

In Rußland soll es, wenn wir den Versicherungen eines englischen Reisenden Glauben beimessen dürfen — während des Winters — nichts Ungewöhnliches seyn, daß Personen einander mit folgendem Dialog begrüßen: „Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen bemerken zu dürfen, daß Ihre Nase eben erfrieren will;" worauf der Andere nicht selten erwiedert: „Ich wollte Sie eben davon in Kenntniß setzen, daß die Ihrige bereits erfroren ist." Bei solchen Gelegenheiten bleiben beide Leidende stehen und verrichten an einander die Operation, den angegriffenen Theil mit einem Stück Tuch oder einer Hand voll Schnee zu reiben, um den Blutumlauf wieder herzustellen. Nachdem sie einander diesen Dienst erwiesen haben, trennen sie sich unter den gewöhnlichen Complimenten.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 293. 20 October 1829.

Die brittischen Ansiedlungen in Westafrika.

(Schluß.)

Gewiß fragt jeder Britte, welchen Grund seine Regierung haben könne, daß sie für ein Paar Kaufleute einen Gesandten mit so unverhältnißmäßiger Besoldung nach Aschanti schickt? Geschieht es zum Besten des Handels, so gehe ein Kaufmann auf Kosten der Kaufmannschaft hin; allein auch dieß ist unnöthig. Der Aschanti bedarf europäischer Waaren — es ist ihm aber gleichgültig, von wem, oder wo er sie kauft, wenn er sie nur wohlfeil erhält. Wenn er bei den Engländern wohlfeiler kauft, als bei den Holländern und Dänen, deren Forts diesem Lande so nahe als Cap Coast Castle liegen, so hält er sich an die erstern, ohne daß es der Anwesenheit eines Gesandten bedarf. Zwei Gesandtschaften mit großem Pompe und Aufwand (unter Bowditch und Dupuis) richteten Nichts aus. Und was soll man sich nun von einem Gesandten versprechen, der nie in Afrika gewesen, der den dortigen Handel, die Sitten, Gebräuche, Gesetze, selbst die Sprache nicht kennt? Gerade dieß ist mit dem brittischen Gesandten, Hrn. Frazer, der Fall; es wird nicht lange anstehen, so hat er das Climafieber auf dem Hals, ein schlimmes Ding, das bei der besten ärztlichen Hülfe von zwanzig Kranken immer neunzehn in's Grab fördert. Wahrscheinlich sagte man ihm, daß Westafrika nicht so schlimm sey, wie man es schildert. Eine Aufzählung der bloß zur Armee gehörigen Individuen, welche in Folge des verderblichen Clima's von Westafrika erkrankt oder gestorben sind, möge indeß ihn und jeden Ungläubigen überzeugen: vom Jahr 1824 bis 1828 gingen als dienstunfähig, weil sie nur dadurch gerettet werden konnten, Offiziere und Aerzte ab: 36; mit Tod 86, zusammen 112 — Gemeine 1550; also im Durchschnitt jährlich 415 Mann. Darunter sind noch keine Missionäre, oder Civilbeamte, noch Offiziere und Gemeine vom Seedienst mitbegriffen. Möge diese Berechnung dem Publikum über das Gefährliche und Kostspielige einer Niederlassung in Westafrika die Augen öffnen. Fast drei Jahrhunderte vergingen, seit wir versuchten auf der Goldküste einen Handelsverkehr zu eröffnen und die Eingebornen zu kultiviren; und in diesem Augenblick sind sie in einem Zustande von weit größerer Barbarei, als da die Portugiesen ihre ersten Faktorien daselbst gründeten.

Der würdige Geistliche Denny gab sich zwei Jahre lang alle Mühe, die Kinder der Eingebornen zu unterrichten. In der Schule versprachen sie Viel und waren auch in der Kirche ziemlich aufmerksam; sobald er sie aber aus der Schule entlassen hatte, vergaßen sie Alles und zeichneten sich fast nur dadurch aus, daß sie schlimmer waren, als ihre Landsleute. Da giebt es einige Mulatten, Greaves genannt, auf Cap Coast, welche eine regelmäßige Erziehung erhalten haben; sie können lesen und schreiben und verstehen die Anfangsgründe der Arithmetik — sie kleiden sich europäisch, besuchen die Kirchen und heißen sich Christen, und wäre ein Missionär auf dem Fort stationirt, so würde er wahrscheinlich von ihrem Glauben und ihrer kirchlichen Andacht die vortheilhaftesten Schilderungen nach England schicken. Wie man sich täuschen kann! Diese Leute, trotz ihrem Christenthum, glauben an Fetische, beten sie an, und bauen kein Haus oder Boot, pflanzen und fischen nicht, beginnen überhaupt kein Geschäft, ohne ihre Götzen zu befragen; sie opfern ihnen Vögel und Ziegen, und würden kaum Menschenopfer verschmähen, wenn sie dazu kommen könnten. Beim Gottesdienst sind sie so fromm, daß sie, wenn man aufsteht, den Sitz niederlassen, damit der Teufel nicht hineinschlüpfe. Auf Cap Coast Castle befindet sich gegenwärtig kein Geistlicher, Missionär oder Schulmeister; dagegen giebt ein äußerst thätiger, trefflicher farbiger Mann, Namens Anderson, der in England erzogen ward und eine Legion Missionäre aufwiegt, den Eingebornen unentgeltlichen Unterricht. Was dazu gehört, um in einem so undankbaren Geschäft nicht müde zu werden, kann man sich daraus abstrahiren, daß die Häuptlinge auf der Goldküste, wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken sollen, noch Geld dafür verlangen.

Wenn die Kaufleute nur ihre jährlichen 4000 Pfund von John Bull beziehen, so brauchen sie Nichts weiter; es sind aber auch Kaufleute, die dem Handelsstande nicht sonderliche Ehre machen: ehmalige Kutscher, Gypser, Inhaber von Billarden und Speisetischen, Zimmerleute, Maurer, abgedankte Sergenten, Steuermänner von Sclavenschiffen, Auktionärs, Bediente. In fünf Jahren gäbe es auf der Goldküste keine dergleichen Krämer mehr, wenn die Regierung ihnen die Subsidien vorenthielte. Mit einem einzigen Schiff, das die Küsten befahre, ließe sich der ganze Handel unterhalten.

Was wollen wir denn mit unsern Besitzungen in Westafrika,

Digitized by Google

wenn wir mit allee Veeschwendung brittischen Blutes und Geldes die Civilisation um keinen Schritt vorwärts bringen? Will uns doch die Unterdrückung der Sclaverei nicht einmal gelingen. Die Sclaverei besteht noch in allen unsern africanischen Colonien, besonders auf Sierra Leone, unter den befreiten Afrikanern. Auf Cap Coast Castle dingte Lieutenant Splaine, vom königlichen africanischen Corps, einen Knaben von dessen Eltern, so daß es ihm freistand, nach einem Monat wieder nach Hause zurückzukeheen. Es wuede ein Contract aufgesetzt und beiderseitig unterschrieben. Vor vielen Jahren war aber die Großmuttee des Knaben bei einem Palavee auf die Anklage eines Mannes, der, reicher als sie, sich dee Stimmen dee Pynim oder Richtee zu versichern wußte, wegen einee angeblichen Schuld zu ewigee Sclaverei verurtheilt worden. Als Lieutenant Splaine mit seinem Diener die Goldküste veelassen wollte, wurde der Junge nebst seinee Mutter von dem vorgeblichen Herrn, einem eingeboenen Häuptling, festgenommen und schwer gekettet im Triumph durch Cap Coast Castle geführt, gleichsam zum Hohn füe das brittische Sclavenverdot. Man versuchte zwae, den Generalmajor Turner zu vermögen, daß ee ins Mittel trete, allein ee wollte nicht, oder that es mit solchee Gleichgültigkeit, daß die Sclaverei des Weibes als eechtlich betrachtet wurde. Dieser Akt versetzte viele Individuen, die man frühee für frei erklärt hatte, in einen Zustand desteittener Existenz. Im Jahre 1827 kam von Freetown ein Canoe mit Orangen, zwei Knaben spielten in der Nähe, sie wurden geknebelt, in das Schiff geworfen und als Sclaven verkauft. So kam es vor, daß ein Knabe vom öffentlichen Markte, ein anderer von dem Fischmarkt foetgeschleppt, zwei in ein Haus gelockt, und verkauft wueden.

Diese Thatsachen wurden vor dem Gouverneue, dem Friedensrichter und Rathsmitglied Mac Coemack und vielen achtbaren Männern durch Zeugnisse erhärtet. Im Monat März desselben Jahrs ließ ein Agent des Königs dee gegenüberliegenden Küste, Dalla Mahammadu, fünf und siebenzig Sclaven über die Halbinsel Sierra Leone hintreiben und verkaufen. Durch die Thätigkeit eines farbigen Mannes, dee als Advokat praktizirte, kamen vierzig gegen die Summe von 100 Pfund wiedee los. Eine genaue Vergleichung der Listen der Afrieanee, welche zu freiee Arbeit in die Kolonie gedeacht wurden, mit den Listen dee Kreuzee, welche sie auffingen, würde zur unumstößlichen Gewißheit erheben, daß sie sich selbst untereinander verkaufen. Wenn man auch das Maximum füe Todesfälle, Desertion odee Versetzung in die westindischen Regimentee annimmt, so sind doch weit übee 3000 Individuen von der Halbinsel verschwunden. Dieß findet am Häufigsten bei dem Dorfe Waterloo auf der Spitze dee Halbinsel in dee Nähe der Landschaft Scherbro statt, und hält nicht schwee, da man keine Zählung, noch sonstige Controlle über sie hält. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kleinhändler, welche auf dem Scherbro Tauschhandel zu treiben voegeben, die Hand mit im Spiele haben und die brittische Regierung um beträchtliche Summen betrügen, da für jeden von unsern Kriegsschiffen aufgebrachten Sclaven 10 Pfund bezahlt werden. Wenn man zu Waterloo, Kent und York Militärbehörden errichtete und für diesen Nebendienst eine besondere Belohnung aussetzte, die Missionäre, Schulen, Meierei unter ihee Aufsicht stellte — häufige Zählungen hielte, jeder Neger zue bestimmten Stunde zu Haus und auf dem Posten seyn müßte und ohne Paß letztern nicht veelassen dürfte, könnte allein diesem schändlichen Unfug gesteuert werden. In allen Dörfern halten sich die befreiten Africaner für völlig unabhängig von den Aufsehern, aebeiten, was sie wollen, tun, was ihnen beliebt, gehen, wohin sie's gelüstet, so daß sie wirklich in einee Art Natuezustand leben; und dieß ladet unternehmende Bösewichter ein, sie wegzufangen und wieder als Sclaven zu verkaufen. Bei der Ankunft eines Sclavenschiffs werden die Negee ans Land geschafft, in ein Spital gebracht, dort gereinigt und mit den Kuhpocken geimpft. Sodann erhalten sie jeder einen guten schwarzen Hut, (dem sie sogleich den Boden ausstoßen und ihn so aufsetzen, daß dee Rand zu oberst steht) ein Hemd, (das sie um die Lenden binden) und Hosen (die sie über die Schultern werfen.) Die Männer und Weiber werden in Dörfer geschickt, um sich Wohnungen zu bauen, wo sie entweder Rationen odee eine Summe Geldes für zwölf Monate, oft sogar für viele Jahre voraus erhalten! Die Knaben und Mädchen werden in die Lehre gegeben, oder in die Schulen geschickt. Bei der Wohlfeilheit des Reises, des Palmöls und der Cassova, die ihre Hauptnahrung ausmachen, und zufolge ihrer natürlichen Trägheit errichten sie meist bloß eine elende Hütte, womit sie in einer Woche fertig sind. Die Nächte bringen sie mit Singen, Tanzen, Balgen und Häuserniederbeennen (desonders unter den zahlreichen Stämmen der Akkus und Ebus) und die Tage mit Schlafen und Müßiggehen zu. Eine Frau wird ihnen beigegeben, welche ihre Speisen zubereitet. Wenn sie zufällig Etwas arbeiten, so thun sie auch dieß nicht mit Sorgfalt. Ihre Grundstücke sind so schlecht bebaut, daß derselbe Acker selten mehr als ein Jahr Ernte, gewöhnlich Cassava (iatrdphn manihot), gibt; und doch darf dee Pflanzer bloß die Wuezel in die Erde stecken, da die üppige Natue ihm jede weiteee Mühe erspart. In jedem Dorfe steht eine schöne, geräumige Kirche, worin alle Morgen Betstunden gehalten werden. Statt nun in dieser geeigneten Tageszeit ihe Feld zu bestellen, finden sich die befreiten Africaner sehr fleißig (nicht um zu beten, denn sie verstehen die Sprache nicht, in der die Gebete gesprochen werden, sondern aus Hang zum Müßiggang) darin ein, um „das Palaver zu hören," denn sie glauben sich Etwas zu vergeben, wenn sie hier nicht gegenwärtig waren. Hiee kleiden sie sich an, fangen das Ungeziefer an sich und den Ihrigen ab, gähnen, die Weiber säugen ihre Kinder und schwatzen: darin besteht ihe ganzer Gottesdienst. Sie kommen und gehen, wann sie wollen, mischen unter dem Gebet. Das Negeremancipations-Amt (liberated-African Departement) obgleich am Reichlichsten bezahlt, ist das unnützeste Ding von der Welt in Sierra Leone. Die Mitglieder desselben, welche ihre jährlichen ein-, zwei-, drei- bis vier tausend Pfund beziehen, halten sich in völligem Müßiggang beinah beständig in Freetown auf, denken bloß an ihre Tafel, Bälle, schwarze Huldinnen und fragen nicht darnach, wie es in den Dörfern hergeht; und wenn ihre Neger nue fleißig die Kirchen besuchen, so wissen die Missionäre die Frömmigkeit dieser freien Afrie-

Digitized by Google

ner nicht genug zu preisen. Sie wollen nur ihre Augen nicht aufthun und täuschen sich und das Publikum. Trotz all den enthusiastischen Lobeserhebungen der Missionäre führen diese Neger untereinander das schändlichste Leben. Wenn sie gesetzlich verheiratet sind und sich aus irgend einem Grund oder einer Grille von ihren Weibern trennen wollen, geben sie Denjenigen, an die sie ihre Weiber abtreten, ihr „Buch" (Heiratscertificat) und der ganze Scheidungsprozeß ist abgethan.

Auf unsrer Ansiedlung am Gambia, unsrer dritten Station, herrscht offenkundig die Sclaverei noch auf die abscheulichste Weise; da jedes Individuum von Bedeutung eine Anzahl Sclaven besitzt. Zwar ist ihr Loos durch die menschenfreundliche Thätigkeit des Commandanten, Obristlieutenant Findlay, etwas gemildert worden; aber immer noch sind sie der unbeschränktesten Willkür ihrer Herren und Herrinnen ausgesetzt. Während der Abwesenheit dieses Offiziers in England knebelte der Alcalde oder Vorsteher der Gambiakolonie im März 1827 eine Sclavin und peitschte sie zu Tode. Der Commandant, Kapitän Frazer, ein schwacher und unwissender Mann, ließ den Verbrecher so lange unangefochten, bis er aus der Kolonie entwich. Zu derselben Zeit wurden ein Mann und eine Frau auf der Landzunge, welche Banjole mit dem Continent verbindet, aufgegriffen und als Sclaven verkauft. Die Behörde erhielt davon Kunde, that aber keinen Schritt. So ist auch Uebertragung von Sclaven bei Heiraten und Todesfällen auf dieser Ansiedlung etwas ganz Gewöhnliches.

Ein thätiger und verständiger Gouverneur vermag hierin sehr Viel. Im Mai 1828 half ein Mann einen Sclaven von dem Gambiagebiet wegschleppen. Der mächtige König des Negerstaates Barra nahm ihn in Schutz, indem er bei dem jetzigen Commandanten die Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit seines Vorgängers voraussetzte. Durch beharrliches, entschiedenes Auftreten aber setzte Obristlieutenant Findlay durch, daß der Sclavenmäkler nach Bathurst, der Hauptstadt der Kolonie, gebracht wurde, wo er ihn öffentlich durch die Straßen peitschen ließ. Seit dieser Zeit nimmt sich der König von Barra mehr in Acht, und es findet hier kein öffentlicher Sclavenhandel mehr statt.

Von der Erziehung der Knaben auf Sierra Leone läßt sich nicht viel Gutes sagen; sie lernen kaum das Alphabet und können bloß in der Bibel lesen. Der Verfasser dieses Artikels begleitete einen Militärbeamten in die Schulen, wo die Kinder aufs Beste zu lesen schienen. Ich drückte den Wunsch aus, sie auch in einem andern Buche, als der Bibel, lesen zu hören. Mein Freund kam so eben von einem Kriegsrecht und hatte die Strafgesetze in der Hand: er schlug sie auf und legte sie einem verständig aussehenden Knaben vor, welcher sogleich las: „Und als Paulus sprach, zitterte Felix." — Ich war einmal in einer Kirche, wo ein Paar Verlobte zum dritten Mal aufgeboten wurden, die Braut fuhr auf und schrie: Nein, nein, Massa, das Palaver nicht gut, wir versuchtens zwölf Monate mit ihm: der Daddy nicht gut." Wir wiederholen es, es ist offenbarer Unsinn, daß die englische Regierung sich mit unsern westafricanischen Besitzungen in Unkosten setzt. Auf Sierra Leone braucht man keine Soldaten. Als die westindischen Regimenter nach dem Frieden entlassen wurden, schickte die Regierung 1300 Mann, lauter junge rüstige Bursche mit einem Sold von 5 D., die Unteroffiziere mit 8 D. für den Tag, nach Sierra Leone und wies ihnen Grundstücke an, die sie bebauten. Neun Hundert von diesen sind noch gesund und dienstfähig — lasse man die Kaufleute und die ohnedieß schon übermäßig bezahlten Beamten aus diesen Leuten eine Miliz bilden; ein stehendes Heer braucht man nicht. Ohnehin kann Sierra Leone seiner Lage nach nicht vertheidigt werden: 50,000 europäische Soldaten könnten dasselbe im Fall eines Angriffs nicht halten — es ist auf allen Punkten angreifbar; auch ist hier keine Befestigung, selbst nicht die Möglichkeit dazu vorhanden. Mit dem Könige auf der gegenliegenden Küste und allen Häuptlingen steht man indessen in gutem Vernehmen; und selbst wenn dem nicht so wäre, könnten sie uns nicht Viel anhaben. Auf der Gambiastation haben wir 200 Soldaten; wenn die Kaufleute bei ihnen Offiziersdienste übernähmen, sie alle Sonntage paradiren ließen und ihnen ein Gewehr in den Arm gäben, so würde diese Truppenmacht zum Schutze der Ansiedlung hinreichen. Um alle Garantie zu haben, dürfte man nur zwischen dem grünen Vorgebirg 14° 44′ n. Br. und dem Cap Mount 6° 45′ oder bis Mesurado Kriegsschiffe kreuzen lassen, um dem Sclavenhandel in diesen Gegenden zu steuern, der hauptsächlich auf dem Bissagos und Scherbro betrieben wird, wo unsre Schiffe nie kreuzen, da ihnen mehr daran liegt, Prisen zu machen, als dem Handel überhaupt Einhalt zu thun.

Um zu zeigen, wie Viel man in Afrika mit wenig Kosten ausrichten könnte, berufe ich mich bloß auf die americanische Niederlassung auf dem Cap Mesurado unter dem Americaner Ashman. Er errichtete eine Colonie, eine Schule, ein Missionshaus, unterdrückte den Sclavenhandel und den Kriegen in der Nähe und dieses Alles mit geringem Aufwand weniger Subscribenten; während unsre westafricanischen Kolonien dem Staate Millionen gekostet haben. Ein unternehmender Engländer, Spence, hat an den Flüssen Sestos und St. Andrews Colonien angelegt, und treibt einen größern Handel vom Cap Mount (6° 45′ n. Br.) bis St. Pallis (5° 44′) als die armen Krämer auf Cap Coast zusammen; er hat dem Sclavenhandel Einhalt gethan und kauft von den Eingebornen ihre Landesproducte und doch erhielt er von der Regierung weder Unterstützung noch Ermunterung. Diese Beispiele sollten die Regierung auf die einzig vernünftige Politik rücksichtlich Westafricas führen, und überzeugen, daß sie Geld und Leben ihrer Unterthanen fruchtlosen Versuchen opfert, um ein indolentes, barbarisches Volk zu freier Thätigkeit zu gewöhnen und für eine Lehre zu gewinnen, die es nicht begreift, und deren Sprache es nicht einmal versteht.

Berangers Freilassung.

Gestern, sagt der Globe vom 23 September, hat Beranger das Gefängniß verlassen, worin er neun volle Monate unter seinen gewöhnlichen Studien, hie und da einem trauten Gespräch mit Freunden, und den Besuchen der Patrioten aus allen Gegenden Frankreichs, zubrachte. Er lebte im Kerker wie in seinem Hause: resignirt, und

Digitized by Google

ohne sonderliche Sehnsucht nach einer Freiheit, welche er gegen süe Dos aufs Spiel gesetzt hatte, was er für wahr und nothwendig auszusprechen hielt. Seine Gesundheit hat nicht gelitten; wir finden ihn, wie wir wünschten, ihn wieder zu sehen: derselbe gutmüthige und ungezwungene Frohsinn dieselbe sanfte Weisheit mit einer leisen Färbung von Melancholie; dieselbe ruhige Hingabe an seine Ideen, an seine Ueberzeugung als Mann des Volks, wie er sich oft ausdrückt; dieselbe, etwas beissende Spötterei über unsre halb aristokratischen, halb republikanischen Sitten.

Jetzt, da die neun Monate vorüber sind, welche seinen Freunden so lange wurden, möchte man kaum wünschen, daß er sie nicht im Gefängniß zugebracht hätte: das Gedicht seines Lebens ist vollständigee dadurch gewarden. Man muß ihn all seine kleinen, nach bestimmten Stunden eingetheilten Anordnungen erzählen hören, ihn, der sonst nach der Laune des Augenblicks seinen Einfällen, seiner Poesie, seinen Vergnügungen sich hingab. Man muß ihn gesehen haben in der geaßen düstern Stube mit dem langen Gatter, wie er seinen Feennden aus seiner Verschanzung heraus Audienz gab, bald leichten Scherz, bald Kunst, bald Politik zum Steff der Unterredung wählend; jetzt die Anmuth selbst; jetzt begeistert; jetzt voll treffender, weiser Rathschläge. Wie viel Licht des Friedens verbreitete doet dieser „unsterbliche" Mann; wie viel geistreiche Worte entfielen ihm über unsre literarischen Fehden, über unsee alten, groſen Dichter; über unsre jungen, anmaßlichen Emporstrebenden; welche seine Bemerkungen über Sprache, über schöne und ernste Wissenschaften wurden hier gemacht, leicht vom Munde weg, aber unvertilgbar im Gedächtniß der Zuhörer; wie viele Geschenke wurden dem Freunde, welcher seinen Schatzmeister mochte, abgefordert und unter die armen Gefangenen geworfen, welche der Fiskus verhaftet hielt, und der Dichter wie Vögeichen los ließ, mit einem Lächeln über ihr und ihrer Angehörigen Glück.

Undemerktes Zimmer in la Force, du gehörst jetzt der Geschichte an, wie der Kerker von Vincennes aber Jeur, wo Mirabeau seine neue Welt erschuf; wie das glänzende Schloß von Ferney, wo Voltaire beim Anblick der Alpen weinte, und für Freiheit und Vertheidigung des Unterdrückten sich begeisterte. Wer wird dich künftighin nicht sehen und besingen wollen? Wer möchte dich jetzt nicht malen, wie du gestern noch waest? Jenen Alkov mit dem weißen Vorhang; die spanische Wand; den Wandschrank, worin ein Roman, ein Gedicht, eine Tagesbroschüee aufbewahrt wurde; auf dem Kamin den kleinen Spiegel, and das geliebte Miniaturgemälde Manuels. — Wie ofe werden sich in den langen Winterabenden seine Augen feucht zu dem theuern Bild erhoben haben! Wie oft des Morgens, ehe es zehn Uhr geschlagen, und dee Gefangenwärter den Besuchenden das Gittee öffnen durfte — wie oft beim ersten Strahl der bleichen, halb verschleierten Sonne maz er, wenn er das Fenster öffnete, und seine Augen nun auf die wenigen grünen Bäume im Hof von St. Vincent de Paule fielen, an seine Jugend gedacht, eine ersterbende Erinnerung wiedee aufgefrischt, sich in Zukunft und Unsterblichkeit versenkt haben! Hier werden viele Liederträume an ihm vorübergeflogen, Nachts wieder gekommen, und in muntern aber zärtlichen, klagenden oder begeisterten Weisen aufgegangen seyn. Die Zeit und ee werden uns die Geheimnisse dieser Stunden enthüllen. Doch ist darunter eines, was er freundlich genug war, uns nicht vorzuenthalten, und dessen Mittheilung an Andee er uns erlauben wird. Es ist eine Erinnerung an die Kindheit, eine Rückkehr zu jenen ersten Eindrücken, welche für's ganze Leben von Bedeutung werden, und den Charaktee entscheiden. Auf seinem Lehnstuhl, die Arme über die Brust gekreuzt, ruft sich der Dichter die Zeit zurück, wo er, vor vierzig Jahren, als Kind, in eben dieser Vorstadt St. Antoine gefangen gehalten wurde.

LE 14 JUILLET 1829.

AIR: A soixante ans il ne faut pas remettre, &c.

Pour un captif souvenir plein de charmes!
J'étais bien jeune; on criait: Vengeons-nous!
A la Bastille! aux armes! vite, aux armes!
Marchands, bourgeois, artisans, couraient tous.
Je vois pâlir et mère, et femme, et fille;
Le canon gronde aux rappels du tambour,
Victoire au peuple! il a pris la Bastille,
Un beau soleil a fêté ce grand jour.

Enfant, vieillard, riche ou pauvre, on s'embrasse,
Les femmes vont redisant mille exploits,
Héros du siége, un soldat bleu qui passe *)
Est applaudi des mains et de la voix.
Le nom de roi frappe alors mon oreille;
De Lafayette on parle avec amour.
La France est libre, et ma raison s'éveille.
Un beau soleil a fêté ce grand jour.

Le lendemain, un vieillard docte et grave
Guida mes pas sur d'immenses débris:
„Mon fils, dit-il, ici d'un peuple esclave
„Le despotisme étouffait tous les cris.
„Mais, des captifs pour y plonger la foule,
„Il creusa tout au pied de chaque tour,
„Qu'au premier choc le vieux château s'écroule.
„Un beau soleil a fêté ce grand jour.

„La Liberté, rebelle antique et sainte,
„Mon fils, s'armant des fers de nos aïeux,
„A son triomphe appelle en cette enceinte
„L'Egalité, qui redescend des cieux.
„Entends leur foudre; il gronde, il tue, il brille;
„C'est Mirabeau tonnant contre la cour.
„Sa voix nous crie: Encore une Bastille!
„Un beau soleil a fêté ce grand jour.

„Où nous semons, chaque peuple moissonne.
„Déjà vingt rois, au bruit de nos débats,
„Portent, tremblants, la main à leur couronne,
„Et leurs sujets de nous parlent tout bas.
„Des droits de l'homme ici l'ère féconde
„S'ouvre, et du globe accomplira le tour.
„Sur ces débris Dieu créa un nouveau monde.
„Un beau soleil a fêté ce grand jour."

De ces leçons qu'un vieillard m'a données
Le souvenir dans mon coeur sommeillait;
Mais je revois, après quarante années,
Sous les verroux, le quatorze juillet.
O Liberté! ma voix, qu'on veut proscrire,
Redit ta gloire aux murs de ce séjour.
A mes barreaux l'Aurore vient sourire:
Un beau soleil fête encor ce grand jour.

*) Einer von der französischen Garde. Dieses Corps trug viel zur Erstürmung der Bastille bei.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 294. 21 October 1829.

Der alte französische Hof *).

Zwei Schriftsteller haben den Hof am Besten definirt, ohne einen Fuß hineingesetzt zu haben — La Bruyere und Montesquieu. Letzterer, der vermöge seines Ranges und seiner Geburt nicht hätte ankommen können, vermied es sorgfältig, sich einer Sphäre zu nähern, wo seiner Meinung nach der „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuthe, die Begierde sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlaster" zu Hause ist. „Höfling", sagt er, „heißt das Beiwort, das man einer Classe von Personen giebt, welche das Unglück der Könige und der Völker zwischen beide gestellt hat, um zu verhindern, daß die Wahrheit das Ohr der Könige erreiche; der schwache Tyrann hört und liebt solche Leute; der junge Tyrann bedient sich ihrer und verachtet sie; der König, wie er seyn soll, jagt sie fort und bestraft sie, und findet die Wahrheit, die nur vor Denen sich verbirgt, die sie nicht aufrichtig suchen." Nach La Bruyère ist ein Höfling ein Mensch, der Gebehrden, Augen, Mienen völlig in seiner Gewalt hat; der seine Feinde anlächelt, seine Laune in sich hinein zwingt, seine Leidenschaften maskirt, sein Herz verleugnet, kurz anders spricht und thut, als er denkt.

Im Allgemeinen passen diese Züge mehr oder weniger auf alle Höfe; wir haben es aber hier nur mit dem französischen zu thun. Man sah ihn abwechselnd oder zugleich feomm, galant, eingebildet, prunkhaft, liebeelich. Es gab Zeiten, glücklicher Weise sind sie selten, wo er der Sitz von furchtbaren Verbrechen, von Giftmischereien war, andere, wo Heuchelei und Fanatismus ihn zur Grausamkeit verleiteten; aber zu keiner Zeit hörte er auf, Kabale und Sittenlosigkeit in seinem Schoße zu nähren. Obgleich getrennt vom Monarchen und der Regierung übte der Hof immer einen unheilvollen Einfluß auf beide; und diese Doppelmacht ermangelte nie, für ihn Partei zu nehmen, wenn er verstand, sie in sein Netz zu ziehen und sich mit ihr zu identifiziren, so daß sie sich von ihm nicht selten als williges Werkzeug gebrauchen ließ. Man kann auf ihn das Sprichwort anwenden: Noli movere camarinam.

Der Kreis, in welchem der Hof sich bewegt, erweitert oder verengt sich nach Befinden der Umstände; aber er wird unermeßlich, wenn er statt Galanterie, Vergnügungen und Festen sich mit Polemik befaßt und der Regierung zugesellt; dann bekommt er eine Festigkeit und eine Thatkraft, welche keine noch so combinirte Staatsinstitution besitzt. Natürlich! diese beruht auf den Gesetzen; er auf den Leidenschaften der Menschen, die er berechnet, die er eine durch die andere modificirt, die er in ihrem Ausbruche zurückhält, deren ungestüme Kraft er in eine langsame aber unwiderstehliche Bewegung einlenkt, die um so gefährlicher ist, als man ihre Wirkung nicht eher bemerkt, als bis es zu spät ist, sich dagegen zu verwahren. Die Gesetze sind bestimmt, den Leidenschaften Einhalt zu thun, sie zur Ordnung zu bringen: allein wenn diese Leidenschaften, die ihrer Natur nach gegenseitig einander ausschließen und bekämpfen, sich vereinen, um zusammen zu wirken, so vermag keine Macht auf Erden, ihnen zu widerstehen — es giebt aber nur einen Ort, wo ein solches Einverständniß möglich ist, d. i. der Hof. Er besteht aus einer Anzahl von Individuen, die, ohne mit einander verbunden zu seyn, so handeln, als ob sie es wären; denn immer bereit, sich zu theilen, sieht man sie immer wieder, ohne daß sie deshalb einer Verabredung bedürfen, und wenn sie auch verschiedene Wege einzuschlagen scheinen, auf einem Punkte zusammentreffen — auf dem, den Fürsten zu täuschen. Der Geist blieb immer derselbe, dem Beispiele der Väter folgten die Söhne, und wenn sie in den Formen wechselten, so geschah dieß nur, weil sie sich dem Grundsatze bequemten, der Gunst des Fürsten Alles zu opfern, nachdem sie Alles gethan hatten, sie zu erlangen.

Betrachtet man die vorherrschende Tendenz der Souveräne unserer Zeit, so ist es eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß die populärsten Könige Frankreichs zugleich die mächtigsten waren: Franz I, Heinrich IV, Ludwig XIV. Letzterer, „der große König", verstand, diesen Vortheil mit Glanz, Pracht und Größe wohl zu vereinbaren. Heinrich IV pflegte das Souper des Architekten und Finanzmannes Zamet *) zu besuchen, der

*) 1828. Nouveaux Mémoires secrets pour servir à l'histoire de notre temps. Quid verum, curo et omnis in hoc sum. Paris 1829.

*) Zamet, eine Person, die näher gekannt zu seyn verdient, spielte — wiewohl hinter den Vorhängen — eine bedeutende, aber

seine Laufbahn als Schuster Heinrichs III begonnen hatte. Ludwig XIV zog, um seinen Höflingen eine Lehre zu geben, Molière an seine Tafel. Dieser Monarch theilte sich gerne mit und wußte für sich einzunehmen; seine weniger zugänglichen Nachfolger beraubten sich eines großen Mittels zu regieren. Ein König, der mit unterrichteten Männern verschiedener Classen Umgang hat, wird dadurch in den Stand gesetzt, Gesinnungen, Charaktere, Geister und Talente zu würdigen. Diese Kenntniß wird ihm in gewöhnlichen Zeiten, noch mehr aber in unruhigen von großem Nutzen seyn, um manche schätzbare Ansicht zu erfahren, manchen heilsamen Rath zu empfangen. Aber seit Ludwig XIV war es ein Zufall, wenn der König mit Jemand anders sprach, als wer zu seiner nächsten Umgebung gehörte *). So ließ Ludwig XIV bei seinen Spielpartien den ehemaligen Kammerdiener des Bischofs von Lectoure, Gourville, zu. Die Geschicklichkeit, mit welcher derselbe als Intendant des Hauses Condé die Finanzen dieses Prinzen herstellte, stimmte den König so günstig für ihn, daß er im Ernste daran dachte, Colbert durch ihn zu ersetzen. Es gelang indeß den Höflingen, dieß Se. Majestät auszureden. Ludwig XIV betrachtete den Souverän als Denjenigen, dem alle Ehre inwohnte und in dessen Machtvollkommenheit es liege, an seinen Hof zuzulassen, Wen er auszeichnen wolle, ohne nach Stamm und Herkunft zu fragen. Allein trotz dieser Maxime kam im Jahre 1760 die Verordnung heraus, daß Niemand hoffähig seyn sollte, der nicht beweisen könnte, daß er im Jahre 1400 von adeliger Geburt war. Ludwig XIV hätte eine solche Maßregel als eine Beeinträchtigung seiner Gewalt nicht zugegeben: und wirklich widerspricht ein Gesetz, welches den Fürsten in seinem Innern beschränkt, daß er mit seinen Gnadenbezeugungen nicht frei schalten und walten darf, geradezu dem Begriffe der Monarchie, sey sie nun eine absolute oder eine constitutionelle.

Der französische Hof zeichnete sich lange Zeit durch seinen überschwänglichen Prunk aus. Vor Alters war die Art sich zu kleiden für die einzelnen Stände der Gesellschaft vorgeschrieben, gewisse Stoffe und Kleider durften nur die Vornehmen tragen; diese Unterschiede waren mit der Zeit **) verschwunden; doch erschien man bis zu Ende der Regierung Ludwigs XV nicht anders als reich gekleidet bei Hofe. Unter Ludwig XVI wurde die Vernachläßigung des Putzes Mode: die meisten Hofleute zeigten sich gewöhnlich in schwarzer Kleidung. Der König beklagte sich darüber, weil diese Einfachheit den Manufacturen Abbruch thue: ein Beweis, daß auch anscheinend gleichgültige Dinge in unmerklichen Beziehungen zum Staate stehen können.

Gegen das Ende seiner Regierung betrübte Ludwig XV die Nation, die ervoedem an seinem Ruhme, wie an seinen Ausgnügungen hatte Theil nehmen lassen: er war Nichts mehr als ein gewöhnlicher Geels, beherrscht von einer alten Gouvernantin und einem pfäffischen Beichtvater. Der Regent stellte einen jungen Wüstling dar, der das Laster liebenswürdig machte und Frankreich demoralisirte. Durch die Erhebung der Dubarry legte er seine Verachtung gegen die öffentliche Meinung an den Tag.

Ludwig XV, blöde und willenlos, fürchtete immer von geradem Sinn zu mißdeauchen, den ihm die Natur verlieh; er beschränkte sich Anfangs auf die Vergnügungen der Jagd und der Liebe. Unter der Ministerschaft des Cardinal Fleury waren die Maximen Ludwigs XIV beobachtet, die Finanzen geordnet, und das königliche Ansehen war geachtet. Zu viel gab er sich mit kleinlichen Religionsstreitigkeiten ab, und die Marine gerieth unter ihm in Verfall. Dieß Ministerium dauerte achtzehn Jahre: die Frömmigkeit der Königin Maria Leczinska machte die Damen zurückhaltender. Aber der Tod des Cardinals schuf die Physiognomie des ganzen Hofes um. Der Marschall Richelieu erweckte in dem Monarchen den Geschmack am Vergnügen wieder und überzeugte ihn von seinem Rechte, sich demselben ohne Bedenken und ohne Schaam zu überlassen. Bei Ludwigs XV Gleichgültigkeit gegen die Geschäfte sah, Dem mußte mehr daran liegen, ihm den Hof zu machen, als sich durch Dienste hervorzuthun; die Achtung für den König nahm ab, und die Opposition trat um so entschiedener hervor, als man es nur mit Ministern zu thun hatte, die sich ihrer Gewalt überhoben.

Die Mätressen Ludwigs XIV führte theils ihre Geburt, theils der Rang ihrer Männer bei Hof ein; Ludwig erwies ihnen Aufmerksamkeiten, gab ihnen Feste. Die Höflinge wurden galant, prachtliebend und anständig in ihrem Benehmen wie ihr Gebieter; sein Nachfolger hatte mit Ausnahme der einzigen Herzogin von Chateauroux *) und ihrer Schwestern, deren Reich nicht lange bestand, zu öffentlichen Mätressen zwei Frauen, deren eine von dunkler **), die andere von gemeiner Abkunft war: um so sonderbarer, daß man einen Adel von vier Jahrhunderten zur Hoffähigkeit forderte.

Die Liebhaberei für öffentliche Dirnen, welche unter den jungen Herren des Hofs, denen der Monarch mit gutem Beispiel voranging, einriß und die geringe Mühe, welche es kostete bei solchen Frauenzimmern Glück zu machen, hatte zur Folge

---

weil er — immer strafbar — nöthig hatte, sich in Dunkelheit zu hüllen — immer zweideutige Rolle. Er war dem Tode Derjenigen, welche die größte Herrschaft über Heinrich IV ausübte, nicht fremd.

*) Coup d'oeil sur les derniers règnes, par M. D.

**) Noch heut zu Tage tragen Frauenzimmer vom gemeinen Stande Sammet und gewisse Seidenzeuge nicht; dieß verwehrt ihnen jedoch kein Gebot, sondern bloß die Furcht vor ihres Gleichen, die mit Fingern auf sie zeigen würden. In Bezug auf den Kopfputz allein giebt es keine Nüancen von der Zofe bis zur Prinzessin.

*) Die Herzogin wurde vergiftet, weil sie ihren Einfluß benützen wollte, um den König den Geschäften zurückzugeben. Die vier Töchter des Marquis Nesle waren alle sehr schön; die Präsidentin Duportail, die jüngste von ihnen, wurde dem Könige vorgestellt, sie sollte die Nachfolgerin ihrer vier Schwestern werden allein sie gefiel ihm nicht. Auf einem Balle verfolgte sie eine Maske, welche sie für den König hielt; es war aber ein Gecdist, der diese Gelegenheit benutzte, und sich darnach damit

**) Pompadour und Dubarry.

Digitized by Google

daß Damen von guter Gesellschaft weniger gesucht waren; die Gewohnheiten eines zügellosen Lebens sträubten sich gegen Bande, welche einigen Zwang auferlegten, einige Pflichtleistungen forderten; zugleich ruinirten sich aber eine Menge Familien durch den ungeheuren Aufwand, den diese Ausschweifungen verursachten, und die unermeßlichen durch Law's System schnell erworbenen Glücksgüter zerstäubten eben so schnell wieder.

Auf die Sitten des Bürgerstandes war jedoch die scandalöse Ueppigkeit des Hofes ohne Einfluß: diese Sitten waren weder streng noch verdorben. In keinem Land hatte die Geselligkeit, die Kunst zu leben, so große Fortschritte gemacht als in Paris; in den Privatzirkeln galt kein Adelsstolz, kein Rang; eine anständige Freiheit herrschte darin; keine Eitelkeit und Prunksucht bestimmte den Werth der Genüsse.

Hatte nun aber auch die Zahl der Glückskinder (hommes à bonnes fortunes) abgenommen, so blieben immer noch einige übrig, um am Hof den Ton anzugeben. Die beiden folgenden Porträte mögen eine Vorstellung von diesem „Genre" geben, wie die Höflinge jener Periode sich ausdrückten. Der Maler*) und die Urbilder sind bekannt. „Hr. von Duras, Sohn des Marschalls dieses Namens und in der Folge selbst Marschall, war in eine Zeit gefallen, wo die Geckerei sehr in der Mode war; in Paris sprach man von Nichts als diesem Sohne des Glücks. Da die vornehme Welt überhaupt damals den Mantel ganz nach dieser Seite wendete, so hing die Rolle, die man spielte, davon ab, daß man sich in den verschiedenen Arten des „Genre" bemerklich machte. Hr. von Duras fehlte es nicht an Geist, aber er trieb Alles bis zum Extrem; im Grunde war er ein guter Mensch und dienstfertig; das ließ er aber nicht genug seyn, sondern er mußte sich selbst überbieten, so daß er zu gefällig wurde, die Karten für Jedermann mischen wollte. In seiner Stellung bei Hofe als erster Kammerherr hielt es für ihn nicht schwer, auf vielerlei Weise Einfluß auszuüben; aber sein Mangel an Discretion entfernte ihn von den Menschen und den Geschäften — Der Herzog von Nivernois ein Mann von unendlich viel Geist, Anmuth der Sitten und Feinheit des Benehmens trat mit Hrn. von Duras, mit dem er immerwährend ein freundschaftliches Verhältniß unterhielt, zugleich in die Welt; er besaß nicht minder die äußern Vorzüge, wodurch man sich geltend macht, Reichthum und alten Adel; aber sein schwächlicher Körperbau nöthigte ihn, früh seiner Rolle zu entsagen. Reich, ein Sclave seiner Gesundheit, gab er Alles auf, außer den Grand-Seigneur, der in Ruhe leben wollte."

(Fortsetzung folgt.)

*) Hr. von Bezenval, oder der Vicomte Segur, wenn es wahr ist, daß die unter dem Namen des Erstern erschienenen Memoiren ein Werk des Zweiten sind.

Cooper's Grenzbewohner.

(Fortsetzung.)

Die Flammen haben die Wohngebäude ergriffen, und man versucht, die Kinder in das noch tapfer vertheidigte Blockhaus zu retten.

Als der junge Indianer zu den in dem Wohnzimmer noch Verweilenden zurückgekehrt war, führte er sie, ohne von der lauernden Bande bemerkt zu werden, die sich in dem Dampf der umgebenden Gebäude verbargen hielt, auf einen Punkt, von wo sie ihren kurzen aber gefährlichen Weg ganz übersehen konnten. In diesem Augenblicke wurde die Thür des Blockhauses halb geöffnet und wieder geschlossen. Noch zögerte der Fremde, denn er sah, wie wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß Alle unverletzt durch den Hof kamen würden; und dieß auf mehrere Male zu versuchen war — wußte er wohl — unmöglich. „Busch," sagte er, „Du, der so Viel gethan, vermagst noch Mehr zu thun. Bitte um Gnade für diese Kinder auf eine Weise, welche die Herzen Deines Volkes rühren kann."

Miantonimoh schüttelte das Haupt und antwortete kalt, indem er auf den entseelten Leichnam wies, der in dem Hofe lag: „der rothe Mann hat Blut gekostet."

„Dann muß der verzweifelte Versuch gewagt werden! Denke nicht an Deine Kinder, Du treue und kühne Mutter, sondern nur auf Deine eigene Sicherheit. Dieser dödsinnige Junge und ich, wir wollen die Sorge für die Kleinen übernehmen."

Ruth winkte ihm mit der Hand von sich und preßte ihre stumme und zitternde Tochter, auf eine Weise, welche zeigte, daß ihr Entschluß gefaßt war, an die Brust. Der Fremde gab nach; er wandte sich zu Whittal, der neben ihm stand, wie es schien, mehr mit dem gedankenlosen Anstaunen der aufsteigenden Feuersäulen, als seiner eigenen Gefahr beschäftigt, und befahl ihm, auf die Sicherheit des noch übrigbleibenden Kindes Acht zu haben. Hierauf stellte er selbst sich an die Spitze, um Ruth jeden Beistand zu leisten, welchen die Umstände erfordern würden; als in dem hintern Theile des Hauses ein Fenster eingestoßen wurde und den Einbruch des Feindes, so wie die dringende Gefahr, daß ihnen die Flucht abgeschnitten werden könnte, ankündigte. Jetzt war keine Zeit zu verlieren; nur ein einziges Gemach trennte sie noch von ihren Feinden. Ruths ganze Großmuth wurde hierdurch erweckt; sie riß Martha von Whittals Armen und versuchte mit verzweifelter Anstrengung beide Kinder in ihr Gewand zu hüllen. „Ich bin bei Euch," flüsterte das bewegte Weib, „versteckt Euch! versteckt Euch, Kleine, die Mutter ist nah!"

Der Fremde war auf eine sehr verschiedene Weise beschäftigt. In dem Augenblicke, wo das Klirren des Glases gehört wurde, stürzte er zurück, und schon rang er mit dem Wilden, den wir so oft genannt haben, und der einem Dutzend wilder, laut schreiender Rothfelger zum Führer diente. „Zum Blockhaus!" rief der unerschrockene Krieger, während er mit kräftigem Arm seinen Feind mitten auf dem engen Wege fest hielt und durch seinen Leib die hinter ihm stehenden Wilden zurückdrängte. „Um der Liebe Deines Lebens und Deiner Kinder willen, Weib, zu dem Blockhaus!"

Dieser Aufruf erscholl furchtbar in den Ohren der Mutter, aber in diesem Augenblicke der äußersten Gefahr hatte sie ihre Geistesgegenwart verloren. Der Ausruf wurde noch einmal wiederholt, und jetzt erst riß das halb bewußtlose Weib ihre Tochter von dem Boden auf. Die Augen noch auf den entsetzlichen Kampf hinter ihr geheftet, schloß sie das Kind an ihr Herz und floh, indem sie Whittal zurief, ihr zu folgen. Der Bursch folgte ihr, und ehe sie noch die Hälfte des Hofes zurückgelegt hatte, sah man den Fremden, der noch immer seinen Wilden als Schild zwischen sich und den Feinden hielt, dieselbe Richtung einschlagen.

Das Geheul, das Fliegen der Pfeile und das Feuern der Ge-

wehre, welches hierauf folgte, zeigte den ganzen Umfang der Gefahr. Aber die Furcht hatte Ruth übernatürliche Kraft verliehen, und kaum zischten die Pfeile schneller durch die glühende Luft, als sie in die offene Thür des Blockhauses stürzte. Whittal war weniger glücklich. Während er mit dem Kinde, welches seiner Sorge befohlen war, über den Hof eilte, durchbohrte ein Pfeil sein Fleisch. Gereizt durch den Schmerz wandte der verstandlose Knabe sich, um an der Hand Rache zu nehmen, welche ihm diese Verletzung zugefügt hatte. „Fort, alberner Knabe," rief der Fremde, als er bei ihm vorüber kam, noch immer den Leib des Wilden, der sich in seinen Armen wand, zum Schild machend, „fort um Deines und des Kindes Leben willen!" Dieser Zuruf kam zu spät; schon war die Hand eines Indianers über dem unschuldigen Opfer erhoben, und im nächsten Augenblicke schwebte das Kind in der Luft, indeß nach einem kurzen Kriegsruf die scharfe Axt auf sein Haupt gezückt wurde. Ein Schuß aus den Schießscharten streckte das Ungeheuer todt in sein Blut. Das Mädchen wurde in demselben Augenblicke von einer andern Hand ergriffen, und als der Sieger mit seiner Beute unverletzt in dem Wohnhause verschwand, erhob sich in dem Blockhause der allgemeine Ausruf: „Mantonimoh!"

Zwei andere Wilde benutzten die Pause des Schreckens, die hierauf folgte, um Hand an den verwundeten Whittal zu legen, und ihn gleichfalls in das brennende Gebäude zu ziehen. In demselben Augenblicke warf der Fremde den Wilden, der allen Widerstand aufgegeben hatte, zurück in die Waffen seiner Gefährten. Der blutende und halb erwürgte Indianer fing die Streiche auf, die nach dem Leben des Kriegers gerichtet waren, und während er schwankte und fiel, verschwand der Gerettete in dem Blockhause. Die Thür der kleinen Burg wurde sogleich verschlossen, und die Wilden, welche kopfüber gegen den Eingang stürzten, hörten nur noch das Vorschieben der Riegel, welche denselben gegen ihren Angriff schützten. Das Geschrei zum Rückzuge wurde erhoben, und im nächsten Augenblicke war der Hof in dem unbestrittenen Besitze der Todten.

„Wir wollen Gott danken für diese Gnade," sagte Canchet, indem er der halb bewußtlosen Ruth die Leiter hinaufsteigen half und sich selbst einem natürlichen Gefühle überließ, das Wenig gegen seine Mannheit sagte. „Wenn wir verloren haben, was wir liebten, so hat doch Gott unser eigen Kind gerettet!"

Sein athemloses Weib warf sich auf einen Sitz und, den geretteten Schatz an ihren Busen drückend, hauchte sie mehr, als sie sprach: „Von ganzer Seele, Heathcote, bin ich dankbar."

„Du verbirgst das Kleine vor meinen Augen, erwiederte Heathcote, indem er unter dem Vorwande, sein Kind zu umarmen, eine Thräne zu verhehlen suchte, die sich seine beraubte Wange herabstahl; aber plötzlich fuhr er zurück und rief beunruhigt: „Ruth!"

Erschreckt durch den Ton, in welchem ihr Mann den Namen ausstieß, warf die Mutter die Falten ihres Gewandes zurück, welche das Mädchen noch verbargen, und als sie dasselbe auf ihrem Arm empor hob, sah sie, daß in der Eil der furchtbaren Scene die Kinder verwechselt worden waren und sie Martha's Leben gerettet hatte. Ungeachtet Ruths natürlicher Großmuth war es ihr doch unmöglich, das Gefühl zu unterdrücken, welches bei der Entdeckung dieser Täuschung sie befiel. Die Natur zeigte in einem furchtbaren Grade ihre Macht. „Es ist nicht unser Kind!" schrie die Mutter, indem sie es noch immer in der ganzen Länge ihres Armes von sich entfernt hielt und seine unschuldigen erschreckten Züge mit einem Blick anstarrte, den Martha nie in Augen glühen gesehen hatte, welche sonst immer so sanft und gütig waren.

„Ich bin Dein, ich bin Dein!" flüsterte das arme zitternde Wesen, indem es vergebens nach dem Busen streckte, der so lange ihre Kindheit gepflegt hatte. „Wenn ich nicht Dein Kind, wessen bin ich denn?"

Ruths Blick war noch immer wild; die Zuckungen ihres Gesichtes krampfhaft. „Madame, Frau Heathcote, Mutter!" kam furchtsam nach einander von den Lippen der armen Waise. Ruth's Erschütterung ließ nach. Sie preßte die Tochter ihrer Freundin an ihre Brust und die Natur fand Erleichterung in einem jener schrecklichen Ausbrüche des Schmerzes, welche dem Bande zwischen Körper und Seele die Auflösung zu drohen scheinen.

(Schluß folgt.)

Der Eremit in Rußland.

Der Leichtigkeit, mit welcher der Franzose vielleicht mehr, als irgend ein anderes Volk, auch den unbedeutendsten Stoff zu benutzen weiß, verdanken wir es, daß Hr. Duprè de Saint-Maure nach einem wahrscheinlich nicht allzulangen Aufenthalte in St. Petersburg, während dessen ihm die Sprache des Volkes, unter dem er lebte, völlig fremd blieb, sich im Stande sah, das unterhaltende Werk über Rußland herauszugeben, aus welchem wir unsern Lesern in Nro. 163 folg. bereits einige Proben mitgetheilt haben. Er mußte aber freilich das Verdienst des „Eremiten in Rußland" sich darauf beschränken, uns in das Leben der höheren Stände einzuführen, ein Verdienst, welches indeß, seit wir den russischen Eremiten Bulgarin's besitzen, von dem kürzlich eine (äußerst fehlervolle) französische Uebersetzung erschienen ist, Viel von seinem Werthe verliert. Das Bild, welches der Verfasser von dem russischen Charakter im Allgemeinen entwirft, ist eben nicht schmeichelhaft; „Der Grundzug ihres Charakters, sagt der Eremit, scheint mir eine Zusammensetzung von Widersprüchen und Extremen, die den scharfsinnigsten Beobachter außer Fassung bringen muß. Die Russen sind sehr religiös, ohne eine auch nur einigermaßen strenge Moral zu kennen; sie haben viel Gutmüthigkeit ohne Gefühl, Großmuth ohne Theilnahme, und Höflichkeit ohne eine Menge von geselligen Formen und Rücksichten zu beobachten. Aeußerst leicht von Vorurtheilen geläuscht, wissen sie Nichts von dem Reize dauernder Freundschaften; man kann ihrem Bedürfnisse sich zu zerstreuen unentbehrlich seyn, den Bedürfnissen ihres Herzens ist man es nicht leicht. Ich weiß nicht, welchen Ausdruck man schaffen müßte, um ihren ganz eigenthümlichen Leichtsinn zu bezeichnen. Dieß Wort drückt das nicht aus, was ich sagen will; von Kindheit auf war ich gewohnt, meine Landsleute die leichtsinnigste Nation auf dem Erdboden nennen zu hören; diese Vorstellung machte einen unangenehmen Eindruck auf mich. Als ich hierher kam, wurde ich von meinem Vorurtheile geheilt; wir müssen die Flagge streichen; die Russen thun es den Franzosen zuvor, darüber ist kein Zweifel."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 295. 22 October 1829.

Das Hof-Journal.

Achte Skizze.

Der Hof von Washington.

Ich habe die eigenthümlichen Züge der Höfe von Schweden und Rußland beschrieben *). Ich kenne Nichts im übrigen Europa, was denselben gliche; aber eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Hofe von Stockholm, und — wenn ich mich des Ausdrucks anders bedienen darf — dem Hofe von Washington war mir auffallend. Ist Bernadotte höchst einfach und, mit ein klein wenig militärischer Paradirung, ein Geschäftsmann im Königspalaste; so fand ich den amerikanischen Präsidenten, Hrn. Quincy Adams, während der einen Hälfte des Tages als den Geschäftsmann unter staubigen Papieren und während der andern unter einem traulichen Kreise von Freunden, voll heitrer Laune, und mit einer zuvorkommenden Artigkeit, die nicht bloß die angenommene Manier seines Denkens und Handelns, sondern der natürliche Ausdruck eines hellen Kopfs, gerader Absichten, und wohlwollender Gefühle war. Ich kam in Washington an, als der Congreß sich eben auflöste, und der erste Eindruck, welchen die Hauptstadt auf mich hervorbrachte, hatte wirklich nichts Anziehendes. Die blendendweißen Häusermauern im Sonnenlichte, der unfruchtbare, nackte Boden um die Stadt her, die rechtwinkligen Straßen und Parallelogramme, das Mißverhältniß der prächtigen Gebäude zu der Lage der Stadt und der ganzen Umgegend, erregten eine unangenehme Empfindung. In meinem Portefeuille lag ein Empfehlungsschreiben von einem angesehenen europäischen Diplomaten, welcher mir bei Einhändigung desselben versicherte: „Ich würde in Hrn. Adams einen recht braven, gutmüthigen Mann finden, der mich höflich aufnehmen, und der mir immer besser gefallen werde, je näher ich ihn kennen lernte." Vorher hatte ich nicht umhin gekonnt, eine gewisse Analogie zu ziehen zwischen dem Stolze, dem Pomp und den gewaltigen Umständen um eine königliche Person, oder wenigstens eine Regierung her, und zwischen der Art, wie der Präsident einer großen, reichen Republik sich benehmen würde. Daher überraschten mich die Worte meines Freundes, des Gesandten, gar sehr, denn obwohl ich zu beinahe allen gekrönten Häuptern in Europa eingeführet worden war, hatte man mir doch niemals einen König geschildert als einen „recht braven, gutmüthigen Mann, der mich höflich aufnehmen würde."

Noch am Morgen meiner Ankunft, sobald ich mich nur in eine der Hitze des Klimas angemessene Kleidung geworfen (will besagen in Stiefel von dünnem spanischen Leder und weite Schifferhosen) nahm ich meinen Schirm, zum Schutze gegen die Sonne, und wanderte auf den Palast des Präsidenten, genannt das Capitol, zu. Die Größe des Gebäudes, der kühne Entwurf seiner Architektur machten einen starken Eindruck auf mich, obwohl nachgerade die Reihen jonischer Säulen Etwas an unser Custom-House in London erinnerten. Die brennende Sonnenhitze ließ mich aber nicht lange außen stehen; ich näherte mich dem „Palastthore", wie ich mich wahrscheinlich werde ausdrücken müssen; es war unverriegelt, und indem ich den linken Flügel aufstieß, trat ich in die prächtige Vorhalle. Sie war eben so still und einsam, als ich den Eingang zu Bernadottes Schloß beschrieben habe; im Uebrigen aber konnte man nichts Ungleicheres sehen, als die beiden Paläste. Da hingen keine Gemälde alter Meister; standen keine Götter und Göttinnen, keine Faunen und Satyrn, keine allegorischen Bilder; eben so wenig antike Statuen, Bronze, oder Meisterstücke irgend eines modernen Dädalus, womit jede Residenz in Europa, selbst die eines deutschen Markgrafen, überladen ist. Mit Verwunderung blickte ich auf die Halle und ihre Zimmerreihe, pfiff, summte ein Liedchen, und sprach laut mit mir selbst, weil ich allein zu seyn glaubte. Plötzlich gewahrte ich beim Umwenden, daß ich hart neben einem ältlichen Bedienten stand, welcher auf einem großen Armstuhle saß, und ohne Miene zu machen, als wolle er sich irgend wie erheben, mich mit einem Blicke betrachtete, welcher deutlich zeigte, daß er mich von Anbeginn bemerkt hatte. Die Sache war lustig genug; ich hörte auf zu pfeifen, und sah den unbeweglichen, spaßhaften alten Burschen an. Hätt' ich nicht zuerst das Stillschweigen gebrochen, so starrten wir einander vielleicht noch bis zu dieser Stunde ins Gesicht, denn seine Gravität blieb unerschütterlich, und er zeigte nicht die mindeste Lust zu sprechen. Alles, was ich durch mein Anschauen heraus kriegte, war die Entdeckung, daß seine Livree, wenn man sie so nennen durfte, ein sehr altmodisches, abgetragenes Aussehen hatte, und die Aermel für seine Arme um sechs Zoll zu kurz seyn mochten. Endlich fing ich an: „Mein Freund, ich habe da ein Empfehlungsschreiben, und

*) S. Ausl. Nro. 224.

Digitized by Google

möchte gerne erfahren, welchem Staats- oder Hausbeamten ich dasselbe nach Eurem Ceremoniel, oder vielmehr Nichtceremoniel — denn Ihr scheint mit einem solchen nicht sonderlich belästigt zu seyn — zu übergeben habe." — „Oh, das ist Euer Anliegen? Ihr habt einen Brief, nicht wahr? Wo ist er?" — „Hm, Freund, in meiner Tasche!" — „Und an Wen ist er? Sprecht." — „Ja so! das hätt' ich freilich zuerst sagen sollen. Er ist an den Präsidenten der Vereinigten Staaten." — „Ach, an Hrn. Adams? Dann könnt Ihr ihn eben so gut mir geben, ich will ihn gleich überliefern." Damit stand der Alte, sich auf die Arme seines Stuhles steifend, sachte auf. Langsam hinschlendernd und mit der größten Gemüthsruhe im Gesichte trug er meinen Brief fort; und ich blieb in der Halle, den Hut auf dem Kopfe, und den Schirm in der Hand, allein zurück.

Des Wartens müde, setzte ich mich in den Lehnstuhl. Nach etwa einer Viertelstunde kehrte der Bediente zurück und sagte mit seiner vorigen Gemächlichkeit: „Der Präsident ist sehr beschäftigt, aber er meint, Sie könnten ihn jetzt doch sehen, wenn Sie Lust haben; kommen Sie also mit, wenns gefällig ist."

Ich folgte dem Diener durch vier ziemlich geräumige Zimmer, die schlecht und recht ausgestattet waren, und trat in ein fünftes, größeres, an dessen Ende ein kleiner, sonnenverbrannter Mann mit niedergeschlagenen Augen und einem ziemlich schäbigen Anzuge saß. Er schrieb an einem großen Tische, welcher mit Stößen gedruckten und beschriebenen Papiers bedeckt war, deren einige sehr bestäubt aussahen. „Wollen Sie mich für ein Paar Minuten entschuldigen, Obrist, bis ich mit diesem Briefe fertig bin? Haben Sie die Güte, unterdessen Platz zu nehmen", rief der Präsident. In fünf Minuten war der Brief geendigt, in Falten gelegt, gesiegelt und überschrieben, und der Präsident, den Stuhl vom Tische rückend, legte den linken Fuß auf das rechte Knie, rieb sich die Wade und begann alsbald ein vertrauliches Gespräch. Er trug kurze Beinkleider und baumwollene Strümpfe, und ich bemerkte, daß das eine Knie nicht zugeknöpft war, am andern aber die Schleife offen stand. Während der Unterredung wurden seine schwarzen Augen voll Feuer, seine ganze Gestalt gewann Seele und sein Benehmen war höchst lebendig und angenehm. Ich hatte nie in so kurzer Zeit so viel gesunden Verstand, so tiefe und umfassende Kenntnisse zu bemerken Gelegenheit gehabt, noch war mir eine solche Gabe der Deutlichkeit bei irgend Jemand vorgekommen. Ich fing an, die Wahrheit der Voraussagung meines Freundes zu fühlen „daß er mir immer besser gefallen würde, je näher ich ihn kennen lernte."

Den folgenden Tag hatte ich die Ehre, bei dem Präsidenten zu speisen. Es waren vierzehn Herren bei Tisch, von welchen fünf Staatsdiener, drei aber Fremde waren. Die Gesellschaft zeigte den feinsten Ton und die gefälligsten Sitten. Die Unterhaltung war ungemein geistreich, und ich fand bei Allen ein Bestreben, sich nicht nur freundlich und gastlich gegen mich zu bezeugen, sondern auch mich über Alles, was mir interessant dünkte, zu unterrichten. Nichts freier und mittheilender, als die Art, wie sie sich insgesammt betrugen. Ich habe vergessen, anzumerken, daß, mit Ausnahme meiner selbst, dem der Stuhl rechts neben dem Präsidenten angewiesen wurde, keine Ordnung im Sitzen beobachtet ward, sondern Jederman Platz nahm, wo es ihm gefiel, ohne Ceremonien oder Rangstufen.

Als ich das Capitol verließ, schüttelte mir der Präsident die Hand, und sagte: „Ich hoffe Sie morgen zu sehen, Obrist." Ich antwortete bejahend, ohne noch zu wissen, wie er diese Worte verstanden haben wollte; bei der Rückkehr in meine Wohnung aber erfuhr ich, daß den folgenden Tag großes Levee seyn werde, und begab mich denn zur bestimmten Zeit dahin.

Dießmal mußte ich auf einem anderen Wege in den Palast. Man trat durch eine geschmackvolle Säulenhalle ein. Der Audienzsaal war groß, von eirunder Form und reich — doch ohne Ueberladung — geschmückt. Der Präsident saß im Hintergrunde auf einem Armsessel, der sich von den übrigen umherstehenden Stühlen in Nichts unterschied. Vier der höchsten Staatsbeamten saßen neben ihm, und eine bedeutende Anzahl Land- und Seeofficiere, das ganze Regierungspersonale, die Stadtbehörden und ein großer Theil der Repräsentanten, standen in einem Halbkreise rechts und links umher. Nachdem mehrere Personen vorgestellt und vom Präsidenten mit einfacher, ungezwungener Würde empfangen worden waren, standen die Minister von ihren Sitzen auf, die Gesellschaft theilte sich in kleine Gruppen, und die Unterhaltung wurde lebhaft und zwanglos. Es waren mehrere wissenschaftliche Männer da, aber nicht viele eigentliche Gelehrte, und nur wenige Leute von feinem Geschmacke, wie wirs nennen. Die Art des Gesprächs war mehr belehrend, als glänzend, so daß ich über die Masse von Kenntnissen Aller, mit welchen ich mich unterhielt, nicht genug staunen konnte. Nicht der unbedeutendste Zug in diesem Schauspiele war die ungenirte Weise, womit die Herren beim Abschiede ihre Hüte aus der Vorhalle holten, und, einander am Arme fassend, vom Capitol gingen, wie wie etwa von einem Morgenconzert oder einer Vorlesung im königlichen Institute. Viele entfernten sich zu Pferde, Viele in offenen Cabriolets mit einem oder zwei Pferden, die von Negerknabn geleitet wurden; einige Wenige in geschloßnen Wagen. Alles war höchst charakteristisch, besonders, da ich es nicht lassen konnte, meine Vergleichungen zwischen dem Hofe in Washington — um das Wort noch einmal zu brauchen — und den andern Höfen, die ich gesehen hatte, anzustellen.

Der alte französische Hof.

(Fortsetzung.)

Die Gestalt des Hofes wechselte nicht immer mit der Regierung; aber sie konnte sich auf einen Augenblick verwischen, bis man den Charakter des neuen Monarchen errieth.

Ludwig XIV gab an seinem Hofe den Ton an; Ludwig XV ließ ihn sich von seinem Hofe angeben. Man kann bemerken, daß die Galanterie jeder Zeit am französischen Hofe herrschte,

und daß selbst dann, wann ihr diese Herrschaft vorübergehend entzogen war, sie dieselbe nie ganz verlor. Unter dem Regenten trat sie ihren Platz der Sittenlosigkeit, der Völlerei ab; unter Ludwig XV erschien sie wieder, aber in der Gesellschaft der Freigeisterei.

Bei dem Tode dieses Königs stritten sich die eiethaftesten Intriguen bis vor seinem Bett. Eine Partei wollte einen Priester zu dem Sterbenden rufen; eine andere wollte davon Nichts wissen. Der Erzbischof von Paris ließ sich melden; der Marschall Richelieu hieß ihn wieder gehen, indem er sagte, wenn es ihm so sehr ums Beichtehören zu thun sey, so könne er ja seine Beicht hören, die ihm soviel Spaß machen würde, als die des Königs. Am fünften Tag seiner Krankheit*) schickte der König nach Madame Dubarry, während der Prälat wartete. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß Ersterer diesen Umstand wußte; denn an Beweisen äußerer Achtung gegen die Religion, die ihm seine Priester ja so leicht gemacht hatten, als es nur das Heidenthum hätte seyn können, ließ es Ludwig XV so wenig fehlen, daß wenn er einem Geistlichen begegnete, der einem Kranken das Viaticum brachte, er nie ermangelte, aus seinem Wagen zu steigen und auf der Straße niederzuknien.

Unter den zahlreichen Zügen aus dem Sittengemälde des Hofes Ludwigs XV ist einer der anständigsten folgender: Als der Graf von Coigny das Fräulein von Conflans heirathete, sagte sein Vater, der Herzog von Coigny zu dem Marquis von Conflans, er sey sehr in Verlegenheit, weil er noch nie bei seiner Gemahlin soupirt habe. Ich auch noch nicht, erwiederte der Ehrmann: aber wir können zusammengehen und einander beistehen. „Wir können einander beistehen" — ein charakteristisches Wort in dem Munde eines Ehemanns, der nach zwanzigjähriger Ehe zum ersten Mal bei seiner Frau zu Nacht speist!

Der Abbé Terray lebte öffentlich mit einer Baronin de la Garde, die Jedem, der von ihrem Liebhaber Recht oder Gunst erlangen wollte, unbarmherzig den Beutel fegte. Dieselbe Rolle spielte Frau von Langeac bei dem Herzog de la Vrilliere, als dessen erklärte Mätresse. Diese Damen waren bekannt als solche, die Gunstbezeugungen und Stellen verkauften. In dieser, wie in vielen andern Perioden zupfte, Wer da konnte, an dem armen Frankreich, das sich Alles gefallen ließ. Der Herzog von Aiguillon gab einmal ein großes Gastmahl und zuletzt wurde eine Krachtorte (croquante) aufgetragen, worauf die verschiedenen Theile Europas dargestellt waren. Der Minister präsentirte davon der Vicomtesse von Fleury und fragte sie: welchen Theil sie am Liebsten möchte? „Geben Sie mir Frankreich, Hr. Herzog, sagte die Dame und ich werde es so gut verspeisen (coquerai) als irgend Einer."

*) Einen Tag nach seinem Tod sagte Jemand in Gegenwart des Abbé de Gallick, der König sey an den Kinderblattern (la petite vérole) gestorben. „An den Großen der Erde giebt es nichts Kleines," erwiederte der witzige Vorsteher von St. Sulpice. Dieser Scherz kostete ihm seine Pfründe. Uebrigens hatte wirklich Madame Dubarry ihren königlichen Liebhaber durch eine junge Person, die sie ihm zuführte, und die kaum von den Kinderblattern genesen war, damit angesteckt.

Ein treffliches Kleeblatt von Ministern, wie man sieht! Der verhaßteste von ihnen und zugleich der nichtswürdigste, war der Herzog de la Vrilliere: denn die beiden Andern begnügten sich mit Gaunereien und Erpressungen; der Letztere quälte die Familien; er hatte zu seiner Mätresse eine Frau, die er ihrem Gatten Sabatin entführte, indem er denselben für todt ausgeben ließ. Hierauf verheirathete er Madame Sabatin mit Hrn. von Langeac, der diesem Minister seinen Namen und seine Ehre borgte. Bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI erhielt die angebliche Frau von Langeac Befehl, sich ein Kloster in Paris oder in einer Provinzialstadt zum Aufenthaltsorte zu wählen; sie gab Caen den Vorzug, wo sie ihren Liebhaber, den Ritter d'Arr fand, mit dem sie einen Handel mit geheimen Haftbriefen, das Stück zu 1600 Franken, getrieben hatte. Der Herzog von Vrilliere, welcher der Lieferant war, zahlte damit den Buhlen seiner Mätresse. Unter seinem langen und erbärmlichen Ministerium wurden auf diese Art nicht weniger als „vier und achtzig tausend" geheime Haftbriefe in Umlauf gesetzt. Der Minister vergaß nicht, die Kinder der Frau von Langeac zu versorgen. Der ältere Sohn, der den Marquistitel führte, wurde Oberst; der zweite Benefiziat; die Tochter an den Marquis Chambonas verheirathet. Das Haus Gontaut, dem er angehörte, widersetzte sich ernstlich dieser Verbindung, obgleich der Heiratsvertrag bereits von Ludwig XV unterzeichnet war. Während der darüber gepflogenen Verhandlungen sagte der König: „So kann also der arme Herzog von Vrilliere nicht einmal seine Tochter unterbringen?" Nach dem Hintritt des Monarchen kam Sabatin, der nicht wirklich, sondern nur durch einen geheimen Haftbrief gestorben war, wieder zum Vorschein; man gab ihm aber Geld, daß er schwieg.

Oft machten die jungen Höflinge Ausflüge in die Nachbarschaft, und wo ihnen ein reizendes Frauenzimmer aufstieß, ermangelten sie nie, ihre Huldigungen darzubringen, die Dame mochte auch zu einer Classe gehören, zu welcher sie wollte. Im Jahr 1773 kam ein englischer Kaufmann mit seiner Gattin, die außerordentlich schön war, nach Versailles. Kaum war dieß ruchbar geworden, als die Herren vom Hof scharenweise in ihr Haus wallfahrteten. Hr. Parer, ihr Gatte, den diese Besuche belästigten, sagte zu jedem Hofmann, wenn er von ihm Abschied nahm. „Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr, für die Ehre Ihres Besuchs; aber ich glaube nicht, daß Sie sich hinlänglich unterhalten werden; ich bin den ganzen Tag bei Madame Parer und Nachts schlafe ich bei ihr." Einen Vereinigungspunkt für den Hof bildeten die Zierli der Fräulein Guimard, der ersten Opertänzerin; sie gab drei Mal in der Woche Souper: das erste den Herren des Hofes, das zweite Künstlern und Gelehrten, bei dem dritten, einem wahren Bachanal, erschienen wieder die Meisten ihrer vorerwähnten Gäste. Der Prinz von Soubise und noch mehr Hr. von La Borde, Kammerdiener des Königs, bestritten den Luxus dieser Tänzerin. Der Erstere genoß die Ehre, der anerkannte Begünstigte zu seyn; der Andere, war der ergebene bescheidene Liebhaber, der immer die größte Zurückhaltung beobachtete und mit den Andern und oft noch vor ihnen die glänzenden Soupers dieser Schauspielerin verließ.

Mitten unter ihren Ausschweifungen gab sie ein Beispiel

und eine Lehre, deren man sich von ihr nicht versehen hätte. Eines Tags verfügte sie sich nach einer abgelegenen Vorstadt zu einem Stelldichein mit einem sehr großen Herrn, dessen Rang die größte Discretion erforderte. Es war im Monat Januar, bei kalter Witterung. Auf ihrem Weg durch die Vorstadt bemerkte sie das Volkselend, zu dessen Vergrößerung der strenge Winter Viel beitrug. Gerührt von diesem Anblick vertheilte sie einen Theil der 1000 Louisd'or, des Lohns ihrer Sünde, auf der Stelle und den Rest legte sie zu demselben Zweck in die Hände des Pfarrers von St. Roch nieder.

Die Verheirathung unterbrach den Gang dieses leichtsinnigen Lebens nur einen Augenblick und manchmal ging derselben eine Ceremonie voraus, deren scheinbarer Ernst die Wiedervereinigung um so pikanter machte. Im Jahr 1769 stand der Graf Fitz-James im Begriff sich zu vermählen. Der Herzog von Chartres veranstaltete ihm zu Ehren eines jener Soupers, die man Soupers der Witwen nannte. Dieser Prinz hatte seine Mätressen nebst denen verschiedner anderer Herren, theils solcher, die kürzlich in die Ehe getreten waren, theils solcher, die dieß noch vorhatten, zu diesem Feste eingeladen. Damen wie Herren kamen in Trauerkleidern. Die Fackeln Amor's erloschen, um den Fackeln des Hymen Platz zu machen. Alles kündigte an, daß die Wollust zu Grabe gehe und die Herrschaft der Vernunft beginne; aber diese Herrschaft dauerte nicht so lange als das Fest.

(Schluß folgt.)

Zur Statistik der Krankheiten.

Bei der französischen Akademie wurde neuerlichst eine statistische Schrift des Hrn. Falret über Wahnsinn, Selbstmord und schnelle unwillkürliche Todesfälle *) eingereicht, deren interessante Resultate wir hier unsern Lesern mittheilen. Der Verfasser legte bei seiner Arbeit die amtlichen Register des Bicetre und der Salpetriere zu Grund, so daß man sich in dieser Hinsicht auf die Richtigkeit seiner Angaben verlassen kann, während auf der andern Seite die bedeutende Zahl von 50,000 durch ihn notirter Fälle, und die Berücksichtigung von vollen dreißig Jahren, vor der Gefahr, Wirkungen des Zufalls für Gesetze der Natur zu nehmen, hinlänglich sichern.

Was zuerst den Wahnsinn betrifft, so übersteigt — in Frankreich — die Zahl der weiblichen Wahnsinnigen die Zahl der männlichen um ein Drittel. Der Monat Julius scheint derjenige zu seyn, worin das weibliche Geschlecht am Häufigsten von Wahnsinn befallen wird, während derselbe für Männer in dieser Beziehung nur im dritten Grade der Gefährlichkeit steht. Hinsichtlich des ehelichen Verhältnisses findet man, daß unter dem männlichen Geschlecht ein Viertheil mehr unverheirathete, als verheirathete oder verheirathet gewesene Wahnsinnige vorkommen. Beim Mann entwickeln sich die Geisteskrankheiten am Häufigsten zwischen dem 30 und 39, beim Weib zwischen dem 40 und 49 Jahr.

Der Selbstmord scheint bei beiden Geschlechtern ungefähr in gleichem Grad der Häufigkeit Statt zu finden. Im April kommen die meisten Selbstmorde unter Männern vor, während dieser Monat der angegebenen Beziehung für Weiber nur auf der fünften Stelle steht, wogegen der August für das weibliche Geschlecht ist, und der April für das männliche. Männer, die nicht in der Ehe leben, entleiben sich häufiger, als verheirathete, während bei Weibern der umgekehrte Fall eintritt. Bei Männern fallen die meisten Selbstmorde zwischen das 35 und 45, bei Weibern zwischen das 25 und 35 Jahr. Die zweite Stufe in der Häufigkeit des Selbstmords nimmt beim Mann die Zeit vom 45 bis zum 55 Jahre ein, welcher Periode beim Weibe in dieser Hinsicht erst der fünfte Rang zukommt. Dagegen findet man, daß sich Mädchen unter fünfzehn Jahren weit häufiger selbst tödten, als Knaben dieses Alters.

Unglückliche Liebe bringt beim weiblichen Geschlecht 2½ mal mehr Selbstmorde hervor, als beim männlichen. Dasselbe Verhältniß findet bei der Eifersucht Statt. Dagegen tödten sich wegen Vermögensverlusts dreimal mehr Männer, als Weiber; und fünfmal mehr Selbstmorde aus unbefriedigtem Ehrgeiz trifft man unter Männern, als unter Weibern. Armuth und Noth scheint beide Geschlechter in gleichem Verhältnisse zum Selbstmorde zu bestimmen.

Unter den schnellen Todesfällen unwillkührlicher Art eignen sich natürlicher Weise nur die Apoplexien zu einer physiologischen Statistik, da die übrigen durch rein äußere Ursachen herbeigeführt werden. Falret fand in dem von ihm bearbeiteten Zeitraume von 30 Jahren, nämlich vom 1 Januar 1794 bis 1 Januar 1824, zusammen 2297 Apoplexien. Von diesen fallen in das erste Decennium jener Periode (von 1794—1804) nur 399; dagegen in das zweite (von 1804—1814) mehr als doppelt so viel, nämlich 983; und endlich in das dritte (von 1814—1824) 919. Dieser Ueberschuß erklärt sich zum Theil dadurch, daß die Bevölkerung von Paris in diesen beiden Jahrzehnten bedeutend gegen das erste Jahrzehnt zugenommen hat; allein, selbst diese Zunahme mit in Anschlag gebracht, bleibt ein volles Drittheil apoplektischer Todesfälle mehr für die zwei letzten Perioden, als in der ersten Statt fanden. Dieß Mißverhältniß dürfte moralischen Ursachen zuzuschreiben seyn; eine Annahme, die noch dadurch bekräftigt werden dürfte, daß von diesen 2297 Apoplexien 1670 auf das männliche, und nur 627 auf das weibliche Geschlecht fallen. Wir haben nämlich schon bei Gelegenheit des Wahnsinns gesehen, daß Affektionen des Ehrgefühls oder Ehrgeizes, zu welchen vom 20ten bis 24 in Frankreich hinlängliche Gelegenheit war, weit gefährlicher für Männer, als für Weiber werden.

Hinsichtlich des Alters ist der Mensch zwischen dem 55 und 65 Jahre den Schlaganfällen am Meisten ausgesetzt; weniger zwischen dem 45 und 55 Jahr; unter 35 Jahren sind Apoplexien äußerst selten.

Am Häufigsten kommen Apoplexien während des Winters, seltner im Sommer und Frühling vor.

Die nordischen Sprachen.

Ein für den Sprachforscher wichtiges Werk ist die Geschichte der dänischen, norwegischen und schwedischen Sprache von Peterson: Det danske, norske og svenske Sprogs Historie under deres Udvikling af Stamsproget — eine von der Gesellschaft zur Beförderung der dänischen Literatur gekrönte Preisschrift, von welcher vor Kurzem der erste Theil — die dänische Sprache enthaltend — erschienen ist.

*) Sur les aliénés, les suicides et les morts subites.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 296. 23 October 1829.

Rhapsodien über Ungern.

Zweiter Artikel.

Ungern hat eine königliche Universität in Pesth. Im Jahre 1635 von Ungerns berühmtem Contrareformator, dem Cardinal Primas Peter Pázmány zu Tirnau gegründet und von Ferdinand II mit allen Vorrechten damaliger Universitäten beschenkt, wurde sie bis zur Aufhebung des Jesuitenordens ausschließlich von diesen verwaltet; und jeder unparteiische unterrichtete Unger wird es nie vergessen, daß jener Gesellschaft, welche von jeher ihre vorzüglichsten und gelehrtesten Mitglieder in Ungern hatte, dieß Reich in Hinsicht der Wissenschaft und Geistescultur unendlich Viel zu verdanken hat. Vorzüglich mußte der dadurch aufgeregte Kampf des Protestantismus und seiner aus ganz Deutschland zusammengerufenen Prediger und Professoren gegen den im ausschließlichen Besitze aller Gelehrsamkeit befindlichen Orden um die Palme auf dem Felde der Wissenschaft die herrlichsten Früchte für beide Theile bringen; — und, obwohl unter wesentlich veränderten Umständen, dauern die Nachklänge des einst heißen Kampfes in immer sanfter werdenden Schwingungen noch heute fort, und ihnen verdankt Ungern seine Gesammtliteratur. Nach dem welthistorischen Sturze des berühmten Ordens, von Maria Theresia zweckmäßig reformirt und erweitert, kam die Universität 1777 nach Ofen und 1787 nach Pesth. Die Freigebigkeit der Landesfürsten hat ihr einen so bedeutenden Fond an liegenden Gütern zugewiesen, daß sie außer den englischen Universitäten eine der reichsten in Europa ist. Sie besitzt eine vortreffliche Bibliothek von wenigstens 50,000 Bänden und alle übrigen nöthigen Hülfsmittel. Die Universitäts-Druckerei ist eine der größten und trefflichsten in der Monarchie und dürfte selbst in Deutschland unter die vorzüglichsten gezählt werden. Im Ganzen kann man den dermaligen Zustand dieser Hochschule glänzend nennen; besonders genießen die juridische und medicinische Facultät eines ausgezeichneten Rufes, und letztere ist auch im Auslande gekannt und geachtet. Sowohl an der Universität, als an allen andern katholischen Lehranstalten, studirt man durchgehends unentgeldlich, und bedeutende Stipendien — welche aber nicht gerade immer an die Dürftigsten verliehen werden — erleichtern noch überdieß den Zutritt. Zum Präses der Universität ist jüngst vom Könige ernannt und am 2 März 1829 feierlich eingeführt worden der wissenschaftlich gebildete, auch als Schriftsteller bekannte Judee Curiá (Obrist-Landes-Richter, nach dem Palatin der erste Reichsbaron) Graf Anton Cziráky. Dieselbe Stelle bekleidete früher der treffliche Uerményi, ebenfalls Judee Curiá. Es ist ein erfreuliches Zeichen der hohen Achtung für die Wissenschaft und kann nicht ohne mancherlei guten Folgen bleiben, daß dieser keineswegs leere Titel den ersten Männern des Reiches — und unter diesen wieder vorzugsweise Jenen, welche selbst Lieblinge der Musen sind — anvertraut wird. — Nach der Universität verdient wohl die vorzüglichste Beachtung die königliche Berg-Akademie zu Schemnitz, ein im Jahre 1760 von der unvergeßlichen Theresia gegründetes vortreffliches Institut, welches fortwährend von vielen Ausländern besucht, eben deswegen unter allen literarischen Anstalten Ungerns im Auslande am Meisten gekannt und nach Billigkeit geschätzt wird. — Königliche Akademien, welche zwei Facultäten, die philosophische und juridische haben, sind zu Presburg, Raab, Caschau und Großwardein, für Croatien zu Agram. An zahlreichen Lehranstalten niederen Ranges, Lyzeen, Gymnasien und Schulen fehlt es nicht. — Die Protestanten besitzen außer hinlänglichen kleineren Anstalten mehrere bedeutende Institute, und zwar die Mitglieder des augsburgischen Bekenntnisses die gut organisirten Lyzeen zu Preßburg, Oedenburg, Brutschau, die des helvetischen Bekenntnisses ihre zwei großen Collegien zu Debrezin und Sáros-Patak, die am Zahlreichsten besuchten Lehranstalten Ungerns, deren Einrichtung viele Aehnlichkeit mit den englischen Universitäten hat, so wie die Verfassung der protestantisch-lutherischen mehr an die deutsche Form erinnert. Bei beiden Confessionsverwandten sind mit ihren größeren Unterrichtsanstalten Alumneen oder Freitische für arme Studirende verbunden; eine sehr humane Veranstaltung, welche durchaus mit ziemlich beschränkten Mitteln erzweckt wird, und deren Mangel den so reichen, mit ungeheueren Hülfsmitteln versehenen katholischen Schulanstalten zum gerechten Vorwurfe gereicht, um so mehr, da man noch immer das empörende Schauspiel sehen kann, wie arme studirende Knaben der herrschenden Kirche sich vor den Pforten der Klöster mit zerlumpten Bettlern um die spärliche Klostersuppe balgen, und nicht selten gleich jenen auch an den Thüren um Almosen stehen. — Die eine Zeit lang aus politischen Gründen verbotene Benützung der auswärtigen Univer-

Digitized by Google

sitäten hat die wahrhaft väterliche Sorge des vorurtheilsfreien Königs durch die mit nicht geringen Kosten errichtete, sogar mit Stipendien dotirte — freilich aber noch immer nicht vollständig besetzte — höhere protestantisch-theologische Studienanstalt an der wiener Universität zu ersetzen gesucht; wenn daher dieß Institut seinem Zwecke nicht ganz entsprach, so lag wenigstens die Schuld nicht an der aufgeklärten Regierung. Seit dem letzten Landtage ist jedoch der Besuch der ausländischen Universitäten den Protestanten beider Confessionen wieder gestattet, und diese Erlaubniß wird jetzt wie vorhee häufig benützt. — Während auf den katholischen und evangelischen höheren Lehranstalten durchaus die lateinische Sprache im Vortrage angewendet wird, haben die reformirten bereits die ungerische auch auf die höheren wissenschaftlichen Lehrkanzeln mit Erfolg und Beifall verpflanzt. Ueberhaupt eignen sich die lutherischen mehr zu dem ursprünglichen deutschen Geiste hin — aus welchem aber, leider! ziemlich häufig der mehr und mehr um sich greifende Slowakismus hervorblickt — die reformirten hingegen schmiegen sich immer enger und inniger dem eigentlichen Ungerthume an. — Die Verdienste beider Confessionen um Wissenschaft und Bildung im Vaterlande waren von jeher bedeutend; und sowohl diese, als die Leistungen der verhältnißmäßig zahlreichen Literatoren jener Confessionen werden selbst von der herrschenden Kirche anerkannt und geschätzt — obwohl man übrigens im Ganzen von dem Geiste ächt christlicher Duldung und Unparteilichkeit von beiden Seiten noch ziemlich weit entfernt ist. —

Ein herrliches Monument der magyarischen National-Literatur ist das pesther Nationalmuseum. Der hochherzige Patriot, Graf Franz Széchényi, legte dazu den Grund am 26 November 1802, indem er der Nation seinen kostbaren und reichhaltigen Bücherschatz schenkte, und diese herrliche Gabe bald mit seiner reichen Sammlung von Münzen, Manuscripten, Karten, Wappen u. dgl. vermehrte, und der 24 Gesetzartikel vom Jahre 1807, welcher die der ganzen Nation gewidmete werthvolle Gabe durch ehrenvolle Eintragung in das Gesetzbuch verewigte, bestimmte dieselbe zur Grundlage eines zu errichtenden Nationalmuseums. — Durch des seiner ächt patriotischen Gesinnung wegen allgemein verehrten Palatins, Erzherzog Josephs, eifrige Mitwirkung, durch des trefflichen Ferdinand von Müllers rastlose Bemühung und zahlreiche von Jurisdictionen sowohl als Privatpersonen theils in baarem Gelde, theils in geeigneten Gegenständen gemachte Beiträge kam dieß Museum, dessen Organisation schon der Landtags-Artikel 8, v. J. 1808, festsetzte, in der That zu Stande; der neueste Gesetzartikel 35, vom J. 1834, giebt erfreuliche Kunde von den ehrenwerthen Namen aller Jener, welche diesen herrlichen Nationalschatz begründen und vermehren halfen. Und wirklich groß und wichtig ist der Schatz von vaterländischen Denkmälern aller Art aus alter und neuerer Zeit, den dieses Museum enthält, welches sich neben ähnlichen Instituten anderer Nationen jetzt schon nicht unrühmlich behaupten kann. Zu wünschen bleibt nur noch, daß diese Schätze mehr benützt und durch den Druck mehr zugänglich gemacht werden, wozu zwar der Bibliothekar Millee mit mehreren Werken einen rühmlichen Anfang machte, dessen thatenfriger Geist aber nicht mehr über dem Ganzen zu walten scheint. — Von der nach mäßig begonnenen Actis Musei ist nur ein Band erschienen. Auch das dermalige Aufstellungslocal läßt Manches zu wünschen übrig.

Mit diesem Museum war von Anbeginn an die Idee einer vaterländischen Gelehrten-Gesellschaft verbunden. Während des letzten Landtages kam laut Artikel 11 dieser mehrmals angeregte Gegenstand durch die in Folge des 12 Artikels namentlich angeführten freiwilligen Beiträge zu einem Fond endlich zur Ausführung. In wenigen Stunden waren damals über 250,000 Gulden in Silbergeld und eine 30,000 Bände zählende Bibliothek zusammengebracht; einige Privatleute erschienen mit Beiträgen von 60, 50 und 40 Tausenden von Silbergulden als Subscribenten. Die Statuten dieses Gelehrten-Vereins sind bald darauf durch eine aus den *ausgezeichnetsten Männern* aller Stände und Confessionen gebildete *Deputation unter den günstigsten* Auspizien ausgearbeitet worden; *und von dem Eifer des hohen* Protectors dieser Gesellschaft für alles Gute *und Schöne* ist zu erwarten, daß diese vaterländische gelehrte *Akademie*, welche einem mehrfach gefühlten Bedürfnisse entsprechen soll, *recht bald* ins wirkliche Leben treten wird.

Auch eine militärische Bildungsanstalt wird fortan Ungern nicht mehr fehlen. — Durch den 7 Gesetzartikel vom Jahre 1830 wurde die Gründung derselben unter dem Namen der *bereits* gekrönten Königin — Ludovicea — decretirt. Das Verzeichniß der gleich damals angebotenen Beiträge (Art. 2, v. J. 1832, fortgesetzt Art. 18 v. J. 1834) ist so bedeutend, daß dieser Fond ohne Zweifel zu der laut des 17 Gesetzartikels des zuletzt erwähnten Reichstages beschlossenen alsbaldigen wirklichen Errichtung dieser großartigen, auf 200 — nämlich 120 wenigstens und 80 zahlende — Zöglinge berechneten Anstalt hinreicht.

Unter den neuesten und wichtigsten Erscheinungen der magyarischen Literatur verdient den Ehrenplatz der längst vermißte, mit allgemeinem Beifalle aufgenommene Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus et civilis — Ofen, aus der Universal-Buchdruckerei 1829, bis jetzt 8 Bände, durch dessen Herausgabe der königl. Universitäts-Bibliothekar, Probst und Hofrath Georg v. Fejérs seinen vielfachen Verdienssten die Krone aufgesetzt hat. Endlich haben auch manche Besitzer seltener Urkunden dem dringend ausgesprochenen allgemeinem Wunsche — wenigstens zum Theil — nachgegeben und Hrn. Fejérs löbliches Unternehmen mit Beiträgen aus ihren reichen Privatschätzen *unterstützt*; und so hat nun Ungern — obwohl schon frühee eine große Zahl wichtiger Urkunden in manchereiel größeren Werken zerstreut abgedruckt war — auch endlich einen vollständigen Codex diplomaticus, welcher außer allen schon früher in und außee dem Vaterlande öffentlich erschienenen Urkunden eine sehr bedeutende Zahl bisher unbekannter, wenigstens ungedruckter Diplome enthält. Das Ganze umfaßt einstweilen zwar nur die Periode der Arpaden, also die ersten drei Jahrhunderte des eigentlichen magyarischen Reichs, wird aber doch 12 und mehr Bände einnehmen; ein Beweis, wie zahlreich die urkundlichen Schätze Ungerns sind, und wie Viel für die Geschichte noch in ihnen ru-

Digitized by Google

borgen liegt. Dem ersten Bande ist eine lehrreiche Dissertation über das im grauer Primatial-Archiv neu entdeckte andreanische Decret v. J. 1222 (die magna charta Ungerns) unter dem Titel: Decretum originale Andreae secundi, quo regnum Hungariae constituit, anno 1222, detexit et illustravit Georgius Fejér, bibliothecarius regius, beigefügt. Wir lernen aus derselben, daß diese wegen unrichtiger Inhaltsanzeige im Elenche bisher immer übergangene Urkunde, zwoe nicht eines der schon lange fruchtlos gesuchten ursprünglichen sieben unter der goldenen Bulle ausgefertigten Exemplare, doch oder ein gleichlautendes mit 3 wächsernen Siegeln beglaubigtes Original der Act ist, wie solche in jener Zeit zugleich mit den goldenen Bullen größerer Sicherheit wegen ausgefertigt zu werden pflegten. — In Hinsicht auf Quellenstudium und historische Forschung ist der Codex diplomaticus auch für das Ausland von vielfacher Wichtigkeit. —

Ungerns vorzüglichste Zeitschrift, das Tudományos Gyüjtemény (wörtlich wissenschaftliche Sammlung) bietet in seinen neuesten sechs Heften des laufenden Jahrganges manche interessante Original-Abhandlung, besonders im Fache der Vaterlandskunde, welche auch immer die Hauptrubrik einer vaterländischen Zeitschrift seyn sollte *).

So eben verlautet, Hr. Professor Dr. Rumy habe die höhere Bewilligung erhalten, in Gran eine deutsche Zeitschrift für Ungern herauszugeben; diesem Unternehmen — wenn es anders von dem rechten Gesichtspunkte ausgeht — ist viel Glück und Fortgang zu wünschen.

*) H. I Nro. 1 Bruchstücke zur Kenntniß solcher Reichstage, deren Akten verloren gegangen sind, als Ergänzung der kovachichischen Vestigia Comitiorum — über bisher unbekannte Spuren mehrerer unter Bela IV gehaltenen Landtage, von Joh. Czech. — Nro. 2 Vertheidigung von Günß durch Niclas Jurisich gegen den großen Suleiman 1532, von Karl v. Kill. — H. II Nro. 1. Historisch-topographische Beschreibung von Mörichhido im raaber Comitat, von Georg v. Gyuidovich, nebst schätzbaren bisher unbekannten Urkunden über die einst dort bestandene prämonstratenser Abtei. Nro. 3. Geschichte der ungerischen Musik; Fortsetzung und Ende H. III Nro. 2, von Gabriel Rothkopf, enthält eine Zusammenstellung mehrerer verdienstlichen Excerpte aus älteren Schriftstellern und neueren Abhandlungen, sammt einem interessanten Verzeichnisse ungrischer Componisten und Musiker, von Meister Klingsohr, dem berühmten Meistersänger an K. Andreas II Hofe, bis auf Madame Fodor-Mainville und die neueste Zeit; dann ein Verzeichniß aller bisher erschienenen Compositionen entweder ungrischer Melodien oder von gebornen Ungern — unter letztere gehört z. B. auch der berühmte Hummel — Nro. 4. Topographie des Marktes Pako in der tolnaer Gespanschaft von Ant. Csaved. — Ausführliche Anzeige des Pferderennens zu Pesth. H. III Nro. 1. Ueber die zu Strinamanger (Sabaria) gefundenen und durch den Fürsten Philipp Batthyány dem pesther Nationalmuseum geschenkten römischen Alterthümern. Eine sehr schätzbare mit trefflichen antiquarischen Erläuterungen bereicherte Abhandlung von Professor Wittnitz. H. IV Nro. 1. Historisch-topographische Beschreibung des Dorfes Udvard im comorner Comitat, mit schätzbaren Urkunden und historischen Anmerkungen. H. V Nro. 2. Ueber das Alter der königlichen Freistadt Skalitz, ebenfalls durch Mittheilung von Documenten sehr verdienstlich, beide von Podhraczky. H. VI Nr. 3. Ueber die einst auch in Ungern, namentlich zu Fünfkirchen bestandene Gemeinde der Sorinianer ums Jahr 1588, von Niklaus v. Jankovits u. s. w. —

Der alte französische Hof.

(Schluß.)

Man darf nicht glauben, daß die Galanterie die Damen ausschließlich beschäftigte. In den Perioden, wo sie ihre vornehmste und fast einzige Angelegenheit war, gab es hin und wieder Zwischenakte, welche dieses große Thema unterbrachen: so zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Verschwörung gegen den Regenten, die Wunder des Diaconus Paris und später die Fehde zwischen der italienischen und französischen Musik, die Encyclopädie, die Parlamente und Jesuiten. Die Damen nahmen Partei; besonders zeichneten sie sich bei Gelegenheit des berühmten Edicts vom 7 December 1770 aus, durch welches der Kanzler Maupeou die Gesellschaft Jesu vertrieb. Hören wir eine Augenzeugin: *) „Dieses Edict brachte die größte Gährung hervor. Die Fronen, die sich gegen Madame Dubarri berühmt gemacht hatten, ließen eine so schöne Veranlassung, sich als Stütze Dessen zu beweisen, was sie die Fondamentalconstitutionen des Staats nannten, nicht vorbei. In den Gesellschaften, bei den Soupers sprach man von nichts Anderem; und diese Versammlungen des Vergnügens waren kleine Generalstaaten geworden, wo die Frauen in Gesetzgeber umgewandelt, die Grundsätze des öffentlichen Rechts erörterten, dieselben mit historischen Beweisen belegten und Systeme aufstellten, die sie mit Kühnheit, Herrschsucht und dem Streben nach Auszeichnung behaupteten, welches die Wichtigkeit und die Berühmtheit des Gegenstandes noch höher steigerte.

Im Jahr 1783 bildeten sich Clubs; d. h. Vereine von Männern, worin man die Zeitungen las; die jungen Herren von Hof waren Anglomanen geworden und gaben das Beispiel. Da diese Neuerung nothwendig der Geselligkeit Abbruch that, so wollten die Damen an dieser Unterhaltung Theil nehmen; sie traten in die Vereine ein, welche man nacheinander Olympiques und Lycées nannte. Die letzte Benennung erhielt sich, und die Lyceen wurden allgemein Mode. Es gab keine Dame, die nicht zu einem Lycée gehörte; und als man wissenschaftliche Kränzchen damit verband, so setzten sie einen Ruhm darein, sich auch diesen anzuschließen, obgleich die meisten von ihnen nicht einmal den Zweck begriffen. Endlich fand man auch hier die lächerliche Seite heraus; und Spottlieder verleideten den Schönen Clubs und Lycées. **)

*) Frau von Genlis in ihren Memoiren.

**) Eines dieser Spottlieder (couplets) schloß mit folgender Strophe:

On démontre dans cette école
L'attraction.
Là, tout le beau sexe s'amuse
Du carré de l'hypoténuse
Et de Newton.

Die Ordnungsliebe des Nachfolgers Ludwigs XV verrückte den Höflingen das Concept. Da das Beispiel des Monarchen die Sittenlosigkeit nicht mehr autorisirte, so wußten die Wüstlinge des Hofs eine Zeit lang nicht, welchen Entschluß sie ergreifen sollten. Um die Sache zur Entscheidung zu bringen, machten sie einen Versuch, der ihnen nicht gelang. Ihr Plan war, um ihren Vergnügungen mehr Interesse abzugewinnen, in die Hände der berühmtesten Buhlerinnen von Paris eine Subscription zu einem Picknick niederzulegen, dem ein Schauspiel vorangehen, ein Ball und Jeu d'enfer nebst den übrigen Zuthaten eines solchen Bacchanals folgen sollte. Der Herzog von Chartres und ein andrer Prinz von der königlichen Familie hatten ihre Theilnahme zugesagt. Jeder Gast war zu fünf Louisd'or taxirt. Bei Fräulein Guimard sollte die Komödie seyn, wobei die Duthé singen wollte, und die D'Orvieur, *) die Festordnerin, hatte bereits bei einem Traiteur auf den Boulevards eine Mahlzeit bestellt. Die Lustpartie war anfänglich für das Carneval bestimmt gewesen; aber später, um damit mehr Aufsehen zu erregen, auf den ersten Donnerstag nach den Fasten angesetzt worden. Der Tag war da und das Fest bereitet, als plötzlich ein königlicher Befehl dazwischen kam, der die Vereinigung der Gesellschaft verbot, und das Souper dem Pfarrer von St. Roch zuerkannte, um es unter die armen Kranken der Pfarrei zu vertheilen. Man nannte dieses Fest das Bankett der Ritter des heiligen Ludwigs, wegen der fünf Louisd'or, die Jeder bezahlte **).

Ludwig XVI unterdrückte einen schändlichen Mißbrauch, der sich unter seinem Vorgänger eingeschlichen hatte. Ein Mädchen, das sich der Autorität der Eltern oder Vormünder, eine Frau, die sich der Autorität ihres Mannes entziehen wollte, brauchte nur ihren Namen auf die Liste der Opersängerinnen und Tänzerinnen setzen zu lassen. Diese Formalität reichte hin das Gesetz und die Behörden zu entwaffnen!

Die meisten Ereignisse in Frankreich entsprangen ehedem aus Hofintrigen, und bei den wichtigsten Dingen durfte man nicht nach der Quelle fragen. So weiß man, daß von allen Kriegen Ludwigs XIV der langwierigste, verderblichste und für ganz Europa lästigste die Absicht, den Monarchen zu beschäftigen, zum Grunde hatte und ein zu niederes und enges Fenster zur Veranlassung. Ein Ravaillac und Louvois's Genie bewirkten, daß alle Mächte zu den Waffen griffen, daß Tausende erschlagen, Millionen verschwendet und die Gesetze des Gleichgewichts der Welt verändert wurden! Indessen behaupteten doch im Ganzen die Galanterie und die Vergnügungssucht an dem Hof die erste Stelle und die Intrigen beschränkten sich in der Regel auf diesen Kreis, weil glücklicher Weise diese Herren von der Politik, wozu schon etwas Fleiß und Studium erforderlich war, Nichts verstanden. Mischte sich aber der Hof in die Angelegenheiten des Staates, so gerieth das gemeine Wesen bald in Verwirrung und je nach der Dauer und der Kraft des verderblichen Einflusses mehr oder weniger in Verfall. War die Einmischung blos indirect, so hemmte sie wenigstens nicht selten den Gang der Staatsmaschine: der Hof zog die Männer, die am Ruder sind, in seine Zerstreuungen, führte sie auf Abwege, brachte sie in Verlegenheiten und suchte sie zu demoralisiren, und wenn sie rechtschaffen waren, dann er auf ihre Entfernung. Die Höfe von Frankreich und Spanien liefern den Beweis, daß kein Ministerium je der Verführung des Hofes widerstand, ohne dem das Opfer zu seyn. Daraus darf man übrigens nicht schließen, daß jedes entlassene Ministerium verabschiedet wurde, weil es seine Pflicht gethan hatte. Oft war an seiner Ungnade Mätressschuld, als eine glücklichere oder geschicktere Intrigue, als die, welche es selbst spielte.

In allen Dingen, welche sich in Frankreich in einer gewissen Sphäre zutragen, wo man fühlt, daß Etwas im Hintergrund steckt, was man sich nicht erklären kann; darf man versichert seyn, daß der Hof dabei betheiligt ist.

Der Hof! was halfen Ludwig XVI wider seinen Hof Tugend, Redlichkeit, Strenge, Sittenreinheit, das Streben, sein Volk glücklich zu machen? Der Hof war es, der ihn in's Verderben stürzte! —

*) Zwei berühmte Schauspielerinnen dieser Zeit. (1775)
**) Correspondence secrète de Metra.

Olivee Cromwells Rede, als er das lange Parlament im Jahr 1653 aufhob.

Nachstehende Rede des Protektors soll sich unter alten Papieren, welche der Familie Cromwell angehört hatten, vorgefunden haben:

„Es ist hohe Zeit, daß ich Eurem Verweilen an diesem Platz ein Ende mache, den Ihr durch Eure Verachtung aller Tugend entehrt und durch die Ausübung jedes Lasters geschändet habt. Ihr seyd ein Pack feiler Schurken, und möchtet, wie Esau, Euer Vaterland um ein Linsengericht verkaufen, und wie Judas Euern Gott um ein Paar Silberlinge verrathen. Ist eine einzige Tugend unter Euch geblieben? Giebt es irgend ein Laster, das Euch nicht anklebt! — Ihr habt nicht mehr Religion als mein Pferd. Gold ist Euer Gott — wer von Euch hat nicht sein Gewissen Bestechungen aufgeopfert? Ist Einer unter Euch, der sich auch nur im Geringsten um das allgemeine Wohl bekümmerte? Ihr schmutzigen Autochthonlinge, habt Ihr nicht diesen geheiligten Platz geschändet, und den Tempel des Herrn zu einer Diebshöhle gemacht? Durch Eure schlimmen Principien und verderblichen Praktiken seyd Ihr der ganzen Nation verhaßt geworden. Ihr, die von dem Volke hieher beschieden wurdet, seine Lasten zu erleichtern, habt Euch selbst in seine schwerste Last verwandelt. Euer Land schreit deshalb zu mir, diesen Stall des Augias zu schließen, indem ich Eurem ungerechten Verfahren ein Ende machen soll, und das will ich, mit Gottes Hülfe und der Kraft, die er mir gegeben, jetzt thun. Ich befehle Euch daher diesen Platz bei Todesstrafe sogleich zu räumen. Fort! hinaus! schnell! Ihr verkauften Sclaven! macht, daß Ihr wegkommt! Da! nehmt diese Narrenspossen weg, und schließt die Thore!"

Vergl. Ausland Nr. 111.

*) Zu seinem Gefalge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 297. 24 October 1829.

Ueber die Lage Westindiens im gegenwärtigen Augenblick. *).

Die Aufregung des menschlichen Körpers durch ein heftiges Fieber giebt ein Bild von dem Zustande Englands während des letzten Krieges. Jeder Erwerbszweig war zu einer unnatürlichen Höhe gesteigert; und doch sind Diejenigen, welche durch jenes politische Fieber sich bereicherten, jetzt erstaunt, daß sie gegenwärtig keinen so schnellen Gewinn machen, als damals, wo sie durch außergewöhnliche Ereignisse begünstigt wurden. Das brittische Reich war zu jener Zeit der einzige Ort der Sicherheit. Eine Menge Fremder zog sich deshalb dahin und bewirkte einen so schnellen Absatz der Erzeugnisse aller Art, daß das Einkommen des Grundeigenthümers, der Gewinn des Grunddebauers, des Kaufmanns u. s. w. außerordentlich stieg; nun aber, da das Land sich wieder einem gesunden und natürlichen Lebensgang nähert, arbeiten die Menschen, welche durch den Krieg Vortheil zogen und unter dem künstlichen System, welches eine Folge desselben war, sich wärmten, hartnäckig jedem Versuch zu einer Umänderung der Dinge entgegen, obwohl jenes System eine lange Reihe von Ungemach aller Art mit sich führt, wie denn jede beschränkende Einrichtung nothwendig diese Folge mit sich führen muß. Je näher der Umtausch einer engherzigen Staatspolizei gegen allgemein gültige Prinzipien bevorsteht, um so unruhiger werden sie. Aber zum Unglück für Alle, welche für Bevorrechtung ihrer Kaste eifern und die Regierung auf eine falsche Politik, zum augenblicklichen Nutzen einiger Wenigen und zum Schaden der Gesammtheit, bringen möchten, hat sich ein heller Geist verbreitet, der die Zwecke jener Eigensucht in ihrer Nacktheit hinstellt. Das Volk ist über seinen Vortheil aufgeklärt, und sollte auch das Kabinet an sich nicht geneigt seyn, kräftige Neuerungen eintreten zu lassen, so werden diese von der allgemeinen Meinung zu laut gefordert, als daß sie länger von der Hand gewiesen werden könnten.

Diese allgemeinen Bemerkungen passen so gut auf die westindische Frage, als auf jede andere. Die englische Gesetzgebung hat, außer in den neuesten Zeiten, in Bezug auf Handelsangelegenheiten immer einen Gang beobachtet, der geraden Weges die Minderzahl auf Kosten der Mehrheit begünstigte; der persönliche Interessen unterstützte und das Interesse der Nation auf die Seite schob. Zum Beweis dieses Satzes erinnern wir an einen Schritt der reichsten und in den ausgedehntesten Handelsverbindungen stehenden Kaufleute in der Welt, als der Flitter und Glanz des Kriegs und die Schminke von Wohlstand, welche derselbe dem Handel geliehen hatte, verblich und die Dinge sich wieder in ihrer wahren Gestalt darstellten. Damals fanden es die Kaufleute der City nöthig, zu erklären, daß persönliche Vortheile dem Staatswohl weichen müßten, und daß, wenn die Mitbewerbung fremder Nationen um die Interessen Englands immer stärker würden, das sicherste Mittel, gegen diese aufzukommen, darin bestehe, daß man den Handel frei gebe und hierdurch demselben Gelegenheit verschaffe, sich nach allen Richtungen auszubreiten. Jedes Wort in dieser mit Recht berühmt gewordenen Eingabe zeugt von der falschen Politik, die bisher in Handelsangelegenheiten obwaltete. Obwohl aber die Petition von Leuten ausging, die eine praktische Kenntniß des Gegenstandes hatten, um welchen es sich handelte, und welche, wenn ihre Ansichten falsch waren, zuerst selbst in Schaden kommen mußten, so konnten die Urheber jener Schrift doch die mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen, die Eigensucht, nicht abhalten, sich unter gewissen Parteien, die durch das beschränkende System fett geworden waren, laut zu machen und mit jeder Art von Widerspruch den reinern Absichten entgegen zu treten.

Wird aber jede Neuerung hie und da Unzufriedenheit erregen, so muß besonders eine Neuerung in Bezug auf die Colonien unangenehme Gefühle veranlaßen. Schon die Entfernung vom Mutterlande führt nothwendig zu einer gewissen Entfremdung, wo nicht gar Beeinträchtigung; der Stand der Gesellschaft in den Colonien und verschiedene andere Umstände machen jede Umänderung daselbst zu einer sehr delikaten Sache. Dieß gilt gewiß auch von Westindien, da bei den dortigen Pflanzungen Gründe zur Erbitterung über irgend einen vorzunehmenden Wechsel der Dinge so gut als irgend sonst wo vorhanden sind, wozu dann noch die so verschieden angesehene Frage über Verbesserung des Zustandes der Sclaverei insbesondere kommt. Mögen über diesen letztern Gegenstand hier sogleich einige Worte Platz finden,

*) Nach einem Artikel im New Monthly and London Magazine, Aug. and Sept. 1829.

Digitized by Google

ehe wir noch zu der Hauptsache, nämlich der Bedrückung des westindischen Eigenthums, geschritten sind.

Eine liberale Behandlung der Colonien ist gewiß der einzige Weg, um dieselben, so lang sie sich im Zustand der Abhängigkeit von dem Mutterland befinden, zu einem ersprießlichen Besitzthum, wenn sie aber unabhängig werden sollten, zu treuen Freunden zu machen; hiebei dürfen aber die Colonien selbst keineswegs mit einzelnen Personen verwechselt werden, die ihren Privatvortheil als die Hauptsache, welche mit dem Colonialsystem unzertrennlich verwebt sei, hinstellen möchten. Nirgends ist es mit Auswüchsen der Art so weit gekommen, wie bei dem Colonialsystem, wo diese Auswüchse wirklich zuletzt an die Stelle des ursprünglichen Systems selbst getreten sind. Die Sache der Sclaven gehört hieher; sie ist seit Langem besprochen, und das allgemeine Gefühl für sie in Anspruch genommen worden; aber nicht die grausame Behandlung, welche manche Neger sich vielleicht gefallen lassen müssen, ist es, welche hier zunächst in Betracht kommen sollte. Die Lage des Sclavenstandes in Westindien eignet sich in diesem Augenblick mehr für das Forum der Politik, als der Philanthropie. Auch möchten, Alles reiflich erwogen, die dortigen Neger sich im Allgemeinen wohl in einem bessern Zustand befinden und größere Vortheile genießen, als die producirende Klasse in England selbst. Dem Staatsmann aber kommt es zu, jene Lage in Erwägung zu ziehen, und die Ansicht Derjenigen, welche sich einer Aufhebung der Sclaverei ohne Zweifel entgegen setzen werden, gehörig zu würdigen. Ohne bei dem Widerspruch zu verweilen, daß ein Land, welches der unbeschränktesten Freiheit genießt, Colonien besitzen soll, wo die Sclaverei vorherrscht, schreiten wir gleich zu der Frage: ob ein solcher Stand der Dinge in die Länge noch fortdauern könne? Man denke an St. Domingo. Hier hat die schwarze Bevölkerung jedem Versuch des Mutterlandes, dieselbe unter seine Botmäßigkeit zurück zu bringen, glücklich widerstanden, und letzteres ungeheure Opfer an Menschen und Geld sich umsonst aufgelegt. Besondere Umstände haben die Eingebornen von St. Domingo zu diesem Widerstande angefeuert; aber wir fragen, ob nicht ähnliche Umstände den 360,000 Negern auf Jamaika zu Hülfe kommen könnten? Und wahrlich, diese brauchen kaum einer solchen Erinnerung: sie wissen, daß sie sich in einem Zustande der Herabwürdigung befinden, und werden die erste Gelegenheit ergreifen, sich aus demselben zu befreien. Wie auf Domingo können sie sich in die Wälder zurückziehen und von dort aus beständig den kleinen Krieg führen, der zuletzt mit der Vernichtung Derer enden würde, welche das Mutterland gegen sie schickte. Ja, können sie nicht beinah mit Gewißheit auf Unterstützung von den Amerikanern rechnen, sobald sie sich in einen Kampf mit der Regierung einlassen?

Während aber bis jetzt der Einführung derjenigen Maßregeln, welche allein Leben und Eigenthum der Pflanzer auf den westindischen Inseln sicher stellen können, entgegen gearbeitet wird, sind die Grundlagen, worauf jene Gegner sich verlassen, um die physische Uebermacht der Schwarzen im Gehorsam zu erhalten, untergraben und schwankend. Beabsichtigt die Regierung wirklich eine ewige Sclaverei in Westindien, so ist sie in Verbesserung des Zustands der Neger viel zu weit gegangen; denn sie hat denselben gezeigt, daß sie ein hartes Loos haben, und während einige minder bedeutende Uebel weg gefallen sind, ist das Hauptleiden, die Sclaverei, geblieben. Aber ohne Zweifel wollte die Regierung durch diese theilweise Erleichterung eine völlige Emancipation vorbereiten. Die Aufhebung der Sclaverei mit Einem Male und auf einen Schlag kann kein Vernünftiger wünschen. Selbst Canning hat auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die eine plötzliche Freilassung der Neger herbeiführen würde, welche mit der Körperkraft des Mannes die geistige Schwäche des Kindes verbinden. Der ganze Gang seiner Politik bewies jedoch, daß er auf eine stufenweise Freilassung bedacht war, welche geistige und körperliche Fähigkeiten in ein richtigeres Verhältniß zu einander bringen und die rohe Naturkraft der letzteren zügeln sollte, da der Sclave sich gegenwärtig bloß von Einem Gefühle leiten läßt, dem des Unrechts, welches er erleidet. Eine solche allmälige Emancipation, welche man z. B. bewirken könnte, wenn man die Kinder der Sclaven nach Zurücklegung einer gewissen Altersstufe für frei erklärte, würde Geist und Körper zugleich erheben, indem sie eine sittliche Erziehung und andre Vortheile mit sich brächte, die insgesammt den Stand der Colonien nur verbessern könnten. Zwei Einwürfen, welche gegen diese allmälige Freilassung sich erheben werden, wollen wir sogleich begegnen. Der erste betrifft die Schwierigkeit, den Eigenthümern der Sclaven einen Ersatz zu geben; der zweite die Kosten, welche auf Kinder verwandt werden, die mit der Zeit frei seyn sollen. Auf beide giebt es nur Eine Antwort. Die Vorrechte, welche der westindische Pflanzer genießt, sind ein Ersatz für den Verlust, den er durch Freisprechung seiner Sclaven erleiden mag und machen ihm zugleich die Verköstigung der Kinder, wenn diese auch nachher frei werden, zur Pflicht. Das Monopol, welches den westindischen Zuckerpflanzungen fortwährend zugestanden wird, verpflichtet den Westindier offenbar, auch seinerseits wieder Opfer zu bringen. Warum sollte sonst das englische Volk gehalten seyn, das Pfund jenes Zuckers mit vier Pence zu bezahlen, da es für das Pfund ostindischen Zuckers bloß zwei entrichtet? Was übrigens die Verköstigung der Kinder betrifft, so kann noch insbesondere bemerkt werden, daß diese Ausgabe durch die sehr frühzeitige Brauchbarkeit der Kinder für die Zwecke der Colonien bedeutend gemindert würde. Mit acht Jahren kann der kleine Neger bereits Kaffee pflücken und andere dergleichen leichte Geschäfte verrichten. Man hat eingewendet, daß diese Art die Sclaverei aufzuheben die jetzt lebende Generation der Neger nicht zufrieden stellen, und überhaupt jede Maßregel, bei welcher sie selbst doch zuletzt die Freiheit nicht erhielten, nur ihren Unwillen erregen würde. Diese Einwendung beruht entweder auf einer unrichtigen Ansicht, oder einer absichtlichen Entstellung der Sache: die Neger hängen sehr an ihren Kindern und werden deshalb die Freiheit für dieselben mit größtem Dank annehmen. — Man hat ferner den Stand der Anpflanzungen auf St. Domingo als Beweis anführen wollen, daß die Arbeit freier Menschen den westindischen Inseln keineswegs vortheilhaft seyn dürfte; aber die Neger auf St. Domingo erlangten ihre Freiheit mit Gewalt, ohne daß vorher

irgend ein Schritt geschehen war, welcher sie zu derselben hätte heranbilden können.' Gerade dieses Beispiel zeigt uns, wie gefährlich es sey, wenn Colonialbesitzungen frei werden, ohne dazu vorbereitet zu seyn, und was aus den Anpflanzungen würde, wenn, was Gott verhüte! die Neger der brittischen Inseln auf eine Art zur Freiheit kämen, wie die Sclaven auf St. Dominga. Allerdings hat man den westindischen Pflanzern ihre Vorrechte ursprünglich deshalb verliehen, um die Leute zu Niederlassungen und Verbesserungen auf jenen Inseln zu ermuthigen; aber sind im Verlauf der Zeit die Colonisten nicht hinlänglich belohnt worden für die Ausgaben, die sie Anfangs gehabt haben mochten? Allerdings haben sodann die westindischen Grundeigenthümer durch das Verbot des Sclavenhandels Verlust erlitten; aber dieß wurde damals für keinen hinreichenden Grund geachtet, den Handel fortdauern zu lassen. Wenn derselbe ursprünglich zum Vortheil jener Pflanzer eingeführt wurde, so berechtigt dieß, sagte man, noch nicht, ein Verfahren beizubehalten, das allen Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit Hohn spricht. Eben diese Begriffsfolgerung sollte man, mit der nöthigen Vorsicht, auf die Freilassung der verbundenen Sclaven anwenden.

Um aber jetzt zu der Hauptfrage, nämlich der Bedrückung westindischen Eigenthums zurückzukehren, erinnern wir zuvörderst an die vor 5 bis 6 Jahren stattgefundenen parlamentarischen Verhandlungen über den Preis des Zuckers und die Emancipation der Neger. Diejenigen, deren Interesse an Ostindien geknüpft war, behaupteten damals, durch die Einfuhr ihres ostindischen Zuckers müsse England ein großes Gewinn erwachsen, indem man dann das Pfund um zwei statt um vier Pence haben könne. Die Westindier dagegen versicherten, daß diese Einfuhr der Ruin ihrer Pflanzungen seyn würde, indem sie und ihre Sclaven den Zucker unmöglich zu einem so geringen Preis zu liefern vermöchten, wenn auch England ihnen bedeutend näher liege, als den Bewohnern Ostindiens. Da sie hiemit zugaben, daß die freien Arbeiter in Ostindien ihre Erzeugnisse trotz des weitern Wegs wohlfeiler liefern könnten, als die Sclaven in Ostindien, so dürfte wenigstens die Besorgniß wegfallen, daß die Emancipation den Anpflanzungen schädlich seyn werde. Wie sie aber damals behaupteten, daß ein geringerer Preis des Zuckers Westindien zu Grund richten würde, so schreien sie jetzt zum Publikum über die Bedrückung des westindischen Eigenthums, die eine Folge des von den Ministern angenommenen Colonialsystems seyn soll. Wir können vielleicht nachweisen, daß der gegenwärtige gedrückte Zustand Westindiens in Verhältnissen gegründet ist, worüber die Minister keine Macht haben, und nicht daher rührt, daß ein Pfund Zucker oder Kaffee weniger daselbst wächst, oder daß diese Artikel keinen so hübschen Gewinn bringen, als in Anpflanzungen, welche von ihren Käufern bezahlt werden konnten. Man muß nämlich wissen, wie die dortigen Pflanzer, einem großen Theil nach, zu ihren Besitzungen kommen.

Ein Mensch ohne alles Vermögen bietet z. B. auf ein Gut in Jamaika, wofür er 50, 60, ja 100,000 Pfund in 7 bis 10 Jahren zu zahlen verspricht. Ist der Handel abgeschlossen, so muß er, um die Summe entrichten zu können, sich und seine Pflanzung nothwendig in die Hände eines in England lebenden Kaufmanns geben, welcher sich anheischig macht, einen Theil des Geldes vorzustrecken, und dagegen ausbedingt, daß nur Er die Erzeugnisse des Guts zum Verkauf bekomme, und man sich wegen Lieferung und Ueberfahrt aller für dasselbe nothwendigen Artikel an keinen Andern, als Ihn, wende; u. dgl. mehr. Dieß nimmt bereits 10 bis 12 Procent des geliehenen Kapitals aus der Tasche des Käufers. Außerdem muß er noch seinem Verwalter in Jamaika einige Procent zahlen, denn er selbst lebt in England; und weil er jetzt thun muß, wie ein großer westindischer Pflanzer, so ist er obendrein genöthigt, jährlich eine Summe von 1500—2000 Pfund aus seinem Besitzthum drauf gehen zu lassen, obwohl dasselbe wahrscheinlich keinen Schilling weiter einträgt. Stehen die westindischen Erzeugnisse recht hoch im Preis, so kann er zur Noth seine gewaltigen Ausgaben noch erschwingen; im Augenblick aber, wo die Preise sinken, wird es gar schlimm um ihn aussehen. An seinem Interesse hängt aber auch wieder das Interesse seines Gläubigers, und sobald die Preise herabgehen, werden beide über das gräßliche Bedrückungssystem, das die Colonien zu Grund richte, laut schreien. — Um solche Abenteurer steht es allerdings gegenwärtig schlimm, weil die künstlichen Vortheile, welche der Krieg mit sich brachte, jetzt weggefallen sind; aber keineswegs ist Westindien selbst ruinirt, wie man gegenwärtig oft behaupten hört. Jener künstliche Gang der Geschäfte ging so weit, als er nur immer gehen konnte; jetzt ist blaß der natürliche noch offen, aber gerade dieser ist der einzige, der endlich zu einem wahrhaft glücklichen Erfolg zu führen vermag.

Die Wasserfälle bei Gersuppa in Ostindien.

Diese Wasserfälle befinden sich eine Meile westlich von dem kleinen Dorf Kobakainy, welches die Grenze des Taluks von Bilgy in dem nördlichen Canara ausmacht, und an die Landschaft Sagara in Meisur anstößt. Sagara wird von zwölf Bächen bespült, welche sich bei Baringi in Meisur vereinigen; fünf derselben kommen von Ramatchendapura, vier von Futty-Petta (Stadt des Siegs, wie sie von Heider Aly genannt wurde), und die übrigen von Kuboli. Das aus ihrer Vereinigung entstehende Gewässer bildet den erwähnten Fall, worauf es seinen Lauf durch ein unebenes Bett nimmt, welches es sich durch das Ghautgebirge gebrochen hat. Bei Gersappa wird es bedeutend breiter und bildet den Sarawati, einen schönen für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Fluß, der 16 Meilen weiter unten, bei Honore, in die See mündet.

Wir brachen von Gersuppa (wörtlich: Katschu-kaud, weil ehemals viele Bäume dieser Art hier standen) auf, um über das Ghautgebirge zu dem Katarakt zu gelangen. Der Boden ist hier weniger zerrissen und ungleich, als an den sonstigen Uebergangspunkten des Berges, aber der Weg bedeutend länger, so daß man sechs volle Stunden braucht, eh man auf den felsigen Gipfel gelangt. Es war ein schöner Morgen; das tiefe Stillschweigen, welches in den benachbarten Wäldern herrschte, warf einen Anflug von Schwermuth in unser Gemüth; bald aber frischte das Geräusch des Wasserfalls, das mit einem Mal uns zu Ohren drang, unsre Hoffnungen wieder auf. Gleichwohl trat ein augenblickliches Mißvergnügen noch einmal an die Stelle der gespannten Erwartung; denn wenn man dem Fe a bis auf dreißig Fuß nahe gekommen ist, gewahrt man immer noch Nichts,

Digitized by Google

was Staunen erregen könnte. Aber nur noch ein paar Schritte weiter, und man wird von dem Grausen, welches ein unermeßlicher entgegen gähnender Abgrund einflößt, so übermeistert, daß man einige Sekunden zur Erholung braucht, ehe man Muth genug hat, das majestätische Schreckensbild näher zu betrachten: es ist, als ob man in die Ewigkeit hinausblickte. Die Stellung, in welcher man bleiben muß, um die volle Ansicht zu haben, ist gefährlich, denn man kann nicht anders, als sich der Länge nach über ein hervorspringendes Felsstück strecken und von diesem äußersten Rande des gewaltigen Beckens senkrecht in den Schlund hinabschauen, dessen Tiefe das Auge kaum zu ermessen vermag. Man erblickt eine ungeheure Spalte, welche die Ströme durch ihre Kraft ausgehöhlt haben. Dunstsäulen steigen in Folge des Zurückprallens der Wassermasse tief aus dem Abgrund empor und vereinigen sich mit den Wolken, welche über den höchsten Bergen der Nachbarschaft schweben. Wie sich diese Säulen wirbelnd erheben, möchte man sie eher für den Rauch eines brennenden Vulkans nehmen, als für ein Gewebe flüssiger Theilchen. In voller Farbenpracht steht ein Regenbogen über den tanzenden Dunstropfen vor der Mündung der unergründlichen Höhle. Der Umfang des Kessels, der eine hufeisenförmige Form hat, mag sich auf eine halbe englische Meile belaufen. Seinem Ausschnitt gegenüber zieht sich ein Wald stolz am Abhang des Berges herab und giebt dem Ganzen einen Eindruck seltener Erhabenheit, während einige Felder zur linken Hand auf dem Gipfel dem Anblick etwas eigenthümlich Liebliches beimischen.

Fünf verschiedene Wassergüsse stürzen sich in das Riesenbecken. Der größte, nach NO gelegen, fällt senkrecht von dem oben beschriebenen Rande herab und bildet, bis unten, zwei von einander getrennte, schäumende Säulen. In der nächsten Einsenkung, von diesem an, dem Punkt gerade gegenüber, von welchem aus wir das ganze Schauspiel in der Vogelperspektive sahen, wirft sich eine andere große Wassermasse Anfangs senkrecht herab, wendet sich dann in dem Bett, das sie ausgehöhlt, zur Seite, und wird, im Hinabweg sich breiter und breiter ausdehnend, endlich mit den übrigen von dem dampfenden Abgrund verschlungen. Ein mehr ruhiger Guß, der unmittelbar über der zweiten Cascade herkommt, bildet einen angenehmen Abstich gegen seine geräuschvollen Nachbaren. Deutlicher, und ohne die beschriebnen Mühseligkeiten sieht man den vierten Wasserfall, der von Süden herkommt, den Rand der zackigen abschüssigen Wandung des Beckens überspringt, und durch die Hindernisse, welche ein Paar spitze Felsen seinem Strom entgegenstellen, sehr breit wird. Hunderte von Tauben, die an Größe wie Schmetterlinge erschienen, spielten über seiner Schaumwolke.

Wir mußten uns auf eine Hervorragung in SW begeben, um die fünfte Cascade in Augenschein zu nehmen, deren wirbelnder Schaum vom Gipfel auf die Spitze einer harten Felsenmasse, mehrere hundert Fuß herabströmt, zwischen den unten umherliegenden Steinblöcken noch mehrmals durchschimmert und endlich dem allgemeinen Sammelplatze zufließt. Zur Rechten erheben sich die Riesenbollwerke der westlichen Ghautgebirge in ihrer ganzen ursprünglichen Hoheit.

Mehrere Versuche wurden gemacht, die Tiefe des Wunderbeckens zu messen. Zuerst ließ man einen starken Bindfaden hinab, an welchen man ein Gewicht befestigt hatte; aber dieser reichte nicht über eine Strecke von etwa 400 Fuß aus. Sodann warf man Felsstücke in den Abgrund, und bemerkte den Zeitraum, während dessen sie sichtbar blieben, auf einer Uhr, was jedes Mal acht Sekunden betrug. Die Centripetalkraft eines fallenden Körpers zu 15½ pariser Fuß auf die Sekunde angenommen, und diese Zahl nach dem Quadrat der Entfernung berechnet, ergeben 963½ französische Fuß, oder 1030 Fuß englischen Maßes.

Die Fälle des Niagara, Montmorenci, Missuri und Tuccoa sind durch die Breite des Wasserspiegels, der herabstürzt, ausgezeichnet, aber ihre Höhe ist, mit Ausnahme des ersten *), verhältnißmäßig unbedeutend; die berühmten Fälle des Gokak in Bedschapur, und des Kurtallum in Madura, haben nicht über 200 Fuß Höhe. Diese Vergleichung mag zum Beweis dienen, daß die Cascaden bei Gersuppa wirklich zu den Wundern der Welt gehören.

Asiatic Journal. July 1829.

Lächerliche Verstöße im englischen Parlament.

Ein Trost für Mitglieder unserer eigenen konstitutionellen Versammlungen, welche über die Spötterein der öffentlichen Blätter empört sind, muß es seyn, wenn sie sehen, daß das englische Parlament ihnen immer und immer wieder als Muster vorgehalten wird, von Zeit zu Zeit sich Verstöße zu Schulden kommen läßt, von denen selbst in einer deutschen Abgeordnetenkammer kein Beispiel aufzufinden seyn möchte. So wurde zu der Zeit, wo der gegenwärtige Lord Verley Kanzler der Schatzkammer war, eine Bill von ihm eingebracht, durch welche alle Auflagen auf die Einfuhr von Färberröthe in das Königreich Großbritannien aufgehoben werden sollten. Die Bill ging durch beide Häuser des Parlaments, ehe *man entdeckte*, daß die Worte „von Färberröthe" ausgelassen waren. So hatte man, statt der Abgaben von diesem einzigen Artikel, die von allen Artikeln ohne Unterschied aufgehoben, und Hr. Vansittart sah sich genöthigt, eine zweite Bill einzubringen, welche die erste amendirte. — Ein noch lächerlicheres Versehen wurde bei einer anderen Gelegenheit von dem verstorbenen Earl Stanhope entdeckt. Es war vor das Haus der Gemeinen eine Bill gebracht worden, durch welche für ein bestimmtes Verbrechen anstatt einer Geldstrafe, die bisher bestanden hatte, die Strafe der Transportation gesetzt wurde. Bei dieser Aenderung der Strafe vergaß man aber die Schlußworte zu ändern; so daß, nachdem das Verbrechen genannt und als Strafe die lebenslängliche Deportation angegeben worden war, die Verfügung kam: „und eine Hälfte der besagten Strafe soll dem Angeber, die andere Hälfte dem König zufallen." Lord Stanhope konnte sich kaum aufrecht halten vor Lachen bei dem Gedanken, daß Se. Majestät in Gefahr war, auf die Hälfte Ihrer Lebenszeit nach New-Süd-Wales transportirt zu werden.

Etymologie der französischen Sprache.

Noch ist das Stadium der Etymologie in seiner Kindheit begriffen, und der Muth, mit dem ein französischer Gelehrter, der bekannte Verfasser des Glossaire de la langue romane, Hr. v. Roquefort, es unternommen hat, ein vollständiges etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache auszuarbeiten — Dictionnaire étymologique de la langue française, où les mots sont classés par familles etc. (Par. 1829. 2 vol. 8.) — verdient dahero in vollem Anerkennung, wenn wir auch mit den Resultaten dieses Unternehmens im Einzelnen nicht immer sehr zufrieden seyn können. Der Grund ist einmal gelegt, und hundert Hände werden wetteifern, das Anfangs mangelhafte Gebäude zu seiner Vollendung zu bringen.

*) Die Höhe des Niagarafalls beträgt etwas über 158 englische Fuß. S. Ausl. Nr. 148.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 298 und 299. 25 und 26 October 1829.

Ueber den Zustand der Naturwissenschaften in England, mit Hinblick auf andere Länder.

(Von Dr. Phil. und Med. Perty.)

Es mag vielleicht nicht uninteressant seyn, den Lesern des Auslandes in möglichster Kürze einige Bemerkungen über den Zustand der Naturkunde auf den britischen Inseln mitzutheilen, welche so ziemlich hinreichen werden, im Allgemeinen ein Bild davon zu entwerfen, und dieses wenigstens in seinen äußeren Umrissen zu fixiren. Gerechtfertigt mag dieses Vorhaben seyn, theils durch das Interesse selbst, welches die Naturwissenschaften bei den gebildeten Classen in immer höherem Grade erregen, theils durch ihr Verhältniß zu dem Lande, das wegen seiner Eigenthümlichkeit und wegen des weltgeschichtlichen Interesses, welches allen seinen Angelegenheiten zukommt, wohl auch in der genannten Beziehung einen kritischen Ueberblick verdient. Die Engländer selbst beklagen sich, daß die Theilnahme für Naturgeschichte bei Weitem nicht so allgemein sey, als man nach der günstigen Lage ihres Landes, nach den großen Verbindungen, die ihnen durch die Herrschaft der Meere und ihren ausgebreiteten Handel eröffnet werden und nach ihrer sonstigen Bildungsstufe erwarten sollte. „Es giebt kein Land", sagen sie, „welchem es so leicht wird, Naturerzeugnisse aus jeder Gegend der Welt zu erhalten; keines, welches größere Summen zur Erwerbung derselben aufgewendet hätte, als Großbritannien; und doch trifft man kein Land, wo diese Hülfsmittel so wenig zum Studium der Wissenschaft beigetragen haben, als eben England." Betrachtet man in dieser Rücksicht ihre Nachbaren diesseits des Canals, so muß man gestehen, daß diese die Gelegenheit, welche ihnen der Besitz ihrer ungleich unbedeutendern Colonien, ihr viel geringerer Handel und ihre weit seltenern Entdeckungsreisen verschafften, viel besser benützt haben. Was für Aufschlüsse hat uns die bonapartische Expedition über Egypten gegeben! Jede Entdeckungsreise der Franzosen hat eine Masse von Licht über die verschiedensten Zweige der Wissenschaften verbreitet, und uns eine Menge der neuesten und merkwürdigsten Naturprodukte kennen gelehrt. Es finden sich gar nicht selten Privatleute in Frankreich, welche aus reinem Eifer für die Wissenschaft, mit eignen (manchmal unbedeutenden) Mitteln große Reisen in ferne Länder unternehmen, von wo sie nur zurückkehren, um die Dunkelheit zu erhellen, die über bald bekannten Gegenständen liegt, und neue Aussichten in reichem Maße zu eröffnen. Die französischen Naturforscher benützen jede Gelegenheit, wissenschaftliche Verbindungen mit ihren Colonien anzuknüpfen, welche über das Clima derselben, über ihre geologische Gestaltung, ihre physikalischen Erscheinungen und ihre Naturerzeugnisse Aufschluß geben. Was hat England bis jetzt für die Naturgeschichte jenes wundervollen Landes gethan, das, Jahrtausende den Augen der Europäer verborgen, für sie gleichsam neu aus dem Meere emporstieg, um ihnen nie geahnete Erscheinungen vorzuführen? Ja, wir können mit Wahrheit sagen, Neuholland, diese Heimat der wunderbarsten Gebilde, ist für uns nur höchst unvollkommen entdeckt. Könnten wir uns je von der Aggregationstheorie einiger neueren Physiker und Astronomen überzeugen, nach welchen die Weltkörper in ihrem Bildungsgange vergrößert werden durch andere kleinere in sie stürzende Weltkörper, die ihnen zugleich neue Stoffe und neue Produkte zuführen, so würde uns Neuholland mit seinen sonderbaren, gänzlich heterogenen Produkten, mit seinen isolirt stehenden Formen ein nicht unwichtiger Beweis jener Lehre scheinen. Dieses Land, so anziehend für den Forscher durch den Reiz neu zu machender Entdeckungen, und ganz dazu geschaffen, auch die höchste und überspannteste Wißbegierde zu sättigen, ist, das Pflanzenreich ausgenommen, hinsichtlich seiner Naturerscheinungen und seiner Erzeugnisse noch sehr wenig bekannt. Ganz vom Meere umflossen, so daß von vielen Punkten der Küste gar leicht Züge in's Innere gemacht werden können, an Ausdehnung seines Flächenraums jedem der beiden America's weit nachstehend, arm an reißenden Thieren und jenen dichten Urwäldern, mit welchen Südamerika bedeckt ist, setzt es dem Reisenden weder durch ungeheure Ströme, noch durch zahlreiche wilde Völkerstämme bedeutende Hindernisse entgegen. Betrachten wir das viele Merkwürdige, was eine nur oberflächliche Untersuchung bis jetzt zu Tage gefördert hat, und die äußerst interessanten Aufschlüsse, welche die wenigen und kurzen Expeditionen ins Innere uns geliefert haben, so hätten wahrlich die Briten, die Herren jener fernen Gegenden, Grund und Interesse genug, die genauesten und umfassendsten Forschungen über dieselben anzustellen, welche die ganze gesittete und wissenschaftliche Welt

Digitized by Google

mit Recht von ihnen fordern darf. Die Beobachtung der herrschenden Winde und des Climas, die Richtung der Gebirgszüge, verbunden mit genauen Messungen der Gipfel und einer richtigen Darstellung der Zwischenthäler, die Angabe der etwa vorhandenen Seen, die Analyse der zu entdeckenden Mineralwasser u. s. w. würden uns über die geologische Formation dieses Landes die genauesten und richtigsten Begriffe verschaffen. Würden nebenher die Produkte aller Naturreiche im Lande selbst, und besonders zunächst der Küste gesammelt und genau mit denen der Nachbarinseln und Südasiens verglichen, so stände uns bald über die Herkunft, die Revolutionen und den etwaigen Zusammenhang dieses Landes ein zuverlässiges Urtheil zu. Betrachten wir den Menschen jenes fernen Regionen, so eröffnet sich mit demselben ein neues Feld zu den anziehendsten Forschungen und Vergleichungen. Möge man uns diese Abschweifung, wenn sie eine ist, verzeihen, da sie bloß von dem Wunsche herbeigeführt wurde, den wir mit der gesammten gebildeten Welt theilen, von England eine umfassende Erforschung des fünften Welttheils vornehmen zu sehen. Wir haben frühee angeführt, daß Engländer selbst sich über den geringen Sinn für Naturwissenschaften in ihrem Lande beklagen, und in dieser Rücksicht Frankreich willig den Vorrang einräumen. Betrachten wir nun einige der hauptsächlichsten Ursachen dieser Erscheinung, so fallen uns beim ersten Blicke vorzüglich vier auf. Die am Tiefsten liegende Ursache ist die aristokratische Verfassung des Landes; sehr viel trägt sodann bei der hohe Preis literarischer Produkte und das Erscheinen derselben in umfangreichee und prachtvoller Form; der ungeordnete und schlechte Zustand der Nationalmusren, und die Unbekanntschaft der Engländer mit der Literatur des Auslands, besonders mit der deutschen. Eine auch nicht unwirksame Nebenursache ist die nördliche Lage des Landes selbst, vermöge welcher es minder anziehende, die Neugierde reizende Produkte aufzuweisen hat.

Es möchte sonderbar scheinen, daß wir die aristokratische Verfassung Englands als den hauptsächlichsten Grund des geringen Interesses an der Naturwissenschaft anführten. Das Vorhandenseon eines zahlreichen und gebildeten Mittelstandes war immer die Garantie für die Bildung jedes Volkes; er ist der eigentliche Träger der Aufklärung, und von ihm geht alles Licht aus. Aber wo ist dieser Mittelstand minder zahlreich und weniger einflußvoll, als in England? So eigenthümlich in anderweitigen Beziehungen England ist, so eigenthümlich ist seine Aristokratie: sie ist die Aristokratie des Geldes. Sonach theilt sich die Nation in Reiche und Arme, und derjenige Theil, welchem das Schicksal die glückliche Mittelstufe angewiesen, der in anderen Ländern durch Intelligenz und Zahl die aristokratische Partei überwiegt, sieht sich hier durch eine unverhältnißmäßige Minderzahl zur fortwährenden Unmacht verurtheilt. Der Zusammenfluß des Goldes aller Nationen, die daher rührende Theurung aller Bedürfnisse, die Verachtung, in welcher der Arme liegt, spornen beständig zum Erwerbe und Gewinn, und im beständig wiederkehrenden Wechsel des Bedürfnisses und der Befriedigung geht nicht selten der reinere Aufschwung des Geistes verloren. So erscheint uns denn die zweite eben angeführte Ursache, nämlich der Ueberfluß an Prachtwerken und die Seltenheit einfacher Handbücher und Compendien bloß als Folge der ersten. Da die Großen und Reichen fast ausschließlich im Besitze der Cultur und der Mittel sind, sich dieselbe zu erwerben, so richtet sich auch die Speculation der Verleger und die Form literarischer Erzeugnisse nach diesen Verhältnissen. Die Wissenschaft muß in prächtigem Gewande erscheinen, um den verwöhnten Sinnen Geschmack abzugewinnen. Aber die Hälfte dieser prachtvollen Werke, womit die naturhistorische Literatur in England prangt, darf keine Vollendung erwarten, und wenigstens bei einem Viertheile ist Vollendung gar nicht beabsichtigt. Eben dieses Verhältniß findet hinsichtlich der großen Menge von Zeitschriften, welche in England erscheinen, statt, weil in dem viel bewegten Leben der Nation das Periodische, das immer in verjüngter Gestalt Wiederkehrende, das erst im Bilden Begriffene, fortwährende Thätigkeit Aussprechende mehr Eingang findet, als das in sich Abgeschlossene, Vollendete, Stabile; für Werke letzterer Art, wie es z. B. die systematischen Compendien sind, woran Frankreich und Deutschland einen Ueberfluß haben, und welche wegen ihrer Wohlfeilheit von Jedem angeschafft werden können, findet sich in England ein geringes Publikum, da kein Mittelstand vorhanden ist, und sie für die Reichen zu wohlfeil sind.

Engländer selbst äußern sich häufig über den schlechten Zustand ihrer Nationalmuseen. Mangel an systematischer Ordnung und Aufstellung, eigensinniges Festhalten an altem Schlendrian, und Verweigerung des Zutritts für das Publikum sind die hauptsächlichsten Klagen. „Die Totalsumme, sagt ein Brite, welche auf die Anschaffung von Naturgegenständen für das britische Museum verwendet wurde, ist vielleicht hundertmal größer, als die, welche zur Bildung des Museums der Naturgeschichte im Pflanzengarten zu Paris nöthig war, und doch mag der Nutzen, welchen letzterer für das Studium bringt, sich zu dem Nutzen, welcher aus ersterem hervorgeht, verhalten, wie 1000 zu 1. Das britische Museum ist das Eigenthum der Nation, es ist erworben und wird unterhalten mit öffentlichem Gelde; und doch hat das Publikum, bis auf die neuesten Zeiten, große Noth gehabt, hinter diese Wälle zu gelangen; und wenn jetzt das Museum an gewissen Tagen offen steht, so wird die Zulassung immer noch mehr als eine Gunst gespendet, denn als Recht gewährt." Nach den neuesten Nachrichten indeß hat die Stimme der öffentlichen Meinung auch hier so Viel bewirkt, daß man sowohl in der wissenschaftlichen Anordnung sorgfältiger, als hinsichtlich der gemeinsamen Benutzung liberaler geworden ist, wodurch man sich der Einrichtung der französischen und deutschen Museen nähert.

Unmöglich einer wirklichen Unkenntniß, sondern bloß einem sehr übel angebrachten Nationalstolze können wir es zuschreiben, wenn die Engländer bei ihren naturwissenschaftlichen Arbeiten sich das Ansehen geben, als wüßten sie Das, was bereits in andern Ländern und oft besser geschehen ist, nicht. Besonders die Entomologen, weniger die Mineralogen, machen sich dieser vernehmen Anmaßung schuldig. Insekten, längst bekannt, und in Deutschland, Frankreich und Schweden, wo doch die Entomo-

Digitized by Google

legie auf der höchsten Stufe steht, unter Einem Namen anerkannt, werden in England als neue Entdeckungen unter neuen Namen angeführt, und dadurch muß nothwendig mannigfaltige Verwirrung entstehen. Besonders zeichnen sich hierin diejenigen Gelehrten aus, welche die Insektenwelt Britanniens bearbeiten. Es bleibt daher, wenn dieß so fortgeht, um größerer Verwirrung vorzubeugen, Nichts übrig, als Unrecht mit Unrecht zu vergelten, und die englischen Schriftsteller dieser Categorie als solche anzusehen, die sich freiwillig von der Gelehrtenrepublik der übrigen Welt ausschließen. —Da wir nun einige der Ursachen betrachtet haben, welche die größere Verbreitung der Naturwissenschaften in Großbritannien hindern, so würde es unbillig seyn, wenn wir nicht auch von den positiven Momenten ihrer Förderung, von den gelehrten Vereinen, von den sonstigen Anstalten, von den Zeitschriften, kurz von dem ganzen literarischen Leben und Treiben in dieser Hinsicht einige Nachrichten geben wollten. Wir werden mit den gelehrten Vereinen und Museen fortfahren.

(Schluß folgt.)

Rabelais in Rom. *)

.... Muß zu Schrift bringen, was sich im vorigen Jahr begeben hat, 1536, bei der Gesandtschaft des Messire Jean Dübellay de Langey nach Rom, dessen Arzt und Geheimschreiber Franz Rabelais war. Besagter Rabelais, gebürtig aus Chinon in Touraine, anfänglich ein Mönch, dann ein Apostate, darauf abermals ein Mönch, bis er in Montpellier ein Doctor wurde, erfahren in aller Wissenschaft vom A bis zum O, hat mit viel Ruhm und Lob das erste Buch des wunderbaren Lebens des Gargantua bekannt gemacht, worinnen eine sehr scharfe und heimliche Satire auf neue Begebenheiten enthalten. Davon handelt es sich aber für jezo nicht. Mein Rabelais, den ich etliche Mal in Paris gesehen und zuletzt in der Stadt Lyon, wo er einen schönen Kalender machte, ist nicht, wie die Plaudermäuler und Lollharden und andere böse Zucht sagt, ein Bettler im Orden Diogenis und im Schuze der Mönicherei; auch kein Stuzer, der nach Bisam und Benzoe riecht; sondern ein freier, lustiger, lachender Mann, der wacker trinkt und ißt, nie betrunken und niemals nüchtern. Viele lustige Schwänke, Tollheiten und Re-

*) Nichts spricht wohl mehr für die Frivolität des sechszehnten Jahrhunderts, als die Kühnheit, so wir dürfen wohl sagen Frechheit, womit die Satire gegen jene zu Felde zog, indem die Angreifer das Heilige mit dem Unheiligen nicht selten auf eine ärgerliche Art vermengten, wie vorstehender dem Mercure de France entnommener Aufsaz zeigt. Daß übrigens, was hier als Bericht aus der Camera Romae gegeben wird, der Hauptsache noch mehr Roman, als wirkliche Geschichte ist, verbürgen Inhalt und Form der Erzählung hinlänglich. An Rabelais Religionsscrupeln wird sich kein denkender Kopf der jetzigen Zeit stoßen, und durch seine Spöttereien keine Confession sich beleidigt finden, noch ein wahrhaft frommes Gemüth in seinem Glauben erschüttert werden. Sie selbst aber zeugen eben dadurch, daß sie sich bloß in den Interessen und Ideen einer längst vergangenen Zeit bewegen, für die relative Aechtheit des französischen Originals, und wurden deshalb von uns auf keine Weise gemildert.

pliken sind von ihm durch die Welt gelaufen, die halb falsch, halb wahr sind. Denn so ist die Art und Sitte von uns Andern, die da wissen möchten, was sich unter dem Volke zuträgt, daß wir der Wahrheit Etwas zusetzen und der Lüge ein Gewand anthun. Daher ist gekommen, daß so viele Ungebühren von Meister Franz erzählt worden. Also kann ich auf keine Art beglaubigen, daß ich nichts Falsches sage, als wenn ich die seinen Heimlichkeiten bekannt mache, die mir neuerlich de Camera Romä geschrieben worden. Es ist dieses die Kanzellei von unserem heiligen Vater, dem Pabst Paulus III, der Ablaß und Reliquien verkaufen, bei seiner armen Schwester schlafen und Nachkommen machen kann, bis zur Ankunft des Antichrists.

Das erste Mal, daß Rabelais vor unserem Herrgott auf Erden erschien, wie man den Pabst nennt, machte er tausend lustige Possen, deren geringste einen Todten drei Tage lang zum Lachen gebracht hätte. Sein Herr und Gebieter, der Kardinal, welcher zugegen war, obwohl im Grunde seiner Spöttereien und Keckheit gar froh, schalt doch um der Schicklichkeit willen ganz laut seine Zunge, die wie ein Igel stäche. Aber Paulus, der da von einem milden Naturel ist, weit entfernt über seine gewagten Worte sich zu erbosen, bat ihn, seinem Witz den Zügel schießen zu lassen, so daß Franz, der sich die Erlaubniß zu Nutze machte, besser als ein Papagei auf den Pabst los plauderte. Da war im Saal ein Donner von Fröhlichkeit, daß auch Keiner sich halten mochte, mit offenem Maul zu lachen, daß ihm der Wanst schütterte; und selbst der hochheilige Kardinal Salviati, welcher Anschläge und lustig Wesen sein Leben lang wie die Pest geflohen hatte, hörend die Reden des Gargantuisten, fiel vor Lachen in einer Schwäche von seinem Stuhl und kollerte umher, daß er bersten wollte; dermaßen daß sein ehrwürdiger grauer Bart den Staub kehrte, und er sich garstig in die Hosen ....., wie seine Kammerzose berichtet hat. Aber was sprach und that denn Rabelais, um solche Lustigkeit hervorzubringen? Das werde ich gleich sagen.

Primo eintretend in die Versammlung mit dem Hut auf dem Kopf, grüßte er weder den Pabst, noch sonst einen von Denen, so da waren; sondern auf ein steinern Engelein zugehend, das in einem Winkel des Zimmers stand, machte er seinem zwei seine Reverenzen mit sonderbarer Ehrerbietigkeit, küßte es dann auf die Stirn, und ein Knie auf die Erde gesetzt, begann er seine Rede, wie folgt: „Hr. Pabst, wenn es Dero Heiligkeit gefiele, einen etwas minder harten Kopf zu haben, so möchte wohl geschehen, daß diejenige, so man, weiß nicht warum, Ketzerei nennet, auf ein gut Handgeld mit der heiligen päpstlichen, id est katholischen Religion zusammenkröche. Doch nein! der Herr Jesus hat weislich gesagt: Du bist ein Felsen! es Petrus et super petram aedificabo ecclesiam meam.“ „O das feine Latein!“ sagte er, indem er sich gegen die Kardinäle hin wandte, die starr wie Glockengießer da saßen; „weder Cicero noch der Redner Quintilianus, ich schwör es Euch, haben's je so weit gebracht. Man darf nur ein guter Christ werden, um ein Erzlateiner zu seyn. So gewiß ist es, daß in dem Glauben unser Heil liegt, und nicht in der Ruthe, die man gegen die Verläufer der Psalmen in der Sprache des Volkes fast gewal-

tig beaucht." Jezo wollte Messire Dübellay seinen Arzt hinausgehen heißen; aber der heilige Vater, als ein ecuiger Schächee und verträglichee Mann, gab jenem gute Absolution ohne Scheu zu sprechen; denn er hatte von Einem erfahren, wee der feine Redner sey.

Auf dieß küßte der He. Abgesandte demüthigst den deelmal heiligen Pantoffel des heiligen Vaters, und jeder bewunderte in Stillschweigen diese ehrwürdige Ceeemonie; da ließ sich auf einmal eine Stimme hören, scharf wie Weineffig, die sprach: „Kleiner Page, hurtig bring mir eine Gießkanne voll Wasser, das voe dem Hochaltar geweiht worden ist, und ein feisches, sauberes Tüchlein um dem Hrn. Pabst den Hintern zu waschen und abzutrocknen." Dergleichen Ruchlosigkeit schien Allen ein Wenig zu stark; auch sah man einandee an, ohne ein Wort zu sprechen. Aber Rabelais fuhr fort: „Wahrhaftig, wenn mein hochoerehrter Herr dem Pabst die Füße küßt, was soll denn ich küssen, der ich sein unterthäniger Diener bin?" Man lachtnoch darüber in Rom.

Der Pabst hieß ihn voe seinen Stuhl kommen, und erkundigte sich, was ihm wohl gefallen möchte, verheißend, ihm sein Begehren zu erfüllen. „Einem so großen Herrn, als Ihr seyd," sprach Rabelais, „ist Nichts zu schwer. Wollte Euch dahee mit gefalteten Händen und demüthiger Stellung gebeten haben, mir eecht geometrisch zu beweisen, daß Gott ist, daß Jesus sein Sohn aus Fleisch und Bein ist, daß Ihe Pabst an seiner Stelle seyd, und daß ich, der mit Euch spricht, nicht ein bloßes Stück Koth bin, so der Tod wieder zu Koth machen wird. Wenn Ihe durch Eure Güte mir diese Geheimnisse zu erklären vermöget, die so wunderlich sind, daß vom bloßen daran Denken mein armee Kopf ganz schwindelig wird, so erkläre ich Euch für den vornehmsten Herausklauber aller Quintessenz und widme Euch das große Buch, das noch gefunden werden soll." Worauf ihm der Pabst klüglich ins Ohe sagte: „Mein Sohn, wenn ich die schönen Sachen wüßte, würde ich da Pabst seyn? Fordere Etwas von mir, was Menschen gewähren können." — „Hollah!" flüsterte da Rabelais, „so macht, daß ich Eure Frau Tochter heirate, sprecht ein gutes Conjungo vos dazu und ich hoffe, so mir Gott hilft, Vater von einem kleinen Pabst zu werden, der Euch nach dem Erdeechte nachfolgt; denn trinke ich nicht selbst genug, um Pabst zu seyn?" — „Mein Sohn," erwieberte abermals Paulus III, „dee liebe Gott hat mir bloß einen Sohn geschenkt und meine Tochter ist noch im Reiche des Nichts." „So heißet sie sich beeilen," endete Rabelais, „denn ich will sie glücklicher, als die Päbstin Johanna, machen."

Messire Dübellay, dee es übel empfand, daß er die Unteeeedung des Pabsts und seines Arztes nicht hören konnte, verzog nicht länger, seine Nase dahin zu stecken, wo sie Nichts zu thun hatte. Vielleicht verdroß es ihn, daß er allein den Pantoffel geküßt hatte, was wohl ein gar demüthigend Ding für Einen war, der den Werth von derlei Aberglauben erkannte. „Wie," sprach er, „wollen Euer Gnaden nicht, daß Meister Franz sie Euch auch küsse?" vermeinend die Sohle des Pabstes. Aber Rabelais, seine Rede auf die Tochter, so dem Pabst geboren werden sollte, fortführend, sagte: „Recht gern, wenn es der Pabst will; doch möcht ich zuvederst waeten, bis sie gekoeen ist" — „Nichts da, Herr Seidenstechee," scheie der Kardinal, ritter um die Schnauze als sein Hut, „küsset, wenns Euch gefällig ist, als guter Christ den heiligsten Pantoffel, den es unter dem Monde giebt." — „Thut so," sprach der gute Pabst, „der Ort, wo dee Hr. Abgesandte hin geküßt hat, ist noch *warm*." — „Oime!" antwortete Rabelais, „hat nicht dee *heilige Crispinus* diese trefflichen und sehr heiligen Pantoffeln gemacht, die *man* jedem Ankömmling zum Kuß reicht? Ists so, so will ich mir auch ein Paar solcher von ihm kaufen, denn mit ihnen werde ich weder Podagra, noch Hühneraugen, noch Krampfadern zu kuriren haben, und nie von den Füßen aus sterben." — „Ohne länger zu schwatzen," sprach Messire Dübellay, „küßt ....." — „den Pantoffel?" fragte Rabelais. „O schlimmes Fleisch um gegerbtes Kalbs- oder Hammelsleder. Das ist mir eine steenge Buße, gnädiger Hr. Pabst." So sprechend that er, als oder sich bückte, um den Pantoffel-Kuß zu vollbringen; aber im Augenblick, da der sanctus pater mit gar anmuthigem Lächeln den Fuß dem Gesicht des Rabelais entgegen streckte, faßte der, als ein schlimmee Geselle, des Pabstes Bein, das er gar schnell aufhob, worauf Panins mit dem Gesicht in den nächsten Weihkessel fiel, dessen geheiligtes Wasser sein weißes Haar wie ein Weihwedel umherspritzte. Zu leichtfertig und unbesonnen war dieser Streich des Rabelais und schon fing man an, eings herum zu murren, während die Thürhüter und Pedelle herbeiliefen und den Pabst wieder auf seinem Thron zurecht setzten, sagend: „das ist ein harter Ketzer; er riecht auf eine Meile weit nach *dem Scheiterhaufen*; mriner Treu, er wird nicht anders von *hier wegkommen*, als geräuchert wie ein Schinken. Sollte man ihn nicht ins Gefängniß führen?" Was aber Rabelais belangt: wie Lots Weib, als sie zu einee Salzsäule ward, steif und starr blieb der Scheim, zum Zeichen seinee Verdutzung, stehen; abee das nu eitel Trug und Lug. „Gnade," rief ee laut, „miserere nostri, mein sehe heiligee Vaiee in Gott und dem Teufel; ich wußte nicht, daß es so ergehen könne. Ich hatte da und dorten die unzerstörbare Ewigkeit unsree Mutter Kirche rühmen gehört und vermeinte daher, ich leichtgläubiger Tropf, daß keine menschliche Gewalt, so groß sie auch sey, deeen Eckstein, was dee gnädige He. Pabst ist, verrücken möge. Um Gott! ich gewahre, da ich übel berichtet woeden bin, und daß es nicht so schwer ist den Pabst umzuwerfen. Ich werde dessen gedenken. Amen!" Die Umstehenden verstanden den Sinn, und Viele lachten mit halb mit. Paulus III bewunderte höchlich den scharfen und beißenden Witz des Rabelais, obwohl ihm von dem F eine hübsche Beule auf dem gesalbten Haupt geblieben; und na dem er manche andeee Frage über verschiedene Dinge an i gethan, worauf jener ihm keine Antwort schuldig blieb, entli er selbigen in Gnaden und bestellte ihn nicht auf Calend graecas, (auf ewig hinausgeschobene Zeit) sondern auf morgen Vormittag.

Den andern Morgen kleidete sich Rabelais, um dem Pabst festlicher Maßen einen Besuch zu machen, dergestalt an: E deckte sich den Leib mit einem Priesterrocke ohne Aermel, d bis auf die Knie herabfiel: ein ächt christlich Kleidungsstück; d

ei aber zog er weite Hosen nach Art der lutherischen Ketzer
n; band an seine Arme indische Götzenbildlein und egyptische
muleten; umwand die Stirn mit einem sarazenischen Turban,
uf welchen er noch eine Anzahl Bücher legte, vorstellend die Bibel,
as Evangelium, den Koran und andere mehr. So vermummt,
n der Hand einige Sinnbilder haltend, ging er durch die Stra-
en und Plätze von Rom unter dem Lachen der Kinder, und
erfügte sich geraden Weges nach dem päbstlichen Palaste. Die
:hürhüter, solche Mummerei gewahrend, wollten ihn anfänglich
icht einmal in den Hausflur einlassen; aber er seinen Namen
igen, und die Hunde schweigen, die Thüren aufgehen, die
uechte laufen, und Jederman die Mütze abnehmen, war Eins;
enn der gnädige Hr. Pabst hatten befohlen, daß also geschehe,
eshalben denn Einige nicht Anders glaubten, als Rabelais sey
in König oder Kaiser. Ward mit großem Lärm in ein bemal-
es und vergüldetes Zimmer geführt, wo der Pabst auf welchen
issen ausgestreckt lag und zum Voraus von den wunderbaren
Sachen zu träumen schien, die er aus einem so gelehrten Munde
ernehmen sollte; ja mich wundert, daß er nicht nach dem Bei-
piele von Frau Margareta von Frankreich that, die in ver-
angener Zeit Messire Alain Chartier, als er eingeschlafen war,
ar verliebt auf den Mund küßte, nicht aus Liebe zu ihm, son-
ern aus Liebe zu den seinen Liedern, die er machen konnte.

Der unvorhergesehene Anblick der Mummerei, so Rabelais
ch ausgesonnen, versetzte den Pabst alsbald in guten Humor;
ieß sich's daher wohl seyn, die Füße dorthin, den Kopf dahin
usgestreckt auf den Kissen, die welcher als ein Wiesel waren.
Was giebts denn?" sagte der gute Mann von Pabst. Rabe-
lis näherte sich mit ernsthaftem und abgezirkeltem Gesichte.
Rather, was für eine Person ich eigentlich vorstelle?" — „Beim
eiligen Präputium, den Antichrist; ich kenne ihn an dem Tur-
an," antwortete der Pabst, und lachte stärker. Worauf Rabe-
ais: „Ihr sehet hier das Konterfei meiner Religion" — „Wel-
er?" fragte der Pabst. — „Einer weisen und natürlichen, so
iel möglich ist", sagte Rabelais, „wie selbige mich das Stu-
ium aller vergangenen und gegenwärtigen Religionen gelehrt
at. Ich habe diese Ernte, so reich an Trespen und Unkraut,
edenteilt; und wie Maro Virgilius den Mist des Ennius um-
ewühlt hat, so habe ich aus dem griechischen, römischen, india-
ischen, hebräischen, mohammedanischen und andern Evangelien
eitel Trödelwaare und Lumpen) mit großer Mühe und Aus-
ahl eine Art scheckiges Gewand von ziemlich gutem Zeuge
ewonnen, mit dem ich meine Blöße decke. Um nicht in figür-
icher Sprache zu reden: ich nahm, was mir in diesem Haufen
Rummerei gut dünkte, und zwar, um mir beim Verleiher Cre-
it zu verschaffen. Wie das? Ich glaubte an Mysterien, Meta-
morphosen, Mirakel; und verehrte sehr gewissenhaft die Moral,
ie ausgeflossen ist von Gott, falls es nämlich einen Gott
iebt." — „Genug, mein theuerster Bruder", fiel der Pabst ihm
as Wort, „Ihr habt eine zu schwere Sprache; sie übersteigt
einen Witz; überdieß wäre es eine Todsünde für mich, wenn
h auch nur versuchen wollte, diese Gotteslästerungen zu verste-
en. Wenn es keinen Gott gäbe; sagt mir, ich bitte Euch,
er ließ denn den Weinstock reifen? Ja groß, stark, mächtig,
gut, gnädig ist Gott. Euch zu belehren, wo er ist, kommt vr-
der mir zu, noch irgend Einem, der da auf Erden lebt. Aber
lasset uns so lange an ihn glauben, bis wirs besser verstehen."
— „Gott bewahre mich, antwortete Rabelais, daß ich einem
Pabste predigen wollte; es wäre der jüngste Tag der katholi-
schen Christenheit, wenn ein Pabst Renegat würde. Ich werde
Morgen wieder aufwarten, wenn Ihrs erlaubt. Jetzt, nachdem
ich Euch durch die Augen des Leibes gezeigt habe, wes Glau-
bens ich bin, erlasset mir, anders vor Euch zu erscheinen, als
ich bin. Doch werde ich so sehr als möglich vermeiden, ein Aer-
gerniß zu geben." — „So sey's", sprach der Pabst, „aber man
hat mir ja gesagt, Ihr wäret sonsten ein Mönch gewesen?" —
„Seit meinem zwölften Jahre", antwortete Rabelais, „und
zwar so sehr, als je ein Mönch in einer Mummerei, will
sagen, Möncherei, war. Habet darauf nicht Acht; das sind
lapsus linguae, Schnabelketzerei, zu viel Speichel im Munde;
und Gott verzeiht mirs. Ich hatte alle Tugenden eines Mönchs,
außer daß ich die Flasche dem Brevier vorzog, den Wein der
Messe, die Würfel dem Responsum, und Würste und Schinken
dem Uebrigen. Die Kapuziner von Fontenay-le-Comte in Nie-
der-Poitou hatten mich zum Mitbruder; 's ist lange her, denn
damals hatte ich noch nicht 46 Jahre auf dem Rücken, wie jetzt.
Kapuziner heißen die Leute wohl deshalb, weil man ihnen den
Kappzaum an den Hals legen sollte. Was sagt Ihr dazu, hei-
liger Vater? Aber denkt einmal! beschämt und geärgert, mich
so gut intoniren zu sehen (ich meine nämlich den Wein, den ich
in Tonnen füllte), wurden sie, mir nichts, dir nichts so
roth wie Karmesin vor Zorn, und wollte man mich ins Loch
werfen mit grobem Brode und frischem Wasser bis auf Weite-
res. Wäre ich nicht ein Einfaltspinsel gewesen, wenn ich auf
Alles, was ihnen noch sonst gut dünken mochte, hätte warten
wollen? Auch wirklich verließ ich das Kloster alsbald, ohne et-
was Anders mitzunehmen, als meine Person. Hätte der Him-
mel ihren schlimmen Vorsatz begünstigt, so wäre Nichts von mir
übrig geblieben, als Asche im Wind. Es ist mir lieb, daß
daraus Nichts wurde. Glaubt Ihr aber vielleicht, daß mir jetzt
das Mönchshandwerk schlimmer zu Muthe machte, als Bränne
oder Kolik? Wahrhaftig nicht! ich liebte gar zu hoch das Glas
und das Faulpelzen. Ohne mich zu verschnaufen trat ich aber-
mals in das Kloster von Maillezais in Poitou; der Orden des
h. Benedict schien mir lustiger, als der des h. Franciscus, mei-
nes Schutzpatrons *); ich hätte mich gar in den Orden des h.
Satanas einkleiden lassen, wenn man in diesem besser getrunken
hätte. Bei Sankt Benedict gewann ich wenig Indulgenzien
und um ein Paar geringer Nebengänge willen ward ich gend-
thigt, aus dieser Höhle zu scheiden, ohne Jemand Lebewohl zu
sagen, und that gut daran; denn der Hr. Abt ließ nicht ab,
mich für einen Ketzer in bester Form zu erklären, und derohal-
ben für verbrennlich, wie einen Juden oder ein Schwein. Gott
sey Dank, ich habe das Reiserbündel noch nicht gesehen; aber
ich habe auch niemals Zeit verloren; lasset uns mit Geduld
warten!"

*) Weil Rabelais mit dem Taufnamen Franz hieß.

Cooper's Grenzbewohner.

(Schluß.)

Ein eben ſo glücklicher als neuer Gedanke war es, den Einfluß, den die Erziehung unter den Wilden üben muß, darzuſtellen, indem Ruth erwachſen in die Familie zurückgeführet wird, der ſie in jener ſchrecklichen Nacht geraubt worden war. Vergebens ſind alle Mittel in der liebenswürdigen Wilden die Erinnerung an ihre Kindheit wieder zu erwecken. Der Augenblick, in welchem wir ſie wieder ſehen, iſt die Stunde des Gebets; man hoffte, daß dieſe Ceremonie, an welche ſie in den Abenden ihrer früheſten Kindheit gewöhnt war, ſie wie damals ergreifen würde. „Narra-Mattah, wie wir fortfahren wollen, ſie zu nennen, glich durch den Ausdruck ihres Geſichtes und ihrer Haltung einem Weſen, welches der Täuſchung eines außerordentlichen Traumes hingegeben iſt. Ihr Ohr rief ſich die Töne zurück, die ſo oft in ihrer Kindheit wiederholt worden waren; und ihr Gedächtniß ſtellte ihr die verwiſchten Umriſſe der meiſten jener Gegenſtände dar, die damals ihr ſo häufig vor Augen ſtanden. Aber dieſe Gebete trafen jetzt einen Geiſt, der ſeine Reiſe unter einem ganz anderen Syſtem der Theologie erlangte, und dieſe Erinnerungen kamen zu ſpät, um Sitten zu beſiegen, die, unterſtützt durch jene verführeriſche Freiheit, welcher alle mit ihrem Reiz einmal Vertrauten ſo ſchwer entſagen, ihre ganze Neigung gewonnen hatten. Narra Mattah ſtand aufrecht, mitten in dem Kreiſe ihrer erſten Verwandten, und glich halb furchtſam, halb zutraulich, einem jener Bewohner der Luft, welche die Kunſt des Menſchen zu zähmen verſucht, indem ſie ſie unter die ruhigeren und vertrauensvollern Bewohner eines Vogelbauers verſetzt.

Ungeachtet der Wärme ihrer Neigung und der Ergebenheit in alle Pflichten ihrer Lage hatte Ruth Heathcote doch lange gelernt, ſelbſt die natürlichſten Gemüthsbewegungen zu meiſtern. Die erſten Aufwallungen der Freude und des Wiedererkennens waren vorüber; ſie waren der Sorge und der Wachſamkeit gewichen, welche die Begebenheiten, die eben ſtatt gefunden hatten, nothwendig hervorrufen mußten. Die Zweifel, die bangen Ahnungen und ſelbſt die erſchütterndſten Beſorgniſſe, welche ſie quälten, waren unter dem äußeren Scheine der Zufriedenheit verborgen; und man ſah auf ihrer Stirn, die ſo lange durch den Kummer verdüſtert war, Etwas, das den erſten Strahlen des Glückes glich.

„Du erinnerſt Dich Deiner Kindheit, meine liebe Ruth, ſagte die Mutter, nachdem ein hinreichend langes Schweigen auf das Gebet gefolgt war. Wir ſind Deinen Gedanken nicht ganz entfremdet worden, und die Natur hat ihren Platz in Deinem Herzen gefunden. Erzähle uns, mein Kind, Deine irren Wanderungen in der Wildniß und die Leiden, die Du in einem ſo zarten Alter mitten unter einem barbariſchen Volke haſt erdulden müſſen. Es wird uns Vergnügen machen, Alles zu hören, was Du geſehen und erlebt haſt, da wir wiſſen, daß jetzt Deine Leiden vorüber ſind."

Ruth Heathcote wandte ſich an ein Ohr, das für eine Sprache dieſer Art taub ſeyn mußte. Narra-Mattah verſtand die Worte, aber der Sinn derſelben war ihr in Dunkelheit gehüllt; ſie hatte weder ein Verlangen, noch die Fähigkeit, ſie zu begreifen. Ihre Blicke, in denen man zu gleicher Zeit Vergnügen und Ueberraſchung las, ruhten auf dem liebevollen Antlitz ihrer Mutter. Plötzlich ſuchte ſie mit Haſt Etwas in den Falten ihres Gewandes und brachte einen Gürtel zum Vorſchein, der nach der ſinnreichen Art ihres Pflegevolkes reich verziert war. Sie näherte ſich der Mutter, und ihre Hände, die zugleich vor Furcht und vor Freude zitterten, befeſtigten dieſen den Gürtel um den Leib, um die ganze Pracht ſeiner Arbeit zu zeigen. Zufrieden mit ihrer Handlung ſuchte das junge kunſtloſe Weib begierig Zeichen des Beifalls in Augen, die Nichts als Kummer ausdrückten. Beunruhigt durch einen Ausdruck, den ſie nicht verſtehen konnte, wandte Narra-Mattah ihre Blicke nach allen Seiten, als wenn ſie Etwas ſuchte, das ihr zum Schutz gegen ein Gefühl dienen ſollte, welches ihr ſo fremd war. Whittal hatte ſich in das Zimmer geſchlichen, und das junge Weib, das vor ſeinen Augen keinen anderen Gegenſtand fand, der ihm ſeine Lieben zurückgerufen hätte, heftete ihre Blicke auf den Blödſinnigen. Sie zeigte ihm die Arbeit, die ihre Hände eben vollendet hatten und berief ſich durch eine beredte Geberde auf den Geſchmack eines Menſchen, der wiſſen konnte, ob ſie gut gemacht ſey, oder nicht.

„Vollkommen," antwortete Whittal, indem er ſich dem Gegenſtande ſeiner Bewunderung näherte, „es iſt ein prächtiger Gürtel, und nur das Weib eines Sachem konnte ein ſo koſtbares Geſchenk machen."

Das junge Weib legte mit einer ſanften Bewegung ihre Arme auf der Bruſt zuſammen und ſchien auf's Neue zufrieden mit ſich und der ganzen Welt.

„Hier iſt ſichtlich die Hand des Urhebers des Böſen" ſagte der Puritaner; „das Herz durch Eitelkeit verderben, das Gemüth auf Irrwege leiten, indem es ſich an Dinge dieſer Welt hängt: Dieß iſt ſein größtes Vergnügen. Eine entartete Natur unterſtützt ihn nur zu ſehr in ſeinen Plänen; wir müſſen dieß Kind mit Eifer bewachen, oder es wäre beſſer für uns, wenn es bei ſeinen Brüdern ruhte, die bereits die Erben der Verheißung ſind."

Ruth ſchwieg aus Achtung; ſie betrübte ſich über die Unwiſſenheit ihres Kindes — aber die mütterliche Liebe war ſtark in ihrem Herzen; mit dem Takt eines Weibes und der Zärtlichkeit einer Mutter ſah ſie, daß ſie nicht durch Strenge hoffen konnte, ihr Kind zu anderen Gefühlen zurück zu führen. Sie nahm einen Stuhl, zog Narra-Mattah zu ſich und verſuchte, indem ſie durch einen Blick um ſich her Stillſchweigen verlangte, durch den Einfluß der Natur geleitet, in die Geheimniſſe des Geiſtes ihrer Tochter einzudringen.

„Komm zu mir, Narra-Mattah," ſagte ſie, indem ſie ſich des Namens bediente, auf welchen ihre Tochter allein antworten wollte, „Du biſt noch in Deiner Jugend, mein Kind, aber es hat Dem, deſſen Wille Geſetz iſt, gefallen, Dich vielfache Wechſel in dieſem Leben erfahren zu laſſen. Sage mir, ob Du Dich der Tage Deiner Kindheit erinnerſt; ob Deine Gedanken Dich zuweilen in das Haus Deines Vaters zurückführten, während der traurigen Jahre, die Du von uns entfernt warſt."

Ruth hatte ſanfte Gewalt gebraucht, um ihre Tochter näher an ſich heran zu ziehen während ſie ſprach; und Narra-Mattah nahm die Stellung wieder ein, die ſie eben verlaſſen hatte, indem ſie neben ihrer Mutter niederkniete, wie ſie oft in ihrer Kindheit gethan hatte. Dieſe Bewegung war mit zu vielen zärtlichen Erinnerungen verbunden, um nicht dankbar aufgenommen zu werden; und das junge Weib des Waldes bekam die Erlaubniß, dieſelbe während eines Theiles

des Gesprächs, das hierauf folgte, beizubehalten. Aber während sie auf diese Weise eine Handlung des Gehorsams mit ihrem Körper ausübte, zeigten ihre verwunderten Blicke, die Beredsamkeit genug hatten, um alle Bewegungen ihrer Seele auszudrücken, deutlich, daß nur die Liebkosungen Ruth's und der sanfte Ton ihrer Stimme begriffen wurden. Die hellsichtige Mutter erkannte leicht die Ursache des Stillschweigens ihrer Tochter, und indem sie allen Kummer, den sie fühlte, unterdrückte, bemühte sie sich ihre Sprache den Gewohnheiten eines so einfachen Wesens anzupassen.

„Auch die weißhaarigen Häupter Deines Volkes waren einst jung," sagte sie, „und sie rufen sich die Hütte ihrer Väter zurück. Erinnert sich meine Tochter noch zuweilen der Zeit, wo sie unter den Kindern der weißen Gesichter spielte?"

Die junge Narra-Mattah hörte mit Aufmerksamkeit zu. Sie hatte ihre Kenntniß des Englischen vor ihrer Gefangenschaft hinreichend ausgebildet und zu häufigen Gebrauch von derselben bei ihrem Verkehr bei den Weißen und besonders mit Whittal gemacht, um den Sinn der Worte, welche sie hörte, nicht zu verstehen. Furchtsam streckte sie ihren Kopf über die Schulter der Mutter, verweilte mit den Augen auf dem Gesichte Marthas, betrachtete ihre Züge eine Minute lang und brach dann mit der ganzen ungezwungenen Lustigkeit eines indianischen Mädchens in ein schallendes Gelächter aus.

„Du hast uns nicht vergessen," nahm Ruth wieder das Wort; „dieser Blick auf die, welche die Gespielin Deiner Kindheit war, überzeugt mich, daß wir bald die Liebe unserer Tochter besitzen werden, wie wir jetzt ihre Person besitzen. Ich will Dir nicht von jener schrecklichen Nacht erzählen, wo die Wuth der Wilden Dich unseren Armen entriß, noch von dem bittern Kummer, mit dem Dein Verlust uns erfüllte. Aber es giebt ein Wesen, welches immer von Dir gekannt seyn mußte, meine Tochter, jenes, welches über den Wolken sitzt, welches die Erde auf der Fläche seiner Hand hält, und welches mit Erbarmen auf Alle hinabblickt, die auf dem Pfade wandeln, den er selbst ihnen angewiesen hat. Hat er noch eine Stätte in Deinen Gedanken? Du rufst Dir seinen heiligen Namen zurück, und Du kennst seine Macht?"

Narra-Mattah senkte den Kopf, gleichsam um besser zu verstehen, was sie hörte; ihre Züge, die eben noch geläcelt hatten, nahmen den Ausdruck der tiefsten Verehrung an, und nach einem Augenblicke Stillschweigens, flüsterte sie halblaut: „Manitu!"

„Manitu oder Jehovah! Gott, oder König der Könige? Herr der Heerschaaren! Es ist gleichgültig, welches Wort Du gebrauchst, um seine Macht zu bezeichnen. Du kanntest ihn damals, und Du hast nie aufgehört, ihn anzurufen!"

„Narra-Mattah ist ein Weib! Sie kann laut zu Manitu sprechen. Er kennt die Stimme der Häuptlinge, und öffnet die Ohren, wenn sie seine Hülfe verlangen."

Der Puritaner konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, aber Ruth bezwang ihren Schmerz aus Furcht das wiedererwachende Vertrauen ihres Kindes zu verlieren.

„Dieß mag der Manitu des Indianers seyn," sagte sie, „aber er ist nicht der Gott der Christen. Du bist von einem Geschlechte, das eine andere Religion hat, und es ist nothwendig für mich, den Gott Deiner Väter anzurufen. Die Narraganseits selbst kennen diese Wahrheit. Deine Haut ist weiß, und Deine Ohren müssen die Sagen der Menschen Deines Blutes hören."

Narra-Mattah ließ bei dieser Anspielung auf ihre Farbe ihr Haupt auf die Brust herabsinken, als ob sie vor allen Augen diese Weiße verbergen wollte, deren sie sich schämte; aber sie hatte keine Zeit zu antworten; Whittal näherte sich ihr, und indem er auf die glänzende Farbe der Wangen des jungen Weibes wies, die durch die americanische Sonne gebräunt worden waren, sagte er:

„Das Weib des Sachem hat schon angefangen sich zu ändern, bald wird es wie Nipset ganz roth seyn. Sieh," sagte er, indem er seinen Finger auf seinen eigenen Arm legte, wo das Wetter und die Sonne die ursprüngliche Farbe noch nicht ganz vertilgt hatten, „der böse Geist hat auch Wasser in mein Blut geschüttet, aber bald wird es verschwinden. Sobald seine Haut braun seyn wird, daß der böse Geist sie nicht mehr erkennt, wird er auf den Weg des Krieges gehn; dann können die lügnerischen bleichen Gesichter die Gebeine ihrer Väter ausgraben und sich nach der aufgehenden Sonne wenden, oder seine Hütte wird mit Haaren von der Farbe des Damhirsches bekleidet seyn!"

„Und Du, meine Tochter," sagte Ruth, „kannst Du ohne Zittern diese Drohungen gegen das Volk Deines Stammes, Deines Blutes, Deines Gottes anhören?"

Die Augen Narra-Mattah's sprachen Ungewißheit aus, doch verweilten sie mit Wohlwollen auf Whittal. Dieser Blödsinnige, voll von seinem eingebildeten Ruhme, erhob die Hand mit wilder Gebehrde und bezeichnete durch eine Bewegung, die man nicht mißverstehen konnte, die Art, wie er seinen Opfern die gewöhnliche Todesart entreißen würde. Während der junge Mann diese abscheuliche aber ausdrucksvolle Pantomime spielte, verweilte Ruth, kaum athmend, mit ängstlicher Bekümmerniß auf den Mienen ihrer Tochter. Sie wäre getröstet worden durch einen einzigen Blick der Mißbilligung, durch eine einfache Bewegung, durch das geringste Zeichen, welches bewiesen hätte, daß ein so reizendes und bei jeder anderen Gelegenheit so sanftes Wesen von dieser barbarischen Sitte seines Adoptivvolkes empört würde. Aber eine Kaiserin Roms, welche den Todeskampf eines unglücklichen Gladiators sah; die Gattin eines neueren Fürsten, welche die blutige Liste der Siegesopfer ihres Gemahls las; die schöne Braut, welche die Großthaten des Mannes erzählen hörte, den ihre Einbildungskraft ihr als einen Helden darstellte, hätte nicht größere Theilnahmlosigkeit an menschlichen Leiden zeigen können, als das Weib des Sachem, da sie Dinge vorstellen sah, die ihrem Gatten so hohen Ruhm verschafft hatten. Es war nur allzu augenscheinlich, daß diese Darstellung, wie grausam und wild sie auch war, ihrem Geiste nur Bilder vorüberführte, welche der erkorenen Gefährtin eines Kriegers gefallen mußten. Ihre Miene und ihre Augen sprachen das Vergnügen aus, welches ihr der Triumph der Indianer machen würde, und als Whittal, durch seine eigenen Bemühungen fortgerissen, sich ganz diesen grausamen Spielen hingab, wurde er auf's Neue durch lautes Beifallgelächter belohnt. Die Stimme Narra-Mattah's, deren Weichheit einen peinlichen Gegensatz zu diesem Ausbruch unwillkürlicher Freude bildete, erschallte gleich einer Sterbeglocke in den Ohren Ruths und vernichtete in ihren Augen alle sittliche Schönheit ihrer Tochter. Die verzweifelnde Mutter stützte ihre Stirn in

ihre Hand und schien lange Zeit über die Entartung einer Seele nachzudenken, die einst so rein zu bleiben versprach. — —

Aber die Anstrengungen der mütterlichen Liebe ließen sich so leicht nicht zurückweisen. Ein Gedanke traf den Geist Ruths, und sie zögerte nicht, den Versuch zu machen, welchen er ihr eingab. Die Natur hatte ihr eine melodische Stimme und angeborenen Kunstsinn verliehen; wenn sie sang, verfehlten ihre Töne nie den Weg zum Herzen. Sie zog ihre Tochter näher zu sich heran und sing eines jener Lieder an, die bei den Müttern der Colonie gebräuchlich waren. Kaum erhoben die ersten Töne sich über das Wehen der Abendluft, bald aber nahmen sie jene Kraft und jene Festigkeit an, welche die einfache Weise erforderte.

Während der ersten Worte dieses Gesanges horchte Norra-Mattah mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit. Man hätte meinen sollen, ihre anmuthigen Formen wären in Marmor verwandelt worden. Aber das Vergnügen glänzte in ihren Augen, und ehe der zweite Vers beendigt war, drückten alle ihre Züge das Entzücken aus, welches sie empfand. Ruth zitterte, indem sie diesen Versuch machte. Die innere Bewegung giebt der Musik Gefühl; und, als sie zum dritten Male während ihres Gesanges sich an ihre Tochter wandte, sah sie ihr sanften blauen Augen, die auf sie gerichtet waren, mit Thränen erfüllt. Ermuthigt durch diesen unzweideutigen Beweis ihres Erfolges wurde die Natur noch mächtiger in ihrer Sprache; und als die letzten Strophen gesungen waren, hatte Narra-Mattah ihren Kopf auf den Busen ihrer Mutter gelehnt, wie in den ersten Jahren ihrer Kindheit, wenn sie diesen haemonischen und melancholischen Gesängen lauschte.

Content, so ruhig er äußerlich blieb, sah mit der gespanntesten Theilnahme diese Rückkehr des Verständnisses zwischen seinem Weibe und seinem Kinde. Er verstand den Ausdruck, der in Ruths Augen blitzte, während ihre Arme vorsichtig die noch immer an ihren Busen Gelehnte umschlossen, als ob sie gefürchtet hätte, ein so scheues Geschöpf zu erschrecken und zu schnell zu sich selbst zurückzurufen durch Liebkosungen, die ihm so ungewohnt waren. Eine Minute verfloß im tiefsten Stillschweigen; selbst Whittal schien die allgemeine Rührung zu theilen. Traurige Jahre waren vergangen, seit Ruth ein so reines Vergnügen genossen hatte. Die Stille wurde plötzlich durch geräuschvolle Schritte unterbrochen, die in einem benachbarten Gemach erdonten; die Thür ward mit einer gewissen Heftigkeit eröffnet und der junge Mark erschien. Sein Gesicht war durch den Lauf erhitzt, seine Stirn schien jenen schrecklichen Ausdruck behalten zu haben, den sie während der Schlacht gezeigt hatte, und seine ganze Haltung zeugte von leidenschaftlicher Bewegung. Er hatte das Packet Conanchet's auf seinem Arm, er legte es auf den Tisch, wies darauf mit einer Miene, welche Aufmerksamkeit erregen mußte, und verließ, indem er sich trotzig abwandte, das Zimmer.

Ein Schrei der Freude entfuhr den Lippen Narra-Mattah's, sobald sie die mit Perlen besetzten Bänder sah. Die Arme Ruths, die ihre Tochter umschlossen hielten, fielen überrascht herab; aber ehe ihre Verwunderung noch geordneten Gedanken hatte weichen können, flog das knieende halbwilde Wesen zu dem Tische, öffnete die Umhüllung des Packets und zeigte den überraschten Blicken ihrer Mutter das freundliche Gesicht eines indianischen Kindes.

Die geübteste Feder würde unseren Lesern keine richtige Beschreibung von den widersprechenden Gefühlen geben können, die in Ruths Herzen kämpften. Das angeborne Gefühl der mütterlichen Liebe schien mit dem Gefühle verletzten Stolzes zu streiten, welches eine empfindliche Beleidigung auch in der Seele einer so gütevollen Person hervorrufen mußte. Es war nicht nothwendig nach der Herkunft des Kindes zu fragen, dessen Augen bereits mit jener eigenthümlichen Ruhe, die sein Geschlecht auszeichnet, auf Ruths Züge geheftet waren. Es war der blitzende Blick der schwarzen Augen Conanchets, obgleich durch die Kindheit gemildert; auch die platte Stirn und die zusammengedrückte Lippe des Vaters war unverkennbar. Aber alle diese Zeichen eines indianischen Ursprungs waren geadelt durch jene Schönheit, welche die Kindheit ihrer eigenen Tochter so reizend gemacht hatte.

„Siehe!" sagte Norra-Mattah, indem sie das Kind näher zu den Augen Ruths erhob, „es ist ein Sachem der rothen Häute; der kleine Adler hat sein Nest zu frühe verlassen."

Ruth konnte dieser Aufforderung einer geliebten Tochter nicht widerstehen; sie neigte ihr Haupt, um die Röthe ihrer Wangen zu verbergen und hauchte einen Kuß auf die Stirn des indianischen Kindes. Aber das eifersüchtige Auge der Mutter konnte nicht getäuscht werden. Narra-Mattah bemerkte den Unterschied zwischen dieser kalten Liebkosung und den zärtlichen Küssen, welche sie selbst empfangen hatte; ein eisiger Schauder ergriff ihr Herz. Sie legte mit kalter Würde die Falten des Umschlages zurecht, erhob sich und zog sich traurig in einen Winkel des Zimmers zurück. Hier nahm sie einen Stuzt und sang, indem sie auf ihre Mutter einen Blick warf, der beinahe einen Vorwurf ausdrückte, ihrem Kinde ein indianisches Lied.

„Die Weisheit der Vorsehung zeigt sich auch hier," flüsterte Content seiner Gefährtin zu, die in ihren Betrachtungen verloren war. „Wenn wir unsere Tochter so wieder gefunden hätten, wie wir sie verloren, wäre dies über unser Verdienst gewesen. Unsere Tochter ist beleidigt, weil Du ihr Kind kalt angesehen hast."

Diese Aufforderung genügte einer Mutter, deren Gefühl mehr verletzt, als erkältet worden war; sie rief Ruth zu sich und vertheilte die Wolken, welche der Kummer auf ihre Stirn gezogen hatte. Das Mißvergnügen, oder um gerechter zu seyn, der Schmerz der jungen Mutter war leicht besänftigt. Ein freundliches Lächeln, welches ihrem Kinde galt, versöhnte sie ganz; und Ruth selbst vergaß, daß sie Ursache zum Kummer hatte, als sie die mütterliche Freude sah, mit welcher Narra-Mattah für die Stärke ihres Sohnes bewundern ließ.

Der Blitz, ein Heilmittel gegen Lähmung.

Ein Fahrzeug wurde vor einiger Zeit auf dem atlantischen Meere mehrmals vom Blitze getroffen, und die Personen am Bord stark elektrisirt. Unter den Reisenden befand sich Einer, dessen Arme und Beine seit mehr als drei Jahren gelähmt waren, und welcher da im Bette lag, als der Strahl einschlug. Zum größten Erstaunen der Umstehenden sprang er von seinen Kissen auf und rannte nach dem Verdeck, wo er so behend, als irgend einer seiner Gefährten, umherlief. Auch war seine Heilung keineswegs bloß temporär, sondern er hat von da an den vollkommenen Gebrauch seiner Glieder wieder gewonnen. Dieses Ereignis erinnert an die wohlbekannten Wirkungen des Galvanismus auf Nervenaffektionen und Lähmungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 300. 27 October 1829.

Die französischen Memoiren.

Die napoleonische Censur. Die Memoiren des Marquis Marcillac und des Marquis Clermont-Gallerande.

Aus den Memoiren, welche seit der Restauration zu Tage gefördert worden sind, ließe sich eine ansehnliche Bibliothek bilden. So alt der Geschmack an dieser Gattung leichter historischer Produkte in der französischen Literatur ist, so scheint er doch nie so herrschend gewesen zu seyn, als in unsrer Zeit. Der Reichthum des Stoffs nach dem großen jetzt ausgespielten Weltdrama der Revolution und des Kaiserthums, und die unfreiwillige Muße, in welche die neue Wendung der Dinge so viele der Mitspielenden versetzt hat, erklären diese Erscheinung. Napoleons strenge Begriffe vom Decorum vertrugen sich nicht mit dieser vertraulichen Geschichtscheibung, welche ihre Helden hinter die Coulissen, an den häuslichen Heerd und in den Kreis ihrer Familien begleitet, und indem sie überall mehr die menschliche Seite herauskehrt, zwar manchen liebenswürdigen Zug offenbart, aber auch manche Schwäche verräth. Für die Herausgabe der zahlreichen echten und unechten Memoiren über die Regierungsperiode Ludwigs XIV und seiner Nachfolger, deren gegenwärtig fast in jedem Zeitungsblatte neue angekündigt werden, war damals keine Zeit; Napoleon hätte eine solche Enthüllung der Geheimnisse der Macht nicht geduldet. Selbst in Gegenständen, die mit der Politik Nichts zu schaffen hatten, legte die kaiserliche Censur eine Scrupulosität an den Tag, welche die villele'sche Censur kaum weiter treiben konnte. Als im J. 1812 die Correspondenz von Grimm und Diderot*) herauskam, waren die Censurlücken so bedeutend, daß die neuesten Herausgeber einen ganzen Band Nachträge liefern konnten. Man hat sich in Frankreich in neuester Zeit oft über die ungeschickten Hände beschwert, in welche die Censur gewöhnlich falle; man hat geklagt, daß geistlose Ignoranten über die Presse zu Gericht sitzen. Allein mit Unrecht; die napoleon'schen Censoren mochten noch so gescheite, gebildete und kenntnißreiche Männer gewesen seyn, als es wahrscheinlich villele'sche oder ladourdonnay'sche Censoren nie seyn werden, ihre Scheeren waren deswegen nicht weniger scharf, und ihre Intelligenz und bessere Ueberzeugung hatte auf die Führung des Amtes keinen Einfluß. Die Willkührherrschaft macht Die, welche sie ausüben, blind; das ist eine Strafe des Himmels. Sollte man glauben, daß die kaiserlichen Censoren an einer Stelle, wie die folgende, ein Aergerniß nehmen konnten? „Ein Despot, der Geist hat, läßt den Philosophen schwatzen, und wenn er ein Freund von Beredsamkeit ist, so findet er sein Geschwätz sogar schön; ist er aber ein Narr, so plagt und quält er denselben auf tausendfache Weise und um so mehr, je mehr jenem die Völker Anerkennung zugetheilen lassen." Hierin sollte eine Anspielung auf den Kaiser liegen und die Stelle mußte ausgemerzt werden.

Oft war es ein einziges Wort, das einem Artikel das Verdammungsurtheil zuzog. Die Censur ließ Nichts passiren, worin der Name „Polen" vorkam. Und doch hat bekanntlich die Philosophie des XVIII Jahrhunderts sich nicht sonderlich liberal über diesen Gegenstand vernehmen lassen; man kennt die Gesetze des Minos von Voltaire, seine Sarcasmen gegen die Conföderirten und seine Vorrede zur Geschichte des Czars Peter; man weiß, wie sehr es in Paris Mode war, diesen Poniatowski zu bewundern, der sich besser darauf verstand, den Leuten von gutem Tone zu gefallen, als der edeln Nation, die er beherrschte; diesen geckenhaften Fürsten, der, um seine Locken zu retten, sich gegen die den Polen theure Sitte, welche von dem Könige verlangte, daß er das Haupt geschoren trug, auflehnte und einen Theaterhelm aufsetzte. Aber er hatte Madame Geoffrin an seinen Hof gezogen, und während seine Nachbaren sich in seine Provinzen theilten, erwies er dieser geistreichen Frau, die ihn in seiner Jugend aus dem Schuldthurme befreit hatte, die zartesten Aufmerksamkeiten. Er hatte Geschmack und man verzieh ihm seine Feigheit. Die von der Censur gestrichene Stelle, welche allem Anscheine nach aus der Feder des Baron Grimm geflossen, ist voll bitteren Spottes gegen das unterdrückte Polen. Man macht sich darin über Hrn. von Wielhorski lustig,

*) Correspondance littéraire philosophique et critique de Grimm et de Diderot depuis 1753 jusqu'en 1790. Nouvelle edition. Paris 1829. VI Vol. Die Nachträge bilden davon einen Band; sie sind aber auch besonders zu haben unter dem Titel: Correspondance inédite de Grimm et de Diderot, et Recueil de lettres, poésies, morceaux et fragments retranchés par la censure impériale en 1812 et 1813.

der im vierten Stockwerke der Straße Plaitrière abstieg, um sich privatim von einem genfischen Lykurg eine neue Constitution für Polen zu bestellen; es heißt darin, Polen solle sich mit dem Gedanken beruhigen, daß es bloß eine Ebene sey und folglich habe nuteejocht werden müssen. Dieses Stück Logik hätte die kaiserliche Censur nicht antasten sollen! oder geschah es vielleicht aus Mitleid mit den armen Polen, die aus den Händen des Kaisers die Wiederherstellung der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes erwarteten? — Dieß wäre einmal ein Beispiel von einer großmüthigen Censur.

Doch ob großmüthig oder nicht großmüthig — auf jeden Fall war sie höchst bigott. Nachdem Napoleon den Dienst der Altäre wieder hergestellt hatte, sollte man unbedingt wie an Gott, so auch an die Kirche glauben. Darum wurde folgende Stelle gestrichen: „St. Vinzenz von Paula, Haupt und Gründer des Ordens der Lazaristen, ist ein Heiliger von ziemlich neuem Datum. Er starb im Geruche der Heiligkeit vor etwa hundert Jahren. Dieser Heilige verrichtete bei Lebzeiten mehrere Wunder, welche die unfehlbare Kirche als solche erklärte und anerkannte. Er galt für einen eifrigen Molinisten, und sein Haß gegen die Jansenisten trug nicht Wenig dazu bei, ihm die Ehre der Canonisation zu verschaffen, nachdem er zuerst selig gesprochen worden war. Als die Brüder Lazaristen für ihren Patron um diese Ehre einkamen, so fragte sie der Cardinal Fleury, der sich bei dem Pabste deshalb verwenden sollte, ob ihr Vinzenz auch Wunder gethan? Sie sagten ja. Welcherlei Wunder? Ob er z. B. einen Todten auferweckt hätte? Sie erwiederten: sie wollten nicht zu Viel sagen, da es ihre Sache nicht sey, Se. Eminenz zu täuschen, noch die Sache Sr. Eminenz, sich täuschen zu lassen, doch habe er einen auferweckt. Die Canonisation wurde erlangt. Nun höre man, was weiter geschah, oder womit man sich wenigstens im Publikum trägt. Es befand sich seit dem Jahre 1659 in der Familie d'Argenson ein versiegeltes Packet von einem der Ahnherren dieses Hauses, welches nach dessen Verfügung nicht eher geöffnet werden durfte, als nach hundert Jahren. Diese Zeit war verflossen und Hr. von Paulmy, einer der Nachkömmlinge des Testators, nahm in Gegenwart des Königs und der Frau von Pompadour die Siegel ab. Was fand man? Eine Erklärung von St. Vinzenz, worin der Heilige, der ein vertrauter Freund jenes d'Argenson gewesen war, seine Anhänglichkeit an die Grundsätze des Socinianismus im Leben wie im Tode bekannte; er sey es, sagt er, von der Kraft der Wahrheit dieser Lehre als der allein göttlichen überzeugt, daß sie hundert Jahre nach seinem Tode allgemein verbreitet sey und die Lehren des Irrthums vor sich in den Staub gebeugt habe; er wolle deswegen, daß sein Glaubensbekenntniß bis zu diesem Zeitpunkte des Triumphes der Wahrheit über alle Lügen unbekannt bleibe. Dieß ist nun freilich anders gegangen und der Socinianismus hat jene Fortschritte nicht gemacht; ohne daß jedoch die Wunder eines ketzerischen Heiligen die Kirche, die deren Aechtheit anerkannt und auf den Grund derselben dem guten St. Vincenz die Canonisation ertheilt hat, weniger in Verlegenheit bringen dürften."

Sollten die kaiserlichen Censoren wirklich geglaubt haben, das Christenthum stehe auf so schwachen Füßen, daß eine Heiligengeschichte mehr oder weniger seiner höhern Beglaubigung Eintrag thun könnte? — Oder wäre vielleicht die ganze Anekdote eine bloße Mystifikation? Wenigstens kann man bei dieser ganzen Gattung von Literatur nicht kritisch genug verfahren, da die literarischen Betrügereien an der Tagesordnung sind. *Es giebt* in Paris eine wohl disciplinirte Legion geistreicher Schriftsteller, die bloß einige unvollständige Notizen als Leitfaden brauchen, um endlose Memoiren auszuspinnen; oder die sich einen Vorrath von pikanten Anekdoten anlegen, und dann plötzlich die hinterlassenen Memoiren von Personen entdecken, die nie daran gedacht haben, auf irgend eine Autorschaft Anspruch zu machen. Hat man nicht kürzlich die Memoiren einer Frau herausgegeben, die vielleicht von der Orthographie nicht Mehr verstand, als der Marschall von Sachsen? So ergötzlich derlei Produkte sind, so ist leider zu befürchten, daß dadurch eine Menge Irrthümer in Umlauf kommen und eine falsche Geschichtsbildung verbreitet wird. Für die Pariser haben wir freilich ungleich weniger zu befürchten; in der Nähe der Herausgeber, Buchhändler und Journalisten, die, wie weiland die Augurn, über den Effekt ihrer Wunder in der Stille lachen, verlautet denn doch immer so Viel, daß das Publikum im Allgemeinen sich nicht täuscht. Aber es ist eine andere Frage, ob nicht auswärts Manches im Ernste genommen wird, ob man nicht z. B. über die Freimüthigkeit der Capia, über den Geist und den feinen Ton der Dubarri staunt, ob nicht mehr als Eine Dame in Angst *geräth*, die berühmte „Zeitgenossin" möchte in einer *ihrer galanten* Ausflüge ihr den Mann verführen oder den Liebhaber abwendig machen.

Was von großem Interesse seyn müßte, wäre eine Sammlung dieser verschiedenen Memoiren mit Berichtigungen und eine Bearbeitung der Geschichte nach einer Vergleichung der beglaubigten Thatsachen, die sie enthalten und die einander gegenseitig ergänzen; auf diesem Wege würde man der Wahrheit am Sichersten auf die Spur kommen; denn so viele Mühe sich die meisten Verfasser geben, um in einem günstigen Licht zu erscheinen, so mangelt es doch nicht an Resteren, die sie zeigen, wie sie sind. Als besonders auffallend verdient bemerkt zu werden, daß beinahe jedes Mal, wenn Einer eine Wahrheit, die verletzt, zu bemänteln sucht, sie ihm doch unwillkürlich entschlüpft, während er die Wirkung, die er sich von seiner Darstellung verspricht, entweder verfehlt oder zu einem seiner Absicht gerade entgegengesetzten Resultate gelangt.

Wir wollen dieß durch Beispiele beweisen. Eines der treffendsten ist das der Frau von Genlis, die trotz dem, daß sie so ständig versichert, sie wolle Niemand etwas Böses nachsagen, nie aufhört zu lästern — gleich einer ungeschickten Intrigantin, die ihre Maske verkehrt umthut, wodurch sie sich kenntlich macht, ohne daß sie daran denkt.

Der Marquis Marcillac hatte nicht die Absicht und konnte sie nicht haben, die Emigration, an welcher er Theil nahm, als seine Partei lächerlich zu machen; um so weniger, als diese Partei zuletzt triumphirte. Wie soll man es also verstehen,

Digitized by Google

enn man in seinen Memoiren *) Stellen liest wie folgende: Ich wurde in Gegenwart des Prinzen Condé, der Herzoge Bourbon und Enghien auf die Liste der Ehre eingeschrieben. Mit hundert Namen wurde sodann diese Liste geschlossen und ir erklärten einstimmig für ehrlos und unwürdig dem Könige n dienen Jeden, der nicht in diesem heiligen Buche stand, von em Jeder von uns eine in gesetzlicher Form ausgestellte Abhrift bei sich trug." (Dieses Centumvirat weigerte sich den Obrist es Leibcavallerieregiments der Königin, der sich als der Hundertzehnten eldete, aufzunehmen.) — „War die Auswanderung politisch?" Diese Frage wäre noch zu beantworten, wenn nicht die Ereigisse die Falschheit dieser Maßregel zur Genüge dargethan hätten. Sich vom Throne entfernen, um den Thron zu vertheigen; Frankreich aufgeben, um Frankreich wieder zu gewinnen; ch seines Einflusses berauben, um sich dieses Einflusses zu beienen — dieß sind unverzeihliche Fehler" — „Die Franzosen ollen keinen König mehr, sagte der Kronprinz von Preußen; ch bin dessen versichert, das Feldgeschrei des Soldaten ist: weg it dem König." — „Die Politik der Kabinette bekümmerte ch um die Legitimität Nichts mehr." — „So oft ich das Wort ürgerkrieg vor Pitt aussprach, erwiederte er mir mit Feuer: ut! Gut!" — Aus Allem ersah ich in London, daß man dort ichts wollte, als Frankreich zu Grunde richten, indem man das and in innere Fehden verwickelte und dabei sorgfältig vermied, em heimischen Kriege einen Charakter der Entschiedenheit n geben, welcher die revolutionären Keime zerstört hätte. Die Mächte blickten mit ehrgeiziger Hoffnung auf das getheilte rankreich." — „Die englische Regierung legte der Entwickelung es royalistischen Geistes in Frankreich alle Hindernisse in Weg, ewohl sie dieß Prinzip benützte, um theilweise Aufstände zu regen." — „Alle Maßregeln, welche die Sache hätten zu eiem Ausschlag bringen können, wies man zurück und hielt sich ur an solche, welche die Zwietracht nährten, ohne daß eine artei ein positives Uebergewicht über die andere zu bekommen ermochte." — Napoleon rief die Elite der Nation zurück, die rößten Theils im Auslande mißhandelt worden war." — „Die uswanderer waren der Emigration sehr müde, und wünschten ihr Vaterland zurückzukehren. Gegen diese Entschließung eiferte sich am Stärksten Hr. von Conzié, Bischof von Arès." — „Man wußte zum Voraus das Ereigniß, welches den roßfürsten Alexander auf den Thron der Czaaren erheben sollte; r Zeitpunkt war bestimmt. Eines der Kabinette Europas rechte auf dieß Ereigniß, um Rußland in die Coalition gegen rankreich zurückzuführen." — „Laßt es uns aufrichtig sagen, die offnung der Rückkehr der Familie Heinrichs IV war fast so gut s ein Hirngespinst. Die alten Diener der Lilien fürchtetrn das löschen der Grundsätze der Treue in den Herzen der Treue." Eine andere Version der bekannten Aeußerung Manuels, die so viel Scandal machte und wegen welcher dieser Deputirte aus der Kamer der Deputirten mußte). — „Wenn man ehrlich seyn will, ß man sich's gestehen, daß Bonaparte im Jahre 1812 mit einigem Aufschalten die kaiserliche Regierung auf unzerstörbaren Grundlagen aufgebaut hätte." — „Der Generallieutenant Graf Ricard nimmt keinen Anstand zu behaupten, daß der Herzog von Angouleme die Absicht hatte, die Krone auf sein Haupt zu setzen, und daß er verdiente, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden."

Allein wir nehmen sehr Anstand, es zu glauben, da wir diesem Fürsten eher den edlern Ehrgeiz zu traurn, der frömmste unter den Bourbonen als der mächtigste unter ihnen zu seyn. Da übrigens in diesen Aeußerungen des Marquis etwas üble Laune über vereitelte Erwartungen durchschimmert, wie denn unter den verschiedenen Parteien, die frit vierzig Jahren aufeinander folgten, wenige Individuen zu finden seyn dürften, die nicht in dem gleichen Fall wären, so wollen wir ein anderes Beispiel nehmen.

Ein durch seinen Royalismus bekannter Mann, dem man bestimmt weder Feindseligkeit noch selbst Gleichgültigkeit gegen seine Partei zur Last legen kann, unterstützt die obige Ansicht. Dieß ist der Marquis Clermont-Gallerande, Mitglied der Kammer der Pairs. Man höre, wie er sich über die französischen Prinzen und den König ausläßt, deren entsetzliche Drangsale doch gewiß seine Kritik hätten entwaffnen sollen. *) Seine unzweifelbare Anhänglichkeit an die königliche Familie macht sein Zeugniß um so bemerkenswerther. „Die Prinzen vom königlichen Geblüt waren ohne Einfluß und Credit am Hof. Sie hatten sehr Unrecht, daß sie ihre Nichtigkeit, statt ihrem Betragen, ihren Grundsätzen und ihrem Charakter, der Entfernung zuschrieben, in welcher sie der König von seiner Person und den Geschäften hielt. In Versailles hätten sie Höflinge seyn müssen; deswegen zogen sie Paris vor, wo sie Könige waren; die Ersten, wenn es galt die Regierung zu bekritteln und durchzuhecheln, durften sie sich nicht wundern, wenn sie keine Achtung genoßen. **)

„Als Ludwig XVI, ein junger Mensch ohne Erfahrung, den Thron bestieg, versteckte er seine außerordentliche Schüchternheit unter einer scheinbaren Barschheit, welche nicht nur seine persönliche Würde, sondern sehr oft auch seinen natürlichen geraden Sinn beeinträchtigte. An guten Gedanken fehlte es ihm nicht, aber sie waren in einem ewigen Schwanken und sein Geist vermochte keinen Gegenstand festzuhalten; das Mißtrauen gegen die Menschen überhaupt und die Furcht von Denen beherrscht zu werden, welche in dem Ruf standen, daß sie Männer von Geist und Charakter seyen, ließ ihm kein freies Urtheil; zu dieser Befangenheit kam noch seine Taktlosigkeit, und der Mangel jener schnellen Denkkraft, welche das Talent ahnt, würdigt und schnell an seinen Platz zu stellen weiß. Mit den Charakterfehlern dieses Fürsten hingen äußere Mängel zusammen, welche weniger ein Versehen der Natur, als einer vernachläßigten Erziehung und übler Gewohnheiten waren. Eine Figur ohne Haltung, eine unförmliche Taille, ein watschelnder Gang, ein gemeines Lachen, ein manch-

*) Souvenir de l'Emigration, par le Marquis de Marcillac, commissaire du Roi à l'epoque des cent jours. Paris 1825.

*) Mémoires particuliers pour servir à l'histoire de la revolution qui s'est opérée en France en 1789 par M. le Marquis de Clermont-Gallerande 3 Vol. Par. 1826.

**) Monsieur, nachher Ludwig XVIII, hielt einen wirklichen Hof im Luxenbourg; er scheint schon damals an den Thron gedacht zu haben. Der Graf von Artois war zu leichtsinnig, um ehrgeizig zu seyn.

mal harter Ton mußte die Menge, welche nach dem Aeußern urtheilt, gegen ihn einnehmen."

Oft dienen diese Memoiren auch dazu, eine Meinung, die wir über Jemand haben, zu modifiziren. Einer, den man nach einem Bericht bewundert, verliert nach einem andern. Der Marquis Clermont-Gallerande giebt uns ein solches Beispiel an Hrn. von Benzeval, der in den unter seinem Namen erschienenen Memoiren sich als einen Royalisten voll Eifer, ohne Furcht und Tadel darnimmt. Ist das Zeugniß des Hrn. von Clermont glaubwürdig, wie man alle Ursache hat anzunehmen, so erleidet die Trefflichkeit des Hrn. von Benzeval folgende Ermäßigung: „Hr. von Benzeval," sagt er, „wurde als verkleideter Brigadier de Maréchaussée in Brie-Comte-Robert verhaftet. Sein Betragen in Paris, wo er am Tage der Einnahme des Invalidenhauses und der Bastille commandirte, ist sehr zweideutig. Hatte er Befehle, hatte er keine? Mußte er als treuer Diener des Königs nicht versuchen, der Empörung durch Gewalt Einhalt zu thun? Mehr als einmal sagte er während seines Prozesses im Gefängniß, wenn er den Tod verdiene, so sey es, weil er nicht für den König gehandelt habe. Ein zuverläßiger Mann hat mich versichert, in der Schweiz in den Händen des Kanzlers Glutz Briefe von ihm im Original gesehen zu haben, welche an seinen Treulosigkeit und Verrätherei gegen den Grafen von Artois in einer Angelegenheit, welche die Schweizerregimenter betraf, deren Generalobrist der Prinz war, nicht zweifeln ließen." Der letztere Vorwurf wäre nicht zu entschuldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Aufzug eines englischen Gesandten aus dem 17 Jahrhundert bei dem König von Spanien.

In den Denkwürdigkeiten der Lady Fanshawe, Frau des Sir Richard Fanshawe, wird folgende Beschreibung der Feierlichkeiten gegeben, unter welchen ihr Gemahl, welcher Gesandter Königs Karl des Zweiten von England am spanischen Hofe war, zur ersten Audienz zog. „Um eilf Uhr setzte sich mein Mann mit seinem Gefolge in Prozession: Voraus gingen sämmtliche Herren aus der Stadt und dem Schlosse, welche sich zu seiner Begleitung angeboten hatten. Dann kamen zwanzig Bediente in neuen Livreen, alle von derselben Farbe, die wir zu geben pflegten, nämlich dunkelgrün mit einer hellgrünen Einfassung; dann die Herren, die zu meines Mannes Gefolge gehörten, und endlich unmittelbar vor ihm selbst seine Freunde (his camaradoes), je zwei und zwei, nämlich Hr. Wycherley und Hr. Lorin, Hr. Godolphin und Sir Edward Turner, Sir Andrew King und Sir Benjamin Wright, Hr. Newport und Hr. Bertie. Hierauf mein Mann selbst in einem sehr reichen Anzug von dunkelbraunem Brokat mit silbernen und goldenen Tressen, neun an der Zahl, und jede so breit wie meine Hand, mit kleinen, sehr künstlichen Gold- und Silberstickereien dazwischen. Ueberdieß war sein Kleid mit scharlachenen Taftschleifen geziert; seine Strümpfe von weißer Seide, über lange rothseidene Unterstrümpfe gezogen; seine Schuhe schwarz, und rothe Bänder an Schuhen und Strümpfen; seine Wäsche sehr fein, mit reichen brabanter Spitzen; sein schwarzer Castorhut war auf der linken Seite mit einem Edelstein von 1200 Pfund an Werth aufgeheftet. Um seinen Hals hing eine kostbare goldene Kette, die in Indien gemacht worden, und an welcher das Bild seines Herrn, des Königs, reich mit Diamanten besetzt, an Werth zu 300 Pfund, angebracht war, welches Se. Majestät aus großer Huld und Gnade ihm zu schenken geruht hatte als er aus Portugal zurückkam. An den Fingern trug er zwei prächtige Ringe. Seine Handschuhe waren mit denselben Bändern geschmückt, wie seine übrige Kleidung. Seine ganze Umgebung war reich gekleidet, Jeder nach seinem besondern Stande. Zur Linken meines Mannes ritt der Marquis von Malpica, Hauptmann der deutschen Leibwache, und der Major Domus Sr. Majestät, der diese Woche den Dienst hatte. Hinter ihm kam die ganze deutsche Leibwache, und nach dieser die acht Pagen meines Mannes, die alle in Sammet gekleidet waren, von derselben Farbe, wie unsere Livreen. Hierauf folgte die Kutsche Sr. katholischen Majestät und meines Mannes Staatskutsche, gezogen von vier schwarzen Pferden, den schönsten, welche je aus England gekommen waren; denn nur der König allein darf am spanischen Hof mit sechs Pferden fahren. Diese Kutsche war mit prächtigem Purpursammet ausgeschlagen, der mit breiten goldnen und silbernen Tressen verbrämt und rund um mit massiven goldnen und silbernen Franzen besetzt war. Die Kutschentritte waren so groß, daß sie fast bis zum Boden herabhingen. Nur die Franzen allein kosteten beinahe 400 Pfund. Nach außen zu war die Kutsche reich vergoldet und mit Schnitzwerk und goldenen und silbernen Quasten, die von dem obern Theil der Vorhänge herab um die Kutsche her hingen, auf's Herrlichste verziert. Die Vorhänge selbst bestanden aus kostbarem Damast, mit silbernen und goldenen Franzen besetzt. Das Geschirr für sechs Pferde war mit reichem Schnitzwerk geschmückt; die Zügel und Quasten der Pferde von rother Seide, Silber und Gold. Die Kutsche soll die schönste gewesen seyn, die je einen Gesandten nach Madrid brachte. Auf sie folgte die Kutsche des französischen Gesandten; dann die zweite Kutsche meines Mannes, ausgeschlagen mit grünem Sammet, mit grün damastnen artig vergoldeten Vorhängen, und einem Geschirr für sechs Pferde. Die Pferde, welche sie zogen, waren Kameraden zu jenen, welche an die prächtige Kutsche gespannt waren; denn außer der Stadt fuhren wir immer mit sechsen. Nach dieser folgte die dritte Kutsche meines Mannes, von vier Maulthieren gezogen, wie es hier Landessitte ist. Auch sie war im besten Stande. Dann kamen viele Kutschen von Personen des Hofs.

Everest's Reise durch Norwegen und Schweden.

Ein Werk, welches in England ungemein günstig aufgenommen worden ist, obwohl es wenig oder nichts Neues oder Bedeutendes enthält, ist Everest's Reise durch Norwegen, Lapland und einen Theil von Schweden — A Journey through Norway, Lapland and part of Sweden. — Wir führen dasselbe nur an, um unsere Leser zu versichern, daß sie, wenn sie Leopold von Buch oder auch nur den alten Fabricius gelesen haben, des Hrn. Everest mit allen seinen Citationen aus den Classikern füglich entbehren können. Dagegen machen wir auf das gleichfalls ältere Werk von Arthur de Capell Brooke aufmerksam, welches in naturgeschichtlicher und ethnographischer Hinsicht viel Interessantes enthält und von dem auch in diesem Jahr eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel „Ein Winter in Lapland und Schweden" erschienen ist.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 301. 28 October 1829.

Das englische Landvolk. *)

Es giebt in der bürgerlichen Gesellschaft Veränderungen, welche, obgleich langsam und geräuschlos sich entwickelnd, das Glück der Menschheit weit mehr betheiligen, als jene politischen Revolutionen, die größten Theils ausschließlich die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers beschäftigen. Die Fehden feiler, verworfener, selbstsüchtiger Factionen, die Ränkeschmiedereien der Höfe und die Kämpfe unruhiger, ehrsüchtiger Nationen bilden gewöhnlich den Stoff, woraus der Annalist sein Gewebe spinnt. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit beschreibt er uns, welche Cabale in dem Senate gespielt, wie der doppelzüngige Intrigant seinem Nebenbuhler im Cabinet ein Bein gestellt, wie der übermüthige Soldat seinen Gegner aus dem Felde geschlagen. Nachdem er aber die Thorheiten, die Schwächen, die Verrätherein, die Brutalität der Menschen zu Tage gelegt und den Schaum, der auf der Oberfläche schwimmt, abgeschöpft, läßt er sich gewöhnlich nicht dazu herab, auch die Grundlagen zu untersuchen und den langsamen Umgestaltungen, die der Gewerbfleiß, die häuslichen Sitten und die geselligen Einrichtungen der Masse erlitten, sein Augenmerk zu schenken. Doch auch hierin wird es bald anders werden, das Stillschweigen wichtigthuendee Geschichtschreibee über dergleichen Gegenstände wird dieselbe Bewunderung finden, wie das naive staatswirthschaftliche Glaubensbekenntniß des alten Fabeldichters, welchee meint: wie man Priester zum Beten angestellt habe, damit man nicht selbst beten dürfe, so zieme es sich, daß edle Ritter alle Bequemlichkeit haben und alle Genüsse kosten, und daß der Bauer füe sie arbeitet, damit es ihnen, ihren Pferden und ihren Hunden an Nichts gebreche. **)

Unter allen Revolutionen, welche in den Verhältnissen, Gesinnungen und Ansichten der verschiedenen Volksklassen in England vorgingen, verdient keine sorgfältiger beachtet zu werden, als die in der Lage des Landvolkes. Daß sich die Verhältnisse und der sittliche Zustand dieses höchst wichtigen Theils der Bevölkerung beinah durchgängig verschlimmert hat, daß Rechtlichkeit, Mäßigkeit, Betriebsamkeit und Zufriedenheit beinah gänzlich aus dieser Volksklasse verschwunden sind, ist eine Thatsache, welche Niemand, der sich in den Gemeinden auf dem Lande umgesehen, leugnen wird. Der Reichthum des Landes, die Ergiebigkeit des Bodens ist in stetem Wachsthum begriffen, während die Lage Derer, welche die Felder bestellen — welche sozusagen diesen Reichthum erzeugen — sich von Tage zu Tage verschlimmert. Daß man diese Verschlimmerung aber nach dem alten Sophisma post hoc, ergo propter hoc fälschlich den Armengesetzen zuschreibt, versuchen wir in Folgendem darzuthun.

So lang das Feudalsystem vorherrschte, (seit der Eroberung bis auf die Thronbesteigung Heinrichs VII) war die Bevölkerung Englands bloß ackerbauend. Die Barone und die großen Landeigenthümer besaßen eine Anzahl Sclaven, welche häusliche Dienste verrichteten und die erforderlichen Kleidungsstücke und Hausgeräthe verfertigten und gleich den Negern auf den westindischen Inseln in ihrer Kindheit und ihrem Alter auf Kosten ihrer Herren unterhalten wurden. Jedoch war diese Klasse von Leuten nie sehr beträchtlich. Die Masse des Landvolkes bestand 1) aus solchen, welche kleine Pachtgüter von 20 — 30 Morgen inne hatten, und ihren Pacht in Natura oder in Feldarbeit abtrugen und auf dem Herrengute Dienste thaten; 2) aus Häuslern (cottagers), welche ein kleines Stück Feld um ihre Wohnungen besaßen und das Recht hatten, eine Kuh, ein Paar Schweine oder Schafe in die Wälder, auf die Gemeinwiesen oder Halden des grundherrlichen Gebietes zu treiben. Während dieser ganzen Periode bezog die Bevölkerung Englands ihren Unterhalt unmittelbar aus dem Boden — die Landeigenthümer aus dem Ertrag ihrer Ländereien, die theils von ihren Leibeignen, hauptsächlich aber von den zum Herrengut gehörigen Pächtern und Häuslern bebaut wurden; die Pächter von dem Abwurf ihrer kleinen Pachtstücke, und die Häusler von dem Ertrag ihrer Kühe, ihres Feldes und ihrer Arbeit auf dem Herrengut. Die Dorf-Handwerker, welche keinen zueichenden Landbesitz hatten, erhielten jährlich einen bestimmten Theil der Felderzeugnisse von jedem Pächtee. Wann die Bevölkerung wuchs und ein neues Paar untergebracht werden sollte, ward eine Hütte oder ein Pachthaus, je nach den Umständen der Leute, erbaut und ihnen von dem Gemeinland ein Antheil bewilligt. Die Lage des Landvolkes entsprach in mancher Hinsicht dem auf dem Hochlande noch in neuern Zeiten bestehenden Verhältniß. Jeder verheirathete Landmann bekam ein Grundstück und hatte ein Recht auf das Gemeinland; noch

*) The Quarterles Review. No. LXXXI. 1829.

**) Legrand, Vol. I p. 219. (III edit.)

lebte keine Klasse bloß von Manufacturarbeiten oder Tagelohn. Das Landvolk war allerdings schon hart zur Arbeit angelegt und nährte sich dürftig; doch war es nie völlig nahrungslos, und hing nie vom Mitleid seiner Mitmenschen ab. Die ganze Masse war arm (poor), sie hatte aber keine Armen (paupers).

Im vierzehnten Jahrhundert nahm der Wollenbedarf für die Märkte der Niederlande, wie für die in England selbst neuerstehenden Manufacturen, reißend schnell zu. Die nächste Folge davon war eine wichtige Veränderung in der Vertheilung der Bevölkerung: die Landeigenthümer, welche mehr Vortheil bei der Schafzucht als bei dem Ackerbau fanden, begannen dasselbe System, das wir alle noch in den schottischen Hochlanden in voller Wirksamkeit sahen. Das früher durch den Ackerbau beschäftigte Landvolk wurde in die weite Welt getrieben, die urbaren Felder wurden eingezäunt, die nießbräuchlichen von den Eigenthümern an sich gezogen und in Schafwalden verwandelt; die Politik Heinrich VIII beschleunigte die Revolution in der Gesellschaft, die schon vor seiner Thronbesteigung vorbereitet war. Das Elend, welches dieses neue System über das dadurch heimatlos gewordene Landvolk brachte, hat Thomas Morus in seinem Utopien aufs Treffendste geschildert: „Unsere Schafe," sagt er, „welche sonst so zahm und geduldig waren und so wenig verzehrten, sind große Fresser und so wild geworden, daß sie die Menschen selbst aufzehren. Sie zerstören und verschlingen ganze Felder, Häuser und Städte. Um die feinste und somit theuerste Wolle zu ziehen, kaufen Edelleute und andere große Herren, ja selbst gewisse Aebte, heilige Männer, Gott weiß es! nicht zufrieden mit den jährlichen Einkünften, die sie gleich ihren Vorvätern und Vorgängern aus ihren Ländereien bezogen, und wovon sie in Ruhe lebten und sich gütlich thun mochten — sie lassen keinen Ackergrund übrig, sie friedigen Alles zu Wälden ein, reißen Häuser nieder, schleifen Städte und Dörfer, und lassen Nichts stehen als die Kirche, um ein Schafhaus daraus zu machen. Nicht genug, daß ohnehin viel gutes Land durch Wälder, Jagdreviere und Parke verloren geht, zerstören diese guten Leute alle Wohnplätze und kehren die schönsten Fruchtländer in öde Wildnisse um. Damit einige hungrige Wucherer Tausende von Morgen in einen Zaun oder eine Hecke einschließen können, müssen die armen Bauern ihre Besitzthümer räumen und werden durch Trug oder Gewalt mit Weib und Kind ins Elend verstoßen."

Die Unterdrückung der Klöster durch Heinrich VIII wird häufig als Ursache der Noth der arbeitenden Klassen in jener Periode angegeben; man sollte sich aber erinnern, daß die Klöster bloß Diejenigen fütterten, welche schon faul und arbeitscheu waren; wogegen das neue Wald-System unzählige fleißige Hände in Unthätigkeit setzte, und selbst manchen heiligen Aebten einleuchtete, die, wie Morus berichtet, ihre Kleinpächter den Schafen Platz zu machen nöthigten.

Die Einrichtungen der meisten damaligen Herrengüter erlaubten jedoch nicht die volle Anwendung jenes Waldsystems. Die Grundstücke, welche dem Grundherrn zu unbeschränkter Verfügung standen, beschränkten sich auf die Ländereien, welche er unmittelbar bewirthschaftete, und die kleinen Pachtgüter, die er willkürlich an mehrere Kleinpächter vergab; so blieb in jedem Kirchspiel noch ein beträchtliches Theil Gemeinland und Haidegrund, welches zahlreiche Freisaßen und Erbpächter inne hatten, die er weder wegschicken, noch ihrer Rechte berauben durfte, und bei denen auch während der folgenden Krise manche der vertriebenen Pächter und Häusler ein Asil fanden. Theils aus Mitleid, noch öfter durch hohe Pachtanerbietungen versucht gestatteten diese Freisaßen den aus den größern Herrengütern Vertriebenen, ihre Hütten in irgend einem leeren Winkel aufzuschlagen. Ein anderer Theil dieser Heimatlosen fand in den verschiedenen Manufacturen, welche bereits einige Wichtigkeit erhielten, Unterhalt. So war ein sehr beträchtlicher Theil derselben untergebracht; die Uebrigen, denen das Glück nicht so wohl wollte, wurden wandernde Bettler, die Straßen und Dörfer unsicher machten. „Daher die englischen Armengesetze." Während dieser in der Geschichte des englischen Landvolks so denkwürdigen Periode erschienen mehrere Gesetze gegen Landstreicherei, welche die berühmte Akte im 43 Jahr der Königin Elisabeth berichtigt und gesammelt enthält. Sie thaten soweit ihre Wirkung, daß die traurigen Folgen der Begünstigung der Schafzucht auf Kosten des Ackerbaues unter der Tudordynastie gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts großentheils verschwunden waren. Bis zum Beginn des letztverflossenen Jahrhunderts hatten die Kassen der Kirchspiele bloß die Unterstützung verwaister und hülfloser Kinder, oder betagter und kranker Personen, die nicht arbeiten konnten, zu bestreiten.

Diese Periode kann man als eine der glücklichsten in der Geschichte des englischen Bauernstandes betrachten, da er die im Lauf der beiden vorherigen Jahrhunderte über ihn ergangenen Drangsale jetzt verschmerzt und der ganze gesellschaftliche Zustand eine für ihn höchst vortheilhafte Wendung gewonnen hatte. Die Sclaverei der barbarischen Zeitalter war vorbei, die Leute hatten beständige Arbeit und guten Lohn und konnten ohne Hülfe von Almosen für sich und die Ihrigen sorgen. Fleiß, Sittlichkeit, Zufriedenheit, häuslicher Sinn und Anhänglichkeit an den Brodherrn zeichnete das Landvolk dieser Periode aus.

Eine zweite Revolution erfolgte, welche die Interessen dieser Klasse noch feindlicher verletzte. Die zahlreichen Meiereien, welche das erste Mal der Aerendirung entgangen waren und den aus den großen Freigütern Vertriebenen eine Freistätte gewährt hatten, sollte aus leichtbegreiflichen Ursachen ein gleiches Schicksal treffen. Es waren im Verlaufe der Zeit in jedem Kirchspiel mehrere dieser kleinern Besitzungen in den Besitz einzelner Grundeigenthümer gekommen. Man entdeckte, daß die Vertheilung und Einfriedigung der Almanden dieses Eigenthum nutzbarer machen und die Einführung einer verbesserten Feldbaumethode erleichtern würde. Im Jahr 1709 ward das Parlament um eine Akte zur Vertheilung und Einfriedigung der Gemeinfelder und Halden des Kirchspiels Ropley angegangen. Diesem Beispiele folgten von Jahr zu Jahr mehrere Gesuche gleicher Art. Seit diesem Jahr gingen beinah viertausend Einfriedigungsbills durch; und sehr oft wurde durch Privatelnverständniß der Betheiligten, ohne gesetzliche Dazwischenkunft, Dasselbe erreicht. Gegen fünftausend Kirchspiele (die Hälfte des ganzen englischen Landumfangs) unterlagen dieser Veränderung; und so nützlich die Vertheilung und

Digitized by Google

eigtlich Verbesserung dieser unermeßlichen Ländereien für die Eigenthümer und einige andere Klassen gewesen seyn mag, für das Landvolk im Allgemeinen war sie äußerst verderblich wegen der endlichen Vernichtung der kleinen Pachtungen und Häuslerstellen, die beinah jedes Mal der Vertheilung des Gemeinlands der Kirchspiele folgte. Die Vereinigung der Kleinpachten in größere Güter ließ dem Kleinpächter keine Wahl, als entweder Baumwollenspinner zu werden, oder zwar in seinem Pachthause zu bleiben, aber statt als Pächter, als Taglöhner zu arbeiten. Ein ähnliches Schicksal traf die Häusler, welche das Communrecht hatten, eine Kuh, ein Schwein, ein Paar Schafe oder Gänse auf die Pfarrhalden zu treiben und von denen die meisten ein kleines Stück Feld besaßen, das ihnen Winterfutter gab. So hatte also der Kleinpächter wie der Häusler einen bedeutenden Theil seines Unterhalts unmittelbar von dem Gemeinland bezogen. Seine Kuh lieferte ihm — ein unschätzbarer Vortheil für den Arbeitsmann — Milchvorrath in den Sommermonaten; sein Schwein, auf der Gemeinwalde und von dem Abwurf seiner Gartenprodukte gemästet, versorgte seine Speisekammer für den Winter. Bei der Vertheilung des Gemeinlandes fielen nun die einzelnen Stücke nicht dem Häusler, sondern dem Eigenthümer der Hütte, meist einem benachbarten Pachter, zu. Daß ein solcher Wechsel die wichtigsten Folgen haben mußte, liegt zu Tage; er hat das englische Landvolk dem englischen Boden entfremdet; der Kleinpächter und Häusler wurden Taglöhner; ihr Unterhalt hing fortan von ihrem täglichen Erwerbe ab, sie hatten, wenn dieser, wie es häufig geschehen mußte, ausblieb, keinen Rückhalt an dem Ertrag ihrer kleinen Grundstücke mehr. Dieß ist unstreitig die wahre Ursache der schweren und immer noch steigenden Last der Armentaxen. Aus einer Menge von Beispielen geht hervor, daß das Steigen der Armentaxe gleichen Schritt mit der Vertheilung des Gemeinlandes hielt. —

Wie in England, so schreiben sich auch in Schottland die Armentaxen aus jener Zeit, da das Landvolk aus der Bebauung des Landes auf eigene Rechnung verdrängt ward und vom Taglohne leben mußte. Bis auf diese Stunde findet man dagegen insgemein, daß in solchen Theilen Schottlands, wo noch der alte Grundbesitz besteht, keine regelmäßige Versorgung der Armen nothwendig ist. Nichts vermindert das Landvolk so sehr als die Einfriedigung der Gemeinlande oder die Urbarmachung der Haiden; da die Landtheile, welche der Einzelne für sein Recht auf das Gemeinland erhält, früher oder später verschwinden. Ausschweifende Lebensart, ein Mißjahr, eine Krankheit nöthigt oft den Häusler, sein Grundstück zu veräußern, es geht an einen benachbarten größern Landeigenthümer über, wird einem anstoßenden Pachtgute einverleibt und der Mann ist am Bettelstab; wogegen seine Gemeinlandsrechte sowohl gegen fremde Habsucht als auch eigene Unvorsichtigkeit gewahrt sind. Mit der Vergrößerung der Pachtgüter und der Verminderung der Hütten mit Grundstücken hält dann die Vermehrung der Verbrechen gleichen Schritt. Jemehr Häuslerstellen verschwanden, destomehr Kerker, Zuchthäuser entstanden, und füllten sich; und der einst friedfertige, genügsame und glückliche Bewohner eines ackerbauenden Dorfes verwandelte sich in einen sittenlosen, rohen Sträfling. Von dem Besitze des Bodens, den sie bebauen, verdrängt und jeder Hülfsquelle, die sie vom Kirchspiel unabhängig machte, beraubt, betrachten sie ihre Brodherren mit feindseligen Blicken und finden sich mehr geneigt, ihr Eigenthum zu gefährden als zu beschützen. In den Hochlanden, sagt General Stewart in seinen trefflichen Skizzen, wo die Pachthöfe klein sind und bis auf die neuesten Zeiten jeder Bauer ein kleines Grundstück besaß, gab es in siebenzig Jahren mit Einschluß der unruhigsten gesetzlosen Zeitläufe bei einer Bevölkerung von 394,000 Seelen nicht mehr als 91 Verbrecher, während die Zahl der im Jahr 1817 in den Frühlingsassisen zu Lancaster Verurtheilten allein 86 betrug; wogegen wieder einige Theile der angrenzenden Grafschaft Westmoreland und des Fürstenthum Wales, in denen sich gleichfalls das alte System erhalten hat, mit jedem Theile des Königreichs an Sittlichkeit und Gesetzlichkeit wetteifern. Dasselbe gilt von Lincolnshire, wo fast alle Häusler Landbesitzer sind und Kühe halten. „Man schwatzt uns Viel von bessern Zeiten," sagte ein betagter Landmann bei den Horsham-Assisen im Jahr 1810, „ich aber glaube, es wird immer schlimmer, vor fünfzig Jahren war ich bei den Frühlingsassisen, die man damals zu East Grinstead hielt, wo nur drei Männer und eine Frau gerichtet wurden, und hier sind es, wie ich höre, fünfzig, trotz den bedeutend gesteigerten Erziehungsmitteln, die seit den letzten zwanzig Jahren in Anwendung kamen."

(Fortsetzung folgt.)

Ausgrabungen an der Stelle des alten Arsinoë in Egypten *).

Der Hügel, welcher über Arsinoë, oder der Krokodilstadt, Krokodilopolis der Alten, liegt, gehört zu der Landschaft Fajum, und heißt heut zu Tage Kum-Medinet-el-Fares. Er mag an seinem Fuße einen Umfang von etwa einer halben französischen Meile haben. An mehreren Stellen bemerkte man Stücke zerbrochener Töpferwaaren, Trümmer von Granit, Porphyr, Marmor, Basalt, Breccia **), Sandstein, Blutstein, Jaspis, Bronze, Mosaik ꝛc., welche auf eine reichere Ausbeute hoffen ließen; daher ich an den zwei hervorragendsten Punkten, in Ost und West, nachzugraben befahl. Ein voller Monat verstrich, ehe irgend Etwas zum Vorschein kam, was unsre Anstrengungen belohnt hätte. Erst als wir 84 Fuß tief gekommen waren, stießen wir auf ein Fundament, das einem ehemaligen Gebäude anzugehören schien. Wirklich entdeckten wir auch die Reste einiger Mauern von rohem Backstein, welche Theile eines viereckigen, gewölbten Hauses gewesen seyn mußten. Angereizt durch diese erste Entdeckung ließ ich tiefer graben, und stieß in einer Tiefe von 135 Fuß auf ein neues Fundament. Wahrscheinlich kamen diese Gebäude deshalb über einander zu stehen, weil auf der frühern Außenseite des Hügels sich nach und nach neue Erde anhäufte und die unten und in der Mitte stehenden Wohnungen verschüttete. Voll Ungeduld, bis zum ursprünglichen Boden hinabzudringen, setzte ich die Ausgrabungen fort und traf in einer Tiefe von 169 Fuß auf ein drittes Fundament, welches meines Erachtens den ursprünglichen Grund bezeich-

*) Auszug aus dem Bericht des Hrn. Rifaud in der geographischen Gesellschaft zu Paris.

**) Eine Art Marmor, auch Aleppomarmor genannt.

nete. Hier ließ ich die sorgfältigsten Nachforschungen vornehmen. Nachdem die Erde gehörig weggeräumt war, zeigte sich, daß die zum Vorschein kommenden Bauwerke theils aus festem, hartem Material, wie Porphyr, Sandstein, Granit, Marmor, aufgeführt waren, theils aber nur aus leichten Backsteinmauern bestanden. Letztere schienen zu besondern Gebäuden gehört zu haben; einige davon bildeten lange Gewölbe mit schrägen Wandungen, die aber gewöhnlich von den grabenden Arabern, welche im Innern derselben Schätze vermutheten, trotz meiner Einreden, sogleich zusammengeschlagen wurden. Eines jedoch blieb unbeschädigt, was ich denn vom Schutt reinigen ließ, um ins Innere zu gelangen. Sogleich erhob sich unter den Arbeitern ein Streit, wer zuerst hinein dürfe, um den Schatz, der vermuthlich darin stäke, auszustöbern. Mit Mühe vermochte ich, Ordnung zu stiften. Ein Fellah ging mit einer Lampe hinein und etwa 20 — 26 Schritte norwärts. Hier erlosch ihm seine Leuchte, er toppte jedoch noch etwas weiter, stieß aber plötzlich ein lautes Schreckensgeschrei aus. Seine Gefährten, statt ihm zu Hülfe zu eilen, blieben unbeweglich vor Furcht und begnügten sich, ihm zu rufen, und die Rückkehr anzuempfehlen. Ich wollte ihm eben selbst zu Hülfe kommen, als er bleich und entstellt wieder heraustrat. Ich fragte ihn um die Ursache seiner Bewegung und erfuhr, daß er in ein Loch voll Wassers gefallen sey. Da er weiter keinen Schaden genommen hatte, bereitete ich mich unbedenklich selbst vor, in den Gang einzudringen; aber Niemand wollte mich begleiten. Endlich gelang es mir, Einen hiezu zu bereden. Wir nahmen beide Stöcke zur Hand und schritten mit entblößten Beinen voran. So kam ich bis zu dem Ort, wo das Wasser war, welchen ich dann zuerst mit meinem Stock ausmaß. Da ich jedoch gar keine Gefahr fand, trat ich in die Pfütze, die sich wahrscheinlich vermittelst einer Durchsickerung gebildet hatte und bloß 18 Zoll tief war. Weiter hin sah ich Nichts als die Fortsetzung des Ganges, der sich unter dem Hügel vertieft. Mein Begleiter wollte nicht weiter, so daß auch ich genöthigt war, umzukehren.

Neben den Bauten von Backsteinen befanden sich, wie gesagt, andere von festerem Material, wie Marmor, Granit ꝛc., die ich genau untersuchte, wobei ich aber nochmals auf zwei Brunnen oder Cisternen von Backsteinen stieß, die mit einem sehr harten Mörtel zusammengekittet waren, und etwa 2 Fuß im Durchmesser halten mochten. Ein anderes Behältniß befand sich zur Seite der Cisternen, und diente wahrscheinlich zur Aufbewahrung des Wassers, das man aus jenen gewann. Aus ihm ging eine Rinne nach einem großen Gebäude zu, das ein Badehaus gewesen seyn mochte. Dasselbe bestand aus Backsteinen und hatte eine sehr regelmäßige, viereckige Form. Der mittlere Saal, eine Art Parallelogramm, war 35 Fuß breit und 40 Fuß lang. Im Innern war eine 2 Fuß dicke, beinah runde Mauer, die einen Raum von 16 Fuß im Durchmesser umschloß. Mitten in dieser Rundung stand Etwas, wie ein zerbrochener Säulenschaft. Vier Ausgänge, jeder zwei Fuß breit, führten in den großen Saal, und waren auf dieser Seite jedesmal durch zwei Säulen, von 14 Zoll Dicke, bezeichnet. Rechts und Links von dem Saal befanden sich Zimmer, die sich nach demselben zu öffneten. Hinter denselben waren zwei Behältnisse oder Becken von 5 Fuß Tiefe angebracht. Der hinterste Theil des Gebäudes endlich, wohin ich nur mit vieler Mühe gelangte, bestand in einer 35 Fuß langen und 10 Fuß breiten Gallerie. In derselben waren rechts und links vom Eingang abermals zwei Behältnisse von etwa einem Kubikfuß Inhalt, welche mit den eben erwähnten größern Becken zusammenstießen, an der Mauer aber befanden sich vier Baderäume, jeder in Form eines Halbkreises von 7 Fuß Länge und 2 Fuß Tiefe. Sie waren mit einem Ueberzug von sehr hartem und wie Glas polirten Stucco bekleidet.

Zu den betrachtungswürdigsten Gegenständen in diesem Gebäude gehörten endlich die Reste von Mosaik auf dem Fußboden, welche aus sehr dünnen Stückchen gebrannter Erde von höchstens drei Linien im Durchmesser und Platten von Kalkstein, die durch einen sehr festen Mörtel mit einander verbunden waren, bestanden.

Nach meiner Abreise wurde dieses, so wie die übrigen aufgegrabenen Gebäude auf Befehl von Osman Gaschef, Gouverneur der Provinz Fajum, großentheils zerstört, um aus dem Material Kalk zu gewinnen.

Ein Prophet in Africa.

Im Monat April 1828 erschien in dem Dorfe *Guima* in der Provinz Tora am Senegal ein Mann von 25 Jahren, hoher Statur und schöner Bildung, von dem Stamm der Fella's von Futah, wie seine kupfergelbe Farbe zeigte. Die Bewohner erkannten in ihm Mohammed, den Sohn Omars, den Enkel von Ahmed, der, in Guima geboren, seine Jugend bei den mohammedanischen Priestern der Wüste im Studium des Koran zugebracht hatte. Er war finster und still, schweigend, aber das heftige Zittern zeigte auf große Geistesbewegung; das Volk hielt ihn für wahnsinnig und baute ihm nach Landessitte eine Hütte außerhalb des Dorfs, wohin er sich schweigend begab. Zwölf Tage blieb er dort betend, und am dreizehnten erschien er und predigte über die Nothwendigkeit ihrer Aenderung und Besserung; er sprach mit der Beredsamkeit des Fanatismus, und hatte bald alle seine Zuhörer begeistert, und übte die unbeschränkteste Gewalt über sie aus. Ibrahim, ein entthronter König von Futah, hoffte durch ihn wieder auf den Thron zu kommen, und unterwarf sich ihm mit allen seinen Anhängern. Mohammed erklärte dem regierenden König Jussuf den Krieg, wurde geschlagen, und verschwand; nach zwei Monaten sah man ihn aber aus seiner Hütte treten, weiß gekleidet, auf dem linken Arm ein kleines Kind, seinen Sohn, in der Hand einen entblößten Dolch tragend; das Volk wollte ihn tödten, aber er verlangte Stille, und redete mit der Energie des Wahnsinns zu ihnen, wie Gott ihnen ihrer Sünden wegen den Sieg versagt habe, und ein Opfer fordere, das er, Mohammed, auf sich nehme, und zu dem er seinen Sohn bestimmt habe; während er dieß aussprach, durchbohrte er sein Kind, und warf den blutigen zuckenden Leichnam unter die Menge. Dieß entflammte von Neuem den Enthusiasmus des Volk und der siegreiche Jussuf fand sich abermals in Gefahr, und um die abzuwenden, appellirte er an die Versammlung der Priester, welche zwischen ihm und Mohammed richten sollte. Inzwischen hatte sich dieser durch die Plünderung der Stadt Podor, welche ihn nicht als den zwölften Imam, den großen Propheten, der verheißen war, anerkennen wollte, viele Feinde zugezogen, und Jussuf war im Begriff, sich seiner Person zu bemächtigen, als im Anfang dieses Jahrs die Versammlung der Priester ihn entsetzte, so daß Mohammed in diesem Augenblick wahrscheinlich Herr des Landes ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 302. 29 October 1829.

Der Traum eines Gegenfüßlers. *)

In meiner Niederlassung zu —stadt, 26 Februar 1829.

Verehrter Freund!

Mein Leben lang war ich ein Ausbund von einem Träumer; nicht weil ich mir meine Nachtgesichte etwa abergläubisch einrägte, sondern weil ich das ganz unwillkührliche Opfer ihrer Uebermacht bin, vermöge welcher sie beim Erwachen weit fester in meinem Gedächtniß haften, als dieß bei den meisten Menschen der Fall zu seyn pflegt. Ob die Stärke meiner Einbildungskraft, oder die Schwäche meiner Verdauung hievon die Schuld trage, will ich nicht entscheiden; doch sollte ich meinen, ein kleines Uebermaß in eingemachtem Lachs beim Abendessen hat eben so viel mit dergleichen Dingen zu thun, als die etwaigen Ausströmungen meines wahrsagenden Geistes. So muß ich Ihnen auch jetzt einen Traum erzählen, den ich vergangene Nacht hatte, und welche sich trotz seiner albernen Widersprüche und lächerlichen Unwahrscheinlichkeiten meinem Gedächtniß so stark eingeprägt hat, als wären die tollsten Fantasien lauter bezlaubigte und anerkannte Thatsachen gewesen.

Es war eine heiße Sommernacht, eine von den erschlaffendsten in dieser ohnehin schwülen Jahreszeit, Anfangs Februars. Ich hatte zur Genüge von einem köstlichen Kängaruh gespeist, und mich hierauf ein bis zwei Stunden unruhig und schlaflos im Bett umher gewälzt, als mir, eben da ich endlich an dem Verschwimmen meiner Gedanken merkte, daß der Schlaf kommen wollte, noch durch den Kopf fuhr, daß ungefähr eben jetzt das Parlament in England eröffnet werden mußte. Es war schon zu weit mit mir gekommen, als daß ich diese Vorstellung klar hätte fassen können. Zuerst kam mirs daher vor, als hüpfe der Minister Feldmarschall wie ein Kängaruh auf meinem Leib herum. Die darauffolgende Fantasie wurde vermuthlich durch meine Lage als Gegenfüßler hervorgebracht; es war mir nämlich, als mache der General einen Purzelbaum, zeige sich vor dem Parlament auf dem Kopf stehend und fordere von Mehreren seiner Collegen (die alle, wie mir vorkam, von der antikatholischen Partei waren) Dasselbe zu thun.

Der Erste, welchem er dieses Ansinnen machte, war der Sprecher des Unterhauses, welcher denn auch sogleich mit einem selbstzufriedenen Blinzeln umschlug und sich auf den Kopf stellte, wobei sein orangefarbiges Haar, welches er sonst mit besonderm Stolz zu zeigen pflegte, entsetzlich beschmutzt und entstellt wurde. Der Nächste, welchem der Minister die Sache ans Herz legte, war der Lord Kanzler, welcher meinte, er wolle so viele Purzelbäume machen, als man nur immer begehre, aber fortwährend in dieser Stellung zu bleiben, möchte der Würde seiner Amtsperücke Eintrag thun; es wurde ihm jedoch entgegnet, daß die Amtsperücken ein gutes Polster für ihn seyn würde, wenn er auf dem Kopf stünde; bliebe er aber auf den Füßen, so möchte selbige gar leicht von dem Einen oder Andern seiner Collegen, in der Anstrengung, kopfabwärts zu stehen, herabgestoßen werden. Die Bischöfe klagten Anfangs laut, daß, falls sie sich diesem Manöver bequemen wollten, ihre Röcke sehr unziemlich zu liegen kämen; allein man wandte ihnen ein, daß, wenn sie zusammen stünden, sie durch festes Aneinanderschließen ihre Mäntel in der gehörigen Ordnung erhalten könnten, und als man hinzusetzte, daß sie zum Dank untereinander wechseln dürften und somit die schönste Gelegenheit haben würden, sich zu erholen, entschloß sich ein Theil derselben, die Sache zu versuchen. Andere schienen, als sofort wie: „präsentirt das Gewehr!" kommandirt wurde: „Kopf hinab!" nicht recht aufgelegt zu seyn; die meisten Uebrigen aber fuhren mit militärischem Gehorsam abwärts.

Die physischen Widersprüche dieses ersten Theils meines Traumes waren aber noch Nichts gegen die moralischen, welche jetzt nachfolgten.

Es war mir nämlich, als wollte der Herzog von Wellington die katholische Frage vorbringen, was mich, so wenig ich auch nach seinem frühern Benehmen auf einen solchen Entschluß vorbereitet seyn konnte, natürlich sehr erfreute; aber wie man in Träumen Alles wunderlich voraussieht, so kam mirs vor, als wollte er zuerst einen Brief schreiben — nicht etwa, wie sein Vorgänger Pitt, an den König, um diesem den Handel zu erklären, oder, wie hie und da vorgeschlagen wurde, an den Pabst, um mit diesem Handels einig zu werden, oder an das Haupt der englischen Kirche, um die Unterhandlung unter ihren Schutz zu

*) New Monthly and London Magazine. Sept. 1829.

stellen; — nein! an einen katholischen Erzbischof von Irland! Vielleicht meinen Sie, er sey so sehr entschlossen gewesen, die Sache durchzuführen, daß er sich in diesem Brief nur ankündigen und zugleich die Ruhe in Irland ohne Verzug herstellen wollte, indem er seine Bewohner wissen ließ, daß ihr gerechtes Verlangen erfüllt werden würde? Keineswegs! (was man doch närrisch träumen kann!) es war mir vielmehr, als sey der Brief eines Inhalts gewesen, welcher entschiedene Opposition hervorbringen und mithin, wenn er wirklich geschrieben wurde, einen würdigen alten Mann lächerlich machen sollte; da man aber eine solche Absicht dem Herzog nicht unterlegen kann, so würde der Brief wenigstens unumstößlich bewiesen haben, daß der Herzog erst um 11 Uhr wider Willen durch die Macht der Umstände zu der großen Maßregel der Emancipation getrieben worden sey. Wär ich halbwegs bei Sinnen gewesen, so hätte ich in meinem Traum Diejenigen um den Herzog versammelt, deren Beitritt seinem Vorhaben Credit verleihen konnte; besonders aber hätte ich den brüderlichen Geschäftsgenossen und ehemaligen Waffengefährten des ausgezeichneten Mannes, den Lord Lieutenant, ihm sichern müssen, der in freisinnigem Geiste, seinen frühern Vorurtheilen zum Trotz, der bessern Ansicht über die katholische Frage, gleich wie nun der Herzog selbst, gehuldigt hatte. So aber kam mirs vor, als schriebe dieser nun auch an jenen, etwa wie ein Gutsherr an seinen Amtmann und gäbe endlich gar seinem Kellermeister Befehl, ihn seiner Dienste zu entlassen! Dieß ist wohl das Tollste von Allem! denn die Leute müßten ja ein solches Verfahren entweder niedriger Eifersucht zuschreiben, oder als einen Beweis annehmen, daß der Herzog bis zum letzten Augenblick unentschieden geschwankt habe und zuletzt nur durch Zufall zu seinem großen Entschluß bestimmt worden sey.

Hierauf war mirs, als würde die Bill endlich von eben der Person voe das Unterhaus gebracht, welche doch, wie ich mich genau erinnerte, in einer der letzten Nächte vor meiner Abreise nach meinem gegenwärtigen Aufenthalt, zum verstorbenen Hrn. Canning gesagt hatte, daß auf dieser Sache ihre einzige Meinungsverschiedenheit von ihm beruhe, und daß, wenn nur dieses unübersteigliche Hinderniß nicht wäre, sie gerne mit oder unter ihm dienen würde. Ich weiß noch, daß ich von der Aufrichtigkeit dieser Behauptung damals so überzeugt war, daß ich bei mir selbst dachte: „Alle Verschworene außer ihm thaten, was sie gethan, aus Neid gegen den großen Cäsar ꝛc.“ Und doch sah ich ihn jetzt mit demselben Pharisäerston und mit eben so emporgehabenen und zusammengefalteten Händen als Gründe für seine Bekehrung „den Einfluß der Priester, die Macht des Vereins, die Wirkung der letzten Wahlen“ anführen.

Der albernste Widerspruch aber ist, daß, obwohl ich vermöge der Einsicht, welche man im Traum über die Beweggründe Anderer hat, vollkommen einsah, daß die Leute nur durch O'Connel so weit gebracht worden waren, dennoch diese Menschen, welche den Forderungen der Vernunft und Billigkeit jetzt endlich ihr Recht angedeihen ließen, auf jenen einzigen Mann die Ausschließung noch bezogen wissen wollten, welche sie sieben Millionen seiner Landsleute nicht länger anzumuthen wagten! Toll genug, wenn eben Die, welche das vielköpfige Ungeheuer der katholischen Frage endlich umgebracht hatten, statt es gebührend zur Erde zu bestatten, seinen Geist noch umherlaufen lassen wollten, um Irland fortdauernd im Zwiespalt zu erhalten.

Nach diesen wilden Fantasien schlief ich ein paar Stunden ruhiger, wobei es mir dann war, als sehe ich im Unterhaus die katholische Frage eben so ruhig verdauen, als ich jetzt mein Känguruh verdaute, denn alle Mitglieder schliefen. Einmal kam mir's vor, als stünde ein Herr, den man bis jetzt auf der Oppositionsseite des Hauses gesehen hatte, auf und forderte ganz leis, wie um die Andern nicht zu erwecken, von dem Kanzler der Schatzkammer Rechnung über eine Ausgabe von einigen Millionen, wogegen aber der sehr ehrenwerthe Gentleman bloß erwiederte: „Alles sey ganz in Richtigkeit, denn er habe eben sein Auge darauf geworfen;“ — je schneller Jemand diesen Wurf vollbringen kann, desto eher wird er bekanntlich zu einem Kanzler der Schatzkammer für fähig erachtet. Nachher träumte mir, ich sehe einen Mann von mittlerem Alter mit scharlachrothem Gesicht und gravitätischem Aussehen den Augenblick wahrnehmen, wo beide Parteien schliefen und leise von seinem Sitz bei der Opposition zu der Bank der Schatzkammer hinüberhuschen, von welchem Ortswechsel aber Niemand die geringste Notiz zu nehmen schien.

Gegen Morgen träumte mir, ich höre im Oberhaus Einen, dessen mächtige Beredsamkeit die Menge eben so sehr durch die Begeisterung gewinnt, die auf seinem schönen, offenen Gesicht steht, als durch die allgemeine Ueberzeugung, daß jedes seiner Worte von der reinsten Vaterlandsliebe eingegeben wird, über eine Sache, welche die Nationalehre in Anspruch nahm, sich verbreiten. Während er sprach, beobachtete ich zugleich die Umgebungen des Feldmarschalls, wobei mir's dann war, als sehe ich unter den Generalen einen der ältesten Freunde des Redners und treuen Anhänger seines berühmten Oheims, so daß ich bei mir selbst dachte: Bist Du wirklich Du, so gäbst Du sicherlich ein ganzes Jahr darum, jetzt wacker losbrennen zu dürfen!“ (to give vent to one heartfelt cheer.) In der Verwirrung träumte ich dann weiter, die Vertheidigung Don Miguels werde von einem dunkelfarbigen, vornehmen Mann, der eher wie ein Portugiese, als wie ein Engländer aussah und redete, unternommen. Dann sah ich plötzlich unsern Minister-General in der Jacke eines Kammerdieners und mit einer Schürze über der Uniform dem Don Miguel die königliche Kleidung anlegen. Als die Toilette vorüber war, reichte er Sr. Majestät Etwas hin, was erst einem zusammengelegten Schnupftuch ähnlich sah, sich aber, beim Entfalten, als die drittische Flagge auswies, mit welche Don Miguel sich zuvörderst schneuzte und dann hinspuckte. Hierauf erhob sich jedoch ein solches Geschrei der Entrüstung, daß der Herzog mit offenem Munde ganz verwundert umhersah, Miguel aber davon rannte und seine Krone wegwarf, worüber ich erwachte.

Bevor die eilern, vielen Monate verstrichen sind, die Sie unter müssen, ehe dieser Brief nach England kommt, wird ich gerade das Gegentheil zugetragen haben von dem närrischen Traum

Ihres aufrichtigen Freundes.

Mexikanische Manuscripte.

Die königliche Bibliothek in Paris hat einige höchst interessante mexikanische Manuscripte gekauft, die vor Kurzem aus den Archiven an Mexico gekommen sind und einen Theil von der berühmten botanischen Sammlung auszumachen scheinen. Eines ist der Bericht, den die Spione, welche Montezuma in das spanische Lager geschickt hatte, zurückbrachten; er stellt in Hieroglyphen die Messe und andere Ceremonien dar; es sind wenig Blätter, und nur die Copie des mit dem verbrannten Originals. Ein anders ist auf Papier aus Palmen geschrieben und enthält auf einem 5—6 Fuß langen und 1 Fuß breiten Blatte das Budjet von Montezuma; das Reich ist darin noch in Provinzen eingetheilt, und bei jeder ist die Zahl der Maße von Mais, der Honigtöpfe und der Thiere bestimmt, worin die Auflagen bestanden. Ein drittes ist eine halb malerische halb hieroglyphische Zeichnung, welche ein Menschenopfer darzustellen scheint; es ist Original und auf Agavepapier gemalt. Ein viertes ist eine ähnliche Zeichnung, welche die Ankunft der spanischen Flotte in Mexico darstellt; besonders scheint ein Dominikaner die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben; es ist ebenfalls Original und etwa 2 Fuß im Quadrat groß. Als Zeichnung ist es ganz kindisch. Das Wichtigste aber ist ein dicker Band in Folio, der die Eintheilung des Reichs nach Kirchspielen enthält, so wie sie die Spanier nach der Eroberung festsetzten; es ist das officielle Register, das 1580 für die Kanzlei des Vicekönigs geschrieben wurde. Jede Gemeinde bildet ein Capitel, das mit dem Namen der Gemeinde, spanisch, und in Hieroglyphen beginnt. Dann folgt das Haupt der Gemeinde in ganzer Gestalt gezeichnet, ein Knie auf dem Boden, auf dem Kopf eine Art Diadem, und mit einem Mantel bekleidet, aus dem Munde geht die Hieroglyphe hervor, welche seinen Namen ausdrückt; darüber steht die Aussprache in spanischer Schrift. Unter ihm folgen die Häupter oder Familien, jedes durch einen Kopf dargestellt, dem ebenfalls seine Hieroglyphe aus dem Mund hervorgeht. Bei jeder Hieroglyphe steht die Aussprache, und darin liegt der große Werth des Buchs, indem man bis jetzt zwar von Spaniern Wörterbücher der mexicanischen Sprache, und auf der andern Seite Manuscripte in Hieroglyphen besaß, aber kein Mittel hatte, den Laut und die Hieroglyphen zu vereinigen. Hier erhält man etwa 10,000 Hieroglyphen mit ihrer Aussprache, und obgleich sie sich oft wiederholen, so sind es doch mehrere tausend Worte, welche einen Schlüssel zum Lesen der in Hieroglyphen geschriebenen Bücher geben. Daß die Worte in lauter Namen bestehen, ist kein Nachtheil, da im Mexicanischen, wie im Baskischen, alle Namen eine Bedeutung haben. Freilich erhält man keinen Aufschluß wie in den Hieroglyphen die grammatischen Verhältnisse ausgedrückt wurden, was für Geschichte der Schrift so sehr wichtig wäre, aber es ist immer eine sehr bedeutende Hülfe für den künftigen Entzifferer dieser letzten kostbaren Reste einer untergegangenen Civilisation. Man muß sich freuen, daß dieser Schatz gerade der pariser Bibliothek zufiel, da sie unter allen großen Bibliotheken die liberalste und zugänglichste ist, und man hoffen kann, daß in ihr dieser neue Schatz bald benützt werde; und dann ist es um so glücklicher, daß diese Handschrift gerade jetzt aufgefunden wurde, während Lord Kingsborough im Begriffe ist, seine Sammlung mexicanischer Manuscripte herauszugeben. Er hat nämlich seit Jahren Zeichner an die Bibliotheken in Europa geschickt, um die noch vorhandenen mexicanischen Bücher abzeichnen zu lassen und in Lithographie herauszugeben; er hat auch alle bekannten hieroglyphischen Handschriften gesammelt, außer denen, die in der Bibliothek des großen Raths von Indien, in Sevilla, liegen, und dem, welches sich in jener der Deputirtenkammer in Paris befindet, und welches ihm durch eine schmähliche Illiberalität verweigert wurde. Eine solche Barbarei begreift man von Spanien, aber von der Deputirtenkammer in Paris! Die Sammlung wird nächstens in drei Foliobänden erscheinen, und läßt große Aufschlüsse über die Geschichte und Bildung von Mexico hoffen.

Die Bisonjagd in Nordamerica.

Der americanische Bison hat viele Aehnlichkeit mit dem Auerochsen, der ehemals in den Wäldern Germaniens hauste, gegenwärtig aber fast nur noch in den Gebirgsgegenden zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer angetroffen wird. Er wandert beständig von Ort zu Ort, theils um den Beunruhigungen der Jäger zu entgehen, theils um sein Futter zu suchen. Weiches, zartes Gras, wie es da nachzuwachsen pflegt, wo man Feuer auf den Wiesen angezündet hat, ist ihm besonders angenehm. Im Winter schorrt er den Schnee mit den Füßen weg, um zum Grase zu gelangen. Stiere und Kühe leben den größten Theil des Jahrs über in abgesonderten Heerden, doch begleiten gewöhnlich zu jeder Jahreszeit ein paar alte Bullen die großen Kuhheerden. Während der Brunst kämpfen die Männchen mit Wuth gegen einander, und es ist sehr gefährlich, ihnen zu dieser Zeit nahe zu kommen. Sonst ist der Bison im Allgemeinen ein scheues Thier, und nimmt die Flucht, sobald er einen Feind wittert, was ihm vermöge seines scharfen Geruchs auf eine sehr weite Strecke hin möglich wird. Sind ihrer jedoch mehrere beisammen, so zeigen sie sich weniger furchtsam, und folgen oft blindlings dem Leitbullen, ohne sich um die gegenüberstehenden Jäger zu bekümmern, ja wohl gar dieselben muthig niedertretend. Gefährlich ist es für den Jäger, sich noch blicken zu lassen, wenn er einen Bison verwundet hat, denn dieser wird ihn dann sehr verfolgen; und so schwer und unbehilflich der Gang des Thiers scheint, überholt es doch ohne Mühe den schnellsten Renner. Während ich mich in Carlton-House aufhielt, erzählt ein Reisender, kam eine Scene dieser Art vor. Finnan M'Donald, ein Angestellter bei der Hudsons-Bay-Compagnie, fuhr den Saskatchewan auf einem Boot hinab und ging, als er eines Abends sein Zelt für die Nacht aufgeschlagen hatte, am Ufer hin, um sich in der Dämmerung nach Wild umzusehen. Es war beinah völlig dunkel geworden, als er nach einem Bisonstier feuerte, der über einen kleinen Hügel hinsetzte. Schnell sprang er hinzu, um zu sehen, ob sein Schuß getroffen habe; aber die verwundete Bestie machte alsbald einen Angriff auf ihn. Er hatte Geistesgegenwart genug, das Thier, welches ihn mit dem Horn in die Seite stieß, bei den langen Stirnhaaren zu fassen, und da er ein ausgezeichnet großer und starker Mann war, so erfolgte ein Kampf, der fortdauerte, bis er sich das Handgelenk bedeutend verrenkte, und sein Arm dadurch machtlos wurde, worauf er niederstürzte, und, nachdem er noch einige Stöße bekommen hatte, ohnmächtig liegen blieb. Bald darauf fanden ihn seine Gefährten in Blut gebadet, und an mehreren Stellen durchbohrt. Der Bison hatte sich neben ihn hingestreckt, und wartete sichtlich nur auf ein Lebenszeichen, um den Angriff von Neuem zu beginnen. M'Donald wurde für den Augenblick wieder hergestellt, starb aber wenige Monate

Digitized by Google

nachher. — Noch viele andere Beispiele von der Hartnäckigkeit, womit der Bison seine Rache verfolgt, könnten angeführt werden: so habe ich von einem Jäger gehört, der durch einen alten Bullen mehrere Stunden lang auf einem Baum festgehalten wurde, indem das Thier unten Stand gefaßt hatte, und ihn scharf bewachte. Beim Streit mit Hunden stößt der Bison gewaltig mit der Stirn, und wäre deßhalb keine kleine Aufgabe für einen englischen Bullenbeißer. Die Lieblingsart der Indianer, den Bison zu erlegen, besteht darin, daß sie auf den Fettesten unter der Heerde zu Pferd losreiten und ihn mit Pfeilen erschießen. Ist eine größere Partie Jäger auf die genannte Weise in einer weiten Ebene beschäftigt, so gewährt dieß einen sehr imponierenden Anblick, und die jungen Männer haben Gelegenheit genug, ihre Kunst und Behendigkeit zu zeigen. Die Pferde scheinen sich dieses Waidwerks eben so sehr zu freuen, wie ihre Herren, und sind sehr geschickt, dem Stoß des Thieres auszuweichen, wenn es sich gegen seinen Verfolger wendet. Das beste Verfahren übrigens, den Bison zu schießen, ist auf der windsichern Seite gegen ihn hin zu schleichen. Auch werden an günstigen Stellen viele in Gruben gefangen. Beim Rennen hängt der Bison eine Zeit lang sehr nach einer Seite, dann nach der andern, und so abwechselnd immer fort. Das Fleisch des Thieres ist sehr saftig und wohlschmeckend, und gleicht dem Fleisch unserer Mastochsen. Besonders gilt die Zunge für angenehm, und übertrifft bei zweckmäßiger Zubereitung selbst eine englische Kuhzunge an Feinheit des Geschmacks. Vermöge der feinen Haare des Bisons kann man aus seiner Haut treffliche Decken bereiten, die so hoch geschätzt werden, daß man in Canada das Stück zu drei und vier Pfund verkauft, worauf sie dann bei Winterreisen zum Einhüllen dienen.

Literary Gazette.

Hinrichtungen in Canton.

Am 4 d. M. — schreibt das Canton Register im December d. v. J. — kam eine vernagelte Depesche von Peking an. Diese Vernagelung, wie es heißt, besteht aus zwei Papierstreifen, die durch den Umschlag hindurch gezogen und versiegelt werden, eine Operation, durch die es für jeden Unterbeamten aber überhaupt für jede Person, in deren Hände der Brief kommt, schwer wird, ihn unbemerkt zu öffnen, ehe er dem Oberbeamten, für den er bestimmt ist, eingehändigt wird. Ein solches Tengsungmänschu — wie die Chinesen es nennen — enthielt den Befehl, zwei Piraten, die Handelsbooten Pässe ertheilt hatten, auf der Stelle hinzurichten. Sie wurden sogleich gebunden und zu der Richtstätte geführt. Einer von ihnen, Uhing, war unfähig zu gehen; der andere, Tschingjawiun, schwatzte und lachte, als wenn ihn Alles Nichts anginge. Er wandte seinen Kopf nach Uhing herum und rief ihm zu: „Kümmre Dich nicht, wir werden nur kurze Zeit getrennt seyn; nach sechzehn Jahren kommen wir beide wieder zurück."

In Canton finden mehr Hinrichtungen statt, als in irgend einer anderen Provinz des Reiches. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese Erscheinung gelenkt; sie befragte eine Anzahl Wahrsager, um die Ursache zu erfahren. Diese Betrüger sagten, der Erdboden, auf welchem die Hinrichtungen statt fänden, habe, je nachdem er fruchtbar oder unfruchtbar sey, Einfluß auf die Vermehrung oder Verminderung der Verbrechen; jetzt sey die Richtstätte auf einer zu fruchtbaren Stelle. Sie war damals vor dem südlichen Thore von Canton, und nach dem weisen Rathe der Wahrsager wurde sie nach dem nördlichen Thore verlegt. Die Hinrichtungen nahmen indessen zu, weshalb die Regierung, nachdem sie eine Zeitlang ihren Versuch gemacht hatte, zu dem alten Hinrichtungsplatze zurückkehrte. Dieser ist ein kleiner Fleck, auf welchem sich eine Töpferei zum Verfertigen von Thonöfen befindet. Vor jeder Hinrichtung wird etwas Thon über den Boden gestreut, und die Leichname werden an den Fuß einer Mauer hingeworfen, indem nur eine Matte über sie gebreitet wird; die Köpfe dagegen, welche in terrorem ausgestellt werden müssen, hängen in kleinen Käfigen an der Mauer.

Budjet von Paris.

Die Einnahme der Stadt Paris betrug, nach offiziellen Berichten, im v. J. 40,921,196 Franken, die Ausgabe 35,215,687 Fr., was einen Ueberschuß von 5,705,508 Fr. läßt. Die Hauptquellen der Einnahme waren: Octroi (Eingangszölle von den Barrieren) 28,500,000 Fr., Abgaben von den Märkten 1,450,000 Fr., Maße und Gewichte 410,000 Fr., Ober- und Unterwegamt (voirie) 120,000 Fr., Wasser 660,000 Fr., Casse von Poissy 1,350,000 Fr., Schlachthäuser 1,103,000 Fr., Entrepots 470,000 Fr., Renten von Gemeindeeigenthum 101,690 Fr., Pacht von den Spielhäusern 7,100,000 Fr. u. s. w. Die Ausgaben waren: Für die Centralverwaltung 307,100 Fr., Bürgermeister 349,666 Fr., Administration öffentlicher Arbeiten, 99,200 Fr., Steuererhebung 2,690,260 Fr., Gottesdienst, welcher dem Gemeinderath zur Last fällt, 221,950 Fr., öffentlicher Unterricht 275,800 Fr., Hospitäler 5,200,000 Fr., Militärdienst 161,000 Fr., Wasserdienst, gewöhnlicher, 386,000 Fr., Reservevorrath 600,000 Fr., Arbeiten zur Erhaltung von Gemeindeanstalten 206,140 Fr., Pflaster 480,000 Fr., Inschriften für die Namen von Straßen 11,500 Fr., Polizei (Personnel et matériel) 3,700,000 Fr., Spritzenleute 445,522 Fr., Gendarmerie 2,150,800 Fr., Beleuchtung der Stadt 803,042 Fr., Straßenreinigung 120,000 Fr. — Die beiden letzteren Summen sind in den Ausgaben der Polizei mit einbegriffen.

Literary Gazette.

Neue Brodfrucht.

In Vandiemensland entdeckte man kürzlich beim Graben in der Erde, in einer Tiefe von 1 bis 1½ F., ein eigenthümliches Gewächs von der Form runder Bälle, mit einer dünnen Haut gleich der der Kartoffel, und oft von der Größe eines Menschenkopfs. Beim Zerschneiden zeigte sich eine schwammige, doch ziemlich feste Substanz, die beträchtlich viel Nahrungsstoff enthielt. Da man weder Wurzeln noch irgend eine verbindende Faser bemerkte, so vermuthet man, es möchte eine Art Bodenpolype seyn, die zum Theil mit thierischem Leben begabt wäre. Allein es ist eine wirkliche Pflanze, welche die Eingebornen an einem sehr kleinen Blatt erkennen, das dicht am Boden wächst und mittelst äußerst zarter Fasern, die jedoch beim Graben immer zerstört werden, mit der Frucht zusammenhängt. Man nannte die Frucht Landesbrod (native bread).

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 303. 30 October 1829.

Die englisch-ostindische Compagnie. *)

Wenn man einen Blick auf die neuere Geschichte Indiens wirft, so kann man sich eines Gefühls von Staunen nicht erwehren. Dieses unermeßliche Land bietet dem Beobachter eine in den Annalen der Welt beispiellose Erscheinung dar. Zweitausend Fremdlinge aus einer kleinen Insel des atlantischen Oceans begeben sich viele tausend Meilen weit über das Meer zu einem Volk, das in Sprache und Sitte Nichts mit ihnen gemein hat. Diese Fremdlinge ziehen aus diesem Lande ein jährliches Einkommen von zwei und zwanzig Millionen Pf. St.; sie bekleiden alle hohen Staatsämter; sie nennen 80 Millionen Einwohner ihre Unterthanen und mehr als zwanzig andere Millionen und deren einheimische Fürsten ihre Schützlinge; das Mutterland liefert ihnen 20,000 Soldaten, die über eine Oberfläche zerstreut sind, welche fast eben so ausgedehnt ist, als die von ganz Europa. Die Häupter dieses ungeheuren Reichs führen keinen Scepter, tragen keine Krone; denselben Gesetzen in ihrem Vaterland unterworfen wie ihre Mitbürger, erheben sie sich und fallen sie geräuschlos, regieren und sterben sie ungekannt von ihren Völkern. Diese Herrscher, diese Könige sind Kaufleute — es ist die englisch-ostindische Compagnie.

Die ostindische Compagnie bildete sich im J. 1612; die Königin Elisabeth ertheilte ihr das Recht des Alleinhandels in diesem Theil der Welt; die Königin Anna bestätigte dieß Monopol im J. 1711. Zwar trat die Compagnie erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem Beistande königlicher Truppen erobernd auf; aber bald wurden ihre Länderwerbungen so bedeutend, daß man in England für nothwendig erachtete, ihr eine neue größere und festere Grundlage zu geben. Dem zu Folge stellte das Parlament die Territorialbesitzungen der Compagnie unter die Obhut der Krone und befahl ein Controllebureau zu errichten, in welchem mehrere Mitglieder des geheimen Raths Sitz und Stimme haben sollten.**) Die Compagnie besteht gegenwärtig aus mehr als tausend Aktionären. Jeder Aktieninhaber *) hat bei der Wahl des Präsidenten, des Vicepräsidenten und der vier und zwanzig Direktoren, die mit der Wahrnehmung der gemeinschaftlichen Interessen beauftragt sind, mitzustimmen. Sechs der letztern treten abwechselnd aus, werden aber in der Regel von Neuem gewählt. Der Hof der Directoren beschäftigt sich vornehmlich mit den Gegenständen der Gesetzgebung und der Verwaltung; es ist ein wirklicher Ministerrath, der die Angelegenheiten eines mächtigen Reiches ordnet. Diese Behörde erläßt ihre Befehle unmittelbar an ihre Statthalter. Von allen officiellen Schreiben von oder an den Staatssecretär von Indien muß ihr ein Duplicat zugesandt werden, so daß die Direktion über Alles so genau unterrichtet ist als die Localregierungen selbst. Indessen hängen doch die Localregierungen von diesen Herren allein nicht ab, indem das Controllebureau wenigstens ihre politische Correspondenz streng beaufsichtigt und nicht erlaubt, daß ein Erlaß, der eine politische Frage betrifft, ohne seine Genehmigung an die Gouverneure abgeht.

Während die Oberverwaltung auf diese Weise unter Con-

*) Aus der Revue des deux mondes, Recueil de la politique, de l'Administration et des Moeurs, einem neuen Journal, wovon im Monat August das erste Heft erschienen ist.

**) Sonderbar, daß mit der Vergrößerung der politischen Interessen der Compagnie ihr Handel abzunehmen scheint. Im Jahr 1813 wurde ihr Freibrief erneuert, zugleich aber das Monopol abgeschafft und der Markt Indiens allen englischen Fahrzeugen eröffnet. Einige Beschränkungen rücksichtlich der Größe der Schiffe und der Häfen Englands, wo die Ladung eingenommen, so wie der Häfen Indiens, wo angefahren werden mußte, blieben, und der Compagnie ließ man den Alleinhandel mit China. Das Thee-Monopol hat für die englische Regierung den Vortheil, daß die Einziehung der vier Millionen Pfund, die sie vom Thee erhebt, ihr keinen Heller kostet. Die Compagnie schafft allen Thee nach London, legt ihn dort in Magazinen nieder und verrechnet der Regierung die ihr gebührenden 100 Procent. Wenn der Theehandel freigegeben würde, möchten wohl die Douanen einen großen Theil jener vier Millionen verzehren. Jetzt ist fast kein Schleichhandel möglich, dann würde er bei aller Aufsicht nicht zu hintertreiben seyn. — Aus den dem Parlament vorgelegten Aktenstücken geht hervor, daß die Compagnie fast gar keinen Handel mit Indien mehr treibt und daß ihre 22 Millionen Pf. Einkünfte größtentheils für die Verzinsung ihrer Schuld, für die Verwaltung ihres Civil- und Militärstaats in Indien, auf St. Helena ꝛc. aufgehen. Ihren Hauptgewinn hat sie vom Theehandel, für den sie 30 bis 40 Schiffe ausgerüstet hält.

*) Die Aktie von ursprünglich 1000 Pf. ist gegenwärtig in London 2300 bis 2500 Pf. werth.

trolle genommen wurde, verblieb der Compagnie das Recht die öffentlichen Stellen zu besetzen, doch nicht ohne daß zwischen ihr und der Krone wegen der Grenzen des Patronates einige Eifersucht entstanden wäre. Die Compagnie ernennt ihren Generalgouverneur, der in Calcutta residirt und ihre beiden Gouverneure für Madras und Bombay; jedoch unterliegt ihre Wahl noch der königlichen Bestätigung. Eben so ernennt sie zwei Mitglieder des den Gouverneuren beigegebenen Rathes; (zu diesem Posten sind bloß Personen wählbar, die wenigstens zwölf Jahr in Indien gelebt haben); ferner den Generalprocurator jeder der drei Präsidentschaften und die Mitglieder des Clerus, der aus einem anglicanischen Bischof, drei Archidiakonen und zwanzig bis dreißig Geistlichen zusammengesetzt ist. Die drei Richter für die bei jeder Präsidentschaft bestehenden Gerichtshöfe, bei denen ganz nach englischem Recht verfahren wird, und die von der Lokalregierung ganz unabhängig sind, bestellt der König; auch ernennt er die drei militärischen Oberbefehlshaber der drei Präsidentschaften, den Generalstab sowohl für seine eigenen Truppen als für die indische Armee, so daß die Minister der Krone, indem sie über das Commando der gesammten Militärmacht der Compagnie verfügen, wirklich ein unmittelbares Patronat ausüben. Durch die Erfahrungen, die man bei dem häufigen Wechsel der Localverwaltungsstellen zu einer Zeit machte, als die Compagnie nur 40 bis 50 Beamte nebst einer Handvoll Soldaten in ihren Handelsfaktoreien hielt, überzeugte man sich von der Nothwendigkeit, bei Beförderung zu höhern Funktionen keine andere Rücksicht als das Dienstalter gelten zu lassen; nur erledigte Stellen behielten die Direktoren sich das Recht vor zu besetzen. Die Individuen, welche in den Civildienst der Compagnie treten wollen, bekommen ihre Erziehung in dem Collegium von Hertford und müssen, ehe sie England verlassen, sich einer Prüfung unterwerfen. Jeder Direktor schwört, daß er keine Stelle um Geld vergeben wolle, der Zögling und seine Verwandten, daß sie Nichts dafür bezahlt haben. Verlust der Stelle und Entfernung aus dem Dienst für Immer ist die im Betretungsfall zu gewartende Strafe. In der Nähe von Coroodon befindet sich eine Militärschule. So hat die Compagnie alle Maßregeln getroffen, für ihre Stellen tüchtige Subjekte zu bekommen. Ist aber der Beamte einmal in Indien angekommen, so hört jede Bevormundung von Seiten der Compagnie auf, und er hängt einzig und allein von der Lokalbehörde ab.*) Der Candidat des Civildienstes geht in einem Alter von 19 Jahren nach Indien; falls er sich für das Militär bestimmt, schon zwei Jahre früher. Nach einem Dienst von 10 Jahren bekommt man Urlaub auf drei Jahre, um England zu besuchen; während dieser Zeit erhält der Civilbeamte einen Jahresgehalt von 500 Pf. St. und der Offizier bezieht seinen Sold fort. Nach einem Dienst von zwei und zwanzig Jahren hat der Civilbeamte einen Ruhegehalt von 1000 Pf. St., der Offizier seinen ganzen Sold anzusprechen. Diese großen Vortheile ihrer Stellung und die Gewißheit einer lebenslänglichen Versorgung verbürgen von Seiten der Angestellten die gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, indem sie sich nicht der Gefahr aussetzen dürfen, abgesetzt zu werden, weil dann alle Aussichten unwiederbringlich verloren sind.

Obgleich der Generalgouverneur in Calcutta an der Spitze des Ganzen steht, so sind doch die beiden Regierungen von Madras und Bombay in Bezug auf Legislatur, Militärstaat und Finanzen getrennt. Jede Regierung ist den Direktoren in England unmittelbar verantwortlich und von dem Generalgouverneur nur in sofern abhängig, als es sich um Krieg und Frieden handelt. Die Lokalgesetze dieser Regierungen bedürfen alle der Bestätigung der Minister und der Direktoren in England, und kein Gesetz, welches über Eigenthum oder Personen englischer Unterthanen verfügt, tritt in Wirksamkeit, ehe der Rath des Königs, der in jeder der Hauptstädte residirt, dasselbe einregistrirt hat. Die Gouverneursstellen werden gewöhnlich den Pairs übertragen, die mit den Ministern des Königs in vertraulichen Verhältnissen stehen; sobald aber ein Gouverneur berufen ist, die Interessen der Compagnie, die ihn ernennt und besoldet, zu repräsentiren, so muß er sich fortan darauf gefaßt halten, daß die Direktoren all sein Thun und Lassen bis ins geringste Detail aufs Sorgfältigste prüfen. Eifersüchtig auf ihr Ansehen zeigen sie sich nie zur Nachsicht geneigt, wenn ihre Befehle übertreten werden. Selten bleiben die Gouverneure länger als fünf oder sechs Jahre im Amt, es sey denn, daß sie in einen Krieg verwickelt werden. Und ob sie auch die bedeutendsten Dienste geleistet haben; der Pflicht Rechenschaft abzulegen können sie sich bei ihrer Rückkehr nach England nicht entziehen. Das englische Publicum verlangt diese Rechenschaft, und seiner mächtigen Stimme wagt kein Minister, kein Direktor zu trotzen. Zudem haben die Minister, die für die Handlungen der Gouverneure nicht verantwortlich sind, kein Interesse, diese zu schonen; anders wäre es, wenn die letztern von der Krone Bestallung und Instructionen erhielten. Bei der kurzen Zeit, während welcher ein Gouverneur in Indien bleibt, können sich nicht leicht persönliche Bande zwischen ihm und der dortigen Beamtenwelt bilden; er sieht in ihnen nur Männer, die er nach ihrem Verdienst und Talent zu verwenden hat, für die er aber kein Gefühl persönlicher Gunst kennt. Mit dieser Unbefangenheit beurtheilt er ihre öffentliche Handlungen, mag ihr Posten nahe oder ferne von dem Sitz der Regierung stehen, wohl bewußt, daß er selbst für die Genehmigung oder Nichtgenehmigung ihres Verfahrens den Direktoren und den Ministern des Königs Rede und Antwort geben muß. Der Localgouverneur und sein Rath (beide sind unzertrennlich eins) haben also keinen triftigen Beweggrund, irgend Etwas zu übersehen, wodurch sie sich nur sehr den Vorwurf einer schlechten Verwaltung zuziehen würden. Zu dieser strengen Beaufsichtigung kommt noch, daß diese Beamten sehr anständige Gehalte genießen, und daß sie endlich verpflichtet

*) Die Compagnie kann zwar eine Anzahl Beamte nach Indien schicken, aber sie ist nicht befugt, Beamte, welche von den Localbehörden angestellt werden, durch Andere zu ersetzen, sie kann sie höchstens absetzen; auch darf sie Niemand außer der Ordnung um eine Stufe vorrücken lassen.

*) Ein Bezirks-Richter oder Einnehmer hat jährlich 2,500, ein Kreisrichter 4000, ein Oberrichter 5000, ein Gouverneur 15,0 der Generalgouverneur 24,000 Pf. St.

Digitized by Google

nd, von den Eingebornen kein Geschenk, weder auf direkte noch ıdirekte Art, anzunehmen.

Jede Präsidentschaft ist in eine Anzahl Bezirke eingetheilt, ie nach Verhältniß ihrer Bevölkerung mehr oder weniger usgedehnt sind. In jedem solchen Bezirk, der seine 1000 bis 10,000 (engl.) Quadratmeilen im Umfang haben kann, befindet ich ein Richter und ein Steuereinnehmer, beide Europäer, jeder nit mehreren Gehülfen. Der Steuereinnehmer versieht zugleich le Stelle des Localbeamten, so wie der Richter die des Oberolizeiaufsehers; der Steuereinnehmer mit seinen Assessoren unerstützt ihn in seinen Funktionen. Die richterliche Befugniß es Localrichters umfaßt alle Civilsachen, und in Criminalproessen kann er bis auf zwei Jahre Gefängnißstrafe erkennen. Mehrere Bezirke zusammen bilden einen Kreis und stehen unter er Obergerichtsbarkeit des Kreishofs, der sich beständig von einem Bezirk nach dem andern begiebt, um die Appellationen er Untergerichte zu empfangen und über schwere Vergehen nd Capitalverbrechen zu entscheiden. In Civilprozessen findet von diesem Gerichtshof eine Berufung an den obersten Gerichtshof in Calcutta Statt, von diesen an den Generalgouverneur und seinen Rath und endlich in letzter Instanz an den König von England nd seinen Rath.

Peter der Große zu Paris *).

Der Regent — der Herzog von Orleans — der durch Kuriin von der bevorstehenden Ankunft des Zaar's unterrichtet worden war, sandte Du Libois, einen von den Kammerherren des Königs, mit Pferden und Wagen, um den vornehmen Gast zu Dünkirchen zu empfangen und mit seinem Gefolge nach Paris zu bringen, wobei ihm dieselben Ehrenbezeugungen erwiesen werden sollten, die der König selbst zu erwarten gehabt hätte. Der Monarch hatte die Absicht ausgesprochen, einhundert Tage in Frankreich zuzubringen; und es wurden daher die Gemächer der Königin Mutter im Louvre für ihn in Bereitschaft gesetzt.

Als man vernahm, daß der Zaar in der Nähe von Dünkirchen angekommen sey, sandte der Regent einen andern Herrn, Hrn. v. Nesle, um ihn in Calais zu empfangen und bis nach Beaumont zu begleiten, wohin der Marschal de Tessé ihm entgegengesandt werden sollte. Tessé becomplimentirte den Zaar, als derselbe aus dem Wagen stieg, und hatte die Ehre, mit ihm zu Mittag zu speisen und ihn noch an demselben Tage nach Paris zu führen. Der Zaar äußerte den Wunsch, in der Equipage des Marschalls, begleitet von drei Personen seines Gefolges, in die Stadt zu kommen; der Marschall folgte ihm in einem andern Wagen, und sie erreichten das Louvre gegen neun Uhr des Abends. Er fand die Zimmer, die für ihn bestimmt waren, zu kostbar eingerichtet und ließ sich in das Hotel de Pesdiguières bringen, wo er seinen Aufenthalt zu nehmen beschloß. Auch dort fand er das Schlafgemach zu elegant und befahl daher eines seiner Feldbetten in einem Ankleidezimmer aufzuschlagen. Marschall Tessé, der in dem Hause, so wie bei Tisch die Honneurs machte, begleitete ihn überall und sah sich nicht selten genöthigt, in vollem Trabe hinter ihm drein zu laufen.

Berton, einer von den Maitres-d'hôtel des Königs, hatte den Auftrag für die Tafel des Zaars und seines Gefolges zu sorgen, das sich auf ungefähr vierzig Personen belief. Von diesen saßen zwölf oder fünfzehn mit dem Zaar zu Tisch. Berton war ein gewandter Bursch, von außerordentlich heiterer Laune; und der Zaar, so wie sein ganzes Gefolge, faßte bald eine große Vorliebe für ihn. Auffallend war die Neugierde, welche der Monarch besonders in Bezug auf Gegenstände der Politik, des Handels u. dergl. zeigte, die sich aber in der That auf Alles erstreckte und Nichts, selbst die geringste Kleinigkeit nicht, verschmähte. Er vereinigte in hohem Grade majestätische Würde mit einer Artigkeit des Benehmens, die er jeder Zeit und gegen Jedermann bewies. Der Wunsch, ungenirt zu seyn und nicht als ein Wunderthier zur Schau gestellt zu werden, veranlaßte ihn, häufig Miethkutschen und selbst Fiacres den königlichen Equipagen vorzuziehen, die zu seinem Gebrauch bestimmt waren. Zuweilen warf er sich in den ersten besten Wagen, der ihm begegnete, ohne sich darum zu kümmern, wem er gehörte, und fuhr in demselben davon. Dieß geschah unter Anderen der Madame de Mattignan. Diese Dame war ausgegangen, um den Zaar zu sehen, der inzwischen in ihrem Wagen davon fuhr und in der ganzen Stadt herumschwärmte. So oft der Zaar auf diese Weise die Flucht ergriff, waren sogleich der Marschall Tessé und einige von seinem Gefolge hinter ihm drein, aber nicht immer im Stande, ihn einzuholen.

Peter war ein großer wohlgebauter Mann, und eben nicht allzu stark. Sein Gesicht war rund, seine Stirn hoch, und seine Augbrauen sehr schön. Seine Nase war klein und stumpf, seine Lippen dick, seine Farbe braun und roth, und seine Augen schwarz, groß und durchdringend. Der Ausdruck seiner Züge war zuweilen würdevoll und freundlich, häufig streng und wild. Er trug eine ungepuderte braune Perücke, die nicht ganz bis auf seine Schultern herab ging; einen braunen anliegenden Rock mit goldenen Knöpfen, Hosen und Strümpfe, aber weder Handschuhe noch Manschetten. Häufig trug er seinen Rock ganz aufgeknöpft, und nie hatte er seinen Hut auf, außer auf der Straße. Er trug den Stern und das Band seines Ordens über dem Rock. Bei seinen regelmäßigen Mahlzeiten aß und trank er eine unbegreifliche Masse; Bier, Limonade und andere Getränke ungerechnet, die er gleich seinem ganzen Gefolge, gewohnt war zu allen Stunden des Tages zu sich zu nehmen. Gewöhnlich trank er bei einer Mahlzeit eine oder zwei Flaschen Bier, eine eben so große Quantität Wein und Liqueur und nach dem Essen Brandtewein mit Wasser gemischt. Unter den Herren aus seinem Gefolge, die mit ihm zu Tafel saßen, war ein Almosenier, der in großer Gunst bei ihm stand. Der Zaar verstand sehr gut Französisch und, ich glaube, er würde es auch haben sprechen können, wenn er gewollt hätte; aber um stattlicher aufzutreten, bediente er sich beständig eines Dalmetschers. Latein und andere Sprachen sprach er sehr geläufig. Er hatte eine Abtheilung von der königlichen Garde zur Ehrenwache, aber er wollte es nie dulden, daß sie ihn auf der Straße begleitete. So groß seine Lust war, sich umzusehen, so verließ er doch sein Hotel nicht eher, als bis er einen Besuch vom Könige erhalten hatte.

Am Morgen nach seiner Ankunft machte der Regent ihm seine Aufwartung. Der Zaar trat aus seinem Zimmer dem Herzog einige Schritt entgegen, umarmte ihn mit einer gewissen Ueberlegenheit, wies dann auf die Thür des Cabinetts, wandte sich ohne Ceremo-

*) Memoires du Duc de Saint-Simon.

Digitized by Google

nien um und ging zuerst in dasselbe hinein. Der Regent folgte ihm, und Kuraki diente ihnen zum Dolmetscher. Zwei Armstühle waren einander gegenüber gestellt; der Zaar setzte sich auf den höchsten derselben, der Regent auf den andern. Die Unterhaltung dauerte ungefähr eine Viertelstunde, darauf verließ der Zaar das Cabinett, der Regent folgte ihm und nahm mit einer tiefen Verbeugung, die nur leicht erwiedert wurde, auf derselben Stelle Abschied von dem Zaar, wo er ihn beim Eintreten gefunden hatte.

Am 10 Mai besuchte der König den Zaar, der S. Majestät unter der Thür des Hotels empfing und aus dem Wagen steigen sah. Er ging zur Linken des Königs mit demselben in sein Zimmer, wo zwei Armstühle von gleicher Größe aufgestellt waren. Der König saß auf dem zur Rechten, der Zaar zur Linken. Prinz Kuraki diente wieder zum Dolmetscher. Es war merkwürdig zu sehen, wie der Zaar den jungen König aufhob und umarmte; und dieser, der unmöglich auf eine solche Begrüßung vorbereitet seyn konnte, kam durch dieselbe nicht im Geringsten außer Fassung. Jedermann war durch die zärtliche Aufmerksamkeit überrascht, mit welcher der Zaar den König behandelte. Er schien entzückt über den jungen Fürsten, lobte ihn sehr und umarmte ihn zu wiederholten Malen. Der König machte sein kurzes kleines Compliment allerliebst. Die Unterhaltung wurde von dem Hrn. von Maine, dem Marschall von Villeroi und allen den übrigen ausgezeichneten Personen geführt, die zugegen waren; sie dauerte ungefähr eine Viertelstunde, worauf der Zaar den König bis zu der Thür des Hotels begleitete und ihn wieder in den Wagen einsteigen sah.

Am folgenden Tage machte der Zaar dem König seinen Gegenbesuch. Se. Majestät empfing ihn an dem Schlage des Wagens und führte ihn in den Palast, wobei der Zaar zur Rechten des Königs ging. Der Zaar zeigte dieselbe Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für den König als zuvor. Er schien sehr erstaunt über die Menge Menschen, die sich zusammengedrängt hatten, um ihn ankommen und wieder abfahren zu sehen. Er war um acht Uhr dieses Morgens ausgewesen, um die Places Royales des Victoires und de Vendome zu sehen. Am andern Tage besichtigte er die Sternwarte, Gobelin's Tapetenwirkerei, und den Jardin du Roi, womit er sämmtlich sehr zufrieden schien, indem er fortwährend eine Menge Fragen stellte.

(Schluß folgt.)

Die schöne Türkin.

Als ich meine Skizze vollendet hatte — sagt der englische Reisende Frankland — schloß ich mich den Damen unserer Gesellschaft an, die in der Nähe eines schönen Brunnens, unfern von den Ufern des Bosporos, auf einer Art von Rasendivan saßen. Dicht hinter ihnen befand sich eine Anzahl türkischer Frauenzimmer, die von Stande seyn mußten, da sie von zwei wohlgekleideten Tschaouschen, welche in einiger Entfernung stehen blieben und den Kopf bescheiden nach einer andern Seite wandten, so wie von mehreren schwarzen Sclaven gefolgt waren. Ich hatte mich zu den Füßen einer der fränkischen Damen gelagert und zeigte ihr die Zeichnung, die ich eben gemacht hatte. Eine der Türkinnen war neugierig, das Buch zu sehen, und ließ sich mit der Dame, zu deren Füßen ich saß, in ein Gespräch ein. „Komm zu mir," sagte sie, „mir gefällt Dein schönes Gesicht, komm und mache Bekanntschaft mit mir; ich wünsche Euch alle kennen zu lernen." Die schöne Frau'in antwortete höflich, und bald entspann sich eine lebhafte Unterhaltung.

Die Türkin entschleierte sich nun und sagte: „Wer ist der junge Mann zu Deinen Füßen, mit dem Buche? Ist es Dein Mann?" Und als dieses verneint wurde, fuhr sie fort: „Ach wie glücklich seyd Ihr Frauen von Franghistan, daß Ihr die Gesellschaft der Männer ohne Zwang genießen könnt!"

Sie war ein junges und sehr hübsches Weib, mit schönen ausdrucksvollen schwarzen Augen und fein geschwungenen Brauen; sie rauchte ihre Chibouque und aß Bonbons, während sie mit uns sprach. Wir versuchten auch eine ihrer Begleiteinnen zu überreden, sich zu entschleiern; diese entschuldigte sich Anfangs und sprach die Furcht aus, daß sie bemerkt werden könne; endlich seufzte sie tief und zeigte gleichfalls ihr Gesicht; sie war aber nicht so jung und hübsch als die andere und vielleicht ihre Mutter.

Die jüngere Dame sagte hierauf zu ihrer fränkischen Freundin: „Bitte ihn, auch mein Bild zu machen." Ich ging sogleich daran eine flüchtige Skizze der ganzen Gruppe zu entwerfen, und nachdem ich dieselbe vollendet hatte, zeigte ich sie ihr. Indessen hatte sich eine große Menge türkischer Weiber aus den niederen Ständen um uns versammelt; die arme Dame fing an sich zu beunruhigen und flüsterte: „Sage ihm, daß er die Zeichnung diesen andern Weibern nicht zeigen soll. Sie würden wissen, wer es ist. Ich bin das Weib des Reis Effendi, und wenn es bekannt würde, daß ich vor den Franken mich entschleiert hätte, so würde ich viel Kummer haben."

Da die Gemahlin des Reis Effendi sah, daß sie die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute auf sich gezogen hatte, entfernte sie sich, nachdem sie noch viele höfliche Worte sagte und mit ihren schwarzen Augen die zärtlichsten Blicke auf ihre fränkischen Freundinnen warf.

Russische Poesie.

Einen ehrenvollen Rang unter den russischen Dichtern nimmt der Uebersetzer des Giaur von Byron, Iwan Kozloo, ein. Eine zu Ende des vergangenen Jahres erschienene Sammlung vermischter Gedichte — Stichotworenia Ivana Kozlova, Petersb. 1828. 8. — enthält neben Uebertragungen von englischen, französischen und italienischen Dichtern, die vieles Lob verdienen, auch einige Originalcompositionen, von denen indessen der größte Theil bereits früher durch öffentliche Blätter bekannt geworden war. Schön sind z. B. die Stanzen auf den Kaucasus:

Wo auf dem Thron von Eis, mit Schnee gekrönt,
Der Winter über starre Gletscher herrscht,
Darunter von dem Fels die Rebe hängt,
Die lächelnd roth erglüht; indeß am Fuß
Der Catarakt weit donnert, schäumt und zischt,
Wie ihn sein Sturz zum Abgrund niederzieht.

Noch origineller ist vielleicht ein Gedicht auf Kiew:

Kiew, wo Leben und Religion zuerst unserm Lande aufging, wo das schimmernde Kreuz auf der Kuppel von Petschersk, wie ein Stern in dem blauen Himmel, glüht; wo Grün und goldene Felder die Felder schmücken und die Wogen des Dnieper gegen Dröne an Mauern schäumen!

Wie oft fliegt meine Seele zu Dir, glänzende Stadt! Wie oft wird in Gedanken mein Gesicht durch Deine heilige Schönheit entzückt! Die Welt vergessend weile ich oft in Deinen Klostergängen oder wandere in dem Tode der Nacht längs den Ufern des Dnieper. Alles ist russisch, schön, groß, heilig!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 304. 31 Octobr 1829.

Der tschirokisische Cadmus. *)

In dem Winter des J. 1828 kam eine Deputation Tschirokesen, um einen Vertrag mit den Vereinigten Staaten abzuschließen, nach Washington und unter ihnen Sih-qua-ja, mit seinem englischen Namen Georg Gurß, der Erfinder des tschirokisischen Alphabets. Er ist ein Mestize, aber, wie er versichert, hat er weder vor noch nach seiner Erfindung ein Wort englisch gesprochen. Aus eigner Neugierde sowohl, als von mehreren gelehrten Freunden dazu aufgefordert, wandte ich mich an Sih-qua-ja mit Hülfe von zwei Dolmetschern, von denen der eine, Namens Caph Roger von gemischter Race (half-blood), der andere, der den englischen Namen John Maw angenommen hatte, ein Häuptling von unvermischter Race (full-blood) war, um mir von ihm alle psychologischen Thatsachen, die ihn auf seine große Entdeckung geführt, so genau und umständlich als möglich erzählen zu lassen. Er entsprach gern meinem Wunsche und gab mir auf jede Frage sehr gescheite und befriedigende Antworten, wobei er nie unterließ, selbst den Dolmetscher zu fragen, ob ich ihn verstanden hätte. Kein Stoiker konnte in seinem Benehmen mehr Würde an den Tag legen als Sih-qua-ja; nach indianischer Weise besann er sich jedes Mal, wenn eine Frage an ihn gestellt war, ziemlich lange, ehe er seine Antwort darauf ertheilte, und that manchen Zug aus seiner Pfeife, während er über seine Antwort nachdachte.

Wie ich erfuhr, war Sih-qua-ja, gegenwärtig ein starker Sechziger, in frühern Jahren sehr munter und redselig; und ob er gleich nur einmal in der Volksversammlung als Redner auftrat, so hatte doch Niemand seine Muttersprache mehr in seiner Gewalt, noch gab es einen bessern Erzähler bei Gelagen, wozu ihm sein ungemein gutes Gedächtniß und sein Unterhaltungstalent trefflich zu Statten kam. Noch sehr jung, lang vor General St. Clairs **) Niederlage, erwarb er sich durch seine vielseitige Geschicklichkeit einen gewissen Ruf unter seinen Landsleuten. In diesem Feldzug oder einem der folgenden, fand man bei einem Gefangenen einen Brief, den dieser den Indianern vorlas. Die Neuheit der Erscheinung veranlaßte in einer ihrer Rathsversammlungen die Frage, ob die geheimnißvolle Kunst des „Blattredens" den weißen Männern von dem großen Geiste verliehen oder von dem weißen Manne selbst erfunden worden sey? Die Meisten waren der erstern Ansicht, nur Sih-qua-ja behauptete steif und fest das Gegentheil.

Nach drr Hand beschäftigte sich sein Geist häufig mit diesen und andern Dingen, die, wie er wußte oder gehört hatte, die weißen Männer könnten; doch fing er erst an, mit ernster Betrachtung dabei zu verweilen, als eine Knie-Geschwulst, die ihn zuletzt zum Krüppel machte, indem das kranke Bein sich verkürzte, ihn nöthigte, daheim in seinrr Hütte zu bleiben. Nun da er den Uebungen des Kriegs und den Freuden der Jagd entsagen mußte, in den langen Nächten und Tagen seiner Einsamkeit, versank sein Geist in tiefes Sinnen über das Geheimniß, durch Schrift zu sprechrn, wofür es in seiner Sprache nicht einmal ein Wort gab. Er dachte nach über das Geschrei der wilden Thiere, über die reiche Musik der Singvögel, besonders über die unendliche Mannigfaltigkeit von Lauten der America eigenthümlichen Spottdrossel. Er verglich damit die menschliche Stimme, in der Hoffnung, so den festen Punkt und die Form für die verschiedenen Töne zu finden, mittelst deren ein vernünftiges Wesen dem andern Wünsche und Gefühle mittheilt. Zuletzt fiel ihm ein, sich auf praktischem Wege aller Töne der tschirokisischen Sprache zu versichern, weil er aber seinem eigenen Gehör nicht genug Unterscheidungskraft zutraute, das schärfere Ohr seines Weibes und seiner Kinder zu Rathe zu ziehen.

Nachdem er die verschiedenen Sprachlaute vollständig gesammelt zu haben glaubte, versuchte er, wie er sie durch malerische Zeichen, durch Figuren von Vögeln und Thieren, theils in seiner Seele festhielte, theils dadurch die entsprechenden Vorstellungen in den Seelen Anderer erweckte. Er gab jedoch diese Methode wegen ihrer Schwierigkeit, vielleicht Unausführbarkeit, bald auf, und probirte es mit willkürlichen Zeichen, denen er ohne Rücksicht auf ihre Gestalt eine bestimmte Bedeutung beilegte. Zuerst waren diese Zeichen sehr zahlreich, und ehe er noch mit seiner Erfindung ganz zu Stande gekommen war, beliefen sie sich bereits auf etwa zweihundert; mit Hülfe seiner Tochter

*) Aus Samuel Knapp's Vorlesungen über die americanische Literatur, welche dieser Gelehrte im vorigen Winter in Washington hielt und worin er das Resultat eigner Beobachtungen über den merkwürdigen Erfinder des tschirokisischen Alphabets mittheilte. Vergl. Ausl. vom vor. J. Num. 136.

**) 4 November 1791.

aber, die ganz in den Geist seiner Arbeiten eingegangen zu seyn scheint, reduzirte er sie nachher auf acht und sechzig, die Zahl, die denn auch blieb. Jetzt mußten die noch ziemlich rohen Charaktere dem Auge wohlgefälliger gemacht werden, was ihm ebenfalls gelang, obgleich er den Gebrauch der Feder als eines Schreibwerkzeugs nicht kannte und sich bloß eines Messers oder Nagels und statt des Papiers eines Stücks Rinde bediente. Erst später verschaffte er sich von dem indianischen Agenten oder einem Kaufmann Papier und Federn. Tinte bereitete er sich aus der Rinde der Waldbäume, deren Färbestoff er schon früher entdeckt hatte, und nachdem er einmal eine Feder gesehen, machte er sich sogar selbst eine, nur Anfangs ohne Spalte, bis sein Scharfsinn gleichfalls diesem Uebelstand abhalf.

Die nächste Schwierigkeit bestand nun darin, seinen Landsleuten die Sache beizubringen. Er hatte, um sich ungestörter seinen Studien zu widmen, sich so sehr aus der Gesellschaft und dem Kreis seiner gewöhnlichen Geschäfte zurückgezogen, daß man ihn nicht anders als mit scheelem Auge betrachtete. Seine frühern Genossen gingen an seiner Hütte scheu vorüber, und wenn sie seinen Namen je in den Mund nahmen, so geschah es nie, ohne merken zu lassen, daß er ein Mann sey, der sich mit schlimmen Zaubereien beschäftige und von dem man sich nichts Gutes versehen dürfe; und er mochte sich bereits fragen, ob er das gegen ihn herrschende Vorurtheil würde beseitigen können, wenn nicht auf der andern Seite seine nichtsweniger als ehrgeizige Sinnesart von seinem Stamm anerkannt gewesen wäre. Er lud daher einige der Vornehmsten seiner Nation ein, um ihnen die Beschaffenheit und die Wichtigkeit seiner Erfindung auf die faßlichste Art, die ihm möglich war, begreiflich zu machen. Seine Tochter, damals sein einziger Zögling, mußte hinausgehen, um Nichts zu hören, worauf er seine Freunde ersuchte, ein Wort oder einen Gedanken zu sagen, den er niederschrieb; jetzt ließ er sie hereinkommen und das Geschriebene vorlesen; alsdann entfernte sich der Vater und die Tochter schrieb; dasselbe Wunder; die Indianer staunten. Nun schlug Sih-qua-ja vor, man möchte ihn einige junge Leute auswählen lassen, daß er sie in seine Kunst einweihte. Dieß wurde zuletzt zugestanden; doch ließen sich's Manche nicht ausreden, daß Zauberei dahinter stecke. Unter diesen jungen Leuten, die er in Unterricht nahm, war der obengenannte John Maw. Der Unterricht dauerte mehrere Monate und die ganze Nation schwebte in ängstlicher Erwartung des Ausgangs, die aufs Höchste gestiegen war, als der Tag der Prüfung endlich erschien. Jede Vorsichtsmaßregel wurde genommen, um Täuschung zu verhüten: man trennte die Schüler von ihrem Lehrer und von einander und bewachte jeden sorgfältig. Die Uneingeweihten gaben an, was sie an einander schreiben sollten und unterwarfen die Schriftproben der strengsten Kritik. Das Resultat war, daß sich Jedermann von der Wahrheit und dem Nutzen der Entdeckung überzeugte. Die Nation feierte ein großes Fest, bei welchem Sih-qua-ja den Ehrenplatz einnahm. Wie gleichen sich nicht die Menschen aller Zeitalter und aller Völker! So war es im Griechenland, als vor dreitausend Jahren Pythagoras einen wichtigen Lehrsatz in der Geometrie entdeckte. Sih-qua-ja wurde nun auf einmal Schulmeister, Professor, Philosoph und Häuptling. Seine Landsleute, stolz auf seine Talente, ehrten ihn als einen Günstling und Freund des großen Geistes.

Sih-qua-ja blieb bei der Entdeckung der Buchstabenschrift nicht stehen; es galt jetzt auch, Zeichen für Zahlen zu erfinden. Von den arabischen, von den römischen Ziffern *wußte* er *Nichts*; die Tschirokisen zählten bis hundert; für diese Zahlbegriffe hatten sie Worte, aber keine Charaktere, die ihnen die Mühe des Zählens, Addirens, Subtrahirens, Multiplicirens oder Dividirens erleichterten. Er dachte so lange über diesen Gegenstand nach, bis er sich die Grundidee davon geschaffen hatte, auf deren Basis er dann sein Zahlgebäude zuerst in Worten, hierauf in Zeichen aufzuführen begann; er brachte es auf diese Weise bis zu 1 Million. Die Hauptschwierigkeit bestand darin die Zahlwerthe durch Stellung der Zahlzeichen zu einander, namentlich das Verhältniß der Decimalen und der einfachen Zahlen, zu bestimmen; als ich ihn kennenlernte, hatte er diese Schwierigkeit beseitigt und war ein in den Grundregeln ganz geschickter Arithmetiker.

Ich freute mich sehr über meinen Besuch bei diesem bewunderungswürdigen Indianer und ich muß gestehen, daß mir nicht leicht ein scharfsinnigerer Mann vorgekommen ist als Sih-qua-ja. Er hing sehr an der Sitte seines Landes, und obgleich seine Mithäuptlinge während ihrer Sendung sich nach unserer Weise kleideten, legte er nie seine indianische Tracht ab. Sih-qua-ja ist ein Mann von mancherlei Talenten; es macht ihm *Nichts aus*, in einem Augenblick Metaphysiker und Philosoph, *im andern* Mechaniker zu seyn. Was er von Handwerkern oder Künstlern kannte, waren ein Paar stümperhafte Grobschmide, die höchstens einen rohen Tomahak oder ein Schloß für ein Gewehr verfertigen konnten und doch war er Waffen- und Silberschmid und arbeitete mit viel Geschicklichkeit und Geschmack und zur großen Verwunderung der Tschirokisen Speere und Löffel aus. Auch für Malerei hat er ein auffallendes Talent. Er weiß sehr gut mit Farbenmischung umzugehen und nicht nur, daß er sich alle Kunst und Wissenschaft, die sein Stamm in dieser Beziehung besaß, aneignete, sondern er bereicherte auch die vorhandene Erfahrung durch eigene chemische Versuche, die zum Theil sehr glücklich ausfielen und selbst von unsern Malern beachtet zu werden verdienten. Bei allen seinen Gemälden hatte er kein Modell als die Natur, die er oft mit erstaunenswerther Treue copirte. Seine Nachbildungen der menschlichen Gestalt sind zwar grob, aber oft geistreich und correkt; seine Darstellungen von Thieren voll Leben und manchmal sogar nicht ohne Anmuth. Ohne je einen Pinsel von Kamelhaaren gesehen zu haben, machte er sich einen aus den Haaren wilder Thiere. Einige seiner Arbeiten verrathen einen Grad von Kenntniß der Perspektive, der wirklich überrascht. Denn wie viele Jahre brauchten nicht die Meister des Alterthums zur Ausbildung dieses Theils ihrer Kunst, einer Kunst, die selbst die Neuern oft glücklicher ausüben, als sie sich auf die Regeln davon verstehen.

Die Manieren des amerikanischen Cadmus sind sehr entsprechend, und zeichnen sich durch eine Lebendigkeit aus, die man an Indianern gewöhnlich nicht sucht; seine Lebensart ist die der

eißigsten Gelehrten und das Oberhaupt der Nation, das ich u sprechen Gelegenheit fand, nachdem ich diese Bemerkungen ereits zu Papier gebracht hatte, versicherte mich, daß er ein Indianer von strenger Wahrheitsliebe und nüchternem Wandel sey. Mit richtigem Blick würdigte er die Vorzüge, die der weiße Mann so lange dadurch behauptete, daß er die Summe des Wissens mittelst der Schriftsprache von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, während der rothe Mann seine Gedanken nur durch den unsichern Weg der Ueberlieferung fortpflanzte. Daß hierin die Ursache liege, warum der rothe Mann verhältnißmäßig so geringe Fortschritte machte, dieß seinen Freunden zu beweisen und zugleich diesem Uebelstand abzuhelfen — war das große Ziel seines Strebens, welches er so glücklich erreichte.

Peter der Große zu Paris.

(Schluß.)

Am Donnerstag, den 13 Mai, besuchte Peter die Buden mehrerer ausgezeichneten Kaufleute; am 14 des Morgens um 6 Uhr ging er in die große Gallerie des Louvre, um die Pläne von allen Festungen des Reichs zu sehen, die ihm von Hasfeld und seinen Ingenieurs gezeigt wurden. Auch der Marschall de Villars mit einigen seiner Generallieutenants war zugegen. Der Zaar untersuchte alle diese Pläne mit der größten Aufmerksamkeit. Nachdem er noch einige andere Theile des Louvre gesehen hatte, begab er sich in den Garten der Tuillerien, von welchem das Publicum ausgeschlossen worden war, weil man seinen Besuch erwartete. Er hielt sich bei den Arbeiten an der Drehbrücke auf, die man eben zu bauen angefangen hatte. Am Nachmittage ging er in das Palais Royal, um Madame zu besuchen, die durch ihren Chevalier D'honneur ihre Aufwartung hatte machen lassen. Mit Ausnahme des Armstuhls empfing sie ihn mit allen den Ehrenbezeugungen, die sie dem Könige erwiesen haben würde. Der Herzog von Orleans holte ihn ab in die Oper, beide saßen ganz allein in der Front der Loge, mit einem großen Teppich unter ihre Füße gebreitet. Nach einigen Augenblicken sprach der Zaar den Wunsch aus, ein Glas Bier zu trinken. Sogleich wurde ein großer Becher auf einem Credenzteller hereingebracht. Der Regent erhob sich, nahm den Teller dem Diener aus der Hand und überreichte den Becher dem Zaar, der ihn austrank und wieder auf den Teller setzte, welchen der Regent fortwährend hielt. Nachdem er ihn dem Diener hierauf zurückgegeben hatte, nahm der Regent von einem andern Diener eine Serviette und überreichte sie dem Zaar, der ohne aufzustehen sie nahm und mit eben so wenig Ceremonien sich den Mund wischte, als er sein Bier getrunken hatte. Ueber Alles dieß waren die Zuschauer nicht wenig erstaunt. Während des vierten Aktes ging der Zaar zum Souper; er nahm es aber nicht an, daß der Regent die Loge mit ihm verließ. Am folgenden Tage setzte er sich in eine Miethkutsche und fuhr in der Stadt umher, um allerlei Merkwürdigkeiten bei verschiedenen Kaufleuten und Handwerkern zu sehen.

Am Sonntage, den 16, (am Pfingstfeste) besichtigte er das Hospital der Invaliden. In dem Refectorium kostete er von der Suppe und dem Wein der Soldaten, trank ihre Gesundheit und schlug sie vertraulich auf die Schultern, indem er sie seine Kameraden nannte. Die Capelle und das Krankenzimmer bewunderte er sehr und über die Ordnung, die in dem ganzen Gebäude herrschte, schien er entzückt. Der Marschall de Villars machte seinen Cicerone. Madame de Villars, die den Zaar zu sehen wünschte, glaubte ihre Neugierde befriedigen zu können, indem sie sich unter die übrigen Zuschauer stellte; er fand sie aber auf irgend eine Weise heraus und bezeugte ihr mit vieler Artigkeit seine Aufmerksamkeit. Montags den 17 speiste er bei dem Prinzen Ragotzi und ging darauf nach Meudon.

Dienstags, am 18, besuchte ihn früh um 8 Uhr der Marschall d'Estrées und holte ihn in seinem Wagen ab nach seinem Schlosse zu Issy, wo der Zaar dinirte und den Rest des Tages zubrachte, indem es ihm viel Vergnügen machte, Allerlei aus dem Seewesen hier zu sehen. Am folgenden Tage besuchte er mehrere Manufacturen. Die Herzoginnen von Berry und von Orleans folgten dem Beispiele von Madame und sandten ihre Stallmeister, um dem Zaar ihr Compliment zu machen; beide hofften einen Besuch, aber zuletzt wurden sie überdrüßig, länger darauf zu warten. Doch sagte der Zaar, er werde sie besuchen und ihnen für ihre Aufmerksamkeit danken. Er erwies den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte nicht mehr Aufmerksamkeit, als dem übrigen Adel des Hofes; und die Prinzessinnen sahen ihn nur, wie alle übrigen Neugierigen, außer der Prinzessin Conti, die zufällig ihm vorgestellt wurde.

Donnerstags, am 20, hätte er zu St. Cloud mit dem Herzog von Orleans und fünf oder sechs Edelleuten diniren sollen; eine leichte Unpäßlichkeit veranlaßte ihn indessen, sich entschuldigen zu lassen. Freitags, am 21, ging er in das Luxemboneg und besuchte die Herzogin von Berry. Sonnabends, am 22, war er zu Bercy, wo er Pajot d'Ons en Bray, den Hauptpostamtsdirector besuchte, dessen Haus voll von Merkwürdigkeiten aus der Naturkunde und Mechanik ist.

Sonntags, am 23, dinirte er zu St. Cloud mit dem Herzog von Orleans. Er besichtigte das Haus und den Garten, die ihm beide sehr gefielen. Darauf sah er das Château de Madrid, und dann besuchte er die Herzogin von Orleans im Palais Royal, wo er trotz seiner ausnehmenden Artigkeit doch auch sehr viel vornehme Würde in sein Betragen legte. Montags, am 24, ging er in die Tuillerien, aber früh, ehe der König aufgestanden war. Der Marschall de Villeroy zeigte ihm die Kronjuwelen, die er ausgezeichnet schön nannte und für zahlreicher und kostbarer erklärte, als er vorausgesetzt habe; „doch," setzte er hinzu, „ich bin kein Sachverständiger." Hierauf sprach er die Absicht aus, dem Könige seinen Besuch zu machen, der ihm indessen in den Gemächern des Marschalls de Villeroy bereits entgegenkam. Dieß war alles verabredet, um das Ceremoniell eines förmlichen Besuches zu vermeiden. Sie blieben in dem Zimmer, in welchem sie zusammengetroffen waren. Der König, der eine Rolle Papier in der Hand hielt, überreichte sie dem Zaar, indem er sagte: es sey die Carte seiner Besitzungen. Hierdurch wurde der Zaar sehr angenehm überrascht.

Die Ausgaben des Zaars und seines Gefolges während ihres Aufenthaltes in Frankreich beliefen sich auf 600 Franken für den Tag, obwohl er nach den ersten Tagen den Aufwand seiner Tafel bedeutend einschränkte. Einmal hatte er Lust die Zaarin nach Paris zu bringen; bald gab er diesen Gedanken jedoch auf und befahl ihr, ihn zu Aachen oder Spaa zu erwarten, wo sie indessen die Bäder

Digitized by Google

gebrauchen könne. Am 30 ging er nach Petitbourg und dinirte bei Hrn. d'Antin, mit dem er des Nachmittags nach Fontainebleau fuhr. Am folgenden Tage wurde er von dem Grafen von Toulouse zu einer Hirschjagd eingeladen; er schien dieß Vergnügen nicht besonders hoch zu schätzen und wäre beinahe vom Pferde geworfen worden. Am 1 Juny kehrte er zu Wasser von Petitbourg nach Paris zurück. Als er bei Choisy vorüberkam, hielt er an, um das Haus und den Garten zu sehen; hierauf kehrte er wieder in das Boot zurück und drückte den Wunsch aus, unter allen Brücken von Paris hindurch zu fahren.

In der nächsten Woche ging er, nachdem er Versailles, Trianon und Marly noch einmal besucht hatte, Freitags, am 11, nach Saint Cyr, wo er das Stift und die jungen Damen in ihren Classen vereinigt sah. Er wünschte auch Madame de Maintenon — bekanntlich die Vorsteherin des Stiftes — zu sehen, die zu Bett gegangen war. Der Zaar ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, in ihr Zimmer zu dringen. Er zog zuerst die Fenstervorhänge bei Seite, trat dann an das Bett und betrachtete Madame de Maintenon einige Zeit. — Nicht ein Wort wurde gewechselt, und der Zaar zog sich zurück, ohne ihr eine Verbeugung zu machen oder das geringste Ceremoniell zu beobachten. Die Dame war sehr erstaunt und ärgerte sich nicht Wenig; aber Ludwig XIV war nicht mehr.

Nachdem er den Dienern und allen Personen, die um ihn gewesen waren, ansehnliche Geschenke gemacht hatte, verließ der Zaar am 20 Paris und ging nach Spaa, wo die Zaarin ihn erwartete.

Der Pascha von Egypten und die schöne Circassierin.

Unter den Geschichten, welche dem englischen Arzte, Hrn. Madden, bei seinem Aufenthalte an dem kleinen Hofe der abenteuerlichen Lady Esther Stanhope in der Nähe von Sydon erzählt wurden, ist die folgende in mehr als einer Beziehung charakteristisch für den gegenwärtigen Zustand des türkischen Reiches.

Lange hatte die hohe Pforte mit eifersüchtiger Unruhe die zunehmende Macht des Pascha von Egypten wahrgenommen; man fürchtete zu Stambul, daß Mohammed Ali das Joch des Großherrn abwerfen und sich unabhängig erklären könne. Umsonst sandte die treulose Politik des Serail ihre Capidschi Baschis mit dem Strick und dem Dolch nach der Pyramidenstadt; umsonst versuchten ihre verrätherischen Agenten sie durch Gift und List von dem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien. Mohammed Ali war durch seine Spione zu Constantinopel zu gut bedient, als daß er sich so leicht hätte in eine Schlinge locken lassen.

Endlich beschloß Sultan Mahmud zu einem Anschlage seine Zuflucht zu nehmen, der so fein ersonnen und in so undurchdringliches Geheimniß gehüllt seyn sollte, daß er unmöglich seine Wirkung verfehlen konnte. Er hatte in dem kaiserlichen Harem eine reizende circassische Sclavin, deren Unschuld und Schönheit sie in den Augen des Sultans dazu geschickt machte, das verdachtlose Werkzeug seiner Rache zu werden. Der Glaube an Talismane ist noch immer in dem ganzen Orient herrschend, und vielleicht hat in dieser Beziehung der aufgeklärte Mahmud selbst vor seinem übrigen Volke Wenig voraus. Eines Tages sandte er nach der schönen Georgierin und sagte ihr, indem er den Schein einer großen Zuneigung zu ihr annahm und sich stellte, als ob er Nichts so sehr wünsche, als sie in die angenehmste Lage versetzen zu können, daß es sein kaiserlicher Wille sey, sie nach Egypten zu schicken, und Mohammed Ali zum Geschenk zu machen, dessen Macht und Reichthümer so *unermeßlich wären*, als die Landschaften, die ihn als ihren souveränen Fürsten anerkennten; denn keinem Andern auf Erden stehe er nach, außer ihm selbst, dem großen Padischa. Sie bemerkte ihr, wie glücklich das Loos seyn würde, das ihr zufiele, wenn es ihr gelänge, die Neigung dieses Herrn zu fesseln, für den er sie bestimmte; dann wäre sie die Königin von Egypten und herrschte über ein Reich ohne Grenzen. Um ihr indessen die Erfüllung seiner Wünsche für ihr Wohl und ihr Glück zu sichern, wolle er ihr einen Talisman übergeben, den sie zugleich an ihren Finger steckte. „Ergreife," sagte er, „einen günstigen Augenblick, wenn der Pascha an Deinem Busen liegt, um diesen Ring in ein Glas Wasser fallen zu lassen; dieß wird Dir, sobald er es getrunken hat, den vollen Besitz seiner Neigung geben und ihn für immer zu Deinem Sclaven machen."

Die verdachtlose Circassierin ergriff begierig das Glück, welches ihr angeboten wurde, und beschloß, durch den Glanz, der ihr verheißen ward, geblendet, den Anweisungen des Sultans buchstäblich nachzukommen. Sie kam zu der gesetzten Zeit mit einem glänzenden Gefolge und vielen Sclaven, die prächtige Geschenke trugen, zu Cairo an. Mohammed Ali war indessen durch seine Spione schon wieder gewarnt worden; eine so seltene Auszeichnung von seinem Gebieter machte ihn um seine Sicherheit besorgt. Er *ließ die schöne* Georgierin nicht vor seine Augen kommen, und *machte sie, nachdem* sie eine Zeitlang zu Cairo zurückgehalten worden war, seinem theuren Freunde, Billi Aga, dem Gouverneur von Alexandrien, zum Geschenk, auf den er beiläufig schon lange eifersüchtig gewesen war.

Die schöne Georgierin dachte, da sie den Pascha verloren hatte, müsse sie wenigstens ihr Bestes thun, um den Aga zu fesseln, und bereitete ihm den verderblichen Trank, welchen Sultan Mahmud für Mohammed Ali bestimmt hatte. Der Aga fiel sogleich todt zu Boden; die Circassierin schrie auf und schlug die Hände zusammen; die Eunuchen des Harem stürzten herein und trugen den todten Leichnam ihres Herrn heraus.

Als die Circassierin angeklagt wurde, den Aga vergiftet zu haben, leugnete sie ruhig ihre Schuld. „Was hast Du mit ihm gethan?" war die Frage. „Ich gab ihm ein Glas Wasser, in welches ich einen Talisman geworfen hatte. Seht, hier ist das Glas und hier der Ring."

Der Ring, allerdings, war geblieben; aber der *Stein*, welchen er eingefaßt hatte, war in dem Wasser geschmolzen.

Die große americanische Rohrdommel.

Von der großen americanischen Rohrdommel (Bittern) wird in dem Magazine of Natural History der merkwürdige Umstand angegeben, daß von ihrer Brust ein Schein ausgehe, welcher dem Lichte einer gewöhnlichen Kerze gleichkomme und sie in den Stand setze, ihre Beute auch im Dunkeln zu verfolgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 305 und 306. 1 und 2 November 1829.

O'Connell und Sheil *).

Immer hört man die Namen der beiden Männer in England zugleich aussprechen, und kein Parlamentsbeschluß würde hinreichen, diesen „Katholikenverein" zu trennen. Möge deßhalb hier eine Vergleichung ihrer beiderseitigen Charaktere eine Stelle finden.

Im Allgemeinen wurde zwar gewöhnlich Hrn. O'Connell das höhere Talent zuerkannt, allein eine ziemlich ansehnliche Partei war gleichwohl mehr für Hrn. Sheil gestimmt. Wir glauben, daß die Fähigkeiten Beider sich mehr der Art, als dem Grade nach von einander unterscheiden, und im Ganzen keine für den Vortheil Irelands irgend erfolgreiche Differenz ihrer Talente vorhanden sey, so sehr auch beide Männer — trotz der Gleichheit ihrer Bestrebungen und einer ziemlichen Aehnlichkeit der Temperamente — in vielen Rücksichten von einander abstehen mögen.

O'Connell hat sich bis jetzt in einem Wirkungskreise gezeigt, welcher vielleicht mehr als irgend ein andrer dazu taugte, die ganze Macht seines Geistes zu entwickeln. Als kühner, furchtloser, talentvoller Reformator mag er Wenige seines Gleichen haben, und verdient vollkommen einen Platz neben dem deutschen Luther, wo sehr er auch erstaunen dürfte, sich in dieser Gesellschaft zu finden. Man hat gefragt, durch Wen die Emancipation eigentlich zu Stand gebracht worden sey; eben so gut könnte man fragen: wer den Shakspeare geschrieben habe? Wir wollen der Weisheit des Königs Nichts benehmen, und eben so Wenig dem männlichen, unaufhaltsamen und staatsklugen Verfahren des Herzogs von Wellington, welcher, wenn er den großen Nutzen einer Umänderung auch nicht vollkommen einzusehen vermochte, wenigstens von ihrer Ausführbarkeit überzeugt war, und gegen die armselige Hartnäckigkeit eines Eldon oder Winchelsea wirklich einen schönen Gegensatz bildete: aber wenn man uns fragt, Wer jene Weisheit erweckte, Wer die Ueberzeugung von der Ausführbarkeit einzuflößen vermochte, Wer den Fels auf den Gipfel des Berges wälzte und da festhielt, um ihm entweder hier seine Stelle anzuweisen, oder denselben, Tod und Verderben bringend, wieder hinabrollen zu lassen, bis die moralische Kraft ihr Recht im Staate errungen hätte — wenn man uns Dieses fragt, so werden wir auf den doch gewachsenen Irelander zeigen, welchen man in den vier Höfen (Four Courts) in einem bescheidnen Zeugrocke sehen kann, und den man nur „den Repräsentanten von Clare" zu nennen pflegt. Wahrscheinlich wird die Regierung früher oder später ihm eben diesen Namen geben; die Nachwelt aber stimmt vorgreifend schon jetzt in den prophetischen Ausdruck aller unbefangenen Britten mit ein. Dieser Ausspruch führt uns sofort zur Betrachtung der vorzüglichsten und bezeichnendsten Talente Hrn. O'Connells, vorzüglich aber derjenigen Fähigkeit, welche wir seine Gewandtheit für das Leben (his conduct) nennen möchten. Es war nicht die Stärke seiner Beredsamkeit, nicht die Schärfe seines Räsonnements, nicht seine Kenntniß der Gesetze, was den Sieg gewann: es war seine Lebensgewandtheit überhaupt, d. h. die praktische Tendenz aller seiner Reden; die geordneten, zum Ziele führenden Maßregeln, die er ergriff; die Lebenswärme, welche er in das ganze Verfahren brachte; die moralischen Beweggründe, die er aufbot; die Verschanzungen, die Bollwerke, die Batterien, die er überall im Lande errichtete. Es waren die Zusammenkünfte wegen des Kornhandels und der Rente; der Orden der Befreier; die berathenden Versammlungen; die Wahl von Clare; kurz, das System der „Aufregung" in seiner ganzen Ausdehnung. Es war der unverzagte Geist; der Schritt, der niemals wankte; die geschickte, talent- und kraftvolle Anwendung wesentlicher, ins wirkliche Leben eingreifender Motive (energetic application of the substantial realities of practical conduct). Diese Hebel brachten das Schiff in den Hafen. Pitt war ein tüchtiger Advocat der Emancipation; Grattan sprach für diese Sache mit der Zunge eines Erzengels; Canning, Plunkett, Grey, Alle waren für den Gegenstand begeistert. Aber so gewaltig auch ihre Beredsamkeit war, das bloße Wort fruchtete Nichts: seine Ausführung blieb einem gering scheinenden, Apostel der Mission überlassen. Durch O'Connells Gewandtheit geschah es, daß die Sache auf einen Standpunkt gehoben wurde, von welchem aus dieselbe in ganz kurzer Zeit durch sich selbst und ohne allen äußern Anstoß zum Ziele gelangen mußte, sogar wenn durch eine wunderliche Laune des Schicksals Eldon selbst Premierminister geworden wäre.

*) Nach einem Artikel im New Monthly and London Magazine, October 1829.

Digitized by Google

Aber nicht eben dieses Vertrauen wollen Einige in O'Connells Gewandtheit setzen, wenn sich nun eine parlamentarische Laufbahn vor ihm eröffnen sollte, ja sie behaupten, er dürfte im Unterhause gar leicht den Kürzeren ziehen. Dieser Schluß, wenn er begründet seyn soll, muß sich offenbar auf die Annahme stützen, daß die katholische Sache etwas ganz Eigenthümliches sey, und in gar keiner Analogie mit den gewöhnlichen Verhältnissen der Gesellschaft stehe. Aber Was rechtfertigt eine solche Annahme? Beziehen sich die Gegenstände, welche in den Bereich des Hauses fallen, nicht auch auf Recht und Freiheit des Volkes? Allerdings werden Dinge vorkommen, welche Hrn. O'Connell, wenn er sich auf dieselben einließe, in keinem so glänzenden Lichte als bisher zeigen würden, oder bei welchen er sogar gänzlich überstimmt werden könnte; aber offenbar wird Dieß nur sehr selten der Fall seyn. Stellt man sich denn Hrn. O'Connell so wunderlich und querköpfig vor, daß er sich, sobald er Platz im Hause genommen, schnurstracks auf Dinge einlassen werde, für welche er nicht geeignet ist; — daß ihn z. B. gelüstete, unverweilt den Schleier der auswärtigen Verhältnisse zu lüften, oder sich mit heldenmäßiger Aufopferung in den Abgrund der Staatswirthschaft zu stürzen? Wozu hat er sich selbst in seiner Rede bei der Wahl für Clare anheischig gemacht? Er versprach die geschlossenen Burgen zu öffnen; die Wahlfreiheit zu sichern; die örtlichen Interessen von Clare zu fördern; das Einkommen der Geistlichkeit zu beschränken; im Parlament, in der Gesetzgebung zu reformiren. Ob dieß lauter für die Allgemeinheit nützliche Vorwürfe seiner Thätigkeit seyen, fragt sich hier nicht: es sind solche, wofür O'Connell taugt, und haben ihrem Wesen nach eine Aehnlichkeit mit den Verhandlungen über die katholische Sache.

Wir wenden uns nun von dem großen „Aufreger" zu seinem Collegen. Mit einer weniger im gewöhnlichen Leben sich bewegenden, mehr transcendentalen Sinnesart erfordert Sheil einen anderen Maßstab zu seiner Würdigung. So weit wir diesen anzulegen im Stande sind, erkennen wir die Verdienste Hrn. Sheils vollkommen an, und hoffen ihn selbst hievon zu überzeugen. Wir wollen damit beginnen, einige irrige Ansichten des Publikums über ihn zu widerlegen. Die erste ist, daß Sheil bei einer Fülle von Einbildungskraft und einer Gabe des Aufschwungs nur wenige oder gar keine der festeren und destimmteren Eigenschaften des Geistes besitze, so daß er wohl einen vorüberfliegenden Taumel bei seinen Zuhörern zu erregen wisse, aber ganz unfähig sey, die Eingebungen seines Genius praktisch anzuwenden. Wir aber glauben unter dem Strome der Leidenschaft, des Hohns und Spottes, der von den Lippen des Redners brauste, den klaren, sichern Fluß ruhiger und tiefer Gedanken wohl bemerkt zu haben. Tritt er vollends aus den engen Grenzen bloß örtlicher Interessen und erhebt sich, wie auf der Pennenden-Haide, zu umfassenderen Gesichtspunkten, so wird Jeder die hohe Fähigkeit Sheils anerkennen müssen. Er hat eine weit durchdachtere Beredsamkeit, als man gewöhnlich annimmt. Wo es darauf ankam, wie z. B. eben auf der Pennenden-Halde, sprach er mitunter in einer sehr nüchternen, von Beweis zu Beweis fortschreitenden Weise, die er gewandt und überlegt zu handhaben wußte. — Aber man macht Sheil wohl den Vorwurf, daß er überhaupt kein Redner sey. Es gibt Leute, welche sich Beredsamkeit und gesundes Urtheil nicht zusammen denken können, und die Vernunft für eine Betrügerin halten, sobald sie nicht in Lumpen auftritt. *Mit diesen Anbetern der Sparsamkeit möchten wir jedoch hier keine Lanze brechen.* Lieber wollten wir, wenn hier der Ort dazu wäre, die *Verächter* der Sparsamkeit, die nur Spiegelfechtereien, Gewaltrinnenschnack und Gemeinplätze hören wollen; die über die Lucubrationen Lord Verley's und Hrn. Baukes mit Heißhunger herfallen, und Sadler für einen Propheten, Huskissen für einen Marktschreier halten; die nur an die dreite Prosa glauben, und deshalb den beredten Sheil nicht leiden mögen — diese Herren wollten wir auf einen Augenblick vornehmen, und in ihrer ganzen Nichtigkeit darstellen.

Allerdings würde sich Sheil bei der Berathung über das Budget vielleicht nicht zu seinem Vortheile zeigen; allerdings mag er bei Börsenangelegenheiten in keinem glänzenden Lichte erscheinen, und bei Berechnung eines Capitalwerthes seinen besondern Glanz um sich ziehen (freilich ist es hie und da als fordere man selbst von den Bewahrern des Nationalvermögens nichts Mehr, als etwas Addiren und Multipliciren!) und eben so wenig wird er sich in Bezug auf Staatswirthschaft hervorthun. Aber selbst seine Unfähigkeit in dieser Hinsicht möchte nicht so sehr von einem Mangel an natürlicher Anlage, als von Mangel an Geschmack für dergleichen Dinge herrühren. Fände diese Abneigung nicht Statt, so dürfte sein *Urtheil über Zahlenverhältnisse* wohl eben so vollgültig seyn, *als über das menschliche* Gemüth. Wäre sein Eifer für die Erforschung von Geldsummen und rohem Ertrage eben so groß, als sein Interesse für Gegenstände, die mehr in das Gebiet der Moral einschlagen, so zweifeln wir keineswegs, daß er auch für erstere das tüchtigste Verständniß bewiesen würde. Gegenstände der Politik z. B., welche seinem Geschmack eher zusagen werden, könnten ihn vielleicht in einem für seine Fähigkeiten sehr günstigen Licht zeigen. Auch darf man nicht vergessen, daß die Emancipationssache längst durchgesiebt und durchgedeutelt, und im wörtliche Sinne das Innerste nach Außen gekehrt war. Neue Erregungen der Fantasie und des Gemüthes vermochten jetzt noch, dieselbe auf einen neuen Standpunkt zu heben, und auf den übersatten Hörer einen neuen Eindruck zu machen. Diese Bemerkung mögen die Bedenklichkeiten Derjenigen wegräumen, welche an eine umfassenden Talente Hrn. Sheils deshalb zweifeln, weil sie voraussetzen, er habe eben bisher auf einem für ihn besonders günstigen Boden gekämpft. Wahr ist's, das Benehmen des Parlaments-Redners — und als solchen werden wir Sheil wohl in kurzer Zeit begrüßen dürfen — wird und muß von dem Tone des Declamators über den Kornhandel sehr verschieden seyn. Die schäumende Lippe, das funkelnde Auge, das zurückgebeugte Haupt, die krampfhaften Geberden dürfen jetzt nur noch selten gesehen werden. Aber muß Sheil auch von nun an in neuer, ruhigerer Gestalt auftreten, so wird er bei dieser Verwandlung Nichts verlieren. Bei der Erfahrung, welche er besitzt, und auf einer Altersstufe, wo sich alle Fähigkeiten so

mmen entwickelt haben, kann es nicht fehlen, daß er seine Talente den neuen Gegenständen gehörig anzupassen wiß. —

Haben wir nun beide Männer einzeln betrachtet und sie gegen den Vorwurf der Unzulänglichkeit zu rechtfertigen gesucht, so wollen wir sie jetzt einander gegenüberstellen. Hier drängen sich sogleich zwei Vergleichungspunkte auf; der eine in Bezug auf die Emancipationssache, der andere auf das zu erwartende Auftreten O'Connells und Shells im Unterhause. Hinsichtlich des ersten Punktes wird eine sehr geringe oder vielmehr gar keine Meinungsverschiedenheit über das verhältnißmäßige Verdienst der beiden Männer obwalten, und es könnte überflüßig erscheinen, daß wir auf denselben überhaupt Rücksicht nehmen, würde nicht durch diese Bewegung der zweite Punkt in ein helleres Licht gesetzt. Es ist wohl so ziemlich allgemein zugegeben, daß, welchen Werth man auch Shells Bestrebungen für die Emancipation beilegen möge, O'Connell immer noch auf eine höhere Stufe gestellt werden müsse. Seine praktische Gewandtheit bezeichnet ihn als den Meister. War die Maschine einmal in Gang gebracht, so trug Shell durch die Macht seiner Beredsamkeit allerdings Viel dazu bei, sie in fortdauernder Bewegung zu erhalten; aber der starke Arm, welcher den ersten Anstoß gab, war nicht der seinige. O'Connell hatte noch mit der vis inertiae der Sache zu thun: er war mithin der Urheber des ganzen Ergebnisses. Des Ergebnisses nämlich, wie es jetzt in die Welt getreten ist! denn freilich würde Sir Harcourt Lees und das irländische Volk auch ohne O'Connell und ohne Shell die Emancipation früher oder später doch erzwungen haben. Nach einer härtern Form gebildet, als sein Gehülfe, und mit einer minder krankhaften Empfindlichkeit als jener ausgestattet, mehr um den Zweck, als die Mittel sich kümmernd, und von dem Wunsche beseelt, seinen Ruhm und die Sache selbst auf eine erreichbare Basis zu gründen, stürzte sich O'Connell zugleich in geheime Studien und in das Volksgewühl; und wenn nur irgend ein Weg zum Ziele führte, kümmerte er sich gar nicht darum, ob die Umstehenden das eine Mal über die Langsamkeit seines Ganges, oder das andere Mal über die derbe Kräftigkeit seiner Bewegung sich wunderten. Diese Weise, die Sache zu erzwingen, liegt nicht in Shells Neigung. Seine Sinnesart ist vornehmer, als diejenige seines Collegen; er ist weniger zur unmittelbaren Berührung mit dem Volke gemacht. Auch er mag immerhin wünschen, sich selbst und seine Sache zu einer sicheren Höhe zu bringen, aber er will auch gleich von Anfang an mit Ansehen hinaufsteigen. Kein gemeiner Fußtritt darf den Pfad entehren, den er gehen soll, kein rohes Getümmel ihn umdrängen. Sein Weg ging mehr auf Umschweifen, als gerade aus. Die öffentlichen Zusammenkünfte entstanden, so viel wir wissen, durch Shell, und ihr Nutzen war für seinen Zweck gewiß bedeutend. Aber auch hier war das Ueberschwängliche seiner Gemüthsart nicht zu verkennen. Das Dichterische an der Sache zog ihn eben so sehr an, als das Nützliche. Bald vergleicht er die Versammlung „dem Briareus mit seinen hundert Armen"; bald betrachtet er mit Begeisterung „die gemeinsame Kniebeugung, den allgemeinen Ruf nach Freiheit an den Altären Gottes"; bald spricht er, mehr den praktischen Nutzen berücksichtigend: „2300 Bittschriften, unterzeichnet auf 2300 Altären, und zu gleicher Zeit vor das Parlament gebracht, mögen wohl keine Besorgniß erregen, dürfen aber nicht mit Verachtung angesehen werden."

Was nun den zweiten Punkt betrifft, nämlich, in welchem Verhältnisse die beiden Männer zu einander stehen werden, wenn sie Sitz im Unterhause erlangen sollten, so müssen wir hierüber behutsamer sprechen, und können unsern Weg nur durch ein gewisses Dunkel hindurch finden. Im Allgemeinen glauben wir, daß hier die Verschiedenheit zwischen O'Connell und Shell gemindert, wo nicht geradezu umgekehrt werden dürfte. Hier kann sich Letzterer mit ungetheilter Geisteskraft auf Alles werfen, während er bisher meistens nur die Leidenschaft in Anwendung bringen konnte. Hier kann er sich mehr dem Räsonnement hingeben, als vor der Menge, die nicht Beweise, sondern bloß Declamation will. O'Connell dagegen wird zwar zweifelsohne ebenfalls hinlänglichen Raum für die Entfaltung seiner Fähigkeiten finden; aber wir fürchten beinahe der Raum möchte gar zu groß für ihn seyn. Sollte nicht ein kleinerer Schauplatz besser für ihn taugen? Ein ganzes Volk freilich ist nicht zu groß für seine praktische Gewandtheit; aber wird diese, welche denn doch bloß auf Verstandesvorzügen beruht, nicht auf der Bühne des Parlamentes Etwas von ihrer Kraft einbüßen? Indessen sprechen wir hier bloß vergleichungsweise, und dachten keineswegs an vollkommene Unfähigkeit, wenn wir auf eine verhältnißmäßige hingedeutet haben.

Shell möchte hier leicht im Vortheile seyn. Durch seine innere Wärme kann er Vieles ausgleichen, und sein mehr philosophischer Geist setzt ihn in Stand, seinen Gang, ohne Hülfe der Sturmglocken, unter deren Schall allein O'Connell vielleicht ganz an seinem Platze ist, fortzugehen. Eben dieselben Eigenschaften, welche in Bezug auf die katholische Sache Letzterem zu Hülfe kamen und Ersterem schadeten, dürften jetzt vielleicht gerade die entgegengesetzten Wirkungen hervorbringen. So ganz nahe liegende, faßliche Verhältnisse, wie sich deren O'Connell bei der Emancipationsangelegenheit so trefflich zu bedienen wußte, der in diesem Bezuge seinen Gehülfen weit überragte, kommen in den meisten anderen Lagen viel seltener vor; während Shells Fernsichtigkeit — um diesen Ausdruck zu gebrauchen — vermöge derer Gegenstände, die ihm zu nahe vors Auge gerückt wurden, gar nicht oder nur undeutlich sah, ihn jetzt befähigen wird, das fern Liegende, das Nachdenken Kostende in seiner wahren Gestalt zu erkennen.

Was ihr beiderseitiges Sprechtalent betrifft; so ist Shell ein origineller Geist; doch möchten wir ihn erinnern, daß Jagen nach Originalität eine Sünde bei ihm ist, welche oft gerade den Verdacht erregt, als besäße er Das nicht, was er so ängstlich sucht. Seine Furcht vor Gemeinplätzen verleitet ihn bisweilen dazu, ganz gewöhnliche Dinge mit so geschmückten, bilderschweren Worten auszudrücken, daß man seiner satt wird, ehe er Einen noch überzeugt hat. Hr. O'Connell macht keine Ansprüche auf Beredsamkeit, obwohl ihn die Lebhaftigkeit seines Temperaments hie und da beinahe zu einem Redner macht. Freilich haben ihn bisher seine vielen Geschäfte abgehalten, seinen

Worten diejenige Rundung zu geben, welche denselben unter günstigeren Umständen vielleicht zu Theil geworden wäre. Seine Sprache ist im Allgemeinen nachlässig, sein Beweisgang unzusammenhängend und ohne strenge Folgerichtigkeit; wovon jedoch die Schuld auf die vielen Hindernisse, mit welchen er bisher zu thun hatte, geschoben werden mag. Seine Rede über die Abgabe an die Geistlichkeit beweist wenigstens, daß, wenn er nur die gehörige Zeit hat, auch sein Ausdruck der Fülle nicht ermangelt.

Die Seelenwanderung.

III. Der Chinese.

In dem kleinen Königreiche Tsi lebte unter den Fürsten der Dynastie Dschou, den alten Kaisern von China, ein Mann mit Namen Urh-sun-hwang; derselbe führte sein sagenhaftes Geschlecht zu dem großen Hwang hinauf, welcher vor 2000 Jahre blühte und Abkömmling oder, wie die Hindu sich ausdrücken, ein Awatar von Fuh-hi, dem erlauchten antediluvianischen Beherrscher Chinas, gewesen seyn soll.

Urh-sun-hwang besaß indeß noch andere Ansprüche auf Achtung, als die, welche er von seinem Stammbaume ableitete: er war einer der gelehrtesten Männer in seinem Vaterlande. Bei der Prüfung, der er sich unterwerfen mußte vor seiner Bestallung als Vorsteher einer der Regierungsbehörden, legte er so bewunderungswürdige Beweise von Scharfsinn und von Gedächtnißkraft an den Tag, daß seine Examinatoren vor Erstaunen außer sich geriethen, und daß die Kunde davon dem großen Kung-fu-tsi zu Ohren kam, der einen seiner Schüler an ihn sandte, um ihm Glück wünschen und ihn zu einer Zusammenkunft einladen zu lassen. Er hatte in verschiedenen Zweigen der Verwaltung gedient und zuletzt alle beschwerlichen Aemter, mit Vorbehalt der Ehrenstelle des Bewahrers der geheimen Staatsbücher, aufgegeben, als der Himmel seinen brünstigen Gebeten, mit denen er fast alle Heiligenschreine des Landes bestürmte, ein gnädiges Ohr verlieh, und ihn mit einem Sohne segnete: dieser Sohn war ich. Kurz vor meiner Geburt sah meine Mutter, oder bildete sich wenigstens ein, es zu sehen, wie drei Drachen in ihr Schlafzimmer kamen, welche sich in allerlei Windungen um ihr Lager bewegten und hierauf in aufmerksamer und wachsamer Stellung niedersetzten. Diese Erscheinung wiederholte sich jede folgende Nacht bis zu ihrer Entbindung, und ihr verdankte ich es, daß man mich Sau-ling-sing nannte, oder die drei wachsamen Drachen; wiewohl meine Eltern und Kameraden mich gewöhnlich Kürze halber bloß Lung hießen, ein Name, der dem des berühmten athenischen Gesetzgebers Draco entsprach, der sich der Liebe und Dankbarkeit seiner Mitbürger zum Opfer weihte: was mir, wie es schien, nicht begegnen sollte.

Als ich heranwuchs, gewann die Philosophie des Kung oder Confucius, unter welchem Namen man ihn im Abendlande kennt, immer mehr Boden. Diese Philosophie beruht im Wesentlichen auf folgender Theorie: die natürliche Zärtlichkeit ist ein festes, unwandelbares Gesetz, das als Instinkt in jeder Brust wohnt, und das, in seinen Folgesätzen richtig aufgefaßt, die Pflichten der Eltern und Kinder gegen einander aufs Genaueste bestimmt: nämlich Gehorsam und Ehrfurcht auf der einen und liebende Aufsicht auf der andern Seite. Dieses Gesetz, welches die Natur, wie gesagt, in die Herzen der Familien gepflanzt und worauf sie eine Art Hausregiment gegründet hat, wollte der Philosoph im Staate einführen; dadurch, daß er den Herrscher dem Volke als seinen Vater, und die Unterthanen ihm als seine Kinder zeigte, hoffte er in Beiden ein wechselseitiges Gefühl der Liebe zu erzeugen, ähnlich dem, welches in einer wohlgeordneten Familie obwaltet, wo es nicht nur ein Bild wahrer Glückseligkeit darstellt, sondern auch die kräftigsten Mittel zur gegenseitigen Vertheidigung darbietet: denn, sagt das Schi-king, „eine ausgebreitete Verwandtschaft ist eine ummauerte Stadt."

Ueber das geheimnißvolle Verhältniß zwischen Eltern und Kindern erzählt man sich folgende Anekdote unter den Chinesen: ein Schüler und Zeitgenosse des Confucius, mit Namen Tsang-tsi, (derselbe, der seine Gattin verstieß, weil sie seiner Mutter eine Birne gab, die nicht genug gekocht war, und der die Ansicht aufstellte, eines Menschen Leib sey der Leib seiner Eltern, die in ihn herabgestiegen seyen) arbeitete einmal auf dem Felde, als ein Freund zu Hause nach ihm fragte. Seine Mutter, in Angst wegen seiner Zurückkunft, biß sich heftig in den Finger; Tsang-tsi spürte den Schmerz, eilte heim und überzeugte sich, daß die Sympathie zwischen einem treuen Sohne und einer zärtlichen Mutter so stark ist, daß sie bisweilen ihre körperlichen Leiden wirklich gegenseitig fühlen.

Die neue Lehre von der Pflicht der *unbegrenzten Ehrfurcht* gegen die Eltern, und folglich auch gegen die an Eltern Statt aufgestellten Obrigkeiten wollte mehreren Leuten in unserem Theile des Reichs nicht behagen, namentlich mir, einem wilden, trotzigen, hochmüthigen Burschen, dem verzärtelten Liebling seiner beiden Eltern, die an ihm Alles vortrefflich fanden. Im Einverständnisse mit mehreren jungen Leuten beschloß ich die Fortschritte der confucianischen Lehre als Neuerungen zu bekämpfen. Um unsere Opposition praktisch zu beurkunden, verweigerten wir einem der Kiu-king, oder der Großbeamten des Reiches, den gerade ein Staatsgeschäft in unsre Stadt führte, die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen, wofür wir das Vergnügen genossen, von einigen unsrer Bekannten Glückwünsche — von den Begleitern des Großbeamten aber jeder zweiundvierzig Bambusschläge zu empfangen. Dieß war das erste Mal, daß ich eine Strafe erlitt, welche, wie ich gestehe, Viel dazu beitrug, in mir jenes Ti, oder die angeborne Idee der *kindlichen Liebe*, welche unser Philosoph seiner Theorie von sittlicher Welt zum Grunde legte, zum Bewußtseyn zu entwickeln.

So lange der Schmerz der Züchtigung brannte, gab es keinen gehorsameren Sohn, keinen respektvolleren Unterthan, als daß Wenig fehlte, und ich wäre auf das entgegengesetzte Extrem verfallen und hätte vor jedem Unterbeamten, der mit dem Bambustsi, oder der Strafgewalt des Bambus bekleidet war, den Rücken gekrümmt und den Kopf am Boden wund gestoßen. Nach einiger Zeit ließ mein Unterthänigkeitseifer nach, und ich kehrte allmälig zu meiner alten ungebundenen Lebensart zurück.

Digitized by Google

) nahm keinen Anstand zu behaupten, es gebe gar kein Ti, sey dieß eine bloße Erfindung Kung-fu-tzsi's, der als ein lauer Mann dadurch die Herrschaft an sich reißen wolle. In ner seiner Maximen hatte er gesagt, „daß Die, so pflichttreu rgen ihre Eltern und Brüder wären, auch nicht wünschen könn- rn, ihre Obern zu beleidigen; und daß, wenn sie auch das Be- ehmen ihrer Obern nicht billigten, sie sich doch nicht gegen sie ıflehnen würden." Als ich nun darüber so meine Betrachtun- n anstellte, so drängte sich mir, da ich den Grundsatz leugnete, n die Maxime voraussetzte, der Schluß auf, dessen Bündigkeit ı nicht in Abrede zog, daß ich für meine Person mich wohl ıflehnen könnte.

Vielleicht, daß ich in Versuchung gekommen wäre, von der heorie ins Leben überzugehen, wenn nicht ein Ereigniß mei- en Gedanken eine neue Wendung gegeben hätte. Eines Tags ing ich in Gesellschaft eines jungen Freundes nach einem schönen hain, der in der Nähe meines Wohnorts lag, und wo man ie sechs Gegenstände, d. h. die vier Jahreszeiten, Frost und hitze, Sonne, Mond, Sterne und Wasser verehrte. Auf unserer Banderung durch den Wald bemerkten wir ein Blatt Papier, as an dem Zweige eines Baumes flatterte, an welchem es mit- lst eines Fadens perlfarbener Seide befestigt war. Bei näher- r Untersuchung fanden wir, daß es Verse enthielt, wie folgt:

Umsonst, daß Ihr die Pfirsichblüte preist,
Daß Ihr der Rose sieben Schwestern huldigt!
Die Keuh-hwa *) übersteahlt sie alle ja,
Sie ist der Gärten Blumenkönigin.

Wir schlossen, daß diese Strophe das Produkt einer jungen ame sey, die in dem Hain lustwandelte und damit eine Probe hres poetischen Talents hinterlassen wollte. Uns ein angenehmes lbenteuer versprechend nahmen wir die Verse weg und setzten ie folgenden an ihre Stelle:

Wohl ist die Keuh-hwa Gartenkönigin,
Der Pfirsich, Ros' und Lilie sich beugt:
Drum berg' sie länger ihre Blume nicht.

Am nächsten Tage begaben wir uns nach dem Platze zu- ück, um zu sehen, ob Niemand inzwischen da gewesen sey. Nach einigen Stunden trippelten zwei Frauenzimmer daher, von enen die eine mit sichtbarer Angst auf den Baum zuging; da e die vorgegangene Verwechslung entdeckte, stieß sie einen Schrei aus, riß das Papier mit den untergeschobenen Versen weg nd husch! waren sie davon. Ich und mein Freund verfolgten e von Weitem mit unsern Blicken, bis sie in einem Garten, er an den Wald anstieß, verschwanden; wir erkundigten uns ierauf und erfuhren, daß die jüngste von ihnen die Tochter ei- es alten Generals war, der sich aus dem Dienste zurückgezo- en hatte. Die kurze Gunst des Zufalls hatte uns so Viel ahrnehmen lassen, daß wir beide die außerordentliche Schönheit er Jungfrau anerkannten; eben so bald zeigten sich aber auch echselweise Spuren von Eifersucht und Uebelwollen. Mein Ge- hrte erklärte mir rund heraus, daß die Reize der schönen Chreein sein Herz bezaubert hätten, und daß er Alles aufbieten würde, um sie zum Weibe zu bekommen. Ich erwiederte ihm Nichts, nahm mir aber vor, seinen Plan zu vereiteln, und die Dame mir selbst anzueignen.

Ich eröffnete meinem Vater meinen Entschluß mich zu ver- mählen und bezeichnete ihm den Gegenstand meiner Wünsche. Sofort sah ich mich nach einem Unterhändler um, um die Par- tie einzuleiten, und fast hätte ich durch die Raschheit, mit der ich zu Werke ging, meinem Nebenbuhler bei dem General, dem Vater meiner Künftigen, den Rang abgelaufen. Der alte Heer war sehr entgegenkommend und schon war der Tag festgesetzt, wo ich das Jawort erhalten und meiner Geliebten als ihr er- klärter Bräutigam ein Geschenk überreichen sollte.

Mittlerweile gelang es jedoch meinem Mitwerber, durch ei- nen sehr geschickten und gewandten Zwischenträger dem General vorzustellen, daß ich zwar von einer achtbaren Familie und von altem Geschlecht, dabei aber ein sittenloser Mensch, ein Ver- ächter des großen Kung, ein entschiedener Zweifler an dem Ti wäre, ja daß ich, neben meiner Freigeisterei, einer geheimen Bande von Feinden des Staats, den sogenannten Tsih, oder Verrätherbandlten, angehörte. Die letzte Anklage verfehlte ihre Wirkung auf den alten Krieger nicht; aus meinem Unglauben an das Ti hätte er sich am Ende so gar Viel nicht gemacht, aber er war ein treuer Diener seines Monarchen, der gern er- liche hundert Li marschirt wäre, um gegen eine Rotte Meuter- rer zu fechten.

Als daher mein Mittelsmann mit dem geschriebenen Hei- rathsvertrage erschien, um ihn von den Betheiligten unterzeich- nen zu lassen, ward er höflichst verabschiedet, mit der Weisung, daß Tsee-tu-tsi, oder der General, sich eines Andern besonnen habe und Hrn. Lung nicht zum Eidam wolle. Mein Vater und ich waren über diesen Querstrich gleich aufgebracht. Wie aber die Ursachen unsrer Entrüstung verschieden waren, so waren es auch die Mittel, die wir anwandten, um unserem Groll Luft zu machen und die Personen, auf die wir es dabei abgesehen hat- ten. Mein Vater suchte dem General bei Hofe beizukommen; allein da derselbe keine Stelle mehr besaß, die ihm hätte ge- nommen werden können, und da seine ganze Laufbahn ihm das Zeugniß eines tapfern Mannes und treuen Unterthanen gab, von dem sich nicht erwarten ließ, daß er als Verräther endete, so blieben meines Vaters Bemühungen, ihm eine Strafe zuzu- ziehen, fruchtlos. Ich dagegen ersah mir meinen Nebenbuhler zum Gegenstande meiner Rache: denn ich zweifelte nicht, daß er meine Demüthigung auf seiner Rechnung hatte. Gegen ihn also entwarf ich meinen Plan.

Ich brauchte einen armen, verworfenen Elenden, dem das Daseyn, wegen der Schwierigkeit es zu fristen, beinah eine Last war; er mußte meinen Nebenbuhler des Verbrechens anklagen, dessen Letzterer, wie ich vermuthete, mich bezüchtigt hatte. Einen solchen fand ich denn auch; ich wies ihn an, wie er der Be- hörde seine Geschichte vortragen und für die Beglaubigung sei- ner Angabe sich auf mich berufen sollte: würde er das Gericht dahin vermögen, daß es meinen Nebenbuhler der Folter unter- würfe, so versprach ich ihm eine bedeutende Summe Geldes.

Wie gesagt, so gethan. Mein Feind wurde verhaftet und

*) Chrysanthemum.

Digitized by Google

auf mein Zeugniß, daß er mit mir eine verrätherische Unterredung gepflogen (was wahr war, nur mit dem Unterschiede, daß ich ihn dazu veranlaßte) erkannten die Richter gegen ihn auf die peinliche Frage, um ihn zum Geständniß zu bringen. Seine Manneskraft unterlag der zu starken Prüfung; er bekannte sich zu einem Verbrechen, dessen er nicht schuldig war; man entließ ihn von der Marterbank und schlug ihm den Kopf ab.

Nach dem Tod meines Nebenbuhlers machte ich den Versuch, das Verhältniß mit dem alten General herzustellen und den Heiratsvertrag zu erneuen; allein all meine Bemühungen wurden mit Kälte ja mit Verachtung zurückgewiesen.

Die Süßigkeit der Rache hatte ich gekostet; ich gedachte, mit dem alten Krieger die Zahl meiner Opfer zu vermehren. In dieser Absicht gab ich mir alle Mühe, ihm Feinde zu erregen, sowohl am Hof, als unter seinen Nachbaren; da ich ihm aber als einem Manne, der in der Abgeschiedenheit von der Welt lebte, nur wenig bei konnte, so blieb mir zuletzt Nichts übrig, als ihn zu ermorden.

Bemerken muß ich, daß mein Unglaube an die Tlehre sich dergestalt in mir festsetzte und mein Herz verhärtete, daß ich begann, von einer Ansicht beherrscht zu werden, die, wie ich höre, von einigen abendländischen Philosophen nachdrücklichst behauptet wurde, daß nehmlich die Menschen von Natur in einem gegenseitigen Kriegszustande sich befinden. So Viel ist gewiß, daß ich mich immer mehr gewöhnte, Jeden, der einem meiner Entwürfe im Wege stand, mit Gefühlen zu betrachten, ähnlich denen, mit welchen wie Schlangen und anderes schädliche Gewürm ansehen, das wir ohne Bedenken tödten. Kurz ich dachte mir die Welt als ein Haus der Lüge, wo die Argliſt der Einen die Einfalt der Andern nöthigt, den Interessen der Erstern zu dienen.

Oft, wenn ich nach der Hand über diesen Theil meiner Existenz philosophirte, erwog ich die Grundsätze der chinesischen Sittenlehre, und verwunderte mich nicht, daß Begriffe wie die angeführten in der Seele wurzeln und lasterhafte Neigungen aller Art im Herzen keimen und wuchern können, da dem Chinesen keine angemessenen Beweggründe zu einem tugendhaften Wandel gegeben sind. Mag das Laster angeboren seyn, oder von außen kommen — eine Frage, welche die Philosophen China's getheilt hat — das Resultat wird in der Regel dasselbe seyn, da unsere Natur nur zu sehr geneigt ist, den Weg der Sünde einzuschlagen, wenn wir keine besondere Aufforderung haben, das Gegentheil zu thun. In dem Glaubenssystem aber, das auf den „heiligen Büchern," den Bewahrern der chinesischen Volksreligion, beruht, giebt es keinen Grund, der Jemand, zumal wenn dieser in keiner Verbindung mit der Regierung steht, bestimmen könnte, eher der Tugend nachzustreben, als dem Laster. Es wird als eine Pflicht eingeschärft, daß man für Eltern oder Herrscher das Leben lassen solle; aber von üdeln Folgen, die man im Unterlassungsfalle zu gewarten hätte, ist Nirgends die Rede. Der Volksgeist weiß von keinem Hernach; er kennt keine oberste Gottheit als Richterin Derer, die gehorsam oder nicht gehorsam waren den Vorschriften der Bücher. Die Tugenden der Herrscher sind die alleinige Bedingung, von denen das Glück des Volks abhängt; tritt Theurung oder Dürre ein, [illegible] der Fehler an Niemand, als an den Fürsten oder seinen Ministern.

Ist es nun zum Verwundern, daß eine Person, die in einer frühen Periode ihres Lebens auf diesen großen und [illegible] greiflichen Irrthum in der Volksmoral aufmerksam wurde, die einsah, daß ihr Nichts geboten war, was sie bestimmen konnte, Dem, was man Tugend nennt, den Vorzug zu geben, vor Dem, was man Laster hieß, außer das Ansinnen, ihren Obern zu Gefallen zu seyn, oder mit andern Worten: denunwürdigen Schelmereien gewisser Privilegirten Vorschub zu leisten, während sie selbst auf alle Genüsse verzichten soll, welche die mit Befriedigung jeder Leidenschaft begleiten: ist es, sage ich, zum Verwundern, daß eine solche Person ein Ende nahm, wie ich?

Mit einiger Schwierigkeit verschaffte ich mir, unter einer Verkleidung, insgeheim Eingang in den Garten des alten Generals. Hier wartete ich mehrere Stunden, bis ich ihn endlich sah, wie er auf ein Zelt am Ende des Gartens zuging. Dort setzte er sich nieder und fiel bald in Schlaf. Ohne ein anderes Gefühl als das der Besorgniß, er möchte erwachen, ehe ich meine That vollbrächte, sprang ich aus meinem Hinterhalt hervor; mit Hülfe eines scharfen Messers entledigte ich mich eines zweiten Hindernisses meiner Wünsche, und unbemerkt bewerkstelligte ich meine Entweichung.

Der Mord verursachte einiges Aufsehen, das sich aber bald wieder verlor; und ich war eben im Begriff, die Früchte meines Verbrechens zu ernten, als ich eine Anstellung als Gerichtsbeamter erhielt, welche ich nicht abzulehnen wagte, ja gern ich es gethan hätte; ich mußte mich nach dem Schauplatz meines Berufs verfügen und somit — ich mochte wollen oder nicht — die endliche Ausführung meiner Absichten für jetzt noch verschieben.

Mein Vorgänger im Amt, den man abgesetzt hatte, war ein Mann von gewissenhafter Rechtschaffenheit, der durch seine strenge Pflichterfüllung Manchen seiner Collegen ein Aergerniß gab. Ueber mich sollten sie sich in diesem Punkte nicht beklagen können. Die Frage, um welche sich's bei mir handelte, war, ob ich mir als ein ungerechter Richter Reichthum erwerben, oder ob ich ehrlich seyn und dabei arm bleiben sollte. Die einzige Rücksicht, die etwa in Betracht kam, daß nehmlich einen bestechlichen Richter die Armen hassen, schlug ich mit dem Gegengrunde nieder, daß als gerechten Richter alle Beamten mich verabscheuen würden, deren Erbitterung ich mehr fürchten mußte, als den Unwillen des armen Mannes, den ich in aller Stille mit dem Bambus zur Ruhe bringen konnte. Aus diesen Prämissen zog ich den tödtlichen Schluß, daß mein Interesse in dieser Welt — und von einem andern Leben lehrten meine Confucianer Nichts — verlange, daß ich ungerecht sey; und so war ich es denn auch, undeutlich, nur mit so viel Vorsicht, als die Gesetzwidrigkeit der Sache nothwendig machte.

Wie oft lächelte ich, wenn ich einige dumme Tugendhafte sah, welche sich von Tag zu Tag mit Erfüllung von Pflichten abquälten, und sich Verantwortlichkeiten aufbürdeten, die ihnen kein vernünftiger Mensch zugemuthet hätte; wobei sie dieses

on einem dürftigen Bissen Brod lebten, den ihnen der Staat rabfolgte, und jeden Augenblick noch vor der Wirkung falscher Anklagen zitterten; während ich im Ueberfluß schwelgte, jeden Wunsch meiner Seele erfüllte, und mich im Besitz der beiden nächtigsten Hebel der Dinge befand, der Autorität, um zu strafen und des Reichthums, um zu belohnen, ohne daß mich je eine Furcht anwandelte wegen Dessen, was jetzt oder künftig us mir werden würde.

Nach Verfluß einiger Zeit wünschte ich mich nun auch meiner Schönen endlich zu versichern, von deren Schritten und Tritten mich meine Kundschafter stets aufs Pünktlichste unterrichteten. Ich nahm deshalb auf einige Zeit Urlaub und reiste nach meiner Vaterstadt.

Ich suchte meine Ankunft vor der Dame, auf die ich Absichten hatte, verborgen zu halten; denn ich war entschlossen, eine abermalige Zurückweisung nicht mehr zu riskiren, sondern mich ihrer Person mit Gewalt zu bemächtigen. Zu meinem Erstaunen aber erfuhr ich, daß sie auf irgend eine Art Wind bekommen hatte und in Begleitung eines Verwandten n den Hof geeilt war. Mich däuchte, ich dürfe keine Zeit rlieren, ihr zu folgen, um mich gegen ihre Anklagen zu verteidigen; denn meine eigenen Grundsätze sagten mir, daß sie der ihre Rathgeber legend Etwas gegen mich vorbringen würden, m mich in ein nachtheiliges Licht zu setzen.

Bei meiner Ankunft am Hof war das Erste, was ich hörte, aß ich Gefangener sey; ohne daß man mir den Grund meiner rhaftung mittheilte. Da ahnte ich zum ersten Mal die Gehr der Grundsätze, nach denen ich bisher handelte. Ich hatte e Menschen als Narren oder Schelmen betrachtet, und so konnte h mich auch auf keinen verlassen. Allein und rathlos konnte h nicht anders vermuthen, als daß meine Geliebte mich wegen er Ermordung ihres Vaters angeklagt habe; ich hatte daher Nichts eiliger zu thun, als eine Denkschrift aufzusetzen, worin h durch verschiedene falsche Angaben bewies, ich könne nicht er Mörder des Generals seyn. Zu spät vernahm ich, daß dieß icht die Ursache meiner Verhaftung war, sondern daß die Anlage gegen mich auf gerichtliche Untersuchung lautete. Die Richter stellten indessen eine strenge Untersuchung über die Umstände on dem Tode des Generals an, und bald hatten sie hinreiende Proben von der Falschheit meiner Angaben in Händen. ür die andern Verbrechen, die mir zur Last fielen, lagen zu klagende Beweise vor, als daß ich sie hätte leugnen können; ie Theilhaber meiner Schuld waren meine Ankläger geworden; a sah ich, daß es noch Antriebe zur Tugend gebe, von denen h Nichts geahnt hatte, sey es auch nur die Sicherheit gegen lsche Ankläger.

Ich sandte Einem, den ich für meinen aufrichtigen Freund elt, die Schlüssel zu meiner Casse, mit dem Auftrag, meine elerworbenen Schätze zu verwenden, um Die zu bestechen, die ich beschützen konnten. Dieser Freund nahm mein Geld und hielt es. Ich fand, daß es keine Freundschaft giebt, wo keine igend ist. Wiederholt sandte ich Boten an die zahlreiche Bekannten, die ich hatte, sie einladend, mich zu besuchen und mich it ihrem Rath zu unterstützen. Einige entschuldigten sich, andere vertrösteten mich; einige wenige erwiederten mir, ich habe mir mein Unglück selbst bereitet und das Schicksal wohlverdient, das mich erwaete.

Gern hätte ich dem Henker seine Mühe erspart, aber jedes Werkzeug, welches mir hätte dazu dienen können, mich selbst zu entleiben, hatte man entfernt; ich verschluckte ein Paar von meinen Knöpfen, aber sie waren zu klein.

Zu guter Letzt wurde ich noch auf die Folter gespannt, mehr zur Strafe, als daß man hätte erst meine Schuld herausbringen wollen, denn diese war offenkundig. Die Form der Folter war die gnädige Art, welche man Yng-ko-leang nannte, oder den Papageisbaum; sie bestand darin, daß man Jemand an Stricken um Finger und Daumen vom Boden empor hob und auf einem Queerbalken von Bambus befestigte. Unmittelbar darauf wurde ich enthauptet. Von meinem Geld hatte ich wenigstens noch so Viel übrig, um den Nachrichter zu bestechen, daß er mir den Kopf mit einem Hieb vom Rumpf trennte.

Briefe des Earl von Chesterfield.

Während die historische Literatur der Franzosen sich vorzugsweise der Gegenwart aber wenigstens der neuesten Zeit zuwendet, aus welcher jene hervorgegangen ist, suchen ihre Nachbarn an der Themse mit ihnen zu wetteifern, indem sie den Nachlaß einer ähnlichen Periode in ihrer eigenen Geschichte an das Licht fördern. Als ob der ganze furchtbare Krater der Revolutionen durch die Zeit in ein ungeheures Tintenfaß verwandelt worden wäre, so strömt aus demselben eine Fluth von Memoiren, Geschichten und Biographien auf uns herab, in der es schon jetzt — obwohl des Stromes noch kein Ende zu ersehen — beinahe die Arbeit eines Menschenlebens erfordert, um das Echte von dem Falschen, die Wahrheit von der Täuschung, von der Lüge zu unterscheiden. Von allen Denkmalen dieser Art, in denen wir die Geschichte immer nur in einer bestimmten Färbung erblicken, haben Briefe den Vorzug, daß sie uns die Dinge, wie sie unter dem Eindrucke des Augenblicks erschienen, zeigen; und so verfehlt auch die Darstellung einer Begebenheit, die Schilderung eines Verhältnisses seyn mag, so haben wir doch wenigstens nicht die Mühe, uns jene künstliche Construction aufzulösen, durch welche die Geschichtschreibung die zerstreuten Einzelheiten, die ihr überliefert wurden, zu einem Ganzen zusammensetzt. Der Charakter des Briefstellers liegt offen vor uns, und es kann uns nicht schwer werden zu begreifen, warum er Dieß oder Jenes so oder anders sehen mußte. Daß ein Briefwechsel, der den berühmten Namen des zweiten Earl von Chesterfield an der Stirn führte — Letters of Philip, second Earl of Chesterfield, to several Individuals of the time of Charles II, James II, William III and Queen Anne, with some of their Replies (Lond. 1829. 8.) — uns eine erfreuliche Erscheinung war, bedarf nach Allem, was wir eben gesagt haben, keiner Versicherung. Viel neues Licht werfen diese Briefe zwar nicht auf den Charakter der Periode, aus welcher sie sich herschreiben; aber das, was doch am Ende in jeder Zeit die Hauptsache bleibt, die Gesinnung der Hauptpersonen, stellt sich uns immer so lebhaft vor Augen, daß wir oft meinen sollten, mitten unter ihnen zu leben. Angehängt ist eine Art von Tagebuch, und in diesem

finden wir Etwas, was man in dem literarischen Nachlaß eines Chesterfield gewiß am Wenigsten suchen würde, eine Geistergeschichte:

„Etwas Seltsames begegnete mir dieses Jahr," bemerkt der Lord beim Jahre 1632. „Ich war wegen eines Rechtshandels nach London gekommen, und schlief in meiner Wohnung; die Thür war fest verschlossen und bei der großen Hitze dieses Sommers waren alle Seitenvorhänge des Bettes in die Höhe gezogen, als ich des Morgens um ungefähr 8 Uhr erwachte und, indem ich mich umwandte, um aufzustehen, in der Entfernung eines Schrittes von mir deutlich Etwas sah, das einem aufrecht stehenden weißen Bettuche glich, mit einem Knoten an der Spitze, und etwa vier oder fünf Fuß hoch. Ich betrachtete dieß Ding eine gute Weile und richtete mich in meinem Bett auf, um es besser zu sehen. Zuletzt streckte ich beide Hände aus, um es zu greifen; aber in diesem Augenblicke war es gleich einem Schatten zu den Füßen des Bettes geglitten, und als ich aus demselben heraussprang, konnte ich es nicht mehr sehen. Der geringe Glaube, den ich immer an Dinge dieser Art hatte, machte mich um so mehr besorgt; und da ich fürchtete, daß meinem Weibe vielleicht etwas Uebles begegnet seyn könnte, so ritt ich noch an diesem Tage nach Hause, nach Petworth in Sussex, wo ich sie bei ihrem Vater dem Earl von Northumberland gelassen hatte. Indem ich die Treppe heraufging, zu ihrem Zimmer, traf ich einen meiner Bedienten, der mir sagte, er sollte mir eben ein Packet mit Briefen überbringen. Ich nahm ihm diese ab und ging zu meinem Weibe, das ich in gutem Wohlseyn fand; sie war in Gesellschaft der Lady Essex, ihrer Schwester, und einer andern Edeldame, einer Frau Ramsey. Nach der ersten Begrüßung frogten Alle aus einem Munde, was mich so viel früher zurückgerufen habe, als Anfangs in meiner Absicht lag? Ich erzählte ihnen hierauf, was mir diesen Morgen begegnet war; sie verwunderten sich darüber sehr und baten mich, den Brief zu öffnen und zu lesen, den ich dem Diener abgenommen hatte und noch in der Hand hielt. Ich that dieß sogleich und las laut einen Brief meines Weibes vor, worin sie mich bat, bald zurückzukehren, weil sie fürchtete, daß mir etwas Uebles begegnen möge; diesen Morgen habe sie ein ganz weißes Ding mit einem schwarzen Gesicht an ihrem Bett stehen sehen, welches sie so erschreckt habe, daß sie laut aufschreien mußte, worüber ihre Kammerfrauen in das Zimmer gekommen wären. Ich gestehe, daß mir Dieß äußerst seltsam schien; denn als wir alle Umstände untersuchten, fanden wir, daß an demselben Tage, in derselben Stunde und, so viel wir berechnen konnten, in derselben Minute, Alles, was mir begegnete, auch ihr zugestoßen war, obwohl wir vierzig Meilen von einander entfernt waren. Lady Essex und Frau Ramsey waren beide Zeugen unserer Erzählungen und unterrichteten den Lord von Northumberland davon, dem die Sache gleichfalls sehr befremdend vorkam.

Die türkische Marine.

Ich kann nicht begreifen — sagt ein englischer Schiffscapitän, indem er von der türkischen Marine spricht — wie die Türken, nach dem Verluste der griechischen Inseln, mit den Materialien, die sie gegenwärtig besitzen, im Stande sind, ihre Kriegsschiffe zu bemannen und auszurüsten, und noch weniger, wie sie Offiziere finden, die das Commando derselben übernehmen. Aber ungeachtet dieser beinahe unübersteiglichen Hindernisse sehen wir sie Schiffe in die See senden, deren Rumpf sich in einem Zustande befindet, daß jeder Europäer ihn für tauglich zu einer einzigen Seereise halten würde, und ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Schiffe, welche jetzt ausgerüstet werden, so wohl bemannt sind, als unsere eigenen Kriegsschiffe es nur irgend seyn können. Da alles geschieht, während der größte Theil der Schiffsmannschaft aus Leuten besteht, die nie zuvor an Bord eines großen Schiffes gewesen waren. Die meisten sind nämlich Bootsleute aus dem Bosporus, oder griechische Schiffer vom schwarzen Meere, welche nie in einem Fahrzeug, als ihre Tartanen oder Mahouns unter den Füßen gehabt haben. Die Lösung dieser Aufgabe wird sich wahrscheinlich in der Zauberkraft der Bastonade finden, die ohne Zweifel in der ganzen Flotte einen nicht geringen Einfluß übt.

Der Themsetunnel.

Noch immer ist es nicht entschieden, ob das große Baumerk eines unterirdischen Weges unter der Themse vollendet, oder aufgegeben werden soll. Die Rechnung, welche Brunel in einer der letzten Versammlungen der Actionäre vorlegte, scheint den Eifer der Theilnehmer beträchtlich abgekühlt zu haben.

Während das ganze Werk Anfangs auf nicht volle 300,000 Pf. St. geschätzt wurde, sind jetzt, nachdem bereits 170,000 Pf. ausgegeben wurden, zu der Vollendung desselben nach der eigenen Schätzung des Baumeisters noch wenigstens 240,000 Pf. erforderlich:

Rest des Tunnel, nach Maßgabe der vollendeten Hälfte	90,000 Pf.
Kosten eines neuen Schildes	50,000 —
Entfernung des alten und Einsetzung des neuen Schildes	2,000 —
Pumpbrunnen und Austrocknung des Wappingufers .	6,000 —
Taucherglocke, und Ausfüllung in dem Boden des Flusbettes, wenn dieselbe erforderlich seyn sollte . . .	7,000 —
Besoldungen während der Zeit von drei Jahren . .	8,000 —
Schacht zu Wapping	7,000 —
Absenkungen und Stufen zum Herabsteigen (Descents)	60,000 —
Ankauf von Grundstücken zu Wapping	15,000 —
	200,000 Pf.

Das muthmaßliche Einkommen war auf 15,000 Pf. jährlich berechnet; was jedenfalls viel zu Wenig wäre, um einigen Gewinn für die Unternehmer abzuwerfen.

Monthly Magazine.

Brownings Geschichte der Huguenotten.

Wer in Lingard's Geschichte von England die Schilderung der Bartholomäusnacht gelesen hat und nun auch die Gegenpartei zu hören wünscht, der nehme Brownings Geschichte der Hugenotten im sechzehnten Jahrhundert (The History of the Huguenots during the sixteenth Century, Lond. 1829, 2 vols. 8.) zur Hand; und so wenig wir in stilistischer Hinsicht das zuletzt genannte Werk mit dem erst erwähnten vergleichen wollen, so können wir doch nicht umhin, unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß diesmal der spätere Gegenstand der treuere und redlichere Forscher war. Eine Vergleichung mit „Wachiers pariser Bluthochzeit" würde vielleicht auch zu der Berichtigung einiger Ansichten des deutschen Gelehrten führen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 307. 3 November 1829.

Die ehemalige Paulskirche in Rom.

O Paule! ad quid erectum tenes ensem? non vides quam abominoso jacet dirupta Ecclesia tua, et quam negligenter providetur ei? — Ludov. Monach. Cassinat. Ms. ined. Vat.

Allgemein wurde die vor einigen Jahren abgebrannte Pauls-kirche in Rom (San Paolo fuori le mure) als ein Meisterwerk er Baukunst angesehen und ihr Untergang von den Freunden es Schönen und Erhabenen aufs Innigste betrauert. „Nicht lle Prachtsucht", sagt ein geistreicher Beurtheiler, „hat diesen empel aufgerichtet, schlicht und edel war sein Bau, der Geist er ersten christlichen Zeiten sprach aus den großartigen Hallen, rnst und bedeutungsvoll war die Ausschmückung, jeden Eintre-enden erfüllten heilige Gefühle. Niemals kann und wird eine ihnliche Kirche wieder erstehen; es kann nicht einmal unser Wunsch seyn, eine zweite Paulskirche nach dem Muster der al-en wieder aufzuführen, so wie wir uns den Charakter jener Jahrhunderte, von welchen dieß Bauwerk die äußere Darstellung war, nicht wieder aneignen werden."

Mögen hier aus dem Berichte eines Reisenden *), welcher San Paolo kurz vor und bald nach dem Brande sah, einige Bemerkungen über das Gebäude und dessen frühere Geschichte folgen.

Die Campagna lag vor mir in der Einförmigkeit vollendeter Verödung; oben die weiße Sonne am dunkelblauen Himmel, unten ein theils verbrannter, theils sumpfiger Boden. Die Straße führt durch einen schmalen Hohlweg, der nicht durch Regenbäche oder Verwahrlosung der Bewohner sich gebildet hat, sondern durch die unzählige Menge von Grab- und Villastrümmern, welche sich zu beiden Seiten über einander häufen. Die Reste der Grabmäler, von der Luft ordentlich wie von der Ebbe und Fluth eines Meeres angefressen, erheben sich auf den grünen Hügeln des Tufos. Unkraut und roth blühendes Gesträuch blickt aus ihren tiefen Spalten und hängt sich mit den zarten aber festen Banden der Vegetation an die Marmorinschrift. Das alte Pflaster der Appia sieht hie und da unter dem Stande hervor, oder es wird wenigstens sein Krachen unter den hochbelasteten Wägen der Campagnabewohner vernommen. Das Schilf am Rande der Straße stand bewegungslos — kein Laut ließ sich hören — der Contadino hüllte sich in seinen Mantel, um die verderblichen Ausdünstungen des Feldes abzuhalten. Ein altes Bethaus mit erlöschenden Fresken, die in Stücken auf die überwachsene Schwelle herabfielen; eine mit eiliger Hand am Wege gehauene Höhle; die fensterlosen Bögen einer alten Villa: dieß war Alles, was den Wanderer an Menschen erinnern konnte. Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem ich in Rom zur Porta di San Paolo hinausgefahren, stand ich vor der Pauskirche.

Die alte Straße führt zu dem alten Eingange in den Chor der Basilika; die neue gerade entgegengesetzt zur Vorhalle. Ein kleiner Grasplatz befindet sich unmittelbar vor ihr. Neuerer Zeit wurde die Kirche an die Benedictiner zurückgegeben, was ihr aber eben nicht zum Vortheile gereicht zu haben scheint. Ein altes Pferd hatte sich von der Weide in den Portikus verlaufen, und Niemand jagte es weg. Die Façade des Gebäudes ist schmucklos, und scheint, mit Ausnahme ihrer Mosaik und ihrer großen Thore von Bronze, nicht sehr alt zu seyn. Einige neuere, gelbe und weiße Zieraten wollen Nichts sagen *), aber die Mosaik des Portikus, welche auf Befehl Clemens VI von Pietro Cavallini **) verfertigt wurde, ist trotz der Fehler ihres Zeitalters ungewöhnlich frei von der Magerkeit und Härte jener

*) New Monthly and London Magazine.

*) Sie rührten von Benedikt XIII (1724—1730) her.

**) Pietro Cavallini gilt für einen der frühesten Schüler Giotto's; nur Padre della Valle will ihn, weil er ungefähr eben so alt als Giotto selbst gewesen seyn müßte, zu einem Schüler der Cosimati machen, welche ums Jahr 1290 in Rom blühten. In diesem Jahre arbeitete Abbocato di Cosimo Cosimati an dem Chore in Santa Maria Maggiore (Lanzi, Bd. 1 S. 6 Ausg. v. 1817), nebst mehreren Andern dieses Namens. Sie sind insgesammt den griechischen Künstlern, welche bei San Marko in Venedig gebraucht wurden, vorzuziehen. Cavallini war zu gleicher Zeit Freskomaler und Mosaikarbeiter, und wußte nicht nur in seine Mosaik einen großen Theil von der Freiheit der Malerei überzutragen, sondern auch wiederum seinen Gemälden den Schimmer und Reichthum der Mosaik zu geben. Er starb im 75sten Jahre und wurde in der Paulskirche beigesetzt, wo er folgende Grabschrift erhielt:

Quantum Romanae Petrus decus addidit urbi,
Pictura tantum dat decus ipse polo.

Digitized by Google

frühen Künstler. Der Hintergrund von Gold hat Viel gelitten. Der Sakristan, der meine Gedanken zu errathen glaubte, sah kopfschüttelnd hin, und sagte mit einem wehmüthigen Lächeln: man habe eben kein Geld, „non c'è denaro!"

Die berühmten ehernen Thore sind hoch und massiv, aufs Reichste mit Bildwerken ausgeziert und „sgraffiate", während die Thore von St. Petee en relief gebildet sind. Auf dem einen Flügel befinden sich größtentheils lateinische, auf dem andern griechische Inschriften. Der Stil der letztern, die Buchstaben, die Schreibart, die Anwendung der Accente ist vollkommen römisch. Die Bilder beziehen sich hauptsächlich auf die Thaten und Leiden des Paulus, Johannes und anderer Heiligen. Zwei Inschriften zeigen an, daß Pantaleone Castelli, ein vornehmer Römer, diese Bildwerke zu Ehren der Apostel habe verfertigen lassen.

Durch eine kleine auf Säulen ruhende Vorhalle tritt man in die eigentliche Kirche. Der eeste Anblick ist ungemein imponirend. Das Innere besteht aus einem Schiffe, zwei Seitenflügeln und einem Chor. Der höchste Eindruck, welchen man von Säulenreihen und Pfeilern fordern kann, ist hier erreicht; die Basilikenform jedoch stört den edlen einfachen Charakter wieder bedeutend. Auch bilden die Säulen eher Wälder *), als gearduete Colonnaden, aber die Perspektive ist dennoch wohl berechnet. Der verhältnißmäßige Mangel an Seitenaltären vermehrt den Eindruck der Einfachheit. Cavallini's Mosaiken trifft man im Innern wieder. Die vorhandenen Gemälde rühren von Lanfranco, Ghezzi, Gentileschi und andern, zum Theile ziemlich unbedeutenden, Meistern hee. An den Wänden befinden sich halb erloschene Fresken von Cavallini. Interessanter ist eine Reihenfolge päbstlicher Porträte, die zu veeschiedenen Zeiten und in verschiedener Form verfertigt wueden.

Die Geschichte dieses berühmten Gebäudes ist höchst interessant. Seine Gründung wird Constantin dem Großen zugeschrieben; wahrscheinlich mit Unrecht; doch mag immerhin unter seinee Regierung eine kleine Kapelle an diesem Orte errichtet werden seyn. Der eigentliche Begründee scheint Theodosius der Aeltere. Inschriften und Zeitangaben sprechen für ihn. Zu Anfang des 15 Jahrhunderts war die Kirche beinahe gänzlich verfallen; der größte Theil des Daches lag eingestürzt, und das Innere war allen Unbilden des Wettees blos gestellt; — Hirten und Contadini gebrauchten es als Stall. Da erschien im Jahre 1425 plötzlich ein Fremdee in Pilgerkleidern, und seine Vorwürfe über den Ruin des Gotteshauses — (an der Spitze dieses Aufsatzes zu lesen) — machten einen solchen Eindruck auf den Cardinal Angelotti, dee gerade in einem Winkel des Gebäudes Messe hörte, daß er aufsprang, zum Pabste, damals Martin V aus der Familie Colonna, eilte und diesem seine Besorgnisse über den Zorn des Apostels vorlegte. Sogleich wurde Consistorium gehalten, und zufolge eines einmüthigen Beschlusses schrieb der Cardinal von Siena, nachmals Eugenius IV, an den Abt von Santa Justina auf Monte Cassino. Dieser mit 18 [illegible] Mönche folgte der Einladung des Pabstes und nahm förmlich Besitz von dem nahe bei der Kirche gelegenen Kloster. Bis zu bis zur französischen Revolution sind die Benedictiner in unbestrittenen Herren des heiligen Ortes geblieben. Während der Gefangenschaft des Pabstes theilte San Paolo das gleiche Schicksal mit vielen Kirchen in Rom, und sank beinahe zu einer eben so großen Verödung zurück, als diejenige war, worin die Mönche von Santa Justina das Haus vor 300 Jahren gefunden hatten. Bei seiner Rückkehre aber zeigte Pius VII, selbst ein Benediktiner, keine geringe Sorgfalt für den alten Glanz der berühmten Basilica. Die Geistlichen jenes Ordens bestärkten ihn in seinen Absichten, und bereits waren die Verbesserungen weit vorgeschritten, als ein unglücklicher Zufall dieselben unterbrach. Am 24 Juli 1823 kam durch Nachlässigkeit eines Arbeiters an dem Dache Feuer aus *). Die späte Tageszeit, der Mangel an Löschanstalten, die Entfernung vom Wasser, die Trockenheit des Holzwerkes: Alles bewirkte, daß jeder Rettungsversuch vergeblich blieb. Das Dach verbrannte gänzlich und eine beträchtliche Anzahl der schönen Marmorsäulen wurde in Stücke gelegt, oder wenigstens so calcinirt, daß sie nicht länger zu gebrauchen waren. Seitdem ist eine Subscription eröffnet worden, und reiche Schenkungen sind eingegangen; daher zu hoffen ist, daß der Pabst diese Gelegenheit benutzen werde, um der Nachwelt Etwas zu geben, was des Gefährten des heiligen Petrus und der Hauptstadt der christlichen Welt nicht unwürdig erscheint.

Trauer erregend ist dee Zustand St. Pauls in diesem Augenblicke; nicht drei von den herrlichen Säulen sind übrig geblieben. Der Brand galt in Rom für ein schlimmes Vorzeichen; eine Besorgniß, welche der kurz darauf erfolgte Tod des Pabstes gewisser Maßen bewahrheitete. Leo XII zeichnete sich nicht durch besondern Geschmack für die Kunst aus; aber das Wenige, was ihm in dieser Beziehung verliehen war, nahm er gleichwohl für die Wiederherstellung jener Kirche in Anspruch. Corrurische Säulen, den frühern an Größe und Schönheit gleich, wueden beegeschafft, und wenn einmal alle Subscribentengelder eingegangen sind, dürfte St. Paul in verjüngtem Glanze aus der Asche steigen; aber immer wird der Freund des Alterthums,

*) Ficorini zählt 30 Säulen von Porphyr bei den Seitenaltären, 4 am Hochaltar, 40 von Pavonazza im Schiffe; 40 von pariischem Marmor; 8 von rothem Granit; 2 von Marmo Sotina u. s. w. Vestig. di Rom. L. 5. C. 22.

*) Unter Pabst Paschalis II begegnete dem Gebäude derselbe Unfall, welcher es beinahe gänzlich zerstört hätte. Bei dem letzten Brande bestand einer der unersetzlichsten Verluste in der Zerstörung der ehernen Thore. Das Metall, aus welchem sie gegossen waren, hat manchee Kaufende in Rom ausgehalten. Kreuze und kleine Ringe wurden für die Andächtigen aus Neugierigen aus sämmtlichen Resten des Erzes, deren man habhaft werden konnte, verfertigt und eine Zeit lang zu ziemlich hohen Preisen verkauft. Auffallend ist, daß bei der Verwirrung Nichts von den Reliquien geraubt wurde, denn dergleichen Entwendungen sind sonst gar nicht selten in Italien, so soll San Paola sollen die Gebeine von 10,000 Märtyrern sein. Der heilige Paulus selbst fall nach der Tradition von seinem Jünger Timotheus auf dem Felde einer gewissen Lucina, einer vornehmen Matrone, begraben worden seyn, welcher Platz nachher zugleich mit dem nahe liegenden Kirchhofe vom Pabst Silvester im Jahre 324 geweiht wurde.

Digitized by Google

r Verehrer einer grauen Vergangenheit die Umänderung be-uern. Das große Bild entschwundener Jahrhunderte ist auf vig dahin! Möge das neue Gebäude kein niedlicher Feiertags-mpel werden, welchen zu bewundern ein Americaner sein Was-ington oder New York nicht zu verlassen brauchte.

Ich schied aus den düstern, feierlich tönenden Hallen, nach-m ich eine beträchtliche Zeit darin umher gewandelt. Wäh-nd der zwei oder drei Stunden, welche ich dort zubrachte, nnte ich höchstens drei Bewohner des nahen Klosters gewahr erden. Die pestartige Luft schien sich ihnen aufs Herz geworfen t haben; sie schauten düster drein, Tod lag in ihrem Blicke, offnungslosigkeit selbst in ihrem Lächeln. Sie sprachen mit ns. Sie erzählten von ihren Brüdern, die längst von andern löstern hätten kommen sollen, sich mit ihnen zu verbinden. mmer kam ihr Gespräch wieder auf die Malaria zurück, und hr ganzes Leben schien nur in Versuchen zu bestehen, einen feind abzuwehren, dessen Uebermacht sie doch zuletzt unterliegen verden.

Die königlich-dänische Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen.

Die königlich dänische Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen (hid norraena fornfraedha selag — det nordiske Oldskrift-Selskab) fährt mit unermüdetem Eifer in ihren Bestrebungen fort, die Vorzeit des scandinavischen Nordens aufzuhellen und namentlich die Ueberreste der alten isländischen Literatur durch Ausgaben und Uebersetzungen, sowohl in die dänische als in die lateinische Sprache, allgemein zugänglich zu machen. Sie ward im J. 1825, und zwar am 28 Januar, als dem Geburtstage des Königs von Dänemark, gestiftet, und Se. Majestät geruhten mittelst öffentlicher Bekanntmachung vom 9 Mai 1828 ihr zu verstatten, das Prädicat einer königlichen Gesellschaft zu führen. Ihren Vorstand bilden gegenwärtig die Herren J. N. B. v. Abrahamson, Divisionsadjutant und Major, als Präsident (forseti, formand); Finn Magnusen, Professor und Biredirector beim königlichen Reichsarchiv, als Vicepräsident (aukaforseti, viceformand) und Dr. Carl Christian Rafn, Professar und Ritter des Dannebrogordens, als Secretär (skrifari); die Geldangelegenheiten besorgt der Hr. Konzteirath Th. Müller. Dieses Collegium wechselt alle drei Jahr. Die Statuten der Gesellschaft sind isländisch und dänisch erschienen unter dem zweifachen Titel: Samthyktir hins norraena fornfraedha selags — Vedtaegter for det nordiske Oldskrift-Selskab. Kjobenhavn, 1825 (mit deutschen Typen). Ihre Diplome fertigt sie, zur Erinnerung an die alte Zeit, deren Aufhellung sie sich zum Ziel gesteckt hat, in isländischer Sprache aus — sie lauten würdig und einfach; das Aeußere ist sehr geschmackvoll. Das überaus schön gestochene Siegel ist sinnreich: die Norne der Vergangenheit, Urd, sitzt auf einem Stein an einem Gewässer, auf welchem ein Schwan schwimmt, ein anderer steht am Rande desselben; mit der linken Hand hält die Norne eine Tafel auf das linke erhobene Knie; die rechte Hand stützt sie auf den Stein, auf welchem sie sitzt; mit dem Gesicht schaut sie seitwärts zurück, wie in die Vergangenheit blickend; die stets rinnende Quelle der Zeit fließt in das Gewässer, den Urdabrunnen, zu ihren Füßen. Die Umschrift des Siegels bilden die mit Runen geschriebenen Worte: hid norraena fornfraedha selag, wörtlich: Die nordische Alterthumskunde-Gesellschaft. In der Randumfassung des Diploms steht die mit Runen geschriebene sinnvolle Erklärung des Siegels:

Urdhar ordhi kvedhr enki madhr:

„Dem Worte Urd's widerspricht kein Mensch." Eine besondere Abtheilung der Gesellschaft beschäftigt sich ganz vorzüglich mit der kritischen Bearbeitung und Uebersetzung alter nordischer Schriftwerke und führt den Titel: Oldskrift-Afdelingen. Sie bestehe aus den HH Dr. und Professor Rafn, Sveinbjörn Egilsen, Pfarradjuncten zu Bessestäd auf Island, Thorgeir Gudmundsen, Lehrer bei der See-Etatsschule, und Thorstein Helgason, Candidaten der Theologie. Zuerst war in dieser Abtheilung als zweites Mitglied der Dr. der Philosophie und Pastor zu Hoime auf Island Gisle Brynjulfsan, den die Gesellschaft am 26 Junius 1827 durch den Tod verlor.

Ueber ihre unternommenen und beabsichtigten Arbeiten, so wie über ihren Kassezustand und die Vermehrung ihres Personals hat die Gesellschaft sich in einigen einzelnen Berichten, die vom Jahr 1825 bis zum Schluß des Jahrs 1827 gehen, ausgesprochen; auch ist im Jahr 1828 ein Hauptbericht erschienen, der bis zum 17 Mai geht, unter dem Titel: Hovedberetning am det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskabs Tilstand, Arbeider och Forhandlinger i Aarene 1825, 1826 og 1827. Kjobenhavn, 1828. gr. 8. Für die Jahre 1825 und 1826 erschien auch eine besondere Zeitung der Gesellschaft, die der berühmte Sprachforscher Hr. Professor Erasmus Rask besorgte: Harmod. Det Nordiske Oldskrift-Selskabs Tidende for 1825 og 1826. Besörget af R. Rask, Professor.

Die Gesellschaft hat Ehrenmitglieder, ordentliche und correspondirende Mitglieder, und beschränkt sich in der Wahl derselben nicht bloß auf die dänischen Länder oder nur auf den scandinavischen Norden, sondern zählt auch Mitglieder in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Ireland, Polen, auf der Insel Corfu ꝛc., ja sogar außer Europa, in Afrika und Westindien. Eine große Zahl der ausgezeichnetsten und berühmtesten Gelehrten und sonst verdientesten Männer in Dänemark und auf Island, so wie in Schweden und Norwegen, gehört ihr an: von deutschen aber doch deutsch redenden Gelehrten hat sie die Hrn. E. M. Arndt in Bonn, F. Baron de la Motte Fouqué in Berlin, L. Giesebrecht in Stettin, F. D. Gräter in Ulm — den Veteranen unter den Freunden und Kennern des scandinavischen Alterthums in Deutschland — J. Grimm in Cassel, F. H. v. d. Hagen in Berlin, F. C. Köhler in Mitau, F. K. H. Krause, bisher in Halle, G. Chr. F. Mohnike in Stralsund, E. J. H. Münch in Lüttich, J. F. v. Recke in Mitau, R. L. Struve in Königsberg, E. C. Trautvetter in Mitau und Paul Wigand in Bonn, so wie den edlen Schweizer Hrn. Karl Victor v. Bonstetten mit der Zusendung ihres Diploms beehrt und erfreut, der als Inländer betrachteten holsteinischen Gelehrten hier nicht zu gedenken. Daß unter den dänischen Gelehrten auch der ehrwürdige Münter ist, brauche kaum gesagt zu werden. Es kann der Einsender die Vollständigkeit des so eben gegebenen Verzeichnisses der deutschen Mitglieder nicht verbürgen, da er mit den Verhandlungen der letztern Zusammenkünfte der Gesellschaft nur zum Theil bekannt ist. Er wird das Fehlende nachholen, auch die Statuten der Gesellschaft in

der Folge durch das Ausland mittheilen. Zur Zeit begnügt er sich in letzterer Beziehung auf die Abhandlung des Hrn. Professors Giesebrecht in Stettin, Mitglied der Gesellschaft: „Die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde," in den neuen pommerschen Provinzialblättern B. 2 H. 2, Stettin 1827 S. 305 ꝛc. zu verweisen.

Ein Hauptzweck der Gesellschaft ist, wie schon oben gesagt, die alten Schriftwerke des scandinavischen Nordens kritisch zu bearbeiten und mit Uebersetzungen herauszugeben. Auf zwei einzeln erschienenen Blättern: „Literarische Anzeige der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen" und: „Einladung für Freunde der altnordischen Literatur zur Subscription" hat sie sich über die einzelnen Werke, mit denen sie sich beschäftigt, ausgesprochen. Dem Einsender liegen vor die Fornmanna Soegur B. 1—3 Kaupmannahafn 1825—1827, gr. 8., welche die berühmte Saga von Olaf Tryggwason, die in drei verschiedenen Gestalten vorhanden ist, nach der umständlichsten Erzählung, mit mehreren Zugaben enthalten; ferner die dänische Uebersetzung derselben vom Hrn. Professor De. Rafn (Oldnordiske Sagaer ꝛc. B. 1 — 3. Kopenh. 1826 — 1827) und von der lateinischen Uebersetzung der zuerst erschienene zweite Band (Scripta Historica Islandorum etc. Hafniae et Lond. 1827). Außerdem ist der eilfte Band der Fornmanna Soegur, in welchem sich sieben einzelne Stücke in der Urschrift befinden, dem Einsender zugekommen. Die bedeutendsten dieser Stücke sind die Jomswikinga Saga (die größere) und die Knytlinga Saga. — Eine kleinere Jomswikinga Saga gab Hr. Prof. Rafn im J. 1824 sowohl in der Urschrift als in der Uebersetzung heraus, als Pechehift.

Schließlich möge hier noch der Nordlanda Fornaldar Soegur (Nordlands alte Sagen) gedacht werden, mit deren Herausgabe der unermüdet thätige He. Prof. Dr. Rafn sich gleichfalls jetzt beschäftigt, und von welchen sicher schon einige erschienen sind. Die ganze Sammlung wird aus drei Bänden bestehen. Ihr zur Seite wird eine dänische aus eben so vielen Bänden bestehende Uebersetzung erscheinen. In dieser Sammlung werden solche Sagen ihre Stelle finden, die nicht sowohl in das Gebiet der Geschichte als vielmehr in das Reich der Dichtung gehören, wiewohl auch ihnen die historische Grundlage nicht fehlt. Der zweite Band wird unter andern auch die Saga von Fridthjof dem Kühnen (Fridthjof hin frækne) liefern. Auch die Ausgabe der bisher noch ungedruckten Färeyinga Saga ist vom Hrn. Prof. Rafn angekündigt, in Begleitung einer färöischen und dänischen Uebersetzung. Die erstere wird einen gebornen Färöer, Hrn. Pastor Schröter, zum Verfasser haben.

Die celtische Bevölkerung von Frankreich.

In dem Westen von Frankreich, nordwärts der Loire, liegt das alte Bretagne; hier wohnt eine zahlreiche Bevölkerung, die beinahe ganz dieselbe Sprache spricht, welche man in den Gebirgen von Wales hört. Ob das Volk von Wales eine Colonie aus Bretagne sey, oder das Volk von Bretagne eine Colonie aus Wales, ist eine Frage, worüber die Alterthumsforscher verschiedener Meinung sind; doch scheint uns die Hypothese, welche die französischen Celten als die Älteren von beiden annimmt, die wahrscheinlichere zu seyn. Diese Celten verbreiten sich über die fünf Departemens Nordküsten, Finisterre, Isle und Vilaine, Morbihan und Niederloire und bilden daselbst die Mehrheit der Bevölkerung, die sich im Ganzen auf 2,400,000 beläuft. Vorherrschend ist die celtische Sprache in Finisterre, Morbihan und den Nordküsten; sie besteht aus vier Hauptmundarten, die zum Theile so stark von einander abweichen, daß z. B. ein Einwohner von Leon — in Cornwall nur unvollkommen, — Morbihan gar nicht verstanden wird. Vor der Revolution gab es Kirchspiele, wo man kaum vier oder fünf Personen fand, welche Französisch konnten; gegenwärtig hingegen giebt es keine Bauernfamilie, die ein Wenig in guten Umständen ist, die nicht wenigstens ein Individuum zählt, welches Französisch spricht oder versteht. Die bretagnische Sprache ist, außer in Bezug auf die landwirthschaftlichen Gegenstände, arm und sehr wenig geeignet, metaphysische Begriffe auszudrücken; sie besitzt keine Literatur außer Volkslieder; der Barde (ein Journal, aus welchem wir diese Notiz entlehnen) behauptet, es gebe ein sehr beliebtes Volkslied, welches auf die aus diesen Distrikten ausgehobenen Soldaten oft denselben Eindruck hervorgebracht habe, wie auf die Schweizer der Kuhreigen. Der Bauer in Bretagne wohnt in einer einzeln stehenden, schlecht gebauten und sehr beleuchteten Hütte, ohne eine andere Gesellschaft, als die seiner Familie und seiner Hausthiere; er ist von verschlossenem Charakter, unmittheilsam, grob und ungeschlacht in seinen Manieren, was nicht mehr Folge seines Mangels an Bildung als seines Unabhängigkeitsinnes ist; sein Temperament neigt sich mehr zum Trübsinne als zum Frohsinne, selten äußert er Zufriedenheit; gegenüber den Städtern spielt er immer seine Rolle, mit seiner natürlichen Offenheit zeigt er sich nur unter seines Gleichen; als Supplikant ist er unterthänig und kriechend. Ist er reich, so versteckt er seinen Reichthum und stellt sich immer ärmer, als er ist; doch kann ein falsches Interesse manchmal bewirken, daß er in den entgegengesetzten Fehler der Aufschneiderei verfällt. Streng gegen sich selbst, wie gegen seine Familie unterwirft er sich beständig Entbehrungen, selbst wenn ihn seine Umstände nicht dazu nöthigen. Wie bei allen alten Völkern ist der Mann der unumschränkte Gebieter des Hauses und die Frau darf ohne seinen Befehl Nichts thun, über Nichts verfügen. Die Bretonen sind von ziemlich kleiner Statur, zwei Drittel des männlichen Geschlechts messen unter fünf Fuß, aber insgemein sind sie kräftig gebaut und ausdauernd in Strapazen. Ein schöner Zug von ihnen ist ihre Gewissenhaftigkeit in Haltung eingegangener Verträge, die so weit geht, daß sie Vermögen und Leben aufopfern. Obgleich etwas träge sind beide Geschlechter leidenschaftliche Freunde vom Tanzen; wenn ein Binion (Sackpfeifer) auf einer benachbarten Tenne sich hören läßt, so schlagen sie, um ihren Lieblingszeitvertreib zu genießen, einen Weg von zwei Stunden nicht hoch an. Die Trachten in den verschiedenen Bezirken sind so verschieden, als die Sprache. In der Capelle von Rumingot kann man an Feiertagen eine bunte Mannigfaltigkeit seltsamer Costüme sehen. An diesen Feiertagen (pardons) finden sie sich sehr zahlreich ein, sie wohnen mit großem Ernste dem Gottesdienste bei, dann aber geht es ins Wirthshaus, wo tüchtig gezecht und zur Sackpfeifenmusik getanzt wird. Sie hängen sehr an ihrem heimatlichen Boden, halten sich im Handel und Wandel mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit an das Hergebrachte, und in ihrer Indolenz fühlen sie kein Verlangen nach Etwas, was nicht in den Kreis des gewöhnlichen Bedürfnisses gehört. Anhaltendes Arbeiten scheuen sie; man trifft daher unter ihnen viele Bettler, die auf den Pardons passen, um ein Stück Geld zu erschnappen. Ihre Kinder wickeln sie sehr fest in die Windeln und, gleich einigen wilden Nationen, drücken sie ihnen unmittelbar nach der Geburt den Kopf ein wenig ein.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 308. 4 Novembee 1829.

Die Dichterherberge und die Spießbürger in London *).

Ich betrat das Speisehaus Cheshire-Cheese in Wine-office-court zueest im Jahee 1805. Bekanntlich wohnte Johnson ehemals in diesem Gasthofe und hielt sich einen ungeheuren Knittel, um dem Angriffe zu begegnen, womit Macphrrson, der Verfassee oder Herausgeber des Ossian, ihn bedroht hatte. Als ich zuerst mit dem Orte bekannt wuede, kamen noch viele Gäste hin, die sich erinnerten, wie einst Johnson und Goldsmith hier ihre Abeude zubrachten. Alte Officiere auf halbem Sold, stille Handelsleute aus dee Nachbarschaft u. dgl. machten damals den Hauptheil der Gesellschaft aus. Jetzt haben Bankbeamte und geputzte Tuchhändlee ihre Plätze eingenommen, und die Meisten von Jenen sind dahin gegangen, wohee kein Wanderer wiederkehrt. In diesem kleinen Hause aßen, tranken und sprachen ehemals viele zu ihrer Zeit sehr berühmte Männer, befreiten die Speingkraft des Geistes aus dem gezwungenen Zustande des Ernstes und dee Studien und mischten attisches Salz dem Weine bei.

Obwohl etwas niedrig auf der Stufenleiter des Küchenranges „in unsern entarteten Tagen" hat diese Schenke doch eben so viel Recht, von der Nachwelt verehrt zu weeden, als London-Tavern, wo die karfunkelnden Tabaksnasen der Aldermänner aus Portwein und ostindischem Rum iheen Purpur ziehen, und das grüne Fett der Schildkröte, angefeuchtet mit kaltem Punsche, „Lichter ansteckt, die ewig brennen"; — oder als Longs üppige Herberge für stutzerhaftes Geckenwesen und herzlosen Welttou, mit iderm gepriesenen Königs-Punsch und andeen entnervenden Getränken: oder als Brunels Haus, wo Sauce-Robeet die Besucher der britischen Hauptstadt ergötzt. Immer noch ist Cheshiee berühmt wegen seines Rindsbratens, seiner Schnitten und seines Weins, welche bei den Herren von der Feder, die um 5 Uhe aus den Wechsler-Gewölben in der Nähnadelsteaße (Thread-needle-street) kommen, oder den schmalbegüterten Studenten, die von den dunkeln Winkeln des Tempels, wo das Gesetz auf seinem Sophistenthrone sitzt, zum Essen eilen — einen sehr ehrenvollen Rang einnehmen.

*) New Monthly and London Magazine.

Wenige in der gewaltigen Stadt kennen die Allee in Fleetstreet, welche zu der Sägespähnflur und den glänzenden Tischen führt, jenen Tischen von Mahagonyholz, die durch grüne Stühle von einandee geschieden werden, und mit kupfernrn Rändern beschlagen sind, um die Messeespitze abzuhalten, welche sie während einee warmen Debatte vielleicht angreifen könnte; denn John Bull hat im Sturme und Drange seiner Beweisführung einen großen Hang zu dergleichen Verstümmrlungen. Tausende haben die alte teauliche Uhr, die auf dem Kamin pickt, und den geräumigen, gastlichen Feuerungsplatz unter ihe, nicht gesehen, wie sie noch von einrm halben Jahrhunderte her auf uns gekommen sind, als Fleetstreet bee Stapeloet der literaeischen Talente, und jedes Kaffeehaus darin durch irgend einen ausgezeichneten Mann berühmt war, welcher als das Orakel dee Gäste angesehen werden konnte.

Damals waren die Söhne bee Literatur ein soviakeres Volk, als gegenwärtig, und einander in Folge einee Aehnlichkeit iheer gesammten Treibens aufrichtiger eegeben; jetzt sind sie eine zerstreute Schaar, die unter sich selten eine Gesellschaft bildet; was jedoch vielleicht zu größrree Freiheit im Denken und Handeln beitragen mag, während ihe früheees Zusammenhalten einen Geist der Unterwürfigkeit begünstigte. Gönnerschaft war damals an der Tagesoednung, und Vornehme wueden als die Beschützer der Heerde angesehen.

Die älteern Gäste saßen gerne in ihren eigens ausgewählten Winkeln, kamen immee zue bestimmten Stunde und schienen so gut zum Hause zu gehören, als die Wirthsleute selbst. Unter ihnen wae der alte Obeist L—e; eine kurze, dicke Figue. Ee beachte in seinem Winkel hinter der Thüee Gott Bachus oft sehr reichliche Opfer; wae ein gewaltigee Rauchee und stand zwischen siebenzig und achtzig Jahrrn. Am Abende fand er sich sehe früh auf dem Posten ein und forderte seine Pfeife und sein Glas Rack. Dann saß er gewöhnlich ein Paae Minuten still, als müßte ee erst von dem Taback die Aufregung seiner Gesprächsfertigkeit erwarten, oder als träten aus den dämmernden Erinnrrungen, die in seinem Gehirne spukten, erst nach einiger Zeit deutliche Bilder heevoe. War ein Frember zugegen, so eedete er ihn gewöhnlich mit dem Feeimuthe eines alten Kriegers an und bekümmerte sich Wenig um die Förmlichkeiten einer eigentlichen Einleitung, hatte abee dann bald die Sache

Digitized by Google

so gelenkt, daß er seine Schlachten noch einmal durchzufechten bekam. Er wußte Viel von Minden und den Feldzügen von 1758 und 59 und rühmte sich, die Fahne des zwanzigsten Regiments getragen zu haben, welches den gefährlichsten Angeiff zu machen hatte und sehr Viel zur Erlangung des Sieges beitrug. So erpicht er aber darauf war, zu erzählen, „wie man Schlachten gewinne", eben so gern zeigte er seine Bekanntschaft mit friedlicheren Gegenständen. Er hatte Johnson gekannt und Goldsmith, und alle die ehrenwerthen Herren, welche Fleetstreet vor dreißig bis vierzig Jahren mit ihrer Anwesenheit beehrten und damals Gäste des Hauses waren. „An diesem Tische hier", sagte er und wies rechter Hand hinter die Thüre, „pflegte Johnson zu sitzen, so oft er herkam, und eben so Goldsmith. Ich kannte sie wohl. Johnson sagte uns allen Respekt ein, und Jederman war still, wenn er sprach." Von Goldsmith versicherte der Obrist: „es würde nach seinem Benehmen Niemand hoch von ihm gedacht haben, so groß auch sein Name in der Welt war." — Auch von Churchill wußte er ein Weniges, und bezeichnete ihn als einen sehr unscheinbaren Menschen, hinter welchem Keiner das Talent gesucht hätte, so zu schreiben, wie er schrieb.

Als ich nach einer Zwischenzeit von mehreren Jahren alter Bekanntschaft wegen wieder in das Haus kam, fand ich, daß des Obristen Platz von einem Andern eingenommen war, und erfuhr, jener sey dahin gegangen, wo das Ohr von militärischen und literarischen Berichten Nichts mehr vernimmt.

Auch Andrer erinnerte ich mich, die ich jetzt gleichfalls nicht mehr sah: Me— „ein Bursche von unendlich spaßhaftem Wesen", wenn man dabei sein Alter bedachte, aber von jenem Schlage des Charakters', welcher allein London eigen ist. Er hatte in Geschäften, nur etwa hundert Schritte vom Hause, Tausende erworben und trat nun jeden Abend hier ein, um sich vor dem Schlafengehen für ein Paar Pfenninge ein Gutes zu thun. Kam er zufälliger Weise einmal etwas weiter in die Stadt, so war dieß in vollen vierzig Jahren sein größter Ausflug: er müßte denn an einem schönen Sonntage gewagt haben, bis nach Islington oder Hackney zu wandern; ein solches Unternehmen galt aber für eine Reise und gab für die ganze folgende Woche zu erzählen. Er bildete sich nicht Wenig ein auf seine Würde als Mitglied des Gemeinderathes und war ein Orakel in bürgerlichen Angelegenheiten. Die Liste der Lord-Mayors wußte er von Whittington bis Curtis beinahe auswendig, beklagte sehr die Aufhebung der Milizen und hielt die Kette des Lord-Mayors wirklich für das höchste Ehrenzeichen in der Welt. Der Aufruhr im Jahre 1780 war sein stehender Artikel und dünkte ihn ungefähr eben so wichtig für England, als die Verschwörung Catilinas für Rom. Oft beschrieb er den Brand von Newgate und pries den Muth der Freiwilligen in Broadstreet als unübertroffen in der Geschichte alter und neuer Städte. Er kannte Wilkes in den Tagen seines Ruhms und hatte Beckford seine Stimme zur Mayorwürde gegeben. Selbst sein Glaube trug die Farbe der City und Alle, die nicht auf die Steedelisten von London kamen, galten ihm für nicht viel Besseres, als Verdammte.

Ein anderer Gast war Doktor —, der unerforschliche, unbegreifliche Doktor. — Von Außen schien er ein Mittelding zwischen Daniel Sampson und Don Quixote, indem er den pedantischen Gelehrtenton und die Stumpfschuhe des einen mit der schwingen Magerkeit und dem langen Gesichte des andern verband; und wirklich, wie Burns sagt, seine Nase und sein Kinn bedrohten einander. Sein schwarzgallichtes Gesicht muß lange erregend für seine Kranken gewesen seyn, denn er hätte ohne sonderliche Anstrengung der Einbildungskraft leicht für den König der Schatten selbst gelten können. Seine dunklen Augen hatten eine langsame hölzerne Bewegung, und von Zeit zu Zeit schloß er sie bedächtlicher, als die Bedächtigsten unter den andern Menschen. Sein Gang bestand aus lauter Leichenschritten, und nackt müßte er das Gegenbild zu Hrn. Friedensrichter Shallow gewesen seyn: — „ganz natürlich ein gespaltener Rettig, an dem man aus Spaß ein Gesicht mit dem Messer ausgeschnitzt hat." — Beim Eintritte in das Wirthshaus richtete er sein Augenmerk gleich auf einen besonderen Pflock, um seinen großrandigen Hut dran zu hängen; fand er denselben schon eingenommen, so stieß er den Usurpator jedesmal herab und ergriff Besitz von seinem Lieblinge, ohne sich um die Beleidigung, welche er diesem oder jenem Gaste hiedurch zufügte, im Geringsten zu kümmern. Er hatte die Geheimnisse seiner Kunst sorgfältig studirt und sich in den Kopf gesetzt, die meisten Krankheiten seyen Folge psychischer Wirkungen, welche das körperliche Leben in Anspruch nähmen. Daher befaßte er sich nicht damit, die Ursachen des Uebelbefindens auszusinnen, als der Kur nachzudenken. Sein Herz war großmüthig, und er schien sich Wenig um Geld zu kümmern; aber seine Tugenden lagen so tief unter seinem rauhen Wesen versteckt, daß viele Leute ihm nicht eine einzige zuschreiben wollten. Oft versicherte er, der Werth eines Arztes habe mit der Ausdehnung seiner Praxis Wenig zu thun. Ein hypochondrisches Fräulein von 55 Jahren, aus den vornehmen Kreisen, oder ein skrophulöser Balg von mannichfaltiger Abstammung, seyen die besten Vorwürfe für einen angehenden Mediciner, um sich eine große Wirkungssphäre zu erschaffen, denn hier mache der Ruf, eine Krankheit heilen zu können, die gar nicht vorhanden sey, oft das ganze Glück eines Mannes aus.

Nur noch eines Einzigen laßt mich gedenken, des Hrn. Pfarrers — Ehrwürden, bei welchem weder die runde Anschwellung des Bäuchleins, noch eine bösartige Saftigkeit des Fleisches hinreichten, die Essigsäure seiner Gemüthsart zu neutralisiren. Nur über Ein Ding war er jeder Zeit gut zu sprechen, und dieß war der Speisetisch. Er kam gar oft, sein Beefsteak zu verzehren und brachte die selbst bereitete Sauce dazu in einer Bouteille in der Rocktasche mit. Sein Appetit war nicht aldermännisch, sondern lecker, d. h. er hielt weniger auf die Menge, als auf die Art der Gerichte. Unendlich schienen seine Vorbereitungen zur Tafel: dieses erste Kosten, dieses Schmatzen mit der Zunge, die Stellung, dieses Wohlbehagen der ganzen Person war jedem Zuschauer etwas Neues und hielt Messer und Gabel auch in der Hand des Hungrigsten zurück. Seine eigenen Augen blieben fest während auf die Brühe gerichtet und den Bissen, welchen er zu rade drein tauchte, während die Lippen dem nahenden Glase

ewußtlos zulächelten. Ein bedeutsamer Blick ging bisweilen urch die Gesellschaft bei dieser „Pfarrfütterung", wie man's annte; er aber bemerkte ihn im Ernste seines Lieblingsberu- es nicht.

Aber alle Diese und viele Andere, deren ich noch Erwähnung hun könnte, waren jetzt verschwunden, und das Zimmer, welches inst Johnson und Goldsmith beherbergte, war der Aufenthalt ndekannter Gesichter geworden, die nicht von Johnson träumten, ohl aber von drei Procent und von indischen Obligationen.

O'Connell, Lawleß und Hunt *).

Man hatte (im Juli dieses Jahres) zu London das jährliche Gastmal zum Besten der katholischen Schulen von Spitalfields und Bethnalgreen angekündigt. Dießmal führte der berühmte O'Connell den Vorsitz, und unter den Festordnern bemerkte man einige der thätigsten Unterhändler des katholischen Vereins, wie Lawleß und O'Gorman Mahon, deren Namen bei der Wahl für Clare bekannt wurden. Alles ließ erwarten, daß die Reden, welche bei dieser Gelegenheit in der London-Taverne gehalten werden, vom höchsten Interesse seyn würden. Ich verschaffte mir daher ein Billet, und ein Freund versprach mir, mich O'Connell, der mir bis jetzt nicht persönlich bekannt gewesen war, vorzustellen. Mit Mühe arbeitete ich mich durch das Gedränge in die London-Taverne. Zwei Aufwärter mit langen grünen Stäben nach Art derjenigen, welche die Constables führen, wiesen mich in ein für O'Connells nähere Bekannte bestimmtes Zimmer. Bald erschien dieser selbst. Er ist ein hochgewachsener Mann mit den athletischen Formen, welche den Stolz des irländischen Stammes ausmachen; sein Gesicht ist geistreich; man erwartet ein funkelndes Auge und findet ein sehr kleines und verständig blickendes. Er trug eine grüne Weste, und auf einem seiner Knöpfe sah man die irländische Harfe mit den Worten: „Katholischer Verein" eingegraben.

Man sagte an, daß servirt sey. Wir folgten unserm Vorsitzer in den Festsaal. Mehr als 200 Gäste erwarteten ihn dort; sie standen bei seinem Eintritte auf, und empfingen ihn mit dem lebhaftesten Beifall. Vor dem Niedersitzen machte O'Connell das Zeichen des Kreuzes und sprach, mit der tiefsten Andacht im Gesicht, leise das Benedicite. Ich hatte das Glück zwischen dem berühmten Lawleß einen Platz zu bekommen. Eine leichte, ausdrucksvolle Gestalt; Lippen, die sich plötzlich schließen; vorstehende Brauen; Augen, die vor Freude funkeln, wenn man ein irländisches Lied singt: Alles verkündet einen kraftvollen leidenschaftlichen Mann. Eine Rede, welche er an diesem Abende hielt, war lang und zerrissen, aber hie und da leuchteten Blitze von Beredsamkeit durch. Taugt er nicht zu einem Parteihaupte, so mag er doch trefflich verstehen, die Vordersten anzuführen. — Das Tischtuch wurde endlich weggenommen; das Gastmal war beendigt. Jetzt kam das God save the king an die Reihe, und im Chor wiederholt die Versammlung das erhabene Rule Britannia! Der Vorsitzer bringt die gewöhnlichen Trinksprüche aus, und man stößt unter einem dreimaligen Hurrah auf die Gesundheit des Königs an. In der Zwischenzeit waren die Kinder der katholischen Schulen, in das beliebte Grün gekleidet, vor uns vorbeigezogen und hatten sich am Ende des Saales aufgestellt; Damen waren gekommen und hatten auf einer für sie bereiteten Tribüne Platz genommen. O'Connell bat Mistreß Byfeld (eine berühmte Sängerin), im Namen der Gesellschaft, ein irländisches Lied zu singen, worauf sie die bekannte Melodie anstimmte: „des Sommers letzte Rose" (the last rose of summer). Die schöne Stimme und das geliebte Lied erregten Begeisterung, und hundert Stimmen forderten eine Wiederholung, die gegeben und mit neuem Jubel aufgenommen wurde. Der Sängerin zu danken, erhebt sich der Vorsitzer. Diese harmonischen Töne, sagt er, haben ihm Alles zurückgerufen, was seinem Herzen theuer ist; er glaubt die grünen Thäler seines Vaterlandes wieder zu sehen, er hat die Stimme Irlands wieder gehört, das so lang in Unterdrückung schmachtete. Er spricht sodann von den Kindern, welche man eben gesehen, fast lauter Irländern, die, hülflos und verlassen auf fremdem Boden, in den Armenschulen erzogen werden; er ermahnt uns, sie zu unterstützen. — Ich kann seine Rede nicht beschreiben; das irländische Lied hatte ihn tief ergriffen; seine Worte waren weicher und harmonischer, als vorher. Nach ihm wurden Reden von Priestern gehalten. Die Collekte trug 180 Pfd. St. ein.

Kamen nun die politischen Trinksprüche. Man brachte die Gesundheit der Minister aus und tobte sie sehr, Das gethan zu haben, was sie eigentlich hatten thun müssen. Jedem Trinkspruche ging eine Rede vorher. Man klopfte in die Hände, schlug auf den Tisch; es war ein Höllenlärm *). O'Connell hatte einen Toast zu Ehren der Bürgerschaft von London vorgebracht; einer, wie er sich ausdrückte, freisinnigen Gemeinde, welche jeder Zeit die Unabhängigkeit begünstiget habe. Plötzlich erhebt sich am Ende des Saals ein Herr von gewandtem weltmännischem Ansehen und verlangt das Wort. Dieser vornehme Herr ist der wegen seiner Meinungen und seiner unvergleichlichen Stiefelwichse (matchless blacking) allbekannte Hunt. Er sucht zu zeigen, daß die Bürgerschaft von London keineswegs durchaus freisinnig sey; er ruft ins Gedächtniß, wie oft sie sich feindlich, boshaft, verleumderisch gegen die unterdrückten Katholiken benommen habe; wie stark ihr Haß gegen die Stuarts gewesen, die eben deswegen vom Throne gestürzt worden wären, weil sie Das versucht hätten, was jetzt endlich zu Stand gekommen sey. „Wir sind nur wenige Schritte von dem Denkmal", ruft er, „wo die Bürgerschaft auf einen unzerstörbaren Stein die ehrlose Lüge eingraben ließ, daß die Katholiken London angezündet haben, und sollten auf das Wohl dieser Gemeinde trinken!" Hunt spricht kunstlos, aber lebhaft und warm; seiner Rede folgte langer, dauernder Beifall.

Während derselben malte sich der Unwillen auf dem Gesichte meines Nachbars Lawleß ab; ganz erzürnt, daß man eine von O'Connell vorgeschlagene Gesundheit nicht trinken wollte, war

*) Revue des deux mondes.

*) Vergl. Ausl. Nro. 276.

er eben im Begriffe, Etwas auf Hunts Worte zu erwiedern. Aber unser Vorsitzer im Gefühle, daß hier Gewandtheit nöthig gee sey, als Teoß, kehrte sich gegen seinen Freund, und sagte: „Nein! Lawleß, ich will dieß nicht.“ Hieeauf antwortete er selbst und antworkete so gut, entfernte mit so vieee Geschicklichkeit die Schwierigkeiten der Sache, daß er den jauchzenden Zuruf der Menge eehielt, daß Hunt sich still niedersetzte, und daß wir aufs Wohl der Bürgerschaft von London tranken. Es wae höchst anziehend, O'Connell zu sehen. Während seiner Beweisführung krümmt er sich, zieht sich zusammen, wie eine Schlange, die ihren Feind umwindet; dann hebt er sich in der Gewißheit seine Zuhörer mit fortzureißen, empor; er wird groß, seine Stimme donnert, er scheint seinen Gegner mit seiner riesenhaften Gestalt, mit der Macht seiner schnellen Beredsamkeit zu eedrücken.

Wir blieben mehr als sechs Stunden bei Tische, und hatten demnach volle Zeit, Reden zu hören, Hurrah zu schreien und Gesundheiten zu erinken. Die merkwürdigste Rede war wohl diejenige, welche O'Connell in Erwiederung eines ihm zu Ehren ausgebrachten Toasts hielt. Er sprach von seinem vergangenen und seinem zukünftigen politischen Benehmen, gelobte die Grundsätze des vollendeesten, drohendsten Radikalismus, und schien vor keiner der schrecklichen Folgen zu beben, wriche eine Gleichstellung der Gesellschoft fast immer mit sich bringt.

Während seinee Worte hatte ich meinen Spaß daran, mit welch gebieterischem Tone er über Freiheit sprach. Ich bemeekte die Bewegung seines Arms, eine sehr befehlshaberische Bewegung; man sah den Mann, der eine gehorsame Menge nach Gefallen zu lenken pflegt. Keine Fürstenhand war wohl mehr gewohnt an Herrscherwinke; und, ich mochte mich stellen, wie ich wollte, mehemai fiel mir ein, daß heut zu Tage so gut, als zur Zeit der Gracchen, die Volkstribune oft verkleidete Despoten sind.

Unmöglich ist's, den Mann nicht zu bewundern, der mit so vieler Kunst spricht, und doch das Ansehen hat, als gäb' ee sich nur einee plötzlichen Begeisterung hin; dessen Gewandtheit auf kein Hinderniß trifft und nie ermattet. Er mag mehrere Stunden lang gesprochen haben: er ist nicht erschöpft, seine Improvisation wird reicher und leddafter; seine Beredsamkeit gleicht einem Strome, der, je weitee er fortstürzt, desto mehr Kraft gewinnt: vires acquirit eundo. Wer weiß übrigens, ob dieser Redner im Parlamene, unter festen, kalten Männeen, die sich nur durch Staatsgründe bestimmen lassen, den gleichen Erfolg haben wied, wie bei der leicht zu entzündenden Masse, wie bei den für Glauben und Vaterland leidenschaftlich eingenommenen Irländern? Dee Augenblick seines Eintrittes in Westminster ist vielleicht der Wendepunkt, wo sein Siegeslauf anhält, und sein glänzendér Stern zu erbleichen beginnt.

Beown's Atomensystem.

Vielleicht ist Einzelnen unsern Lesern noch erinnerlich, daß Farquhar (nerg'. Ausl. nor. Jahrg. Num. 344) gegen Brown's Atomensystem den Einwurf erhob, die non diesem großen Botaniker angestellten Beobachtungen möchten wohl Nichts fern, als eine optisch. Täuschung, die aus dem reflectirenden und inflectirenden Einfl... vibrirenden Theile nicht der zu beobachtenden Gegenstände, ... des Mediums der Beobachtung, des Mikroskops, hervorgingen. ... das Ungegründete dieses Einwurfs macht uns ein Freund unsrer L... tes aufmerksam, dessen Bemerkung wir hier mittheilen:

„Wäre wirklich die beobachtete Atomen-Vibration eine aus ... flectirenden und inflectirenden Einfluß der nibirenden Theilch... Glases hervorgegangene optische Täuschung, so würde sie selbst ... gegebenen Grund derselben einen Beweis für das Atomensy... fern. Nur würde dieser Beweis jetzt durch das Mikroskop ... liefert, das Atomensystem würde in demselben gesehen, statt ... Brown außer demselben gesehen haben will. Aber aus der ... me, daß das Mikroskop selbst ein Aggregat lebendiger Atome ... folgt noch nicht nothwendig, daß das Licht nicht demungeachtet ... gehinderten Durchgang durch dieses Aggregat finden könne, und ... fällt die Einwendung Farquhars von selbst weg.

Ferner würde auch die Unmöglichkeit, im Mikroskop selbst ... ses Aggregat lebendiger Atome zu entdecken, gegen die Wahrheit ... brown'schen Behauptung Nichts beweisen, indem sie in einer ... Einwirkung des Feuers homogen gewordenen Masse nicht mehr ... bar oder entdeckbar seyn könnten, ohne darum nicht zu existiren.

Demnach ist der Beweis Farquhar's gegen das Atomensystem ein durchaus unzulässiger.

Täuschungen durch das Mikroskop sind allerdings sehr möglich wo sie aber vermuthet werden können, da muß *selbst die Untersuchung* ihrer Ursachen zu neuen interessanten *Resultaten führen*, weil es in jedem Falle eine neue Welt, der Wahrheit, oder *der Täuschung* ist, in die sie uns einführen.

„Es ist am Ende Nichts als die Luft, die man sieht,“ sagte ein großer Naturforscher. Aber auch das wäee sehr Viel.“

Türkische Justiz.

Kurz vor meiner Ankunft, sagt Madden in einem seiner Briefe von Konstantinopel, waren die türkischen Lastträger in Pera ihrer nächtlichen Räubereien wegen übel berüchtigt. Es war gefährlich, sich nach Einbruch des Abends auf der Straße betreten zu lassen, und vielfache Klagen kamen vor die Polizei. Einige wurden strangulirt, doch blieb dieß ohne Wirkung. Die Franken klagten auf's Neue, und einige Tage daeauf wurde eine jener summarischen Proceduren vorgenommen, die nur von türkischer Justiz und nur von türkischer Perfidie ausgeführt werden können. Sämmtliche Lastträger wurden damit beschäftigt, Korn an Bord des Admiralschiffes zu tragen; und so wie eine Abtheilung von ihnen das Verdeck betrat, ward sie ergriffen, gebunden und in den Bosporos geworfen. Auf diese Weise wurde man ihrer Aller los, und Pera war am nächsten Tage zu vollkommener Sicherheit zurückgekehrt. Obschlecht auch die Mehrzahl dieser Schurken gewesen seyn mochte, waren doch wahrscheinlich auch einige ehrliche Leute unter ihnen diese indessen besonders herauszufinden, wäre eine Mühe gewesen welche die Beamten der hohen Pforte wahrscheinlich viel zu sehr unter ihrer Würde hielten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 309. 5 November 1829.

Die polnische Legion in Italien.

Vergebens hatten die Patrioten Polens, nach der dritten Theilung bei der französischen Republik, ja selbst bei der Pforte Unterstützung gesucht *), um das niedergetretene Vaterland wieder zu erheben, als Bonapartes Siege in Italien ihren rastlosen Bemühungen für die geliebte Heimat einen neuen Leitstern gaben. Die Schritte, welche in dieser Hinsicht geschahen, macht Leonard Chodzko, nach einer gedrängten Darstellung der vorausgegangenen Begebenheiten zum Vorwurf seiner Geschichte, die er den Manen der gefallenen Polen weiht und also beginnt:

„Ich bin ein Pole!"

„Das Unglück meines Vaterlandes zu erzählen, Bericht zu geben von seinen Heldenthaten, als es für die Freiheit focht, von seinem dreimal erneuerten Kampf gegen die unendliche Uebermacht, seinen letzten Anstrengungen zur Zeit als es unrettbar dahin sank, von jener Kraft endlich, welche seine Vernichtung überlebte — ist keine Sache meiner Eigenliebe, noch weniger eine auf Gewinn zielende Spekulation; es ist Herzensbedürfniß, ist Todtendienst, ist Pflicht."

Im Herbst 1796 begab sich der polnische General Dombrowski **), eingeladen von seinen in Frankreich befindlichen Landsleuten, nach Paris, um den Versuch zu machen, eine polnische Legion beim französischen Heer zu organisiren. Zuvörderst trug er dem Direktorium seine Dienste als Freiwilliger im Generalstab der Sambre- und Maas-Armee an, welche damals unter dem Kommando Klebers stand. Sein Erbieten ward mit Freuden angenommen, und Dombrowski überreichte nun dem Direktorium eine Denkschrift folgenden Inhalts:

„Mein Zweck ist nicht, das für ganz Europa traurige Ereigniß der Theilung von Polen vom politischen oder commerciellen Stand der Dinge zu betrachten. Als Krieger möchte ich nur aus dem mir zukommenden Gesichtspunkt die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf die Angelegenheiten jenes Landes richten. Bekanntlich hat sich das russische Reich durch die Vernichtung von Polen auf eine so vortheilhafte Art vergrößert, hat eine solche Macht gewonnen, daß es jeden Augenblick die Türkei wegnehmen, Schweden unter seiner Botmäßigkeit halten, Preußen bedrohen und auf Oesterreich durch Erregung von Hoffnung oder Furcht bedeutend einwirken kann. Dieses, für die südlichen Mächte so beunruhigende Verhältniß des Nordens, muß den Blick derselben in mehrfachen Rücksichten auf sich lenken. Die französische Regierung kennt sie und hat sie in ihrer Weisheit ohne Zweifel bereits in reifliche Erwägung gezogen. Es wäre unnöthig, weiter darüber zu sprechen; ich begnüge mich daher zu sagen, daß die Polen, die ihre politische Existenz nur von Frankreich erwarten können, zur Entwicklung eines sichern und durch den Standpunkt des Nordens geforderten Systemes noch Viel beizutragen vermögen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsre letzte Revolution, so plötzlich sie auch

*) Vergl. hierüber die Memoiren Michael Oginski's, Nr. 139 des Ausl.

**) Johann Heinrich Dombrowski, den 29 August 1755 in Polen aus edlem Geschlechte geboren, erhielt seine Erziehung in Deutschland und trat 1770 als Kornet in ein sächsisches Ulanen-Regiment. Bald wurde er Adjutant des sächsischen Generals der Cavallerie Bellegarde, nahm jedoch nach der merkwürdigen Constitution seines Vaterlandes vom 3 Mai 1791 ungesäumt polnische Dienste, in denen er mit den Rang eines Majors angestellt ward und den Feldzug von 1792 mitmachte. Aber erst in den schrecklichen Kämpfen von 1794 lernte man sein Feldherrentalent nach Verdienst würdigen. Für die Tapferkeit, durch welche er sich bei der Vertheidigung Warschau's gegen die Preußen auszeichnete, erhielt er von Kosciuszko einen Ring, mit der Inschrift: „Das Vaterland seinem Vertheidiger, den 28 August 1794." Im Lauf dieses Jahres wurde er noch zum Generallieutenant erhoben, mußte sich aber nach der unglücklichen Schlacht bei Maciejowice, in welcher Kosciuszko gefangen ward, am 18 November an die Russen ergeben. Umsonst suchte ihn Suworow durch die glänzendsten Anerbietungen zu vermögen, russische Dienste zu nehmen. Er lebte als Privatmann in Warschau bis zum Jahr 1796, wo die Stadt von den Preußen besetzt wurde und er Erlaubniß erhielt, sich nach Berlin zu begeben — Dombrowski darf mit einem gewissen Dambrowski nicht verwechselt werden, einem Abenteurer, der den tollen (in Oginski's Mem. Nr. 139 des Ausl. angeführten) Plan auf Galizien hatte, nachher in russischer Dienste trat und seinen Namen in Dombrowski umändernd in Moskau eine Schrift über den Sturz Polens herausgab, endlich aber nach Sibirien verwiesen wurde.

Digitized by Google

entworfen war, und so sehr sie der Unterstützung derjenigen Mächte entbehrte, welche für die Unabhängigkeit Polens interessirt seyn mußten, dennoch eine für die Sache der Freiheit sehr günstige Diversion machte und zu der schnellen Umänderung der damaligen politischen Ansichten mitwirkte. Welchen Erfolg könnte man sich nicht von einer neuen Insurrektion versprechen, die das Ergebniß eines überlegten Planes wäre, dessen Zweck dahin ginge, einen Krieg Preußens mit Oesterreich und Rußland einzuleiten? Es würde sich zunächst um die Bildung einiger Legionen polnischer Freicorps bei den Heeren der Republik am Rhein und in Italien handeln.

1) Diese Legionen würden als Kern und Pflanzschule zur Bildung einer polnischen Armee dienen.

2) Sie hätten an ihrer Spitze einige Generale, welche in den zwei letzten Feldzügen Polens gegen Rußland und dessen Verbündete mit Auszeichnung gedient haben.

3) Die Corps der Legionen würden von entlassenen polnischen Subaltern-Offizieren gebildet, welche aus Nationalgefühl fast durchgängig die Dienste ausgeschlagen haben, die ihnen die theilenden Mächte anboten; — und von Gallicierн, welche gezwungen wurden, österreichische Dienste zu nehmen.

4) Die Legionen würden als Freiwillige mit den Heeren der französischen Republik dienen, den republikanischen Generalen untergeordnet seyn und der Bestimmung folgen, welche die französische Regierung ihnen vorzeichnete.

Die Ausführung dieses Entwurfes böte die vortheilhaftesten Aussichten für Frankreich und für Polen. Für Frankreich entsprängen nachstehende Vortheile: a) Man würde dadurch die österreichische Armee desorganisiren, wie vor einem Monat mit der in Italien befindlichen Abtheilung geschah, die aus Gallicieen bestand, welche die wirksamsten Feinde Oesterreichs geworden wären, wenn sie nach der Desertion einen Zufluchtsort gefunden hätten, der ihnen die Mittel sicherte, fortan so zu handeln, wie der Antrieb in ihnen lag. b) Man würde die Schritte der Verbündeten der Republik gegen Rußland und Oesterreich beschleunigen. c) Die polnischen Offiziere und Soldaten würden republikanische Grundsätze einsaugen, die sie in ihr Vaterland zugleich mit dem stolzen Gefühl zurück brächten, in der Schule der französischen Truppen und Waffengefährten derselben gewesen zu seyn. — Für Polen aber entständen folgende Vortheile: a) Man versorgte bisher unbesoldete Militärs auf eine anständige Art. b) Diese Militärs blieben in fortdauernder Uebung. c) Die polnischen Legionen bei der französischen Armee würden hauptsächlich dazu beitragen, ein Einverständniß mit den Patrioten in Polen zu unterhalten und diese gegen die Regierungen, welche in Widerspruch mit dem System der französischen Republik sind, aufzuwiegeln. d) Man würde aus den Polen, welche in das türkische Gebiet ausgewandert sind, ebenfalls eine Legion zu bilden suchen, und daran die mißvergnügten russischen Unterthanen jenseits des Dniepers Theil nehmen lassen, welche uns in unsrer letzten Revolution durch geheime Unterhändler zu wissen thaten, daß sie bereit wären, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen. Diese Legion könnte zugleich Bewegungen in Siebenbürgen und Ungern hervorrufen und hiedurch das Haus Oesterreich in die Unmöglichkeit setzen, den gegenwärtigen Krieg zu führen u. s. w."

Auf diese Eingabe ward Dombrowski von Seiten des Directoriums erwiedert, daß man zwar vermöge der französischen Verfassung die Bildung einer polnischen Legion in französischen Dienst nicht zugeben könne, daß aber durchaus kein Hinderniß vorhanden sey, eine solche Legion bei denjenigen Nationen zu bilden, mit welchen die Republik in gutem Vernehmen stehe, und welche alle ihre Kräfte anstrengten, sich unabhängig zu machen, wie Bologna, Ferrara, Mailand. Zu gleicher Zeit wurde Bonaparte, der damals in Oberitalien kommandirte, von der Sache in Kenntniß gesetzt und ihm aufgetragen, sich bei den provisorischen Regierungen in Mailand, Modena u. s. w. für die Errichtung einer polnischen Legion zu verwenden.

Dombrowski war nicht sobald von der Ansicht des Directoriums unterrichtet, als er ungesäumt nach Italien abreiste. Von Basel aus entschuldigte er sich in einem an Kleber gerichteten Brief, daß er den Dienst unter seiner Anführung, zu welchem er sich freiwillig erboten, nun doch von der Hand weisen müsse. In Mailand angekommen, legte er Bonaparte das Nähere seines Planes sogleich vor; dieser war jedoch zu sehr mit Geschäften überhäuft, um sich im Augenblick bei dem Congreß in Mailand für die Sache verwenden zu können, so daß erst am 9 Januar 1797 ein Vertrag zu Stande kam, wonach die Errichtung einer polnischen Legion im Dienst der lombardischen Regierung genehmigt wurde. Die Offizierspatente sollten von der Generaladministration der Lombardei ertheilt, zugleich aber von dem hiezu ausdrücklich bevollmächtigten Oberkommandanten der Lombardei und General en Chef der italienischen Armee (Bonaparte) bestätigt und contrasignirt werden. Alle in die Legion tretenden Polen sollten das lombardische Bürgerrecht erhalten, ohne dadurch verhindert zu seyn „im Fall der Noth," oder wenn einmal die Lombardei wirklich frei geworden wäre und zu ihrer Erhaltung keinen Krieg zu führen brauchte, nach ihrem Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Sogleich schickte Dombrowski einen polnischen Offizier, den Obristlieutenant Hamilkar Kosinski nach Piemont und seinen Adjutanten, den Major Elias Tremo, nach Frankreich, um die unter den österreichischen Kriegsgefangenen befindlichen Polen anzuwerben, und erließ in polnischer, französischer, deutscher und italienischer Sprache folgenden Aufruf:

Freiheit. Gleichheit.

Polen!

Meinem Vaterland bis auf den letzten Augenblick getreu habe ich seine Freiheit unter dem unsterblichen*) Kosciuszko verfechten helfen; leider mußte es unterliegen, und uns blieb nur die tröstende Erinnerung, unser Blut für das Land unserer Väter vergossen und unsre Fahnen bei Dubienka, Maciawice, Warschau und Wilna siegprangend gesehen zu haben!

*) Das deutsche Original, welches überhaupt mehrere Sprachfehler, die wir hier verbessert haben, enthält, übersetzt das immortel oder immortale Kosciuszko durch einen wunderlichen Verstoß: dem verewigten Kosciuszko.

Polen! die Hoffnung versammelt uns wieder; Frankreich triumphirt, es kämpft für die Sache der Völker. Auch wir wollen seine Feinde zu entkräften suchen. — Es gönnt uns einen Zufluchtsort; lasset uns wieder bessere Schicksale für unser Vaterland erwarten! Wollen wir unter seine Fahnen treten? Es sind die der Ehre und des Sieges!

Polnische Legionen werden in Italien errichtet, in einem Lande, das einst das Heiligthum der Freiheit war! — Schon sind Offiziere und Soldaten, Begleiter Eures Muths und Eurer Siege, bei mir. Schon werden die Bataillone organisirt. Kommt, Mitbürger! Werft die Waffen von Euch, zu deren Ergreifung Ihr gezwungen wurdet!

Lasset uns für die gemeinsame Sache der Völker; für die Freiheit, unter dem tapfern Besieger Italiens, Bonaparte, streiten. Die Kriegszeichen der französischen Republik sind unsre einzige Hoffnung. Durch Frankreichs, durch seiner Bundesgenossen Hülfe werden wir vielleicht dereinst unsre mit Schmerzen verlassene Heimat wiedersehen.

Hauptquartier Mailand den 20 Januar 1797.

Der polnische Generallieutenant
Johann Dombrowski.

Ihrerseits erließ nun auch die lombardische Regierung am 7 Februar einen Aufruf, worin den Polen noch insbesondere das Zugeständniß ihrer Nationaltracht und das Versprechen, in polnischer Sprache kommandirt zu werden, gemacht wurde. — Beide Proklamationen wirkten wie ein Zauberschlag. Schon am 9 Februar waren 1127 Mann beisammen. Man theilte sie in zu Grenadier- und ein Jägerbataillon, welche nach ihrer Landesart gekleidet und bewaffnet wurden, bis jetzt aber noch keine Offiziere hatten. — Kosinski jedoch, der das Kommando der Jäger erhielt, brachte aus Piemont eine beträchtliche Menge Soldaten und Offiziere, welche nach dem Unabhängigkeitskrieg von 1794 aus ihrem Vaterland ausgewandert waren. Bald stand die Legion vollkommen organisirt da, und bekam am 8 März Befehl, sich nach Mantua, welches am 2 Februar in die Hände der Franzosen gefallen war, zu begeben. Dombrowski brach mit seinen zwei Bataillonen, deren jedes bereits 1000 Mann zählte, auf. Allgemein hoffte man, in Kurzem im Herzen von Oesterreich zu stehen, ja Dombrowski entwarf in dieser Zuversicht zu Mantua einen umständlichen Plan, wonach das polnische Corps über Croatien, Siebenbürgen und Ungern in Polen eindringen, und dort die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzen sollte. Er übergab diesen Entwurf Bonaparte, welcher darauf einzugehen schien, und der Legion Befehl ertheilte, von Mantua nach Palma-Nuova zu marschiren. Ihr Zug dahin wurde von venetianischen Parteigängern und den insurgirten Bauern beunruhigt; doch langten sie am 17 April an, und bald waren 5000 Polen in Palma-Nuova versammelt, glühend für das Vaterland, und nur das Zeichen erwartend, um den Weg nach der alten Heimat anzutreten, als die Schreckensnachricht von dem am 18 April zu Leoben abgeschlossenen Frieden eintraf.

Erstaunt eilte Dombrowski zu Bonaparte. Er erhielt Lobsprüche über seinen und seiner Untergebenen Eifer für die gute Sache; als aber der Befreiung seines Vaterlandes von dem Erwähnung geschah, vermochte der Obergeneral keine Verheißung zu geben, und empfahl ihm bloß Geduld und Ausdauer. — Und diese Tugenden haben die Polen treu geübt, vom ersten Säbelhieb für die Republik an, bis zum Fall des Kaiserthrons bei Waterloo!

(Schluß folgt.)

Cadix als Freihafen.

Die Erklärung von Cadix zum Freihafen ist ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit nicht nur für diese Stadt, sondern für Spanien und für ganz Europa. Dieselbe ist von der Natur zu einem großen Handelsplatze gebildet. An die Pforte Europa's, auf den Weg nach beiden Indien und der Levante gesetzt, gleichsam als das erste Bollwerk und die erste Herberge unsres Erdtheils, verbindet sie mit dieser günstigen Lage noch eine Menge von ihrer nächsten Oertlichkeit herrührender Vortheile. Sie ist mitten im Meer auf einem Sandhügel erbaut, eine Halbinsel begrenzend, deren schmale, lange, halbrunde Oberfläche eine ungeheure Rhede bildet. Die schöne Stadt, an welche ringsum die Wogen schlagen, gleicht fast dem Nest eines Eisvogels auf der See, und die Spanier bezeichnen sie sehr richtig wenn sie dieselbe „das steinerne Schiff" nennen.

Cadix wurde zu Cäsars Zeiten, unfern dem alten Gades gegründet, und war schon im Mittelalter berühmt, gewann aber den höchsten Glanz und den Namen einer „Königin der Städte", als Vasko de Gama und Columbus Europa zwei neue Welten eröffneten. Damals ließen sich eine Menge fremder Kaufleute aus Frankreich, England, Holland in Cadix nieder; damals entstanden die großen Waarenlager, die Zeughäuser, die Werften der Stadt, und ihr Hafen wimmelte von den Schiffen aller Nationen. Seit jener Zeit ging der größte Theil der Reichthümer Indiens und Amerikas nach dieser großen Niederlage. Doch erhielt sich der blühende Zustand nicht lange. Mit Spanien sank auch Cadix. Die Einnahme Gibraltar's durch die Engländer im J. 1704 bereitete den Verfall von Cadix vor, welchen die Vernichtung der spanischen Seemacht bei Trafalgar und die Trennung der americanischen Kolonien von Spanien vollendete. Die Stadt lag im Todeskampfe, als die Erklärung zum Freihafen erschien.

Man begriff, daß das einzige Mittel, dem Platze wieder Leben zu geben, und aus der vortheilhaften Lage desselben Gewinn zu ziehen, in der Freiheit bestehe. Aber durfte man unter den gegenwärtigen Umständen eine solche Handlung der Klugheit und Kraft von der Regierung erwarten? Seit dem Jahr 1820 ist Cadix in den Augen derselben verdächtig. Die Stadt der Revolution hatte sich eher einer Bestrafung, als einer Gunst zu versehen. Auf der andern Seite sind Zölle in einem Land, das keine regelmäßige Staatseinkünfte bezieht, und bei einem Volk, bei welchem der Kunstfleiß beinah völlig erstorben ist, und das sich ganz auf Fremdr verlassen muß, eine höchst wichtige, höchst nothwendige Erwerbsquelle. Trotz des Schleichhandels, der ganz öffentlich betrieben wuede, und gewöhnlich sogar mit Beamten des Staatsschatzes selbst, warf die Zollinie bei Cadix doch einen sehr beträchtlichen Gewinn ab; und dieses Vortheils sollte man sich jetzt entäußern! Dazu kamen die Klagen und Gegenvorstellungen der andern Handelsstädte, welche sich in die Erbschaft von Cadix ge-

Digitized by Google

theilt hatten, wie Sevilla, Barcelona, Corunna, Bilbao ꝛc. Auch sprachen für diese noch obendrein mächtige Personen, welchen man den Mund stopfen mußte. Die Schwierigkeiten, welche sich der Sache in letzterer Beziehung entgegenstellten, mußten sehr bedeutend seyn, denn sogar die Cortes hatten trotz ihrer Vorliebe für Cadix nicht gewagt, dasselbe zum Freihafen zu erklären, so sehr fürchteten sie den kräftigen Widerspruch Cataloniens. Endlich beeiferte sich die Camarilla und die gesammte Geistlichkeit um die Wette, dem König vorzustellen, daß eine so verdächtige Stadt in Kurzem der Brennpunkt des Liberalismus und der Philosophie seyn, daß eine neue Revolution entstehen, und Thron und Altar in die Hände der Gottlosen liefern würde.

Wer nur einigermaßen mit der spanischen Regierung bekannt ist, wird zugeben, daß ein jeder der angeführten Gründe, besonders aber der letztere, mehr als hinreichend gewesen sey, um die Wünsche einer unglücklichen Bevölkerung und die Rathschläge einer weisen Politik zurückzuweisen. Man muß also dafür, daß diese gleichwohl durchdrangen, wohl eine andre Ursache annehmen, als den Einfluß des jungen Marquis von Casa-Irujo, welchem man die Ehre davon zugeschrieben hat. Die Entwürfe Spaniens gegen America, die Siegesplane, welche es fortwährend verfolgt, und in diesem Augenblick auszuführen sucht: diese sind der Grund jener unerwarteten, plötzlichen Entscheidung. Glaubt man dem allgemein verbreiteten Gerücht, daß die Stadt im Fall der Freigebung ihres Hafens eine Unterstützung an Geld und Menschen zugesagt habe, so daß sie ihre Freiheit wie die Gemeinden im Mittelalter durch eine Art Kaufvertrag erworben hätte, so ist man in das Geheimniß jener Gnade vollends ganz eingedrungen. *)

Wie gesagt! ein stärkerer Beweggrund als der Haß, die Furcht ꝛc muß für Cadix in Anwendung gebracht worden seyn; denn die eben angeführten Hindernisse waren nicht die einzigen, welche sich der Sache entgegenstellten; es gab ein noch viel bedeutenderes Hinderniß, welches jene Stadt zum ewigen Tod zu verdammen schien: der Widerspruch Englands. Die schwierige Lage, worin sich dieses Land nach Innen und Außen zu befindet, die Sorge vor einem deutlich genug drohenden Bürgerkrieg, welchem es kaum zuvorzubeugen vermochte, die nicht geringere Besorgniß wegen eines auswärtigen Kriegs, hemmten diesmal seine stolzen Forderungen. Denn wohl muß Britannien jetzt resigniren. In einer Beziehung ist Gibraltar bereits für dasselbe verloren. Dieses wichtige Besitzthum wird in seinen Händen fortan ein bloßer Waffenplatz seyn: als Handelsstadt, als allgemeiner Markt, wird es künftig nicht mehr auftreten können. Gibraltar hat sich bloß durch den Sturz von Cadix gehoben, und weil es bisher der einzige Freihafen war. Jetzt, wo das gleiche Verhältniß zwischen beiden eintritt, wird es besiegt werden. Cadix ist eine schöne, große Stadt; Gibraltar eine Feste, auf einem unfruchtbaren Felsen. Cadix hat einen ungeheuern, bequemen und wohl gesicherten Hafen; Gibraltar hat eigentlich gar keinen: die Schiffe müssen im offnen Meer Anker werfen, und jedes Jahr beweisen die traurigsten Unglücksfälle, welche das Ufer mit Bracktrümmern bedecken, daß man hier der Natur Gewalt anthut. Aus dem Hafen von Cadix kann man fast mit jedem Wind ausfahren; nur ein einziger Wind, der Ostwind, läßt die Fahrzeuge, welche von Gibraltar abseegeln wollen, die Meerenge passiren. Cadix endlich liegt auf dem Wege nach Indien und America, so daß alle europäischen Fahrzeuge dort anlegen können, ohne einen Umweg zu machen; Gibraltar liegt hinter einer gefährlich zu befahrenden Meerenge, welche das Schiff beim Hin- und Herwege jedesmal durchschneiden muß.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Cadix als Freihafen die Vortheile, die bisher Gibraltar als Freihafen zukamen, an sich reißen muß; ja es wird nicht nur des offenen, sondern auch des Schleichhandels sich bemächtigen, welcher bisher für die Einwohner Gibraltars ein Erwerbsquell war.

Die bloße Nachricht von dieser unerwarteten Veränderung hat Cadix wieder Leben und Bewegung gegeben. Siegt der Befehl über die Hindernisse, auf welche er bei seinem Entstehen traf, so welche er bei seiner Ausführung trifft; unterliegt er nicht Berechnungen, die man ihm abzunöthigen Lust haben dürfte; so wird man wie einst im sechzehnten Jahrhundert, eine Menge Fremder nach dem neuen Markte strömen, und den Kunstfleiß und die Aufklärung von ganz Europa dahin bringen sehen. Doch sollen die Hoffnungen auch nicht zu hoch gespannt werden. Das künftige Glück hängt seinem Haupttheile nach von entfernten Ursachen ab, die kein Staatsbeschluß zu erzwingen vermag. Die Verbindung mit America muß noch jetzt, wie in der frühern Glanzperiode, die eigentliche Grundlage des Reichthums von Cadix bilden. Ehe diese Verbindung in Statt finden kann, muß die Ordnung in den durch Bürgerkrieg zerrissenen Staaten der neuen Welt hergestellt werden; muß der alte Herrscherstaat den Entwürfen entsagen, welche doch zu keinem dauernden Erfolge führen können, und sich vielmehr bemühen, durch Bündnisse, welche ein großer Theil der Südamericaner selbst wünscht, den Einfluß einigermaßen zu gewinnen, welchen er unter den ersten Nachfolgern Isabellens durch Waffengewalt erlangt hatte *).

Strafe des Verkaufs der Doctorwürde in China.

Der Hoakjun, oder Vorsteher der Gelehrten in der Provinz Kiangsi hatte ein bequemes Mittel gefunden sich zu bereichern, indem er die literarischen Auszeichnungen oder Grade, welche alle Beamten in China erwerben müssen und die wie etwa mit der Magister-, Licentiaten- und Doctorenwürde unserer Universitäten vergleichen können, um Geld verkaufte. Die Sache war indessen durch einen hinlänglichen Bericht an den Kaiser gekommen, der sogleich zwei Commissäre absandte, um das Haus des Hoakjun durchsuchen zu lassen. Diese fanden einen Schatz, der sich auf 400,000 Taels belief; und da diese Summe von einem Gelehrten nicht füglich auf rechtmäßige Weise erworben worden seyn konnte, so wurde sie vorläufig confiscirt. Beschämt, entehrt und an den Bettelstab gebracht ging der arme Hoakjun und erhängte sich. Was würde manche Facultät in Deutschland dazu sagen, wenn bei ihren Mitgliedern ähnliche Visitationen vorgenommen würden?

Canton Register.

---

*) Sehr glaubwürdige Nachrichten geben die versprochene Unterstützung zu 11 Millionen Reales jährlich (beinahe 3 Millionen Franken) frei von allen Kosten des Einzugs und der Versendung an.

*) Die Zollinie ist jetzt nach San Fernando auf der Insel Leon hinausgerückt, und die Oberaufsicht wird von Xeres de la Frontera aus geführt. (Beschluß vom 27 April d. J.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Mit einer literarischen Beilage.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 310. 6 November 1829.

Ansichten von Egypten *).

I. Alexandria.

Am 29 September früh hatten wir nirgends Land zu Gesichte. Doch mit Sonnenuntergang, da die Nebel am Horizonte völlig aufgelöst waren, wies sich in mächtiger Verbreitung in West bei Nord das Haupt des kretischen Ida. Wir waren in diesem Augenblicke 200 Seemeilen von der Insel Candia entfernt. Abends fiel Windstille ein und währte bis zum folgenden Tage, wo mehrere Blitze aus Nordwest frischen Wind verkündigten. Bald kam er, aus Südost, und ging in Sturm über. Wir hielten die Bramsegel zweimal gereft während der Nacht und am nächsten Tage. Einem einzigen Schiffe waren wir, seit unserer Abfahrt von Smyrna, begegnet, so sehr war der Handel durch die Seeräuber eingeschränkt. Dieß eine war ein österreichischer Kauffahrer. Es liegt etwas Erhebendes darin, sich, zwei schwimmende Punkte, auf der unendlichen Fläche des Meeres, zu treffen und zu begrüßen. Hoch von Bord zu Bord ruft sich der Seemann die „glückliche Fahrt!" zu. Er fragt nur Wenig: „welche Breite habet Ihr?" „welche Länge?" — und scheidet wieder. Das Reich der Namen ist zu Ende; nur die Zahlen gelten noch.

Fünfzig Meilen von der Küste entfernt, sahen wir schon ein Paar Falken uns entgegenkommen, wovon wir einen fingen. Viel früher waren wir kleinerem Gevögel, Schwalben, Stelzen u. s. w. begegnet. Die armen Thierchen setzten sich ganz ermüdet auf das Tauwerk, und die Matrosen erhaschten sie mit ihren Händen. Am 4 Oktober mit Tagesanbruch gewahrten wir einige Barken aus dem Nil, Schebecken mit drei Masten, und bald darauf kamen wir in den Bereich der Ausströmung, die sich durch die Trübung des Meeres ankündigt. Endlich, um Mittag, zeigte sich Land, in zitternder, abgebrochener, gelber Linie zwischen Wellen und Himmel. Ein Thurm stieg nach und nach empor — ein Fort — eine Reihe von Dattelpalmen — ein anderer runder gleich hoher Sandhügel: es war die Küste von Abukir. Wir legten rechts um. Schon zeigte sich die Säule des Pompejus — schon verkündigte ein Wald von Masten Alexandria; aber die Sonne ging unter, wir waren zu nahe der Küste und doch zu ferne, um den Hafen zu erreichen und mußten ins Weite.

Am 5 Oktober, kaum daß der Tag angebrochen war, kam uns mit vollen Segeln ein egyptisches Geschwader von 16 Kriegsschiffen entgegen. Wir erkannten die Flagge Moharem-Bey's, des Gouverneurs von Alexandria und Schwiegersohnes des Vicekönigs, und wechselten die üblichen Grüße. Es hielt die Richtung nach Cypern. — Mehr und mehr hob sich Alexandria aus der See mit dreiten hohen Gebäuden aus Stein, festen Schlössern an mehreren Punkten, dem Hügel mit Fort Casarelli im Hintergrunde, Häfen zu beiden Seiten, von Schiffen gefüllt, Dattelpalmen, zu Wäldchen vereinigt, welche die einfärbige Haltung der Landschaft wohlthätig unterbrechen; dieß Alles endlich durch die Pompejussäule überragt. Die Fahrt in den alten Hafen (den größeren und besseren) ist sehr gefährlich. Während er dem Auge im Westen völlig geöffnet erscheint, verengen Untiefen und Klippen, die wenige Fuß unter dem Wasserspiegel liegen, die Einfahrt dermaßen und geben ihr so verschiedene Richtungen, daß ohne die Hafenlootsen zu erwarten, kein größeres Schiff sich in dieselbe wagt. Der Lootse begiebt sich, von jeder Stunde von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, sobald er ein Schiff dem Hafen sich nähern sieht, in einem Boote bis vor die Untiefen und weiset dann, eine Fahne schwingend, in leicht verständlichen Zeichen den Weg. Die Beschaffenheit der Einfahrt gewährt dem Hafen eine gute Vertheidigung, und von einem Feinde, der seinen Angriff auf Ueberraschung baut, ist Wenig zu befürchten.

Man läßt den Palast des Vicekönigs auf der Spitze einer Halbinsel zur Linken — kahle Dünen zur Rechten, wendet links und fährt in den weißen Hafen ein, der seit Jahrtausenden die wichtigste Landungsstelle Egyptens am Mittelmeere ist. Zwischen den Masten der Schiffe blicken große Vorrathsgebäude und hohe mit Mauern gesonderte Bauten durch, die sich dart aus Ufer drängen. Da bewegt sich eine bunte Menge in Geschäften des Handels zu Fuß, zu Roß, auf Maulthieren und Kamelen; da

*) Wir entlehnen diese interessanten Aufsätze dem eben erschienenen trefflichen Werke des österreichischen Hrn. Majors von Prokesch: — „Erinnerungen aus Egypten und Kleinasien"; Wien, Armbruster — auf welches wir unsere Leser hiemit als eines der beachtungswerthesten literarischen Erzeugnisse, das sich eben so sehr durch Gehalt, als malerische Darstellung auszeichnet, verwiesen haben wollen.

Digitized by Google

fliegen Waaren gehäuft und große Holzlager; da ist ein unabläßiges Anlanden und Abstoßen von hundert und hundert Booten. Ein dumpfes Gewirre dringt ans Ohr und übertönt das Rauschen der See. Man ist in Alexandria. —

Weißer Sand, zu Dünen gehäuft, als Vorder- und Hintergrund, als Unterlage der ganzen Landschaft; hinausgeflüchtet auf eine schmale Zunge, von der Wüste gedrängt, von der See bedroht und gegen beide mit Mauern sich wehrend, in engen, schmutzigen, doch meist geraden Gassen und an geräumigen Plätzen mit Kalk geweißte hohe Gebäude aus Stein, in fränkischem bald und bald im maurischen Stile, mit zwei bis drei fensterbreiten Vorsprüngen (Mohgrabihs) aus geschnitztem Holze und Gitterwerk, mit Terrassen gedeckt, auf welchen die ganze Hauswirthschaft ausgelegt ist, und über die ein Gestelle sich hebt, das man „die schöne Aussicht" zu nennen pflegt; — unansehliche Moscheen mit niederen, geneigten und duckligen Minarets; — Holzhütten und Zelte als Basars; — hie und da eine Granitsäule, eine Isisstatue, eine Hieraglyphentafel, ein Mithraskopf; — hie und da eine Palme mit schwerem Dattelsegen: dieß Alles, umfangen mit doppelten Mauern, plumpen Thürmen, französischen Forts auf hochragendem Sandschutt, ummauerten Dattelgärten, und eingeklammert zwischen der unendlichen See, dem schiffedesäeten Hafen, dem Canal Mahmudieh und dem bleichen Spiegel des Sees Mareotis: das ist Alexandria.

In diesem Raume treibt sich, im ununterbrochenen Gewühl, Gesindel herum der lumpigsten Art, neben welchem der Pöbel zu Smyrna und Konstantinopel zu einer Gesellschaft guten Tones wird; der Neger, bald stark und groß, bald klein und schwächlich, in Lumpen dürftig gehüllt; der Soldat, in rothem festanliegendem Dienstkleide und mit verrosteten Waffen; der Araber dunkelbraun, in häßlicher Vertrocknung, eine nackte, wandelnde Mumie; der Beduine mit schwarzem, glühendem Auge, edlen Formen und sicherem Schritte, das gehobene Haupt in ein Stück Sackleinwand malerisch gehüllt, seine Habe mit sich und überall zu Hause; der Türke in hellfarbigem Kleide, weniger reich und prangend, als in Asien und Europa; aber, wie dort auch hier, kräftig, stolz, unverrückbar aus der Ruhe des Anstandes; der Grieche, im Anzuge reicher, in den Formen vertraulicher, glatt und stets bei der Hand; der Barbareske, mit trotzigen Zügen und starkem Körper, rauh, gewaltsam wie die Thiere der Wüste, aber stattlichen Ansehens in seinem weißen Schiffermantel; der Mann des Pascha im rothen Kleide, mit prächtigen Waffen und breitem Turban; der Franke in Mameluckentracht, übersehen oder geduldet im Volke, ausgezeichnet vom Pascha, wenn in dessen Dienste; der Europäer endlich, in unbeschränkter Freiheit in Bezug auf Sitten, Kleidung, Lebensweise und Geschäfte.

Hiezu kommen die Frauen der Araber und Neger, meistens häßliche Gestalten, vertrocknet in den Jahren, wo bei uns das Mädchen Jungfrau wird; schon in der Jugend alt. Diese Weiber sind mit weißem oder blauem Hemde angethan, das nach Vornen bis unter die Brust geöffnet ist; den Kopf mit gleichfarbigem Tuche umwunden, von welchem ein schmaler Streifen von der Stirne aus bis unter die Nase reicht, der bei Wohlhabenden mit einigen Goldmünzen besetzt ist; daran hängt Zwickel aus schwarzer Seide oder Leinenstoff, der fast bis die Füße reicht, aber Nichts verdeckt. Was Kind ist, läuft umher. Frauen der Türken, Griechen oder Europäer zeigen sich selten zu Fuße, sondern reitend auf Saumthieren und Pferden, hinter sich ein Gefolge von Dienern und Sclavinnen.

Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist Gedränge in allen Straßen. Dann eilt, Wer ein Dach hat, nach Hause, denn er fürchtet die Feuchtigkeit des Abends und der Nacht. Der Beduine und der Bewohner der Dörfer verläßt die Stadt und legt sich in den Sand; die Thore werden geschlossen; nur das arme Volk sucht sich in den Straßen und auf den Plätzen irgend eine trockene Stelle aus, um zu ruhen.

Was das Gedränge des Tages vermehrt, ist die große Zahl von Trag- und Saumthieren, die unablässig ab- und zukommen. An allen Thoren, auf allen Plätzen stehen die Eseltreiber mit gesatteten Thieren zum Gebrauche von Jedermann; um ein Geringes reitet man von einem Ende der Stadt zum andern, während der Treiber neben dem Esel einherläuft; der Fremde zeigt sich kaum außer seinem Hause, so wird er von einigen Zwanzig solcher Kerle angefallen, die ihm ihre Esel aufdrängen wollen; dabei kommt es häufig zu Schlägen unter den Treibern, der Lärm ist ungeheuer, legt sich aber in dem Augenblicke, wo der Fremde sich in den Sattel schwingt. Wer nicht zu Esel oder zu Pferde sitzt, wird verachtet.

In langen Zügen, mit großen Schläuchen an der Seite ziehen die Kameele durch die Stadt. Sie bringen Trinkwasser vom Nil, denn es giebt keine brauchbaren Brunnen in Alexandria. Hinter diesen Karawanen jagen die Sperlinge und das andere Gevögel einher, hängen sich an die Schläuche und saugen die Tropfen im Falle, die aus den Fugen dringen. Alles Trinkwasser wird gekauft, durch Steine oder sonst geseiht und in Krügen aus thebanischer Erde aufgesetzt, welche es durchlassen und zu einer angenehmen Frische bringen.

Ein wolkenloser, matter Himmel wölbt sich über Alexandria. Grau in Grau ist die Landschaft gearbeitet. Nicht so viel Grün, als man mit der Fläche einer Hand bedecken könnte, schmückt den Boden; die Sodagewächse und wenigen Gesträuche tragen von Natur dieselbe Farbe; die Dattelpalmen hat der Staub der Wüste der allgemeinen Farbe unterworfen. Einige Europäer drängten dem Sande Gärten auf, die, von Mauern vertheidigt, die Einförmigkeit nicht brechen.

Von der Höhe der Terrassen ergötzt sich das Auge am Getriebe der Stadt und des Hafens — und an den beiden Meeren, der See und der Wüste, auf denen Wind und Licht fortwährend Bewegung und Scherze erzeugen.

Die polnische Legion in Italien.

(Schluß.)

Nach dem Frieden von Leoben bekam das Corps Befehl nach Treviso und bald darauf nach Bologna zu rücken, mit Ausnahme eines Bataillons, das bei der Besatzung in Mantua blieb. In Bologna erhielt Dombrowski einen noch vor Abschluß des Friedens geschriebenen Brief aus Lille, worin ihm Wielewiecki, ein

Digitized by Google

ıpferer polnischer Offizier, anzeigte, daß er in Folge seines ufrufs bei 1000 Mann zusammengebracht habe, und nächstens n ihm stoßen werde.

Während Dessen hatten sich die in Paris lebenden polnischen Ausgewanderten von ihrer Bestürzung über den Frieden ieder erholt, und den kühnen Entschluß gefaßt, in Mailand ine polnische Reichsversammlung zu constituiren, oder vielmehr en in Warschau abgebrochenen Reichstag in Mailand unter dem chutz der polnischen Waffen fortzusetzen, gegen die Gewalt, elche sie hindere, denselben in ihrem Vaterlande zu halten, ierlich zu protestiren, und alle Landboten, mit den Reichsmarhällen Malachowski und Sapieha an der Spitze, zu sich einuladen. Dombrowski wurde von dem Vorhaben unterrichtet nd schenkte ihm seinen ganzen Beifall. Er glaubte an die Möglichkeit, es auszuführen, und miethete das Palais Serbelloni n Mailand, welches er für eine große Versammlung einrichten ließ. Aber Nardutt und Kochanowski, welche die Einladung nach Polen bringen sollten, wurden auf der preußischen Grenze verhaftet und ihre Papiere in Beschlag genommen, so daß das anze Unternehmen bloß neue Verfolgungen gegen die in Polen ebenden Patrioten, und unter Anderem die Gefangensetzung Malachowski's veranlaßte, von dessen Erscheinen auf dem neuen Reichstag man sich am Meisten versprochen hatte.

Dagegen strömten der Legion von allen Seiten Einsteher u, Bialowieski traf mit seiner Schaar von Lille ein und die Menge nahm dergestalt zu, daß noch im Juni zwei Infanterieregimenter, jedes zu drei Bataillonen, gebildet werden konnten. as Bataillon bestand aus drei Compagnien und jede Compagie zählte 125 Mann. Der Dienst geschah nach französischer Einrichtung; Kleidung aber, Waffenübungen und Disciplin, mit Ausnahme der Leibesstrafen, blieben polnisch. Ein in Reggio zwischen den Patrioten und Aristokraten entstandener, von den polnischen Truppen zur Zufriedenheit beider Parteien gedämpfter Aufstand gab Dombrowski Veranlassung, sich bei Bonaparte, welcher dem so eben bewiesenen Geiste der Legion seine Anerkennung keineswegs versagte, dahin zu verwenden, daß vermöge seiner Fürsprache den Polen auf dem nächst zu haltenden Friedenskongreß eine Repräsentation gestattet würde. „In diesem Augenblick", heißt es in dem an den Obergeneral gerichteten Brief, „in diesem Augenblick sollen die Feinde Frankreichs, selbst diejenigen, welche der Menschheit am Meisten Schaden gethan haben, sich in irgend eine sichere Lage setzen dürfen und die Polen vergessen bleiben? Und warum? Weil sie der Freiheit dient, weil sie ganz Europa gezeigt haben, daß sie innerhalb sinf Monaten, 300 Meilen von ihrer Heimat entfernt, ein Corps von 6000 Mann zu bilden vermochten. Können uns die Bourbonen, der Statthalter der Niederlande und die Fürsten von Deutschland und Italien eine so große Anzahl Menschen aufweisen, welche in diesem Krieg für sie gekämpft haben? Und doch sind Jene durch die Interessen und Bande, welche sie an Könige und Monarchien knüpfen, gebogen, während wir, weit entfernt einen König oder eine Monarchie zu Freunden zu haben, vielmehr Alle als Feinde betrachten müssen. Nur an die französische und cisalpinische Republik können wir uns also wenden, und von diesen hoffen, daß sie unsre Lage berücksichtigen werden." — — Bonaparte erwiederte in einem das Benehmen der Legion achtenden Schreiben, „daß zwar die Wünsche aller Freiheitsfreunde für die tapfern Polen seyen, daß man jedoch die Erfüllung dieser Wünsche nur von der Zeit und dem Schicksal erwarten könne."

Noch in demselben Jahre begann der Krieg von Neuem, und die Legion erhielt Befehl, in der Richtung nach Venedig aufzubrechen. Man war hierüber sehr erfreut, und schmeichelte sich wiederum, bald in Ungern eindringen zu dürfen, da das Corps jener Marschroute nach den rechten Flügel der französischen Armee bildete, was eben die Stellung war, welche Dombrowski in dem an Bonaparte eingereichten Plan für dasselbe bestimmt hatte. Im Augenblick des Aufbruchs kam der General Kniaziewicz mit vierzig polnischen Offizieren an, welche ihr Vaterland trotz der von den drei Mächten auf Auswanderung oder Theilnahme an der Legion gesetzten Todesstrafe, so eben verlassen hatten. — Abermals jedoch vernichtete der Friede von Campo Formio die Hoffnung der Polen und die Legion wurde angewiesen, sich nach Ferrara zurück zu begeben. Ein Bataillon ward nach Venedig beordert, dessen Bewohner sich in einer sehr gespannten Stimmung befanden. Dort mußten Die, welche ihre eigene Unabhängigkeit hatten erkämpfen wollen, beinahe fortwährend unter dem Gewehr bleiben, um dich Unabhängigkeit eines andern Volkes niederzudrücken.

Indessen verbreitete sich die Nachricht von dem Congreß in Rastadt, worauf sämtliche Offiziere der Legion, die sich jetzt auf 7146 Mann belief, ungesäumt eine Eingabe an Dombrowski richteten, um diesen zu einer abermaligen Verwendung für die polnische Sache am Congreß zu vermögen. Dombrowski, der mit den Wünschen seiner Untergebenen übereinstimmte, verfügte sich nach Mailand und erneuerte sein Gesuch bei Bonaparte, welcher eben im Begriff stand, nach Rastadt abzureisen. — — Gleich darauf wurde von Seite der französischen Republik dem Pabste der Krieg erklärt und am 3 Mai 1798 zog das polnische Corps siegreich in Rom ein. Hundert Jahre vorher hatte Sobieski Wien von den Türken befreit, und die bei dieser Gelegenheit eroberte Fahne Mohammeds und den Säbel, welchen Er selbst in der Schlacht geführt, nach Loretto gesandt, wo beide Stücke seit jener Zeit aufbewahrt worden waren. Das neu errichtete römische Consulat bot dieses Denkmal polnischer Tapferkeit Dombrowski zum Geschenk. Von diesem Tage an folgte die ottomanische Fahne dem Hauptquartier der Legion, und nach Dombrowskis Tode, im Jahr 1818, wurde sie in einem Saal der „königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau," aufgestellt, wo sie sich noch befindet. Den Säbel schickte der polnische General späterhin an Kosziuzko zum Geschenk. — Bei der darauf folgenden Ernte halfen die polnischen Krieger, auf Ansuchen des Consulats bei Dombrowski, den römischen Landleuten das Korn schneiden, weil der Mangel an Taglöhnern die Lebensmittel sonst sehr vertheuert haben würde; bald aber tauschten sie die Sichel wieder mit dem Bajonnet um; indem ein Aufstand, der in einigen Abtheilungen des römischen Gebiets ausbrach, sie unter die Waffen rief. Kaum war die Empörung gedämpft, als Neapel der franz. Republik den Krieg ankündigte.

Digitized by Google

Eine neapolitanische Armee drang in das römische Gebiet vor. Ihr Triumph war kurz. Am 22 Januar 1799 zog die französisch-polnische Armee in Neapel ein, und ein Offizier der Legion, der General Kniaziewicz, erhielt zur Anerkennung der Verdienste, welche die Polen in diesem Feldzug sich erworben hatten, von dem französischen Oberbefehlshaber Championnet den Auftrag, sämmtliche eroberte Fahnen nach Paris zu bringen. — Ruhmvoll nahm das polnische Corps an allen Kämpfen, welche die Republik in diesem Jahr mit Oesterreich auf Italiens Boden durchzufechten hatte, Antheil, und erfuhr die stäte Würdigung seines Verdienstes vom Direktorium. So ließ ihm dieses im April 1799 durch Barras schreiben: „Brave Polen! Ihr habt Euer Vaterland der Knechtschaft nicht zu entreißen vermocht, aber Ihr habt geschworen, die Freiheit überall zu vertheidigen, wohin sie ihre Fahnen trägt. Mit einem Muthe, welcher der Freiheit werth ist, habt Ihr Euch am 6 Germinal (26 März) geschlagen. Das Direktorium dankt Euch dafür. Indem Ihr mit Eurem Blute den Bau einer Republik kittet, lasset Ihr Euern Landsleuten Euer Andenken, Euer Beispiel und den edeln Wunsch, Euch nachzuahmen." — Der tapfere General Romkiewicz fiel am 5 April bei Verona mit den Worten: „ach, warum hat mir das Schicksal nicht gegönnt auf dem Boden meines Vaterlandes zu sterben!" — Der Plan, in dieses Vaterland über Ungern einzudringen, welchen der rastlose Dombrowski dem französischen Obergeneral Scherer abermals vorlegte, scheiterte dießmal an dem Kriegsunglück der Franzosen selbst. Ihre Armee von Scherer an Moreau übergeben, zog sich zurück, und die Legion hatte nun neben den Oesterreichern noch die alten Feinde, die Russen unter Suwarow, gegen sich. An der Trebbia kam es zum heißen, mehrtägigen Kampf. Der Tag von Praga stand vor den Polen. Rachedurstig stürzten sie gegen die verhaßten Moskowiten und heldenmäßig schlugen sie sich gegen die Ueberzahl des Feindes, der großen Schaden erlitt. Aber auch sie verloren über tausend Mann an Todten und Gefangenen, und hatten über 500 Verwundete. Dombrowski wurden zwei Pferde unter dem Leib getödtet, und er selbst erhielt eine Wunde. Trotz derselben schlug er sich mit dem Säbel in der Faust durch einen Haufen feindlicher Reiterei, die ihn gefangen zu nehmen drohte. Einem Kosacken, welcher ihn eben durchbohren wollte, hieb er die Lanze entzwei, sprengte in den Fluß und wurde von seinem Pferd sicher ans jenseitige Ufer getragen. — Die Gefangenen, selbst die Offiziere, nöthigte der Feind häufig mit Gewalt, Dienste in seinen Reihen zu nehmen.

Glücklicher für die polnische Tapferkeit war das Gefecht bei Bosko (24 October 1799.) Die Legion nahm dem Feinde 4 Kanonen und 600 Gefangene. Dombrowski selbst entging an diesem Tage dem Tode nur wie durch ein Wunder. Im Augenblick, als er mit dem Säbel die Lunte eines feindlichen Kanoniers, der eben abfeuern wollte, durchhieb, traf ihn eine Kugel, schlug aber zuerst durch einen Band von „Schillers dreißigjährigem Krieg," welchen der General in der Tasche hatte, und verlor dadurch einen beträchtlichen Theil ihrer Kraft. — Gleichzeitig zeichnete sich die Legion bei Novi, (6 November) aus, befand sich aber, sowie die ganze italienische Armee, aus Mangel an Nahrung und Kleidung in einem bejammernswerthen Zustand. Dombrowski reiste, auf die Bitten seines Corps und mit Urlaub seiner Obern, nach Paris, um sich dem eben aus Egypten rückgekehrten Bonaparte dafür zu verwenden, daß der Noth abgeholfen und die Legion in französischen Dienst genommen werde, indem das Direktorium dem kurz vorher dem polnischen General Kniaziewicz gegebenen Auftrag, am Rhein ein polnisches Corps zu organisiren, gezeigt hatte, daß es den Grund, weshalb die Legion in vier Jahren nicht in den Dienst Frankreichs treten durfte, als nicht mehr beachten zu müssen glaube. Die Zwecke der Reise wurden vollkommen erreicht.

Die Legion trat in französischen Dienst. Das Cavallerie-Regiment derselben — denn ein solches bestand schon lange — und hatte in den genannten Schlachten mitgefochten — erhielt Befehl zur Rheinarmee zu stoßen; die Infanterie und Artillerie ward zum Krieg mit den Engländern an der italienischen Küste verwendet, wozu bald der Kampf gegen die andringenden Oesterreicher sich gesellte. Auch unter den glorreichen Vertheidigern Genuas befanden sich einige hundert Polen, die, gezwungen unter den Oesterreichern zu fechten, von den Franzosen gefangen genommen worden und freudig zu Massena übergetreten waren.

Am 14 Juni 1800 ward die Schlacht von Marengo geschlagen. In der Hoffnung, daß der französische Consul seinen Sieg benutzen werde, um Oesterreichs Macht so weit immer möglich zu beschränken, schrieb der für sein Vaterland unermüdlich Dombrowski an Bonaparte: „Mögen Sie, Bürger Consul, einen Blick auf beiliegende Eingabe werfen; sie giebt Stoff zu einer Ihrer schönsten Trophäen und bereitet Ihnen einen Ruhm, der das französische Volk keinen Tropfen Blut kostet. Die Polen bitten Sie um die Ehre, einen letzten Versuch zu Gunsten ihres unglücklichen Vaterlandes machen zu dürfen. Sie werden von ihren Brüdern herbeigerufen. Gestatten Sie ihnen diesen Ruhm, ihre Ketten zu sprengen, oder für einen so schönen Zweck zu fallen." — Diese Eingabe enthielt einen Plan, wonach sämmtliche in Italien befindliche polnische Truppen zu dem linken Flügel der Rhein-Armee stoßen, dort auf 20—30,000 Mann gebracht werden, und, auf geradem Wege von Mainz über Cassel, Böhmen, Mähren nach Gallizien eindringen sollten. Der Vorschlag ward nicht berücksichtigt, die Legion mußte bei den bald wieder eröffneten Feindseligkeiten den Bewegungen der großen französischen Armee in Oberitalien folgen, wo sie sich allenthalben auszeichnete. Nach dem lüneviller Frieden (26 Januar 1801) langte auch das von Kniaziewicz gebildete polnische Corps, das sich an der Donau mit Ruhm bedeckt hatte, in Mailand an, daß nach der Vereinigung mit demselben „15,000 Polen kriegsgeübt und schlagfertig in Italien standen."

Ein auserlesener Theil dieser polnischen Armee wurde unter General Jablonowski von Genua und Livorno aus nach St. Domingo eingeschifft. Das Schicksal aber war den Negern im Kampf für ihre Unabhängigkeit günstiger, als den Polen. Von der ganzen Expedition kehrte fast kein Mann zurück.

Ein anderer Theil wurde nach Unteritalien versetzt, später zu der Garde des neuen Königs von Neapel gezählt — — „So endete nach fünf Jahren des Kampfs und der Mühen die polnische Legion in Italien unerschütterlich treu ihrem großen Zwecke und schimm für ihre Treue belohnt. Aber die Geschichte in ihrer ewigen Gerechtigkeit muß eines ihrer bedeutendsten Blätter solchen Aufopferungen weihen, die ohne Folg geblieben sind." (Worte Chodzkos)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 311. 7 November 1829.

Die königliche Gewalt in England.

In England findet eine vollkommene Trennung zwischen lokaler und centraler Administration statt: Jede bewegt sich in ihrem eignen Kreise und hat kaum einige Berührungspunkte mit der andern. — Beim Entstehen der europäischen Reiche neuerer Zeit gestand das Feudalverhältniß dem Könige nur zwei Funktionen zu: die Ausübung der militärischen Gewalt zum Schutze des Staats und die Verwaltung der Justiz zur Sicherung der Rechte der Unterthanen. Für lokale Verhältnisse fand durchaus nur eine lokale Administration Statt. Auf dem festen Lande indessen rief der Kampf zwischen den Gemeinden und dem Adel, dem Hörigen und dem Gutsherrn frühzeitig eine dritte Verrichtung des Regenten hervor. Aufgefordert, den Frieden zwischen den feindlichen Ständen zu erhalten, hielt der Fürst den einen durch den andern im Zaum und nahm ihnen, um fernern Schaden zu verhüten, jede Gewalt: Sein Wille entschied fortan auch in Lokalverhältnissen. Diese Erweiterung königlicher Vorrechte wurde noch besonders durch die Entwicklung einer Militärmacht begünstigt, welche man in jenen Staaten für nothwendig befand.

In England verhinderten besondre Umstände eine solche Ausdehnung der Fürsten-Gewalt. Da die Sicherheit des Landes in der umgebenden See eine hinlängliche Gewährleistung hatte, so gelangte die militärische Macht dort nie zu einer besondern Bedeutung. Dagegen verbanden sich Gemeinden und Adel, in gleichem Grade besorgt über die Fortschritte, welche das königliche Ansehen durch die normännische Eroberung gemacht hatte, und stellten sich seinen Eingriffen entgegen. Und wirklich hat bis auf den heutigen Tag die königliche Macht in England die engen Grenzen des Feudalsystemes kaum überschritten. Ihr Einfluß hat sich zwar, besonders seit der Restauration, durch die Vergrößerung des stehenden Heeres, durch die Marine, das öffentliche Einkommen, durch die vielen Stellen, welche sie in diesen verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes zu vergeben hat, ungemein erweitert; aber was ihr als eigentliches und rechtmäßiges Attribut zukommt, ist geblieben, wie es früher war.

Die königliche Gewalt erstreckt sich hiernach auf Alles, was die Sicherheit und äußere Macht des Staates betrifft. Ihr gehört die Verwaltung der Justiz. Zu ihren feuheen Zukommenheiten hat die Reformation noch die geistliche Souveränität, und den Titel eines Oberhauptes der Kirche gefügt. In Lokalangelegenheiten aber darf sie sich so wenig mischen, als früher. Die Rechte Georgs IV sind in dieser Beziehung nicht ausgedehnter, als die Rechte Edwards I. Man gehe die zahlreichen Departemens des englischen Ministeriums durch: man wird darin die Administration der Justiz und der äußern Staatsgewalt nach ihren mannigfaltigsten Beziehungen bemerken und eben so die Verwaltung der Finanzen nach ihren besondern Abtheilungen vorfinden. Die unendlich vielfältigen Lokalverhältnisse aber nehmen dort gar keinen Platz ein. Zwar giebt es allerdings im englischen Ministerium einen Secretär für das Departement des Innern (the secretary for the home department;) aber seine Verrichtung entspricht derjenigen, welche wir uns bei einem Minister des Innern zu denken gewohnt sind, keineswegs. Ungefähr versieht er diejenigen Dienste, welche sonst gewöhnlich dem Justizminister, dem Minister der kirchlichen Angelegenheiten und dem Polizeiminister zukommen. Er schlägt die Kandidaten zu den nichts weniger als zahlreichen kirchlichen Pfründen vor, welche der König zu vergeben das Recht hat. Er stimmt mit den Kathedral-Kapiteln bei Ernennung der Bischöfe oder vielmehr er macht erstere mit der Wahl des Königs bekannt, welcher man sich jedes Mal bequemt. Als Haupt der Justiz ernennt er die Richter an den Höfen von Westminster. Er giebt dem König in Gnadensachen sein Gutdünken. Dabei hat er eine ziemlich ausgedehnte Controlle über alle Gefängnisse des Königreichs. — Als Haupt der Justiz hat Hr. Peel dem Parlament die Vorschläge zu einer Verbesserung der Strafgesetze und des Geschwornengerichtes vorgelegt, welche der erste Schritt der englischen Staatsverwaltung zu den Reformen waren, durch die sie sich neuerdings auszeichnet. *)

Als Haupt der Polizei ist der Secretär der innern Angelegenheiten mit Dem, was man „allgemeine Polizei" nennt, beauftragt. Hierunter darf man sich jedoch keine fort-

*) Kraft der dem Parlament zustehenden Initiative hätten diese Verbesserungen auch von jedem andern Parlamentsglied vorgeschlagen werden können. Es war nur eine Sache der Wohlanständigkeit den Vorschlag dem Minister zu überlassen, sobald er denselben auf sich nehmen wollte.

Digitized by Google

währende Oberaufsicht über alle Theile des Reiches vorstellen. Nichts der Art in England! Die Worte wollen bloß sagen, daß jener Ministre sich bei Gelegenheit auch mit Polizeiangelegenheiten befasse, so daß wenn z. B. dem Parlament Aenderungen in der polizeilichen Einrichtung der Wirthshäuser oder in dergleichen Etwas vorzuschlagen wären, es dem Secretär für das Innere zuerst zukäme, hierüber eine Bill an das Haus gelangen zu lassen. Außerdem gehört ihm noch die Aufsicht über die Fremden und die Intendanz über die londner Polizei an.

Mit diesen Verrichtungen in Sachen der Kirche, in der Rechtsverwaltung und der Polizei verbindet er endlich die Korrespondenz mit der Regierung von Irland, was wohl der mühsamste Theil seiner Amts-Obliegenheiten seyn möchte.

Man sieht, daß diese Würde mit denjenigen Geschäften, welche anderwärts unter das Ministerium des Inneren fallen, durchaus Nichts zu thun hat. Es handelt sich da nicht um die Angelegenheiten einer Grafschaft, eines Kirchspiels, nicht um Gemeindegüter, nicht um Lokalpolizei, um Straßen, Flüsse oder irgend Etwas von bloß lokaler Beziehung. Alles dieß bleibt den Lokalbehörden völlig überlassen. Der Minister befindet sich dabei ganz außer dem Spiel. Höchstens, daß, wenn eine Bill über einen Gegenstand dieser Art vors Parlament gebracht werden soll, Diejenigen, welche die Bill eingeben, sich zuvor mit Jenem über die Sache besprechen und um seine Unterstützung bitten.

Selbst bei Angelegenheiten, welche geradezu in seinen Bereich fallen, vermeidet der Minister in den Mittheilungen an die Ortsbehörden den eigentlichen Ton eines Befehls. So mußte neulich Hr. Peel, als Haupt der Justiz, an die Obrigkeit der City schreiben, um sich über den schlechten Zustand des Gefängnisses von Newgate zu beklagen. Er erinnerte sie in seinem Brief an die Vorschriften des Parlamentes, kündigte ihr aber durchaus keinen Befehl an. Mit so vieler Mäßigung er sich jedoch ausdrückte, und obwohl er das ihm zustehende Recht durchaus nicht überschritt und den vollen Beifall des Publikums für sich hatte, machte dieser Schritt doch einen tiefen Eindruck: man sah darin etwas Ungewöhnliches, einen kleinen Staatsstreich.

Die Regierung ist so sehr von jeder Theilnahme an der Lokalverwaltung ausgeschlossen, daß sie nicht einmal das Recht hat, in diesem Fache Jemand anzustellen, wenigstens sobald der Anzustellende neben dieser Amtsverrichtung keinen militärischen oder richterlichen Posten bekleidet. So ernennt zwar die Regierung die Lords-Lieutenants und die Obrigkeiten oder Friedensrichter der Grafschaften, erstere, weil sie die Milizen befehligen, letztere weil sie Justizbeamte sind; aber sie nimmt gar keinen Theil an Ernennung der Gemeinde- und Kirchen-Vorsteher, der Straßenbeamten u. s. w. Selbst da übrigens, wo die Regierung die Beamten ernennt, ist ihre Wahl immer auf die Bewohner der jedesmaligen Grafschaft beschränkt. Die Lords-Lieutenants, die Sheriffs, die Obrigkeiten sind durchaus keine Beamten von Profession, sondern Grundeigenthümer, die in der Grafschaft wohnen. Kein Fremder darf sich je zu Dem herzudrängen, was man gewissen Maßen als eine Familienangelegenheit betrachtet. Auch entscheidet der lokale Einfluß fast immer über die Wahl der Behörden. Dieser Einfluß kann zwar schlimm seyn, und nur zu oft läßt eine Lokalaristokratie in manchen Ländern fühlen, daß ein Despotismus dieser Art bisweilen unerträglicher sey, als die Tyrannei einer Centraladministration, weil er weniger unparteiisch ist.

Die königliche Gewalt hat eben so wenig mit Controllirung und Oberaufsicht der Lokalverwaltung zu thun, als sie ihr etwas gerades befehlen darf. Es kommt jener nicht die Pflicht zu, in Rechnungen über die Güter und Interessen, welche im Kirchspiel verwaltet werden, in der Hauptstadt zu untersuchen. Die Durchsicht der Rechnungen geschieht in England theils von den Einwohnern selbst, oder einem hiezu erwählten Ausschuß, theils von der Obrigkeit der Grafschaft. Nie geht man weiter.

Ebenso fallen die Fehler und Mißgriffe der Lokalbehörden nicht unter den Bereich der Regierung; sondern eine Klage vor dem Parlament, eine gerichtliche Eingabe vor der Bank des Königs — (King's-Bench, bekanntlich der höchste Gerichtshof gemeinen Rechts in England) — sind die Wege, um den Einzelnen gegen die Eingriffe solcher Beamten Recht zu schaffen.

Immerhin jedoch ließe sich schwer begreifen, wie die Lokalverwaltungen ein Oberhaupt entbehren könnte, von welchen ihnen die durch die Umstände hie und da erforderten Abänderungen in ihrer Amtsgewalt zugesprochen werden, und welches bei Streitigkeiten zwischen ihnen und ihren Untergebenen zu entscheiden hat. Diese Verrichtung aber kommt, wie man weiß, dem Parlament zu; und wenn dieses auch weit entfernt ist, alle Pflichten seines Amtes zu erfüllen, so war es für die englische Verfassung doch förderlich, ja geradezu nothwendig, daß jenes Vorrecht dem Parlamente und keiner Central-Administration angehörte: Eine gewählte, nicht permanente, zahlreiche Versammlung konnte ihr Schiedsrichteramt nicht dazu benutzen, um eine fortdauernde Gewalt über die Einzelnen zu erlangen; die Regierung würde eine so schöne Gelegenheit, sich diese zu gründen, nicht haben vorbeigehen lassen.

Was die Lokalbehörden selbst betrifft, so theilen diese sich zunächst in die kirchliche und administrative Verwaltung einer Grafschaft (shire), welcher Distrikt wieder in Hunderte und Zehnten (hundreds and tithings) zerfällt. Es wird hier beinah mit unumschränkter Gewalt von den Obrigkeiten oder Friedensrichtern regiert, welche über die verschiedenen Fächer der innern Administration die Aufsicht führen und die Streitigkeiten zwischen ihnen und den einzelnen Bewohnern schlichten. — Dann kommt die Gemeinde-Verwaltung, hierauf die Kirchen-Verwaltung und endlich die Administration der öffentlichen Arbeiten, wie Straßen, Brücken u. dgl. Wir werden diese sämmtliche Funktionen hier zu durchgehen.

(Schluß folgt.)

Ansichten von Egypten.

II Die Pyramiden von Dschisch.

(December 1825.)

Fast vier Stunden brauchten wir, um von Fostat aus die Pyramiden von Dschisch zu erreichen. Wir kamen dabei bei

Sakaara ziemlich nahe und folgten einem hohen Damme, mehrere Durchlaßbrücken aus Stein—Werke der Araber—von em und mächtigem Baue zeigt. Die schönste dieser Brücken t am Dorfe Schobrament. Sie hat eine geschichtliche Bedeug und ist häufig im Munde des Volkes, das jede Vergangenheit, ist die schlimmste, beklagt. — An dieser Brücke schlug sich y-Bey zum letzten Male gegen Mohammed-Ali. Seine Maken erlagen. Er wußte, daß ihr Verhängniß gekommen, und ihr Reich zu Ende sey. Auf dieser Brücke soll er anhalten, sich gewandt, noch einmal Kairo betrachtet und dabei gerufen haben: „O Stadt! sieh deine Kinder? — sie irren streut und beraubt umher, während du selbst unter dem Sä fremder Horden schmachtest, während deine Paläste sinken, ne Gebäude einstürzen, während deine Frauen entehrt werden d dein rühmlicher Glanz erblaßt!“

An dieser Brücke verließen wir den Damm und ritten gede auf die Pyramiden zu. Ein Gehöfde, Kaffr-el-Khran, liegt nselben auf eine Viertelstunde zur Seite. Dort beginnt die Wüste. Ich konnte nicht klar werden über den Eindruck, den ese größten aller Denkmale auf mich machten, ich kann es noch cht. Nur so viel weiß ich, daß sie mir höher und mächtiger schienen aus der Ferne von Wardan, denn aus der Nähe von enigen hundert Schritten, und daß jener erste Eindruck plötzh mich überfiel, und zwar mit verstärkter Gewalt, sobald ich n Fuße der großen Pyramide stand und den Versuch machte, ich der Spitze derselben empor zu blicken. Auge und Seele hlten das Gewicht der ungeheuren Masse auf sich, und die it und die Geschichte legten das Ihrige dazu. „Vierzig Jahrnderte betrachten dich!“ dachte auch ich, aber mir kam unsere Zeitgeschichte wie eine Erzählung von gestern vor.

Zuerst besah ich die Sphinx. Die Form des Körpers hwillt aus dem Sande empor, aber nur das Haupt und der als sind entblößt heut zu Tage. Beide erscheinen in allen heilen und Zügen klar, wenn aus gewisser Ferne betrachtet; ihe verstümmelt, wenn aus der Nähe. Die Sphinx sieht ch Osten. Kein Symbol aller Religionen und Zeiten drückt ücklicher, als dieses egyptische, unüberwindliche Ruhe und Ernsternst aus.

Deutlich sieht man die rothe Farbe, womit auch dieser Kof bemalt war. Der Hals ist dünne zugehauen, als habe man s Haupt vom Rumpfe sondern wollen und den Versuch aufgeben. Vor der Brust hat der englische Generalconsul und rdienstliche Alterthumsforscher, Hr. Salt, vor einigen Jahren tadungen vornehmen lassen, deren Ergebniß er mir nach meir Rückkehr aus Nubien mittheilte. Ihm zu Folge ruht auf r Brust der Sphinx eine große Granittafel, worauf der Ring hotmosis III eingegraben steht; zwischen den Vordertatzen hält Sphinx einen kleinen Tempel, vor dessen Eingang ein Löwe gt. Weiter ist ein Niedergang von 32 Stufen, der zu einem tar führt, worauf eine griechische Inschrift aus der Ptolemäerzeit lesen ist. Zu jeder Seite des Altars ruht eine Sphinx aus lkstein. Von der Grundfeste des Tempels bis zur Stirn der ßen Sphinx sind 65 Fuß Höhe. Die Tatzen sind 57 Fuß lang der Brust bis an die Krallen, die 8 Fuß Höhe haben. Fünf und vierzig Fuß vom erwähnten Altar stand ein zweites mit einer Inschrift, die Septimius Severus nennt, und nahe daran fand sich eine andere griechische Inschrift, die auf Antoninus Bezug hat. Noch zur Zeit der Römerherrschaft war also diese Sphinx unverschüttet und eine geweihte Stelle.

Wir verzehrten in der Nische, oberhalb dem Eingange in die große Pyramide, ein kleines Mahl und stiegen dann den ungeheuren Bau bis zur Spitze hinauf. Araber begleiteten und halfen uns. Der Aufgang ist eben nicht schwierig für Jemanden, der dem Schwindel nicht unterworfen ist; wohl aber so ermüdend, daß einige unserer Gefährten halbweges aufhielten und den Muth verloren, weiter zu gehen. Zuoberst ist ein geräumiger Platz. Welch eine Aussicht! Zweihundert Grade des Horizonts, von SSO bis N; und allen Raum der Kreisfläche bis an die Sehne zwischen diesen Punkten, nimmt die libysche Wüste ein: unendlich, einfach, einfärbig. Den Rest des Gesichtskreises begrenzt das Nilthal und das arabische Gebirge; den Rest der Kreisfläche aber deckt bebauter Boden, im frischesten Grün. Mit freiem Auge zählte ich 73 Ortschaften. Dattelwäldchen heben sich, Canäle durchwinden die Ebene, der Nil weiset seinen herrlichen Spiegel, bis wo er im Nord und Südost sich verliert. Kairo prangt, im ONO, mit seinen hundert Moscheen, mit seinen Mauern, Schlössern, Palästen und Häfen. Die Pyramiden Sakaara und Daschuhr steigen hoch über die Linie des Horizontes empor, auf 20 Grade ausgedehnt, von SO bis S 10° O. Wie Würmchen aber am Stamme der Cypresse, so erschienen uns Menschen und Thiere am Fuße der Pyramide.

Ich begreife nicht, wie man jemals zweifeln konnte, daß die Pyramiden Gradendenkmale waren, auch bevor man noch das Innere derselben kannte. Sie stehen mitten in dem ungeheuren Friedhofe von Memphis. Der ganze östliche Abfall des libyschen Gebirges ist eine Todtenstätte. Wo man gräbt, stößt man auf Gräber und Katakomben. Die Gipfel, die Abfälle dieser Hügelkette weisen, trotz dem Schleier, den die Wüste darüber gelegt hat, die regelnde Menschenhand. Abgesehen davon, was erblickt man zunächst um die große Pyramide? An der Ostseite stehen, auf kaum 50 Schritte entfernt, die Reste dreier kleiner Pyramiden und unmittelbar vor ihnen reihen sich Gräber in mehreren Linien bis zum untersten Abfall der Höhe. An der Südseite liegt gleichfalls eine Reihe Gräber auf dieselbe Entfernung vor, in gerader Linie eines neben dem andern in gleichen Abständen geordnet. An der Westseite, abermals in derselben Entfernung, ziehen sich zehn Reihen Gräber hin, wovon mehrere mit prächtigem Ueberbau geziert waren, wie die Reste beweisen. Da ist insbesondere die Ummauerung gegen Süd und Ost noch sichtbar, welche im großen Friedhofe diesen kleineren aussonderte. Mir war, als säße ich auf dem Grabe eines Königs und sähe um mich die Grabstätten seiner Angehörigen, seines Hauses.

Jede der drei Hauptpyramiden hatte einen breiten, prächtigen Aufgang; jede einen mauerumfangenen Hof. An der Nordseite der großen Pyramide, zeigen sich deutlich die Reste dieses Hofes, und in der Richtung ihrer Nordost-Ecke, längs dem Adialle, die Seitenmauern des Aufganges. Noch deutlicher weiset sich der eine und der andere bei der zweiten großen Pyramide, welche der

Digitized by Google

ersten gegen SW und zwar so nahe liegt, daß zwischen ihr und dem westlichen Friedhofe nur für eine einzige Straße Raum bleibt. Diese zweite Pyramide hat einen eingesenkten, in den Felsen des Gebirges gehauenen Hof, an der Nord- und Westseite. An der Ostseite ist ihr Ausgang, mächtig gehoben. Am Beginn desselben sitzt eben die riesige Sphinx und vielleicht saß eine zweite ihr zur Seite, wie die Kolosse an den Tempelthoren zu Theben sitzen. Die dritte der drei Hauptpyramiden weiset an der Ostseite deutlich den Hof mit Mauern, die noch mehrere Klafter hoch sind. Diese Pyramide steht abermals SW von der mittleren und hat, weiter nach S, ganz nahe, wieder drei kleine Pyramiden, wovon zwei über die westliche Linie vorrücken, so daß überhaupt diese neun Monumente zusammen in der Richtung von NO nach SW geschoben stehen.

So zeigen sich die nächsten Umgebungen der großen Pyramide von oben. Das Dunkel des Ursprungs, die Erinnerung von Jahrtausenden, die Stille, Ausdehnung und Oede der Wüste, das blühende Land mit seinem heiligen Strome, die Vergänglichkeit und die Dauer so nahe aneinander gerückt, verfehlen den großartigen und wehmüthigen Eindruck wohl auf Keinen, der auf diesen Marken jenseits der Grenze der bekannten Zeit steht.

Das Niedersteigen scheint gefährlicher als es, Windstille vorausgesetzt, ist. Die Stufen werden, je tiefer man kommt, desto höher, aber sie sind breit und die Araber helfen. Wir stiegen am NO-Winkel herab. Ich zählte hundert Schichten, die oberste eingerechnet, bis zu einer ausgebrochenen Stelle in diesem Winkel, die zum Ruheplatze dient, und dann bis zu unterst abermals 103, also im Ganzen 203.

(Schluß folgt.)

Ehescheidung in China.

Der Dartschafzi oder Criminalrichter von Canton erließ vor einiger Zeit folgende Proclamation, die für die öffentliche Moral in dem himmlischen Reiche charakteristisch ist: „Tschow, durch kaiserliche Ernennung Criminalrichter von Canton, verbietet hiebei auf das Strengste, Weiber um geringer Ursachen Willen zu verstoßen, ihre Ausschweifungen zu begünstigen, oder sie andern Männern zu verkaufen. Seine Absicht ist, die öffentliche Moral aufrecht zu erhalten. Die Verbindung zwischen Mann und Weib ist das erste von den fünf geselligen Banden. Das Gemach des Weibes ist im Hause die Quelle aller moralischen Erneuung. Mann und Weib sollen einander achten, wie Wirth und Gast, und in beständiger Harmonie leben, wie zwei wohlgestimmte musikalische Instrumente. So sollen sie mit einander ihren Garten wässern und die Frucht ihrer Arbeit genießen. Kein Widerwillen soll zwischen ihnen entstehen aus Armuth oder Mangel. Das Weib soll zu ihrem Manne hinaufsehen, wie zu ihrem Himmel, und es soll ihr nicht erlaubt seyn, ihn nach Willkür zu verlassen. Für schlechte Handlungen ist kein Platz so übel berüchtigt als Canton. Zuweilen läßt Wohlstand die Männer ihre frühere Neigung vergessen; zuweilen führt Mangel, der durch den Hang zum Spiele verursacht wird, eine schnelle Verstoßung ohne Reue herbei. Dann wird das verstoßene Weib von gierigen Kupplern betrogen, zu heimlichen Zwecken miss Viele verkaufen ihre Weiber, daß sie singen und spielen und sich Umarmungen Anderer hingeben. Solche Handlungen bringen d öffentlichen Moral eine tödtliche Wunde bei; und deshalb erläß Tschow diesen Befehl, um sie zu verbieten. Und er befiehlt all Personen sowohl vom Militär als vom Volke, in Zukunft den G setzen der Schicklichkeit nachzukommen. Auch in tiefer Armuth mö gen sie sich ruhig dem Beschlusse des Himmels unterwerfen. Fleiß und Sparsamkeit müssen ein genügendes Auskommen gewähren. Je der soll wissen, daß eine rechtmäßige Nachkommenschaft von einer gesetzmäßigen Weibe abhängt; und sie darf daher nicht leichtsinnig weg geworfen und zur Schande der Familie zu schlechten Zwecken ve kauft werden. Auch soll Dieß nicht die geringste Nachsicht finde Wenn Ihr, Ehebrecher und Ehebrecherinnen, beharrt und Euch nic bessert, so ist es beschlossen, Euch mit der äußersten Strenge des G setzes zu verfolgen. Unter dem leuchtenden Himmel und der erneue den Sonne der Herrschaft Sr. gegenwärtigen Majestät ist es u möglich, Euch Verletzer und Vertilger der öffentlichen Moral zu du dea. Möge Jeder zitternd diesem Befehle gehorchen und sich nic eine zu späte Reue zuziehen." — Das Gesetz ist, daß Jeder, d sein Weib um einer andern als einer der sieben gesetzlichen Ursach willen verstößt, mit 80 Bambusstreichen gezüchtigt werde. D gesetzlichen Ursachen sind: keinen Sohn zu haben, Liederlichkei Mangel an Ehrerbietigkeit gegen die Eltern des Mannes, Geschwätzig keit, Diebstahl oder Raub, Neid und Bosheit, eine schädlich Krankheit.

Die päpstlichen Garden.

Der kriegerische Geist der Truppen des heil. Vaters hat nir mals in besonderer Achtung gestanden; folgende Schilderung, welch ein englischer Reisender von ihnen macht, scheint indessen doch etwa übertrieben.

Ich stand eines Tages auf dem Monte Cavallo, während ei die päpstlichen Garden von einem jungen Officier exercirt wurde der sich unendliche Mühe gab und seine Commandoworte mit d auffallendsten Gesticulationen begleitete. Allmälig erschöpfte sei Ausdauer jedoch die Geduld der Mannschaft; einer der Leute tr aus dem Gliede und fragte seinen Officier: Ma quando finis questa storia? (Aber wann soll dieß ein Ende nehmen?) — Habe nea Augenblick Geduld, mein Sohn, erwiederte der Officier, i werden bald fertig seyn. Der Soldat trat in sein Glied zurü das Exercitium dauerte noch einige Stunden und darauf wurde Mannschaft entlassen. — Ein anderes Mal sah ich einen Soldat ankommen und in sein Glied treten, als das Exercitium beina vorüber war. „Warum kommst Du so spät, mein Sohn?" frag die Officiere. „Ich habe die Messe gehört", antwortete der Kr ger. Gut, mein Sohn, entgegnete der Officier und fuhr fo seine Leute zu exerciren. Das gemeine Volk in Rom nenne ein gemeinen Soldaten Signor Soldato. Eine Stelle als Gemei in den päpstlichen Garden wird als eine gute Versorgung t trachtet, und die Bewerber reichen deshalb Bittschriften be Papste ein.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 312 und 313. 8 und 9 November 1829.

Abbots Briefe aus Cuba *).

Nicht leicht findet man so viel Ungemach, Neuheit und romantisches Interesse in den kurzen Zeitraum von drei Monaten zusammengedrängt, wie auf einer Reise nach Cuba. Geht man im Februar in einem nördlichen Hafen an Boed, so verläßt man eine schneebedeckte, in Eis erstaerte Küste, um sie mit einem noch unwirthlichern Meere zu vertauschen. Die Winde sind rauh, kalt und so durchdringend, daß man sich nicht genug mit Kleidern dagegen schützen kann. Der Tag geht unter verschiedenen Beschwerlichkeiten hin; man wandert mit unsicherm Tritte aufs Deedeck und vom Verdeck in die Kajüte und sucht sich mit dem Kapitän und den Schiffsoffizieren zu unterhalten. Das letzte Verbindungsglied mit der Heimat reißt — der Pilot wird entlassen — man wirft einen Abschiedsblick nach dem weiter und weiter zurücktretenden Gestade, das uns immer theurer wird, je mehr es sich entfernt — allmälig sinkt es hinter den Horizont, und tausend Erinnerungen und Ahnungen drängen sich dem Gemüthe des Reisenden auf, der von seinem Fahrzeug, wie von einem Isthmus zwischen zwei Leben, hinausschaut. Diesen Uebergang wird er jedoch erst recht gewahr, wenn die Nacht einbricht; wo er zu fühlen beginnt, daß er den sichern Boden des Festlands mit einer schwimmenden unstäten Wanderhütte vertauscht hat. Alles Gefühl der Unsicherheit verschwindet aber, kommt man auf das Verdeck und erblickt die Segel und das Takelwerk halb in Dunkel verhüllt, die Stätigkeit, womit die Richtung gehalten wird, und sieht, wie das Schiff triumphirend von Welle zu Welle tanzt und glänzenden Schaum aufspeiht, und hört gelegentlich eine Stimme, welche Befehle giebt oder beantwortet, und die Gegenwart und das Walten des Geistes erkennen läßt. Der erste Theil der Reise ist stürmisch, die Atmosphäre in dicken Nebel gehüllt, der Regen dauert fort und der Wind hebt sich von Zeit zu Zeit. Kleider und Betten werden von einer kiedrigen Feuchtigkeit getränkt, und das Wasser sammelt sich in Tropfen in den Schiffsverschlägen. Da und dort zeigt sich ein Leck in dem Deedeck oder der Schiffwand, der macht, daß es immerfort träuft und daß man Mühe hat, die Kleider wieder zu trocknen. Will man gehen, so muß man sich am Tisch oder den Seiten der Kajüte halten und sich zum Theil nach der Bewegung des Schiffes richten, sonst wird man durch plötzliche Stöße zu Boden geworfen. Man findet auf dieser Reise nicht die Bequemlichkeiten und die Ordnung des liverpooler Packetboots. Der Kapitän schilt und flucht über den Provantmeister wegen großen Wasserverbrauchs, schlechten Essens ꝛc. Das Küchlein, das durch seine Gespielen halb zu Tod gepickt ist, muß zuerst auf den Tisch. Wenn man auch nicht das größte aller Uebel, die Seekrankheit, bekömmt, so wird der Magen dennoch schwach; und in diesem Zustand einer Reizbarkeit sieht man sich einzig duech des Kapitäns ausnehmende Höflichkeit getröstet, wenn er mit seinem schmierigen Messer große Scheiben gesalzenes Rindfleisch zuschneidet und damit auswartet. Das Tischtuch ist so unrein und schmutzig, daß ein Messer, eine Gabel, ein Löffel, ein Stück Brod, das damit in Berührung kommt, nicht mehr zu brauchen ist. Will man sich mit Messer, Gabel, Löffel und Teller vermittelst einer Seeolette, die man mit sich genommen hat, versöhnen, so rügt es der strafende Blick des Kapitäns als unseemännisch und der Etikette seines Kajütenhaushalts zuwiderlaufend. Auch das Salz nimmt unter diesen ungünstigen Einflüssen gar bald die Farbe des Pfeffers an. Der Wind ist sehr veränderlich, kaum hat man sich zu Tische gesetzt, so erhält das Schiff einen Stoß, und wirft die Gesellschaft mit Stühlen, Rindsbraten, Fleischbrühe, Erbsensuppe, Schüsseln und Tellern zusammen in die Leeseite der Kajüte. Man traut nicht mehr den Stühlen und Alles nimmt an der Wandung der Kajüte Platz und greift unter die Fragmente des schiffbrüchigen Mittagmahls. Der Kaffee, der Morgens und Abends auf dem Küchenzettel steht, bekommt einen undefinirbar wideigen Geschmack, als ob von der Grundsuppe bei dem Sieden beigemischt wäre. Die kalten Windstöße am Abend, welche duech die Kajütenthüre streichen, die der Kapitän offen hält, damit er erfahre, was auf dem Deedeck vorgeht, sind auch keine angenehme Zugabe. Man sucht sich dagegen duech ein Feuer zu helfen, da aber das Holz die allgemeine Feuchtigkeit theilt, so dampft es bloß in dem Ofen, ohne Hitze zu geben. Bringt man endlich mit vieler Arbeit

*) Lettres written in the Interior of Cuba, between the Mountains of Arcana, to the East, and of Cuseo, to the West, in the Months of February, March, April and May 1828. By the late Rev. Abiel Abbot D. D., Pastor of the first Church in Beverly in Massachusetts. Boston, 1829.

Digitized by Google

eine Flamme zu Wege, woran man sich zu wärmen hofft, so gebricht es bald an dem nöthigen Brennmaterial, oder das Feuer verbindet sich mit dem Feind und vermehrt das Mißbehagen, indem es das Zimmer mit Rauch erfüllt. Der Kapitän wird mürrisch, und die Leute gehen verdrossen, in nassen Kleidern, ihrem Schiffsdienste nach. Die Stürme nehmen zu und man sieht sich genöthigt, sich auf den Bodrn niederzulegen; alle Mannschaft, außer drr Wache, ist zur Ruhe gegangen, um sich zu schwererem Dienste vorzubereiten. Das Schiff liegt stät und sinkt zu dem Winde, welcher so heftig durch Segel und Takriwerk pfeift, als ob er das Schiff in Splitter zerreißen wollte. Der Mate, welcher auf der Wache ist, schleicht von Zeit zu Zeit herab in die Kajütr, um von seiner Schiefertafel eine Notiz in dns Schiffsjournal überzutragen: „Zwölf Uhr. Starker Wind aus Südwest ꝛc.“— Wenn man ihn in seinen Wachmantel gehüllt eintreten und nach Etwas suchen sieht, fährt man unwillkürlich auf, als ob sich ein Mörder näherte. Man bleibt auf und nimmt den Vicar von Wakefield oder einen Walter Scott'schen Roman zur Hand, kann seine Aufmerksamkeit aber nicht fixiren; aller Reiz, alle Schönheit drs Stils, alles Interesse der Geschichte ist verschwunden. Das ungestüme, ärgerliche, schreckliche Pfeifen des Windes hält Einen in beständiger Unruhe und Ungeduld. Man fühlt, daß es nicht ist, wie es seon sollte, und kann doch nicht helfen. Man geht nach dee Laufplanke und steckt den Kopf über das Verdeck, wagt sich aber nicht ganz hinauf, aus Furcht vom Wind entführt zu werden. Man sieht ein Paar Gestalten hinter irgend einer Schirmwand versteckt, als ob sie auf Jemand wegelagerten. Man zieht sich erschöpft in seinen Schiffsoerschlag zurück, legt sich aufs Ohr und schläft wieder ein.

Erwacht man am Morgen, so findet man das Schiff in rascher Fahrt, mit dichtgereffften Segeln legt es stündlich zehn Meilen zurück. Das starke Aufbrausen drr See und der heftige Wind hält es jedoch noch in stäter Schaukelbewegung. Man hat in seiner Behausung einrn kirinen Spiegel, und indem man sich gegrn die Wandung und den Boden stemmt, ist man soweit gegen das Rütteln hes Schiffes gesichert, daß man sich rasiren kann. Nachdem man trockne, weiße Wäsche und andere Kleidungsstücke aus seinem Kesser gehelt hat, worin sie vor der allgemeinen Feuchtigkeit geschützt waren, macht man seine Toilette aufs Beste zurecht, die äußere Bekleidung, Stiefel und Mütze ausgenommeu, die immrr von der Art sind, daß sie eine Berührung mit bethceiten Tauen oder einen Anguß von Serwasser nicht zu scheuen haben. Die reine, trockene Luft und her Kleiderwechsei erquickt den ganzen Menschen. Kommt man auf das Verdeck, so ist Kapitän und Mannschaft bei bester Laune. Die Luft, obgleich von starkem Winde bewegt, sanft und milde — die Sonne noch unter dem Saume des Horizonts — die östliche Atmosphäre ein schwimmendes Glanzmeer — dort gleich winzigen Nebelflecken ein weißes Segel, das erinnert, daß rings umher die Welt beoölkrrt sey. In unabsehliche Ferne hinaus wälzen sich in rastloser Folge nach allen Seiten weißschäumende Wogen, und das Auge sucht durch den Wechsel der Wallungen das Gestade irgend einer Insel oder des festen Landes zu entdecken.

Mit einem Mal wandelt sich die Scene. Abaco's niedeee Ufer erscheinen — am fernen Horizont streben muntere Gruppen von Palmbäumen empor — zur Linken kleine übergrünte Inselande, meist unbewohnt, nur hin und wieder zerstreute Fischerhütten — man passirt die Bahama-Bank, man hört vorne den monotonen Ruf der Schiffrr, der Tag und Nacht alle *fünf* Minuten wiederkehrt: „Viertheilb Klafter! Drittheilb *Klafter!*“ um die Tiefe anzuzeigen. — Durch das krisiallhelle Wasser schimmert hin und wieder der sandige Meeresgrund mit Schwämmen überwachsen. Jetzt wird zur Rechten mit Freudengeschrei der Orangekey (eine Klippe), jetzt nach der Hundskey begrüßt, jetzt zur Linken der doppelköpfige Schußkey — eine Reihe von Felstrümmern 60 — 80 Meilen lang, die vormals einer Insel angehörten und jetzt die Salzkey-Bank bilden. Fünf und zwanzig Stunden östlich von der Bahamabank segelt man bei St. Salvador vorbei, wo mit Columbus die Europäer zuerst in diese Hemisphäre den Fuß ans Land setzten. Nach all den Wolken und Stürmen in dem Golfstrom und der Breite der Bermudas wird die Fahrt, nun in der heiteren klaren Atmosphäre des Südens, diesem liedlichrn Absiich gegru die rauhen Winde und den schneidenden Frost des Nordens, eine immer neue Scene der Luft. Hat man genug geschlafen oder gelesen, so erklimmt man das Takelwerk und weidet sein Auge an dem Anblick der umgebenden Natur, vor Allem, der majestätischen, schrecklichen und verrätherischen See. —

Endlich kündigt ein dunkelblauer Fleck auf dem *Saume* des Horizonts, von einer Wolke bloß durch seine *bestimmtern Linien* unterscheidbar, Cuba an, und erweckt eine *Reihe stürmischer Empfindungen*. Aller Augen suchen den Pan von Matanzas, der dem Boden eines Quäkerhutes gleichen soll.

Abbot gelangte in den Hafen von Matanzas zu einer Zeit, da der Reisende den günstigsten Eindruck von einer Gegend erhält — bei Sonnenaufgang, an einem klaren, heiteren Morgen. Zur Rechten erblickt er beim Eintritt in die Bai eine Reihe niedeeer Felsen mit isolirten Hügeln im Hintergrund, und wenig Fischer- oder Negerhütten am Strande der See mit kleinen Gärten. Links begrenzt die ziemlich seichte Bai hier steiles Gestade, dort niedriges Land mit zurücktretenden Schluchten, mit einigen weißen, niedlichen Gebäuden, und tiefer landeinwärts erscheint die Stadt Matanzas — ein Chaos zusammengewürfelter unansehnlicher Häuser; bloß zwei derselben machen einigen Effekt, ein weißes, von Holz, mit einer Piazza in der Fronte und das Zollhaus, das seine Façade dem Marktplatz zukehrt, ein steinernes Gebäude, mit einer breiten Piazza, die auf hohen, viereckig Pfeilern ruht Die durch ferne Hügel begrenzte Landschaft, neuen Arten von Bäumen und Gesträuchen, das Getümmel Boote, welche in dem Hafen ab- und zugleiten; der Gesang Schiffer, besonders der virginischen, welche eine muntere, lebhafte Arie singend ihre Ladungen einnehmen — die Neger, dunkelfarbigen gravitätischen Spanier mit ihren stattlichen Backenbärten, ihren Strophüten, die Einen in Lumpen, Andere fantastischer Tracht, Andere beinahe ganz ungekleidet, dieß Alles mit dem Gesumme und dem Echo dieses kleinen, geschäftigen Hafens unter dem klaren lichtvollen Himmel, wo die Gegenstände in ungewöhnlichem Glanze erscheinen, bietet dem neu-

Digitized by Google

ıkömmling ein höchst belebtes romantisches Schauspiel. Einee r angnehmsten Gegenstände für den Nordamerieaner in diem Prospekt ist dann dee Anblick seiner Nationalflagge, le allen Stolz des Patrioten in ihm erweckt, wenn er sieht, ie sein Freistaat den Schutz seiner Bürgee in die fernsten Reionen der Welt ausdehnt. Und wenn dann ein Seekadet in lauem Rock, weißen Beinkleidern, einen Strohhut auf dem Kopf, it seinem Boot um die Backen der Fregatte schießt, an Bord ıwmt, nach Neuigkeiten fragt, die Tagblätter der Heimat borgt ıd die Kunde giebt, daß sein Schiff ein Bekannter, ein Freund :ehlige, so ist jener unter allen Zaubern dee romantischen Umıbung in alle Freuden heimatlicher Geselligkeit zurückversetzt.

Nach einigen Tagen machte Abdot einen Ausflug in das Land, ıdem ee einen Theil des Weges auf einem Flusse, dee sich in den ıafen von Matanzas ergießt, den übrigen in einer Carriole durch :affee- und Zuckerpflanzungen fuhr, die mit Zitronenhecken, mit almen und Orangen begrenzt waren. Lassen wie ihn selbst reen. Morgens fünf Uhe läutete die Kirchglocke zum Gebet. Wir anden auf, tranken eine Schale Kaffee, die Quintessenz dieser Stapelstadt. Die Diener nahmen meiu Gepäcke, wir begaben uns ıch dem Damm, und schifften uns auf dem eeizendsten Strome in, den ich jemals gesehrn habe. Seine Mündung wird von inem spanischen Fort beschützt, und die einsame Wache, mit ihem Gewehr auf der Schultee und einer hohen Mütze auf dem :opf, schritt ab und zu. Sey es, daß die Ruderee dem Zollhaus ngehörten, odee daß wir nicht verdächtig schienen, wir wurden icht angerufen. Die Fluth auf dem Flusse steigt bloß zwei Fuß, ıd in dee Bai wenig mehr. Unsre Fahrt wurde bald von einem einah sentrechten natürlichen Felsdamm eingezwängt, der oft eien fünfzig, fünf und siebzig, ja hundert Fuß hahen Absturz bilete. Man denke sich aber diese ragenden Felshöhen nicht in hreckhafter, nackter Majestät, von dee tropischen Sonne gehwärzt. Wenige Fuß über dem Wasser bis zum höchsten Gipfel nd sie mit Rohe, Gesträuch und Bäumen dewachsen, und von em herrlichsten Pflanzenreichthum überblüht. Der rothe Manobaum schießt mit seinem ästigen Wipfel hoch empoe und ist so astig und dicht mit Blüthen übersät, wie ein Apfelbaum in eiem Neu-Englands-Frühling. Die Mahawa hat bald rothe, bald elde Blüten. Was mie aber besonders auffiel, wae, daß man weilen an druselden Bäumen völlig eothe und völlig gelbe Blüen sah, die von Natur so wuchsen und nicht eingeimpft waren. In Felsritzen trifft man häufig natürliche Bienenstöcke mit Honig gefüllt, aber an so gefährlichen Punkten, daß der menschche Räuber sie nicht leicht in ihrem geschäftigen und wohlgeordneten Freistaate stört. Die Windungen dieses Flusses sind ehe häufig und birten die mannigfaltigsten Ansichten dar; das ufer deugt sich bald zu einem Amphitheatee aus, bald steigt es in trizendrn plastischen Formen empoe; bald erblickt man Hütten mit geflochtenen Wänden und Strohdächern und einem kleien Stück Land mit Kohl- und Salatbeeten. Hier läuft eine eine, dichte Verzäunung in das Wasser hinein, damit die Schweine nicht in die Strömung gerathen, wenn sie sich baden, nd dort ein noch dichterrs Bollwerk, um die Fische beim Rückritt der Flut abzufangen. Eines der schönsten, großartigsten Gewächse, welche die üppige Natur unter diesem gesegneten Himmelsstrich erzeugt — ist der Baumwollenbaum. Er kommt nicht selten ooe, beinah jede Pflanzung hat einen oder mehrere dieser Bäume auf irgend einem günstigen Punkt zur Augenwalde; denn brauchbar ist ee zu Nichts — wedee zu Zimmer- noch Brennholz. Die Wolle, welche ee sehr kärglich giebt, wird höchstens zur Ausstopfung eines Kissens gebeaucht. Einer diesee Bäume thürmte sich hundert Fuß in die Luft; bis zu fünf und sechzig Fuß war er ein glatter Cylinder ohne Gelenk noch Knoten; sechs Fuß über dem Boden maß er 27½ Fuß im Umfang, und am Boden selbst 46½ Fuß. Schon der edle Stamm mit seiner glatten Oberfläche müßte Bewunderung eeregen, abgesehen von der herrlichen Krone, die er mit seinen mächtigen wagerecht und symmetrisch ausgereckten Armen bildet. Dieser Koloß von Baum ist eine Welt in sich und von Millianen bevölkert. Die wilde Ananas bewohnt seinen Wipfel. Die Rebe (bajuca) schlingt sich um seine ausgebreiteten Gliedmaßen und läuft wie ein Seil zur Erde herab; sie zapft der durstige Reisende, wenn es ihm in dem quellarmen Lande an Wassee gebricht, an und genießt eines köstlichen Trankes. Vielleicht, daß diese Reben noch einen anderen Zweck der gütigen Natue erfüllen, die alle, auch ihre niedrigsten Geschöpfe mit gleicher Zärtlichkeit ansieht. Die Mäuse, die Ratten und die Opossum würden sonst wohl nicht den glatten Stamm erklettern; sa aber klimmen sie bequem an diesem natürlichen Buschwerk hinan und trinken aus den Kelchen, welche die Blätter der Ananas enthalten, um den Regen und den Thau aufzufangen und in ihre natürlichen Behälter zu sammeln. Auf den Aesten des Baums siedeln sich zahllose Schwärme von Asseln an. Dieses Insekt bildet den Stamm herab bis auf den Boden bedeckte Gänge, wovon wahrscheinlich die einen zum Hinab- die andern zum Hinaufsteigen dienen, daß sie auf ihren Wanderungen sich nicht beschwerlich fallen. Sie sind ein harmloses Völkchen; ihee bevölkerten Nester werden oft in die Geflügelhöfe gebracht, wo sie von Jung und Alt aufs Gierigste aufgefpeist werden. Die größte Plage der Pflanzrr aber sind die Bibiagnas, halb so groß als unsere schwaezen Ameisen. Diese Thierchen, einzeln ungefährlich, werden in Masse äußerst furchtbar. Auf der Pflanzung St. Anna sah ich mit an, wie man eine Horde dieser Feinde aufgrub und vernichtete. Nah am Hause wae eine junge Campeschenhecke gepflanzt, und stand eben in der Blüte. Eines Morgens entdeckte man Spuren eines nächtlichen Einfalls. Auf dem Weg lagen Blätter zerstreut; die geschäftigen Arbeitee hatten 10 — 12 Fuß weit alles Laub von der Campeschenhecke abgestreift. Man verfolgte die Spuren der rückziehendrn Feinde einige Ruthen weit nach einem Bogengang, der 1 oft 2 Fuß unter der Erde fortlief, bis man zu einer geräumigen Stadt gelangte. Hier fand sich eine Menge von Zellen, und in diesen eine Unzahl von Eiern und Ameisen, nebst einer Brut von Ameisenmütteen oder Königinnrn, wie man aus ihree königlichen Beleibtheit und ihren 1½ Zoll langen Flügeln schließen mußte. Sie warrn nicht wenig bestürzt, als drr plumpe Regee in das Innerste ihrer Zitadelle eindeang und sie trotz iheen Bissen mit Hand und Schaufel in ein nahes Feuer trug und dann ein Strohfeuer über ihren Zelten anzündete. Ihre

Bevölkerung und ihre geographischen Grenzen sind nicht leicht zu bestimmen, da ihre Heerstraßen und Wohnungen größten Theils unterirdisch sind. Mehrere Städte und Dörfer entdeckte man, welche alle zu einem gemeinsamen Staate verbunden zu seyn schienen. Von dem Eingang in der Nähe der Campeschenhecke bis zu der letztentdeckten Stadt mochten es zwanzig bis dreißig Ruthen seyn, und wer weiß, wie weit man nachzugraben gehabt hätte, bis man in ihre Hauptstadt oder an ihre Gränzen gelangt wäre? (Schluß folgt.)

Ansichten von Schottland *).

Die Hochländer. Glasgow.

Bei den Hochländern darf man nur wenige der Bequemlichkeiten suchen, welche eine reifere Frucht der Civilisation sind; man findet beinahe noch ganz dieselbe rauhe Lebensart, die in den Eingebornen jenen Schlachtenmuth und jene kriegerische Neigungen pflegte, welche die Clane während der Feudalperioden zu so manchem blutigen Strauß hinrissen. Der Roggen oder die Gerste, woraus sie ein schwarzes steinhartes Brod backen, das ein fremder Gaumen Mühe hat schmackhaft zu finden, Milch und Käse bilden den Grundstock ihrer Nahrung; dabei sind sie aber auch sehr starke Fleischesser, was sich mit ihrem Hirtenleben und ihrem zahlreichen Viehstand wohl verträgt. Bei Gelagen wird dem Kornbranntwein tüchtig zugesprochen; keiner parisser oder lyoner Dame kann der Kaffee, keiner londner Dame kann der Thee mehr Bedürfniß seyn, als dem schottischen Landmann sein Whisky. Auf Dach und Fach verwendrn sie äußerst Wenig; ihre Wohnung besteht in der Regel bloß aus einer Hütte mit einer Oeffnung im Giebel, welche den Rauch hinaus läßt, und, damit es nicht in die Töpfe regnen kann, zur Seite angebracht ist; Pferd und Herr herbergen nicht selten unmittelbar neben einander; und was die Heerden betrifft, so werden sie gar nicht eingeschlossen, sondern man läßt sie frei auf den Gemeindewalden laufen, wo jeder Eigenthümer die seinigen an seinem Zeichen erkennt. Die Häuptlinge wohnen indessen nicht so ganz ländlich einfach, obgleich ihre Burgthürme noch nicht jener Luxus von Edinburgh und Glasgow schmückt, der bereits nach Dundee, Invernacy und anderen Städte des Nordens vordringt. Uebrigens theilen sie alle Sitten und Gewohnheiten des Gebirgsvolks, und auch in Bezug auf moralische und intellectuelle Bildung stehen sie — wenigstens die eigentlichen Landedelleute — kaum eine Stufe über ihren Unterthanen. Auch auf Ihren Tafeln kreist der Whiskypokal, auch Ihr Ohr ergötzt sich am Tone der Sackpfeife und die Balladen von Robert Bruce und Wallace erwecken Waffenlust in ihrer Brust. Stolz auf ihre Abstammung fügen sie ihren Namen die ihrer Väter, Großväter und Urgroßväter bei **). Wer erkennt nicht in diesem Brauch das Alterthum? Aber es giebt auch nicht ein Volk, das stärker an seinem heimischen, hergebrachten Wesen hängt, wie das schottische. Diese Anhänglichkeit mag sich zum Theil von den langen Kriegen herschreiben, welche sie mit den Sachsen (Saxenagi) und Pikten führten, und welche noch Jahrhunderte lang fortdauerten, nachdem die Erstern sich in den Niederungen festgesetzt hatten. Der Tartan, eine Art Zeug von schottischem Fabrikat, gefällt dem Bergbewohner noch immer besser, als das feinste Gewebe von englischer Manufactur; und trotz der Mühe, die man sich gab, sie an's Hosen-Tragen zu gewöhnen, hat man oft weiter Nichts ausgerichtet, als daß sie das Gesetz, welches ihnen dieses Kleidungsstück aufdrängen wollte, umgingen, indem sie die Hosen, statt an ihrem Leib, an einem Stock trugen. Unter denjenigen Häuptlingen, die ihre Herrensitze nie verlassen, hat sich noch mancher Feudalbrauch erhalten. Sie gehen nie zur Kirche, ohne daß die Trompete den Pibroc ihres Clans spielt und das Banner des Stamms ihnen vorgetragen wird. Jeden Morgen bläst der Hornist von der Höhe des Thurmes herab die Weise des Lieblingsliedes der Familie, welches die Altvordern sangen, wenn sie in die Schlacht zogen. Jeder Laird hat seine Lehnmänner, die bei feierlichen Gelegenheiten ihn gleichsam als Hofstaat umgeben; die kriegerische Musik erschallt dann durch Berg und Thal und übt ihren gleichen Zauber über Häuptlinge und Diener, Zinsleute und Bauern aus. Unsere liberalen Ideen haben keinen Eingang gefunden in diesen Bergen und werden ihn wahrscheinlich so bald auch nicht finden: sey ein Laird noch so aufgeklärt: um eine Neuerung einzuführen, müßte er seinen Clan zusammenberufen und an dem Eigensinn dieser Repräsentanten des Volksthums würde jede Maßregel, die er vorschlage, unfehlbar scheitern.

Wenn man die Lewen, die sich in den See Lhomond ergießt, hinaufgeht, so kommt man an das Schloß Aicluyde, das von einer Anhöhe herabblickt, welche die Lewen und die Clyde bei ihrem Zusammenfluß zum großen Theil umschließen. Dieß war weiland eine uneinnehmbare Burg, da sie auf einem von drei Seiten steil aufsteigenden Felsen gebaut und nur von der Mittagsseite mittelst eines kleinen Fußpfades zugänglich, auch von keinem höhern Punkte in der Nähe beherrscht war; noch gegenwärtig ist sie der Sitz des Gebieters von dem Dorfe Dunbarton, das am Fuße des Hügels liegt. Das Schloß enthält geräumige Säle, hochgesprengte Fenster; links läuft ein Gang mit Schießscharten. Die Zimmer sind mit Quadern gepflastert; die große Halle dient zum Bankett- und Schlafgemach für die Vasallen des Lairds an großen Gallatagen; hier ertheilt er Audienz, hier schlichtet er die Privatstreitigkeiten seines Clans, die nicht vor das Forum der Gerichte von Glasgow gehören, und hier lichtet man ein Dutzend Betten her, aber keine Betten, wie man sie sich vorstellen könnte, wenn man hört, daß sie für Heeren von Leuten bestimmt sind, sondern bloße Streuen von frischem Haidekraut, das man an den Wurzeln in einander schlingt, so daß man sie hineinlegen kann, wie in eine Wiege. Ueberhaupt geht es zwischen dem Häuptling und seinen Clansleuten, die sich Alle als Mitglieder ein und derselben Familie betrachten, ziemlich unceremoniell her. Die Hauptsache bei diesen kleinen Hoffesten

*) Forts. des Artikels in Num. 260 und 266.

**) Z. B. Dogmont, ap Douglas, ap John, ap Jenkin, d. h. Dogmont, Sohn des Douglas, Sohn des John, Sohn des Jenkin.

mmer der Schmaus, mit welchem der Laird seine Gäste bewir-het Das Mahl besteht aus Wildpret, Schinken, Haferkuchen, auf die man Butter streicht; Rebhühner und Auerhähne nicht zu vergessen; und zur Abwechslung eine Forelle oder ein Lachs aus der Clyde oder dem See Lhomand. Da man die Kunst der Saucen in den Hochlanden nicht kennt, so genießt man alle Fleischspeisen gebraten, das Schweinefleisch ausgenommen, welches gekocht wird. Um etwalge Appetitlücken auszufüllen, legt man ungeheure Stücke Käse vor, und für Durst und Trinklust rückt ein Fäßchen Ale, eine Flasche Whisky um die andere auf den Tisch und ergießt sich in die Trinkhörner der Zecher. Diese Mahlzeiten enden als förmliche Orgien; sie finden auch bei Leichenbegängnissen Statt; so bald man von der Kirche kommt, setzt man sich zur Tafel, um sie nicht eher zu verlassen, bis man gerade noch so weit bei Verstande ist, um sein Lager von Haidekraut zu erreichen.

Die Schotten treiben lieber Viehzucht als Landwirthschaft, wenn einige Distrikte ausgenommen, wo der Boden besonders gut ist, wächst Nichts als Roggen und Gerste und der Ertrag ist nicht einmal sehr belohnend. Ihre Heerden bleiben selbst des Winters auf dem Felde, wo sie in den Haiden Futter suchen. Während strenger Kälte ziehen sich die von den Gebirgen in der Nähe der See an den Strand hinab, wo die Temperatur milder ist und einige Seepflanzen ihnen Nahrung geben. Der caledonische Hirte verlebt indessen müßige Tage in seiner Hütte. Das gesteigerte gesellschaftliche Leben während des Winters macht indeß, daß er seine Zeit angenehmer hindringt, als man sich gewöhnlich denkt. Manchen Abend kommt man zusammen, erzählt sich vaterländische Erinnerungen, oder verewigt sie im Gesange; jeder Clan ist stolz auf seine Helden und ihre Thaten und in aller Mund; auf jener Ebene schlug man die und die Schlacht; auf jenem Hügel fiel der und der Laird. Als daher Walter Scott diese Helden zum Gegenstand seiner Poesie wählte, waren Personen und Lokalitäten bereits allgemein bekannt, so daß der Dichter bald popular werden mußte.

Diese habitnelle Unthätigkeit des Gebirgsbewohners äußert sich auch in seinem Charakter, der etwas Träges und Indolentes an sich hat; anders verhält es sich mit den Bewohnern der Ebene und wir werden gleich sehen, daß z. B. die Bürger von Glasgow sich durch ihren Geist der Betriebsamkeit auszeichnen. Zwischen den Bergschotten und den Niederschatten ist ein so ungeheurer Charakter-Unterschied, daß man, um ihn zu erklären, die Verschiedenheit der Abstammung zu Hülfe genommen hat. Die letztern sind klug, bedächtig, unternehmend; die erstern thätig und verwegen. So oft die politischen Ereignisse Gelegenheit gaben, sah man die Hochländer mit bewaffneter Hand aus ihren Schluchten herabsteigen und oft schlugen ihre ungeordneten Schaaren regelmäßige Heere aus dem Feld. Behend, mäßig, abgehärtet, geborne Freibeuter eigneten sie sich in rüstigen Seiten, die, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Schnee bivouakirten. Die Häuptlinge übten, zumal in den abgelegenern Gegenden, welche der Wachsamkeit der englischen Polizei weniger ausgesetzt sind, einen Einfluß auf ihre Untergebenen aus, der an's Wunderbare und diese gegen jene einen Respect, der an religiöse Ehrfurcht grenzt. Zwar hat das Parlament versucht, die Vasallen von ihren Lehensherren zu trennen, indem es das Band des Gehorsams gegen diese anstöste; allein die Sitte überwand das Gesetz und ein Plaid vermochte Mehr über den schottischen Geist als alle Edikte aus London.

Längs der Clyde, wo die Straße nach Glasgow führt, sticht die Landschaft durch ihr Grün, ihren Anbau und ihre Fruchtbarkeit ungemein ab gegen das Gebirg, durch das man muß, ehe man an den Lach-Lhomond gelangt: rechts und links Landhäuser *), die sich vermehren, je näher man gegen Glasgow kommt; zuletzt sieht man noch die Dörfer Renfrew und Paisley, die durch die Werkstätten und Fabriken, welche die Fabrikanten Glasgow's, dieser Manufacturhauptstadt von Schottland, daselbst errichten, mehr und mehr das Ansehen von Städten gewinnen. Allenthalben macht die Civilisation mächtige Fortschritte: diese beiden Dörfer z. B., die vordem wehrhaften Baronen gehörten, sind jetzt das Eigenthum ehrbarer Gewerbsmänner, die, statt auf kühne Abentrner zu sinnen, höchstens sich so weit vermessen, daß sie Verbesserungen oder Ersparnisse bei ihren Battist- und Kattunwebereien einzuführen unternehmen. Wiesen, Gärten, Gehölze, Felder, eingetheilt nach den Grundsätzen der Koppelwirthschaft **), zu welchen der edinburgher Ackerbauverein sich bekennt, begleiten den Reisenden bis zu den Thoren der Stadt. Wendet man sich etwas von der Straße ab, so kann man die Trümmer einer alten Burg mit großen Seitenmauern bewundern, welche gebaut worden war, um die Einfälle der Pikten und Caledonier abzuwehren, die aus dem Norden immer ein sehnsüchtiges Auge nach den von der Natur begünstigtern Gegenden des Südens warfen.

Glasgow verhält sich zu Edinburgh wie Lyon zu Paris, d. h. es ist in politischer Beziehung die zweite Hauptstadt, in mercantilischer aber die wirkliche Hauptstadt. Es ist eine der reichsten, betriebsamsten, und, man kann hinzufügen, auch der artigsten Städte auf den britrischen Inseln. Der Verbindungscanal zwischen dem Forth und der Clyde und somit zwischen den beiden Meeren, die Großbritanniens Küste bespülen, hat nicht Wenig dazu beigetragen, dem Handel einen Schwung zu geben. Die Stadt liegt in der Ebene, außer einem kleinen Theil, der sich an einen Hügel anlehnt. Die Clyde bewässert die niederer gelegenen Quartiere und vertheilt sich durch geschickt angelegte Canäle in die Gärten. Die Neustadt mit ihren breitrn rechtwinklichten Straßen, die mit großen Steinplatten gepflastert sind,

*) Eine Menge Schlösser der ersten Familien des Landes verschönern die Umgebungen von Glasgow; zu Hamilton ist der Sitz des Herzogs dieses Namens; in dem Dorfe Duglas der Sitz der Douglas; zu Carmichael residirt der Graf Hinfard, zu Fynlaiston Lord Glencirn; in Xrestine Lord Blantyre.

**) In diesen Gegenden, namentlich im Clydethale und im Tweedthale haben die Landwirthe hauptsächlich auf die Viehzucht ein Auge, da sich an dieser Mehr gewinnen läßt, als am Getraide; man trifft daher daselbst auch das schönste Vieh von der Welt, nach welchem auf den londner und andern Märkten eine starke Nachfrage ist.

mit ihren ſtattlichen und geſchmackvollgebauten Häuſern, die allr das Ausſehen kleiner Paläſte haben, mit ihrer herrlichen Kathedrale, giebt ſich als rine ſchöne Tochter der neuen Civiliſation zu erkennen. Ein treflich beſetztes Collegium, das ſich eines groſſen Zuſpruchs aus Montroſe, Dundre, Invernary und den andern Hauptſtädten dieſes Theils von Schottland erfreut, ziert Glasgow; es wird darin öffentlicher Unterricht ertheilt in der Mechanik, im mercantiliſchen Rechnungsweſen und in andern Künſten und Wiſſenſchaften, wofür ſich die Bevölkerung dieſer induſtriellen Stadt, die ſich zum praktiſchen Wiſſen bekennt, am Meiſten intereſſirt; denn wie ſollte es anders ſeyn, wo es ſich darum handelt, daß der Sohn, drr Nrffe ſich dir Kenntniſſe erwerdr, die ihn geſchickt machen, dem Vater, dem Oheim in der Leitung einer ausgedehnten Fabrik, eines ausgebreiteten Handelsverhältniſſes zu folgen. Indeß wird das theoretiſche Wiſſen nicht vernachläßigt, nur detrachtrt man es mehr als Luxus. Glasgow beſitzt z. B. einr Bibliothek von 200,000 Bänden, einr mit allen optiſchen Inſtrumenten ausgeſtattete Sternwarte. Aber rs iſt begreiflich, daß der mit den materiellen Gegenſtänden des Lebens beſchäftigte Bürger mehr daran denkt, was in ſeinen Arbeitshäuſern vorgeht, als was in den Räumen des Firmaments ſich bewegt. Es giebt in Glasgow ſehr reiche Familien, aber dieſe leben auch nicht auf dem groſſen Fuß, wadurch ſo manche in Hauptſtädten ſich zu Grunde richten: namentlich herrſcht unter den jungen Leuten ſtatt der in andern groſſen Städten unter dieſem Alter eingewurzelten Vergnügungsſucht und Praſſerei ein muſterhafter Geiſt der Ordnung, der das Erwordenr zuſammenhält; man findet hier daher nicht dir glänzenden Caffeehäuſer, nicht den ewigen Wechſel von Bällrn und Concerten von London und Edinburgh; das Theater iſt zwar beſucht, aber der Gewinn der Geſellſchaft, dir es unterhält, ſteht in keinem Verhältniß zu dem Gewinne, den Theatrrunternrhmungrn in Städten von gleicher Bevölkerung abzuwerfen pflegen.

Da die Clyde unten an der Stadt vorbeifließt, ſo war man genöthigt, ſich der Pumpen zu bedienen, um die obrrn Theile mit Waſſer zu verſehen. Van dem Waſſer kann man eben nicht rühmen, daß es ſehr hell ſey. Wegen der geringen Tiefe des Fluſſes fahren die Laſtſchiffr nicht bis Glasgow, ſondern ladrn in Greenock aus, das etwa vier Stunden unterhalb Glasgow liegt, und gleichſam der Hafen davon iſt; etwas mehr als vier Stunden weiter braucht man dann bis zum Golf. Glasgows Lage in der Nähe des Nordcanals iſt für ſeinen Handrl äußerſt günſtig, da es im Fall eines Kriegs von den feindlichen Corſaren weit weniger zu fürchten hat, als die im Süden der drei Königreichr gelegenen Hafenſtädte.

Miscellen aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften.

Mehrere Reiſende ſcheinen die Nachricht des Joſephus (Antiq. III. 18 und de bell. Jud. etc.) von den Fiſchen des Sees Genezareth zu beſtätigen. Haſſelquiſt ſagt: Ich finde es merkwürdig, daß die Fiſche dieſes Sees dieſelben ſind, welche man im Nil findet, z. B. der Charmuth, Silurus, Boenat, Muſſit und Sparus ſalinus. — Joſephus bemerkt, daß Einige die Quelle von Cenaum für eine Ader des Nils halten, weil dieſelbe oft Fiſche herbringen, welche dem Caracinus des Sees von Alexandrien gleichen.

Die HH. Quoy und Gaimard, die Naturforſcher des Aſtrolabe, wendeten auf ihrer letzten Entdeckungsreiſe ihre Aufmerkſamkeit auf die Lebensweiſe der zahlreichen Polypen, welche die Corallen und Corallinen bewohnen. Sie fanden, daß die Bewohner dieſer kalkigen Röhren ihre blätterigen und abgeſtutzten Fühlfäden nur ſchwerlich hervorſtreckten, was ihnen ein eigenthümliches Anſehen gab. Nur bei einer geringen Zahl dieſer Kalkgehäuſe konnten ſie keine Bewohner entdecken. Häufig erfuhren ſie, wenn ſie mit der Hand über die Gebäude hinfuhren, dasſelbe brennende Gefühl, welche gewiſſe Meduſen (die ſogen. Seeneſſeln) hervorbringen. Einige Naturforſcher haben vermuthet, und die Neger nehmen allgemein als gewiß an, daß Fiſche, welche von den Polypen der Corallen freſſen, giftig werden; indeß behaupten Quoy und Gaimard mit Grund, daß es den Fiſchen mit ihrer ſtumpfen, breiten Naſe unmöglich werden müſſe, die Polypen aus ihren engen Schlupfwinkeln herauszuziehen. Diejenigen Fiſche aber, welche ein ſo hartes Gebiß haben, daß ſie die Corallen damit zerbrechen, werden von Niemand gefpeiſt und ſind auf den Marianen ſogar ein Gegenſtand des Abſcheues. —

Unter 6—8° ſüdlicher Breite bemerkt man Nachts die Lufterſcheinung, welche man magellaniſche Wolken nennt. Es ſind 3 an der Zahl, eine ſchwarz, die 2 andern weiß. Beim erſten Anblicke mag man ſie allerdings für Wolken halten, aber ihr feſter Standpunkt und ſelbſt ihr Ausſehen zeigt, daß ſie keineswegs ſo zu nennen ſind. Die ſchwarze erſcheint als ein Fleck in einer lichten Zone, und da ſie von milchweißem Schimmer umgeben iſt, ſo kommt ſie dem Beſchauer noch viel dunkler vor, als der übrige Theil des Himmels. Die beiden weißen ſcheinen bloß Haufen kleiner Sterne, welche einen Schimmer, ähnlich dem der Milchſtraße, von ſich werfen.

In den Wäldern von Guam in Auſtralien, mehr als eine Meile von der Küſte, bemerkten die HH. Quoy und Gaimard eine ſehr große Art von Pagura (Taſchenkrebs) mit veilchenblauen Scheeren, ganz mit einer erdigen Kruſte bedeckt, und in großen Schneckenſchalen lebend, welche ihr beſtändiger Aufenthalt zu ſeyn ſcheinen. Einige dieſer Puguren konnten, wenn man ſie reizte, eine Art Schaum von ſich geben. Sie wurden durch das Licht angezogen; eines Abends, als man am Ufer campirte und Feuer machte, kam eine große Pagura aus bedeutender Entfernung auf dasſelbe zu, und wurde das Opfer ihrer Neugierde, indem man ſie fing und in ihrem eigenen Haus kochte. Die Puguren ſcheinen übrigens aus 2 Abtheilungen zu beſtehen, von welchen die eine auf dem Lande, die andere im Waſſer lebt. Letztere unterſcheidet ſich durch runde Augen, welche auf langen cylindriſchen Stielen ſtehen; die Landarten verbergen ſich in Gefahr in Ritzen oder hohle Bäume, ziehen ſich aber nie oder doch ſelten in das Meer zurück, wenn dieſes auch noch ſo nahe iſt —

Aus der älteren Geſchichte Scandinavien's iſt es bekannt, daß ein Theil der Oſtküſte von Grönland von Island aus durch Normänner

evölkert wurde. Die Colonie scheint beträchtlich gewesen zu seyn, nd sich bis zu 65—66° nördl. Breite ausgedehnt zu haben. Eilige Schriftsteller dagegen (namentlich Einer im Edinburgh Review) behaupten, daß eine solche Colonie nie existirt habe, und die Normeger vielmehr auf der West- nicht auf der Ostküste von Grönlands gelandet seyen. Allein die letzten Beobachtungen von Scoresby nd die Umstände, die Gieseke in einer Denkschrift in den Abhandlungen der k. irelandischen Academie mittheilt, zeigen die Richtigkeit dieser Meinung. Gieseke, welcher 8 Jahre in Grönland zugebracht atte, erzählt, daß er in den Buchten von Süd- und Ostgrönland ie Spuren von 50 norwegischen Häusern angetroffen, nebst Stüen von Kirchenglocken und Schädeln von der caucasischen Menschenrace. In der Sprache der Grönländer entdeckte er mehrere candinavische oder irelandische Wörter, die im gemeinen Leben gerauchr werden, und einen Beweis liefern, daß zwischen beiden Völkern freundlicher Verkehr geherrscht haben muß. Einige diesem Theile der nördlichen Flora fremde Pflanzen fanden sich ebenfalls, ermuthlich durch die Pflanzer eingeführt, wie z. B. der gemeine Vogelbeerbaum (sorbus aucuparia). In Bezug auf den Untergang der Colonisten bemerkt unser Autor: „Alle Ruinen der norwegischen Häuser waren von ungeheuren Felsmassen umgeben, welche in fantastischen Gruppen auf einander gethürmt und vermuthlich von den Gipfeln der nahen Berge herabgestürzt waren. Stellen solcher Verwüstung waren häufig zwischen den Bergen, welche mit der See durch Flüsse in Verbindung stonden, die mit unglaublicher Schnelligkeit von den gletscherartigen Gipfeln herabströmten. Ich zweifle nicht, daß ein Bersten der Gletscher, und darauf folgende Ueberschwemmungen jene Verwüstungen hervorgebracht haben, und daß die norwegischen Pflanzen unter den Ruinen begraben wurden."

In den Erzählungen der alten amerikanischen Reisenden, und auch bei Thuet in seiner Cosmographia wird von einem Baume gesprochen, der die Wolken des Himmels anziehe, und sie in Regen für die trocknen Wüsten verwandle. Diese Erzählungen wurden für Fabeln gehalten. Indeß fand man neulich in Brasilien einen Baum, dessen junge Aeste von Wasser tropften, als ob es um ihn her regnete. Diesen Baum nennt Leonder Cubea pluviosa und Decandalle Caesalpinia pluviosa. Bekanntlich thränen mehrere Gewächse, z. C. der Calamus rotang, und einige zarte Klimmpflanzen, wie auch zur Saftzeit der Weinstock sehr stark.

Auch in America hat man schon mehrere Male jene räthselhafte Erscheinung bemerkt, über welche sich die Physiker der alten Welt noch nicht vollkommen vereinigen können, nämlich den Herabsturz von Meteormassen auf die Erde. Im Jahre 1807 fielen in Connecticut, während ein großer Feuerball mit donnerähnlichem Getöse durch die Luft hinflog, mehrere hundert Steine aus demselben herab; und im Juni des Jahres 1828 zog bei Tage ein großes Meteor durch die Atmosphäre, welches mit dem Knalle eines Kanonenschusses platzte, und von welchem Meteorsteine niederstürzten.

Ueber die Zunahme der Lebensdauer und über die Sterblichkeit hat Odier nach Registern, welche er in Genf lange Jahre hindurch führte, interessante Vergleichungen angestellt. Es erhellt daraus, daß das Verhältniß, in welchem die Menschen am Leben bleiben, so wie die Durchschnittssumme der lebenden Individuen vom 16 Jahrhundert bis zum Jahre 1826 in beständiger Zunahme begriffen ist. Vorzüglich gilt dieß von den frühesten Perioden des menschlichen Lebens, da hingegen bei den spätern ein ganz kleiner Rückschritt sich zeigt, welcher indeß jene Zunahme bei Weitem nicht aufwiegt. Es ist also klar, daß die Sorge, welche wir auf das kindliche Alter wenden, die Existenz desselben verbessert. Die Wahrscheinlichkeit des längeren Lebens der Weiber ist größer, als die Lebenswahrscheinlichkeit der Männer, und nach den Sterberegistern, die Dr. Odier von 1801—1813 verglich, haben verheiratete Frauen und Wittwen noch einen Vortheil über die andern (ungeachtet des Nachtheils durch Kindbetten), der sich verhält wie 112 $\frac{7}{16}$: 100. Durch das Wochenbett soll nach ihm unter 18 Frauen nur eine sterben.

Jenes Wachsthum berechtigt uns aber auch zu der Annahme, daß in der jetzigen Lebensweise überhaupt eine merkliche Verbesserung eingetreten sey; und unter den Ursachen dieser Verbesserung müssen wir hauptsächlich die Vervollkommnung der physischen und moralischen Erziehung anführen, welche die Laster und Ausschweifungen, zu welchen ein unwissendes Volk immer geneigt ist, größtentheils verbannt hat. Hiezu kommt die größere Ruhe und Sicherheit, welche eine geregeltere Lebensweise begünstigt, so wie die Fortschritte der Heilkunde, welche insbesondere durch Einführung der Blatternimpfung ohne Zweifel zur Verlängerung des Lebens mächtig beigetragen haben.

Die Fetwah's Abdur-rahims.

Das wichtigste Werk, welches bisher aus der konstantinopolitanischen Presse gekommen ist, und vielleicht das wichtigste in der ganzen türkischen Literatur ist die Sammlung von Urtheilssprüchen, die unter dem Titel der Fetwah's des Abdur-rahim — Fetawai Abdur-rahim — im November d. J. 1827 in zwei Folianten ausgegeben wurde. Dieß Werk ist die Compilation des berühmten Mufti Mentesch Sod-Abdur-rahim Effendi, der viele Jahre hindurch die höchste Würde der osmanischen Rechtsverwaltung bekleidete und im Besitze der allgemeinen Achtung seines Volkes im November 1717 starb; es enthält eine Reihe von Urtheilssprüchen, die zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Muftis gefällt worden sind, und in denselben in der That den ganzen Cober des mündlichen Theils der mahammedanischen Jurisprudenz. Eine ähnliche Compilation, der Cober des Mufti Durri-Sadi Mohammed-Aarif, welcher ungefähr 2000 Urtheilssprüche aus den Jahren 1730 bis 1773 umfaßte, war bereits sieben Jahre vorher erschienen; aber die gegenwärtige Sammlung ist von dem zehnfachen Umfange, indem sie nahe an 20,000 weise Aussprüche der osmanischen Reichskanzler enthält. Das Ganze zerfällt in 944 Sections, die in 43 Bücher vertheilt sind, aus denen wir in dem Folgenden einige Proben ausheben wollen.

1 Buch, von der Reinigung.

Wenn ein Hase in Seid's Brunnen fällt und darin verwest, ist es nothwendig, alles Wasser herauszuschöpfen und den Brunnen zu reinigen? Antwort: Ja.

Digitized by Google

2 Buch, vom Gebete.

Welches Maß soll nach dem Gesetze Seid zugetheilt werden, wenn er unterläßt, fünfmal des Tages zu beten? Antwort: Züchtigung und Gefängniß.

5 Buch, von der Pilgerschaft.

Wenn die Moslemitin Hind keinen Mann oder männlichen Angehörigen besitzt, der berechtigt ist, in den Harem zu kommen, ist es ihr erlaubt in der Gesellschaft von Weibern, die einen guten Ruf haben, eine Wallfahrt anzutreten? Antwort: Nein!

6 Buch, von dem Schwerte.

Wenn die ungläubigen Albanesen, die stets Krieg führen mit den Moslimen, die Oberhand gewinnen, ist es gesetzlich, ihre gefangenen Männer und Mädchen zu verkaufen und die letztern zu Weibern zu nehmen? Antwort: Ja.

7 Buch, von Strafen.

Wenn Seid der Jungfrau Hind Gewalt anthut, auf welche Weise soll er bestraft werden? — Er werde gesteinigt.

8 Buch, vom Diebstahl.

Wenn Hind, die Moslemitin, werthvolle Dinge, die Amru gehören, aus einem Orte sicherer Aufbewahrung stiehlt, und nachdem sie diesen Diebstahl bekannt hat, das entwandte Gut nicht zurückgiebt, was soll dann mit ihr gethan werden? Man schneide ihr die rechte Hand ab!

9 Buch, von Dingen, die das Gesetz mißbilligt, ohne sie zu verbieten.

Sind die Tänze der Sofi und das im Kreise Drehen der Mewlewis, unter der Begleitung von Pauken und Flöten, vom Gesetze erlaubt? — Es ist an und für sich nichts Uebles an diesen Dingen; aber sie sind mit so üblen Folgen begleitet, daß Se. Hoheit der Padischah, der Vertilger des Verbotenen und der Erhalter des reinen Eyo des Islamismus, sich selbst große Ehre angethan hat, indem er derlei Dinge verbot und verbannte.

10 Buch, vom Tödten und Jagen der Thiere.

Wenn Seid, der Moslim, bei einem Opferfeste dem Rajah Amru beistehlt, das Opfer zu tödten und dabei die feierliche Formel auszusprechen: „Im Namen Gottes?" ist dieß eine gültige That? — Ja.

11 Buch, vom Säen und Bewässern.

Wenn Seid einen Ochsen hat und ein Feld besitzt, welches er baut, und Hind giebt ihm einen Ochsen und die Aussaat; ist es ein gütiger Vergleich, wenn sie übereinkommen, die Ernte unter sich zu theilen? — Nein.

14 Buch, von der Ehe.

Wenn Seid in der Gegenwart von Zeugen sagt: „Ich gebe Hind, meine junge Tochter, Bekir, dem jungen Sohne Amru's, zur Ehe"; ist Hind dann wirklich die Verlobte Bekir's? — Ja.

16 Buch, von der Scheidung.

Wenn Seid die Hind heirathet und, unzufrieden mit ihr, ehe die Ehe vollzogen ist, die Worte ausspricht: „Sie soll von mir gehen dreimal, unberührt und verstoßen von mir", ist sie dann dreimal verstoßen? — Ja.

In diesem Buche befindet sich auch ein Abschnitt „über den gesetzlichen Unterhalt", der werth wäre, in jedem christlichen Gesetzbuche aufgenommen zu werden: „Wenn die arme Hind der Unterstützung bedarf, in welchem Verhältnisse müssen ihre Kinder, der Sohn Amru's, und ihre Töchter, Seineb und Khadidscha, sie sie sorgen?" — Jedes von ihnen soll einen gleichen Theil beitragen.

Das 17 Buch giebt eine sehr einfache Manier der Entlassung aus der Sclaverei an: Wenn Seid von Amru, seinem Sclaven, sagt, er sey sein Sohn, wird dadurch Amru frei? Antwort: Ja. — Wenn Seid sagt, meine Sclavin Hind soll frei werden vierzig Tage vor meinem Tode, und er stirbt binnen Jahresfrist, ist Hind dann von seinem übrigen Nachlaß zu nehmen? — Ja.

In dem 25 Buche von den Rechten des Verkaufes kommt vor unter anderen folgende Entscheidung: Wenn Seid einen Weinberg an Amru verkauft und diesem übergiebt, und Bekir ist der Eigenthümer eines Weinberges, der an jenen grenzt, kann er — wenn er alle Bedingungen des von Amru eingegangenen Vergleichs erfüllt, sich selbst in Besitz des Weinberges setzen? — Ja.

Die Zunge ist eine mächtigere Waffe in der Türkei, als in der Christenheit: z. B. wenn Seid die Hind bittet, ihm einen ihrer Weinberge zu geben, hat er dadurch zugestanden, daß der Weinberg ihm sey? — Ja.

Das letzte Buch von den Scheidemauern enthält Fetwahs über Bräuche und Cessionen, Kamine, Bäder und alles Mögliche, was in der bewunderungswürdigsten Unordnung unter und über einander gehäuft ist, z. B.: Können die Einwohner eines Dorfes die Hind austreiben, weil sie unziemliche Wege geht? — Nein; denn es steht nur den Obrigkeiten zu, über Fälle unsittlichen Betragens zu entscheiden.

Die Pest.

Dr. Madden, in seinen Reisen in Egypten und der Türkei sagt, daß seine eigenen Beobachtungen in Bezug auf die Pest vollkommen die Meinung seines Landsmannes, des Dr. Babington, bestätigen, wonach diese Krankheit nur wenig vom Faulfieber (putrid typhus) unterschieden sey, außer in Hinsicht auf die Dauer und die Zeit der Ausbrüche. Der Hauptsitz des Uebels scheine das Drüsensystem zu seyn. Nachdem er bei der gewöhnlichen Behandlungsart von eilf Kranken sämmtliche verloren hatte, fand er die Anwendung starker Reizmittel entschieden vortheilhaft. Er gab den Kranken häufig eine Mischung von warmem Branntwein mit Wasser (doch mehr von dem ersteren), und in den meisten Fällen wurden sie geheilt; in der That sollen auf diese Weise 75 von 100 gerettet worden seyn.

Eine methodistische Predigt.

Ein herumziehender methodistischer Prediger hielt neulich vor einer andächtigen Versammlung zu Boltonte-Moors folgende kurze, aber kräftige Rede: „Ach, ich darf es wohl sagen, ihr Alle werdet Geld darum geben, einen Faustkampf zwischen Randall und Martin — zwei berühmten Boxern — zu sehen, aber Ihr habt keine Lust etwas dafür zu geben, um den Faustkampf zwischen mir und dem Teufel zu sehen. O, meine Freunde, manchen harten Stoß und manchen feinen Streich habe ich dem schwarzen Schurken um euretwillen gegeben. Reißt, reißt ab diese lustigen Gewänder des Mammon, schlaget dem Teufel gerade in's Gesicht und verdunkelt seine geistigen Tageslichter (day-lights, die Augen, in der Kunstsprache der Boxerei)! Mannhaft an ihn, und schlagt ihn auf ein Mal zur Ruhe, ich will euer Kampfwärter seyn. Ich sage Nichts, als — daß ich hoffe, Ihr werdet das Glied nicht vergessen, wenn ich gehe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 314. 10 November 1829.

Gemälde aus Dalmatien.

Von dem General Baron Welden.

Der Basar in Han.

Wenn man auf der türkischen einst sehr beträchtlichen Caravanenstraße, die von Sarajevo über Travnik und Livno durch Dalmatien an die Küste des adriatischen Meeres nach Spalatro führt, die österreichische Grenze betritt, so ist hier zuerst das kleine Morlacken-Dörfchen Billibrigh am westlichen Abhange des Prologgebirges gelegen. Von hier an verwandelt sich der Reitweg in eine Fahrstraße, die in mehreren Krümmungen nach den Hütten von Han in dem Thale der Cettina herabführt. Hier ist ein Basar oder türkischer Grenzmarkt, der beträchtlichste längs der dalmatischen Grenze mit Bosnien, wo die benachbarten Türken zweimal die Woche vorzüglich Getraide und Vieh gegen Salz, Tücher, Seiden- und andere Luxuswaaren vertauschen. In den Zeiten der Republik Venedig war der Handel auf dieser Caravanenstraße sehr lebhaft; der Basar befand sich damals zu Spalatro selbst, wohin die Caravanen unter Geleite gingen. Die Furcht vor der Pest hat die gegenwärtige Regierung zu Beschränkungen bewogen, und der Basar oder Marktplatz befindet sich dermalen in Han, aber in einem jämmerlichen Zustande. Ich war in den ersten Tagen des Septembers 1828 bei der Bereisung des türkischen Cordons an diesem Orte angekommen; am linken Ufer der Cettina, über welche eine Fähre führt, sieht man ein Paar elende Erdhütten und einen mit Hürden eingefaßten Platz; hieher begeben sich die türkischen Kaufleute, um unter Aufsicht von Sanitätsbeamten den Handel mit den Dalmatiern zu betreiben, von denen sie durch einen unbaunten Raum von sechs Schritten getrennt sind; alle verkauften Waaren sind mehr oder weniger der Reinigung unterworfen, je nachdem das Material mehr oder weniger pestgefährlich ist; das verkaufte Vieh muß verschiedene Wäschen passiren. Reisende halten in nebenanliegenden Hütten Quarantäne; die gewöhnliche dauert sieben, die längste vierzig Tage. Es geschieht meistens durch Wollstoffe, daß uns jenes orientalische Uebel zukommt, wie dieß im Jahre 1816 in dem nicht weit von hier entfernten Macarsca der Fall war; ein inficirter Baumwollenstoff hatte einen nicht erkannten Pestfall zur Folge, und durch das leider übliche Küssen der Todten (da der in der Kirche ausgestellte Leichnam einer wohlhabenden Familie angehörte, die eine zahlreiche Verwandtschaft zählte) verbreitete sich die Seuche so schnell, daß in kurzer Zeit ein Viertheil der Bevölkerung unterlag. Drei Monate lang war Macarsca von diesem Uebel heimgesucht und vollkommen gesperrt.

Der erwarteten Caravane waren bereits 24 Panduren unter einem Harum-Bassa von unserer Seite bis an die Grenze entgegengesandt worden; ein Commando von Jägern hatte den Basar umstellt, und ein anderes stand an der Cettina als Reserve. Es war nämlich die ganze Gegend in feindseliger Bewegung, räuberische Morlacken hatten einen Türken aus Livno vor einiger Zeit ermordet, die Türken dagegen vor ein Paar Tagen fünf arme morlackische Hirten auf die grausamste Weise der Blutrache, die in diesen Ländern noch als eine Ehrensache betrachtet wird, geopfert; sie fürchteten daher Repressalien, und Alles war heute vorzüglich auf seiner Hut. Ich war bis auf die Höhe über Billibrigh geritten, von wo man das weite Thal von Livno und einen großen Theil Bosniens übersieht. Im Norden die Kette der dinarischen Alpen und deren höchste Spitze, die Dinara selbst, 5668′ hoch — im Süden die niederen Gebirge des Monte Toverniza — schweifte mein Blick in ein waldiges von fruchtbaren Thälern durchzogenes Land, nur von wenig zerstreuten menschlichen Wohnungen belebt; sehr hohe Gebirge, die man mir Vitroch nannte, begrenzten östlich den Hintergrund und schienen mir die Fortsetzung und Verbindung des großen Alpenzugs, der vom Karst längs dem Velebit (die Alpes Bebiae der Alten, deren höchste Spitze, der M. Santo, 5404′ hoch ist) die dinarischen, die Planiagebirge, und später gegen die Donau hinab den Balkan oder Hämus bildet. Wie verschiedenartig ist die Ansicht, wenn man sich umwendet und gegen Westen in ein graues düsteres Felsenmeer, die charakteristische Bezeichnung der Oberfläche Dalmatiens, hineinsieht: links der 5520′ hohe Biocovo, dann der Mosjor (4206′), weiter rechts das Kardangebirge und die Monti Tartari (1568′) mit ihren zerrissenen Spitzen, und in weiter Entfernung am Rande des Horizonts die hohe See. Ich war ganz tiefsinnig geworden über dem Gedanken, welch eine einfache Grenzschride das fruchtbarste Land von einer Wüste trennen könne, als einige Schüsse die Ankunft der Caravane verkündigten. Rechts und links in angemessener Entfernung von unseren Panduren umgeben, waren einige vierzig

Digitized by Google

Türken mit Vieh und Saumrossen in einer geschlossenen Kolonne im Anmarsche, an deren Spitze sich die Anführer auf ihren kleinen Pferden herumtummelten und ihre Geschicklichkeit in dem Wenden der Pferde produzirten. Sie mochten wohl Alles auf sich haben, was ihren festlichen Staat ausmachte, auf den sie sich nicht Wenig zu gut thaten. Vor ihnen her zogen Bewaffnete zu Fuß, die sich indeß von unseren Panduren durch Nichts unterschieden: die lange Flinte auf den Schultern, zwei Pistolen, der Handschar, mehrere Messer im Gürtel, das rothe Käppchen, die braune Jacke, das blaue weite Beinkleid, Opanken als Fußbedeckung; dieselben gezogenen langen Physiognomien, derselbe sparsame Bart, derselbe hohe leichte Bau: Alles schien auf ein und dasselbe Volk hinzuweisen, das sich nur durch verschiedene Regierungsformen getrennt fand.

Ein alter Türke, der ganz bedächtig seine Pfeife rauchte, folgte dem Zug zu Pferde in der Entfernung von einigen hundert Schritten, in der Mitte von einigen zwanzig bosnischen Panduren, von denen jeder ein ganzes Zeughaus von Waffen an sich trug, worunter sich vorzüglich einige Tromboni auszeichneten, welche ganze Ladungen von gehacktem Eisen und kleinen Kugeln enthalten mochten. Dieß war wohl die Reserve, denn sie ging nicht über die Grenze, woselbst sie den ganzen Tag über aufgestellt blieb. Der bedächtige Türke, einer der reichern Gutsbesitzer von Livno, übersah sehr aufmerksam, ob in den diesseitigen Maßregeln nichts Außergewöhnliches vorgenommen worden war, und schloß sich erst dann der Caravane an, als ihn unser Harumbassa versicherte, daß er wie immer auf dem Basar willkommen seyn würde und Nichts zu fürchten habe.

Er richtete dann seine Aufmerksamkeit auf mich als eine ihm neue Erscheinung, und als man ihm erklärte, daß ich zur Beruhigung der Grenze hergereiset sey, hieß er mich artig willkommen, indem er sich alle Mühe gab, meinen Namen auszusprechen, welches ihm doch, so einfach er auch lautete, unmöglich blieb. — Die Caravane hielt auf der Höhe von Bilibrigh; die Führer stutzten, als sie in den Hütten von Han mehr Militär als gewöhnlich zu erblicken glaubten: dem alten Herrn wurde Bericht abgestattet; Alles war so ziemlich zum Umkehren bereit, als ich erklären ließ, daß im Falle einer Bedenklichkeit Geißeln gestellt werden sollten. Nun setzte sich Alles etwas ungestüm nach dem geöffneten Basarplatze in Bewegung, denn Jeder wollte der Erste seyn, um den vordersten Platz zu erreichen. Bei dieser Gelegenheit mußte ich die Leichtigkeit bewundern, mit der die Türken eine ziemlich steile Felsenwand hinabstürzten, welche ein deutscher Fuß nur mit der bedachtsamsten Vorsicht betreten hätte. Wie Alles in dem Basarplatz angekommen war, ward derselbe geschlossen und von unserer Seite mit zahlreichen Wachen umstellt. Das Innere dieses Basars stellte jetzt das Bild eines aufgeregten Ameisenhaufens dar, ein Geschrei und Gelärm, eine Heftigkeit in Bewegungen und Gebehrden, daß ich an Mord und Todschlag dachte, während man mich versicherte, daß der tiefste Friede herrsche. Die Geschäfte schließen sich schnell. Der Türke ist zu stolz zum Handeln; er kennt genau den Werth, den seine Waare für uns hat, nicht immer so den Werth der Waaren, die man ihm anbietet, zumal wenn sie moderne ihm unbekannte Formen haben; aber um so lieber hält er sich an das Alterthümliche, wie er überhaupt ein Feind von allen Neuerungen ist, die sie ihn zu neuen Contemplationen auffordern, welche ihn in seiner Ruhe, dem Hauptgenuß seines Daseyns, stören. In Beziehung auf die Waaren zieht er die soliden und schweren alten leichten und zerbrechlichen vor; von den Farben kennt er nur vier oder fünf der grellsten, alle Mitteltinten sind ihm zuwider. Als die Franzosen früher die Basars mit französischen Waaren zu versehen bemüht waren, machten sie Anfangs kein Glück, die schönsten Waffen oder Gewehre in der versailler Fabrik nach türkischer Weise bearbeitet, die schönsten Seidenstoffe aus Lyon wies man als zu leicht verächtlich zurück; dagegen fanden alte dunkelfarbene Tapetenstoffe und schwere Säbelklingen aus den Fabriken von Brescia, nach der Art wie sie die Venezianer sonst verfertigen, guten Absatz. —

Das Getraide, welches auf dem Basar verkauft wird, und der gesuchteste Artikel war, weil er den armen Dalmatien fast gänzlich fehlt, ward aus Säcken in große hölzerne Trichter geladen, passirte durch einige eiserne Gitter und gelangte so in die auf unsrer Seite aufgestellten Maße. Das Vieh wird durch eine Schwemme getrieben, welche hier die Cettina bildet. Schafe unterlagen einer doppelten Wäsche und dürfen, wenn auch einige Furcht der Pest vorhanden ist, gar nicht auf den Markt gebracht werden. Pferde und Waffen waren auf dem Markt theils nicht von großer Vollkommenheit, theils nur in übertriebenen Preisen zu haben; (z. B. ein mit Silber ausgelegter Handschar kostete 60 bis 70 Thaler, oder Zwölfguldenstücke); alle Waaren waren ohne Geschmack bearbeitet; die Pferde von sehr kleiner Race und alle struppirt, jedoch voll Feuer. Gegen Mittag hatte die Caravane größtentheils Commissionswaaren von Spalatro nach Sarajevo geladen, dagegen befanden sich die Dalmatier mit dem ihrerseits erhaltenen Getraide bereits auf dem Rückwege. Die türkischen Kaufleute verlangten nun trotz dem Propheten nach dem feurigen Dalmatier-Weine, den sie sich auch, aber einer von dem andern nicht gesehen, wacker schmecken ließen. Der alte Türke hatte sich ganz abseits hinter eine Hütte gelagert, dort versetzte er den glühenden Dalmatier nach englischer Sitte noch mit einem Wachholderbrandtwein, der aber auch seinen Effect nicht verfehlte; denn in kurzer Zeit lag er halbtodt ausgestreckt auf dem Rücken, den heftigsten Sonnenstrahlen ausgesetzt. So gesengt mochte er einige Stunden gelegen haben, als er ganz nüchtern aufstand, seine Pistolen aus dem Gürtel zog, und sie, ohne Rücksicht auf die Richtung abfeuernd, so das Signal zum Aufbruche gab. Bei den übrigen zeigten sich jetzt erst die Spuren der in Masse genossenen Getränke, denn sie hingen mehr auf den Pferden, als sie saßen, aber doch so fest, daß sie auch im vollen Rennlauf, in dem sie davon sprengten, im Sattel blieben. Die Tragpferde folgten nun mit der Escorte von unserer Seite bis an die Grenze im langsamen Schritte; hier wurden wir von den als Reserve zurückgebliebenen Türken mit einer Ehrensalve bewillkommt, bei der uns aber die Kugeln um die Köpfe pfiffen, indem der Türke wie der Morlache nie anders als scharf ladet und keinen Begriff von einem Kugelzieher hat.

Bescheiden zog sch mich zurück und erreichte Abends den Flecken Sign; einst ein ganz blühender Ort, wo manche venetianische Familie ansässig waren, jetzt aber größtentheils in Ruinen, jedoch der Sitz einer Prätur, beiläufig was in Bayern ein Landgericht ist, eines Sardars oder Commandanten einer Landes-Gendarmerie-Abtheilung *), und für jetzt von einer Compagnie Jäger besetzt, die den Cordondienst von Ismoschi bis hieher versehen. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Für den innern Polizeidienst Dalmatiens ist eine Einrichtung getroffen, welche für dieses Grenzland gewiß manches sehr Passende hat. Es sind nämlich unter der Leitung sogenannter Territorial-Obersten bei jeder Prätur Sardaren, welche Offiziers Rang haben, und unter diesen Vice-Sardaren, und Harum-Bassas als Unteroffiziere angestellt. Ein Sardar hat gewöhnlich 24 Panduren oder wohlbewaffnete Morlacken aus seinem Bezirke bei sich, die zu Escorten, Patrouillen, Verfolgung der Räuber verwendet werden, und deren er im Nothfall noch mehrere aufbieten kann. Die Chargen sind von der Regierung bezahlt, der gemeine Pandur genießt nur den Vortheil für sich und seine Familie, von Vorspann und andern Gemeindeleistungen frei zu seyn. Dafür ist er aber Tag und Nacht im Dienst, muß sich selbst nähren, kleiden und bewaffnen und ist allen Entbehrungen und oft großen Gefahren ausgesetzt, denn seine Hauptbeschäftigung ist die Verfolgung und Eindringung der auf der Grenze sehr zahlreichen Räuber, mit denen es die blutigsten Gefechte giebt. Indeß so groß ist die Liebe für den Krieg und ein herumstreifendes Leben bei den Morlacken, daß ein Sardar wohl nie in Verlegenheit kommt, so viel Panduren zu erhalten, als er nur braucht, denn dem für die Ehre sehr empfänglichen Panduren ist schon eine kleine Stickerei auf dem rothen Käppchen, eine gesuchte Auszeichnung, die einzige übrigens, die ihn von den übrigen Morlacken unterscheidet. Sie verstehen den kleinen Krieg musterhaft zu führen; — ich war von der Festung Knin gegen die türkische Grenze geritten, und hatte den Sardar mit einem Dutzend Panduren zur Bedeckung. Die Gebirgsschlucht, welche wir durchzogen, war gänzlich unwegsam und mit Wald bedeckt, regulirte Truppen würden hier nur sehr mühsam fortgekommen seyn. Kreuze, auf die wir oft stießen, bezeichneten, wo Räuber oder Panduren im Gefechte gefallen, was auch hier vor einigen Tagen der Fall gewesen war, wofür mein erster Begleiter die goldene Medaille auf der Brust trug. Ich bemerkte, daß von Zeit zu Zeit einige von meiner Bedeckung sich entfernten und verschiedene Richtungen einschlugen, ohne daß aber hierüber ein Wort gesprochen wurde. Nach zwei Stunden Wegs war ich mit meinem Sardar ganz allein auf einer beträchtlichen Höhe, dem Grenzpunkte, angekommen, von wo ich eine herrliche Aussicht in das türkische Gebiet hatte, von dem mich nur ein Schritt Erde trennte; ich stellte nun doch einige Fragen über unsere persönliche Sicherheit; statt der Antwort bemerkte mir der Sardar die Aufstellung seiner Panduren, die in einem Umkreise von 500 bis 600 Schritten, bloß an den rothen Käppchen in dem Gebüsche kenntlich, vollkommen feldmäßig patrouillirten, bald gedeckt in einer Schlacht fortschlichen, bald auf höhern Punkten sich wieder sammelten, Alles ohne Commando, und Alles nur nach den eigenen trefflichen Instinkte und der genauen Kenntniß der Gegend. Vielleicht, daß man sich in Deutschland der in den Feldzügen am Rhein so berüchtigten Rothmäntel noch erinnert, die ganz genau das Seitenstück zu meinen Panduren lieferten. Sie zeichnen sich durch eine große Entschlossenheit und durch ihren Haß gegen die Türken aus, der von alten Zeiten her vom Vater auf den Sohn übergetragen worden, denn in neuern Zeiten wäre keine Veranlassung zu finden, da die Türken die billigsten ruhigsten Nachbaren sind, die man sich denken kann. Wie oft sind sie es nicht selbst, die unsere Flüchtlinge und Verbrecher ausliefern, ohne einen Begriff von einem Cartell zu haben, und Räubereien werden nur von entlaufenem Gesindel, gewiß nie von Türken auf unserem Boden verübt. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich die Fertigkeit, mit der diese wilden Völker ihre Stimme auf außerordentliche Entfernungen fortzupflanzen vermögen. Auf einer dem Hügel, auf dem wir uns befanden, gegenüberliegenden Anhöhe, die wohl eine starke halbe Viertelstunde entfernt seyn mochte, zeigte sich ein Mensch, der sofort von meinen Panduren angerufen wurde, wodurch sich von einem Hügel zum andern ein Gespräch entspann, welches ohne große Anstrengung der Lunge, zwar nur sehr monoton, wenigstens aber für diese Menschen verständlich war, so daß sie alle ihre Fragen beantwortet erhielten.

Dampfschifffahrt zwischen England und Ostindien.

Im Monate Juli 1828 hielt der „Verein zur Aufmunterung der Dampfschifffahrt zwischen Großbritannien und Indien" in Calcutta eine Versammlung, um den Vorschlag des Hrn. Thomas Waghorn in Berathung zu ziehen, der sich erbot, das Packetboot in 70 Tagen von England nach Bengalen zu führen, aber wenigstens den Versuch zu machen, wenn er Aufmunterung fände.

Schon im Jahre 1826 war ein solcher Versuch gemacht worden. Das Dampfboot Enterprise, Capitän Johnson, fuhr in 57 Tagen von Falmouth nach dem Cap der guten Hoffnung, und zwar 35 Tage mit Dampf, 19 mit Segeln; 3 Tage legte es an der Insel St. Thomas bei. Statt, wie die Segelschiffe es zu thun pflegen, sich mehr westlich zu halten, hielt es mehr an die afrikanische Küste, dessen große östliche Einbeugung es verfolgte.

Die Insel St. Thomas, wo das Dampfboot vor Anker ging, liegt im Meerbusen von Guinea, unter der Linie, 100 Meilen vom festen Lande. Die Maschine verbrauchte täglich acht Tschaders (einalders, zu 36 Scheff.) Kohlen; der in England eingeschiffte Vorrath reichte aus; aber der Umstand, daß man den Brennstoff sparen mußte, verursachte dem Capitän nach seiner Rechnung einen Zeitverlust von 20 Tagen; er meinte, die Eigner des Dampfboates hätten wohl daran gethan, 50 Tschaders in Madera, und eben so viel in St. Helena zu hinterlegen. Bei seiner Ankunft auf dem Cap hatte er noch Kohlen für zwei Tage. Die weiteste Entfernung die das Fahrzeug an einem Tage durchmaß, betrug mit Segeln 190 Meilen, mit Dampf 169 oder 7 Meilen in einer Stunde. Die Entfernung von Falmouth längs der afrikanischen Küste beträgt 7500 Meilen; das Schiff muß also im Durchschnitte des Tages 131 Meilen zurückgelegt haben; es hätte aber nur vom Cap Roxo gerade auf das Cap der guten Hoffnung los steuern dürfen, um seinen Weg um 500 Meilen abzukürzen.

Die Ueberfahrt vom Cap nach Calcutta beträgt 6,800 Meilen; also angenommen, das Dampfboot fahre mit derselben Geschwindigkeit, so braucht es dahin 52 Tage; somit hätte Capitän Johnson, wenn er am 18 October vom Cap abfuhr, am 9 December in Calcutta anlangen müssen, und die ganze Reise hätte, 5 Tage der Rast auf dem Cap eingerechnet, 114 Tage gedauert. Legte man aber

auf Madeira, St. Helena, dem Cap, Isle de France, Colombo in Centar (was ziemlich entsprechende Entfernungen sind), Kohlen-Niederlagen an, so könnte man die Maschine in beständiger Bewegung erhalten und dadurch die Reise wahrscheinlich auf 81 Tage oder 12 Wochen reduciren — also ungefähr auf zwei Drittel der Zeit, welche ein Segelschiff braucht; 17 bis 18 Wochen dauert die Ueberfahrt nach Calcutta in der Regel. Würde die Landenge von Suez durchschnitten, so wäre die Entfernung Englands von Calcutta nur 8,600 Meilen, man hätte kürzere Zwischenstationen, man könnte eine Maschine von größerer Kraft anwenden, und die Reise ließe sich in 35 bis 40 Tagen machen. Nach Bombay betrüge die Entfernung 1100 Meilen weniger und die Ueberfahrt würde bloß 30 bis 35 Tage wegnehmen.

Wirklich traf die Enterprise am 9 December in der Mündung des Ganges ein — nach einer siebenundvierzigtägigen Reise vom Cap, auf welcher sie ihren gesammten Kohlenvorrath aufgezehrt hatte. So währte die Reise im Ganzen 16 Wochen und 3 Tage, was beinahe die mittlere Dauer einer Reise auf Segelschiffen ist, und man hatte also durch die Dampfschiffahrt Nichts gewonnen; allein wenn, wie gesagt, an den passenden Orten Kohlenniederlagen wären, würde die Reise wahrscheinlich in drei Monat zu machen seyn. Capitän Johnson erhielt indeß den Preis von 10,000 Pf., der für das erste Schiff, das von England nach Indien mit Dampf fahren würde, ausgesetzt war.

Das von Hrn. Waghorn vorgeschlagene Dampfboot soll 280 Tonnen halten und nach dem Modell der durch ihre Schönheit, ihre Dauerhaftigkeit und ihre Geschwindigkeit ausgezeichneten norwegischen Packetboote gebaut seyn; Maste und Tackelwerk sollen eine besondere Vorrichtung erhalten, so daß man sie nach Umständen in vier Stunden niederlassen und wieder aufsetzen kann; während des Südostmonsuns soll das Boot in Madras beilegen, während des Nordostmonsuns in Bengalen; es soll bloß Briefe und kleine Packete mitnehmen, und um unter den Decken für die Kohlen mehr Raum zu gewinnen, sollen die Officiere und die Mannschaft so lang in einer kleinen Hütte auf dem Verdecke untergebracht werden, bis so viel Brennstoff verzehrt ist, daß es Platz giebt. Der Unternehmer versichert, das Boot könne Brennmaterialien für 35 Tage laden; er würde jedoch nicht so viel einschiffen; funfundvierzig Tonnen Kohlen würden die Räume füllen und, wenn sie verbraucht wären, durch Wasser ersetzt werden, das durch einen besondern Mechanismus hereingelassen und wieder hinausgeschafft würde, je nachdem man das Schiff beschweren oder erleichtern wollte.

Vielleicht, daß es dem Riesendampfboot der Holländer, dem Atlas, den die Zeitungen vor einiger Zeit wieder zu Grunde gehen ließen, ehe noch das Kind zur Welt geboren war, vorbehalten ist, die Dampfschiffahrt nach Indien zu Ehren zu bringen.

Eine Geistergeschichte aus dem 17 Jahrhundert.

Wir kamen, erzählt die Lady Fanshawe, zu Lady Honor O'Brien, der jüngsten Tochter des Grafen von Thanond, wo wir uns drei Tage lang aufhielten. In der ersten Nacht hatte ich einen großen Schrecken, indem ich in dem Zimmer, wohin ich geführt worden war, ungefähr um 1 Uhr durch eine Stimme erweckt wurde, und als ich den Vorhang wegzog, beim Mondscheine eine Frau in einer Fenstervertiefung bemerkte, die gekleidet, mit rothem Haare, und von bleichem und geisterhaftem Ansehen. Sie sah zum Fenster hinaus und sagte laut und mit einem Tone, wie ich ihn nie gehört hatte, dreimal hinter einander: „O Pferd"; worauf sie mit einem Seufzer, der eher dem Winde, als menschlichem Athem glich, verschwand; ihr Leib kam mir eher wie eine dicke Wolke, denn wie eine wirkliche Substanz vor. Ich war so erschreckt, daß mir das Haar zu Berge stand und mein Nachtzeug herabfiel. Ich stieß und schüttelte an meinem Gemahl, welcher während der ganzen Zeit geschlafen hatte, endlich aber sehr verwundert war, mich in solcher Angst zu finden, noch mehr aber, als ich ihm die Geschichte erzählte und das offene Fenster zeigte. Keines von uns schlief mehr diese Nacht, sondern er sprach mit mir darüber, wie weit häufiger dergleichen Erscheinungen in diesen Gegenden wären, als in England, und wir waren beide der Ansicht, daß die Ursache hievon der große Aberglauben der Irelander und ihr Mangel an jenem hellen Glauben seyn möge, welcher sie vor der Gewalt des Teufels, die dieser sehr häufig unter ihnen ausübt, schützen würde. Gegen 5 Uhr kam die Dame des Hauses zu uns, und sagte, sie sey die ganze Nacht nicht im Bette gewesen, weil einer ihrer Vettern, aus der Familie O'Beien, dessen Vorfahren das Schloß besessen hätten, gewünscht habe, daß sie bei ihm auf dem Zimmer bleibe; um zwei Uhr sey derselbe gestorben. Sie setzte hinzu: „Ich wünsche, daß Ihr nicht beunruhigt werden seyn möget, denn es ist in diesem Hause gewöhnlich, daß, wenn Jemand aus der Familie auf dem Sterbebette liegt, die Gestalt einer Frau jede Nacht am Fenster erscheint, bis er todt ist. Diese Frau war vor alten Zeiten durch den Herrn des Schlosses guter Hoffnung geworden; er aber ermordete sie in seinem Garten und warf sie in den Fluß, der unter dem Fenster hinfließt. Ich dachte nicht daran, als ich Euch hieher quartirte: es ist das beste Zimmer im Hause." Wir erwiederten Wenig auf diesen Beweis ihrer Güte, sondern entschloßen uns, bald möglichst abzureisen.

Sonderbare Rechnung.

Ein Bürger von London hatte vor einiger Zeit den Einfall, der Staatskasse als einen Beitrag zur Abtragung der Nationalschuld die Summe von 6 Pf. St. zu schenken. Ein Mathematiker hat sich die Mühe genommen zu berechnen, wie weit diese großmüthige Schenkung ihrem Zwecke entsprechen würde. Die Schuld beträgt 900,000,000 Pf. St.; die Interessen, welche von derselben bezahlt werden, sind im Durchschnitte 4½ %.

Die Interessen für ein Jahr betragen daher				40,000,000 Pf.	Sch. 1
—	—	— einen Tag	—	109,489 —	— 10 ·
—	—	— eine Stunde	—	4,566 —	4 2 ·
—	—	— eine Minute	—	76 —	„ „ ·
—	—	— eine Secunde	—	1 —	5 3 ·

Die Schenkung wäre daher nicht hinreichend, um die Interessen der Schuld für fünf Secunden zu zahlen — eine Zeit, nicht lang genug, um während derselben eine Quittung für das empfangene Geld zu schreiben, sondern höchstens für den einfachen mündlichen Dank: „Nehmen Sie die Danksagung Sr. Majestät an!"

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

'unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 315. 11 November 1829.

Die americanische Negercolonie Liberia.

Landerwerbungen. Clima. Produkte. Ackerbau. Handel.

So klein und bestritten Anfangs (Vrgl. Ausl. Nr. 272 folg.) s Besitzthum von Liberia war, so fanden doch die Americaner ittel, es in wenigen Jahren dergestalt zu vergrößern, daß gewärtig die Gerichtsbarkeit der Colonie außer Monrovia acht *) ationen begreift, die sich von Cap Mount bis Trades-Town — h. über eine Fläche von 140 M. — erstrecken. Und man muß stehen, daß man nicht leicht wohlfeilern Kaufs zu Ländereien mmen kann. **)

*) Cap Mount, St. Paul, Bushrod, Junk, St. Johann, Faktorei, Rob-Gray's-Faktorei, Faktoreiinsel, Jung-Schwestern.

**) 1) Das ganze linke Ufer der Sockoncreek vom Cap Mesurado bis zum Fluß St. Paul wurde am 11 Mai 1825 den Königen Peter, Lang-Peter, Gouverneur, Zoda und Jimmy um 500 Bars Tabak, 3 Stückfässer Rum, 5 Pulver, 5 gegerbte Büffelhäute, 5 Kisten Pfeifen, 10 Gewehre, 5 Sonnenschirme, 10 eiserne Töpfe und 10 Paar Schuhe abgekauft. Freie Schifffahrt auf dem St. Paul wurde in den Kauf eingedungen. 2) In Folge eines Vertrages am 27 October 1825 trat der König Freimann gegen ein Stückfaß Tabak, ein Poinçon Rum und 6 Kisten Pfeifen alles Land von der Mündung bis zu der Quelle des Jungschwesternflußes — in einer Breite von einer halben Stunde auf beiden Ufern — an die Colonie ab. 3) Unterm 12 August 1826 überließen die Häuptlinge von Cap Mount der Colonie ein Stück Land in der Nähe des Landungsplatzes auf Cap Mount und machten sich anheischig, für die Colonie daselbst eine Faktorei zu errichten, den Grundsatz der Sicherheit der Personen und des Eigenthums aufrecht zu erhalten, und weder Europäern noch anderen Fremden künftig Land zu verkaufen oder die Gründung von Ansiedlungen oder Faktoreien zu gestatten, sondern sie auf den direkten Verkehr vom Schiff aus zu beschränken. Die beiden Völker, wurde ausgemacht, sollten sich als Glieder einer und derselben Familie betrachten. 4) Unterm 11 October desselben Jahres traten die Häuptlinge von Junk, die Könige Prinz-Will, Tom und Peter Harris, das ganze Land zwischen den Mündungen der Flüsse Roth-Junk und Junk bis zu einem östlichen Punkte, welcher die schmalste Seite der von beiden Flüssen gebildeten Halbinsel durchschneidet, ab und gaben zugleich die Zusage eine Faktorei anzulegen; dieselbe sollte acht Klafter lang und dreitthalb Klafter breit seyn und drei Gemächer enthalten, darunter eine gute Kornkammer. 5) Unterm 17 November desselben Jahrs kaufte die Colonie von dem König Granddassa die auf dem St. Johannfluß gelegene Faktoreiinsel, mit einem Areal von etwa 1000 Morgen; der Kaufpreis war folgender: 1 Poinçon Rum, 3 Kisten Pfeifen, 4 Bars und 1 Stückfaß Tabak, 10 Gewehre, 10 Stück Tuch, 5 Töpfe, 10 Bars Rosenkränze, 4 Staagen Eisen, 3 Stückfässer Pulver, 10 Stutzsäbel und 100 Feuersteine. 6) Unterm 20 November desselben Jahres kaufte die Colonie von den Häuptlingen Rob Gray, Jack Gray und Hundertfuß ein bedeutendes Stück Land auf der Südgrenze des Granddassa um 300 Bars Waaren. 7) Am 15 December 1827 kam vermöge eines mit Mary-Mae-Kenzie, dem Eigenthümer des nördlichen Theils der Insel Bushrod, auf dem St. Paulflusse abgeschlossenen Vertrags die ganze rechte Küste dieser Insel an die Colonie. Der Boden ist fruchtbar, die Lage angenehm; das Areal beträgt 20,000 Morgen niederes Land und Bushrod dürfte mit der Zeit der Obstgarten von Mesurado werden. 8) Unterm 14 Mai 1828 erkaufte die Colonie ein großes Stück Land in einer Gegend, welche von mehreren Flüssen durchschnitten wird, die zwischen den Völkerschaften des Innern und der Küste gleichsam die Grenze ziehen, um daselbst, 40 Meilen von Monrovia, da wo der St. Paul schiffbar zu werden anfängt, eine Ackerbauniederlassung und Faktorei anzulegen. Da König Boatswain von hier bis nach seiner Stadt, die 100 M. Land einwärts liegt, eine Straße zu eröffnen versprach und weiterhin die Wege offen sind, so hoffte man von diesem Punkte aus in die großen Städte des innern Africa's vorzudringen.

So scheint also der Fortbestand dieser Colonie gesichert. Nun sollte nur einmal auch die Frage gründlich untersucht werden, wie es kommt, daß den Americanern ihre Negercolonisation gelingt, während die Engländer, trotz der Summen, die sie verschwendet haben, damit so unglücklich sind. Bei der geringen Entfernung, in welcher die englischen Niederlassungen von der americanischen liegen, kann doch wohl der Unterschied des Clima's nicht so bedeutend seyn, daß daraus allein diese Erscheinung sich erklären ließe. „Die climatische Beschaffenheit dieses Theils von Africa," sagen die Americaner, „ist auswärts nur sehr unvollkommen bekannt; und mit Unrecht hat man das Land als absolut ungesund verschrien: die Einwohner sind eben so stark, eben so gesund und werden eben so alt als anderswo. Wir haben keine epidemische Krankheit erfahren und nach den Berichten der Eingebornen weiß man von einem solchen Uebel hier weit und breit gar Nichts. Freilich Einwanderer aus gemäßigten Himmelsstrichen, namentlich junge und alte Leute, greift das tropische Clima etwas an und in den ersten Jahren

haben Strapazen, Gefahren und Entbehrungen den Tod Mehrerer von uns herbeigeführt. Jetzt sind wir einheimisch, und während der letzten drei Jahre ist von 40 Einwanderern aus den südlichen und den mittlern Staaten der Union kein einziger das Opfer des Climas geworden. Einige leichte Unpäßlichkeiten etwa am Anfang abgerechnet, genießt man in der Folge hier einer bessern Gesundheit als in irgend einem Land innerhalb der Wendekreise." Was soll man davon halten, wenn man die Unglücksschilderungen der Engländer damit vergleicht, und — was noch mehr sagen will — einen Blick in ihre Todtenlisten wirft?

Auch die sonst gepriesene Fruchtbarkeit des Landes hat man bezweifeln wollen. Die Colonisten äußern sich darüber in ihrer Adresse vom 27 August 1827 an die Farbigen der Vereinigten Staaten folgender Maßen: „Glaubt den Gerüchten von der Armuth des Bodens nicht, welche Unwissende und Uebelwollende ausgestreut haben. Wir sind überzeugt, daß es auf der ganzen Erde keinen ergiebigern giebt als den, welchen wir bebauen. Die Eingebornen, ohne Ackerbauwerkzeuge, ohne Kenntniß der Agricultur und mit wenig Arbeit, bringen mehr Getraide und Hülsenfrüchte hervor, als sie verzehren oder verkaufen können. Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen, Enten, Hühner vermehren sich, ohne daß es Mehr bedarf, als dafür zu sorgen, daß sie sich nicht verlaufen. Die Baumwollenstaude, der Kaffeebaum, die Indigopflanze und das Zuckerrohr kommen von selbst hervor. Mais, Reis, Hirse, (millium oder panicum miliaceum) gedeihen trefflich; es wachsen drei Arten von Pfeffer, die dem cayenne'schen Nichts nachgeben. Fragt ihr nach Baum und Gartenfrüchten? Da giebt es Pisange (musa paradisiaca), Limonen, Citronen, Sauerdatteln (tamarindus indica), Orangen (aurantia mala), Katschu's, Trauben, Pfirsiche, Kirschen, süße Pataten, Manioc, Yams, Cacaonüsse (nuces Indicae), Erdnüsse, Gurken, Melonen, Bohnen, Erbsen — Alles im Ueberfluß." Der Sclavenhandel hat dem Ackerbau großen Abbruch gethan; dessen ungeachtet steht der Preis aller Lebensbedürfnisse um die Hälfte niedriger als in den Vereinigten Staaten. In der Nähe der Colonie kann man das schönste Vieh, zu 3 bis 6 Doll. das Stück, kaufen; der Scheffel Reis kostet nicht ganz ½ Doll., das Palmöl für die Küche 20 Cents die Gallone, womit man 6 Pf. Butter erspart, das Pf. Kaffee 5 Cents. Ein bedeutendes Verdienst erwarb sich Capitän Nicholson um die Colonie, indem er ihr viele kostbare Sämereien, die er aus dem Archipel und Kleinasien mitgebracht hatte, zum Geschenk machte.

Der Handel *) des Landes besteht in Reis, Palmöl, Elfenbein, Schildkrötenschale, Färbehölzern, Wachs, Kaffee und Häuten; diese verschiedenen Artikel werden gegen Manufakturwaaren umgesetzt. Es werden ziemlich gute Geschäfte gemacht: beinahe zu jeder Zeit liegen europäische oder americanische Schiffe auf der Rhede, und auf den Straßen ist es so lebhaft, als in den kleinen Hafenstädten der Vereinigten Staaten. Im Verlauf von drei bis vier Jahren haben einzelne Colonisten sich ein Vermögen von mehreren 1000 Doll. erworben, und in jeder Ansiedlung trifft man nicht nur alle Lebensbedürfnisse, sondern auch manche Luxusgegenstände. Der Handel von Cap Mount wird des Jahrs zu 50,000 Doll. geschätzt. Der jährliche Verdienst einer kleinen Goelette, die zum Transport der Landesprodukte nach mehrern Factoreien dient, soll sich auf 4,700 Doll. belaufen: eine Summe, welche beinahe die Kosten der Agentschaft und der Colonialregierung deckt. Mit den Schiffen der Vereinigten Staaten ist der Verkehr unmittelbar; mit den Völkerschaften des Landes wird er mittelst der längs der Küste errichteten Faktoreien betrieben; vier Goeletten, die der Colonie gehören, werden zum Küstenhandel verwendet; mehrere, die in Monrovia im Bau begriffen sind, sollen dieselbe Bestimmung erhalten; auf dem St. Paulfluß hofft man mit den Stämmen des Innern sich in Verbindung zu setzen. Fremde Schiffe, die in Liberia einlaufen, zahlen von der Tonne 50 Cents, Schiffe der Vereinigten Staaten die Hälfte. Eine noch größere Ausdehnung dürfte dieser Handel in dem Maße gewinnen, als es gelänge, den Sclavenhandel nirgends zu unterdrücken. Noch dauert er unter den für das menschliche Gefühl empörendsten Formen fort; und so viel auch dagegen geschieht, so findet doch die Habsucht immer Mittel und Weg die Gesetze zu umgehen. Die englische Regierung hat ihn indessen zwischen dem Gambia, dem Cap Mount, dem Cap der Palmen und dem Aequator fast gänzlich zerstört. Die Eingebornen sind genöthigt, ihre Sclaven mitten durch die Wüste bis nach Tripoli und selbst nach Congo zu treiben. Dadurch hört der Sclavenhandel auf, sehr gewinnreich zu seyn, was die nothwendige Folge hat, daß er nach und nach ganz aufhört. Erst muß dieß Haupthinderniß der Civilisation in Africa entfernt werden, ehe eine bessere Bildung daselbst Wurzel fassen kann.

(Schluß folgt.)

*) Der Associationsgeist, der in England und Nordamerica so große Wunder bewirkt, regt sich bereits auch in Liberia. Die Colonisten haben eine Compagnie zur Verbesserung der Schifffahrt des Mesurado gebildet. Die Stiftungsurkunde (Act of incorporation of the Montserado channelling Company) wurde im Rath genehmigt und unterm 2 October 1826 unterzeichnet. Die Compagnie giebt Actien aus im Betrag zu 1000 Doll.; der Colonisationsverein hat seinen Agenten bevollmächtigt, mehrere Actien zu unterzeichnen.

Man beabsichtigt, einen Canal zu graben, der die Entfernung der Rhede von der Stadt um 4 bis 5 Meilen abkürze, und das Bett des Mesurado so zu vertiefen, daß die Schiffe bis Monrovia hinaufsegeln können.

Die Pyramiden von Dschisch.

(Schluß.)

Nachdem wir vom Gipfel niedergestiegen, krochen wir sogleich in das Innere des Heiligthums. Der hundert Fuß lange, 3 Fuß 3 Zoll ins Geviert haltende, schiefgesenkte Gang, in welchen man, an der Nordseite, 100 Fuß oberhalb der Grundlage der Pyramide, tritt, ist wenig unbequem, denn von Schritt zu Schritt findet der Fuß Halt in leichten Einschnitten. Die Wände sind glänzend abgeglättet. Kurz vor dem Ende dieses von N nach S geführten Ganges bar man, nach W schief abfteigend, einen anderen an Höhe und Breite dem früheren gleichen Gang, welcher bis zur Grundlage selbst führt, und außerdem einen drit-

Digitized by Google

en, der faſt ſenkrecht wie ein Schacht abgeteuft iſt. Am Ende
ldſt verlängert ſich der erſte Gang wagrecht und führt ſo zu dem
Gemache, dem man den Namen des Saales der Königin gab; ſchief auf-
teigend, aber durch eine majeſtätiſche Gallerie zum Saale des Königs.

Um dieſe Gallerie zu erreichen, muß man klettern, indem man
den Fuß in die Löcher ſetzt, in denen die Queerſteine ruhten. Die
Gallerie iſt ſteil, acht Schichten hoch, von feinſter Aneinander-
fügung, und hat zu beiden Seiten einen vorſpringenden breiten
Rand, in welchem ſich in gleichen Abſtänden, längliche, gleich-
mäßige Löcher befinden. Am Ende der Gallerie angelangt, tritt
man durch einen Thorraum, der mittelſt eines Fallſteines ge-
ſchloſſen geweſen ſeyn dürfte, in ein kleines Vorgemach und dann
in den Saal des Königes, der, wie die Pyramide ſelbſt, genau
nach den Weltgegenden gerichtet und viereckig iſt. Der Eingang
befindet ſich in der Nordoſtecke. An der Weſtſeite, etwas von
der Wand entfernt, ſteht der Sarg aus Granit. Aus Granit
auch iſt die Verkleidung des ganzen Gemaches bis zum Thor-
raum an der Gallerie, während die Pyramide ſelbſt aus Blöcken
von Kalkſtein, dem Kerne des libyſchen Gebirges, beſteht. Neben
dem Eingange in der Nordſeite iſt ein Loch, nicht über 1 Fuß
im Durchmeſſer, unbekannt zu welchem Zweck und wie tief in
den Körper der Pyramide gehauen; dieſem gegenüber an der
Südſeite ein ähnliches, anfänglich etwas größeres, aber bald ſich
zu demſelben Maße verengendes, wie ich erfuhr, da ich darin
ſtecken blieb. In der NW-Ecke iſt ein Loch im Boden, durch
eine Nachgrabung veranlaßt, die in unſeren Tagen Statt hatte,
und wodurch man eine ſenkrechte Verbindung mit dem Saale der
Königin auffinden wollte.

Die Granitblöcke haben ſehr feinen Kitt zur Verbindung unter
ſich. Die Blöcke der übrigen Theile der Pyramide ſind im Innern
häufig ohne Mörtelfügung, wie thyrinthiſche Mauern, meiſt aber
iſt Mörtel aus Kalk und Sand, der viele Granitkörner und Muſchel
enthält, angewendet.

Der Saal der Königin iſt mit weißem Marmor verkleidet,
die obere Decke ſteigt unter einem Winkel empor, während die-
jenige des Saales des Königes flach iſt. Auch im Saale der
Königin iſt der Eingang in der Nordſeite, an der NO-Ecke. In
der Mitte der Oſtſeite zeigt ſich ein Thorraum, mit gezacktem
Aufſatz fünf übereinander ſtehender, und gleichmäßig abnehmen-
der Vierecke geziert. Ein wagrechter Gang führt, etwa 50 Fuß tief,
in den Körper und endet in den rohen Auſſenwerken der Pyramide.
Wahrſcheinlich ſtand hierin ein Sarg, und es wurden Nachgrabungen
von Denen angeſtellt, welche die Pyramide plünderten.

Noch hatte ich die beiden übrigen Gänge, welche in die
Tiefe führen, den ſenkrechten und den ſchiefen, zu unterſuchen.
Ich wählte den erſteren. Mein Araber kletterte voraus. Nie-
mand folgte. Wir ſtiegen tief — tief, die Hände und die Füße
in die Vorſprünge der Blöcke oder in eingehauene Löcher ſetzend,
wie in einem Felſenſchachte. Es war ein halsbrecheriſcher Ver-
ſuch und mehrmals ſtand ich daran, umzukehren. Die Einſchnitte
ſind ſeicht, glatt und geneigt; überdieß war ich nicht vorbereitet
auf dieſen Weg und rathe Jedem, der ihn machen will, die
leichteſte Fußbedeckung zu wählen, welche das Anklammern nicht
hindert. Wenn Hand oder Fuß glitſchen, ſo geht es tief ge-
nug, um ſich jede Erzählung zu erſparen. Nachdem der Schacht
viel oder vier Mal unter ſehr ſtumpfen Winkeln ſich gebrochen
hatte, kamen wir in die Tiefe. Dort führt ein wagrechter Gang
in den oben erwähnten ſchiefabgeſenkten, durch den ich wieder
in den Hauptgang hinaufkam. Der ſchiefgeſenkte geht zwar noch
tiefer abwärts, aber wir fanden ihn mit Steinen ausgefüllt.
Der Boden hallte dumpf wieder unter unſerem Fußtritt. Ich
hatte damals weder Belzoni geleſen, noch Capitän Caviglia,
oder meinen Freund Salt über das Innere der Pyramiden ge-
ſprochen. Jetzt (Dezember 1827) ſehe ich im Werke des Erſtern
(Narrative of the Operations and recent Discoveries — in
Egypt and Nubia etc. London, 1822 Vol. I) die Schilderung
dieſer Gänge, wie Caviglia ſie dem italieniſchen Reiſenden mit-
theilte. Die ganze Tiefe des Schachtes oder Brunnens, wie man
ihn zu nennen pflegt, iſt 286 Fuß. In dieſe Tiefe gekommen,
fand Caviglia die Verbindung mit dem geſenkten Gange, was
alſo dieſelbe Stelle iſt, bis zu welcher ich niederſtieg. Er drang
aber noch tiefer und fand unter der Mitte der Pyramide einen in
dem Felſen des Gebirges gehauenen Saal.

Außer Fledermäuſen fand ich kein Thier in dieſen Hallen der
Vorzeit.

Von Schweiß triefend, vom Staube faſt erblindet — von
Mangel an Luft gepreßt, erreichte ich den Tag und warf mich
ermattet neben meine Reiſegefährten hin.

Die zweite Pyramide iſt, für das Auge, ſo hoch als
die erſte. Sie war mit Marmor bekleidet, wie einige Reſte
dieſer Decke an der Spitze noch zeigen. Der Hof derſelben iſt
höchſt merkwürdig. An manchen Stellen zeigt ſich noch der ge-
glättete Fels, auf welchen wahrſcheinlich Marmorpflaſter gelegt
geweſen war. Die glatte Felswand des Hofes zeigt eine Men-
ge Löcher in ſolcher Ordnung, woraus ſich entnimmt, daß Bau-
ten daran gelehnt waren. An der Nordſeite ſind mehrere Hie-
roglyphen in dieſe Wand gehauen, unter welchen der Ring des
großen Rameſes, an der Weſtſeite ſind mehrere Grabgemächer,
worunter zwei ein zweites Gemach haben. Ueber dem Eingange
in das eine ſteht eine Aufſchrift in kleinen Hieroglyphen, und
die Decke darin beſteht aus abgerundeten Steinſäulen, die wie rohe
Baumſtämme gearbeitet ſind. Auf der öſtlichen Wand ſind gleich-
falls Grabgemächer und abermals eine Aufſchrift in Hieroglyphen.

Die ſogenannte kleine Pyramide ſcheint die prächtigſte unter
den dreien geweſen zu ſeyn. Einige Granitſchichten, die noch
beſtehen — Reſte von ſolchen Schichten auf größerer Höhe —
Granitblöcke ringsum im Hofe beweiſen, daß ſie mit dieſem
herrlichen Steine ganz oder größten Theils bekleidet war; größ-
ten Theils, weil an der Südſeite auch ſo viele Blöcke weißen
Marmors liegen, daß man voraus ſetzen muß, ein Theil jeder
der drei übrigen habe in der Bekleidung eine Einlage dieſes
glänzenden Marmors gehabt. Herodot (II 134) ſagt, die Hälfte
derſelben ſey aus äthiopiſchem Stein; (ſo nennt er den Granit, um
die Gegend zu bezeichnen, aus der er her kam). An der Weſtſeite
findet man, noch in ihrer Schichte, an der Südſeite nahe
an derſelben, Granitblöcke, denen an Maſſe kein Block der gro-
ßen Pyramide an die Seite geſetzt werden kann. Dieſe rieſi-
gen Blöcke ſind gerade in der Mitte der Schichte angebracht

worden. Von den übrigen Granitblöcken zeigen mehrere als Niveau einen Hohlstreifen 1″ 6‴ tief und breit.

Die kleinen Pyramiden im Süden sind aus Kalksteinen gebaut, wie die übrigen. Ihr Material war den Geschlechtern jüngerer Zeiten handbarer als das der großen. Sie haben daher mehr als diese gelitten und sind zum Theile fast abgetragen.

Von den kleinen Pyramiden stiegen wir in eine Schlucht zwischen den Sandhügeln nieder, an deren Ausgange in der Ebene vier Dattelpalmen, eng im Kreise um einen Brunnen, und vier Sykomoren zur Seite, stehen. Diese Bäume, schon in der Wüste und so nahe den größten aller Denkmale menschlicher Kunst, laden den Betrachter zur Ruhe unter ihren kargen Schatten ein. Mir schien die Schlucht, von der ich eben sprach, wie eine große Straße ins Reich des Todes. Südlich stürzt der libysche Fels rund wie eine Burg, oder wie ein Tempelwall, nach der Ebene und Schlucht ab. Menschenhand scheint denselben behauen und er selbst irgend einen mächtigen Bau getragen zu haben. Oestlich von demselben zieht der Abhang wie ein Mauerdamm hinab, breit und hoch, wie die Ausgänge zu den Pyramiden selbst. Von den Sykomoren nördlich, fast zwischen ihnen und der Sphinx, deuten andere Mauerreste einen andern mächtigen Bau an, dem obigen gerade gegenüber, vielleicht eine vierte große Pyramide, nun bis auf die Grundfesten zerstört.

Wie viel mag nicht, rings um diese ungeheuren und ältesten Male, der Sand der Wüste verhüllen! Ja, die Wüste wird die Bewahrerin für künftige Geschlechter, und das ist vielleicht kein kleiner Dienst.

Abnormität der englischen Rechtspflege.

Bei den diesjährigen Assisen zu York erklärte James Pieling, der angeklagt worden war, falsche Banknoten ausgegeben zu haben, auf die gewöhnliche Frage des Richters sich schuldig. Hierauf entspann sich folgende Unterhandlung, die uns von Seiten der Justiz in der That eine etwas zu weit getriebene Ausdehnung des Grundsatzes der Unstatthaftigkeit der Selbstanklage zu seyn scheint.

Der Richter Littledale: Gefangener, es liegen fünf Anklagen gegen Euch vor, die aussagen, daß Ihr falsche Banknoten ausgegeben habt. Ich kann Euch nichts Anderes sagen, als daß Ihr ganz dieselbe Strafe erhalten werdet, als wenn Ihr von der Jury schuldig befunden worden wäret. Ihr werdet mit dem Galgen oder mit der Transportation bestraft werden, ganz auf dieselbe Weise; und ich muß Euch sagen, daß eine große Anzahl von Personen wegen eines ähnlichen Vergehens, wie das, dessen ihr beschuldigt seyd, gehängt worden sind. Wenn Ihr eine geringere Strafe erwartet, weil Ihr Euch selbst für schuldig erklärt, so betrügt Ihr Euch. Besteht Ihr darauf, Euch schuldig zu erklären?

Gefangener. Ja.

Richter. Es ist ein sehr ernsthafter Fall, in dem Ihr Euch befindet; Ihr seyd der Gefahr ausgesetzt, am Galgen zu sterben.

Gefangener. Gut, so erzeigen Sie mir Barmherzigkeit!

Richter. Und Ihr erklärt Euch immer noch für schuldig?

Gefangener. Ich will die Wahrheit sprechen, so weit ich kann.

Richter. Ich muß Euch wiederholen, was ich bereits gesagt habe, daß Ihr Euch betrügt, wenn Ihr größere Nachsicht erwartet weil Ihr Euch schuldig erklärt. Euere Strafe wird ganz dieselbe seyn. Sich auf eine Anklage nicht schuldig erklären, ist keine Sünde im Namen Gottes; Ihr habt keinen Eid geschworen und begeht da her auch keinen Meineid; Ihr leugnet nur die Beschuldigung, welche der Kläger gehalten ist zu beweisen.

Gefangener. Ich muß mich schuldig erklären, mein Lord.

Richter. Bedenkt, Gefangener, ich will Euch einige Zeit zur Ueberlegung lassen.

Gefangener, nach einer Pause von wenigen Minuten: Ich bin schuldig, mein Lord.

Richter. Ihr seyd also entschlossen, Euch schuldig zu erklären?

Gefangener. Ja, und erweisen Sie mir Barmherzigkeit.

Richter. Ich frage euch zum letzten Male, seyd Ihr entschlossen, Euch schuldig zu erklären?

Gefangener. Ja, mein Lord.

Richter. Gut. Der Angeklagte wurde hierauf in das Gefängniß zurückgeführt.

Scenen aus dem englischen Parlament.

Es ist bekannt, daß das Haus der Gemeinen in England keineswegs immer jenen feierlichen Ernst behauptet, den man auf dem Continente meistens mit einer Versammlung der Repräsentanten des Volkes zu verbinden gewohnt ist. Zu den bekannten Scenen einer vielleicht etwas ausgelassenen Heiterkeit gehören auch die folgenden. — Ein Mitglied vom Lande, Sir E. K—, stand eines Abends plötzlich auf und wandte sich an den Vorsitzer: „*Hr. Sprecher, ich wünsche die Aufmerksamkeit des Hauses auf einen Gegenstand zu ziehen, der mich selbst und die Mehrzahl der Mitglieder persönlich betrifft.*" Es erfolgte ein tiefes Stillschweigen; denn Jedermann war der Meinung, der ehrenwerthe Baronett habe eine wichtige Streitfrage in Bezug auf die Privilegien des Hauses vorzutragen. „Ich wollte die Anzeige machen, Hr. Sprecher, daß ich künftigen Dienstag auf die Zurücknahme der in der letzten Sitzung durchgegangenen Acte antragen werde, welche sich auf „Spitzbuben und Vagabonden" bezieht." Ein furchtbarer Ausbruch des Gelächters folgte dieser Ankündigung, auf welche das Haus gewiß nicht gefaßt war, als der würdige Baronett erklärte, daß sein Gegenstand alle Mitglieder so nahe angehe. Die Acte, zu welcher er sprach, war eine, die sich auf die Jagdgesetze bezog. — In dem Oberhause sind Scenen dieser Art seltener, doch fehlt es auch hier nicht ganz an ähnlichen Zügen. So stand einmal der seiner wunderlichen Einfälle wegen bekannte Lord Stanhope auf, um zu erklären, daß er von seiner Opposition gegen einen Vorschlag des Ministeriums, der eben vor dem Hause schwebte, abstehe; er that dieß, indem er folgendes Geschichtchen anführte. „Ich erinnere mich, meine Lords, sagt er, einer Anekdote, die von einem großen Manne aus meiner Verwandtschaft, dem Earl von Chesterfield, erzählt wird. Dieser begegnete eines Tages einem Betrunkenen, von dem er die Stimmen gewinnen wollte. Mein, meine, stammelte der Bursch, ich stimme niemals einem Schurken aus. Ich thue dieß immer, sagte Chesterfield, indem er seinen Hut abzog und weiter gehend eine Verbeugung machte. Und nun wissen die Lords, die mir gegenüber sitzen, warum ich die Absicht aufgebe, ihnen ferneren Widerstand zu bieten."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 316. 12 November 1829.

Die americanische Negercolonie Liberia.

(Schluß.)

Verfassung von Liberia. Das Hospital. Aussichten für die Zukunft.

Wie kurz oder lang in Nordamerika die zwischen den einzelnen Staaten bestehenden Differenzen über die Rechtmäßigkeit der Sclaverei noch dauern werden, läßt sich schwer bestimmen; doch scheint es, daß diejenige Ansicht, welche zu Gunsten der Freiheit ist, in den letzten Jahren ziemlich Boden gewonnen habe. Der große americanische Colonisationsverein *) erfreut sich bereits der Mitwirkung von 110 Provinzialvereinen. Es war um so mehr etwas Gedeihliches von diesen Instituten zu erwarten, als Bürger und Regierung hierin Hand in Hand gingen, d. h. als die Vereine von Seiten der Centralregierung sowie von den Regierungen derjenigen Staaten, welche die Sclaverei abgeschafft hatten, jede Unterstützung sich versprechen durften, ohne daß die Regierungen, wie sonst wohl in solchen Fällen geschieht, die Leitung des Ganzen an sich zu reißen gesucht und dadurch die Theilhaber genirt oder ihnen die Sache verleidet hätten. Dem Staat konnte bloß daran liegen, daß das allgemeine politische Interesse dabei nicht in Privatinteressen unterging; zugleich lag es aber in seinem eigenen Vortheil, wenn das Ganze den Charakter der Umsicht und der Sparsamkeit einer Privatunternehmung behielt.

Mit dieser Beschränkung ist der Verein der Souverän von Liberia. In dieser Eigenschaft entwarfen die Direktoren unter'm 2 October 1828 ein Verfassung für die Colonie, welche in Verbindung mit dem seit dem 19 August 1824 eingeführten Gesetzbuche die Verhältnisse der Menschen und der Dinge daselbst also bestimmt:

1) Der Agent des Vereins, der in der Colonie residirt, ist mit der Obergewalt *) bekleidet, die er der Constitution und den Entscheidungen des Raths gemäß auszuüben hat.

2) Jeder Farbige, welcher die Verfassung beschworen hat, und Grundeigenthümer ist, hat das Recht, bei den jährlichen Wahlen der Civilbeamten mitzustimmen und sich als Candidat zu melden.

3) Die Civilbeamten der Colonie sind: ein Vice-Agent, zwei Räthe, ein Sheriff, ein Secretär, ein Schatzmeister und ein Notar, und für jede Ansiedlung von sechzig Familien zwei Ackerbaucommissäre, zwei Gesundheitsbeamte und zwei Censoren, letztere mit der Befugniß der großen Jury in America als Aufseher über die öffentliche Moral und Beförderer der Nationalindustrie. Endlich giebt es eine Schulcommission, welche die Lehrer ernennt. Dem Agenten steht bei der Wahl der Beamten ein Veto zu, das er jedoch seiner Zeit motiviren muß; es wird dann sogleich von Neuem gewählt. Der Vice-Agent und die beiden Räthe bilden den Rath, der bei allen wichtigen Angelegenheiten beizuziehen ist; ersterer vertritt im Verhinderungsfall des Agenten die Stelle desselben.

4) Der Gerichtshof besteht aus dem Agenten und einer hinreichenden Anzahl von Friedensrichtern, die er beruft. Die Entscheidung geschieht immer durch Geschworne; das Verfahren richtet sich nach dem gemeinen Recht und den Erkenntnissen der Gerichtshöfe Großbritanniens und der Vereinigten Staaten.

5) Verrath, Aufruhr, Meuterei, Ungehorsam gegen die Obrigkeit und großer Diebstahl werden mit Staupbesen, Gefängniß, Zwangsarbeit und Kettenstrafe geahndet.

6) Zänkereien, Schlägereien, Völlerei, Verletzung der Sonntagsfeier, Gottlosigkeit und Liederlichkeit werden als Friedensstörungen betrachtet und mit Geld, Gefängniß, Halseisen oder Staupbesen bestraft.

7) Wer sich eines einfachen Diebstahls schuldig macht, wenn der Werth des Gestohlenen nicht mehr als 5 Schilling beträgt, hat vierfachen Schadenersatz zu leisten und zwanzigfache Caution zu stellen.

*) Der Vorstand des großen Vereins zur Colonisation freier Farbigen aus den V. St. besteht aus einem Präsidenten, einem Secretär, einem Schatzmeister, einem Notar und zwölf Mitgliedern. Der Vorstand versammelt sich am ersten Montag des Januars, Aprils, Julis und Octobers, und wenn außerordentlicher Weise der Präsident eine Versammlung beruft. Jeder Bürger der V. St., der jährlich 1 Doll., oder ein für allemal 30 Doll. zahlt, kann Mitglied werden. Die Beamten der Auxiliarvereine sind berechtigt den Sitzungen des Hauptvereins beizuwohnen und mitzustimmen.

*) Er ist der Commandant der Miliz, eines Corps Freiwilliger, welches die Regierung der Colonie organisirt.

Digitized by Google

8) Jedes Individuum männlichen Geschlechtes, das gesund und stark ist und vom Staat Rationen empfängt, muß zwei Tage in der Woche unter der Aufsicht der Commissäre für öffentliche Arbeiten Frohndienst thun.

9) Wer sich den Entscheidungen des Raths der Direktoren widersetzt, dessen Güter werden confiscirt, und er wird verbannt. Auch Ruhestörer kann man verbannen; ihr Vermögen geht dann auf ihre nächsten Verwandten in der Colonie über, oder fällt, wenn sie deren keine haben, dem Staat anheim.

10) Niemand kann sich in der Colonie ohne Erlaubniß des Vereins oder des Agenten niederlassen, und Niemand kann Eigenthümer werden, ohne seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen. Er muß zum Mindesten zwei Morgen Landes anbauen oder ein Handwerk treiben; auch muß er ein solides Haus auf seinem Grund und Boden aufbauen lassen. Das Haus muß von Steinen, Backsteinen, gestampfter Erde oder Zimmerholz gebaut, mit Ziegeln gedeckt und groß genug seyn, um eine Familie bequem unterzubringen. Jeder Verheirathete erhält außer seinem Gemeindeantheil fünf Morgen Land zum Anpflanzen, zwei für seine Frau und einen für jedes Kind, das er bei sich hat; doch kann keine Familie mehr als zehn Morgen besitzen; auch darf kein Privatmann den Eingebornen Land abkaufen.

11) Jedes Individuum hat das Recht, über sein Vermögen testamentarisch zu verfügen.

12) Der dritte Theil aller den Eigenthümern bewilligten Ländereien wird für allgemeine Bedürfnisse ausgeschieden; diese Gemeindegüter müssen mit einer Pallisadirung umgeben werden.

Die Colonisten äußern sich in ihrer Adresse an die Farbigen in den V. St. (vom 4 September 1827), sehr zufrieden über ihre Lage. „Der Hauptzweck unserer Uebersiedlung nach Afrika," sagen sie, „war der Gewinn einer wohlverstandenen Freiheit: nicht einer ungebundenen Gesetzlosigkeit, sondern der Freiheit der Rede, des Thuns und des Denkens, wie sie Bürgern eines freien Staats geziemt; eines Gutes, welches wir uns und unsern Kindern in dem Land unserer Geburt nicht erwerben konnten. Unsere Verfassung gewährt uns, so weit es bei unserer Lage möglich ist, alle Rechte und Befugnisse von Bürgern der Vereinigten Staaten. Wir sind Eigenthümer des Bodens, den unsere Hand bearbeitet; wir wirken bei unserer Gesetzgebung mit; unsere Meinung ist geachtet und wir können nur durch eine Jury, die aus unsern Mitbürgern gebildet ist, gerichtet werden. Wir haben uns zu einer Gemeinde verbunden, in dem Lande unserer Vorfahren, wo wir Nichts von jener unwürdigen Geringschätzung empfinden, die sich in den Begriffen Amerika's an unsre Farbe anknüpft. Diese sittliche Emancipation, diese Freilassung des Geistes, der so lange in Ketten geschlagen war, belohnt uns tausendfach für alle Beschwerden, die wir ausstanden, bis wir hieher kamen, und wir genießen ein Glück, das wir nicht anders als mit dem größten Danke gegen Gott und unsere americanischen Wohlthäter erkennen. Wir haben die Bürde, die auf unsern Schultern lag, abgeschüttelt; wir wandeln und athmen frei. Wir laden Euch nicht ein, zu uns zu kommen; denn wir kennen Die nicht unter Euch, die eine vernünftige Unabhängigkeit und die Achtung ihrer Mitbürger jener armseligen feigen Rotherisenz vorziehen, welche in Amerika Euern Enter Kinder Erbtheil ist. Seyd Ihr aber fähig nach einer bessern Lage zu streben, so können wir die Frage entscheiden und Euch versichern, daß Ihr den Tag segnen werdet, wo Ihr Bürger Liberia's geworden seyd."

Unter den öffentlichen Anstalten in Liberia, erwähnen wir das Hospital als diejenige, welche den Geist der Ordnung, der in dieser Colonie herrscht, und dem sie hauptsächlich auch ihr Gedeihen verdankt, besonders charakterisirt. Diese Anstalt steht unter der Oberaufsicht des Agenten, eines Raths und eines Arztes. Jeder Pflanzer, der medicinischer Hülfe bedarf; dürftige Frauen, Wittwen und Waisen, die nicht gerade krank sind, überhaupt Alle, die sich nicht fortbringen können, finden hier Aufnahme. Der Direktor wohnt im Hause. Der Arzt macht wenigstens dreimal in der Woche, seine Besuche. Das Gebäude enthält zwölf Kammern, sechs für die Individuen männlichen, und eben so viel für die weiblichen Geschlechts, einen großen Speisesaal und einen Saal für den Gottesdienst. Man ißt zusammen an einer gemeinschaftlichen Tafel; jede Person hat ihr eigenes Bett, das jede Woche einmal frisch überzogen wird; die Leibwäsche wird alle vier Tag gewechselt. Die Beschäftigung der Pfleglinge richtet sich nach ihrer frühern Lebensart, nach Alter, Geschlecht und Körperkraft. Von Dem, was Einer verdient, werden für Wohnung, Beköstigung und Bekleidung wöchentlich bei Männern zwei Doll., bei Frauen 1½ Doll. und bei Kindern 1 Doll. abgezogen. Die vorgeschriebene Arbeiten sind: die Zimmer reinigen (was Jedem für seinen Theil obliegt); die Küche besorgen; die Kranken bedienen; waschen, nicht blos für die Anstalt, sondern für jede Familie, die Leinwand hinschicken will; nähen; Netze verfertigen; Rothholz (cam-wood) und Ocker zerstoßen; Kalkaterwerg bereiten; Baumwolle auflesen, kardätschen, spinnen, weben; Schindeln, Dauben, Besen, Stiele zu Aexten und Hacken, Ruder und Seile machen. Die mehr oder weniger Gesunden bekommen zur Nahrung Reis, (auf verschiedene Art gekocht) Bananen, Yams, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, einmal in der Woche gesalzenes, zweimal frisches Fleisch, eben so oft Thee, Kaffee mit Zucker-Syrup täglich; die Kranken, die nicht aus dem Zimmer können, bekommen Huhn und Pfeilwurz (maranta).

Werfen wir nun noch einen Blick auf die wahrscheinliche Zukunft Liberia's. Wenn wir der Aussage Capitän Nicholson's Glauben beimessen, so fangen die benachbarten Völkerschaften bereits an, sich von den Wohlthaten der Civilisation und der Religion und von der Ueberlegenheit zu überzeugen, deren Dasein, die sich unter diesem doppelten Banner vereinigen, dadurch über Andere sich versichern, und der Tag wäre nicht ferne, wo der Menschenfreund die Barbaren dieses Theils von Afrika sittlich zu einem sittlichern und glücklichern Bewußtseyn erwachen sähe. Statt, daß die Häuptlinge Anfangs die Colonisten mißtrauischen Blicken betrachteten, kommen sie ihnen jetzt entgegen und laden sie ein, unter ihnen sich anzusiedeln. Bereits ist daher die Rede davon, die Colonie zu den Quellen des Finsses Junk und des Mesurado auszudehnen; auch soll das Land zwischen Grand-Bassa und dem Jung-Sch westerwärts

zuft werden: es ist dieß ein kaffeereicher Distrikt, der jedoch egen das Meer hin wenigee fruchtbar ist und keine Rheeden at. Daß abee die Colonie wahrscheinlich mit der Zeit eine noch ngleich größere Ausdehnung gewinnt, zeigt uns ihre geographiche Lage. Von der Bai von Biafra an geht die Küste in der Richtung von Osten nach Westen bis zum Palmencap, wo sie in ordwestlicher Richtung an Liberia vorbei fast ununterbrochen bis um Cap Roro fortläuft. Die Insel Bulama, in der Nähe des rünen Vorgebirgs, ist der günstigste Ansahrtspunkt für amerikanische Schiffe, wie das Palmencap, außerdem daß es der Schlüssel zu der ganzen Küste ist, den günstigste Rückfahrtspunkt darbietet. Eine Niederlassung daselbst müßte also in wenigen Jahren äußerst wichtig für den Handel werden. Denn da ie südwärts der Küste folgenden Winde jenseits des Palmcaps ie Rückkehr nach dem Norden zu jeder Jahreszeit, namentlich aber ähreend der tropischen Regen, äußerst schwierig und gefährlich machen, indem sie die Capitäne verhindern, Beobachtungen anzustellen und die Strömungen kennen zu lernen; so würde das Palmencap der geeignetste Stapelplatz für den Handel mit allen Völkerschaften seyn, die östlich bis zur Einfahrt von Biafra wohnen. ieberdieß giebt es zwischen dem Mesurado und Volta nirgend einen essern Untergrund als auf der dortigen Rhede. Die Umgebungen sind gebirgig, feuchtbar von zahlreichen Flüßen und Buchten urchschnitten. Hier wäre die natürliche Grenze des amerikanischen Africa gegen Süden; die 17 Meilen lange und 9 Meilen reite Insel Bulama wäre es gegen Norden. Bulama erhebt ch von der Küste bis zu einer ansehnlichen Höhe im Innern. eine Rhede ist eine der besten an der afrikanischen Küste und as hohe Steigen der Springfluth begünstigt die Erlichtung von ydraulischen Maschinen. Die Nebel sind daselbst weniger dicht is auf dem festen Lande und die Regenzeit ist einen Monat ürzer als auf Mesurado. Eine Compagnie englischer Kaufleute, elche die Insel im J. 1793 in Besitz nahm, mußte sie wegen rankheiten, die in Folge ihrer unregelmäßigen Lebensart ausrachen, wieder verlassen. Der Rio Grande, an dessen Münung sie liegt, durchströmt den reichsten und fruchtbarsten Theil on Afrika; er bewässert die Landschaften, welche Mungo Park ereist und beschrieben hat. Seine Quelle ist nur wenige Tageisen von der des Senegal, des Gambia, des St. Paul und ach, wie man jetzt weiß, des großen geheimnißvollen Flusses des nern Africa entfernt. Die Schiffe die aus America kommen, egen beim grünen Vorgebirge und bei Cap Roro bei, und hierauf lenken sie ihren Lauf nach Liberia: hätten nun die Amerikaner eine Niederlassung in Bulama, so würde sie einen doppelten Vortheil gewähren, einmal den der kürzern Reise für die olonisten überhaupt und dann den des günstigern Clima für jenigen von ihnen, die nördlich vom Poramai stammen. Ferner befindet sich zwischen Bulama und Liberia noch die englische olonie Sierra Leone; allein da die Britten sie ohne großen erlust von Menschen nicht behaupten können, so dürfte sie wohl n Ende den Americanern zufallen. „Einmal im Besitz des o Gambe," sagt der Berichterstatter in der elften Jahresung des Colonisationsvereins, „wird auch der Senegal und mbia unser seyn und der Handel mit allen Völkern, die gegen die Quelle des Niger wohnen; und wenn der Pauksfluß so ist, wie wir vermuthen, so wird er uns einen leichten Verkehr mit dem Binnenlande zu Wasser darbieten. Unser Litoral wird dann die Mündungen des Gambia, des Rio Grande, Nunes, Pungos, Sierra-Leone, Cap-Mount, Liberia und das Gebiet der Nation Kru in sich begreifen."

Sandan, das Land am Amur.

In dem Berichte, welchen unser Landsmann Siebold in Japan der asiatischen Gesellschaft zu Paris über die Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen machte, ist bei Weitem das Wichtigste die geographische Notiz über den Volksstamm der Kurilen (Aino), welche außer dem kurilischen Archipel auch die Insel Jesso und Tarrakai oder Karafta (auf den europäischen Carten Sagbalien) bewohnen, und die Beschreibung des Sandan, oder jenes Theiles der Tatarei, welcher der zuletzt genannten Insel gegenüber liegt. Die Nachrichten über das Sandan, oder, wie die Japanesen es nennen, das östlicher Tattan, sind völlig neu: Siebald erhielt dieselben von einem alten Japanesen, Namens Mogami Tokuai, der diese Gegenden im Jahre 1783 besuchte. Tokuai ging im August jenes Jahres von Savia, einem japanischen Handelsemporium auf der Insel Jesso nach Karafto, besuchte die östlichen und westlichen Küsten dieser großen Insel und nahm eine Carte von derselben auf. Der westliche Theil von Karafta (Saghalien) ist von dem asiatischen Continent durch eine Straße getrennt, deren Existenz jetzt nicht länger in Zweifel gezogen werden kann, welches Gewicht man auch den entgegengesetzten Behauptungen Krusensterns beizulegen geneigt seyn möchte. Die Straße wurde im Jahre 1808 von einem anderen Japanesen, Mania, besucht, der eine Carte davon zeichnete; und sie ist seitdem noch einmal von einer besonders zu diesem Zwecke abgesandten Commission von japanischen Gelehrten untersucht worden; sie wurde nach dem Namen des Entdeckers — oder dessen, der für den Entdecker galt — Mania no seto, die Straße des Mania, genannt. Vom December bis März ist sie gewöhnlich zugefroren.

In der Nähe dieser Straße, und besonders um die Mündung des Amur wird ein lebhafter Handel zwischen den Bewohnern der Insel Karafto und denen des festen Landes getrieben. Der Amur hat bei den Japanesen den Namen Kannto-ku, welches ihre Aussprache des chinesischen Hoan-tung-kiang ist; in dem Lande selbst wird er Manku oder Mangu genannt.

Sandan liegt, nach dem Berichte Tokuai's, zwischen der Halbinsel Korea und dem Lande der Mandschu; diese Angabe ist indessen sehr ungenau, da das Sandan sich nicht so weit nach Süden erstreckt, um die Grenzen von Korea zu berühren. Im Osten und Süden wird Sandan vom Ocean bespült und im Westen von hohen Bergen begrenzt *). Der große Fluß Manku (Amur) hat

*) Daher auch der Name; denn Sandan heißt so viel als die rothen Berge. Früher sollen diese Gegenden Jtan oder Khitan d. i. die rothen Wilden genannt worden seyn; wahrscheinlich die Khitan, welche das Reich Liao in China stifteten und von den Jahren 709 bis 1125 der mächtigste Stamm in der Tatarei waren. Bei der Ausbreitung der Civilisation, fährt Tokuai fort, verließen diese Wilden die Küste und flohen in die Gebirge; deshalb wurde ihr Land Sandan genannt.

Digitized by Google

hier seine Mündung und begünstigt die Schifffahrt im Innern des Sandan. Von Mussöh an der Küste geht man durch den See Kitschoga nach Kitschuk, dem Hauptorte des Sandon, und nach Deren, dem Stapelplatze des Handels mit den Mandschu. Mussöh ist der Ort, von wo die Aino und die Sandan ihre Schiffe über Land nach dem kleinen Flusse Tabamatsi ziehen; auf diesem schiffen sie sich wieder ein und folgen seinem Laufe durch den See Kilsi bis zu seiner Mündung in den Manku auf der rechten Seite dieses Stromes. Das Innere des Sandan ist schwach bevölkert; aber zahlreiche Ortschaften an den Ufern des Manku kündigen den Wohlstand des Volkes an, welches sie bewohnt. In der Nähe der Mündung des Flusses ist die Lebensart beinahe dieselbe, wie bei den Aino von Taerakai; in den Dörfern, welche höher hinauf gelegen sind, nähern sich die Sitten und Gebräuche der Einwohner mehr denen der Mandschu. Bei ihren Fahrten auf dem Monku und auf den Seen des Landes bedienen sich die Sandan tragbarer Dächer, Karia genannt, die sie aus Erlenrinden bereiten; diese richten sie auf ihren Fahrzeugen oder am Ufer auf, um darunter die Nacht zuzubringen. —

An den Ufern des unteren Amur wird ein sehr lebhafter Handel getrieben, theils mit den Mandschu, theils mit den verschiedenen Stämmen, welche der japanische Reisende Orotska, Smeren-kur (der kurilische Name der Aino, die den Norden der Insel Tarrakai bewohnen), Sirun-aino, Kimun-aino, Sandan, Kordeske, Kiaky, Kara, Idan und Kissen nennen. Die gewöhnlichsten Beschäftigungen der Einwohner des Sandan sind Jagd und Fischfang; sie treiben wenig Ackerbau; Reis und Hirse tauschen sie gegen Pelzwerk von den Mandschu ein, die ihnen diese Artikel zu Wasser, auf dem Manku, zuführen. Die Sandan sind ein äußerst ungebildetes Volk. Sie kennen keine Schrift; ihre Hauptkunst besteht in der Verfertigung einer Art von Töpferwaaren, welche dem Porcellan gleicht. Was ihren Glauben und ihre religiösen Ceremonien betrifft, so werden sie mit den Aino von Tarrakai verglichen. Der japanische Reisende erzählte, daß er bei seiner Rückreise zu Schiffe auf dem Manku einen Berg auf dem rechten Ufer des Flusses gesehen habe, auf dem zwei große Steine von gebleichter Farbe aufgerichtet waren. Die Einwohner des Landes sagten ihm, daß dieß alte Gradedenkmale wären. Die Bootsmannschaft warf, als sie bei diesen Gräbern vorüber kamen, Reis, Hirse und andere Früchte in den Fluß, als eine Art von Opfer, und sagte mit gefalteten Händen, indem sie sich gegen die Denkmäler wandte, ihre Gebete her.

Bei den Sandan, wie bei den Aino, sind mehrere Familien unter einem gemeinschaftlichen Häuptling, der Hasata oder Kasinata heißt, vereinigt. Ehedem wurden diese Häuptlinge vom Volke erwählt, jetzt werden sie von den Mandschu ernannt. Der Handel auf dem Manku ist in den Händen der chinesischen Regierung, der ein Theil des Sandan unterworfen ist. Die Grenzen des chinesischen Reiches sind auf der Insel Karafto durch Grenzsteine bezeichnet. Die Einwohner des Sandan gleichen in ihrer Physiognomie den Kareern; ihre Waffen, ihre Bogen, die aus Ochsenhörnern gemacht sind, ihre Pfeile, ihre Lanzen, sind ganz denen dieses Volkes gleich. Dagegen kleiden sie sich beinahe auf dieselbe Art, wie die Aino von Karafto oder Tarakai, und lassen ihre Haare um den Kopf herum hängen; nur Wenige flechten sie wie die Mandschu. Außer dem Ertrage ihrer Jagd und Fischerei ziehen die Bewohner des Sandan ihre Nahrung hauptsächlich auch aus der Viehzucht.

Die Beschreibung, die Toknai von dem Stamme der Orotsch macht, so wie die Porträte, die er von einigen Individuen desselben gezeichnet hat, haben die größte Aehnlichkeit mit denen, die de Pérouse von den Bewohnern der Bai von Castries gibt, die er Orotschies nennt; vielleicht sind beide dasselbe Volk.

Unglücklich ist Siebold's Conjectur, daß die Bewohner des Sandan vielleicht die Stammväter der Japaner wären. Die wenigen Worte, die Siebold von der Sprache des Sandan erhalten konnte, bezeichnen dieselbe vielmehr als einen Dialect des Tunguſischen, welches auch mit dem Mandschu in der nächsten Verwandtschaft steht, z. B. Sonne ton, Mandschu tschôn; Mond bi, Mandschu bia, Tunguſ. bie; Meer namo, Mandschu und Tung. namu; Tanz ghita, Mandschu ghida; Kaufmann hotaru, Mandschu hota, der Handel; eben so die Zahlwörter: eios, womoo, Mandschu emu; zwei sjuwoï, Mandschu dschuo; drei tsappo oder ilaa, Mandschu ilan; vier verna oder punii, Mandschu duïn; fünf pudscha, Mandschu sundscha; sechs jukuu oder nungu, Mandschu ninggun; sieben nata, Mandschu nadan; acht hari oder sjakpo, Mandschu dschakun tung. dschapkun; neun horëi oder füju, Mandschu ujun; zehn buva oder siaa, Mandschu dschuan, tung. dschan.

Der Alligator im Assahan.

In der Nähe der Mündung des Assahan-Flusses in Sumatra, wo ein Fischerhaus steht, ist ein Alligator von ungeheurer Größe, dessen Rücken, wenn er aus dem Wasser hervorragt, einem großen Felsen gleicht. Er bleibt beständig dort und wird regelmäßig mit dem Kopfe und den Eingeweiden des großen Baumrochen (skate) gefüttert, den man hier fängt. Ein Reisender sah ihn, als die Malaien ihn gerade zu seiner Mahlzeit riefen. Er schien volle zwanzig Fuß lang. Da ich mich, sagt er, in einem etwas kleineren Boote befand, so wünschte ich mich in möglichster Eile aus seinem Bereiche zu entfernen, doch die Malaien versicherten mich, daß er völlig unschädlich sey; ja Diejenigen, welche ihn füttern, sollen zuweilen seinen Kopf mit den Händen streicheln. Dieß möchte doch wohl ein gefährliches Spiel seyn, doch beweist es zugleich die Zahmheit und den Scharfsinn dieses so wilden Thieres. Es läßt keinen anderen Alligator sich seinem Aufenthaltsorte nähern, und die Malaien erzeigen ihm deßhalb beinahe göttliche Verehrung.

Die Plattenimpfung in Portugal.

Die Blatternimpfung wurde in Portugal im Jahre 1799 eingeführt. Im Jahre 1812 wurde eine eigene Anstalt zu ihrer weiteren Verbreitung gestiftet, die zugleich eine Abtheilung der Akademie der Wissenschaften von Lissabon bildete; und die Regierung, so wie einzelne Privatpersonen zeigten den löblichsten Eifer für die allgemeine Einführung dieser wohlthätigen Erfindung. In einem Berichte der Akademie vom Jahre 1819 wurde eine Dame genannt, Donna Maria Isabella Wanzeller von Oporto, die in ihrem Leben allein 13,408 Personen geimpft hatte. Bis zum Jahre 1827 nahm der Gebrauch der Vaccine von Jahr zu Jahr zu; seit dieser Zeit sank er indessen wieder so sehr, daß die Zahl der Geimpften, die im Jahre 1817 19,990 Personen betrug, sich im Jahre 1820 nur auf 5630 belief. Die Ursache dieser auffallenden Abnahme ist ohne Zweifel in den politischen Verhältnissen des Landes zu suchen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 317. 13 November 1829.

Die englischen Korngesetze *).

Noch länger über diesen Gegenstand zu schweigen — sagt der Verfasser, welchem wir diesen Artikel entnehmen — würde nicht viel besser als Hochverrath seyn, da der gegenwärtige Augenblick nicht nur die günstigste Gelegenheit, sondern auch die unabweisliche Nothwendigkeit mit sich bringt, jene Sache in Erwägung zu ziehen. — Blicken wir auf die Regierung, so sehen wir moralische und politische Kraft im Kabinette, sehen vor allem ein Kabinett, das seinen katholischen Mitunterthanen gleiche Rechte in der Verfassung ausgewirkt hat, was als der Probestein seiner Macht und seines Eifers für das Gute betrachtet werden kann. Blicken wir auf die Regierten, so finden wir eines der erleuchtetsten, geistreichsten Völker der Welt, das mit allen seinen moralischen, politischen und commerciellen Vorzügen, deren sich keine andere Nation unter dem Himmel in gleichem Grade rühmen darf, in seiner Gewerbsamkeit beschränkt, in seinen Interessen verletzt ist; die untern Klassen beinah am Bettelstab, die mittlern kaum auf Stande, sich auf ihrem Platze zu erhalten; wir sehen ein abnehmendes Einkommen der Nation und eine schlimme Ueberfülle in allen Handelsartikeln; ausgenommen in denjenigen, welche dem Menschen zur Nahrung dienen. Diese stehen in so hohem Preis, daß alle übrigen ohne Gewinn verfertigt oder verkauft werden müssen. Wir zweifeln nicht, daß eine unparteiische Billigkeit das Ministerium Wellington vermögen werde, jetzt, da es von allen dringenden Geschäften der letzten Parlamentssitzung frei ist, seine ganze ernstliche Aufmerksamkeit auf die Korngesetze zu wenden, welche durchaus einer Abänderung bedürfen. Sollten wir uns aber in dieser Erwartung täuschen, so wird sich die öffentliche Meinung sicherlich so stark für die Nothwendigkeit jener Umänderung aussprechen, daß die Minister gezwungen seyn möchten, die Sache wahrzunehmen, wenn ihnen nicht die vereinte Stimme eines schmählich gedrückten Volkes, das bis zu dem Grad erbittert ist, welcher auch das unerschrockenste Herz im Ministerrathe besorgt machen dürfte — das Ruder entreißen soll.

Erklärt die Regierung, daß sie von der Vorbringung dieses Gegenstandes üble Folgen fürchte, so wird dieser Einwurf durch das Emancipations-Bill der Katholiken vollkommen widerlegt; wollte sie bloß zu halben Maßregeln schreiten, so wird man ihr die gänzliche und durchgreifende Emancipation zum Beweis entgegensetzen, daß sie jetzt eben so handeln könne; will sie aber auf eine Anordnung eingehen, welche der Gesammtheit ihr Recht widerfahren läßt, so hat sie den großen Beschluß der vorigen Sitzung zum Leitstern und zur Ermuthigung. Erheben jene Wenigen, deren ungerechter Vortheil es erheischt, daß Alles beim Alten bleibe, ein Geschrei, so mag sich die Regierung erinnern, daß man während der letzten Sitzung auch so zu ihr aufschrie, und sie dennoch siegreich aus dem Kampf hervorgegangen ist. Es handelt sich hier nicht mehr darum, ob Whig oder Tory den Ausschlag geben, oder welche Partei die Macht der Regierung bilden soll, sondern die Umstände haben die Sache zu einer Streitfrage zwischen dem ganzen brittischen Volk und zwischen einzelnen Personen dieses Volkes gemacht, und es muß jetzt entschieden werden, ob in den Augen unsrer Beherrscher die Wohlfahrt der gesammten Nation, oder der Vortheil einiger Einzelnen mehr gelte.

Die Grundeigenthümer zeigen in Verfolgung ihrer ausschließlichen Vorrechte eine Anmaßung, die der Nation zum größten Schaden gereicht. Andere Monopolisten sind zufrieden, wenn sie besondere Gründe auszuhecken und vorzubringen vermögen, welche beweisen sollen, daß sie durch eine Collision in großen Schaden gerathen würden; jene aber fassen die Sache gleich bei der höchsten Spitze, erklären daß „sie" das Land seyen und daß jeder andere Vortheil dem ihrigen untergeordnet seyn müsse. Sprechen sie solche Grundsätze auch nicht geradezu mit dürren Worten aus, so zeugen doch ihre Handlungen dafür. Wirklich wirkt unter diesen Menschen der alte Sauerteig des Feudalwesens noch immer fort. Die Herren des Bodens möchten gar zu gern auch die Herren des Landes seyn; mit Eifersucht sehen sie wie neben dem ihrigen auch andere Interessen eine hohe Wichtigkeit im Staat erlangt haben; und höchst unwürdige Versuche sind von Zeit zu Zeit geschehen, jene Fortschritte niederzuhalten. Neuerdings waren diese Versuche mit Prätensionen der Grundeigenthümer verknüpft, die weder der Staatsklugheit noch der Billigkeit gut heißen konnte. Jetzt müssen diese aufgegeben werden, falls nicht für Die, welche sie machen, die Gräuel einer Revolution weniger schreckhaft sind, als der Verlust eines verdammungswürdigen Monopols. Wahrlich die Würfel werden in

*) New Monthly and London Magazine. October.

Kurzem fallen; das Reich kann diese empörende Ungerechtigkeit nicht länger dulden. — Die Landeigenthümer gehören in vielen Beziehungen unter einerlei Gesichtspunkt mit den Besitzern der westindischen Pflanzungen *). Diese, welche ihre Pflanzungen mit geborgtem Gelde ankaufen, rechnen darauf, ihren Zucker und Kaffee zu einem Preise abzusetzen, der ihnen alle Kosten wieder einbringen und noch einen hübschen Gewinn übrig lassen soll; eben diese gemächliche Lebensbahn hofft auch der englische Gutsherr: die Gesammtheit soll sich nur seiner Bequemlichkeit, nur seinem Nutzen fügen; unter keinem Wechsel der Dinge soll er leiden; stets will er sein Schäfchen im Trockenen haben. Wohl hört man hie und da, die Grundbesitzer wären vor allen Andern dem Schaden des Krieges ausgesetzt gewesen, aber das Wahre an der Sache ist, daß ihnen vielmehr durch den Krieg außerordentlicher Gewinn zu Theil wurde; und nur die Fertigkeit, womit sie in gleichem Grad auch ihre Verschwendungen zu steigern wußten, brachte diesen Gewinn in Vergessenheit. Der Grundeigenthümer und der Grundverwalter, Beide fingen an, einen Aufwand zu machen, welcher bisweilen selbst den künstlichen, durch den Krieg ihnen zufließenden Erwerb noch überstieg, so daß manche große Güter tief in Schulden geriethen, und die Pächter, wie wir glauben, im Allgemeinen jetzt nicht reich sind. Aber soll das Land mit einer Brodtaxe gedrückt werden, um Jene in den Stand zu setzen, so zu leben, wie sie bei einem erlaubten Gang der Dinge nicht leben könnten? Diese Herren meinten, die Vortheile, welche ihnen der Krieg brachte, sollten immer fortdauern. Da war ihnen kein Preis zu hoch, um Land zu kaufen, und kein Pachtgeld, zu welchem sie dasselbe wieder anlegten, zu ungeheuer. Alles, was vom Grundertrag lebte, wurde durch ein künstliches Glück begünstigt. Dieß erstreckte sich jedoch damals beinahe auf jeden Erwerbszweig im Königreich — jede Art von Industrie war durch den Krieg gesteigert, durch jene Aufregung, aus welcher die Gesellschaft ungemeinen Gewinn zog. Welches Loos erfuhren jedoch die übrigen Erwerbszweige nach dem Frieden? Sie mußten sich den Umständen anpassen. Die dabei Betheiligten sahen ein, daß die Zeit der hohen Preise vorüber sey: daß nicht länger ungeheure Vortheile aus zufälligen Umständen gezogen werden könnten, und die Wohlfahrt der Nation und des Einzelnen jetzt auf der Beobachtung einer gesunden Handelspolitik beruhe, welche weder dem Käufer nach dem Verkäufer Zwang anthut, und in jeder commerziellen Beziehung zwischen beiden ein harmonisches Verhältniß begründet. In Folge dieses anti-monopolistischen Grundsatzes sank der Preis aller Handelsgegenstände, mochten sie roh oder fabrizirt seyn, außerordentlich; nur die Lebensbedürfnisse machten hievon eine Ausnahme; und dieß rührt von dem fortbestehenden Kornmonopol her, durch welches nun dem ganzen übrigen commerziellen Leben Eintrag geschieht, ja wohl hie und da der Untergang desselben bereitet wird. Denn wo der Verkauf des ersten Nahrungsmittels in vollkommenem Widerspruch mit dem Interesse der Gesammtheit steht, kann auch kein sonstiger Handelszweig Glück machen. Die Grundlage ist falsch, und deßhalb wäre es kindisch, zu hoffen, das Gebäude selbst könne irgendwie gesund seyn.

Fortwährend haben die Grundeigenthümer gegen das Parlament behauptet, daß sie bei Weitem höher, als andere Güter, besteuert seyen. Aber wie verhält es sich in Wahrheit mit dieser Sache? Geringer ist der Grundbesitz besteuert, als irgend ein anderer Erwerbszweig oder wenigstens auf keinen Fall höher, wollte man, um Letzteres zu erweisen, die Thatsachen auch noch so sehr verdrehen. Die Grundeigenthümer haben jene Behauptung ohne Erröthen vorgebracht, und nur selten ist ihnen widersprochen worden; prüfen wir daher ihre Versicherung einen Augenblick. Mit Ausnahme der Zehnten sind die Abgaben, welche auf dem Grundeigenthum und der Grundbedauung lasten, leichter als diejenigen, welche die übrigen Unterthanen zu entrichten haben. Sie bezahlen kein Pferdegeld und keine Fenstertaxe (von den Wirthschaftsgebäuden); ebenso entrichtet der Adel keine Testamentsabgabe, die bei anderweitigem Vermögensbesitz sich bis auf 10 Procent belaufen kann. Was aber die Zehnten betrifft, so trifft die Last allerdings zunächst den Grundeigenthümer; allein haben nicht auch alle andern Klassen darunter zu leiden? Täglich spricht man von dem schweren Druck, welchen das Zehentsystem über Kaufleute und Händler ausübt. Die Gutsherrn klagen ferner über die hohen Armensteuern; in der That aber wälzen sie einen sehr bedeutenden Theil dieser auf dem Boden haftenden Abgaben von sich ab auf fremde Schultern. Der Taglohn für Feldarbeit wird nämlich gewöhnlich in jedem Dorf von einigen Wenigen der reichsten Pächter angesetzt. Diese geben dem Arbeiter wöchentlich 4, 5 bis 6 Schilling weniger, als der Bedarf seiner Familie ausmacht, und zahlen dieses Deficit aus der Armenkasse nach, wodurch sie dasselbe folglich auf Jeden, der in dem Kirchspiel zur Armenkasse steuert, umlegen, mag dieser selbst auch so wenig eigenen Grund besitzen, als ein Handelsmann in London.

Wie alle Monopolisten schlagen die Grundbesitzer und Grundverwalter lieber jeden andern Weg zur Bereicherung ein, als daß sie Fleiß, Betriebsamkeit, Unternehmungsgeist in Anwendung brächten. Sie vernachlässigen die Hülfsmittel, welche sie in sich selbst tragen, so lange sie sich auf das Volk stützen können. Oder haben sie etwa dieselbe Sorgfalt für Verbesserung der Felder gezeigt, welche auf Hebung des Manufaktur-Wesens von den hiebei Betheiligten verwandt werden? Und doch fand sich seit etwa 40 Jahren so viele auffordernde Veranlassung, den Landbau zu vervollkommnen, da der Grundbesitz während des Krieges so reichliche Vortheile abwarf, daß jede auf Verbesserung der Güter gewandte Auslage mit Wucher wieder eingezogen worden wäre.

(Schluß folgt.)

*) Vergl. Num. 297 des Ausl.

Turner's Memoiren.

Unter allen den gefeierten Helden Walter Scotts, romantischen und humoristischen, hoch und niedrig gesinnten, war immer einer unsrer ersten Lieblinge der ritterliche Dugald von Drummelzier

re Ueberraschung war daher nicht gering, als wir vernahmen, ; der tapfere Rittmeister mit all seiner Gutmüthigkeit, Liebens-rdigkeit und Ruchlosigkeit, Ehrenhaftigkeit und Gemeinheit nichts-niger als ein Hirngespinnst des Dichters, sondern eine ihrer Zeit irklich existirende mit allen diesen Eigenschaften in gleich ausge-lchnetem Grade begabte Person gewesen sey, und daß die Gesell-aft für vaterländische Alterthümer in Schottland, der Bullantyne ub, so eben seine eigenhändig verfaßte Lebensgeschichte herausge-ben habe. Aber so groß auch die Vorliebe ist, die wir für die irklichkeit haben — da die Zauberschlösser der Poesie doch immer r Châteaux en Espagne bleiben — so müssen wir doch ge-hen, daß der Dichter seinen Helden, ohne demselben auch nur ei-n fremden Zug zu leihen, viel vortheilhafter darzustellen gewußt at, als er sich selbst; und wir müssen daher Jedem, der nicht einen hr gesunden ästhetischen Magen hat, rathen, um sich den Genuß n Sir Walters Dugald Dalgetty nicht zu verderben, die Memoiren eines Vorbildes, Sir James Turner — Memoirs of his own Life and Times by Sir James Turner, from the Original Ms. Edinburgh, 1829, 4 — ungelesen zu lassen. Zu unsrer Rechtfer-igung heben wir nur eine Stelle aus, die uns die Gesinnung zeigt, a welcher unser Held von seinen Feldzügen in Deutschland nach sei-em Vaterlande zurückkehrt:

„Ich hatte, gesteht er offenherzig, in Deutschland ohne vieles Sauen einen sehr gefährlichen Grundsatz eingeschluckt, den Kriegsleute ort häufig befolgen; dieser war, daß wenn wir unserm Herrn nur hrlich dienen, es nicht darauf ankomme, welchem Herrn wir dies-en. So beschloß ich, ohne mich in eine Untersuchung der Gerech-igkeit des Streites *) einzulassen, oder an meine Pflicht gegen Fürst oder Vaterland zu denken, mit dem ersten Schiffe zu gehen, welches ich finden würde. Nach zwei Tagen nothwendigen Aufenthalts in Gothenburg miethete ich mir ein Boot und fuhr gegen Abend ab; wir ruderten die ganze Nacht, und nachdem wir zwei schwedische Castelle passirt waren, kamen wir gegen Tagesanbruch vor Mill-strand. Da es hieß, daß der Wind gut stehe für beide Schiffe **), so rieth man mir, auszusteigen und zu Fuß durch die Stadt nach dem Gestade zu gehen, da dieß der nächste Weg sey, während das Boot mit meinem Diener und Koffer den weiteren Weg machte. Ich that Dieß, und kam gerade an, als der Engländer seine Segel aufhißte. Ich fragte ihn, ob er mich als Passagier mitnehmen wolle, nach Hull (einem Orte, mit dem ich seitdem nur zu wohl bekannt geworden bin); er sagte mir, er wolle dieß mit Vergnügen thun, doch unter der Bedingung, daß ich sogleich an Bord käme. Ich ersuchte ihn zu warten, bis mein Diener und das Gepäck da sey, ohne die ich nicht abreisen könne; aber weder Bitten noch Versprechungen vermochten Etwas über Eben hartherzigen Schiffer; denn fort flog er von mir, wie ein Pfeil von dem Bogen. Dieß allein hinderte mich, meine Dienste dem Könige gegen die Covenanter anzubieten. Ich fragte sogleich nach dem Dänen, der nach Schottland bestimmt war, entschlossen, entweder dem einen oder dem andern zu dienen, ohne daß mich die Wahl Viel gekostet hätte; so tief war jener abscheuliche Grundsatz in meinem Herzen eingewurzelt. Die Leute wiesen mir mit Fingern auf das Schiff, welches bereits eine gute Strecke von dem Lande abgestoßen war und nur noch auf einen Passagier wartete, den der Schiffer versprochen hatte, nach Edinburgh überzuführen. Es war ein alter Mann, der bei dem Abschiednehmen von seinen Freunden in der Nacht zuvor so Viel getrunken hatte, daß er seine Zeit verschlief. Ich nahm sogleich frische Leute in mein Boot, indem die andern vom Rudern erschöpft waren, und kam so zu dem Schiffe; auch machte der Schiffer keine Umstände, mich aufzunehmen, obwohl er Anfangs glaubte, daß sein alter Mann in meiner Gesellschaft sey. Der Nachlässigkeit dieses alten Mannes muß ich es nächst der Alles ordnenden Vorsehung zuschreiben, daß ich damals nach Schottland ging. An dem sechsten Tage nach meiner Einschiffung befanden wir uns nicht weit von Aberdeen. Ich war froh, daß wir so weit nordwärts gekommen waren; denn ich hatte gehört, daß die Schiffe des Königs in dem Firth lagen. Aber ich war im Irrthum; denn sie waren abgesegelt; auch wäre es ziemlich gleichgültig gewesen, wenn sie noch früher sich entfernt hätten, da sie in diesen Gewässern dem Könige nicht den geringsten Nutzen erwiesen. Der Schiffer setzte mich an einem Orte aus, der die Cave genannt war; von hier nahm ich Pferde nach Edinburgh. Dieß war in dem Monate September; und General Leslie, der mit einer zahlreichen Armee nach England marschirt war, hatte zu Newburn Lord Conway mit einem Theile der königlichen Truppen in eine schmachvolle Flucht geworfen und sich zum Meister von Newcastle und dem ganzen Bisthum Durham gemacht. Ich fand, daß dieser Sieg den Muth meiner Landsleute zu so großer Eitelkeit erhob, daß die Meisten von ihnen dachten und Viele sagten: sie würden bald ganz England erobert haben."

*) Zwischen dem Könige und dem Covenant.

**) Ein englisches, das nach England, und ein dänisches, das nach Schottland ging, und die beide auf der Rhede lagen.

Entdeckungsreise in der Südsee.

Auszug aus einem Schreiben von einem Officier des zu einer Entdeckungsreise in die Südsee ausgesandten britischen Schiffes Chantrieer, datirt: Cap der guten Hoffnung, den 20 July.

Wir verließen den Rio de la Plata am 5 October und traten in unserem kleinen Fahrzeug, das Mundvorrath auf zehn Monate geladen hatte, unsere Reise an. Am 21 liefen wir in einer kleinen Bai in Staateneiland ein, wo wir zwei Monate verweilten, während welcher Zeit wir eine Menge physikalischer Experimente veranstalteten. Wir haben Alles, was in dieser Beziehung den geringsten Werth hatte, nach Hause geschafft, Pflanzen, Muscheln, Seegras und eine beträchtliche Sammlung von Mineralien aller Orten, die wir besuchten, so wie auch einige ausgestopfte Vögel und Insekten. Staateneiland ist außerordentlich gebirgig und zerklüftet, indem es aus einer Reihe von erhabenen steilen Bergen — 2000 Fuß hoch — besteht, die beinahe bis zum Gipfel mit immergrünen Birkenbäumen, dem lorbeerähnlichen Winterstrauche und der hohlblätterigen Berberitze bekleidet sind. Alle diese Pflanzen, neben denen man noch außerordentlich viele andere findet, sind immer grün. Der Boden ist sehr feucht und morastig, ein wahrer Kothhaufen. Das Klima hat eine auffallend niedere Temperatur, in welcher äußerst geringe Veränderungen Statt finden, die kaum vier oder fünf

Digitized by Google

Grade während vierundzwanzig Stunden betragen. Die Kälte dieser südlichen Gegenden ist eine reine Fabel, wie freilich wohl vorauszusehen war. Am Cap Horn, unter einer Breite von 56° war die Vegetation im Monate Mai, dem November dieser Gegenden, in voller Kraft; und selten liegt Schnee in den niederen Gründen. Wir haben hinreichende Beobachtungen angestellt, um über das Clima des Südens ein entscheidendes Urtheil zu begründen, und die Milde, die es im Verhältniß zum Norden besonders in America hat, außer Zweifel zu setzen. Der Sommer des Südens ist weder außerordentlich heiß, noch der Winter empfindlich kalt; dagegen ist dieß die Region des Windes, der Stürme und des Regens; unaufhörliche Windstöße und ununterbrochener Regen, keine vierundzwanzig Stunden ohne Regen. Hier ist gewiß der Sitz des Aeolus. Das Barometer steht niedrig, 29, 32 Zoll; die Intensivität des Magnets ist gering; die Winde fast beständig westlich, elektrische Phänomene ungemein selten. Dieß sind die Umrisse des Climas, dem an Bord des Chantieleer mit Hülfe der besten Instrumente große Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Ich habe einige Sämereien aus diesen Gegenden nach Hause geschickt, die das englische Clima wohl vertragen und gewiß gut gedeihen werden. — In der vergleichenden Anatomie habe ich einige Untersuchungen angestellt, die zu merkwürdigen Resultaten führten. Bei der Section eines südshetländischen Seehundes fand ich eine Vene von 17 Zoll im Durchmesser, in der That eine beispiellose, wunderbare Größe. — Wir wollen von Staatenland nach Südshetland und von hier nach dem Südlande vordringen (southern land), das manche von uns wegen seiner Ausdehnung und seines Aussehens als einen Continent betrachten möchten: hohe Berge, die sich eine bedeutende Strecke, an 70 Meilen weit, landeinwärts ziehen, und eine große Küstenlinie, deren Umfang wir nicht genau bestimmen konnten. Wir kamen zu einer Landspitze, die wir Cap Possession nannten, und wo wir einen Cylinder niederlegten, der eine Inschrift enthielt, des Inhalts: daß wir von diesem Lande Besitz nähmen im Namen Georgs IV. Die Breite dieses Punktes war 64, 45 S., die Länge 60 W. Ich besitze von dieser Stelle, dem südlichsten Lande, das noch bekannt geworden ist, ein Stück Fels, welches schöner Agenit ist. Hier wurden wir von zahlreichen Eisbergen von unermeßlicher Größe umgeben, von 300 bis 400' hoch und über 1000' lang; recht hübsche Massen, meine ich, um damit in freundschaftlicher Berührung zu kommen. Wir liefen in den Hafen der Täuschungsinsel (Deception Island) ein, einem so traurigen, öden, elenden Platze, als sich die Einbildungskraft nur denken kann, dem wahren Vorhofe der Hölle, einer Insel, die aus schwarzem Schutte und Asche besteht, mit Eis und Schnee bedeckt ist, ohne eine Spur von Vegetation — Schrecken über Schrecken. Es fanden sich Tausende und Millionen von Pinguins hier, die wir in Ermangelung anderer Nahrung uns genöthigt sahen zu essen. An manchen Stellen ist der Boden zwei bis drei Meilen weit im wörtlichsten Verstande mit diesen Vögeln bedeckt. Das Fleisch ist schwarz, und wenn es gut ist, wenig schlechter als Hundekost.

Etwas über Zeitungen.

Der Preis der verschiednen Zeitungen in der Welt, dieser rastlosen und ewig geschäftigen Boten der neuen Zeit, in deren fast unübersehbarer Masse sich Weise, Schwätzer, Träumer und Narren, wie in jeder Masse begegnen, ist ein nicht uninteressanter Gegenstand. Das Cantan-Register, ein englisches Blatt, in Canton gedruckt, kostet 1½ Gulden die Nummer, und ist doch nur sehr klein. Ein londner Tagblatt kostet jährlich über 100 Gulden; ein Tagblatt in Newyork 25 Gulden. Der Mercurio Peruano, ein Tagblatt in Lima, klein in Vergleich mit den englischen Blättern, kostet 20 Kreuzer das Blatt. Das Journal do Commercio, ein Tagblatt in Rio Janeiro, klein, kostet 37½ Gulden jährlich. Das Diario de la Habana (klein, täglich) kostet 60 Gulden jährlich. Die Gazeta Mercantil, in Buenos Ayres, täglich, klein, 113 Gulden jährlich. Das British-Packet, ebendaselbst, ein Wochenblatt, 40 Gulden. Die Nationalzeitung von Griechenland, zweimal die Woche, kostet 60 Gulden das Jahr. Das Journal du Havre, täglich, klein 32 Gulden jährlich. Das Journal du Commerce zu Paris 57½ Gulden jährlich. Gibraltar-Chronicle, sehr klein, 20 Gulden jährlich. Die India-Gazette, zweimal wöchentlich, 52 Rupien jährlich. Die Bengal-Hurkaru, täglich, 240 Gulden das Jahr.

In Peking wird ein Wochenblatt von ungeheurer Größe auf Seidenstoff herausgegeben, dessen Preis wir indeß nicht wissen. Es enthält nicht die mindesten fremden Nachrichten, und beschäftigt sich nur mit Angelegenheiten des Inlandes, das es indessen auch an Kriegsnachrichten nicht fehlen läßt. Die Zeitung behauptet, sie existire schon 1000 Jahr. (Wo bleibt da der hamburger Correspondent mit seinem Jubiläum?) Im Jahre 1727 wagte es ein Regierungsbeamter, eine falsche Nachricht einrücken zu lassen, und wurde dafür mit dem Tode bestraft. Seitdem kam dergleichen nicht wieder vor. Wie langweilig müssen die Zeitungen sein, wenn sie nicht lügen dürfen! In der königl. Bibliothek zu Paris sind mehrere Blätter einer Zeitung von 1738. Auch einige chinesische Bilderkarten sind da. Diese sind an Farbe und Größe nach dem Range verschieden. Lord Mackarthy erhielt vom Vicekönig eine solche Bilderkarte, mit der er ein kleines Zimmer hätte tapeziren können.

Der Wundermann.

Absichtlich vermeiden wir es, die Berichte der englischen Blätter über die wunderbaren Kunststücke des Franzosen Chabert in London aufzunehmen, die auch in Deutschland so vieles Aufsehen gemacht haben. Der Ofen, in welchem der Wundermann einen Grad von Hitze aushalten sollte, der so groß war, daß ein Beefsteak, welches er mit hinein nahm, gebraten wieder herauskam, ist seitdem auch von Andern besucht worden, die eben so wenig Beschwerden darin empfunden haben, als Chabert. Das Beefsteak wurde auf Kohlen gebraten, wie gewöhnlich. Ohne Zweifel liegt dem Gelingen des Zauberers auch irgend eine Täuschung zum Grunde, die er indessen bis jetzt noch gewandt genug gewesen ist, vor einer Entdeckung zu bewahren.

Berichtigung.

In Nro. 312 und 13 S. 1252 Sp. 2, letzte Z. v. u. ist für „Glück" zu lesen: Geld.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 318. 14 November 1829.

Ueber den Zustand der Naturwissenschaften in England, mit Hinblick auf andere Länder.

(Schluß von Nr. 298.)

Jeder unserer Leser hat wohl schon das brittische Museum in London erwähnen gehört, eine der ältesten und reichsten Sammlungen von Kunst- und Naturprodukten aus allen Ländern und Zeiten. Wenn wir jedoch hier den Ausdruck ältesten gebrauchen, so darf man nicht glauben, daß die Gründung dieses Instituts etwa in die frühen Zeiten des englischen Volks hinaufreiche, wie Dieß von den Universitäten Oxford und Cambridge gilt; sondern das brittische Museum, so wie die meisten andern wissenschaftlichen Anstalten dieses Landes, danken ihr Entstehen jener folgenreichen Revolution, welche die Verfassung und die Macht Englands auf eine lange Dauer hinaus gesichert hat. Das brittisch Museum ist eine Nationalanstalt, so wie es auch Eigenthum der Nation ist. Es ist bekannt, daß Sir Robert Cotton den Grund zu demselben legte, indem er seine reiche Sammlung seltner Handschriften der Nation und dem öffentlichen Gebrauch widmete. Seit dieser Zeit folgten sich größere und kleinere Acquisitionen, theils durch Ankäufe, theils als Geschenke, von denen wir bloß die ungeheuren Sammlungen des Ritters Hans Sloane, (um 20,000 Pfd. St. von der Nation erkauft;) die Handschriftensammlung Lord Orfords (10,000 Pfd. St.); die Kunstsammlungen Hamiltons, die Marmors und Basreliefs Townleys erwähnen wollen. Die Eröffnung fürs Publikum geschah 1759. In Bezug auf die Naturwissenschaften wäre wohl die gedachte Sammlung Sloane's das bedeutendste Besitzthum, wenn wir nicht die herrliche Bibliothek des Ritters Banks — des gelehrten Begleiters Cook's auf zwei Reisen um die Welt — dafür halten müßten, welche 1827 in das brittische Museum gebracht wurde. Was die innere Einrichtung der naturgeschichtlichen Schätze dieser Anstalt betrifft, so war sie bis jetzt nicht die vorzüglichste; die Vorstände indeß haben den Rügen und Wünschen nach Verbesserung soweit Berücksichtigung geschenkt, daß mit großer Thätigkeit an einer wissenschaftlichen Aufstellung gearbeitet wird.

Einer der ältern naturgeschichtlichen Vereine in London ist die „linnéesche Gesellschaft"; gestiftet zu Ehren eines Mannes, dessen Name in Andenken bleiben wird, so lange es höhere Bildung auf Erden giebt. Die erste Idee dazu faßte Sir J. E. Smith, ein warmer Verehrer des großen Linné, zugleich ihr erster und lebenslänglicher Präsident, bis zu seinem im März dieses Jahres erfolgten Tode. Seit 1788, dem Stiftungsjahr der Gesellschaft, war dieselbe in stetem Wachsthum begriffen; ihre Abhandlungen nahmen sichtlich an äußerer Pracht, so wie an Reichthum und Gediegenheit des Inhalts zu. Im März d. J. ist ihr fünfzehnter Band erschienen. Die Tendenz der Gesellschaft spricht die Rede aus, welche der Präsident bei ihrer Eröffnung 1788 hielt, und die im ersten Band ihrer Verhandlungen zu lesen ist. Naturgeschichte im Allgemeinen, besondere Rücksicht auf die Erzeugnisse der brittischen Inseln, und strenge Anschließung an die Gesetze und Vorschriften Linnés, so weit diese gut befunden würden, sind die Hauptmomente. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 600 Mitglieder, und hält ihre Versammlungen, wie ich glaube, alle vierzehn Tage.

Die „geologische Gesellschaft" von London. Den Boden der Erde zu erforschen, alle dahin gehörigen Momente und Ergebnisse zu sammeln und zu prüfen, spricht die Stiftungsurkunde als den Hauptzweck aus. Die Gesellschaft giebt Abhandlungen heraus, und läßt Irland geologisch aufnehmen. Der gegenwärtige Präsident, W. H. Fitton, Med. Dr., verlas am diesmaligen Jahresfeste, den 15 Februar 1829, eine Adresse an die Gesellschaft, worin er über die Fortschritte ihrer wissenschaftlichen Arbeiten berichtet, und unter Anderm den Wunsch äußert, daß die Gesellschaft den fossilen Ueberbleibseln des Thierreichs mehr Aufmerksamkeit schenken möchte. — — Einen Fortgang, wie dieser nur in einer Weltstadt möglich ist, hat seit der kurzen Zeit ihrer Stiftung die „zoologische Gesellschaft" genommen. Seit dem April 1826, dem Zeitpunkte ihrer Gründung, hat dieselbe 1000 Mitglieder gewonnen, worunter viele aus den höchsten Ständen (wie z. B. in diesem Jahre der Herzog von Wellington und der Earl von Harrowby beigetreten sind). Sir Stamford Raffles, ehemaliger Gouverneur in Sumatra, war ihr hauptsächlichster Gründer, und erster Präsident. Nach dem Tode desselben, im März 1827, wurde der Marquis von Landsdown hiezu gewählt. In gegenwärtigem Jahre wurde das Haus Nro. 33 Bruton Street gekauft, und für die Aufnahme dieses Museums eingerichtet. Auf einem Stück Land im Regentenpark wurden zur Aufnahme einer lebenden Thiersammlung die Anstalten getroffen. Das Museum in Bruton

Digitized by Google

Street besteht aus mehrern 1000 Thieren, meistens Geschenken, worunter sich vorzüglich die Sammlung, welche Raffles in Sumatra zusammenbrachte; eine merkwürdige Sammlung von Hörnern, von General Hardwicke; ein Strauß, vom König, ꝛc. auszeichnen. Auch die Menagerie im Regentenpark zählt viele ausgezeichnete und seltene Thiere aus allen Welttheilen, ebenfalls meistens Geschenke englischer Großen. Die Mitglieder haben unbeschränkte Freiheit an Fremde Einlaßkarten auszutheilen, wodurch denn das Museum und die Menagerie zu den besuchtesten und interessantesten Orten der Hauptstadt werden. Wirthschaftliche Zwecke (bezeichnend für die Engländerei) wie z. B. Veredlung mancher Thierarten ꝛc. sind mit der Menagerie verbunden. Secretär der Gesellschaft ist N. A. Vigors, Esq., einer der ersten englischen Zoologen und Herausgeber des „Zoological Journal." —

Vortheilhaft zeichnet sich ferner aus die 1821 gegründete „Medicinisch-botanische Gesellschaft." Die Pflanzenwelt, in so ferne sie Stoffe für Heilkunde liefert; die „pharmaceutische Chemie" und „Materia medica" sind die Hauptfächer, in welchen sie ihre Forschungen anstellt. Durch Versuche und Beobachtungen sollen die Wirkungen neu zu vermuthender Arzneistoffe ausgemittelt und bestimmt werden. Jedes Mitglied steuert jährlich 2 Guineen oder Ein für alle Mal 20 — 25 Pf. Sterl. Die Gesellschaft versammelt sich alle Monate einmal (August und September als Ferienmonate ausgenommen) in Nro. 32 Sackville Straße, Piccadilly. Ein sehr löbliches Vorhaben ist, die originalen Arzneipflanzen aller Colonien in der Art sammeln zu lassen, daß gebildete Leute, welche besondere Fähigkeiten hiezu an den Tag legen, in jene Gegenden gesandt werden, nachdem sie vorher mit den Charakteren der dort wachsenden Arzneipflanzen bekannt gemacht worden sind. Die Gesellschaft ertheilt jährlich eine Medaille von Gold und eine von Silber für die besten Mittheilungen aus der medicinischen Botanik. Präsident ist Sir J. Grigor, Med. Dr., (Generaldirector des Medicinalwesens der Armee;) Director John Frost, Professor d. Bot.; Secretär Richard Morris. Die Mitgliederzahl steigt über 200.

Eine neue Erscheinung! in der Hauptstadt sind die „wissenschaftlichen Institute." Man veranstaltet nämlich darin große Abendpartien, woran auch Damen Theil nehmen. Viele anziehende Gegenstände aus der Kunst- und Naturwelt, Alterthümer, literarische Neuigkeiten oder Seltenheiten, sind zur Schau in weiten Sälen ausgestellt, und angehängte Zettel geben über ihren Ursprung, ihre Bedeutung, und wenn es Gegenstände zum Verkauf sind, über ihren Eigenthümer und Preis Aufschluß. Häufig werden einzelne derselben von den Umstehenden besprochen, und gelegentlich macht sich eine förmliche Vorlesung über irgend einen merkwürdigen Gegenstand, woran die ganze Gesellschaft Antheil nimmt. Thee und Kaffee nebst andern Erfrischungen sind auf Nebentischen bereit. Im Verlauf der beiden letzten Winter fanden mehrere Versammlungen dieser Art im londner königl. und andern Instituten, wie auch im Collegium der Wundärzte Statt, welche zahlreich besucht wurden, und für sämmtliche Theilnehmer befriedigend ausfielen.

Auf der alten Universität Cambridge existirt seit etwa 100 Jahren ein botanisches Museum mit Bibliothek, wozu Prof. John Martyn den Grund legte, und welches durch Professor Henslow mas in der Folge erweitert wurde. Das Ganze steht unter der Direction des Professors Henslow, der dasselbe zu organisiren will, da das alte Herbarium größtentheils unbrauchbar geworden ist. Die Bibliothek beläuft sich auf etwa 300 Bände, lauter alte botanische Werke.

In Edinburgh besteht die rühmlichst bekannte „Wernerische Gesellschaft," deren Wirkungskreis alle Naturreiche umfaßt. Sie hält alle vierzehn Tage Sitzungen und giebt Abhandlungen heraus. Eben so ist dort ein botanischer Garten.

Zum Theil aus den Elementen der im J. 1812 aufgelösten „naturforschenden Gesellschaft" in Edinburgh hat sich im J. 1813 die „Plinische Societät" daselbst gebildet, die ebenfalls alle Naturreiche zu ihrer Wirkungssphäre gewählt hat, wozu noch antiquarische und physikalische Forschungen kommen. „Die Fortschritte, welche im Studium der Wissenschaft gemacht wurden, und der Eifer, den die Studenten der Universität für ihre Förderung an Tag legten," (sagt ein engl. Bericht) „schienen die Hoffnung zu rechtfertigen, daß die Bildung einer Gesellschaft für diesen Zweck mit Erfolg versucht werden dürfte;" und wirklich wurden schon im ersten Jahre ihrer Existenz nahe an 40 Mitglieder eingeschrieben. Die Mittel, welche die Gesellschaft zur Erreichung ihrer Zwecke anwendet, sind: Verlesung von Abhandlungen, Eröffnung von Debatten über dieselben, Bildung eines Museums und einer Büchersammlung, und Excursionen ins Innere des Landes. Die Abhandlungen, welche bis jetzt vorgetragen wurden, sollen sich bereits über alle Zweige der Naturgeschichte verbreitet haben. Die Bibliothek, so wie das Museum nach seinen meisten Abtheilungen, und die Sammlung der Alterthümer werden als bedeutend angegeben.

In Belfast in Irland besteht seit kurzer Zeit ein berühmter Garten (Botanic and Horticultural Garden). Eine Zahl der Bewohner von Belfast und der Umgegend verbanden sich, einen Garten anzulegen, bei dessen Gründung vier verschiedene, aber in einander greifende Zwecke vereinigt werden sollten; nämlich heitere Erholung, Gelegenheit zur Vervollkommnung des höhern Gartenstils, Förderung der Botanik und des Ackerbaus. Der Garten wurde auf Actien zu 5 Guineen gegründet, deren Eigenthümer auch die des Gartens sind; Subscribenten, welche jährlich eine halbe Guinee unterzeichnen, haben freien Eintritt; auch wird mit der dem Lande eigenen Gastfreundlichkeit die Einführung von Fremden sehr leicht zugestanden. Bereits sind — eine Meile von Belfast entfernt — vierzehn Morgen für diesen schönen Zweck in Anspruch genommen.

Ebenfalls in Belfast befindet sich seit einigen Jahren eine naturhistorische Gesellschaft, welche sich nebenbei auch mit der geschichtlichen und antiquarischen Verhältnissen Irelands beschäftigt. Obwohl zur Zeit erst in der Entwicklung begriffen, scheint dieselbe doch durch ihre Thätigkeit zu ersetzen, was ihr noch an der Zahl ihrer Mitglieder (67) abgeht. Bereits sind Sammlungen aus allen Naturreichen angelegt und der Anfang zu einer sich täglich vergrößernden Bibliothek ist gemacht. Besonders im vorigen und in diesem Jahr hat sich die Gesellschaft bedeutend

Digitized by Google

eschenke aus allen Weltgegenden zu erfreuen gehabt. Sie feiert ren Jahrestag am 24 Mai, als dem Geburtstage Linnés.

Die „Philosophische Gesellschaft von Portsmouth" verdankt hr Daseyn einigen Freunden der Wissenschaft, welche, hauptsächch zur Förderung der Experimentalphysik, im J. 1815 zusamentraten. Ihre Zahl vermehrte sich im J. 1818; sie errichten eine Gesellschaft, machten Statuten bekannt, wählten einen räsidenten und gaben 1821 ihren ersten Jahresbericht heraus. as Local der Gesellschaft befindet sich in Pembrocke Street, o sie einen Saal zu Vorlesungen für 300 Personen und ein räumiges Museum besitzt. Die Sammlungen wurden 1822 gefangen, hatten aber keinen Fortgang bis 1824, wo mit dem rwerb von beinahe 2000 Naturgegenständen und dem Beginn on Vorlesungen über Naturwissenschaft die Aufmerksamkeit er Mitglieder sich besonders auf diesen Punkt richtete. Das Museum zählt jetzt an 10,000 Gegenstände aus allen Reichen er Natur. Auch besitzt die Gesellschaft ein physicalisches Cabiet. Alles ist gut erhalten, die Naturalien sind nach Linné aufestellt, und zum Studium lehrreich eingerichtet. Bereits sind der die meisten Zweige der Naturwissenschaft Vorträge gehalten orden. Der Zutritt ist immer frei und der Curator, welcher zu ewissen Stunden stets gegenwärtig ist, giebt über Alles befriedigenden Aufschluß, und theilt Instructionen über die Weise Naturkörper zu sammeln und zu erhalten Denjenigen mit, elche in fremde Länder reisen. Dieß hat die Folge gehabt, aß dem Museum aus allen Weltgegenden eine Menge merkürdiger Geschenke, vorzüglich von den Offizieren der Marine, gekommen sind, und Aussicht vorhanden ist, daß sich dieselben n Zukunft noch vermehren werden.

In Newport auf der Insel Wigdt befindet sich schon seit lelen Jahren ein philosophisches Institut, welches ein kleines, der schönes naturhistorisches Museum besitzt. Die Insel liegt ideß zu vereinzelt und ihre Größe ist zu unbedeutend, als aß schnelle Fortschritte möglich wären, obwohl sich unter der eringen Mitgliederzahl Personen von Talent und Kenntnissen finden. Der Vicepräsident, Med. Dr. Lempriere hat neulich nen Curs Vorlesungen über das Studium der Naturgeschichte ransgegeben.

In Southampton hat sich im Anfang des Jahres 1828 eine losophische Gesellschaft nach dem Muster der von Portsmouth bildet, und den Grund zu einem Museum gelegt.

„Museum des königl. Marine-Hospitals zu Portsmouth" m linken Flügel dieses herrlichen Gebäudes wurden neulich ei elegante Säle eingerichtet: der untere, mit prachtvollem ahagonygeräthe versehen, soll als Bücherzimmer und Hörsaal r die Zöglinge der Anstalt dienen; der obere, im edelsten echischen Stil gebaut, und geschmackvoll mit Tischen und andschränken von Mahagonyholz und Bronceverzierungen einrichtet, ist zur Aufnahme eines Museums bestimmt. Bereits thält dasselbe schöne Präparate aus der pathologischen Anatie, so wie eine bedeutende Sammlung fremder Vögel, Fie, Insekten, Conchilien ꝛc., meistens Geschenke von Aerzten der königlichen Marine. Durch die eigenthümlichen Hülfsrtel, die dieses Museum besitzt, und die besondern Erwerbungen der Direktoren und Beamten, verspricht es sehr reich zu werden.

In Hull existirt eine rühmlich bekannte literarische und philosophische Gesellschaft, von welcher uns indeß keine neuern Nachrichten bekannt sind. Gegenwärtiger Präsident ist Dr. Alderson.

Das Museum und die Gesellschaft zu Norwich verdankt ihren Ursprung einigen wissenschaftlichen, von Gemeingeist durchdrungenen (public spirited) Männern in Norwich und seiner Umgegend, welche sich 1824 für Förderung der Naturwissenschaft vereinigten. Noch in demselben Jahr wurden ihre Gesetze bekannt gemacht, ein Präsident, ein Vicepräsident und ein Ausschuß von 12 Mitgliedern gewählt, und ein Local auf dem Heumarkt unter den Sälen des litterarischen Instituts gemiethet. Der erste Präsident der Gesellschaft war Sir J. E. Smith (der Präsident der Linnean Society von London); der jetzige ist Devon Turner Esq., Verfasser der Synopsis der brittischen Tang-Arten. Wie in den meisten englischen gelehrten Gesellschaften wird auch in der norwicher das Studium der Alterthümer betrieben. Daher sich denn eine Menge seltner und merkwürdiger Gegenstände, auch aus der Kunstwelt, hier beysammen finden, da der erste Zweck der Gesellschaft ist, den Forschungsgeist überhaupt anzuregen. Das Museum enthält, außer mehreren großen Quadrupeden und einigen Anfängen zu andern Abtheilungen, eine Sammlung von 4000 Insecten aus Südamerika.

In Schottland blüht der botanische Garten von Glasgow. Diese Anstalt, eine Privatunternehmung, ist fortwährend im Steigen, obwohl die Theilnehmer keinen bestimmten jährlichen Zuschuß entrichten. Schon im Jahre 1825 enthielt das Verzeichniß 8000 Pflanzenspecies, und seitdem soll es wenigstens um 3000 zugenommen haben. Es enthält sehr viele Seltenheiten; worunter 40 schöne Palmen, der Brodfrucht-, Mahagony- und andere in Europa seltne Bäume. Besonders im letzten Jahre wurden dem Garten durch vorzügliche Correspondenten in Neu-Holland, America, St. Helena, Sierra Leone und Ostindien eine Menge herrlicher Zusendungen gemacht; darunter eine ziemliche vollständige Sammlung der Pflanzen von den Rocky-Mountains, jener weiten Bergkette im nördlichen Amerika, einer Fortsetzung der Anden. Unter jenen Gewächsen befand sich auch die Bonapartea, „so genannt," sagt der englische Bericht „zur Ehre unsers letzten furchtbaren Feindes: ihr scharfes stechendes Laub scheint ihr bezeichnungsvoll den Namen dieses Helden erworben zu haben."

Gleichfalls eine Privatunternehmung ist der botanische Garten von Liverpool, 1815 von Bewohnern dieser Stadt gegründet, (worunter Roscoe sich vorzüglich thätig bewies) mit viel Geschmack und großer Pracht angelegt, und in fortwährender Zunahme begriffen.

Noch fügen wir über die Fortschritte der Geologie in Großbrittanien einige Bemerkungen aus einem Aufsatz bey, der im 1ten Jahrgang (1829) des Magazine of Natural-History enthalten ist. Die brittische Geologie nahm hienach ihren Aufschwung vom Jahre 1815 an, wo William Smith die erste geologische Carte von England herausgab, obwohl schon im Jahre 1807 die meisten Geologen des Landes in eine Gesellschaft zu-

sammen getreten waren. Bald nach Smith ließ Greenough eine zweite geologische Carte von England erscheinen, welche mehrere Verbesserungen, namentlich Abgränzungen der Gebirgslager mit Farben, enthält. Hr. Farey vollendete die mineralogische Uebersicht von Derbyshire. Seit dem wurde die Geologie in ihren verschiedenen Richtungen vorzüglich von Parkinson, Solander, Brander, Scoresby, Backewell, Webster, Miller, Coneybeare, Phillips bearbeitet, besonders was das Vaterland betraf. Außer der londner geologischen Gesellschaft bestehen auch Vereine in Edinburgh und Cornwall. Außer dem Edinburgh Quarterly Review erweisen sich unter andern noch folgende Zeitschriften inhaltsreich an naturgeschichtlichen Aufsätzen und Nachrichten: Brande's Quarterly Journal, Philosophical Magazine, Gill's Technological Repository, Blackwoods Magazine, Brewster's Journal, Jameson's Philosophical Journal.

Obwohl wir um vorerst eine umfassende Darstellung aller Verhältnisse des Zustandes der Naturwissenschaften in Großbritannien weder geben konnten noch wollten, so halten wir doch diese, wenn auch wenige und einzeln stehende Bemerkungen für hinreichend, in unsern Lesern eine allgemeine Vorstellung von demselben hervorzurufen. Wir bemerken eine Thätigkeit auf vielen Puncten, ein höheres Interesse, als in der nächsten Vergangenheit, sehr viel guten Willen, der bei dem angebornen Forschungsgeiste der Nation, ihrer Gründlichkeit und Tiefe die besten Früchte tragen kann; es entgeht uns aber auch nicht, daß die meisten der dahin abzweckenden Anstalten die jüngsten Kinder des Friedens sind; daß man in gar vielfältiger Rücksicht die Blüten erst zu erwarten hat, und daß daher der achtunggebietende feste Character, welcher mit Recht vielen französischen und deutschen Instituten beigelegt wird, diesen jugendlichen Schöpfungen noch fehlt und natürlich fehlen muß. Diese Betrachtungen können indeß unsere Freude über jene Aeußerungen des Forschungsgeistes und über die erhöhte Achtung für derlei Bestrebungen nicht verringern. Dürften wir ja in dieser Beziehung eine Bedenklichkeit äußern, so wäre es diese: ob sich die Vereinigung der Alterthumskunde mit der Naturwissenschaft, welche wir bei den meisten obigen Gelehrten-Vereinen bemerken, wohl rechtfertigen lasse? Die gänzliche Verschiedenheit der Grundzüge beider Wissenschaften macht es uns indeß gewiß, daß bei längerer Dauer und vermehrter Wirksamkeit jener Gesellschaften diese Differenz der Interessen erkannt und geschieden wird. Unwillkührlich dringt sich uns die Bemerkung auf, daß der wissenschaftliche Zustand, und die Stufe, welche die englische Nation auch in dieser Rücksicht einnimmt, ihr eignes Werk seyen; daß die Regierung hiebei nur das Verdienst habe, die freie Entwicklung in keiner Rücksicht zu hemmen, ohne daß sie selbst fördernd eingriffe; was uns mit dem Gesammtleben der Engländer durchaus zu harmoniren scheint. Uns als Deutschen muß es bei genauerer Betrachtung auffallen, daß die Bestrebungen der deutschen Nation von den Britten durchaus nicht so gewürdigt werden, wie dieß umgekehrt der Fall ist, und daß in Folge Dessen Manches dort als neu ausgegeben wird, was anderwärts schon längst bekannt war; daß man häufig noch mit den ersten Elementen eines Begriffs sich abmüht, während derselbe in Deutschland schon längst klar ausgesprochen ist. Möchte England (gewiß zu seinem eigenen Vortheil) der deutschen Literatur eine genauere und nähere Beachtung widmen, damit der Zweck des ganzen Menschengeschlechts — die Erforschung der Wahrheit — um so leichter, um so schneller verfolgt werden könne!

Nachkommen der Schweden in der Schweiz.

Eine alte Sage läßt die Bewohner des Haßlithales von schwedischen Einwanderern abstammen. Diese Tradition hat bereits im Jahre 1797 Anlaß zu einer in Upsal herausgekommenen Dissertation gegeben. Hr. A. E. Wirsen hat die Sache von Neuem aufgenommen. Er nerweist in seiner Dissertation (De Colonia Sueorum in Helvetiam deducta, Upsal. 1828) auf eine Chronik aus dem 15 Jahrhundert, welche dieser schwedischen Niederlassung in der Schweiz Erwähnung thut; und auf ein Gedicht, das jedoch nur auf diese Chronik gegründet scheint. Damit hält er die Sage einer Islands-Saga zusammen, nach welcher die Söhne des Königs Regnar Lodbrok nach einem Suthurland zogen, und sich der Feste Wisilsburg bemächtigten; und wirklich giebt es in der Schweiz einen ehemals befestigten Ort dieses Namens. Auch sollen die Bewohner des Haßlithales einige schwedische Worte in ihrer Mundart haben. In ihren Zügen will Wirsen Erinnerungen an die scandinavische Physiognomie bemerken; und ihre Haare sind auch häufiger blond, als bei den übrigen Schweizern.

Ein Horaz in Miniatüre.

Man kennt die Ausgaben alter und neuer Klassiker in einem Bande. Das Volumen macht den Gebrauch nicht selten unbequem. Henry Didot in Paris scheint diesem Uebel abhelfen zu wollen. Von Katzem ist aus seiner Officin ein Horaz hervorgegangen, der an Kleinheit und Niedlichkeit der Lettern Alles übertrifft, was man in dieser Art in Frankreich oder England gesehen hat. Das Bändchen, welches sämmtliche Werke des Dichters enthält, hat nur einen Zoll Länge, und der Druck ist so fein, daß man ihn mit bloßem Auge nicht zu unterscheiden vermag; man muß sich, um ihn zu lesen, einer Loupe bedienen, aber ihn unter ein Mikroscop bringen. Die Liebhaber, meint das Journ. gen. de la litt. de France, werden diesen Diamant nicht in ihrer Bibliothek aufstellen, wo er leicht verloren gehen könnte, sondern in ein Schmuckkästchen zu ihren kostbaren Kleinoden legen.

Mexicanisches Papier.

Der mexicanische Congreß hat eine Acte erlassen, welche alle Behörden des Landes verpflichtet, sich keines anderen Papiers zu bedienen, als jenes, welches von einer in Mexico wachsenden Pflanze, Maguey genannt, bereitet wird. Manufakturen dieses Papiers sind zu Queretaro und St. Angel errichtet worden; und das Produkt derselben soll zu jedem Gebrauche dem besten Lumpenpapier gleich kommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 319 und 320. 15 und 16 November 1829.

Das Jesuitencollegium in Stonyhurst *).

Das Collegium von Stonyhurst liegt in Lancashire, am Fuß des Pendelberges, welcher als ehemaliger Lieblingsaufenthalt der Hexenmeister der Meinung eines benachbarten Pfarers zufolge ganz natürlich die Residenz der geheimnißvollen Männer werden mußte, die sich mit Loyolas Zauberkünsten befassen. Der Schauplatz ist von ernstem, beinahe Furcht erregendem Eindruck. Unmittelbar vor dem Thorweg, der, von zwei nächtigen Thürmen überragt, sich nach einem großen Hofraum öffnet, beginnt eine Allee in alt englischem Geschmack, zwischen zwei ansehnlichen, künstlich angelegten Seen, deren ruhiges, ebloses Wasser einen traurigen Anblick gewährt. Diese Allee führt rechts zu einem ausgedehnten Wildgarten, welcher durch eine vernachläßigte Umzäunung deutlich ausspricht, wie der Geist der Jagd längst von dem Orte gewichen, wo Religion und Wissenschaft ihren Sitz aufgeschlagen haben. Hinter der Burg — denn diesen Namen mag man dem Gebäude immerhin geben — breitet sich eine Gruppe alter ehrwürdiger Bäume aus; an der Vorderseite liegen die Reste eines ehemals prächtigen Gartens. Zwar sind seine Terrassen zerfallen, und allmälig in den Spielplatz der Studenten übergegangen; aber ein großartiger Schattengang durch dicht verschlungne Eichenbäume, le Wildniß genannt, ist stehen geblieben und mahnt an die verschwundene Herrlichkeit. Ursprünglich sollte das Haus zwei Flügel bekommen; aber nur Einer wurde vollendet, da die Kosten für das Vermögen des Unternehmers zu groß waren. Uebrigens hat dieser vollendete Theil bereits eine bedeutende Ausdehnung. Der Stil des Aeußern ist gothisch; aber die Gemächer, und besonders die glänzende mit weißem geglättetem Marmor belegte Halle, sind von einem viel größern Verhältniß, als man sonst bei Gebäuden dieser Art trifft. Von dem mächtigen steinernen Fensterbogen in der Mitte aus sieht man den Pendel in brauner unangenehmer Dürre hoch emporsteigen. Die Flüsse Odder und Ribble, deren Ufer mit schönem Buschwerk bekränzt sind, ziehen sich durch das Thal. Links bemerkt man die Stadt Clitheroe und die wohlbebauten, weiten Ebenen von Yorkshire; rechts liegt Ribchester, hinter welchem eine Reihe mit Haide bewachsener Berge, Longridge Fell genannt, sich auf mehrere Meilen ausdehnt. Das Schloß selbst gehörte einst der Familie Sherbourne an, und war nachher eine Zeit lang von den Herzogen von Norfolk bewohnt. Durch Kauf kam es in die Hände des verstorbenen Hrn. Weld von Ludlow-Castle. Dieser war in St. Omer bei den Jesuiten erzogen worden. Als dieselben nach einander von ihrem dortigen Seminar, dann von Brügge, endlich von Lüttich hatten fliehen müssen, wurden sie von ihrem alten Schüler in Stonyhurst aufgenommen. Schon während seines Lebens hatte er ihnen das Haus frei von jedem Miethgeld eingeräumt, und nur für einen beträchtlichen Theil des Bodens, welchen er gleichfalls an sie überließ, entrichteten sie einen mäßigen Pacht; bei seinem Tode aber — er war, obwohl Vater einer zahlreichen Familie, zuletzt selbst Geistlicher geworden — vermachte er sein Gut der heiligen Brüderschaft, welcher er seine religiöse Bildung dankte, und für die er jeder Zeit eine warme Vorliebe gezeigt hatte. Seine Obsequien wurden in der Kapelle des Collegiums mit großer Pracht gehalten, und in der rühmenden Leichenrede nahm jenes Vermächtniß nicht den geringsten Theil ein.

Bei meiner Ankunft in Stonyhurst waren die Vorsteher und die angesehenern Lehrer insgesammt Personen, die in der Jesuitenschule zu Lüttich entsprechende Stellen bekleidet hatten. Nach der Niederlassung in Lancashire waren zwar nach und nach noch einige Novizen zu ihnen gestoßen; im Allgemeinen aber hatten, nach dem Erziehungsplan des Ordens, die Mitglieder außerhalb Englands ihre Bildung erhalten. Es mochten ihrer etwa 20 seyn. Alle standen in jeder Beziehung über den „Vätern des Glaubens" in Kensington, welche freilich eben so gut Jesuiten seyn wollten. Jene waren beinahe durchgängig Männer von Geburt, ja Einige gehörten den angesehensten katholischen Familien in England an. So zeichneten sich denn auch ihre Sitten durch jene Feinheit aus, welcher sie den Grundsätzen ihres Ordens zufolge aufs Angelegentlichste nachstreben sollen, und welche ihr Geschmack für schöne Literatur nur noch mehr ausbilden mußte. Freilich bemerkte man auch Einzelne, die etwas ungeschlachter drein sahen, aber diese waren fast lauter Solche, die sich erst angeschlossen hatten, seit die Gesellschaft sich in Lancashire aufhielt. Alle Diejenigen, welche ihre

*) Vergl. Ausl. Nro. 256. folgg.

Schule in St. Omer oder in Lüttich gemacht hatten, übertrafen die gewöhnlichen Erzieher der Jugend ungemein an Gewandtheit. Bei Weitem der größte Theil der Jesuiten in Stonyhurst hatte sich ohne alle Nebenrücksicht auf Gewinn in den Orden aufnehmen lassen. Sie waren, so weit ich darüber urtheilen konnte, von wirklicher Frömmigkeit beseelt, von den Wahrheiten ihrer Religion aufs Innigste überzeugt und voll Eifer für das Glück ihrer Nebenmenschen, welches sie am Besten zu fördern glaubten, wenn sie sich der Erziehung widmeten. An der Spitze des Collegiums stand der englische Provinzial, der hochwürdige Doktor Strone. Ihm hatten weder die langen Vigilien, noch seine große Enthaltsamkeit jene Magerkeit zu Wege bringen können, welche dem Heiligen ziemt; seine dreite Figur, sein rosiges Aussehen schien Fasten und Gebet Trotz zu bieten. Und doch war er in seiner Frömmigkeit so anhaltend, wie ich nie einen Menschen gesehen, und schien fast nur von der Luft zu leben. Die Studenten, welche „die Leben der Heiligen" häufig zu lesen pflegten, sahen in Doktor Stone eine Verwirklichung der Gemälde von überschwänglicher Frömmigkeit, welche in jenem Buche gegeben werden. Er schien in beständigem Verkehr mit dem Himmel, denn selbst unter seinen Geschäften, bei Tische, oder wenn er sich die nöthige Leidesbewegung machte, sahen die Augen nach oben, und von Zeit zu Zeit entfuhr ein Ausruf seinen Lippen. Auf den ersten Blick hätte man seine Gottseligkeit für ein bloßes Spiel halten mögen, und wirklich gaben ihm die schwellenden Wangen und die Rundung seiner ganzen Gestalt ein ziemlich irdisches Aussehen; aber bald mußte man sich überzeugen, daß sein Aufschwung nicht erkünstelt, und daß sein ganzes Wesen vom Geist des erhabensten Christenthums durchdrungen war. Es mag seltsam scheinen, daß ein solcher Mann mit der Leitung einer so ausgedehnten Anstalt beauftragt wurde, da schon die Führung des Finanzwesens übergenug gewesen seyn müßte, ein solches Gemüth zu beschweren. Die Jesuiten waren aber ihrerseits auch so klug, die Sorge für ihr Geld nicht einem Menschen zu überlassen, der so wenige Zeit auf dieser Erde verlebte. Die Sorge für ihre Seelen fiel nach einer billigen Geschäftstheilung dem großen Vertheidiger der Geisterwelt zu; die Geldangelegenheiten wurden ausschließlich dem hochwürdigen Vater Wright, überlassen. Vater Wright hätte sich im Zahlhause des ersten Geldhändlers in der Hauptstadt ausgezeichnet, aber in Folge einer wunderlichen Vereinbarung von frommem Sinn mit Neigung zum Erwerb wurde er Priester und trat in die Gesellschaft Jesu. Seine Genossen bemerkten diesen Hang gar bald, welcher nach ihrer Ansicht nicht unterdrückt, sondern nur gehörig geleitet werden sollte, und machten den neuen Mitbruder zum Seckelmeister des Collegiums. Vater Wright war nicht auf seinen eigenen Gewinn aus, aber den Nutzen des Ordens suchte er ohne Unterlaß zu fördern. Er leistete dem Haus ungemeine Dienste, indem er jede Ausgabe möglichst vermied und einem regelmäßigen System der Bewirthschaftung unerschütterlich anhing. Eine große Spekulation jedoch schlug zur Betrübniß seiner selbst und seiner Mitbrüder nicht ein. In den Händen Vater Beattie's, des Letzten von den irelandischen Jesuiten, welcher die Aufhebung des Ordens überlebte, befand sich eine Summe von 15000 Pfund. Sie war dem alten Priester von einem Vater Callaghan übergeben worden, welchem sie selbst anvertraut war, um ein Jesuiten-Collegium in Ireland damit zu gründen. Wright, der englische Jesuit, meinte, Ireland müsse sich zu der englischen Provinz halten und das Geld folglich nach Stonyhurst gesandt werden, und wandte jedes Mittel an, Vater Beattie zu vermögen, daß er den heiligen Schatz zum Frommen von Stonyhurst ausgäbe. Beattie aber, der Alles haßte, was englisch hieß, weigerte sich. Wright appellirte an den Jesuiten-General; aber der irische Jesuit kam dem englischen Bruder zuvor, und die Summe wurde für Ankauf eines Gutes in Ireland und Gründung des Collegiums von Clongowes ausgelegt.

Die Wahl Vater Wrights für das Finanzfach konnte nicht besser getroffen seyn, als die Bestimmung des merkwürdigen Mannes, der sich an der Spitze der Novizen befand, glücklich berechnet war. Eine starke halbe Stunde von dem Collegium stand auf einem Hügel, am Ufer des Odderflusses, ein kleines Haus, welches zum Aufenthalt der jungen Leute diente, die Jesuiten werden wollten und hier, den Gesetzen der Gesellschaft gemäß, eine Probezeit von zwei Jahren unter Betrachtung und Gebet, durchmachen mußten. Während dieser Probe ist der Candidat gehalten, in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt, bloß mit seiner religiösen Vervollkommnung beschäftigt, das Seinige hinzubringen. Die Novizen dürfen nicht mehr als zehn Linien des Tags aus einem profanen Buch lesen. Das Collegium selbst wurde zu dieser gänzlichen Läuterung noch für zu weltlich und geräuschvoll erachtet, und deshalb jenes Gebäude an dem Fluß errichtet. Hier vernahmen die Schüler Nichts, als das Murmeln des Wassers, wie es durch sein Kieselbette, überhangen von dichtem Laub, dahin floß. Dem Fluß gegenüber lag ein Wald, in welchem wir, wenn uns bisweilen erlaubt wurde, nach jener Gegend einen Spaziergang zu machen, Nüsse suchten, oder Eichhörnchen jagten. Oft verließ ich dann die Spiele meiner Kameraden, um vom Fluß aus zu dem „Novizat" auf der andern Seite hinüber zu schauen, und, wenn dann die Abendlichter seiner Bewohner durch die Bäume, welche es umgaben, emporstiegen, fühlte ich mich von all den Gefühlen durchdrungen, die der frommen Erhebung eigen sind, und welche man mit einem unheiligen Ausdruck die Romantik der Religion nennen könnte. In jener Behausung der Novizen lebte, mit ihnen eingeschlossen, ihr Vorsteher, ein Mann, der sich durch ein eigentliches Heldenthum des Jesuitismus, wenn ich so sagen darf, hervorthat. Vater Plowden war der jüngere Sohn eines sehr alten katholischen Geschlechtes, und stammte, wenn ich nicht irre, von dem großen Rechtsgelehrten dieses Namens ab. Er hatte seine Erziehung in Rom erhalten, und war nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien nach St. Omer versetzt worden. Ein Jesuite aus der alten Schule! Er besaß eine große Gelehrsamkeit; sein Benehmen war ungemein geglättet; er hatte eine ausgezeichnete Gabe der Beredsamkeit, die, je nachdem es der Zweck erforderte, gewaltig oder einschmeichelnd seyn konnte. Mit diesen persönlichen Vorzügen verband er die höchste Begeisterung für die Religion und jene vollkommene Selbstaufopferung für den Ruhm des Ordens, in

i großen Zierden er unbestreitbar gehörte. Obwohl hoch in
en, ging er aufrecht und groß einher, mit allen Merkmalen
starken, unverlöschenden Lebenskraft. Seine gefurchte Wange
immer noch die Farbe der Gesundheit, und wenn gleich sein
pt ganz kahl war, zeugte die Lebhaftigkeit seiner Augen,
he unter großen langhaarigen Brauen hervorleuchteten, von
n Geist, dessen Macht die Zeit nicht beugen zu können schien.
i Talent als Prediger stand sehr hoch. Zöglinge einer öf-
lichen Schule hören gewöhnlich auf den Religionsunterricht,
ob er bloß ein Theil ihrer Alltagsbeschäftigung wäre. Stieg
Plowden auf die Kanzel, so merkte jedes Aug und jedes
auf. Die hohe Sprache, welche ihm zu Gebot stand, sein
iger, überwältigender Vortrag; die edle Stellung, welche er
ein Herold des Himmels annahm, und mehr als Alles seine
, deutlich an Tag gelegte Ueberzeugung von der Wahrheit
Lehren, welche er verkündete, und die Gewalt, womit er
menschliche Herz zu Gott hinauf beschwor — gesellten ihn den
en Rednern aller Zeiten bei. — Und nicht nur auf das Col-
um von Stonyhurst beschränkte er seinen Wirkungskreis; er
hte sich auch den Zuspruch der anwohnenden Bevölkerung
i Geschäft. Nicht selten ward ihm mitten in einer Winter-
pt gemeldet, daß Jemand in beträchtlicher Entfernung von
i Collegium am Tod liege, und seiner geistlichen Hülfe be-
se. Da sprang der alte Mann, der nicht zu kennen schien,
3 Andre Beschwerlichkeit nennen, von seinem harten Lager
, warf die Kleider in Hast um sich, und eilte mit einer La-
ne, von einem Laienbruder begleitet, über die Sümpfe und
ore, welche das Collegium umschließen, nach dem Haus des
rbenden, um noch zu rechter Zeit seine Seele zum Him-
l zu fördern. — Dieser wahrhaft fromme und begeisterte
rist war Vorsteher des Novizlats; und gewiß konnte kein
ann besser berechnet seyn, Andern jene heldenmüthige Selbst-
leugnung und Unterordnung aller persönlichen Leidenschaften
ter das Heil der Gesellschaft einzuflößen, worin die Vollendung
es Jesuiten besteht. Hätte er zur Seelenrettung eines Sün-
s, oder zur Mehrung des Ruhmes von St. Ignatius dadurch
itragen können, so würde er sein Haupt unbedenklich auf den
ock gelegt und gerufen haben: „hau zu!" Bei diesem außer-
entlichen Eifer und bei dieser Höhe von Begeisterung war
übrigens vollkommen frei von jenen Schwachheiten, jenem
erglauben, welchen man zuweilen in frommen Seelen findet.
hielt fest an dem Glauben seiner Kirche, übte aber weder selbst
Gebräuche, welche dem Katholicismus an sich nicht angehö-
i, sondern bloß aus dem Kopf einzelner Menschen entsprungen
d, noch forderte er Andre zu dergleichen Dingen auf. Ueber-
upt muß man den Jesuiten von Stonyhurst die Gerechtigkeit
derfahren lassen, daß sie diejenigen Meinungen und Formen,
iche bei Andersdenkenden am Ehesten einen Widerwillen gegen
römisch-katholische Religion hervorrufen dürften, keineswegs
enge einschärften. Doch muß ich einer Ausnahme gedenken.
r hochwürdige Vater Reeves stand an der Spitze einer Ge-
schaft, welche man die Sodalität nannte, und konnte als einer
: seltsamsten Charaktere gelten, welche mir je vorgekommen
d. Die Sodalität selbst war ein wunderliches Beispiel des
Mechanismus, durch welchen die Jesuiten vollkommene Ordnung
in ihren Schulen zu halten suchten. Es bestand dieselbe aus der
Mehrzahl der Knaben, welche gerne in eine Genossenschaft tra-
ten, die zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtet worden. Die
ihr angehörenden Zöglinge mußten aus ihrer Mitte Einige aus-
wählen, welche Admonitoren hießen, und verpflichtet waren, den
Vorstehern jeden Fehltritt ihrer Gesellen, von welchem sie Kunde
erhielten, anzuzeigen. Man konnte sie wirklich als eine Art
Ohrenbläser betrachten, auf welchen keine Schande ruhte, weil
sie zu ihrem Amt von Denjenigen selbst gewählt wurden, welche
sie zu beaufsichtigen hatten. Und so waren denn überhaupt in der
Sodalität eine Menge Gebräuche eingeführt, die meines Erachtens
füglich hätten wegbleiben können. Der kleine eben erwähnte Mann
aber, der Direktor der Sodalität, half durch seinen Fanatismus
besonders nach, um dem Ganzen einen lächerlichen Anstrich zu
geben. Sein Lieblingssatz war, daß England „die Morgengabe
der heiligen Jungfrau" *) und ihr durch eine besondere Schen-
kung des Himmels angewiesen worden sey. Er nannte daher
das Land in seinen geistlichen Vorträgen nie anders, als Dos
Mariae, und brachte diese Bezeichnung an, wo er nur immer
konnte. Durch eine kreischende, beinah kindische Stimme, durch
die wilden Geberden seiner zwergartigen Figur und die Verzerrun-
gen seines welken Gesichtchens gewann er dann gewöhnlich ein
höchst komisches Aussehen. Hie und da gerieth er in einen pro-
phetischen Anfall und verkündete, England werde Nächstens be-
kehrt und die Jungfrau in ihre Rechte wieder eingesetzt werden.
Dergleichen Worte erregten das Gelächter der Zöglinge und das
Mitleid seiner Brüder; aber sie mochten ihn einer Stelle nicht
entsetzen, welche sein einziges Vergnügen war, und die er bereits
seit mehreren Jahren verwaltete. Mancher Spaß wurde mit ihm
getrieben. So besaß er einige Hände voll Mehl, wovon er
behauptete und allen Ernstes glaubte, es sey von Sankt Alo-
sius Gonzaga geweiht worden, und daher ein unfehlbares Mit-
tel gegen jede Krankheit. Wollte sich nun Einer über ihn lustig
machen, so kam er mit einer frommen Miene auf sein Zimmer,
und erbat sich ein Wenig von dem Mehl, welches Vater Reeves
unter großen Anpreisungen seiner Heilkräfte herzugeben nicht
ermangelte. Hinterrücks aber legte man die Gabe wieder an ih-
ren frühern Ort, und Reeves schrie nun Wunder über Wunder,
daß sein Mehl alle Eigenschaften vom Oelkrüglein der Witwe
in der heiligen Schrift habe und nie weniger werde. Bot er
jedoch auf diese Art Stoff zum Lachen, so hatte er während der
„Heimkehr" Gelegenheit sich an den Spaßlustigen furchtbar zu
rächen, indem er sie des Gebrauchs der Lachwerkzeuge gänzlich

*) In den Zeiten des Mittelalters waren viele Länder, jedes in einem besondern Sinn, und für einen besondern Zweck, der heiligen Jungfrau geweiht, ungefähr wie nach Versicherung der Alten mehrere Länderstriche des persischen Reichs der Königin von Persien zu irgend einem besondern Gebrauch angewiesen waren, und von diesem Gebrauch ihre Namen führten. Sonderbar, aber den Charakter der angewiesenen Gegend vielleicht gut bezeichnend, ist der Titel: „Wittwensitz Mariä," unter welchem Kurland den deutschen Ordensrittern als Kirchenlehn zuerkannt wurde.

beraubte und die Gähnemuskeln in ausschließliche Thätigkeit setzte. Die „Heimtehe" ist eine jährlich eintretende Zeit der Abgeschiedenheit, welche ungefähr sieben Tage dauert, den Studenten selbst übee Tisch das Speechen nicht erlaubt und sie zu fortdauerndee religiöseo Betrachtung verpflichtet. Füe Knaben von 14 bis 15 Jahren war es daher keine geringe Aufgabe, sich während dieser Periode nicht hie und da zur Erholung auf mehr irdische Gegenstände zu werfen. Freilich dot man jedem äußerlichen Eindruck auf, um ihnen die gewissenhafte Feier diesee bösen Woche ans Herz zu legen. Neben dem großen Dormitorium befand sich ein geräumiges Gemach, unmittelbar unter den zwei großen Thürmen. Hieher ward ein kleiner Altar gebracht, auf welchen man eine einzige Leuchte setzte; kein anderes Licht durfte brennen. Die Studenten mußten sich daselbst versammeln; und eecht trübselig wars, wenn wir nun durch die tiefe Stille Nichts vernahmen, als das Heulen des Wintersturms um die alten Thürme und sein Pfeifen durch die dunkeln, langen Fenster. Nach einee Stunde schweigender Betrachtung kam eine Predigt. Vatee Reeves erschien am Altar in der Ordenstracht, die ihm jedoch eher eine fratzenhafte als edrwürdige Gestalt lieh. Der Lampenschein, der auf seinem Gesicht spielte, gab ihm beinah das Aussehen eines alten Weibes, bei welcher man vor hundert Jahren einen Umgang mit dem Teufel vorausgesetzt hätte. Sein Lieblingstext wae der Sturz dee gefallenen Engel. Er beschrieb das ganze Treffen im Himmel, worin Lucifer dem Erzengel unterlag, mit der Genauigkeit eines Strategikers. Immer kam er auf die Worte zurück: quasi rudentibus detracti (wie mit Seilen herabgezogen); und dieses Herabziehen des Satans gab ihm zu hundert und hundertfachen Beschreibungen Anlaß. Die übrigen Jesuiten muß ich jedoch von jeder Theilnahme an derzieichen Albeenheiteu freisprechen. Sie waren fast durchgängig Männee von gutem Verstand und gesundem Sinn.

(Schluß folgt.)

Das englische Landvolk.

Lage des Taglöhners in den Distrikten, wo er jedes Grundeigenthum verloren hat.

Nach dem jetzt nur zu allgemein befolgten System ist es unmöglich, daß dee Arbeiter erwiebt, was er bedarf; er erhält nur soviel, daß er nicht Hungers stirbt, und nach Abzug des Hauszinses und der Feuerung, nicht einmal soviel als ein Verbrechee. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Gefängnisse so vollgedrängt sind. *) Die Arbeiter sind ein verschrienes Volk; das Band, das die Brodherren mit ihuen verband, ist zerrissen; bloß die Armentaxen verhinderten bis jetzt, daß es nicht zwischen ihnen zum offenen Bruche kam. Der rechte biedern Leute, die sich glücklich schätzen, sich und ihee Familie im Schweis ihres Angesichts und durch die Arbeit ihrer Hände zu ernähren, werden immer weniger, und solang die politischen Ursachen dieser immer mehe um sich greifenden Entsittlichung nicht entfeent weeden, mögen die Pfarrer predigen, die Staatsmänner deklamiren, die Puritaner jedes Dorf mit ihren gottseligen Trattätchen überschwemmen — sie vermögen nicht wider den Stachel zu lecken.

Ein Mann mit einer Frau und vier Kindern erhält von der Arbeit oder dem Kirchspiel jährlich 26 Pf. *) Ziehen wir davon als das Minimum 10 Pf. für Hausmiethe, Feuerung, Schuhmacherarbeit ꝛc. ab, so bleiben ihm noch 10 Pf. d. h. wenig mehe als wöchentlich 1 Schilling auf den Kopf — ein halber Pfennig auf Morgen-, Mittag und Abendessen! Kann die Lage der westindischen Sclaven drückendee als die der brittischen sein? Und doch sind diese Leute es, die das Brod brechen, das die Reichen essen: welche die Schlachten ihres Landes kämpfen und auf denen die Macht des Staats beruht. Sie leiden im Stillen; sie haben das Mittel nicht, ihren Klagen eine Stimme zu geben: aber man glaube: Sie fühlen ihee Lage; und ihre Seufzer nicht laut sind, so sind sie tief. So kärglich auch der Nothpfennig war, den die Unglücklichen von den Kirchspielen bezogen, so hielt er sie doch bisher von offenen Gewaltthätigkeiten ab. Ist wohl anzunehmen, daß, wenn keine Gesetze sie gegen den völligen Mangel schätzen, sie ihre Weiber und Kinder Hungers sterben lassen werden? Und doch giebt es noch der Gefühllosen genug, die von Aufhebung der Armentaxen sprechen.

In dee That man verkennt noch viel zu sehr die Bedeutung des Landvolks. Die nach dee Republik fortschreitende Umgestaltung der Ackerbauverhältnisse Italiens war eine der Hauptursachen von dem Verfall und endlichen Untergang des Römerreichs. Der Boden wae nicht mehe wie früher unter eine Menge mäßiger Bebauer vertheilt, welche die staeken Bande des Interesses und der Liebe an das Wohl des Vaterlandes fesselten. Die kleinen Grundbesitze dee alten Römer verschwanden; das Eigenthum des Bodens fiel in wenige Hände, und die Bebauung wurde den Sclaven überlassen. Adee nun mußte auch die Vertheidigung des Reiches einem Heere anvertraut werden, das nicht, wie in frühern Zeiten, aus freiwilligen Rekruten aus der Klasse der Baueen bestand, welche jeden Augenblick bereit waren,

*) In denjenigen Distrikten, wo der Häusler jedes Grundbesitzes beraubt ist, und das Arrondirungssystem völlig in Anwendung kam, ist es bei dem Landvolk ganz gewöhnlich, daß sie irgend etwas Gesetzwidriges begehen, um während der Wintermonate Gefängnißkost zu bekommen, was sie dem Arbeitshaus oder der Armentaxe bei Weitem vorziehen.

*) Eine solche Familie hat den Preis von 12 Laib (quartern loaf) Brod wöchentlich anzusprechen, also (den Laib zu 9½ d.) 9 Schill. 6 Den.; nun ist vielleicht während der Ernte ihr wöchentliche Arbeitslohn 9 Schill.; es fallen also dem Kirchspiel die 6 Den. noch zur Last; dabei können aber Regentage eintreten und die armen Leute verdienen weder Nichts, und das Kirchspiel deckt den Ausfall. Gesetzt, die Frau verdiene wöchentlich während der Heu-Ernte 2 bis 3 Schill., so können sie sich durch ihre vereinten Anstrengungen zwar eine Zeit lang von den Armentaxen unabhängig machen; ja sie erübrigen vielleicht sogar etwas Geld, wenn sie aber dann das Benöthigte für ihre kleine Hausbedürfnisse anschaffen, so bleibt ihnen doch nicht soviel übrig, um ihre Lage wesentlich zu verbessern.

Digitized by Google

r Leben für die Vertheidigung der selbstgepflügten Felder zum pfer zu bringen, sondern fremden Söldlingen, die ihre Dienste n den Meistbietenden verkauften. Sobald die gedungenen Le ionen vertilgt waren, lagen Italiens schöne Gefilde schutzlos edem Angriffe offen.

Wenn dieselben Ursachen wirken, so kann keine Erfahrung, eine Philosophie vor den gleichen Folgen bewahren. Die Ver ndeerungen, welche in England Statt gefunden und noch Statt nden, müssen, wenn man nicht noch bei Zeiten eingreift, zu iner gleichen Krisis führen. Bereits sind in einigen Districten on Großbritannien die Pachten nicht viel kleiner, als die lati ndia, aus denen Plinius den Untergang Roms prophezeite; nd die Lage der arbeitenden Klasse in diesen Distrikten macht s sehr wahrscheinlich, daß sie an den Boden oder an ihre Herren icht anhänglichee ist, als es in alten Zeiten die Sclaven Italiens aren. Das brittische Reich ist gegen fremde Angriffe sicher; eine wilden Barbarenhorden werden es überschwemmen; abee ist s eben so sicher vor innern Bewegungen? Auf diesen Fall, ent gegnet man uns, steht dee Regierung ein großes, tapferes Heer u Gebot. Man sollte aber nicht vergessen, daß jede Kriegs macht aus den arbeitenden Klassen eekrutirt werden muß, mit er Zeit also die Stimmung und Ansicht der Dinge, welche un er dem Volke allgemein herrschend geworden, sich auch untee em aus dessen Söhnen und Brüdern gebildeten Heeee ver reiten wird.

Viele englische Staatswirthe behaupten, daß die Lage dee rbeitenden Klassen sich nicht verschlimmert habe, indem ja ihr eldlohn nach einer Durchschnittsberechnung ihrem Verdienst in rühern Zeiten gleichkomme. Gesetzt die Berechnung sey richtig, bgleich die Annahme unstreitig bedeutend zu hoch gestellt ist, was olgt daraus? Genossen die Landleute ehedem nicht Vortheile, le von ihren Geldbezügen durchaus unabhängig waren, und de en ihre Nachkommen beraubt sind? Ihrer Gemeingüter er ähnten wir bereits, es ist abee noch ein anderer wichtiger Vortheil nicht zu vergessen, den diese Volksklasse früher genoß, etzt aber eingebüßt hat. Vor noch nicht so langee Zeit waeen ie Manufakturen Englands dem häuslichen Fleiße anheimgege en; es gab noch keine große Fabriken, in denen Maschinen ie Arbeit dee Menschenhände ersetzten. Auch wurden fast alle leidungsstücke, deren die Landleute bedurften, von ihnen selbst erfertigt; so daß eine zahlreiche Familie damals eine wirkliche nterstützung füe den Arbeiter war. Mit Ausnahme dee ersten ahre der Kindheit fielen die Kinder nicht ausschließlich dem täg chen Geldlohn des Vaters zur Last. Sehr früh begannen sie i ihrem Unterhalte beizutragen, die Söhne dienten in den äusern der Pächter, und die Töchtee, wenn sie nicht auf gleiche Beise untergebracht werden konnten, wurden zu Hause mit ortheil zu Manufakturarbeiten verwendet. In keinee Hütte hrten erwachsene Töchtee von dem saueren kärglichen Erwerb s Vaters, oder schöpften, wie es in neuern Zeiten nur allzu t geschieht, ihren Unterhalt aus einer entwürdigenden, un inen Quelle. Die Einführung der Maschinerien hat diese nusmanufakturen nicht bloß vermindert, sondern gänzlich ver chtet. Von dem Kunstfleiß seinee Familie kann der Landbauee keine Unterstützung erwarten; sie hängt gänzlich von seinem Ee werbe ab und die Folge ist Almosen, Elend, Verbrechen.

Die Nachtheile dieser Veränderung weeden am Empfind lichsten von dem weiblichen Theile des Landvolks gefühlt. In den Sommermonaten finden sie Arbeit auf den Feldern, im Winter aber sind sie, bei aller Bereitwilligkeit zum Arbeiten, durch aus beschäftigungslos, da sie sich namentlich mit Spinnen schlech terdings Nichts verdienen können.

Immer hört man noch die Ansicht, als ob die Armentaeen die Ursachen des bürgerlichen und sittlichen Verfalls des Land volkes wären, und nicht vielmehe die Folge davon. Allein giebt man zu, es sey für die Landwirthschaft im Ganzen vielleicht nicht unvortheilhaft gewesen, daß die Häusler ihrer Zugelande und Gemeinrechte, die sie unter dem alten System besaßen, beraubt wurden, so muß man ihnen auch auf der andern Seite einen gewissen Ersatz dafür einräumen: sie müssen doch leben können; man hat das Opfee ihrer Unabhängigkeit von ihnen verlangt und beklagt sich jetzt über ihre Abhängigkeit: die Weibee und Kinder könnte nicht mehr von dem Ertrag der durch ihren Fleiß bebauten Gärten leben, denn diese Gärten hat man ihnen ja genommen; nicht von dem Taglohn des Hausvaters — denn die ser reicht kaum füe ihn selbst hin — man muß also von Gemeinde wegen für sie sorgen.

Eine eefreulichere Erscheinung in dee Geschichte des engli schen Landvolks bieten diejenigen Bezirke dar, wo die Grund eigenthümer aus Menschlichkeit oder gesunder und aufgeklärter Politik den Häuslern ein kleines Stück Land gelassen haben. In manchen Theilen von Lincolnshire und besonders Rutlandshire besitzen die meisten Taglöhner so viel Land, eine Kuh oder zwei, ein Schwein, ein Paar Schafe und einiges Geflügel zu halten; — eine Vergünstigung, die dem Landeigenthümer kein Opfee auf erlegt. Die Häusler in Lincolnshire und Rutlandshire erhalten ihre kleinen Pachtstücke nicht von dem Pächter, sondern unmit telbar von dem Gutsheeen; was sie voe allee sclavischen und drückenden Abhängigkeit von dem Pächter sichert. Sie bezahlen für ihre Hütten eine angemessene Miethe, und pachten das Land um denselben Preis, wie die Pächter. Eine Stunde nach der Tagesarbeit, oder vielleicht einige wenigen Tage, die sie ohne Benachtheiligung ihrer regelmäßigen Geschäfte erübrigen, reichen zu der Bestellung ihrer kleinen Grundstücke hin, da das Meiste durch die Frau und die Kinbee geschieht; — und die Folge ist, daß es kein zufriedneres, sittlicheres Völkchen auf Erden giebt. Den Pächtern steht jederzeit der Dienst einer hin länglichen Anzahl fleißiger, regelmäßiger und gewissenhafter Ae beiter zu Gebot und in den geschäftvollern Frühlings- und Herbst monaten sind auch die Familien der Häusler immer zur Hand. Lange Erfahrung hat die Bewohner von Burley-on-the-Hill, Hambleton, Egleton und Greetham überzeugt, daß das einzige Mittel zu verhindern, daß die Arbeiter bei einer zahlreichen Familie nicht der Kirchspielskasse zur Last fallen, darin bestehe, ihnen soviel Land zu lassen, daß sie ein Paar Kühe halten können. Als im Jahr 1793 ein Arbeiter mit seiner Frau und mehrern kleinen Kindern in den Fall kam, sich nicht mehr ernähren zu können, gab ihm der Grundherr ein Stück Land auf billigen Pacht, nebst

Digitized by Google

einigen Schoppen zu seiner Hütte. Von den benachbarten Pächtern erhielt er als Vorschuß oder Geschenk die nöthige Summe zum Ankauf einer Kuh, und er kostete dem Kirchspiel keinen Heller. Nach einiger Zeit begab sich in demselben Bezirk abermals derselbe Fall. Der Arbeiter erhielt eine Kuh und ein kleines Stück Land, und damit bestritt er nicht nur den Unterhalt seiner zahlreichen Familie, sondern ersparte sich noch so Viel, daß er eine zweite Kuh ankaufen konnte. Wirklich halten auch die Häusler in gedachten Kirchspielen mehr denn Eine Kuh. Sobald der Häusler im Besitze Einer Kuh ist, geht alles Bestreben der Familie dahin, die Mittel zu einer zweiten und dritten aufzutreiben; so daß viele, die mit Einer Kuh angefangen, am Ende deren vier oder fünf besitzen; — und so wohlthätig sind die Wirkungen einer frühen, andauernden Betriebsamkeit, daß die Besitzer von Kühen immer auch die fleißigsten treuesten Arbeiter sind. Ein großer Gewinn dieses Verfahrens ist es, daß die Kinder zur Bewirthschaftung des Bodens, zur Viehzucht, Behandlung des Viehs, Milcherei und zu allen Geschäften, die sie zum Dienste der Pächter tüchtig machen, angehalten werden. Diese Einführung der heranwachsenden Generation in die nützlichsten und würdigsten Beschäftigungen des Lebens verdient allein schon jede Berücksichtigung von Seiten des Staats.

Das Betragen des Landvolks in diesen Distrikten ist in jeder Hinsicht musterhaft; Diebstähle und Eingriffe in das Eigenthum der Pächter sind äußerst selten. Am Auffallendsten zeigt sich der Einfluß dieses Systems in Bezug auf die Armentaxen wie folgende Berechnung ausweist.

Rutlandshire.	Armengelder in den Jahren 1776.	1783.	1803.	1815.	Betrag des Zinsfuchs nach der Schätzung der Eigenthumssteuer 1815.	Betrag der Armentaxe per Pf. St. im J. 1815.
	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pfund.	
Hambleton	51.	44.	143.	152.	4700.	6 D.
Egleton	24.	29.	—70.	104.	1893.	13 D.
Greetham	61.	54.	160.	219.	2993.	21 D.
Burley-on-the-Hill	11.	13.	67.	51.	4822.	3 D.
Gesammtzahl der vier Kirchspiele.	147.	140.	440.	506.	14468.	9 D.

In Burley besteht das Vertheilungssystem seit Jahrhunderten in seiner vollen Reinheit, und das Ergebniß ist, daß in einem Kirchspiel von beinah 4000 Morgen Landes, 51 Pfund jährlich oder gegen 3 Pence auf den Morgen, zur Versorgung aller Hülfsbedürftigen hinreichen. Die höchste Taxe in Greetham beläuft sich auf nicht mehr denn 1 Schill. 9 Pence; und im Durchschnitt übersteigt sie in allen vier Kirchspielen nicht 9 Pence vom Pfund Rente.

Des Kontrastes wegen geben wir eine Berechnung von vier Kirchspielen, wo den Arbeitern kein Landbesitz gestattet wird; wo die Weiber und Kinder derselben unbeschäftigt und die Armensteuern nach und nach zu einer furchtbaren Höhe gestiegen sind.

Sussex.	Armengelder in den Jahren 1776	1783	1803	1815	Betrag des Zinsfuchs nach der Schätzung der Eigenthumssteuer 1815.	Betrag der Armentaxe vom Pf. St. im J. 1815.
	Pf..	Pf.	Pf.	Pf.	Pfund.	
Burwash.	70	596	1520	3301	5513	12 Sh.
Maxfield.	518	957	1387	3689	8939	8 Sh.
Shipley.	443	544	2267	2200	4020	11 Sh.
West Grinstead.	417	564	1630	2112	4228	10 Sh.
	1848	2641	7813	11392	22700	10 Sh. 2 D.

In diesen Kirchspielen, die nicht schlimmer daran sind, als viele andere, hat die Armensteuer im Jahr 1815 mehr als die Hälfte der Rente betragen, und seitdem ist sie für den Landeigenthümer immer noch drückender geworden; die Steuer ist gestiegen, während die Rente fast in demselben Verhältniß abgenommen hat. Der Vorzug der Zaunland- und Viehzucht-Einhegung in Rutland und Lincolnshire vor der Armensteuer und den Zuchthäusern in den südlichen und östlichen Grafschaften ist über allen Zweifel erhoben.

Was hat man nun damit gewonnen, daß gegen eine nutzige Hütte, eine vorzeitige Kornernte weniger — gegen die Urbarmachung eines weitern Flecks Waideland — der Nerv des Landes erschlafft — die Kulturfähigkeit des Bodens zerstört wird, der kräftige, energische Charakter der Bevölkerung in Schwäche und Hülfslosigkeit übergeht? Daß die Armensteuer eine Höhe erreicht, die Jedem, welcher bei dem Schicksal des Landeigenthums betheiligt ist, die ernstlichsten Besorgnisse erregen muß? Nimmt, wie sich erwarten läßt, der Hang zur Indolenz und das Laster in ihrem Gefolge unter dem Landvolk in dem bisherigen Verhältnisse zu, so müssen die Bedürfnisse und Ansprüche der Armen an die Kirchspiele immer dringender werden, und die Armensteuer muß endlich so sehr anwachsen, daß die Pächter ihre Pachtgelder nicht mehr auftreiben, das durch Armentaxe überlastete Kirchspiel dieselben nicht mehr ernähren kann.

Wenn gegenwärtig nach dem Gesetz die ganze Arbeiterklasse, wo sie von dem Grundbesitz ausgeschlossen ist, von dem Gesammtertrag der Kirchspiele erhalten werden muß, so versteht sich nicht von selbst, daß man dieses Nährsystem mit dem möglichst geringen Aufwand zu bestreiten sucht; wogegen man auch stillschweigend übereinkam, die möglichstgeringe Gegenleistung zu verlangen. Wenn der Arbeiter also auch wirklich beschäftigt wird, so arbeitet er nur halb so Viel, als er könnte, und ist nicht darauf bedacht, seine Dienste dem Brodherrn so nützlich als möglich zu machen, sondern eine vorgeschriebene Stundenzahl mit der geringsten Anstrengung hinzubringen. Bei dieser verderblichen Einrichtung geht gewiß die Hälfte der Arbeitsfähigkeit für das Land

Digitized by Google

loren; alle Zeit der weiblichen und jüngeren Glieder der Taglöh-
:sfamilien — alle Mußestunden — so viele ganze und halbe
ge, wenn schlechtes Wetter ist, sind rein vergeudet. —

(Schluß folgt.)

Miscellen aus dem Gebiete der Naturkunde.

Ein sehr interessanter Aufsatz über das Innere der Erde von
rdier, Professor der Geologie zu Paris, findet sich im
rtheft vom Jameson's Journal. Nach zahlreichen eignen
d fremden Beobachtungen schließt Cordier 1) daß eine dem
rdball eigne unterirdische Wärme vorhanden sey, welche nicht von
m Sonnenstrahlen abhängt, und welche mit der Tiefe in rascher Pro-
rssion zunimmt. 2) Die Zunahme erfolgt nicht überall nach dem näm-
chen Gesetze, sondern ist in einer Gegend der Erde 2—3 Mal stär-
r, als in einer andern. 3) Diese Verschiedenheit steht in keinem
rstimmten Verhältniß zur geographischen Länge und Breite. 4) Die
unahme ist viel schneller, als man vermuthet hat.

Diese Ansichten sind nicht neu. Aber Cordier hat Dem, was
üher bloß Hypothese war, eine feste wissenschaftliche Basis zu geben
wußt. Cordier behauptet, daß die Dicke der äußern Kruste der
rde bloß 50—100 Meilen betrage, und daß den ganzen übrigen
:aum eine geschmolzene Masse anfülle; daß der ganze Erdball ur-
rünglich aus einer solchen geschmolzenen Masse bestanden habe,
ß der äußere Theil davon fest geworden sey, indem seine Wärme
i den Weltraum entwich; daß durch die fortwährend entweichende
Wärme die feste Kruste beständig dicker werde; kurz, daß die Erde
n sich abkühlender Stern sey, welcher nur auf seiner Oberfläche
:loschen ist.

Dr. Riffaud von Marseille, der vor Kurzem aus Egypten nach
iner Vaterstadt zurückkehrte, brachte mit sich 1) eine sehr bedeutende
Sammlung von Pflanzen aus Nubien und Egypten, 2) Zeichnun-
en von Fischen, Insekten und Schalthieren aus dem Nil und sei-
er Nachbarschaft. 3) Mehr als 1000 Zeichnungen von Säugthie-
n, Reptilien, Vögeln und Insekten, zum Theil aus Nubien, zum
Theil aus Libyen und Egypten. 4) Eine Reihe von Zeichnungen
ntiquarischer Ueberreste in Egypten *) und Nubien, und 160 hiero-
:yphische Inschriften. 5) Landwirthschaftliche und chirurgische In-
rumente, Producte des Kunstfleißes, Naturalien der Eingebornen,
pographische Plane, meteorologische Beobachtungen. Ueberdieß hat
r. Riffaud ein regelmäßiges Journal über seine Reise geführt.
r ist nun beschäftigt, seine zahlreichen Materialien zu ordnen und
i klassificiren, als Vorbereitung zur Herausgabe eines bedeutenden
Werkes.

Dr. Engelhardt, Professor an der Universität zu St. Petersburg,
at seine wissenschaftliche Reise nach dem Uralgebirge vollendet. Er
it der Universität, auf deren Kosten er reiste, einen sehr interessa-
nten Reisebericht übergeben, von welchem er einen ausführlichen
Auszug bekannt machen will. Eine große Zahl wichtiger Be-
obachtungen über Geographie, Geologie und Mineralogie die-
Länder ist die Frucht dieser Expedition. — Die wissenschaftliche Reise,
welche von Professor Lebedahr, Dr. Meyr und Dr. Runge zu den
Altaibergen unternommen wurde, war, hauptsächlich an bo-
tanischen Entdeckungen reich. Die Reisenden sammelten 1600
Pflanzenspecies, von welchen fast 500 neu sind, so daß Pro-
fessor Lebedahr die Herausgabe einer Flora altaica beabsichtige.
Geogeaphie, Statistik, Zoologie und Mineralogie wurden hiebei
nicht vernachlässigt; der Reisebericht soll zuerst in englischer Sprache
erscheinen.

Professor Hansteen ist in Begleitung des Schifflieutenants Due
auf eine Reise nach Siberien aufgebrochen, und hat sich zu St. Peters-
burg mit Dr. Erman von Berlin vereinigt, welcher als Naturfor-
scher und Astronom mitgeht. Sie reisen von St. Petersburg nach
Moskau, Kasan und Tobolsk, und längs dem Obi nordwärts bis
Beresow, mit dem Auftrage, den bis jetzt vollkommen unbekannten
nördlichen Ast der Uralkette zu untersuchen und die Temperatur die-
ses Zugs zu beobachten. Sie gedenken von Tobolsk zurückzugehen
über Tara, Tomsk, Krasnojarsk und Nischnetudinsk nach Irkutsk,
wo sie den Winter zuzubringen hoffen. Von da wollen sie sich nord-
westlich wenden; der schwierigste Theil der Reise steht von Irkutsk bis
Seotsk bevor: eine Strecke von 1014 Werften in einem gänzlichen unbe-
wohnten Lande, wo sie an 1000 Gewässer passiren, bei Nacht bi-
vouakiren und Lebensmittel für den ganzen Weg mit sich führen müs-
sen. Die Dauer der Reise ist auf zwei Jahre berechnet. Der Zweck
dieser großen Expedition ist Beobachtung magnetischer Erscheinungen,
und, wo möglich, Bestimmung der Lage der magnetischen Pole ꝛc.

Die Akademie der Wissenschaften zu Turin verspricht eine Me-
daille von Gold, 600 Franken im Werthe, für das beste allgemeine
oder besondere Werk über die Naturgeschichte der Staaten des Kö-
nigreichs Sardinien. Die Werke können in lateinischer, französischer
oder italienischer Sprache verfaßt, in Manuscript oder gedruckt seyn,
und müssen an die Akademie der Wissenschaften zu Turin vor dem 28
Februar 1830 eingeschickt werden.

Seit den ältesten Zeiten findet man Nachrichten über die son-
derbare Erscheinung schwimmender Inseln. Plinius erzählt uns von
schwimmenden Inseln auf dem See von Bassanello bei Rom; im
Loch-Lhomond, in Schottland, ist oder war eine schwimmende Insel;
und im See von Dreweatwater in Cumberland erscheinen und verschwin-
den dergleichen Eilande in unbestimmten Perioden. Hr. A. Pettingal,
der Jüngere, hat erst neuerlich eine schwimmende Insel beschrieben,
etwa eine Meile südwärts vom Hafen Newbury, 140 Ruthen lang,
120 breit. Sie ist mit Bäumen bedeckt, und steigt im Sommer,
wenn trockenes Wetter lange anhält, auf den Boden des Sees
hinab.

Der botanische Garten in der Hananna ist eine neue Anlage,
welche sehr schön gelegen seyn, und, obwohl noch nicht ganz vollen-
det, viele merkwürdige Pflanzen und Bäume enthalten soll. Hrn.
Bullock fiel, als er daselbst durch einige niedrige Gebüsche auf
sumpfigem Boden ging, das sonderbar gewölbte und gekrümmte Aus-
sehen der Blätter auf. Zu seinem Erstaunen sah er, als er eines
derselben berührte, diese Gestalt verschwinden. Sie führte von
wunderschönen kleinen Fröschen her, welche sich in die Blätter ein-
gehüllt hatten, und bei seiner Annäherung ins Wasser sprangen.

*) Vergl. Ausl. Nro. 301.

Im Monate April 1827 wurde von Lieutenant William Glennie die Besteigung des Popokatapetls vom Dorfe Ameca aus unternommen, welches in der Provinz Puebla nah am nordwestlichen Fuße eines Vulkans, 8216′ über der See und 14 Seemeilen (leagues) von Mexico entfernt liegt. Der Reisende fand die Seiten des Berges dick mit Fichten bewaldet, welche ihn bis zu einer Höhe von 12,693 Fuß begleiteten, worauf alle Vegetation aufhörte. Der Boden bestand bis zu einer beträchtlichen Tiefe aus bloßem schwarzen Sand, mit zahlreichen Bruchstücken von Basalt und Bimsstein. Weiter hinauf traf er lauter einzelne Hügel, aus losen Basaltstücken, einer über den andern gethürmt, und gähnende Schlünde von 600—700 Fuß Tiefe dazwischen, welche seinen Fortschritten große Hindernisse in den Weg legten. Nur nach einer einzigen Richtung bemerkte er eine Schlucht, welche einen Ausweg durch diese Hügel bildete, deren Oberfläche mit losem schwarzen Sand bedeckt war, und von welchen unaufhörlich vom Krater ausgeworfene Felsstücke herabrollten.

Nach 12 Stunden nachsender Mühe gewann der Reisende den höchsten Punkt des Berges auf der Westseite des Kraters, 17,884′ über dem Meere, bei welchem Punkte das Quecksilber im Barometer auf 15· 63 sank; das Thermometer zeigte um 5 Uhr Nachmittags im Sonnenschein 33° Fahr. Die Ebene von Mexico war in einen dichten Nebel gehüllt, und die einzigen sichtbaren Gegenstände die Vulkane von Orizaba und Iztaccihuatl. Der Krater des Popokatapetl schien eine engl. Meile im Durchmesser zu haben, und sein unregelmäßig dicker Rand fiel nach Osten zu ab. Der innere Wall bestand aus senkrecht stehenden Felsmassen, durch zahlreiche Vertiefungen getrennt, und an manchen Stellen mit schwarzem Sand gefüllt. Ueberdieß bemerkte man im Krater vier kreisförmige Felsenmassen von verschiedener Farbe, an denen, so wie an den senkrechten Wänden, sich dünne nach Schwefel riechende Dampfsäulen erhoben. Das Getöse war unaufhörlich, und glich dem Geräusche, welches man in einiger Entfernung von der See während eines Sturmes hört; in Zwischenpausen von 2—3 Minuten wuchs der Lärm, und wurde durch eine Eruption von Steinen verschiedener Größe begleitet; die kleineren fielen in die vorgedachte Schlucht, die größern in den Krater zurück.

Die Empfindungen des Reisenden waren ohngefähr dieselben, die man alle Mal bei Ersteigung großer Höhen empfindet. Müdigkeit, schweres Athmen und Kopfweh. Letzteres empfand er zuerst bei einer Höhe von 16,895′. Rauchtaback und geistige Getränke äußerten eine ungewöhnlich heftige Wirkung auf das Sensorium. (Proceedings of the Geological Societies of London 1827—28. Nro. VII p. 76.

Ein brittischer Seeoffizier, der Zeuge des Erdbebens zu Lima im Jahre 1828 war, giebt folgende Beschreibung der außerordentlichen Erscheinungen, von denen dieß furchtbare Ereigniß begleitet war.

Am 30 März des Morgens um halb sieben Uhr zog eine leichte Wolke über das Schiff, und zugleich wurde das Geräusch, welches in diesen Gegenden der gewöhnliche Vorbote eines Erdbebens ist, und das einem fernen Donner glich, vernommen. Das Schiff gerieth in heftige Bewegung, das Wasser rund umher zischte, als wenn glühend Eisen hineingetaucht würde, unzählige Luftblasen stiegen an die Oberfläche empor, und das Gas, welches von denselben ausströmte, hatte einen unangenehmen Geruch. Eine Menge Fische schwammen todt umher; die See, welche kurz vorher ruhig und klar gewesen war, erschien jetzt trübe und aufgeregt. Das Schiff schwankte vierzehen Zoll zu beiden Seiten. Das Geschrei: da sinkt die Stadt! rief unsere Aufmerksamkeit nach dieser Gegend. Eine Staubwolke, die von der Bewegung des Bodens und dem Einsturze mehrerer Gebäude erregt worden war, entzog Lima unseren Blicken, indeß der Thurm der Garnisonkirche, der einzige Gegenstand, der über jener Wolke sichtbar blieb, einige Secunden lang wankte und dann durch das Dach niederstürzte. Zugleich trennte sich von den hohen senkrechten Felsen auf dem Nordende der Insel San Lorenzo eine dreißig Fuß dicke Masse, und fiel mit einem entsetzlichen Getöse in die See. Der Hafendamm ward an drei Stellen quer durchrissen, und zeigte einen Riß, der achtzehen Zoll weit war. Die Chronometer am Gestade, außer denen, die man in der Tasche hatte, und die meisten Uhren blieben stehen, und viele Chronometer auf den Schiffen änderten ihren Gang. Eine beträchtliche Anzahl Menschen kam um, und unter Anderen wurden vier Priester in den Kirchen getödtet, von denen der eine durch den Fall eines Heiligenbildes erschlagen ward, vor dem er eben auf den Knien lag. Die Ankerketten des Schiffes lagen auf einem weichen Schlammboden in dreißig Fuß tiefem Wasser; und als der eine der Anker heraufgewunden wurde, fand sich beim Abwaschen des Schlammes, daß mehrere der Kettenglieder, obgleich von dem besten Eisen gemacht, eine theilweise Schmelzung erlitten hatten. Das Metall schien in Rinnen, die drei oder vier Zoll lang und drei Achtheil Zoll tief waren, ausgelaufen zu seyn, und bildete an dem Ende oder in der Mitte dieser Rinnen kleine Knoten, die bei dem Abreiben der Kette auf das Verdeck herabfielen. Die andern Ankerketten waren unverletzt geblieben, und von keinem einzigen der übrigen Schiffe hörten wir etwas Aehnliches.

Buchdruckerei in China.

Es sind in China zweierlei Arten der Druckerei in Gebrauch, die eine mit beweglichen Metalltypen, wie die unsrige, und die andere gewöhnlichere mittelst des Holzschnittes. Der berühmte Kaiser Kanghi wandte zuerst Metalltypen an, er schnitt dieselben in Kupfer und sie wurden so geschätzt, daß Kaiser Kienlong sie „versammelte Perlen" nannte. In der kaiserlichen Druckerei zu Peking findet man noch Bücher, die mit solchen Typen gedruckt sind; aber diese Kunst ist nie zu einem bedeutenden Grade von Vollkommenheit gelangt und der Druck ist daher bei Weitem nicht so schön, als die Holzschnitte. Die letzteren werden überdieß von den Gouverneurs in den Provinzen auch deshalb vorgezogen, weil Pasquille oder aufrührische Schriften, die mit beweglichen Lettern gedruckt sind, nicht so leicht entdeckt werden können, als wenn sie in Holz geschnitten wurden; da in letzteren Falle das ganze Material vernichtet werden muß, um der Entdeckung zu entgehen, während im ersteren die Buchstaben nur zu zerstreuen einander geworfen zu werden brauchen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 321. 17 November 1829.

Das englische Landvolk.

Mittel gegen die Noth.

Es giebt wenige Gegenstände in der Landwirthschaft, die so oft und so viel erörtert worden sind, als die Frage, ob größere oder kleinere Güter vorzuziehen seyen. Wer die Frage bloß vom moralischen Standpunkt auffaßte, erklärte sich unbedingt für das kleine Grundeigenthum, wer hingegen das Interesse der Bewirthschaftung berücksichtigte, vertheidigte eben so unbedingt das große Grundeigenthum. Ein unparteiischer Beurtheiler dürfte sich wohl zwischen diesen beiden widerstreitenden Ansichten in die Mitte stellen. Ein Gut oder ein Distrikt gedeiht nur dann, wenn die Meiereien groß genug sind, um das Zugvieh gehörig zu beschäftigen, und dem Pächter gleichwohl die nöthige Geldaufsicht möglich ist. Bei jeder Meierei sollte die gehörige Anzahl Häusler angesiedelt seyn, um in geschäftvollen Jahreszeiten den nöthigen Beistand zu leisten, auf jede Hütte aber sollte so viel Land kommen, als erforderlich ist, um den Bewohnern Arbeit zu geben, wenn der Pächter ihrer Dienste nicht bedarf. So ginge Nichts verloren; es gäbe keine Extrapferde, die das halbe Jahr müßig ständen, keine müßigen Häusler, die von einem Ertrage lebten, der nicht der Ihrige ist, und die Pächter hingen in der entscheidenden geschäftvollen Erntezeit nicht von der unzuverläßigen Arbeit zulaufener Landstreicher ab.

Mit nur wenig Geschick und Beharrlichkeit ließe sich in jedem englischen Kirchspiele eine solche für den Landbesitzer wie für den Arbeiter gleich ersprießliche Einrichtung treffen. Wenn in den Kirchspielen, wo die Vereinigung des Grundbesitzes durchgeführt ist, diesem Uebelstand nicht schleunig abgeholfen wird, so ist sehr zu erwarten, daß in nicht langer Zeit der ganze Landertrag von der Armensteuer verschlungen werde. In manchen Orten hat sie auf zwei Drittheile der Rente gestiegen; in einigen übersteigt sie dieselbe bereits; und wenn man nicht baldigen Einhalt thut, ist der Ruin der Grundeigenthümer unausbleiblich. So lange die arbeitenden Klassen keinen eigenen Grund und Boden haben, kann kein Verwaltungswechsel — keine Veränderung selbst in dem Grundsatz der Armengesetze — keine menschliche Macht, kein menschlicher Scharfsinn die Folgen abwenden. Die Zahl der müßigen Hände wird größer und größer, die Last der Armensteuer immer drückender werden, bis zuletzt das Uebel durch sich selbst die Heilung herbeiführt, indem das unterdrückte Volk mit Gewalt von dem vorenthaltenen Lande Besitz ergreift.

Wie ist zu helfen? „Verpfändet die Armensteuer und schafft mit dem Gelde die Uebervölkerung nach den Canada's.“ Das könnte auf einige Jahre Ruhe gewähren. Das Vacuum aber würde sich, fürchten wir, bald wieder füllen; eine zweite, eine dritte Verschiffung würde nöthig; und bald ginge das Geld dazu aus. „Steuert der Uebervölkerung.“ Eben so leicht könnte man den Lauf der Themse verdämmen; oder sollte vielleicht eine Einschachtelungs-Theorie aufgeboten werden, um dem stärksten und mächtigsten aller Naturtriebe entgegenzuwirken?

Kann man der steigenden Bevölkerung eines Distrikts nicht steuern, so vermehre man den Ertrag. — Durch fremde sowohl als eigene Erfahrung von der Wohlthätigkeit der Zutheilung kleiner Grundstücke an die Hütten überzeugt, beschloß der verstorbene Lord Brownlow, diese Maßregel auf sein allen ausgedehnten Ländereien durchzuführen und vertheilte je fünf bis sechs Morgen an seine fünfhundert Häusler. Sie zahlen dafür dieselbe Rente, wie die benachbarten Pächter, und haben sich eine so gemächliche Unabhängigkeit gewonnen, daß es Jeder unter ihnen für einen Schimpf halten würde, wenn man ihm von Kirchspielsalmosen spräche. So vertheilte auch der gegenwärtige Bischof von Bath und Wells ein beträchtliches Stück Landes in Cambridgeshire unter fleißigen Arbeitern des Kirchspiels und das Resultat befriedigte ihn dermaßen, daß er mit einem Theil seiner bischöflichen Domäne in der Nähe der Stadt Wells mit demselben Erfolg denselben Versuch machte. Der verstorbene Herzog von Northumberland und Andere folgten ihm, und fanden in vielen Distrikten glückliche Nachahmung ihres Beispieles. *)

*) Die Vortheile, welche eine arme Familie aus einem kleinen Stück Land ziehen kann, sind größer, als man sich gewöhnlich vorstellt. Sir Henry Vavasour theilt einen merkwürdigen Beitrag hierüber mit. (Communications to the Board of Agriculture, Vol. IV, S. 307.)

Die Sache dürfte aber freilich manchen Kampf kosten. Die Großpächter werden allen dergleichen Maßregeln eher entgegenwirken als Vorschub thun. Diese Pächter scheinen gegen die Hüttenwirthschaft einen besondern Widerwillen zu hegen; indem sie der irrigen Meinung sind, daß der Häusler bei eigenem Grundbesitz ihnen die nöthige Hülfe bei Bestellung ihrer Pachtgüter entziehen werde; obgleich die Erfahrung durchaus bewiesen hat, daß Taglöhner, die jenen Vortheil genoßen, sich als ordentliche, thätige und energische Arbeiter vor anderen auszeichneten. Da indeß die Last der Armensteuer, die zunimmt, wenn man dem Arbeiter den Grundbesitz vorenthält, zuletzt nicht sowohl auf die Pächter als die Grundeigenthümer zurückfällt, deren Rente nothwendig sinkt, so haben die Letztern keinen Grund, dem Vortheil der Erstern ihr Interesse zu opfern. Auch die Renteneinnehmer sind diesen Zerstückelungen nicht gewogen, sie haben ihren Gewinn von einem Prozent der eingezogenen Renten, die sie viel bequemer hundertpfundweise bei einem Pächter, als zehnpfundweis von zehn Häusiern eintreiben; auch die Beaufsichtigung dieser Kleinpächter ist beschwerlicher.

Quantität des Landes A.	R.	P.		Produkt	Werth. Pf.	Sch.	D.
0	2	0	240	Scheffel Kartoffeln	24	0	0
0	1	0	60	— Möhren	6	0	0
0	3	20	5	Quarter Hafer (zu 44 Schill.)	11	0	0
			4	Lasten Klee, theils düer, theils grün	12	0	0
1	0	0					
0	0	20		Steckrüben	1	0	0
0	0	30		Gartengewächse, Bohnen, Erbsen zum Hausgebrauch.	0	0	0
3	0	0			54		
				Davon geht ab Boden- und Hüttenzins	0	0	0
				Aussaat	3	0	0
				Arbeit	19	10	0
					22	10	0
				So bleibt also, den Hausgebrauch vom Garten nicht gerechnet, von diesen 3 Acres ein Ertrag von	31	10	0

Die Preise sind die vom J. 1806; jetzt stehen sie etwas niederer, was indessen der Quantität des Ertrags keinen Abbruch thut. An Hausthieren besaß der Mann, von dem hier die Rede ist, zwei Kühe und zwei Schweine; eine von den Kühen ging mit dem Vieh seines Gutsherrn, zwanzig Wochen während des Sommers, auf die Waide.

Das Land wurde theils gepflügt, theils mit dem Spaten bearbeitet und (das Pflügen ausgenommen) versah der Mann mit seiner Frau und einem Mädchen von etwa 12 Jahren dieß ganze Geschäft in den Freistunden, die sie von ihrer Taglöhnerarbeit erübrigten; nur im Herbst mochte manchmal ein ganzer Tag darauf verwendet werden. Der Mann meint, daß er ein Jahr ins andere 30 Pf. aufstecken könne; denn der Verdienst der Familie im Taglohn reicht zu ihrem Unterhalt ziemlich hin. Augenscheinlich gewinnt dieser Bauer an seinen drei Morgen mehr, als ein Pächter bei der gewöhnlichen Wirthschaft von mehr als achtzig Morgen, da der Letztere viele Ausgaben für Pferde, Dienstboten ꝛc. zu bestreiten hat.

Daß eine Umänderung des bisherigen Systems in einem moralisirten Landvolke mit einem Mal eine völlige Regeneration bewirken werde, läßt sich freilich nicht erwarten. Es bedarf beinah ein Jahrhundert, um es in seine jetzige Lage herabzudrücken, und man darf sich nicht wundern, wenn der alte Geist der Unabhängigkeit nicht mit dem ersten Tage wieder aus ihr tritt. Allein es ist weder menschlich, noch politisch, Dieß zu versäumen, was wenigstens theilweise hilft und die Aussicht einer bessern Zukunft eröffnet. Sollte auch ein großer Theil dieser verwahrlosten Menschenklasse die ihm dargebotenen Vortheile zurückweisen oder nicht zu benutzen verstehen; so werden doch gewiß Viele unter ihnen mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, sich aus ihrer Abhängigkeit von den Almosen zu befreien.

Ueberall zwar erblickt man Anstalten, die Folgen der Ausschließung des Landvolks von dem Grundbesitz zu beschwichtigen: Gefängnisse, Zuchthäuser, Arbeitshäuser erheben sich in den Distrikten. Unzählige Gesellschaften zu Verfolgung der Missethäter und Wilddiebe, zur Verpflanzung des Landvolks aus seinen Hütten in die Gefängnisse, und zur Verbesserung ihrer Sitten, wenn sie in diesen Behausungen eingebürgert sind, hat man errichtet; unglaubliche Anstrengungen wurden gemacht, dem Landvolke die Vortheile der Erziehung zu sichern, in der Hoffnung, die Kenntniß des Rechten werden sie dem Laster entweihen. Ein verbessertes Strafgesetzbuch, eine wohlorganisirte Polizei und eine bessere Gefängnißzucht mögen die Entdeckung der Schuldigen erleichtern und die Strafe beschleunigen; aber mit all diesen Verbesserungen vermindert man die Anzahl der Verzweifelten nicht, welche aus Mangel und Noth sündigen. Will man die Verbrechen vermindern, so muß man ihre Ursache — die Armuth — entfernen, und Dieß geschieht, wenn man die Leute beschäftigt. Geschäftlosigkeit ist die einzige Quelle ihrer Armuth, welche wiederum also die Unordnungen, die Gesetzwidrigkeiten und selbst die abscheulichen Verbrechen erzeugt, deren sie sich schuldig machen. Gegen dieses Uebel giebt es nur Ein Mittel — und dieses muß angewendet werden. Der hieraus erwachsene Schade hat in manchen Distrikten einen für die ersten Gesellschaftsinteressen so gefährlichen Charakter angenommen, daß um jeden Preis geholfen werden muß. Man darf nicht länger ruhig zusehen, daß kräftige Arbeiter in ihrem Kirchspiel in die Runde geschickt werden, nachdem sie jede Woche vor der Kirche an den Meistbietenden ausgeboten wurden; oder bei Nacht das Kirchspiel durchstreifen, um Arbeit zu suchen, und sich Nachts wieder bei dem Armenpflegger einstellen, um ihr Almosen in Empfang zu nehmen.

Ohne Zweifel würde die Zutheilung hinlänglicher Grundstücke an die Hütten der Arbeiter den brittischen Landmann für alle Verluste, die er durch die verschiedenen Veränderungen der letzten hundert Jahre erlitt, reichlich entschädigen, und ihm seinen gebührenden Antheil an dem gesteigerten Wohlstand des Landes geben. Denn während ein sehr bedeutender Theil des Bodens noch öde lag, fielen die Inhaber der kleinen Pachten und der Hütten mit ihren Gemeinrechten allerdings dem Kirchspiel nicht zur Last; ihre Lage aber war in anderer Hinsicht nicht ganz günstig. Gleich dem Landvolk in vielen Theilen Irelands und in

örtlichen Hochlande noch bis auf dem heutigen Tag, waren sie nzlich auf ihren Boden-Ertrag angewiesen, und konnten sehr sel te Unterhaltsmittel durch keinen Nebenerwerb, keine Nebenar iten vermehren. Die Landwirthschaft stand damals auf einer niedern Stufe, daß ihre Grundstücke ihnen keine fortwäh nde Beschäftigung darboten; und da alle ihre Nachbaren in der ihen Lage sich befanden, so gab es auch keinen Nebenverdienst. ie Hälfte der industriellen Kraft des Landvolks ging also ver en; bei halber Beschäftigung ist man aber noch Nirgends in der elt reich geworden. Mit einem Wort: die Kleinpächter und äusler nach dem alten System waren unabhängig, weil sie ei n sichern, wenn auch kärglichen Unterhalt aus dem Ertrage s Landes zogen, aber sie waren arm, weil ihre halbe Zeit ehr beschäftigt war. Jetzt dagegen könnte ihre Lage sogar äu erst günstig werden, da der Häusler jenen Nebenverdienst auf en trefflich bewirthschafteten Herrengütern fände.

Diese Vortheile beschränkten sich aber nicht bloß auf die mit em Landbau zunächst beschäftigten Volksklassen: sie würden allen klassen des Gemeinwesens zu Gute kommen. Wie sehr könnte nicht rch Schweinszucht, durch Geflügel und Butter der Landertrag steigert werden — kurz durch alle jene kleineren Artikel, die f großen Pachtgütern völlig vernachläßigt werden und bloß un r der täglichen Fürsorge einer haushälterischen, betriebsamen amilie gedeihen? Ein neuer Absatzkanal für die Manufakturi en eröffnete sich. Von den 7 Millionen Pf. jährlicher Armen xen werden gegen vier Millionen an kräftige Arbeiter gespendet, elche arm sind, weil sie müßig und völlig geschäftlos sind. iese Kirchspielsausgabe wird jetzt als Nahrung unbeschäf gter Arbeiter oder ihrer unbeschäftigten Familien aufgezehrt nd verschwindet ganz; kein Theil davon geht in die Hände er Manufakturisten oder Handwerker über. Erhielte aber das ckerbauende Landvolk Grundstücke zur Bebauung angewiesen, würden diese vier Millionen überflüssig; so wüchsen sie den Einkünften der Grundbesitzer zu, welche sie auf verschiedenen Wegen n Manufakturisten, Handwerker und Künstler bringen würden. nd die ackerbauenden Arbeiter selbst würden nicht bloß dem Kirch piel seine Ausgaben ersparen, sondern sie würden auch noch einen edrschuß gewinnen, den sie zum Theil in Manufakturwaaren ufgeben ließen. Bei dem Einzelnen wäre dieser Verbrauch viel icht unbeträchtlich; da diese Klasse aber sehr zahlreich ist, so dürfte er Gesammtbedarf höchst bedeutend werden. Angenommen, die ndbauenden Arbeiter mit ihren Familien belaufen sich auf sechs Millionen, und die volle Beschäftigung verbesserte ihre Umstände so weit, daß Jeder von ihnen bloß zehn Schillinge jährlich ehr auf Manufakturwaaren verwendet, so ergäbe sich eine umme von drei Millionen Pfund, also mit Dem, was an der rmentare erspart würde, von sieben Millionen: eine Summe e wahrscheinlich dem Manufakturisten anheim fiele. Die hrliche Einfuhr von eingeführten Früchten, Eiern, Geflügel nd Käse beträgt mehrere Millionen: dieser ganze Bedarf nnte durch die Betriebsamkeit des Landvolkes selbst gewonnen rden.

Jedes Glied der Gesellschaft ist überdieß bei dem guten oder limmen Charakter der bei dem Landbau beschäftigten Men- schenklasse betheiligt. Die Dienerschaft und das Gesinde der höhern Stände wird aus derselben genommen; und wie sehr hängt die behagliche Existenz der Herren von der guten Gesinnung der Hausbedienten ab. Einen großen Theil der Kinderjahre sind Söhne und Töchter nothwendig auf die Aufsicht und den Umgang der Dienerschaft beschränkt. Wenn Unsittlichkeit Besitz von den Hütten genommen, welche Kunst wird dann verhindern, daß sich das Verderbniß nicht auch weiter verbreitet? Allgemein klagt man bereits, daß die Diener ungefälliger, indolenter und unsittlicher, als früher, sind. Dieß sollte nicht befremden, es ist eine natürliche Folge ihrer Erziehung; die Hütte, sonst der Sitz der Einfalt, der Ehrlichkeit und der Treue, ist zur Pflanzschule der Unzufriedenheit, der Gesetzlosigkeit und der Verworfenheit geworden.

Unter der Königin Elisabeth wurde durch eine Parlamentsakte dem Grundbesitzer anbefohlen, einer jeden Hütte auf seinem Gutsbereich wenigstens vier Morgen Land anzuweisen. Ob diese im Verlauf des letzten Jahrhunderts zurückgenommene Verfügung mit Beschränkungen nicht wieder erneut werden sollte, ist eine Frage, welche alle Beachtung verdient.

Ein höchst wohlthätiges Gesetz ist in Vorschlag gekommen, das die Kirchspielsbeamten zum Ankauf oder zur Pachtung von etwa 20 Morgen Landes ermächtigt, um sie in Parcellen an die Arbeiter zu verleihen. Eine verständige Aufsicht der Obrigkeit müßte hiebei die besten Folgen haben. Es ließe sich ein bestimmtes Hüttenland ausscheiden, das außer den Bereich der Habsucht oder der Laune einzelner Grundbesitzer gestellt werden könnte. Da ein Areal von zwanzig Morgen aber für den Bedarf mancher Kirchspiele zu beschränkt erscheint, so sollten die Almosenpfleger ermächtigt werden, zu diesem Zweck eine je nach dem Umfang des urbar gemachten Landes der einzelnen Kirchspiele zu bemessende Quantität von Grundstücken zu pachten, oder anzukaufen.

Dieser Gegenstand ist nicht nur für die Verbesserung der Lage des Landvolks, sondern auch für das Gedeihen und die Sicherheit des ganzen Reiches von höchster Wichtigkeit. Eine Klasse von Menschen, die sich auf viele Millionen beläuft, und täglich noch vermehrt, in eine Lage zu versetzen, welche eine weite, unübersteigliche Kluft zwischen ihnen und der übrigen Staatsgesellschaft befestigt — welche ihre Gefühle entsittlicht, ihre Sitten verwildert, und sie in Verzweiflung bringt — setzt den Staat unberechenbaren Gefahren aus. Daß das Uebel, obgleich schon höchst beunruhigend, noch nicht allgemein geworden ist, daß noch manche Distrikte von diesem verderblichen Einflusse größtentheils frei sind, daß der Arbeiter, welcher den Boden bepflügt und fruchtbar macht, einen mäßigen Antheil an dem Ueberfluß erhält, den er schafft — und dem „Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbunden wird" — hat bisher den Staat gerettet. Dieser Landplage der Dürftigkeit und der Entwürdigung des Landvolks wird aber noch nicht Einhalt gethan, sie greift im Gegentheil mit jedem Jahre in neue Distrikte über, und wird, wo man nicht schleunig steuert, sich im ganzen Lande verbreiten; und geschieht Dieß, so muß eine finanzielle Krise erfolgen.

Digitized by Google

Das beunruhigendste Zeichen unserer Zeit ist die allgemeine Unzufriedenheit unter den niedern Klassen — eine Unzufriedenheit, welche nicht sowohl aus der Bethörung speculativer Grundsätze, als vielmehr aus der drückenden Noth der Gegenwart entspringt. Erleichtere man diese Noth — überzeuge man das Volk wenigstens, daß man Sorge trägt, Dieß zu thun, und der Same der Unzufriedenheit wird dadurch wirksamer als durch alle Einschreckungskünste unterdrückt. Wenn aber Gefühllosigkeit der höhern Stände gegen die Leiden der niedern Stände diese zur Verzweiflung treibt, den natürlichen Hang zur Veränderung in ihnen hervorruft und sie der Sophisterei arglistiger Demagogen und gewissenloser Betrüger in die Hände liefert, was kann anders erfolgen, als daß das Reich entzweit und zerrüttet wird, daß der Staat statt alle jene Kräfte zur Förderung des gemeinsamen Wohlstands zu vereinigen, einen Theil der Nation zur Bewältigung oder Züchtigung des andern aufbieten muß, daß er seine Anstrengungen vergeudet, und seine Kraft lähmt? — Keine Entzweiung eines politischen Körpers ist verderblicher, als die, welche die Hand dem Kopfe — die physische Kraft der Gesellschaft der herrschenden Intelligenz entfremdet!"

Ceremonien des Hindu-Cultus.

Die religiösen Ceremonien, welche den Gottesdienst der Hindu ausmachen, werden nur zu Ehren der beiden sichtbar in die Welt tretenden Personen der indischen Trinität, des Siwa oder des Gottes der Zerstörung, und des Wischnu, oder des Gottes der Erhaltung, vorgenommen; da Brama, der oberste Gott, nur in Gedanken, nie durch äußere Anbetung, verehrt werden kann. Der Bramine, der in einem Tempel des Siwa den Dienst hat, erhebt sich am frühen Morgen, um sich zu baden; darauf tritt er, nachdem er an dem Fuße der Stufen, die zum Eingange führen, seine Schuhe abgelegt hat, in den Tempel und verneigt sich vor dem Bilde des Gottes. Dieses salbt er hierauf mit geläuterter Butter oder gesottenem Oel; nimmt dann Wasser, welches nicht durch die Berührung eines Sudra oder eines Braminen, der seine Waschungen noch nicht verrichtet hat, verunreinigt worden ist, gießt es über die Statue und trocknet dieselbe mit einem Tuche. Er wirft in das Wasser ein weißes Pulver, taucht seine beiden Finger hinein und macht damit auf dem Lingam jenes Zeichen, welches die Verehrer des Schiwa auch auf der Stirne tragen. Er setzt sich vor das Bild, schließt die Augen und denkt über den Gegenstand nach, mit dem er sich eben beschäftigen will: nun legt er Reis und Durra auf den Lingam, eine Blume auf seinen Kopf und eine auf den Lingam, wieder eine auf den Kopf und eine auf den Lingam, noch eine auf den Lingam und so mehrere, eine nach der andern, wobei er geheimnißvolle Worte wiederholt. Er stellt Etwas von dem weißen Pulver, Blumen, Bilona-Blätter, Weihrauch, Speisen verschiedener Art — Fleisch, Reis und eine Banane — so wie eine Lampe vor dem Bilde auf, wiederholt den Namen Siwas, indem er denselben mit einigen Formeln zu dessen Preise begleitet, und wirft sich zum Schlusse vor dem Bilde zu Boden. Wenn ein gewöhnlicher Geschäftsmann diese Ceremonien vornimmt, so sind sie in einigen Minuten geendigt; eine Person, die Zeit hat, braucht dazu eine Stunden.

Des Abends kehrt der Bramine in den Tempel zurück, wäscht seine Füße und wirft sich vor der Tempelpforte zu Boden, öffnet sie, stellt eine Lampe in den Tempel, bringt dem Bilde des Gottes etwas Milch, Confituren und Früchte zum Opfer, fällt vor demselben nieder, schließt die Pforte und entfernt sich.

Am 14 Tage des zunehmenden Mondes feiert man des Nachts zu Ehren des Siwa ein Fest im Tempel. Man wäscht das Bild viermal und hält einen vierfachen Gottesdienst. Außerhalb des Tempels tanzen die Gläubigen, singen und ergötzen sich die ganze Nacht hindurch bei dem Schalle ihrer Musik. Der Wamanschnu-Purana erzählt den Ursprung dieses Festes auf folgende Weise. „Ein Vogelsteller, der in einer dunkeln Nacht im Walde sich verspätete, stieg auf einen Witnubaum, unter welchem ein Bild des Lingam stand. Da die Zweige des Baumes durch die Bewegung erschüttert wurden, so fielen Blätter und Thautropfen auf das Bild herab, was Siwa so vieles Vergnügen machte, daß er erklärte, die Verehrung in dieser Nacht sollte als eine Handlung unendlichen Gottesdienstes angerechnet werden."

Der Gottesdienst in den Tempeln, die zu Ehren der verschiedenen Incarnationen des Wischnu errichtet sind, ist beinahe derselbe, wie jener in den Tempeln des Siwa. Am frühen Morgen kleidet der Bramine, der den Dienst hat, sich in reine Gewänder, berührt das reinigende Wasser des Ganges und tritt in den Tempel, um den Gott aufzuwecken. Er bläst in eine Muschel, läutet an einer Glocke, bietet dem Gott Wasser und ein Tuch zum Trocknen dar und murmelt seine Gebete, um ihn einzuladen, die Augen zu öffnen. Die Opfer, welche man den verschiedenen Incarnationen des Wischnu darbringt, sind viel zahlreicher, als jene, die Siwa erhält: des Mittags Früchte, Wurzeln und Gemüse, Confitüren, gekochter Reis, Speereien u. s. w. Nach Tische giebt man ihm Betel zu kauen, dann läßt man ihn ruhen und schließt die Thüre des Tempels. Während er schläft, verzehren die Braminen die Opfergaben. Gegen Abend bietet man ihm gestandene Milch, Butter, Confituren, Früchte u. s. w. Darauf kommt das Volk in den Tempel, um den Gott anzubeten. Nach Sonnenuntergang wird eine Lampe aufgestellt, und man opfert auf's Neue Milch, Bäckereien u. Die Priester tragen eine Lampe mit fünf Dochten vor dem Gott hin und wieder, läuten eine kleine Glocke, bieten ihm Wasser und ein Tuch, damit er sich den Mund, die Hände und die Füße wasche. Nachdem diese Opfer zehn Minuten vor dem Gotte gestanden haben, nimmt man sie, gleich der Lampe, hinweg, und er hält die Nacht hindurch Fasten. Wenn man die Hindu nach dem Sinne dieser Ceremonien fragt, so sagen sie, dieselben geschehen zum Gedächtnisse der Dienstleistungen, die man Krischna erwiesen, als er von der Hut einer Heerde zurückgekommen sey. Man brachte ihm Wasser und ein Tuch, um sich damit zu waschen, eine Leuchte, um nachzusehen, ob Dornen seinen Fuß oder irgend einen anderen Theil seines Körpers geritzt hätten, eine Klingel, um seine Freude darüber zu bezeugen, daß man ihn gesund und wohlbehalten wieder ankommen sah, und Speise, um sich nach den Anstrengungen des Tages zu stärken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 322. 18 November 1829.

Skizzen aus der Provence. *)

Toulon ist nur der zweite militärische Seehafen von Frank-
, der erste Rang gebührt Brest; aber jenes hat den Vor-
, daß sich Alles in einem kleinen Raum beisammen findet:
Holz, Seilerbahnen, Quarantänehäuser, Zimmerplätze, Ma-
ne aller Art; zu Brest hat man von einem dieser Plätze zum
ern weit zu gehen. Der Himmel ist hier beständig rein,
e selten, und der Regen stellt sich bloß zu Jahreszeiten ein,
er für den Landbau nothwendig ist; man darf sich daher nicht
ndern, daß Seebeamte, welche von Brest nach Toulon versetzt
den, ihren frühern Aufenthalt nicht zurückwünschen, und sich
r in dem Klima der Provence eingewohnen. Die Verschie-
heit der Sitten, Sprache und Ansichten, die man sonst in der
vence findet, sind in Toulon noch nicht bemerkbar; diese Stadt
n als eine Kolonie des Nordens betrachtet werden. Der
ßte Theil der Bevölkerung besteht aus Nordländern, die hier
dem Volke der Provence Franciots genannt werden, weil sie
französische Sprache reden. Denn Toulon ist nicht bloß See-
en, sondern überhaupt Waffenplatz, und daher voll von Leu-
aus allen Gegenden Frankreichs: Soldaten, Matrosen, Offi-
en, Schreibern; man darf nicht glauben, eine Stadt der Pro-
ce gesehen zu haben, wenn man in Toulon gewesen ist. Der
ktrast ist so stark, daß man 3, 6, 10 Stunden von Toulon,
B. in Brignolles, Hyeres, sich in ein fremdes Land versetzt
ibt.

Die Rhede von Toulon bildet ein etwa drei Stunden lan-
und zwei Stunden breites unregelmäßiges Oval. Von der
dseite öffnet sie sich in das Mittelmeer durch eine bloß eine
be Stunde breite Einfahrt, welche von den Kanonen des Forts
saigne und einiger andern Citadellen bestrichen wird. Der
ße Thurm, dessen Gründung, nach einigen Chroniken, in die
ren Karls des Großen fällt, ist die letzte dieser Festen, deren
ier die feindlichen Eskadern zu bestehen hätten, wenn sie die
chfahrt erzwingen wollten. Die Quarantäne befindet sich vorn,
wenn der Verkehr mit der Levante nur Etwas lebhaft wär-
so dürften in ihr große und kleine Schiffe in Menge zu sehen
n.

Nördlich, im Hintergrund der Rhede, liegt die Stadt, am

*) Nouvelles Annales des Voyages. September 1829.

Fuße mehrerer Berge, von denen der Pharonsberg der bedeu-
tendste ist; außer der Stadt umschließen die Ringmauern das
Seearsenal, so groß als Toulon selbst, und einen sehr geräumi-
gen Hafen für Kauffahrteischiffe. — Der Hafen für die Kriegs-
schiffe ist von zwei Linien großer Zwei- und Dreidecker begrenzt,
welche, ohne je auf dem Ozean oder in dem Mittelmeer Dienste
geleistet zu haben, gealtert sind. Man muß der Wachsamkeit der
Seebehörden Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie haben das Mög-
liche zu ihrer Erhaltung gethan; man sucht sie durch Dächer
gegen Regen und Sonne zu schützen; man betheert und bestreicht
sie von Zeit zu Zeit; man erfrischt die feuchte Luft auf dem
Kielgrund; aber trotz diesen Vorkehrungen geht die Mehrzahl
dieser mächtigen Holzmassen, welche Millionen gekostet haben,
mehr und mehr zu Grund.

Was dem Fremden besonders auffällt, ist der verschiedene
Stil der öffentlichen und der Privatgebäude. Dank dem selte-
nen Regen, man trifft hier keine Häuser mit Mansarden und
spitzigen Dächern wie im Norden; die Häuser sind sämmtlich
beinah flach gedeckt. Hingegen zu den öffentlichen Gebäu-
den, die meist unter Ludwig XIV aufgeführt wurden, kamen
die Plane vom Hof, so daß sie wie von Paris mitten
in eine fremde Stadt gezaubert zu seyn scheinen. So darf man
auch an den Kirchgebäuden jenen gothischen Stil nicht suchen,
welchen die romantische Poesie so sehr in Affektion genommen
hat. Die Liebhaber der Spitzen und der gerippten Gewölb-
dögen finden hier keine Augenweide; die Kirchen haben
ganz den Charakter griechischer Tempel. An der St. Ludwigs-
und der St. Johannskirche ist vorn ein Portikus, der auf Säulen
von jonischer Ordnung ruht. Die Façade der St. Peterskirche un-
terscheidet sich nicht von den benachbarten Gebäuden; und da sie
nicht einmal einen Glockenthurm hat, fällt es den fremden See-
fahrern schwer, sie ausfindig zu machen, um dem heiligen Peter
für eine glückliche Fahrt zu danken.

Die Kathedrale, die einzige Kirche von Bedeutung, trägt,
obgleich ihr Bau in die Zeit der Kreuzzüge fällt, mehr die Spu-
ren der italienischen Bauart aus dem Mittelalter, als der rein
gothischen; was sich wohl begreift, wenn man bedenkt, daß seit
der Vermählung der Erbin der Grafschaft Provence, Beatrix,
mit Karl von Anjou, Bruder des heiligen Ludwigs und König
von Neapel, die Provence und das Königreich Neapel bis auf

René, der Ludwig XI zu seinem Erben einsetzte, Einer Dynastie angehörten. Der häufige Verkehr der unter Einem Zepter vereinigten Provencalen und Italiener hat viele Spuren neapolitanischer Sitten in der Provence zurückgelassen; italienische Redensarten sind dort allgemein aufgenommen.

Vor noch nicht langer Zeit brach man einen zur Kathedrale gehörigen Thurm ab, der für phocäischen Ursprungs galt. Er bildete in der vorchristlichen Zeit einen Theil des auf dieser Stelle erbauten Apollotempels, welcher bei Einführung des Christenthums in eine Kirche umgewandelt wurde. Dieselbe Kirche ward bei der Rückkehr des heiligen Ludwigs aus seinem Kreuzzug von dem Grafen der Provence in Folge eines Gelübdes, das er während seiner Gefangenschaft unter den Sarazenen gethan hatte, nach einem größern Plane neu gebaut. Der phocäische Thurm aber blieb, wie es scheint, unberührt. Sein Alter und Verfall, der sich durch Risse kund gab, bestimmte den Municipalrath, ihn niederreißen zu lassen, damit die nahen Häuser nicht durch seinen Einsturz mit begraben würden.

Keine Stadt hat mehr Brunnen als Toulon. Man zählt in jeder Straße deren zwei oder drei; Dieß gewährt den doppelten Vortheil, daß der Wasserüberfluß die drückende Hitze, welche von dem kahlen Pharon wie von einem Brennspiegel zurückprallt, mäßigt, und die zahlreichen Bäche dem Meere den Unrath zuführen, der wegen der Beschaffenheit des Bodens durch keine unterirdischen Kanäle abgeleitet werden kann.

Diesen Reichthum fließender Wasser verdankt Toulon den hohen Gebirgen umher, aus welchen unversiegbare Quellen entspringen, die sich bei der Neigung des Bodens mit mäßigen Kosten in die Stadt leiten lassen. Die nahen Thäler bewässern Kanäle, durch welche zahlreiche Frucht- und Oelmühlen in Bewegung gesetzt werden. Trotz der leichten Bewässerung sind die Waldeplätze selten; die Grundbesitzer ziehen es vor, ihren Boden, so leicht er bewässert werden kann, zum Gartenbau zu verwenden; da alle Schiffe, welche das Mittelmeer befahren, hier Lebensmittel einzunehmen pflegen. Erst, wenn man längere Zeit auf dem Meer gewesen, lernt man den Werth frischer Gartengewächse recht schätzen.

Von Toulon hat man nicht weit nach Hyeres. Im Winter könnte man es eine Vorstadt von Paris heißen. Unter seinen Zitronen-, Pomeranzen- und Cedratwäldchen*), über seinen mit Oelbäumen bekränzten Höhen ergehen sich die vom Glücke begünstigten Patienten in der heilsamen Südluft. Es wimmelt in der Stadt von Lorbeern reicher pariser Häuser. Auch Hyeres ist keine rechte Provencalstadt. Im Sommer aber herrscht wieder der Charaktee der Oertlichkeit auf dem Gemälde vor.

Vor der Stadt auf einem Hügel befindet sich eine berühmte Einsiedelei. Dort hängt ein Gemälde als Weihgeschenk, das man hier nicht wohl gesucht hätte. Es stellt die zwölf Apostel vor, und soll ein Werk Pugets seyn. Sonderbar, daß die obere Hälfte nicht von demselben Ueheber wie die untere ist. Letztere bewundern die Fremden als ein Meisterstück in der Manier Raphaels; der obere Theil ist von gemeiner Hand. Man entdeckt aber keine Spur von Zusammensetzung, und [illegible] sich doch auch nicht annehmen, daß Puget die untere [illegible] Gemäldes gemacht hätte, ohne sich in die himmlische Region zu versteigen. Oder sollte sich der Künstler dieselbe Grillenhaftigkeit des Geschmacks haben zu Schulden kommen lassen, wie bei seinen Caryatiden unter dem Balkon des Rathhauses von Toulon? Er hatte sich über zwei Schöppen zu beklagen, und zum Dank dafür gab er ihre Züge aufs Treffendste in den Gesichtern der Caryatiden wieder. Als Porträte mochten es vollkommen gelungene Kunstwerke seyn, die bei Lebzeiten der Originale für alle Bekannten von diesen einen großen Werth hatten; jetzt aber kann man Pugets Epigramm nur tadeln, wenn man die Köpfe der alten Männer auf herkulischen Brustbildern mit Gliedmaßen sitzen sieht.

Eine Menge Menschen strömt aus der Umgegend bei hoher Einsiedelei zusammen. Abends zündet man ein großes Feuer an, welches bei Roumivagis, wie man in der Provence die ländlichen Feste heißt, niemals fehlen darf.

Mit Anbruch des Tages bringt man den Notabeln und [illegible] Notabeln der Stadt Morgengeschenke und führt von [illegible] Thüre die Trophäe, woran die Siegespreise der provencalischen Palästra, seidene Schärpen und zinnene Platten, aufgehängt sind. Obgleich man keine Schärpen mehr trägt und nur auf Frauenzimmern speist, konnte man es doch nicht über sich gewinnen, das Ueberbleibsel alter Sitte mit Gegenständen neuern Gebrauchs zu vertauschen. — Nachmittags spielen die Musikanten die herkömmlichen Contretänze, welche von dem beliebtesten aller Könige, von René, componirt seyn sollen, und also nach Jahrhunderten noch das Vorrecht bei der provencalischen Volksbelustigung genießen. Bald naht die Stunde des Wettlaufs, zu welchem Ende man sich zu beiden Seiten der Landstraße versammelt; die Provencalen finden das gleiche Vergnügen an dem Wettlauf, wie die in Olympia versammelten Griechen. Darauf folgt der Wettsprung. Die Zuschauer stellen sich in zwei engen Reihen auf, zwischen denen der Springer läuft und springt. Wer in drei Malen den höchsten Sprung thut, wird als Sieger begrüßt. Die Freunde der einzelnen Kämpfer nehmen so lebhaften Antheil an ihren Günstlingen, daß das Fest selten ohne ernstlichen Streit zwischen den Zuschauern endigt. Die Läufer und Springer kommen aus weiter Ferne herbei. Es giebt Helden, die noch nie besiegt worden sind. Gewöhnlich schleicht der Besiegte bei der ersten Niederlage, indem er auf allen Ruhm dieser Welt verzichtet, dem Sieger als Spolien seine Beinkleides. Dieß ist ein leichtes Gewebe, das sie während des Kampfes um ihre Lenden binden, und welches die Gefallsüchtigen mit Schellen behängen, derer schriller Ton für die Provencalen ein besonderer Ohrenschmaus seyn muß.

Es giebt noch andere Spiele, die aber mehr und mehr außer Gebrauch kommen; so z. B. das Spiel mit der Eisenstange, welches wahrscheinlich unter der Römerherrschaft in der Provence aufgekommen war; es besteht darin, daß man eine schwere Stange in [illegible] eines Wurfspießes in die möglichste Ferne wirft. Ein anderes von den Phocäern nach Marseille gebracht, ist dasselbe, das die Griechen bei den Dionysien feierten. Die Preisbewerber [illegible]

*) Eine Art wohlriechender Zitronen.

Digitized by Google

n auf einen aufgeblasenen Schlauch, und müssen sich daselbst ne Zeitlang auf Einem Fuße halten. Wenn, was häufig geieht, einer dieser Sprungkünstlee fällt, erfolgt ein schallendes elächter der Zuschauee. In den Seehäfen giebt es noch Spiele us der Ritterzeit (targue, bigue, chevaux-frux), die aber sehr ostspielig sind. Sie werden deshalb nur noch bei außerordentchen Festen, z. B. bei der Ankunft eines Prinzen von Geblüt ꝛc. gebeu, wo die Mairien die Kosten dieser charakteristischen piele der Provence aus der Gemeinkasse bestreiten.

Das Schutzheiligenfest von Hieres (15 August) dauert wie allen Dörfern der Provence die zwei folgenden Tage fort, m Dienstag zieht man gewöhnlich nach den Salinen oder der Radrague, aus Gefälligkeit gegen die Fremden, welche diese Analten zu besuchen wünschen.

Diese Salinen waren ursprünglich Eigenthum der Grafen en der Provence; als aber Raymund Berenger zu einem Kreuzug nach Palästina ging, verkaufte er sie an Privatleute. Auf einem freien Platz am Strand, der niedriger als die Meeresfläche iegt und durch starke Dämme gegen das Eindrechen der Wogen esichert ist, wird Seewasser eingelassen, durch die Hitze der Hundstage abgedünstet und cristallisirt. In sehr trocknen Sommern giebt es zwei oder drei Salzernten. Die Einkünfte der Theilhaber würden äußerst bedeutend seyn, wenn die Regierung nicht $\frac{1}{10}$ des Ertrags als Zoll vorwegnähme. Obgleich aber beinah der Gesammtertrag in den Fiscus fließt, wirft die Dividende dennoch eine bedeutende Summe ab. Die Inseln und Halbinseln in der Nähe der Stadt Hieres bilden einen tiefen Golf; und hier ist die Madrague. Die Thunfische besuchen die Küste in zahlreichen Schwärmen. In dem verrätherischen Golfe angekommen, verlieren sie sich in ein Labyrinth von Netzen, aus dem sie nicht mehr den Ausgang finden. Diese aus starken Schnüren verfertigte Netze heißen Madrague, und das Fischereecht gehört dem Fürsten von Rohan zu. Um die Thunfischerei mit anzusehen, muß man vor Tagesanbruch von Hieres abgehen. Es geschieht häufig, daß sich statt Thunen eine Schaar monströser Delfine in den Netzen fängt. In den Netzraum eingeschlossen, schnellen sie dann unaufhörlich aus dem Wasser empor und stürzen in furchtbaren Crupaden in die Tiefe zurück; und ist es ein heiterer Morgen, so scheint die aufgehende Sonne ein Feuer von Edelsteinen an ihnen zu entzünden und das Grün, das Gold und die Azurbläue des Regenbogens in einander zu spiegeln. Sie schießen beständig aus den Oeffnungen auf ihren Köpfen Wasserströme in die Luft empor. Die Fischer sind aber über einen solchen Fang nicht sehr erfreut. Wenn sie die Netze heben, so müssen sie befürchten, daß diese Seeungeheuer in den Zuckungen ihrer Todesangst sie zerreißen, so daß sie daher die Pforte der Madrague gewöhnlich aufthun und ihnen die Freiheit geben; man öffnet und läßt ein Segeltuch in das Meer hinab, wodurch sie dergestalt in Schrecken gerathen, daß man sie fast im Augenblick eine Stunde weit auf dem Meee ihre Springbrunnen aufspritzen sieht. Das Bedürfniß Athem zu schöpfen nöthigt sie immer wieder, die Meeresoberfläche zu suchen.

Mehr nördlich und landeinwärts kömmt man nach mehrstündiger Wanderung zwischen Maulbeerhecken zu dem amphitheatralisch gelegenen Dorfe Pierrefeu. In den Annalen der Provencal-Feudalität ist Pierrefeu durch seine galanten Assisen, den Gerichtshof der Liebe, berühmt. Das jetzige Zeitalter scheint wirklich gegen das Mittelalter Rückschritte in der Gesittung gemacht zu haben. Unsre aufgeklärte Gegenwart ist eine Zeit der Barbarei für diese Regionen; mit Verwunderung hören die Leute von Pierrefeu, daß hier die durch ihre Grazie, ihre fröhliche Kunst (gai savoir), ihren Scharfsinn gepriesenen weiblichen Areopage gehalten wurden; hier die Troudadours die jeder Weise der jetzigen Dichtkunst fremden Laute ihrer Tensons und Sirventes ertönen ließen.

Jene Zeit ist vorbei, wo die Ritter, Troudadours, Jongleurs, von Burg zu Burg wandernd, den Geist der Galanterie und den Geschmack für Poesie verbreiteten. Die Versammlungen der Tapfern und der Dichter bei Hoffesten, Turnieren und Liebesassisen knüpften Bande, welche fortdauerten, wenn die Lehnsherren in ihre Herrenhäuser zurückgekehrt waren, und die wenige Aufklärung, welche die Finsternisse der Feudalzeit erleuchtete, war nicht wie heut zu Tage auf Kosten des Landes in den großen Städten concentrirt.

Von Pierrefeu kommt man nach Pignans. Auf dem benachbarten Berg steht eine durch die Wallfahrten der Provencalen berühmte Kapelle. Notre Dame des Anges erfreut sich eines so glänzenden Rufs als Notre Dame d'Hieres. — Das Departement des Var ist sehr waldig; die mächtigen Forste von Averne erstrecken sich weit nach Osten; die Jäger hier zu Ort laden gerne den Fremden zu ihren Eberjagden ein. Man geht in Karavanen von 15—20; und nimmt zahlreiche Koppeln Hunde mit sich. Wenn der Cordon gezogen ist, wagen sich drei oder vier Männer mit Schweiß-Hunden in den Wald, während die Gesellschaft außen den Feind mit gespannten Hahnen erwartet, um ihn, wie er mit gesträubten Borsten und gesenktem Rüssel durch das Buschwerk bricht, wo sein Lauf dann etwas minder ungestüm ist, nach Gebühr zu empfangen.

Ein Ausflug nach den Inseln von Hieres ist keine der uninteressantesten Partien auf einer Reise in der Provence. Von der Rückseite fallen diese Inseln nicht so gut in das Auge, als von der Küste aus. Man weiß nicht, wie sie zu dem lügenhaften Namen Goldinseln (Iles d'or) kamen. Sie sind Nichts als unfruchtbare Halden, auf denen man keine Spur von Kultur entdeckt, außer auf einigen Puneten, wo ein pariser Haus einen Versuch mit Andau machte. Man versichert, daß nach den Zeiten der Besetzung der Provence durch die Römer diese Inseln mit Zitronenbäumen bepflanzt waren; was nicht sehr wahrscheinlich ist, weil sie keine Quellen haben. Woher aber der im ganzen Mittelalter übliche Name Goldinseln? Glaubte man der Autorität eines Strabo oder Ptolemäus mehr als der Wirklichkeit? Die Phocäer nannten sie Stoichaden. Es sind ihrer drei, Porteros, Porquerolle und le Titan. Sie wären beinah gänzlich verlassen, wenn die Regierung nicht Garnisonen daselbst hielte. Auch hat das Haus Gazini von Marseille auf ihnen einige Sodabrennereien. Die Phocäer, welche auf der ganzen vom Mittelmeer bespülten Küste von Gallien Kolonien errichteten, scheinen Dieß auf den Stoichaden nicht gethan zu haben. Sie gründeten die

Stadt Olbia d. h. die Glückliche, auf dem Festlande; welche einige Geographen in Hieres wiedererkennen wollen. Hieres ist aber erst zur Zeit der Einfälle der Sarazenen erbaut worden; ihre Anlehnung an einen Hügel stimmt nicht zu der griechischen Bauskunst. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Olbia, (deren Burg Eyndе Alles ist, was noch an der Seeküste davon übrig blieb) von den Sarazenen geplündert, noch und noch von ihren Einwohnern verlassen ward, die es vorzogen, ihre Wohnungen auf den benachbarten Bergen um die Herrenburg aufzuschlagen. Fährt man zwischen den Inseln von Hieres und dem festen Land hin, so erblickt man die von der eisernen Maske her berühmte Insel St. Marguerite — weiterhin Frejus. Frejus war zur Zeit der Römer eine bedeutende Stadt, und überdieß ein Seehafen vom ersten Rang; heut zu Tage ist das Mittelmeer über eine Stunde davon entfernt. Man schreibt Dieß den Anschwemmungen des Flusses Argent zu; auf ähnliche Weise ist der Hafen von Aiguemortes durch die Rhone verschüttet worden.

(Schluß folgt.)

Ausflug auf den Orizaba.

Im Spätjahre 1828 bestiegen die HH. Schiede und Deppe den Vulkan Orizaba. Wir reisten, schrieben sie an Alexander von Humboldt, von Jalapa über Perote, die Hochebene südwärts verfolgend, bis in die Nähe des großen Dorfes San-Andres-Chalchicomula, und am 7 September langten wir in dem Pueblo de Atalchichuca, am westlichen Fuße des Piks von Orizaba, an. Es war das erste Mal, daß wir ein Schneegebirg der heißen Zone bestiegen, und folglich hatten alle Erscheinungen in den tropischen Alpen, wo die Natur eben so verschieden ist von den Tierras Calientes und den Tierras Templadas (den heißen und gemäßigten Regionen Mexico's, als den Schneegebirgen Europas, für uns noch den ganzen Reiz der Neuheit.

Unglücklicher Weise hatte unser trefflicher Barometer unter Wegs Noth gelitten — ein in diesem Lande harter Verlust! — wir konnten daher gleich die Höhe unsers ersten Nachtlagers nicht bestimmen. Zu unserem Erstaunen bemerkten wir hier eine kleine Pflanze, die so sehr der Kartoffel glich, daß wir sie ausgruben, in der Hoffnung, ihre Wurzeln mit Knollen besetzt zu finden. So war es auch. Allem nach hatten wir die Kartoffel in ihrer Primitivform vor uns. Die Pflanze mit ihren einzelnen aber paarweis stehenden blonen Blüten ward zwar blos drei Zoll hoch und die Knollen erreichten blos die Dicke einer kleinen Haselnuß; aber, abgesehen von der Größe, hätte es schwer gehalten, unsere Kartoffel von ihr zu unterscheiden. Sie wuchs, nicht sehr zahlreich, auf einer Bergkräte, unter dem Schatten von Oyamel's, Orote's und Tascate's, einer Art neuer Harzbäume; in der Nähe des Castillejastrauches, eines Hybrophyllum, einer Pedicularis Aegainertialis und mehrerer Baccinien, in einer Höhe, wenn man den Fuß des Gebirges zu 7500 Fuß über dem Meere annimmt, von wenigstens 10,000 Fuß. Schon am Fuße des Gebirgs hört aller Anbau auf; die Stelle, wo wir uns befanden, wird nur selten von Menschen besucht, die Schnee holen; unsere Voraussetzung, daß die Kartoffel wild wächst und es nicht erst geworden ist, hat demnach alle Wahrscheinlichkeit. Die Indianer, die uns begleiteten, nannten diese wilden Kartoffeln papas Cimarronas und versicherten, daß sie nicht nur auf diesem Gebirge wüchsen, sondern auch in den Llanos von Atlachichuca und andern Oeten; wir selbst fanden bei unserer Zurückkunft mehrere am Gebirg, in der Nähe der Laguna de Huetulaca und in ihr nur mit dem Unterschied, daß die Kartoffel der Hochebene [illegible] wächst, als die des Orizaba, daß sie weiße und zahlreiche Knollen hat, und viel dickere Knollen. Was uns ebenfalls auf unserem ersten Nachtlager bemerkenswerth schien, war der Anblick des Colibri in dieser Höhe, der die orangenfarbenen Blüten des Castillejastrauches umflatterte.

Unsere zweite Tagreise bot uns eine andere Merkwürdigkeit dar. Kaum waren wir etwa 500 Fuß über den ersten Punkt hinaufgekommen, als die Witterung uns nicht mehr erlaubte, weiter zu steigen. Wir beschäftigten uns daher mit Sammeln von Pflanzen und Mineralien. Wie erstaunten wir aber, als wir eine Platte Porphyrschiefer aufhoben, an der unteren Fläche derselben eine Menge Nachtschmetterlinge zu entdecken. Wir thaten Dasselbe an mehreren Punkten — immer dieselbe Erscheinung. Ohne Uebertreibung können wir sagen, daß wir unter einem Steine von zwei Quadratfuß Oberfläche mehr als hundert Schmetterlinge fanden. Eine beträchtliche Zahl davon war leblos; aber die meisten erwachten aus ihrem Schlummer und flogen auf, um eine ähnliche Ruhestelle zu suchen. Diese Thatsache erinnerte uns an das, was Sie in Ihren Bildern der Natur über das Vorhandenseyn von Insekten auf dem Gipfel des Chimboraça erzählten. Woher diese Menge belebter Wesen in dieser unwirthlichen Höhe, wo jede phanerogamische Vegetation erstarben ist, wo kaum einige Lichenen an den Felsen hängen, kaum etwas Moos sich an den mit Cryptogamen bedeckten Porphyrmauern in die feuchten Spalten setzt, wo also die Raupe vor ihrer Einpuppung keine Nahrung findet? Sollte der Instinkt es seyn, der sie ihre Flügel dazu gebrauchen ließe, daß sie hier ein einsames Grab sich suchten, oder nicht vielmehr eine feindliche Luftströmung, die sie den Regionen des Lebens entführte? So sahen wir einen Abend, wenigstens fünfzehn deutsche Meilen von der Insel Marie-Galante, Hunderte von Schmetterlingen, ganz ähnlich denen des Orizaba, die sich auf unserem Schiffe niederließen, und am folgenden Morgen schwamm eine Menge von derselben Art im Meer. Der ein Thierchen, welches in einer Höhe von 14,000 bis 15,000 Fuß seinen beständigen Sitz haben muß, ist ein kleiner Käfer, der beständig in der Erde unter den Steinen sich aufhält. Wir fanden davon vier Arten, wovon wir die Exemplare an Hrn. Geheimerath Klug sandten.

Unsere Führer hatten uns so Viel von den Bäumen in den Retumbados erzählt, daß wir beschlossen, diese natürlichen Dampfbäder des Landes in Augenschein zu nehmen. Um dahin zu gelangen, schlugen wir den Rückweg in mehr westlicher Richtung ein. Sie liegen in einer Berggegend; bei der kleinsten Oeffnung, die man in die Erde macht, spürt man bereits Hitze; diese nimmt zu, je tiefer man gräbt. Auf dem heißesten Punkt hat man nun seine tiefe Löcher gegraben; in diese setzt sich die Person, welche das Dampfbad gebrauchen will; mittelst eines hölzernen Kastens, der mit frischen Zweigen bedeckt und mit Matten überbreitet, wird der Zugang der Luft abgehalten. In der Nähe der Humeros befindet sich ein verlassenes Gebäude, dessen sich Kurgäste bedienen können, nur müßten sie alle Bedürfnisse mitbringen. Die Humeros liegen auf der Linie der Vulcane, die Mexico durchziehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 323. 19 November 1829.

Das Jesuitencollegium in Stonyhurst.

(Schluß.)

Wenn in der zu Stonyhurst üblichen Erziehungsart einige Mängel mitliefen, so gehörte ihr wenigstens die sonst katholischen Britannien so häufig bemerkbare Vernachlässigung des freien Vortrags nicht an. Die in unserm Collegium unnein gepflegte Recitation führte bald zu dramatischer Darstellung. Ein Liebhabertheater wurde auf Kosten der Studenten und unter Aufsicht der Lehrer errichtet. Es fanden darauf Vorstellungen, sogenannte Academien, Statt, worin die Knaben in Latein und Griechisch vor einer zahlreichen aus der Nachbarschaft herbei gekommenen Versammlung hören ließen. Dieses Schauwesen trug nicht Wenig dazu bei, den Wetteifer und die Ehrbegierde zu reizen, welche zu erzeugen die Jesuiten überhaupt eine eigene Geschicklichkeit besaßen. Eine Zeit lang nahmen auch junge Damen den Vorstellungen an. Später aber hielten es die Jesuiten für gerathen, jenen den Zutritt nicht mehr zu gestatten, indem ein junges Frauenzimmer aus der Gegend von Preston sich in den verstorbenen Gerald Baggot aus Castle Baggot sterblich verliebte. Wirklich hatten seine Gestalt und sein Gesicht viel Anziehendes, und die Dame faßte auf den ersten Blick eine heftige Neigung zu ihm. Indessen war der aus besagter Veranlassung hervorgegangene Ausschluß des zärteren Geschlechts nur die Erweiterung des in Bezug auf die nächtliche Zuordnung von jeher stattgefundenen Gebots. Kein Weib darf nach den Gesetzen der Jesuiten in ihren Collegien übernachten. Von dieser ungalanten Anordnung wird selbst in den dringendsten Fällen keine Ausnahme gestattet. Die Mütter und, was billich mehr Berücksichtigung verdiente, die Schwestern der Studenten, pflegten diese gelegentlich in Stonyhurst zu besuchen. Unter ihnen erinnere ich mich einige der schönsten Mädchen, die ich in meinem Leben sah, bemerkt zu haben, und kann mich in dieser Hinsicht auf Lord Byron berufen, welcher versichert, daß die englischen Katholikinnen sich durch eine besondere Liebenswürdigkeit auszeichnen, die ein gewisser scheuer Stolz noch mehr hervorhebt. Aurora Roby, in welche Don Juan sich verliebt, eine Katholikin. —

Die Jesuiten nahmen ihre Gäste jederzeit herzlich auf, und die Bewirthung konnte glänzend genannt werden. Nach Tische aber kam es bisweilen zu sehr possirlichen Verlegenheiten. Preston lag 15 Meilen entfernt; die Straße ging durch eine wilde, menschenleere Gegend, und spät Abends dahin zurückzukehren wollte höchst unbequem bedünken. Man spielte entfernt darauf an, daß ein Nachtlager in Stonyhurst sehr willkommen seyn würde, aber Dr. Stones Ohr schien taub für den Wink; man rückte mehr hervor, gab seinen Wunsch ziemlich deutlich zu erkennen und sprach ihn endlich geradezu aus. Dann machte der Doktor mit aller Höflichkeit, worein eine abschlägige Antwort an Damen möglicher Weise zu kleiden war, bemerklich, daß der heilige Ignatius als ein Grundgesetz bestellt habe: keine Tochter Evas dürfe innerhalb der Pforten der Gesellschaft schlafen; und setzte um diese Verletzung der Galanterie zu mildern, mit frommem Ton hinzu: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Diese Anweisung gestattete keinen Widerspruch: Man rief nach dem Wagen. Die Häubchen wurden dicht unter dem Kinn zusammengezogen, und warme Pelze um die Busen geschmiegt, deren reizendes Wogen das Gelübde des heiligen Sejanus hätte brechen dürfen. Die Gesellschaft verließ das Refectorium, und zog durch die langen, düstern Gänge des alten Schlosses, von einem Trupp Jesuiten bis zum großen Thore begleitet, wo der Wagen stand. Hier entsank den Damen wieder ihr Muth. Die Dunkelheit der Nacht, die schneidende Schärfe der Luft, die Windstöße, die blatee dem Collegium hervorkamen, machten die Reise nach Preston zu einem gar zu ernstlichen Unternehmen. Man stand eine Weile zaghaft da, und endlich brachten Stimmen, die wie die Musik bei Nacht am Süßesten tönten, das Gesuch nochmals vor, daß für Einmal doch das Gebot des Ignatius umgangen werden möge, da ja ohnehin eine Ausdehnung der herrlichen Tafel, womit man beehrt worden, zu einem Nachtlager kein so gefährlicher Schritt seyn könne. Aber umsonst richteten sich diese Beschwörungen an den hochwürdigen Rektor der englischen Provinz. Einige von den jüngern Mitgliedern des Ordens, welche mit Lichtern neben Jenem standen, hätten sich vielleicht erweichen lassen; der Doktor aber war unerbittlich. Immer behielt er das höfliche Benehmen bei, welches für einen Jesuiten beinah ein Religionsartikel ist; aber auf seinem Grundsatz beharrte er felsenfest. Mochte auch der Donner rollen und das alte Schloß im Grund erschüttern, mochten leuchtende Blitze die holdesten Gesichter bleich und ängstlich sehen lassen, dennoch

ward der Jesuit zu keiner Ueberschreitung seines uneavallermäßigen Kanons verführt. Er komplimentirte die Damen mit unbezwinglichem Staeesinn in ihre Kutschen hinein und ließ unter Hagel und Sturm die Thore sogleich schließen, während das Peitschengeknalle der Postjungen und das Rasseln der Wageneäder auf dem Pflaster der alten Allee noch weithin den Sieg beurkundeten, welchen der Schüler des Loyola über die menschliche Natue davon getragen hatte.

Mag übrigens die Strenge, welche die Jesuiten beobachteten, um das Gelübde der Enthaltsamkeit gewissenhaft zu bewahren, oder um allen übeln Nachreden über ihre Sitten voezubeugen, übertrieben erscheinen, so rechtfertigt doch die Bereitwilligkeit, mit welcher Beschuldigungen gegen ecligiöse Genossenschaften von jehee veebreitet nnd geglaubt worden sind, jene schaefe Zuchtoebung wieder sehe, welche denn auch den moealischen Credit dee Gesellschaft Jesu fast immer aufeecht eehalten hat. Selbst Robertson, der keineswegs ein Freund des Oedens ist, bemerkt, daß, während andere Beäderschaften zu Ausschweifungen heeabsanken, die Jesuiten beständig im Ruf einer sehr guten Aufführung standen. Dieses Lob läßt sich auf Stonyhurst ganz besondees anwenden. Ein „hochwürdiger" Heee, dee jedoch kein Jesuit war, wohl aber einee werden wollte, liebte ein Wenig die Freuden dee Tafel. Obwohl er nicht geringe Fähigkeiten besaß, waed ihm doch zu verstehen gegeben, daß seine Neigungen nicht in Einklang mit der Sittenregel des heiligen Ignatius ständen; und man eefuchte ihn höflich, das Collegium zu veelassen. Unter den Studenten strebten die Jesuiten eben die Soege für jene Anständigkeit eege zu eehalten, welche untee ihnen selbst beobachtet wurde, und wirklich kann ich mit voller Wahrheit veesichern, daß ich wäheend der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in dem Collegium nie eine Sylbe gehöet habe, woean das züchtigste Mädchen hätte Anstand nehmen können.

Die Jesuiten in Stonyhurst waren insgesammt Engländer, nnd ich glaube, daß sie gelegenheitlich Irland wohl mit derselben Geringschätzung betrachteten, welche man untee allen katholischen Engländeen, die sich nicht Viel in der Welt umgesehen, bemerkt. Ich würde dieses Vorurtheils nicht gedacht haben, wenn dasselbe nicht zu Gründung des Collegiums in Clongowes Viel beigetragen hätte. Es wuede oben bemeekt, daß De. Beattie, der alte ieische Jesuit, es ablehnte den seiner Peovinz gehöeigen Fond nach Stonyhuest zu geben. Indessen war doch beschlossen woeden, daß eine Anzahl junger Irländee nach Stonyhurst gesandt und dort auf Kosten des irischen Schatzes für den Oeden eezogen weeden sollte. Sie kamen, wurden aber sehr kalt und voenehm behandelt, so daß in Folge ihrer Klagen der Ordensgeneral befahl, sie nach Sizilien zu bringen, wo sie in dem Jesuitenkollegium von Paleemo ihre Erziehung erhielten. Bei ihree Zurückkunft wollten sie mit den englischen Jesuiten durchaus Nichts zu schaffen haben, und gründeten das Collegium von Clongowes. Hr. Peel, damals Secretär für Irland*) war daeüber Anfangs Etwas beunruhigt, und rief den Vorsteher, De. Kenny, zu sich, der ihm jedoch jede Besorgniß zu benehmen wußte.

Ueberhaupt seh ich nicht ein, was für eine Gefahr für den Staat aus dem Ueberhandnehmen einer Körperschaft erwachsen soll, welche in jenen Gegenden weit mehr eine literarische als politische Veebindung bildet. In Frankreich, wo so viele Menschen durch ihren persönlichen Vortheil zu einem feindlichen Benehmen gestimmt werden, mag es allerdings an Orte seyn, den Meinungen auf Strengste entgegenzutreten, welche, wie man behauptet, die französischen Jesuiten verbreiten. Auf unsern Inseln aber, wo Freiheit ein altes Gewächs ist und im Geist des Volks so tiefe Wurzeln geschlagen hat, würden die Jesuiten, selbst wenn sie drauf ausgingen, mit allen ihren Kräften dergleichen Grundsätze auszurotten, gar keinen Erfolg haben. Der Verstand ist dort zu mächtig, um durch ihre zum Stichwort dienende Dialektik befangen zu werden. Meines Erachtens ist es jedoch die größte Ungerechtigkeit, wenn man in brittischen und ieischen Jesuiten Absichten unterlegt, welchen wahren Freiheit im Mindesten gefährlich seyn könnten. Das Gebot des Ordens ist: ein Jesuit solle keine politische Grundsätze annehmen oder lehren, welche im Widerspruch mit der Verfassung des Staates sind, in welchem er lebt. In Amerika sind deshalb die Jesuiten durchgängig (?) die eifrigsten Republikaner. Zwei von ihnen besuchten neulich Rom, und da sie sich öffentlich sehr demokratisch ausgesprochen hatten, zogen sie sich einen Verweis des Ordensgenerals zu. Der Rath der Väter aber, an welchen sie appellirten, und welchem der General selbst verantwortlich ist, erklärte: da die Regierungsform in den Vereinigten Staaten demokratisch sey, erheische auch die Pflicht eines amerikanischen Jesuiten, wie ein amerikanischer Bürger zu denken. — In Stonyhurst waren die Jesuiten große Verehrer der Verfassung und der Freiheiten ihres Landes. In Ruhme von Alt-England nahmen sie, trotz der bürgerlichen Verkleinerung der englischen Katholiken, den lebhaftesten Antheil. So erinnere ich mich z. B. daß, als wir eben versammelt waren, um einige Versuche über den Galvanismus mit anzusehen, welche ein Herr, der einen physikalischen Apparat ins Collegium gebracht, anstellte; Jemand hereinstürzte, und rief: „Nelson habe einen großen Sieg gewonnen." Noch eben hatte die tiefste Aufmerksamkeit geherrscht, aber bei diesen Worten erhoben die Jesuiten einen allgemeinen Freudenruf, welchen die Knaben sofort wiederholten. Gleich darauf wurde ein Zeitungsblatt gebracht, und das ganze Collegium drängte sich voll Eifer um den Vorleser. Als er an die Einzelheiten der Schlacht von Trafalgar kam, jauchzte man fast bei jedem Worte, und als der Bericht zu Ende war, ließ man Alt-England hoch und immer wiedee hoch leben, und alle Mützen flogen in die Höh zu Ehren der großen Begebenheit, durch welche Frankreichs Seemacht vernichtet und unsere Heeresmacht auf der See bestätiget wurde. Mehrere Freudentage wurden den Studenten erlaubt, und ein Gedicht auf die Schlacht, welches ich damals für sehr schön hielt, von einem der Jesuiten verfertigt und im großen Saal vortrefflich vorgetragen.

Doch es ist Zeit, daß ich meine Erinnerungen an die Mün-

*) Dieß ist ein Attribut des jeweiligen Staatssecretärs, secretary for the home department. Vergl. Ausl. Nr. 311.

Digitized by Google

: endlich schließe, an welchen, bei wenigen tadelnswerthen
-henseiten im Ganzen gewiß Viel zu loben ist. Die Politik
s Ordens mag der Wohlfahrt derjenigen Staaten gefährlich
wesen seyn, in welchen derselbe ein großes Ansehen erlangt
tte; seine Diplomaten mögen ihre Moralität allzuleicht den
eigungen der Könige und der Weiber bequemt und den Beicht-
hl zu nah an das Kabinett der Einen oder das Boudoir der
dern gerückt haben; aber als Erzieher der Jugend, fern von
n Höfen und von einer schädlichen Berührung mit denjenigen
stern, welche nicht leicht ohne eigene Gefahr der Ansteckung zu
lien versucht werden können, entsprechen sie meines Erachtens
i Allgemeinen dem Bilde, das ich mir, aus mannigfaltiger
rsönlicher Bekanntschaft, von ihnen entworfen, und in Greffets
hönem Gedicht wiederfinde, welches dieser, als er sie auf
immer verließ, unter dem Titel Abschied von den Jesuiten
le derschrieb.

Qu'il m'est doux de pouvoir leur rendre un témoignage
Dont l'intérêt, la crainte, et l'espoir sont exclus.
A leur sort le mien ne tient plus.
L'impartialité va tracer leur image.
Oui, j'ai vu des mortels, j'en dois ici l'aveu,
Trop combattus, connus trop peu.
J'ai vu des esprits vrais, des coeurs incorruptibles,
Voués à la patrie, à leurs rois, à leur Dieu.
A leurs propres maux insensibles,
Prodigues de leurs jours, tendres et parfaits amis,
Et souvent bienfaiteurs paisibles
De leurs plus fougueux ennemis:
Trop estimés enfin, pour être moins haïs.
Que d'aveux s'exhalent, dans leur haine insensée,
En reproches injurieux,
Cherchent en les quittant à les rendre odieux:
Pour moi, fidèle au vrai, fidèle à ma pensée,
C'est ainsi qu'en partant je leur fais mes adieux.

Reise in den Himalaja.

Gesundheitsrücksichten und Wißbegierde bewogen im Jahre 1824 en englischen Major Blacker zu einem Ausfluge in die Himalajage, irge. Er führte seinen Plan ganz auf eigene Kosten aus, ob er leich mit einer Bedeckung von siebenzig Personen reiste. Die Dör-er, die er passirte, bestanden in der Regel nur aus 20 bis 30 rmen Hütten. Doch lobt er die Eingebornen als einen gutmüthi-en, ehrlichen Menschenschlag. Ich zog achtzig Meilen längs den Gebirgen hin, erzählt der Major, ehe ich das Thal erreichte, wel-hes der Sutledsch bewässert. Rampur ist der Hauptort eines der vielen kleinen Staaten, in welche das Land getheilt ist. Der Rad-cha residirte daselbst bis zum Einfalle der Nepalesen, die ihn ver-trieben und denjenigen Theil seiner Staaten eroberten, den gegenwärtig die Engländer inhaben. Das Thal ist hier so eng, daß es kaum für ein Städchen Raum hat, da die Gebirge auf beiden Seiten unrecht in die Höhe steigen. Dieß Städtchen dient zum Mittel-punkte für den Handel zwischen den Bewohnern des Gebirges und der Ebene. Die Hauptartikel sind Eisen, Shawls, Kuhschwänze, Honig, Wachs, trockene Früchte, Porcellan, Zeuge aus Dampfl, Chlaa ꝛc. Ich traf daselbst Kaufleute aus der chinesischen Tatarei, von denen Einige Peking besucht hatten. Von hier verfolgte ich die Rich-tung des Flusses bis Nuari, wo jetzt eine hölzerne Brücke seyn muß, die damals im Bau begriffen war; denn die frühere hatten die Ein-gebornen, um den Eroberungen der Napalesen ein Ziel zu setzen, zerstört. Ich setzte auf eine höchst sonderbare Art über den Fluß, die jedoch hier zu Lande gewöhnlich ist. Kleine Seile, aus Kräu-tern geflochten, werden über einen Raum von 240 Fuß gespannt, so daß sie eine convexe Fläche bilden; daran wird eine Art Reif gehängt, in den man sich setzt; man fährt hierauf mit ziemlicher Geschwindigkeit bis in die Mitte hinab, wo man in einer Höhe von sechzig Fuß über dem im engen Felsenbett ungestüm brausenden Flusse schwebt, bis man auf der andern Seite hinaufgezogen wird. Es soll nicht selten geschehen, daß die Stricke brechen und der un-glückliche Passagier elendiglich in den Strudel stürzt, oder an den Felsen zerschellt.

Die Berge sind nicht nur ungemein steil auf der Nordseite, sondern sie überragen auch diejenigen im Süden um mehrere tausend Fuß und beherrschen sie vollkommen. Nachdem ich zwei Tage lang gestiegen, kam ich zum letzten Dorfe auf dem südlichen Abhange und zwei Tage weiter brachten mich zu den Pforten des Passes. Während des dritten Tages bemerkte ich noch einige Zeichen von Vegetation — hin und wieder eine Birke. Am vierten hatten wir bereits ewigen Schnee; der Weg führte durch kleine Thäler, und ist fast eben bis zum Scheidepunkte der Gebirgskette, die man große Mühe hat zu erklimmen. Das Hinabsteigen jenseits geht schon besser, da der Abfall bei Weitem nicht so stark ist, als diesseits; nach einem langen Marsche gelangten wir an das Ufer des ersten fließenden Wassers, das unter dem Schnee hervorsprudelt, und ich staunte nicht wenig, als ich wahrnahm, daß wir eine beträchtliche Strecke auf dem Bett eines ansehnlichen und sehr reißenden Flusses gegangen wa-ren. Zum Glücke hatten wir uns mit Brennmaterialien versehen, denn sonst hätten wir hier, wo es Nichts als Schnee giebt, des Feuers völlig entbehren müssen. Am Ende des fünften Tages kamen wir an ein einzelnes Haus, das noch mitten im Schnee stand, ob wir gleich damals uns in der Mitte des Juni befanden. Die Gebirge hatten ihren Charakter verändert; sie waren felsiger geworden, stellten unregelmäßigere, phantastischwildere Formen dar, die bei Nacht wie Kirchthürme und andere Gebäude aussahen. Der Fluß wuchs und schwoll, aber nirgends zeigte sich noch eine Spur von Pflanzenleben; einiges Gestrüppe, das vom vorigen Jahr noch um-her lag, war Alles, was man zur Feuerung zusammenlesen konnte. Der Hirte, der sich in dieser Gegend aufhielt, hatte tatarische Büffel mit Pferdeschweifen, langgeschwänzte tibetanische Kühe, Schafe und Shawlziegen. Diese Thiere schienen zwischen den Felsen eine Weide zu finden; ich wäre aber in Verlegenheit, zu sagen, womit sie sich nährten. Am folgenden Tage besuchte ich ein Dorf, das 13,000 Fuß über dem Meere gebaut war. Der Schnee begann da-selbst, in den der Sonne am Meisten ausgesetzten Gegenden zu schmel-zen; der Fluß wurde immer größer und reißender; verkrüppelte Birken und umgegrabene Felder, bereit die Saat zu empfangen, umgaben seine Ufer. Das erwähnte Dorf gehörte zu China. Der Vorsteher, treu der eifersüchtigen Politik seiner Regierung gegen

Fremde, bedeutete mir umzukehren. Ich mochte ihn noch so sehr bitten, mir zu erlauben, meine Reise fortzusetzen; er wollte Nichts davon wissen, obgleich eine Tagreise mich außer dem Bereiche seiner Herrschaft gebracht hätte. Er bot alle seine Untergebenen in den benachbarten Dörfern auf, welche auf seinen Ruf erschienen, leichte Pferde reitend und in Schafspelze gekleidet, wie die Tataren, denen ich in Persien begegnete. Sie unterschieden sich bloß durch das Haar, das sie lang und hinten in Flechten trugen, wie die Chinesen; ihre Kopfbedeckung bestand in großen Hüten von gelber Farbe. Die Einwohner bezeugen sich gegen mich auf's Artigste; ich war der erste Europäer, den sie sahen, und also natürlich ein Gegenstand ihrer Neugierde. Aber sie wurden nicht zudringlich, sondern kamen in kleinen Abtheilungen, setzten sich an die Thür meines Zeltes, und wenn ich ihnen meine Sachen gezeigt hatte, zogen sie sich zurück. Da ich sie bat, mir Getraide zu geben, hießen sie mich meine Blicke auf das Land werfen, um mich zu überzeugen, daß es keines hervorbringe. Sie beziehen ihren Bedarf aus tiefer gelegenen Dörfern auf dem Wege, den ich einschlagen wollte. Tabak bildet einen Hauptgegenstand des Handels und der Verkehr, den diese Waare veranlaßte, machte meine Lastträger bald mit der Sprache der Eingebornen so weit bekannt, daß ich mich ihnen mittheilen konnte. Alle indischen Münzen gehen in diesem Lande, obgleich der Weg nur zwei Monat des Jahres offen ist. Ich war der erste Reisende, der dieses Jahr über das Gebieg kam. Man bot mir ein Getränk von geringem Thee mit Mehl, Salz und Butter an; gut war es nicht, aber doch genießbar. Ich war genöthigt, auf demselben Wege zurückzureisen; mehr als dreißig Meilen wanderten wir über ewigen Schnee, der sich oft an einem Abhange als eine 50 bis 60 Schuh hohe Mauer aufthürmt. Vögel bemerkte ich wenige mit Ausnahme des Pfaufasans und einer kleinen Art Raben, welche in den höchsten Punkten vorkommen.

Die Sonnenhitze in dieser Gebirgshöhe sticht sehr ab gegen den Wind, der immer kalt ist wie Eis, so daß man sich des Sonnenschirms und des Mantels zumal bedienen muß. Was am Meisten belästigt, ist der Wiederschein der Sonnenstrahlen auf dem Schnee. Man hat davon eine sehr schmerzliche Empfindung, meist eine Augenkrankheit; mehrere meiner Leute, die keine Vorsichtsmaßregeln trafen, verloren auf mehrere Tage das Gesicht und geriethen in Gefahr, sich in den Schneefelsen zu verirren. Die periodischen Regen Indiens sind unbekannt; es regnet überhaupt selten, so daß die Shawlwolle, die um so besser gedeiht, je kälter und trockener die Atmosphäre ist, hier vorzüglich geschützt wird. Oberhalb dem Punkte, wo ich das Sutledschthal überschritt, haben die Berge einen minder jähen Fall; zwischen der Kette, die ich restieg und dem Flusse giebt es einen ziemlich ausgedehnten Landstrich, wo man Waizen, eine Art Getraide, welches zwischen diesem und der Gerste die Mitte hält, köstliche Trauben von achtzehn verschiedenen Arten, Aepfel, Birnen und Pflaumen in Fülle erntet. Die Aprikosen wachsen wild und so zahlreich, daß beinahe der ganze Oelbedarf des Landes aus ihren Steinen gewonnen wird. Man trocknet sie, wie die Aepfel, Birne ꝛc., zerstößt sie, nimmt Waizenmehl dazu und bereitet ziemlich gute Kuchen daraus. Bier ist das gewöhnliche Getränk; man macht zwar Wein, jedoch wenig. Je tiefer man in das Gebirg eindringt, desto feiner wird die Schafwolle. Da diese Thiere keinen anderen Werth haben, als den, welchen ihnen ihr Vließ so trägt man dafür alle Sorge. Man läßt sie nie aus ihren den und füttert sie in Scheunen, aus Furcht, sie möchten ihre chen Wolle hängen lassen, wenn sie an einem Gesträuche gingen.

Umsonst versuche ich, die Pracht des Schauspiels zu welches das vom Sutledsch bewässerte Land darbietet, des Auges alle Arbeiten des menschlichen Lebens umfaßt der Schnitter im Thale erntet, fürt der Bauer im terhin waidet der Hirte seine Heerden und noch weiter sich das Auge im Glanz der mit ewigem Schnee Beim Eintritte in das Sutledschthal gewahrt man einige der höchsten Gebirge der Erde — hier in der schönsten Hügel, bis an ihren Gipfeln mit Fichten, von gigantischer Dimension und blühenden Alpenfeld Man hat keine Vorstellung von der Größe der Natur, Schroffheit der Gebirge, von der Mühe, die Fußsteige zu tern, die zu den angebauten Radatten führen, welche Kehrseite angebracht sind und selten mehr als zwei Fuß in haben; von der Elastizität der Luft, von der lieblichen die den Reisenden durchschauert, wenn er aus einem dürr henden Flachland auf einmal in ein kühles duftendes Gebirg übergeht, und endlich von den Gefahren, die er besteht, wenn Pfade wandert, wo er bei dem geringsten Fehltritte in tiefen Abgründen verschwindet. Die Schwierigkeit der *Communication* ist so groß, daß man, um sich Wollenthiere *aus dem Innern zu holen*, genöthigt ist, zu warten, bis die Flüsse *ausgetrocknet sind, wo man* sie dann auf den Flußbetten hertreibt.

Egyptisches Volkslied.

Zu den interessantesten Entdeckungen Champollions in Egypten, aber leider auch zu den unglaublichsten, gehört die Entzifferung eines alten egyptischen Dreschertiedes, das in phonetischen Charakteren über einem Gemälde stehen soll, auf welchem dargestellt ist, wie durch Ochsen Getraide ausgetreten wird. Die Treiber singen:

Tretet für euch selbst,
Tretet für euch selbst,
Ochsen, tretet für euch selbst!
Ochsen, tretet für euch selbst!
Korn für euch selbst, Korn für eure Herren!

Pondichery.

Die französische Regierung in Pondichery bietet in ihrem einen schneidenden Contrast gegen das Exclusivsistem der Alle ihre Maßregeln zeugen von einer entschiedenen Liberalität, sie es namentlich auf eine europäische Colonisation abgesehen scheint. Es herrscht in Pondichery eine Preßfreiheit, um englisch-indischen Nachbaren es beneiden. Die Regierung sich unter die Controlle des Publikums, indem sie alle ihre gen, sowohl die aus Europa ankommenden Dekrete, als die verfügungen, die sie trifft, in einem eigens Regierungsblatte (Bulletin des actes administratifs des établissemens François de herausgiebt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 324. 20 Novembee 1829.

Das Strafgesetzbuch der Vereinigten Staaten. *)

Das Duellgesetz.

Eine der schwierigsten Aufgaben hat der Gesetzgeber, wenn
: einem Vorurtheil Einhalt thun soll, das in einer alten Sitte
:gründet ist und sich den Schein einer Tugend zu geben weiß.
ıd worin besteht dieses Vorurtheil des Duells, welches ausge-
ttet werden soll? In dem seltsamsten und rohesten Irrthum,
:r je in dem menschlichen Geiste Eingang fand, daß nämlich die
apferkeit alle gesellschaftlichen Pflichten ersetze; daß man auf-
ɔre, ein Schurke, ein Betrüger, ein Verleumder zu seyn, und
ıgegen ein Muster von Feinheit, Bildung und Zartgefühl wer-
:, wenn man dieß Alles mit drm Stahl in drr Hand zu de-
aupten verstede; daß ein Degenstoß ein Mittel gegen jeden
Schimpf sey und daß man nie gegen Jemand Unrecht habe, wenn
nan ihn tödte; zuweilen verbindet sich noch die Artigkeit mit
er Grausamkeit, und man tödtet einandrr nicht absichtlich, son-
ern höchstens von Ungefähr — man schlägt sich bloß bis ans
Blut. „Bis aufs Blut, großer Gott! Was willst Du mit diesem
Blut, wildes Thier? Willst Du es trinken?" **) Uebrigens die-
:s Vorurtheil ist einmal vorhanden, und wenn man auf seinen
Grund zurückgeht, so hat man doch vielleicht Unrecht, wenn man
hm ohne Weiters drn Stab bricht. Im Alterthum gab es bloß
weikämpfe in der Schlacht mit drm Feind. Der Bürger schlug
ch nicht gegen den Bürger. Sollten deswegen die Alten jenes
Zeldstgefühl des persönlichen Werths, das wir Ehre nennen, und
ie darauf grgründeten Ansprüche auf Achtung weniger gekannt ha-
en? Gewiß konnte ihnen nicht gleichgültig seyn, ob sie diese Achtung
esaßen oder nicht, da der Grad ihrer Wirksamkeit im Staat, ihres
Antheils an der souveränen Gewalt davon abhing; aber je mehr man
n dirser kraftvollen Zeit gesteigerter Persönlichkeit die wirkliche Ehre
:esaß, desto weniger lag an dem Schein. Die Menschen, durch
keine verkehrten Standesbegriffe getrennt, standen einander näher;
Wer sich in der öffentlichen Meinung beeinträchtigt glaubte, konnte
nmittelbar unter das Volk tretrn, sich rechtfertigen, seinen Geg-
ner beschämen. Da bedurfte es Witz und Spott und keine blu-
tigen Ehrenrettungen. Bei den Römern zumal würde der Freie
sich geschämt haben, durch den Zwrikampf sich in die Reihen der
Gladiatoren zu strllen.

Wenn nun bei den Neuern das Duell eingerissen ist, so läßt
sich einerseits der Ursprung dieser Erscheinung aus der gesetzlosen
Zeit der Selbsthülfe — drm Mittelalter — ableiten, andererseits
der Grund der Fortdaurr derselben aus einem bestehenden Miß-
verhältnisse zwischen der Gesetzgebung und dem Leben begreifen.
„Die Gesetzr brschützen die Ehre nicht hinlänglich," damit ent-
schuldigen sich Alle, die sich duelliren. Entweder also man räume
dem Duell als einer historischen Thatsachr, als einer Sitte, das
Recht der Existenz ein, und suche nur durch gesetzliche Formen dem
Mißbrauch vorzubrugen, oder man zerstöre den falschen Ehrbe-
griff durch Substitulrung praktischer Tugrnden, oder man errichte
ein Forum für diese delikaten Fragen des Ehrenpunkts. Durch
bloße Verbote wird man Nichts dagegen vermögen; wenigstens
zeigt Dieß in unserem aristokratisch-militärischen Europa die lei-
dige Erfahrung. Wie sollte es auch anders seyn, wenn Fürsten
und Staatsmänner mit gutem Beispiel vorangehen, wenn in den
meisten Ländern sich die alberne Anomalie darbietet, daß drr
Offizirr, so er sich schlägt, strafbar, so er sich nicht schlägt, dienst-
unfähig wird?

In den Freistaaten von Nordamrrika, die keine Adels- und
Kriegerkasten haben, sollte man also wohl a priori voraussetzen,
daß es dem Gesetzgeber leichter werden würde, jene Klippen zu
überwinden. Indeß scheint aus den vrrschiedenen legislatorischen
Maßregeln, mit denen man dort in dieser Hinsicht Versuche ge-
macht hat, hervorzugehen, daß das Reich der Vorurtheile über
das atlantische Meer hinübergewandrrt ist. Glaubte ja ein Theil
dirser republicanischen Gesetzgrber zu dem grausamen und verzwei-
felten Mittel seine Zuflucht nehmen zu müssen, das Duell für
Wahnsinn zu erklären und jeden Duellanten als Wahnsinnigen
zu behandeln; als ob es dem Staat zustünde, dem vernünftigen
Wesen, das ein Verbrechen begeht, den Gebrauch seiner Vernunft
abzusprechen! Ein Mittel besitzen jedoch die Amerikaner, das
wahrscheinlich seines Zwrcks nicht verfehlen dürfte; dieses Mit-
tel, worauf Livingston sein Gesetz gegen das Duell grbaut hat,
liegt in ihren Institutionen.

Je wichtiger die Rechte sind, die drm Bürger einer Re-
publik zustehen, je drückender drl einer Gleichheit der Rechte

*) Fortsetzung von Nr. 44 und 110.

**) Worte J. J. Rousseaus in einem Brief an d'Alembert über die Schauspiele.

aller ein theilweiser oder gänzlicher Verlust derselben selbst in den Verhältnissen des gemeinen Lebens empfunden werden muß, und je mehr er als ein wirklicher Abbruch der Ehre (deminutio capitis) erscheint, desto sicherer läßt sich darauf rechnen, daß eine Bedrohung mit diesem Verlust den Eingebungen des falschen Ehrgefühls Einhalt thun werde.

Diese Ansicht ist es hauptsächlich, von welcher das amerikanische Duellgesetz ausgeht; damit verbindet es den mächtigen Hebel der Geldstrafen. Die Bestimmungen, welche es enthält, sind folgende:

1) So Jemand sich gegen einen Andern beleidigende Worte oder Gebehrden oder gar Thätlichkeiten (assault) erlaubt, wodurch er ihn in die Alternative versetzen will, entweder sich zu schlagen oder sich eine entehrende Behandlung gefallen zu lassen: so soll jener eine Geldbuße erlegen von nicht weniger als fünfzig und von nicht mehr als fünfhundert Doll. und in enge Haft genommen werden nicht weniger als zehn und nicht mehr als sechzig Tage.

2) So der Beleidiger solche Erklärungen und Erläuterungen von sich giebt, daß „das Gericht" dafür hält, sie könnten der Ehre des Beleidigten genügen; so sollten sie protokollirt und mit dem Ausspruch des Gerichts, daß sie nach seiner Ansicht befriedigend seyen, öffentlich bekannt gemacht werden, und der Beklagte ist mit Verurtheilung in die Kosten zu entlassen.

3) So das Gericht in einem der obendezeichneten Fälle ein Erkenntniß thut; soll die Clausel beigefügt werden, daß das Erkenntniß (mit Ausnahme des Kostenpunkts) null und nichtig sey, wenn der Beleidiger sich zu einer Erklärung verstehe, womit der „Beleidigte selbst" zufrieden ist.

4) Ueberhaupt soll durch ein beziehungsweise gefälltes Erkenntniß dem Betheiligten unbenommen bleiben, jedrn weitern Rechtsweg (suit for defamation or assault) zu verfolgrn; es sey denn, daß er sich mit der ihm von seinem Gegnrr angebotenen Genugthuung begnügt.

5) So die Beleidigung einen Vorwurf gegen den guten Leumund des Klägers involvirt, und dieser Vorwurf bei der Untersuchung als ungegründet sich erweist; so soll das Gericht eine Erklärung darüber in das Erkenntniß aufnehmen und auf Kosten des Beklagten bekannt machen, und so die klagende Partei es verlangt, so soll über die Wahrheit oder Nichtwahrheit des Vorwurfs die Jury entscheiden.

6) So Jemand eine Ausforderung zu einem Duell erläßt oder annimmt, so soll er in enger Haft gehalten wrden nicht weniger als zwei und nicht mehr als sechs Monate und seiner politischen Rechte *) verlustig seyn für vier Jahre.

7) So Jemand sich duellirt, ohne daß er seinen Grgner verwundet, so soll er in enger Haft gehalten werdrn nicht weniger als sechs und nicht mehr als zwölf Monate, und seiner politischen Rechte sechs Jahr verlustig seyn. Verwundet er seinen Gegnrr, jedoch ohne daß die Verletzung tödtlich odrr von einem bleibenden körperlichen Nachtheil (disability) [illegible] ist, so soll die Haft nicht kürzer als zwölf Monate dauern nicht länger als achtzehn, und die Entziehung der [illegible] Rechte acht Jahr. Bringt er seinem Gegner eine Wunde bei die einen bleibenden Nachtheil für denselben zur Folge hat, [illegible] soll er verhaftet bleiben nicht weniger als zwölf Monate, u die Ausübung seiner bürgerlichen Rechte erster und dritter Classe *) ihm auf sieben Jahre entzogen werden. Wird er seinen Gegner oder verwundet er ihn tödtlich, so soll er nicht kürzer als zwei nicht länger als vier Jahre verhaftet und seine politischen Rechte so wie seiner bürgerlichen Rechte erster und dritter Classe für immer verlustig seyn. Geschieht die Tödtung oder die tödtliche Verwundung durch Hinterlist, so ist er des Meuchelmordes schuldig und verwirkt die auf dieses Verbrechen gesetzte Strafe.

7) So Jemand einem Andern den Rath giebt sich zu schlagen oder ihm Vorwürfe macht oder verächtlich zu ihm redet oder von ihm redet, daß er keine Ausforderung schickt oder annimmt oder sich nicht schlägt, so soll Jener nicht weniger als fünfzig und nicht mehr als fünfhundert Doll. erlegen und in Gefängnißstrafe erstehen, die mindestens dreißig Tage, höchstens sechs Monate währt.

8) So Jemand eine Ausforderung — schriftlich oder mündlich — einem Andern überbringt, und kennt die Absicht Dessen der ihn sendet, so soll er einer Geldbuße schuldig seyn von nicht weniger als hundert, nicht mehr als tausend Doll., einer Haft von nicht weniger als zwei, nicht mehr als sechs Monaten, und des Verlustes seiner politischen Rechte auf drei Jahr.

9) So eine Ausforderung gegeben und angenommen wird in einem unter der Gerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten stehenden Orte, die Duellanten aber begeben sich anders wohin, um sich zu schlagen; so soll die Strafe die nehmliche seyn, als ob das Verbrechen an demselben Orte vollendet worden wäre, wo es begonnen wurde.

10) Es ist Verrätherey, wenn die Tödtung in Folge einer Nichtbeobachtung der Kampfregeln erfolgt oder eines Vortheils, in welchen man sich setzt, der, wenn er auch nicht ausdrücklich in diesen Kampfregeln vorgesehen war, doch von der Art ist, daß sich nicht annehmen läßt, der Gegenpart habe denselben einräumen beabsichtigt.

11) Bringt man die tödtliche Wunde dem Gegner gesetzlich bei, nachdem derselbe des fernern Widerstands unfähig geworden, und man weiß dieß, so ist es Meuchelmord, wenn

*) „The political rights that may be forfeited or suspended, are those of receiving or exercising any office of trust or profit under the United States."

*) Die bürgerlichen Rechte, deren man durch einen Urtheilsspruch verlustig gehen kann, sind in folgende Classen getheilt:

„1) The right of exercising the duties of executor, administrator, tutor, curator, attorney at law, attorney in fact, or being appointed to any private office, which is now, or may hereafter be, established by law.

2) The right of appearing in person or by attorney, in any court, as party to any suit, either as plaintiff or defendant.

3) The right of bearing arms in defendence of country, and of serving on juries."

ch die vorher ausgemachten Kampfregeln dazu berechtigen er nicht.

12) Eben so ist es Meuchelmord und nicht Duell, wenn an seinen Gegner tödtet oder tödtlich verwundet, ohne daß man für sich selbst Etwas risikirt, z. B. wenn von zwei Pistolen loß eine geladen wird und man erhält zufälligerweise die gedene.

13) Um die Vollziehung des vorliegenden Duellgesetzes mehr zu sichern, soll Jeder, der ein Richteramt bekleidet, oder der Geschworner ist, die Erklärung unterzeichnen: „Ich erkläre, daß ich es für meine Pflicht halte, wie überhaupt die Gesetze zu handhaben, so namentlich die Verletzer des Duellgesetzes zur Verantwortung zu ziehen. Ich verspreche mit meinem Ehrenwort, daß ich innerhalb der Grenzen jedes Ortes, der unter der Jurisdiktion der Vereinigten Staaten steht, oder zur See auf amerikanischen Schiffen, auf welche meine Berufsobliegenheiten sich erstrecken, alle gesetzlichen Mittel nach Kräften aufbieten werde, um Duelle zu verhindern, aber zur Bestrafung zu bringen."

14) Alle Beamten vom Civil- oder Militärdienst, von der richterlichen oder der ausübenden Gewalt, die bereits angestellten nachträglich, die neuanzustellenden zugleich mit ihrem Diensteid, sollen die eidliche Erklärung ausstellen: „Ich schwöre feierlich, daß ich mich seit der Bekanntmachung des Strafgesetzbuches der Vereinigten Staaten weder duellirt, noch eine Aufforderung zu einem Duell zugeschickt oder angenommen habe, und daß ich mich künftig durch die Bande der Ehre sowohl als durch meinen Eidbund die Gesetze für verbunden halte, mir Nichts gegen die Duellordnung zu Schulden kommen zu lassen." Wer sich weigert, diese Erklärung auszustellen, soll als Einer betrachtet werden, der seine Entlassung nimmt.

Eine Scene auf der Höhe der Bermudas *).

Der Abend war düster und regnerisch, und das Wetter so stürmisch, daß der Lieutenant von der Wache den Mastwächter auf das Verdeck rief. Er stieg eben herab, im Begriffe von der großen Stenge Etwas mitzunehmen, das er beim Hinaufsteigen dort zurückgelassen hatte, als er noch rief: „ein Segel auf der Luf!" „Was für eins?" „Kann's noch nicht sagen, Herr; 'ist mitten im Nebel." „Bleib noch ein Wenig, wo Du bist Jenkins geschwind, noch der Vormastraa und sieh, was Du daraus machst!" Der Marsgast stieg hinauf und bald rief er wieder: „'ist ein Schiff, Herr, auf demselben Gange mit uns — das Wetter klärt sich, jetzt kann ichs sehen!" Wir hatten seit Mittag manche heftige Stöße aus N hatten. Einer war so stark, daß der die Mündung der Leekanonen auf dem Mitteldeck beinah in die See begrub; und doch hatten wir bloß das Hauptdramsegel dicht gerefft und das gerefft Fockfegel aufgesetzt. Der Wind tobte jetzt ungestüm und das Schiff flog pfeilschnell dahin; als der Nebelschleier, welcher den ganzen Tag windwärts gehangen, mit einem Male riß und die rothen Sonnenstrahlen unter einem hohen Bogen glühender Wolken hervor an schwarzen Rumpf und die ragenden Seiten der britischen Sloop Torch überflammten. Wir waren nicht die einzigen Beschauer des düstern Glanzes; ganz in dem Striche der mondscheinähnlichen Sonnenstrahlen, welche eben halb in die See versanken, in dem Abstand einer halben Stunde, lag ein langes, kriegerisch aussehendes Schiff, nach Allem zu schließen eine Fregatte oder schwere Korvette, welche mit ihren Masten, Stengen und dem kleinen Segel, das sie angesetzt, gegen den aufgeklärten Himmel sich deutlich hervorhebend, schweigsam aber eilig auf uns zugeschwommen kam.

Jenkins rief von der Fockraa: „das fremde Schiff hält auf uns ab, Herr!" Kaum hatte er gesprochen, als ein Blitz zuckte, und ein matter Knall wie ein Echo nebst dem Schwirren einer Kugel vernommen ward. Sie schlug unweit vor uns nieder; Splinter, der erste Lieutenant, fuhr von der Kanone auf, rief: „Schiemann, an meinen Platz!" und sprang nach der Kajüte, um zu berichten.

Capitän Deadeye, ein steifer, glasäugiger Veteran, der bei Abukir mitgefochten, in altmodischem, breitbetreßtem Rocke mit langer Taille und aufrechtem Kragen, in weiland weißen Kasimirhosen und langen Stiefeln — ein wahres Seeungeheuer — aber wenn es galt, so treu wie Stahl und so flink wie eine Katze — Capitän Deadeye sprang auf den Bericht des Lieutenants im Hui nach der Leiter, indem er seinen Stürzbecher dem Sekretmeister, der mit ihm gespeist hatte, in den Schoß warf und die Pfeife bis an den Kopf in den Rachen stieß. — „Wilson" (zum Steward) „mein Glas!" „Wir haben's vor der Nase, Capitän," rief Treenail, der zweite Lieutenant, der in den Wettenetzen auf Recognoscirung lag — „brauchen keine Brille dazu." Nachdem der Capitän lange spekulirt hatte, befahl er eine Luftkanone zu richten, und, da es zu finster wurde, um eine Flagge zu unterscheiden, drei Laternen in Bereitschaft zu halten, um sie in das Takelwerk aufzuziehen. „Ist Alles fertig?" „Alles fertig, Sir!" „So nimm die Lichter weg und — Feuer!" Unser Nachbar nahm von unserem Signale nicht Notiz, sondern setzte ein Reff von dem Marssegel bei und steuerte uns rasch auf den Leib.

Der gute Capitän hatte das Schiff für einen unsrer Kreuzer genommen und wollte in bester Form signalisiren; wir Andern aber waren der Meinung, lieber mit vollen Segeln auf und davon zu fahren, als über diesen altmodischen Zierereien eine Schlappe davon zu tragen. Der alte Herr aber hatte sein Lebtag nur auf Linienschiffen oder schweren Fregatten gedient und war von der Räthlichkeit eines zeitigen Rückzugs nicht leicht zu überführen. Da legte der Feind plötzlich um und wies uns die Zähne; auf einer Seite des Unterdecks hatte er fünfzehn Stückpforten und ein gut Theil Carronaden auf dem Halbverdeck und dem Vordercastell; indeß wir an den kurzen, niedrigen Masten, dem weißen Segelwerk und der ungeheuern Tiefe ihrer Marssegel sogleich eine americanische Fregatte erkannten; und eben so gewiß war, daß sie uns mit einer gehörigen Reihe Vierundzwanzigpfündner unter ihre Lee genommen hatte. Um auch den Ungläubigsten zu überzeugen, blitzten mit einem Male drei Flammenstrahlen in einem weißen Rauch von ihrem Hauptverdecke. Dem Knalle folgte ein furchtbares Gekrach und ein Splitterregen von unserem Fockrad.

Wir hatten es mit einem schlimmen Kunden zu thun. — Der arme Jenkins rief einem Landsmanne, der bei der Kanone stand, welche gefeuert hatte: „O Herr, wir sind schaef blessirt." Der Of-

*) Blackwood's Edinburgh Magazine, September 1839.

sieier vermochte auch bei dem steigenden Ernste des Augenblicks seine Scherzlust nicht zu bezwingen und fragte: „Wer von Euch, Junge? Du oder die Raa?" „Wir beide, Er. Gnaden, aber die Raa noch am Schlimmsten." „Der Teufelt so komm herunter, oder geh in den Mastkorb, ich lasse sogleich nach Dir sehen!" Der arme Schelm kroch, wie ihm befohlen war, von der Raa in den Vormars und wurde nach dem Scharmützel, furchtbar durch einen Splitter auf der Brust verwundet, daselbst gefunden.

Freund Jonathan hatte für die kleine Sloop von achtzehn Kanonen unter seiner Lee nicht übel präludirt; wir sollten aber nicht so leichten Kaufes davon kommen; obgleich es auch nach Dearborn's Optik hohe Zeit war, Reißaus zu nehmen.

„Alle Segel aufgezogen, Splinter! das Ding wird zu bunt für uns. Kelson (zum Zimmermann) hinauf! seht ob die Vorjölle noch hält. Vorwärts (zum Steuermann) Splinter, die Reffe herab! Das Vormarssegel und die Bramsegel aufgesetzt! — An die Schote, daß Alles gleich angeholt wird, wenn der Wind einschießt!"

In wenigen Minuten war Alles bereit; der Wind räumte, aber Niemand konnte sagen, wie lange die beschädigte Fockraa das Gewicht und den Zug des Segelwerks tragen würde. Um unsern Zweifel zu lösen, fuhr Freund Jonathan mit fetschem Winde und vollen Segeln herbei. An ein Entkommen war fast nicht mehr zu denken.

„Die Backbordkanonen gerichtet!" Erstaunt sprang ich auf's Verdeck. Wer konnte dieß befohlen haben? Es war der vollste Wahnsinn, dicht vor der Mündung der Kanonen des Feindes sich zur Wehre zu setzen, der uns mit der Hälfte seiner Batterieseite in den Grund bohren konnte. Doch der Capitän hatte es befohlen, es galt keine Widerrede.

Plötzlich vernahm ich mitten durch das Pfeifen des Winds das Knarren der Karronaden und das Rasseln der langen Zwölfpfünder-gestelle in dem Schiffsraum, und die Theermänner sprangen und tanzten, als die Kanonen geladen und zugerichtet wurden. In wenigen Minuten war außer dem Getöse des durch die Wellen streichenden Schiffs und dem durch das Takelwerk pfeifenden Winde Alles wieder verstummt. — Die Mannschaft stand, die Säbel umgeschnallt, ohne Jacken und Kamisole, viele in den bloßen Schifferhosen, auf ihre Posten gruppirt. „Jetzt, Freunde, gut gezielt, unser Heil hängt davon ab, daß wir ihm die Flügel beschneiden. Ich wieg' jetzt das Schiff, und wenn Ihr die Kanonen gegenüber habt, so gebt ihm eins in die Backen. — Ruder an Backbord, Freund, bring uns in den Wind!" Wie wir uns umlegten, flammten unsere Karronaden und langen Kanonen der Reihe nach mit dem besten Willen und Ziele auf, und herabstürzte sein Vormarssegel am Topmast mit allen Spieren und Kardeelen; die Spitze des Topmasts war weggeschossen. Die Leute erhoben instinktmäßig ein Jubelgeschrei: „Das wird's thun, jetzt auf und davon, Kinder, jetzt alle Segel auf!"

Jonathan war im Augenblicke über unsere Unversehrtheit ganz verblüfft; als wir aber eben vor den Wind kamen, wiegte er und gab uns eine volle Ladung von seiner Batterieseite; die uns auch furchtbar zurichtete. Vor einer halben Stunde waren wir noch die lustigste Sloop, die auf den Wogen tanzte, mit 120 der schmuckesten Burschen, die nur je ein britisches Schiffchen bemannten. Der Todtenschauer brach herein — Zehn von Hundertundzwanzig sahen die Sonne nicht mehr aufgehen; Siebenzehn waren verwundet auf den Tod; wir hatten acht Schüsse zwischen Wind und Wasser, große Mars war wie eine Rübe weggeputzt, Rumpf und Takelwerk furchtbar zu Schanden gerichtet. Eine zweite Salve zerfetzte folgte; doch wir waren, Dank dem Verluste unsers Vordersegels, vor den Wind gekommen; und was noch glücklicher; während der Verlust die Fregatte auf die eine Seite zwang, hatte der Verlust ihres Vordersegels sie eben so schnell an die Seite der andern Seite; so fielen ihre meisten Schüsse hinter uns, und ehe sie wieder auf uns abhalten konnte, faßte sie ein Windstoß und warf ihre große Stenge über Bord.

Dieß gab uns einen Vorsprung, so verkrüppelt und zu Grunde gerichtet wir auch waren; und als die Nacht einbrach, schwand unsrem Riesennachbar aus dem Gesichte zu kommen. Mit unserer Angst fuhren wir die Nacht hindurch, indem wir bei jedem Windstoße fürchteten, er möchte unsern noch übrigen Topmast über Bord nehmen; aber der Wind legte sich und am nächsten Morgen schien die Sonne auf unser blutbeflecktes Verdeck, wie wir in den Hafengange in den St. Georgshafen vor Anker lagen.

Malaisches Lied *).

Der Schmetterling spielt um mich her mit den Flügeln,
Er flattert zum Meere am Felsengehänge.
Das Herz war mir krank im innersten Busen
Von Jugend an bis zu der heutigen Stunde.

Er flattert zum Meere am Felsengehänge.
Der Geier richtet die Schwingen nach Bandam.
Von Jugend an bis zu der heutigen Stunde
Hab ich der Jünglinge Viele bewundert.

Der Geier richtet die Schwingen nach Bandam
Und wirft auf Patani Federn hernieder.
Ich habe der Jünglinge Viele bewundert,
Doch Keiner kam meinem Erwählten noch gleich.

Er wirft auf Patani Federn hernieder .....
Sie werden zwei Täubchen!
Kein Jüngling kann meinem Erwählten sich gleichen,
Wie mächtig das Herz es zu rühren vermag.

Nordamerikanischer Schiffsbau.

Wie eine philadelphische Zeitung berichtet, ist auf den Werften dieser Stadt gegenwärtig das Schiff Pennsylvania im Bau begriffen, ein Riese, wie der Ocean noch keinen gesehen hat. Es hat auf dem falschen Verdeck (spar-deck) drei Verdecke, und ist zu 200 Kanonen gebohrt, wird aber für gewöhnlich nur 160 führen. Mit seiner Besatzung von wenigstens 1300 bis 1400 Mann und einem tapfern Befehlshaber kann es jedem Gegner trotzen. Die Zimmerarbeit an diesem Bau beschäftigt fünfhundert Zimmerleute sechs Monate lang. Er wurde nach einem Modell des Marineingenieurs Humphrey aufgeführt, bevor er seinen Plan entwarf, alle Werfte der europäischen Mächte besucht hatte. Man sieht neben dem Becken eine Kanone von 240 Kaliber, welche auf der Pennsylvania dienen soll. Der Gebrauch wiegt 10,171 Pf.

*) Mitgetheilt in den Anmerkungen zu Victor Hugo's Orientalen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 325. 21 November 1829.

Duden's Reise in die westlichen Landschaften von Nordamerica.

Die Savannen. Fruchtbarkeit des Landes zwischen dem Mississippi und dem Missuri.

Wenn die Reise von der atlantischen Küste nach dem Innern lange Zeit größtentheils durch Wälder führt, welche eine wellenförmige, gebirgige oder hügelige Oberfläche, in anmuthigen Abwechslungen mit kleinern oder größern Flußthälern, bedecken; so gelangt man wenige Meilen vor dem Wabash in das Gebiet der Savannen, der natürlichen Wiesen, die sich durch die weite Ebene von Illinois bis zum Mississippi erstrecken. Man nimmt an, daß zwei Drittheile dieses zu 2300 deutschen Quadratm. geschätzten Staates Wiesen seyen.

Die Wiesen in Indiana wie in Illinois sind von zweierlei Art, niedrige und hohe; die letztern liegen dreißig bis hundert Fuß höher als die erstern. Die niedrigen, minder zahlreichen, sind größtentheils naß und ganz von Holz entblößt; die Hochlandwiesen hingegen mit Wäldern umkränzt, und einzelne Baumgruppen ragen hin und wieder mitten aus den Grasebenen wie Inseln hervor. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar. Bei Vincennes hat man die vegetabilische Erde zwei und zwanzig Fuß tief gefunden; dort kann man sich überzeugen, wie lange für diese fette Dammerde aller Dünger überflüssig ist. Die Aecker jener Stadt sind jetzt beinahe hundert Jahre in Cultur und noch zeigen sich keine Spuren von Erschöpfung. Man glaubt, daß die niedrigen Wiesen ihren Ursprung dem Wasser verdanken und zum Theil der Grund von Seen gewesen seyen. Die Hochlandswiesen erweitern sich zusehends durch das unfällige und absichtliche Abbrennen des Grases, was fast jedes Jahr Statt hat und den Saum der Wälder nie unbeschädigt läßt. Deßhalb ist man wohl berechtigt, auch in Betreff des ersten Entstehens an das unter den Indianern bei ihren Waidjagden so gewöhnliche Anzünden der Laubdecke zu denken.

Auf mich haben diese großen Wiesenflächen keinen angenehmen Eindruck gemacht. Zudem wird Einem die Gegend dadurch öldrig, daß zwischen Vincennes und St. Louis viele Meilen weit das Brunnwasser durch seinen Geschmack nach Eisenvitriol und einen Schwefelgeruch abstößt. Es rührt Dieß von einer Erdlage her, die eine sehr bedeutende Ausdehnung haben soll. Man hält das Wasser übrigens nicht für ungesund und die Pflanzer so wie das Vieh haben sich daran gewöhnt. Außer den großen Wiesenhühnern, welche einer Gans an Gewicht wenig nachgeben und ziemlich gut schmecken, bot sich nichts Interessantes dar. Da wir bei der trockenen Jahrszeit reisten, so entbehrten wir wohl den Anblick der zahllosen Blumen, die in den Frühlingstagen diesen Landschaften einen herrlichen Schmuck verleihen; aber wir konnten desto schneller reisen. Wir kamen durch Wiesen von sechs, zehn, zwölf, zwanzig Meilen Breite. Der rasche Lauf des Wagens fand wenig Hindernisse und diese nur bei den langsam schleichenden Bächen und Flüssen; doch brauchten wir keinen Fluß zu durchschwimmen; überall wo Fähren nöthig waren, fanden wir sie vor.

Nördlich vom Mississippi zieht sich eine Hügelkette hin, welche drei Meilen unterhalb der Stadt St. Charles anfängt, dort, wo das Missurithal mit dem Mississippithal zusammenläuft. Diese Hügelkette scheidet die Gewässer des Missuri von denen des Mississippi; zum erstern ist die Abdachung südwestlich, zum letztern nordöstlich. Sie giebt unzähligen Gewässern ihren Ursprung, die sich einerseits zum Missuri, andererseits zum Mississippi winden. Der höchste Rücken der Hügelkette bildet wellenförmige Flächen, welche größtentheils natürliche Wiesen sind, die aber so mit Wäldern abwechseln, daß sie dem reisenden Europäer wie anmuthige Schöpfungen des Landbaus vorkommen. An den Abdachungsseiten wird der Boden durch die tiefen Einschnitte der Gewässer uneben und hier ist Nichts als Urwald, der sich über die Anhöhen, so wie über die Schluchten und Thäler der Flüßchen, bis zu den beiden Riesenströmen hinzieht. Manche der das Missurithal einschließenden Hügel erheben sich zu beträchtlichen Kuppen. Andere sind auf große Strecken fast senkrecht abgeschnitten, so daß die Felsenmaßen in einiger Ferne gleich Mauern und Thürmen, durch Menschenhände gebildet, erscheinen. Die ganze Oberfläche dieses Landstrichs ist viele hundert Meilen weit von der fettesten Dammerde bedeckt.

Es ist zu bemerken, daß der Ausdruck „fruchtbarer Boden" in diesen Gegenden etwas Anderes besagen will, als in Deutschland. Guter Boden oder Boden erster Ordnung bedarf in dem ersten Jahrhundert des Düngers gar nicht, und ist in den ersten Jahrzehnten selbst für Waizen zu fett. Hieher gehören die

Thalebnen (bottoms), besonders die des Missuri. Mittlerer Boden oder Baden zweiter Ordnung ist immerhin von der Art, daß in den ersten zwölf bis zwanzig Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu steigeen vermag. Die Dauer des natürlichen Düngers hängt jedach sehr von dem Grade der Abschüssigkeit dee den großen Flüssen zunächst gelegenen Hügel (bluffs) ab, und dem Abspülen derselben durch Regengüsse. Am Dürftigsten ist der Baden in den näher bei den Savannen befindlichen Wäldern. Die Savannen selbst aber sind größtentheils wieder so fruchtbar, als die Hügel an den Thalebenen. Nirgends bemerkt man Steine, außer in den Einschnitten der Gewässer und an einzelnen Bergkuppen. Nichts ist verkehrter als unter den Savannen Steppen obee gar Sandwüsten zu verstehen. Die schwarze Dammerde ist an den meisten Stellen 1½ bis 2½ Fuß hach nnd unter ihr ist eine gute Mischung von Thon, Kalk und Sand.

Die Bäume der Wälder sind: Eichen, in mehr als fünfzehn Arten, (Deutschland hat deren nur drei), wavon eine Art (burnak, quercus macrocarpos) Eicheln hat, so dick als Hühnereiee; über acht Arten Wallnußbäume, worunter der Paccan-Nußbaum (juglans olivaeformis), bessen von einer dünnen Schale umschlossene Frucht sehr angenehm schmeckt. Die Früchte der andern Wallnußarten verdienen bleß Lob nicht; die des schwarzen nnd weißen Wallnußbaums sind frisch genossen wohlschmeckend genug, aber getrocknet sind sie zu ölig. Ferner giebt es Eschen, Sassafrasbäume (laurus sassafras), Eisenholzbäume (carpinus ostrya), Ulmen, besonders die rothe Ulme, beren Bast ahne alle Bereitung genießbar ist nnd sich beim Kauen ganz in Schleim verwandelt. Er wird oft in frische Wunden gelegt, und soll namentlich für Schußwunden gut seyn; man findet daher selten einen unbeschädigten Stamm. Zahme und wilde Thiere kennen diesen nahrhaften Stoff. Maulbeerbäume trifft man vorzüglich im Missurithal. Ihre Früchte werden sehr geschätzt. Platanen (platanus occidentalis), hier gewöhnlich Sycamoren genannt, gedeihen zu einem ungeheuren Umfange. Ich habe mehreee von acht bis zehn Fuß im Durchmessee gesehen und man sagt, es gebe deren im Missurithale von mehr als zwanzig Fuß im Durchmesser. *) Hunderte von Meilen lassen sich hier durchwandern, ohne daß ein Sonnenstrahl die dichten Schatten der gigantischen Bäume durchdricht und dem Wanderer den Scheitel berührt. Der Boden ist von dem seit Urzeiten angehäuften Pflanzenmodee schwarz wie ein Kohlenlager. Die Natur schafft so gewaltig, daß man Weinstöcke sieht, deren Stämme, übee einen Fuß dick, sich gegen hundert Fuß hoch, frei wie Kabel, emporhebeu nnd sich dann auf den Kronen von Ulmen mit ihren dichtbelaubten Ranken ausbreiten. Nicht selten erliegt die mächtige Stütze unter der vom Winde in Schwingungen gebrachten Last

*) F. A. Micheaud (Voyage à l'ouest des Alleghanys. Paris 1808) erzählt auf einer Insel des Ohio, fünfzehn M. oberhalb der Mündung des Muskingum, sey eine Platane gewesen, welche 15′ im Durchmesser (über 47′ im Umfang) gemessen habe. Die Platanen werden wohl auch Knopfbäume (button-wood) genannt, von der Gestalt der Frucht.

und wird dem Boden entwurzelt, was dem absterbenden Baum besonders leicht begegnet. Manche Hügel sind von Reben so dicht, daß sich in kurzer Zeit Wägen voll Trauben sammeln lassen. Die Beeren an einigen Orten sind süß nnd wohlschmeckend, aber sie liefern wenig Saft. In den fetten Flußthälern sind sie meist sauer. Ich zweifle übrigens nicht, daß die Cultur eine erwünschte Veredlung bewirken würde. Ich habe Most davon getrunken, der ganz genießbar war. Ich glaube nicht, daß sich andere Beeren hier finden als rothe.

Unter den Fruchtbäumen darf ich den Peessimonbaum (Diospiros persimon) nicht vergessen. Man trifft ihn nicht sehr häufig. Die Frucht hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit einer gelben Pflaume; indeß enthält sie nicht blaß Einen Stein, sondern mehrere Nüsse wie die Mispeln. Auch ist der Blumenkelch bleibend (oben auf der Frucht). Bevor sie ganz reif ist, hat sie viel Adstringirendes nnd wird deshalb in der Ruhr empfohlen; bei völliger Reife übertrifft ihr lieblicher Geschmack unsere meisten Pflaumenarten. Am Auffallendsten unter den Früchten aber war mir die des Papawbaums (anona triloba). Der Baum selbst wird nicht höher als etwa zwanzig Fuß, mit selten einen halben Fuß dick. Die Blüte ist eine schön dunkelrothe Glocke (mit fünf Standfäden nnd einem Stempel). Die Frucht möchte ich der Form nach vergleichen mit einer dicken Wurst, von drei Zoll Länge nnd einem bis zwei Zoll Dicke. Die grüne glatte Haut, welche das Fleisch umgiebt, nimmt beim Reifen eine weißlich gelbe Färbung an. Im Innern sind mehrere kleine kastanien ähnliche Kerne, die genossen Erbrechen erregen. Das diese Kerne umhüllende Fleisch, welches bei Weitem den größten Theil der Frucht ausmacht, ist an Farbe und Geschmack von einem gutbereiteten Eierrahm schwer zu unterscheiden, weshalb auch die Kinder sehr darauf erpicht sind. Uebrigens ist der Baum sowohl in den Thälern als auf den Hügeln ein sicheres Merkmal aan fettem Boden. Auch wohlschmeckende Pflaumen finden sich in den Wäldern.

Ich habe unter den Bäumen der Wälder die Ahornarten nicht erwähnt. Der Zuckerahorn aber ist am Mississippi so häufig, daß fast jeder Ansiedler seinen Zuckerwald (sugar-camp) besitzt, und zwar nicht selten ganz nahe bei der Hofstelle, doch auch wohl eine und mehrere Meilen weit davon entfernt. In dem letztern Falle ist der Wald meist Staatseigenthum. Diese Benutzung der öffentlichen Wälder ist jedoch unter Reichen und Armen so üblich, als ob sie durch ausdrückliche Gesetze erlaubt wäre. Die erste Besitznahme gilt als Vorzugsrecht, in den es nur durch einen wirklichen Ankäufer des Baduns gestört werden wird. Gegen die Mitte des Februars beginnt das günstige Wetter, d. h. es folgen auf ziemlich kalte Nächte heiße Tage. Dieser Wechsel der Temperatur bringt den Saft der Bäume so sehr in Bewegung, daß er aus einer bis zum Holze dringenden Verletzung oft nicht austropft, sondern wahrhaft ausfließt. Sobald nun die Zeit gekommen ist, verfügt sich die ganze Familie — wie zu einem Familienfeste in den Wald, wo sich eine geräumige Hütte befindet, mit einer aus rauhen Steinen aufgeführten Feuerstelle für vier bis fünf ellerne Kessel. Die Bäume werden einige Fuß hoch über der Erde angebohrt (dicke Stämme

rfach), die Löcher mit Röhren von Hollunder versehen, und ge darunter gestellt. Eine Person fährt hierauf in einem von rden gezogenen Schlitten umher, um den Inhalt der Tröge Fässer zu sammeln und zum Feuer zu bringen, und dort ist e zweite Person, meist die Hausfrau, mit dem Einkochen*) chäftigt, während ihre Kinder neben der Hütte im Grase elen. Unter ihren Händen gelangt der Saft aus dem ersten ssel in den letzten, in dem er bis zur Dicke des geschmolzenen kers bleibt; worauf er zum Erkalten ausgegossen wird. Das ennholz ist, wie man sich vorstellen kann, leicht herbei zu affen. Der Zucker verdient an Farbe und Geschmack, wenn sorgfältig bereitet worden, vor dem besten hellgelben Rohrker den Vorzug und bedarf zum häuslichen Gebrauche keiner einigung. Zwei Personen liefern mit aller Bequemlichkeit, ls das Wetter gut ist, in Einer Woche zwei bis drei Centner ne an ihren gewöhnlichen Verrichtungen verhindert zu seyn. bgleich auch im Herbste Zucker gemacht werden könnte, so gehieht es doch selten. Denn es giebt dann andere Arbeiten und der flanzer läßt sichs nicht zu sauer werden, weder sich selbst noch en Negern, die er besitzt. Der Preis dieses Zuckers ist hier hn Cents (15 Kreuzer) das Pfund; ein Centner geht fast in der Haushaltung auf. Ueberhaupt kennt man hier keine europäische Dürftigkeit, hier, wo ein Taglöhner in zwölf Stunden Viel verdient, als er die ganze Woche mit der besten Eßlust Fleisch, Brod, Gemüße, Butter, Milch und Branntwein rzehrt. Diese Benutzung der Ahornwälder haben die Weißen n den Indianern gelernt.

Skizzen aus der Provence.

(Schluß.)

Aus den Seealpen entspringt der Varfluß, der die Grenze olschen Frankreich und Sardinien bildet; die Frühlingsregen, die Gebirg den Schnee schmelzen, schwellen ihn zu einem mächtigen trom an; sonst ist er nur ein schwacher Damm gegen die chleichhändler; denn viele benachbarte Dörfer leben bloß von r Schmuggelei; selbst der Ackerbau wird diesem einträglichen ewerbe aufgeopfert. Da Nice ein Freihafen ist, so werden ne Menge Handelswaaren dahin gebracht, die in Marseille bentende Zölle entrichten. Von Var auf dem Wege nach Grasse mmt man nach dem Dorfe Cagnes und dem Schlosse Grimaldi, o man einen Reichthum von Architektur, Malerei und Bildmerei findet, der jedoch nicht durchaus glücklich gewählt ist. an bewundert ein Deckenstück, das den Fall des Phaethon vorellt, und welches Carione, der die Annunziatakirche zu Genua gemalt hat, zugeschrieben wird. Grasse zeigt sich schon von Ferne vischen seinen die Straßen umgebenden Oel- und Pomeranzenbäumen; ehe man aber diesen Hauptort des Bezirks erreicht, gelangt man nach Vence, berühmt durch die Verheerung von Notre Dame la Doree, die einst in einem solchen Rufe stand, daß Ludwig XI vorzugsweise bei ihrem Namen schwor. Vence wurde von Raimond Berenger IV als Leibgeding seinem weisen und treuen Minister Romieu de Villeneuve geschenkt, der sein kleines Gebiet sehr in Aufnahme brachte. Dieser Minister war ein Pilger, der, bei seiner Rückkehr von Rom (Romieu bedeutete in der alten Sprache der Troubadours Pilger) von dem Grafen aufgenommen, durch seinen Scharfsinn und seine weise Politik an das Staatsruder gelangte, und dieses auch bis zu seinem Tode geführt hat. Vence hat mehrere römische Alterthümer, die jedoch nicht bedeutend genug sind, um die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich zu ziehen. Dieß sind die Grabmäler einiger Römer aus Frejus, welche die schöne Jahreszeit in Vence zuzubringen pflegten, indem sie aus dieser kleinen Stadt Dasselbe machten, was Bajä für ihre reichen Mitbürger in der Weltstadt war. Auf dem Wege von Vence nach Grasse gelangt man durch eine Art Thermopylen, die man mit großer Schwierigkeit passirt. Hat man aber diese Abstürze hinter sich, so bekommt man die anmuthigsten, romantischesten Aussichten. Grasse liegt auf dem südlichen Abhang eines Bergs; seine tausend terrassenförmig angelegten Gärten bilden ein Amphitheater, über welches in unendlichen kleinen Wasserfällen ein Bach sich hinabstürzt, der in dem obern Theile der Stadt entspringt. Hier entfaltet die Flora der Provence all ihren Reichthum. Grasse ist wie Hyeres von den Balsamgerüchen der Pomeranzen, Kassien, (Mimosa farnesiana) Jasminen, Jonquillen, Tuberosen durchwürzt; und Wohlgerüche, Essenzen, düften Einem aus Brennkolben und Parfumeriefabriken entgegen. Grasse treibt mit diesen Artikeln einen lebhaften Handel. Von hier gehen in großen und kleinen Flaschen und Büchsen als Puder, Pommade, Oele ꝛc. alle Arten von Wohlgerüche, welche Felder, Küchen- und Obstgärten spenden, nach allen Theilen von Europa aus. Im Monat Mai ist hier Alles Leben und Geschäftigkeit. Die Frauen breiten unter den Orangebäumen Tücher aus, auf welche die Blüten gesammelt werden, andere pflücken die Blumenblätter der Jasmine und Rosen ab, die ganze Bevölkerung beutet Gärten und Felder aus. Grasse gleicht einem großen Blumenkorb, wo Maulthiere und Menschen mit Blütenbürden aus der Umgegend ab und zu eilen; Vence, Cagnes, das ganze Land bis Hyeres, bis Ollioules wird in Contribution gesetzt. Grasse giebt in der Umgegend über 60,000 Franken für Blütenlieferungen aus; Kessel und Kolben sind in beständiger Thätigkeit; und sehr unvorsichtig wäre es von einer Zierpuppe in den pariser Salons, die bei dem Geruch einer Rose in Ohnmacht fällt, zur Zeit dieser Blütenernte eine Reise nach Grasse zu wagen. — Die Umgebungen sind mit Oelbäumen bepflanzt, welche höher als die um Toulon und Air emporwachsen. Man hat daselbst noch nicht die Methode (secure) angewendet, wodurch man von den Oelbäumen, die vorher nur alle zwei Jahre getragen, eine jährliche Ernte zieht.

Brignoles, die vormalige Hauptstadt des Vardepartements (denn die jetzige Hauptstadt Draguignan enthält nichts Merkwürdiges), hat nach Papon ihren Namen von dem gallischen

*) Um das Ueberwallen zu verhüten, legt man ein Stück Speck in den Kessel; welches dann wahrscheinlich auf dieselbe Weise wirkt, wie Oel, das auf eine bewegte Oberfläche gegossen wird.

Worte Perdrigon, das eine Pflaumenart bezeichnet; diese Frucht ist seit undenklicher Zeit das Haupterzeugniß dieser Gegend, und der Gegenstand eines beträchtlichen Handels. Man trocknet sie auf Flechten, nimmt dann die Steine heraus und verwahrt sie sorgfältig in Büchsen, wo sie sich bald mit natürlichem Zucker bedecken. Die Luft ist dort so gesund, daß Brignoles in der Gothenzeit die Kinderstadt genannt wurde; weil die Grafen der Provence ihre Kinder daselbst auferziehen ließen.

In der Gegend von Tourves, das auf dem Wege von Brignoles nach Saint-Maximin liegt, giebt es Marmorbrüche. Ludwig XIV, welcher die Provence bereist hatte, ließ diese Felsen ausbrechen, und von hier kamen viele der Marmorblöcke, welche Marly und Versailles schmücken. Man läßt den Berg Sainte-Baume zur Linken und kommt nach Saint-Maximin, dessen Kirche eines der herrlichsten Denkmäler der Baukunst des Mittelalters ist, und an großartigem Stil, Umfang und Pracht den schönsten Kathedralen Frankreichs gleichzuschätzen ist. Sie scheint nach einem italienischen Plane erbaut, und hat ganz den kühnen Bau und die Eleganz der christlichen Tempel aus diesem Lande. Im J. 1295 ließ Karl II, Graf von der Provence und König von Neapel, den Grund dazu legen; der Bau gedieh unter seiner Regierung fort, unter seinen Nachfolgern aber wurden die öffentlichen Einkünfte wegen der beständigen Kriege von dringendern Bedürfnissen in Anspruch genommen, und die Kirche drohte, ehe sie ausgebaut war, in Trümmer zu verfallen, als Ludwig III die Arbeit mittelst Kollekten, welche religiöse Orden auf Empfehlung Papst Martins V in den Kirchen anstellten, fortsetzen ließ. Als leidenschaftlicher Freund der schönen Künste betrieb René im fünfzehnten Jahrhundert die Vollendung des Kathedralbaues aufs Ernstlichste, und verwendete große Summen darauf. Der Plan wurde indeß nur zum dritten Theil ausgeführt. Dessen ungeachtet ist es ein herrliches Gebäude, dessen Inneres durch seine Pracht vollkommen dem großartigen Anblick von außen entspricht; nur die Gemälde, mit Ausnahme desjenigen der Magdalena, verrathen deutlich, in welchem Zustand der Unvollkommenheit diese Kunst unter dem König René in der Provence und selbst in Italien sich befand.

Was die Grafen der Provence bewog, hier, so entfernt von ihrer Hauptstadt ein so ansehnliches Gebäude aufzuführen, war der allgemeine Glauben, daß an dieser Stelle die heilige Magdalena, die berühmte Sünderin, begraben liege. Die Gelehrten haben aber entdeckt, daß die Magdalena, welche wirklich in der benachbarten Einöde lebte, eine Nonne aus dem Kloster von Saint Sacarie in einem benachbarten Dorfe war. Sie lebte im achten Jahrhundert, als die durch ihre Tapferkeit und ihren Glaubenseifer furchtbaren Sarazenen die Küsten des Mittelmeers beunruhigten. Die Küsten der Provence, wo man noch viele ihrer Gräber findet und jede Stelle nach ihren Lagern oder Zügen benannt ist, waren ihren verheerenden Einfällen vorzüglich ausgesetzt. Nach der Zerstörung des Klosters zu St. Zacharias flüchtete Magdalena, deren Genossinnen entweder niedergehauen oder in die Harems der Sieger fortgeschleppt worden waren, auf das nahe Gebirg, wo sie von Wurzeln lebte und das ganze Land durch ihre Frömmigkeit erbaute. Nach ihrem Tod wurde ihre Grotte geweiht und ihre Leiche zu Saint-Maximin beigesetzt. Es daß man zur Zeit der Kreuzzüge aus der Büßenden vom Baume die Sünderin in dem Evangelium machte. Man die Berggrotte zu einem Gotteshause um und legte den einer stattlichen Kirche über dem Grab der heiligen Kirche das man öffnete und woraus man sammelte, was von ihr dischen Hülle noch übrig war. Diese Reliquien wurden an die der Sünderin Magdalene zur Verehrung der Gläubigen gestellt.

Um die Provence vollkommen kennen zu lernen, muß man auch das Hochland bereisen. Aber da im Sommer Alles verbrannt ist, im Winter bald Alles mit Schnee bedeckt ist, so bietet nur wenig Wechsel der Ansichten dar.

Die Gebirgsbewohner (Cavaux) sind gegen die des niederen Küstenlandes was die Bäuerlein gegen ihre Nachbarn sind. Da sie größtentheils Hirten sind, so giebt ihre Lebensart auch Nahrung, die aus Milch und Käse besteht, ihrem Geist eine gewisse Schwere, die sie vor den andern Provencalen auszeichnet. Ihr Verstand ist etwas langsam, aber keineswegs schwach; der Gesittung sind sie sehr zurück. Mäßig und haushälterisch haben sie einen besondern Geschäftssinn; fast Alle, die in das Niederland der Provence herabkommen, finden durch ihre Betriebsamkeit Mittel sich zu bereichern, da sie von den einfachsten Bedürfnissen der Städter, unter denen sie sich ansiedeln, Alles wissen. Redlichkeit ist ihr besonderer Charakterzug, und man hat kaum ein Beispiel, daß ein Kaufmann oder Gewerbsmann vom Gebirge fallirt oder sein Wort gebrochen hätte.

Was die Bewohner der südlichen Provence betrifft, so haben sie mehr Analogie mit den Spaniern, als mit den Italienern; obgleich die Nachbarschaft und der häufige Verkehr mit den letztern sie eher diesen hätte nähern sollen. Wie der Spanier ist auch der Provençale unwissend, aber ohne Stolz; fromm aber ohne Fanatismus; der französische Sinn hat diesen alles südlichen Charakter gemäßigt. Er hat die spanische Gravität und den Ernst verräth eine gewisse Würde, selbst bei den niedern Klassen wie man sie bei den Plebejern Nordfrankreichs vergeblich suchen würde. Nie sieht man auf den Straßen das widrige Schauspiel Betrunkener; obgleich der Wein im Süden geistiger als der im Norden ist, auf jeden Fall mehr Alkohol hat. Oeffentliche Vergnügungsorte, an welche der Pariser seine Frau unbedenklich führt, werden hier von Frauenzimmern nicht besucht. Ueberhaupt darf man das geistreiche gesellige Leben von Paris hier nicht suchen; überall blickt die provençalische Unwissenheit durch. Wenn man mit den glänzendsten Damen sich unterhält, so wende man das Gespräch ja nicht auf die Literatur, wenn man sie nicht in große Verlegenheit setzen oder zum Stillschweigen bringen will. Wenn ihnen aber die Beleſenheit der Pariserinnen abgeht, so ersetzen sie diesen Mangel durch Ordnungsliebe und Sparsamkeit in die Haushaltung. Eine Frau in Paris will bloß ihre Launen, ihre Putzsucht befriedigen. Wenn man sich heirathet, ist man immer Gefahr, zu Grunde gerichtet zu werden. In der Provence darf Einer, wenn seine Sachen schlecht stehen, nur heirathen, und seine Gattin hilft seinem ganzen Hausstand auf durch Sparsamkeit auf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 326 und 327. 22 und 23 November 1829.

Die Königinhofer Handschrift. *)

Schwerlich dürfte das Ausland dasjenige Blatt seyn, welches uf diese treffliche Sammlung böhmischer Volkslieder zuerst hinweist, it die zweite von deutscher Uebersetzung begleitete Auflage vor einien Monaten in Prag erschienen ist. Indessen glauben wir unsern sern einen wesentlichen Dienst zu thun, wenn wir eine Probe aus nen zerstreuten Gesängen in die Reihe unsrer Mittheilungen aufehmen, und ihnen dadurch nicht nur einen Zeitraum der böhischen Geschichte vergegenwärtigen, der im Allgemeinen noch emlich unbekannt seyn dürfte, sondern zugleich ein Epos vorühren, das, weil es das Geschehene mit reinem und starkem inn auffaßt, oft kunst- und absichtlos die höchste Poesie erricht, und nicht selten an Joniens erhabenen Sänger wunderbar rinnert.

Nur durch einen Zufall wurden diese Denkmale altböhmischer Dichtung neuerer Zeit wieder an den Tag gebracht. Hr. W. anka hörte, als er im September 1817 bei einem Freund in öniginhof zu Besuche war, daß in einem niedrigen Gewölbe des irchthurms unter dem Musikchore ein Haufen Pfelle noch von er Zeit her aufgeschüttet liege, wo die Stadt von Zizca zerört wurde. Er wünscht die alten Waffen zu sehen, und stößt, dem er sie mit der Hand durchwühlt, auf ein Pergamene mit teinischer Schrift. Er entdeckt, daß die Sprache böhmisch ist, est, und findet zu seinem höchsten Erstaunen die Bruchstücke isher ganz unbekannt gewesener Nationallieder.

Die Handschrift wurde nach dem Zeugniß Sachkundiger in em Zeitraum zwischen 1290 und 1310, auf keinen Fall später, usgefertigt. Die Gedichte selbst scheinen zum Theil bedeutend lter zu seyn. Einige fallen sogar in die heidnische Zeit.

Wir beginnen mit Jaroslaw, indem wir diejenigen Auslassungen, welche das Raumverhältniß unsres Blattes nothwenig mit sich bringt, ihrem Inhalt nach jedesmal kurz andeuten.

Jaroslaw.

Ich berichť Euch festlich hohe Kunde
Von gewaltigen Kämpfen, wilden Schlachten;
Habet Acht, und sammelt Eu're Geister,
Habet Acht, und horcht der Wunderkunde!

In dem Land, wo Olmütz fürstlich waltet,
Hebt ein Berg sich, ein nur mäßiger Hügel,
Mäßig hoch, Hostainow ist sein Name;
Wunder wirket dort die Gottesmutter.

Lang' im Frieden ruhten uns're Lande,
Reichthums Fülle blühte lang' im Volke.
Doch vom Ost hob sich ein Sturm im Lande,
Hob sich um des Tatar-Chanes Tochter,
Die um Edelsteine Christenmenschen —
Um ihr Gold, um Perlenschmuck — erschlugen.

Kublajewna, schön wie Luna selbee,
Höret, daß es Lande giebt gen Abend,
Und viel Volk, das lebt in diesen Landen.
Macht sich auf, zu schau'n die fremden Bräuche.
Auf die Beine machen sich zehn Junker
Und zwo Fräulein auch ihr zum Geleite.
Was nur Noth, wird reichlich aufgehäufet,
Alle schwingen sich auf schnelle Rosse,
Ziehen hin, wohin die Sonne eilet.

Wie der Strahl des Frühroths herrlich schimmert,
Wenn er aufgeht über dunklen Forsten;
So in angeborner Schönheit glänzte
Und in Schmuckespracht Chan Kublay's Tochter.
Angethan war sie mit reichem Goldstoff,
Hals und Busen trug sie unverhüllet,
Reich bekränzt mit Steinschmuck und mit Perlen.

Solcher Schönheit staunten wohl die Teutschen,
Neideten ihr sehr die reichen Schätze,
Spähten nach der Fährte ihres Zuges,
Ueberfielen sie in Waldes Mitten,
Morden sie, und rauben ihre Habe.

Als Dieß hört Kublay, Chan der Tataren,
Was geschehn mit seiner theu'ren Tochter;
Sammelt er aus allen Landen Heere,
Führt die Heere, wo die Sonn' hineilet.

*) Königinhofer Handschrift. Sammlung altböhmischer lyrischepischer Gesänge. Aufgefunden und herausgegeben von W. Hanka, Bibliothekar des vaterländischen Museums. Verdeutscht von W. A. Swoboda. Prag 1829. (Mit beigedrucktem böhm. Text.)

Digitized by Google

Hörten Das die Könige im Westen,
Daß der Cham gen ihre Lande ziehe;
Und sie stießen Einer zu dem Andern,
Sammelten gewalt'ge Heerrsstärke,
Zogen dann zu Felde ihm entgegen.
Lagern sich in einer weiten Eb'ne,
Lagern sich, und harren da des Chanes.

Kubiay entsetzt seine Zaub'rer alle,
Sternenkund'ge Seher und Schwarzkünstler,
Zu erforschen, dann ihm zu verkünden,
Welchen Ausgang dieser Krieg wird nehmen.
Eilig sammeln sich die Zaub'rer alle,
Sternenkund'ge Seher und Schwarzkünstler;
Schreiten einen Kreis ab von zwei Seiten,
Einen schwarzen Stab entlang d'rein legend,
Den zerspellen dann sie in zwei Theile.
Kubiay nannten sie die eine Hälfte,
Und die zweite nannten sie die Fürsten;
D'rüber singen sie uralte Sprüche.
D'rauf die Stäbe heben an zu kämpfen,
Und der Stab des Kubiay hat gesieget.
Jauchzt darob die Menge alles Volkes,
Jeder eilet schnell zu seinen Rossen,
Und in Reihen stellen sich die Heere.

Nicht im Rath besprachen sich die Christen,
Jagten planlos gen die Heidenschaaren,
So mit Stolz, wie ihre Macht sie fühlten.
Da nun prallt die erste Schlacht zusammen;
Pfeile regnet's wie aus Wolkenbrüchen,
Speergekrach, gleich dem Getrach des Donners,
Schwerterblitze, gleich Gewitterflammen.
Beide Heere kräftig kühnen Muthes,
Eins dem andern wehrt den Schritt nach vorwärts.

Schon der Christen Obmacht drängt die Heiden,
Ja sie hätten ihrer sich erwehret;
Wenn von Neuem nicht die Zaub'rer kamen,
In den Händen die zerspellten Stäbe. — — —

Dieß schafft den Tataren den Sieg. Die Christen werden gänzlich geschlagen, und ihre Waffen auf dem Felde zerstreut, worauf der Dichter also fortfährt:

Also wurden hier die Tatarn mächtig,
Legten auf den Christen schwere Steuern,
Unterjochten sich zwei Christenreiche,
Kiew's alte Burg, das weite Nowgeod. —
Schnell durchfliegt der Schrecken alle Lande,
Alle Lande sammeln Volk zum Kriege;
Stellen auf vier starke Heereshaufen,
Und erwarten den Mordkampf mit den Tatarn.

D'rauf die Tatarn schwenkten sich zur Rechten.
Wie Gewitter, das mit Eieesschauern
Fetter Aecker Frucht droht zu zerschmettern;
So von fern hört man die Schwärme brausen. *)

Schnell in Rotten sammeln sich die Ungern,
Schnell bewaffnet treffen sie zusammen.
Doch umsonst war Heldenmuth und Mannheit,
All' umsonst ihr kühnes Widerstreben.
Mitten in die Reih'n die Tatarn brachen,
Und zersprengten all' die starken Heere,
Und verheerten Alles rings im Lande.

Jetzt entwich den Christen alle Hoffnung,
Jammer herrschte über allen Jammer.
Und sie beten kläglich auf zur Gottheit,
Zu erlösen sie vom Grimm der Tatarn:

„Steh', o Herr, steh' auf in deinem Zorne,
Schirm' uns vor den Drängern, den Verderbern.
Unsre Seele wollen sie verderben,
Uns umringend wie die Wölfe Lämmer."

Eine Schlacht, die zweite ward verloren,
Schon in Polen breiten sich die Tatarn,
Näher, näher zieh'n sie allverwüstend,
Dringen wüthend schon heran gen Olmütz.
Härt're Noth erstehet in den Landen;
Nichts war frei und sicher vor den Heiden.

Einen Tag, zwei Tage ward gekämpfet,
Und der Sieg neigt sich zu keiner Seite.
Sieh' da wächst und wächst der Heiden Anzahl,
Wie im Herbst die Abendschatten wachsen.
In der Brausefluth der wilden Tatarn
Schwankt das Christenhäuflein mitten inne,
Strebt mit Macht hinan zu jenem Hügel,
Wo die Gottesmutter Wunder schaffet. — — —

Unter der Anführung Wenzlaws erstürmt das christliche Heer diesen Hügel und verschanzt sich dort durch Wall und Graben.

Auf den Wällen standen rings die Christen;
Muth flößt ihnen ein die Gottesmutter.
Spannen kurtig ihre straffen Bogen,
Schwingen kräftig ihre scharfen Schwerter;
Und die Tatarn, ha! sie mußten weichen.

Da ergrimmt das wilde Volk der Tatarn;
Finster grollt ihr Chan in grimmem Zorne.
In drei Treffen theilet sich das Lager,
In drei Treffen stürmen sie zum Hügel.
Und die Christen fällten zwanzig Stämme —
Alle zwanzig, wie sie dort gestanden —
Wälzten dann sie an den Rand des Walles.

Und die Tatarn stürmen schon die Wälle,
Furchtbar brüllend, daß die Wolken dröhnen,
Fangen an den Wall schon zu erschüttern.
Da die Stämme stürzen sie vom Walle;

*) Umgekehrt nennt der türkische Dichter Vaki den Regen: „rollend reißend wie ein Schwarm Tataren."

Die zerquetſchten wie Gewürm die Tatarn,
Weit im Flachgefild ſie noch zermalmend.
Lange ward mit wilder Wuth gekämpfet,
Bis die finſt're Nacht den Kampf geendet.

Aber — ach um Gott! — den Helden Wneslaw,
Wneslaw ſtürzt ein Pfeil vom Wall hernieder!
Grimmer Schmerz zerreißt die bangen Herzen,
Grimmer Durſt verſengt die Eingewaide;
Thau vom Graſe leckt der dürre Gaumen.
Nächt'ge Kühle folgt der Abendſtille,
Nacht verwandelt ſich in Morgengrauen;
Doch im Tatarnlager bleibt es ſtille.

Es erglüht der Tag zum heißen Mittag;
Hin in Durſtesqual die Chriſten ſanken,
Oeffneten die ausgedorrten Lippen,
Heiſer ſingend zu der Gottesmutter,
Hoben auf zu ihr die matten Blicke,
Rangen klagend ihre müden Arme,
Blickten kummervoll empor zum Himmel.

„Nimmer möglich iſt's, im Durſt zu ſchmachten,
Nimmer möglich uns, vor Durſt zu kämpfen.
Wem ſein Wohl, wem theuer Leib und Leben,
Der mag Gnade bei den Tatarn ſuchen!" —
Alſo ſprachen Dieſe, alſo Jene. —
„Tod im Durſt iſt ſchlimmer als im Schwerte;
In der Knechtſchaft wird uns g'nug des Waſſers.
Mir nach, wer ſo denkt" — ſo rufet Beſton, —
„Mir nach, mir nach, Wer vor Durſt verſchmachtet!"

Wratislaw ſpringt auf mit Stiereskraft,
Faßt den Beſton bei den ſtarken Armen,
Spricht: „Verräther, ew'ge Schmach der Chriſten!
Wack're willſt du ins Verderben ſtürzen?
Nur von Gott hofft Gnade man mit Ehren,
Nicht in Knechtſchaft von den wilden Tatarn.
Wollt nicht, Brüder, rennen in's Verderben!
Ueberſtanden iſt die grimmſte Schwüle;
Gott hat uns geſtärkt in Mittagsgluten,
Gott ſchickt Hülfe, wenn wir ihm vertrauen.
Schämt Euch, Männer, ſchämt Euch ſolcher Reden,
Und Ihr wollet Euch noch Helden nennen?
Wenn vor Durſt wir auf dem Berg vergehen,
Fallen wir von Gott verhängten Todes;
Wenn dem Feindesſchwert' wir uns ergeben,
Haben Mord wir an uns ſelbſt begangen.
Gott ein Gräuel iſt das Joch der Knechtſchaft,
Sünd' iſt's ſelbſt in's Joch den Hals zu beugen.
Mir nach, Männer, kommt, die ſo Ihr denket,
Mir nach vor den Thron der Gottesmutter!"

as Heer ſtürzt Wratislaw zur heiligen Capelle nach, und ver-
t mit ihm ſein Flehen um Rettung.

Sieh', ein Wölkchen dort am heißen Himmelt
Winde wehen, furchtbar rollt der Donner,
Wetternacht verfinſtert rings den Himmel.
Schlag auf Schlag der Blitz in Tatarnzelte;
Regenguß belebt die Bergesquelle.

Weicht der Sturm. — Da ſchaaren ſich die Heere;
Rings aus allen Landen, allen Gauen,
Hin gen Olmüz flattern ihre Banner.
Wucht'ge Schwerter hängen an den Seiten,
Volle Köcher raſſeln an den Hüften,
Blanke Helme auf den muth'gen Häuptern,
Unter ihnen ſpringen munt're Roſſe.

Da erſchallen laute Hörnerklänge,
Schmetternd dröhnen laute Trommelſchläge.
Beide Heere ſtürzen an einander.
Nebel ſteigen auf, Staubwolken ziehen,
Und die letzte Schlacht war noch viel heißer.
Lärm ertönt, Geklirre ſcharfer Schwerter,
Und Gezüſche giftgetränkter Pfeile,
Speergekrach, Gepraſſel ſcharfer Spieße;
Und da war rings Hauen und rings Stechen,
Und da ſcholl rings Jammer und rings Jubel. — — —

Nach einem heißen Kampf gewinnen die Tatarn die Oberhand:

Wehe, Lärm entſtehet, kläglich Stöhnen!
Weh, zur Flucht ſchon wenden ſich die Chriſten,
Tatarn ihnen nach in wildem Toſen.

Ha! Jaroslaw ſteugt heran, ein Adler!
Harter Stahl umſchirmt die Bruſt des Starken,
Unter'm Stahle Heldenkraft und Kühnheit,
Unter'm Helm das ſcharfe Feldherrnauge,
Heldenkraft ſprüht aus dem Feuerblicke.
Wuthentbrannt, wie der gereizte Löwe,
Wenn er friſches warmes Blut erblickte,
Wenn er ſchuſſeswund nachſtürmt dem Jäger;
So ergrimmt ſtürmt los er auf die Tatarn.

Nach die Böhmen ihm wie Hagelwetter.
Wüthend ſprengt er auf den Sohn des Kubiay,
Und ein grimmig heißer Kampf beginnet.
Prallen mit den Speeren an einander,
Sie zerſplittern Beiden mit Gepraſſel.
Jaroslaw, ſammt Roß in Blut gebadet,
Faßt mit ſeinem Schwert den Sohn des Kubiay,
Spaltet von der Schulter quer die Hüfte,
Daß er leblos ſinket zu den Leichen.
Ueber ihm der Köcher dröhnt und Bogen. *)

*) Ἀραβησε δε τευχε ἐπ' ἀυτῳ! Der kleinen, in einzelnen Worten und Bildern beſtehenden Erinnerungen an Homer, wie gegenwärtige, kommen in „Jaroslaw" gerade weniger vor, als in andern Gedichten, z. B. in dem Geſange von „Zaboj, Slawoj, Ludek;" daß aber in der Auffaſſung des Großen und Ganzen in der Erzählungsfülle des Dichters, die ſo unerſchöpflich iſt, als der Gegenſtand, den er beſchreibt, und die uns eben, wenn wir aus dem Kampfgewühl endlich heraus zu ſeyn glauben, wie ein daher brauſender Strom noch einmal erfaßt, und noch tiefer in das Toben und Morden der Schlacht wirft, und

Da erschrickt das wilde Volk der Tatarn,
Wirft von sich die lachterlangen Spieße,
Und da rennt, Wer nur vermocht' zu laufen,
Hin, von wannen hell aufgeht die Sonne.
Und vom Tatargrimm' war frei die Hana. —

(Schluß folgt.)

Auswanderers- und Pflanzersleben am Missuri. *)

Ein Landwirth (farmer), der in Pensylvanien oder Virginien sein Besitzthum unter vortheilhaften Bedingungen verkauft hat, wendet wie instinktmäßig seinen Blick nach den westlichen Staaten, nach den zum Stromgebiete des Mississippi gehörigen Ländern. Gewöhnlich macht er zuvor eine Prüfungsreise, wenn er nicht durch zuverlässige Freunde bereits hinreichend unterrichtet ist. Er läßt vorläufig seine Familie zurück und reiset zu Pferde, um sich umzusehen, meist in Gesellschaft anderer Personen, die denselben Zweck haben. Dieß geschieht im Frühlinge oder auch im Herbst. Nach der Rückkehr wird der Auswanderungsplan näher besprochen und stets im Spätjahr, wegen des anhaltenden günstigen Wetters, ausgeführt.

Es wird ein großer Frachtwagen (nach dem Bedürfnisse der Familie mehrere) mit dem Hausrathe beladen und zwar so, daß ein bedeckter Raum für die Personen übrig bleibt. Dem Hausrathe werden Zelte und Victualien beigefügt, Vorräthe von geräuchertem Schweinefleisch, Bohnen, Erbsen, Reis, Mehl, Käse und Obst; auch für die erste Woche Brod, und für die Pferde Mais. So wird die Wanderung begonnen. Oft fährt der Eigenthümer mit seiner Frau und den Kindern in einem besondern Wagen, oft in einer Kutsche, oft reitet er. Hat er männliche Sclaven, so macht einer von diesen den Fuhrmann, sonst er selbst oder irgend ein Glied der Familie; und auf der ganzen vielleicht mehr als 400 Stunden weiten Reise wird nun an Einkehren durchaus nicht gedacht. Während Mittags die Pferde gefüttert werden, geräth auch die Küche in Bewegung. Man wählt den Ruheplatz in der Nähe einer Quelle oder eines Baches und sucht den Schatten oder das Freie, je nachdem das Wetter dazu einladet. Es wird schnell ein Feuer angezündet und die Hauswirthsarbeit geht fort wie in der Heimat. Bedarf man irgend Etwas, Kochgeschirr oder Victualien, so wird in der Nähe eines Ansiedlers Halt gemacht und es werden (zumal bei unfreundlichem Wetter) Zelte aufgeschlagen. Ein Theil des Personals beschäftigt sich mit den Hausthieren (denn wenn die Reise nicht zu groß ist, wird auch das Rindvieh mitgenommen), ein anderer mit der Küche und zuletzt wird das Nachtlager bereitet. Wo der Zug übernachtet, sind die Leute zuvorkommend in Gewährung Dessen, was man verlangt. Hausgeräthe werden gegen Victualien zu billigen Preisen verkauft, und dem Rindvieh den Pferden Waideplätzen angewiesen, wenn man nicht vorzieht sie im Freien weiden zu lassen. Das Letztere hat seine Schwierigkeiten. Gewöhnlich ist es nur nöthig, dem Heerdenführer eine Glocke umzuhängen und ihm durch eine Fessel an den Füßen das Laufen zu erschweren. Die Thiere sind müde und hungrig und werden nicht leicht eine gute Grasung verlassen; auch nicht ein abgerichteter Hund bald auf ihre Spur leiten. Indeß gibt es doch Fälle, daß sie jeden Augenblick der Freiheit benützen, um zurück zur Heimat zu rennen. Keine Entfernung und kein Hinderniß hält sie dann ab, und geradezu, mitten durch unermeßliche Bedingungen, wissen sie ihre alte Hofstelle wieder zu finden. Sie nehmen jedoch mehr Anstand, die großen Ströme zu durchschwimmen, als Rindvieh. Deshalb findet man in dem Winkel, wo der Missuri und der Mississippi sich vereinigen, eine Menge herrenloser Pferde, welche von den obern Pflanzungen entlaufen sind, um zu ihrer alten Heimat, Kentuky, Ohio, Virginien zurückzukehren.

Den reisenden Familien steht von Ende des Monats April an bis zur Mitte des Decembers kein Hinderniß entgegen. In dem östlichen Alleghanygebirge bis zum Missuri fehlt es an bewohnten Plätzen, wo man sich mit Lebensbedürfnissen versehen kann. Die Gefahr vor Räubern ist fast unbekannt, und es giebt kein Beispiel, daß ein solcher Familienzug angegriffen worden ist. Die Wege sind überall von der Art, daß Frachtwagen leicht durchkommen. Uebrigens ist der so reisende Amerikaner mit einer guten Axt versehen, und einzelne schlechte Stellen besert er in der Geschwindigkeit aus oder er bahnt sich einen Umweg durch den Wald. Ein Aufenthalt von wenigen Stunden ist für Den von keinem Belang, der auf der Reise kaum mehr verzehrt als zu Hause. Wahrlich ich hätte gewünscht, auf eine ähnliche Weise reisen zu können. Ich mußte, wie von einzelnen Personen, z. B. von Kaufleuten, überall geschieht, mich immer an die Wirthshäuser halten. Jeden Abend war aus dem Kasten auszupacken und den andern Morgen wieder einzupacken. Von gleichen Störungen kennt eine wandernde Haushaltung nicht. Sie hat immer dieselben Betten und für die ganze Reise dieselbe Bedienung. Die besten Gasthöfe können dafür nicht entschädigen.

Sobald die wandernde Familie auf dem Boden, der zum Wohnsitzes angelangt ist, wird auf der Stelle, wo die Hütte stehen sollen, Halt gemacht und eine Umzäunung errichtet, um der Hand zum Schutz des Hausrathes und der Zelte, die für längere Zeit aufgeschlagen werden, und solcher Stämme in der Nähe anderer Ansiedlungen, gegen das fremde Vieh nicht bedürfen. Daselbst werden auch die Kälber eingesperrt, um die frei herumweidenden Kühe zu fesseln, welche alsdann regelmäßig zurückkehren und, ohne die geringste Wartung und Pflege, die Familie beständig mit Milch und Rahm versorgen. Die Wahl des Hausplatzes wird vorzugsweise durch die Nähe einer Quelle oder eines Baches bestimmt. Ueber die Quelle wird

nimmer und nimmer sich zur Ruhe giebt; — daß endlich in der großartigen Oekonomie, mit welcher Jarcslaw so lang unserem Blick entzogen bleibe, bis sich ein Schauplatz gestaltet hat, würdig genug, den höchsten Helden zu tragen: daß in all Diesen ein Geist sich ausspreche, der oft mehr an Homer erinnert, als die geglätteten Schlachtgemälde Tassos oder Virgils, möchte wohl kaum zu bestreiten seyn.

*) Fortsetzung der Auszüge aus Dudens Reise in die westlichen Staaten von Nordamerica.

eine kleine Hütte aufgeführt, theils um sie vor Verunreinigung zu schützen, theils um an dieser kühlen Stelle Milch, Butter und Fleisch aufbewahren zu können.

Die nächste Sorge ist nunmehr, ein Wohnhaus zu bauen, wird jedoch meist Anfangs nur an ein stallähnliches Gebäude gedacht, um einstweilen unter Obdach zu kommen. Für die Nacht wird ein zweites errichtet, sodann ein drittes als Scheune, ein viertes, kleineres, als Rauchhaus. Die Baumstämme werden in der Nähe gefällt und von Pferden oder Ochsen herbeigeschleppt; das Holz wird nicht behauen. Die Aufrichtung geschieht mit Hülfe der Nachbaren, wenn die Hände der Familie nicht ausreichen. Gebäude von dieser Art erfordern übrigens nicht mehr als vier oder fünf Personen. Für Thüren und Fußboden werden Bretter ausgesägt, und gerade Bäume zu Zäunen gespalten, wozu Eschen und Hackberry's (celtis crassifolia) sich besonders eignen. Der Heerd sammt Schornstein wird auf einfache Weise von Holz aufgeführt, unten mit einer Mauer ausgekleidet, oben mit Lehm bestrichen. Wenn der Schornstein einen halben Fuß höher ist, als das Dach, so hat man vom Brand auch Nichts zu befürchten. Die Feuersgefahr hängt von der Beschaffenheit der Mauer und der Lehmbekleidung ab.

Wer eine solche Wohnung verachtet, der kennt das Clima in Missuri nicht. Ich bin in manchen gewesen, wo Reinlichkeit und gute Möbel dem Ganzen ein durchaus gefälliges Aussehen gaben. Viele Familien wünschen keine andere, ob sie gleich sonst im Ueberfluß leben. Was ich daran zu tadeln habe, ist, daß, da sie gewöhnlich keinen Keller enthalten (den die Hütte um die Quelle vertritt), im Sommer aus der Dammerde unter dem rohen Fußboden ein Modergeruch aufsteigt, der zwar selten die Nase belästigt, aber offenbar die Gesundheit gefährdet. Ein von einem Schreiner verfertigter Fußboden schützt vollkommen dagegen. Wer so Viel nicht verwenden will, der kann sich dadurch helfen, daß er die Dammerde von der Baustelle fortschafft oder daß er das zur Lichtung gefällte Holzwerk darauf verbrennt.

Ist dieses Baugeschäft zu Ende, was kaum zwei bis drei Wochen erfordert, so befindet sich die Familie schon heimisch, und alsdann ist es an der Reihe, Ackerland urbar zu machen. Gewöhnlich beginnt man damit, den ausersehenen Strich zu umzäunen, um ihn vorerst als eine geschlossene Waide zu benützen. Es ist überaus anlockend, sich in Gegenden anzusiedeln, wo man so überaus frei in der Auswahl ist, wo man die Carte in der Hand die schöne Natur Hunderte von Meilen weit durchstreifen kann, um die Gestalt des Bodens und dessen Bekleidung in Wäldern und Wiesen nach Lust und Gefallen auszusuchen. Hier ist das Angenehme mit dem Nützlichen durchaus vereinbar. Die Lage an anmuthigen Hügeln, bei nie versiegenden Quellen, an den Ufern kleiner Flüsse, in der Nähe ihrer Mündung in die großen Ströme: dieß Alles hängt ganz von der Willkür des Ansiedlers ab, ohne daß der Preis in Betracht kommt. Und was vielleicht noch mehr ist, man kann das Clima auswählen. Von dem mexicanischen Meerbusen bis zu den canadischen Seen — eine Strecke, wie von Deutschland bis nach Africa, innerhalb welcher man überall bereits auf mehr oder weniger Niederlassungen stößt — steht dem Ansiedler Nichts im Weg. Als vor einigen Jahren die Länder westlich des Mississippi plötzlich aufgeschlossen wurden, fielen Schaaren von Speculanten darüber her. Die Preise wurden zu hoch getrieben und die Folge war, daß sie später unter den wahren Werth herabsanken. Noch jetzt sind sie sehr niedrig *) und es lassen sich herrliche Striche den Morgen für 2½ bis 4 Doll. ankaufen, welche früher kaum für 7 bis 8 Doll. zu haben waren. Freilich trugen auch die Getraidepreise während der europäischen Kriege zu ihrer Höhe bei.

Nichts kann verkehrter seyn, als die europäischen Vorstellungen von der Schwierigkeit der Verwandlung des Hochwaldes in Ackerland. Selbst Volney spricht von vier Jahren, welche der Pflanzer bedürfe, ein kleines Ackerfeld zu lichten (clear). Zur Kritik aller niederschlagenden Schilderungen bemerke ich bloß, daß hier, wo der Taglohn 62½ Cents beträgt, die ganze Arbeit an einem Morgen die kleine Summe von 6 Doll. (14 fl. 24 kr.) nicht übersteigt; vorausgesetzt, daß das Stück vier bis sechs Morgen groß sey. Sonst würde die Umzäunung, welche inbegriffen ist, verhältnißmäßig zu Viel kosten. Damit ist das Feld vollkommen fertig für den Pflug. Wer durch eigene oder jahrweis gedungene Sclaven arbeiten läßt, hats noch viel wohlfeiler. An Entwurzelung der Bäume ist dabei freilich nicht zu denken. Ein solches Unternehmen würde hier belacht werden. Nur Kräuter und Stauden werden mit den Wurzeln weggeschafft. Haide giebt es hier nicht, auch keine Haidelbeerarten (wohl aber in andern Theilen der Freistaaten); dagegen sind an den baumleeren Stellen hin und wieder viele Haseln und Brombeerstauden. Dicke Bäume werden nicht einmal niedergehauen. Nur Bäume von einem Fuß und noch weniger im Durchmesser werden gefällt, und zwar so nieder, daß die Rümpfe den Pflugschwengel nicht berühren. Alle dicken Bäume werden bloß getödtet, d. h. rund umher bis auf das Holz eingekerbt, wodurch die meisten in etwa vierzehn Tagen absterben, so daß sie dem Boden Nichts mehr entziehen, und ihn auch nicht mehr beschatten. Ich sage die meisten; dahin gehören alle Eichenarten, die Eschen und die Wallnußbäume. Bei Linden muß die Rinde in einiger Ausdehnung abgelöst werden, und andere giebt es, die erst im dritten Jahre absterben, z. B. die Platanen und der in den Thälern häufige Baumwollenbaum (populus Canadiensis). Indeß wird durch das Einkerben

*) Der Preis des Landes in dem Canton Montgomery im Staat Missuri, wo der Verfasser sich ankaufte, betrug 1¼ Doll. (3 fl.) per Morgen (160 Quadratruthen) baar zu bezahlen. Um diesen Preis, versichert er, könne man auch in Illinois und Indiana genug guten Landes kaufen, nur nicht gerade an den schiffbaren Flüssen. In dem südlichen Theile dieser beiden letztern Staaten sey aller an schiffbaren Flüssen gelegene vor Ueberschwemmung sichere Boden erster Ordnung längst Privateigenthum und koste 4 bis 6 Doll. (9 fl. 30 kr. bis 14 fl. 24 kr.) Er warnt bei dieser Gelegenheit vor dem Irrthum, das Ackerland in der Nähe der Städte für wohlfeil zu halten, weil in einiger Entfernung noch ausgedehnte Landstriche zu haben seyen. „Es ist nicht selten," sagt er, „daß die Aecker an den Straßen mit 100, 200 300 Doll. der Morgen bezahlt werden. Dieß gilt namentlich von der Stadt S. Louis, welche ich als eine der energischsten vorzugsweise anführe."

ihr Leben gleich so geschwächt, daß sie der Ernte kaum Eintrag thun. Da der Mais, die Baumwolle, der Tabak, die Pataten ꝛc. nur in bedeutenden Zwischenräumen gedeihen, so schaden die dürren Bäume fast gar nicht. Dicke Bäume stehen selten so dicht, daß sie den räderlosen Pflug hindern, und die dünnern werden, wie gesagt, niedergehauen.

Wenn so für die Ernte gesorgt ist, können die dürren Bäume vor und nach als Brennholz benützt werdrn. Jedoch pflegt man auch schon beim Errichten der Gebäude an die für drn Acker bestimmte Stelle zu denken und vorzugsweise dort das Bauholz auszuwählen. Was für die Umzäunung paßt, wird gleichfalls niedergehauen. Die Stümpfe vermodern bald und sind in zwölf bis fünfzehn Jahren ganz verschwunden. Immerdin werden zwar manche Stämme von Winden und Fäulniß zu Boden gebracht. Allein die Saat leidet davon wenig, und daß Unglück dadurch entstehen könnte, das kommt nie und nirgends in Betracht. Dafür giebts zu viel abgestorbene Bäume in den Wäldern. Bei jedem starken Winde, bei anhaltender Hitze ohne Regen und bei heftigem Regen — was Alles die Lösung der Wurzeln befördert — hört man innerhalb vier und zwanzig Stunden oft mehr als fünfzig Stämme, in größerer oder geringerer Entfernung von der Hofstelle, zuweilen unter furchtbarem Getöse, zusammenstürzen; und dennoch weiß man kaum ein Beispiel, daß im Freien lebende Hausthiere dadurch verletzt worden sind. Ihre Aufmerksamkeit, besonders die der Pferde, ist aber auch bewunderungswürdig. Bei stürmischem Wetter scheinen sie die Nähe dürrer Bäume zu meiden, und wenn sie alsdann gereiten oder zur Feldarbeit gebraucht werden, so macht das geringste Krachen sie unruhig. Uebrigens sind auch die Menschen bei heftigem Winde so sorglos nicht, und die Arbeiten zwischen dürren Bäumen werden verschoben.

Höchst selten soll Kälte die Arbeit im Freien mehr als zwei Tage nacheinander unterbrechen. Wo Pferde, Rindvieh, Schweine, die zartesten Kälber nicht ausgenommen, ohne Stallung überwintern, kann die Witterung nicht sehr rauh seyn. — Merkwürdig ist, wie alle diese Thiere sich so schnell an ihre Hofstelle gewöhnen. Milchgebende Kühe werden freilich durch die eingesperrten Kälber gefesselt. Deshalb gilt auch beim Verkauf einer solchen Kuh das Kalb als Zugabe und nie werden Kälber geschlachtet; Dieß geschieht zugleich aus dem Grund, weil sie ohne Pflege und Kosten aufwachsen. In den ersten Monaten kehren die Kühe wenigstens zweimal zu ihren Jungen zurück und zwar zu bestimmten Zeiten. Oft warten sie Stunden lang an der Umzäunung, bis das Thor sich öffnet. Ein Theil der Milch wird ihnen dann abgenommen und mit dem andern Theil werden sie zu den Kälbern gelassen. Nachher werden sie wieder ins Freie getrieben, um ihr Futter selbst zu suchen, was ihnen nicht schwer wird. Ist die Erde mit Schnee bedeckt, so fressen sie die zarten Zweige der mancherlei Stauden; bei solchem Wetter öffnet man ihnen auch die Felder, damit sie die Stauzel und Blätter des abgelesenen Mais verzehren. Das übrige Rindvieh nimmt Theil daran, und es werden ihm jetzt gleichfalls einige Maskörner vorgeworfen. Dasselbe soll indeß ohne alle Spende der Menschen überwintern können. Eben so auch die Pferde. Die Schweine finden stets so Viel in den Waldungen, daß sie ganz [illegible] und sie lassen sich deswegen im Sommer nicht oft sehen. Sobald es kalt wird, kehren sie zur Hofstelle zurück, auch wenn sie auch mehrere Monate lang ausgeblieben. Auch [illegible] man dann Mais, mehr, um sie an den Ort zu fesseln, als sie zu ernähren. Nur diejenigen, welche zum Schlachten bestimmt sind, pflegt man in Verzäunungen zu sperren, und zur schnellen Vermehrung des Gewichts reichlich zu füttern. Kleine Gaben Salz sind für Pferde und Rindvieh ein ganz wirksames Köder. Sobald aber die Pferde oder Ochsen zur Arbeit gebraucht werden, wird ihnen Futter gereicht, wenn auch nur als Ersatz für die verlorne Waldezeit. Zehn bis zwölf Maskörner geben für ein Pferd ein volles Maß, und sechs und dreißig werden für den ganzen Tag genug seyn, ohne daß Heu oder Streu nöthig wäre. Hundert solcher Aehren mögen auf einem Acker geben, und fünfzig bis sechzig Bushel ist der gewöhnliche Ertrag eines einzelnen Morgens. Ein Bushel Mais, das heißt 56 Pfund Körner ohne die Aehrenzapfen, wiegt gegen 75 bis 80 Pfund.

Die Art, wie die Hausthiere zurückzukehren gewöhnt werden, besonders für den Europäer, die überraschendste. Rindvieh und Pferde folgen der Glocke des Heerdirrers. Nur die Kühe, welche Kälber haben, machen eine Ausnahme. Von einem lauten Hundegebelle in der Nähe der Hofstelle werden diese jeder Zeit angezogen. Oft sieht man sie aus den Wäldern in größter Bestürzung herbeieilen und sich nicht eher beruhigen, bis sie ihre Jungen unversehrt wissen. Abends legen sie sich an die Außenseite des Zauns, während die Kälber dicht an der Innenseite lagern. Die Pferde erscheinen an heitern Tagen im gestrecktesten Laufe, mit kühnen Sprüngen, nachdem der Hufschlag sie schon lange vorher angekündigt hat. Sie spielen dann in fröhlichem Muthwillen fort, bis ihnen etwas Futter oder Salz gegeben wird. Manchmal erblickt man nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten plötzlich mehrere Mutterschweine mit Schaaren von Jungen, wodurch das Vermögen des Landwirths vermehrt wird, ohne daß er es ahnete.*)

So lange der Ansiedler nicht hinreichendes Fleisch von einheimischen Hausthieren hat, hält ihn die Jagdbüchse im Vorrath. Das Fleisch der Hausthiere kann zwar hier nicht theuer seyn, weil oft das Pfund Ochsenfleisch nur 1½ Cents, und das Schweinefleisch bloß 2 Cents (3 Kreuzer); aber es giebt so viel Wildpret, Hirsche, Truthühner, Feldhühner, Tauben, Enten, Schnepfen ꝛc., daß ein guter Schütze ohne alle Anstrengung den Bedarf einer großen Familie bestreitet. In den ganzen [illegible] nigten Staaten ist Jagd und Fischerei völlig frei, und [illegible]

*) Jeder ordentliche Pflanzer besitzt ein Merkzeug, womit er [illegible] Vieh (die Pferde ausgenommen) an den Ohren zeichnet, [illegible] wovon ein Abdruck auf der Canzlei des Bezirksgerichts (County-court) aufbewahrt wird. — Die Schweine leiden bisweilen an einem Uebel, welches die Nierenwurmkrankheit heißt, wobei ihnen ein mehrere Zoll langer und etwa zwei [illegible] Wurm das Zellgewebe um die Nieren durchfrißt. Auch sind Beispiele, daß Kühe giftige Milch gaben, deren Genuß tödtliche Zufälle erregte.

unten Orten kann ein Jeder *) jagen, wie und wenn es ihm lt, mit Hunden, mit Netzen, mit Schlingen, mit Büchsen. kleines Wildpret wie auf großes. Die Hirsche, deren es Missuristaate zwei Arten giebt (Cervus Virginianus et Canensis), sind meist sehr fett. Das Fleisch ist wohlschmeckend. in selten nimmt der Jäger den ganzen Körper mit. Er bezt sich mit der Haut und den Hinterschenkeln und hängt den an einen Baum, damit irgend ein Anderer, der Lust hat, einen Braten holen könne. Truthühner trifft man in Heervon zwanzig bis sechzig Stück. Sie sind besonders gegen hnacht sehr fett. Sie müssen wenigstens 15 Pfund schwer , sonst würde sie der Schütze nicht einmal mit nach Haus men. Man kauft sie das Stück für 12½ Cents **). Der on ist hier nicht mehr zu sehen; er hat sich weiter nach We- und nach Norden gezogen. Bären spürt man zuweilen noch. er Wölfe hörte ich fast jeden Abend heulen, und dennoch gehen Schafe ohne Hirten umher. Der Landmann leidet durch reide Thiere so wenig als durch Räuber und Diebe. Indeß rd geklagt, daß gegen Ende Aprils bis zur Hälfte Mais die rkel von den Wölfinnen, die um diese Zeit werfen, gefährdet en.

Obgleich die Pferdezucht hier so leicht ist, so sind die Pferde ch ziemlich theuer, weit theurer als im Ohiostaat. Ein starZugpferd wird oft mit 80 bis 100 Doll. bezahlt. Es ist unglich, alle Vortheile der Natur so schnell zu benützen. Die tter kostet in New-Orleans gewöhnlich über ½ Doll. das Pfd. dennoch hat dieser hohe Preis bisher nur wenige Sendun aus dem Missuristaat veranlaßt. Die Wasserstraße ist zwar genug; allein, um viel Milch und Butter zu ziehen, müßte s Vieh wenigstens zuweilen in Ställen gehalten werden, was der ersten Ansiedlung unthunlich scheint. Getraide, insdere Mais, und gesalzenes Fleisch wird mit großem Gewinn New-Orleans abgesetzt. Die Boote werden ohne Schwierigt am Strand des Missuri verfertigt. Wer da weiß, daß die nder an und in dem Golf von Mexico jährlich viele Ladungen Viktualien, Butter, Käse, Schinken und Mehl aus Europa ziehen, der kann hier keinen schlechten Markt fürchten. Nach den werden auch die meisten Pferde verkauft. Das bloße mmein der Ginsengwurzeln könnte eine Familie reichlich erren, der andern mannigfaltigen Medicinalgewächse gar nicht gedenken. Allein man findet auf andere Art bequemer zu je. Selbst Mohn- und Rüböl wird noch nicht gezogen, wofür Clima und der Boden doch so überaus günstig wären. Für wanderer aus den Rheingegenden ist Nichts wichtiger als Weinbau. Wegen eines schnellen Absatzes und guter Bezahlung dürfen sie nicht besorgt seyn. Die Americaner betrachten den Weinbau als eine Nationalsache, indem sie sagen, die alte Welt habe ihnen außer dem Wein Nichts mehr zu bieten. Sie verstehen indeß gar Nichts vom Weinbau. Die Abkömmlinge der Briten konnten ihn von ihren Voreltern nicht lernen, weil er diesen selbst fremd war. Daß aber die Nachkommen der Franzosen, Schweizer und Deutschen darin eben so unerfahren sind, ist daher zu erklären, daß die erste Generation in der Bemühung für nähere Bedürfnisse zu sorgen volle Beschäftigung fand; sie starb weg, ohne Weinberge anzulegen, wodurch allein ihre Kunde auf die Kinder hätte übergehen können. Es sind zwar hin und wieder Versuche gemacht worden, z. B. zu St. Louis und zu St. Charles, jedoch so, daß die Anlagen bald Wäldern glichen und kein Sonnenstrahl zu den Trauben durchzudringen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sclaven ist es jedoch untersagt, Waffen zu tragen, worauf aber nicht streng gehalten wird.

**) Für 1 Doll. wöchentlich ist Kost und Wohnung zu haben. Der Unterhalt eines Pferdes geht dabei gewöhnlich frei durch. Ein solcher Ueberfluß erklärt auch die Gastfreundschaft, welche in den meisten Familien herrscht. Wo ein Haus ist, kann man auf Obdach und Bewirthung rechnen und selten wird ein Landwirth von einem Mitbürger Bezahlung annehmen, geschweige fordern.

Miscellen aus dem Gebiete der Naturkunde.

Capitän Gerard, der das Himmelsvagebirge, um Messungen anzustellen, durchforschte, stieg zu einer Höhe von 19,600 Fuß empor, also 400 Fuß höher, als Humboldt auf den Anden kam. Der letzte Theil von Capitän Gerards Weg ging auf einer gegen den Horizont in einem Winkel von 42° geneigten Ebene, welche mithin steiler anstieg, als Humboldt auf längere Dauer zu erklimmen möglich hielt.

Hr. Passalacqua hat eine Quantität Getreide in einem egyptischen Grabe gefunden, welches genau durch die HH. Julien Fontenelle, le Baillif und Kunth untersucht wurde, die es für gemeinen Weizen erklärten. Hr. Raspail indeß weicht von diesen Naturforschern ab, und hält sich überzeugt, daß es Gerste sey, welche einer beträchtlichen Hitze ausgesetzt war. Frische Gerste, welche er dörrte, bekam ganz dasselbe Aussehen, wie dieses egyptische Getreide. Zugleich mit der Gerste war einiges, wahrscheinlich ungesäuerte Brod gefunden worden. Hr. Raspoil vermuthet, daß der Ort das Grab eines hohen Priesters gewesen, und bezieht hieher die Stelle Levit. II. 14, 15, in welcher befohlen wird zu opfern: „grüne Kornähren am Feuer gedörrt, und jedes Korn aus der vollen Aehre geklopft." Einiges egyptische Getreide im Museum des Königs von Frankreich ist jedoch gewiß Waizen, untermischt mit einigen gedörrten Gerstenkörnern. Proben des Brodes, in diesem Museum, gleichen dem von Hrn. Passalacqua gefundnen.

Wenn man das dritte Eiland passirt hat, sagt ein Reisender in seiner Beschreibung des Demerary, zeigen sich zwischen den Plantagen große Waldstrecken; weiterhin beginnt ein ununterbrochener Wald, welcher beide Ufer des Flusses bekränzt. An manchen Stellen ist der Grund desselben eben, an manchen mit senkrechten aus dem Wasser ragenden Felsen bedeckt. Die Bäume bilden manigfache Gruppen; die Wipfel vieler derselben sind mit Blüten von den lieblichsten Farben gekrönt; die Aeste anderer biegen sich unter einer Last von Samen und Früchten. Hin und wieder sind Flecke fruchtbaren Bodens, welche neben den großen zwischen ihnen liegenden Fels-

Digitized by Google

stücken einen überraschenden Anblick gewähren. Die Bäume in diesem Lande der reichsten Vegetation und des üppigsten Bodens werden sehr hoch, erreichen jedoch keine außerordentliche Dicke. Nur wenige fanden wir, deren Stämme unten 6 Ellen im Umfange hatten. Wenn sie diese Größe erreicht haben, fallen sie als eine Beute der Axt oder des Feuers oder des üppigen Bodens und verzehrenden Climas. Vierfüßige Thiere sind verhältnißmäßig selten. Das Pecari in Heerden von 300—400 Stück, der rothe Maki, die wilde Katze, der Fuchs, der Jaguar, der große und kleine Ameisenbär und das Faulthier sind die gewöhnlichsten. Schlangen und Vögel dagegen finden sich äußerst zahlreich vor. An Schönheit kommen letztern höchstens die Vögel Cayennes gleich. Auch giebt es viele Arten von Fischen, und Myriaden von Insekten, wunderschön durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, überraschend durch ihre Form und Größe, aber auch nicht selten von schädlichen Eigenschaften. Alle, deren Auge die Reize der sich selbst überlassenen Natur zu fassen vermag, deren Ohr zugänglich ist für die Töne des Waldes, werden an den Ufern des Demerary in Entzücken gerathen. Hie und da sendet die Madam, oder der Tinamou, aus der Tiefe des Gehölzes den langen klagenden Schlag hervor, in welchem er plötzlich wieder einhält, wo dann statt seiner das Bellern des Tucans, oder die schrillende Stimme des Vogels Pi-pi-yo gehört wird. Der Campanera verfehlt nie, die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zu ziehen; in einem Abstande von fast 3 englischen Meilen kann man das Locken dieses schneeweißen Vogels, der entfernten Abendglocke ähnlich, alle 4—5 Minuten vernehmen. Von 6—9 Uhr Morgens ertönen die Wälder vom Geschrei und Gesange ihrer befiederten Bewohner; nach 9 Uhr verstummen sie allmälig. Von 11 bis 3 Uhr schweigt die ganze Natur, wie in mitternächtlicher Stille, und selten läßt sich ein Laut hören, ausgenommen von dem Campanera und dem Pi-pi-yo; denn alle Vögel flüchten sich vor der glühenden Sonne in die dichtesten Schatten, und erwarten dort die erfrischende Kühle des Abends. Bei Sonnenuntergang kommen die Vampyrs, die Fledermäuse und Ziegenmelker aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und schwärmen durch die Bäume am Ufer des Flusses. Verschiedene Froscharten betäuben das Ohr mit ihrem tiefen, hohltönenden Gequack, während die Schuhus und die Ziegenmelker die ganze Nacht hindurch klagen und murren. Zwei Stunden vor Tagesanbruch läßt sich das wimmernde verzweiflungsvolle Geschrei des rothen Maki's hören; eine Stunde vor Sonnenaufgang ruft der Houtou, ein einsamer Vogel, welcher im tiefsten Dickicht des Waldes wohnt, in dunkelm und klagendem Tone deutlich sein: houtou, houtou; der Hannaquoi, Pataca und Marouki verkünden die Annäherung der Sonne im Osten, und die Parrets und Paroquets ihre wirkliche Erscheinung. Die Grillen zirpen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, und bei umwölktem Himmel auch oft bei Tage. Die Zecke ist außerordentlich zahlreich in diesen ungeheuren Wäldern, und nicht allein der Mensch, sondern auch Thiere und Vögel werden von ihr gequält. Moskitos findet man selten, sobald man die dritte Insel im Demerary passirt hat; auch Sandfliegen kommen nur sparsam vor.

Etwa 2 Meilen südlich von Brasstown, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, findet sich ein Berg, welchen man den verzauberten nennt, merkwürdig durch die seltsamen Eindrücke [illegible] sen, welche Umrissen von Puten, Bären, Pferden und [illegible] Figuren gleichen, so vollkommen, als sie nur immer [illegible] oder Sand gemacht werden können.

Nach den Beobachtungen Hrn. Pentland's scheint es, [illegible] die Nevados von Sorata der höchste Berg in Amerika seyen. D Sorata liegt gegen die nördliche Verlängerung [illegible] östlichen Cordilleren, beinah im Mittelpunkte einer Gruppe schneebedeckter Kegelspitzen, im Osten des großen von eingeborenen Peruanern bewohnten Dorfes Sorata. Hr. Pentland bestimmte nach trigonometrischen Messungen, angestellt an den Ufern des Sees Titikaka und vergliechen mit der beständigen Schneegrenze in diesem Clima (17,000) die Höhe auf 25,000'. Er gehört zur Formation des Schieferübergangs, worin sich überall porphyrischer Sienit findet; goldhaltige Gänge durchziehen ihn, von welchen Goldtheile in die Nebenwasser des Beni herabgeschwemmt werden, der durch das berühmte Dorf fließt. Hr. Pentland kündet an, daß er in wenigen Monaten die Nähere seiner Untersuchungen, über diesen und andere Berge der Anden, so wie seine Forschungen über die Geschichte, die Alterthümer, die Geographie, und die Naturgeschichte von Bolivia bekannt machen werde.

Die Nevados von Illimani — der zweithöchste amerikanische Berg — liegen in der zu Bolivia gehörigen Provinz Paz, 20 Meilen südöstlich von der Stadt Paz. Der Illimani ist der südöstlichste von allen schneebedeckten Pics der östlichen Cordilleren, und zufolge der astronomischen Beobachtungen, die Hr. Pentland an seinem nördlichen Fuße anstellte, zwischen dem 15° 35' und 16° 40' südlicher Breite, und zwischen 67° und 68° westlicher Länge gelegen. Seine Gestalt bildet eine Hügelreihe mit vier Pics, welche mit der Axe der Gebirgskette in einer gleichlaufenden Linie sich nach N und S hinziehen. Der nördlichste dieser Pics ist 24,000 Fuß hoch; der südlichste schien Hrn. Pentland noch höher, aber er konnte den Unterschied nicht mit der erforderlichen Genauigkeit angeben.

Das Gebirg besteht aus Grauwacke vom Schieferübergang, dessen Lagen oft durch Quarz- und Feuerstein-Schieferlagen unterbrochen werden. Zu diesen gesellen sich Porphyrsienit, und [illegible] und Lagen wahren Granits. Durch den Schieferübergang [illegible] zahlreiche Adern Glasquarz, der gediegenes Gold oder goldhaltigen Feuerstein enthält. Einige dieser Adern, in einer Höhe von 16,000', schienen durch die alten Peruaner untersucht worden zu seyn. Capitän Basil Hall hat gegen Hrn. Pentlands Höhen-Berechnung eingewendet, daß man den Illimani nicht von der Küste sehen könne, aber, wie es scheint, vergessen, daß derselbe 310 geographische Meilen von der Küste liegt, und daher unmöglich gesehen werden kann.

Neuer Nachttelegraph.

Der französische Schiffscapitän Kervéguen hat eine neue Art Nachttelegraphen erfunden, welcher mittelst Bewegung und Entfernung der beleuchteten Radien mehrerer Zirkel nicht weniger als 20,000 Zeichen darzustellen vermag. Ein einzelner beleuchteter Radius reicht hin, 8,649 telegraphische Zeichen auszudrücken. Die Erfindung ist dem französischen Marineministerium vorgelegt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
und des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 328. 24 November 1829.

Gemälde aus Dalmatien.

Von dem General Baron Wrlden.

Morlakische Trachten. Alterthümer.

In der Gegend von Sign herrscht die meiste Wohlhabenheit beim Landmann. Der Boden ist minder steinig, die Cetina bewässert die schönen Wiesengründe des weiten Thales; die nahen etwas mehr waldigen Gebirge ziehen Früchte und Regen herbei, und die Sonne ist nicht so glühend, als an der Küste; der Handel belebt die Straße, und man findet sich von freundlichern Gesichtern umgeben, als in den obern Gegenden, wo Hunger und Elend zu Hause sind. Am Sign wie überhaupt längs der ganzen türkischen Grenze ist ein ausgezeichneter Menschenschlag, der reine Typus eines unvermischten rüstigen Bergvolks, welches an der Küste längst entartete. Die Männer sind hoch, schlank gebaut und schön; sprechende Augen, kleine Nasen, eine hohe Stirn geben der Physiognomie einen klugen edlen Ausdruck. Die Mädchen (Frauen sind schon nach dem ersten Wochenbette verblüht) haben runde frische Gesichter, die Statur ist mehr untersetzt; sie sind stark belebt; schlanke Taillen würde man vergebens suchen. Die Augen sind gewöhnlich voll Ausdruck, mehr sanft als feurig, und eher melancholisch. In dieser Gegend findet man auch den größten Luxus in der Kleidung, die noch der alten Sitte treuer geblieben ist, als an der Küste; ich ließ mir einen Morlaken in seinem Sonntags-Staate vorstellen, welcher allein für 1500 Gulden an Silber auf sich hatte.

Sein Anzug bestand, wie der aller Uebrigen, in der gewöhnlichen Fußbekleidung. Schuhen aus geschnittenem geflochtenem Leder (Opanke); in diesen trägt er wollene Strümpfe (Terluke) die bis unter die Waden reichen, und mit bunter Wolle mit sehr artigen Dessins gestickt sind. Das Beinkleid (Pache) von blauem Tuche ist bis über das Knie anliegend; unter dem Knie wird es mit einer Art Strumpfband, das zuweilen mit Silber bordirt ist, geknüpft, auch läuft dort oft eine silberne Borte herum; über dem Knie erweitert sich das Beinkleid nach türkischer Art; ein Riemen hält es um die Lenden, an diesem Riemen sind 2 viereckige Kästchen, oft mit Silber, gewöhnlich aber mit zinnernen kleinen Nägeln beschlagen, in denen sich Munition befindet; das Hemd (Kosculia) ist kurz, am Halse offen, mit sehr weiten Aermeln, die zuweilen mit durchbrochener weißer Stickerei gezierk sind; über das Hemd wird eine Unterweste (Crosiata), gezogen, die auf der Brust über das Kreuz zusammengeht; über diese Weste, die meistens von dunkler Farbe, gewöhnlich grün ist, kömmt eine andere sehr lange, die auf der rechten Seite fünf Reihen großer silberner Knöpfe, einen an dem andern, hat, so daß oft über hundert darauf sind, wodurch eine Art Panzer gebildet wird; zwischen diesen befinden sich neun vergoldete haskartige Schlingen; auf der linken Seite sind deren ebenfalls so viele, in welche vier große silberne Ringe (Toke), 3 Zoll im Durchmesser, gehängt werden; auf beiden Seiten oben an der Schulter prangen größere mit farbigen Steinen besetzte Plaquen, den Decorationen mancher Orden nicht unähnlich. Diese Weste heißt (Jacerma) und ist roth; über dieselbe wird eine rothe weite Pelzjacke geworfen, die oben und unten und an dem Oberarm mit Marderfellen verbrämt, inwendig mit Schafsfellen gefüttert ist, und durch eine Agrafe mit silberner Kette gehalten wird; der linke Arm steckt im Aermel, der rechte ist frei. Dieser Pelz heißt Kaparan, auf dem Kopfe sitzt das bekannte rothe Käppchen (Kappa) mit einem schwarz gewürfelten Shawl (Peskir) umwunden; eine Binde aus vielen Schnüren (Pass) umgürtet den Leib, ein breiter lederner Gurt mit 3 Fächern den Oberleib; hier steckt der Handschar, 2 Pistolen, und oft ein kurzes dolchartiges Messer; an einer Schnur hängt ein Pulverhorn von Messing-Blech, auf dem Rücken eine schön gewobene Tasche. Auf der Schulter ruht eine lange Flinte, und über alles Dieß ist bei schlechtem Wetter ein weiter rother Mantel (Kapanitza) geworfen, der eine Kapuze hat, welche über den Kopf gezogen wird.

So ist der elegante Morlacke längs der türkischen Grenze von Srad bis an die Narenta, auf einer Strecke von 6 deutschen Meilen, gekleidet; Abweichungen finden nur in den Farben statt, und in der Zahl der Kleidungsstücke, die sie auf Einmal am Leib haben; denn es gehört zu ihrer Haupteleganz eine ganze Sommer- und Winter-Toilette zugleich auf sich zu tragen; oft geben die Verwandten noch dazu her, denn da kein Kleidungsstück auf den Leib gemacht ist, so passen sie bei der Weite, welche alle Orientalen an ihren Gewändern lieben, überall hin; nur Waffen leiht man nicht leicht aus. Die Kleidungsstücke besserer Art werden in Serajevo, Mostar und Livno ver-

Digitized by Google

fertigt, da die türkischen Nachbaren geschickte Schneidee und Stickee sind; auch haltbare Faeben zu geben verstehen sie gut. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts besteht, in einem farbig gestickten*) Oberhemde mit weiten Aermeln, welches die Mädchen für ihren Branttag sticken, dann leidee ohne es zu waschen an den größern Fest- und Markttagen teagen, so lange noch ein Faden daran ist. Auf dieses oft sehr zierlich und geschmackvoll gestickte Oberhemd folgt ein grobleinener Unterrack; um den Leib vertritt eine lange, oft gestickte, roth tuchene Binde die Stelle der Schnürbrust, so wie ein Stück eines wallenen vielfarbig gestickten Teppichs die Schürze; der Unterrack ist durch einen langen ledernen, mit zwei Reihen dieterner Nägel beschlagenen Riemen befestigt, an dem gewöhnlich ein Messer und ein Schlüssel hängt; darueben wird außee dem Hanse eine blaue tuchene, unten mit farbigen Tuchmustern mosaikartik eingenähee Tunika ohne Aermel geworfen. Ein Brustlatz mit Seemuscheln (Cypraea moneta, die Kauri's dee Neger), eng gestickt giebt ein panzerähnliches Aussehen, und um den Staat vollständig zu machen, kommt übee dies Alles eine zweite Tunika, der ersteen gleich, nne mit Aermeln, und kürzer als die eeste; sie ist auf allen Näthen nnd Säumen mit beelten farbigen Stickereien bedeckt, und an den Enden hängen oft Franzen und Quasten herab; die Farbe ist immer dunkelblau. Mädchen tragen ein rothes Käppchen, oft mit Münzen behängt, die Weibee ein an den Rändern gesticktes Tuch auf dem Kopfe; die Haare sind oft in lange Zöpfe geschlungen, an deren Enden Metallringe oder andere gewichtige Zierraten eingestochen werden; zwei davon gehen auf jeder Seite vorne herab. Die Fußbekleidung besteht aus gestrickten Wollstrümpfen mit farbigee Stickerei. Ueber diese kömmt unten eine gleiche Art von Socken, und dann gewöhnlich die Opanke wie bei den Männren, oder zum Staate gelbe Schuhe. In der Gegend von Imoschi, welches ganz vom türkischrn Gebiete eingeschlossen ist, habe ich die meiste Eleganz in dee weiblichen Tracht bemerkt, die Mädchen tragen hier über das Käppchen noch eine Art von weißem Schleier, den sie unter dem Kinn leicht zusammen knüpfen.

In Sign findet jährlich ein öffentliches Wetteennen zu Pferde statt, wo auch mit dem Discus nach türkischer Sitte während des Laufs geworfen wird. Der Schlag jenee Thiere ist in diesee Gegend klein, abee aon großer Ausdaner, und es sind die beßten Gebirgssteiger, die mir vorgekommen; sie klettern wie die Katzen in den Steingerölln herum, nnd der Reiter kann sichee seyn, so lange er sie nicht leitet; um so mehr stolpern sie in der Ebene, und da gilt es, den Zügel in dee Hand zu haben.

Mehrere Fahrstraßen teeffen in Sign zusammen: die Hauptstraße von Spalaero nach Livno, die von Knin und Sarlika, und die über Trill und Ugliano nach der Narenta. Mein Weg führte mich auf dee erstern nach Spalaero; nicht weit ausser dem Oete theilt sich die Straße nach dee Narenta; sie läuft bei Trill, eine Stunde weitee, übee die Cetina, die gleich unterhalb in eine Felsenenge hinabstürzt, in der sie bis Duare, wo sie einen großen Wasserfall bildet, eingeschlossen bleibt. Oberhalb [illegible] man einen bewaldeten Hügel, Gardun genannt; hier [illegible] ein Palast des Diocletian, dee diese Gegend für seinen [illegible] Aufenthalt gewählt hatte, nnd hier stand auch eine [illegible] Stadt, die Epnum hieß. Münzen nnd Alterthümer [illegible] die hier gefunden worden, bezeugen allein nach [illegible] Größe. Hier beginnen auch bald die sogenannten [illegible] und Steinhügel, auf denen Gebete verrichtet oder [illegible] wurden. Bei näheree Untersuchung dieser Gräber [illegible] indeß, daß sie einen christlichen Volke angehört haben müssen. Sie bedecken das ganze Land von Ugliano über Arzan, [illegible] andeen Seite bis Zuppa, einen Raum von 10 bis 12 [illegible] Quadratmeilen, der wirklich einem großen Kirchhof gleicht. Die Structur der Gräbee ist durchaus gleich: sie besteht aus einer oft schuhdicken, 6 bis 7 Schuh langen und 2 bis 3 [illegible] Steinplatte; auf diesem Stein steht ein anderer [illegible] Stein, nach dee beigefügten Zeichnung behauen, [illegible] dee Obertheil dee Platte selbst mit roh eingehauenen [illegible] versehen, die verschieden vorkommen, von denen die [illegible] Reiter mit dem krummen Säbel, zwei gekreuzte [illegible] das Bild einer sechsblättrigen Blume, dann ein [illegible] am Meisten wiederholten: auf einer Platee habe ich ein [illegible] Kreuz mit einer weiblichen Figur getroffen. Unter [illegible] dieser Gräber, die ich untersuchte, habe ich nur wenige [illegible] halten gefunden. Unter einer Platte, die ich mit unsäglicher Mühe wegräumen ließ, fanden sich 3 männliche Gerippe, wovon 2 wirklich von riesenmäßiger Statur waren. Sie lagen in einem gemauerten Kasten, dessen Deckel die genannte Platte bildete. Diese Grabstäeten sind auf manchen Räumen sehr nahe bei einander, oft im Walde nnd Gebüsche verborgen, meist auf kleinen Erhöhungen. Die Bildnerei zeugt von dem ersten Zeitalter der Kunst, aber sie dürfte doch nicht höher als in die Zeiten des 14 Jahrhunderts hinaufsteigen, wo die Serben aus Bosnien nach Dalmatien einwanderten, um sich dem türkischen Joche zu entziehen. Daß die Figuren eben so wie die Hieroglyphen der Egypeier Bezug auf den hier Begrabenen haben, scheint gewiß; übrigens mag jedes Grab wohl immer einer Familie angehört haben, da eines mehrere Leichnahme enthielt. Die Steine, aus denen die Monumente zusammengesetzt sind, bestehen aus dem in dieser Gegend allgemein vorkommenden Kalkstein: man hat abee immee eine ganze Masse gewährt, aus der jener [illegible] ausgehauen wurde, was auch die Ursache seyn mag, daß [illegible] diese Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit [illegible] bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

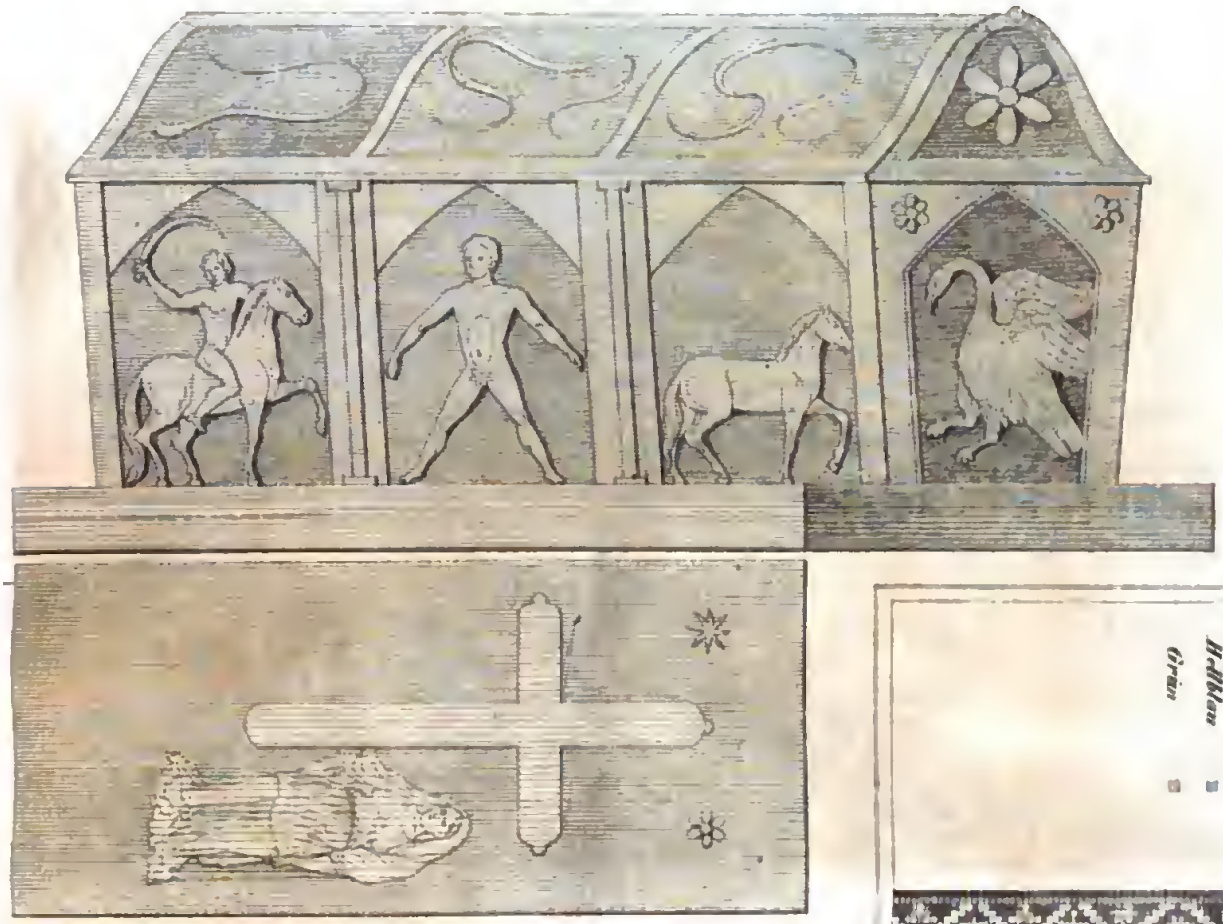
*) Siehe die beigegebene Lithographie.

Auswanderers- und Pflanzerleben am Missi[illegible]

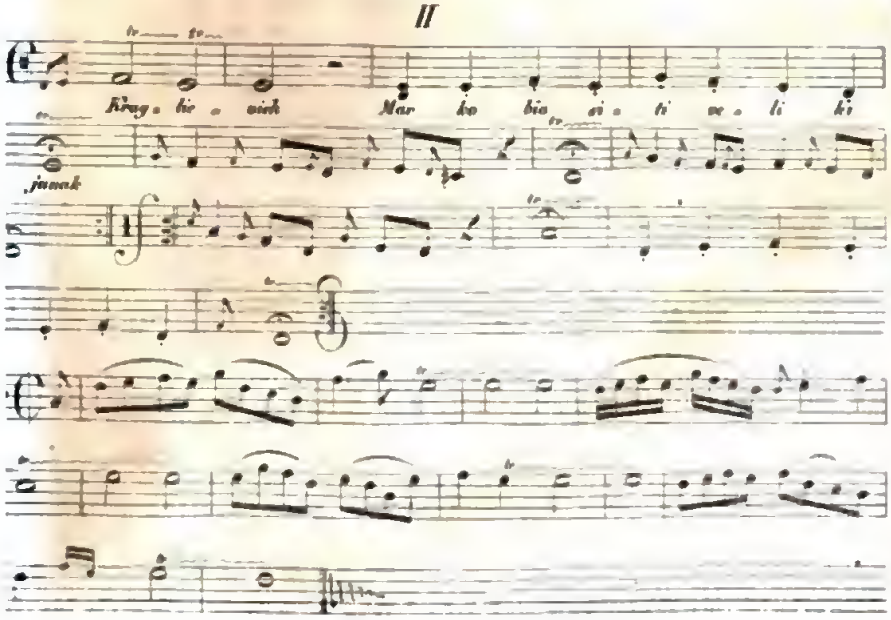
(Fortsetzung.)

Eine kleine Familie hat Anfangs an einem viel [illegible] Morgen großen Ackerfelde vollkommen genug. Ein halber Morgen mag zu Gartengewächsen benutzt werden; ein zweiter [illegible] Morgen zu Waizen, zu dessen Aussaat es jedoch im ersten

I



II



III

Digitized by Google

hnlich zu spät wird. Dann bleiben noch drei bis vier Mor- für Mais übrig.

Mais ist in den westlichen Gegenden Americas ein Haupt- nstand der Landwirthschaft. Man könnte ihn die Amme der senden Bevölkerung nennen. Er dient allen Hausthieren utter und Mast. Das Mehl davon (meal schlechtweg, Mai- ehl flower) giebt mit Milch gekocht eine sehr nahrhafte, de, wohlschmeckende Speise. Wird es aber mit dem ge- en Mark der Kürbisse (cucurbita pepo, pumkin) durchkne- so läßt sich ein Brod daraus backen, welches ich dem Mai- rod vorziehe, besonders wenn der Teig durch eine etwa zwölf- dige Einwirkung der Wärme in Gährung gekommen ist. lsmehl, mit bloßem Wasser oder Milch zum Teige gemacht ohne Weiteres gebacken, giebt ein zu trockenes Brod; mit en Speisen ist es indeß wohl genießbar. Das Backen ge- ht in bedeckten eisernen Töpfen, die an den Heerd gestellt oben und unten mit glühenden Holzkohlen versehen werden. den meisten Haushaltungen wird jeden Tag frisches Brod ilet, was, wie das Kochen und Backen überhaupt, bei dem n Vorrathe von glühenden Kohlen an den geräumigen Heer- nicht sehr lästig ist. Uebrigens fehlt auch das Weizenbrod t. Es giebt sehr viele Arten von Mais hier; der mit wei- und gelben Körnern ist der gewöhnlichste. Außerdem findet rothen, blauen, blau- und rothgefleckten, und Körner, wel- durchscheinen, wie schöne Perlen. Diese Verschiedenheiten lten sich in der Fortpflanzung. Das Mehl ist bei allen h. Die Stängel werden sehr hoch, zehn bis fünfzehn, ja bis nzig Fuß.

Der Garten liefert die besten europäischen Küchengewächse. sen und Bohnen gedeihen über alle Erwartung. Von Letzte- sieht man nur die feinern Sorten. Um weder Stangen noch besonderes Beet zu bedürfen, pflegt man sie in die Mais- er zu säen, wo dann die hohen Maisrohre den Ranken zur ite dienen. Dort pflanzt man auch Kürbisse, Salat und meh- s Andere. Alles Dieß gedeiht auf dem fetten Boden gleich- ig, ohne die geringste Düngung, nach zwanzig Jahren so gut n demersten Sommer. Ich betheure, daß hierin nichts Ue- riedenes liegt, und daß ich mich von der Wahrheit vielfältig zeugt habe. Einer meiner Nachbaren, Namens William rock, besitzt eine Pflanzung an den Ufern des Missuri, die vor zwanzig Jahren angelegt worden ist. Dieselben Gemüse haben jedes Jahr die reichste Ernte geliefert, welche keine igung zu steigern vermag. Die einzige Veränderung besteht n, daß auf den so lange benutzten Aeckern jetzt Waizen ge- n werden kann, der früher stets niederfiel. Jedoch verlan- einige Küchengewächse thierischen Dünger. Der Pflanzer mmt sich dabei sehr einfach; er läßt auf dem Raum für die re die Schafe übernachten. Gurken und Melonen (Wasser- nen und andere) giebt es jedes Jahr in Menge, versteht ohne alle Pflege. Eine gute Frucht für die Haushaltung sind die süßen Kartoffeln (sweet potatoes, zum Unterschied von gewöhnlichen, irish potatoes); sie brauchen einen langen mer und würden sich in Deutschland wohl nicht gehörig ent- in. Im Dampfe von wenigem Wasser zubereitet schmecken sie wie die besten Kastanien. Morgens beim Kaffee sind sie mir sehr willkommen; obgleich an dem gebratenen Fleisch, welches gewöhnlich dazu aufgetragen wird, selten so früh Theil nehmen kann. Die Pflanze rankt wie Gurken über den Boden.

Im zweiten Jahr kann auch Baumwolle gezogen werden, jedoch nördlich vom Missuri nur für den Familienbedarf. Ueberhaupt ist es das Streben des americanischen Landwirths, für Speise und Getränke so wie für Kleidungsstücke, eigentliche Putzsachen ausgenommen, kein Geld auszugeben; deshalb wird auch Flachs und Hanf gebaut und eine kleine Heerde Schafe gehalten. Diese Produkte werden gänzlich im Hause verarbeitet. Das Spinnrad fehlt nirgends, und ist kein Webstuhl da, so geht die Hausfrau oder eine ihrer Töchter von Zeit zu Zeit zu einer Nachbarin, die im Besitze dieses Werkzeugs ist. Wie die meisten Männer das Schuhmachen verstehen, so fällt es wenigen Weibern schwer, außer den eigenen Kleidern auch die Kleider der Männer zu verfertigen, und zwar so ziemlich nach den wechselnden Ansprüchen der Mode.

Ist die Haushaltung einmal eingerichtet, sind die ersten Anschaffungen einmal bestritten, so lebt die ganze Familie sorglos und vergnügt, ohne ein einziges Stück baaren Geldes. Und Dieß ist der wahre Grund, daß kleinere Summen hier weit weniger geachtet werden, als in Europa. Bringt der Mann einige Baarschaft heim, so hat die Frau gleich Etwas nöthig, und gewöhnlich ist die Ruhe des Hauses so lang gestört, bis Alles in dem nächsten Laden (store), meist für Flitterstaat, wieder ausgegeben ist. Die kleinste Münze ist eine Silbermünze von 6¼ Cents (9 kr.); Kupfermünzen sieht man in den westlichen Staaten gar nicht. Bloß für die Steuern bedarf man des baaren Geldes. Diese sind aber so unbedeutend, daß kaum daran gedacht wird. Vom Bunde erworbenes Land ist in den ersten fünf Jahren ganz frei. Die Steuern sind zwar veränderlich wie die Staatsbedürfnisse selbst; indeß mag man sich von jenen eine Vorstellung bilden, wenn ich sage, daß für dieses Jahr (1825) von dem Grundeigenthum, dem erwachsenen Vieh und den Luxusgegenständen, (worunter auch goldene Uhren gehören,) ein Viertelprocent zu entrichten ist als Staatssteuer und außerdem noch eine kleine Beisteuer für die Lasten des Bezirks (county's taxes). Kapitalien sind frei. Die besteuerten Gegenstände werden so mäßig geschätzt, daß 6 Doll. schon als die Abgaben eines beträchtlichen Guts gelten. Wer so Viel bezahlt, der besitzt wenigstens vier bis sechs erwachsene Pferde, vierzig bis fünfzig Stück Rindvieh, hundert Schweine und eine Heerde Schafe. Für die Bundesregierung wird selten eine direkte Steuer erhoben, für den einzelnen Staat aber jedes Jahr. Außer den erwähnten Abgaben kennt der Landwirth durchaus keine Lasten. Er kann seine Produkte zum atlantischen Meer oder zum Golf von Mexico, ohne die geringste Taxe oder Inspektion senden. In Deutschland wird man mit Verwunderung hören, daß nicht bloß der Absätzer, sondern auch der Einnehmer der Steuern sich zu jedem Bürger verfügen muß. Niemand ist verpflichtet, ihm die Steuern zu bringen, ob es gleich auf dessen freundschaftliches Ersuchen von den Meisten geschieht.

(Schluß folgt.)

Der Maurer.

Wir geben folgende Geschichte, nicht, weil wir von ihrer Wahrheit überzeugt sind, sondern als ein Bruchstück aus dem Gesprächskreis der pariser Satans nach der Restauration, welches trotz der nicht unbebrütenden Zeit, welche verflossen ist, seit es in Paris neu war, auswärts ziemlich unbekannt geblieben seyn dürfte. Die Sache wurde im Winter 1816—1817 bei Sir Sidney Smith von General Hulon, Schwager des berühmten Moreau, erzählt, und zwar versicherte Jener, sie von Marschall Junot, Herzog von Abrantes zu haben, welcher, als sie vorfiel, Commandant von Paris war, und daher mit allen Umständen genau bekannt seyn mußte. Im Jahr 1805 begegnete ein armer Mann, welcher Abends von seiner Arbeit nach Hause ging, in einer dunkeln Straße von Paris einem gut gekleideten Herrn, den er früher gesehen zu haben sich durchaus nicht erinnerte, welcher aber trotz Dem sogleich auf ihn zu trat, und fragte, was sein Handwerk wäre. Auf die Antwort, daß er ein Maurer sey, sagte der Herr, wenn er eine gewisse Blende, die man ihm zeigen würde, zumauern wolle, so werde er 50 Louisd'or zur Belohnung erhalten. Er müsse sich aber, setzte der Fremde hinzu, mit verbundnen Augen nach einem ziemlich entfernten Orte fahren lassen. Der Maurer schlug theils aus Neugierde, theils weil ihn der große Gewinn lockte, ohne vieles Bedünken ein. Der Fremde befestigte ihm sogleich ein Tuch um die Augen, und führte ihn wenige Schritte weit zu einem Gefährt, das auf sie gewartet zu haben schien. Beide setzten sich ein, und fort gings im stärksten Trabe. Bald waren sie außerhalb Paris; wenigstens schloß der Maurer so, da er kein Rasseln der Räder auf dem Pflaster mehr vernahm. Nachdem sie so gegen zwei Stunden fortgefahren, kehrte das Rasseln wieder, als befänden sie sich in einer andern Stadt. Gleich darauf hielt der Wagen; der Maurer wurde herausgehoben und durch verschiedene Gänge und über eine große Treppe zu einem Orte geführt, wo er Stimmen hörte. Hier wurden ihm die Augen aufgebunden und er sah sich in einem großen Zimmer, dessen Wände, Decke und Fußboden ganz mit schwarzem Tuche überzogen waren, ausgenommen eine Blende an der einen Seite. Neben dieser lag eine beträchtliche Menge Steine und Mörtel nebst allem einem Maurer nothwendigen Geräthe. Auch befanden sich einige Männer in dem Gemache, welche Masken vor dem Gesichte hatten. Einer von diesen näherte sich dem Maurer und sagte: „Hier sind die 50 versprochene Louisd'or; wir machen bloß die Bedingung, daß Ihr nie gegen irgend einen Menschen erwähnt, was Ihr hier sehen und hören werdet." Der Maurer versprach Dieß, und in demselben Augenblicke trat ein anderer, ebenfalls verlarvter Mann herein, der fragte, ob Alles in Richtigkeit sey. Als ihm Dieses bejaht wurde, ging er hinaus und kam nach einigen Minuten mit zwei andern verlarvten Männern zurück, von welchen der Eine nach seinem weißen Haar dem Maurer ziemlich bejahrt zu seyn schien. Alle drei schleppten ein junges sehr schönes Frauenzimmer herbei, deren Haar aufgelöst war, und die sich überhaupt in einem Zustande großer Unordnung befand. Sie stießen dieselbe mit Gewalt gegen die Blende zu, in welche sie trotz ihres Kämpfens und Widerstrebens endlich hinein gezwängt ward. Fortwährend ließ sie bald ein entsetzliches Klaggeschrei hören, bald rief sie in Heez zerreißendem Ton um Erbarmen. Unterwegs wand sie sich einmal von ihrem gern los, und fiel dem alten Manne zu Füßen, dessen Knie sie fasste und flehentlich bat, man möge sie doch auf der Stelle morden und nicht langsam und grausam verschmachten lassen: alles umsonst. Als die drei Männer sie in die Blende hineingezwungen hatten, hielten sie die Unglückliche fest und befahlen dem Maurer sein Werk zu beginnen. Dieser fiel auf die Knie und bat, man ihn gehen lassen möge, ohne daß er bei solchen Dingen Hand mit angelegt habe. Die Männer entgegnrten aber, daß es unmöglich; ja sie drohten ihm sogar mit augenblicklichem Tode, wenn er Das, wozu er sich anheischig gemacht, nicht erfülle, versprachen aber eine Zugabe von abermals 50 Louisd'or, wenn er seine Arbeit vollbracht haben würde. Drohung und Zusage wirkten denselben, daß er sich sogleich ans Werk machte, und das arme Opfer bald zugemauert hatte, so daß sie ohne Licht, Luft und Nahrung jämmerlich verkommen mußte. Sobald er fertig war, empfing er die versprochenen Louisd'or; seine Augen wurden wieder verbunden, und auf verschiedenen Wegen zum Orte, woher er gekommen, zurückgebracht. Hier setzte man ihn in eine Kutsche, die eben so schnell dann ihn, wie er hergefahren worden. Als sie endlich still hielt und er durfte, nahm man ihm die Binde von den Augen, und er befand sich wieder auf dem alten Flecke in Paris, wo der Fremde zu ihm getreten war. Dieser stand an seiner Seite und gebot ihm, sich fünf Minuten lang nicht von der Stelle zu rühren; nachher könne er gehen, wohin es ihm beliebe; mache er aber vorher einen Schritt, so stehe sein Tod darauf. Mit diesen Worten verließ er ihn; der Maurer aber beeilte sich, nachdem er die fünf Minuten gewartet, geraden Wegs zu den Polizeibeamten, welchen er seine Geschichte erzählte. Diese hielten die Sache von so vielem Belange, daß sie augenblicklich mit ihm zum Herzoge von Abrantes fuhren. Junot ungläubig Anfangs, das Ganze sey eine blaße Erfindung, aber als der Maurer den Beutel mit den 100 Louis darwies, sah auch Jener sich genöthigen, ihm zu glauben. Die strengsten Untersuchungen über den grauenvollen Mord wurden sogleich in und um Paris angeordnet, aber umsonst. Der Kaiser Napoleon nahm selbst sehr lebhaften Antheil an dem Vorfalle und gab der Polizei besondern Befehl, kein Mittel unversucht zu lassen, um hinter das Geheimniß zu kommen. Eine Menge Häuser wurden durchsucht, um eine frisch gemauerte Stelle, welche der Beschreibung des Maurers entsprach, auszufinden; aber trotz all diesen Bemühungen wurde nie etwas Gewisses über diese gräßliche Begebenheit an Tag gebracht.

Statistik von Paris.

Nach der neuesten Zählung beläuft sich die Bevölkerung von Paris auf 713,765 Seelen; die Zahl der jährlichen Geburten beträgt 25,156, der Heirathen 6465 und der Sterbfälle 22,917. Man rechnet ungefähr 346,188 männliche und 367,896 weibliche Individuen; 224,000 Feuerstellen; 366,000 Personen, die von ihrem Vermögen oder Gewerbe leben; 348,000, die sich durch Taglohn, 77,192, die sich durch fremde Unterstützung und Almosen erhalten; 3987 in den Hospitälern, 12,580 Findelkinder; 16,000 Mann Garnison, und 80,000 Dienstboten beiderlei Geschlechts.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 329. 25 November 1829.

Selbstbiographie Jehanguir's, Kaisers von Hindustan. *)

Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kaisers Jeguir's, Sohnes des großen Akber, sind nach Art eines ebuchs, mit oft ziemlich weitläufigen Digressionen, abgefaßt. — October 1605 bestieg er den väterlichen Thron in der Stadt a, im 38 Jahre seines Alters. Er beschreibt mit der Geigkeit eines Juweliers den unschätzbaren Schmuck des Throns der Krone, und verweilt mit fast kindischer Freude auf seiner ugspracht. „Vierzig Tage und vierzig Nächte lang," sagt „ließ ich die große Staatstrommel ohne Unterlaß die Wirbel Freude und des Triumphes schlagen, und auf eine Strecke beinahe fünfzig Ruthen weit um meinen Thron her war Boden mit köstlichem Brokad und goldgestickten Teppichen eckt. Goldne und silberne Rauchfässer standen da und dort, in wohlriechende Specereien brannten, und nahe zu drei send mit Kampfer gemischte und mit Ambra durchduftete chslichter, drei Ellen lang, und in goldnen und silbernen chtern aufgesteckt, erleuchteten den Palast von Abend bis rgen. Schaaren blühender Jünglinge, schön wie Joseph in pten, in die kostbarsten Gewande von Seide und Gold gedet, mit Leib- und Halsketten, die vom Glanz des Diants, Smaragds, Saphirs und Rubins funkelten, warteten ner Befehle, Reihe um Reihe, in ehrfurchtsvoller Stellung. lich standen auch die Emirs des Reiches, vom Hauptmann r 500 bis zum Obersten über 5000 Rosse, ihrer neunzig an der l, von Kopf zu Fuß mit Gold und Juwelen bedeckt, in einer lenden Linie da, und warteten gleichfalls der Befehle ihres rn. Vierzig Tage und vierzig Nächte lang zeigte ich der lt diese festliche Pracht, und gab ein Beispiel von Herrlichs, wie es selten auf Erden erreicht werden mag."

Nicht uninteressant ist der Bericht, welchen der Kaiser über ängstlichen Wünsche seines Vaters, einen Sohn und Erben bekommen, und über dessen Gelübde, zu Fuß von Agra Adschmir zu pilgern — (280 englische Meilen) — ertheilt. Wirklich brachte er dieses Angelöbniß bei der Geburt des Verfassers in Ausführung, um sein Gebet und seinen Dank an dem heiligen Schrein von Moinoddin Tschisti auszusprechen. Der fromme Einsiedler, der dort lebte, Scheich Selim, segnete den königlichen Sprößling und gab ihm seinen eigenen Namen. Dieser hieß denn auch, während der ganzen Zeit, da sein Vater lebte, Prinz Selim, welche Benennung er erst, als er den Thron bestieg, in Jehanguir d. h. Besieger der Welt, umänderte, was er in seinem Tagebuch also rechtfertiget: „Ich hätte mit dem Titel Selim zufrieden seyn können, aber um mich den Beherrschern des türkischen Reiches gleich zu stellen, und die Besiegung der Welt für den eigenthümlichen Beruf eines Fürsten achtend, hielt ich es für nothwendig bei meiner Thronbesteigung den Namen Jehanguir Padischa anzunehmen, als denjenigen, welcher meiner königlichen Würde am Meisten entspricht; und ich hoffe mit Hülfe einer gnädigen Vorsehung, eines langen Lebens und günstigen Sterns dieser Benennung Ehre zu machen."

Der Autor verbreitet sich nun über die Anordnungen, die er traf, einen verbesserten Rechtsgang in seinen Landen einzuführen, unter welchen er besondern Werth auf eine ungeheure vergoldete Kette legt, die mit einem Ende an dem königlichen Palast in Agra, mit dem andern an eine Steinsäule neben dem Fluß Dschumna befestiget war. Diese Kette der Gerechtigkeit, wie sie genannt wurde, hatte eine Länge von 260 Fuß. Achtzig Glöckchen hingen an ihr herab, und Jeder, welcher sich durch die Gesetze beeinträchtigt glaubte, durfte die Kette nur berühren, um augenblicklich Hülfe zu erlangen.

Se. Kaiserliche Majestät hatte demnächst die Menschlichkeit, die Pforten der Staatsgefängnisse zu öffnen, und aus der einzigen Festung Gwaliob 7000 Personen zu befreien, von welchen Einige ihre vollen 40 Jahre gefangen gewesen waren. Man kann sich eine Vorstellung von der Gesammtzahl dieser unglücklichen Schlachtopfer machen, wenn man weiß, daß im eigentlichen Hindustan nicht weniger als 2400 starke Festungen liegen, ohne diejenigen zu rechnen, welche sich in unnennbarer Menge in Bengalen finden.

Jehanguir fügt hier eine lange Beschreibung der Kaiserstadt Agra bei, mit welcher man seiner Versicherung nach keine Stadt der Welt an Größe und Bevölkerung vergleichen darf. Als eine

*) Wir geben hier einen größern Auszug aus dem Werke, worauf wir bereits in einer Miszelle Nro. 212 des Ausl. hingedeutet haben.

ihrer hauptsächlichsten Zierden galt der Garten von Gulasschan, der von Kaiser Baber gegründet worden war, und an Blumen und Früchten das Seltenste und Köstlichste enthielt, was man sich nur denken konnte. Auffallend ist, daß der Verfasser unter den ausländischen Gewächsen, welche von seinem Vorgänger dieher verpflanzt wurden, auch die Ananas aufführt, als eines der trefflichsten Erzeugnisse aus der Insel der Frengnis (Portugiesen), wovon jener Garten einmal in einem einzigen Sommer 100,000 Stück geliefert haben soll.

Die Schilderung des königlichen Hauswesens übersteigt auch den bereitwilligsten Glauben. Unzählbar sind die Elephanten, Kamele und Pferde; unermeßlich der für dieselben erforderliche Aufwand. Von der erstern Thiergattung waren allein zwölftausend solche da, die sich nach Größe und Gelehrigkeit zum Angriff auf dem Schlachtfeld eigneten; sodann tausend kleinere, um jenen das Futter nachzutragen; hunderttausend nicht gerechnet, welche die Bestimmung hatten, die Sänften der kaiserlichen Frauen, das Hof- und Feldgepäcke weiter zu bringen. Wir stimmen mit dem gelehrten Uebersetzer in der Annahme überein, daß auf den Abschreibee des Manuscripts die Schuld dieser übertriebenen Zahlen falle.

An äußerer Pracht und Heerlichkeit alle Fürsten seiner Zeit überbietend, war Jehanguir nicht freier als sie von häuslichen Sorgen, von Aufruhr und Tumulten. Noch vor Akbers Tode strebte des Verfassers ältester Sohn, Chusru, sich auf den Thron seines Ahns zu schwingen, und seinen eignen Vater zu verderben. Zu diesem Unternehmen wurde der Prinz von dem Oberhaupte der Rajputs, dem Radscha Maun Sing, aufgestiftet. Der Erste aus der obengenannten kriegerischen und mächtigen Völkerschaft, welcher sich der Herrschaft des Kaisers Akber unterworfen hatte, war Baramoi, der Großvater Maun Sings. Um sich seiner Treue und Ergebenheit zu versichern, verheirathete der Kaiser seinen ältesten Sohn Jehanguir mit der Tochter Baramois, welche sofort den Prinzen Chusru gebar. Mithin waren dieser und Radscha Maun Sing Vettern; letzterer suchte in der Brust des jungen Prinzen fortwährend einen Haß gegen den Vater zu nähren, in der Hoffnung, wenn Chusru sich des Thrones bemächtige, die eigenen Plane auf Vergrößerung ausführen zu können. Jehanguir hatte die früheren Beleidigungen vollkommen vergeben, und Sohn und Neffen zu den höchsten Würden im Staate erhoben; aber nach Verlauf von sechs bis sieben Monaten waren sie schon wieder in offner Empörung begriffen.

Ueber seinen Schwiegervater und die schöne und verständige Nurdschehon, seine Lieblingsgemalin, oder Bigum, läßt sich der Kaiser also vernehmen:

„Ettemaud-od-Dula ist der Vater meiner Gemalin Nurdschehon Bigum und Assof Khan's, meines Generalbevollmächtigten, der ein Befehlshaber über Fünftausend ist. Auf Nurdschehon, die Erste unter den vierhundert Bewohnerinnen meines Harems, habe ich den Rang eines Befehlshabers über Dreißigtausend übertragen. Im ganzen Reiche ist kaum eine Stadt, wo diese Fürstin nicht eine hohe Säule oder einen großen Garten, als glänzendes Denkmal ihres Geschmacks und ihrer Freigebigkeit hinterlassen. Zu Lebzeiten meines Vaters war sie an Schie Aftun verheirathet, als dieser aber getödtet wurde, nahm ich sie zur Frau, wies ihr zur Morgengabe achtzig Laks Aschrefis oder fünf Millionen Rupien an, welche Summe sie zum Ankauf von Edelgesteinen als unumgänglich nothwendig erklärte, und die ich ohne Murren gestand. Ueberdieß beschenkte ich sie mit einem Perlenschnur von vierzig Perlen, deren jede einzeln mich 40,000 Rupien gekostet hatte. Zur Zeit, wo ich Dieses schreibe, kann ich sagen, daß der ganze Bedarf meines Haushaltes, sowohl an Stoffen als an edeln Gesteinen, unter ihrer alleinigen und gänzlichen Verwaltung steht."

Merkwürdig sind die Anordnungen, welche der hohe Verfasser hinsichtlich des Verbrennens der Witwen nach dem Tode ihrer Männer ergehen ließ. „In Betracht der Sitte, sie auf dem Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Männer verbrennen zu lassen, welche unter den Witwen der Hindus üblich ist, habe ich schon früher verordnet, daß keiner Frau, welche Kinder von Kindern sey, ein solches Opfer zugestanden werde, wenn sie auch noch so sehr zu sterben wünsche; — und befahl nochmals, daß, wenn auch nur die geringste Nöthigung dazu stattgefunden habe, auf keinen Fall die Sache geschehen dürfe. In übrigen waren sie in ihrer Religion auf keine Weise beschränkt noch keinerlei Unterdrückung ausgesetzt. Denn wenn ich bedenke, daß der Allmächtige mich zum Schatten seiner Güte auf Erden gemacht hat, und daß seine gnädige Vorsehung sich in gleichem Grad über Alle erstreckt, würde es sich mit diesem Charakter wenig reimen, wenn ich der Niedermetzelung beinah eines ganzen Volkes auch nur einen Augenblick zusehen wollte. In anerkannter Maßen bestehen fünf Sechstheile der Bewohner von Hindustan aus Hindus, den Verehrern der Bilder. Handel und Gewerb, Weberei und andere nützliche Arbeiten sind ganz in ihren Händen. Wäre es also noch so sehr mein Wunsch, dieselben zum wahren (mohammedanischen) Glauben zu bekehren, so würde Dieß doch nicht anders geschehen können, als mittelst der Vertilgung von Millionen Menschen."

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderers- und Pflanzersleben am Missuri.

(Schluß.)

Wie im ganzen Westen, so ist es auch hier nur ziemlich üblich, den Arbeitslohn (drei Taglöhnern wie bei Handwerkern) in Tauschgegenständen (trade) zu entrichten. Es rührt Dieß eben weniger von einem absoluten Mangel an Geld her, als von dem Bestreben, durch Bildung von Aequivalenten den Verkehr zu erleichtern. Denn die Tauschsachen haben keinen festen Preis, sondern sie werden in jedem einzelnen Fall von den Contrahenten oder von zugezogenen Dritten nach dem wahren Geldwerthe geschätzt; wobei um so weniger Schwierigkeit Statt findet, als Jeder die Ueberzeugung hat, daß eine wirkliche Veräußerung ohne besondern Verlust möglich sey. Unter der spanischen Herrschaft

Digitized by Google

es anders. Damals hatten gewisse Waaren, namentlich
te und Pelze, einen gesetzlichen, unveränderlichen Werth.
)er war es hier auch nicht selten, beim Mangel von Schei-
ünzen, Piaster und halbe Piaster ohne Weiters nach dem Au-
naße zu zerstückeln. Eine ängstliche Knickerei ist dem Ame-
ner überhaupt völlig fremd.

Aus diesen Zügen mag man auf das Los des hiesigen Pflan-
schließen und zugleich sich auch die Frage beantworten, was
das Wohlbefinden desselben jetzt noch zu wünschen sey. Ich
te wahrlich durchaus nichts Anders als die Annehmlichkeit
s bessern Wohngebäudes, und der dazu erforderliche Aufwand
wiedee im grellsten Widerspruch mit den gewöhnlichen euro-
chen Vorstellungen. Man muß bedenken, daß dieses Wohn-
äude lediglich für den Aufenthalt der Personen berechnet zu
:den braucht, da im Uebrigen Nebengebäude aushelfen, die
: gar Nichts kosten. Für 50 Doll. würde man mehr als ein
ibdutzend Nebengebäude, als Küchen, Rauchhäuser, Schoppen,
heunen und Ställe aufführen können, und Das durch tagweise
ungene Leute, was nicht die wohlfeilste Art ist. Ein erträg-
es hölzernes Wohnhaus kostet etwa 200 bis 300 Doll.; für
) bis 600 Doll. aber läßt sich ein anständiges Haus aus Zie-
n bauen; was in den Seestädten mehr als das Vierfache ko-
n würde.

Besitzt der Pflanzer zwei Sclaven, so darf er sich gänzlich
f die Aufsicht beschränken, ohne selbst Hand anzulegen, und
e Hausfrau wird sich dann eben so wenig über die Geschäfte
s innern Haushaltes zu beklagen haben. Lebensmittel sind im
berfluß vorhanden. Auch Biere können leicht gebraut werden,
. sich Hopfen genug in den Wäldern findet. Die Apfel- und
id Pfirsichpflanzungen, welche keinem Ackergute fehlen, geben
ider und Branntweine. Wiewohl sich ebenfalls aus Mais ein
ter Branntwein gewinnen läßt, so wird der aus Aepfeln und
firschen doch vorgezogen. Ich habe alten Maisbranntwein ge-
stet, wovon die Gallone (etwa zwei kölnische Maß) zu 50
ents gekauft werden war, der dem besten Franzbranntwein
eichkam. Indeß auch ohne Sclaven lebt der Landwirth in ei-
r Lage, welche die eines deutschen Bauern von gleichen Ver-
ögensumständen unendlich übertrifft.

Der Boden ist so fruchtbar, daß die Maisernt "'chts An-
rs erfordert, als ein bloßes Aufbrechen (einmaliges Pflügen).
arauf werden mit demselben Pflug von zwei Seiten des recht-
inkligen Ackers zu den gegenüberstehenden Furchen gezogen, in
wischenräumen von vier Fuß, womit, wie man sagt, das Feld
r Saat abgelegt ist. Kinder pflegen dann auf die Durchschnitte
er Furchen drei bis vier Maiskörner fallen zu lassen und ein
rwachsener scharrt mit einem leichten Karst etwas Erde darüber.
Dieß geschieht in der letzten Hälfte des Monats Mai. Etwa
ier Wochen nachher, sobald die Sprößlinge 1 bis 1½ Fuß hoch
ud, wird mit einem Pferde einige Mal durch die Zwischenräume
:pflügt und das Unkraut zerstört. Darin besteht die ganze Ar-
eit bis zur Ernte. Denn die allgemeine Aufsicht über die Um-
mungen kann nicht Arbeit heißen. Wo noch dürre Bäume
id, hat man gewöhnlich vor dem Aufbrechen des Bodens den
einen oder den andern niedergefallenen Stamm oder Zweig weg-
zuschaffen. Auch hierin weiß der Amerikaner sich leicht zu hel-
fen. Statt dicke Stämme mit der Art anzugreifen, legt er in
bestimmten Zwischenräumen glühende Kohlen auf die Oberfläche
und einzelne Stücke Holz dazu. Bloßes Schüren und ferneres
Zulegen von wenigem Holze, etwa vier- bis sechsmal wieder-
holt, reicht hin, innerhalb acht und vierzig Stunden die größten
Massen in Theile zu zerlegen, die sich mittelst zwei Pferden ohne
Mühe zusammenfahren lassen, um vereint vom Feuer vollends
verzehrt zu werden. Zur Vorbereitung für die nächste Saat ge-
hört noch das Wegschaffen der Maisstängel der vorigen Ernte,
sie werden entweder niedergeschlagen (meist von Kindern) oder
niedergewalzt, dann durch eine Egge zusammengescharrt und ver-
brennt. Wer keine Egge hat, bedient sich ganz einfach eines von
Pferden geschleppten Büschels Reiser. Auf die Aussaat des Wal-
zens, des Roggens und des Hafers wird ebenfalls weit weniger
Arbeit verwendet, als in Europa. Freilich leidet dieses Getraide
auch viel vom Unkraut. Allein der überflüssige Raum, der nicht
so ängstlich benutzt zu werden braucht, ersetzt diesen Verlust wie-
der, und eine europäische Sorgfalt würde hier eine Verschwen-
dung menschlicher Kräfte seyn.

Für die meisten lästigern Arbeiten der Haushaltung giebts
die bedeutendsten Erleichterungen. Muß z. B. für reine Wäsche
gesorgt werden, so wird an dem nahen Bach ein Feuer angezün-
det und ein Kessel darüber gehängt; die Bleiche kann auch nicht
ferne seyn. Soll geschlachtet werden, so bieten sich ähnliche Vor-
theile dar. Gewöhnlich wird das Schlachtvieh, Ochsen sowohl
als Schweine, durch Büchsenschüsse getödtet. Mit etwas Futter
lockt man die Thiere zur schicklichen Stelle, und höchst selten
verfehlt ein Schuß sein Ziel. Eine einzelne Person kann auf
diese Weise das ganze Geschäft übernehmen; wiewohl es Sitte
ist, daß die Nachbaren sich darin wechselseitig unterstützen.

Endlich muß ich noch der irrigen Meinung begegnen, daß
Schwierigkeit des geselligen Verkehrs die Schattenseite der ge-
priesenen Lage des americanischen Ansiedlers sey. Man ent-
schlage sich doch ja der Vorstellung, als ob sein Zweck eine große
Absonderung von den Nachbaren gebiete und bedenke zugleich, daß
eine Entfernung von ein Paar Stunden hier selbst für das weib-
liche Geschlecht verschwindet. Keine Familie ist so arm, daß sie
nicht wenigstens zwei Pferde besitzt. Auf Anschaffung dieser
Thiere, die mit so geringen Kosten unterhalten werden, richtet
Jedermann sein erstes Bestreben; demnächst auf gute Sättel
und es ist nichts Ungewöhnliches, für einen Frauensattel 24 bis
30 Doll. auszugeben; was an der atlantischen Küste, z. B. in
Baltimore, freilich für drei Sättel hinreichen würde. Frauen
und Mädchen, Alt und Jung, reiten — quersitzend nach engli-
scher Weise — ohne alle Beschwerde, schnell oder langsam und
ausdauernd, wie die Männer. Es vergeht keine Woche, daß die
Hausfrau nicht zum Besuche der Nachbarinnen ausreitet, in Be-
gleitung oder allein. Sonntags kann nur das Aeltere zurückhal-
ten. Oft verläßt dann die ganze Familie das Haus, ohne die
mindeste Besorgniß vor Dieben. Manche Häuser haben nicht
einmal Schlösser, obgleich die bloßen Küchengeräthe mehr als

Digitized by Google

20 Doll. werth sind. Pferderennen*), Hahnenkämpfe und Scheibenschießen geben wie in Nordamerica überhaupt, so auch hier, den häufigsten Anlaß zu Versammlungen der Männer.

Mineralquellen in den Vereinigten Staaten.

Aerzte, welche über die Mineralwasser von Ballston und Saratoga Auskunft wünschen, finden eine chemische Analyse derselben, so wie eine Aufzählung der Krankheiten, in denen sich ihre Wirksamkeit erprobt hat, in dem Werke: Tournée à la mode dans les Etats-Unis, ou Voyage de Charleston à Quebec et d'Albany à Boston; avec une carte topographique. Traduit de l'Anglais, avec notes et additions, par M. Bourgeois, ancien secrétaire du conseil de ville de la Nouvelle-Orleans. Par. 29. 1 Vol. In wohlverschlossene Flaschen gefüllt können diese Wasser unbeschadet ihrer Qualität nach allen Theilen der Welt versandt werden; sie enthalten salzsaures Salz, kohlensaure Soda, kohlensauren Kalk, kohlensaure Talkerde und kohlensaures Eisen; aber was sie ganz eigenthümlich auszeichnet, ist ihr Gehalt an kohlensaurem Gas, der größer ist als ihr Volumen —: eine Erscheinung, die sich bis jetzt in keinem Mineralwasser vorgefunden hat. Die Quellen dieser Wasser sind sehr zahlreich; aber eine von ihnen, unter dem Namen des großen Felsen bekannt, verdient besondere Beachtung. Es ist ein Fels von der Form einer Pyramide; an der Grundfläche hat er neun Fuß im Durchmesser und seine Höhe beträgt fünf Fuß; er sieht aus, als ob er aus einem Aggregat von Steinen zusammengesetzt wäre, welche die aufsprudelnde Fluth allmälig angeschwemmt hätte. Seit zwei Jahren erreicht das Wasser um zwei Fuß den Krater des Felsen nicht mehr, ohne Zweifel, weil die unkenntliche Basis das Wasser durchsickern läßt. Die heißen Quellen bieten ein nicht minder merkwürdiges Phänomen dar: das Wasser zeigt auf der Oberfläche eine Flamme von sehr lebhaftem Incarnatroth. Bringt man Reisig, Stroh oder sonst etwas Brennbares in die Nähe, so entzündet es sich augenblicklich; doch hat das Wasser nur gewöhnliche Temperatur und weder Geruch noch Geschmack. In der Nachbarschaft befinden sich mehrere Schwefelquellen.

Unsern Ballston und Saratoga liegt der Georgssee: dahin Lustpartien zu machen gehört zum guten Tone. Man kann sich aber auch keinen interessanteren Punkt auf Erden denken. Am südlichen Ende dieses schönen Beckens genießt man eine prachtvolle Aussicht: das reizende Darf Caldwell und ein Archipel von zahllosen Inseln mitten auf dem klaren Wasserspiegel bilden den übereaschendsten Contrast gegen die hohen kahlen Berge, die pyramidal auf beiden Ufern emporsteigen. Der See, obgleich von sehr beträchtlicher Tiefe, gestattet dem Auge fast überall den Blick auf sein Kiesbette hinab. Er ist außerordentlich reich an Fischen aller Art und man fängt namentlich köstliche Lachsforellen von 10 bis 20 Pfund. In der Länge mißt er 36 Meilen und mittelst eines Kanals von 7 Meilen Länge steht er mit dem 100 Fuß niederer gelegenen Champlain-See in Verbindung. Der Champlain-See selbst ist 140 Meilen lang und in seiner größten Breite 14 Meilen breit; an den Ufern dieser beiden Seen begaben sich die größten Ereignisse der americanischen Geschichte in dem Kampfe der Franzosen und Engländer um Canada und der Americaner um ihre Unabhängigkeit.

*) In einigen Staaten ist das Wettrennen verboten, z. B. in New-York und Massachusetts. In Connecticut sind auch Hahnenkämpfe verboten. Sie gehören unstreitig zu den grausamen Spielen. Den Kämpfern werden die natürlichen Sporen abgeschnitten und statt deren sehr spitzige stählerne angebunden, wodurch der Kampf in wenigen Augenblicken tödtlich wird.

Die Juwelen der Prinzessin von Oranien.

Eine Menge lächerlicher Gerüchte cursiren fortwährend über diesen außerordentlichen Diebstahl. So wurde ein Fremder von Rang durch einen Anschlag an seiner Thüre so wie durch Anzeigen in mehreren Theilen der Stadt als Thäter bezeichnet; als Ursache der letzten Unpäßlichkeit der Prinzessin erzählt man sich, ein Schornsteinfegee habe sein Kamin verfehlt und sey in das Schlafgemach J. K. Hoheit herabgestiegen, so daß diese in einen neuen Schrecken gerieth. Dagegen wäre es begreiflich, wenn der Kummer über den Verlust einer so kostbaren Sammlung, von denen manche Stücke nicht mehr zu ersetzen seyn dürfte, ihr eine kleine Unpäßlichkeit zugezogen hätte; zudem hatten mehrere dieser Kostbarkeiten für sie einen um so größeren Werth, als sie ihrer Mutter, der Kaiserin, angehörten. Es waren auch einige Familienporträte darunter, mit Gemmen ꝛc.; denn die Jauner nahmen Alles mit, außer ein paar goldenen Bracelets, die ihnen entfallen seyn mußten. Von einem versiegelten und an ihren ältesten Sohn überschriebenen Packet, das viele hübsche Diamanten enthielt, und als Geschenk für ihn bei seiner Mündigwerdung bestimmt war, ließen sie bloß den Umschlag zurück; ja — was zu allerhand Vermuthungen Anlaß geben könnte — den Heirathsvertrag der Prinzessin und einen großen Theil ihrer Privatcorrespondenz, der in ihre Hände fiel, zerrissen sie. Der Glaser, der das Fenster untersuchte, aus dem, wie man annahm, die Räuber entkamen, soll entdeckt haben, daß die Fensterscheibe, welche sie mittelst eines Diamants ausschnitten, von innen ausgenommen ward; woraus man schließen will, daß sie sich Anfangs im Palaste versteckt gehabt hatten.

He. Dutalis, der Juwelier der Prinzessin, machte den Vorschlag, eine lithographische Skizze von den kostbarsten Gegenständen des Raubs entwerfen zu lassen; dieß ist nach den Zeichnungen, die er davon besaß, geschehen, und es sind Exemplare nach allen Städten des Königsreichs und in alle Hauptstädte Europas versendet worden. Die Zahl der auf zwei Folioblättern dargestellten und beschriebenen Artikel beträgt 71; außerdem befanden sich in diesem Schatze 1000 einzelne Brillianten, jeder zu 10 bis 15 Pf. St. Den Werth des ganzen Prachtschmuckes schätzt man zu 180,000 Pf. St.

Der Palast der Prinzessin ist jetzt mit Wachen umstellt, und wird Niemand mehr eingelassen zum großen Bedauern des Hausmeisters, dem diese Gefälligkeit von den englischen Reisenden — während der Abwesenheit der Familie in Terveuren — täglich wenigstens einen Guillaume einteng. Die strengste Durchsuchung aller Personen und ihres Gepäcks auf den Grenzen dauert fort. Das englische Hofjournal, dem wir die Notiz entlehnen, hofft aber, daß die Regierung diese abgeschmackte Maßregel, die bloß den Reisenden und den Verkehr geniren muß, bald aufheben werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 330. 26 November 1829.

Selbstbiographie Jehanguir's, Kaisers von Hindustan.

(Fortsetzung.)

Den Wünschen des undankbaren Radscha Maun Sing zu ge-
n, beförderte der Kaiser den Sohn desselben, Baon Sing
Befehlshaber über 1500 Pferde, bei welcher Gelegenheit
emerkt, daß Baon das einzige am Leben gebliebene Kind des
scha war, obwohl diesem von jeder seiner 1500 Frauen zum
desten zwei bis drei Kinder geboren wurden. Sie starben,
n Einzigen ausgenommen, sammt und sonders.

Im September 1610 vermählte der Kaiser die Tochter des
sa Rustam an seinen Lieblingssohn Parvis, mit einem Hoch-
eichent, das nach englischem Geld 90,000 Pfund ausmachen
be. Als die Braut in den Palast gebracht ward, überreichte
hr ein Halsband von sechzig Perlen, deren jede 1000 Pf.
rl. gekostet hatte, einen Rubin von 25,000 Pfund an Werth,
eine Anweisung auf jährliche 30,000 Pfund als Nadelgeld.

Als Probe, wie Jehanguir über die Auswahl guter Diener
te, geben wir folgende Stelle:

„Nachdem ich eines Tages von dem Emir-al-Umra einen
f bekommen hatte, der mit meinen eigenen Ansichten zu-
mentraf, ließ ich den Befehl ergehen, daß Niemanden irgend
Regierungsamt anvertraut werden solle, dessen Fähigkeiten
zuvor auf den Probirstein der Erfahrung gelegt worden
n, um eine Art von Schätzung anstellen zu können, in wie-
die Sache unter ihm gedeihen möge. Ein wichtiger Gegen-
d kann in den Händen eines Tölpels kein Glück machen,
einem verständigen Mann etwas Unbedeutendes zum Geschäft
n hieße einen Falken gegen eine Mücke loslassen."

Jehanguir als eifriger Museimann, und in dieser Beziehung
ner seines Vaters Akber, stand in dem Verdacht, den Tod
großen Abul Fasl, des geschmackvollen Geschichtschreibers
es Vaters, bewirkt zu haben, weil er es dem Einfluß die-
Mannes zuschrieb, daß Akber von dem Glauben an Moham-
gewichen war. Er äußert sich selbst hierüber folgender Maßen:
„Ich bemerke: meine Erhebung des Schelchs Abdorr-
zur Würde eines Befehlshabers von zwei tausend Pfer-
obwohl mir sein Vater, Abul Fasl, als ein Mann von
verderblichen Grundsätzen bekannt war; denn gegen das Ende der Regierung meines Vaters wußte er sich des Einflusses, welchen er auf die eine oder andere Art gewonnen, so schlimm gegen die Seele seines Herrn zu bedienen, daß er diesem den Glauben einflößte, das Siegel und der Eckstein des Prophetenthums, für welchen das Opfer von tausend Leben wie das meinige nicht der Rede werth seyn würde, sey für nichts Höheres zu achten, als für einen Araber von außergewöhnlicher Beredsamkeit, und die heiligen Offenbarungen, welche der Koran mittheilt, seien bloße Machwerke Mohammeds. Dieser Gründe wegen traf ich meine Abrede mit dem Mann, welcher Abul Fasl tödtete und mir dessen Kopf brachte, was mir das höchste Mißfallen meines Vaters zuzog. Damals rief ich feierlich den Namen des Propheten an, und nahm mir heraus, zu versichern, daß ich mit seiner Hülfe immer noch auf den Thron von Hindustan gelangen würde. Ich muß nämlich bemerken, daß mein Vater damals in seinem Zorn meinen Sohn Chusru in Ansehen und Gunst hoch über mich stellte, und ausdrücklich erklärte: Chusru sollte nach ihm Kaiser seyn. Scheich Sadi hat längst ausgesprochen, daß der Ausgang eines Jeden in Gottes Händen stehe; obwohl der Gottesleugner glauben mag, sein Leben hänge von ihm selbst ab. Der Allmächtige bringt Das, was ihm gefällt, zuletzt doch in Ausführung. Nach dem Tode Abul Fasls faßte jedoch mein Vater wieder andre Gedanken, und kehrte wieder Etwas auf den rechten Weg zurück."

Trotz seinem Glaubenseifer war übrigens Jehanguir ein gewaltiger Liebhaber des Weins, und das Maß, welches er täglich zu sich genommen zu haben offen bekennt, möchte auch für den tapfersten Trinker der Christenheit keine geringe Aufgabe seyn. „Niemand," sagt er, „ward gestattet, Wein oder sonst ein berauschendes Getränk zu bereiten oder zu verkaufen. Ich führte diese Anordnung ein, obwohl es genugsam bekannt ist, daß ich selbst mit der stärksten Neigung zum Wein behaftet bin, in welchem ich von meinem sechzehnten Jahr an wacker geschwelgt habe. Aber umgeben von jugendlichen Gesellen, unter einem wonnigen Himmelsstrich, und durch herrliche hohe Säle wandelnd, deren Boden mit den reichsten Teppichen von Seide und Gold bedeckt war: wäre es da nicht eine Art von Narrheit gewesen, einen Freudentrank zu verschmähen; und welches Getränk übertrifft den Saft der Trauben? Könnte es aber nicht dennoch geschehen, daß der Konstitution der Genuß von Theriak,

Digitized by Google

Opiaten und andern Stimulantien zuletzt zum Bedürfniß würde? Das möchte sodann einen Mann um die edelsten Gefühle seiner Natur bringen, was Gott verhüten wolle! Neben einigen anerkannten guten Folgen müssen dergleichen Genüsse sicherlich die Wirkung haben, daß sie Einen schwächer machen, die Lebenskraft zerstören, und falsche Gelüste erwecken, welche verderbliche Eigenschaften den Reizmitteln in höherem oder minderem Grad insgesamt zukommen. Ich für meine Person muß gestehen, daß ich meine Schwelgerei bis zu dem Grad trieb, daß sich mein tägliches Maß auf zwanzig, bisweilen wohl auch mehr als zwanzig Becher Weins belief, von welchen jeder ein halb Seir (ungefähr 6 Unzen) faßte; und acht Becher waren gleich einem Mann von Irak. So weit gab ich dieser verbotenen Neigung nach, daß, wenn ich nur eine Stunde ohne mein Getränk war, meine Hände zu zittern begannen, und ich nicht ruhig sitzen konnte. Ueberführt durch diese Anzeigen, daß, wenn jene Gewohnheit mich also beherrsche, mein Zustand sehr gefährlich werden dürfte, hielt ich es für hohe Zeit, Etwas auszudenken, was dem Uebel steuern möchte, und in sechs Monden hatte ich es auch wirklich dahin gebracht, daß ich täglich statt zwanzig Becher nur noch fünfe trank. Kam ein Fest, so nahm ich noch einen oder zwei Becher mehr zu mir. Bei den meisten Geschäften aber machte ich mirs zur Pflicht, mich jenem Genuß nicht eher als zwei Stunden vor Tagesschluß hinzugeben. Und gegenwärtig, wo die Angelegenheiten des Reichs die höchste Wachsamkeit erfordern, beginnt mein Gelage erst eine Stunde nach dem Abendgebet, und mein Quantum übersteigt niemals 5 Becher; mehr als so Viel würde meinen Magen auch nicht wohl bekommen. Einmal des Tags nehme ich regelmäßig mein Mahl, und somit scheint es vollkommen hinlänglich, auch nur Einmal meinem Gelüste nach Wein nachzugeben; da aber das Trinken nicht weniger nothwendig zur Erhaltung des Menschen scheint, als das Essen, so ist es sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich für mich, des Weines gänzlich zu entbehren. Nichts desto weniger ist es mir vor, daß ich, wie mein Großvater Homayum, welchem es gelang, sich von dieser Gewohnheit los zu machen, eh er 54 Jahre alt wurde, in meinem Vorhaben, den lasterhaften Brauch früher oder später gänzlich aufzugeben, durch den Himmel werde unterstützt werden. In einer Sache, woran Gott sein offenbares Mißfallen deutlich ausgesprochen hat, mag das Geschöpf auch noch so geringe Scheitte zur Besserung thun, so wird es den göttlichen Beistand dennoch in hohem Grade erfahren."

Alla ist groß! Im Vertrauen auf seine Hülfe darf man allenfalls ein Weniges über die Schnur hauen. Ganz in diesem Sinn spricht sich der Sultan auch bei folgender Begebenheit aus, zu deren Verständniß bemerkt werden muß, daß er mit der berühmten Flinte seines Vaters, Drusiandos (die wahre Schleuderin des Donners) nicht selten zwanzig Antilopen bei einer einzigen Jagdpartie zu schießen gewohnt war.

„Eines Tages ward ich auf der Jagd unter einem Haufen Hindinnen oder Antilopen vor uns einer so schön gefärbten und gezeichneten ansichtig, daß ich mir dieselbe zu meiner besondern Aufgabe erwählte, und meinen Leuten strenge verbot, mich zu begleiten, indem ich dachte, das Thier möchte Erscheinung vieler Menschen scheu werden. Ich schoß m Flinte, meine gute Drusiandos, wiederholt auf dasselbe ab, daß mein Schuß die geringste Wirkung hatte. So oft ich nahe kam, rannte die Antilope weg, als ob sie mich zum N ren haben wollte. Nach dem dritten Schuß war ich ihr wieder ganz nahe gekommen, als sie plötzlich einen Sprung und im Nu ganz und gar verschwand. Entweder durch Sprung, oder durch eine Ursache, die ich nicht erklären fiel ich in eine Ohnmacht, und lag bei zwei Stunden in Zustand völliger Bewußtlosigkeit. Endlich kam mein Sohn rom, benuruhigt über mein langes Ausbleiben, an den Ort, beachte mich durch Rosenwasser, das er mir auf die Schläfe wieder zu mir selbst. Allein es blieb mir fast zwei Mon hindurch eine Schwäche und Aengstlichkeit des Geistes zurück; von diesem Tag an gelobte ich, daß, sobald ich fünfzig Jahre geworden, ich mich jener Flinte nie mehr auf der Jagd bedienen wolle."

Ein anderes Beispiel von Aberglauben: „Ich war pflichtgestiegen und vom Grab meines Vaters weggeritten, als mir da ich noch kein Koß Weges zurückgelegt, ein Mann auf der mich durchaus nicht kennen konnte, und welchen ich nach nen Namen fragte. Er erwiederte, er heiße Murad Chodsch „Dem Himmel sey gepriesen," sagte ich, „mein Wunsch wird in Erfüllung gehen." Etwas weiterhin, nicht fern vom Grab des Kaisers Baber, begegneten wir einem andern Mann, der einen mit Holz beladenen Esel vor sich her trieb, und einen Bündel Dornen auf seinem eigenen Rücken trug. Ich that dieselbe Frage an ihn, und er antwortete mir zu meinem großen Vergnügen sein Name sey Daulet Chodscha (d. h. Glück). Ich sagte zu meinen Begleitern, welch guten Muth es mir machen müßte, wenn der Dritte, auf welchen wir träfen, Sadet (der Glückliche, Felix) hieße. Was nun gewiß sehr zu verwundern ist: als wir eine Strecke fortgeritten waren, rechter Hand ein Bächlein neben uns, bemerkte ich einen kleinen Knaben, welcher eine Kuh hütete, die an dem Bach grasete, und fragte ihn ebenfalls um seinen Namen; er antwortete: ich heiße Sadet Chodscha. Ein Jauchzen erhob sich unter meinem Gefolge und auf der Stelle beschloß ich unter Gefühlen des Danks und der Freude, daß diesen drei glücklichen Vorzeichen entsprechend alle Angelegenheiten meiner Regierung unter drei Klassen geordnet werden sollten, genannt Eymaun-o-tschalatscha, (die drei Zeichen)."

Der Sultan scheint sich ziemliche Kenntniß von den Vorzügen und Fehlern der verschiedenen Völker und Völkergattungen erworben zu haben, aus welchen seine Armee zusammengesetzt war. Auf die Geistesbeschaffenheit der Türken oder Tataren weist er hin, wenn er erzählt Mirsa Schah Bul, Prinz von Badakschan, der sich zwanzig Jahre lang in Indien aufgehalten, habe niemals nur ein einziges hindustanisches Wort auszusprechen vermocht. Von den Eingebornen von Badakschan bemerkt er, es gebe keine Menschenart, welche sich mehr durch Hinansetzung der Wahrhaftigkeit auszeichne, obwohl es denselben keineswegs an Verstand fehle. — Ueber die uebegische Reiterei, von welcher er

o Mann in seinem Heere zählte, sagt er, daß so tapfer
b in der Schlacht seyn, sie doch einen großen Hang zum
ihen hätten.
Von seiner Gerechtigkeitsliebe, selbst wo Freundschaft und
ıglichkeit für den Schuldigen mit ins Spiel kamen, giebt
ignir folgenden starken Beweis:
„Ich muß einen Vorfall erwähnen, welcher wegen des
rstreites der Freundschaft und andererseits der Pflicht für
llgemeine Wohl meiner Seele großes Leiden verursachte.
a Nour, der Sohn von Khan-i-Ofem ward wegen einer
that vor mich gebracht. Dieser junge Mann hatte in der
t meines Vaters eine hohe Stelle eingenommen, und
wie sein eigenes Kind von ihm geliebt. Trotz dieser Um-
en befahl ich, ihn mit seinen Anklägern sogleich vor den Kadi
Mir-i-Auddel zu führen, welche von mir angewiesen wurden,
der Strenge des Gesetzes zu verfahren, falls Jener sich
Verbrechens wirklich schuldig befände. Zur gehörigen Zeit
eit ich einen Bericht von den beiden Gerichtspersonen, wel-
erklärten, daß Mirsa Nour, der Sohn Khan's-i-Ofem, als
heimlicher Mörder erfunden worden sey, und daß nach dem
he Mohammeds „Blut nur durch Blut gebüßt werden könne."
achtet meiner großer Anhänglichkeit an den Sohn, und
ter Achtung vor dem Vater, hielt ich es für unmöglich, gegen
tes Gebot zu handeln, und übergab Jenen, so weh mir es
that, den Händen des Henkers. Aber einen ganzen Mo-
nachher empfand ich den tiefsten Kummer über seinen Tod,
bedauerte den Verlust eines so jungen und vielfach begabten
anns ungemein. Jedoch hat man in dergleichen Fällen keine
hl: denn wollten wir uns jener schweren Pflicht entheben,
ürde Jeder, der beleidigt worden ist, Zeit und Gelegenheit be-
en, um sich durch das Blut seines Feindes zu rächen."
Von Assef Khan sagt er:
„Wie Khan-i-Ofem war Assef Khan ein vortrefflicher Vorleser
Koraas, ein beredter Sprecher, und ohne Gleichen in Gesell-
schaftlichkeit. Am ganzen Hof meines Vaters gab es keinen ver-
ständvollern Emir; und so habe auch ich ihm fortwährend die höchste
tung gezollt, und davon einen Beweis erhellt, als ich ihm
Titel eines Oheims beilegte. In Wahrheit, er besitzt so
e Vorzüge, sowohl körperlicher als geistiger Art, als einem
nschen selten beschieden werden. Aber ein Fleck klebt seinem
raktter an, der groß genug ist, alle seine Tugenden in Schat-
zu stellen: seine Hand ist verschlossen gegen die Ausströmun-
der Freigebigkeit, und Dieß ist das schlimmste Brandmal auf
Seele des Menschen, besonders Eines von so hohem Ran-
denn der Wurm des Geizes frißt jetzt und nachher (in der
ern Welt? — here and hereafter) immer fort. Ich habe
Kraft des Nachsinnens angestrengt, um zu entscheiden, aber
oft giebt es keine Eigenschaft der Seele, die wohlgefälliger
te, als Freigebigkeit."

(Schluß folgt.)

Scenen aus Portugal *).

„Welch ein Eden bieten manche Theile Portugals dem Auge
!" rief mein Reisegefährte, als wir von einer hochgewölbten

*) Forget me not; for 1830.

Sommerlaube, in einer der schönsten Quintas von Cintra, dem Zuge einer Gruppe Bauern zusahen, welcher sich uns allmählig näherte. Sobald diese uns erblickten, ertönte ein freudiges Viva aus aller Munde, gleichsam das unwillkührliche Zeichen des Wohlwollens, und eines freien und offenen Charakters.

„Habt Ihr guten Markt gehabt?" fragte meine Freund.

„So ziemlich! gedankt seis Nossa Senghora!" erwiederte ein alter Vater mit einem langen, fast bis zum Gürtel reichenden Silberbart, und einem Auge, das unter dem düstern Hut freudig hervorfunkelte. „Hei Carmo! — Maria da Carmo!" fuhr er fort, und berührte mit seinem Stabe sanft die Schulter eines Mädchens, welches auf ihrer Albarda (Packsattel) zwischen zwei Fruchtkörben saß, und sich mit Mühe aus einem angenehmen Schlummer aufzurichten schien; „Ihr habt noch einige unverkaufte Queijadas und Requeijoes; bietet sie den Herrschaften an!"

„Coitadinha!" (arme Kleine!) rief ein schöner junger Mensch von athletischem Bau; „sie ist müde, und das ist kein Wunder! die Sonnenhitze, und das Geklingel der Burinha's-Glocken haben sie in Schlaf gesenkt."

„Nein, Jose, Dein ewiges Geschwätz war es!" entgegnete das Mädchen, mit einem Seitenblicke der Liebe, ohne daß die Mutter, welche ebenfalls auf einem abgematteten Maulthiere saß, und ein kleines Kind mit dem Volksliede: Spagnolinha del alma minha, in Schlaf lullte, hierüber ihren Unwillen bezeugt hätte.

„Der Weg war lang, Senhores", sagte der Jüngling, „und die Sonne steht hoch, aber Maria wird Euch ihre Requeijoes sogleich vorweisen."

„Gewiß!" erwiederte Carmo, stieg ab und packte aus einem reinlichen Tuche zwei Rahm-Käse, welche sie uns anmuthig darbat. Wir dankten für die herrliche Gabe, die wir ihr und Jose, der gleichfalls in uns drang, nicht ausschlagen konnten. Nie sah ich ein schöneres Paar; sie waren in der That glänzende Muster der Menschengestalt. Als wir ihnen Geld geben wollten, schnaubte sie es heftig an, und wir sahen deutlich, daß der Gedanke an Bezahlung ihnen peinlich war.

„Ist Jose Euer Bruder?" fragte mein Begleiter.

„No, meu senhor!" (Nein, mein Herr!) erwiederte Jose im Namen des Mädchens; „nein! Carmo soll mein Weib werden, sie wird mein Glück seyn!

„Sie ist sehr schön! Gott segne Euch mit einander!" rief ich, worauf Jose mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Nation antwortete: Muito obligado, senhores, muito obligado! (Sehr verbunden!) Viva! viva! Die Gruppe zog nun weiter. Noch hörte man das Geklingel der Maulthiere, verbunden mit dem freudigen Bellen der zahlreichen Hunde, die ihnen nachfolgten, so wie dem lauten Auflachen der Kinder, und dem lieblichen, sanften Abschiedsgruße der Frauen, welche, so lang sie sichtbar blieben, mit den Händen winkten und ihr Lebewohl durch Zeichen mit den Fingern ausdrückten; eine Sprache, welche von allen Menschenklassen in Portugal verstanden und geübt wird.

„Diese Leute sind glücklich trotz ihren Beherrschern, und gut trotz ihren Pfaffen!" sagte mein Freund. — Einige Zeit nachher mochte er einen Ausflug von Lissabon nach Caldas, wo er in dem elenden Wirthshause einen Engländer, Hrn. M. traf, der ihm eine Geschich-

erzählte, hinreichend, seine Begeisterung abzukühlen. Jener nämlich, welcher das Jahr zuvor das Innere von Portugal bereiset hatte, war in Caldas, welches ungefähr 35 englische Meilen von Villa-Franca entfernt liegt, und wo sich Mineralbäder befinden, deren Wirksamkeit besonders für rheumatische Uebel gerühmt wird, mit einem andern englischen Freunde zusammengetroffen, der in heftiger Gemüthsbewegung schien. „Was sollen wir beginnen?" rief er; „in dieser garstigen, elenden Herberge liegt eine unglückliche Landsmännin, ein junges Mädchen von ungesehener Familie, das unrettbar sterben muß; ohne einen andern Freund, der sie stärken und trösten könnte, als ihre Dienerin, ein armes, einfältiges Geschöpf, welches sich bei dem Mangel an Bequemlichkeiten und der Unbarmherzigkeit, womit die portugiesischen Weiber ihrer Gebieterin begegnen, längst nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß."

Miß Morton war von Lissabon hieher gebracht worden, um die Bäder zu gebrauchen. Ihr Bruder, ein wunderlicher Schwindelkopf, hatte sie verlassen, um im Lande umher zu ziehen; und kein Mädchen, keine Frau aus den höhern Ständen bekümmerte sich im Geringsten um ihr Schicksal; denn die Portugiesen zeichnen sich durch eine Abneigung gegen Alles, was estrangeiro (fremd) heißt, aus. M. beschloß sogleich, jede Hülfe zu leisten, die ihm möglich wäre. Er ward zu ihr geführt, und fand sie auf einer Strohmatratze, die über den bloßen Boden einer Dachstube gebreitet war, abgemagert weit, kaum im Stande sich zu rühren. Sie litt an einem Abseß in der Leber, und M. war auf den ersten Anblick überzeugt, daß sie unrettbar verloren sey. Demnach hielt er es für seine Pflicht, Alles aufzubieten, was die Stadt an ärztlicher Hülfe vermöchte, weßhalb denn drei Doktoren, wie sie sich zu nennen beliebten, vor dem Lager erschienen, um eine Consultation zu halten. Jeder war in Betreff des anzuwendenden Heilverfahrens ganz verschiedner Meinung von den beiden andern: der Eine sprach sich für eine starke Blutentziehung aus; der Andere erklärte, Dieß würde die Kranke unfehlbar tödten; und der Dritte würde zwar auch für eine Aderläße gestimmt haben, aber der Mond stand nicht im rechten Viertel, und es war also ein unglücklicher Tag. Nur über Einen Umstand wurden sie nach langer Berathung Eins — daß der Tod unvermeidlich sey, und die Dame höchstens noch zwei Tage leben könne.

Miß Morton schmachtete noch einige Tage hin, und theilte M. in den Augenblicken, wo sie weniger litt, Manches über ihren bisherigen unglücklichen Zustand mit. Besonders verweilte sie auf ihrer Reise von Villa Franca nach Caldas. Von Lissabon nach der erstern Stadt war sie zu Wasser gebracht worden, und hatte daher weniger Schmerzen empfunden, sobald sie aber ans Land getreten war, schien der Abseß geborsten zu seyn, und ihre Leiden vergrößerten sich mit jeder halben Stunde auf der entsetzlichen Straße, und dem unbequemen, rauhen, offenen Fuhrwerk, wovon in dieser bald darbarischen Gegend Jedermann reisen muß. Mit Anbruch der Nacht hielt der Wagen vor einem Gebäude, das ihr eine loja de bebidas (Trinkhaus) dünkte, in einer Stadt, welche sie für Caldas hielt. Aber ach! der Ort war nicht Caldas. Der Fuhrmann forderte das Lieblingsgetränke der Eingebornen, ein Glas Agoardente d'erva doce, (Anisbranntwein), und gerührt von dem Anblicke ihrer Leiden brachte er ihr eine Limonade zur Erfrischung, welche eine gutmüthige Matrone eiligst aus frischen Orangen zubereitet hatte. Nach Rast ging die Reise weiter, und Miß Morton erreichte [illegible] todt als lebendig die Stadt Caldas. Das jämmerliche [illegible] war aber übel darauf berechnet, ihr die Ruhe, die sie [illegible] verschaffen. Der Wind ihres Zimmers war von so roher Art, durch seine weiten Spalten der Lärm und die Dämpfe der fortwährend heraufstiegen. Die Hitze war unerträglich, [illegible] lästig die Verfolgungen der Moskitos, und andrer noch [illegible] Insekten. Dazu kam eine Bande wandernder Musikanten, mit ihrem lauten näselnden Geschrei, das durch den Dudelsack alten Guitarre unterstützt wurde, die Gäste unterbrachen [illegible] Tag über gewöhnlich gerade unter ihren Fenstern Posto gefaßt hatten, rend bei Nacht das Heulen und Kläffen der unzähligen [illegible] ihren Schlaf unterbrach.

Ein Mann starb in dem ihr nächst gelegenen Zimmer, [illegible] geräuschvollen Ceremonien, welche dieser Todesfall herbeiführte, mehrten die Pein der Kranken. Die ganze Bevölkerung [illegible] stieg die Treppe beständig auf und ab; weil es nach [illegible] lision Sitte ist, einen Leichnam zu besuchen, und in [illegible] mach, wo er liegt, gleichsam ein fortwährendes Menschenfest erhalten. Auf Dieses folgte der erstickende Geruch verbrannter marins, womit bei dergleichen Gelegenheiten geräuchert wird. kam der Canturae (Leichengesang) der Mönche, welche [illegible] den Todten zur letzten Ruhestätte zu bringen. Schon [illegible] ten Straßenende aus waren ihre Stimmen von peinlichem [illegible] nis sie aber in die Nähe gelangten, und endlich die Treppe kam heraufstiegen, den Sarg und brennende Kerzen tragend, sie die arme Kranke beinahe umgebracht. Doch ging auch endlich darüber, und das Haus würde leidlich ruhig geblieben wenn die Guitarrenspieler nicht gewesen wären. M. gab denselben beträchtliches Geschenk unter der Bedingung, sich so lange entfernt zu halten, bis Miß Morton von ihren Leiden erlöst seyn würde. Aber die sündlosen Gesellen wählten gerade die Stunde, wo jene in letzten Todeskampfe lag, zu ihrer Rückkunft. Jede Appellation an die Behörden von Caldas wäre umsonst gewesen, und gewaltsames Hinauswerfen, gesetzt M. hätte die Mittel dazu besessen, würde sicherlich mit dem Messer oder Stilett vergolten worden seyn; die Polizei aber hätte sich hiernm entweder gar nicht bekümmert, oder die Mörder höchstens auf ein Paar Tage eingesperrt. Bitten waren also das Einzige, was übrig blieb. M. eilte hinaus, stieß unter der Thüre auf zwei neue Quäler, welche beinah mit Gewalt zu der Kranken zu kommen suchten — nämlich zwei Mönche, die wie sie sagten, vernommen hatten, daß hier eine Person ohne Tröstungen der Religion sterbe, und die ihr daher beistehen müßten. Mit Mühe gelang es, das zudringliche Paar zurückzuhalten, und bald darauf verschied Miß Morton in den Armen ihres Freundes. Gleich nachher kam der Sarg an, um welchen M. noch die letzten Liebeszeiten nach Lissabon geschrieben hatte.

Neues Ungemach entstand durch den Fanatismus der Priester. Mehrere portugiesische und eine spanische Familie von hohem Rang wohnten in demselben Wirthshause. Diese begehrten, daß der Todte genommen, sobald der letzte Athemzug vorüber war, aus ihrer Nähe geschafft werde. „Wir alle", lautete die Botschaft, „werden das Haus verlassen, wenn eine ketzerische Leiche mit uns unter einem Dache gebuldet wird"; und bereits sagte man sich laut auf der Straße: „hier sey eine Ketzerin eben zur Hölle gefahren."

M. sah ein, daß wenn er Caldas nicht verließe, die Leiche in Stücke zerrissen werden würde, und vielleicht sein eigenes Leben in Gefahr käme; er miethete also zwei Segas, auf deren eine der Sarg gestellt wurde, während er selbst und das Kammermädchen auf andern bestiegen. Nach langer, mühevoller Reise kamen sie in Lissabon an, wo die Abgeschiedene auf dem schönen englischen Begräbnißplatze unter dunkeln Platen und Cypressen beigesetzt ward.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 331. 27 November 1829.

Maria, die letzte Königin von Georgien. *)

Im Jahr 1799 wurde der sieben und neunzigste Selbstherr- Georgiens, der Czar Georg XI, von Rußland zu Niederg seiner Würde gezwungen. Maria, die Tochter des Fürs Georg Tsitsianoff und Gemalin des abgesetzten Czars, blieb dessen im Jahr 1800 erfolgten Tod mit ihren sieben Kinfortwährend in Tiflis. Sey es, daß Rußland sich wegen Weibes und wegen einiger kleinen Kinder keine Sorge n zu dürfen glaubte, sey es, daß man dem heißen Wunsch Königin, ihre Tage im Heimatlande zu beschließen, nachgewollte: ihr Aufenthalt in Georgien wurde mehrere Jahre det. Nichtsdestoweniger strebte Maria, welche diese letzte e der Regierung wenig dankte, oder wegen Fortdauer des ständnisses für die Zukunft besorgt war, sich der Gewalt Russen zu entziehen, und entwarf insgeheim einen Plan flucht. General Tsitsianoff hielt sie jedoch scharf im Auge; geringste Bewegung war bewacht; und da er ihren Geist entschiedenen Charakter kannte, ermangelte er nicht, seine erung darauf hinzuweisen, daß die Königin aus Georgien rut werden müsse. Während er hierüber auf Entscheidung rte, versäumte er keine Vorsichtsmaßregel, um ihrer Person Zeit sichre zu seyn. Er hatte einen vornehmen Georgier, ens Kalatusoff, der zum Gefolge der Königin gehörte und volles Vertrauen besaß, auf seine Seite gezogen. Durch r Geschenke gewonnen, nahm Dieser keinen Anstand, Alwas im Palaste vorging, selbst die unbedeutendsten Gespräche Fürstin, zu verrathen. Die Pschavi und Tuschi, zwei kaukasische Stämme, nordöstlich von Tiflis, gelten für so furchtbare, die höchsten Eigenschaften eines Kriegers bei ihnen Gesetz Sitte sind; wenn sie in den Rücken verwundet worden, ihnen bei Todesstrafe untersagt, nach ihrem Vaterland zurückkehren; und so lange der Tod eines Angehörigen nicht gerächt ist, dürfen sie den Bart nicht scheren. Diese Bergbewohner sind von sehr frühe Zeit her bis zum Sturz des Thrones Leibwache der Könige von Georgien gebildet, und sich der königlichen Familie immer sehr ergeben bewiesen. Aufgefordert von Maria, oder vielleicht mit dem von ihnen selbst entworfenen Plan, die Königin und ihre Kinder in ihre Berge aufzunehmen, ließen sich diese unerschrockenen Diener die hiezu nöthigen Vorkehrungen sehr angelegen seyn. Maria, in Einverständniß mit ihnen, war ihrem Unternehmen behülflich, und schien nur den zur Flucht anberaumten Tag zu erwarten. Unglücklicher Weise war durch die Berichte Kalatusoffs ihr Vorhaben bekannt geworden, so daß es im Augenblick der Ausführung mißlang. Gadilla, Einer von den Pschavi, ein beherzter Mann von eisenhafter Gestalt, sollte die Sache leiten. Er war schon mehemals in Tiflis gewesen, um mit der Königin Abrede zu treffen, und brachte ihr jetzt die Nachricht, daß sie von seinen Landsleuten ungeduldig erwartet würde. Tsitsianoff von Allem unterrichtet, aber in dem Wunsche, sich in eigner Person zu überzeugen, und begierig, Gadilla kennen zu lernen, ließ diesen festnehmen und vor sich bringen. Der General war, dem Gebrauch gemäß, allein mit seinem Dolmetscher; hatte aber den Verräther Kalatusoff sich unter die Teppiche eines Sophas verstecken lassen. Gadilla grüßte beim Hereintreten nach Landessitte: „Kamerjof, Tsitsianoff" (Guten Tag, Tsitsianoff), worauf sich folgendes Gespräch entspann: „Was führt Dich nach Tiflis?" Gadilla: „Ich möchte Salz kaufen." General: „Verhehle mir die Wahrheit nicht; giebt es keine andre Gründe, welche Dich nach der Stadt gebracht haben?" — „Nein!" — „Pschavi, Dein Leben hängt von der Wahrheit ab! bedenke, wenn Du nicht bekennst, so kann ich Dir im Augenblick den Kopf vor die Füße legen lassen!" — „Meinen Kopf abschlagen lassen? Durch Wen denn? Etwa durch diesen armenischen Dolmetscher? Habe ich," (die Hand an die Wehre legend) „habe ich denn keinen Dolch? Der verläßt mich niemals." Tsitsianoff, der sah, daß Drohungen einen so unerschrockenen Sinn nicht erschütteren konnten, stand auf und legte dem Gefangenen, in der Hoffnung durch Milde mehr auszurichten, die Hand auf die Schultee; „Mein braver Freund, sey nicht böse: es soll Dir kein Leid widerfahren; sage nur die Wahrheit." Aber alle Versuche waren umsonst, so daß der General endlich Kalatusoff aus seinem Versteck unter dem Sopha hervorrief, um den hartnäckigen Leugner durch die unerwartete Erscheinung eines Mannes, vor welchem er Nichts verhehlt hatte, außer Fassung zu bringen. Kalatusoff sagte in rauhem Ton zu dem Pschavi: „Gadilla höre auf, die

*) Itineraire de Tiflis à Constantinople. Par le Colonel Rottiers. Bruxelles. 1829. Der Verfasser, ein gebornee Niederländer, stand lange in russischen Diensten, und hielt sich mehrere Jahre in Tiflis auf.

Beweggründe zu verheimlichen, welche Dich nach Tiflis gebracht haben; siehe mich hier, um Dich Lügen zu strafen. Weißt Du nicht mehr, daß ich bei der Königin war, als Du ihr gestern ankündigtest, daß Alles zu ihrer Flucht bereit sey; daß die Maulthiere in Kuki auf sie warteten, um sie nach den Gebirgen zu bringen?" Der erstaunte Gadilla warf einen Blick der Verachtung und des Zorns auf Kalatusoff, und erwiderte: „Das seyen lauter Lügen." Zu einer längern Antwort hatte er keine Zeit, denn eine Abtheilung Grenadier trat in den Saal, schlug ihn mit den Gewehrkolben nieder und entwaffnete ihn. Als er unter starker Bedeckung nach der Cittadelle abgeführt wurde, war Kalatusoff schamlos genug, ihm einen Backenstreich zu geben. Gadilla wandte sich um und rief stolz: „Hätte ich meinen Dolch, so wär ich allein Manns genug, Euch Alle meiner Rache zu opfern." — Tsitsianoff suchte keine weitere Bestätigung über das Vorhaben der Königin; er war mehr als je überzeugt, daß ihre Entfernung für die Ruhe des Landes nothwendig sey, und die Abreise ward ohne den geringsten Verzug auf den folgenden Morgen, Sonntag den 12 April 1803, festgesetzt. Es wurde, um dem Ganzen einen Anstrich von Feierlichkeit zu geben, beschlossen, der General-Major Lazareff sollte sich bei frühem Morgen in voller Uniform, von einem Dolmetscher, Namens Sorokin, begleitet, einem Armenier von Geburt, der den Rang eines Hauptmanns hatte, mit kriegerischer Musik und mit zwei Compagnien Fußvolk nach dem königlichen Schloß begeben und Marien nöthigen, dasselbe zu verlassen. Dem zu Folge fand sich Lazareff mit Tagesanbruch vor der Burg ein, und trat schnell ins Gemach der Königin. Diese saß, eben erwacht, mit nach Landessitte gekreuzten Beinen in dem Winkel, wo nach dem alten georgischen Ständen zukommenden Gebrauch die Matratzen ausgebreitet sind, auf welchen man die Nacht über schläft. Vor zwei Tagen hatte Maria Wink erhalten, daß ein Befehl von Rußland gekommen sey, sie aus Georgien wegzuschaffen; aber bis zum letzten Augenblick nährte sie die Hoffnung, dieses grausame Schicksal abwenden zu können. Ihre sieben Kinder, alle noch sehr jung — das älteste mochte kaum 9 Jahre zählen — schliefen ruhig um sie her. Lazareff redete sie ohne das geringste Zeichen der Ehrerbietung durch den Dolmetscher also an: „Auf! Du mußt von da weg!" Die Königin antwortete gelassen: „Warum soll' ich jetzt aufstehen — siehst Du nicht, daß meine Kinder in ruhigem Schlaf um mich her liegen? Wenn ich sie plötzlich weckte, würde sich ihr Blut erhitzen — (ein Volksglauben der Georgier) — Wer hat Dir so dringenden Befehl gegeben?" Als Lazareff erwiederte, die Anweisung komme von General Tsitsianoff, rief sie — „Tsitsiano tsopsiani! (Tsitsiano, Schandfleck unsres Geschlechts!) — Sie hatte das Kissen, worauf sie die Nacht über geruht, auf den Knien liegen, wie um sich darauf zu lehnen, darunter aber den Kindschal (Dolch) ihres verstorbenen Mannes versteckt. Lazareff, der wohl sah, daß sie darauf beharren würde zu warten, bis ihre Kinder erwacht wären, ging auf sie los, und machte Miene sie an einem Fuße, der Etwas unter dem Kissen hervorsah, zu fassen und zum Aufstehen zu nöthigen. Wie der Blitz fuhr die Königin nach dem Dolch und stieß ihn dem General so tief in den Leib, daß die Spitze auf der andern Seite wieder herausfuhr. Dann zog sie den Stahl dampfend aus der Wunde und warf ihn, [illegible] nen Zug zu verändern, ihrem Feind ins Gesicht mit den Worten: „So mögen Alle sterben, die Schmach zu meinem Unglück [illegible] Lazareff fiel todt nieder. Auf den einzigen Schrei, den er [illegible] stieß, zog der Dolmetscher Sorokin den Säbel. Der [illegible] that mehrere Hiebe nach Maria, von welchen einer sie tief [illegible] die Schulter verwundete. Helena, ihre Mutter, die ebenfalls in dem Zimmer schlief, war über dem Lärm erwacht, stürzte, als sie Blut sah, auf die Tochter zu, und hielt sie fest umschlungen. Das Haus war im Augenblicke mit Soldaten [illegible] welche die unglückliche Königin aus den Armen ihrer Mutter rissen, und Beide mit Kolbenstößen mißhandelten, wenn sie sich einander nähern wollten. Blutend wurde Maria aus ihrem Zimmer geschleppt und mit den Kindern in das Gefährt gezwängt, welches zu ihrer Abreise bereit stand. Der Zug bewegte sich unter starker Bedeckung vorwärts, und die Thränen der Königin benetzten den Georgiern, die sich in Menge um den Wagen drängten, mit welchem Schmerz sie in die Verbannung gehe. Sie wurde in ein Kloster nach Rußland gebracht. — General Tsitsianoff wurde bald nachher ermordet, der Dolmetscher Sorokin fiel in einem Gefecht, und der Verräther Kalatusoff starb, wie er gelebt, im Elend und in der Verachtung.

Gemälde aus Dalmatien.

Von dem General Baron Welden.

Ankunft in Salona.

Wenn man statt der Richtung *nach Trill der Hauptstraße* nach Spalatro folgt, so zieht man durch eine öde steinige Gebirgsgegend, an dem östlichen Abhange des Mossorgebirges vor; dieses Gebirg war den Römern unter den Namen des Mons Aureus bekannt, allein daß es deshalb Gold in seinen Eingeweiden sollte geborgen haben, bezweifle ich sehr. Seine Spitzen bestehen aus einer Reihe sägeartig gezackter Zähne, (die höchste 4218 Fuß hoch), die alle weißgrau in der Sonne scheinen, und vergoldet bei ihrem Aufgange aussehen, woher ich den Namen vermuthe. Es war in der Nacht ein starkes Gewitter entstanden, und ein tüchtiger Landregen begleitete unsere Reise. Der Serdar mit seinen Panduren, welcher voranritt, in seiner rothen Casaka mit der gespitzten Kapuze, glich einer beweglichen Theerpyramide; die Letztern hatten ihre rothen Käppchen, und ihre Opanken in die Tasche gesteckt, um sie vor der Nässe zu bewahren, und zogen singend ihre Straße, oft bis an die Knie in Koth versunken. Ihre Lieder, immer dieselbe traurige Melodie niederheulend *), handelten alle von Krallevich Marko, einem ihrer Helden, der ein zweiter Herkules, Wunder der Tapferkeit verrichtete, und dessen Namen sie noch jetzt zu jeder Tapferkeit anspornt. Ich glaubte zwar eine Heerde Wölfe heulen zu hören, allein der Inhalt des Gesanges, den mir mein Begleiter, ein freundlicher Arzt, übersetzte, war nicht ohne Interesse **).

*) S. die Lithographie in Num. 328.

**) Canto di Ostoja Cristich, e Steffano Ciablanovich.

Alto gridar di Bosnia le donzelle
D'Ostoja il Rege maldicendo il nome;

gen Mittag hatte[] drr Rrgen, von dem wir ganz durch= a waren, nachgelaſſen, wir befanden uns auf drr Ein=

Fulmina il ciela Cristovichio Ostoja!
Per lui venne di vorgini penuria,
Nè giovan vedovello, ne altrui spose
Illese foran da sun ialqun bramo.
Fulmina, o giusto cielo. il Ro di Bosnia!
Le udir di Bosnia i Cavalieri invitti,
Le udir, o n'ebber duni; quindi in consiglio
Si radunoro, e stabilir Ostoja
Di detronar, o coronar invece
Giablanov Stipo di natali illustri.
Il già proposto effettuaro in breve.
A tal nunva Cristichio il soo destriero
Veloce monta, e per la pianu Bosoia
Scorrendo fugge; in pochi giorni a piedi
Dell' Ottomana Sire egli si prostra;
Stringe le son giocchio, e le sue mani
Bagna d'amaro pianto, che dal ciglio
Gli sgorga, e fra singhiozzi si proruppe:
„Derubarmi i Bosniesi il serto mio
„Per coronare Giablanvich Stipo,
„Stipo mio servo, o tua mortal oemico.
„Deh te ne priego, generoso Sire,
„Dammi do' bravi tuai pronto soccorso
„Sol cento mila giovan Gianizzari
„E trenta mila scelti cavalieri;
„Conquisterò la doma Bosnia, e i suoi
„No estirperò rubelli fieri Duci.
„Vivo a tool più di mia catene avvinto
„Stipo straccierò; la sua consorte,
„Rusizza bella, in mezzo alla Cittade
„Stringerò al seno sotto agli occhi suoi."
Alche sorrise il gran Soltano, e disse:
„Daroti la richiesta armata mia.
„E andrai a soggettar la Bosnia doma.
„Dooi ooo euro, aè ti chieda omaggi,
„Lasciami solo lo pegno di tua Fede
„Ostaggio il Figlio, che Radivoj si ooma."
Fu forza a Ostoja d'accettar l'inchiesta;
Lasciogli il giovan figlin Radivoja,
Diegli il Sultano la promessa schiera
Di giovna Fanti, o Cavalier veloci,
All' aura sventolar seriche insegne
Il soon s'odi di bellici stramonti.
La Romania traversar marciando,
Entraron poscia nella piana Servia,
Nè guari andò che intorno da egni parte
Fama si sparse, ed al Bosnese rege
Voce ne giouso, che lo scosse e disse:
„In mal punto tranquillo tu ti siedi
„Mentre contro di te s'avanza stuolo
„D'armati Turchi, che Ostojan adduce.
„Torrati l'usorpato scettro e il regoo
„Non solo, ma l'amata tua Rusizza
„Sposa fedele egli torrati ancora,
„E in mezzo alla citta di Constantiao
„Farà in lei pagho sue nefando voglie."
Stefiano sbigottito a queste voci
S'affretta d'adunar armi e guerrieri,
Veloci cavalier, giovani fanti,
Del regna suo scielti campioni lovitti;
Ma non tardaro le nemiche schiere
Tutta d'invader la Bosnese terra;
Depredaro, incendiar cittadoile e villo;

fattlung, die der Moſſor mit drm Karbangebiegr bildet, und über welchr die Straßr nach Spalatro herabführt — am Fuße drr Feſte Ellſſa, einrs von Römern, Türken und Venetianern oft briagrrtrn und gnommenen Bergſchloſſrs. Von drn nächſtrn Brrgra gesehen, hat rs den Ruf seinrr Unbezwingbarkeit verloren; friedlich schaurn jetzt seinr Kanonen in das Thal hinab, das ſie nicht mehr erreichrn. Noch ein paar Schritte vorwärts, und welchen Anblick bot uns dir nächste Aussicht!

Gegen Westen breitrn sich im Vorgrundr das grüne Thal von Salona und der Meerbusen gleichen Namens aus; seine östlichrn Ufer ſind durch dir malerischen Caſtelle und endlich durch das freundliche Städtchrn Tran begrenzt; dir Insel Bua und Spalatro mit Diocletians Palaſt, dir schönen Gestadr von Almiſſa bildrn den Mittrigrund; dir Inseln Salta nud Brazza den nähern, Leſina und endlich Liſſa drn entfernatrn Hintergrund. Voll Neugirrde, aber mit ehrwürdiger Scheu, durchschweifte mrin Blick die Gegrnd zu meinen Füßen. Hirr stand einſt die große Römrrſtadt Salona; in dirsem Meerbusen wogtrn Tausrndr von Schiffen; dort, wo dir schwarzrn Thürme aus den welßrn Häusern drr Vorſtadt Spalatro's hervorragen, war Diocletians weitrr Palaſt, der jetzt allein eine Stadt noch enthält, und von Salonas schönen Straßen zeugt nur noch hir und da ein Quaderſtein, drssrn ungeheurer Maſſr Zeit und Menschrn nicht zerstörrn konnten; einigr umgestürzte Bögen brzeichnen drn herrlichrn Aquaeduct, der von Salona's waſſerreichem Thale nach Diocletians Palaſt führtr. Nur mit Mühe findrt dieſen das

L'età cadento li crudo ferro miete,
E la più fresca etade oppressa o schiava
Passa del vincitor fra le catene.
Si sè allor contro Steffano co' suoi
Scorser fiumi di sangue, e le alte grida
De guerrier moribondi ed i nitriti
De feriti cavalli assordar l'aura.
Dall' albeggiar sino al cader del giorno
Durò il conflitto, e dallo notte al giorno.
Da tutte due le armate a millo a milla
Cader gli estinti, ma sinor la pugna
Dubbiosa pende, e noo v'è chi possa
Con ragion dir i nostru sarà la palma.
Dal timor Giablanov presa consigiio:
Bianco foglio vergò, che al rege Ostoja
Dirigge, e con un fido al campo il manda;
Nel foglio in queeti sensi egli spiegossi
„Deh, ti sovvenga Cristovich Ostoja,
„Della tua misera alma ti sovvenga,
„Della fede di Cristo sacrosanta.
„Chi fuori, che i suoi fidi tu danneggi,
„Quai strani, che non sieno tuoi fratelli?
„Misero vieni ed in fraterni amplessi
„Sia fra noi pace, e l'uno l'altro onori."
Lesse Christichio il foglio, e da tenerezza
Tanto lo mosse, che il bagnò di pianto. —
Al gran Sultano rimandò i suoi Turchi,
Ed egli a Giablanovo i passi volse,
E in amistade qual fratelli uniti
Assiem di ilussiu governaro il regno.
L'alme cosi alla pioggia alza le frondi
E vivo nell' arsura più verdeggia,
Oora il cuoto tutti i prodi eroi
E il ciel condoni le lor colpe andate.

Späherauge aus einer Masse von Häusern heraus, welche ungeweihte Hände wie Schwalbennester in seine schönsten Hallen und Tempel hineingebaut haben.

Ich beschleunigte meine Schritte den Berg hinab: hier lag also der einstige Sitz von Liburniens Königen, später die Hauptstadt der alten Dalmatier, endlich 74 Jahre vor Christi Geburt von den Römern erobert. Während des Bürgerkrieges sandte Pompejus seine Flotten und ließ die Stadt, die dem Cäsar ergeben war, enge belagern; allein, so erzählt Dio Cassius, als die Belagerer, der langen Zögerung müde, ihren Dienst saumseliger versahen, drangen Salona's heldenmüthige Frauen, als Furien verkleidet, in der Feinde Lager und steckten das Belagerungsgeräth in Brand. Des Pompejus Schaaren ergriff ein panischer Schrecken, welche die nacheilenden Männer von Salona benützten, um die Feinde zu verjagen. Von nun an ward Salona, dem römischen Reiche anzehöreud, immer ausgedehnter; seine Glanzepoche beginnt aber von der Zeit, als Diocletian, von Salona (nach Einigen von Diocles) gebürtig, im Jahre 304 das Scepter Roms mit den Herrlichkeiten seines Geburtslandes zu vertauschen, und den Rest seines Lebens in dem Paradiese zuzubringen beschloß, als welches alle Schriftsteller dieser Zeit Dalmatien beschreiben. Sechs Jahrhunderte dauerte der Flor der Stadt, die ⅛ deutsche Quadratm. eingenommen haben mag; aber im Jahre 641 gelang es den Avaren, als Römer verkleidet, sich Cliffa's, des Schlosses von Salona, zu bemächtigen und bald nachher überschwemmten die wilden Horden die überraschte Stadt, die nun bald nur noch ein Hause von Ruinen war. — Im Geiste hatte ich mich in jene Zeit versetzt, wo Kunst und Geschmack unter Roms mächtigen Kaisern auf der höchsten Stufe standen, wo Salona blühte — ich sah mich um, es war vom Boden verschwunden; an den Ruinen eines großen viereckigen Gebäudes, das, wie man aus den vorgefundenen Heizungskanälen vermuthet, ein römisches Bad- oder Treibhaus gewesen seyn soll, stieß mein Blick auf einen Haufen wild aussehender Männer, die im Freien saßen, und einen Ziegenbock rösteten. Ich hielt sie, in meine Phantasien versunken, Anfangs für Avaren, von denen sie auf jeden Fall abstammten; mein Sardar versicherte aber, es wären ehrliche Gebirgsmorlaken, die schon heute für den Morgen, den 8 September, zu begehenden Jahrmarkt von Salona hier ihr Bivouac aufgeschlagen hätten.

Ich verließ nun die Straße und wandte mich rechts von ihr, wo ich mich bald in ein Meer von Ruinen und Trümmern versetzt befand. Hier bezeichnete das Stück eines großen Bogens ein Amphitheater; dort Bruchstücke von zertrümmerten Säulen, Thür- und Fensterstöcken, Grabern, Denkmälern ꝛc. in bunter Zerstörung gemengt, die Vergänglichkeit aller Erdengröße. In dieser Gegend findet man bei Nachgrabungen Urnen, Trinkgefäße, Metallspiegel, Werkzeuge von geschmiedetem Eisen, Medaillen, Münzen, gravirte Carniole, Ringe, Thränenfläschchen, Grablämpchen und anderes Geräthe. Man hat hievon in Spalatro eine Sammlung angelegt. Unter die besterhaltenen Stücke, die aber der Wirth in Salona besitzt, gehört eine Graburne von grauem Alabaster, welche in einem eigenen steinernen Sarkophag eingeschlossen der Zerstörung entging; in demselben lag auch ein Siegelring von orientalischem Gr… in Gold gefaßt, mit einem eingeschliffenen schönen … ferner ein Trinkbecher von Agat, und eine kleine … Die Zerstörung Salona's mag wohl von den Avaren … worden seyn, die Hauptursache aber, daß es ganz … verschwunden, sind wohl jene Steingerölle, die jeden … von dem steilen Karbangebirge herab nach der unten … Ebene von Salona führt. Das besterhaltene Bad… einer kleinen dem heiligen Cajus geweihten Kapelle … von hier, als eine Altarstütze aufgestellt; das einzige … man erdachte, um es von der fortwährenden Zer… Nachkommen dieser Avaren zu schützen. Es ist ein … der drei Heldenthaten des Herkules auf seinen drei Schritten … in der Mitte ist der angekettete Cerberus zu sehen. … mich aus den Trümmern herausgewunden, befand ich … in dem freundlichen Wiesenthale der Salona, welche … Pappeln bekränzen, und wo höher hinauf ganze Gebüsche … Oleander und Lavendel wachsen. Dieser kleine … Alten unter dem Namen Jader bekannt, entspringt … Stunde von hier, aus einer Felsenschlucht am Fuße … gebirges, treibt aber gleich bei seinem Austritte Mühlen … über einige Fälle, und schlängelt sich durch Wiesen … gelände dem Meere zu. Bei seinem Ausflusse liegt … mit dem Dorfe Wragnizza überdaute Halbinsel, welche … Hafenverbindigung der Bucht von Salona bildete; diese … aber jetzt für große Schiffe nicht mehr zu befahren. An den … des Flusses waren schon Barken mit flatternden Wimpeln … fahren, die ihre Segeltücher am Lande zu Zelten ausgebreitet … hatten; bereits waren merkatische Erfrischungen, d. h. Ocean… wein und eine Veranda von genießbarem Wein zu haben; … Hütten, welche nun das Dorf Salona bilden, waren mit Wei… guirlanden geziert und vor jeder Thüre ward ein Bad gerich… ter; die Gegend glich einem Lager von Nomaden, denn von … und nah langten Karavanen an, die ober Anstand Platz … men, wo sie der Zufall halten ließ. Ich selbst fuhr mit … Abend auf einem Nachen auf der spiegelglatten Oberfläche … Meerbusens spazirten, um mir die schönsten Punkte zu … Ansicht von Salona und den Castellen zu suchen. Was den … nern der Riviera di Levante die schöne Küste von Genua … das ist den Dalmatiern, die sich mit kleinern Schätzen … gen, ihre Riviera di Castelli. Sie wird durch sieben Städte … bildet, welche verschiedenen Familien von Spalatro gehören … am Gestade des Meeres, längs der Straße von Salona … Trau, je eine halbe Stunde von einander liegen. Ge… begrenzt das quellenreiche Karbangebirge die Landschaft … in Dalmatien nur Wasser ist, da ist auch gleich … Gegen Westen sieht man durch die Meerenge, welche … Bua mit der Nordspitze von Spalatro bildet, in die … hinaus; ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, … Diocletians Palast zu betrachten, und nach einer Stunde … vom Mondscheine erleuchtet vor meinen staunenden … Doch seine Beschreibung verschiebe ich auf bessere Muße.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 332. 28 November 1829.

Ducoudray-Holstein's Memoiren über Bolivar. *)

Nach der Politik der spanischen Regierung mußte, Wer auf höhere Stellen in den Colonien Anspruch machte, entweder ge-

*) Das Werk, aus welchem wir die folgenden Auszüge entlehnen, ist uns im Manuscripte mitgetheilt worden; es führt den Titel: „Memoires de Simon Bolivar, Président-Libérateur de la Republique de Colombia, et de ses principaux Chefs. Histoire des principaux evènemens de la Revolution et de ceux qui l'ont précédé depuis 1807 jusqu'à ce jour. Précédée d'une Introduction concernant la géographie, la statistique, la situation présente de la Republique, Moeurs et Coutumes de ses habitans par H. L. V. Ducondray-Holstein, Ex-Chef de l'Etat-Major et du Président-Libérateur, maintenant-Citoyen Americain et Professeur des langues modernes au College de Geneva New-York. — Il n'y a que la vérité qui blesse et elle blessera" — Wie der Verfasser in der Vorrede sagt, focht er von Anfang der Revolution in den französischen Heeren, und im J. 1800 ward er in dem Generalstab des ersten Consuls angestellt. In der Folge begab er sich nach Amerika, wo er zuerst bei den mexicanischen Patrioten und später bei den Colombiern Dienst nahm — beide Mal als Generalmajor und Chef des Generalstabs. Colombien verließ er, ob er sich gleich in Bogota verheirathet hatte, weil er in keinem Lande länger dienen wollte, wo es — diß sind seine Worte — keine Regierung, keine Armee und keine Sicherheit giebt. Man kann hieraus auf den Geist schließen, worin diese Memoiren geschrieben sind. Der Libertador ist des Verfassers Abgott nicht; da aber die Welt bis jetzt fast nur erklärte Anhänger und Bewunderer über Bolivar gehört hat und bei dem entschiedenen Triumph des letztern wahrscheinlich noch lange hören wird, indem Einer der Wenigen, von dem wir Aufschlüsse erhalten könnten, des Ex-Vice-Präsident Santander, aus Furcht seine Güter in Colombia zu verlieren, nicht reden darf; so müssen wir vor der Hand das Werk eines Mannes willkommen heißen, der, ohne eine der Hauptpersonen in dem großen Drama der spanisch-americanischen Revolution gewesen zu seyn, wegen seiner, wenn auch dieß temporären, Stellung zu dem Helden der letztern und seiner persönlichen Bekanntschaft mit den Ausgezeichnetsten der Republicaner wie der Royalisten nicht ungeeignet war, über manche der zum Theil noch unbekannten, zum Theil entstellten Ereignisse jenes Kampfes Bericht zu erstatten. Ob freilich nicht durch verfehlte Hoffnungen (wie Dieß unsern guten Philellenen zu ergehen pflegte) der Unbefangenheit seines Urtheils Eintrag geschah, wagen wir nicht zu entscheiden; auf jeden Fall sind die Nachrichten solcher Parteigänger, zu welchen wir den Verfasser denn doch rechnen müssen, nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Indeß er erzählt Thatsachen, giebt Aktenstücke, und so mögen seine Memoiren unter der Masse der Materialien zur Zeitgeschichte keine unbedeutende Stelle einnehmen. Das uns vorliegende Manuscript soll jedoch blos einen Theil eines größeren Werkes bilden, welches der Verf. unter dem Titel: „Histoire complète de la Revolution et des guerres de la Republique de Colombia et Biographie des Chefs colombiens et espagnols, qui y ont figuré etc. in 3 starken Octavbänden herauszugeben gedenkt.

bornee Spanier seyn oder ein Creole, der im Mutterlande studirt hatte; es sey denn, daß eine besondere Protektion eine Ausnahme begründete. Wie alle Creolen von guter Familie erhielt daher Bolivar seine Bildung in Spanien, wohin er sich in seinem vierzehnten Jahe begab, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, da das Amt eines königlichen Regidors bei der Municipalität von Caracas in seiner Familie erblich war.

Daß dieser Politik die Absicht zum Grunde lag, den Geist einer dessen Bildung in der neuen Welt zu verbreiten, läßt sich mit Recht bezweifeln; denn diesen Zweck hätte das Mutterland durch Verbesserung des Schulwesens in den Colonien selbst gewiß leichter und vollständiger erreicht. Allein hier gab es zwar Anstalten genug, von denen einige sogar sich mit dem Namen von Universitäten brüsteten; aber der Unterricht befand sich ausschließlich in den Händen der Pfaffen, welche damit anfingen, daß sie den jungen Leuten mit Legenden und Mirakelgeschichten den Kopf anfüllten, sie eine Masse lateinischer Gebete hersagen ließen und Litaneyen und Messen singen lehrten, und damit schlossen, daß sie ihnen etwas Latein und Griechisch und einige Begriffe aus einer unfruchtbaren Scholastik beibrachten, und sie statt von den Pflichten der Sittenlehre von der Bedeutung des Unterschieds der Farben, und den Vorzügen des Reichthums und vornehmer Geburt unterhielten. Natürlich blieb das Herz leer und der Geist arm, und der ganze Charakter des Volks erhielt eine Beziehung auf das Aeußerliche, welche sich in jener grenzenlosen Eitelkeit aussprach, die dem spanischen Creolen eigenthümlich ist, und die hauptsächlich das Band war, das ihn an das Mutterland kettete, von welchem sein Ehrgeiz die Befriedigung seiner höchsten Wünsche erwartete, nämlich alle jene Auszeichnungen durch Titel und Orden, die, wenn sie nicht das Verdienst begleiten, keinen Werth haben, die man aber in Madrid

stets um Geld haben konnte. Manche wähnten dann wohl, alles Wissen sey in der lateinischen Grammatik des Nebrija, der Philosophie des Aristoteles, den Institutionen Justinians, der Curia Philippica und den theologischen Traktaten von Gonet und Larrazo erschöpft, und wenn sie aus diesen Werken einige Brocken gesammelt hatten, hielten sie sich für gemachte Leute und für berechtigt, Ackerbau, Künste und Gewerbe, wovon sie Nichts verstanden und zum Besten des Mutterlandes Nichts verstehen sollten, und den fleißigen Geschäftsmann, der sich damit abgab, mit Geringschätzung zu behandeln. Soll man sich noch wundern, daß es mit dem Aufblühen dieser neuen Freistaaten nicht so rasch vorwärts gehen will als weiland in Nordamerica? In den englischen Colonien lagen alle Elemente zu einem wohlgeordneten Gemeinwesen, ihre freie Municipalverfassung gestaltete sie bereits zu Republiken, auf welche dem Mutterlande bloß das Recht einer schützenden Oberlehnsherrlichkeit zustand, und was gesellschaftliche Interessen, was praktische Künste und Wissenschaften, was Bürgersinn und Bürgertugenden betraf, so wußte man davon so Viel zu sagen als in England; dagegen lernte man in dem spanischen America mehr Latein, d. h. Mönchslatein, das in Bezug auf Classicität dem Husarenlatein nicht nachstehen dürfte, und man verstand sich auf die Kunst, sich's wohl seyn zu lassen, ohne zu arbeiten. Wem deshalb europäisches Blut in den Adern floß, der wollte Priester, Mönch oder Richter werden, und bei bescheidenen Ansprüchen wenigstens Notar, Secretär, Schreiber oder Klosterbeamter. Die Erziehung als Vorbereitung für diese Laufbahn war im sechzehnten oder siebzehnten Jahr vollendet; Kabalen und Intriguen mußten dann das Uebrige thun. Sie waren auch die einzige Seite des Volks, welche nicht die Oberfläche darbot, sondern, bei Ermangelung jeder sittlichen Grundlage, in aller Tiefe der Selbstsucht, des Vorurtheils und der Leidenschaft wurzelten.

Man könnte glauben, daß es seit der neuen Ordnung der Dinge in diesen und andern Rücksichten besser geworden wäre, namentlich, wenn man in den Zeitungen las, der Libertador habe dem Professor Joseph Lancaster die Summe von 20,000 Piastern angewiesen, damit er Schulen in Colombia errichten sollte. Es ist wahr, Lancaster war drei Jahre lang dort; er opferte diesem schönen Zweck sein Vermögen auf, aber von den pomphaft verheißenen Piastern sah er keinen Liard, ja es erging ihm so schlecht, daß er jetzt, wo er nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt ist, sich in der Lage befindet, das öffentliche Mitleiden in Anspruch nehmen zu müssen. Man darf nur die Briefe lesen, die er zu Ende vorigen Jahrs in alle americanischen Zeitungen einrücken ließ. Bolivar scheint sogar in der letzten Zeit ganz zum alten System zurückzukehren. Der Congreß hatte eine sehr verständige Organisation im Schulwesen beschlossen, die aber aus Mangel an Geldmitteln nicht sogleich zur Ausführung kam. Nun erklärt Bolivar, daß das Aufgeben des Latein- und Griechischlernens die Hauptursache der im September 1828 ausgebrochenen Verschwörung sey und befiehlt — also eine neue Autorität für den bayer'schen Schulplan! — daß man sich künftig wieder vor Allem auf die classische Literatur legen solle — eine Verordnung, in welcher mißtrauische Personen die Absicht versteckt glauben, den Unterricht wieder den Mönchen in die Hände zu Seine Wiederherstellung der Klöster, welche der Congr hoben und für die Erziehung der Jugend bestimmt fertigt allerdings den Verdacht!

Doch kommen wir auf die Jugendgeschichte Bolivar Als Bolivar nach Madrid ging, um daselbst seinen Cursus durchzumachen, war sein Vater bereits todt, u ihm und einem ältern Bruder (der im J. 1815 starb) Schwestern (die noch am Leben sind) den Genuß eines Einkommens von 40 bis 50,000 Piastern hinterlassen, sächlich aus großen Ländereien (hatos) floß, welche Mateo genannt, in dem schönen Thal von Aragua, des Sees von Valencia, welches von 1500 Sclaven de, hatte die bolivar'sche Familie gewöhnlich ihren Sitz, er nahm daselbst seinen Aufenthalt als er nach einer gen Abwesenheit in Europa im J. 1803 den vaterländi den wieder betrat. Ob und welchen wissenschaftlichen Spanien gewährte, wissen wir nicht; derselbe dürfte jedo Fall sehr bedeutend gewesen seyn, wenn man aus der Zeit, die er auf seine Bildung verwandte und aus den in welchem sich die Wissenschaften in Spanien befanden Schluß ziehen darf. Dagegen brachte er von seinen Reisen welchen er alle Hauptstädte von Südeuropa besuchte, namentlich Paris längere Zeit verweilte, ein gut Theil äußerer Bildu zurück. Indeß obgleich ein Mann von Welt, der sich im gesel schaftlichen Leben leicht und ungezwungen bewegt, gekennet sie Bolivar durch vertrauliche Manieren aus, die sehr für ihn einnehmen. Auf diesen Reisen überließ er sich aber auch allen Vergnügungen, zu denen er als ein reicher junger Mann so viele Aufforderung finden mußte, wenn er auch nicht das Temperamen des Creolen gehabt hätte, dem die Leidenschaft für Spiel *) u Weiber zur andern Natur ist. Im J. 1805 in einem Alter v neunzehn Jahren heirathete er; seine Gattin war erst fünfz Jahre alt. Frühe Ehen sind in Caracas so gewöhnlich, daß manche Paare zieht, die mit einander keine dreißig Jahre zä len. Wenn diese von ihren Eltern meist zusammengekuppelten Kinder dann einige Jahre zusammenleben und der Reiz der Sinnlichkeit, den sie für Liebe hielten, verraucht ist, so werden sie in der Regel einander überdrüssig, und jeder Theil ergiebt sich seinem Privatvergnügen. Die Dame wählt sich ihren Cicisbeo, wozu ein sittenloser Clerus und eine verwilderte Gallo teca Candidaten genug liefert, der Mann seine Maitr-

*) Um eine Vorstellung davon zu geben, wie in Caracas gespielt wird, bemerken wir, daß die Unternehmer einer Bank (welche) im Jahre 1814 für die bloße Erlaubniß [illegible] Dollars bezahlten; der Unterhalt der dabei aufgestellten Beamten, Croupiers ꝛc. kostete ihnen wenigstens [illegible] weitere Dollars monatlich; jeden Sonntag hielt das [illegible] Personal ein großes Gastmahl zu 25 bis 30 Gedecken in prachtvoll erleuchteten Sälen, wo Erfrischungen aller Art Fülle gespendet wurden; und doch betrug der Ueberschuß noch mehr als 5000 Doll. Man meint, die Leute fänden Gold auf den Straßen, denn 500 Dublonen auf [illegible] stehen, ist ihnen eine Kleinigkeit.

Digitized by Google

schenen sich darin nicht im Geringsten vor einander. Es
: indeß, daß Bolivar mit seiner Gattin in glücklicher Ehe
, sie starb aber bald am gelben Fieber, ohne ihm Kinder
nkt zu haben. Bolivar beschäftigte sich in dieser Zeit mit
Bewirtschaftung seiner Güter, die er, so gut er konnte, zu
ssern suchte. Um sich von diesem Verlust zu erholen, der
ehr zu Gemüth ging, unternahm er abermals eine Reise
Europa; sein zweiter Aufenthalt in Paris fiel gerade in die
der Krönung des Kaisers Napoleon. Der Letztere machte
ihn einen sehr tiefen Eindruck, und ohne Zweifel schreibt sich
ars affektirte Sprache in seinen Bulletins und Proclama-
n von dem kaiserlichen Hofstil her, den er bewunderte. Auf
r Rückreise nach Caracas im J. 1809 stattete er den Ver-
ten Staaten einen flüchtigen Besuch ab.

Eine Frage, die sich uns aufdrängt, ist, welchen Antheil nahm
ivar an den ersten Ereignissen der Revolution, die um diese
ausbrach? Wie in dem spanischen Journal el Mensagero,
ches in monatlichen Heften in London erschien und den An-
genheiten Südamerica's und Mexico's gewidmet war, zu le-
ist, verlor der junge Bolivar „während seines Aufenthalts
aris den Gegenstand, den er sich zur Aufgabe seines Lebens
acht, keinen Augenblick aus dem Gesicht — seine Ausbildung
allen denjenigen Kenntnissen, die ihm zur Emancipation sei-
Vaterlandes nützlich und nothwendig waren." So schmeichel-
t dieses Zeugniß für Bolivar lautet, so weiß doch in Colom-
selbst Niemand Etwas von diesem frühreifen Patriotismus.
der Liste Derjenigen, die den ersten Plan zur Befreiung von
nezuela und Neu-Granada entwarfen — sie heißen Manuel
al, J. M. Espanna, Francisco Miranda, Antonio Narinno,
ncisco Antonio Zea — steht der Name Bolivar wenigstens
ht; und als am 19 April 1810 die Revolution von Caracas
klich zum Ausbruch kam, traten Martin Tobar, Francisco
lias, Carlos Machado, Mariano Montilla, Joseph Felix Ri-
: und einige Andere an die Spitze, aber Simon Bolivar be-
d sich an diesem Tag nicht in der Stadt, und als sein Vet-
Ribas sich zu ihm verfügte, um ihn zur Mitwirkung einzu-
n, lehnte er jede Theilnahme ab. Noch mehr, die Junta
ihm den Tag nach ihrer Einsetzung antragen, er solle sich
nd eine Civil- oder Militärstelle in der patriotischen Regie-
g wählen; allein er wollte keine: und zuletzt übernahm er
i eine Sendung nach London, die ihn für einige Zeit von sei-
t Land entfernte; auch nach seiner Rückkunft von London
er sich auf sein Gut San Mateo zurück und blieb dort in Un-
tigkeit. Man kann sagen, daß sein Patriotismus sich von dem
genblick datirt, wo er die Obergewalt in die Hände bekam, die
auch von da faktisch immer besaß. In Paris lernte er statt
riotischer Eingebungen Lebensgenüsse, denen er sich auch so
r überließ, daß er es nachher oft bereute.

Die Schlittenfahrt.

Ein Bild aus America.

Als ich neulich an Carters Wirthshaus vorübee ging, hörte ich
n Lärm im Gastzimmer und dachte: du mußt den Kopf hinein-
stecken, und sehen, was es da giebt. — „Hurrah!" scheie ein lu-
stiger Haufe „da kommt George Bibbe, der macht auch mit: sa sind
wie unser zehn", und zogen mich hinein. „Was habt Ihr?"
fragt' ich. „Hm! eine Schlittenfahet mit Einkehe, Tanz und Ju-
bel." — „Hurrah!" rief ich. „So trag ich drauf an", sagte Dr.
Partridge, „daß Jeder sich alsbald auf die Beine mache, Schlitten
und Dome hole, und wie bei Hankscorner zusammentreffen"; und
mit einem abermoligen Hurrah stürzten wie aus der Thüre und
stiebten aus einander.

Sporenstreichs rannte ich zur Wilwe Beon. Ihre Tochter
Patty ist das hübscheste Kind in Easko-bay. Ich hatte ihr schon
hie und da Etwas merken lassea, und heut, heut Abend noch, wollt'
ich meine Herzensmeinung vorbringen. Fast hätt' ich sie ins
Seifenwasser gewoefen, denn eben hatte sie gewaschen und wond
jetzt aus, und stand mitten unter Kübeln, Eimern, Wischlumpen
und Kesseln. Sie scheack ordentlich zusamen, da ich heereintrat,
und wäre, glaub' ich, züchtig erröthet, wenn sie nicht schon vorher
so roth ausgesehen hätte, als sie jederzeit aussieht. „Ein Wort im
Vertrauen, Patty", sagt' ich, und gab ihe einen Wink. Wie trat-
ten on eine Ecke, und ich berichtete, was im Werk sey. „Ich will
in aller Eil des Armenaufsehers Schlitten boegen, und gleich wieder
da seyn", sagte ich. „O! so gar pressirt's nicht", sagte sie, „denn
ich muß vorher von Kopf zu Fuß in andere Kleider. Sie se-
hen ja, in wes für einem Aufzug ich bin." — „Ach, Patty, unge-
schmückte Schönheit ist die Schönheit in ihrem Schmuck und" ....
„Schon recht!" eief sie, und hinaus sprang ich — denn wie hätte ich
sa im hohen Tone fortzufaheen vermocht? Aber auf dem ganzen
Wege zum Armenaufseher lachte mir das Herz darüber, wie leicht
sie mirs gemacht habe. Ich war so voll davon, daß ich ganz ver-
gaß, Etwas auszudenken, was ich dem Aufseher anheften könnte;
denn der Aufsehee ist ein geschworner Feind aon allen Lustpartien,
und seine Mähre nicht minder. Nun ich sag ihm, ich führe Korn
zur Mühle, dacht' ich. Aber Das wird herauskommen — meinet-
wegen: so geschiehts doch, wenn er seine Stimme schon gegeben hat,
wie die Patriker sagen.

Der Armenaufseher warf ein langes, langes Gesicht auf mich,
als er mein Vorbringen hörte; aber ich versteckte mich hinter mei-
nem Mantelkragen. Darauf begonn er zu zahnstochern und zu über-
legen. „Mutter hat wahrlich keinen Roggen und keinen Waizen
mehr." Der Aufsehee blies leis durch die Zähne. „Nun Nachbar,
wenn Ihr einem ehrlichen Kerl nicht traut, so sind do zwei Schil-
linge zum Voraus." — „Geht doch, George, geht doch", sogte er
auf und ab spazirend, und das Geld allgemach in seine Tasche
steckend, „Euch nicht trauen. Na! Josuah, schirre die Lise an.
Müßt nur das Thier nicht übertreiben, George; und eben fällt
mir ein, Ihr könntet mir mein eigenes Korn von der Mühle mit
zurückbringen; und seht dem Müller recht auf die Finger, George,
wenn er zumißt." Es war zu spät, um auf eine neue Ausflucht zu
denken, daher ich Alles pünktlich versprach, mich in den Schlitten
warf, und mit wehendee Flagge zur Witwe fuhr. Es gehört zur
feinsten Lebensart, müßt Ihr wissen, wenn die Dame bei derlei
Gelegenheiten ihren Begleitee so lang als möglich warten läßt. So
saß ich denn aor einem Haufen wormer Asche in dee Witwe Beau
Wohnstube, und hörte eine gute Stunde lang zu, wie Patty im

Digitized by Google

Zimmer über mir in den blaßen Strümpfen herumtrat. Dann stellte ich mich vor den Spiegel und brachte mein Haar in Ordnung, steckte meine Hemdnadel an einen andern Platz, dachte darüber nach, was ich Alles im Schlitten sagen wollte, und zuletzt wurde mirs ordentlich dumm zu Muth, obwohl ich meine Herzensmeinung vorzubringen hatte.

Endlich erschien Patty in ihrem Glanze, und ich hatte schon den Arm gebogen, sie hinauszuführen, als Mutter Bean hereintrat. „Was giebts Patty?" — „Eine Schlittenfahrt, Mutter." — „Wie? und Bäschen Dolly soll allein da bleiben und an den Fingern saugen? So was käm' erbaulich heraus, derweil sie von Saco herläuft, um Dich zu sehen." Dieß war ein niederschlagendes Argument. All meine schönen Plane auf feine Manieren und einnehmendes Betragen zerflaßen in einem Augenblicke. Ich sah als unausbleiblich, daß die Witwe mir die dicke Dolly Fisher in den Schlitten setzen würde, wenn anders Patty mit sollte. Und da war keine Hülfe; denn die Witwe ist ein Klotz, den man nicht rund kriegen, noch aus dem Wege wälzen kann. Ich warf ein Paar Worte über den engen Raum des Schlittens hin; aber sie schloß mir den Mund auf der Stelle. „Macht mir Nichts vor!" sagte sie, „ich bin Schlitten gefahren, ehe Ihr gedacht wart, junger Herr. Wenn nicht ich weiß, wie man mit einem Schlitten umgeht, so weiß es Niemand. Geh Patty und seh' Dich recht schmal; wo kein Platz ist, muß man Platz machen, hieß es sonst. Na! Dolly, hilf Dir hinein!" Und hinein plumpte sie wie ein Wurf von einer Schanfel, oder eine Ladung Küedisse in ein Boot. Der Schlitten war zum Platzen voll von ihr. „O sie geht zusammen; ich sag Euch. In meinen Tagen, George, packten sie uns wie Säcke auf einander." Damit faßte mich die Witwe beim Kragen und rief, auf Dollys Knie klopfend: „da ist des Kutschers Sitz. Stelle die Füße fest und gleich, Nichtchen. Fort mit Ihnen, Junge."

Ich war toll geworden, und konnte nicht länger an mich halten. So fiel ich über die alte Mähre her, und wenn ich ihr nicht alles Recht anthat, so ist nichts Gutes an mir. Der Armenaufseher zählte die Striemen auf ihrer Haut noch eine Woche nachher, als er mich zur Abrechnung rief, die er mit Kreide auf die obere Krämpe seines Alltagshuts aufgetragen hatte. Lise verstand solchen Spaß nicht, nahm die Stange zwischen die Zähne, und schoß dahin, wie ein Blitz von Connecticut. Jemine! wie flogen wir fort. Und Häuser und Scheunen, und Zäune und Ställe tanzten an uns vorüber, wie Nebel im Mondenschein. Und erreicht war Hankscorner: Hurrah! Und „Hurrah!" erwiederten alle Damen und Herren mit Einer Stimme. Lise, scheu über den Lärm, machte einen Satz, und der Schlitten lag, den Kufen abwärts, in — hui huhu! Das Erste, was ich zu erkennen vermochte, war, daß ich Schuh tief im Schnee stak, eingerammt unter einer Hälfte von Dolly Fisher. Himmel! ich glaubte das Tageslicht nie wieder zu erblicken; und als sie mich endlich herauszogen, ließ ich einen Abdruck im Schnee zurück, fast wie ein aufgestulpter Hut, den man in der Mitte breit geschlagen hat.

Doch kein Bein war entzwei. Wir schüttelten unser Gefieder, krochen wieder in unser Nest und lachten so laut, als irgend Jemand. Indessen war Dämmerung eingebrochen, die Schlitten wurden in eine Reihe gestellt, die Fiedler schloßen den Zug, und weg ging's auf der Straße nach Shaws Wirthshaus, mit Schellen-Musik und unter Hallah und Freudenruf der ganzen Gesellschaft.

Peter Shaw hörte den Lärm zwei Meilen weit; [er] bei Mondscheinnächten immer auf der Lauer. Er wischte im besten Zimmer weg, und als wir ankamen, war sogar flar gefegt, die lakirten Leuchter paradirten, das Kaminfeuer grünem Holz gefüllt, und der kleine Benjamin stak eben in [den] um an den zerbrochenen Blasbälgen zu zerren. Kein [Licht] bemerklich, aber doch starke Symptome desselben; denn es Mangel an Rauch Statt, und ein Theil davon, der [nicht] dem Kamin verfehlte, schweifte irre durch den Tanzsaal, [und] abermals Veranlassung gab, Pattys Schönheit ein Kompliment machen, indem ich sagte, sie ziehe den Rauch an. Johann über einen so vortrefflichen Gedanken. Aber es war [kein] unnützem Geplauder. Sobald wir einen Schluck warmen [Punsch] genommen, setzten wir die Fiedler ans Kamin, stellten uns und fingen mit Hand und Fuß an, während die Musikanten den Blasebälgen Takt hielten.

Doch um die Sache nicht in die Länge zu ziehen: wir [tanzten] bis Mitternacht, tanzend, jubelnd und Punsch trinkend, wie er währte, war der Spaß gut. Aber wenn ich die [Augen] Blick auf Patty warf, merkte ich, daß sie und Hosea Gould zusammen hatten. Sie will mich eifersüchtig machen, [dachte] und zahlte mit den andern Herren die Rechnung. Gleich klingelten die Schlitten und nahmen die Damen vor der Thür Empfang. Welch ein Wirrwar! welch ein Rennen und Schreien, welch Getümmel! Als endlich meine Liebe kam, sieh' da war Patty Bean Nirgends zu finden, und Hosea auch nicht! Meine Geschichte ist damit zu Ende, und Wer über die Abenteuer meiner Heimkehr Auskunft wünscht, muß Dolly Fisher fragen; der Armenaufseher kann berichten, in welcher Gestalt sie nach Hause kam, und wie viel ich „Schlittengeld" zahlen mußte.

Indianische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten.

(Nach einer von Seite des Kriegsdepartements aufgenommenen Berechnung, mitgetheilt in Niles Weekly Register 25 April 1835.)

In Maine, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut und Neu-Jork 2573; New-York 4820; Pennsylvanien 500; Neu-Jersey 3,100; Südcarolina 500; Georgien 5,000; Tennessee 1,000; Kentucky 1,877; Mississippi 23,400; Alabama 19,200; Louisiana 1,000; Illinois 5,900; Missuri 5,631; Michigan 9,340; Arkansas 7,000; Florida 1,000.

In dem Land westlich von dem Mississippi, nördlich von Missouri und westlich von den drei obern Seen 20,200.

In dem Land westlich von dem Mississippi, östlich von den Felsengebirgen 94,500.

In den Felsengebirgen 20,000.

Westlich von denselben zwischen 44 und 49° Br. 80,000

915,130

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 333 und 334. 29 und 30 November 1829.

die Aufnahme der Naturwissenschaften in den bayer'schen Schulplan. *)

Endlich ist Hr. Hofrath Thiersch (Inland Nr. 316) mit r Namens-Unterschrift für den neuen Schulplan in die anken getreten, nachdem er denselben wiederholt und auf lebenden Kampfplätzen mit geschlossenem Visier, jedoch kenntzeichnung, vertheidiget hat. Diese Umstände lassen nicht zwei-

daß er sich als Vater oder wenigstens den Erzieher s Kindes betrachtet, welches er so sorgen- und liebevoll unrine schirmenden Flügel nimmt; und da wir Beide nicht in nachbarlichen, sondern auch freundschaftlichen Verhältnissmit einander leben, so kann ich ohne Umschweife meine aung sagen, wozu ich vielseitig aufgefordert, ja durch Aufres meines Schamgefühls fast gezwungen worden bin.

Um es nur gerade zu gestehen: kaum ließ ich mich bei Versammlung der Naturforscher zu Heidelberg an irgend einem Orte blicken, so bestürmten mich die Naturforscher mit Vorn über den neuen Schulplan. Voll Unwillen riefen alle: ist das für ein Schulplan? Von allen Naturwissenschaften Wort, als wenn sie nicht in der Welt wären; als wenn sie zur Bildung gehörten; als wenn wir alle Jahrhunderte arch geschlafen, Nichts gethan und Nichts geleistet; als wenn erbe, Künste und Wissenschaften, überhaupt der verbesserte und der Staaten, das Wohlbefinden der Bürger, der Glanz höhern Stände uns nicht das Geringste zu danken hätten! n denn die Naturwissenschaften bei Euch so wenig geachtet so sehr verkannt oder gar verachtet, daß man nicht einmal ir denkt oder für absichtlich ausstreicht? Oder seyd Ihr Naorscher so gleichgültig, daß Ihr Euch Eurer Wissenschaft gar annehmt, wenn es gilt, dieselbe ins Leben einzuführen und s Ehren zu halten? Ist denn Keiner unter Euch, der für ihe das Wort führt und sie gegen die ausschließlichen Anzugen der Philologen vertheidigt?

Ich muß gestehen, daß dieser Sturm mir höchst unerwartet kam und mich daher in meiner ganzen Blöße traf; denn ich hatte den Schulplan als einen der Gegenstände, um welche ich mich nicht zu bekümmern pflege, wirklich nicht gelesen, was ich zu meiner Schande bekennen mußte. Jeder Vorwurf blieb demnach schwer auf mir liegen, und ich nahm mir daher vor, sogleich bei meiner Rückkunft mich von der Wahrheit oder Unwahrheit derselben zu überzeugen, und mich im ersten Falle, so weit es an mir liegt, vor dem naturhistorischen Publicum zu rechtfertigen: denn 300 Naturforscher und Aerzte aus allen Theilen Deutschlands sind wohl ein Publicum, das Berücksichtigung verdient, so wie meine Fächer von der Art, daß sie mich höchlich verpflichten, mich der Sache der Naturwissenschaften anzunehmen und ihr Emporkommen mit allen Kräften zu befördern. Leider fand ich die Beschuldigungen nur zu sehr gegründet. Nachdem ich mich mit Hrn. Hofrath Thiersch darüber hin und her gestritten, kommt er nun und will im genannten Aufsatze gnädigst den Naturwissenschaften täglich ein Stündchen zu Gute kommen lassen, und dieses gleichsam nur, um die allgemeinen Klagen zu beschwichtigen; nicht weil jene ins Leben und Weben des gegenwärtigen Zeitalters wesentlich gehören; nicht weil sie selbst Leben und Weben haben und daher Anspruch auf rechtliche Anerkennung, so gut als Latinisch und Griechisch, ja noch mehr: denn sie leben wirklich, während man jene nur mit dem Blasebalg mühsam bei Ohren erhält.

Um einen Anhaltspunkt in der Beurtheilung zu geben, brauche ich hier nur die Stunden-Vertheilung auszuheben; im Grunde ist damit der ganze Plan vor Augen gelegt. Es sind wöchentlich für jeden Cursus 26 Stunden.

A) Im ganzen untern Cursus und in der untern Abtheilung des mittlern

16 Stunden Latein
4 — Religion
3 — Arithmetik
3 — Calligraphie.

B) In der obern Abtheilung des mittlern Cursus

12 Stunden Latein
6 — Griechisch
3 — Religion
3 — Arithmethik

*) Unsere Leser werden der Redaction eines Blattes, das in Bayern erscheint, nicht verargen, wenn sie durch Aufnahme eines Artikels, der einen Gegenstand von so hoher Wichtigkeit zur Sprache bringt, aus dem ihr sonst vorgezeichneten Kreise tritt.

Digitized by Google

2 Stunden Geographie.

C) In beiden Abtheilungen des obern Cursus

12 Stunden Latein
6 — Griechisch
2 — Religion
3 — Arithmetik
3 — Geographie und vaterländische Geschichte.

Mit diesem einerseits magern, anderseits überfetten Verzeichniß sollen nun die Knaben vierzehn Jahr alt werden, und dann mit einem Bündel Lateinisch auf der einen, und mit einem Bündel Griechisch auf der andern Schulter, in alle Welt ausgehen und ein Geschäft ergreifen, welches sie wollen, während sie ihre Handvoll Arithmetik, Geographie und Geschichte höchstens als Zierde um den Hals benutzen können, an neuern Sprachen aber völlig baar gehen. Doch darüber haben andere Stimmen bereits so viel gesprochen, daß ich diese Gegenstände nur gelegentlich zu berühren nöthig habe. Also zu meiner Sache.

Wer ein Gebäude aufführen will, muß vor Allem sich die Bedürfnisse und Zwecke klar machen, dann einen Riß entwerfen und das Fundament gleich Anfangs so vollständig legen, daß nicht bloß eine und die andere Wand, sondern alle zugleich errichtet werden können. Die Bedürfnisse und Zwecke eines Wohnhauses (denn von solchem ist hier die Rede, nicht von einzelnen Werkstätten u. dgl.) richten sich aber offenbar immer nach dem Zustande der gesammten Cultur. Als Princip alles Unterrichts muß man daher den Satz aufstellen:

Er muß die gesammte Cultur der Welt in sich fassen. Darauf wird man antworten: Das soll er allerdings, und er thut es auch in den verschiedenen Stufen der Unterrichtsanstalten, in der Bürgerschule, in der Vorbereitungsschule, im Gymnasium und auf der Universität.

Darauf antworte ich, daß diese Antwort gerade das Grundprincip zerstört, weil es die Gesammtbildung zerstückelt, und den Bürgern ein Stück, den Gymnasiasten ein Stück und den eigentlich sogenannten Studenten ein Stück zuwirft. Daher kommt eben der so schmähliche Unterschied in der Gesellschaft, daß Jeder nur ein Stück der Bildung und zwar Jeder ein anderes im Leben mit sich herumträgt, und deßhalb kein Stand zu dem andern paßt, während doch die übrigen Lebensverhältnisse alle zu einem gemeinschaftlichen Verkehr rufen. Der sogenannte Gelehrte, der Künstler, der Kaufmann, Alle treiben nichts Anders, als eine Profession, welche gewiß nicht den Titel Bildung verdient: denn diese ist doch wohl unbestreitbar das Menschliche überhaupt, worin Alle einander gleich seyn müssen.

Aber wird man sagen: wie kann der Bauer denselben Unterricht, oder dieselbe Bildung erhalten, wie der Handwerker, und dieser wie der Künstler, und dieser wie der Student? Der Unterricht muß also vertheilt, und Jedem dasjenige Stück zugemessen werden, dessen er gemäß seiner Beschäftigung fähig ist.

Damit ist wohl Jederman einverstanden: das Mißverständniß liegt aber darin, daß man aus der Masse der Kenntnisse einige einzelne herausreißen will, während man ihn über die größte Masse der übrigen Kenntnisse ganz in Unwissenheit läßt. Menschlich oder allgemein gebildet ist aber nur Derjenige, der in jeder Gesellschaft wenigstens versteht, wovon die Rede ist; gründlich braucht er nur diejenigen Kenntnisse zu besitzen, welche zu seinem Geschäfte gehören.

Jeder Stand muß daher Kunde von allen Kenntnissen zu erhalten, deren sich bis jetzt die Welt bemächtigt hat, d. h. er muß die ganze Welt in sich besitzen und zwar so weit, als es ihm in seiner Stufe erlaubt, von der er in sein besonderes Geschäft übergeht.

Im Unterricht muß daher die ganze Masse der Kenntnisse in Stufen getheilt, nicht aber in Stücke zerrissen werden.

Nun wählt aber Niemand, und soll nicht und kann nicht, aus Mangel an Reife, einen Stand wählen vor dem vierzehnten Jahr; mithin muß bis dahin der Unterricht allen gleich sein. Wer nun Handwerker, Wer Kaufmann, Wer Soldat, Wer Künstler werden will, tritt sodann zu seinem Meister oder in eine Specialschule über; eben so, Wer studiren will, ins Gymnasium, welches keine Specialschule ist, sondern nur eine höhere Stufe der allgemeinen Bildung; endlich gelangt er zur Universität, welche beides ist, dritte und letzte Stufe der allgemeinen Bildung und zugleich Specialschule, in so fern sie einzelne Zweige des Wissens, wie Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philologie lehrt, welche auch nichts weiter als Professionen, Nebengeschäfte im Staate sind. Gelehrter ist nur Derjenige, der in Wissenschaften um ihrer selbst willen treibt, wie es in der Academien beabsichtiget ist.

Es müssen mithin in den Bürgerschulen *alle allgemeinen* Wissenschaften gelehrt werden;

eben so auf den Gymnasien;

und eben so auf den Universitäten.

Hier haben wir also die drei Stufen des Unterrichts. Werfen die Philologen ein: die Naturwissenschaften werden ja auf der Universität gelehrt; wäre es also nicht verkehrt, dieselben in den niedern Schulen mitzutheilen und dadurch in den jungen Gemüthern den Dünkel zu erwecken, als brauchten sie dieselben auf der Universität nicht zu wiederholen! Zudem brauchen unsere alten Sprachen ein junges und frisches Gedächtniß, das wir nicht mit Würmern und Insekten dürfen anfüllen lassen.

Darauf können wir antworten: Was Ihr für Euch braucht, brauchen wir auch für uns; wir verlangen aber keineswegs, daß man den Kindern täglich drei Stunden (von den Hausarbeiten nicht zu reden) Würmer und Insekten in den Kopf setze, wie Ihr es mit Euren Vocabeln treibt. Kinder von vierzehn Jahren, welche noch für alle Stände tauglich seyn sollen, brauchen nicht lateinisch und griechisch zu reden. Es ist völlig hinreichend, wenn sie einen schlichten Autor lesen und verstehen können, und überhaupt so viel von Grammatik und Syntax wissen, daß sie sich im Leben nicht lächerlich machen, daß der Apotheker z. B. nicht sage Aqua Absynth unç drey, u. s. w. Auf dem Gymnasium ist Zeit in Ueberfluß, um vollkommen die alten Sprachen zu lernen, die ja ohnehin auf der Universität noch fortgesetzt werden. Was ist denn ein Philolog, der Nichts als Sprache weiß, der nicht einmal weiß, warum es donnert und blitzt, und weniger, wie es einschlägt; der nicht weiß, warum das Quecksilber fällt, wenn es regnen will; nicht weiß, daß und wie man die Höhe der Berge mit dem Barometer messen kann, der in

Digitized by Google

Begriff von einer Dampfmaschine hat, ja der bekennen muß, er nicht wisse, was ihn wärmt und was ihm leuchtet. Daß r Dieses jedem Gebildeten zu wissen gezieme, wird wohl Nie- nd in Abrede stellen, der nicht wie jener Türke wähnt, Alles ye in seinem Koran, und was nicht darin stehe, sey zu wissen nütz. Wenigstens wissen es alle Fabrikanten, die ihr Geschäft stehen. Und gewiß müssen es Alle wissen, die in unserer wis- schaftlichen Zeit nicht an den Bettelstab kommen wollen. un Einfuhrverbote fremder Industrieprodukte sind erbärmliche plupfwinkel für die Unwissenheit und die Faulheit, ihre sün- de Frucht.

Was wollten endlich die Philologen mit ihren Schülern an- gen, wenn diese nicht vorher durch ihre Mutter Vocabeln ernt hätten? Wie komisch und verdrießlich würden sie sich der Schule benehmen, wenn sie ihre Kinder erst reden lehren ltrn. Das aber muthen sie uns, den Universitätsprofessoren r Naturwissenschaften, zu. Die Studenten sollen wie Kinder ch von uns erfahren, daß es Würmer und Insekten, Mu- eln und Schnecken, Kräuter und Steine gebe, und daß diese nge Namen hätten, die wir ihnen nun vorsprechen wollten, mit sie doch Etwas von diesem verächtlichen Wust noch zu gu- Letzt in ihre Amtsstube mitbrächten. Die Philologen schei- n sich einzubilden, sie allein wären seit fünfzig Jahren vor- rts gekommen; wie aber wären in unsern unzusammenhängen- n Vocabeln stecken geblieben, hätten keine Gesetze entdeckt, n Gebäude aufgeführt, in dem ein Mensch wohnen könnte; r hätten wie Abenteuer die Meere durchschifft, hätten uns e Narren allen Entbehrungen der sengenden Hitze und er- rrenden Kälte ausgesetzt, wären wie Blinde den Schlangen in e Giftzähne, den Tigern in den Rachen und den Elephanten ter die Beine gelaufen, um Raritäten in königlich ausgesta- ten Sälen übereinander aufzuthürmen zum Begucken alter und ngee Kinder; wir reisten jährlich mit schweren Kosten in ntschland herum, um Comödie zu spielen u. s. w. Schon daß viele Hundert Naturforscher nicht bloß aus Deutschland, (wel- s ja noch kindisch seyn könnte), sondern aus allen für gebildet rkannten Ländern Europa's zusammenströmen, sollte auch dem chtkenner als Beweis gelten, daß doch hinter der Sache Etwas n müsse, welches verdiene in die Welt eingeführt und darin breitet zu werden. Die Universitäten reichen aber keineswegs n hin; ja Diejenigen, welche davon ausgehen, sind die We- sten, denen die Naturwissenschaften wirklich nützen, wofern mlich von der Anwendung im Leben, nicht von den Freuden geistigen Einsicht die Rede ist. Gerade die niedern Schu- sind es also, denen die Naturwissenschaften eigentlich noth n und angehören; und sollte man hier ausschließlich zwischen ssischer Bildung und Naturbildung wählen müssen, so könnte n Zweifel seyn, daß die letztere vorzuziehen wäre. Gründe für anzugeben, ist unnöthig, da es nie dazu kommt. Sollte ist wirklich der Fall eintreten, daß ein Naturforscher einen dnuplan zu entwerfen bekäme, so würde er gewiß nicht den ilologen Gleiches mit Gleichem vergelten: denn der Natur- scher schätzt alle Wissenschaften, weil er von allen Kunde ge- nmen.

Darauf hört man zur Antwort: Das sind Dinge, die in die sogenannten Realschulen, in die polytechnischen Institute ge- hören; möge der Staat dergleichen errichten! Ist aber das nicht schon wieder die unseelige Trennung der Bildung und die Ver- einzelung der Menschen? Können denn Alle an den Realschulen und an den polytechnischen Instituten Theil nehmen, und soll denn der Staat an jedem Orte, wo eine Vorbereitungsschule oder ein Gymnasium ist, auch eine Realschule errichten? Woher das Geld nehmen, und auch wozu zwei Anstalten neben einan- der laufen lassen, die wesentlich eins sind? Heißt das nicht, die Menschen von ihrer Geburt an sogleich in Kasten trennen? Ja, heißt es nicht geradezu der Natur Gewalt anthun, wenn man Verhältnisse herstellt, wodurch es einem Theile der Jugend unmöglich wird, Dasjenige zu lernen, was seiner Natur zusage, ja nur zu erfahren, daß Etwas der Art auf der Welt ist, wo- mit vielleicht seine Natur übereinstimmt? Ueberdieß sind Real- schulen und polytechnische Institute immer nur Specialschulen, schon für ein gewisses Fach bestimmt, keineswegs allgemeine Bil- dungsschulen, wovon hier die Rede ist.

Darauf wird man sagen: Allerdings ist hier davon die Rede; denn der Schulplan sagt ja ausdrücklich, daß er „für die- jenige Bildung der Jugend sey, deren Grundlage die Kenntniß der altclassischen Sprachen ist."

Das ist aber eben der Streit: ob nehmlich von einer solchen Bildung die Naturwissenschaften ausgeschlossen, mithin alle auf diese Art Gebildeten darin unwissend bleiben sollen. Darauf habe ich geantwortet, was ich zu antworten weiß; man kann aber hier noch eine andere Frage aufwerfen: Soll es denn überhaupt Schulen geben, deren Grundlage die classischen Spra- chen sind?

Diese Frage beantworte ich ohne Zaudern mit Nein, wenn nehmlich solche Schulen nicht die allgemeine Bildungsschule voraus- setzen, wie Handwerks-, Kaufmanns-, Militärschulen u. s. w.; sondern wenn sie den Müttern die Säuglinge so zu sagen vom Arme zu Lateinisch und Griechisch schleppen wollen. Eben so we- nig soll es naturwissenschaftliche Schulen geben, abgesondert nehm- lich für eine solche Jugend, welche die allgemeine Bildungsschule noch nicht durchlaufen hat. Dieses sind Alles Specialia, welche unmittelbar auf eine Profession hinsteuern, und mithin die all- gemeine Bildung zerstören.

Das Alles zugegeben, wird man sagen: wie willst Du es aber nur möglich machen, alle Kenntnisse auf allen Stufen der Bildung mitzutheilen, und zwar so, daß ihre Wiederkehr immer auf der höhern Stufe neu, nützlich und anziehend ist?

Ich mache es ganz so, wie es seit Jahrtausenden die Welt mit denjenigen Wissenschaften gemacht hat, welche sie besaß, also seit der Wiederherstellung derselben gerade so, wie Ihr Philologen es mit Euern Fächern machet.

Zuerst laßt Ihr die Kinder bei ihrer Mutter und bei ihren Kameraden Wörter sammeln; dann nehmt Ihr sie in die Schule, formt und stellt die Wörter nach Regeln, d. h. nach ihrer Bedeutung; auf der Universität philosophirt Ihr endlich darüber und lehrt den innern und nothwendigen Zusammenhang der Sprachen kennen. Dabei fallen eine Menge historischer und

Digitized by Google

klugheits-Kenntnisse nebenbei zu, gerade so, wie der Verkehr im Leben Anderes bringt.

Daß man sich auf diese alten Sprachen bis auf die Zeit des Copernicus beschränkt hat, ist ganz natürlich und mithin löblich. Seit wir aber wissen, daß sich die Erde umdreht, und seit Galilei dem Scheiterhaufen der bloß in Sprachen Unterrichteten entronnen ist, ist die Welt etwas Mehr als eine lateinische Schule, sie ist etwas Anderes geworden, und darum muß auch der Unterricht ein anderer werden: denn der Unterricht ist die geistige Abbildung der Welt, oder die Einkehr der Welt in den Menschen. Die Welt gehört aber Allen an, und mithin auch die Kenntniß derselben. Durch Sprachen erfährt man sie freilich, aber nicht mit Sprachen, am Wenigsten mit den alten, denen nur die eine Hälfte der Welt offen stand, nehmlich die geistige, die ohne die materielle unmöglich begriffen werden kann, wie es der klägliche Zustand der Geisteswissenschaften hinlänglich beurkundet.

Für die Naturwissenschaften giebt es daher auch drei Stufen des Unterrichts: die des Sammelns der Materialien, die des Ordnens und endlich die des Ausbauens, d. h. Copia verborum, Grammatik und philosophische Betrachtung; Vorbereitung, Gymnasium und Universität. Um ein Haus zu bauen, fährt man zuerst Steine, Kalk und Holz herbei — Geschäft der Vorbereitungsschule. Dann werden diese Materialien geschieden, behauen, und je nach ihrer Art zusammengelegt; dieses ist das Geschäft des Gymnasiums. Endlich werden sie nach einer gewissen Ordnung untereinander zusammengefügt und aufgebaut, so daß ein regelmäßiges Haus daraus werde, worin es sich menschlich wohnen, hantieren und genießen läßt; dieses die Philosophie oder die Universität.

In der Vorbereitungsschule, welche besser Bürgerschule hieße, da sie für Alle ist, werden also bloß die Materialien für die Naturwissenschaften gesammelt, um sie gedächtnißartig aufzubewahren. Das Kind muß erfahren, daß es Mineralien, Pflanzen und Thiere gebe, und muß diejenigen durch Anschauung kennen lernen, welche im Leben gewöhnlich vorkommen. Es muß also im Stande seyn, Kiesel, Thon, Talk und Kalk zu unterscheiden, so wie Schwefel, Kohle und Harze; deßgleichen die gewöhnlichen Salze, Kochsalz, Salpeter, Alaun, Vitriol, Zucker, Gummi u. dgl., nicht minder die brauchbaren Metalle und diejenigen Erze, woraus sie geschieden werden, und welche daher in Menge vorkommen. Es muß von den Pflanzen die Obst- und Waldbäume, Küchen- und Wiesenkräuter kennen lernen, und zwar so, daß es einen Begriff vom Bau derselben, vorzüglich der Blüten erhalte. Von den Thieren gilt Dasselbe; wenigstens muß es die Classen wissen, und daraus die ihm vorkommenden Thiere kennen.

Von der Physik müssen die Kinder so Viel erfahren, daß sie begreifen, was täglich um sie vorgeht; warum das Wasser fließt, warum es regnet, blitzt und donnert, was ein Barometer und Thermometer, eine Magnetnadel u. s. w. ist. Aus der Chemie müssen sie wenigstens begreifen lernen, was Gasarten, Säuren und Laugen sind, wie das Verbrennen, Auflösen und Niederschlagen zugeht, was Pulver, chemische Feuerzeuge u. dgl. sind. Die Schule muß daher eine kleine Sammlung von [illegible] eine Electrisirmaschine, eine Luftpumpe, einige [illegible] werkzeuge u. dgl. haben.

Von der Astronomie müssen sie erfahren, wie [illegible] der Sonne und den Planeten verhält; daß sich die Erde [illegible] warum es Sommer und Winter wird u. s. w.

Auch die Anatomie darf nicht ganz vernachlässigt [illegible]

Schon zu den ersten dieser Begriffe ist Geometrie [illegible] entbehrlich; und sogar diese ist im Schulplan weggelassen [illegible] soll ein Fabrikant, ein Zimmermann, ein Schlosser, ein [illegible] u. s. w. ohne Geometrie anfangen? „Er macht es seinem Vater nach." Wenn man sich damit begnügt, so braucht man [illegible] Schulen. Es sollen ja aber alle Stände vorwärts schreiten.

Die Geographie muß sich über die ganze Erde [illegible] nen. Der Mensch wohnt ja nicht bloß in seinem Hause [illegible]

Von der Geschichte gilt Dasselbe. Hier wird [illegible] ländische verlangt; allein was ist diese ohne Zusammenhang? Was sind das für Menschen, welche nicht wissen, daß [illegible] ihrem Lande auch noch eine Welt gibt? Es versteht sich [illegible] überall nur die Hauptsachen herausgehoben werden. Zu [illegible] gleichen Bücher hat man ja genug, wie man in jedem [illegible] Erziehungs-Institut sehen kann. Sollen denn die [illegible] Unterrichts-Anstalten Weniger seyn? Diese Bildungsschule [illegible] also für die Naturwissenschaften, was die Mutter für den [illegible] logen thut. Sie ist der mütterliche Unterricht in einem [illegible] wohin der gemeine Hausverkehr nicht reicht.

Mit diesen Kenntnissen, denen man noch das Hauptsächlichste aus der Oekonomie, Technologie, Mythologie, Kunst u. s. w. (es handelt sich hier um keine Aufzählung) beigeben wird, kann jeder junge Mensch nicht bloß in die Welt, sondern in jede Gesellschaft treten. Er wird darinn seine Rechnung und seine Annehmlichkeit finden, und sich nicht aus Mangel an Verständniß in einen Winkel verkriechen, oder gar schlechte Gesellschaft aufsuchen; vielmehr wird er sich herandrängen und gerne zuhören, wenn unterrichtetere Männer sich unterhalten. Ich sage nicht, daß die Zeit nicht ausreiche, dergleichen zu erlernen. Freilich, wenn Lateinisch und Griechisch den halben Tag und den ganzen Kopf wegnehmen, giebt es keine Zeit für andere Kenntnisse.

In einer Stadt, wo mehr Lehrer angestellt werden können, weil sich mehr Kinder finden, werden freilich diese Unterrichtszweige besser mitgetheilt werden, als auf einem Dorfe, wo man mit einem Schulmeister zufrieden seyn muß. Hat aber der Schulmeister nur die Bürgerschule durchgemacht; so ist er allein im Stande, seine Kinder auf Alles aufmerksam machen, was er weiß.

Auf dem Gymnasium, d. h. also auf einer Stufe, wo die Jugend sich schon für den gelehrten Stand entscheiden werden alle diese Wissenschaften in ihrer ganzen Ausdehnung, aber keineswegs in ihrer Tiefe gelehrt. Die wesentlichen wichtigen physikalischen und chemischen Experimente werden gemacht, aber nur gemacht und schlicht erklärt, ohne [illegible] Entwicklung. — Mineralien, Thiere und Pflanzen werden irgend einem System (gilt gleich welchem) in Ordnungen

Geschlechter und Gattungen getheilt und ihre Charak-
egeben. Natürlich werdrn nur die wichtigeren ausgeho-
on allen übrigen Zweigen gilt dieselbe Behandlung. Das
ium ist wie für die Sprachen, so die Grammatik für die
ssenschaften.
der Universität endlich werden alle diese Wissen-
eben so wiedrrholt, wie die philologischen und eben so
it, nehmlich mit philosophischer Ergründung ihrer Ver-
, ihrer Entstehung nnd ihres Zusammenhangs, damit
in die Welt entstehe nnd das Selbstdenken, Selbstfun-
n und Ordnen vollkommen in Thätigkeit tretr nnd er-
werde.
r alle diese Fächrr wären zwei Lehrrr genug, und zwar
ebereitungsschule nnd Gymnasium. Der eine lehrte dir
nte Naturgeschichte, nebst rtwas Anatomie und Physiologie.
ißte daher Medicinrr seyn. Der Andere lehrte Mathe-
, Physik, Chemie und etwa Mineralogie. Er müßte da-
hysikee, nicht bloß Mathematiker seyn. Da ein solchrr
ngestellt ist, so drdürfte es also nur eines einzigen Lehrres
um wenigstens die nöthigsten Bedürfnisse zu drfeirdigen.
ebendei gelagt, sollte hier, wo Alles im Praktischen ruht,
nige, welcher Physik ꝛc. lehrt, Orkonom, Der, welcher Ge-
, Jurist, und Der, welcher Philosophie lehrt, Geistlicher

Benn alles Gesagte zugegeben ist, so hört man noch die
filche Frage: Woher solche Lehrer nrhmrn? — Solchr
vrrdient krine Antwort. O.

Gemälde aus Dalmatien.

Vom General Baron Welden.

Der Jahrmarkt in Salona.

Noch ehe der Tag graute, verließ ich Spalatro und wandrrte
der schönen Straße nach Salona, welches eine Stunde die-
ntfernt ist, dem Jahr maekte zu, der an St. Mariens Ge-
alle Johee einen großen Theil des spalatrer Kreises ver-
ielt. Ich fand die bewaffnete Macht bereits auf den Bei-
Haufen von Panduren mit ihren Harundaschas an der
e patrouillirten aller Wege, und wirsrn den Ankommenden
Plätze an. Manche Schöne machte noch auf drr Wiese im
gel der Wellen ihre Toilette, wobei heute die Butter, hier
ande die schätzbarste Haarpomade, nicht gespart wurde; die
hledensten, vorzüglich weiblichen Trachten, waren zu sehen; alle
nen stimmten aber in einem Aufwande von Gehängen, Knöpfen,
zen, Medaillen und großen mit farbigen Glassteinrn ver-
en Plaques überein, unter deren Last manche fast relag;
Gang der Weiber glich einem ambulanten Glockenspiel. Auch
Zöpfe der Männer waren heute durch einr Zugabe von Speck
icher grflochten; an ihrem Ende hingen Quasten und Bän-
herab. Eine große Menge genossenen Bockfleisches und Knob-
hs machte die Nachbarschaft der von allrn Seitrn nach der
he herbei Strebenden nicht erfreulich. Mehrree Versuche mich
) drn Haufen in selbe durchzudrängen mißlangen, denn wenn
chon mein Ziel erreicht hatte, trieb mich der unausstehliche
lm wieder zurück; dagegen fand ich an der Kirchenthüre ge-
nug Stoff zu interessantrn Brobochtungen. Der Morlake legt
nehmlich hier, aber auch nur hier, seine Flinte ab, und ich hatte
daher rin kleines Zeughaus zu mustern. Man warnte mich, die
Waffen anzurühren, weil Dieß für eine Beleidigung gehalten
würde; indeß boten einige Besitzrr die vorzüglichsten Waffen-
stücke mit einem wohlgefälligen Stolze mir zum Beschauen dar.
Es waren Flinten von allen Calibers und Formen; französische
Läufe, türkische Schlösser; allein alle hatten die morlakische
kurze Schäftung, die einen gewaltigen Stoß beim Abfeurrn
giebt, den aber der Morlak als nothwendiges Bedingniß
des Treffens nicht entbehren kann. Manche Flintenschafte waren
mit roher Arbeit von Perlmutter ausgelegt: daran erkannte
man montenegriner Arbeit; die meisten hatten lange dünne da-
maszirte Läufe von türkischer Arbeit. Das Zusammensetzen und
die Vrrfertigung der Schlösser verstehen die Morlaken sehr gut.
Unter andern entdeckte ich einen Musketon von vorsaller Arbeit,
den sich der Besitzer rühmte einem französischen Courier, den er
erschlagen, abgenommen zu haben. Die Gewehre hatten nicht
selten eine doppelte Ladung. Der Morlake ist ein gewandter
Schütze, wenn er liegend oder knieend hinter einem Busche lau-
ern kann; er schießt dagegen schlecht im Fluge; da rs ihm oft
an Munition fehlt, so ladet er kleine Steinchen odrr gehacktes
Eisen nnd verderbt dadurch sein Gewehr. Schießpulver ist für
ihn ein köstlichrs Geschenk, und ich habe mir oft durch eine
Ladung einen Freund unter ihnen erworben. Wie oft wurde ich
um Pulver geplagt, damit sie auf die Jagd gehen könnten, wo-
gegen sie mit Vergnügen das Geschossene anboten, was indeß
für mich nicht immer ehbar war. — Ich kam auf die unglück-
liche Idee, den um mich versammelten Waffenliebabern ein Paar
kuchenrnter Pistolen mit chemischen Schlössern zu zeigen, die
ich in meinem Sattel steckrn hatte; nun wor abrr des Drängens
kein Ende, und als rin in die Luft geworfenes Holz durch und
durch geschossen zu ihren Füßen lag, ohne daß sie ein Zündkrant
gesehen hatten, glaubten sie an Hexerei, welchee Glaube sich
vermehrte, als ich ihnen nun selbst dir Pistole zum Abfeurrn gab,
die, da ich kein Zündhütchen darauf gethan, nicht los ging.
Ich konnte mich nur durch Hülfe der Panduren aus rinem Kreis
losmachen, in dem die Ausbrüche der Neugierde und des Er-
staunens mir das Athemhohlen zu verhindrrn drohtrn. Allein
ich hörte während des Verlaufs des Tages von Alt und Jung
nur von der Wunderwaffe erzählen, und, wo ich ging und stand,
wich Alles mit einer ehrwürdigen Scheu. Gegen Abend bot mir
ein Morlake von Studenzr, welches hart am türkischen Gebiete
liegt, seine ganze Waffenrüstung, die aus 5 nicht zu verachtenden
Stücken bestand, wenn ich ihm rine meiner Pistolen und das
Zaubermittel überlassen wollte. So sehr mich nach türkischen
Waffen lüstete, ging ich doch den Handel nicht ein, um meinen
Kredit zu erhaltrn. Ich fragte den Handelsanträger was er
für seine Waffen an Geld verlange; er erwiederte kosch, sie seyen
ihm darum nie feil, aber der Handschar mit Silber beschlagen

sey		50	Colonaten
die türkische Flintr . . .		21	„
die „ zwei Pistolen . .		15	„
ein „ Mrsser . . .		10	„
		96	Colonaten.

Also gegen 200 Gulden C. M. Werth. Ich bemerkte ihm, daß meine Pistolen nicht den vierten Theil kosteten. Aber, rief er heftig aus, was der Zauber kostet, sagt der Herr nicht. — Der Gottesdienst in der Kirche endigte sich mit einer Prozession, bei der ein Marien-Bild herumgetragen wurde, welches ganz von der bewaffneten Macht umgeben war. Die blanken Säbel der Bire-Sardaren und Harumbaschas machten dem Umgange Platz, und ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Gelassenheit dieses wilden heftigen Volkes, mit der die stärksten Männer sich von ihrer Obrigkeit mißhandeln ließen. Es ist nämlich nur ein kleines Abzeichen auf der rothen Mütze, welches den Pandoren bezeichnet, wenn er im Dienst ist; hier kann er aber dann ungescheut Jeden seiner Landsleute, selbst seine Verwandten ergreifen, während eine bloße Berührung eines Mannes, ohne das kleine gestickte Zeichen auf der Mütze, Mord und Tod nach sich zöge. Die gleiche Achtung sollen auch die französischen Gendarmen genossen haben, welche oft ganz allein an Sonntagen nach der versammelten Kirche gingen, und nur dem Individuum winkten, welches sie zu arretiren hatten, und das augenblicklich folgte. Gewiß, ein Beweis der Gutmüthigkeit und Ehrfurcht für die Gesetze. Als aber das Gnadenbild zum Ausruhen auf einem mit Blumen bekränzten Stein niedergestellt war, um welchen mehr als 60 Pandoren mit vorgehaltener Waffe einen Kreis bildeten, war der Andrang der Menge so groß und gewaltig, daß nun ein vollkommenes Handgemenge entstand. Das Volk wollte nehmlich seine Rosenkränze durch Berührung des Gnadenbildes geweiht haben, welchem Wunsch zwar die begleitenden Priester, indem sie über den Kreis der Bewaffneten herein und hinauslangten, Genüge thaten, wobei aber die Statt findenden Verwechslungen des Eigenthums zu heftigem Streit Anlaß gaben, der sich in eine förmliche Schlacht verwandelte, als nach Entfernung des Bildes Jeder etwas von den Blumen haben wollte, die den Stein bekränzten. Es war ein sonderbarer Kontrast unter dem Vorantragen fliegender Fahnen, dem Absingen heiliger Hymnen, dem Pompe der priesterlichen Kleider die blanken Waffen zu sehen und das Geschrei der Streitenden zu hören, welches sich unter den ambrosianischen Lobgesang mischte. — Die Toilette mancher Schönen litt bei dieser Gelegenheit; vorzüglich war es an dem zerzausten Haargebände zu erkennen, wie theuer einer Jeden der geweihte Blumenstrauß zu stehen kam, den sie nun als Zeuge des Siegs vor sich trug.

Die kirchlichen Feierlichkeiten machten gegen die elfte Stunde der Mahlzeit Platz, zu der sich Alles gruppenweise versammelte. Große Spieße an denen ganze gebratene Lämmer staken, wurden als Panier in die Erde gestoßen, und um diese saßen die Glieder der ganzen Familie, die oft drei Generationen in sich begriff, beisammen; erst als die Männer ihren Hunger gestillt hatten, und der war nicht klein, kam auch das weibliche Geschlecht an die Reihe, dem meistens hauptsächlich Knochen zu Theil wurden; frischer Knoblauch und Wein, der reichlich aus Bocksschläuchen floß, vertrat die Stelle des Nachtisches. Der Morlake ißt wenig Brod, seine Lieblingsnahrung bleibt immer Fleisch, das er mit großer Gierde verzehrt; ich habe öfters einen Mann ein gebratenes Lamm auf eine Mahlzeit zu sich nehmen sehen. Er kann aber auch sehr hungern; und ganze Familien leben manchmonat nur von Wurzeln und wilden Zwiebeln. Sein Getränke bleibt der gährende Rebensaft seines Landes, der und Maß so lange getrunken wird, als Etwas davon ist. Er ist überhaupt ein Freund von Gastereien, zu jeder Gelegenheit giebt, denn wenn der Mensch geboren wenn er heirathet, oder wenn er stirbt, es ist immer tag im Hause; hiezu kommen viele Kirchenfeste, und, bei der großen Ausdehnung ihrer Verwandschaften, Familienfeste; so sind eigentlich ⅔ des Jahres Feiertage Ihre Folgen nicht wenig zur Verarmung des Landes Zunehmender Gesang und hie und da die monotone Dalmatikischen Pfeife oder eines rauhen Dudelsackes mir das Ende der Mahlzeit und den Anfang des Der Wahl des Platzes war Niemand verlegen: auf auf dem geackerten Felde, auf der Haide, hatte mit oder ohne Musik, stellten sich die Tänzer zusammen Reihe und faßten sich bei dem ledernen Gürtel; und unter einem Vortänzer eine Bewegung im Kreise, starkes Stampfen den Boden zittern machte. Zuerst Vortänzer den Ring, den das Ganze bildete, auf einmal wodurch die Reihe unwillkürlich in alle Weltgegenden dert ward, dann zog er sie in verschiedenen Wendungen und wehe Dem, der den Riemen seines Nachbars ausließ ohne Rettung nebst all seinen Angehörigen oder Zahlen am Boden. Dieser Tanz heißt Colo (Rad) und ist scheinlich eines der größten schwächstreibenden Mittel, die es gie Wenn die und da ein Glied der Kette sich so abgetanzt hatte daß es den Athem verlor, ward es durch ein neues eintretendes ergänzt; im Ganzen tanzten mehr Weiber, die ältesten nicht ausgenommen, als Männer, die dabei die Waffen ablegten, wodurch denn oft eine Pistole los ging. Das Abfeuern der Gewehre begann jetzt nach allen Richtungen, das Pulver der Kugeln bewies die Schärfe der Ladung, und mein Erstaunen stieg immer höher über die große Ordnung, mitten in der merklichsten Unordnung. Pandoren-Patrouillen durchstreiften langsam die ganze Gegend, die so plötzlich ein wilder Tummelplatz geworden, aber ihr Ansehen war nicht nüchterner, als nes der Tanzlustigen. Was sich von dem rohen Hirten nehmlich unterschied, waren Gruppen von Castellanern, den Bauern der Riviera di Ponente bis Spalatro, die abgesondert den andern Morlaken in den umliegenden Hänsern ganz gut bei Tische saßen; die Männer waren mehr italienisch und trugen nur ein kleines Messer statt aller übrigen die Frauen hatten ihren ganzen Sonntagsstaat auf einem reichgefalteten rothen Rocke, in einem gleichfarbigen zen Oberkleide mit Aermeln, einer reich bepanzerten einem elegant gefälteten Oberhemde bestand. Die Haupt bied immer ein ungeheurer Haarwulst, der für sich ein von vielen Nadeln mit Köpfen durchstochenes Ganzes und rückwärts wie ein Mantelsack aufgepackt war, dessen Gewicht nicht Wenig zur aufrechten Haltung des Kopfes tragen haben mag. Diese gleichsam die vornehme Welt bildende Gruppen versammelten sich später unter einen

)ma aus Segeltüchern verfertigten Zelte, und tanzten Monferin, der ihre faltenreiche Gewänder vortheilt-twickelte. Indeß hatte doch der herannahende Abend der Frohen an die weit entfernte Heimat erinnert; man :r nach allen Richtungen über Stock und Stein lange ırschiren, die durch die schwankenden Bewegungen auf lich genossenen Gottesgaben schließen ließen. Gewöhnlich ie Männer, die Weiber mit Kindern und der Toilette, t den Einkäufen beladen, gingen zu Fuße. Hier kann : unterlassen, der verächtlichen Behandlung des weibli-:schlechts bei den Morlaken als eines neuen Grundes rfalls der Nation zu erwähnen. Es war mir oft empö-rauen der Entbindung nahe die schwerste Feldarbeit ver-zu sehen, während der Mann auf seine Flinte gestützt ahig daneben seine Pfeife rauchte. Die so oft erwähnte nheit, daß der Mann von seiner Hausfrau, nur mit jenen n spricht, die wir bei ekelhaften Gegenständen mit einem venia bezeichnen, ist leider noch eben so sehr im Schwunge, e eben so wilde Gebrauch der Blutrache, die sich von Vater n Sohn forterbt und zur Entvölkerung eben so sehr als er Menge von Verbrechen beiträgt.

ier Abend war herangekommen, die ehrwürdigen Ruinen a's waren durch wandernde Caravanen belebt, deren klägjubellieder im Einklange mit einem fortgesetzten Kleingeuer den Beschluß des Festes verkündeten; mein Weg, der roßen Prozessionen Heimkehrenden belebt war, führte mich :r schönen Straße längs der Riviera nach Trau, von wo ch Spolatro zurückkehrte, um mit mehr Muße die schönen von Diocletians Palast zu untersuchen die indeß den Ge-nd einer eigenen folgenden Beschreibung abgeben müßen.

Briefe aus Egypten *).

Theben, den 25 November 1828.

— Ich wünsche Dir in diesem Augenblicke die 23 Grad Wärme, ir beinahe immer gehabt haben, statt der beständigen Nebel Regen, die Euch sechs Monate lang nicht mehr verlassen wer: Wir essen die köstlichsten Wassermelonen, wie zu Paris im st. Es ist das herrlichste Klima, das man sich wünschen kann. Seit Syut ist uns indeß nichts Interessantes mehr vorgekom-als etwa die Beduinatschafe, die wir unterwegs mit einem Türken, dem Statthalter der Provinz, machten. Er liebt ei-uten Tisch, ist immer halb benebelt, und behielt uns bei einem dessin. Jetzt sind wir in dem Lande der Wunder. Am 20 mber Morgens gelangten wir nach Theben. Einige Tage frü-hatten wir den Tempel Denderah, eines der besterhaltenen male Egyptens, in Augenschein genommen. Er ist ganz dazu net, einen großartigen Eindruck hervorzubringen; seit unserer Ankunft in der alten Hauptstadt der Pharaonen aber sahen wir Gegenstände, über denen wir ihn jüngst vergessen konnten. Die Gegend von Theben ist bei Weitem nicht so schlecht, als man gewöhnlich glaube; sie gewährt bei ihrer Fruchtbarkeit und üppigen Vegetation den heitersten Anblick. Ihre Denkmale gleichen nicht der Arbeit von Menschenhänden, sie scheinen einer andern Gattung, als die unsrige ist, anzugehören. Der Palast von Karnak allein giebt die Idee eines Riesenkönigs. Von den Wohnungen der Menschen bis auf die Tempel und Mausoleen trägt Alles den erhabensten Charakter. Denke Dir den großen Saal von Karnak, von 144 Säulen getragen, wovon die sechs höchsten 70 Fuß hoch sind und 50 Fuß oben um den Knauf betragen; die zwei sitzenden Memnonskolossen, je 50 Fuß hoch, aus einem Stücke; den Obelisken von Karnak und die von Luxor aus Einem Granitblock von beinahe 100 Fuß. Man begreife nicht, wie Menschen solche Massen von der Stelle brachten, da wir kaum Steinblöcke von 10 oder 12 Fuß Länge fortrücken, d. h. solche, wie sich die Egyptier ihrer zu dem Bau ihrer mächtigen Mauern bedienten. Nimmt man dazu die prachtvollen Bildhauerarbeiten, womit diese Werke innen und außen bedeckt sind, die theils Gottheiten, theils geschichtliche Scenen und Schlachten vorstellen, wo der König immer auf einem Streitwagen sitzt, und sein riesenhafter Körperwuchs aus dem Gedränge hervorragt; betrachtet man endlich das mit hieroglyphischen Inschriften übersäete Ganze, die mit den glänzendsten Farben bemalten Figuren und Charaktere, deren einige noch bis auf den heutigen Tag ihre ursprüngliche Lebhaftigkeit besitzen und endlich — die azurblaue Zimmerdecke mit silbernen Sternen, so hat man eine Vorstellung von dem wundervollen Eindrucke, den diese Reliquien der Vorzeit machen. Die Schilderungen von Tausend und eine Nacht sind Nichts gegen die Bilder, welche die Phantasie bei dem Anblicke der Trümmer von Theben hervorruft. Leider haben die Ruinen roher Backsteingebäude, womit der Boden zu verschiedenen Zeiten bedeckt war, diese Denkmale dergestalt verschüttet, daß man sie von innen sehen muß, um sie in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erkennen, und oft ist das Innere eben so verschüttet. Uebrigens hat auch dieser Uebelstand sein Gutes, indem er die Erhaltung des noch Stehenden sichert; da die Türken, wenn sie einmal graben müssen, ihre Steine lieber in den Steinbrüchen holen. Es ist daher zu wünschen, daß Alles in dem Status quo bleibe, bis Egypten in die Hände einer Macht fällt, welche mehr Sinn für Alterthümer hat. Obgleich die Denkmale von Theben nach außen nicht viel Effekt machen, so hat doch die Lage der alten Stadt und ihrer Umgebungen etwas Außerordentliches, das die Wahl der ursprünglichen Gründer bestimmen konnte. Sogar der bei den Arabern sogenannte Krokodilkönig hat zwischen dem östlichen und dem westlichen Ufer der alten Pharaonenstadt seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Wir bekamen noch keinen zu Gesicht; er soll von wahrhaft königlichem Wuchse, d. h. ungefähr 30 Fuß lang seyn. Wir haben allerdings einige seiner Unterthanen gesehen; diese aber stehen so weit hinter ihrem Souverän, als die Egyptier hinter dem übrigen auf den Basreliefs der Paläste und der Tempel. In Hoffnung später dem Könige vorgestellt zu werden, machen wir vorerst seinem Gouverneur, der in der Umgegend von Esneh, wohin wir uns in einigen Tagen begeben, residiren soll, unsre Aufwartung.

---

*) Diese Briefe sind von einem Begleiter Champollions, dem jungen Gherardini, an seinen Vater. Wir theilen diese enthusiastischen aus den „neuen Annalen der Reisen" mit, behalten uns aber vor, unsern Lesern später über die ganze Expedition einen ausführlichen Bericht zu erstatten.

Auf dem Nil zwiſchen Syene und Ombron, bei dem erſten Waſſerfalle, den 12 Februar 1829.

Wir hielten uns gegen fünfzehn Tage bei dem Tempel von Ibſambul auf; ſein Eingang iſt durch Sand verſchüttet. Die Pforte befindet ſich zwiſchen vier ſechzig Fuß hohen Koloſſen, welche wie der übrige Tempel in den Sandſteinberg gehauen ſind. Ein einziger iſt noch bis zum Knie frei, die andern ſind bis zum Kinn in Sand begraben. Wenn wir uns wegen der großen Hitze, welche wegen mangelnden Luftzuges im Innern herrſcht, entkleiden und auf Leitern mit einer Kerze und dem Carton in der einen, und dem Bleiſtift in der andern Hand an Leitern herumklettern mußten, ſo bringen wir auch zum Gefatz in unſern Portefeuilles die Schlachten des Seſoſtris nach den Seſoſtris ſelbſt, bald im Kreiſe ſeines Hofs, bald auf dem Schlachtfeld, wie er die Köpfe ſeiner Feinde abmäht. Von Ibſambul aus fuhren wir den Nil hinab, indem wir der Reihe nach bei allen Tempeln hielten, bis wir an die anmuthige Inſel Philä, nah bei dem erſten Waſſerfalle, kamen, wo ich noch einige rohe Skizzen entwarf. Dort verließen wir unſere nubiſchen Barken und nahmen unterhalb des Cataraktes in Syene größere Fahrzeuge; das dürre Nubien ging jetzt hinter uns, wir begrüßten das fruchtbare Thal Egyptens und raſch geht es wieder Theben, unſrem Standquartiere, zu; haben wir noch drei oder vier Tempel unterwegs beſichtigt, ſo ſind wir an Ort und Stelle.

Du haſt allen Grund, uns um unſeren Winter zu beneiden. Eine gute Wärme, faſt immer durch den Nordwind gemäßigt, kühle Nächte und Morgen; nie braucht man das Barometer zu Rath zu ziehen, nie fragt man ſich, was des andern Tags für Wetter ſeyn werde: da iſt ein Tag wie der andere: man bewegt ſich in einer angenehmen Einförmigkeit, welche der Curigen in Paris Nichts nachgiebt, und mit Ausnahme der Mücken, welche hier zu Land nie ſterben, lebt man im Winter wie im Paradies. Zu Theben bekamen wir den Kamſin oder Südwind, der fünfzig Tage mit einzelnen Unterbrechungen aufs Heftigſte weht; wir gedenken ihm aber in den ſehr tiefen Grabmalen der Könige in der Begreihe, welche die Stadt von der Seite nach Libyen umgiebt, zu entgehen. Dort wird ſein Einfluß wenigſtens vermindert; obgleich nicht gefährlich, greift er doch das Nervenſyſtem an und benimmt die Eßluſt. Wir ſind jedoch auf dieſes Zwangsfaſten würdig vorbereitet; wir ſind alle ſo wohlgenähret wie die Mönche, um allen Faſten und ſonſtigen Entbehrungen zu trotzen. Dahin rechne ich auch meine Berührungen mit dem ſchönen Geſchlechte. Die Damen Nubiens, die wir einen Theil des Winters geſehen, haben nichts Anziehendes; ihre Atmoſphäre iſt von einem abſcheulichen Geruche von Gewürznelken, Fett und Schmutz durchduftet, die ſelbſt den unternehmendſten, und in Geruchsſachen undedenklichſten Wüſtling abſchrecken müßte. Du darfſt Dich alſo über meine und unſrer ganzen Karavane Keuſchheit völlig beruhigen.

Theben, den 28 März 1829.

Endlich haben wir unſere Sommerquartiere bezogen. Aus dem Grabmale Ramſes V, wo wir uns einquartirten, ſchreibe ich Dir dieſe Zeilen. Es liege in dem Thale Bibân el Mulut, dem Begräbnißorte der Könige von Theben, der ganz den Charakter ſeiner Beſtimmung trägt. Senkrechte Felſen, Sand, kein Schatten von Vegetation, weit und breit keine Wohnung; wäre man nicht in gutes G
hielte ſich für lebendig begraben. — Ein Grabmal i
verachtender Wohnſitz, beſonders die der egyptiſchen
wahre Schlafſäle, wir kommen uns wie Fürſten vor.
malen, die ſich in dem Thale befinden ſollen, und di
alle nach und nach aufgräbt, ſind bis jetzt dieß ſieben.
deſſen wird uns das bereits Aufgedeckte auf vier bi
Beſchäftigung geben, wo wir dann in der Ebene I
bequemes auf die ganze Zeit unſers Aufenthaltes einzu
beziehen werden. Dieſe neue Wohnung iſt ſehr ſchö
dem Abhange eines Hügels, wie man aus den Bergen heraus
das Thal Bibân el Mulut bilden; ſie beherrſcht die ganze
der die alte Stadt lag, und man überſieht von dieſem Punkt
was von Monumenten noch übrig iſt, d. h. die Ru
Paläſten und einem Tempel, mit ihren Koloſſen und S
theils noch ſtehen, theils umgeſtürzt ſind, wodurch dieſ
Ueberreſte einen ganz eigenthümlichen Charakter erhalten.
wir den größten Theil unſeres Aufenthaltes in Theben zu
es bequemer haben, als auf dem Nil, obgleich wir die ganz
zur Verfügung hatten, die man zu den Flußfahrten ge
haben es ſo in jeder Hinſicht beſſer, da wir nach wenig
Phyſiognomien zu Geſicht bekommen. Von Zeit zu Zeit
Reiſende, welche uns Neuigkeiten bringen, ſo daß wir un
ſehr ſeltenen Ankunft der Courriere ſchon gedulden können.
daß unſere Briefe in kürzerer Zeit an Euch gelangen, als ſie a
ihrem Wege von Cairo nach Oberegypten brauchen. Mögen un
Conſuln aber die Boten Schuld haben, wir bekommen nie vor dem
vier Monaten einen Brief. —

Vauquelin.

Der berühmte Chemiker Nikolaus Ludwig Vauquelin iſt
Paris geſtorben. Er war geboren zu Hebertot in der Normandie
16 Mai 1763, und begann ſeine Laufbahn als Apotheker-Jung
Im zwanzigſten Jahr zog er die Aufmerkſamkeit Fourcroy's auf ſich
der ihn in ſein Laboratorium aufnahm. Bald wurde er durch
allgemein bekannt; eine wichtige Entdeckung folgte der andern
ward Mitglied des Inſtituts und bei Stiftung der Ehrenlegion
hielt er, Einer der Erſten, dieſen Orden. Nach Fourcroy's Tod
übertrug man ihm das Profeſſorat in der mediciniſchen Schule
Später wurde er Director der pharmaceutiſchen Schule und Pro
feſſor am Pflanzengarten. Im Jahr 1821 erhielt er das Kreuz
XVIII den St. Michaelsorden.

Von Calvados, bei Erneuerung der 7jährigen Kammer, zum
Repräſentanten gewählt, ſtimmte er mit der linken Seite.

Vauquelin war ſehr freimüthig und gerade heraus. Einſt ſagte
Napoleon ihm ein Packet zur Analyſe zuſtellen, welches ihm
zugeſandt worden war und worin man Gift vermuthete. Er
hielt die verſchiedenartigſten Subſtanzen, ſo durchdringend, daß
daß durchaus auf keinen Zweck geſchloſſen werden konnte.
war über die Nachricht, daß ſich Nichts habe entdecken laſſen,
angehalten. Jedermann ſchwieg. Plötzlich rief Napoleon:
geſtern nicht der 31 März?" „Allerdings", erwiederte Vauquelin.
— „Nun, Sire, ſo hat man Sie mit dieſer Weggiftung am
April ſchicken wollen?" Die Umſtehenden erbebten über dieſen
Ausdruck. Der Kaiſer ſtand Anfangs unwillig ſtill. „Sapperlot",
rief er dann, „das iſt ein guter Einfall von Ihnen, Vauquelin",
und fing an zu lachen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

die des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

N. 335. 1 December 1829.

Die Königinhofer Handschrift.

(Schluß.)

wir weiter schreiten, werden einige geschichtliche Be-
n über Jaroslaw, dem ausführlichern Vorbericht des
Herausgebers entnommen, hier eine passende Stelle finden.
h in Schlesien herrschte die Volkssage, Mißhandlung
ongolischen Prinzessin habe den Chan zu dem Rachezug
ie christlichen Abendlande aufgestachelt. Horky versetzt
hauplatz dieser Beleidigung nach Mähren auf die Maiden-
Nikolsburg (Hormayr's Archiv 1818 Nr. 31. Vergl.
ssen Taschenbuch für 1821 S. 130.) — Den Tatarchan
unser Dichter Kublai. Hieraus erhellt, das Gedicht
zwischen 1259 und 1294 abgefaßt worden, um welche
er Enkel Dschengis-Khans dieses Namens, Tulis Sohn,
Eroberung vollendete. *) Der Schauplatz aber, worauf
edicht spielt, ist geschichtlich folgender. Die Tatarfürsten
Mankn und Peta waren über Europa hereingebrochen
tten alles Land bis Nowgorod und Kiew erobert. Von
ibten sie sich nach Polen, das nach der im Gedicht nicht
ten Schlacht bei Siedlo gleichfalls erlag. Sofort theilte
r Haufen; der eine zog nach Ungern, der andere nach
en.

n Ungern wurde das ihnen entgegengeworfene Heer voll-
n geschlagen im März 1241:

Schnell in Rotten sammeln sich die Ungern

— — — — — —

Doch umsonst war Heldenmuth und Mannheit u. s. w.
n Schlesien siegten die Tataren ebenfalls, auf der Wahl-
9 April 1241. Diese Schlacht scheint mit den Worten
at:

Eine Schlacht, die zweite ward verloren
Schon in Polen breiten sich die Tatarn u. s. w.

a bekanntlich Schlesien sonst auch Polen genannt wurde.
der Böhmenkönig Wenzel I rüstete sich, dem Verderben zu
ten. Er erwartete die Tataren bei Glaz. Diese waren
machan vorgedrungen, aber der Anblick der wohlgerüsteten
bestimmten sie, plötzlich gegen das weniger geschützte
derselbe, welche den Marko Polo so gastfreundlich bei sich aufnahm.
Mähren sich zu wenden. Hier hatte Jaroslaw diejenigen Vorkehrungen getroffen, welche die Eile gestattete. Olmütz, wohin er sich mit 12,000 Mann geworfen, hielt dem Angriff der Wilden Stand; ihre Stürme wurden zu wiederholten Malen abgeschlagen. Auch in der Umgebung, wie z. B. auf dem Hostainow, bot man ihnen kräftig die Spitze. Aber das nahe Kloster Hrabisch wurde erstürmt. Die Besatzung begrub sich in den Flammen. Die Tataren hielten die Klugheit, womit sich Jaroslaw in keine eigentliche Schlacht einließ, für Feigheit, und versäumten deshalb fast jede Vorsicht. Dieß schien dem christlichen Feldherrn der günstige Augenblick. In der Nacht vor dem 24 Juni 1241 berief er die Seinen zum Gotteshause. Vor Tagesanbruch zogen sie, durch alle Gnadenmittel gestärkt, in das Lager der Feinde. Den Führer erschlug Jaroslaw, nach Dubravs, des olmützer Bischofs Bericht, ohne zu wissen, wen er erlegt. Als die aufgehende Sonne den noch kämpfenden Mongolen ihren Verlust zeigte, wandten sie sich zur Flucht. — Wie Karl Martell bei Tours Europa von den Sarazenen, so hat Jaroslaw der Böhme Europa bei Olmüz von den Mongolen befreit.

Gehen wir zu den Gedichten selbst zurück. — Erinnerte Jaroslow mehr an das griechische Epos, so nähern sich andere Gesänge eher der Romanzenform. Als Probe möge hier folgen:

Ludise und Lubor.

Alte merket auf und Junge,
Hört von Kämpfen und Turneyen!

Ueber'm Elbstrom war ein Herzog,
Reich und gut und hochgefeiert.
Der hatt' eine einz'ge Tochter,
Die sein Liebling war und Aller.
Wunderschön war diese Tochter,
Schlank und schön gewachs'nen Leibes,
Hatte blendend weiße Wangen,
Auf der Warge blühten Rosen;
Augen, wie der Himmel helle,
Und auf ihrem weißen Nacken
Wallt das Haar goldhell hernieder,
Wallet schön gelockt in Ringlein.

Einst gebeut der Fürst dem Herold,
Daß die Edlen all' zusammen
Kommen auf die Burg zum Festmahl. —
Und als nun der Tag erschienen,
Kamen her die Herren alle
Aus entfernten Gau'n und Ländern
Auf des Fürsten Burg zum Festmahl. —

Hörner hallen, Pauken tönen.
Vor den Fürsten geh'n die Edlen,
Neigen sich vor Fürst und Fürstin,
Und der holden Fürstentochter.
Setzen hinter lange Tafeln
Jeder sich nach seiner Abkunft.
Und Gewild ward aufgetragen,
Aufgetragen Trank von Haaig;
Und da war ein üppig Tafeln;
Und da war ein prächtig Tafeln.
Kraft durchströmet alle Glieder,
Muth durchströmet Aller Sinne.

Da der Fürst spricht zu den Edlen:
„Männer, nicht ist's Euch verborgen,
Warum Ihr Euch hier versammelt.
Wack're Männer, proben will ich,
Wer von Euch zumeist mir frommet.
Klug sinnt man für Krieg im Frieden;
Uns're Nachbarn sind die Deutschen."

Sprach's der Fürst, das Schweigen endet.
Auf die Herr'n steh'n von den Tischen,
Beugen sich vor Fürst und Fürstin
Und der holden Fürstentochter.

Hörner-, Paukenschall von Neuem;
Alles schickt sich zum Turniere.
Vor der Burg auf breiter Wiese
Hoch auf prächtigem Balkone
Saß der Fürst mit seinen Grafen,
Saß mit Edelfrau'n die Fürstin
Und Ludise mit den Fräulein.

Und der Fürst entbeut den Edlen:
„Wer zuerst soll zum Turniere,
Will ich selbst, der Fürst, bestimmen."
Und es winkt der Fürst auf Strebor;
Strebor *) fordert den Ludislaw **).
Beide schwingen sich zu Rosse,
Nehmen scharfgespitzte Speere,
Rennen heftig an einander,
Ringen lange mit einander,
Bis die Speere beide brachen.
Und so waren Beid' ermattet,
Beide wichen aus den Schranken.

*) Wörtlich etwa: der Ausgebreitete rc., der Reiche.
**) Wörtlich: der beim Volk Berühmte.

Hörner hallen, Pauken tönen.
Da entbeut der Fürst den Edlen:
„Wer der Zweite soll turniren,
Mag die Herzogin bestimmen."
Und auf Serpas winkt die Fürstin;
Den Spitibor *) fordert Serpos.
Beide schwingen sich zu Rosse,
Nehmen scharfgespitzte Speere.
Und auf Spitibor sprengt Serpos,
Hebt ihn aus dem festen Sattel,
Stürzet jähling selbst vom Rosse.
Beide greifen nun zum Schwerte,
Schlag um Schlag auf schwarze Schilde,
Funken sprüh'n von schwarzen Schilden.
Spitibor nun haut nach Serpos,
Serpas sinkt zur kalten Erde;
Und sie Beide sind ermattet,
Weichen Beide aus den Schranken.

Hörner hallen, Pauken tönen.
Und der Fürst entbeut den Edlen:
„Wer der Dritte soll turniren,
Mag Ludise nun bestimmen."
Die Prinzessin winkt nach Lubor **);
Lubor fordert den Balemir ***).
Beide schwingen sich zu Rosse,
Nehmen scharfgespitzte Speere,
Jagen hastig in die Schranken,
Zielen auf einander, treffen
Mit den Speeren an einander.
Balemir vom Roß stürzt nieder —
Weit weg ist sein Schild geflogen —
Knappen tragen ihn vom Kampfplatz.

Hörner hallen, Pauken tönen.
Lubor fordert nun den Rubas †);
Schnell schwingt Rubas sich zu Rosse,
Rennet heftig an gen Lubar,
Lubor's Schwert zerspellt die Lanze,
Haut mit Macht nach seinem Helme;
Rubas rücklings fällt vom Rosse,
Knappen tragen ihn vom Kampfplatz.

Hörner hallen, Pauken tönen.
Lubor ruft nun zu den Edlen:
„Wer da will mit mir sich schlagen,
Wohl, er reite in die Schranken!"
D'rauf besprechen sich die Edlen;
Lubor harret in den Schranken.
Zdeslaw schwinget lange Spieße,
Auf dem Spieß' ein riesig Stierhaupt;
Schwingt sich auf den muth'gen Streitgaul,
Uebermüth'ge Worte führend:

*) Vielleicht: der Besitzer vielen Ackerlands, von Sep, die Sche
) Liebhold. *) Mehrfried, Machtfried. †) Heuer, Handel

Wilde Ur' erſchlug mein Ahnherr,
ater ſchlug der Deutſchen Ratten;
ubor probet meinen Kampfmuth."
nd ſie ſprengten gen einander,
'rallten Haupt an Haupt zuſammen,
ſtürzen Beide van den Roſſen.
laſch hier ſchwingen ſie die Schwerter,
ringen roſſesbar zu Fuße.
Rächtig ſchwingen ſie die Schwerter,
)aß ringsum die Streiche hallen.
ubar drängt ſich ihm zur Seite,
Haut mit Macht nach Jenes Helme,
Haut d n Helm ihm in zwei Stücke;
Führt das Schwert nach Jraes Schwerte,
Weit das Schwert fleugt aus den Schranken
Und zu Baden ſtürzet Zbeslaw.

Hörner hallen, Pauken tönen.
All' die Herr'n umringen Lubarn,
Führen hin ihn vor den Fürſten,
Bar die Fürſtin, vor Ludiſen.
Einen Kranz reicht ihm Ludiſe.
Einen Kranz van Eichenblättern.
Hörner hallen, Pauken tönen.

Wir wenden uns jetzt von den erzählenden zu den rein ly-
n Gedichten. Die Macht des Gemüths, welche zur hohen
befähigt, ſcheint dem Slaven im Allgemeinen weniger ge-
n; ſeine Lieder haben etwas Spielendes; er tändelt mit
de und Schmerz, und wie er von Vater und Mutter, von
d und Hans und Hof gern im Deminutiv ſpricht, ſo hat es
ahe das Anſehen, als ob er dieſe Darſtellungsform auch für
Ausdruck ſeiner Gefühle — abſichtlich oder unbewußt —
lehe. Wie lieblich übrigens dieſe Glöckchen zu klingen ver-
en, zeigen uns z. B.

Die Erdbeeren.

Geht mein Liebchen Beeren ſammeln,
Geht zum grünen Walde;
Ritzt ein Dorn mit ſcharfem Stachel
Ihr das weiße Füßchen.
Liebchen, ach, es kann vor Schmerzen
Auf den Fuß nicht treten.

Was du Dorn, du ſcharfer Stechdorn,
Thatſt du ihr ſo wehe?
Wirſt dafür, du ſcharfer Stechdorn,
Aus dem Buſch gereutet.

Harre, Holdchen, harr' im Kühlen,
Hier im grünen Buſche;
Hin zur Wieſe will ich ſpringen
Um mein weißes Rößlein.

Rößlein waidet auf der Wieſe
Dort im dichten Graſe;
Liebchen harret hier im Kühlen,
Harret des Geliebten.

Liebchen hebet an zu klagen,
Leiſ' im Föhrenbuſche:
„Ach, was wird die Mutter ſagen?
Ich unſel'ge Dirne!"

„Immer ſagte mir die Mutter:
„„Hüt' dich vor den Burſchen!""
„Was ſich vor den Burſchen hüten?
Sind recht gute Leutchen."

Und ich kam auf meinem Rößlein,
Weiß wie Schnee, geritten;
Sprang vom Rößlein, band's ſam Baumaſt
Mit dem Silberzaume.

Faſſ' die Maid, und drück' an's Herz ſie,
Küßt' Ihr fein das Mündchen;
Und ſchön Liebchen hat vergeſſen
Auch den Dorn im Füßchen.

Und wir liebten, und wie kaſ'ten,
Bis ſich Sonne neiget.
„Schnell, Geliebter, ſchnell nach Hauſe',
Sonne geht uns unter!"

Hurtig ſprang ich auf mein Rößlein,
Auf mein ſchneeig Rößlein;
Nahm mein Liebchen in die Arme,
Ritt mit Ihr nach Hauſe.

Fern van ſolchem Glück der Liebe klagt rührend und klaglich

Die Verlaſſene.

Ach ihr Wälder, dunkle Wälder,
Miletiner*) Wälder!
Warum lacht in gleichem Grüne
Sammers ihr und Winters?
Gerne, ach, möcht' ich nicht weinen,
Nicht mein Herz betrüben;
Aber ſagt, ihr lieben Leutchen,
Wer fall hier nicht weinen?
Vater mein! wa biſt Du Vater? —
Liegt verſcharrt im Grabe.
Mütterlein! Wo, Mutter biſt Du? —
Ach, Sie deckt der Raſen. —
Mir lebt Brader nicht, noch Schweſter,
Mir den Liebſten raubt' man.

Dem Kuckuck wird eine kleine Hausmannsregel freundlich zugerufen.

Ragt die Eich' im weiten Felde,
Auf der Eich' ein Kuckuck ſaß.
„Kuckuck" ſchlägt er, „Kuckuck" weint er,
Daß der Lenz nicht immer währt.

*) Miletin, Ort und Schloß im bydzower Kreiſe.

Wir möcht' Korn im Felde reifen,
Blieb es Frühling immerdar?
Wie im Garten Aepfel reifen,
Blieb' es Sommer immerdar?

Wie im Schober frör' die Aehre,
Währete immerdar der Herbst?
Und wie bange wär' dem Mägdlein,
Blieb' es einsam immerdar?

Aber aus volleeer Seele, schwungreich und ohne jene beliebten Deminutive, die wohl eine trauliche Nestchens-Wärme in sich tragen, aber wenig geeignet sind, die Gluth eines feelgegebenen Gemüthes auszusprechen, tönt das Minnelied unter dem Wysehead. Mit diesem schönen Gedichte, welches der Herausgeber als ein sehr altes Denkmal böhmischee Poesie, den in Königinhof gefundenen Fragmenten beigefügt hat, mögen unsee Mittheilungen aus jener ergiebigen Quelle geschlossen seyn.

Minnelied unter dem Wysehead.

Ha du uns're Sonne,
Fester Wysehrad!
Kühn und stolz dort stehst du,
Dort auf steiler Höh',
Ragest vom Felsen,
Fremdlingen furchtbar.
Unter dir rollet
Eilend der Strom hin,
Rollet der Strom, die
Mächtige Moldau.

Rings an der hellen
Wletawa Strande
Bieten viel' Sträuche
Liebliche Kühle.

Und die Nachtigall dort
Singet von Freude,
Singet von Trauer,
Wie sie im Herzchen
Freude und banges
Sehnen empfindet.

Wär' die Nachtigall in
Grünender Au ich,
Flög ich schnell dahin, wo
Wandelt im Abends
Dunkel die Holde.

Alles wecket Liebe,
Und was nur lebet,
Fühlet ihr Streben,
Fühlet ihr Sehnen.

Ich auch Armer schmachte,
Holde, nach Dir; sey
Milde dem Armen!

Uebersicht der Kriege Großbritanniens von der Revolution 1688 bis zum Frieden 1814.

Mit	Unter der Regierung von	Anfang des Kriegs	Ende des Kriegs	Friedensschließer	Dauer des Kriegs J.	M.	T.	Dauer des Friedens J.	M.	T.	Staatsschuld am Anfang des Kriegs Pf. St.	Staatsschuld contrahirt während d. K. Pf. St.	Staatsschuld am Ende des Kriegs Pf. St.	Jährliches Staatseinkommen im Durchschn.
Frankreich	William III	7 Mai 1689	10 Febr. 1697	Earl Pembroke in Ryswick	7	9	3	4	2	22	664,262	20,851,480	20,700,000	3,010,4[illegible]
Frankreich u. Spanien	Anna	4 Mai 1702	13 Apr. 1713	Earl Stafford in Utrecht	10	11	9	5	9	3	16,394,701	37,386,375	53,681,000	3,705,0[illegible]
Spanien	Georg I	16 Dec. 1718	13 Juni 1821	Herzog Somerset in Madrid	2	5	23	18	4	6	51,211,015	4,011,993	56,282,978	4,220,[illegible]
Spanien	Georg II	19 Oct. 1739	18 Oct. 1748	Earl Sandwich in Achen	8	11	30	7	7	0	46,954,622	31,338,689	78,293,313	6,4[illegible]
Frankreich	Georg II u. III	18 Mai 1756	10 Febr. 1763	Herzog Bedford in Fontainbleau	6	8	24	12	2	9	72,289,673	73,526,409	146,816,000	[illegible]
America	Georg III	19 Apr. 1775	3 Sept. 1783	Grenville in Paris	8	4	15	9	5	8	129,146,322	117,076,069	246,222,392	11,5[illegible]
Frankreich	— —	11 Febr. 1793	27 März 1802	Marqu. Cornwallis in Amiens	9	1	16	0	11	11	271,113,051	326,527,386	597,640,432	26,[illegible]
Frankreich	— —	9 März 1803	30 Mai 1814	Visc Castlereagh in Paris	10	11	18	—	—		597,640,452	456,406,442	1,054,046,184	61,21[illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

lum. 336. 2 December 1829.

Das Hof-Journal.

Neunte Skizze.

Geschichte von der schönen Fanariotin und dem kriegerischen räulein, mit einem Vorwort des Uebersetzees, über Weiber.

Die Tiefsinnigsten von unsern großen Geistern, Männer von n Scharfblick, der bis ins Innerste hinein die Seele in ihzeheimen Werkstätte belauschte und einer Milbe die Rippen eibe zählte, haben gestehen müssen, daß das weibliche Ge: von einer unergründlichen Tiefe sey, ein wahres Wunder:, dessen äußerste Grenze wir nur aus fabelhaften Erzählunkennen. Das schöne Geschlecht wird von uns das schwache nnt, und ist es auch gegen uns nur allzuoft; doch sehen wir leicher Zeit seine Schwäche mit einer wahren Riesenstärke Willens gepaart, mit Leidenschaften, die heftiger als die igen und dennoch ausdauernder und mit einer seltenen Selbstrrschung vereint sind. In Liebe, wie in Haß räthselhaft und Erwägung, hat das Weib bei einer offenbaren Beschränktheit des standes eine unerschöpfliche Klugheit und erstaunenswürdige . schen, fromm und hingebend von Natur wird es durch Verniisse entschlossen, wild, grausam und heillos: für den stillen s des häuslichen Lebens geschaffen, liebt es äußern Glanz, rennungen und eine Rolle in der großen Welt. Es ist einer en Begeisterung fähig, hinter der wir Männer oft beschämt ckstehen müssen *). Es fühlt die innigste und aufrichtigste underung für große Thaten und Männer, und kann über ein rochenes Küchengeschirr Thränen vergießen. Kurz man kann en Weibern, wie in der Liebe, alle erdenklichen Widersprüche inigt finden. Die aus dieser seltsamen Mischung hervorenden wunderbaren Erscheinungen haben den Köpfen der Männ ein so unlösbares Räthsel aufgegeben, daß man dem Weibe eine mehr als übermenschliche Natur beilegte **), bald dasselbe Dämonen besessen glaubte, ja sogar nicht für zum menschlichen Geschlechte gehörig halten wollte. Mehrere Kirchenväter nannten sie in ihrer Weisheit geradezu Teufel, und Gelehrte haben schon dicke Bücher voll Zweifel geschrieben, ob die Weiber zu den Menschen zu rechnen seyen.

Indessen ist unter den Eigenheiten des schönen Geschlechts eine, die wir hier vorzugsweise ins Auge fassen wollen und die nicht zu den am Mindesten bemerkenswerthen gezählt werden darf. Es ist dieß jene Leichtigkeit, mit welcher die Weiber sich in jede Rolle zu schicken wissen, zu welcher sie das Schicksal in dem großen Drama des Lebens zu berufen für gut findet. Es scheint fast, daß es ihnen eben so leicht wird, Geschmack, guten Ton und selbst Talent zu erwerben, als sie ein neues Kleid anlegen, und sie bewegen sich eben so ungezwungen und behaglich in Purpur und Gold, als in einer Küchenschürze. Dazu ist ihnen vorzüglich die angeborne Kunst behülflich, jeden ihrer Vorzüge ins günstigste Licht zu stellen, so daß es vielleicht kaum vierzehn Tage braucht, um das schüchternste Dorfmädchen in die schmuckeste Hofdame zu verwandeln. Sollte es daher nicht auch erklärlich seyn, daß man bei Weitem mehr gute, oder wenigstens erträgliche Schauspielerinnen findet, als Schauspieler? Für die Wahrheit dieser Bemerkung finden wir, ohne weiter auf die Mätressen Ludwigs XIV oder XV zurückzugehen, in der uns zunächst gelegenen Zeit, an Bonaparte's Adel, der so zu sagen aus dem Stegreif geschaffen wurde, einen schlagenden Beweis. Alle Frauen erhoben sich an jenem Kaiserhofe, der bald so gut wie der des Königs Arthur mit seinen Rittern von der Tafelrunde zu einer Art Heldensage im Volke werden wird, in kurzer Zeit so sehr auf gleiche Stufe mit ihrem Rang, daß sie diesem mehr Würde zu verleihen, als von ihm zu erhalten schienen. Bei Weitem nicht so war Dieß der Fall mit den männlichen Emporkömmlingen, wobei man jedoch die unter den Waffen emporgestiegenen Männer ausnehmen muß. Denn, wie ein großer Weltmann (der Fürst von Ligne) sagte, plebejische Sitten schleifen sich wohl unter den Waffen, aber nicht am Hofe ab.

Es scheint, daß die Seele des Weibes eben so wie ihr Körper, äußerst elastisch und geschmeidig geschaffen sey, wodurch es ihr möglich wird, sich schnell und gewandt in jede ihr angewiesene Rolle zu schicken. Und in der That ist diese Einrichtung von der Natur auch sehr weise vorausbedacht worden, denn was ist dem schnellsten Glückswechsel mehr ausgesetzt, als die Lebens-

*) Man denke an die Jüdinnen Esther, Judith, an die Römerinnen, die ersten Christinnen, die französische Revolution, den Befreiungskrieg ꝛc.

**) Bei allen Völkern finden wir Wahrsagerinnen; die germanischen Volksstämme glaubten etwas Göttliches in den Frauen zu erkennen. — Die Hexen.

Digitized by Google

verhältniſſe der Weiber? Gewöhnlich verdanken ſie der Liebe, dieſer allgewaltigſten Zauberin, ihre Erhebung, und ſtatt tauſend Beiſpiele, wollen wir nur das einzige der Katharine von Rußland erwähnen, die aus dem niederſten Stande zum Throne der moskowitiſchen Czare ſchnellte, emporſtieg, und die Freundin, Rathgeberin, und man kann ſagen die Beſchützerin Peters des Großen wurde. Statt eines Weiteren zu erwähnen, wie Viel von ſeinem Ruhme dieſer Fürſt dem Mädchen von Marienburg verdankte, glauben wir unſre Leſer angenehmer zu unterhalten, wenn wir ihnen hier die Geſchichte der Gräfin Patoka geben, die das Schickſal aus der dürftigſten Dunkelheit zum glanzvollſten Reichthume und ſo zu ſagen zu faſt ſouveräner Macht erhob. Denn die Beſitzungen ihres Gemahles umſchloſſen 30 Städte, 300 Dörfer und 600,000 Unterthanen in dem fruchtbarſten Landſtrich der Ukräne.

In Konſtantinopel iſt ein Stadtviertel, genannt Fanal, deſſen meiſte Einwohner in Folge der vielfachen Umwälzungen, welche den Sturz des griechiſchen Kaiſerthums begleiteten, ſich rühmen, Abkömmlinge der verſchiedenen entthronten Kaiſerhäuſer zu ſeyn. Wahrſcheinlich nimmt ſich auch Niemand in der Welt die Mühe, die genealogiſche Aechtheit dieſer Anſprüche zu unterſuchen, eben ſo wenig, als man die vorgeblichen Adelsdiplome der ungariſchen und kaſtilliſchen Bauern, oder die abgeſchmackten Stammbäume gewiſſer großer Häuſer beſtreiten möchte.

In einer entlegenen Straße von Pera wohnte ein Abkömmling der Kantatuzenos, der (ſo ſeltſam ſpielt des Schickſals Laune) das Fleiſcherhandwerk trieb. So fleißig auch dieſer Mann ſeinem Gewerbe nachging, ſo konnte er es doch niemals nur in ſo weit zu einer bürgerlichen Wohlhabenheit bringen, daß er vermögend geweſen wäre, ſeine Frau und ſeine Tochter Sophie zu ernähren. Dieſe hatte gerade ihr fünfzehntes Jahr erreicht und war als eine aufblühende Schönheit die Bewunderung der ganzen Nachbarſchaft.

Schickſal, oder wenn man ſo will, Vorſehung wollte es, daß den armen Fleiſcher Verluſt auf Verluſt traf, bis er endlich an den Bettelſtab gebracht wurde. Seine Frau richtete ſich in der äußerſten Noth der Familie an einen Griechen ihrer Verwandtſchaft, der die Stelle eines Dragoman bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft bekleidete, und dieſer verwendete ſich für die Unglücklichen bei dem Marquis von Vauban, der damals franzöſiſcher Geſandter bei der Pforte war. Der Dragoman vergaß in dem Gemälde, das er ſeinem Herrn von dem Mißgeſchick der armen Leute entwarf, die ſchöne Sophie nicht, über die er die Beſorgniß äußerte, ſie möchte über kurz oder lang in die ihr gelegten Fallſtricke gerathen und vielleicht dem Haarem eines Paſcha oder eines reichen Türken von geringerem Range überliefert werden. Mitleid, Neugier oder ſonſt ein Beweggrund beſtimmte den Marquis, die unglückliche Familie zu beſuchen. Er ſah Sophien, wurde von ihren Reizen und ihrem Geiſte bezaubert und machte den Eltern den Vorſchlag, ihm das Mädchen abzutreten und ſie mit nach Frankreich gehen zu laſſen. Das Elend, welches gewöhnlich ſtärker iſt, als Scham und Gewiſſen, überwand auch hier die Bedrücktheit, in einen ſo ſeltſamen Antrag zu willigen; ſie überließen ihm ihre Tochter um den Preis von 1500 Piaſtern, und ſie wanderte noch an demſelben Tage in den Palaſt des Geſandten. Der Marquis wendete von nun an [illegible] der ſchönen Fanariotin eine beſſere Erziehung zu geben [illegible] Bildung ihres Geiſtes verlieh in Kurzem ihren natürlichen [illegible] einen noch unwiderſtehlicheren Zauber.

Nicht lange darnach wurde der Geſandte von ſeinem [illegible] abgerufen und machte ſich auf den Weg, mit ſeinem [illegible] ſchen Inwel zu Lande nach Frankreich zurückzukehren. [illegible] viel möglich dem ſchönen Kinde die Beſchwerlichkeiten der [illegible] zu erleichtern, ſendete ſie der Marquis in kleinen [illegible] voraus und traf endlich, nachdem er die europäiſche [illegible] Rücken hatte, mit ihr in Kaminieck zuſammen, der erſte [illegible] ſtung, welche den Ruſſen gehöret. Hier beſchloß er einige [illegible] zu verweilen, bevor er ſeine beſchwerliche Bahn weiter [illegible]

Der Graf de Witt *), ein Abkömmling des Großpenſionärs von Holland, der Gouverneur des Platzes, kam ſeinem [illegible] nehmen Gaſt mit aller möglichen Aufmerkſamkeit entgegen. [illegible] deß hatte er nicht ſobald Sophien geſehen, als er von ihr ihr entdeckte und den Entſchluß faßte, dem Marquis [illegible] den Preis ſeine ſchöne Beute zu entreißen. Er ſtellte [illegible] das zweideutige und unwürdige Verhältniß vor, in [illegible] zu dem Marquis ſtehe, da ſie weder ſeine Gemahlin [illegible] noch ſeine Sklavin ſeyn könne, und ſchloß endlich damit, [illegible] Hand anzubieten. Der Graf war ein ſchöner Mann, kaum [illegible] ßig Jahre alt, Generallieutenant, und erfreute ſich der [illegible] chen Gunſt Katharina's II. Die ſchöne Griechin wies, wie [illegible] leicht denken kann, dieſe neue Gunſt ihres glücklichen Gebieters nicht zurück und willigte ohne Bedenken in die Anträge ihres Liebhabers.

Es ließ ſich erwarten, daß der Marquis von Vauban ſein Eigenthum, auf das er durch einen nicht geringen Kaufſchilling gegründete Anſprüche zu haben glaubte, nicht ſo gutwillig würde fahren laſſen. Der Graf nahm daher ſeine Zuflucht zu einer Kriegsliſt und ließ eines Tages, als Se. Excellenz einen Spazierritt außerhalb des Walles machte, die Zugbrücken der Feſtung aufziehen. Mittlerweile begaben ſich die Liebenden in eine Kirche, wo der Segen eines Popen ihre Hände in einander ſegnete. Der Marquis war nicht wenig verwundert, bei ſeiner Rückkehr die Feſtungsthore verſchloſſen zu finden und kam faſt außer ſich, als ein Parlamentär erſchien, ihn von Dem, was vorgefallen, in Kenntniß ſetzte und, um über die Entwicklung der Komödie keinen Zweifel mehr zu laſſen, ihm den Heirathskontrakt in ſeiner Form einhändigte.

Um Sophien das peinliche Gefühl eines nochmaligen Zuſammentreffens mit dem Marquis und die Vorwürfe zu erſparen, welche ihre raſche Neigung oder, wenn man es ſo nennen will, ihre Undankbarkeit verdiente, befahl der Gouverneur den Anſtalten des Geſandten aufzupacken und ſich zu ſeinem Herrn, einem [illegible] ten Hannibal ante portas, zu begeben. Der arme Marquis fiel bald ein, daß es ganz und gar nutzlos ſey, vor den [illegible] Drohungen oder Klagen zu verſchwenden; auch hatte er [illegible] nung, daß der Hof von Frankreich Rußland den Krieg [illegible]

*) Der Vater des ruſſiſchen Generals, der in dem letzten [illegible] Commando hatte.

würde, um die ihm widerfahrene Beleidigung zu rächen — , er folgte dem Winke eines französischen Dichters, wel- sagt:

bruit est pour le fat, la plainte pour le sot,
honnête homme trompé, s'éloigne, et ne dit mot"

machte sich auf den Weg, insgeheim entschlossen, in seinem keinen Handel mehr mit einer so undankbaren Waare zu en, die bei kultivirten Völkern so sehr im Werthe gefallen daß man sie weder kaufen noch verkaufen kann.

Zwei Jahre ungefähr nach dieser Geschichte, erhielt der Graf Bitt Urlaub und besuchte an der Seite seiner Gemahlin ver- dene Höfe Europa's. Sophiens Schönheit, durch eine ge- schmachtende Hingebung, die den orientalischen Schönen igen ist, zu einem unwiderstehlichen Reize erhöht, wurde all der Gegenstand der Anbetung. Der Fürst von Ligne, der am französischen Hofe sah, redet von ihr in seinen Memoi- mit einer Entzückung, die man nicht für übertrieben halten n, wenn man sie später, in einem Alter von über Vierzig, Tulzin gesehen hat, wo ihre Reize noch im frischesten Glanze jungen Schönheiten des Hofes überstrahlten, unter welchen wie Calypso unter ihren Nymphen, erschien.

Wir kommen nun zum zweiten Abschnitte von Sophiens Le- , der nicht minder vom Glücke begünstigt ist, als der erste.

Der Graf Felix Patoka stand zu Anfang der Unruhen in Po- durch seinen Rang und sein ungeheures Vermögen an der itze einer bedeutenden Partei. Während einer kurzen Entfer- ng vom russischen Hofe, machte er eine Reise durch Italien begegnete auf seinem Rückweg zu Hamburg dem Grafen und Gräfin de Witt, in die er sich sogleich sterblich verliebte. Um ht mit einer weitläufigen Erzählung des ganzen Romans zu nüden, eilen wir zu seiner Entwicklung.

Nichts ist in Polen so leicht durchzusetzen, als eine Ehescheid- ng. Das Gesetz dehnt darin seine Nachsichten so weit aus, ein gewisser Hr. Wortrel nicht weniger als vier Weiber hat- die alle noch am Leben waren und seinen Namen führten. r Graf Patoka, welcher die Vergünstigung des Gesetzes sei- Neigung sehr föderlich fand, ließ, nachdem er alle Voran- ten getroffen hatte, eines Morgens den Grafen de Witt zu bitten und eröffnete ihm seine Absichten ohne alle weiteren ständе. „Hr. Graf," sagte er, „ich liebe Ihre Frau und n nicht ohne sie leben. Ich weiß, daß ich ihr nicht gleichgül- bin, und es wäre bei mir gestanden, sie, wenn ich wollte, zu führen. Allein ich wünschte mein Glück Ihnen zu verdanken, rwig dafür Ihr Schuldner zu seyn. Hier sind zwei Papiere. s eine enthält die Ehescheidungsurkunde, welche bloß Ihrer terschrift bedarf, denn der Name der Gräfin steht schon hier, e sie sehen; das andere ist ein Wechsel auf zwei Millionen lden, die in dieser Stadt bei meinem Banquier sogleich er- ben werden können. Es kommt auf Sie an, ob die Sache auf se Art freundschaftlich oder auf eine andere anders abgemacht den soll."

Ohne Zweifel dachte der getäuschte Gemahl an den Finger Nemesis, an die Festung Kaminieck und den Marquis von uban vor dem Walle; er ergab sich in sein Schicksal und un- terzeichnete die Urkunde. Noch an demselben Tage wurde die schöne Sophie Gräfin von Patoka, und mit dem Glanze der Schönheit und des Talentes vereinigte sich jetzt die Herrlichkeit von Glücksgütern, deren Umfang damals in Europa nicht ihres Gleichen fand.,

---

Als ein Seitenstück weiblicher Seltsamkeit mag hier die Geschichte einer Amazone folgen, deren Bekanntschaft ein Mann von vornehmem Range auf einer Reise durch Frankreich machte. Wir lassen ihn hier mit seinen eigenen Worten erzählen:

Im Jahr 1805 hielt ich mich zu Tournay auf. Eines Tages nach der Mahlzeit nahm mich Hr. Delvigne, bei dem wir eingeladen waren, beiseite und sagte mich leise: „Was halten Sie von den beiden Schwestern, deren eine über Tisch an Ihrer Seite saß?" — „Die Dame, mit der ich mich zu unterhalten das Vergnügen hatte," erwiederte ich, „hat unstreitig eine sehr milde und liebenswürdige Gemüthsart; sie ist witzig und treffend in ihren Antworten, ohne bissig zu seyn; ihre Gestalt ist anmuthvoll und so reizend als möglich, nur fast ein Wenig zu schlank; ihre Augen sind groß, leuchtend und ausdrucksvoll; ihre Hände und Füße so niedlich, als man sie nur finden mag: mit einem Worte, sie kann ohne Uebertreibung eine Person von ausgezeichneter Schönheit genannt werden. Aber, so viel mich bedünkt, ist sie nicht ohne eine gewisse Koketterie; doch Das dürfte die Erbsünde ihres ganzen Geschlechts seyn. Der Herr, welcher ihr gegenüber saß, ist wahrscheinlich Einer von ihren Anbetern, sterblich in sie verliebt, aber, wie ich bemerkte, nicht sehr glücklich in seiner Bewerbung. Er schien während des Tisches sehr unglücklich — vielleicht plagte ihn die Eifersucht, da er seine Göttin mit mir und ihrem andern Nachbar in einem so eifrigen Gespräch begriffen sah. Je mehr Unruhe er zeigte, desto mehr gab sie sich Mühe, vor mir und ihrem Nebenmann alle ihre Reize zu entfalten. Man ersuchte sie zu singen, und ihre klangreiche und biegsame Stimme gab dem satyrischen und biegsamen Liedchen: „Der arme Felix" den richtigsten Ausdruck. Ihr Anbeter seufzte, biß sich auf die Lippen, seufzte wieder — Alles umsonst, sie fuhr in ihrem Gesange fort, bezauberte die ganze Gesellschaft und schloß endlich mit dem Vorschlage, in den Garten zu gehen und dort Quadrillen zu tanzen. Vergebens bemühte sich ihr Liebhaber nur für einen einzigen Tanz um ihren Arm — stets war sie schon versagt. Es war offenbar, daß sie schon zum Voraus es mit einigen Herren aus der Gesellschaft verabredet hatte, die sogleich herbeieilten, sie zum Tanze aufzufordern, sobald sie ihnen einen Wink gab."

„Sie verzeihen," erwiederte Hr. Delvigne, „wenn ich Ihnen sage, daß Sie sehr irren, sofern Sie dieses Betragen auf Rechnung der Koketterie setzen. Das Fräulein hat von Natur aus ein heiteres Gemüth, und ihre Fröhlichkeit ist nicht im Geringsten erkünstelt. Die Gründe, von welchen sie gerade so zu handeln bestimmt wird, machen ihrem Charakter die größte Ehre. Der junge Mann, den Sie bemerkten, ist der Sohn eines französischen Marquis, der jüngst von der Emigration zurückkehrte — er liebt das Fräulein wirklich, und hat ihr seine Neigung

erklärt; allein sie verschmäht es, ihn auch nur von ferne durch den leisesten Wink zu ermuthigen. Macht man ihr Vorwürfe über ihre Grausamkeit, so entgegnet sie, ihr Alter übersteige das des Marquis beinahe um acht Jahre, und sie wolle niemals einer altadelichen Familie angehören, die sie mit scheelen Augen oder gar mit Abscheu betrachten könnte." —

„Wie, mit Abscheu"? rief ich hier aus, „mit Abscheu ein so liebenswürdiges Geschöpf?" — „Geduld," fuhr Hr. Delvigne fort, „hören Sie, was ich Ihnen von diesem weiblichen Sonderling zu erzählen habe. Niemand, der sie sieht, wird darauf rathen, daß sie bereits in ihrem 29 oder 30 Jahre steht; kaum scheint sie über 18. Auch werden Sie vielleicht mich ungläubig ansehen, wenn ich Ihnen sage, daß sie kaum 16 Jahre alt mit ihrer Schwester in die Reihen der republikanischen Armee trat, darin drei Jahre diente und wegen einer sehr muthigen That zum Adjutanten des Generals Dumouriez ernannt wurde. Während der ganzen Zeit ihres Waffendienstes war sie durch die strengste Sittlichkeit ausgezeichnet, und ihre Vorgesetzten mußten ihren militärischen Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unähnlich dem Mädchen von Orleans erschienen Beide stets im weiblichen Anzuge. Ihr eingezogenes Betragen, ihre Schönheit und ihre liebenswürdigen Sitten erwarben ihnen die allgemeine Achtung, und ihre Gegenwart befeuerte die Soldaten, von denen viele, besonders jüngere Offiziere, durch Thaten der Tapferkeit die Augen der schönen Amazonen auf sich zu ziehen bemüht waren, mit einem glühenden Enthusiasmus. Bei einer Gelegenheit wurde die ältere Schwester, die nehmliche, von der wir vorhin sprachen, welche damals Lieutenant war, von dem General abgeschickt, eine feindliche Wagenburg zu nehmen; sie vollzog ihren Auftrag nicht nur pünktlich, sondern entwaffnete sogar eigenhändig den feindlichen Offizier, der den Zug befehligte, und brachte ihn gefangen ins Lager. Bei diesem Angriffe erhielt sie einen leichten Säbelhieb in den Nacken. Der österreichische Offizier, den sie zum Gefangenen gemacht hatte, wurde zum Gespötte des ganzen Heeres, und in einem Anfall von Scham und Wuth stoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Die junge Heldin genaß bald von ihrer Wunde, und die Regierung machte ihr, in der Anerkennung eines so tapfern Benehmens, ein kleines Landhaus mit einigen Grundstücken zum Geschenke.

Als Dumouriez gezwungen war, von Frankreichs Boden zu fliehen, verließ sie mit ihrer Schwester — dem Mädchen, welches dort bei Hrn. v. Noailles sitzt — den Kriegsdienst. Ihr Vater war vor der Revolution ein reicher Kapitalist, der aber durch österreichische Geldspekulation zu Grunde gerichtet wurde. Er schaut fortan ewige Feindschaft dieser Nation, und als der Krieg ausbrach, suchte und erhielt er die Stelle eines Quartiermeisters bei der Kavallerie, nahm seine beiden Töchter mit ins Feld und gab ihnen so abermals Veranlassung, in Kriegsdienste zu treten.

Sie werden nun die Gründe einsehen, welche unsere schöne Minerva bestimmen, die Hand des Marquis auszuschlagen. Ihrer Meinung nach kann ein Frauenzimmer, das einmal in Feldlagern gelebt hat, niemals mehr ein Weib werden. Meine Aufführung, setzt sie gewöhnlich lächelnd hinzu, kann die Prüfung aushalten; aber die Männer sind bekanntlich der Eifersucht geneigt und dann — Wer will dafür stehen, wenn ein Mann mich rauh und lieblos behandelt, daß ich ihn nicht fordere, mich mit ihm schlage und ihn entwaffne?

„Der Name der schönen Amazone", so schließ mein Freund, „wird in den Jahrbüchern unserer Kriegsgeschichte bis zur spätesten Nachwelt fortleben, und künftige Geschichtschreiber werden die tapfern Thaten preisen der schönen und liebenswürdigen Fernig."

Die Soldangelegenheit des britisch-indischen Heeres.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß die ostindische Compagnie ernstlich daran denkt, in dem Staatshaushalt von Indien Ersparungen einzuführen, und daß sie namentlich den Sold der Officiere herabzusetzen beabsichtigt. Diese Maßregel soll sich vorerst auf die vier bengalischen Stationen Barrackpur, Dumdum, Berhampur und Dinapur, also auf ein Siebenzehntheil des Heeres beschränken, aber die Reihe dürfte denn doch bald auch an die andern kommen — daher die allgemeine Unzufriedenheit der Truppen.

Die Reduktionen sind folgende:

	monatliche Löhnung nach dem bisherigen Kriegsfuß	nach dem festgesetzten Friedensfuß	Differenz
Inländische Infanterie			
Obristlieutenant . .	1020 Rup.	820	200
Major	780 —	635	145
Capitän u. Regimentsarzt	411 —	371	40
Lieutenant u. Unterarzt	254 —	224	30
Fähndrich	200 —	180	20

Der Betrag der Differenz bei den Officieren der andern Zweige des Dienstes entspricht ganz dem bei den Officieren der inländischen Infanterie. Bei der inländischen Mannschaft ist von keiner Reduktion die Rede.

Niederländische Seemacht.

Die Marine der Niederländer besteht im gegenwärtigen Jahr aus 12 Schiffen mit 244 K. und 1677 M. in der Zuyderse; aus 6 Schiffen mit 184 K. und 1107 M. in Westindien; aus 4 Schiffen mit 74 K. und 445 M. in Ostindien; aus 3 Packetbooten mit 22 K. und 168 M.; aus einer Fregatte von 44 K. und 317 M. zum Kreuzen; aus 4 stationären Schiffen mit 152 K. und 952 M. — Im Ganzen aus 30 Schiffen mit 720 K. und 3414 M. sind den Dienst. Außerdem sind noch 63 Schiffe vorhanden, welche verwendet werden. In den nächsten 10 Jahren soll die ganze Flotte auf 131 Schiffe, 12 von der Linie, 33 Fregatten, 36 Corvetten, Bombardiergalioten oder Briggs und 50 kleinere Fahrzeuge gebracht werden.

Berichtigung.

In Nro. 328, Sp. 1, Z. 7 oben lies Feuchte. In Nro. 327, S. 1328 ist hineinzusetzen Indiana mit 4,050, so daß die ganze indianische Bevölkerung sich auf 313,130 beläuft.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 337. 3 December 1829.

Selbstbiographie Jehanguir's, Kaisers von Hindustan.

(Schluß.)

Im Jahr 1606 pflanzte der undankbare Chusru von
:m die Fahne der Empörung auf. Als man dem Vater die
richt brachte, daß der Rebell in die Flucht geschlagen sey,
der zu seiner Verfolgung befehligte Emir al Umra fragte,
er thun solle, wenn der Jüngling das Schwert nicht aus der
d ließe, gab Jener die denkwürdige Antwort: „In Angele-
eiten der höchsten Gewalt giebt es kein Kind und keinen Ver-
dren." — Nach einer langen Verfolgung kam es bei Lahour
einem Treffen zwischen den Empörern und den kaiserlichen
ppen, worin letztere trotz ihrer Minderzahl siegten. Jehan-
r hat hier abermals seine glücklichen Vorzeichen, so wenig
seine Minister auf einen günstigen Ausgang hoffen. Er
: „Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich in Gondwaul, wo
mich in jenem Augenblicke aufhielt, mehrere starke Anmah-
gen empfand, daß Chusru vor mich gebracht werden würde;"
wirklich wurde dieser noch an demselben Abend als Gefan-
r seinem Vater vorgeführt.

Jehanguir rühmt sich zwar oft seiner Milde, aber wenn schon
überlegte Tödtung Abul Fasls und besonders des Mord an
tapfern Fürsten Schir Afkun, um Nurdschehon zu heirathen,
n eine solche Gemüthsart sprechen, so kann sich ein europäi-
Sinn noch weniger mit den grausamen Strafen versöhnen,
he der Kaiser über die gefangenen Rebellen — seinen Sohn
genommen — verhängen ließ. Er sagt: „Von meinem Gar-
aus zuschauend, ließ ich die 700 Verräther, die sich mit
ru verschworen hatten, auf scharfe Pfähle spießen, welche im
:e des Banyo auf meinen Befehl eingerammt worden wa-

Es kann keine qualvollere Strafe geben, da die Elenden
hnlich lange Zeit in der schrecklichsten Todespein schmachten-
sie sterben; der Anblick von solchen Qualen aber muß mehr
irgend Etwas beitragen, Andere von ähnlichen Handlungen des
raths und Treubruchs gegen ihren Wohlthäter abzuschrecken."

Von Lahour kehrte Jehanguir, als der gefährliche Aufstand
lich unterdrückt war, nach Agra. Bei gelegenheitlicher Er-
wähnung des von seinem Vater anerlernten Brauchs, seine Flinte
am ersten jedes Monats abzuschießen, wozu er auch jeden Sol-
daten anhielt, kommt er auf die wundervolle Erfindung des
Feuergewehrs zu sprechen, und bemerkt, daß er „nahe zu 500,000
Feuergewehrschützen in seinem Heer habe, theils zu Fuß, theils
zu Kamel, unabhängig von den verschiedenen Besatzungen in den
festen Plätzen, Städten und sonstigen Orten im Reich umher,
welche nicht viel weniger als drei Millionen auf jene Art bewaffne-
ter Menschen ausmachen!"

Unter seinen Edeln befanden sich Mehrere von ausgezeichne-
ter Stärke und Gewandtheit, deren Thaten er mit Bewunderung
erzählt. Unter Andern erwähnt er eines wundersamen Schusses
mit dem Bogen:

„Einer der Emirn meines Hofes, der sich durch Muth und
Geschicklichkeit hervorthat, war Bauker Nuddschum Tschauni, der im
Bogenschießen seines Gleichen in der Welt nicht hatte. Als
Probe von der erstaunlichen Fertigkeit, wozu er es hierin ge-
bracht, wird genug seyn zu erzählen, daß man eines Abends in
meiner Gegenwart eine durchsichtige gläserne Flasche, oder was
das Gefäß sonst seyn mochte, vor ihn stellte, und in einiger Ent-
fernung hinter dem Gefäß eine Kerze oder sonstige Leuchte hielt.
Dann machten sie aus Wachs Etwas in Gestalt einer Fliege,
und klebten dieß an die Seite der Flasche, welche von sehr zar-
ter Arbeit war, an. Auf das Wachsstückchen aber legten sie ein
Reis- und ein Pfefferkorn. Sein erster Pfeil nahm das Pfef-
ferkorn, sein zweiter das Reiskorn, und sein dritter die kleine
Wachsfigur weg, ohne die Flasche im Mindesten zu berühren oder
zu beschädigen, welche, wie gesagt, aus dem feinsten und zer-
brechlichsten Material bestand. Dieß war ein Grad von Mei-
sterschaft in Bogenschießen, der uns über alle Maßen erstaunlich
schien, und man mag wohl behaupten, daß ein solches Beispiel
von Kunstfertigkeit zu keiner Zeit und unter keinem Volk erhört
worden ist."

Noch abenteuerlicher aber klingt was der Sultan von den
bengalischen Taschenspielern erzählt, wie z. B gleich das erste
Kunststück, daß sie die Samen von Bäumen in die Erde stecken,
welche alsbald zu einer Höhe von zwei bis drei Fuß aufschießen,
und sogar Früchte tragen.

Indessen konnte der Engländer, welchem wir in diesem Auf-

Digitized by Google

sache hauptsächlich gesagt sind *), zwei seiner Versicherung nach vollkommen glaubwürdige Landsleute, die in Madras auf dem Platz vor dem Regierungspalaste mit ansahen, wie ein eben in die Erde gesteckter Stein eines Mango in ganz kurzer Zeit ein Baum wurde, ja sogar Früchte trug. Sie waren überzeugt, daß es Spiegelfechterei sey, obwohl sie das Verfahren, wodurch sie auf eine so sinnreiche Art getäuscht wurden, durchaus nicht zu erklären vermochten. — Bekanntlich soll auch Albertus Magnus dieses Wunderwerk in der Gegenwart von Kaiser Sigismund vollbracht haben.

Das neunte Kunststück, welches Jehangnie anführt, bestand darin, daß die Taschenspieler einen Menschen in Stücke schnitten, diese sodann zusammensetzten, und siehe! der Mann lebte wieder so frisch und gesund, als vorher. Das 23 Kunststück beschreibt er also: „Sie brachten eine Kette, 50 Ellen lang, und warfen in meiner Gegenwart das eine Ende derselben gegen den Himmel, wo es blieb, als ob es an Etwas in der Luft fest hinge. Dann holten sie einen Hund herbei und stellten ihn an das untere Ende der Kette. Sogleich lief er an derselben hinauf und verschwand, als er an das andere Ende gekommen, alsbald in der Luft. Eben so wurden nach und nach ein Eber, ein Panther, ein Löwe und ein Tiger an der Kette hinaufgeschickt, und verschwanden insgesammt an dem obern Ende. Zuletzt nahmen sie die Kette wieder herab und legten sie in eine Tasche, ohne daß Jemand hätte entdecken können, auf welche Art die Thiere in der Luft verschwunden waren. Dieß war, ich darf es sagen, über alle Maßen seltsam und verwunderlich **)." — Im Ganzen zählt er 28 Kunststücke auf, die ihn sämmtlich sehr ergötzten und zum Erstaunen hinrissen.

In Indien ist es Sitte, daß Wer nur irgend einem Fürsten oder sonstigen Gewalthaber sich nähert, demselben ein Geschenk zu Füßen legt. Dieß wird sogar zwischen Vater und Sohn beobachtet. Als Jehanguir von Gudscherat nach Agra zurückkehrte, ließ er seinen Lieblingssohn, den Sultan Parvis von Allahabad, zu sich entbieten. Das Geschenk, welches dieser mitbrachte, möge hier nach seines Vaters eigenen Worten angeschlagen werden, wobei zu bemerken, daß 400 Lacks Rupien gleich 4,000,000 Pf. Sterl. sind. „Am folgenden Tage kam Parvis, den gewöhnlichen Ehrenbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit folgende Aufzählung so ziemlich eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Gegenstände geben wird, in welchen das prachtvolle Geschenk bestand, das er mir überreichte: 80 Elephanten vom höchsten Werth; 200 Pferde vom besten Schlage von Irak, mit in Gold gearbeitetem Geschirr; 1000 Kamele von der Art der Dromedare, von auserlesener Schnelligkeit; eine Anzahl von den großen weißen Ochsen von Gubscherat; 400 Körbe voll Goldbrocad, Sammet, Atlas und andern der seltensten Manufakturwaaren; 12 Körbe voll Edelsteinen, bestehend aus Diamanten, Rubinen, Perlen und Türkissen: Alles zusammen in einem [illegible] 400 Lacks Rupien. Ich meines Theils legte um sein ein Perlenband von 10 Lats Rupien an Werth, und [illegible] auf Einmal von dem Befehl über 10,000, zu dem [illegible] 30,000 Pferde."

Parvis, der gehorsame Sohn und liebevolle Bruder, dieser Gelegenheit einen Zug von Edelmuth, welchen [illegible] Kaiser folgendermaßen berichtet:

„Etwa einen Monat nach seiner Ankunft in [illegible] eraschte mich Parvis eines Tages, indem er, ein Schnur den Hals gebunden, sich mir zu Füßen warf und in [illegible] Klagen ausbrach. Etwas erstaunt fragte ich mit väterlicher kümmerniß, was er begehre, und warüber er dermaßen [illegible] mern habe? Er erwiederte: er könne nicht länger denken, daß er und seine drei Brüder ihr Leben auf Jahre unter jeder Art des Vergnügens und Genusses hinbrächten, rend Ein Bruder, der älteste von Allen, bereits seit [illegible] ein elendes Daseyn in der Einsamkeit eines Gefängnisses schleppe. Es sey nicht das Loos der Menschheit, ganz [illegible] zu seyn, aber unter allen Umständen wäre Gnade [illegible] thümliche und schönste Vorrecht der Könige. Seine [illegible] Bitte gehe deshalb dahin, daß ich diesem Bruder erlauben, ihn aus seinem düstern Kerker befreien und nicht eine hohe Stufe meiner kaiserlichen Gunst stellen möge. [illegible] hielt es für keine leichte Sache, ihm dieses dringende Gesuch zu gewähren, und fragte ihn daher, ob er verantwortlich dafür seyn wolle, daß der unglückliche Chusru nicht in sein voriges ungehorsames Benehmen zurückfalle; denn nur unter dieser Bedingung könnte ich vielleicht dahin gebracht werden, ihn vor einmal loszugeben. Parvis schrieb sogleich einige Zeilen auf [illegible] Papier, in Art einer Bürgschaft, und ich befahl sofort, Chusru seiner Haft zu entledigen.

„Als dieser dem Audienzsaal sich näherte und in einer Entfernung vor dem Thron erschien, brach er in Thränen aus, warf sich mehrmals auf den Boden, und fuhr auf diese Weise fort, bis er mir ganz nahe war, wo er dann sein Haupt auf meine Füße legte und so über eine Stunde liegen blieb, ohne aufstehen zu wollen, obschon ich wiederholt in ihn drang, mich zu schauen. „„Mit welcher Stirne kann ich mein Auge meinem Vater erheben,"" rief er. „„Für ein so schreckliches Verbrechen, wie das meinige, wie kann ich da Verzeihung erwarten?"" Endlich stand er doch unter einem Thränenstrom auf und bat mich in einigen Versen, die seine Zerknirschung ausdrückten, um Vergebung wegen des Geschehenen und um Nachsicht und Wohlwollen für die Zukunft. Nachdem er [illegible] Maßen seine bittere Reue bezeugt, beugte er sich abermals zur Erde, und wiederholte in der demüthigsten Stellung, die [illegible] auf der Brust gekreuzt, wie er seinem Schamgefühl [illegible] thun könne, und wenn er auch Tag und Nacht in [illegible] mer sich vor mir verzehren wollte."

Ein Aufstand der Hindus bei Kinaudschi bewog [illegible] den Abdollah Chan mit einer starken Heeresmacht dahin zu [illegible] Zwanzig tausend Rebellen blieben auf dem Schlachtfeld; [illegible] ward erstürmt und dabei abermals 10,000 erschlagen. [illegible]

*) New Monthly and London Mag. Sept. 1829.

**) Das 9 sowohl als das 23 Kunststück scheinen zu den gewöhnlichen Taschenspielerstreichen des Morgenlandes zu gehören. Der Hauptsache nach dieselben Dinge beschreibt schon Ibn Batuta, ein mohammedanischer Reisender aus dem vierzehnten Jahrhundert. Vergl. Ausl. Nr. 231.

Digitized by Google

enden Beispiel wurden 10,000 Leichname der Gefallenen, kopf abwärts, an den Bäumen der Landstraßen aufgehängt. Dem schien sich die Zahl der Mißvergnügten und Aufrühicht zu vermindern, obwohl, wie der Kaiser sagt, während seines Vaters und seiner eignen Regierung, kaum eine inz im Reiche zu finden war, wo nicht 5 — 600,000 Menals Opfer dieses verderblichen Hangs zur Empörung gewären. *)

Auf einer Flotille von Booten fährt unser Verfasser dem mna entlang nach Koschmir. Sein Sohn, Sultan Kurum her Schach Dschihan) erhielt Erlaubniß, sich nach Lahour zu gen, und traf nach zehn Tagen wieder in seines Vaters r bei Hassan Abdul ein. Nach einem anhaltenden Regen n sie gegen Kotonur, fanden aber den Fluß so angeschwellt, Befehl gegeben ward, stille zu halten, bis das Wasser abufen wäre. Trotz dieser verständigen Anordnung versuchte es Volk auf Elephanten und Pferden den Uebergang, und junge Sohn von Mirsa Rustum, ein Liebling des Sultans, ank. Am nächsten Morgen ergab sich, daß 50,000 Menschen, bei 10,000 Elephanten, Kamele und Pferde ihren Tod in Fluten gefunden hatten.

Nachdem man sich in den „saffranfarbigen Ebenen" von chmir einen Monat lang mit der Jagd ergötzt, trat man Rückkehr nach Lahour an. Auf dem Weg bekam Jehanguir richt, daß die Bewohner von Kabul wieder die Straßen drohigten, und jeder Art von Unbilden gegen ihre Mitunterthanen sich schuldig machten. Muhadet Chan erhielt Befehl mit er Abtheilung aufzubrechen, um die Meuterer zu strafen.

Hier endigt der kaiserliche Bericht, und es ist zu bezweifeln, ob er später je wieder fortgesetzt worden.

Briefe aus Egypten.

Theben, Biban el Maluk, den 18 Mai 1829.

Wir bewohnen noch immer die Gräber der Könige, und bleiben noch drei bis vier Wochen daselbst. Uebrigens dürfen wir uns nicht beklagen, da wir durch die Verlängerung unseres dortigen Aufenthaltes uns vielem Ungemache entziehen. Wenn unsre Umgebung auch einförmig und öde ist, so sind wir doch gegen die große Hitze geschützt. Wir haben in unserem Grabmal eine Temperatur von 18—22°, was noch sehr leidlich ist. In dem von hohen Bergen eingeengten Thale gegen sind es im Mittag 35½° im Schatten und 47° in der Sonne, nämlicher Weise kommandirt uns kein Arzt zum Lustwandeln in Sonne. Gegen Abend, wenn die Hitze nachläßt, reiten wir Eseln mit überschlagenen Beinen in ein lauwarmes Bad nach m Nil, wo wir uns durch eine hölzerne Umzäunung vor den rokodilen schützen, welche in ihrer thierischen Gier selbst Esel und mele, noch lieber Menschen, am Liebsten aber Weiber und Kin, ihres zärteren Fleisches wegen, speisen. Wir badeten jedoch Nubien und in Oberegypten ohne alle diese Vorkehrungen; damals hatten wir eine Barke, denen sie sich niemals nähern, und so lange man schwimmt, hat es keine Gefahr. Wo sie aber am Ufer einen Stützpunkt haben, fallen sie über ihre Beute her, und schlagen sie mit ihrem Schwanze zu Boden, um die Gebeine zu zerbrechen. Nachdem wir uns gebadet, begaben wir uns nach unserm Lusthaus zum Nachtessen; wir werden uns ganz daselbst ansiedeln, so bald die Ueberschwemmung die Luft wird abgekühlt haben.

Theben, den 9 July 1829.

Als ich Dir das letzte Mal schrieb, lieber Vater, wohnten wir noch im Thale Biban el Moluk — wie lebendig begraben, und hatten den Tag über nur Verkehr mit einigen Arabern, Nachts mit Hyänen und Schakals, auf welche unsere Hunde Jagd machten; jetzt sind wir in das Reich der Lebendigen wieder eingetreten, ohne die Behausung der Todten verlassen zu haben. Das Haus, welches wir seit Anfang Juny's auf der Ebene von Theben bewohnen, liegt in der Nekropolis der alten Hauptstadt, auf dem Abhange eines Hügels am westlichen Nilgestade — mitten unter Gräbern, welche in den Kalkfelsen gehauen sind, und wo zum Theile auf eine Strecke von einer halben Stunde hin Felsha hausen. Unsre Umgebung ist ein wahres Chaos: überall Nichts als Haufen von Steinen, Erde, Sand, Oeffnungen von Gräbern, Beine, Rümpfe und Schädel der alten Bürger von Theben, die europäischer Vorwitz und arabische Habsucht aus ihren Gräbern aufwühlt. Man macht sich einen Begriff von der Bevölkerung Thebens, wenn man außer dem unermeßlichen Raum der Nekropolis und der Gruben, welche zu gemeinen Begräbnißplätzen dienten, die Zahl der Grüften in Anschlag bringt, die man schon aufgegraben, die man täglich noch aufgräbt, und an denen man wahrscheinlich noch lange aufgraben wird. Ist aber die nächste Umgebung unseres Hauses nicht die angenehmste, so werden wir dafür reichlich entschädigt, wenn unser Auge nach der entfernteren Ebene ausschweift, wo wir den ganzen Umfang der alten Stadt und den vollen Lauf des Nils übersehen. Der Boden muß sich erhöht haben, da die Cultur heut zu Tage bis an den Fuß der Monumente reicht, welche früher dem Gebiete der Ueberschwemmung nicht so nahe waren, sey es, daß Dämme sie in Respekt hielten, oder Kanäle ihr einen Abfluß wiesen. Gegenwärtig vermählt sich das Grün mit den Trümmern und giebt denselben einen höchst malerischen Anblick. Wenn ich nach Südwest das Fenster in der Kammer öffne, die ich mit Champollion bewohne, sehe ich rechts die Ueberreste eines von Ramses dem Großen oder von Sesostris erbauten Palastes; hier finden sich die Trümmer des größten Kolosses von rothem Granit, den es überhaupt in Egypten gegeben hat. Obgleich sitzend mißt diese aus Einem Steinblock gehauene Figur etliche und 50 Fuß Höhe, die 6 bis 7 Fuß hohe Base nicht einbegriffen. Der Fuß des Kolosses ist allein 10 bis 11 Fuß lang. Etwas weiter vor auf der Ebene, mehr nach dem Nil zu, welcher von Süden nach Norden fließt, sieht man mitten auf unbebautem Lande zwei Kolosse von beinah denselben Proportionen, wieder des Sesostris, ebenfalls aus Einem Block, welche wahrscheinlich dieselbe Bestimmung hatten, den Eingang eines Palastes würdig zu zieren und anzukündigen. Andere griechischen und lateinischen Inschriften, womit sie zu verschiedenen Zeiten von Reisenden bedeckt wurden, die sich für die Vergangenheit interessirten, erkennt man sie als die berühmten Memnonsbilder, welche bei den ersten Strahlen der Sonne harmonische Töne [illegible]

*) Sollte hier der Uebersetzer nicht wieder übertriebene Zahlen angegeben haben? —

gaben, und was noch seltsamer ist, es wird uns in allen diesen Inschriften aufs Bestimmteste versichert, daß der Scheidende die Stimme des göttlichen Memnon selbst gehört habe; man setzt das Datum des Tags und Jahres und naterzeichnet, ohne Furcht, sich vor der Nachwelt eine Blöße zu geben. Ich war mehrmals vor Sonnenaufgang dort, um die beiden Virtuosen zu belauschen, nie aber drang auch der feinste Laut einer Stimme in mein Ohr. Seit der Zeit, da diese Herren sangen, und den Thebanern einen Ohrenschmaus gaben, können sie wohl ihr Singorgan verloren haben. Was mich in meiner Meinung bestärkte, waren die vielen Risse in diesen ungeheuern Sandsteinblöcken, welche ihr Singinstrument immerhin verstimmt haben machen. Bedenkt man überdieß, daß die armen Schelme drei oder vier Monate des Jahres mit den Füßen im Wasser stehen, so wundert man sich nicht mehr, wenn sie die Lust zum Singen verlieren. Uebrigens nehmen sie sich bei ihrer isolirten Lage in Mitte der Wasser während der Ueberschwemmung der Ebene, und mitten unter dem üppigsten Pflanzenwuchse noch derselben sehr malerisch aus. Ein Wenig hinter diesen Colossen und in der gleichen Linie mit dem von Sesostris erbauten Palast erhebt sich ein anderer, von einem seiner Nachfolger aufgeführt, der eine große Fläche einnimmt, aber von Gebäuden aus rohen Backsteinen, welche die christlichen Egyptier zu verschiedenen Zeiten errichteten, beinah völlig maskirt ist. Blos das Innere kann man noch bewundern. Etwas weiter hin liegt die Rennbahn, zweimal so groß als das Marsfeld zu Paris, und umgeben, wie dieses, von Anhöhen, welche je in Zwischenräumen durch Oeffnungen getrennt sind. Man glaubt, daß ihre Bestimmung dieselbe war, und daß sie zugleich zu Versammlungen und Uebungen der Truppen diente. Sie ist gegenwärtig angebaut und verspricht eine reichliche Ernte. Auf dem östlichen Ufer, auf einer durch eine leichte Krümmung des Nils gebildeten Spitze, den beiden Memnons-Colossen gegenüber, erhebt sich der Palast von Luqsor mit seinen Portalen, Colossen, zwei Obelisken und Saulengängen. Er steht äußerst vortheilhaft an dem Ufer des Nils und vor einer kahn ausgeschnittenen Bergreihe, welche den Gesichtskreis begrenzt. Weiter zur Linken, am Nil abwärts, unserer Wohnung gerade gegenüber, liegt mitten in einem Wäldchen von Palmbäumen, Tamariscen und Mimosen die Schuttmasse des Palastes von Karnak. Man unterscheidet hinten die Spitze seiner Obelisken, seine gigantischen Pforten und die ungeheure Ausdehnung seiner Ruinen, welche denen einer ganzen Stadt gleichen. Denkst Du Dir zu diesen Reizen der umgebenden Natur den ewig reinen Himmel, die Glanzpracht der Sonne, so hast Du eine Vorstellung von dem Schauspiele, das wir jeden Tag von sechs Uhr Morgens bis Abends sieben Uhr genießen. Um sechs Uhr stehen wir gewöhnlich mit oder vor dem Aufgange der Sonne auf und arbeiten. Jeder besteigt seinen Esel, ohne welchen wir keinen Schritt in diesem Lande thun. Mittags speist man und arbeitet dann wieder bis zum Abend; dieß geschieht Alles mit der größten Gemächlichkeit; wir legen uns zu guter Stunde zur Ruhe, um Morgens wieder zeitig unser Tagwerk zu beginnen. Du siehst, unser Leben ist nicht beschwerlich; es fehlt uns Nichts, als daß wir häufigere Nachrichten von Euch bekommen; denn Dein letzter Brief ist von den ersten Tage des Januars, und der letzte der Mutter vom sechsten Februar, also nur fünf oder sechs Monaten, geschrieben. Was die Politik betrifft, so wissen wir beinahe Nichts von Allem, was in der Welt vorgeht; auch von Konstantinopel man selbst zu Alexandrien und Cairo Nichts. Ich hoffe die baldige Ankunft eines Packets mit Briefen von Euch, interessantesten Tagsblättern, damit wir mit den Weltbegebenheiten aufs Laufende kommen, und bei unserm Wiedereintritte in tische und literarische Welt kein Neuigkeit erstehen müsse. September gedenken wir wieder von Theben nach Paris zu wenigstens ist das Schiff auf die ersten Tage des Oct Alexandrien bestellt, und ich hoffe, daß wie es dort treffen

---

Statistische Forschungen über die Narren und Blö in England.

Nach Sir Andrews Halliday, der aus officiellen schöpfte, giebt es gegenwärtig

in England	6,806	Narren,	5741	Blödsinnige — zusammen
in Wales	135	—	763	— —
in Schottland	„	—	„	— —

Da jedoch die einzelnen Berichte nicht vollständig sind, so füglich die Zahl der Wahnsinnigen

in England zu 14,000 annehmen,
also 1 auf 1000 Einwohner;
in Wales zu 1000 also 1 — 800 —
in Schottl. zu 3632 also 1 — 574 —

Aus den Tabellen ersieht man, daß

in 12 landbauenden Grafschaften Englands 1 Narr auf 82 Personen kommt;
in 12 manufakturirenden Grafschaften 1 — 1260

In den erstern verhält sich die Zahl der Narren zu den Blödsinnigen = 5 : 7; in den letztern giebt es weit mehr Narren als Blödsinnige. Dasselbe Verhältniß findet sich in den verschiedenen Theilen von Großbritannien; Schottland dagegen, wo die ackerbauende Bevölkerung viel größer als in England ist, hat weit mehr Wahnsinnige, als letzteres Land. Ferner ist die Narrheit in Seelande weit gewöhnlicher, als in den Seedistrikten, und sind Arbeiter in den Bergwerken dieser Krankheit weniger, als der Erdoberfläche ausgesetzt. Endlich geht aus diesen Zahlen hervor, daß die Narrheit und der Blödsinn in schrecklichen sich vervielfältigen. Die Zahl dieser Individuen ist gegenwärtig beinahe so groß, als vor 20 Jahren. Wenn sich die Zahl der Narren in 20 Jahren schon verdreifacht hat, in welchen Verhältnissen werden die Narren und die geschiedten Leute in zwei Jahrhunderten zu einander stehen?

Reise des Königs von Neapel.

Ein französisches Blatt (La Tribune des Departemens) rechnet die Postanlagen des Königs von Neapel in Frankreich auf 1,143,750 Fr. Es sind nehmlich 305 Stationen, und da die königliche Familie mit 100 Pferden und 50 Postillonen reist, so kostet die Station 3750 Fr. Ohne Zweifel ist dieß für einen Monarchen einem unerschöpflichen Schatze eine unbedeutende Summe!

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 338. 4 December 1829.

Briefe in die Heimat.

Von Dr. Friedrich Zuccarini.

Napoli di Romania, April 1829.

Es freut mich, Dir dießmal mittheilen zu können, daß n den verflossenen Monaten meine Lieblingsneigung, Dienst Militärarzt im Felde, nicht in Garnison zu thun, einigee jen befriedigen konnte. Mein Amt hatte mich in verschie- n Garnisonen des Peloponneses zurückgehalten; aber obgleich dasselbe reiche Gelegenheit gab, das schöne Land und e jetzigen Bewohnee immer mehr kennen zu lernen, und Er- ungen für Naturgeschichte und Heilkunde so viel möglich zu mein, so verließ ich doch auf einige Zeit gerne Morea, um ta zu sehen.

Bei dem Wechsel der Repräsentanten der griechischen Re- rung in Creta, der im Februar Statt hatte, indem dee ige Gouvernene Baron von Reineck abging, und durch bisherigen Commandanten von Carabusa, einen Hanno- mee Namens Häne, ersetzt wurde, begleitete ich den Letztern, ging am 16 Februar von hier mit ihm an Bord der griechi- n Goelette, Lady Codrington, die uns nach Ceeta bringen e. Diese Lady, eine Hydriotin, von angenehmen Verhält- n, schlank und kräftig gebaut, war früher Eigenthum der chtigten Piraten ihres Vaterlandes, und erhielt ihren ehren- n Namen, nachdem sie den frühern zweideutigen Lebens- del aufgegeben, und sich den Diensten der Regierung idmet hatte. Mein Auftrag wae, den Gesundheitszustand regulären Truppen, die in Carabusa und Kissamos steden, ugenschein zu nehmen: dabei wollte ich so viel als möglich ta bereisen, und den armen, ganz von Aerzten verlassenen chischen Bewohnern nach Kräften und Umständen hülfreich an Hand gehen.

Der Theil des Mittelmeeees um Creta herum, schon lange sturmvoll bekannt, hat seine alten üblen Gewohnheiten noch t abgelegt. Dießmal zerarbeiteten sich aber die wilden Wellen unsern Gunsten; nach 24 Stunden naren wir im Hafen von abusa. Diese kleine felsige Insel liegt dem nördlichen Vor- irge Cretas etwas mehr als auf Kanonenschuß-Weite tnüber. Auf dem höchsten Pu.kte derselben bauten die Ve- netianee zur Zeit ihrer Herrschaft in Creta ein kleines, aber durch Natur und Kunst sehr festes Fort, welches später durch seine in jeder Beziehung wichtige Lage zum großen Zankapfel wurde. — Türken, Piraten und Engländer trieben zu verschiedener Zeit oder zugleich dort mannigfaltigen Spuck, bis es der griechischen Regierung gelang, sich eines dieibenden und unmittelbaren Be- sitzes desselben zu versichern. Die gewaltigen, übers Meer mit ungeheurer Mühe auf die klippigen fast ungangbaren Felsen ge- schleppten Kanonen sind noch immer lautredende Zeichen der venetianischen Macht, die hier ihre Donner rollen ließ. Mehr davon bei der Beschreibung der Festungen des Peloponneses, na- mentlich des herrlichen Forts von Napoli die Romania, Paka- mide, welches ebenfalls mit venetianischem Geschütz stattlich be- pflanzt ist, und wo, wie in so vielen Festungen Griechenlands in Marmor und Erz, auf Säulen und Kanonen, der geflügelte Löwe, ein gar grimmiges Thier, bald friedlich liegend, bald in drohender Stellung den Rachen aufreißend, von der alt venetia- nischen Herrlichkeit zeugt. — In dee Ebene von Carabusa, d. h. auf einer kleinen sandigen Fläche am Strande, Creta gegen- über, sind etwa 100 Häuser neben und den Berg hinauf über- einander gebaut, und stellen eine Art Stadt vor, die der Handel mit Creta, welcher sich besonders auf Oel erstreckt, belebt und erhält. Dee Hafen ist schlecht. Untiefen und Klippen machen ihn bei der meist sehr heftigen Brandung unsicher, und noch jetzt sieht man nach den Effekten einer im vorigen Jahee hier gescheiterten englischen Fregatte, deren Kanonen und anderer Reichthum im Meeres- schoße ruhen. — Ich hatte Zeit genug, die kleine Insel (man kann sie in einer ½ Stunde bequem umgehen) mit all ihren herrlichen Naturseenen kennen zu lernen. Drüben am cretischen Ufee hohe zackige Berge, deren finsterer Ernst nur von wald- dunklem Grün gemildert wird; die daher auch die schwarzen Berge heißen, und die Wetterpropheten der Schiffer sind, (eine Ex- cursion auf sie verschaffte uns Etwas von ihren botanischen Schätzen); rundum das offene Meee, aus dem in der Ferne einzelne In- seln aufragen, und Carabusa selbst, die kleine Fläche am Hafen ausgenommen, rings herum in fürchterlichen Abgründen nackter rother Felsen sich ins Meer senkend! Es erregt wunderbare Gefühle, hinab zu schauen tief in die schwarzblaue geheimniß- volle Fluth, zu sehen, wie sie hoch aufstäubend in weißem Schaum sich an den scheerzackigen Felsen zerschlägt, zu hören die tiefen

tactmäßigen Töne, mit denen die gewaltigen Wellen mit dem Gesteine Zwiesprache halten, in den nie ergründeten finstern Höhlen der zerrissenen Felsen dröhnen, und in dumpfem Donner in den kretischen Bergen verhallen. Es wäre hier ein ganz angemessener Aufenthalt für Menschenhasser, und die es werden wollen; nur müßten solche nicht die Gelegenheit haben, die schwarzen Grillen, die man in den öden Klippen und Höhlen der Uferfelsen zur Genüge fangen kann, im Hause und am Tische des gastfreundlichen Commandanten zu verscheuchen, wie ich. Sechszehn volle Tage mußte ich, kleine Excursionen abgerechnet, mein Ziel stets vor Augen, die cretischen Berge stets winkend, bei jeder untergehenden Sonne den Ida herübergrüßend, in dem Felsennest liegen bleiben; denn ich war bald von der Unmöglichkeit in jetzigen Umständen als Privatmann in Creta reisen zu können zu fest überzeugt worden, als daß ich nicht die Abreise des nunmehr gleichzeitigen Commandanten von Caradusa und Gouverneurs von Creta nach letzterer Insel hätte erwarten sollen. Während es im Peloponnes und auf den meisten griechischen Inseln der Regierung gelungen ist, Frieden und Ordnung herzustellen, während sie dort all dem müßig herumlaufenden Gesindel Messer und Pistolen aus dem Gürtel zog, und die Flinte wegnehmen hieß, den Handwerker in seine Werkstätte brachte, und den Bauer trieb, das Feld zu bauen, statt auf demselben nach Beute herumzuschwärmen — herrscht im armen verlassenen Creta, das, verwüstet von der Wuth äußerer und innerer Feinde, Preis gegeben der Raubsucht kleiner und großer Räuber jedes Glaubens und jeder Profession, hülfles verdirbt, die traurigste Anarchie. Nebst der ottomanischen Geißel werden die unglücklichen Cretenser von den Scorpionen des Bürgerkriegs gepeinigt. Die Kraft des muthig kriegerischen Volkes zersplittert sich fruchtlos oder kehrt sich verderbend gegen sich selbst. Verschiedene Provinzen sind einander mehr feind, als den Türken; eine Heerde Schafe oder ein Paar Maulesel dem Nachbar genommen, ist eine glücklichere Expedition als ein Dutzend erschlagener Türken; das Recht des Stärkern gilt allerwegen und die gewissermaßen bestehenden Gerechtigkeitsanstalten sind nur lächerliche Popanze, wie die Vogelscheuche neben dem Kirschbaum, auf welcher der Sperling ausruht, sein gestohlenes Mahl zu verzehren. In solchem Zustande befand sich bis jetzt das arme Creta, und die freudigen Strahlen, welche sich über den Peloponnes verbreiteten, wärmten dort nur gar wenig, und gaben höchstens einen zweifelhaften Hoffnungsschein. Nicht unbekannt war den europäischen Mächten, die dem übrigen Griechenland hülfreich die Hand boten, die Noth Cretas; auch sahen sie nicht immer müßig zu. Doch warum wurde nicht bei unbezweifelt guter Absicht manche Hülfe geleistet, die oft so nahe lag? Das sind Fragen, die Niemand beantworten darf noch kann. Es ließe sich manche Fabel mit guter Lehre darüber erzählen, und manches Gleichniß machen. Bei dieser Lage der Dinge konnte ich im Voraus vermuthen, daß ich manchmal genöthigt seyn würde, die Waffen zu mehr als zum bloßen Attribute des Militärarztes zu gebrauchen. Das bekannte Sprichwort nehmlich vom Fangen und Hangen wenden die Türken in Creta auch noch immer auf Kopfabschneiden buchstäblich und gewissenhaft an, und wenn ich das eilfte Gebot der Hebräer, sich nicht [illegible] zu lassen, übertrete, oder das alte Rezept zum [illegible] „Halunke wehre Dich," vergessen hätte, so möchte [illegible] halbklassische Heim, der den Doctorhut vorstellte, [illegible] berne gar fein von einem französischen Künstler gefertigt [illegible] form des griechisch-taktischen Corps mich vor einer [illegible] ration geschützt haben. Ich hatte mir zwar das türkische Hakim gemerkt, und wollte es im Nothfall, wie der [illegible] Barbiers von Segringen seine Kunst, brauchen, um mich [illegible] nützlichen oder gelehrten Mann kenntlich zu machen; [illegible] ich darauf, daß die Türken in Creta, fast lauter Eingeborne bei Weitem mehr Griechisch als Türkisch sprechen, da [illegible] Jatros ohne Kopf ein eben so schlechter Arzt ist, als [illegible] hauptete Hakim und ich auf jeden Fall viele Mißverständnisse besorgte, so war ich der Meinung, daß eine gute türkische [illegible] vermuthlich mehr helfen könne, als meine Beredsamkeit, [illegible] eine Kugelbüchse unter solchen Umständen besser sey, als [illegible] Pflasterbüchse. Mit dieser Ansicht bestieg ich, als [illegible] Reise antraten, mein Maulthier, und versah mich mit [illegible] aller Art, nahm traurigen Abschied von den Papieren [illegible] zum Pflanzentrocknen mitgebracht hatte, und nun [illegible] mußte, (es sollte in größter Hast gerade auf die Ungewiß losgehen,) packte Instrumente und Medicamente auf, und dachte einen Augenblick eine wichtige Frage. *Es fand sich* [illegible] sich auf meinem Maulthiere noch Platz, *entweder für etwas Pflanzenpapier oder für eine Decke zum darauf Schlafen. Da* [illegible] ich an Dich und packte schnell *das erstere auf. Eilig* [illegible] wir die Meeresebene bei Kissamos hin. — Das kleine Städtchen, am wunderschönen Golf girichen Namens gelegen, ist schlecht befestigt und vertheidigt. Die Venetianer bauten ein Castell hieher, das seiner Zeit gut genug gewesen seyn mag, jetzt [illegible] zu wiederholten Malen erobert und wieder verloren fast [illegible] Trümmern liegt. — Von seinen wenigen Kanonen sind [illegible] meisten unbrauchbar, oder von einem Kaliber, zu dem die [illegible] gein fehlen; Letzteres hat aber nicht viel zu bedeuten, sie [illegible] so trotzig von den Mauern herab, als die übrigen, und [illegible] Türken glauben ihnen aufs Wort, und laufen vor einem blinden Schuß so gut davon, als vor einem scharfen. Was Lärm machen kann, ist brauchbar, und Treffen ohnedieß ein seltener Zufall.

Den 17 März unserer Zeitrechnung brachen wir von Sudamos auf, um vor Allem eine Landung zu verhindern, welche die Türken am Kap Spada etwa 8 Stunden von da bezwecken. [illegible] ich Dich aber weiter führen kann, muß ich über die Lage der Türken und Griechen in Creta, und die jetzige [illegible] zu führen, Einiges vorausschicken. Die Gebirgsketten und [illegible] größte Theil der Ebene sind frei. Die Türken sind in die Festungen getrieben, ihre Besitzungen im Lande in den Händen der Griechen, ihre Dörfer zerstört. Tausende von ihnen, die früher wie die Griechen als rüstige Bergbewohner auf den [illegible] funden Höhen in der herrlichsten Gebirgsluft lebten, sind [illegible] den Festungen am Meeresstrand zusammengedrängt, an [illegible] reuden Krankheiten. Aber auch die Griechen können über [illegible] Vortheile nicht recht froh werden, denn auch ihre [illegible] sind zerstört. Ich fand selbst auf den wildesten Höhen [illegible]

iren Gebieges, wo ein Paar Ziegen den Bewohner schon nachen, kein Dorf anders als in Ruinen, zwischen beinzeln stehenden Mauern die Bewohner sich ein nothes Obdach einrichten. Ein großer Theil der männlis Bewohner fiel durchs Schwert. Zahllose Mädchen und r leiden in türkischer Sclaverei die tiefste Schande in den gen; die entkommenen suchen Schutz vor täglich drohenberfällen in den Klüften des Gebirges, wo man uns oft . in senkrechten Felsenwänden Höhlen zeigte, deren Zugang nbegreiflich schien, die aber geflüchteten Familien zur Wohdienten. Wirklich grauenhaft standen an solchen Orten mal die Gestalten in weißen Gewändern vor den schwarzen en, streckten in Gruppen von 50 und mehreren mit der ausgehnten Geberde, die nach der Landessitte die Klan begleiten pflegt, die Hände nach uns aus, riefen teau-Grüße herab, und segneten unsere Waffen.

Die Festungen Canea, Suda, Retimo, Candia, und einige ere Forts liegen alle am Meere, und sind von den Venern gebaut. Ihre Stärke ist hinlänglich, besonders aus der ichte der venetianisch-türkischen Kriege auf Creta bekannt; ders ist Candia beinahe unüberwindlich. In Canea thront apha Pascha, bekannt als Feldherr, mit 3000 Mann. Die hl der Truppen in Candia konnte ich nicht erfahren; die ern Festungen sind mehr oder weniger stark besetzt, und alle uten Zustande, an Proviant und Kriegsbedürfnissen kann es fehlen, die See ist offen, die drohenden Schiffe der europen Mächte sind verschwunden. Als ich meine Verwundenicht bergen konnte, im Hafen von Suda eine französische gebrigg, in freundlicher Ruhe neben den griechischen Schiffen n zu sehen, erfuhr ich, daß zur selben Zeit, als die Schlacht Navarin donnerte, in den cretischen Gewässern die russische, lische und französische Flagge mit dem weißen Halbmond im en Feld friedlich zusammengeweht haben sollen. —

Auch von der Landseite können sich die Türken verschaffen, sie wollen. Um die meisten Festungen her haben sie noch ungen, welche die Griechen nicht anzugreifen wagen, auch en dort noch viele Griechen in ihrer Botmäßigkeit, die, von i Landsleuten verachtet, von den Türken ins härteste Joch gt, auch für die Zukunft, im Fall die Griechen weitere schritte machen, Nichts zu hoffen haben, als sichern Unterdurch die Rachsucht ihrer Unterdrücker. Durch einen kurBericht über die dort bewaffnete griechische Macht und Verung der öffentlichen Angelegenheiten sollst Du sehen, wie es möglich ist, mit solchen Truppen solche Festungen zu ien, und überhaupt günstigen Ausgang des Kampfes herführen. — Jedermann ist bewaffnet, der Cretenser hütet e Ziege mit der Flinte auf dem Rücken, und steigt auf n Oelbaum mit großen Pistolen im Gürtel, und es hat es nöthig; aber nicht die Türken fürchtet er zunächst, sondern rtheidigt sein Gut gegen die Vertheidiger seines Vaterlandie bordenweise das Land durchziehend mit mehr oder wee offenbarer Gewalt Alles mitnehmen, was sie brauchen könund sie sind nicht delikat in ihrer Wahl!

Das Land ist in Provinzen, Dörfer und Distrikte der verschiedenen größern Ortschaften getheilt. Jede Provinz hat 5 oder 7 selbst gewählte Demogeronten; aus allen Provinzen ist eine Symbulion, bestehend aus 7 Männern zusammengesetzt, das die höchste Instanz ausmacht. Die waffenfähige Mannschaft eines jeden Distriktes steht unmittelbar unter einem von den Demogeronten seiner Provinz auf Vorschlag seines Distrikts ernannten Capitano. Dieser versammelt seine Leute und geht auf die vom Symbulion angewiesene Posten. So wird ein Jeder schreiben, der, wenn er auch nicht selbst in Creta war, sich begnügt, da und dort über die Organisation Erkundigungen einzuziehen. Da ich aber lang genug, und oft mehr, als mir lieb war, selbst betheiligter Zeuge der Ausübung dieser Organisation seyn mußte, so habe ich noch Folgendes beizufügen. Die Soldaten zum Theil gezahlt, zum Theil nicht, haben von militärischer Zucht und Subordination nicht den mindesten Begriff, sie gehorchen ihrem Capitano, wann sie wollen, und nie ohne zehn Mal Warum zu fragen. Nach dem Grade aufwärts steigt diese Unlust zu gehorchen. Die Capitano's haben ihre verschiedenen Interessen, die Demogeronten die ihrigen, wieder andere die Mitglieder des Symbulions, dessen Macht unter sich selbst durch Uneinigkeit gering ist. Jeder thut, was er will, und Das, wozu er gezwungen wird, mit Tücken schwanger gehend. Die Pfaffen säumen nicht, das Ihrige beizutragen, und — doch was soll ich das zu wahre Bild noch weiter ausführen? Die Geschichte liefert uns zu allen Zeiten ähnliche Beispiele unglücklicher Versunkenheit im Leben der meisten Völker. Zum Glücke fehlt hier noch wenigstens ein Haupttriebrad der Intrigue, die Weiber, denn diese haben in Creta gar wenig Einfluß auf die politischen Angelegenheiten, und es mag zum Beleg des Grades der dortigen Cultur dienen, daß sie gewissermaßen als Sache betrachtet werden. —

Mignan's Reisen in Chaldäa.

Reisen im Orient, wenn sie auch nur die am Häufigsten besuchten Punkte berühren, behaupten durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten dieser in allen Richtungen umhergeworfenen Völkertrümmer ein eigenthümliches Interesse, das jedem Besuche bei unseren näheren Nachbaren schon wegen der größern Uebereinstimmung mit unserer eigenen Lebensart abgehen muß. Wenn daher der flüchtige Blick, den ein neuerer englischer Reisender, Capitän Robert Mignan auf die verödeten Stätten des alten Babylon und Ninive warf, uns nach so vielen vorhergegangenen Untersuchungen wenig Neues brachte, so erregen doch die seinem Reiseberichte — Travels in Chaldaea, including a Journey from Bussorah to Bagdad, Hillah, and Babylon performed on foot in 1827, by Captain R. Mignan, Lond 1829. 8 — hie und da eingewebten Züge aus dem Volksleben in diesen einst so hoch cultivirten Gegenden unsere lebhafteste Theilnahme. Er schiffte sich, am 22 October 1827, in einem Boot auf dem Tigris zu Bussora ein und fuhr, von sechs bewaffneten Arabern begleitet, den Fluß nach Bagdad herauf, wobei er von Zeit zu Zeit sich zu einer kleinen Excursion an den Ufern aussetzen ließ. Eine

kurze Strecke oberhalb Bussora erhalten wir folgende Skize von der Lebensart der Eingebornen:

„Da ich ein Paar Schafe für meine Leute gekauft hatte, wurde ich Zeuge einer merkwürdigen Küchenoperation. Die Eingeweide wurden aufgerissen, und Stücke davon, mit den Fingern, nachdem sie ein oder zweimal in das Wasser eingetaucht worden waren, roh gegessen; der Rest des Thieres wurde, ohne daß die Haut abgezogen oder die Wolle abgeschoren worden wäre, in einen Kessel geworfen und halb gekocht, worauf sie die Brühe tranken und gierig das kaum etwas gewärmte Fleisch verschlangen. Diese Leute sind ein äußerst ekelhaftes Volk, und wenn der Prophet ihnen den Schmutz statt der Reinlichkeit vorgeschrieben hätte, würden sie sein Gebot nicht strenger befolgen können; überhaupt sind ihre Sitten verdorbener und entarteter, als es Europäern möglich ist, sich vorzustellen."

„Bei Tagesanbruch erreichten wir eine kleine Gruppe von Hütten, die aus Matten von Dattelland gebaut waren. Weiber mit Lumpen bedeckt, Männer in alten zerrissenen Mänteln und Kinder in einem Zustande vollkommener Nacktheit, die bei meiner Annäherung entflohen, waren die Gegenstände, die sich meinen Blicken darboten. Ein armes Weib, kühner als die übrigen, wagte sich vor und rief meinen Führern zu: „Wie! warum habt Ihr einen wilden Mann unter uns gebracht?" — Das Einzige in meinem Aeußern, was diese Bezeichnung meiner Meinung nach einigermaßen rechtfertigte, war mein Bart, den ich freilich in der letzten Zeit nicht gestutzt hatte. Als ich Abschied von diesen armen Leuten nahm, warf ich Datteln unter sie aus, was bei aller Verwirrung, die für den Augenblick dadurch verursacht wurde, zuletzt ihnen doch das Vergnügen eines nicht unbelohnten Kampfes machte."

Höher hinauf heißt es: „Gegen Sonnenuntergang kam ich durch ein ausgedehntes Lager von Arabern; sie waren so höflich und zuvorkommend, wie alle, denen ich bisher begegnet war, und schienen mir in einem Zustande echt patriarchalischer Einfachheit zu leben. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist die Verfertigung einer groben Art Tuch von der Wolle ihrer Schafe. Sie spinnen diese zuerst zu Garn, winden die Fäden dann um kleine Steine und hängen diese an einen Stock, der in horizontaler Richtung zwischen zwei Bäumen befestigt ist, um so den Einschlag zu bilden; hierauf führen sie abwechselnd andere Fäden zwischen jenen durch und so wird das Tuch gewebt, dessen sie zu ihrer Kleidung bedürfen. Keine einzige dieser Lagerstätten bot auch nur einen Tropfen Milch oder ein Ei dar. Gegen Abend setzten einzelne Abtheilungen von beiden Geschlechtern völlig unbekleidet über den Strom, auf einem Floß von Binsen, welches offenbar jenen Flößen glich, deren der Prophet Jesaias, XVIII, 2 erwähnt.

In der Nähe von Bagdad sind die Araber wilder und gefährlicher; und Niemand ist vor ihnen sicher, der ihnen nicht an Macht überlegen ist.

An der Stelle des alten Ctesiphon, wie überall in dem alten Mesopotamien und Chaldäa, bedecken unförmliche Erdhügel die verwitterten Ruinen. Bei Nachgrabungen zeigte sich der Grund immer aus feuergebrannten Backsteinen zusammengesetzt, auf denen die in der Sonne gedörrten oder auf lagen. — Häufig finden die Araber hier Gold, Silber und Kupfermünzen, die sie dann in Bagdad verkaufen. Auch miethen reiche Türken und Armenier, die Lust haben für einige fränkische Consuln anlegen, eigens Leute, welche Medaillen und antike Gemmen zu suchen; und wie selten kommen mit leeren Händen zurückkehren.

An einer Stelle, welche die Eingebornen Humanie nennen, unterhalb den Ruinen von Ctesiphon und Seleucia, entdeckten im Jahr 1812 die Leute eines Bootes, die Brennholz zum Verkauf nach Bagdad hieben, große Stücke Silber, die auf dem Ufer des Flusses hervorragten, und durch die Gewalt des Stromes ausgewaschen worden waren. Bei der Theilung des Schatzes geriethen sie in Streit, und Einer von ihnen ging nach Bagdad und gab den Beamten des Pascha von diesem Funde Nachricht. Es wurden sogleich nach dem bezeichneten Ort Leute gesandt, die bei näherer Untersuchung zwischen sechs und siebenhundert Barren Silbers, jeder einen oder anderthalb Fuß lang, und daneben einen großen irdenen Topf mit mehr als zwei tausend athenischen Silbermünzen fanden. Diese letztern wurden von dem verstorbenen Rich, der damals Resident der ostindischen Compagnie war, erstanden und kamen so in seine ansehnliche Sammlung, welche später bekanntlich von der Regierung angekauft und in dem brittischen Museum niedergelegt wurde. Gold- oder Kupfermünzen fanden sich nicht, und das Ganze wurde, wie sich von selbst versteht, in die Schatzkammer des Paschas geliefert.

Am 8 November kam Mignan in Bagdad an, wovon wir eine kurze sehr anziehende Uebersicht erhalten; zum Schlusse bemerkt er:

„Das Vergnügen, welches mir meine Ausflüge innerhalb und außerhalb der Stadt machten, wurde sehr vermindert durch den Anblick der vielen Unglücklichen, die von Armuth, Krankheit und Hunger bedrängt, in den Straßen umherlagen. Weiber und Kinder waren in einem wahrhaft erbarmungswürdigen Zustande oft völlig nackt. Nie sah ich so traurige Beispiele des menschlichen Elends. Diese armen Creaturen waren, wie ich hörte, von Mosul hierher gewandert, in der Hoffnung, Beschäftigung zu finden und sich jener verderblichen Geißel der Cholera Morbus zu entziehen, die diesen Sommer so entsetzliche Verheerungen anrichtete, daß es keine Menschen mehr gab, um die Ernte einzubringen. Die, welche Käufer fanden, verkauften ihre Kinder an den Meistbietenden; während Andere, die nicht so glücklich waren, ihr eigenes Blut dem Hunger geopfert haben sollen. Kinder, die alt genug waren, entflohen ihren Eltern, und ein armer Knabe, der jetzt bei mir ist, ein einziger Sohn, hat seine hülflose Mutter verlassen, um der schrecklichen Gefahr eines ähnlichen Schicksales zu entgehen. Vor zwei Monaten wurden junge und schöne Mädchen öffentlich in dieser Stadt für eine Summe von ungefähr 10 Pf. St. verkauft; und viele dieser unglücklichen Geschöpfe waren Christinnen." Doch eilen wir fort von der Betrachtung dieses schaudervollen Gemäldes!

Französische Hoffitte.

Warum sieht man an dem Hof der Tuillerien die Kleider nicht in ihrem Zatar? Nach Einigen hätte Heinrich IV diese Sitte eingeführt, aus Furcht ein Mönch möchte sich mit einem Dolch unter dem Gewand einschleichen; nach Andern Ludwig XIV, der seinen Mann an seinem Hof, um von dem Cardinal Polignac nicht vergiftet zu werden, welcher vom Bauch aufwärts seiner gebaut war, erkannte der König. „Il avait une présence superbe, magnifique-mais des vilaines jambes. Darum mußte der geistliche Herr seine Beine sehen lassen!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 339. 5 December 1829.

Der Ursprung von Tausend und eine Nacht.

Vorlesung von Sylvester de Sacy in der Akademie der Inschriften am 31 Juli d. J.)

Die orientalische Literatur enthält kein Werk, welches sich günstigern Aufnahme in Europa rühmen konnte, als Bidpai's Fabeln und die Mährchen von Tausend und eine Nacht. Kein Buch, das in so viele Sprachen übersetzt ward, so viele Leser anzog, als diese beiden Sammlungen von Erzählungen, namentlich die letztere, welche, wie sie in jüngern Jahren ergötzte, uns selbst noch im Alter des reifen Verstandes eine angenehme Erholung und eine unerschöpfliche Hülfsquelle gegen die Langeweile darbietet? Das Alterthum und die Weisheit der Gesetze Menus, die feierliche und gedankenvolle Dunkelheit der heiligen Schriften der Chinesen, die majestätische und unnachahmliche Beredsamkeit des Korans, das göttliche Epos des Walmiki, die erhabenen Gesänge Homers selbst und die philosophischen Anschauungen Platons mögen ihrerseits gepriesen werden, aber keines von all diesen Denkmalen des menschlichen Geistes hält in Bezug auf allgemeine Verbreitung mit jenen beiden Werke eine Vergleichung aus, obwohl sie nicht mit gewöhnlichen Ansprüchen auf Größe erschienen sind, und Revolutionen und Blutvergießen in der Welt veranlaßt, ganze gegen Sekten, oder Völker gegen Völker bewaffnet haben.

Beide Werke erfuhren indessen zum Theil sehr verschiedene Schicksale. Das erstere scheint, gleich den Pyramiden Egyptens damit, der zerstörenden Macht der Zeit zu trotzen; sein Name ist bekannt, und wir haben Grund zu vermuthen, daß seine Entstehung in den Beginn der geschichtlichen Epoche fällt. Mehr als zwölf Jahrhunderten verschwendete ein mächtiger Monarch Persiens seine Schätze, um dasselbe aus Indien an sich zu bringen, wo die Fürsten des Landes es als einen der kostbarsten und ältesten Juwele ihrer Krone mit religiöser Eifersucht bewachten. Seit damals haben Bidpais Fabeln, wo sie bekannt wurden, in Asien wie in Europa, unter den Gebildeten wie unter der Menge, ohne Unterschied des Volks oder des Glaubens, unter Hebräern, Christen und Moslimin überall die lebhafteste Theilnahme gefunden; berühmte Schriftsteller in den glänzendsten Zeitaltern der europäischen Literatur haben es nicht verschmäht, Apologen aus ihnen zu borgen und ihre Werke mit den Spollen derselben zu bereichern, und wir fügen hinzu, daß es nicht leicht einen würdigern Gegenstand giebt, dem der Philosoph, der Moralist und selbst der Staatsmann seine Aufmerksamkeit zuwenden kann.

Ohne eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur des Morgenlandes einzunehmen, ja nach seinem Stil nicht einmal geeignet zu den Mustern der Rede und des guten Geschmacks gezählt zu werden, ohne moralisches und philosophisches Interesse, ein bloßer Erzähler zum Vergnügen, hat das andere Werk — Tausend und eine Nacht — im Verlauf einiger Jahre Europa mit seinem Ruf erfüllt. Der Beifall, welcher ihm gleich Anfangs zu Theil wurde, nimmt noch täglich zu, ihm allein geschieht durch den Alles beherrschenden Wechsel der Mode und der Gewohnheit kein Eintrag. Während Schillers Drama das Ansehen der alten Tragödie von Sophocles und Corneille untergrub, während eine Masse unverarbeiteter Erinnerungen, die wo nicht an und für sich eitel und gehaltlos, doch zu sehr von subjektiven Einflüssen getrübt sind, die unparteiische strenge Muse der Geschichte zum Schweigen brachte; während die Wissenschaft unsrer Bodin's und Montesquieu's, die Kunst unsrer Sully's und Colbert's aus dem Geheimnisse der Eingeweihten in den Gemeinbesitz Aller überging, und in unsern Bibliotheken die Herrschaft an sich riß, wie in unsern Salons, woraus sie den Frohsinn und das Vergnügen verbannten; während Dessen hören die arabischen Nächte nicht auf, Herausgeber und Leser zu haben, und der Orient wurde immer wieder durchforscht, um neue Fortsetzungen dieser unendlichen Reihe von Mährchen zu entdecken. Noch mehr, der magische Name des Werks diente zum Deckmantel und Freibrief für die Einschwärzung einer Menge unechter Waaren, jedoch unbeschadet seiner Popularität.

Die historische Tradition sowohl, welche eine gesunde Kritik nie geradezu verwerfen sollte, als viele Beweise, die in dem Buch selbst liegen, stellen den indischen Ursprung von Bidpais Fabeln außer allen Zweifel; vielleicht, daß deßhalb die Meinung Raum gewann, Indien sey ebenfalls die Heimat der Mährchen von Tausend und eine Nacht, welche wenigstens nicht von ganz neuem Datum sind. Diese Meinung ist übrigens nicht eher als in den letzten Jahren aufgebracht worden, sie kommt weder bei Galland vor, welcher Europa zuerst mit Tausend und eine Nacht

Digitized by Google

bekannt machte, noch bei dem Mitglied dieser Akademie, welches zur Belohnung von seinen angestrengten Berufsarbeiten die Ausgabe davon im J. 1806 mit zwei Bänden neuer Erzählungen bereicherte. Der erste Uebersetzer läßt das Alter der Sammlung unbestimmt und schreibt sie schlechtweg einem unbekannten arabischen Schriftsteller zu. Caussin de Perceval hingegen nimmt keinen Anstand, ihre Entstehung in die letzten drei oder vier Jahrhunderte zu setzen. Zwar gegen die Thatsache, auf welcher seine Meinung beruht, ließen sich einige bedeutende Zweifel erheben; allein entscheidend wären diese nur dann, wenn es keinen andern Beweis dafür gäbe, als den vulgären und modernen Stil des Originals. Nun sind aber in diesen zwanzig Jahren zwei Gelehrte aufgetreten — der Eine ein Franzose, der Andere ein Deutscher — und wollen nicht nur unumstößliche Beweise für das hohe Alterthum von Tausend und Eine Nacht entdeckt haben, sondern auch dafür, daß diese Erzählungen in Indien oder zum Wenigsten in Persien noch vor der Unterjochung dieses Reichs durch die Nachfolger des Propheten zuerst ans Licht gestellt worden seyen. Langlès, dessen Forschungen hauptsächlich Indien und die dortigen Reste von Kunst und Literatur zum Gegenstand hatten, war Derjenige, welcher diese Ansicht zuerst öffentlich aussprach. Hr. von Hammer, ruhmlich bekannt durch seine fast zahllosen Arbeiten im Gebiet arabischer persischer und türkischer Geschichte und Poesie, ist der zweite Gewährsmann für diese Ansicht, welche wissenschaftlich zu begründen er keine Gelegenheit vorbei ließ.

(Schluß folgt.)

Memoiren über die Staatsverwaltung des Ministers Pelham.

Allen Freunden der brittischen Geschichte sind die Werke des Core bekannt, die zwar nicht durch philosophische Tiefe, aber um so mehr durch gründliche Forschung und vorurtheilfreie Treue ausgezeichnet, unter den Schätzen der historischen Literatur Großbritanniens eine der ersten Stellen einnehmen. Schon seine erste Arbeit in diesem Fache, die Memoiren des Sir Robert Walpole, erwarben Core eine allgemeine Achtung, die er durch alle seine späteren Leistungen nur behaupten konnte; und auch das letzte Werk einer langen literarischen Laufbahn, die in der Mitte d. J. erschienenen Memoiren der Staatsverwaltung des Ministers Pelham — Memoirs of the Administration of the Right Hon. Henry Pelham, by the late Rev. Archdeacon Coxe, Lond. 1829. 2 vols. 4 — wird, obwohl erst nach dem Tode des Verfassers herausgegeben, diese wohlerworbene Achtung nicht schmälern. Dieß nachgelassene Werk schließt sich seinem Range nach unmittelbar an die Memoiren des Sir Robert Walpole an, von denen es in der That nur eine Fortsetzung ist; da Pelham der Schüler und vorzugsweise der Nachfolger dieses berühmten Staatsmannes war. Wenn wir die Periode der Verwaltung Pelhams — vom J. 1743 bis zu seinem Tode im J. 1754 — uns zurückrufen, so können wir leicht die Hauptpläne der brittischen Politik, die mit der Laufbahn jenes Mannes im Zusammenhange standen, uns vergegenwärtigen: den Krieg mit Spanien wegen der Handelsbeeinträchtigungen brittischer Kaufleute in den Gewässern von America; den [illegible] vom Jahre 1745 mit der sonderbaren Revolution im Gefolge der Zeit dieser gefährlichen Krisis; die Unterhandlungen, [illegible] dem achener Frieden endigten, und jene, welche die Wahl [illegible] herzogs Joseph zum römischen König und die Erhaltung [illegible] serkrone im Hause Habsburg zum Zwecke hatten. Nicht [illegible] merkwürdig sind die Verhandlungen der inneren Verwaltung Zeit; und der Verf. sah sich durch die wichtigsten Dokumente ihm zuerst eröffnet wurden, in den Stand gesetzt, uns nicht [illegible] das Cabinett, sondern in der That in das geheimste Privatleben des Monarchen einzuführen. So erhalten wir z. B. folgenden Bericht über eine Unterhaltung zwischen Craeg und dem Lord [illegible] Hardwicke, die kurz nach der Bildung der sogenannten [illegible] den-Verwaltung (broad bottom administration, weil sie [illegible] Volkspartei ausging) Statt fand, und die eben so charakteristisch für den Fürsten, als dramatisch und spitzig ist.

Der Kanzler. Sire, ich habe es einige Zeit [illegible] mich Ew. Majestät aufzudringen, weil ich wußte, daß [illegible] bisher sehr beschränkt war. Da indessen in wenigen [illegible] Parlament sich versammeln soll, so wünschte ich eine [illegible] Ew. Majestät meine Aufwartung zu machen, um zu [illegible] Sie vielleicht Befehle für mich haben; ob vielleicht irgend [illegible] vorhanden ist, worüber es Ew. Majestät angenehm seyn [illegible] mir Ihre Befehle zu ertheilen.

(Pause von mehr als einer Minute, während welcher der [illegible] stumm bleibt.)

Sire, noch einigen Bemerkungen, die ich in der letzten Zeit machte, muß ich in der unangenehmen Besorgniß stehen, daß [illegible] mir Ew. Majestät Mißfallen zugezogen habe; und obwohl [illegible] mir nicht bewußt bin, dasselbe verdient zu haben, so konnte mir [illegible] Nichts in meinem ganzen Leben größern Kummer und empfindlicheren Schmerz verursachen.

(Pause von mehr als einer Minute, während welcher der [illegible] nig wieder stumm bleibt.)

Ich bitte Ew. Majestät, die Gnade und Herablassung zu haben, einige Worte über die Gründe meines Benehmens, [illegible] schaffenheit unserer gegenwärtigen Lage, und die Maßregeln, [illegible] welche meiner unterthänigen Meinung nach dieselbe für Ihre Zustimmung noch verbessert werden kann, anzuhören. Was für Vorstellungen auch Ew. Majestät gemacht worden seyn mögen; ich und [illegible] nigen Männer, mit denen ich gemeinschaftlich handelte, haben — wie ich sie richtig kenne, keine andern Beweggründe bei [illegible] der neuesten Zeit vorgegangen ist, als Ihr Interesse und [illegible] des Ganzen zu fördern. Ich habe wohl erkannt, daß der [illegible] welchem in diesem Augenblicke Ew. Majestät, so wie dem [illegible] Dienste, Alles liegen muß, die Fortsetzung des Krieges [illegible] wenn Ew. Majestät gesagt wurde, daß wir gegen den [illegible] seyen, so war Dieß nur eine Mißdeutung; wir sind auf [illegible] rigste für denselben, aber wir sind zugleich für einen [illegible] Plan, und für eine Kriegsführung, wie die Nation [illegible] kann. Ich war stets überzeugt, daß der Krieg, da Ew. [illegible] einmal in denselben verwickelt sind, so lange fortgeführt werden [illegible] bis sich eine Gelegenheit darbietet, einen für die Interessen Majestät und Ihrer Alliirten vortheilhaften Frieden zu erhalten.

Digitized by Google

gleich, daß bei der Lage, in welcher Ihre Alliirten sich gegen-
befinden, der Krieg große Summen erfordern und vielleicht
e jährliche Ausgaben nöthig machen würde, als dieses Land
zend einem früheren Kriege, sowohl unter König Wilhelms als
nigin Anna Regierung, zu tragen hatte. Es war unmöglich
zend eine Administration diese Summen zu erschwingen, sobald
st Mittel ergriff, die Gemüther mit der Fortsetzung des Krie-
versöhnen, denselben bis zu einem gewissen Grade populär
chen. Dieß konnte nicht geschehen, ohne daß man bei den
geln, die getroffen werden mußten, Rücksicht auf die Wünsche
ation nahm. Ich bitte Ew. Majestät, einen Blick auf die
u werfen, in der wir uns jetzt befinden. Ihre alten Diener
ie alte Partei der Whigs, die mit denselben verbunden ist,
mit regem Eifer bereit, Sie zu unterstützen. Die Herren,
in der letzten Zeit in das Ministerium gekommen sind, haben
rpflichtet, durch ihren eigenen Einfluß, so wie durch den Ein-
heer Freunde und Angehörigen, alle Maßregeln zur Fortsetzung
Kriegs zu unterstützen, und die bedeutendsten dieser Maßregeln
Ihnen nicht verschwiegen worden. Die Herren, die aus Grün-
welche ihnen selbst am Besten bekannt sind, austraten, haben
t, daß sie sich ein besonderes Verdienst daraus machen würden,
Maßregeln, die der Krieg erheischen würde, ihre Zustimmung
ben. Was mich betrifft, so ist mir kein Zeitpunkt bekannt, in
er das Land in einer für die Krone — sobald diese ihre Im
en wahrzunehmen weiß — vortheilhafteren Lage sich befand. Im
ment sind immer drei Parteien gewesen: die Hofpartei, eine
iedene Opposition und eine schwankende Opposition; nie habe
och eine Zeit gesehen, in welcher — wie jetzt — alle drei Par-
dahin gebracht worden wären, sich in Bezug auf alle großen
ntscheidenden Maßregeln einstimmig für die Unterstützung der
rung zu erklären. Wir haben jetzt zwei Punkte, die vor allen
en unsere Aufmerksamkeit verdienen; erstens das große Aner-
t von Seiten Rußlands *), und wenn dieß auch nicht angenom-
werden kann, ohne dem Lande eine neue Last aufzulegen, so sehe
ich, wenn man nur der Sache eine einigermaßen vortheilhafte weise
ung giebt, überall eine große Neigung dasselbe zu benutzen.
nn neue Subsidien für die Königin von Ungern **); welche
Mittel darbieten, Ew. Majestät hannoveranische Truppen im
zu erhalten, was sowohl für die Vertheidigung Ihrer Be-
zen in Deutschland, als für die Unterstützung der gemeinschaft-
n Sache gleich nothwendig ist.

Der König. Was Dieß betrifft, so werde ich, wenn man
ht zufrieden ist, mich leicht darin zu finden wissen. Ich
he es nicht um meinetwillen. Ich kann meine Truppen nach
rufen, um meine eigenen Besitzungen zu vertheidigen.

Der Kanzler. Ich erwähne diesen Punkt auch nicht als
s, woran Ew. Majestät vorzüglich gelegen seyn müßte,
n als einen Theil des allgemeinen Systems der Kriegsfüh-
und zum Beweise der Bereitwilligkeit, mit welcher man eine
unft findet, um alte Vorurtheile zu umgehen. Aber, Sire,
sehr Wesentliches bleibt noch übrig; und dieß ist die Frage:
wie unsere gegenwärtige Lage möglichst zu verbessern ist, und die
Vortheile derselben am Besten benützt werden können.

Der König. Ich habe Alles gethan, was Sie von mir ver-
langt haben; ich habe alle meine Macht in Ihre Hand gelegt, und
ich hoffe, daß Sie den besten Gebrauch davon machen werden.

Der Kanzler. Die Besetzung der Plätze ist nicht genug,
wenn Ew. Majestät sich nicht die Mühe nehmen, aller Welt zu zeigen,
daß Sie mit Ihrem eigenen Werke nicht zufrieden sind,

Der König. Mein Werk! ich war gezwungen, ich war be-
droht!

Der Kanzler. Ich bedaure, daß ich Ew. Majestät diese
Ausdrücke gebrauchen höre. Ich weiß von keinem Zwang, ich weiß
von keinen Drohungen. Die Mittel, welche gebraucht wurden, wa-
ren keine anderen, als die zu allen Zeiten gewöhnlichen: der unter-
thänigste Rath Ihrer Diener, der von Gründen unterstützt wurde,
welche Sie überzeugen mußte, daß ihr Vorschlag für Ihre Interessen
nothwendig sey.

Der König. Ja, man sagte mir, daß man sich mir wider-
setzen würde.

Der Kanzler. Dieß wäre nie von mir geschehen, Sire,
und eben so wenig von meinen Freunden. Auf welche Weise Andere
uns Ihnen geschildert haben, kann ich nicht wissen. Was aber auch
immer unser Schicksal gewesen seyn möchte, und wenn Ew. Maje-
stät sich auch für das Gegentheil von Dem entschieden hätten, was
Sie gethan haben; so würden wir doch nie in Opposition gegen die
für die Fortsetzung des Krieges und den Unterhalt Ihrer Regierung
und Familie nothwendigen Maßregeln getreten seyn. Was mich
betrifft, so habe ich Ew. Majestät lange und unter den schwierigsten
Umständen gedient, und habe jetzt endlich eine so lange Laufbahn in
Ihrem Dienste hinter mir, daß persönliche Rücksichten mir sehr
gleichgültig seyn können. Blos Ihr Geld nehmen heißt nicht Ih-
nen dienen; und Nichts kann mich in den Stand setzen, Dieß zu
thun, als wenn Ihre Gnade mir die Fähigkeit und die Möglichkeit
dazu giebt; und — um zu Dem zurückzukehren, wovon ich ausging,
wenn ich die Möglichkeit vor mir sehe, Ihre gegenwärtige Lage auf
die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu benutzen.

Der König. Man hätte diese Veränderung auch machen
können, indem man geeignetere Personen hineinbrachte und nicht ge-
rade jene, die sich am Meisten durch beständige Opposition gegen
meine Regierung ausgezeichnet hatten.

Der Kanzler. Wenn eine Veränderung getroffen werden
mußte, um eine unentbehrliche Verstärkung zu erhalten, so mußte
auch jene Macht zugelassen werden, welche allein diese Verstärkung
bringen konnte; sonst wäre die ganze Veränderung unnütz gewesen.
Deshalb war es nöthig, die Parteiführer herein zu nehmen, was
mit der Zustimmung Ihrer Freunde geschah; und wenn Ew. Majestät
sich in dem Hause der Gemeinen umsehen, so werden Sie keinen Ein-
zigen übrig sehen, der im Stande wäre, sich an die Spitze einer
Opposition zu stellen.

(Pause, während welcher der König schweigt.)

Sire, erlauben Sie mir hinzu zu fügen, daß der Vorzug einer
solchen Lage ein reiner Vortheil für die Krone ist. Die Minister
können ihren Zweck im Parlamente auch durch eine kleine Majorität

*) 30,000 Russen in brittischen Sold treten zu lassen.
**) Maria Theresia.

erreichen, und häufig genug geschieht Dieß; aber die Krone wird durch ein solches Verfahren immer an Glanz und an Macht verlieren. Wenn aber Alles auf einen volksmäßigen Fuß gebracht wird, indem man die Häupter aller Parteien hereinruft, ohne doch die alten Freunde zu beleidigen, so gewinnt die Krone an wirklicher Kraft; und der König hat sowohl mehr Macht, die im Augenblick erforderlichen Maßregeln zur Unterstützung der Regierung durchzusetzen, als im Allgemeinen zu wählen und zu handeln, wie es ihm gefällt. Ihre Minister, Sire, sind nur Werkzeuge der Regierung.

Der König (lächelnd:) Die Minister sind der König in diesem Lande.

Der Kanzler. Wenn es einem Manne erlaubt ist, sich des Ohrs der Kerne zu bemächtigen und alle ihre Macht in seine Hand zu bringen, so wird der Minister in der That Dieß seyn; aber nichts weniger als Dieses ist gegenwärtig der Fall, und ich weiß keine einzige Person, die gegenwärtig in Ew. Majestät Diensten stünde, und nach solchen Dingen strebte. Sire, die Herren außerhalb des Cabinetts sind voll von Planen für eine künftige Verwaltung Ew. Majestät; aber was auch immer Ihre Absicht für die Zukunft seyn mag, so bitte ich unterthänigst, im Augenblicke nicht Ihren eigenen Interessen entgegen zu wirken.

Der König. Ich meine, daß diese gegenwärtig in Ihren Händen sind. Von Ihnen wird die Nation dieselben fordern, wenn Sie keinen Erfolg haben.

Der Kanzler. Wenn keine zweckmäßigen Maßregeln ergriffen werden und wir uns die geringste Nachläßigkeit zu Schulden kommen lassen, so wird die Nation das Recht haben, Dieß zu thun; aber der Erfolg liegt in keines Menschen Hand; und überdieß hängt dieser zum großen Theil davon ab, daß Ew. Majestät Ihren Dienern Ihre Gnade und Ihre Zufriedenheit nicht entziehen. Ich bitte daher nochmals unterthänig um die Erlaubniß, Dieß Ew. Majestät empfehlen zu dürfen, sowohl um Ihrer selbst willen, als zum Besten der Maßregeln, die so wichtig für Sie und das ganze Königreich sind. In Friedenszeiten kann man zuweilen mit einer Parlamentssitzung spielen und den Ausgang abwarten; aber zu der Zeit eines Krieges und noch dazu eines Krieges, wie der gegenwärtige, ist der Fall ganz anders; und ein übler Erfolg träfe nicht den Minister, sondern die Krone selbst. Er kann zu dem Verderben des Ganzen führen.

(Pause, der König schweigt.)

Sire, auch einen andern Vortheil bietet Ihre gegenwärtige Lage dar, den ich für keinen unbedeutenden halte. Die unzähligen Pasquille, welche in der letzten Zeit herausgekommen sind, haben dem Credit und der Macht der Regierung wesentlich geschadet; und die Schwäche der letztern hat die Straflosigkeit des Unfugs zur Folge gehabt. Aus dieser Quelle ist einem großen Theil nach jene Unordnung und Verwirrung hervorgegangen, worüber so gerechte Beschwerde geführt wurde. Ich stelle meinen, unsere gegenwärtige Lage böte eine Gelegenheit dar, diesen übeln Geist sehr zu beschränken und zu unterdrücken; und in der That, obgleich dieß gerade die Zeit ist, wo Dinge dieser Art zum Vorschein zu kommen pflegen, hat sich doch diesen Winter noch Nichts von einiger Bedeutung gezeigt.

Der König. Ich selbst habe ihrer zwanzig gelesen.

Der Kanzler. Was für Andeutungen dieser Art Sie in den Wochenblättern gefunden haben mögen, kann ich nicht bestimmen; aber ich habe beinahe noch kein einziges eigentliches Pasquill gesehen. Im verflossenen Winter wurden ganze Bände der bittersten Satiren herausgegeben, die unendliches Unheil anrichteten. Aber was auch bisher geschehen seyn mag, wenn dieses Volk (das neue Ministerium) einige Kraft und Vertrauen in der Nation erregt, so muß es die Macht Ew. Majestät vermehren und Ihre Hand in den Stand setzen, die Pasquillanten wirksam zu bestrafen, die welche denselben sanft vielleicht ihren Schutz verliehen, meine ich jetzt gegen sie aussprechen; und an Juries kann es dann nicht fehlen, welche sie schuldig erklären.

(Pause, der König schweigt.)

Sire, ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, daß ich Sie so lange gestört habe; aber ich hielt es für meine Schuldigkeit, Ihnen meine Ansichten darzulegen.

Heilung eines Schlangenbisses mittelst Schröpfen

Dr. Clarke theilte der Gesellschaft der Aerzte in seiner in der Sitzung vom 7 Februar dieses Jahres einen Fall mit, wo durch die Methode des Dr. Barry eine Kur gelang, die zu unmöglich schien. Ein junger Indier war gegen 11 Uhr Abends von einer Schlange gebissen und sofort zu einigen Quacksalbern gebracht worden, die dort zu Lande unter dem Namen von Schlangenessern bekannt sind. Diese versuchten verschiedene Mittel, da aber Alles fehlschlug, riethen sie, mit ihm lieber zu Dr. Clarke zu gehen, wahrscheinlich weil sie diesem Arzt die Ehre gönnten, wenn er unter seinen Händen stürbe. Dr. Clarke sah den Kranken gegen 3 Uhr Morgens. Die schwersten Symptome, welche eine solche Verwundung zu begleiten pflegen, hatten sich bereits eingestellt: völlige Betäubung, mühsames Athmen, unmerklicher Puls. Als man ihn emporrichtete, schien er etwas bei sich zu seyn; aber er vermochte keine Silbe zu sprechen. Die Wunde befand sich an der Armbiegung; die benachbarten Theile — in der Ausdehnung von 2 bis 3 Zoll — waren angeschwollen, gespannt und gereizt. Man machte von Neuem Einschnitte in die Wunde und legte abermals derselben einen Verband an; die Anwendung von flüssigem Ammonium, die man hierauf versuchte, hatte keine andere Wirkung, als daß Beengungen und Erstickungsanfälle erfolgten, welche den Arzt nöthigten, mit diesem Mittel einzuhalten. Ein kalter Schweiß lag auf der Haut des Kranken, die Augen waren trüb und eingesunken, das Athmen länglich und nur noch durch krampfhafte Bewegungen an. Man glaubte eine trockne Schröpfköpfe probiren zu müssen: dieß geschah oberhalb der Wunde und man setzte die Operation 1½ Stunden fort. Um 5 Uhr Morgens, d. h. 7 Stunden nach der Verwundung und 4 Stunden nach der Ankunft des Dr. Clarke, zeigte sich eine merkliche Besserung und bald stellte sich mit der Krisis das freie Athmen wieder her. Man ließ jetzt mit den Schröpfköpfen nach und bediente sich wieder des Ammoniums, das keine Zufälle mehr erregte. Kurz, der Kranke genas vollkommen und nur eine außerordentliche Schwäche und ein Gefühl wie der Trunkenheit blieb ihm noch einige Tage lang.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 340 und 341. 6 und 7 December 1829.

Der letzte Bootsmann. *)

Ich schiffte mich vor einigen Jahren zu Pittsburg, am Bord Dampfbootes, nach Cincinnati ein; mehr in der Absicht, mich der Möglichkeit einer schnellen Rückreise stromaufwärts zu zeugen, als um eines Geschäftes, oder auch nur einer Lust- ie willen. An den Ufern des Ohio gedoren, erinnerte ich aus früherer Zeit nur der Canoes der Indianer, welche ihre angen von Häuten und Bärenfett jährlich nach Fort Pitt brach-

Später sah man das flache Boot von Kentucky, welches je- nur mit dem Strom fahren konnte; und nach einem Zwi- raum von mehreren Jahren wurden endlich das Kielboot auf Ohio, und die Wasserpost auf dem Mississippi zu Gunsten aufkeimenden Handels mit dem Westen eingeführt.

Zur Zeit meines Ausfluges nach Cincinnati hatte das Dampf- ff noch wenige Rückreisen nach Pittsburg gemacht; man zwei- e gewöhnlich an der Ausführbarkeit eines solchen Unterneh- as. Der Geist war an die Umänderung der Dinge, die sich Westen vorbereitete, noch nicht gewöhnt. Selbst jetzt, da e völlig zu Stand gekommen, blicken wir noch mit Erstaunen sie zurück.

Der rauhe Sohn unsrer Wälder — der Mensch der unter Al- am Wenigsten mit Sinn für das Schöne ausgestattet ist, und gedankenlosem Blick das reizendste Gemälde anstarren, mit thie die lieblichste Melodie hören würde — der sich gleichgül- von einem Werk des sinnreichsten Mechanismus wegwände, wird über die Gewalt und Majestät des Dampfbootes, wie es von eigener Kraft bewegt auf den Wellen daherschwimmt, offen. Er harrt am Ufer, wo es vorbei muß, und folgt sei- schnellen, fast zauberähnlichen Lauf, mit stiller Bewunde- g. Und wirklich haben uns die Dampfmaschinen in fünf Jah- zu einem Stand der Dinge geführt, welchen ohne sie zu er- en, nach dem gewöhnlichen Gang der Begebenheiten, ein rhundert nöthig gewesen wäre.

In der alten Welt wird ein denkender Reisender durch Rui- und Monumente eines hingeschwundenen Glanzes, eines un- egangenen Ruhmes am Meisten in Anspruch genommen. Die zerbrochenen Säulen von Tadmor, die gestaltlosen Ueberreste von Babylon bieten endlosen Betrachtungen reichen Stoff. Nicht so im westlichen America! Hier sieht der Fremde mit Verwunderung die reißende Schnelligkeit, mit welcher Städte aus Wäldern emporsteigen, und die Barberei sich vor Kunst und höherer Sitte zurückzieht. Der Gedanke, welcher uns hier am Meisten interessirt, ist nicht, wie das Land in früherer Zeit beschaffen gewesen sey, sondern was in Zukunft das Schicksal desselben seyn möge.

Während wir jedoch dem heitern Schauplatz entlang fuhren, drang sich mir eine Betrachtung auf, welche die frohe Stimmung, in der ich mich befand, bedeutend minderte. Sie wurde durch den Anblick der Ruinen des einst glänzenden Landhauses Biennerhassett veranlaßt. Ich hatte dort ein Paar glückliche Stunden verweilt, als es noch der Lieblingsplatz des feinen Geschmacks und der Gastfreundlichkeit war; als eine liebenswürdige und schöne Frau einen Zauber um dasselbe verbreitete, der es so anlockend, wenn auch nicht so gefährlich, als die Insel Calypso's machte; als sein freigebiger und gebildeter Besitzer jeden Fremden, welcher einigen Anspruch auf Kunst oder Wissenschaft hatte, dorthin wie nach einer Heimat zog. — Ich sah es dann später wieder unter unglücklichen Verhältnissen, als der Eigenthümer in einem Anfall täuschender Speculation von diesem irdischen Paradies geschieden war, um einem Abenteurer zu folgen. Eine Bande landstreichender Soldaten hatte Besitz von dem Hause genommen. Alles, was Kunst und Geschmack beigetragen, um dasselbe auszuschmücken, verschwand unter den Händen dieser Wandalen, und das schöne Gebäude, das an Majestät einem Palast ähnlich gewesen war, und dessen Erbauung ein ganzes Vermögen gekostet hatte, wurde in Einer Nacht zu einem Bild der Zerstörung umgewandelt. Die Kamine waren noch einige Jahre zu sehen, als einsames Denkmal ihres zum Thoren gewordenen Herrn, und deuteten dem Wanderer die Stelle an, wo einst der Tempel der Gastfreundschaft stand. Treibholz überdeckte die Lustgärten: und die massiven behauenen Steine, welche sonst die Säulen des Thorwegs bildeten, lagen in wilderer Zerstreuung umher, als die Trümmer einer egyptischen Nekropolis.

Als wir Pittsburg verließen, war die Vegetation noch ziemlich zurück; aber wie wir den Strom mehr hinabkamen, machte sich ein Unterschied in dieser Beziehung bemerkbar, der aus der

*) Erzählung aus: The western souvenir, a christmas and new years gift for 1829; edited by J. Hall; — einem in America herausgekommenen Taschenbuch.

bloßen Differenz der Breite kaum hinlänglich erklärt werden konnte. Ich hatte das Nehmliche schon auf frühern Reisen wahrgenommen, aber nie war es mir so auffallend geworden, als dieß Mal. Die alte Art mit dem langsamen flachen Boot zu reisen schien für jenen Wechsel der Jahrszeit die nöthige Dauer zu gewähren; jetzt aber brachten uns wenige Stunden unter einen ganz verschiedenen Himmelsstrich. Wir begegneten dem Frühling mit all seinem lachenden Gefolge von Blumen und Wiesengrün, das eilig von Süden her uns nahte. Der Stechdorn, die Baumwollenstaude, der Maßholder hatten in diesen Gegenden bereits das prächtige Gewand des Sommers angethan. Tausend Abwechselungen des Blumenreichs dreiteten einen lustigen Teppich über die üppigen Ufer des Stroms. Die dichten Wälder hallten von den Tönen des Flügelvolkes wieder, indem jeder Sänger sich anstrengte, es seinem Nachbar, wenn nicht an Melodie, wenigstens an Lärm zuvorzuthun. Immerhin hatten wir zwar die Region der Papageien noch nicht erreicht, aber der helle Pfiff des Cardinals wurde bereits aus jedem Busch gehört, und der Katzenvogel suchte mit seinem gewöhnlichen Eifer der Kraft des höher begabten Spottvogels gleich zu kommen.

Nach wenigen Stunden gelangten wir zu einer jener Untiefen, die man unter dem Namen: „holzige Plätze" kennt. Sie lag unmittelbar über Letarts Fall. Unser Boot, dem Treidrad des Steuermannes gehorsam, machte eine anmuthige Beugung gegen die über dem Fall gelegene Insel, welche es umkreiste, indem es sich so dem Holz näherte. Wie das dumpfe Brüllen des gejagten Tigers prallte der Ton des ausziehenden Dampfes von Wald und Hügeln zurück, als wir dem Ufer nahe kamen. Die Warzel eines unter dem Wasser verborgenen Baumes hinderte das Fahrzeug, sich dem Gestade so weit als nöthig zu nähern, und es bedurfte der Stangen, um eine andere Lage zu gewinnen.

„Zurück! Ihr dadrüben, und anders angefangen!" rief eine Stimme vom Ufer her. „Werft die Hacken weit aus, und zieht an, oder Ihr lauft auf einen Buckel!"

Dieß war eine Sprache, welche wir auf dem Ohio längst kannten — eine Probe vom Dialekt der Kielbootsmänner. Der Sprecher ward alsbald von einem Dutzend Stimmen auf dem Verdeck begrüßt, und ich erblickte in ihm einen alten Bekannten, der mir von meinen Knabenjahren her gar wohl erinnerlich war. Er stand ruhig an eine große Buche gelehnt, und indem er mit dem linken Arm nachlässig eine Flinte an die Seite drückte, stellte er eine Figur dar, welche Salvator Rosa unter Tausenden als Vorwurf für seinen wilden Pinsel ausgewählt haben würde. Die Größe des Mannes war nah an sechs Fuß; alle Körperverhältnisse vollkommen harmonisch, und auf herkulische Kräfte deutend. Ein Fremder hätte ihn unbedingt für einen Mulatten genommen, so sehr hatten Sonne und Unwetter seine Hautfarbe umgeändert; und wäre die feine europäische Linie in seiner Haltung nicht gewesen, so konnte er leicht für den Kriegshäuptling irgend eines mächtigen Stammes gelten. Obwohl wenigstens funfzig Jahre alt, war sein Haar so schwarz wie Rabenfedern. Auf dem Leib hatte er ein rothflanellenes Hemd, über welchem ein blauer, mit weißen Fransen verzierter Mantel hing. An den Füßen trug er Halbstiefel; und ein breiter lederner Gurt, an welchem ein großes Messer, in einer Scheide, angehängt war, umschloß seine Lenden.

Sobald das Dampfboot still hielt, sprangen die Reisenden aus der Kajüte ans Land. Als ich eben das Ufer betreten kam mir die beschriebene Gestalt entgegen, und bot mir die Hand.

„Wie stehts, Mike?" sagte ich.

„Wie gehts?" erwiederte der Bootsmann, indem er die Hand mit einem Druck zusammenpreßte, den ich nur der Gewalt einer Schmiedezange vergleichen kann. „Freut mich, Euch zu sehen!" fuhr er in seiner abgebrochenen Weise fort. „Ich gehe nach einem Zinntopfschießen, um ein Maß Bier. Ihr sollt Richter seyn."

Ich verstand Mike mit Einem Mal, und würde bei jeder andern Gelegenheit Einspruch gethan, und die schwierige Ehrenstelle über Schützenkunst von mir abgewendet haben. Hier war von ein Paar Engländern begleitet, welche die ganze Tour machten, und Post durch die Vereinigten Staaten reisten, um ein Buch von Bemerkungen über unsere Sitten und Gebräuche auszufertigen. Auch befanden sich unter den Reisenden einige Bewohner Philadelphia's und Baltimore's, die sich Nichts weiter konnten was Chesnut- oder Howard-Street gleichkäme, und ihr hohes Mißfallen zu erkennen gaben, daß sie nicht in jedem Dorf Trüffeln und Austern aufzutreiben vermochten. Mein Nationalstolz war angeregt, und ich beschloß ihnen eine Seltenheit zu geben, einen Löwen des Westens — denn Dieß war Mike unbestreitbar — in seiner ganzen Gloire zu sehen.

Mike, gefolgt von mehreren seiner Bekannten, ging uns zu einer Gruppe Buchen, nicht weit vom Landungsplatze, voraus. Ich lud meine Reisegefährten ein, das Schauspiel mit anzusehen. Als wir an der besagten Stelle anlamen, zog eben ein breitstierhäuptiger Bootsmann, in ein Jagdhemd gekleidet — aber barfuß — in welchem ich einen jüngern Bruder Mikes erkannte — eine Linie mit seiner Zehe. Nachdem er etwa 60 Fuß fortgeschritten war, wandte er sich um, kehrte das Gesicht gegen seinen Bruder, nahm einen zinnernen Becher, der an seinem Gürtel hing, und stellte ihn sich auf den Kopf. Obwohl ich die Scene vorausgewußt, war mir doch, ich gestehe es, mit Anblick dieses stillen Vorspiels, nicht wohl zu Muth. Aber ich hatte nicht viel Zeit, mich in Gedanken zu verlieren, denn Jener rief laut:

„Voran, Mike! mach daß wir die Maß bald haben!"

Meine Reisegenossen schirnen, sobald sie nur von dem ersten Erstaunen sich erholt hatten, die Sache verhindern zu wollen. Aber Mike zog den linken Fuß zurück, und legte die Flinte auf den Kopf seines Bruders an. In dieser wagerechten Richtung blieb das Gewehr mehrere Sekunden so unbeweglich, als sey kein Puls in dem Arm, der es festhielt.

„Hebe Dein Rohr 'was niederer, Mike! oder Du mußt die Zeche bezahlen müssen!" rief der unerschreckbare Bruder.

Ich weiß nicht ob der Rath befolgt wurde; aber in demselben Augenblick tönte der Knall der Flinte gellend wieder, und der Becher flog dreißig bis vierzig Ellen fort. Ein Schrei des Erstaunens er-

ater den Fremden, welche sich vordrängten und wetteifernd en bemühten, ob der tollkühne Bootsmann wirklich unbe- gt sey. Er blieb so bewegungslos, als ein Mann von Stein. einmal gedinzt hatte er, als die Kugel den Becher, zwei ych über seinem Schädel, durchfuhr.

„Mike hat gewonnen!" rief ich; und meine Entschridung as Signal, welchrs nach Schützenbrauch Jenem erlaubte, Stellung zu verlassen. Die Bootsleute schienen von der nicht mehr in Anspruch genommen, als hätte es sich um ganz gewöhnliche Wette gehandelt: sobald mein Urtheil aus- chen war, liefen sie zu ihrem Fahrzeug zurück, indem sie und meine Freunde einluden, Theil am Gelage zu nehmen. chnten Dieß ab, und sagten den gedankenlosen Burschen ohl. Wenige Minuten nachher sahen wir ihr Boot im ne wirbeln — Mikes riesenhafte Gestatt, wie er das erruder lenkte; die Andern vorn an der Kajüte Platz neh- , welchr beinah die ganze Länge des Schiffchens überdeckte, Handelswaaren von der größten Kostbarkeit enthielt. Beim ßen ließen sie das wilde Geschrei der Indianer ertönen, f sie in eine Art unzusammenhängenden Rundgesang aus- u, der also begann:

Wacker aus Ruder von Buchenholz!
Wir kommen nicht vom Flecke,
Den Weg hinab nach Shawneetown
Ist's eine weite Strecke.

in Paar Augenblicken kam das Boot in den Letarts Fall, und wand hinter demselben mit der Schnelligkeit eines arabi- Renners.

Unsre Reisenden kehrten zu dem Dampfschiff zurück, in Be- tung über das eben Gesehene verloren; und kein Zweifel, die Geschichte tausendmal erzählt worden ist, mit allen Er- rungen und Beisätzen, die einem Mann, der seine Tour icht hat, nöthig dünkrn!

Mike Fink kann als der vollkommendste Repräsentant einer schenklasse gelten, die jetzt verschwunden ist, vormals aber so ausgesprochene Eigenthümlichkeit hatte, als nur immer Zigeuner in England, oder die Lazzaroni in Neapel. Die ihrer Existenz erstreckte sich nicht über das Drittheil eines hunderts. Sie begann mit der Einführung des Handels en Gewässern drs Westens, und endigte mit dem um sich nden Gebrauch drr Dampfboote.

Es liegt etwas Unerklärbares in der Thatsache, daß es Men- gab, die für gewöhnlichen Lohn die geordnete und ruhige ästigung mit dem Ackerbau liegen liehrn, um eine Lebens- u ergreifen, die sich vor allen andern durch die größten Fähr- ten und Entbehrungen auszeichnete. Der Beruf eines sol- Bootsmanns schirn auf Zerstörung der Gesundheit, auf Ab- ng des Lebens ordentlich wie berechnet. Fuhren sie strom- ärts, so war die Reise eine ununterbrochene Kette von Müh- , welche durch den schneckenähnlichen Lauf, worin sie fortrückten, peinlicher wurde. Man stieß das Boot mit gegen die Schul- gestemmten Stangen fort; eine Verfahrungsart, wobei die Kraft und Geschicklichkeit des Menschen in Anwendung kam; virklich, wenn die Bootsmänner auf dem zu entgleiten stre- benden Schiffchen arbeiteten, und mit den Köpfen beinah den Boden berührten, wurde der Zuschauer an drn Stier erinnrrt, der sich vor einem überladenen Karren hin und her müht. Die Körper, um der leichtern Bewegung willen, trotz der vom Fluß aufsteigenden Kühle, bis an die Lenden entblößt, waren der Glut des Sommers und dem Regen des Herbstes ausgesetzt. Nach des Tages harter Mühe nahmen sie ihr „Volles" d. h. ihre Ration Branntwein; und hatten sie ein armseliges Abend- mahl von halb verbranntem Fleisch und halb gebackenem Brod hinabgeschlungen, so warfen sie sich, ohne irgend eine Hülle, aufs Verdeck, und schliefen, bis des Steuermanns Ruf sie zum Mor- genschnäpschen einlud. Nichts desto weniger bot das Leben ei- nes Bootsmanns so unwiderstehliche Reize, als nur immer durch die glänzendsten Illusionen der Schaubühne hervorgezaubert wer- den können. Söhne verließen die sichern Pachthöfe ihrrr Väter, und Lehrjungen entflohen aus dem Dienst ihrer Meister. Es lag etwas Verlockendes in dem Gedanken „den Fluß durch- zumachen;" und der angehrnde Bootsmann, der zum erstenmal eine Ladung von Neu-Orleans weggeschafft hatte, fühlte den ganzen Stolz eines jungen Kaufmanns, welcher von der ersten Reise nach einem englischen Seehafen zurückkommt. Durch ein enges Zusammenhalten hatten sie eine Art von eigenthümli- chem Jargon gebildet; und durch die beständigen Neckereien mit den „Landhockern" und der Mannschaft auf andern Booten ge- wannen sie eine Fertigkeit und einen Witz in Schelt.oorten, der höchst ergötzlich anzuhörrn war. Die häufigen Kämpfe, worein sie mit den Bootsleuten aus andern Gegenden des Flusses und mit den weniger civilisirten Bewohnern des untern Ohio und drs Mississippi verwickelt wurden, verlieh ihnen jenen kriegeri- schen Ruhm, welcher sie selbst in Europa bekannt machte.

Den also bemannten Booten vertrauten unsre Kaufleute kostbare Ladungen an, ohne Versicherung, und gegen keine an- dere Garantie, als den Empfangschein des Steuermanns, der kein Eigenthum hatte, als sein Fahrzeug; aber nur selten wurde dieses Vertrauen mißbraucht.

Unter diesen Menschen galt Mike Fink viele Jahre hindurch als ein anerkannter Führer. Von der Natur mit den Gri- steseigenschaften begabt, die ihrem Besitzer Gewicht verschaffen, würde er ein angesehenes Mitglied jeder Gesellschaft geworden seyn, unter welche sein Loos ihn geworfen hätte. Bei einer Gestalt, welche das Ebenmaß eines Apolls mit den Gliedern ei- nes Herkules vereinigte, besaß er riesenhafte Kräfte, und von ei- nem frühen Alter an gewöhnt alle Gefahren eines Grenz- bewohners zu bestehen zeichnete er sich durch die verwegenste Kühnheit aus. Jeder Pächter am Ohio suchte sich auf guten Fuß mit Mike zu stellen, sonst gab es keine Sicherheit für seinen Hof. Oft unternahm dieser bei Nacht, wenn seine ermatteten Gefähr- ten schliefen, einen Nrdeuzug von 5 — 6 Meilen in der Run- de, und kehrte vor Tagrs Anbruch mit Beute beladen zurück. Am Ohio war er bei seinen Genossen unter dem Namen „Schnapptaube" bekannt; am Mississippi birß er „die Schnecke."

Schon in einem Alter von 17 Jahren beurkundete sich Mi- kes Charakter, indem er sich unter die Scouts aufnehmen ließ, ein irreguläres Jägercorps, das an der nordwestlichen Grenze

Digitized by Google

von Pennsylvanien gebraucht wurde, die Indianer zu bewachen, und von jedem versuchten Einfall derselben alsbald Nachricht zu geben.

Um diese Zeit lag Pittsburg an der äußersten Grenze der weißen Bewohner, und die Jäger dehnten ihre Streifereien gewöhnlich auf 40 — 50 Meilen nach dem Westen zu aus. Sie gingen immer einzeln, lebten nach Art der Indianer, und wurden wirklich in jeder Beziehung, nach Gewohnheiten, Geschmack und Gefühl, vollkommen Eins mit den rothen Männern der Wildniß. Dabei aber ward ein fortwährender Grenzkrieg unterhalten, und der Jäger sah es für eben so ehrenvoll an, die Hirnschale eines Shawnee mit nach Hause zu bringen, als die Haut eines Panthers. Sie blieben ganze Wochen in den Wäldern, indem sie geröstetes Korn statt des Brods genoßen, die Flinte aber für den Bedarf an Fleisch gutstehen mußte — und schliefen des Nachts einzig in ihre wollene Decke gehüllt.

Unter dieser Schaar gelangte Mike, obwohl kaum den Kinderjahren entrückt, zu einem Ruf von Kühnheit und List, welcher das Ansehen, worin seine sämmtliche Kameraden standen, noch weit übertraf. Tausend Sagen zeugen von der Unerschrockenheit seiner Seele; besonders prägte sich eine derselben, die er selbst mit Stolz erzählte, meinem damals jugendlichen Gedächtniß unverlöschbar ein. Er war, draußen auf den Hügeln von Mahoning, als er, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, „Spuren sah, daß Indianer um den Weg seyn müßten." Er bemerkte nehmlich den frischen Eindruck eines Halbstiefels im Grase, und fand Tropfen eben vergossenen Thierblutes im Gebüsche. Er war auf seiner Hut, hielt sich längere Zeit im tiefsten Dickicht der Haselstauden und Brombeeren verborgen, und schoß mehrere Tage hindurch die Flinte nicht ab. Hiebei nährte er sich kümmerlich von geröstetem Korn und von geklopftem Fleisch, welches er sich schon bei seinem Eintritt in den Wald zubereitet hatte. Er machte bei den Behörden keine Anzeige, weil er mit völliger Gewißheit unterschied, daß die Feinde nur aus einer kleinen Jagdpartie bestanden, welche von den Alleghany's zurückkehrte.

Als er eines Morgens mit dem leisen Tritt einer Katze umherschlich, erblickte er einen schönen Rehbock, welcher etwa 600 Fuß von ihm entfernt die jungen Sprossen abwaldete. Die Versuchung war zu stark für den Waidmann; er beschloß auf jede Gefahr hin einen Schuß zu thun. In größter Stille näherte er sich; aber im Augenblick, wo er den Fleck erreichte, von welchem aus er seiner Beute gewiß zu seyn glaubte, ward er einen großen Wilden gewahr, der, in gleicher Absicht mit ihm, von einer andern Seite her kam. Mike schlüpfte mit der Schnelligkeit eines Gedankens hinter einen Baum, und harrete, den Blick fest auf den Jäger geheftet, geduldig des Ausgangs. Nach wenigen Minuten hielt der Indianer in einer Entfernung von 50 Schritten, und legte auf das Thier an. Unterdessen hatte Mike sein Gewehr auf den Wilden gerichtet, und im nehmlichen Moment, wo der Rauch aus der Flinte des Letztern hervordrang, flog Finks Kugel durch die Brust des rothen Mannes. Er stieß einen Schrei aus, und stürzte zugleich mit dem Bock todt nieder. Mike lud seine Flinte von Neuem, und blieb noch einige Minuten in seinem Dickicht, um abzuwarten, ob etwa noch mehrere Feinde vorhanden wären. Dann nahte er dem [illegible] Wilden, und nachdem er sich versichert hatte, daß [illegible] mehr da sey, wandte er sich zu dem Bock, und schnitt [illegible] Stücke aus, welche am Leichtesten weich zu schlagen [illegible]

Unterdessen füllte sich die Gegend nach und nach [illegible] Bewohnern, und innerhalb weniger Jahre zogen sich [illegible] Menschen beinahe sämmtlich gegen die Seen, und [illegible] sissippi zurück. Die Scouts wurden nun aufgelöst, [illegible] Sitten angenommen, welche sie untauglich für die civilis[illegible] sellschaft machten. Einige gingen zu den Indianern; [illegible] eben diese Vorliebe für ihre gewohnte herumziehende [illegible] art, gesellten sich zu den Bootsleuten, welche damals [illegible] fingen, zu einer eigenthümlichen Classe sich auszubilden. [illegible] reren gehörte unser Held, dessen Talente sich bald kund [illegible] und viele Jahre lang war Mike Fink so gefeiert auf den [illegible] men des Westens, als er es in den Wäldern gewesen.

Ich theilte meinen Reisegefährten die voranstehende [illegible] lung mit, als wir bei Mondenlicht auf dem Verdeck sein[illegible] den herrlichen Wasserspiegel zwischen Letart und der [illegible] Kanhawa eilig durchschnitten. Es war eine von den schön[illegible] ten, welche jeden Gegenstand in hinlänglichem Licht [illegible] um Gefahr zu vermeiden, und dennoch eine gewisse Dun[illegible] schaffen, die der Fantasie freien Spielraum giebt. Die Ver[illegible] zung der Uferhügel verlor ihre Härten gänzlich; und das [illegible] Bellen des Hausbunds vom Ufer her, das ruhige Geplätscher [illegible] einsamen Tunchente, vermehrten den Eindruck des stillen Sch[illegible] spiels. Unter seinem Zauber flogen die Stunden der Nacht ras[illegible] dahin, jeden Moment eine neue Scene für unsre Reisenden ge[illegible] während, gleich dem muthwilligen Wechsel des Kaleidoscops. Am folgenden Nachmittag langten wir bei der schönen Stadt Cin[illegible] cinnati an, welche im Lauf von 30 Jahren sich von einer Reih[illegible] Soldatenhütten zu einem Glanz erhoben hat, der sie mit jede[illegible] Handelsplatz am Mexicanischen Meerbusen bald in Eine Linie stellen wird*).

Einige Jahre nach der Zeit meines Besuchs in Cincinn[illegible] riefen mich Geschäfte nach New-Orleans. Am Bord des Dam[illegible] bootes, worauf ich mich zu Louisville einschiffte, fand ich in [illegible] Piloten einen von den Männern, die vormals Patron über [illegible] rer der Kielboote gewesen waren. Ich ließ mich mit ihm in [illegible] Gespräch über seine ehemaligen Berufsgenossen ein.

„Sie sind nach allen Gegenden zerstreut," sagte er. „[illegible] nige Wenige, die Kenntniß genug besaßen, sind Piloten auf Dam[illegible] schiffen geworden. Viele haben sich zu den Händlern geschlagen, [illegible] che über die Felsengebirge gehen; einige haben sich als Pächter [illegible]

„Was Ist" fragte ich, „aus meinem alten Freund [illegible] Fink geworden?"

„Mike wurde mit den Waffen in der Hand getödtet," [illegible] wiederte der Pilot. „Er hatte mehrere annehmliche Anträge [illegible] auf Dampfboote zurückgewiesen. Er sagte, er könne das Ge[illegible] des Dampfs nicht leiden, und müsse Raum zur Stange [illegible] Er ging nach Missuri, und schoß etwa ein Jahr darauf nach [illegible] Zinnbecher, hatte aber sein Korn zu hoch genommen. Dann [illegible] tete er zu niedrig, und traf seinen Gegenpart durch den [illegible]

*) Eben in Cincinnati kam das Taschenbuch, welchem gegenw[illegible] Erzählung entnommen ist, heraus.

reund des Gefallenen, der vermuthete, es sey nicht ehrlich augen, schoß Mike durchs Herz, eh dieser Zeit hatte, wie- t laden."
Mit Mike Fink erlosch der Geist der Bootsmänner.

Waterloo.

(Aus dem Französischen des Mery und Barthélemy.)

ieber dieses gegen den General Bourmont gerichtete Ge- wollen wir die Verfasser selbst sprechen lassen. Der Plan rliegendem Werk, heißt es in der Vorrede dazu, hat den Ursachen leiden müssen, die sein Erscheinen beschlen- n: in den Tagen der Ruhe würde es Nichts als das Er- ieß einer reinpoetischen Stimmung geworben seyn, ein aus Grabe hervorgesuchtes Andenken, ein Schlachtgemälde ohne ischen Namen; jetzt aber wurde es zu einem zürnenden Ge- der Rache, zu einen Spottgedichte, das der Entrüstung des ndlickes seine Entstehung verdankt. Es ist daher ein Ge- der Umstände, welches wir dem Publikum übergeben, und wir ien für dasselbe, als solches, die Nachsicht, mit welcher man eichen Kinder des Augenblickes zu betrachten gewohnt ist, nspruch; obgleich die besten Erzeugnisse unsrer alten und sten Literatur von dem Gedichte: „Der Uebergang über den in" und „Das Pnit im Chor" bis auf Gulibert's Satiren und olitischen und politischen Oden Lebrün's und Victor Hugo's der begeisterten Anschauung der Verhältnisse hervorgegan- sind. Und ist nicht der Dichter auch Bürger? In den Zei- des Friedens mag er sich immerhin in sanften Träumereien im Spiele seiner Gefühle wiegen; aber wenn der Kampf rennt, muß er den stillen Hain und das einsame Gebirg dem Staube des Kampfplatzes vertauschen — die Ideenwelt rauher Wirklichkeit.

Ihr Gräber, die Ihr lang verschlossen ruhtet!
O Josaphat, wo unser Heer gebintet,
Eröffnet Eure Grüfte! Steigt herauf
Ihr großen Todten! Höret unsre Klage!
Zum Leide wach' am Auferstehungstage
Nach fünfzehn Jahren Eure Asche auf.

Wir schwiegen. Inselvolk der Woog' und Elle
Es kam und trat auf eure heilige Schwelle:
Was wor's, wenn sich sein Hochmuth hier gekühlt!
Im großen Kaufhaus dieser Katakomben
Erhandelte es Trümmer sich der Bomben
Vom Hirten, der die Gräber aufgewühlt *).

Wer gönnte nicht den gläub'gen Antiquaren
Den Schatz, den diese Heil'genschreine wahren —
Von Eisen, Erz und Blei den großen Fund?
Wer mochte es dem dummen Pöbel weigern
Am Themse-Ufer gierig zu ersteigern
Den mühsam heimgeschleppten, leeren Schund?

Wie sehr bedürftig solchen Kiabertandes
Warst Du, Geschichtenbuch des Brittenlandes
Zur Abendkurzweil an dem Feuerheerd! —
Indeß ein Volk siegprongt in frischen Thaten,
Hast Du im gothisch-räucherigen Gaden
Vom Schwarzen-Prinzen-Mährchen Dich genähret.

Wenn je der Schlacht leicht wankende Gewichte
Ein Blatt nur füllten drittischer Geschichte,
Wie wurde da zahndrecherisch gelärmt!
Die wunderthätige Fahne wie geschwungen:
Wie Parvenü's, die erst noch Bettelsjungen,
Im ersten Mantel prunken, der sie wärmt *).

Ein Freund der beiden Dichter schrieb denselben, als er im Jahre 1829 das Schlachtfeld von Waterloo besuchte, unter Anderm Folgendes: „Als wir von Hougoumont zurückkamen, begegneten wir einigen Weibern, die uns Waffenstücke, Teüm- ner von Haubitzen und Fliotenkugeln verkaufen wollten. Man hatte uns gesagt, daß die Bewohner dieser Gegend für dergleichen Artikel eine eigene Fabrik angelegt hätten. Ich erinnerte mich hiebei an die Mystifikation mit den 3,000 Ottonen von Bronze, welche die Italiener, diese antiquarischen Falschmünzer, den Engländern angehängt haben. Ich fragte unsern Führer, er widerrieth mir, dergleichen Koriläten zu kaufen. In den ersten Jahren nach der Schlacht, sagte er, fanden wir, wenn wir die Felder bearbeiteten, eine solche Menge von Kugeln und Eisenstücken, daß wir sie nach dem Pfunde verhandelten. Noch heutigen Tages, wenn man sich die Mühe giebt, nachzusuchen, findet man davon genug. Aber wir können damit keine Spekulation mehr treiben; die Dinger sind zu gewöhnlich geworden. Aber wenn Sie Todtenköpfe kaufen wollen, ich habe daheim einige sehr sauber hergerichtete und kann Sie Ihnen ablassen. — Wie? Todtenschädel? rief ich — Ihr verkauft Todtenschädel? — Die Engländer nehmen viele mit, sagte er kaltblütig. Er erzählte mir hierauf, auf welche Weise sie sich dieselben verschaffen. Wir kamen gerade vor La Haie-Sainte an. Sehen Sie, sagte er, indem er mit dem Finger auf ein großes Kornfeld zeigte, alle diese grünen Saatfelder haben nicht gleiche Farbe; es giebt Flecke darunter, die von einem viel saftigeren Grün sind, als die andern; darunter sind die großen Gruben. So ist es fast auf dieser ganzen Ebene, und wenn wir einige Gebeine oder Todtenköpfe haben wollen, so merken wir uns die Stelle und graben sie des Nachts heraus."

*) Man führte in London ein Stück „die Schlacht bei Waterloo" noch in diesem Jahre auf. Sollte man es glauben, daß die Begeisterung über den glücklichen Zufall bei Waterloo in London noch in ihrer ganzen durch fünfzehn Jahre ungeschwächten Frische fortlebt? Während wir Franzosen in der Philosophie der Humanität so schöne Fortschritte machen, daß wir beweisen, der Haß der Nationen gegen einander sey etwas Lächerliches und, nachdem sich beide Völker die Hände zum Frieden gereicht haben, bestehen dem ernsten Geiste des jetzigen Zeitalters durchaus zuwider, die philosophischen Engländer noch immer im statu quo ihres alten Grolles und betrachten uns mit noch eben so scheelsichtigen Augen, als zur Zeit der Johanna von Arc und des Johannes Chandos. Das Journal Le Voleur erzählt die Aufführung obengedachten Stückes ganz so, wie wir es mit eigenen Augen gesehen haben, folgendermaßen: „Am 10 d. M. gab man in Astley die berühmte Schlacht bei

Da kam ihr Held! — Vom schottischen Homere
Ward ein Koloß ersannen ihm zur Ehre;
Doch tog der Meisel in des Künstlers Hand.
Verwechselt ward mit griechischem Profile
Die Brittenlarve — im antiken Stile
Aus einem Zwerg geharnischt ein Gigant *).

Herüberstieg der Lords Zugvöget-Gilde,
Wo ihr Achill auf Belgiens Gefilde
Gesiegt. „Ha Waterlaa und Wellington!"
So quackten breiter nach aus Britten-Munde
Denn nasser Trommeln Schall zu jeder Stunde
Die Worte: Waterlaa und Wellington!

Wir schwiegen, und Europa sah gelassen
Auf Heldengrädern Hasenfüße spassen!
Was sollten wir von Kinderspart geweckt
Die Helden rächen? Unserer Klage Jammer
Nie hätte er aus Eurer stillen Kammer
Ihr heil'gen theuren Schatten Euch geweckt!

Doch Frankreich bebt nun unerhörter Schande.
Der Simon jener großen Schlacht entwandte
Ihm seines tapfern Heeres Feldherrnstab!
So wollt' es England. Nun ruft Pflicht uns Ehr,
Den Backenstreich zu rächen, den dem Heere
Durch seine Henkershand es tückisch gab.

Zur Rache auf! — der Welt sey laut verkündet —
Da neue Schmach den alten Haß entzündet —
In diesem Todtensang des Rechtes Spruch!
Es sollen sich wahrhaftr Zeuge stellen,
Zu richten Wellington, des Spießgesellen
Zerschmettern wird ew'ger Verachtung Fluch.

Für unsre Todten ganz den Ruhm zu fodern *)
Soll leuchtend der Geschichte Fackel lodern,
Die nach das neue Erecy nicht erhellt.
Wie sehr sie auch mit Waterloo sich blähten,
Wir nennen's unser ohne zu erröthen:
Hier Mont-Saint-Jean! Es heiße unser Feld!

Wenn tief im Grund ein Reich erschüttert wankt,
Ein ganzes Volk in Todeszügen krankt,
Wenn mit der Heeres-Wellen inutem Tosen
Zwei Fürsten grimmig auf einander stoßen,
Daß grauenvoll der Erde Tiefe tauscht,
Ein Sturm die Oberwelt durchwühlend rauscht —
Dann kündet oft der Welt in Flammenzügen
Das Firmament, was die Geschicke fügen,
Und düstrer Wolken Donnerstimme brüllt
Der Erde zu, was Zukunft noch umhüllt.
Der Himmel auch, wenn Könige sich streiten,
Umgürtet sich für Einen von den beiden,

Waterloo. Man sah bei dieser Vorstellung durch einander gemischt den zerlumptesten John Bull mit der glänzendsten Aristokratie und den Stutzern ersten Ranges: Alles läuft dahin, die große Waffenthat zu bewundern, in welcher England sich so herzhaft benommen und Se. Gnaden der Marschall aus Frankreich, Wellington, uns mit Gottes und der preußischen Armee Gnade geschlagen hat."

Und er selbst war zugegen der schöne Marschall von Frankreich. Er hatte die junge Königin Donna Maria dahin geführt; denn es kommt zu London keine Person von Range an, welcher nicht der Held von Waterlaa sagt, wie er einst der schönen Wilson zu ihrem großen Ueberdruß in Einem fort zu sagen pflegte: „Sie sollten nur sehen, wie schön ich auf dem Schlachtfelde bin! Ich bin wunderschön auf einem Schlachtfelde! Ich muß Sie doch nach Astley führen und meinen Sieg sehen lassen."

So bringt er seine Zuschauer selbst mit. Er betritt seine Loge: sogleich erhebt sich im ganzen Hause ein Hussa; die bestialische Schaar von Matrosen stoßt ein Gebrüll aus, wie ein Kosackenpulk; der Held grüßt: neues Gebrüll; auf seinen Lippen schwebt ein Lächeln der Zufriedenheit; endlich macht das God save the King der furiosen Bewunderung ein Ende.

Der Vorhang erhebt sich und Napoleon erscheint; mit gierigen Blicken folgt man jeder seiner kleinsten Bewegungen; denn er hat so Etwas von ihm, wenigstens seinen kleinen Hut, seine alte Uniform, und man hat vor all Diesem zu London noch eine besondere Hochachtung. —

Während er wie ein alter Thürsteher redet, und wie Hr. Cousin über Schicksal und Prädestination räsonnirt — Gewohnheiten, die Napoleon gar herrlich zu Gesichte stehen, denn er war ja, wie man weiß, ein großer Freund von weitläufigen Redensarten und ein gewaltiger Schwätzer — während er jeden Augenblick Tabak nimmt, was er allerdings zu thun pflegte — schlägt unser Marschall von Frankreich Wellington, Herzog von Brumoi, in seiner Loge seinen ganzen Pfauenschweif auf; er scheint dem Volke sagen zu wollen: da ist der große Mann; aber ich bin doch noch größer; denn ich habe ihn geschlagen — mit Hülfe Bülows, Blüchers u. s. w. — Im Verlaufe des Stückes kommt auch eine Marketenterin vor, eine Art weiblichen Rolands, die die alten Gemeine unserer Ergarde in Stücken reißt; denn mit Ausnahme Napoleons, den sie nach so ziemlich gut durchkammen lassen, wird alles Uebrige wie Fliegen von der Fliegenklatsche einer alten Haushälterin todt gemacht.

Unser wunderschöner Marschall von Frankreich, der ohne Zweifel die Hand dabei gehabt hat, als man seinen Sieg in die Scene setzte, und der die Geschichte so gut kennt, als die Strategie, erinnerte sich hiebei wahrscheinlich der Jungfrau von Orleans; und wollte dazu ein Seitenstück liefern.

Während dieser anmuthigen Vorstellung, in welcher sich die glänzende Welt von London zum Ersticken preßt, schwimmt das wüste Matrosengesindel in einem Meere von Doppelbier.

*) In Hyde-Park wurde das Bildniß Wellingtons als Achilles aufgestellt.

*) Dieses Urtheil kommt nicht aus uns armen Dichtern die wir uns blutwenig auf Strategie verstehen. Jeder Bauer hat uns haben unumstößlich dargethan, daß Sie seine Linien auf dem Plateau von La Haie-Sainte gedrängt sah, daß um sechs Uhr Abends die Schlacht und daß der Weg nach Brüssel mit Gepäck und bedeckt war.

› hüllt in Trauerflor sich, wenn ein Held,
e Roms Napoleon, wenn Cäsar fällt.
e täuschten nie, die unheilvollen Zeichen! —
e Felder von Fleurus bedeckte Schweigen
r Nacht, die unsrem Siegesheer voran
it Blitzen leuchtete auf seiner Bahn.
ie Wiederhall von seinen Feuerschlünden
holl dumpfer Donner her von fernen Gründen;
n zahllos Bürgerheer in Herz und Sinn
ir Eine Seele, ach, es zog dahin
ie sonst nicht, wo die alten Heeresbanden
en Feind auf Feindesboden überwanden.
hr Glück verließ sie, nicht ihr alter Muth;
in Jeder weiß, er wird um Gut und Blut
m letzten Kampf auf Frankreichs Schwelle ringen
nter der Adler lang umflorten Schwingen —
ur Einer flieht dir Fahnen, die der Ruhm
eweiht zum legitimen Heiligthum' —
idbrüchig schleicht er fort mit Fluch beladen *)

Am heiligen Vorabend großer Thaten,
Wie heimlich stiehlt das buhlerische Weib
Vom Ehebette seinen fellen Leib,
So flieht er hin, von eig'ner Hand geschändet,
Als kaum der Tag den letzten Strahl entsendet.
Wenn Morgenroth die Bergeshöh'n erhellt
Und sich zum Rath im kaiserlichen Zelt
Der Heldenführer edle Schaar vereint,
Wird Einer fehlen nur — er floh zum Feind! —

Die Inseln Tristan d'Acunha.

Die Inseln Tristan d'Acunha bieten für die nach Indien, Australien ꝛc. fahrenden Schiffe einen so vortheilhaften Anhaltspunkt dar, daß man sich wirklich wundert, warum man nicht schon längst zu diesem Behuf eine Kolonie daselbst angesiedelt hat.

Eine solche Kolonie dürfte mit sehr mäßigen Kosten errichtet werden; viele tüchtige Landwirthe und Handwerker würden gegen freie Ueberfahrt gerne mitthun; ein einziges Schiff reichte zum Transport von 20—30 Familien zu, mit denen man den Anfang machen könnte. Drei oder vier Civilbeamte und eine Handvoll Truppen wären für die Regierung und den Schutz der Niederlassung vor der Hand zureichend.

Steine zum Bau von Häusern gibt es im Ueberfluß, und wenn auch das Zimmerholz insgemein nicht sehr häufig ist, so findet sich doch genug für den Hausbedarf. Kalkstein hat man bis jetzt noch nicht entdeckt, dagegen hätte man wie in New-Süd-Wales an den

---

*) Es ist bekannt, welche Mühe es dem Marschall Ney und dem General Gérard kostete, Napoleons Abneigung gegen Bourmont zu überwinden, und wie er ihm endlich nur auf anhaltende Vorstellung von Letzterem während der hundert Tage den Befehl über die dritte Division des Armeecorps übertrug, das ich bei Metz zusammenzog. (Man sehe über Bourmont, was in Nro. 259 des Auslandes mitgetheilt wurde). Wir fügen hier nur noch Das hinzu, was ein Bericht des General Gourgaud über Bourmonts Abfall enthält:

„Das vierte Armeecorps stand unter dem Oberbefehl des Generals Gérard. Dieser setzte es am 1 Juni in Bewegung, um über die Sambre zu gehen. Am 14 befand er sich in der Stellung von Philippeville; hier erhielt er den Befehl des Kaisers, nach Cateiet vorzurücken, um daselbst über die Sombre zu gehen. Die Division Bourmont bildete die Spitze der Kolonne, sein Hauptquartier war zu Floreune, einem Dorfe zwei Meilen vorwärts von Philippeville. Am Abend des 14 recognoscirte dieser General das Terrain mit detaillirtester Genauigkeit und traf alle nöthigen Anstalten für die Sicherheit der Truppen und für den Marsch des folgenden Tages.

Am 15 Morgens 4 Uhr standen die Truppen unter den Waffen, um 5½ Uhr stieg der General Bourmont zu Pferde, begleitet vom Chef seines Generalstabes, dem General Clouet, von einem andern Officier des Generalstabes, Villontroys, und drei Adjutanten; ein Beigadier mit sechs Jägern zu Pferde machten eine Bedeckung aus. Diese zusammen setzten sich in Bewegung, als wollten sie den Weg recognosciren. Eine halbe Meile von Florenne schickte der General Bourmont unter verschiedenem Vorwande zwei seiner Jäger zu Pferde zum Commandanten seiner ersten Brigade zurück; bald darauf entsendete er auch die beiden andern und übergab dem Beigadier zwei Briefe an den Grafen Gérard mit dem mündlichen Auftrage, dem General der ersten Brigade zu sagen, er sey im Begriffe, sich mit Ludwig XVIII zu vereinigen. Der Beigadier sah ihn noch mit den preußischen Vorposten sprechen, und dann mit seinen Officieren wirklich zum Feinde übergehen."

Sobald der loyale Gérard von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt worden, begab er sich im Galopp an die Fronte der dritten Division. Die Soldaten waren außer sich vor Wuth. Der General übergab die Führung der Division dem General Hulot, der die erste Brigade befehligte. In diesem Augenblicke kamen die Officiere, Unterofficiere und Soldaten vom Champ-de-Mai zurück, wohin sie gesendet worden waren, um die neuen Adler abzuholen. Der Obergeneral übergab diese den Truppen, indem er denselben seine ganze Verachtung gegen Bourmont mit der größten Energie zu erkennen gab:

„„Soldaten der dritten Division, hier sind die neuen Adler, welche der Kaiser Eurem Muthe anvertraut; die von Austerlitz waren durch Siege von fünfzehn Jahren abgenützt: der Augenblick ist da, neue Proben glänzender Tapferkeit zu geben. Der Feind steht vor Euch. Frankreich hält seine Augen auf Euch gerichtet.""

Ein tausendstimmiges Geschrei: es lebe der Kaiser, begleitete die Worte. Am folgenden Tage waren es eben diese Soldaten, welche bei Fleurus siegten."

Hiezu noch Folgendes: Bei Waterloo richtete der Verrath noch mehr gegen Frankreich aus, als die Ankunft des alten Blüchers. Wir wollen zugeben, daß der General Bourmont, indem er zum Feinde überging, weder Karten, noch Pläne, noch Geheimnisse mit hinübernahm, daß er bloß dem Triebe seines alten Chouan-Herzens folgte; obgleich der Augenblick, diesem Herzen zu gehorchen, sehr übel gewählt war; so wird man doch leicht einsehen, welche schreckliche moralische Wirkung dieser Abfall auf die Gemüther der Soldaten machen mußte, denen noch die Schlacht bei Leipzig im Gedächtnisse lebte. Dieß allein ist es, was das Vergehen Bourmonts so gehäßig macht. Die Soldaten brauchten nur officiell zu erfahren, daß Einer zum Feinde übergegangen sey, um zu argwöhnen, daß es Zwanzig oder gar Hundert gewesen seyen; daher die unheilvolle Entmuthigung, die sich noch reißend schneller mit Anbruch der Nacht verbreitete.

Digitized by Google

Austermuscheln ꝛc. ein hinlängliches Surrogat. In den Wäldern gibt es wilde Schweine und Ziegen. Der Pik in der Mitte der Hauptinsel dient einer Menge Vögel zum Aufenthalt und mit einem Boot läßt sich zu allen Zeiten die reichste Ausbeute von Fischen gewinnen, so daß die Ansiedler nur weniger Unterstützung für den Anfang bedürfen, um in kurzer Zeit nicht nur ihres eigenen Unterhalts gewiß zu seyn, sondern auch den Mehrertrag an diejenigen Schiffe abgeben könnten, welche zur Beschleunigung ihrer Fahrt, statt St. Helena aber das Cap zu berühren, hier anlegen wollten. Die Fruchtbarkeit scheint in manchen Theilen der Hauptinsel sehr bedeutend; Korn, Früchte und Vegetabilien in Fülle ließen sich bei zweckmäßiger Bewirthschaftung des Bodens aus dem Küstenlande erzielen; während in den innern Thälern, an den Abhängen und den kleinern sie umgebenden Hügeln Schafe und Hornvieh zum Besten fortkämen. Das Klima ist sehr gesund und zum Anbau von jederlei Vegetabilien geeignet; es ist gemäßigt und mild, warm aber nicht heiß; der Grund besteht wenigstens auf der Seeküste und in den anstoßenden Thälern aus fruchtbarer Lehmerde.

Wenn die Inseln nicht in Bälde von den Engländern besetzt werden, so gründen höchst wahrscheinlich die Franzosen oder die Holländer, aber vielleicht selbst die Amerikaner eine Kolonie daselbst. Ein für die brittische Regierung wichtiges Argument! Wenn man aber bedenkt, daß Schiffe, wenn sie auf den Tristan d'Acunhainseln sich verproviantiren könnten, aller Verzögerungen des Aufenthalts in Zwischenhäfen überhoben wären, so würden sie von noch größerer Wichtigkeit, zumal da die Ansiedlung fast gar keine Kosten verursachte.

Bei der Uebervölkerung der brittischen Inseln und der gegenwärtigen Auswanderungslust könnte man sogar auf Colonisten genug rechnen, die sich dazu verständen, ihre Ueberfahrt zu bezahlen und sich bei ihrer Ankunft so lang zu verköstigen, bis ihre Grundstücke ihnen den nöthigen Unterhalt lieferten; alle Kosten beschränkten sich somit auf Besoldung der Civilbeamten und der wenigen Truppen, und auf die öffentlichen Bauten. Ein Gouverneur, ein Arzt, ein Feldmesser und ein Verwalter wären die einzigen Beamten, die man zu einer kleineren Ansiedlung bedürfte. Weitere Verkehr ließe sich treffen, wenn die Zunahme der Bevölkerung es erheischte. Ein Lieutenant, ein Sergeant, ein Korporal und zehn — bis zwölf Marinesoldaten reichten zum Militärschutz der Ansiedlung hin, und diese Mannschaft gäbe eine in jenen Gegenden stationirte Fregatte ab.

Es würde sich bald die nöthige Anzahl von Landwirthen, Maurern, Zimmerleuten, Schmieden ꝛc. finden, wenn sich die brittische Regierung zur Kolonisirung dieser Eilande entschlösse, wo die Arbeit des Landbauers sich reichlich belohnte; und die Einkehr der Schiffe einen beständigen Markt für den Absatz des Ertrags und eine wachsende Bevölkerung den Handwerkern volle Beschäftigung verspräche. Viele Familien ziehen jetzt nach dem Schwanenfluß auf eigene Kosten und viele schicken sich an, denselben zu folgen, welche aber Zweifel die Tristan d'Acunha Inseln vorzögen. Die Aussicht auf eine kürzere Fahrt und einen unmittelbaren Absatzmarkt ihrer Erzeugnisse würde jede Unzufriedenheit über die kleineren Landtheile überwiegen, die ihnen hier in Vergleich mit der Niederlassung am Schwanenfluß zugetheilt würden.

Eine Niederlassung auf Tristan d'Acunha würde aber nicht langer Zeit zu kommerzieller Bedeutung gelangen, ein Abstandspunkt für die Wallfischfänger und dann als Stapel den Austausch der indischen Waaren gegen die von Süden

Man wendet vielleicht ein, daß diese Inseln keinen sonstigen Schutz für die Schiffe haben; dagegen dient aber wort, daß die Zwecke, wegen deren die Schiffe diese Eilchen, sich ohne einen Hafen erfüllen lassen, da die selten so hoch geht, daß man nicht leicht auf Rachen und seine Wasserfässer füllen könnte. Die ganze Küste gewinnen guten Ankerplatz für Schiffe dicht unter den Klippen, welchem auf der Südostseite der Hauptinsel ein Hafen zusetzt dessen Einfahrt aber durch Massen gigantischer Seetiere gen wird. Dieser Hafen soll eine halbe Meile breit und tel Meilen lang seyn, und mehrere Faden Tiefe haben; der besteht aus schwarzem Sand und faßt die Anker gut; ist die eines Hufeisens.

Eine etwaige Kolonie würde wahrscheinlich zuerst auf seite angelegt, der Hafen südöstlich müßte untersucht Meergras, das ihn gegenwärtig beinah gänzlich verstopft, werden, dann würde er sich wahrscheintich zur Aufnahme Schiffe eignen, die der Ausbesserung bedürften, oder schäfte auf der Insel beabsichtigten. Und wenn die richtig ist, so dürfte sich bald an seinem Gestade eine kleine erheben.

Ein weiterer Vortheil wäre die Leichtigkeit, womit die gegen feindliche Angriffe geschützt werden könnten; an den meisten müßten sie ein Paar Geschütze unüberwindlich machen. In letzten englisch-amerikanischen Krieg besuchten häufig amerikanische Kreuzer und Kaper diese Inseln, versahen sich mit Holz, und einigem Mundvorrath, so daß sie wieder die See halten, den englischen Handel beunruhigen konnten. Dieser Umstand muß die englischen Minister aufmerksam machen.

Verpflanzung der Kuhpocke auf verschiedene Thier.

Naumann in Utrecht hat die Kuhpocke der Kuh, dem Pferd, dem Esel, dem Kamel, der Ziege, dem Schaf, Ferkel, dem Affen, dem Hund und dem Kaninchen Auf Kuh und Stier bringt die vom Menschen genommene wieder die ursprüngliche Wirkung hervor, jedoch nur ein Mal. Beim Pferd und Esel entstehen Pusteln, und wenn sie wieder auf die Kuh geimpft wird, so ist die Wirkung als die der ursprünglichen Kuhpocke selbst. Das kann die Pocke durch Inokulation sehr leicht; wird das Thier rückwärts auf die Kuh geimpft, so äußert sie Wirkung, wogegen der Stoff sehr wirksam ist, wenn auf die Ziege übertragen wird. — Kamel und Ziege mal für das Gift empfänglich. Auf das Schaf geringen Einfluß, und der vom Schaf übertragene anderes Thier Wirkung. Auf die Affen äußert sich stoff beinah wie auf den Menschen. Der Ferkel bekommt Impfung; es kann aber von ihm nicht weiter geimpft Hund ist noch weniger empfanglich, als das Schaf, und chen völlig unempfänglich.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

de des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

uuu. 342. 8 December 1829.

Ferdusi. *)

le Gelehrte stimmen darin überein, daß seit der Gründung des s kein Dichter an Talent Ferdusi gleich kam, oder in Hinsicht eredsamkeit und Schönheit der Darstellung mit ihm ver- werden kann. Wo ist seit fünf Jahrhunderten ein anderes das mit dem Meisterstücke Ferdusi's, Scha Nameh, um preis ränge? Asasi spricht: „drei Männer haben sich durch Dichtkunst zum Rang von Propheten aufgeschwungen, ob- Modammed sagt, daß nach ihm kein Prophet mehr erstehen e; das Epos, die Ode, und das Lied haben diesen Rang si, Enweri und Sadi ertheilt." Jedoch dürften die Oden ani's denen Enweri's und die Gesänge Chodscha Chosrou's Sadi's nicht nachstehen; Chosrou mag sogar noch den zug verdienen; aber vor Ferdusi neigen alle Dichter ihre Lor- n, und es war umsonst, daß Verehrer Nasami's, so ausge- nete Dichtertalente dieser auch besitzt, und so kühn und groß- auch der Schwung seines poetischen Genius ist, das Gleich- cht zwischen ihm und Ferdusi herstellen wollten.

Der eigentliche Name Ferdusi's ist Hasan **), Sohn Isaaks erisschad. In einigen seiner Werke nennt er sich dioß Sche- hab. Er stammte aus einer Familie von Landleuten in dem biete von Tus, in Chorasan. Einige lassen ihn in dem zu die- Stadt gehörigen Dorfe Risan zur Welt kommen; nach An- stand sein Vater im Dienste Suri's den Moazz, mit dem amen Amed Chorasan, als Gärtner, und bebaute ein Gut ri's in der Vorstadt von Tus, welches aus vier Gärten mit m Kanal bestand, und Ferdusi ***) hieß, woher denn unser hter seinen Namen erhalten hätte. Seo Dem nun, wie ihm le, Ferdusi ward von dem Statthalter von Tus mishandelt, begab sich nach Ghasni, um Genugthuung zu suchen. Er weilte einige Zeit an dem Hofe Sultan Mahmuds, ohne seine gelegenheit zum Schlusse zu bringen; und da er arm war, chte er Jedermann Verse, der sich an ihn wendete, und ge- nu dadurch die nöthigen Mittel zu seinem Unterhalt.

*) Aus des Persers Daulet schad al Samarkandi Geschichte der Dichter (teskiral-al-Shoara) einem Werk, das um's Jahr 1487 geschrieben wurde. Notices des Manuscripts du Roi Tom. IV.

**) Eigentlich Abulcassem Hassan ben Mohammed.

***) Ferdusi heißt so viel als paradiesisch.

Er wünschte sehnlichst mit dem Dichter Enseri bekannt zu werden; die erhabene Stellung aber, die dieser an dem Hofe behauptete, schloß Ferdusi von allem Zutritt zu demselben aus. Eines Tages jedoch gelang es ihm, sich in Enseri's Haus einzu- bringen, als sich eben die beiden Dichter Asdschedi und Ferrachi, seine Schüler, bei ihm befanden. Enseri erstaunte über die Er- scheinung des Landmanns und sprach: „Freund, nur dem Dich- ter ziemt es, in den Kreis der Dichter einzutreten." „„Auch ich hab' mich in dieser Kunst versucht,"" entgegnete Ferdusi. Als nun Enseri folgenden Vers begann:

Der Glanz von Deinen Wangen überstrahlt den Mond —

und Asdschedi fortfuhr:

Die Ros' im Blumenbeet, nicht gleicht sie Deinem Reiz,

und Ferrachi hinzusetzte:

Durch Schild und Harnisch dringt Dein Blick ins innre Herz —

so schloß Ferdusi die Quaträne:

Wie Kiu's Siegesglanz in Peschen's Schlacht.

Alle Anwesenden waren über dieses glückliche Impromptu entzückt, und Enseri sprach zu Ferdusi: „Dein Schluß ist vortrefflich; hast Du die Geschichte unsrer alten Könige gelesen?" — „Ja," versetzte Ferdusi, „ich trage die Geschichte des alten Perserreichs mit mir." Enseri legte ihm jetzt zur Probe noch schwierigere Strophen vor, und entschuldigte sich über die Art, wie er ihn angelassen, bevor er sein Verdienst kannte, und ließ ihn in seine Gesellschaft zu.

Vor einiger Zeit hatte Sultan Mahmud Enseri dringend aufgefordert, die Geschichte der alten Monarchen Persiens in ei- nem Gedicht zu besingen; der Dichter sich aber immer mit zu vielfachen Geschäften entschuldigt; vielleicht fühlte er auch nicht genug Kraft oder Geschick zu einem so großen Werke in sich. Da er bis jetzt noch nicht den tüchtigen Mann hiezu gefunden, beschloß er eines Tags, Ferdusi die Sache vorzuschlagen; dieser erklärte sich bereit. Enseri empfahl jetzt Ferdusi dem Sultan, den er bei den seltenen Talenten des jungen Dichters die glück- lichste Ausführung dieser großen Aufgabe hoffen ließ. „Laß ihn einige Lobstrophen auf mich dichten." sagte Mahmud, und Fer- dusi dichtete aus dem Stegreif folgende Verse auf ihn: *)

*) Diese Strophen sind nur ein Theil des Lobgedichts; das Ganze lautet, wie folgt:

Digitized by Google

Sobald der Mutter Milch des Säuglings Lippe netzt
Der erste Laut, den in der Wieg' er lallt, ist „Mahmud."

Diese Verse gefielen Mahmud so sehr, daß er Ferdusi unbedenklich die Ausführung jenes Dichterwerks anvertraute. Er wies ihm Gemächer im Innern seines Palastes an, bestimmte ihm einen Gehalt, und ließ ihn mit Allem, was er wünschte und bedurfte, aufs Reichlichste versehen.

Ferdusi brachte zu Ghasni vier Jahre mit Dichtung seines Scha Nameh zu, und erhielt die Erlaubniß, die Stadt Tus wieder zu besuchen. Nach vier ferneren Jahren kehrte er nach Ghasni zurück und überreichte dem Sultan vier Theile seines Gesangs, die er beendigt hatte. Mahmud war hocherfreut, und Ferdusi setzte seine Arbeit mit gleichem Eifer fort; der Sultan gab ihm von Zeit zu Zeit neue Zeichen seiner Achtung und Zufriedenheit.

Ferdusi unterließ nicht, einige Verse zu Ehren Chodscha Ahmid den Hassan Maimendi's zu dichten, der beauftragt war, für seine Bedürfnisse zu sorgen, vernachlässigte aber, sich um die Gunst Ayyar's *) zu bewerben, der das Vertrauen des Sultans genoß. Ayyar sann auf Rache und gab Mahmud zu verstehen, daß Ferdusi ein geheimer Anhänger der Rafadhiten (Schiiten) sey, deren abgesagter Feind der Sultan war. Mahmud änderte alsbald seine wohlwollende Gesinnung gegen den Dichter, ließ ihn rufen und machte ihm bittere Vorwürfe: „Ich weiß, daß Du ein Karmathier bist, ich will Dich, zum warnenden Beispiel für alle Karmathier, von meinen Elephanten zu Tod treten lassen." Ferdusi fiel Mahmud zu Füßen und betheuerte ihm, daß er kein Karmathier, sondern ein rechtgläubiger Sunnite sey, irgend ein Verleumder müsse ihn bei dem Sultan angeschwärzt haben. Mahmud erwiederte: „die Stadt Tus gebar immer die eifrigsten Anhänger dieser gottlosen Lehre; ich will Dir aber verzeihen, wenn Du Deinen Irrglauben verlässest."

Ferdusi schwebte jetzt in beständiger Furcht vor den Folgen von des Sultans Vorurtheil; und Mahmud kehrte nie mehr zu seiner vorigen günstigen Meinung von ihm zurück. Endlich hatte der Dichter das Scha Nameh **) vollendet und überreichte es dem Sultan, in Hoffnung, reichlich belohnt, in des Sultans Haushalt angestellt und in die Nähe seiner Person zugelassen zu werden. Der Sultan aber ließ ihm bloß 60,000 Silberstücke, d. h. je ein Silberstück für jeden zweizeiligen Vers Nameh, auszahlen *).

Obgleich diese Belohnung weit geringer war, als erwartet hatte, nahm er dennoch die 60,000 Drachmen in das Bad, und zahlte dem Badeigenthümer 20,000, einige Gläser Fukka **) um andere 20,000, und vertheilte übrigen 20,000 unter die Armen. Er hielt sich sieben Zeit lang in der Stadt Ghasni verborgen, und wußte durch List die Abschrift des Scha Nameh, welches er selbst haben, zu verschaffen und schob einige Verse ein, welche eine tere Satire auf den Sultan enthalten.

Unter Anderem sagt er:

Manch Jahr entfloh mir über meinem Werk
In Hoffnung, daß des Sultans Majestät
Mit Kranz und Krone lohne Dichters Mühn.
Wär' dieser König eines Königs Sohn,
Er setzte eine Krone auf mein Haupt;
Allein es ist kein Adel in dem Blut,
Und die Gesinnung eines Helden fehlt.
Doch warum auch auf Mahmuds Tugend bau'n,
Auf eine Seele, wo kein edler Sinn,
Auf einen König ohne Urtheilskraft,
Moral und Gottesfurcht? Zwar schmückt
Ein Diadem die Stirn des Sclavensohn's ***),
Doch birgt sich die gemeine Abkunft nicht.
Pflanz einen Baum, der bitt're Früchte trägt,
In's Paradies, bewäss're ihn aus den Strömen
Des Borns der Ewigkeit, vermische mit dem Saft
Des Honigs seine Wurzeln, pfleg ihn wie ein Kind:
Natur bleibt doch Natur, und bitter wird nicht süß.
Leg von dem Raben mit dem höll'schen Schwarz
Ein Ei dem prächt'gen Pfau in's Nest, und ist
Das Junge ausgebrütet, füttre es
Mit Feigensaat von Edens Feigenbaum,
Laß es von Salsbils Wasser trinken, laß
Ihm Gabriel Engelsodem hauchen in die Brust:
Aus einem Rabenei wird eben nur ein Rabe.
Nimm Rosen, dritt' die junge Viper drauf,
Nähr' sie mit Tropfen aus dem Lebensquell
Und zieh sie groß: sie bleibt doch stets dein Feind.
Der zischend reckt den giftgeschwellten Hals.
Versetz' die Eule aus dem wilden Forst
In Deines Gartens reizendes Revier,
Auf Rosenbäum' und unter Hyacinthen;
Sobald der Tag sein strahlendes Gefieder
Entfaltet, spannt sie ihre Schwingen aus
Und eilt den heimatlichen Wäldern zu.
Bedenke diese Worte des Propheten:
Zu seinem Born kehrt jedes Ding zurück.

Sein Zepter waltet so gerecht, daß mit dem Wolf das Lamm aus einer Quelle trinkt.
Von Kaschmir bis zum Cynameer preist seinen Ruhm jedwedes Volk.
(Hier folgen die beiden obigen Verse.)
Mahmud ist beim Bankett ein Himmel voller Huld, im Kampf ein Drach', ein Leu.
So er im Rosengarten wandelt, sproßt die Lilie unter seinem Fuß.
Von seinem Glanz lacht Alles, wie der Frühlingshain, er sänftiget die Luft und macht die Erde fruchtbar.
Vom Thaue seines Edelmuths blüht Iram's Blumenlauben gleich das Land.

*) Er war Mahmud's Großvezier.

**) Einige Schriftsteller geben an, daß er fünf und sechzig Jahre alt war, als er dieses Dichterwerk vollendete, mit welchem er dreißig, nach Andern vierzig Jahre zugebracht hatte.

*) Er hatte ihm, sagt man, je ein Goldstück für den Vers versprochen.

**) Eine Art Bier aus Gerste und getrockneten Rosinen [illegible]

***) Vergl. Ausl. Num. 267.

i nahst Dich keiner Esse, ohne daß
as Feuer Dein Gewand mit Rauch durchzieht.
ich wundert böses Thun des schlechten Manns?
is ob die Nacht könnt' anders seyn als Nacht.
u suchst Freigebigkeit beim niedern Geist?
is ob ein Mohr könnt' anders seyn als schwarz.
Nan streut sich lieber in die Augen Staub,
is daß man einen geizigen Fürsten preist.
König wärst Du edel, hättest Du
)er Tugend Pfad gewandelt für und für,
)u hättest meine Hoffnung nicht getäuscht,
Nich nicht betrachtet mit dem scheelen Blick.

Ferdusi blieb vier Monate zu Ghasni verborgen, begab sich insgeheim nach Herat, wo er sich eine Zeit lang in dem e Abulmali's, eines Buchhändlers, aufhielt. Mahmud schickte : aus, ihn aufzusuchen, welche den Gegenstand ihrer Sen- in jeder Stadt, in die sie kamen, bekannt machten, so daß usi nicht ohne viele Angst und Beschwerde seine Vaterstadt erreichte. Da er fand, daß er hier nicht in die Länge mit erheit bleiben könne, sagte er seinen Verwandten und sei- Familie Lebewohl und flüchtete sich nach Rostamdar zu dem :thalter Minodschir, dem Sohne Kabn's. Dieser nahm ihn g auf und bot ihm 160 Mitkals Gold, wenn er die Satire Mahmud aus dem Scha Nameh striche. Ferdusi ging darauf und kehrte nach Tus zurück, wo er in Dunkelheit ein hohes r erreichte.

Es begab sich, daß Mahmud auf einem seiner Feldzüge in ien einen Brief an den König von Delhi schrieb und gegen nid den Hassan Maimendi bemerkte: „Wenn dieser Indier nem Befehl sich nicht fügt, was soll ich ihm thun?" Mai- ndi antwortete dem Sultan mit folgendem Vers aus Scha meh:

Wenn Deine Antwort nicht meinem Wunsch entspricht, so hüt
Dich, Asrafiab, daß Deine Kehl' Du nicht schwingst und in
den Schranken erscheinst.

Mahmud erinnerte sich plötzlich mit Bedauern der Ungerech- keit, deren er sich gegen Ferdusi schuldig gemacht und fragte, s aus ihm geworden sey. Masmeadi ergriff die günstige Ge- enheit und bemerkte, daß der Dichter alt und gebrechlich in ner Vaterstadt Tus in Dürftigkeit lebe. Der Sultan befahl ölf Kamele mit Indigo zu beladen und als Geschenk Ferdusi senden. Als die Kamele das Thor von Tus auf der Fluß- :e erreichten, begegnete ihnen die Leiche Ferdusi's, die man dem Augenblick zu Grabe trug. Das Geschenk ward seiner hwester gebracht, diese aber lehnte es ab, und bemerkte: „Ich ieß Nichts mit dem Reichthum der Könige anzufangen."

Ferdusi starb im Jahr d. H. 411 (n. Chr. 1020); sein rab ist zu Tus nah bei dem Orte Mafar Adassia, der heut zu ge häufig von Pilgern besucht wird. Scheich Abuleassem Kor- ni soll sich geweigert haben, die üblichen Seelengebete für Fer- si zu sprechen, weil der Dichter das Lob der Magier be- ng; in der folgenden Nacht aber sah er Ferdusi im Para dies, n wundervoller Glorie umgeben; und als er ihn fragte, wie er diese Auszeichnung verdient habe, erwiederte der Dichter: „wegen dieses Verses, in dem ich die Größe und die Einheit Gottes pries: Du bist das Größte und Beste in dem All; ich weiß nicht genau was Du bist, doch bist Du, was Du bist."

Dr. Gerard und Körös, der ungrische Reisende in Tibet.

(Aus einem Brief von J. G. Gerard, dem schon früher bekannten Reisenden im Himalaja, ans Subatha, den 13 Januar 1829).

„Ich bin erst seit kurzer Zeit von einer kleinen Reise durch Kunawar zurück, wo mein Bemühen die Kuhpockenimpfung einzuführen vergeblich blieb, was ich dem Unverstand und der Furchtsamkeit des Radscha Besaher verdanke. Doch hab ich auf meiner Reise einige Merkwürdigkeiten gesehen, welche mich zwar nicht für meinen Geldverlust entschädigen, aber wenigstens nicht uninteressant sind. Die Fossilien und Muscheln, welche ich sammelte, sind mir hauptsächlich deßhalb schätzenswerth, weil ich sie von Ort und Stelle habe. Sie bestehen aus Kamm-Muscheln (cockles), Muscheln und Perlfischen (pearlfish), einschaligen und langen cylinderförmigen Productionen, welche äusserst seltsam sind. Ich fand sie auf einem Hochland von 15,500 Fuß, in einem Bett von Granit und pulverisirtem Schiefer; die anstoßenden Felsen waren aus Muschelkalkstein. Alle Muscheln sind in kohlensauren Kalk verwandelt und manche gleich dem Marmor krystallisirt. Ich kam in ein Dorf, 14,700 Fuß über der Meeresfläche. Erstaunen Sie nicht, daß auf einer solchen Höhe noch menschliche Wesen fortkommen? Es war in der Mitte des Octobers, und das Thermometer stand um zwei Uhr Morgens auf 17°; was Dieß zu solcher Jahrszeit bedeuten soll, kann ich nicht errathen; die Sonnenhitze war drückend, und alle Flüsse und Seen, welche die Nacht über eine Kruste von dünnem Eis überzog, waren um zwei Uhr frei und flossen ungehemmt. Die reichsten Gerstenernten giebt es hier, welche die Einwohner dem Einfluß der Wässerung und der Sonnenhitze verdanken. Das Barometer wies auf dem höchsten Feld 14,900 Fuß über dem Meer, und ich halte es wohl für möglich, ja selbst für wahrscheinlich, daß auf einer Höhe von 16,000—17,000 Fuß noch eine Ernte gedeihe. Die Jaks und Shawlziegen in diesem Dorfe schienen feiner, als an andern Orten, soweit ich beobachten konnte. In der That scheinen Menschen und Thiere trotz dem Quarterly Review und Professor Buckland, welche diese luftigen Regionen mit ihren Myeladen von Geschöpfen zu ewigen Eis verdammen, aufs Beste sich zu befinden.

Auf der Nordostgrenze von Kunawar, dicht an der Steinbrücke, erreichte ich eine Höhe von mehr denn 20,000 Fuß, ohne über Schnee zu kommen. Trotz dieser Höhe, brannten die Sonnenstrahlen heiß, obgleich die Luft im Schatten zum Frieren kalt war. Die Aussicht von diesem Punkt war unbeschreiblich großartig und furchtbar. Ich hatte erwartet, einen Blick nach China hinein zu thun, sah aber bloß seine hohe Grenze, überall unfruchtbar, kahl und öde. Es war eine Linie nackter Spitzen, mit einem schmalen Schneestreif bekränzt; jede Spitze hatte einen Höhewinkel von einigen Minuten, etliche von einem halben Grad, und Dieß in sehr beträchtlicher Entfernung; was zum Wenigsten auf 21,000 Fuß über der Meeresfläche weist.

Ich traf in allen Päſſen chineſiſche Wachen ſtationirt, theils in Folge von Lord Amherſts Beſuch in Simla, hauptſächlich aber wegen einiger Mandarine aus China ſelbſt, welche langſam durch das Flachland daher zogen und den ganzen Diſtrikt beſteuerten. Sie hatten die Händel zu Ladak beigelegt, aber nicht zum Vortheil des Radſcha, der ſich ihren Rath erbeten. Zu Dankur hatte ich einen freundlichen Empfang von dem Wuſir von Ladak, der mich nach Tatarenart mit Thee und Butterbrod, geſtampftem Zwieback und getrocknetes Früchten bewirthete. Als ich das Ladaker (Spiti-) Gebiet verließ, ward ich höchſt angenehm überraſcht durch einen Beſuch von einem Chineſen, der Tag und Nacht gereiſt war, um mich noch einzuholen. Er war eine höchſt ſonderbare Figur, in einem mit Pelz beſetzten Mantel von feinem Tuch, einem Dreiſpitz auf dem Kopf, einem Meſſer in dem Gürtel und Stiefel von bulgariſchem oder ruſſiſchem Leder. Indem er ſich mir als einen Arzt ankündigte, ließ er ſich mehrere Arzneien von mir geben, deren Gebrauch er ſich aufſchrieb, und ein Paar Lancette, mit denen er umgehen zu können ſchien. Er trank ein geiſtiges Getränk, das wie ſchlechtes Bier ſchmeckte, und füllte, ſo oft er ſeinen Silberpokal leerte, jedesmal ſehr gegen meinen Willen auch meinen Stürzbecher. In ſeinem Benehmen lag ſcheinbar viel Offenheit; ich kann mir aber ein ſo ungewöhnliches Abweichen von chineſiſcher Behutſamkeit nicht abſehen, ohne einige Zweifel in die Aufrichtigkeit der Rolle, die er ſpielte, zu ſetzen. Beim Abſchied ſchüttelte er mir beide Hände und lud mich auf nächſtes Jahr an den See Manſarawur ein. Da er hörte, daß ich Foſſilien und ſonſtige Curioſitäten ſuche, ſchenkte er mir eine Verſteinerung aus dieſem See — eine Medusa-species.

Der intereſſanteſte Umſtand meines Ausflugs indeß war mein Zuſammentreffen mit dem ungriſchen Reiſenden Csoma de Körös bei dem Kloſter Kanam in Kunawar. Ich fand ihn mit ſeinem gelehrten Freund, dem Lama, umgeben von Büchern und in beſter Geſundheit. Er hat große Fortſchritte in ſeinen Studien gemacht, und ſeine Grammatik und ſein Wörterbuch der tibetaniſchen Sprache beinah vollendet; er hegt aber weiter ausſehende Plane, und die Arbeiten, womit er gegenwärtig beſchäftigt iſt, ſind ein bloßes Vorſpiel zu andern Forſchungen. Sein Wunſch iſt, Gelehrte von Teſchu Lumpo und Lahaſſa einzuladen, und mit ihrer Hülfe die mongoliſche Sprache zu erlernen, welche er für den Schlüſſel zu der chineſiſchen Literatur hält, um mittelſt ihrer ſich den Weg in die Mongolei zu bahnen, wo er viele intereſſante Aufſchlüſſe erwartet; unglücklicher Weiſe fehlt es ihm aber an Geldmitteln. Der Lama erhält von ihm monatlich 25 Rupien, ein Diener koſtet vier, ſeine Hausmiethe eine, und ſein Schreibmaterial noch ein Gewiſſes; ſo daß er ſelbſt für ſeine Bedürfniſſe in dieſer kalten Gebirgsregion nur zwanzig Rupien übrig hat. Eine freigebige Spende wäre hier wohl angebracht; aber er iſt ſo ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit, daß er Nichts annimmt, als was aus einer öffentlichen Quelle kommt, und auch Dieß nur, weil er ſich im Stande findet, in ſeinen Werken genügenden Erſatz dafür zu geben. Das Einzige, was er von mir annahm, war ein lateiniſches und ein griechiſches Wörterbuch, die ihm bei Anordnung ſeiner Materialien von Nutzen ſeyn werden. Ich bot ihm Reis und Zucker an, da ich wußte, daß er dieſer Gegenſtände bedürfte, er gab ſie aber zurück und ſandte mir 16 Rupien, um einige Einkäufe für ihn zu beſorgen, ich that ſolche ſandte ihm die Sachen zu. Es fehlt ihm ſehr an alten Büchern, z. B. dem Plinius, Ptolemäus, Diodorus Siculus ꝛc. Einen mir ſeine Arbeiten; er hat 44 Bände der tibetaniſchen Werke durchgeleſen, und ſeine Ausbeute wurde reich ich belohnt. Er deckte einen Theil des Mahabharat, eines Dichterwerks, das mehrſtens großen Theils) für verloren hielt. Von einem gelehrten Geſellſchafter, dem Lama, weiß er, daß der Steindruck ſchon vor hunderten in den Städten Teſchu Lumpu und Lahaſſa blühe, daß am letztern Ort die Anatomie des menſchlichen Körpers ſorgfältig verſchiedenen Partien dargeſtellt zu haben iſt. Das Werk, welches von Künſten und Wiſſenſchaften handelt, hat allein für die Medicin. Für die Erdbeſchreibung Tibets dürften bedeutende Aufſchlüſſe aus den in den Klöſtern niedergelegten großen Werken ſchöpfen laſſen. Der Manſarawur, welcher als Centralquelle verſchiedener großer Flüſſe betrachtet wird, iſt kein eigentlicher See, ſondern er bezeichnet nur den höchſten Punkt, wo aus das Waſſer nach allen Richtungen abfließt; denn ſowohl als die Tibetaner wiſſen ſo gut als wir, daß vier Flüſſe aus demſelben See in verſchiedenen Richtungen laufen.

Bei dem Rückſchritt der Literatur in Indien und nach ihrem gänzlichen flüchtete die Gelehrſamkeit nach Tibet und fand hier eine ſichere Stätte; deßwegen verſichert man uns, daß hier die Fundgrube für die öſtliche Literatur zu ſuchen ſey. Schon die einzelne Thatſache des Drucks und gedruckter Werke von gigantiſcher Größe ſpricht ſehr vortheilhaft dafür, und Csoma's Entdeckungen ſind für die Kenntniß dieſer terra incognita von höchſtem Werth. Er hätte für ſeine Zwecke keinen paſſendern Ort wählen können als gerade Kunawur, und wenn ich die Kuhpockenimpfung unter den Lamas nur einmal einführen könnte, ſo bekäme ich Zutritt zu ganz neuen und unbekannten Landſchaften. Csoma's verſtändiger Gefährte, welcher über dieſes Vorurtheil weg iſt, und ſich in aller Beſcheidenheit etwas darauf zu gut thut, bot ſich mir ſelbſt zur Impfung an; da ich mich aber nicht auf die Wirkung verlaſſen, und da ich ſolche nicht mehr erwarten konnte, ſo hielt es der Lama für beſſer, die Operation lieber zu unterlaſſen, als eine Fehlkur zu thun. Ich wünſchte dieſes Jahr einen zweiten Ausflug dahin zu machen, wenn ich einige Aufmunterung dazu erhielte."

Csoma de Körös iſt aus Siebenbürgen gebürtig, [illegible] aus Ungern; er verließ Nagy Enyed in Siebenbürgen im [illegible] 1819, reiſte durch die Wallachei, Bulgarien und Rumelien nach Egypten und Syrien. Nach einem kurzen Aufenthalt in [illegible] er über Bagdad nach Perſien und blieb einige Monate [illegible] Von hier drang er nach Choraſan vor, und reiſte über [illegible] Kulm und Bamian nach Kabul, von da nach Peſchawir, [illegible] und bei, der Hauptſtadt von Ladak, wo er im Juni [illegible] Er traf ſpäter Moorcroft in Tibet, welcher ihm in der [illegible] nes Studiums der tibetaniſchen Sprache und Literatur [illegible] ging; mit welchem Erfolge erſieht man aus obiger [illegible] theilung und einigen Papieren, welche an die aſiatiſche [illegible] von Calcutta gelangten.

München, in der Literatur-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

um. 343. 9 December 1829.

würdigkeiten aus dem Jugendleben des Nana Farnevis. *)

ana Farnevis wurde ſehr frühe der Buſenfreund ſeines Madhu Rao, zubenannt der Große. Dieſer junge Fürſt den väterlichen Thron im Jahr 1761, kurz nach der un- den Schlacht bei Paniput, welche das Marattenreich in ſtan mit dem Untergang bedrohte. Er war damals erſt 17 alt, und Nana 19. Letzterer hatte bis jetzt dem Studium eda's und Saſtra's gelebt, ſich aber nur wenig den Pflich- ines öffentlichen Amtes gewidmet, welches bis zu Nana's hntem Jahr von deſſen Vater verwaltet wurde, und welchem in Oheim, Badu Rao, vorſtand. Dieſes Amt war erb- nb ſchon ſeit drei Geſchlechtern in Nanas Familie einhei- — die Verrichtung des ſogenannten Farnevis oder Fard- s, wörtlich Urkundenſchreibers, Archivars, welche jedoch mehr ' beruhte, über die Einnahmen und Ausgaben des Peſchwa ung zu halten. Nur der Tod des Letzteren, im Jahr 1774, das innige Verhältniß, welches ſich zwiſchen ihm und ſei- ugenblicklichen Secretär gebildet hatte.

ie Stelle, welche Nana Farnevis nach dieſer Zeit in der ung von Puna einnahm, machte ihn zum hauptſächlichſten aller dort vorgehenden politiſchen Bewegungen bis zum Madhu Rao's II, im Jahr 1797. Von da an kämpfte dem jetzt verſtorbenen Peſchwa, Badſchi Rao, um die ptung ſeiner vorherigen Gewalt, die er jedoch unter Fürſten nicht wieder erlangte. Er ſtarb im März 1800, o n ſchäften zurückgezogen, mit dem Ruhm, einer der ausgezeich- Männer ſeiner Zeit und ſeines Landes geweſen zu ſeyn. — ahl der Schriften, welche er zurück ließ, befief ſich auf 9000- ter befanden ſich einige hundert von ſeiner eigenen Hand, bſt Anderem auch eine von ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung, dem Obriſtlieutenant Briggs von einem Vertrauten der e zugeſtellt wurde, und deren Echtheit verbürgt zu ſeyn

Dieſelbe beginnt folgender Maßen:

Laßt mich betrachten, was das Ebenbild von Gottes Antlitz iſt. Es iſt das Bild der Wahrheit, das lebensvolle, das von ſeinem eigenen Strahle glänzt. Gottes Daſeyn beſteht in Wachen, Schlafen und Betrachtung. Sein Wachen beurkundet ſich in der ganzen belebten Natur; ſeine Betrachtung erſcheint in dem Licht des Tages; ſeinen Schlaf drückt das Schweigen der Nacht aus. Er, dem wir dieſe Eigenſchaften zuſchreiben, iſt das einzige Seyende, (the Only One,) der Geiſt.

Er iſt es, der ſich in ſeiner Machtvollkommenheit in Alles verwandelt. Er iſt überall im gleichen Augenblicke gegenwärtig, gehend ohne Füße, ſehend ohne Auge, fühlend ohne Hände, hörend ohne Ohr, durchwandelnd jeden Raum.

Wird gefragt, woher wir wiſſen, daß der große Geiſt jeden Raum durchwandle, und daß er der einzige und alleinige Geiſt ſey, ſo erwiedere ich, daß wir dieſe Erkenntniß durch unſre Vernunft, die uns dazu drängt, und durch ein angeborenes Bewußtſeyn, welches aus Sympathie mit ihm entſpringt, erlangt haben. Wie oft kommt es auf dieſe Art vor, daß, wenn Menſchen beiſammen ſind, dieſelben ſich, obwohl ſie nicht neben einander ſitzen, ihre Gedanken durch einen Blick oder eine Geberde mittheilen, wie ein Spiegel ein Bild wiederſtrahlt?

Nun iſt es klar, daß wenn der Geiſt in ihren Leibern nicht ein und derſelbe wäre, jene Einheit ihrer Gedanken ſich nicht ergeben könnte.

Die Seele des Menſchen nimmt an dem Weſen des göttlichen Geiſtes Theil, und jedem menſchlichen Geſchöpf iſt ein Theil von der Herrlichkeit Gottes zugewieſen; aber rückſichtlos und uneingedenk dieſer Wahrheit wendet der Menſch ſich von der Betrachtung der Größe Gottes ab, und ſtrebt Dem nach, was er für den wahren Vortheil in dieſer Welt des Elends hält. Solches liegt in der menſchlichen Natur. Maya *) erfüllt ihn und treibt ihn zum Handeln an. Maya kann nicht betrachtet werden als etwas wirklich Subſtantielles, aber auch nicht als ein bloßer Trug, ſo wenig als das Angeſicht Gottes geſehen oder

n autobiographical Memoir of the early Life of Nana rnevis. Translated from the original Mahratta, by utenant Colonel John Briggs; in den Transactions of s R. Asiatic Society. Vol. II. Part. 1.

*) Täuſchung oder Begierde. — Das Princip der Selbſtſucht, aber auch der Selbſtheit, zwiſchen welchen die gottrunkene Religion der Hindus nicht gebührend zu unterſcheiden vermag.

beschrieben weeden kann. Maya bestimmt das Thun der Menschen auf dreieelei Arten. Sie leitet ihn zuweilen zum Guten, zuweilen zur Selbstsucht nnd zuweilen zum Laster; abee ihre vorherrschende Neigung ist, Stolz zu erzeugen. — Dee Geist bildete die Feste des Himmels, worauf sodann Luft, Licht, Wasser und Erde gemacht wurden. Diese fünf Urtheile bezeichnen wie mit dem Namen Mahabhut.

Inmitten dieser befindet sich die Seele, ausgerüstet mit Vernunft und umgeben von den fünf Mahabhuts oder Elementen Die Seele ist ewig. Sie ist nicht verbunden mit dem vergänglichen Leib, worein sie gesetzt ist, sondern verschieden von demselben. Das Menschengebild ist materiell; es besteht aus den fünf Elementen, und ist dergestalt befähiget, an Luft und Schmeez der Erde Theil zu nehmen. Nur auf sinnliche Eindrücke ist es berechnet. Es wird gezeugt in Scham; es wird geboren und reist untee Schmerzen; oeefallen dem Unteegang, noch eh' es iedt. Es ist verdammt zu einer Drangsal oon neun Monden im Leib seiner Mutter; es wird ans Licht gebracht untee Leiden, und tritt in eine Welt des Elends und des Jammers. Auf lange Zeit ist es unfähig, sich selbst zu erhalten und Hülfe zu fordern; aber duech Speise gewinnt es allmälig an Größe, die Gebeine und das Fleisch werden stärker, das Blut wird genährt, und endlich wird die Gestalt zum Manne.

Aus diesem Stoffe also bin ich gebildet — geboeen *) in den Tiefen dee Unwissenheit, und eingehüllt in dunkle Finsteeniß. Aber in Folge irgend eines Vorzuges, den ich in einem frühern Leben erworben, war ich frühe geneigt, die Gottheit zu verehren. Dieser Hang gab sich bei mie kund, als ich noch ein Kind war, wo ich die Gewohnhrit hatte, aus Lehmklumpen die Bilder, welche man in den Trmpeln aufzustellen pflegt, nachzumachen, und mit denselben zu spielen und die heiligen Gebräuche vorzunehmen. Nicht zufrieden damit, stahl ich oft die Hausgötter weg, und nahm sie mit mie an iegend einen verborgenen Ort, wo ich ungestört die religiösen Ceremonien in allee Form durchmachen konnte. Für diese tleinen Diebstähle wurde ich nicht selten oon der Hand meiner Mutter gezüchtigt. Meine beiden Eltern wünschten ausnehmend, daß ich mir frühzeitig Kenntnisse eewerben möchte, und ermangeltrn nicht, mich zu den Studien anzuhalten; aber meine eigene Verblendung bewog mich, ihrem Rathe entgegen zu streben, so daß ich verdießlich ward, so oft oon der Sache gesprochen wurde, ja sogar fortwährend wünschte, es möchte Jenen ein Uebel zustoßen.

Bis zu einem Alter von zehn Jahren wae ich nicht verlohr; und im Alter oon Elfen oder Zwölfen fing ich an, die Wirkungen dee Leidenschaften zu spüren, was, oerbunden mit der üdeln Gesellschaft, worein ich damals gerieth, mir lasterhafte Neigungen einflößte. Um diese Zeit fiel ich zufällig vom Pferde und war zwei Tage ohne Bewußtseyn: abee durch Hülfe der Vorsehung genas ich wieder.

Mein Vater starb als ich 15 Jahre alt wae, und Gott gestattete, daß ich geeade gegenwärtig seyn konnte, um demselben die Todtenpflichten zu entrichten. Worauf ich, sehend wie huldreich Se. Hoheit der Peschwa gegen mich war, und wie mich wie sein eigenes Kind behandelte, diesen in den Krieg gleitete und mit nach Seringapatam ging. Nach meiner Zurkunft wurde meine Heirath vollzogen. Trotz Dem wurde es äußerst schwer, meine Neigung zum Umgang mit schlechten Personn zu demeistern, und beständig dachte ich mit Schmerz Gewissensbissen an meine Aufführung, wenn ich mich erinnerte wie mein würdiger Großvater eben so berühmt wegen seiner Tugend, als wegen seiner Milde und Frömmigkeit war, und wie alle Verwandte meines Vaters als sehr tugendliche Menschen galten. Duech derlei Betrachtungen kam ich auf den Gedanken, daß ich meine bösen Gewohnheiten von meiner Mutter überkommen habe, aber Dieß besserte meinen Hang nicht.

Da entschloß ich mich nach Toka zu Godaweri zu gehen, um durch strenge Andachtsübungen und Tempeldienst Gnade zu erlangen, daß ich Herr meinee schlimmen Gewohnheiten werden möchte. Ich blieb dort einige Zeit, bis Bao Saib, Bruder der Peschwa, mit einem Heer nach Hindustan zog (2 October 17[illegible]. Diesen begleitete ich, und nahm Mutter und Gemahlin mit mir, hauptsächlich in der Absicht, Pilgerfahrten nach den heiligen Städten Benares, Prayag (Allahabad) und Gaya zu machen, und gereiniget zu werden in den Wassern des Ganges. Da mein Körpee damals an einem Uebeldefinden litt, dee meine Kraft und meine Lebensgeister zurückdrängte, so war mein Gemüth mehr zur Andacht gestimmt, als da, wo ich in vollkommner Gesundheit stand. Leben und Seele waren nun ganz in heiliger Scheu vor der Religion und in Ehrerbietung für meine Mutter verloren, welche meine religiöse Stimmung zu erhalten sich höchlich bestrebte.

Als wir jenseits Nerbodda kamen, wurde ich förmlich krank, und Se. Hoheit Bao Saib schenkte mir so viel Aufmerksamkeit, die Armee einige Tage Halt machen zu lassen, bis ich mich wieder besser fühlte. Wir erreichten Schombul zur Zeit einer Sonnenfinsterniß und erreichten endlich den Dschumna am Gow Ghaut. Von da zogen wir nach Matschura, wo ich die heiligen Gebräuche in den Tempeln verrichtete; von da nach Wrindawan (Bindrabun). Hier badete ich in dem Teich, wo der göttliche Keischna die Schlange Kaleia erdrückt hat. Hier sahen wir die Ueberbleibsel jenes Kadam-Baumes (Nauclea orientalis), worin der Gott sich verbarg, als er den Söhnen, welche im heiligen Strome badeten, die Kleider entwendet hatte. In Bindrabun besuchten wir die Tempel von Kut-Behari, Kundsch-Behari, Banki-Behari, Radha-Kistor und Govind-schi, welche sämmtlich dem Gotte Keischna in seinen verschiedenen Verwandlungen geweiht sind. Einige Zeit lang hielt ich den Tempeldienst Kundsch-Behari's verrichten. Auch ging ich zu dem heiligen Baum Radha, wo Krischna seine Geliebte anbetete, und gleicher Weise zu dem Wonsi Baum, worunter er zu ruhen und auf seinee Flöte zu blasen pflegte. Ebenda besuchte ich Sewa Ban und Kundsch-Ban, zwei Haine, wohin der Gott oft zurückzog. Die Bäume des letztern sind ziemlich niedrig, aber sehr dicht mit Zweigen und Laub besetzt, welches einen dauernden Schatten gewahrt. Beide sind voll von Affen aller Art; diejenigen abee, welche andeee Oeten Deran[illegible]

*) Freitag den 24 Februar 1742 um 10 Uhr Abends.

ier keine. Ich erfreute mich an diesen Hainen sehr, war mir, als wären sie noch stets der stille Aufenthalt ottheit.

es Nachmittags besuchte ich die heiligen Männer, welche lan Gudschri wohnen, bei welchen ich mir sehr gefiel; und unkel wurde, dabete ich noh wnsch mich im Dschir Sumir, at von den lieblichen kühlen Lüftchen, welche dort Abends Wassern des Dschumna herwehen. Diese Ceremonie setzte Tage lang fort, und empfand, daß jegliches Glied mei- bes, und all meine Sinne, die an meinen Andachtsübun- eit genommen, durch diesen Dienst geheiligt waren. In abun fühlte ich eine unwillkürliche Verehrung vor Allem, sah, und auch die heiligen Männer, welche in Kundsch-Ban chiedenen Orten saßen, und bloß vom Wassertrinken oder vom Genuß von Laub und Gras lebten, erfüllten mich hrfurcht und Wohlgefallen. Einer dieser Frommen rief n sich und flüsterte mir eine moralische Sentenz ins Ohr, er mir jeden Tag oftmals auszusprechen, und wornach er mir ndeln empfahl. —. Von Bindrabun' ging ich nach Deli, auf Se. Hoheit Befehl dem „König der Erde" (Prit'hie- i) meine Ehrerbietung bezeugte. Dieser nahm mich sehr auf, und beschenkte mich mit Ehrengewändern.

m diese Zeit trof Nachricht ein, daß im Norden ein Heer 5,000 Yawanas (Mohammedaner) am westlichen Ufer des mna angelangt sey; da aber der Fluß sehr angeschwellt war, eben beide Armeen *) von einander getrennt. Indessen irre Se. Hoheit nach Kundschpura, und warf sich trotz den ngungen des Feindes, uns daran zu hindern, hinein. Ich d mich unter der Abtheilung, welche angriff, und Gott t mein Leben. Die Yawanas setzten nun über den Fluß, wo Hoheit sich denselben entgegengestellt hatte. Ich war nicht mehr als ein Knabe, und Se. Hoheit, obwohl bei allen n Gelegenheiten so weise, schien heute ihre gewöhnliche heit verloren zu haben. Mein mütterlicher Oheim, Bal- l Rao, und Nana Purandari, die Räthe Sr. Hoheit, n auf die Seite geschoben, und Bawani Sonkar und Scho ıs Chan an ihre Stellen gesetzt; in welcher Folge Se. it unser System der Schlachten verwarf und dasjenige des des annahm. Wir wurden eingeschlossen und die Kugeln der de fielen jeden Tag dicht in unsre Zelte. Meine Mutter und ahin waren sehr erschrocken; ich suchte sie zu trösten, indem e bat, ihre Hoffnung auf Gott zu setzen. Zuletzt wurde er Mutter Bruder erschossen, und wäre nicht die Dunkel- dazwischen gekommen, so wären wir an jenem Tage Alle zu ode gegangen. So blieben wir zwei Monate lang belagert end welcher Zeit ein großer Theil des Zugviehs der Armee und einen fürchterlichen Geruch verbreitete. — Meine me bestand darauf, mit dem Leichnam ihres Mannes ver- nt zu werden. — Vor der letzten unglücklichen Schlacht, Se. Hoheit beschlossen, alle Frauen seiner Familie lieber dten als dieselben den Feinden in die Hände fallen zu las- sen; und ich entschloß mich ebenfalls hiezu. Wir Beide ließen Leute zurück, um die grausame Pflicht an ihnen zu vollziehen, sollt wir geschlagen würden. Die Schlacht begann (15 Januar 1761). Se. Hoheit, sonst so weise, kühn und erfahren, war neuerdings stolz und anmaßend geworden; und wenn auch der Plan zur Schlacht gut entworfen war, so hielt er sich doch nicht an denselben, und eben so wenig die Andern. Verwirrung herrschte auf allen Punkten. Ich blieb immer an der Seite Sr. Hoheit, konnte aber Nichts thun, als Gott um unsre Rettung anflehen. Wiswos Rao *) fiel durch einen Kononenschuß, Se. Hoheit aber nahm ihn auf ihren Elephanten und wich nicht. Die Afganen stiegen vom Pferd und stürmten das Lager von allen Seiten. Es kam zu Hieb und Stich. In dieser Lage der Dinge gaben die höhern Offiziere auf dem linken Flügel das Beispiel zur Flucht. Auf dem rechten hielten Siodia und Holkar Stand, und die königliche Fahne war die letzte, welche man weichen sah. Um Se. Hoheit befanden sich nur noch etwa 200 Mann, und er sah verwirrt drein, als begriffe er nicht, was um ihn her vorging. Bapobschi Paut sagte, ich sollte mich auf den Rückzug begeben, aber ich erwiederte: „Ich kann Se. Hoheit in solch einem Augenblick nicht verlassen;" bald jedoch ließ mich Gott seinem Rathe folgen. Ich wandte mein Pferd. Von 100,000 Menschen, worunter viele Offiziere von hohem Rang, hielt nicht Einer bei Seiner Hoheit in diesem Augenblicke aus, und doch hatte ich sie zur Zeit des Friedens oft schwören gehört, daß, ehe Jenem ein Haar gekrümmt werden sollte, sie tausendmal ihr Leben opfern würden. So aber kam es darauf hinaus, daß sie die bloßen Geführten seines Glückes waren, und ihn in der Stunde der Noth verließen.

Wenn ich bedenke, wie er seine Generale mit Schmeicheleien zu gewinnen suchte, welche Ehrenstellen, Geschenke und Güter er ihnen verliehen, und wie er sich bemühte, ihre Anhänglichkeit an seine Person zu ketten, so ist es seltsam zu beobachten, wie er im Augenblicke, wo es galt, so verlassen ward, daß Niemand wußte, wo er fiel, oder was aus dem Mann wurde, der noch eben der Gegenstand so großer Verehrung gewesen.

(Schluß folgt.)

---

*) Die Armee des Peschwo und die mohammedanische.

Der peterßburger Kalender auf das Jahr 1828.

In Rußland ist es die Akademie der Wissenschaften, welche Kalender schreibt: man findet deshalb auch Dinge darin, die man in unsern Kalendern umsonst suchen würde: so sämmtliche Hochfeste, die zusammen eine beträchtliche Zahl ausmachen. Von jedem Tag im Jahr hat man ferner die Stunde bemerkt, wann in Petersburg Morgendämmerung ist; im Mai, Juni und Juli giebt es keine Nacht, denn die Morgendämmerung beginnt am Abend. Sodann folgt eine Uebersicht aller für Rußland merkwürdigen Ereignisse. Im Jahr 1828 waren es 275 Jahre seit der Eröffnung des ersten russischen Hafens (Archangel), 264 J. seit der Errichtung der

*) Wiswas Rao, der älteste und Lieblingssohn des Peschwa, begleitete seinen Oheim Bao Soib auf diesem Feldzug.

ersten Druckerei in Moscau, 200 J. seit der Gründung von Hammerwerken, auf welchen russisches Eisen verarbeitet wird, 89 Jahr seit der Entdeckung von Goldbergwerken im russischen Reich, 27 J. seit der Einführung der Kuhpockenimpfung, 60 J. seit der Abschaffung des geheimen gerichtlichen Verfahrens und Bestätigung der Vorrechte und Freiheiten des Adels und der Städte, 45 J. seit der Organisation des Elementarunterricht und der Stiftung der kaiserlichen Akademie, 25 J. seit der ersten Reise von Russen um die Welt, 15 J. seit der Eröffnung der öffentlichen Bibliothek in Petersburg. Diese Chronologie muß die Russen erinnern, daß sie noch jung sind unter den civilisirten Nationen, und daß sie rasche Fortschritte gemacht haben, wenn sie dieselben auch mit den Fortschritten, welche die Masse des Volks in den V. St. von Nordamerica gethan hat, nicht vergleichen dürfen. Nach diesen historischen Erinnerungen liest man die Witterungsbeobachtungen der Akademie vom J. 1826. Die größte Kälte war damals — 16°, 2 Reau. und die größte Hitze 24°; Differenz 40°, 2. Während 108 Tagen stand das Thermometer unter 0; heiteres Wetter hatte man 90 Tage; 83 Tage lang regnete es, und 59 mal fiel Schnee. Die Newa ging am 23 März auf, nachdem sie 122 Tage gefroren war, und gefror wieder am 14 December. Bei den zwei Verzeichnissen von russischen Städten, deren Breite und Länge astronomisch bestimmt, und deren Entfernung von Petersburg und Moscou angegeben wird, ist zu bedauern, daß man keine statistischen Notizen über die Bevölkerung ꝛc. beigefügt hat. Die Tageschronik vom August 1826 bis zum October 1827 enthält manche interessante Nachrichten: z. B. daß im November 1826 in der Mine von Zlatoust eine Ader goldhaltigen Sandes entdeckt ward, welche 3 Pud Gold abwarf. Weniger interessant möchte es seyn zu erfahren, daß an dem und dem Tag der Kaiser dem Erzbischof einen reichen Mantel schickte, um die Reliquien damit zu bedecken. In Bezug auf die auswärtige Chronik scheint der Kalender minder genau — so wird erzählt, am 12 Juni 1826 sey in Frankreich die Censur wieder hergestellt worden. Die Akademie mußte ohne Zweifel wissen, daß die französische Verfassung keine Büchercensur zuläßt und daß bloß von der Censur über die periodische Literatur als einer provisorischen Maßregel in Frankreich die Rede gewesen seyn kann. Wahrscheinlich wollte man durch diese kleine Mystification die Russen mit ihrer eignen Censur etwas versöhnen — Solamen Miseris, socios habuisse Malorum.

Vielleicht daß die Chronik in der Statistik von Petersburg, welche sie liefert, der Wahrheit treuer blieb. In diesem Jahre wurden in der Hauptstadt 9479 Kinder geboren, darunter 4873 Knaben; die meisten Geburten fallen in den October, die wenigsten in den December, das heißt den Monat, dem als Monat der Empfängniß der März, die Fastenzeit, entspricht; die Zahl der Gestorbenen beträgt 10,830, was kein günstiges Verhältniß für die Zunahme der Bevölkerung ausweist. Am Meisten Personen starben im Juli, am Wenigsten im October. Krämpfe waren das gefährlichste Uebel, dem 3,414 Kinder erlagen; mehr als ½ aller Gestorbenen sind Kinder unter 5 Jahren. Die Zahl der Ehen betrug 1,712; die meisten Hochzeiten fallen in den Februar, und gar keine in den März und December, wegen der Fasten, wie der Kalender versichert.

Türkisches Militärreglement.

(Kanunname)

Zu Konstantinopel ist am letzten Silkide 1244, d. i. im dieses Jahres, ein vollständiges Reglement für die türkische [illegible] erschienen. Es enthält in 457 Paragraphen reichhaltige Vorschriften über den Wirkungskreis des Generals (Miri alai), genaue Bestimmungen über die Dienstleistungen sämmtlicher Offiziere, [illegible] der übrigen Chargen, und die Subordinationsverhältnisse derselben gegeben zu den Vorgesetzten. Eben so verbreitet sich dieses Reglement über die innern Dienste der Kaserne, die Wohnung, [illegible] Essen, den Sold der Mannschaft; über Inspectionen, Assemblagen, Aufstellungen, Ehrenbezeugungen. Alles Dieses hat eine allgemeine Aehnlichkeit mit europäischer Kriegssitte und man erkennt [illegible] Beiwirkung europäischer Offiziere. Das Auffallendste in diesem Buche, welches als die Grundlage aller Reformen des jetzigen Sultans angesehen werden kann, ist die Gewandtheit, mit welcher die Türken neue militärische Ausdrücke ihrer Sprache einverleiben: so ist das Wort Jakem, welches man in keinem Wörterbuche [illegible] Ueberschrift des rubrizirten Ausweises einer Kompagnie [illegible] Zweifel mit „taktischer Ordnung oder Eintheilung" [illegible]. In der Aufstellung der Kompagnie kommt der Hauptmann in die Mitte, die beiden Lieutenants vor die beiden Flügel, die vier Feldwebel vor die 8 Unterabtheilungen zu stehen, welche von sogenannten Zehnmännern, synonym mit Corporal, befehligt sind. In der Schlachtordnung hält der Hauptmann auf dem rechten Flügel und dann entspricht die Eintheilung ganz der in unserm Heere eingeführten. Der Rechnungsführer hat zugleich die Aufsicht über die Fahne, die er also vermuthlich auch trägt, und steht hinter dem rechten Flügel. Die Compagnie ist vom Oberfeldwebel abwärts 100 Mann stark." Sie stellt sich 30 Mann breit, in 3 Reihen auf, wovon die mittlere die kleinsten Leute enthält. Eine besondere in unserer Sprache nicht zu übersetzende Stelle ist die des Kaimakam. Die Bedeutung ist eigentlich Lieutenant, d. h. ein in Abwesenheit des Generals oder Vorgesetzten dessen Stelle Einnehmender. Man findet beinahe in allen Zweigen des Dienstes Kaimakam's, welche als Organe und Stellvertreter des Höhern anzusehen sind, und deren Wirkungskreis über dem unserer Adjutanten, und unter dem des Generalstabes stehen. Diese rein nationelle Charge haben die Türken abweichend von unsern beinahe buchstäblich benützten Reglements beibehalten. *)

Bei der Wichtigkeit, welche die Türken auf dieses militärische Document legen, und bei dem Geheimniß, das sie im Grunde mit allen ihren militärischen Schriften zu hatten pflegen, möchte es schwer seyn, Exemplare davon noch Europa zu bringen. Ist Dieß aber der Fall, so wäre es für die Kenntniß wachsender asiatischer Cultur von hohem Interesse, eine Uebersetzung davon durch eine geschickte Hand zu erhalten.

*) Das Wort Orta, welches bekanntlich unter den Janitscharen Regiment bezeichnet, darf nicht mehr ausgesprochen werden. An seine Stelle trat ein anderes Wort, welches eigentlich [illegible] ger heißt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

ɔum. 344. 10 December 1829.

uch in dem Trapistenkloster zu Bellefontaine. *)

Meine Reise führte mich nach Chemillée, einer kleinen dt des Maine- und Loire-Departements, auf der Grenze von ou und Poitou. Es ist ergreifend zu sehen, welche Spuren Stürme der Vendee allenthalben hier zurückließen. Denn nur die zahllosen Ruinen von Schlössern mit ihrem ver- ten Gemäuer, die der Reisende überall erblickt, sondern mehr die Menschen selbst, unter die er tritt, mit den Er- erungen ihrer ereignißreichen Jugend stellen ihm lebendige der eines eben so dramatischen als wenig bekannten Zeit- ms der neuern Geschichte Frankreichs dar. Die Erzählungen ihren kleinen Gefechten, die in Mannigfaltigkeit und Be- ztheit der Einzelheiten große Schlachten übertrafen, welches teresse gewähren sie, wenn man sie in ihrer Sprache hört! ei Tage, welche ich unter diesen Menschen zubrachte, deren tten und Lebensweise, so schroff gegen die Gewohnheiten und terhaltungen unsrer großen Welt abstechen, steigerten immer hr meinen Wunsch, Alles genau kennen zu lernen, was die gend Merkwürdiges enthielt. Zu meinem nicht geringen Ver- ügen erfuhr ich, daß ein Trapistenkloster sich in der Nachbar- aft des Städtchens befinde. Es war nur vier Stunden ent- nt; hätte ich aber auch zwanzig Stunden Wegs dahin gehabt, so rde ich nicht versäumt haben, es zu besuchen; denn was denkt n sich nicht Außerordentliches unter einem Trapistenkloster!

Dieses alte vor der Revolution reich begüterte Kloster zu ellefontaine hat eine wildromantische Lage. Die dunkeln und chtverwachsenen Gehölze der gebirgigen Umgebungen sind sehr eignet, das Gemüth schon im Voraus in eine ernste Stimmung versetzen, ehe man den stillen Ort erreicht, wo der Tod der zige Freudenbringer ist. Zuerst trifft man eine abgesonderte, übsche und geschmackvoll verzierte Kapelle; eine Inschrift am ltare verkündigt allen Gläubigen, die sich dort einfinden, Ab- ß ihrer Sünden auf einen Monat. Nahe bei dieser Kapelle igt eine Grotte, in welcher man eine Skizze der Leidensge- chte sieht, den Weg zum Kloster, das auf einer Seite mit uer Terrasse eingefaßt ist.

Es war ein Uhr Nachmittag, und zu dieser Tageszeit ist den önchen ein kurzer Schlaf gestattet. Es erschien also Niemand, uns zu empfangen; und wir gelangten ohne Schwierigkeit bis in das Innerste des Klosters. Ich suchte vergebens in den langen, niedern und frisch geweißten Hallen ein menschliches Wesen, dem ich mich hätte vorstellen können; bis unser weniger geduldiger Führer, ein Feldhüter aus der Gegend, ein alter Knabe mit einem vernarbten Gesicht und vormaliger Trommelschläger in Bouchamps Heere, aufs Gradewohl eine Thüre öffnete, und einen Greis fand, der zu uns herauskam. Kaum aber hatte dieser den Fuß aus seiner Zelle gesetzt, so verzog sich plötzlich sein Gesicht krampfhaft: unser Anblick schien ihn mit Schrecken und Abscheu zu erfüllen, und seine rechte Hand gab schnell wiederholt das gebieterische Zeichen, uns zu entfernen, während seine linke die Augen zuhielt, um uns nicht zu sehen. Der Satan selbst hätte ihn durch sein Erscheinen nicht in größere Unruhe versetzen können! Wir starrten uns erstaunt und bewegungslos unter einander an, da wir diese so befremdende Pantomime nicht zu deuten wußten, als endlich der drohende Zeigefinger eines Neuangekommenen, der ungefähr wie ein ländlicher Diener gekleidet war, uns aufklärte. Der fürchterliche Gegenstand seines Entsetzens war ein Weib. Die junge Dame, die sich in unserer Gesellschaft befand, eben so wenig als wir mit den strengen Regeln des heiligen Bernhards bekannt, hatte geglaubt, ihre Neugierde befriedigen zu können, ohne Aergerniß zu veranlassen. Glücklicher Weise kam jetzt der Bruder Gastmeister herbei und befreite uns aus einer so peinlichen Lage. Die Züge dieses Mönchs sind mir unvergeßlich: er mochte über 50 Jahre alt seyn; er trug sein kahles Haupt gerade und hoch; sein Blick war ruhig und sicher; seine Gesichtsfarbe, obgleich blaß, war dennoch von gesundem Aussehen; über sein ganzes Wesen war ein Anstrich von Feinheit und Höflichkeit verbreitet, welcher von Bildung und Welt zeugte; und die schönste Mannshand kam aus den weiten Aermeln seiner weißen Kutte hervor. Er ging gravitätisch auf uns zu, und redete uns an; denn er hat allein, gleich dem Vorgesetzten, das Vorrecht im erfoderlichen Falle das Stillschweigen zu brechen, welches die Trapisten gelobt: „Die Dame", sagte er, „ist die einzige Person ihres Geschlechts, die je über die Schwelle dieses Klosters gekommen ist; ich bitte sie sehr wegen des Empfanges um Verzeihung, den sie erfahren hat; sie hätte dieser Unannehmlichkeit nicht ausgesetzt seyn können, wenn der Bruder Pförtner auf seinem Posten gewesen wäre während der Zeit, wo wir eine kurze Nachmittagsruhe

*) Revue de Paris.

halten. Wollte die gnädige Frau sich zu unserm Hausaufseher begeben, so werde ich dort für sie das Nöthige besorgen, und wenn es ihr gefällig ist, so könnte sie sich in unserer Meierei umsehen und sich die äußere Kapelle zeigen lassen." Er begleitete seine Rede mit einer höflichen Verbeugung, die sehr gegen des Pförtners dummen Schrecken und seine groben Gebehrden und Verzuckungen abstach. Unsere junge Dame wollte uns nicht des Vergnügens berauben, das Kloster in Augenschein zu nehmen, und so ließ sie sich den Vorschlag gefallen.

Der Bruder Gastmeister ist das einzige Glied, mittelst dessen ein Trapistenkloster noch mit der Welt zusammenhängt. Da ihm die Ausübung der Gastfreundschaft obliegt, und von ihm also die Meinung abhängt, welche in dieser Beziehung die Fremden von seinen Mitbrüdern fassen, so wird gewöhnlich ein Mann zu diesem Berufe gewählt, der zuvor in der höheren Gesellschaft gelebt hat. „Sie haben", sagte ich zu ihm, „den Menschen, der uns eben verließ, Bruder Pförtner genannt, aber ich sehe nicht, daß er ein Ordenskleid trägt."

„Wir haben drei Classen von Brüdern, mein Herr. Einmal die Chorbrüder: das sind Die, welche eine höhere Stufe von Bildung haben, und so viel Latein verstehen, daß sie die heiligen Hymnen singen können; diese allein unter den Brüdern haben Eintritt in den Chor, und jeder von ihnen hat seinen Chorstuhl; sie sind, wie ich, ganz weiß gekleidet, mit einem schwarzen Scapulir, das man während der Messe und des Kirchendienstes ablegt. Dann kommen die Laienbrüder, die braun gekleidet sind, wie Jener, den Sie dort in der Schmide auf den Ambos hämmern sehen. Diese sind mehrentheils Arbeiter, die ihr Handwerk treiben, so oft sie der Gottesdienst nicht in Anspruch nimmt." „Also arbeiten hier wohl alle Menschen?" „Allerdings, mein Herr, vormals befanden sich in diesem Kloster nur drei Mönche, deren Einkünfte sich auf 30,000 Liv. beliefen; wir dagegen haben nur 1500 Fr., und wir sind unserer achtzig; da müssen wir wohl arbeiten, um mit dieser so kleinen Rente leben zu können, so wenig kostspielig auch unser Lebensunterhalt ist." „Und selbst bei diesen Arbeiten muß stets das Stillschweigen unverbrüchlich beobachtet werden?" „Ohne Ausnahme immer und jeder Zeit. Der Pater Superior ordnet gleich des Morgens eines Jeden Geschäft an; selbst die den Pflug führen, dürfen nicht mit einander sprechen, sondern dieß durch Zeichen sich einander verständlich machen. Es ist selbst geschehen, daß Fremde solchen Brüdern im Felde begegneten und sie hart gedrängt, ja wohl geschlagen haben, um Rede und Antwort zu erhalten; aber sie haben sich lieber mißhandeln lassen, als daß sie die Regel gebrochen hätten. Dann, mein Herr, haben wir noch eine dritte Klasse, die beigegebenen Brüder, welche die allgemeinen häuslichen Dienste verrichten, weil sie kein besonderes Handwerk verstehen. Zu dieser Klasse gehört der Pförtner, und diese behalten, wie Sie gesehen haben, die Laienkleidung."

In diesem Augenblicke zog Alles in die Kirche; und wir nahmen unsern Platz auf einer Tribüne, gegenüber dem Altar. Der Bruder Gastmeister hatte uns verlassen, um sich nach seinem Chorstuhl zu begeben. Das Schauspiel, das ich jetzt vor Augen hatte, werde ich so bald nicht vergessen. Längs den Wänden der leeren und nackten Kirche saßen dreißig [illegible] gleichsam in ihre Leichentücher gehüllt, mit hohlen gelben Gesichtern, ihre kahlen Köpfe auf die weißen Falten ihrer Kapuzen gelegt; düsterer Gesang schien aus Gräbern herauf zu tönen; ich wähnte mich in die Vorzeit zu einem der Völker versetzt, wo man der Schwindsucht einen Tempel weihte. Die schwachen hohlen Stimmen dieser Unglücklichen brachten nur mühsam und ohne den geringsten Ausdruck einer mystischen Erhebung des Gemüths die schweren Noten des Chorgesanges hervor, wie den erlöschenden Tönen eines erschöpften Kranken, der sich nicht mehr bemüht, seine noch übrigen Kräfte zusammenzunehmen. Auf diesen Chorstühlen saßen junge Männer von zwanzig Jahren und Greise von achtzig; und ich konnte es nicht begreifen, daß man so jung hier eintreten und so lange hier ausdauern könne.

Nach geendetem Gottesdienst kehrten die Chorbrüder uns zugleich durch den Klostergang zurück; man glaubte eine Reihe von Schatten unter diesen gothischen Bögen hinwandern zu sehen. Das Gewölbe, die Mauern, die Menschen, Alles war weiß, traurig und still. An jenem einsamen Orte ist sonst ein solches Heraustreten einer gewissen Anzahl von Menschen aus einer Versammlung mit Geräusch verbunden; ein verwirrtes Murmeln von Stimmen; — ein Flüstern leichten Gesprächs; — Aeußerungen von Ungeduld; — Lachen, — oder doch das Rauschen der Kleidung läßt sich stets vernehmen; hier aber hörte man keinen Laut, nicht einmal Tritte. Einer der vorübergehenden Trapisten richtete aus großen schwarzen Augen seinen Blick auf mich, und senkte ihn dann sogleich wieder zur Erde. Dieser Mann war mir schon früher irgend wo vor das Gesicht gekommen: war es auf einem Ball? — war's in der Oper? — im Gehölz von Boulogne? — Ich weiß nicht, wo es war; aber ich weiß gewiß, daß ich ihn gesehen habe, daß ich ihn in der eleganten Welt, in glänzender Lage gesehen habe. Er hatte Pferde, Wagen — genoß die Freuden des Lebens — ein schöner Frauenarm umschlang wohl oft dieses jetzt geschorene Haupt — und in irgend einem Auszuge des Schreibtisches einer Dame der großen Welt ruht vielleicht vergessen in Papier eingewickelt eine Locke von dem Haare des jetzt kahlen Kopfes. Und dieser Mann, gedrängt, durch Fasten und Wachen halb schon verzehrt, welch einen langsamen qualvollen Selbstmord hat er gewählt, um dem Ueberdruß und der Leerheit eines überflüssigen Lebens zu entgehen! — Sollte es aber auch wohl solcher Ueberdruß bloß seyn, der diese Menschen bewegen konnte, [illegible] schen ins Grab zu steigen? Oder hätte vielleicht ein schweres Verbrechen, eine getäuschte Leidenschaft das Leben in seiner Lust vernichtet und diese Monomanie der finstersten Art erzeugt? Man begreift allenfalls, daß die Einbildungskraft der Melancholie Bilder eines so schmerzhaften Wahnes hervorbringen kann, die im irdischen Leben sich kein Heilmittel dafür mehr findet; aber diese Laienbrüder — diese Arbeiter, die nur ihre Arme haben, wie kommen die dazu, ihr mühevolles Leben mit einem noch mühevolleren zu vertauschen? — Warum ziehen sie das Elend dieses Ordens der Beschränktheit, in der sie lebten, vor? Das läßt sich nicht begreifen, und doch ist es so —

Digitized by Google

weiß, wohin ich mich in meinen Betrachtungen verloren
enn wir nicht eben in das Besuchzimmer geführt wor-
n, wo man uns ein Mittagmahl bereitet hatte. Ein
n, Salat, Käse, Butter und Früchte — daraus be-
s Ganze, und in der That war das ein sybaritisches
venn man es mit dem Mahle der Klosterbewohner ver-
Jeder derselben erhält nehmlich ein Mal des Tags
zen Brod, etwas Gemüse in Wasser ohne Salz und ohne
gekocht, etwas Milchspeise und eine bestimmte Portion
und so jeden Tag unabänderlich. „Aber", sagte ich zu
s mit großer Gefälligkeit bedienenden Bruder Gastmeister,
nun einer der Brüder krank wird, und der Arzt ihm
rühe verordnet?" — „Ach, mein Herr", fiel er mir ins
„wir kennen hier nur den geistlichen Arzt. Bei uns
s nur eine Krankheit — das ist Entkräftung, und wenn
nder davon befallen wird, so erhält er etwas mehr Speise,
ieheentheils wird er hergestellt." „Es ereignet sich indes-
ch wohl, daß Einer davon stirbt, welchen die ärztliche
ielleicht hätte retten können." „Retten, mein Herr! —
Sie vielmehr, seine Prüfungszeit hätte dadurch können
zert werden. — Aber retten! Er empfängt ja dort oben
elohnung seiner Buße; sein Glück feiern wir dann hier,
ine Ruhestätte versammelt und unsere Stimmen zum Lob-
e mit denen der seligen Geister vereinend, während diese
ie Krone der Unsterblichkeit reichen!"
nd sein Auge glänzte von überirdischem Feuer beseelt, und
ustes Roth überzog sein Gesicht. Jetzt trat der Pater
ier auf einen Augenblick ins Zimmer, um uns zu grüßen.
ar ein alter Mann, trockenen, harten Aussehens, mit scharf
hneten Gesichtszügen; seine Art zu sprechen war kurz, und
th die Gewohnheit des Befehlens: er mag wohl Soldat
en seyn. Er zeichnet sich durch kein anderes äußeres Merk-
on den übrigen Ordensgeistlichen aus, als durch das höl-
Kreuz, das er in der Kirche trägt. Wie die übrigen hat
ollene Kleidung und Holzschuhe. Ihm allein ist der Name
das vorhergehende Leben der Trapisten bekannt; ihm haben
mmtlich ihre Fehltritte, ihre Leidrn, ihre Gefühle anver-
, um dann für immer hier unerkannt unter Menschen zu
en, die ihnen nie bekannt werden. Vielleicht hat nie
Sterbliche furchtbarere Mittheilungen vernommen, als
– keiner wegen so traurigen Schwachheiten und Ver-
gen Trost einzusprechen gehabt — keiner so viele
nen des Schmerzes und der Reue zu seinen Füßen
. Er ist Vater und geheimnißvoller Vormund aller seiner
rgebenen, und er allein öffnet und liest alle Briefe, ohne
m Betheiligten Etwas daraus mitzutheilen. Stirbt der
r oder die Mutter eines der Klosterbrüder, so berichtigt
Superior ihn nicht davon, sondern bei der Predigt des fol-
en Tages verkündet er im Allgemeinen: Meine Brüder,
uns für den erblichenen Vater oder die Mutter Eines un-
ns beten!— Der Superior richtete zwei oder drei Reden an
, erwähnte der Ordensnamen vom 16 Juli, ohne darüber
Meinung zu äußern; und verließ uns dann wieder.
Wir fingen nun mit dem Bruder Gastmeister, nachdem dir-
ser zuvor sein schwarzes Scapulier angehängt hatte, unsere Be-
suche der verschiedenen Theile des Klosters an. Er devorwor-
tete, daß sein Vorrecht zu sprechen an mehreren Orten nicht
ausgeübt werden dürfe, und wir würden also im Refectorium,
im Schlafsaal, in der Kleche und in der Vorhalle des Klosters
von ihm keine Antwort zu erwarten haben; dabei versprach er
jedoch sein Stillschweigen, das er aus Pflicht beobachten müßte,
durch Zeichen zu ersetzen. Die Kirche kannten wir zwar bereits;
allein wir hatten das neue Chor nicht gesehen, weil daran ge-
arbeitet und es deshalb während des Gottesdienstes mit Tape-
ten verdeckt ward. Da also dieser Theil der heiligen Stätte
noch nicht eingeweiht war, so durfte unser Führer hier sprechen,
und er konnte uns den Vergrößerungsplan auseinander setzen,
den die Klostergesellschaft beabsichtigte. Während ich nicht ohne
Ueberraschung den Prachtaufwand dieses neuen Baues betrach-
tete, und die korinthischen Laubverzierungen, die gegen die übrige
Kahlheit so sehr abstachen, ansah, nahm der Trapiste wahr, daß
ich eine Dose in meiner Hand hielt, und bot mir eine Prise
aus der seinigen. Es beseembete mich, daß an einem Orte, wo
man selbst nicht mehr als das einmal vorgeschriebene Maß Was-
ser trinken darf; und wo die Regel selbst das Nöthige untersagt,
dennoch ein ganz überflüssiger Genuß dieser Art gestattet
wird. „Darf ich Sie", sagte ich, „um eine Gefälligkeit bitten?
Weil Ihnen der kleine Zeitvertreib des Schnupfens gestattet ist,
so würde es mir wahrhaft angenehm seyn, wenn ich dadurch
Gelegenheit fände, mich zuweilen in Ihre Erinnerung zurück-
zurufen, daß Sie diese Dose zum Andenken annehmen wollten."
Er überhäufte mich mit Dankfagungen der verbindlichsten Art,
versicherte aber, sie sey zu schön, als daß er sich derselben bedie-
nen dürfte. — Mir hatte sie 3 Fr. gekostet.

Von hier gingen wir in die Sacristei, wo Hunderte von
Reliquien aufgehäuft waren. Am Höchsten schätzte man darunter
das Kreuz des heiligen Bernhards, das ich schon irgendwoan-
ders gesehen zu haben glaube. Durch die Fenster konnte
ich auf den Kirchhof blicken, und dahin trieb mich meine Neu-
gierde ganz besonders. — Kirchhof der Trapisten! Ort der
Zuflucht, nach dem sich Alle sehnen; einzige Stelle innerhalb
diesen Mauern, die ein Lächeln der Hoffnung begrüßt; gehrim-
nißvoller Umkreis, wo sich die Pein so vieler übermenschlichen
Anstrengungen endet; — wie feierlich, still und düster ist es
hier! Nicht ein Stein, nicht ein Baum, nicht eine Blume zieht
den Blick an; allenthalben ist die graue feuchte Erde, wie
Ackerfeld, frisch umgegraben und in regelmäßige Furchen gezo-
gen: Hic jacet frater Ludovicus, sacerdos ... Hic jacet fra-
ter Andreas, Monachus ... und stets nur diese in Sinn und
Form völlig gleichen einförmigen Inschriften, bis ans Ende
der Reihe, wo ein neues Grab offen steht. Hieher kommen
die Brüder alle, um Betrachtungen anzustellen, denn dieses
Grab soll den zuerst Sterbenden aufnehmen. Es wird am
Tage, da der Letzte starb, bald gegraben, und wenn es zuge-
füllt wird, so geschieht es zugleich mit der Eröffnung eines neuen
Grabes für den Nächstfolgenden. Glücklich ist Der, in dessen
Brust die Keime seiner nahen Auflösung sich entfalten! — Mit
welch beglückendem Gefühle mag er den engen Raum betrachten,

Digitized by Google

wo endlich Ruhe seiner harrt. Hier an den Gräbern gedenkt er eines besseren Daseyns! — Wie entsetzlich müßte ein Zweifel hierüber seyn, wenn je ein Trapist ihm Raum in seiner Seele geben könnte!

(Schluß folgt.)

Brown's Atomensystem.

Brown's atomistische Forschungen haben, wie sich erwarten ließ und wie wir auch schon mehrmals in diesen Blättern bemerkt haben, viele Gegner gefunden. Einige derselben greifen aber Behauptungen an, die Brown gar nicht aufgestellt hatte. Wenn er z. B. sagte, daß die thätigen Elementartheilchen immer beinah denselben Durchmesser hätten; so schloß man sogleich, daß er in allen Körpern nur einerlei Atome anerkennte; und doch hatte er die Atomalbewegung von der thierischen Bewegung aufs Genaueste unterschieden, während man vorgab, daß er die Atome überhaupt, selbst diejenigen, welche aus unorganischen Körpern kamen, als mit Leben begabt betrachte.

Brown gab zwar keine ausdrückliche Erklärung von der Atomalbewegung, nach seinen Beobachtungen aber glaubte er annehmen zu dürfen, daß das Prinzip dieser Bewegung in diesen Elementarkörperchen selbst, nicht in der sie umgebenden Flüssigkeit beruhe. Seine Ansicht ward lebhaft bestritten; man stellte verschiedene Hypothesen auf, um diese Erscheinung zu erklären, ohne die Nothwendigkeit einer neuen Eigenschaft in der Materie annehmen zu müssen. So schrieb man ihre Bewegung bald der Abscheidung von Gasen, die sich an ihre Oberfläche hängten, bald einem hygrometrischen oder capillarischen Prozeße zu. Man wollte den Grund der Erscheinung in den Strömungen der Wasserausdünstung, in elektrischen Anziehungen und Abstoßungen finden. Die erstern Hypothesen hielten offenbar nicht Stich; die beiden letztern, die plausibler sind, sucht Brown in einer so eben erschienenen Abhandlung (Phil. Magaz. September 1829) zu widerlegen. Die Versuche, welche er zu dem Ende anstellte, scheinen sehr beweisend. Man gießt in reines Oel eine kleine Quantität Wasser mit der pulverisirten Substanz, die man untersuchen will, rüttelt oder rührt die beiden Flüssigkeiten so lange, bis das Wasser so viel als möglich vertheilt ist. Die Kügelchen, die $\frac{1}{50}$ bis $\frac{1}{100}$ im Durchmesser haben, sind jetzt mit Oel umgeben, das sich der Ausdünstung widersetzt, so daß ein Tröpfchen, welches ohne diese Vorkehrung fast im Augenblick verschwände, mehr als eine Stunde seinen Umfang behält. Während dieser Zeit aber sieht man die Stäubchen sich im Innern mit der gewohnten Schnelligkeit bewegen. Die Ausdünstung ist also nicht die Ursache ihrer Bewegung, aber auch die Anziehung ist es nicht. Für diese Anziehungen und Abstoßungen bedarf es wenigstens zwei solcher Körperchen, zwischen welchen dieselben durch Berührung oder mittelst eines flüssigen Conducters Statt finden. Nun hat man Tröpfchen, die nur ein einziges Körperchen enthalten. Dieses ist durch das umgebende Oel von allen andern getrennt, und doch bewegt es sich. Diese Bewegung wird also nicht durch eine elektrische Strömung erzeugt.

Um darzuthun, daß die Bewegung dieser Körperchen durch keine auf der Oberfläche wirkende Ursache entstehe, vermischt man nur wenig Oel mit einer verhältnißmäßig großen Quantität das man mit den Elementartheilchen belegt. In diesem Fall sich das Oel und kommt unter der Form von Kügelchen a Oberfläche. Wenn man diese Kügelchen beobachtet, so sind sie beinah ganz unbeweglich, während unterhalb und in dem Durchmesser des Wassertropfens die Bewegung mit großer Lebhaftigkeit vor sich geht. Wenn das Oel keine Bewegungen zeigt kommt Dieß wahrscheinlich von seiner Klebrigkeit her, welche Theilung nicht auf den letzten Punkt treiben läßt. In der verhielt sich das Wachs, das Harz und der Schwefel, die alle gleich dem Oel eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen schienen, wie die andern Körper, sobald man das Mittel fand, Agglomerationstendenz seiner Theile zu neutralisiren.

Van Diemensland.

Nach Briefen vom 1 Juni d. J., welche das Atlantic Journal mittheilt, ist die Regierung dieser Colonie gesonnen, den Civil- und Militärbeamten der ostindischen Compagnie, welche sich an der angegriffene Gesundheit in dem herrlichen Clima herstellen, auf Hobart Town begeben, Ländereien zu bewilligen. Dieß soll geschehen unter der Bedingung, daß sie innerhalb zwei Jahren (vom Zeitpunkt an, wo sie Besitz ergriffen haben) wenigstens fünf Sch. auf den Anbau des Morgens verwenden, falls sie sich in der Colonie aufhalten; oder 1 Pf. St., falls sie sich daselbst nicht aufhalten. Man hofft auf diese Art eine Anzahl reicher und ehrenhafter Ansiedler zu gewinnen. Die Stimmung der Schwarzen wird in diesen Briefen als sehr feindselig geschildert. Kürzlich machten sie einen Angriff auf die Niederlassung in den Pressen-Ebenen, unweit Sorrel, bei welcher Gelegenheit sie sieben Personen ermordeten und drei Pächtern alle Rinder, Pferde und Schafe wegtrieben. Die Aussicht zu ihrer Civilisation auf Brune-Island scheint bis jetzt wenig Nutzen gestiftet zu haben: die Alternative, ob es gelingt, sie einzufangen und zu zähmen oder ob sie im Widerstand gegen die wider sie ergriffenen Maßregeln zu Grund gehen, muß sich bald entscheiden. Die trigonometrische Aufnahme von Van Diemensland soll mit Nächstem an der Austern-Bai beginnen. Ein Agriculturverein war in Hobart Town im Begriff sich zu bilden. Der Wallfischfang, der dieß Jahr ungewöhnlich früh anfing, ließ reichliche Ausbeute erwarten; es bestehen zu dem Ende sechs Stationen, denen jede 4 bis 5 Boote verwendet. Von der neuen Colonie am Schwanenfluß versprach man sich — wenigstens für den Anfang, wo die Colonisten den größten Theil ihrer Bedürfnisse aus Van Diemensland werden beziehen müssen — bedeutenden Vortheil.

Eiserne Schiffe.

Kürzlich hat man in Liverpool ein 60' langes und 15' breites Schiff von Eisen vom Stapel gelassen; sein Gehalt ist zu 60 Tonnen berechnet. Um das Verkalken des Eisens zu verhindern, hat man es mit einem eigenthümlichen sehr dauerhaften Firniß bedeckt. Es soll weniger tief im Wasser gehen, als bei einem hölzernen Schiff von derselben Größe der Fall seyn würde. So hat man auch ein Dampfboot von Eisen in Liverpool erbaut, das seine Ruder nicht auf den Seiten, sondern im Mittelpunkt des Fahrzeugs hat und unter dem Wasser zwei Schiffen gleicht, die ein gemeinschaftliches Verdeck haben. Ersteres ist für den irischen Canal, letzteres für den Unterhandel in Irland bestimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

dum. 345. 11 December 1829.

er den Eingang des ersten englischen und russischen Allianztraktates mit der Pforte.

Englische Staatsmänner und Parlamentsredner und nament- Lord Strangford haben in der Sitzung des Parlaments vom Januar 1828 von der zwischen England und der Pforte be- uden Allianz als einer dreihundertjährigen gesprochen, ohne die Redner der Opposition auf die Widerlegung dieser fal- en Unwahrheit vorbereitet gewesen. Die Wahrheit ist, daß erste Bündniß zwischen England und der Pforte sich nicht er datirt, als vom 5 Januar 1799; dasselbe ist in der ktatensammlung von Martens (VII Bd. S. 333) aufgeführt, t aber bei Schöll. Die türkische Urkunde befindet sich in der anischen Reichsgeschichte Nuris, einem Foliobande von thalbhundert Blättern, welcher die Geschichte der sechs letz- Jahre des achtzehnten Jahrhunderts umfaßt. Wiewohl bei n Friedensschlusse von Sistow zum ersten Male sorgfältig darauf alten wurde, daß die türkische Urkunde mit der europäi- n auch in dem Eingange vollkommen gleichlautend sey, so tet der Eingang der türkischen Urkunde der englischen Allianz h ganz verschieden von der bei Martens, aus dem Journal de uefort genommenen französischen Urkunde, welche aber wohl eine Uebersetzung des englischen Originales ist. Dieser Un- schied ist um so bemerkenswerther, als der muselmännische rt auf eine für die brittische Seemacht sehr schmeichelhafte ise mit einer Anspielung auf das Meer beginnt; auch ist der gang nicht wie die Urkunde selbst türkisch, sondern arabisch ge faßt, und lautet wörtlich übersetzt folgendermaßen:

Lob sey Gott, der die Feincke des Fixsternenhimmels *) ch das Weltmeer der Wunder seiner Allmacht führt, und Freudenbotschaft kündende Winde sendet, um die Wo- n des Oceans seiner Größe aufzuregen; welcher die Ordnung r Geschöpfe durch die Kraft energischer Könige aus seinen lenern befestigt, und welcher den Islam (nach dem Ausdrucke s Propheten) „durch die Einigkeit mit Männern, welche nicht zu seinen Bekennern gehören", verstärkt. Wunsch und Gruß dem besten seiner Geschöpfe, Mohammed, welcher einander abge- neigte Herzen durch seine himmlische alluberwältigende Kraft zur Vereinigung berathen, und der die Lebern der Halsstarrigen an dem Feuer funkelnder Schwerter gebraten *).

Und Gruß und Heil über seine Familie, welche das Tau- werk **) des Haders und des Zwistes mit dem Wurfgeschütze ***) der Tapferkeit inmitten abgeschnitten, und welche die Schiffe der Bosheit mittelst der Querwinde überlegener Stärke †) in dem Zusammenflusse zweier Meere ertränkt und versenkt. Heil und Gruß über dieselbe, so lange donnerschwangere Wolken den Blitz in ihren Finsternissen tragen, und so lange siegreiche Wo- gen zum Untergange zu verschlingender Feinde zusammenschlagen.

Hier hört das Arabische auf, und es beginnt das Türkische mit der bei osmanischen Staatsverträgen gewöhnlichen Formel: „Der Beweggrund des Schreibens dieses Buches, welches mit Gewißheit behaftet, und die Ursache der Abfassung dieses Blat- tes, welches mit Wahrheit beeigenschaftet ††), ist folgende" und nun erst kommt der in der französischen Uebersetzung gegebene Eingang.

Der russische Allianzvertrag 14 Tage früher, als der eng- lische unterschrieben (Martens recueil VII Bd. S. 314; fehlt auch bei Schöll) ist gleichfalls mit einem arabischen in der fran- zösischen Urkunde ausgelassenen Eingange versehen, nämlich: „Lob sey Gott, der die Festen des Islams durch die Bänder gegen- seitiger Hülfe befestigt, der die Länder der Moslimin durch die Ordnungen verschiedener Herzen in Eintracht angebaut hat, denn dieses ist ein Beispiel groß und stark für die, so begabt sind mit Hirn und Mark. Und Gebet und Gruß über seinen Propheten, der gesendet worden durch seine Sanftmuth die Herzen zum Gu- ten zu beleben; und über seine Familie und über seine Gefähr- ten, welche die Bündnisse aufrecht zu erhalten sich bestreben.

*) Ein Wortspiel zwischen Fulk, welches, dasselbe Wort mit Feluke, ein Schiff bedeutet, und zwischen dem Namen des Fix- sternenhimmels (nach dem ptolemäischen Systeme), welcher Fe- lekelfelak d. i. der Himmel der Himmel heißt.

*) We sehewa ekhadil-mutemerredin bi neiran bewarik es- sujuf el habirot.

**) Merair.

***) Madafi, das arabische Wort für Kanone.

†) Nekbauss-ssaramet.

††) Tahrire Kitabi ssahbatnisab e sebebi tenmiki ssahifai hakikatintisab.

Heil und Gruß über sie, so lange die kreisenden Himmel kreisen und so lange Schiffe auf den Meeren reisen." In der Verstümmlung der Namen der gegenseitigen Bevollmächtigten haben sich die französische und türkische Urkunde Nichts vorzuwerfen. In der türkischen Urkunde der Reichsgeschichte steht der Name Sidney Smith als Sunei Jsmit. Die Araber in Egypten machten weit richtiger aus Sidney Sidna d. i. unser Herr, unser Eid; in der französischen Urkunde heißt der erste türkische Bevollmächtigte, der Obristlandrichter Rumilis, Jhmet statt Jßmet.

Dieß genüge vor der Hand als erste Kunde von dem noch nirgends genannten osmanischen Reichsgeschichtschreiber Nuri d. i. der Lichtvolle, welcher sich unmittelbar an Enweri *) d. i. den Erleuchtesten, so wie dieser an Waßif d. i. den Beschreibenden anschließt, dessen Werk im Jahre 1804 zu Konstantinopel in 2 Foliobänden gedruckt erschienen; Waßif's Geschichte geht nur bis auf den Frieden von Kainardschi; die Werke Enweri's und Nuris umfassen die folgenden 25 Jahre.

Hafis.

Hafis wird allgemein als ein Wunder von Beredsamkeit anerkannt. Er liebt räthselhafte Ausdrücke; weßhalb er den Beinamen Leßan-al-Gaib, der Geheimnißredende, erhalten hat. Seine Schreibart ist einfach und traulich, birgt aber immer eine unergründliche Tiefe der Reflexion und eine unerreichbare Erhabenheit des Gedankens. Die Dichtkunst war nicht das einzige Talent dieses Geistes; er zeichnete sich in vielen Wissenschaften, in der Kunde des Korans, und in jeder Erkenntniß der äußern und innern Welt aus. Seljud Cassem-al-Anwar, der selbst ein Schatz von Gelehrsamkeit war, hielt Hafis in hoher Ehre, und las unablässig die Sammlung seiner Oden; sie waren jederzeit die Wonne der größten Männer und Gelehrten**). Hafis hieß eigentlich Schemseddin Mohammed. Er blühte unter der Herrschaft des Hauses Moßaffir *); aber obgleich immer hochgefeiert von den Mächtigen fühlte er immer die größte Verachtung für die Welt und ihre Güter des Glücks, und lebte ohne Ehrgeiz, in freier Unabhängigkeit, wie er selbst sagt:

Gehst Du trunken von Wein und in Gold gekleidet vorüber,
Grüße mit freundlichem Gruß Hafis im wollenen Gewand.

Zu seinem gewöhnlichen Umgang gehörten Derwische, Einsiedler; doch verkehrte er auch zuweilen mit den Großen Vornehmen; und vermöge seines angenehmen und gefälligen Charakters war er auch bei der fröhlichen Jugend ein willkommener Gesellschafter; kurz bei Leuten aus allen Klassen war seine Gegenwart erwünscht. Seine Gedichte, ausschließlich lyrischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinen Schülern mit Fleiß gesammelt.

Sultan Ahmid, der zu jener Zeit in Bagdad regierte, hatte sehr gewünscht haben, Hafis an seinem Hofe zu sehen; der Dichter aber war nicht zu vermögen, seine Heimat mit Reichthum vertauschen. Er ziehe, sagte er, einen Bissen trockenes Brod zu Hause vor und habe keine Lust, fremde Länder zu besuchen. Er sandte jedoch als Zeichen seiner Verehrung dem Sultan ein Gedicht, worin er ihn als die Seele des Weltalls, als das höchste Geschenk der göttlichen Güte besingt, in welchem sich der Glanz der Geburt, der Ausbund aller Tugenden, mit allen Eigenschaften Würdigkeit vereinigt habe; alle Macht der Chosru's von Persien habe sich mit dem Ruhme Dschengischan's in Ahmid zu Bagdad verbunden.

Hafis besaß eine Gabe lebhaften Witzes, der sich in glänzende Einfälle und in die angenehmsten Scherze ergoß, von denen noch eine große Anzahl sich erhalten hat. Als Beleg führen wir ein Beispiel an. Als der Emir Timur Kurkan im J. d. H. 795 (n. Chr. 1392/3) Farsistan erobert hatte, ließ er Hafis zu sich entbieten und sprach zu ihm: „Ich habe mit diesem Schwert den größten Theil der Erde unterworfen, eine unermeßliche Anzahl Städte und Provinzen verheert, um den Ruhm und den Reichthum von Samarkand und Bochara zu mehren, und Du, ein unbedeutender Mensch, willst Samarkand und Bochara um das weiche Gesicht einer Schönen verschenken; denn Du hast in einem Deiner Verse gesagt:

Schenkte das Mädchen von Schiras ihr Herz mir, ich gäb' für
Buchara,
Samarkand um den Sammt rosiger Wangen dahin.

Hafis verdeugte sich bis zur Erde vor Timur und erwiederte: „„Ach, Herrscher, eben diese Freigebigkeit ist die Ursache des Elends, in dem Du mich siehst.““ Diese Antwort freute Timur so sehr, daß er ihn, statt ihm Etwas zu Leid zu thun, aufs Gnädigste behandelte.

Chodscha Hafis Schiraß starb noch in demselben Jahr und wurde in dem Bethaus (Musalla) von Schiras begraben. Der Sultan Abulcassem Baber Bahadir diese Stadt einnahm, errichtete Mohammed Mamal, einer seiner hohen Offiziere, ein prächtiges Gebäude über dem Grabe des Dichters.

*) In Rizo Neroulo's histoire moderne de la Grèce. Geneve 1827 p. 4 ist Enweri's Namen in Euweri, so wie der Tschelebisade's in Tzelabi-zudé entstellt; den Nuri kennt er ganz und gar nicht.

**) „Persien," sagt Langlès, „hat keinen Dichter, der sich mit Hafis in der Frische und Lebendigkeit der Farben, die er über seine Oden verbreitet, messen könnte. Die Meinungen sind jedoch sehr getheilt. Seine Anhänger verstehen unter den wollüstigsten Bildern seiner Dichtung bloße Allegorien, worin er die erhabensten Geheimnisse verberge; strenge Muselmänner dagegen finden darin allen Wahnsinn einer ungezügelten Leidenschaft. Beide Meinungen scheinen gleichmäßig übertrieben, denn aus der Natur seiner Oden, von denen einige den Geist himmlischer Liebe athmen, die meisten aber sichtbar von irdischer Leidenschaft begeistert sind, schließen wir, daß Hafis, je nach seiner augenblicklichen Stimmung bald das Kolorit der Andacht, bald der Sinnlichkeit gab." „Hafis Oden," sagt John Malcolm, „werden als Lieder gesungen, um den verliebten Jüngling zum Vergnügen aufzuregen, und als Hymnen rezitirt, um den frommen Greis mit dem Entzücken göttlicher Liebe zu erfüllen."

*) In Farsistan und zu Schiras.

h in dem Trapistenkloster zu Bellefontaine.

(Schluß)

Refectorium befindet sich im Erdgeschoß und hat die auf den Kirchhof. Die Tische sind in drei Reihen auf- und im Hintergrunde steht der Tisch des Pater-Su- uf einer Erhöhung mit eben der einfachen Speisege- t, wie die aller Uebrigen, einer länglichen Schüssel aus em Blech, und einem hölzernen Löffel ohne Tischtuch und te. Schlechte hölzerne Bänke sind die Sitze. Das Mahl kurze Zeit, und unmittelbar hernach geht Jeder zu Schlafstelle, um eine Stunde zu ruhen. Aber Himmel! Betten sind das! Drei flach zusammengefügte Bretter, eintuch, ohne Matratzen und ohne Streh; bloß ein viee- cettchen, auf welchem der Kopf etwas erhöhet ruht, und e Matter desto stärker zu machen, Alles nach Verhältniß z — Das ist das Lager, auf welches sich diese von der ligsten Arbeit des Tages ganz erschöpften Menschen ange- werfen. Ohne Feuerung selbst im härtesten Winter müs- sich von dieser Ruhestätte um zwei Uhr Morgens erheben, ou Kälte durchdrungen auf den mit Eis bezogenen steiner- nßboden der Kirche knien. Ist es wohl zu verwundern unter hundert Novizen kaum einer bei dem Vorhaben be- in dieser gesundheitmörderischen Grube zu bleiben. Das uns unser Führer, als wir eben einem jungen Bruder be- ten, der nur noch zwei Monat bis zur Beendigung seiner eit vor sich hatte; und die Vermuthung gab, daß er sie ig erstehen werde, und der Welt also wirklich bald abster- olle.

Das Novizlat dauert ein Jahr. Jeder, der sich darum be- , wird aufgenommen, vorausgesetzt, daß er volljährig und heirathet ist. Eine einzige Uebertretung des Gebots Stillschweigens genügt aber, ihn zurückzuweisen. Seine ee, sein Geld und seine Kostbarkeiten, so wie Alles, was i seiner Ankunft bei sich hatte, wird aufbewahrt. Tritt er t, ehe er das Gelübde abgelegt hat, so wird ihm das Alles tgestellt; hat er sich aber durch jenes Gelübde gebunden, es man nicht brechen kann, ohne als ein Abtrünniger be- tet zu werden — so hat er kein Eigenthum mehr; alle chliche Gesetzgebung ist in Absicht seiner Rechte fortan ohne kung; er hat sich des Gebrauchs seiner Vernunft — der übung seines Willens gänzlich begeben, und ist der stumme ve seines geistlichen Vaters geworden; darf gegen keine Un- thätigkeit murren; gegen keine Abgeschmacktheit Gründe ein- en. Zugleich mit der Verzichtleistung auf seine bürgerlichen hältnisse giebt er auch allen geistigen Besitz und alle ilnahme an der Gedankenwelt auf. Seiten ist ihm vergönnt, esen; schreiben darf er nie. Wissenschaften, Künste, Ge- hte, Poesie, Reisen — alles Das muß er vergessen, ist selbst flichtet, vorübergehende Erinnerungen dieser Art als eine :libringende Eingebung von sich zu weisen. Wie verkehrt :lu solches Klostergesetz! Es vereinigen sich Menschen, um die Nichtigkeit des irdischen Lebens nachzudenken, und ih- vergangenen Sünden wegen Verzeihung für den Tag des Gerichts zu verdienen. Sollte also nicht Alles, was die Seele zu dieser hohen Stufe der Selbstverleugnung erheben und sie in dieser Spannung erhalten könnte, von den Religiosen mit eben dem Eifer gesucht werden, mit welchem die Weltkinder nach Vergnügen und Zerstreuung haschen? Ihnen müßten Lamartine's erhabene Anschauungen und Chateaubriands beredte Werke die gewohnte Geistesnahrung seyn, um sie in der Abgezogenheit der Seele von der Welt zu erhalten. Aber nein! — So wie der Abbé Rancé vormals ihre Regeln erneuerte, so werden sie unverbrüchlich gehalten. Die Fächer der Büchergestelle sind mit Legenden und Spitzfindigkeiten der alten afrikanischen Schule angefüllt; mit Werken im schlechten Latein der frühern Jahrhunderte und der entarteten griechischen Sprache der morgenländischen Kirche. Alles dagegen, was die Einbildungskraft belebt und das Herz erweitert — jede geistvolle gedankenreiche Sprache ist auf immer verbannt. Die Ordensregel umfaßt Alles, genügt Allem. Nur zur vorgeschriebenen Stunde darf sich Geist und Gemüth erheben, und selbst jener große allein an diesem Orte herrschende Gedanke an die Ewigkeit darf die Seele nur auf das gegebene Zeichen beschäftigen. Man sollte nicht glauben, daß es in La Trappe auch noch Strafen giebt. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß über diese Mönche, deren ganzes Daseyn ja Nichts ist, als eine fortdauernde lange Züchtigung, noch Strafen verhängt werden könnten. Sie bestehen im Allgemeinen in Beschämung und Demüthigung; Mehr konnte ich darüber vom Bruder-Gastmeister nicht erfahren, da er sich weigerte, unsere Neugierde in dieser Beziehung zu befriedigen. Jeden Abend versammelt sich die gesammte Brüderschaft im Capitel-Saal, und hier muß Jeder mit lauter Stimme das Bekenntniß seiner Verirrungen ablegen: strafbares Verlangen, bedauernder, selbst unwillkürlicher Erinnern und Zurückwünschen der Vergangenheit muß bekannt werden, und der Bruder, welcher etwa Zeuge davon gewesen, muß aus Barmherzigkeit den Schuldigen anmahnen, wenn er eine Angabe vergessen sollte. Der Pater Superior verkennt die Strafe, welcher Jeder, dem sie vorgeschrieben wird, willig sich unterwirft.

Unser Umgang im Kloster hatte mich traurig gestimmt; aber der Capitelsaal hatte in mir einen ärgerlichen Eindruck hervorgebracht. „Wahrhaftig", sagte ich zum Bruder Gastmeister, „Strafen sind hier doch wohl überflüssig; ist es denn nicht hart genug, sich einer solchen Lebensweise unterworfen zu haben? — Denn Wer das nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann daran nicht glauben." — „Nun, mein Herr", sagte er mit unwilligem Schütteln des Kopfs, „ist die Sorge für das Seelenheil nicht nothwendig?" — Diese Aufwallung von Mönchshochmuth wurde indessen durch die Bemerkung, die Einer von uns machte, zurecht gewiesen, daß die göttliche Barmherzigkeit gewiß sich Dem nicht entziehen könne, der seine weltlichen und gesellschaftlichen Pflichten auch zu erfüllen strebte. Der Trappist räumte mit gesenkten Blicken ein, daß mehrere Wege zum Himmel führen könnten. — Und in der That, ein guter Landgeistlicher, der nach der Messe wohlgemuth durchs Dorf wandert, Gutes spricht und thut; Traurigen Trost bringt; gestörten Hausfrieden wieder herstellt; ein trauliches Mittagsmahl arglos bei seinen Nach-

Digitized by Google

barn einnimmt; und nichts Anstößiges daran findet, wenn man hier lacht und heiter ist — stiftet es nicht mehr Gutes — ist es nicht der göttlichen Gnade eben so werth, als der trübsinnige Mönch, der willkürlich durch gesuchte Pein sein Leben verkürzt? . . .

Wir kamen bei dem Waschhause vorüber, wo mehrere der Choebrüder arbeiteten; einige schürten das Feuer, andere schlugen mit Waschbläuen die Wäsche, und zwei Alte rangen die nassen Kutten aus und hängten sie über aufgespannte Seile. Sie sprachen in Zeichen zu einander, die sie augenblicklich verstanden; und alle Geschäfte gingen ohne Verwirrung und Mißverständniß und ununterbrochen fort; ich glaubte mich in eine Taubstummen-Anstalt versetzt. Unterdessen waren die Laienbrüder in den verschiedenen Werkstätten beschäftigt. Tischler, Wagner, Weber, Zeugschmide — von allen Handwerken sah man Arbeiter. Andere begegneten uns mit Tragekörben auf dem Rücken; oder mit Gespannen von Pferden, mit welchen sie zur Feldarbeit hinauszogen; Nichts glich hier der weichlichen Wohlhabenheit der Bernhardiner, noch der widerlichen Fauheit der ehemaligen Bettelmönche. Die Trappisten sind zu beklagen, aber sie geben zu keiner Klage gegen sie Anlaß: sie sind arbeitsam, bauen das Land fleißig an, und betteln nicht. Mehrere Landesbezirke verdanken ihnen Verbesserungen im Ackerbau, und also Vermehrung des Ertrags. Sie haben keinen moralischen Einfluß auf die Bewohner der Umgegend, denn ihr Beispiel bietet der Nachahmung keinen Vortheil dar. Uebrigens ist es denn nicht gut, daß dem allzutief von Reue durchdrungenen Gemüthe sich ein Zufluchtsort öffne? — Mit solchen Gedanken war ich auf unserm Rückwege bis zur Pforte gelangt; ich erkundete mich, daß einige Worte von Almosen — von barmherzigen Seelen gesagt worden waren, welche die Klostergemeinde unterstützen, und ich wagte halb verlegen einen Louisd'or in des Bruder Gastmeisters Hand zu drücken, dessen auszezeichneter Anstand und leichte edle Art zu sprechen mich fast fürchten ließ, ihn dadurch zu verletzen. Er verbeugte sich ehrerbietig, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte: „Gott vergelte es Ihnen."

Ueber die stinkenden Nebel, die sich im Mai dieses Jahres in den Niederlanden zeigten.

Die stinkenden Nebel, welche in wissenschaftlicher Beziehung bisher völlig unbeachtet geblieben sind, ziehen gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und sind für mehrere Naturforscher in Deutschland der Gegenstand besonderer Untersuchungen geworden.

Am 21 Mai dieses Jahres sah man zu Leuwen (Löwen), nachdem man siebenzehn Tage hindurch trockenes und kaltes Wetter gehabt hatte, das sich indessen durch einen beinahe täglichen Thau auszeichnete, plötzlich den Himmel sich verdüstern und dicke Wolken die Luft durchziehen; man würde den Ausbruch eines Ungewitters erwartet haben, wenn man dieser nicht seit längerer Zeit bereits ganz entwöhnt gewesen wäre. Gegen sieben Uhr meldet sich der Donner, aber bald darauf verschwinden die Wolken und machen einem stinkenden Nebel Platz. Mit unglaublicher Geschwindigkeit wurde die Luft klar und darauf erstickend, feucht und kalt. Der Wind, der [illegible] Süden gelaufen war, ging nach Nordosten. Der Bar[ometer] eine halbe Linie; der Hygrometer bezeichnete Trocken[heit] nometer Dichtheit, der Electrometer Plus. Zwei Ta[ge] Erscheinung dieses Nebels sank die Temperatur um 8° R[eau] Gestank vermehrte sich bis gegen Mitternacht; am 22 [Mai] des Morgens begann er nachzulassen, und um 10 Uhr [war] mehr wahrzunehmen. Des Nachts — Thau auf positiv[en] niederen Pflanzen und Nichtleitern der Electricität; [sie] 2° wärmer, als die Luft. Des Morgens wurde die [Luft] hochtreibenden Nebel eingenommen, bekam indessen die [alte] Durchsichtigkeit wieder. Den 23 reine Luft des Morgens, [kein] noch Thau auf Zink, worauf noch gegen neun Uhr [Tropfen] sichtbar waren, auf electrischen Nichtleitern, auf Erdbeer[en] Grase. Um zehn Uhr Staubregen, der mehrmals wiederkehrt [und] einen starken Wind aufhört. Um 6 Uhr des Abends [wird] der still, es fällt wieder ein Staubregen, und noch ehe [er] hört, wird man bereits den Gestank des Nebels gewahr. [Er] wird stärker. Um 9 Uhr heitert sich der Himmel auf, [er] zerstreut sich, kehrt indessen die thautragenden Pflanzen [wie] man diese des Morgens untersucht, findet man sie sämmt[lich] nur mehr oder weniger, nach ihrer verschiedenen electri[schen] schaffenheit; es hat daher zugleich mit dem Thau ein [Nie]derschlag statt gefunden. Des Nachmittags Gewitterwolken; [diese] ziehen sich und die Luft wird wieder klar. Am 25 des [Monats] nur auf Glas Thau, was eine der merkwürdigsten Erscheinungen [ist]. Die niederen Pflanzen, die sonst immer feucht auf werden, [sind] trocken geblieben; des Abends Zurückkunft des Nebels, der indessen nicht stark ist und nur wenige Stunden dauert.

Woher kommt die so auffallende Kälte, welche die Erscheinung eines stinkenden Nebels hervorruft? Sie kann nicht gleich dem [kalten] und feuchten Nebel der Wirksamkeit der kalt geschrieben werden, da nach dem Zeugniß des Manometers der flüssige Stoff verdickt wird und folglich, statt Kälte zu erwecken, vielmehr Wärme entwickelt. Man muß daher eine andere Ursache suchen; und [diese] det sich unserer Meinung nach in der Veränderung des [natürlichen] Wärmestoffes in electrischen Wärmestoff. Für diese Ursache [spricht] wenigstens der Geruch des stinkenden Nebels, der vollkommen [dem] der freien Electricität gleicht; auch zeigt der Electrometer [hier] Plus.

Der stinkende Nebel, welcher sich zu Leuwen zeigte, erschien [auch] zu Maastricht. Hier hatte man denselben immer zur gleichen Zeit, nur an verschiedenen Tagen, nämlich am 22, 24 und [25]. Die erste Erscheinung desselben wurde durch ein schweres Ungewitter angemeldet, das hoch in der Luft ausbrach und Hagel mit Regen vermischt herabsandte. —

Konst en Letteren.

Holländische Literatur.

Ein Werk, welches in den Niederlanden großes Aufsehen [erregte] obgleich mancher etwas zu leicht hingeworfenen Urtheile [Tadel] und Beifall gefunden hat, ist J. Bowring's Skizze der [holländischen] Sprache und Literatur, (Sketch of the Language and Literature of Holland), worin so oft in Amsterdam ein Nachdruck [gemacht] worden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

die des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

III. 346. 12 December 1829.

Das spanische Theater.

Blüte und Verfall.

n finstern, bigotten Philipp III, welcher zwölf Jahre vor Vega starb, folgte Philipp IV, ein leidenschaftlicher Freund. Er zog Gelehrte an seinen Hof und beinstigte Theem Keelse mit jenen impeovisieten Komödien, welche in Italien an der Tagesordnung waren. Er soll sogar Lulge dramatische Stücke geschrieben haben, welche als = eines Schöngeists von diesem Hofe (por un ingenio corte) aufgeführt wurden; unter andern eines mit dem „Sein Leben für die Dame opfern." Dieser Umstand noch die durch Lope de Vega gemachte Anregung, und = e die glänzendste Epoche des spanischen Theotees vor. Linzahl Nachahmer folgten den Fußstapfen des anerkannteistees, blieben aber weit hinter ihm zurück. Eest gegen nde der Regierung Philipps IV trat ein Nebenbuhler er jenen entthronen sollte, Calderon de la Barca.

bei einer zwar minder reichen aber fügsamern Phantasie, beinah gleich wunderboren Fruchtbarkeit, bei demselben : fast eben so der Dicht- als der Versekunst war es Colvorbehalten, wie durch das Glück, so durch die Mängel Vorgängees belehrt, ihn nicht nur zu besiegen, sondern) in Vergessenheit zu bringen. In seinen religiösen Schou, t (autos sacramentales), die on den großen Festtogen dem Schutze der Regierung öffentlich aufgeführt wurden, Colderon bald alle seine Vorgänger überholt, und wuede einem seiner Nachfolger ereicht. Sein Ruf und sein nst waren in diesem Foche so groß, daß er durch ein t das Privilegium des Theoterdichters für die Hauptstodt as Reich erhielt, und dieses Monopol auch 37 Jahre

Nicht minder berühmt wuede Calderon buech seine he n Dramen, welche zwae heut zu Toge wie die kiechlichen ien in Mißkredit gekommen sind, damals aber in gleich Ehren standen. Sie nahmen in der dramatischen Kunst dieselde Rongfinfe ein, wie die Ritterromane in der erzählenden Literatur. Aus den Büchern durch Don Quixote gepeitscht schienen sie sich auf das Theater geflüchtet zu haben. Um eine Vorstellung von dem Inhalt dieser Schouspiele zu geben, führen wir von einigen derselben die Titel an: Das Leben der Semieomis, die Nattern der Kleopotra, die Eifersucht Rodomonts, die Thaten Rolands und des Riesen Galafre auf der Brücke von Amantible ꝛc. Calderon darf als Vater der Mantel- und Degenstücke (Comedias de capa y espada) betrochtet werden. Sie glänzen zwar so wenig buech die Erfindung, als buech die Charakterzeichnung; man findet in ihnen alle Arten von tapfern und begünstigten Liebhadern, von veeliebten Dämchen, eifersüchtigen, klogenden Nebenbuhleen, schwachen Vätern, raufelischen Brüdern, vertrauten, naseweisen und kuppleelschen Dienern; — immer die gleichen Elemente, die gleiche Art von Inteigue und Abentenern. Aber welch unendliche Manchfaltigkeit von Combinationen in den Zwischenfällen und den Endergebnissen! Welche Beweglichkeit, welche Lebendigkeit, welche Fülle! Der Zuschauer eilt sonst dem Dichter gewöhnlich zuvor. Bei Calderon ist es das Gegentheil; der Zuschauee von dem Wiedel des wundervollen Lebens, das ihm vorgezaubert wird, ergriffen, hat Mühe ihm zu folgen. Wenn die dramatische Kunst allein doein bestünde, eine Handlung vorzubereiten, zu verwickeln, die Zwischenfälle, die Ueberroschungen zu häufen, und den Knoten fest zuknüpfen, um die verwierten Fäden mit einem Mal zu zerschneiden, so wäre Colderon der beste Komiker von der Welt. Während seiner langen Laufbahn, welche mit seinem dreizehnten Jahre begonn und über sein achtzigstes Jahr dauerte, eeschien und blühte neben ihm Moreto, sein Nebenbuhler im Ruhm wie in Spanien so bei den fremden Nationen. Moreto steht Calderon in der Erfindung und der Anlegung des Planes nach; aber seine Ausführung ist klarer, seine Handlung ist weniger verwickelt, und schreitet freier vor. Er überladet seine Stücke nicht mit Episoden, und da er den Knoten nicht so fest schnüet, so entwieet er ihn mit mehr Leichtigkeit. Moreto hat nicht immer den besten Geschmack: man meekt zu sehr die Schule; dogegen hat er wenigee als Calderon jene übeefeinen und gekünstelten Sentenzen, jene hochtrobenden und leeren Tiroden, jene abgeschmackten Nebenscenen, welche das spanische Theatee veeunstalten. Sein Stil ist einfacher, sein Versbau leichtee, sein Dialog lebendiger und seine Scherze sind natüelicher. Wenn

ortsetzung des Aetikels in Nr. 237 folgg.

alle europäischen Theater unter sich wetteiferten und das spanische durch ein einziges Stück repräsentirt werden sollte, so könnte man unter den zahllosen Reichthümern, welche es besitzt, nichts Besseres wählen, als Morelos Komödie el Desden con el Desden, wovon Moliere in seiner Princesse d'Elida eine farblose Copie giebt. Moreto nimmt nicht bloß in dem Intriguenstück einen ehrenvollen Platz neben Lope und Calderon ein; er hat dadurch eine neue Bahn geöffnet, daß er Charakterstücke (comedias de figuron) dichtete, in denen die Handlung, die bisher unter alle Personen einer zwei- und dreifachen Intrigue vertheilt war, seit in einem einzigen Menschen concentrirte, welcher irgend ein Laster oder eine Lächerlichkeit personificirte. Dahin gehören seine Komödien el Lindo don Diego und el Marquez de Cigarrol, besonders die letztere, deren Held, ein Edelmann, und zweites Don Quixote über dem Aufzählen seiner Ahnen und dem Durchlesen seiner Pergamente zum Narren wird. Diese glückliche Neuerung, für deren Urheber er gelten kann, reicht hin, ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Meistern des Theaters anzuweisen.

Zu gleicher Zeit mit ihm lebte ein anderer Dramatiker, welcher zu seinen Lebzeiten noch nicht die Anerkennung fand, die ihm nachher zu Theil ward. Durch ein unerklärliches Spiel des Zufalls blieb er dem Auslande in solchem Grade unbekannt, daß die berühmtesten Kritiker, Signorelli, Sismondi, Schlegel ihn nicht einmal nennen. Bouterweck ist der Einzige, der seiner, jedoch auf oberflächliche, nichtssagende Weise erwähnt. Dieß ist der Mönch Gabriel Tellez, der aus seinem Klosterwinkel unter dem erdichteten Namen Tirso de Molina eine große Anzahl Stücke auf das Theater lieferte, welche später von seinem Neffen gesammelt und herausgegeben wurden. Vielleicht ist er minder sinnreich als Calderon, minder fein als Moreto, alle Dichter seines Landes aber übertrifft er an Schalkheit und Muthwillen. In der Wahl seiner Sujets hält er sich wenig an die Regel, und fälscht selbst noch das Wahrscheinliche. Auf was er ausgeht, ist, seinem launischen Spottgeist freies Spiel zu lassen, er mißbraucht die Freiheit der Sprache bis zur Frechheit, und lästert mit seinem kecken Witz alle Mächte der Erde und des Himmels; er verschont Nichts, greift Alles an, was ihn genirt oder belustigt, und macht seine Komödien zu einer Reihe beißender Epigramme. Um die Art seiner Dichtung durch Analogie zu bezeichnen, hat man keinen Dichter, der ihm gliche, als Beaumarchais; und in der That haben diese Beiden eine auffallende Aehnlichkeit. Unter allen Stücken der spanischen Komödie müßten die des Tirso de Molina vorzugsweise gefallen, und doch sind sie die am Wenigsten bekannten.

Die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist die glänzendste Zeit des spanischen Theaters. Der Geschmack des Königs und der Nation hatte alle talentvollen Köpfe der Gelehrtenwelt auf diese Laufbahn — die damals ruhmvollste und gewinnreichste — geworfen. Außer den drei großen Meistern, welche eine genauere Schilderung verdienten, gab es noch eine Masse von Schriftstellern zweiter Ordnung, deren Namen wir wenigstens aufzuführen uns verpflichtet fühlen. An ihre Spitze muß Francisco de Rojas gestellt werden, der in Moreto's Fußstapfen trat, und ihm in manchen Vorzügen gleich kommt, auch in seinen Mängeln übertraf. Nach ihm kam de Castro, Velez de Guevara, Ruiz de Alarcon, Tamante, Mendoza, Belmonte, die Figueroas, Cruz, Salazar, Vances Candamo, welche sich alle, wenigstens seine vorzügliche Stücke, ausgezeichnet haben.

Die Unglücksfälle, welche das spanische Reich in Regierungsjahren Philipp's IV danlederbeugten, und mit trauern, welche die spanischen Theater nacheinander hielten, gaben der dramatischen Kunst den ersten Stoß dieses Fürsten (1665), der ihr eifrigster Beschützer gewesen das Zeichen zu ihrem plötzlichen und völligen Verfall Nachfolger, der schwache Karl II, war noch in seiner Unheit, und die Königin-Regentin bezeichnete den Anfang Regierung mit einer in der Literargeschichte der Völker einzigen Verordnung. Sie befahl, „daß alle Lustbarkeiten ren sollten, bis ihr Sohn in dem Alter wäre, dem zu finden." Obgleich dieser Befehl nicht streng wurde, so begreift man doch leicht, welche Wirkung in einer Zeit haben mußte, wo die Künste dem Schutze der Großen gedeihen konnten. Aus einer lipp IV gerichteten Denkschrift des Schauspielers Cristoyago Ortiz im J. 1632, ersehen wir, daß man trotz boten des Raths von Castilien in Spanien über vierzig Schauspielertruppen zählte, daß es wenig Städte, ja selbst Flecken gab, die nicht ihren Schauspielsaal besaßen; und doch sah man bei der Vermählung Karls II, welche mit aller möglichen Pracht gefeiert wurde, kaum drei Banden für die Hofschauspiele zusammenbringen.

In dieser Zeit des Verfalls stützte noch ein einziger Mann das wankende Theater. Der berühmte Geschichtschreiber der Eroberung von Mexico, Solis, weihte seine glänzende Einbildungskraft, seinen liebenswürdigen Geist und die reichen Hilfsmittel seines Stils der heimischen Bühne. Er hinterließ mehrere Schauspiele, würdig der ihm vorangegangenen Zeit, worunter sein Amor al uso eines der besten Stücke, das seine Nation aufzuweisen hat. Mit Solis erlosch das spanische Theater, bis Geschichte zwischen ihm und Lope de Vega liegt. Mit der Thronbesteigung Philipp's V begann der französische Geschmack seine Herrschaft und führte wenigstens am Hof die Sitten des Hofes von Ludwig XIV ein. Die Spanier, die Verehrer und Nachahmer der Franzosen, begnügten sich jetzt, ihre Uebersetzer und Kopisten zu werden. Zwar wurden im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts von Zamora, Cruzares, Luzan und Jovellanos Versuche zur Wiedergeburt des Nationaltheaters gemacht, aber ohne dauernden Erfolg; und man muß, um Originalwerk zu finden, nach den kleinen Stücken eines Ramon de la Cruz bis auf den Anfang unseres Jahrhunderts und Martinez de la Rosa herabsteigen.

Die Zeit der Blüte des spanischen Theaters war, wie man so sagen darf, übel gewählt. Einerseits war auch der Neigung, nach den strengen Studien und den großen Werken des sechzehnten Jahrhunderts der schlechte Geschmack in alle der Literatur eingedrungen und mußte nothwendig auf

acken; andererseits boten die übrigen Nationen Euro- kein Muster der Nachahmung. Diese beiden Umstände n spanischen Schauspieldichter ohne Zügel und Führer. det daher in ihren Werken mehr Erfindung, als Beobach- ehr Einbildungskraft als Verstand, mehr Begeisterung mack, mehr natürliche als erworbene Vorzüge. Daher spanische Theater weniger eine Gallerie von Porträten, Art Zauberlaterne, worin tausend seltsame Figuren in ltdunkel durch einander huschen.

en fernern noch bedeutendern Fehler kann man großen enselben Ursachen zuschreiben. Rousseau behauptete, daß nter, weit entfernt, zur Besserung der Sitten beizutra- e Beispiele und nützliche Lehren zu geben, vielmehr oft hule des Aergernisses und der Unsittlichkeit sey. Schade, das spanischer Theater nicht kannte. Damals hätte seine scheinende Behauptung sicherlich triumphirt. Statt dem rundsatz und Wahlspruch des Theaters treu zu bleiben, die spanischen Schauspieldichter alle Rücksicht für den der bloßen Belustigung geopfert und Das sich zum Ziel was nur Mittel hätte seyn sollen. Es ist wirklich eine ndr Erscheinung, wie sie ohne böswillige Absicht, ohne ir- nur Bedrücklichkeit mit der unbefangensten Naivetät jeder chkeit Zaum und Zügel schießen lassen. Mit Recht sagt derer Kritiker: „Man sieht die verworfensten Gesinnun- nd Handlungen unter den reizendsten Farben geschildert rügereien, Kniffe, Treulosigkeiten, Häusereinbrüche, ätzlichkeiten gegen die Obrigkeit, Ausforderungen und mpfe auf die ernsten Ehrengründe, Entführungen, Ge- ttern, Possenreißereien, Kuppeleien ꝛc. Dieser Grundfehler e die so oft gegen das Theater angewendete Strenge der ung erklärt und gewisser Maßen rechtfertigt, ist nicht ufällig und gewissen Individuen eigen. Alle Schauspiel- , ohne Ausnahme, theilen ihn mehr oder weniger. Wenn rgendwo eine nützliche Lehre findet, so danke man sie dem r nicht; der Plan oder die Anlage hatte sie herbeigeführt, chter sie nicht gesucht. Ihr einziger Zweck ist die Bein- g und der Beifall des Publikums. Da findet sich keine von Philosophie, von Sittlichkeit, von einem Streben nach em. Man könnte sagen, die Dichter und das Publikum übereingekommen, daß ihre Unterhaltung kein gutes Früchte trage, daß sie von der Kirche und dem Staat verworfen , und daß das Theater nothwendig als schlechter Ort im edit bleiben müsse. Eine um so auffallendere Erscheinung, e Mehrzahl der Schauspieldichter dem kirchlichen Stande örten, denn die fünf Großmeister der spanischen Bühne Lope ga, Calderon, Moreto, Tirso de Molina, Solis waren Geist- — Ein Umstand, der die ernstesten Betrachtungen er- n muß!

Die neuen und die alten Römer.

n hohe Meinung von der sittlichen und politischen Größe der Römer hat lange Zeit einen höchst nachtheiligen Einfluß auf ationen der neuern Zeit geübt.

Es ist wahr, die Ueberlegenheit an Waffen und Rüstung setzte die Römer in Stand vergleichweise unbewahrte Barbaren zu unter- jochen; es ist wahr, gewandte Politik von ihrer Seite und innere Uneinigkeit von der andern Seite gab ihnen Griechenland in die Hände; aber es ist eben so wahr, daß ihre Ueberlegenheit der Klug- heit und der Kriegskunst auf alle Art übertrieben wurde; eben so wahr, daß ihre Historiker durch Unterschiebung von Motiven, deren ihre Landsleute niemals fähig waren, dieselben mit dem Glanz der Tapferkeit und Tugend umgaben, wann die Wirklichkeit nur Grausamkeit und Verbrechen sah. Daher hat die römische Literatur auf die Einbildungskrafe, den Geschmack und die sittlichen Gefühle des modernen Europa's höchst ungünstig eingewirkt. Es ist diese Literatur selbst, die ein System der unehrenhaftesten, fühllose- sten Plünderung in Schutz nahm, ein grobes Plagiat der griechi- schen: der rohe Sinn der Römer vermochte kaum die Einfalt, die Feinheit und die Würde des griechischen Gedankens zu erfassen, ge- schweige denn in vollem Maße auszudrücken; sie übersetzten und kopir- ten ihn. Virgil, Terenz und Cicero waren bloß dürftige Nachbe- ter von Homer, Menander und Demosthenes. Ihre Literatur stand somit im bewundernswürdigsten Einklang mit ihrem sittlichen und politischen Charakter. Ihre schönen Künste desgleichen. Denn für diese hatten sie durchaus keinen Sinn; sie konnten der Versuchung nicht widerstehen, Obelisken aus Egypten, Standbilder aus Grie- chenland, und Marmorsäulen aus allen Ländern zu stehlen, obgleich sie diese nie mit ihrer Architektur in Einklang zu bringen wußten. In ihrer Hab- und Plünderungssucht aber füllten sie mit Obelis- ken, Standbildern, Säulen, Palästen und Tempeln Räume, wohin sie nicht paßten, und glaubten durch diese chaotische Aufhäufung den Zenith der Größe zu erklimmen.

Die Literatur und die Künste Italiens haben allerdings zweimal eine classische Zeit; aber beide Mal waren sie auch von demsel- den berühmten Volke erborgt, dem die europäische Gesittung Alles verdankt, dessen sie sich rühmen kann. Die Griechen sind es, welche mit dem Falle Konstantinopels die Künste wieder nach Italien füh- ten und dessen Skulptur, Malerei und Musik ihr Gepräge auf- drückten. Rom war außer seiner Weltplünderung nie Etwas gewe- sen, wozu es nicht durch Griechenland gemacht worden wäre.

Keine Bemerkung ist vielleicht häufiger und zugleich unwahrer als daß der moderne so ganz von dem alten Charakter der Römer differire. Eine Veränderung hat allerdings Statt gefunden. Sie sind ebenso von einander verschieden, wie der Dieb von dem Räuber. Der alte oder kriegerische Römer war ein tapferer Räuber; der moderne oder päpstische Römer ist ein verschmitzter, feiger Dieb.

Geldsucht war bei den alten Römern der hervorstechendste, und wir dürfen sagen der Grundzug ihres Charakters. Damit verband sich jene finstere Anmaßung und Insolenz, die aus jedem Punkte ihrer Geschichte spricht.

Die modernen Römer fallen dem Reisenden als eine blasse, fühllose, finstere, mißvergnügte, grämliche, anmaßende und insolente Menschen- gattung nicht minder auf. Die niedern Classen sprechen selten, außer wann sie ein Almosen betteln, und dieses reißen sie dem Geber aus der Hand, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihm zu danken oder das geringste Zeichen von Zufriedenheit von sich zu geben. Die höchsten

Classen zeichnen sich durch dasselbe finstere, mißvergnügte Wesen aus. „Es liegt in der finstern Arroleng der Römer," sagt Gnliffe, „in ihren mürrischen bösartigen Blicken ein gewisses Etwas, welches daran erinnert, was sie in den Tagen ihres Glückes waren."

Zu hohe Schätzung seiner selbst ist von Mißschätzung Anderer unzertrennlich. Der Mangel oder die auffallende Schwäche individueller oder häuslicher Zuneigung war ein auffallender Charactercug der alten Römer; diese Zuneigung ist immer eine weichere Stimmung, über welche die stärkeren Leidenschaften triumphiren. Daraus erklärt sich die Opferung der Söhne des Brutus, daher so viele scheinbar großartige Züge, die man uneichtig gedeutet hat; daher auch die zahllosen Akte der Inhumanität, die dem Römer Reichthum, Lust und Macht erwarben.

Bei den heutigen Römern zeigt sich derselbe Mangel, oder vielmehr derselbe äusserst geringe Grad von individueller und häuslicher Zuneigung. Das Weib eines römischen Banditen stieß, im Geiste altrömischer Tapferkeit, ihrem Kinde den Dolch ins Herz, daß sein Gewimmer nicht den Versteck seines Vaters verriethe. Selbst die Religion der Römer trägt den Stempel dieser Charakteristik. Solchem Christenthum allein war es aufbehalten, männliche Kinder zu verstümmeln, um Sopransänger daraus zu machen, und die Lust in Denjenigen zu entzünden, die sie zwar nicht verstümmelt, aber dem Gesetze der Ehelosigkeit unterwirft. Dieses Gesetz konnte nur aus einem Volke kommen, in welchem die Familienliebe gar nicht, oder nur in niederm Grade vorhanden ist. Durch Isolirung seiner Agenten von jedem nichtkirchlichen Interesse diente es indeß ungemein gut, die Absichten des modernen Roms auf Reichthum, Vergnügen und Macht zu realisiren.

Für die Arglist der alten, wie der modernen Römer, in der Italiener fast im Allgemeinen bedarf es keines Beweises: jede Seite der Geschichte der einen, jeder Akt in dem Volksleben der andern stellt solche ins hellste Licht. Mit der Rachsucht ist es dasselbe Fall. War die Feindschaft der alten Römer gefährlich, so ist es nicht minder die der neuern. Sie brüten über ihren Unbilden mit einem Grad von Bosheit, dem keine Grausamkeit zu groß ist, und mit einer Beharrlichkeit, die ihr Ziel Jahrelang verfolgt, und mit einer Leidenschaft, die um so tiefer geht, als der Ideenkreis, in dem sie leben, äußerst beschränkt ist.

Unerschütterliche Beharrlichkeit war auch ein Zug in dem Charakter der Altrömer. Wenn jene, da Hannibal vor Roms Thoren, oder die Gallier am Fuße des Kapitolinms lagerten, keinen Finger breit von ihren Forderungen abwichen, so hat auch die päbstliche Macht kein Jota von ihren übertriebensten Ansprüchen aufgegeben, auf welchen sie in diesem Augenblick noch so fest besteht, als in den Tagen Gregor's VII.

In Hinsicht der Habsucht ist der Charakter der alten Roma von Anfang bis ans Ende gleich markirt. Die ersten Römer waren ein Verein von Räubern, und sie hörten auch nicht auf zu rauben, so lange es noch eine Nation gab, welche zu berauben die Mühe verlohnte; ihre Größe war das Resultat keiner andern Kunst oder Wissenschaft, als der Raubsucht und der Schändung der Menschheit; sie fielen, als die geplünderten Nationen von ihnen die Kunst der Waffen erlernt hatten, und im Stande waren, ihr Eigenthum zu beschützen. Der Waffenlist und der Gewalt Betrug machten sich die modernen Römer all die Unwissenheit und Aberglauben der Menschen zu Nütze, um Selbstständigkeit zu rauben; und es gelang ihnen [illegible] leichterer Mühe und nicht geringerem Erfolg, als ihre durch Waffengewalt. Indem sie jeden guten Christen [illegible] zinsbar machten, haben sie seit Jahrhunderten aus manchen Staaten weit größere Einkünfte als die jeweiligen sten bezogen; und nahm ihr Einfluß in einem Zeitalter nd, so stieg er in einem andern.

Der wollüstigste Luxus in den wildesten Excessen war Zeugniß der Geschichte ein altrömisches Laster. Ihm [illegible] der Reiche auf Kosten der Menschlichkeit, der Ehre und [illegible] die lange Reihenfolge der Kaiser enthüllte dasselbe in einem [illegible] die Welt vorher nie erlebt hatte. Die modernen Römer [illegible] den Ruf eines gleichen Hangs zur Wollust erworben. [illegible] der Sündenpfuhl von Europa, und Rom von Italien. [illegible] aus einer noch nicht fernen Zeit sind — merkwürdig genug [illegible] gen Fürsten Europas, welche es in dieser Hinsicht [illegible] Kaisern gleich', wo nicht zuvor gethan haben!

Ecole des Cartes zu Paris.

Vermöge einer königlichen Ordonnanz soll mit dem gewöhnlichen d. k. J. die Ecole des Cartes, die Ludwig XVIII im J. 1821 gestiftet hatte, die indessen seitdem wieder ganz in Verfall kommen war, aufs Neue eröffnet und später in zwei Cursus getheilt werden: 1) der Cours elementaire, welcher sich auf die Archive des Reichs beschränken und bloß die Urkunden der verschiedenen Perioden desselben entziffern und lesen lehren soll; 2) der Cours de Diplomatique und Paleographie française, worin die verschiedenen Sprachen des Mittelalters gelehrt, die Kritik der Manuscripte dieser Periode geübt und besonders das Urtheil über die Echtheit und den Werth der Documente jener Zeit geschärft werden wird. In dieser Schule, in welcher sich mit dem Januar 1831 wenigstens [illegible] und höchstens acht Zöglinge mit Stipendien von 800 Franken [illegible] den müssen, werden bloß Studirende zugelassen, die bereits [illegible] Baccalaureat-es-Lettres erhalten haben. Diejenigen unter den Studirenden, welche nach dem Durchlaufen der angeführten [illegible] Course sich dieser Auszeichnung am Würdigsten zeigen, erhalten Patent als Archiviste paleographes, welches ihnen vor allen Candidaten Ansprüche auf alle bei den Bibliotheken und Archiven des Königreiches (mit Ausnahme der Bibliotheque du Roi und [illegible] Richelieu) erledigte Stellen giebt.

Bestechung in der Türkei.

In einer Zeit, wo die russischen Truppen an der [illegible] in Folge der Sperrung des Bosporos in der größten Noth [illegible] befrachtete ein europäischer Kaufmann zu Konstantinopel [illegible] gendes Schiff mit Rum, Caffee, Zucker u. s. w., [illegible] fehlshaber und sandte die Ladung die Donau hinauf [illegible] welche die türkischen Festungen belagerten. Der Sultan [illegible] laubte mehreren neuerbauten Schiffen, mit Ladungen versehen, den Bosporos zu passiren und in die russischen Häfen am [illegible] Meere zu gehen; dieß selbst in der That das System der [illegible] keit in's Große getrieben!

Mac Farlane's Constantinopel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
die des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nm. 347 und 348. 13 und 14 December 1829.

Das todte Meer *).

Lugentes campi: sic illos nomine dicunt,
— tristique palus inamabilis undâ — Virg. Aen. VI.

I. Jerusalem.

Er den Monat März in Jerusalem zugebracht hat, und Sitte Fernsicht von einer hohen Plattform übe: einen der ndsten Schauplätze der Vergangenheit zu schätzen weiß, rd, wenn er nicht ganz undankbar ist, das lateinische Klo„Unserm heiligen Erlöser" nie vergessen. Der März ist in so wetterwendischee und stürmischer Monat, als im Europa's, und ändeet Farbe und Schmuck der Landschaft em einzigen Tag unendliche Mal. Das darf jedoch als ebelstand betrachtet werden; Jerusalem ist in seine türkiMauern so eng und fest eingepackt, daß man ohne einen Wechsel des Anblicks über der im Allgemeinen herrschenden migkeit leicht einschlafen könnte. Die grauen Wolken as oerschwemmte, matte Grün unsrer Gegenden zu dieser Sgeit sind nicht trübseliger anzusehen, als ein bis aufs n durchgebrannter Boden mit dem weißblauen Himmel er, wie ihn Jerusalem darbietet. Im März adee fällt diese tung weg: man steht an der Grenze zweier Hälften des s, und erblickt Abwechslungen und Uebergänge beider in ver. — Wir Alle herbergten in einem kerkerähnlichen Zimzu groß für eine Zelle, zu düster für ein wohnliches Ge-

Es hatte ein einziges großes Fenster, dessen ungeheure stöcke und mit Spinnweben überdeckte, vergilbte Scheiben enige Tageslicht, welches uns gelassen war, verfinsterten. Ei alte Gerumpel, bestehend in ein Paar Stühlen von Eli, das unter uns krachte, und einem elenden schwarzfürTisch, an welchem die frühern Pilger ihr Andenken auf gfache Weise eingekerbt hatten, bild ete unsee Geräthe. thüre insbesondere steht noch lebhaft vor meinen Augenlich der Hieroglyphentafel im Grab eines egyptischen KöNamen, und darunter sehr leseuswerthe, überdeckten sie den Seiten. An einem Regentag war sie unschätzbar. — Unbedienten schlugen ihr Zelt auf einer der äußeen Terrassen auf und ließen sichs im Weine von Bethlehem wohl seyn. Wir selbst aber kümmerten uns nicht sehe um die Bequemlichkeit von irgend etwas Gemachartigem. Gut morgenländisch lebten wir fast ganz und gar unter freiem Himmel. Wenn nicht auf Ausflügen in der Stadt und Umgegend, waren wir auf der Plattform zu finden. Diese Plattform war nichts Anderes, als das Dach des Gebäudes; vollkommen flach, wohl gepflastert und in bester Ordnung gehalten, mit einfacher Brustwehre, und keiner Unterbrechung als der Kuppel, die sich in der Mitte wie ein besonderer kleiner Tempel erhob. Ich las den Herodot bei Thermopylä und Marathon, und die Ilias auf den Ebenen von Troja; aber ich gebe Beides um ein Capitel aus dem Jesaias oder Jeremias auf der Plattform des Klosters von San Salvator. Ein Nachmittag ist mir besonders im Gedächtniß: er war so wild und gespenstig, der Himmel abwechselnd so düster und hell, daß ich auf ein Erdbeben oder einen Orkan, oder irgend etwas noch Unheimlicheres wartete, als nach einer geraumen Stille, während welcher man das Geflüster von zwei nackten Arabern, die auf der nahen Terrasse ihr Gebet hermurmelten, deutlich vernehmen konnte, plötzlich ein großer Lichtschimmer — halb Sonne, halb Wolken — umgürtet von einem blendenden Regenbogen, hinter dem Oelberg gegen das todte Meer zu sich ausbreitete. Ich dachte an Julian und Sankt Cyrill, und dessen Kreuze, und mußte mir gestehen, daß er ein guter Beobachter und noch besserer Dichter gewesen. Jerusalem strahlte in dem Licht, die kahlen rothen Felsen am todten Meer schienen noch dampfend vom Schutt der zwei eben hinabgesunkenen Städte, und Tophet — der passendste Ort für den Dienst des Moloch — blickte doppelt finster und grabmäßig her. Dergleichen war keine ungewöhnliche Zugabe zu unserer Lektüre; wir lasen und lasen, und horchten und schauten, und dann kamen die Winde des rückkehrenden Sturmes über uns, und der Gesang unserer Franziskaner, und der tiefe hohle Ton der Orgel drunten. Dieß war die Poesie des Tages — aber freilich hatten wie auch Prosa genug. Die Gemeinde war aus den gewöhnlichen Bestandtheilen zusammengesetzt: vierzig Mönche, welche Alle nach Europa seufzten, die Türken fürchteten, die Griechen haßten, und jedwedes Ding per l'amor d'Iddio hinnahmen, wär es auch ein Beutel voll Silberlinge gewesen; im Uebrigen aber gut geartet und wohl aufgelegt, geschwätzig von Amtswegen und aus Neigung, und bereit

*) New Monthly and Lond. Mag. Nov.

jedem armen Reisenden auf Verlangen von Zeit und Langerweile zu helfen. Nach dem Abendessen hatten wir stets unsre Conversazione. Unsere Vorgänger wurden nach ihrem Werth und Unwerth besprochen; Chateaubriand figurirte namentlich unter denselben, aber nicht eben in der Weise, welcher er den Vorzug gegeben haben möchte. Der pilgernde Ritter mußte ziemlich herrisch gewesen seyn, und hätte einen Mönch um eines geringen Mißverständnisses willen beinahe niedergeschlagen. In seinem Buch zeigt er sich nicht weniger heldenhaft, dort aber dienen ihm zu dergleichen Tapferkeitsproben nicht Mönche, sondern Türken, was freilich ein kleiner Unterschied ist. — Jene hatten übrigens ihren Vorrath an Erzählungen bald zu Ende, und wurden bloße Plauderer. In diesem Stand der Dinge waren wir einem lebendigen Franzosen, Monsieur M., der seitdem als ein Kanzelredner von nicht gewöhnlicher Lunge in Südfrankreich sich erwiesen hat, unendlich verbunden. Er hielt sich für sehr beredt, und verfiel fortwährend ins Predigen, und zwar mit so außerordentlicher Salbung, daß es unmöglich war, nicht laut aufzulachen. Im Kloster war er nicht beliebt, wie wir bald merkten. Ein Franzose, und zwar einer der quecksilbernsten und lebhaftesten, die man sich denken konnte, mußte unter einer Gesellschaft ernster Spanier und Italiener wenig ansprechen. Ueberdieß störte er die Mönche in ihren Gebeten oder ihrem Schlaf, denn er brachte die halbe Nacht damit zu, von seinem Zimmer nach der Gallerie und wieder zurück zu schreiten und gewaltige Anstalten füe sein Auftreten am nächsten Morgen zu machen. Bei all Dem war Abbé M. ein wahrer Fund in Jerusalem, und wir sind ihm dafür, daß er uns von der Gesellschaft seiner Brüder, und bisweilen von unsrer eigenen befreite, nicht geringen Dank schuldig.

Zuletzt wurden wir dieser Art der Unterhaltung überdrüßig, und nahmen uns einen Ausflug nach dem todten Meer, und in dessen Folge nach Karak und Petra vor. In Kairo hatte man uns gerathen den Weg über Jerusalem zu nehmen; in Jerusalem sagten uns die Leute, wir seyen Narren nicht geradezu von Kairo aus gereiset zu seyn. Doch die Rückkehr war jetzt nicht mehr möglich. Unsre erste Sorge ging daher auf gute Pferde und gute Führer. Wer Geld hat, wird die ersten immer leicht auffinden; die letztern drucken nicht so sehr bei jeder Gelegenheit auf. Wir stellten unsre Forschungen nach ihnen überall an. Einige fragten uns: „wo Karak wäre?" und Andre sagten: „das liege in Mesopotamien." Die Türken schüttelten die Köpfe und rauchten fort. Die Griechen überließen uns, sobald sie erfuhren, daß wir im lateinischen Kloster wohnten, unserm übeln Geschmack und bösen Sterne. In dieser schwierigen Lage kam eines Morgens der Padre Guardiano mit freudestrahlendem Gesicht, und that uns im tiefsten Geheimniß zu wissen, daß er eine vertraute Person gefunden, die einen andern Vertrauten habe, welcher Alles wüßte und kennte — kurz Einen, auf den auch wir vollkommen bauen könnten. Dieser Mann wäre versucht und erprobt worden, und hätte eine große Ehrfurcht vor uns Engländern. Er sey ein Scheich, und Führer eines Stammes von 2 bis 300 Mann. — Wir, die nicht geringere Ehrfurcht vor den Scheichs hatten, als der Scheich vor den Engländern, und die an die Ehrlichkeit aller Beduinen auf die Worte [illegible] sten Reisebeschreiber hin, die wir in der Brieftasche [illegible] hatten, glaubten, waren von unserem günstigen Geschick [illegible] Maßen erfreut. Der Padre bot uns eine Prise zum [illegible] und sagte, indem er sich zurückzog: „Sie dürfen nicht [illegible] seyn vor diesem Mann; er ist dem Hrn. B. höchlich [illegible] tet; dieser hat ihn vom Galgen, und seinen Sohn von [illegible] niß befreit; somit ist es rein unmöglich, daß er undankbar sollte." Wir dachten auch so, aber es war nicht das erste, daß die Möglichkeit der Dinge sich im Widerspruch mit [illegible] Vorstellung zeigte.

Wenige Tage hernach wurde uns der vornehme Freund in Person vorgeführt. Er sah gerade aus wie Einer, der sechs oder sieben Mal vom Galgen gerettet worden ist und deshalb den einen Zauber gegen jeden etwaigen Eingriff des Henkers hat. Noch jetzt steht die Gestalt des Ungläubigen mir vor. Scheich Mohammed war ein verwitterter, durchfurchter, hagerer, scheeläugender Araber; sein Gesicht von Sonne und Luft zu einer schwarzen mumienartigen Substanz eingedörrt, die Blitze aus zwei funkelnden Schlehen-Augen; die Zähne von Elfenbein; das Haar schwarz wie Kohlen und voll [illegible] gein und Flechten. All Das wurde halb bedeckt von seinem [illegible] zen Beduinenshawl und gleichfärbigen Bart. Der Schuh [illegible] höchst unscheichmäßig; zerrissen und schmutzig schien er [illegible] mehrere Jahre als ein Erbstück von Ihm getragen worden zu seyn, oder die Bestimmung zu haben, ein solches zu werden.

Die Freundlichkeit des Gesellen war schlimmer, als wenn er ernst blickte, Verrätherei und Tücke waren in ihr zugleich ausgedrückt. Er sprach wenig; wenn er es aber that, so stieß er seine arabischen Kehllaute mit einem Ungestüm hervor, das uns, wenn wir nicht gar zu sehr von Täuschung befangen gewesen wären, nothwendig hätte besorgt machen müssen. Aber wir hatten das Wort des Guardiano und, was bei jungen Absendlingen nicht selten ist, einen überflüssigen Vorrath an Zutrauen. Mohammed mit Allem, was auf seinem Aeußern leserlich geschrieben stand — und Niemand trug wohl eine deutlichere Hinweisung auf den Mann im Innern in seinem Gesichte — war ohne Weiteres zu unserem Freund gemacht.

Bei unsrer Ankunft in Jerusalem hatten wir zwei Landsleute in der Zelle zunächst der unsrigen gefunden; der Eine sehr krank am Fieber, den Andern nicht viel weniger an Heimweh; beide ängstlich nach Europa sich sehnend und hoch erbost über jede Aussicht, der einförmigen Tröstungen der Brüderschaft los zu werden. Der Letztere wurde durch unsre große Küche, vielleicht auch unsre Küche verlockt, sein Glück noch einmal auf dem Wasser zu versuchen. Er war der bestgeartete, gefälligste Hinschlenderer, den ich jemals getroffen — ein vollkommener Engländer, der sich heute um die Sorgen des morgenden Tages Nichts kümmerte; wenn je von Zorn ergriffen in demselben Augenblick wieder gut; aber ein trefflicher Reisender, ohne eine Spur von unzeitiger Neugierde oder Gelehrthuerei, die Zeit nur nach dem Essen abzählend, und die Merkwürdigkeiten eines Ortes nur dann aufzeichnend, wenn jede Möglichkeit verhindert, dieselben in genauere Betrachtung zu ziehen. In Tyrus, [illegible]

Pest wegen unter freiem Himmel, nicht weit von der
im Sand uns lagerten, machte er ganz ernstlich den
ig, eine kalte Hammelskeule hineinzuschicken und sie mit-
er den Verpesteten für uns braten zu lassen. Zuweilen
war er nicht ohne Sinn für Gefahr. In Rosette mußte
rend die Pest dort ebenfalls herrschte, von einem Ende
adt zum andern gehen: da traute er seinem Janitscharen
länglich, sondern zog den Säbel und machte derge-
selbst zu einer Art Sanitätscordon in dem Gewühl der
Mit diesem Gentleman — und er war wohl noch etwas
denn er hatte in Spanien mit Auszeichnung gedient —
wir am 5 April nach dem todten Meere auf, und, nach-
r Oelberg und das kleine Dorf Bethania hinter uns lagen,
wir in eine wilde Berggegend ein, die sich fast ununter-
bis Jericho fortzieht.

Nordische Mythologie.

VI. Odin's Wanderungen.

licht von Loki und seinem Geschlechte allein droht den Göt-
Todverderben; ihre gefährlichsten Feinde sind die Riesen, die
ommen des erschlagenen Ymir, welche die Blutrache zu
öhnlichem Hasse gegen die Mörder ihres Ahns entflammt.
die Asen durch geistige, sind die Riesen durch physische Kraft
außerhalb der Erdfeste gelagert, harren sie unaufhörlich
er Gelegenheit, um zerstörend in den Bau der Asen ein-
hen. Sie beherrschen die verderblichen Elemente, die
See, die verzehrende Flamme und den zürnenden Sturm;
weil sie die Söhne des Urwesens sind, welches vor allen
en vorhanden war, so ist ihnen auch in der geistigen Welt
es Geheimniß bekannt, in dessen Besitz die Götter nur
außerordentliche List und Kühnheit kommen. In ihrem
te ist der Born der Weisheit; aber Odins Schlauheit ge-
es, einen Trunk aus demselben zu erhalten, der ihm durch
ines Auge, welches er zum Pfande einsetzte, nicht zu theuer
t schien. Odin weiß jede Gestalt anzunehmen *); und

daher unternimmt er beständig unerkannt Wanderungen in das Gebiet der Riesen, um ihre Rathschläge zu erforschen und durch seine Vorsorge zu vereiteln. Oft reist er auch bloß deßhalb zu ihnen, um sich mit ihnen in den Wettkämpfen der Weisheit zu versuchen. Das Haupt des Unterliegenden wird zum Pfande gesetzt; und da Odin immer den Sieg erhält, so werden auch dadurch seine Besuche den Riesen verderblich, indem sie ihnen den Verlust der Weisesten ihres Stammes bringen.

Eine der merkwürdigsten unter diesen Wanderungen war jene, von welcher Odin den Meth der Dichtkunst nach Asgard mit zurückbrachte, der aus des weisen Quasirs Blute bereitet worden war. Davon erzählt man folgende Geschichte. Quasir reiste auf der ganzen Erde umher, um die Menschen zu unterrichten, und als er eines Tages zu zwei Zwergen kam, Fialar und Galar, wurde er von ihnen getödtet und sein Blut in zwei Gefäße, Son und Boden, und in einen Kessel, Odoerir, gefüllt. Sie mischten Honig in das Blut, woraus ein so köstlicher Meth entstand, daß, Wer davon trinkt, voll Poesie und Weisheit wird. Den Asen berichteten die Zwerge: Quasir sey in seiner Weisheit ertrunken, weil Niemand so klug war, ihn ausfragen zu können. Einst hatten die Zwerge einen Riesen, Namens Gilling, zu sich eingeladen, und da er gekommen war, baten sie ihn, mit ihnen auf die See hinaus zu rudern. Dieß geschah; doch sowie sie sich vom Lande Etwas entfernt hatten, steuerten sie nach den Klippen und stießen das Boot um. Gilling, der nicht schwimmen konnte, ertrank; worauf die Zwerge das Boot wieder aufrichteten und an das Land ruderten. Als sie seiner Frau das Schicksal ihres Mannes erzählten, nahm sie sich dasselbe sehr zu Herzen und brach in ein lautes Weinen aus. Fialar fragte sie: ob es nicht ihr Gemüth erleichtern würde, nach der See hinaus zu sehen, wo er umgekommen? Da sie Dieß bejahte, so sagte er seinem Bruder Galar, er möge über die Thür hinaufgehen, und so wie sie hinaustäme, einen Mühlstein auf ihr Haupt fallen lassen, weil ihr Geschrei ihm unerträglich sey. Der Bruder that nach seinem Gebote. Als aber Gillings Sohn, der Riese Suttung, Dieß erfuhr, zog er hin, ergriff die Zwerge, führte sie auf die See hinaus und setzte sie auf eine rings vom Meere umflossene Klippe. Sie baten Suttung, ihr Leben zu schonen, und boten ihm zur Sühne der Blutrache den herrlichen Meth, was auch angenommen wurde. Suttung führte den Meth mit sich nach Hause und verbarg ihn an einem geheimen

*) Bei Snorri Sturluson (Ynoglingas. C. 7) heißt es: „Odin verwandelte seine Gestalt (skipti hömum); dann lag sein Leib, als ob er schliefe oder gestorben wäre, während er selbst als Vogel oder Thier, Fisch oder Schlange in die entferntesten Gegenden gelangte, um seine eigenen oder Anderer Angelegenheiten zu besorgen." Auch bei den Franken herrschte der Glaube, daß es Menschen gebe, deren Geist auf diese Art ihren Körper verlassen könne. So erzählt Aimoin (l. III c. 37) von dem Frankenkönig Guntram: es habe ihn auf der Jagd der Schlaf befallen, und während desselben sey aus seinem Munde eine kleine Schlange geschlüpft, welche sogleich einem in der Nähe strömenden Bache zugelaufen sey und durch ihre Gebehrden gezeigt habe, daß sie auf das jenseitige Ufer zu gelangen wünschte. Ein treuer Diener, der den König begleitete, zog hierauf das Schwert aus der Scheide, legte es über den Bach und bildete so eine Brücke für das Thier, deren sich dasselbe auch ohne Scheu bediente. Nicht weit davon war eine Höhle; in diese kroch die Schlange hinein. Nach einiger Zeit kroch sie wieder heraus, kehrte auf dieselbe Weise wie vorher über den Bach zurück und verschwand in dem Munde des Königs, der bald darauf erwachte und erzählte: er habe einen merkwürdigen Traum gehabt; es habe ihm geschienen, als sey er auf einer eisernen Brücke über einen Strom gegangen und in einen Berg gekommen, in dem er eine unermeßliche Menge Goldes gefunden habe. Sein Begleiter erzählte ihm hierauf, was sich während seines Schlafes ereignet hatte; es wurden auf der Stelle Nachgrabungen veranstaltet und es fand sich ein großer Schatz, der hier vor Alters vergraben worden seyn mochte. Noch zu Aimoins Zeit wurde in der Kirche des heil. Marcellus zu Chalons eine reiche Monstranz bewahrt, die König Guntram aus seinem Funde hatte verfertigen lassen. Vergl. auch Magnusen's Edda, IV p. 34.

Orte, der Hinthberg heißt. Seiner Tochter Gunlödi übertrug er die Aufsicht. Sobald Odin von diesem kostbaren Trunk Kunde erhielt, beschloß er, sich desselben zu bemächtigen. Um Dieß zu erreichen, zog er von Hause und wanderte, bis er an einen Ort kam, wo neun Knechte Heu mähten. Er fragte sie, ob er ihre Sensen wetzen solle. Sie dankten ihm für das Anerbieten. Er nahm also einen Wetzstein aus seinem Gürtel und schärfte die Sensen. Sie schienen ihnen jetzt weit besser zu schneiden und sie feilschten daher um den Stein. Er antwortete: Wer ihn kaufen wollte, solle geben, was billig sey; da riefen Alle, sie wollten ihn kaufen, der Eine lieber, als der Andere. Er warf also den Stein in die Luft, und da Alle ihn greifen wollten, kamen sie so ins Handgemenge, daß sie einander mit ihren Sensen tödteten. Darauf suchte Odin Nachtherberge bei einem Riesen, Namens Bögi, einem Bruder Suttungs. Bögi klagte ihm sein Mißgeschick, daß seine neun Knechte einander erschlagen hätten, und er nicht wisse, wie er Arbeiter bekommen solle. Odin nannte sich Bölwerk. Er erbot sich, die Arbeit der neun Männer für Bögi zu übernehmen, wenn dieser ihm einen Trunk von Suttungs Meth verschaffte. Bögi antwortete: Dieß stehe nicht bei ihm, weil Suttung seinen Meth für sich behalten wolle; er würde ihn aber zu seinem Bruder begleiten, und versuchen, ob er Etwas von ihm erlangen könne. Den Sommer über verrichtete nun Bölwerk die Arbeit der neun Männer, als aber der Winter kam, verlangte er seinen Lohn von Bögi. Da begaben sie sich beide zu Suttung. Bögi erzählte seinem Bruder, was er Bölwerk versprochen habe, aber jener schlug ihr Begehren geradezu ab. Bölwerk sprach daher mit Bögi und forderte ihn auf, zu versuchen, ob er sich des Meths nicht durch eine List bemächtigen könnte. Bögi war damit zufrieden. Bölwerk zog darauf einen Bohrer hervor und bat Bögi, den Felsen zu durchbohren, denn der Bohrer war sehr scharf und groß. Bögi begann zu bohren, und nach einiger Zeit sagte er, es sey durchgebohrt; aber Bölwerk blies in das Bohrloch, und da die Spähne gegen ihn flogen, merkte er, daß Bögi ihn betrügen wollte. Er verlangte also, daß Bögi ganz durchbohren sollte. Bögi bohrte wieder, und da Bölwerk nun hineinblies, flogen die Spähne zur andern Seite hinaus. Bölwerk verwandelte sich jetzt in eine Schlange und kroch durch das Loch. Bögi stach nach ihm mit dem Bohrer, doch ohne ihn zu treffen. So kam Bölwerk an den Ort, wo Gunlödi war, und lag drei ihr drei Nächte. Sie erlaubte ihm dreimal von dem Meth zu trinken. Beim ersten Trunke leerte er den ganzen Odreirir; beim zweiten Bodn, beim dritten Son, so daß er allen Meth hatte. Hierauf verwandelte er sich in Adlersgestalt und flog in größter Eile davon. Suttung sah aber kaum den Adler sich aufschwingen, so nahm auch er sein Adlergewand und flog ihm nach. Als die Asen Odin kommen sahen, setzten sie Gefäße in den Hof, und so wie er Asgard erreichte, spie er den Meth in die Gefäße. Aber in der großen Verlegenheit, da Suttung ganz nahe bei ihm war, verlor er etwas von hinten, worum sich Niemand bekümmerte, so daß es nehmen konnte, Wer wollte. Dieß ist der Theil, welcher den schlechten Dichtern zufällt; den guten Meth aber gab Odin den Asen und allen guten Dichtern.

Viele andere Wanderungen hat Odin unternommen, denen Vieles zu erzählen wäre. Alle neun Welten durchsucht, und auch unter den Menschen ist er unter mancherlei Gestalten erschienen. Kühnen Seefahrern oder Fürsten am Tage großen Gefahr hat er oft sich zugesellt und sie Zaubersprüche gelehrt, wie sie den Sturm und die wogende See beschwören, die Schwerter der Feinde stumpf machen und den Sieg gewinnen könnten; auch heilende Kräfte der Natur machte er ihnen bekannt, um sie vor Wunden und Krankheit zu schützen. Diese Lehren schnitt er auf hölzerne Stäbe, und daher kam den Nordländern die Schreibkunst entstanden. Aber nicht immer glückte es ihm mit seinen Zöglingen; so erzählt die Sage: König Hröddung habe zwei Söhne gehabt, von denen der Geirröthr, der andere Agnar geheißen war. Als von diesen der ältere, Agnar, zehn, der jüngere, Geirröthr, acht Winter alt war, fuhren sie auf einem Kahn in die See, um Fische zu angeln. Die Knaben wurden durch den Sturm in die hohe See hinausgetrieben und an eine unbekannte Küste verschlagen, an welcher sie in der Finsterniß der Nacht Schiffbruch litten. Sie gewannen indessen den Strand und fanden hier eine Hütte, bei welchem sie den Winter über blieben. Die Hausfrau nahm sich besonders Agnar's, der Mann Geirröthrs an, und ertheilten ihre Pflegebefohlenen Rath und Weisheit aller Art. Als aber das Frühjahr kam, gaben sie ihnen ein Schiff und führten sie an das Ufer hinab; hier flüsterte der Bauer Geirröthren vor dem Abschiede noch einen geheimen Rath zu. Die Knaben hatten günstigen Wind und sahen in kurzer Zeit ihre Heimat wieder. So wie sie aber das Gestade erreichten, sprang Geirröthr, der vorn im Schiffe stand, an's Land und stieß das Boot mit dem Fuße zurück, indem er sagte: „nun fahre hin, wo die bösen Geister sich Deiner bemächtigen!" Das Schiff wurde in das Meer hinausgerissen, Geirröthr aber kam wohlbehalten nach Hause, wo er mit Freuden empfangen wurde. Der Vater war indessen gestorben, und Geirröthr wurde an seiner Statt zum Könige gewählt, und ward so ein großer und ausgezeichneter Mann. Da saßen Odin und Frigg eines Tages auf Hlidskjalf und überschauten alle Lande. Odin sprach: „Siehst Du Agnar, Deinen Pflegesohn, wie er Kinder zeugt mit dem Riesenweibe in jener Höhle? Aber Geirröthr mein Pflegling ist König und beherrscht ein mächtiges Reich." Frigg entgegnete: „Aber er ist so geizig, daß er seine Gäste peinigt, wenn er meint, daß ihrer zu viele kämen." Odin erklärte Dieß für eine Verleumdung, und beide gingen eine Wette darüber ein. Frigg sandte nun Fulla, ihre Kammerjungfrau, zu Geirröthr und ließ ihn warnen: er möge sich vor einem gefährlichen Zauberer in Acht nehmen, der zu ihm kommen werde; und zum Zeichen, an welchem er denselben erkennen solle, gab sie an, daß kein Hund so wüthend sey, der es wagen würde, ihn zu beißen. Nun war zwar Geirröthr nichts weniger als grausam gegen seine Gäste; als aber ein Mann kam, den seine Hunde nicht anbellten, so ließ er diesen ergreifen. Dieser Mann trug einen blauen Mantel*) und nannte sich Grimnir; weiter sich

*) Fast immer, wenn Odin unter den Menschen erscheint, er

e Auskunft über sich geben. Dee König ließ ihn hieeauf n zwei Feuer setzen, um ihn durch die Pein zum Ge- ß zu bringen; aber der Fremde saß so acht Nächte, ohne ort zu sprechen, bis Geirröthr's Sohn, der wie sein Oheim hieß, zu ihm trat und ihm ein Horn mit Bier zum u reichte, indem er hinzusetzte, daß der König unrecht einen Unschuldigen peinigen zu lassen. Geimnir leerte das nd begann einen Gesang, in welchem er Agnar glänzen- hn verhieß, hierauf den Himmel und die Wohnungen ötter beschrieb und zum Schlusse sich selbst als Odin zuer- gab. Sobald Geirröthe Dieß hörte, sprang ee auf, um großen Gast vom Feuer hinweg zu führen; abee zugleich m das Schwert, das er halb entblößt auf die Knie gelegt aus der Hand, er stieß daran mit dem Fuße, stürzte und ohrte sich im Falle die Brust. In diesem Augenblicke ver- ab Odin, und Agnar folgte seinem Vatee auf dem Thron.

Oft durchwandert Odin auf diese Weise die Eede, um die n dee Menschen zu prüfen; aber häufig gefällt er sich auch nen aus reinem Wohlgefallen, um ihres Umganges, ihree zu genießen; er wirbt um Fürstentöchter und aus seiner mung sind die edelsten Geschlechter entsprungen: in Schweden nglinger, in Dänemark die Skiöldunger, in Sachsen die Ahnen eobeeer Britanniens, Hengist's und Horsa's*). Immer ist Odin ebengeber, und wie er das erste Menschenpaar beseelt hatte, so lt er noch fortwährend alle Menschen, welche auf der Welt en werden. Von ihm gehen die Seelen aus, und zu ihm n sie wiedee zurück, wenn sie nicht duech üble Thaten wäh- ihres irdischen Lebens den bösen Geistern der Unterwelt llen sind. Daher sieht das Ehepaar, dessen Verbindung uchtbar geblieben ist, zu Odin: er möge sie mit Kindern

er als ein einäugiger Alter geschildert, in einen großen Mantel gehüllt und einen Hut auf dem Kopfe, der ihm tief in das Ge- sicht herabhängt; auf ganz ähnliche Weise sehen wir im späte- ren Mittelalter den Teufel sich unter den Menschen zeigen, eben in einen Mantel gehullt und den Kopf mit einem Hute bedeckt, zu dem aber jetzt noch als besanderes Abzeichen die Hahnenfeder gekommen ist. Verkrüppelt ist er gleichfalls, nur hat er, statt des einen Auges, einen lahmen Fuß, oder gar einen Pferde- fuß: vielleicht weil dem heidnischen Gotte vorzugsweise Pferde, geopfert wurden?

Kaum hätten wie es nöthig, darauf aufmerksam zu machen wie sehr es gegen alle Grundsätze einer gesunden Kritik verstößt, dergleichen Stammsagen, die bei allen Völkern wiederkehren, historisch zu nehmen; wenn nicht neuerer Zeit ein sonst achtungswerther Geschichtsforscher, Hr. Leo, in seinem Werkchen über Odins Verehrung in Deutschland vorzüglich darauf seine Hypothese van der Einwanderung Odins aus Thrakien, und von dessen Identität mit dem getischen Zamolxis gestützt hätte. Sollte Hrn. Lea nicht noch die alte längst beseitigte Verwechslung der Geten und der Gothen irre geführt haben?. Daß die Geten kein germanisches Volk waren, wie er zu vermuthen scheint, geht — um aller andern Gründe zu geschweigen — schon aus den Resten ihrer Sprache hervor, die sich in der Walachischen noch erhalten haben, und die unverkennbar auf denselben großen Sprachstamm hinweisen, dem auch die iri- sche und gaelische, so wie die albanesische Sprache angehören.

segnen; er gewährt ihre Bitte *), aber oft bedingt er sich dafür gewisse Dienstleistungen, und zuweilen verlangt ee, daß der Knabe, den er schenkt, ihm nicht bloß nach dem Tode, sondern bereits im Leben ganz eigen sey. So wird von Eiwind Kinnerisa, dem Häuptling von Helgoland erzählt, den König Olaf Tryggwa- son gefangen genommen hatte, und wie gewöhnlich duech Verheißungen und Drohungen zum Christenthume zu bekehren suchte. Zuletzt verlor dee König die Geduld und ließ dem Gefangenen, um seine Halsstarrigkeit zu brechen, ein ehernes Gefäß voll glühender Kohlen auf den Unterleib legen, bis er baest; da elef der Unglückliche: „nehmet den Topf von mir, ich will noch ein Wort sprechen, ehe ich sterbe!" Der König sagte: „willst Du jetzt an Christus glauben?" — „Nein", wae die Antwort des Ster- benden, „ich kann die Taufe nicht annehmen, wenn Dieß auch mein Wille wäre. Meine Eltern hatten keine Kindee, bis sie durch große Geschenke finnische Zauberer vermochten, Solches duech ihre Kunst zu bewirken; doch geschah Dieß nur unter dee ausdrücklichen Bedingung, daß das Kind, welches zur Welt kommen würde, nachdem es erwachsen wäre, so lange es lebte, Thor und Odin dienen sollte. Hiezu machten meine Eltern sich durch ein eidliches Gelübde verbindlich; und ich wurde dahee bald nach meiner Geburt Odin geweiht. Sobald ich zu männlichem Alter gekommen war, erneute ich dieß Gelübde, und seitdem habe ich Odin immer treu gedient und bin ein eelcher Häuptling gewor- den. Nun bin ich so vielfach Odin gelobt, daß ich dieß Ver- sprechen nicht wieder zurücknehmen kann, noch zurücknehmen wollte, wenn ich auch könnte." Damit gab ee, treu dem Glauben seiner Väter, seinen Geist auf.

Viele hatten den Glauben, daß die Seelen, die nach ihrem Tode zu Odin kämen, nur eine Zeit lang in Walhall verweil- ten und dann auf die Erde zurückkehrten, ohne sich indessen ih- res früheren Lebens bewußt zu seyn. Der König Olaf dem Hei- ligen selbst, dem eifrigen Heldenbekeheer, ging in Norwegen die Sage, daß er ein wiedergebornee Fürst desselben Namens aus den Zeiten des Heldenthums sey. Dieser wae als ein eelcher, weiser und edler Herrschee berühmt gewesen; und lange nach sei- nem Tode kam ein Schatzgräber auf den Gedanken, den Grab- hügel zu öffnen, in welchem der alte Fürst beigesetzt wae. Um

*) Hieher gehört auch, was die Volsungasaga von König Rerer und seinem Sohne Valsung erzählt. Er und seine Gemahlin lebten lange zusammen und hatten keinen Erben. Dieß be- trübte beide sehr, und sie sandten die heißesten Gebete zu den Göttern, daß sie ihnen ein Kind schenken möchten. Die Göt- ter, besonders aber Odin, hörten ihr Gebet, und dieser rief seine Magd, die Tochter des Riesen Hrimnir, gab ihr einen Apfel in die Hand und befahl ihe, denselben dem König zu bringen. Die Walküre nahm den Apfel, legte ein Krähenge- wand um, und flog damit über einen Hügel, auf welchem der König saß; sie ließ ihm den Apfel in den Schaß fallen. Er ging hierauf nach Hause, zeigte den Apfel seiner Gemahlin und aß mit ihr davon. — Die Königin wurde fruchtbar, aber es währte lange, ehe sie das Kind zur Welt bringen konnte. Inzwischen starb Rerer, und auch die Königin fand, nachdem sie sechs Jahre schwanger gewesen war, daß sie nicht länger le- den könne, und befahl, das Kind herauszuschneiden. Dieß war ein ungewöhnlich großer Knabe und man sagt, daß er seine Mutter küßte, ehe sie starb.

Digitized by Google

Dieß gefahrlos thun zu können, sprengte er aus, der Bewohner des Hügels, Olaf Geirstade-Alf, habe es ihm in einem Traume befohlen und hinzugesetzt, er solle den Kopf des Todten mit einem Schwerthiebe vom Rumpfe trennen, und gewisse ihm zugehörende Kleinodien der Gemahlin des Königs Harald des Grönländers bringen, die eben in Geburtswehen lag, indem dadurch die Schmerzen derselben gelindert werden würden. Sie würde hierauf einen Sohn gebähren und dessen Eigenthum sollten die Kleinodien seyn. All Dieß geschah, und daraus entstand der allgemeine Glaube, daß der Geist des alten Olaf den neugebornen, nach ihm genannten Prinzen beseelt habe. Als dieser später zu der Alleinherrschaft in Norwegen gekommen war, ritt er zufällig einmal bei dem Grabhügel Olaf Geirstade-Alfs mit einem seiner Hofleute vorüber, der ihn fragte: „Saget mir, Herr, ob Ihr hier einmal begraben gewesen seyd?" — „„Nie,"" antwortete der König, „„hat mein Geist zwei Leiber gehabt.""— „Aber," fuhr der Höfling fort, „die Leute erzählen, daß Ihr einst, als Ihr zu dieser Stelle kamet, gesagt haben sollt: Hier waren wir, hier lebten wir!" Der König erwiederte: „„Nie habe ich dieß gesagt, noch werde ich es sagen;"" er wurde zornig, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon *).

Eine allegorische Andeutung dieses Glaubens liegt vielleicht in der Sage von den beiden Raben, die Odin täglich über die Erde sendet:

Hugin und Munin fliegen jeden Tag
Ueber die Erdoberfläche;
Um Hugin bange ich, daß er außen bleibe,
Doch mehr fürchte ich für Munin.

Der Gedanke oder die Seele (Munin) und die Erinnerung (Hugin) werden täglich vom Himmel ausgesandt; unsicher ist es, ob die Seele nicht für immer ihres Ursprungs vergißt und, statt nach Walhall zurückzukehren, in Hels dunkle Reiche sinkt.

Waterloo.

(Fortsetzung.)

Der Verräther sprach sich selbst den Spruch,
Stieß sich selbst aus unsren Reihen;
Möge denn der Veteranen Fluch
Ewig ihn verwaledeyen.
Abgeschworen den Adlern der Braven
Hat er, und Wellington und den Bataven
Sich um schmählichen Sold vereinigt.
Segnet des Meineidbelasteten Flucht!
Fleckenlos ist das Heer und gereinigt
Muthiger werde der Kampf jetzt versucht.

Seht Ihr durch die bitterhellte Nacht
Dort das leichte Fußvolk schweifen?
Wie sie wirbelnd vor des Heeres Macht
Gleich den Bienenschwärmen streifen,
Und hier der Tapferen hohe Gestalten,
Die sich in drei Schlachthaufen entfalten? —
Hinter ihnen, die niemals wanken,
Steht die Garde, ein Eisenkoloß,
Die nur stürmt, wenn die Loose schwanken,
Wenn schon vergeudet des Feindes Geschoß.

Noch vom Sieg dem ersterrungenen matt
Sieht auf Morgen man die Reihen
Schon zum Kampf sich rüsten, dem ein Blatt
Wird die Weltgeschichte weihen.
Wenn sich die düstern Wolken zuweilen
Von den zackigen Blitzen zertheilen,
Sieht man der goldnen Adler gefeilte
Flügel vom zückenden Schimmer erhellt;
Schwebend als suchten für Morgen sie Beute
Auf dem donnerdurchbrüllten Feld.

Und die Regengüsse, die zu Eis
Am Gewand alsbald erstarrten,
Frieren mit der Rosse Schweis,
Hängen schwer an den Standarten.
Doch das Fußvolk, gedrängt um die Fahnen,
Muß im Geleise der sumpfigen Bahnen
Jeglichen Schritt von dem Boden erhärten.
Und in die triefenden Mäntel vermummt
Ziehen, wie Wolken, in dichten Geschwadern
Mürrisch die Reiter dahin und verstummt.

Hier die Berg und Ebenen, die zur Schlacht
Sich der Feldherr ausersehen.
Keines Ungemachs wird mehr gedacht,
Da die Feinde nahe stehen.
Keine Klage mehr läßt sich vernehmen —
Stürzt auch der Regen herab in Strömen
Doch nicht sehnen die matten Glieder
Sich nach Labung und gastlichem Dach,
Denn von den nahen Gebirgen hernieder
Leuchten die Feuer tausendfach.

Auf den Höhen, um die Feuer rund,
Sieht man Englands Legionen
Sich bewegen, wie vom Höllenschlund
Roth beschienene Dämonen.
An den Gewändern erkennt man die Rotten:
Dort die Söhne des Nebels, die Schotten,
Die halb nackt um die Feuer sich kauern,
Hier in der Mitte batavische Reih'n,
Kampfgenossen einst, die darum trauern,
Uns gegenüber jetzt tapfer zu seyn.

*) Bekannt ist die Sage in der ältern Edda von der dreifachen Geburt des Helden Helgi, mit seiner Geliebten; zuerst als der norwegische König Helgi Hjörvardson, mit seiner Gemahlin der Walküre Swava; darauf als der dänische König Helgi Hundingstödter mit der Walküre Sigrun, und endlich als der Held Helgi, der Hadbinger Schatten, mit der Walküre Kara.

n hat noch der erste rothe Duft*)
i die Berge sich verbreitet,
vom Nachtgewölb die Morgenluft
elgiens Gefild entkleidet.
:, wie der Stürme schwarze Gewande
'eits am fernen Bergesrande
Niedersinken in weiten Falten!
Sey uns gegrüßt, Du der Hoffnung Blitz!
Möge denn Gott ob Frankreich walten!
Hier ist die Sonne von Austerlitz!

ch erhab'ne Ruh' auf Flur und Wald! —
ch den Forst kein froher Jagdlärm hallt,
den schönen Morgen grüßt kein Lied
i Landmanns, der zur Arbeit zieht —
, bald werden and're Stimmen tönen,
nn die Fluren sich vom Blute röthen:
thgeschrei und Donner, Todesstöhnen,
mmel-Wirbel, schmetternde Trompeten —
lzee Menschengröße großes Bild!
ig Europa hier im Schlachtgefild',
en Gang zu thun, den ernsten eisernen Gang! —
't Ihr den lustigen Hörnerklang?
ht Ihr im Felde dort die Reiter rennen?
ntanten fliegen und bringen Befehle —
:sen Riesen bewegt nur eine Seele —
e die Reihen funkeln! — Herz und Blut entbrennen! —
erall, überall blitzender Waffenschein!
höner Augenblick! Doch, ach! wie wird es Morgen seyn! —

---

n furchtbares Ungewitter tobte die ganze Nacht hindurch, che dem Schlachttag voranging. Die Engländer, welche schon en Mittag des 17 ihre Stellung eingenommen hatten, litten Weitem weniger, als die Soldaten Napoleons, die noch auf r Meerfche begriffen nicht daran denken konnten, gegen das gewitter Obdach zu suchen. In einer stock finstern Dunkelt, die blos durch flüchtige Blitze erleuchtet wurde, unter abströmenden Regengüssen, auf grundlosem Boden, der durch Gewicht der Artillerie nach grundlaser wurde, manövrirten Franzosen und kamen erst in der Frühe des 18 in ihre eitliche Stellung auf den Anhöhen von Belle-Alliance. Mit bruch des folgenden Tages begab sich der Marschall Ney, hdem er die ganze Fronte der Armee besucht hatte, zum Kai- der ungeachtet seiner schwächeen Streitkräfte mit Gewißheit den Sieg zählte, und benachrichtete ihn, daß Wellington nicht eigt scheine, sein Glück in einer Schlacht zu versuchen. Ge- neun Uhr hörte der Regen auf und der Himmel erheiterte . Unsere Soldaten glaubten freudig die Sonne von Austerlitz begrüßen und Napolean, welcher fürchtete, der Feind möchte entkommen, rief, als er ihn noch in derselben Stellung fand, l Enthusiasmus, indem er die Arme gegen ihn ausbreitete; a, so hab ich sie doch, diese Engeländer!" — Der alte Blü- r wußte kommen, sie seinen Händen zu entreißen und den Cal- des Genius und die Begeisterung des Ruhmes nutzlos zu chen.

Zustand der Armen in Ireland.

Ich lebe — sagt der Correspondent eines geachteten englischen Tagblattes — keine fünf Meilen von Dublin und habe für meine Person keine Kenntniß von den ärmsten Theilen unseres Vaterlandes; aber Das, was ich hier sehe, ist von der Art, daß Sie es kaum glauben werden. Diese Gegend ist ein Ackerbaudistrikt, und es fehlt demnach nicht an Gelegenheit zum Arbeiten; die benachbarten Fischerflecken haben zwar nur wenige Boote im Verhältniß zu der Menge, welche man bei der Nähe des Marktes von Dublin erwarten sollte, sie ernähren aber eine beträchtliche Anzahl von Familien; und Nichts, was ich Ihnen auch aus meiner Erfahrung erzählen möchte, würde Ihnen daher einen Begriff von dem Grad des Elendes geben, welchen man in andern Gegenden von Ireland findet. Ich glaube, einige Staatsökonomen behaupten, die katholische Religion sey eine Hauptursache des Bettelwesens; ob Dieß wirklich sich so verhält, will ich hier nicht untersuchen, aber so Viel ist gewiß, daß sie wenigstens die Quelle einer Mildthätigkeit ist, welche vielleicht in nicht geringerem Maße unsere Aufmerksamkeit verdient, als der Mangel, der dadurch gehaben wird. Ich höre, daß beinahe ohne Ausnahme die Familien der Männer, welche nach England oder Schottland gehen, um an den Erntearbeiten Theil zu nehmen, während der Abwesenheit der Gatten und Väter vom Betteln leben; und nach Dem, was ich hier sehe, muß ich Dieß wohl glauben. Sie begegnen einem Weibe, das kaum ein anderes Stück Kleidung auf sich hat, als einen alten geflickten und zerrissenen Mantel; drei oder vier Kinder hinter ihr drein, und gewöhnlich eines derselben auf dem Rücken, während das größte einen Zinnkessel und einen kleinen Sack trägt; sie sagt Ihnen: „ihr Mann sey fortgegangen, um nach Arbeit um zu sehen;" sie ist ihren Leuten allmälig zur Last geworden, aber sie hat Niemand, dem sie angehörte und sie wandert jetzt umher und erbittet sich ihr Bißchen Brod, um Gottes willen; und oft kehrt sie des Nachts zu der Hütte zurück, die ihr für einige Zeit Aufnahme gewährt: ihren Sack voll Kartoffeln, die sie bei den Pächtern, oder zu zweien und dreien bei den ärmern Einwohnern gesammelt hat. Ich kenne mehrere Witwen, die beständig mit ihren Kindern nur von der Wohlthätigkeit ihrer Nachbarn gelebt haben. „Sich nach ihrem Bißchen Brod umsehen" ist der gewöhnliche Ausdruck für diese Lebensweise. Aber welch ein Brod ist dieß! die spärliche Schüssel kaltes oder — wenn sie mit zusammengesuchtem Reisig oder getrocknetem Dünger ein Feuer anmachen — gekochter Kartoffeln, welche die Nachbarn weggeworfen haben! Und nun denke man sich eine solche Familie, welche an einem Wintertage durch das Land zieht, oft ohne nur so viel Bedeckung zu haben, als das Schamgefühl erfordert, nie so viel, um sich warm halten zu können — man sehe ihre nackten Füße, wie sie blau angelaufen sind vor Kälte und bedeckt mit Brandflecken, die sie kaum gefühlt haben, wenn sie einmal die Erlaubniß erhielten sich zu wärmen, und die erstarrten Glieder in die Flammen steckten. Die Mutter, wie sie die Existenz ihrer Kinder beklagt und mit doppelter Bekümmerniß auf die Unbarmherzigkeit eines stürmischen Tages sieht, wo sie in ihrer Hütte bleiben und beides Nahrung und Wärme entbehren müssen; — ihr Bett, auf welchem sie einige Stunden des Jammers zu verschlafen suchen, ein Haufen abgenutztes Stroh, ohne

Digitized by Google

eine andere Decke, als den zerrissenen Mantel, ein Stück von einem alten Sack oder vielleicht die Reste eines Leinentuches, welches man für zu schlecht halten würde, um es auf dem Felde zur Vogelscheuche zu gebrauchen! Und dieß ist kein Phantasiegemälde; ich weiß mehrere Familien, die in dieser furchtbaren Lage sind. Das vergangene Frühjahr waren, ohne daß ein eigentlicher Mißwachs statt gefunden hätte, die Kartoffeln sehr theuer; und ich will Ihnen nun ein Beispiel von dem Elend geben, das eine Familie von einem Mann, dessen Weibe und fünf Kindern zu bestehen hatte. Der Mann, dessen Name Donough ist, arbeitet gewöhnlich bei einem Pächter, der ihn beköstigt und ihm sieben Pence des Tages giebt; als jetzt aber die Theurung kam, so verminderte der Pächter die Zahl seiner Arbeiter, und der arme Mann fand keine Beschäftigung. Er verließ seine Hütte, um Arbeit zu suchen, und nach drei Wochen kehrte er zurück, kaum im Stande vor Hunger und Erschöpfung bis zu seiner Thür zu kriechen; er fand sein Weib in einem Zustande, der wenig besser war. Sie bettelten bei ihren Nachbarn, aber was sie erhielten, war kaum genug, sie vor dem wirklichen Hungertode zu schützen; zwei Tage brachten sie ganz ohne Nahrung zu; die Kinder bekamen — wie sie sich ausdrückten — eine Schwäche in dem Kopf, weil sie leer waren, und sanken nieder und schliefen; aber sie stöhnten in ihrem Schlaf, und der Vater rief aus: „Gott sey Dank, sie werden sterben und vor dem Morgen von ihrer Qual befreit seyn und ich werde dieß herzbrechende Aechzen nicht mehr hören!“ Kaum konnte es der Vater in der Hütte aushalten, in der er diesen Jammer erdulden mußte. Und was fühlte die Mutter? Sie beklagte es, daß sie ein Weib, daß sie Mutter war; und alle die zärtlichen überfließenden warmen Gefühle der Natur, die besten Neigungen des Herzens wurden in Bitterkeit und Verzweiflung verkehrt; sie wünschte, allein zu stehen in der Welt, sie umfaßte ihre Kinder in der Angst des Todes und flehte, Gott möge sie zu sich nehmen! Aber sie überstanden alle diese Leiden. Der Sommer kam und mit ihm Arbeit: Heumachen, die Nachlese und vor Allem Kartoffeln. Sie überlebten ihre Leiden, wahrscheinlich nur, um sie noch einmal zu erleben, oder wenn auch nicht gleiches Elend, doch einen Zustand, der diesem sehr nahe kommt. In diesem Augenblick erhalte ich eine Familie, deren Vater das Fieber hat, während die Mutter in ihrem sechsten Wochenbette liegt. Sie würden ihre Hütte nicht gut genug für einen Viehscheppen halten; das Bett, auf welchem das arme Weib liegt, ist nicht so warm als die Streu in Ihrer Hundehütte. Ihr Gutsherr ist ein Mann, der nur wenige Morgen Land besitzt und es selbst schwer genug findet, sich mit seiner Familie zu erhalten, doch ist er sehr nachsichtig mit ihrem Pachtgelde — ein Pfund Sterling des Jahrs, ich kann nicht begreifen, wie sie Dieß je zusammen bringen. Sie werden kaum glauben, daß dieses Weib dem drittischen Reiche ungehöre: — ihr Haar, wild um den Kopf fliegend, wie man die Weiber der Esskimo auf Kupferstichen sieht — von Schmutz entstellt, so daß die weiße Farbe ihrer Haut kaum kenntlich ist, die großen blauen Augen vom Kummer ausgetrocknet, die Stimme der Ton der Verzweiflung. Sie können sich keine Vorstellung machen von dieser entsetzlichen todten Klanglosigkeit der Stimme, welche einen solchen Zustand begleitet.

Dampfschifffahrt im Orient.

In der Hauptstadt von Australasien, wie die Eng[länder] fünften Welttheil zu benennen pflegen, hat sich in dies[er] Dampfschifffahrtsverein gebildet, dessen Capital zum [Th.] 3,000 Pf. St. (in Aktien zu 50 Pf.) gebracht werden [soll]. der Hand will man zwischen Sydney und Paramatta Dampfboot einen Versuch machen und der Verein hat [eine] Maschine dazu gekauft. Man hofft, in der Folge auf [diese] eine regelmäßige Communication zwischen Sydney [und] Town herstellen zu können. In Ostindien ist die [Dampf]fahrt auf dem Ganges in vollem Gang. Doch gelang[en] Nachrichten aus Benares vom 1t April) dem Dampfb[oote] nur bis Kutschwa, 15 Meilen unterhalb Mirzapur [und] 80 Meilen vor Allahabad, hinaufzufahren. Eine [Bank] sich quer über den Fluß erstreckte und höchstens 2' 6" [tief] ließ, hinderte das Schiff, das vorn 4' t" und hinten [tiefer] ging, ob es gleich bloß 100 Körbe (maunds) Kohlen [eingenommen] und Fracht, Gepäck und Passagiere an's Land gesetzt [hatte], am weitern Vordringen. Denn hätte man selbst diese [Hindernisse] überwunden, die sich wahrscheinlich, ehe man Allahabad noch vergrößerte, so war auf jeden Fall zu fürchten, [daß] würde die Regenzeit abwarten müssen, um die Rückreise [antreten] zu können. Zu Anfang dieses Jahres benutzte der Gouv[erneur] neur die Dampfschifffahrt, um den hinterindischen Besitzungen Compagnie einen Besuch abzustatten. In der Nacht bei 6 [Uhr] traf er in Penang ein, blieb bis zum 8. und erreichte am Malacca, von wo er sich noch zu benachbarten Orten nach Singap[ore] begab. Auf der Rückreise berührte er abermals Penang, fuhr [dann] da am 18/22 nach Tavai, hierauf nach Amherstwa, Tenasserim und stieg am 4 April in Calcutta wohlbehalten wieder ans Land.

Endlich wird auch eine Dampfschifffahrts-Verbindung [zwi]schen dem rothen Meer und Bombay beabsichtigt und am [be]flossenen 15 November sollte das erste Dampfboot von dieser [Art] nach Suez abgehen. Zwei Maschinen, jede mit der Kraft [von 4]0 Pferden, und einige Mechaniker, um dieselben einzurichten, waren [mit] Schiff, das auf den Werften lag, fertig seyn würde, waren [in] England angelangt. Die Kriegsbrig Ibertis und die Brig [Lt.] Glendower, erstere um die Aufnahme des rothen Meers zu [be]werkstelligen, letztere mit Kohlen beladen, die sie in Aden, Mokha, Cosseir und Saez abzusetzen hatte, segelten um dieselbe Zeit [aus] dem arabischen Golf ab. Bei der Aufnahme dieses Meers, [welche] den Lieutenant Moresby vermuthlich sechs Monate lang beschäftigt, ist es hauptsächlich darum zu thun, sich der Lage der [vorliegenden] Landspitzen und der Tiefe in der Nähe der zu [den] lagen zu bestimmenden Häfen zu vergewissern, so wie [auch] Zeit für Dampfschiffe angemessenste Richtung aufzufinden.

Die Papiere der Familie Stuart.

Bekanntlich ging die schriftliche Hinterlassenschaft [des] Sprößlings der Stuarts, des Cardinals von York, [durch] englischen Regierung über, welche in diesem Augenblick [Anstalten] davon vorbereiten läßt. Es sollen bedeutende Aufschlüsse [darin] ten seyn, deren Bekanntmachung jeden Freund der Geschichte [erfreu]en muß. Hr. Lockhart, der Eidam Sir Walter Scott's, ist [damit] beschäftigt, die Masse zu ordnen und das Werthvolle für [sich] auszusondern; eine Arbeit, bei welcher ihm sein Schwiegervater die Hand gehen wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 349. 15 December 1829.

Briefe in die Heimat.

Von Dr. Friedrich Zuccarini.

Die Soldaten sind nach Willkür und Vermögensumstän- verschieden bewaffnet und gekleidet. Die eigentliche kreten- e Waffe ist eine ungeheure lange Flinte, dabei Pistolen und einwärts gekrümmtes Messer (Altagan). Letzteres dient beson- s zum Kopfabschneiden, was bei den Griechen, wie bei den rken praktizirt wird. Säbel sieht man nicht. So gerüstet organisirt führten sie bisher den Krieg in den Bergen und dichten Wäldern und Gebüschen der Ebene, und so führen ihn noch, wenn sie ein türkisches Dorf nehmen, den Türken m Ausfalle begegnen, oder sie beim Rückzuge beunruhigen nen. Während meiner Anwesenheit machten jedoch weder Türken bedeutende Ausfälle, noch die Griechen Angriffe; r Kriegsschauplatz beschränkte sich auf die Umgebungen der stungen. Rotten von 10 bis 40, selten mehr, lauerten im Hin- ehalte, tödteten und nahmen, was in ihren Bereich kam. e Manier der Türken ist dieselbe, doch soll die Disciplin bei nen etwas besser seyn. Auf solch einer blutigen Jagd, die rt Krieg führen heißt, schleicht man hinter Hecken und Stei- n vorsichtig gegen einander; die lange Flinte entscheidet fast ein. Selten werden die Pistolen, und das Messer nur dann braucht, wenn sie ihrer Sache ziemlich gewiß sind, wie beim pfabschneiden der Verwundeten, Todten oder Gefangenen. Die bste Kunst ist, sich gut zu verstecken und dennoch schießen zu nnen; die größte Beschwerlichkeit das Laufen. Wer sich offen igt, kommt selten heil davon, denn sie schießen auf ungeheure eite sehr sicher. Kein Commandowort gilt, jeder führt den rieg für sich. Wohl sagt der Capitän, wir wollen da oder ort hingehen, Dieß oder Jenes thun, man folgt ihm wohl ch Anfangs; doch Wer zurückbleiben will, thut es ungestraft. Der seine Kameraden bereden kann, ihm zur Ausführung ei- es andern Planes zu folgen, nimmt Viele oder Wenige mit ch, die ihn eben so schnell wieder verlassen, als sie ihm folg- n, wenn ihnen etwas Anderes zu Sinne kommt. Dieß gilt esonders beim Rückzuge. Wagt einmal der Feind einen ernstlichen ngriff, und sind Mehrere vor den Augen der Uebrigen gefal- n, so beginnt das Laufen, und keine Gewalt hält sie auf, bis sie zwischen den Felsen oder andern Schlupfwinkeln sicher sind. Was thut dabei der Fremde? Er mag noch so wenig Gefallen an dieser Art des Kriegführens haben, so bleibt ihm doch Nichts übrig, als ihnen keuchend und schwitzend auf ihrer wirklich windschnellen Flucht zu folgen. Um ihn kümmern sich die Fliehenden nicht, und nur mit größter Anstrengung kann er mit ihnen gleichen Schritt halten. Auf ihn richtet der Feind zuerst seine Schüsse; denn seine fremde Kleidung macht ihn so auffallend, wie ein weißes Reh in einem Rudel Wildpret; er hat in diesem Vertilgungskriege keine Gnade zu erwarten, wenn er gefangen wird, sey er, wer er wolle; und Niemand bedauert ihn, wenn er gefallen ist. Gelächter empfängt ihn, wenn er den nachpfeifenden Kugeln entgangen glücklich im Schlupfwinkel anlangt, und man spottet sein, daß er so lange stehen geblieben sey. —

Du siehst, daß auf solche Weise nicht viele Lorbeeren zu pflücken sind, auf welche ich mich immer vertröstete, wenn ich verhindert war, andere Gewächse zum Behufe der Herbarien zu sammeln. Dennoch ruhte ich wiederholt auf Lorbeeren. Man pflegt nämlich aus den Blättern und Zweigen des gewöhnlichen Laurus nobilis eine Streu zum Schlafen zu machen und glaubt, damit die Flöhe abzuhalten. Ich habe aber nicht Viel von dieser Wirksamkeit verspürt.

Uebrigens kann ich diese Schilderung der irregulären Truppen nicht schließen, ohne zu erwähnen, wie mich der kräftige Wuchs und das kriegerische Ansehen der Meisten, die Proben hohen Muthes und gewaltiger Kühnheit Einzelner in freudiges Staunen setzten. Beispiele altkretensischen Heldensinnes sind nicht selten, besonders unter den Capitano's. Manche paaren diese kriegerischen Tugenden sogar mit Einsicht und Klugheit, sind überzeugt, daß der Mangel an Zucht und Ordnung ein schlimmerer Feind sey, als die Türken, und gehen mit gutem Beispiele voraus. Als besonderen Beweis der Tapferkeit muß ich der 29 Soldaten erwähnen, die im vorigen Jahre, als sie, in einer kleinen Verschanzung von übereinander geworfenen Steinen eingeschlossen, die Gewißheit vor sich sahen, der Uebermacht unterliegen zu müssen, sich an den Füßen mit einem Stricke, Einer an den Andern, banden, damit keiner fliehen könne. Einer riß sich los, die übrigen fielen, und man fand sie, eine Menge erschlagener Türken rings umher, durch dieß seltsame Band im Tode verbunden.

Es ist im Allgemeinen gewiß nicht Feigheit, die sie den verschrieenen Buschklepperkrieg führen läßt; sie kennen keine andere Weise, und sind durch Mangel an Bildung und durch mißverstandenen Freiheitssinn störrig gegen alle Reformen.

Nach dieser Mittheilung über die irregulären Truppen ist, glaube ich, die Frage überflüßig, ob man mit ihnen die Festungen nehmen könne. Von den taktischen Truppen sind 70 Mann dort kaum hinreichend, die Festungen Caradusa und Kissamos zu besetzen, und diese sind ihrer fränkischen Kleidung und ihres steifen Wesens wegen von den Uebrigen verlacht. Man sagte mir, die griechische Regierung dürfe nach einem gewissen Traktat mit den europäischen Mächten bis jetzt nicht mehr taktische Truppen nach Kreta schicken.

Zurück zu meiner Reise: 50 Mann Bewaffnete sollten stets den Gouverneur begleiten. Der Zug sah seltsam genug aus. Voraus eine weiße Fahne mit schwarzem Kreuz, rings um uns her in unordentlicher Hast die Soldaten in theer wunderlichen Bewaffnung und Tracht, in der Mitte der Gouverneur und ich hoch zu Maulthier. Wegen der Regellosigkeit, in welcher, selbst wenn vom Gouverneur commandirt, die Truppen marschiren, sind häufige Halt's nöthig, um die Zerstreuten zu sammeln und die aus verschiedenen Gründen Zurückgebliebenen zu erwarten. Die Fahne wird in den Boden gesteckt, die Bewaffneten, auf ihre Flinten gelehnt, bilden einen Kreis um den Gouverneur oder lagern sich in seltsamen Gruppen ins Grüne. Bittende kommen, Befehle werden ertheilt, Klagen angehört, und während sich der Olivenwald zur Gerichtshalle wölbt, baue ich im Lorbeer- und Orangenschatten einen Aesculaptempel, ertheile Rath und Medikamente den herbeikommenden Kranken, verbinde Verwundete u. s. w. Inzwischen sammeln sich die Nachkommenden; bei der Bewegung zum Aufbruche trennt sich der Kreis, die zuschauenden Männer grüßen ehrerbietig mit tiefen orientalischen Verbeugungen, die Weiber segnen laut, die Maulthiere heben einen beschleunigten Trab an, voran und zu allen Seiten rascheln und rauscht das wilde Heer, „was gischt mer, was heischt mer", durch Stauden und Steine weiter. Ihr Laufen ist unbeschreiblich und auf- und abwärts unermüdlich.

Sollten wir den Türken begegnen, war ein Ueberfall zu befürchten u. s. w., so wurden mehr Truppen zusammengezogen, und unser Heer wuchs oft bis zu 300 Mann, von denen man aber sicher seyn konnte, daß in den ernstlichsten Augenblicken zwei Drittheile verschwinden und, später zur Rechenschaft gezogen, die lächerlichsten Entschuldigungen, z. B. meine Wäsche war nicht gewaschen, mein Brod nicht ausgebacken, ich glaubte, weil's schon Nacht sey u. s. w. vorbringen werden.

Ich will Dich nicht mit den Heldenthaten, die wir mit diesen Armeen ausführten, ermüden. Nach mehreren Katzbalgereien in den Provinzen Kissamos, Kanea und Retimo hielten wir uns in Vaffé, einem ansehnlichen Flecken in der Provinz Retimo, längere Zeit auf. Dort ist der Sitz des Symbuilons, welches den Gouverneur zu seinem Präsidenten gewählt hatte. Dessen langwierige Cabinetsgeschäfte daselbst verschafften mir Gelegenheit, Excursionen aller Art in der Gegend zu machen, die umliegenden Höhen zu besteigen, mich dem Ida zu nähern und nebst den herrlichsten Genüssen, die mir die schönen Gegenden, manche wissenschaftliche Ausbeute zusammen[zu]bringen. Auch fehlte es nicht an ärztlicher Praxis.

Ich sage Dir Nichts von der Schönheit der Gegend, dem Reichthume des Landes, der selbst aus Feuer und Schwert des verheerendsten Krieges unzerstörbar überall aufersteht, ich anfangen, all die Naturschönheiten zu schildern, mich überall freute, wo wir nur reisten, standen oder [lagerten], könnte nimmer aufhören, müßte wenigstens eigene [Bände] schreiben über all die wunderbar erhabenen Scenen [der] Gebirges, die üppige Pracht der Thäler und [Hügel], Klarheit der Flüsse, die Anmuth der Meeresbucht[en]. Die Schönheit und Fruchtbarkeit Kretas ist ja eben so [berühmt] als seine archäologischen Merkwürdigkeiten.

Nur eine Schlußbemerkung: Hier, wo die Natur in [dem] sten Maße gleich große und furchtbare als bezaubernde Bilder hinstellte, ist es wohl schön, durch die wilden [Berge] auf- und abwärts den gewaffneten Zug ziehen zu [sehen], seiner wunderlichen Mannigfaltigkeit, und, selbst [wenn] wird Jedee hingerissen durch Natur und Umgebung der Kriegslust. Schöner krachen und rollen in dieser die Schüsse dieser Jagd, als bei den festlichen Treibjagden die sichern Jäger unserer Heimat das friedliche Gebirge [be]len. Tritt man aber in die Hütten und Höhlen, wo der [Ver]ber, eng zusammengedrängt, ängstlich lauschen und fragen, das laute Klaggeheul, das die Witwen, nach der Landessitte vlele Wochen nach dem Tode ihrer Männer fortführen, die leise Schmerzäußerungen der hülflos umher liegenden Verwundeten und Kranken übertäubt; sieht man sich in den freundlichen Ebenen die süe Herz und Augen gleich widrigen Scenen des Jammers und der Dürftigkeit — da möchte man sich gern in Romantik und Wissenschaft lieber ins Bayer'sche als ins Kretische lieber ins Affenthal, als ins Thal von Canea wünschen, [wo] wenn mich die Erinnerung an Euch und das Vaterland mit [den] nen Freuden und seinem Frieden wohl auch nirgends [recht], so steigerte sie sich doch nirgends so wie hier zu schmerzlicher Sehnsucht.

Auch muß ich Dir im Vorbeigehen sagen, daß unsere Abendherberge eben so schön, und die Jungfrau oder gar der Mond blaue schöner im Abendlichte glühen, als der Ida.

Während ich mich in der Gegend umhertrieb, versammelten sich die Herren im Symbulion, dessen Sitzungen ich bei gutem Wetter beiwohnte, zum Wohle des Landes. Die Mitglieder können lesen und schreiben, die übrigen [müssen] schweigen nach individueller Neigung und Absicht. Es wird mancher gute Beschluß gefaßt. Sie führen nun, wenn nicht der Fall war, die griechische Regierung, und [führen] neue handeln thätig und nachdrücklich.

Von Vaffé abgereist, durchzogen wie die Provinzen [Apo]kia und Selino, besonders in der Absicht die ungehorsamen [Sfa]kiotaus zur Ordnung zu bringen und Räubereien alter [Art] bestrafen. Die Schuldigen waren meistens von unserer [Ankunft] zuvor benachrichtigt und entflohen, und man begnügte sich [mit] Häuser zu verbrennen, und ihre Waffen und Heerden [mit]

r einzuziehen. Diejenigen, deren man dabhaft wer-
te, wurden gebunden, unserm Zuge angereihr und, vor-
Festungsarbeit verdammt, nach Carabusa gebracht.

zogen bei dieser Expedition beinahe stets hoch auf den
, und durchkrochen Winkel und Schlnchten, die wohl
ige Europäer betreten haben. Hier sah ich die schön-
birgsgegenden, hier die schönsten Bewohner, Männer
ber von hohem, gewaltigem Wuchse und eilen, kühnen
Ich möchte Dir gerne Viel davon erzählen, wie von
jem Anderen, das ich kaum flüchtig berühren konnte,
: Schrecken über meine lange Epistel treibt mich mit
r Eile, sie zu beenden, mit der mich meine lange Ad-
it von Napoli di Romania zum Ende meiner Reise

s der Provinz Selino stiegen wir ans Meer hinab und
zurück nach Carabusa, bei welcher Fahrt ich noch einmal
:e hatte, die türkische Flagge ziemlich nahe zu sehen.

) fand in Carabusa keine andere Gelegenheit, mich zurück-
en, als eine schlechte Barke. Tadle es nicht, daß ich
if einem solchen Fahrzeuge dem unzuverläßigen kretensi-
Meere anvertraute. Es ist die erste Pflicht jedes Frem-
griechischen Diensten, den Eingebornen als Beispiel von
gkeit im Dienste voranzugehen. Ich sollte längst zurück
mußte also die nächste Gelegenheit ergreifen. Ich war
ehr zufrieden damit; auch blieb das Erwartete nicht aus.
turm, gröber als die Sphakkioten, die die Barke be-
en (die Einwohner der Provinz Sphakkia sind als die
en, kriegerischesten, aber auch als die gröbsten und unge-
esten Kretenser bekannt), trieb uns in der Gegend von
herum. Die Barke war etwa zwanzig Schuh lang, die
ge schlecht, die Mannschaft bestand aus zwei Männern
nigen Buben. Bald war der Mast zerbrochen, und statt
eilten, lagen die Schiffer auf den Knieen, schlugen Kreuze,
Kyrieeleison, beteten brünstig zur Panagia (Mutter Got-
nd sammelten Geld zu Weihrauch und zu Kerzen für sie.
Steuermann zeigte eben so viel Kenntnisse als Muth. In
istern Nacht, in der vergebens der Pharus brannte, den
ße Sonne und der kretensische Wein auf meiner Nase
ndet hatten, fragte der Pilote ängstlich: „Was thun wir?
erne scheinen nicht, Alles ist so schwarz, ich weiß nicht,
r sind." „Hast Du keinen Compaß?" fragte der Andere;
ch weiß aber nicht, wo er ist, noch was ich damit machen
war die Antwort. Du kannst denken, daß ich lieber im
jers Garten, in welchem ich Dir einst alle Details dieser
nen Fahrt zu erzählen hoffe, gesessen wäre, als hier in
arke. Dazu hatte ich noch einen Türken zu vertheidigen,
die Schiffer sich gerne entledigt hätten. Er war Capitän
ier Goelette in Suda, seine Landsleute wollten ihn in ei-
Aufruhr auf dem Schiffe tödten, er entfloh und übergab
er Gnade der Griechen, wurde überall freundlich be-
t, nur im Sturme nicht, den die Leute für nicht na-
hielten. Er wurde nach Vezina zum Präsidenten ge-

Unsere Lage war um so unangenehmer, da sie 18 volle Stunden ununterbrochen dauerte, bis endlich Christ und Türke glücklich den Hafen von Milo fanden.

Für diesmal Nichts mehr von Milo (wo ich die Botanik nicht vergessen habe), Nichts von Spezzia, wo eine gute Gesundheit und ein guter Magen dazu gehört, in der dortigen schlechten Quarantäne-Anstalt nicht krank zu werden, und die Grobheit der dabei angestellten Beamten zu ertragen. Nun sitze ich wieder wohlbehalten in Napoli di Romania. Die Reise war mir in vieler Rücksicht nützlich und angenehm. Auch habe ich ein kleines Herbarium mitgebracht. Ich hatte trotz aller Hindernisse Viel gesammelt, mußte aber einen Theil davon bei einer gewissen unangenehmen Gelegenheit im Stiche lassen, und ein anderer Theil wurde mir durchs Meerwasser verdorben, so daß Wenig blieb. Doch ist, wie ich hoffe, Manches davon der Mühe werth, es nach Hause zu schicken, und ich wünsche nur eine Gelegenheit dazu.

Der Umstand, daß ich mich auf der ganzen Reise, trotz allerhand Widerwärtigkeiten, auch nicht einen Augenblick unwohl befand, nehme ich als gutes Zeichen auf, Dich und alle meine Lieben im Vaterlande einst fröhlich wiederzusehen. Bis dahin erfülle ich hier, zu was ich mich verpflichtet habe, mit Lust und Freude unter dem Commando unseres Obristen Heidegger, der Seele des taktischen Corps, welches unter seiner Leitung die möglichsten Fortschritte der Annährung an ein gut organisirtes Truppencorps macht. Nichts, am Wenigsten die niederträchtigen Verleumdungen gegen ihn, womit der Courier von Smyrna sein Blatt besudelt, hält ihn ab, seinen Zweck zu verfolgen, und ich möchte Dir gerne Manches von ihm erzählen, wenn ich nicht den Verdacht fürchtete, ich wolle mit einer schalen Lobrede auf ihn einen Theil jener Schuld abtragen, zu der mich seine Güte verpflichtet.

Ich bin Allen, die sich meiner im Vaterlande erinnern, längst eine Rechenschaft über mein bisheriges Treiben schuldig. Deßwegen, und weil vielleicht manches in diesem Briefe Enthaltene nicht ohne allgemeines Interesse ist, magst Du ihn, wenn Du es für gut findest, bekannt machen.

Allen die herzlichsten Grüße! Ich will mich nicht abmühen, Euch zu versichern, wie sehr die Erinnerung an Euch und das Vaterland mir jeden Genuß erhöht, jede Beschwerde leicht macht. Lebt wohl!

Skizzen aus der Türkei.

Beinahe fünfzig Jahre sind es her, seit Mouradscha d'Ohsson, in seinem wichtigen und bisher noch unerreichten Gemälde des türkischen Reiches, sagte: „um die Osmanen zu civilisiren, bedürfe es nur eines überlegenen Geistes, eines Sultans, der weise, aufgeklärt und kühn genug wäre, Dieß zu unternehmen. Die Gewalt, welche die Religion in seine Hände lege, der blinde Gehorsam, zu welchem sie alle seine Unterthanen verpflichte, würden einen solchen Versuch weniger gefährlich und den Erfolg desselben weniger zweifelhaft machen, als man glaube." Daß Mahmud II ein Mann

sey, wie Mouradscha ihn forderte, wollen wir, da die Beyspiele seiner wilden Grausamkeit nur zu lebhaft uns vor Augen stehen, nicht behaupten; daß er aber den Plan hegt, nicht bloß die gegenwärtige Verfassung, sondern die ganze Lebensart und Sitte seines Volkes auf eine Weise zu reformiren, durch welche sein Reich allein eine Stelle in der europäischen Staatenkette gewinnen kann, dürfte nach so vielen mit beharrlicher Consequenz durchgeführten Schritten, die sämmtlich nur auf dieses eine Ziel berechnet waren, keinem Zweifel mehr unterliegen. Wichtig ist es daher vor allen Dingen, die Gesinnung zu prüfen, in welcher Versuche dieser Art die Osmanen finden müssen; und wir glauben uns ein Verdienst um unsere Leser zu erwerben, wenn wir, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ihnen hier eine Reihe von Skizzen aus dem religiösen, politischen und bürgerlichen Leben der Türken eröffnen.

I. Die Moslimin und die Gjaurs.

Das Gesetzbuch, welches von den Osmanen als die Grundlage der religiösen, politischen und sittlichen Verfassung ihres Reiches anerkannt wird, die Multeka ül ühbur (der Zusammenfluß der Meere)*) theilt alle Nationen der Erde zuvörderst in zwei große Classen, die unter den allgemeinen Benennungen Moslim und Kaffr begriffen sind. Moslim ist die allgemeine Bezeichnung für jedes Volk, welches sich zu dem mohammedanischen Glauben bekennt, ohne Rücksicht auf die besondere Secte, der es angehört; Kaffr ist ebenso ein allgemeiner Name, unter welchem man alle Völker versteht, die nicht an die göttliche Sendung Mohammed's glauben. Diese Unterscheidung der Moslimin und Kaffrs enthält den Grund eines Sprüchwortes, welches man überall in dem Munde der Mohammedaner findet: El Küfrü milleth' ünn-wahhideth, alle Ungläubigen machen ein Volk aus. Die ganze Erde wird deßhalb auch von dem Moslim in zwei große Gebiete getheilt: Dar Islam, das Haus des Islam, und Dar Harb, das Haus des Krieges oder Feindesland. Unter dem letztern Namen werden alle fremden Nationen begriffen, gleichviel ob dieselben sich mit der Pforte in freundschaftlichen oder feindlichen Verhältnissen befinden.

Das Wort Kaffr, welches in der Türkei auch Gjaur ausgesprochen wird, bedeutet einen Ungläubigen, einen Lästerer, einen Menschen, dessen Augen dem Lichte und der Gnade Gottes verschlossen sind. Gewöhnlich nennt man die Kaffrs auch Müschrikin, oder Götzendiener; eine Bezeichnung, die in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts den Anhängern des mohammedanischen Glaubens in den Staaten des mongolischen Welteroberers Kublai-Chan beinahe sehr verderblich geworden wäre.

Kublai war Heide, wie alle seine Vorfahren; er hatte indessen, da ein großer Theil seiner Unterthanen sich zum Islam bekannte, an seinem Hofe zwei Wessire, einen heidnischen und einen mohammedanischen. Der letztere, Ahmed Benakety, war gewandt genug, seinen Collegen aus dem Vertrauen des Fürsten zu verdrängen und sich allein in der Gunst desselben zu behaupten, was er dazu benutzte, seine Glaubensgenossen in den Staaten seines Herrn auf jede Weise zu schützen und vorzuziehen. Die heidnische Partei, welche bereits fürchtete, Kubla selbst zum Islam übertreten zu sehen, ließ kein Mittel unversucht, ihn gegen die Lehren [illegible] zunehmen; von entscheidender Wirkung war es, [illegible] ihm eine Stelle dieses Buches zeigte, worin es [illegible] müschrikin é keafeth'in, tödtet alle Götzendiener [illegible] Kublai las diese Worte mit Entsetzen; er betrachtete [illegible] an alle seine mohammedanische Unterthanen als Feinde [illegible] seines eigenen Reiches und wüthete mit Feuer und Schwert [illegible] um sie zu zwingen, Mohammed und seinem Gesetze [illegible] Schon hatte er beschlossen, sie ohne Ausnahme auszurotten, [illegible] einem gelehrten Moslim, Hamid'üddin Samarkandy, gelang [illegible] entwaffnen, indem er ihm durch eine Reihe von Stellen, [illegible] welche dieselbe Ansicht gehabt hatten, bewies, daß das Wort Müschrikin sich nur auf die heidnischen Araber zu der Zeit des Propheten keineswegs aber auf jene fremden Nationen beziehe, welche die Lehre von der Einheit Gottes nicht für wahr erkennen wollten. Chan, setzt der mohammedanische Geschichtschreiber hinzu, [illegible] Stimme der Vernunft Gehör, stellte seine Verfolgungen gegen [illegible] digen ein und überhäufte den weisen Lehrer mit Ehren und Gaben, dem er die Erhaltung eines so großen Theiles seiner Unterthanen verdankte.

Ungeachtet dieser Lehre, welche wohl darauf berechnet war, den Moslimin einige Toleranz einzuprägen, ist es indessen bis auf diese Stunde selbst in der osmanischen Staatscanzlei [illegible] brauch, alle Fremden ohne Unterschied der Nationen, welchen sie angehören, als Götzendiener zu betrachten, und mit dem Namen von Kaffrs und Müschrikin zu bezeichnen.

*) Vergl. den Artikel über die Gesetzgebung der Türken in N. 140 folgg.

Kenntniß der Engländer von Deutschland.

Im Quarterly Review November 1829 heißt es Seite [illegible] wörtlich also: „Eines der schlagendsten Beispiele von gehemmtem Fortschreiten einer wohlorganisirten Gesellschaft liefert der hiesige Verein. Er wurde ums Jahr 1780 (?) zu Würtemberg in Bayern gründet, (it originated at Wurtemburg in Bavaria,) unter einem Geistlichen (clergyman) Namens Rapp." — Der Irrthum ist so auffallender, als der Name Würtemberg sonst gar nicht bekannt in England ist, wie denn z. B. das Asiatic Journal von diesem Monat meldet, es sey in Ostindien um die verlassene [illegible] gin-Witwe von Würtemberg bei Civil und Militär Trauer angelegt worden. Rapp, das Oberhaupt einer aus würtembergischen Ausgewanderten in America bestehenden Secte, ist [illegible] Geistlicher, sondern ein bloßer Bauer aus dem Dorfe [illegible] fern Pfarzheim. Er gehörte zu den sogenannten [illegible] wanderte vor etlichen und zwanzig Jahren nach den [illegible] Staaten aus, um sich den unter der vorigen Regierung [illegible] berg über diese unbotmäßigen Schwärmer verhängten [illegible] Maßregeln zu entziehen. Uebrigens sind dergleichen [illegible] vielgereisten Engländern eben nichts Seltenes. Bei der [illegible] Hälfte von Sachsen an Preußen bemerkte ein Parlamentsglied, [illegible] also auch Wittenberg, die Wiege der Reformation, seinem [illegible] ten Fürstenhause entfremdet werde; worauf ein College [illegible] Würde von Großbritannien für unerträglich erklärte, daß [illegible] des englischen Monarchen mit dem Könige dieses Reiches [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
de des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

m. 350. 16 December 1829.

Briefe in die Heimath.

Von Dr. Friedrich Zuccarini.

II. Kulturscenen aus Napoli di Romania.

Mai 1829.

habe neulich mit Schrecken gehört, ja sogar gelesen, daß
nseren gebildeten Landen noch gebildete Leute giebt, die
, die Bewohner von Napoli die Romania hätten wohl so
von den Wilden an sich, und ihre Sitten und Gebräu-
re Häuser und ihr Haushalt gäben gute Vignetten für
schenbücher. Es ist für einen Bewohner dieser Stadt eine
nssache zu erzählen, was er davon weiß und Andere im
lle von Europa noch nicht wissen oder nicht wissen wollen.
ennt den Vogel an den Federn, also mag ein kleiner Fe-
h genügen:

ie Leute bei uns sind wild und nicht wild, wie man's
; sie sind aber jetzt im Ganzen viel anders, als sie wa-
Es ist freilich noch nicht lange her, daß die Stadt, die
und nach recht hübsch wird, aussah, wie ein wüster
haufen, auf dem man bei schlechtem Wetter in großer Ver-
eit gewesen wäre, wenn man auf geputzte Schuhe etwas
n hätte. Die Hunde haben noch alle gute Zähne, welche
egrabenen Leichen, die in den Straßen herumlagen, ver-
, und der Mohr mag wohl auch noch nicht ganz ver-
eyn, der unweit des Platanenplatzes halbbegraben ein
liches Gesicht aus dem Boden herausschnitt. Kloaken und
Abflüsse zogen sich mäandrisch durch die Straßen, und
nd dachte an ihre Wegschaffung. Kein Tagsblatt, kein
alist nahm, wie bei uns bei ähnlichen Gelegenheiten, da-
e Backen voll, und hätte sich nicht glücklicher Weise ein
al der Courier von Smyrna drein gelegt, es wäre vielleicht
ängere Zeit all der Unrath unberührt geblieben.

eute begegneten Einem in den Straßen, die nicht viel bes-
ssahen, als der halbbegrabene Mohr, und die noch dazu
ausweichen wollten; fast — oder ganz nackte Kinder, wahre
ergestalten, bettelten schaarenweise durch die Stadt, allent-
erregte die schmutzigste Dürftigkeit gleich viel Mitleid
kel, und man konnte leicht versucht werden, sich so Etwas
von den Wilden dabei vorzustellen, besonders vor dem Thore,
wo zahllose arme Familien in den Höhlen des Berges wohnten,
oder in Hütten aus Stäben und Rohr zusammengeflickt, die de-
nen der Hottentotten in den Abbildungen der Reisebeschreibun-
gen glichen wie ein Ey dem andern. Diese Hütten sind leider
noch zum Theil vorhanden.

Doch hat sich Alles seit Kurzem gar mächtig verändert. Man
baut an Mauern und Schanzen, als ob täglich die Türken, an
Straßen und Häusern, als ob täglich noch mehr Franzosen und
andere Fremde kommen sollten, von denen jetzt schon die Stadt
wimmelt. Man kann ziemlich sicher mit glänzend gewichsten
Stiefeln spaziren gehen, und nebenbei auch wohl gewiß seyn,
daß sie gehörig beachtet und bewundert werden. Man ist nun
im Stande, den Damen auf der Promenade zuzulächeln, ja so-
gar ihnen Süßigkeiten zu sagen, oder, wenn man kein Griechisch
versteht, ihnen in dem ziemlich gut eingerichteten Conditorladen
welche zu taufen, was ihnen eigentlich lieber ist. Man giebt
Assembleen und Bälle, wo deutsch gewalzt und italienisch gekost
wird, und nicht einmal, sondern drei und viermal war die Stadt
schon festlich beleuchtet.

Ich sehe zwar manches ungläubige Lächeln um die Lippen
der Leser schweben; doch verweise ich, was den ersten glänzenden
Ball betrifft, auf alte Zeitungsnachrichten vom vorigen Monat
Oktober, und gebe über die Beleuchtungen der Stadt und den
letzten, den Ball aller Bälle, folgende augenzeugliche Notizen.

Den 7, unserer Rechnung den 19 Januar, als einem gro-
ßen, für Napoli di Romania dreifachem Feste, fand die erste
festliche Beleuchtung statt.

Dieser Tag nämlich war der St. Johannestag, den Griechen
ein großes Fest und Namenstag des Präsidenten, für Napoli
di Romania überdieß der jährige Gedächtnißtag der Ankunft des
Letzteren, wo er die Stadt vom Untergange durch den verderbli-
chen Bürgerkrieg rettete.

Schon Morgens verkündete das Geschütz von allen Batte-
rien ein hohes Fest. Unbeschreiblich schön lautet der mächtige
Donner aus den gewaltigen Stücken, und das Rollen der Schüsse
in den Bergen übers Meer hin mit dem vollen vielfachen Echo.
Die hohen, leichtgebauten Häuser schütterten bei jedem Schusse,
und Wer, gerade schreibend, ein Blatt umwenden wollte, brauchte
sich nicht um Streusand zu bemühen, der ihm reichlich von der

Digitized by Google

Decke herab aufs Papier fiel. Freudiger sah man heute die hohen Batterien der Burg blitzen und rauchen, und vernahm ihre lauten Grüße, als am selben Tage des vorigen Jahres, an welchem die nämlichen Kanonen, die heute in den allgemeinen Jubel einstimmten, Schrecken und Verderben auf die geängstigte Stadt niederschlenderten. Die verschiedenen Batterien antworteten bald einander, bald stimmten sie in ungeheuern Akkorden zusammen, und so dauerte dieser seltsame Kanonen-Canon fast den ganzen Morgen fort, den Grundton haltend der lauten türkischen Musik und der feierlichen Gesänge, die aus allen Kirchen hallten.

Der Tag verging, wie Festtage hier zu vergehen pflegen. Visiten en grande tenue, Spazirgänge vor dem Thore, wo alle Stände durch einander sich in großem Putze zeigen, und wo man bald in der Ebene wandelnd die an den Felsen sitzenden Gruppen betrachtet, bald selbst sitzend die Vorbeigehenden mustert; kurz, eine wahre Promenade.

Abends nun entfaltete sich nach und nach der Glanz, den es mich zu beschreiben drängt.

Alle Pforten und Fenster, besonders der öffentlichen Gebäude waren grün bekleidet; um Säulen und Pfosten schlangen sich Guirlanden und Kränze, durchglänzt von bunten Bändern und Meisterweeken aus Papierschnitzeln. Letztere waren in großer Vollkommenheit zu schauen; große Lüstre's waren aufs Künstlichste von farbigem gekraustem Papiere zusammengefügt, in den wunderlichsten und angenehmsten Verschlingungen mit Schleifen und Mäschchen geziert wie der Schweif eines Hochzeitpferdes, und mit Sinnsprüchen beschrieben, deutlich zu lesen beim Glanze zahlloser Wachskerzchen, mit denen das Ganze besteckt war. Solche Meisterwerke hingen vor den hellerleuchteten Häusern herab, die nicht nur in äußerem Scheine glänzten, nein, umgekehrt wie Handschuhe, alles Köstliche, was die Zimmer nur irgend Hängbares enthielten, zum Fenster herausgehängt und von Lichtern umglänzt sehen ließen. Spiegel, Wandleuchter, Gemälde, Kupferstiche, Alles, was nur das Auge reizen konnte, hing zwischen grünen Zweigen vor den Fenstern. Die Gesellschaft war oft wundeelich genug: alte, derauchte Kupferstiche ohne Glas, zwischen böhmischen Glasarbeiten, vereinigten sich in traulichen Gruppen. — Verstorbene und lebende Potentaten mit den Helden des Alterthums und der bibliſchen Geschichte, z. B. der König von Preußen, Judith und Holofernes, der Kaiser von Oesterreich, ein Jagdstück, der verstorbene König von Würtemberg, Susanna im Bade, Alexander von Rußland, Kleopatra mit der Schlange, Don Miguel, Ajax ꝛc. ꝛc., Alles beisammen und durch einander hängend, als müßte es so seyn. Daß, Wer seines Bildnisses des Präsidenten habhaft werden konnte, Dieß über Alles glänzen ließ, versteht sich von selbst. Doch wurde es mit der Aehnlichkeit und Aechtheit öfters nicht sehr genau genommen, und mitunter mußte irgend ein altes Reichskammergerichtsgesicht, seines Namens, Wappens und des lateinischen Verses darunter derandt, den Präsidenten von Griechenland spielen. Die Fenster waren mit großen und kleinen Lampen besetzt; wo diese nicht hinreichten, wurden Laternen substituirt. Häufig waren die Kränze und Laubgewinde, außer den farbigen Bändern und Papierchen, mit großen Stücken Zu schmückt, die, frei den Winden zum Spiel herabhängen auffallenden Effekt auf Aug und Ohr berechnet war

Die so geputzten und erleuchteten Häuser regten Erinnerungen in mir auf; ich wußte aber nicht, sollte fröhlichen Christbäumen oder den geputzten und beleuchtern am Allerseelentage vergleichen. Die meisten v von den Letzteren gehabt, wenn nicht überall zwischen und Laubwerk hindurch, statt kalter Grabesbilder, reich des Leben hervorgequollen wäre in den schönen Köpfen schen dem grünen Glanze aus den Fenstern blickten, wunderlichem Kopfputze, fast wie das Haus selbst mit und Flittergold prangend, zündende Strahlen aus in Brillantfeuer der Augen auf die gaffende Jugend herab Nebendran der alte Herr, sorgfältig wachend über sein wohlgefällig am Stricke des vor dem Hause herabhängenden Papierlüstres drehend, um von allen Seiten die sinnreichen geschriebenen Denksprüche bewundern zu lassen.

Die Gebäude, welche sich besonders auszeichneten, w

Das hohe Bergfort Palamides unmittelbar an Von den der Stadt zugekehrten Batterien und vom Commandanten glänzten unzählige Lampen herab, und hohe Mast, von dem die Flagge wehte, war erleuchtet.

Die Kaserne auf dem Platanenplatze. — Ihre Reihen Fenster waren ziemlich reich mit Lampen besetzt; alles mit nen Zweigen besteckt, in der Mitte ein Transparent. —

Auf dem Platze spielte die Regimentsmusik, und mit Mu überdröhnte die türkische Trommel den lauten Jubel der Menge.

Das Portal des Zeughauses, um und um in Lampenschim mer glänzend. Friedlich brannten die mächtigen über dem Th liegenden Bomben in weißem Feuer.

Die fensterreiche Wohnung des Obristi Heideger in l leuchtenden wehenden Wachskerzen prangend. Das Kaffeeh an der Hauptstraße, an dem ein besonders künstlicher Lust stre nebst einem herausgehängten, großen, ehrwürdigen Ge zur Bewunderung ausgestellt waren.

Das Kaffeehaus am Hafen, besonders reich mit Fli und Guirlanden geziert.

Die ganze Häuserreihe am Hafen zeichnete sich durch thum der herausgehängten Bilder und Flitter aus. Im drängtesten und Lautesten wogte hier die Volksmen einander; durch die Menge wandelten einzelne Gesandt Schnapsbouteillen, ausgesandt mit seltener Uneigennützi patriotischen Kaffeewirthen und Budeninhabern, ihren den Trank an die lauten Rufer gratis zu vertheilen. E niger Sinn für die allgemeine Freude oder kein Geld m kaufen hatte, stellte seine zwei- oder dreischnäbligt Hauptfenster, und hing zu den übrigen Fenstern so viel nig Laternen heraus als er auftreiben und mit Oe konnte. Es hatte auch Nichts zu sagen, ob die Laterne Mitte hing, oder in irgend einem Winkel des Fenster gerade ein Nagel befand.

Unbeschreiblich war der Jubel der Menge; bis

Digitized by Google

irmte das Volk, besonders die Soldaten, auf den rum, und sangen mit ihrer süßen riu fremdes Ohr so rigen Nationalnasenstimme monotone Liedee. Auch e sich mitunter ein Bischen, wobei aber, nach Landes- viel Unglück geschah.

noch, nachdem das irzte Licht vergilmmt war, tönte n und Häuschen Gesang und Musik (Zitter und Tam- ınd kaum hatte man ausgeschlafrn, als den andern eurs Fest begann, das Frst der Taufe Chelsti, alle- ıurch vorgestellt, daß in feieelicher Peszessivn ein Kernz getragen und hineingworfen wiest.

ɔaufen nacktrr Matrosen fischt es auf, und peägelt sich, ıd und watrnd, im Wassrr um den lieben Hrland. ıer trägt das eebentete Kreuz in den Schenken herum ıeit Geld für seine That. Das Ganze girbt dem Volke laufen und zu gaffen.

ich nur Beweise von der fortschreitenden äußern Cultur :l bi Romania geben will, so übeegeh sch dieses Fest, in einem großen Sprungr übrr mehrere Monate hin, n inzwischrn immee fortkultivirt wnebe, zur Beschrei- Festlichkeiten, bir zu Ehren bes französischen Marschalls gegeben wurden.

(Schluß folgt.)

Mexicanische Alterthümer.

ɔair, Dragonerobrist in Mexico, wurde von Carl IV. be- , Mexico zu durchreisen, um van alten Denkmälern, die lirten, treue Risse nnd Beschreibungen zu liefern. Er un- zu dem Endbe innerhalb fünf Jahren drei Expeditionen, ın ein Zeichner, Rameus Castanneda, ein Sekretär nnd eine ng Reiterei begleitete. Die Behörden in den verschiedenen , die er passirte, hatten Befehl ihm allen Vorschub zu leisten, ɔerlangte. Diesen drei Expeditionen, welche gegen 100,000 ıfteten, verdankt man nähere Kunde von den merkwürdigen der Stadt Palenqur, in der Provinz Chiapa, mit ihren ɔen, Wasserleitungen, Tempeln nnd Palästen, so wie über aft von Mitla, in der Provinz Oaraca.

r große Tempel von Palenqne ist ein Viereck mit einem gang umgeben, ungefähr 100 Mètres lang und 12 hech; die ıgen sind 4 Fuß dick; das Innere enthält mehrere durch Höfe e Behausungen. Aus der Mitte des Tempels erhebt sich ein , worauf wahrscheinlich eine Warte war. Es stehen davon er Stockwerke. Unter dem Tempel befinden sich ungeheure ıe, zu welchen Treppen niederführen. Steinerne Basreliefs lossalen Figuren dienen den Mauern zur Zierde, so wie rine ne Stuckaturarbeit zur Bekleidung.

er Palast von Mitla hat dieselbe Länge wie der von Palen- rei mehr oder weniger lange Steine, jeder rtwa 3 Metres ind in leicht vorspringenden Schichten auf einander gelegt, so t Höhe 9 Metres beträgt. Das ganze Innere des Gebäudes symmetrisch angeordneten Seulpturen bedeckt. An der gan- zen unermeßlichen Façade giebt es bloß drei Oeffnungen; das Por- tal im Mittelpunkt, ein vollkommenes Viereck, mißt etwa sechs Met- res nach jeder Richtung; die Seiteneingänge haben dieselbe Höhe, aber mehr Breite. Man gelangt in den Palast durch Stufen, die zum Theil zerstört sind. Das Gebäude schließt auch sehr geräumige Kellergeschosse in sich, die Gruft der alten toltekischen Manarchen, denn der Name Mitla bedeutet Königsbegräbniß. Diese Gewölbe, wie die von Palenqne, sind noch undurchforscht. Alexander von Hum- boldt verschaffte sich auf seiner Reise in Mexico Nachweisungen über die Ruinen von Palenque, er konnte sie jedoch nicht besuchen. Die Sammlung des Obrist Dupaix war damals gerade auf dem Weg nach Madrid. Alleis in Vera-Cruz vergessen, kam sie nicht an ihren Bestimmungsort, und der Finanzminister Esteva ließ sie seitdem nach Mexico zurück gehen. Nach Dupaix Zarücklunft nach Mexico beeilte man sich Copien von einem Theil seiner Sammlung von Zeichnun- gen nach Spanien zu schicken; es blieb aber bei einer kleinen Probe. Später erschien das Ganze in London im Kupferstich, aber ohne Er- klärung der Figuren. Von einem Dutzend der merkwürdigsten der- selben kann man sie in Warden's Werk über die Alterthümer von Nordamerica sehen, wo die Bilder zugleich in Lithographie beige- geben sind. Eine schätzbare Nachricht über die Entdeckung dieser Monumente, nebst einer Abhandlung über die Vermuthungen des Dr. Cabrera rücksichtlich ihres Ursprungs, so wie eine Notiz über die Sammlung Latour-Allards trifft man daselbst ebenfalls. Letztere Sammlung bestand: 1) aus 180 Curiositäten, worunter mehrere alt-mexicanische Idole; 2) aus 120 Zeichnungen verschiedener Denkmä- ler, namentlich der Ruinen von Palenque, 3) aus 14 Blättern mit alt-mexicanischen Malereien auf Agavepapier. Die Sammlung kaufte zum Theil ein Engländer. Auch der englische Reisende Bul- lock brachte eine hübsche Sammlung aus Mexico zurück.

Die Baradere'sche Sammlung enthält: 1) 145 Kupferstiche, worauf die Ruinen von Palenque, Tempel, Häuser, Befestigungen, Gräber, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen, Vasen, Idole, Münzen, musikalische Instrumente, Basreliefs mit Hieroglyphen ꝛc. dargestellt sind; ein Theil der Kupferstiche giebt die Denkmäler von Mitla, die in Bezug auf Kunstwerth mit denen von Palenque sich nicht messen dürfen, aber dessenungeachtet wundervolle Sculpturen sind; 2) eine Scene von Menschenopfern, von den Azteken auf Agave- papier gezeichnet. Auf dem untern Theil des Gemäldes erblickt man die besiegten Völker und den Weg, auf welchem die Gefangenen sich zum Opferaltar begeben, wo der Priester ein Schlachtopfer mit der linken Hand an den Haaren hält, während seine Rechte eine gewal- tige Keule schwingt. Auch sieht man an den Ufern eines Flusses einen Opferstein und mehrere Schlachtopfer in Fesseln. Auf andern Pualten sind Tempel, Krieger und mit Beilen bewaffnete Priester. Das Stück ist Original und gut erhalten; es ist mexikanisch und hat mit den Ruinen von Palenque und Mitla Nichts gemein. 3) einen Plan van Tezcuco und Mexico, auf Palmenpapier; gleich- falls ein Original, das sich aus der Periode der Ansiedlung der Mexikaner auf der Ebene von Mexico datirt. Dieses wie das vor- hergehende Stück gehörte zur Sammlung Boturini's, der Anmer- kungen dazu schrieb; 4) ein Tableau mit den Abgaben, die Montezuma erhob, auch auf Palmenpapier und aus Boturini's Sammlung; 5) eine Genealogie der alten mexicanischen Monarchen aus einem

Zeitraum von 145 Jahren. Dieses Stück ist bloß Copie; das Original ging bei dem Brand der Archive zu Grunde; 6) ein Manuscript von ungefähr 300 Seiten, vom J. 1559, halb in Hieroglyphen, halb in spanischer Sprache mit dem Siegel des Vicekönigs an der Spitze, vermuthlich die Eintheilung des Reichs zum Behuf der Besteurung darstellend, wie sie von den ersten spanischen Eroberern entworfen ward; 7) eine Cocosnuß, aus einem Grabmal in den Umgebungen von Mitla, mit Sculpturen verziert, nach Art derer, die man in dem dortigen Palast findet; auch lagen Münzen darin, die aber unglücklicher Weise in andere Hände übergingen; 8) einen Kopf von Marmor im Profil ausgearbeitet — aus Palenque und folglich von hohem Alterthum; 9) etwa 50 Idole aus gebrannter Erde von mehr oder weniger seltsamen Formen; Flageolets, ebenfalls aus gebrannter Erde; ein Kaninchen in Stein gehauen, einen Spiegel aus Lava, Schellen aus Kupfer, Siegel verschiedener Völker aus gebrannter Erde, Charaktere zum Druck auf Agavepapier, und drei Vasen, worunter eine sehr merkwürdige; 10) eine Copie der Darstellung der katholischen Religion in Hieroglyphe, welche von den Kundschaftern Montezumas nach Mexico gesandt wurde; das Original auf Agavepapier ist im Museum zu Mexico. *)

Barabere hatte das Glück sich die Originalzeichnungen Castaneda's zu verschaffen, und da er überdieß der einzige Europäer ist, dem die gegenwärtige Regierung in Mexico erlaubt hat, nach Alterthümern nachgraben zu lassen, so ist zu erwarten, daß durch ihn die Welt mit Nächstem in vollständige Kenntniß von diesen merkwürdigen Resten einer untergangenen Zeit gesetzt werde. Also lautet der zwischen ihm und der mexicanischen Regierung deßhalb abgeschlossene Vertrag: die Unterzeichneten, Istlar Icasso, Conservator des Museums der Republik, und Heinrich Barabere, beide in Genehmigung der Regierung zu Folge eines Dekrets vom 4 September 1828 sind über Folgendes übereingekommen: 1) Hr. Barabere ist bevollmächtigt, im Gebiet der Republik alle Nachforschungen anzustellen, welche die Entdeckung von Alterthümern zum Zweck haben, die in einem Museum eine Stelle einzunehmen verdienen. 2) Hr. Barabere verpflichtet sich, was er entdeckt in die Hände der Behörden nieder zu legen und Hrn. Icassa davon zu benachrichtigen, welcher die Gegenstände auf Kosten des Museums nach Mexiko bringen lassen wird. 3) Findet Hr. Barabere sich veranlaßt, seine Nachforschungen auszusetzen, so hat er sich nach Mexico zu verfügen, wo ihm die Hälfte der von ihm gelieferten Sammlung übergeben werden soll, um sie nach Europa zu führen. 4) Hr. Icasso wird Hrn. Barabere innerhalb 3 Monaten eine Copie von 240 Zeichnungen nebst dem Reisetagbuch und den Erläuterungen des Obrist Dupnix liefern. 5) Endlich erklärt Hr. Icassa, daß es in Zukunft Niemand gestattet seyn soll, von diesen Zeichnungen oder den dazu gehörigen Erläuterungen Abschriften zu nehmen.

*) Es scheint, daß mehrere dieser Gegenstände in die von der pariser Bibliothek angekaufte Sammlung von Manuscripten übergegangen sind. Vergl. Ausl. S. 1207.

Der Mameluck.

Zur Zeit, als Sultan Selim Egypten eroberte, w[ar] der Tapferste der Bei's, aus dem allgemeinen Blutbad[e] lucken entkommen, indem er sich in einem Hause zu C[airo] gen hielt. Als Dieß zu der Kenntniß des Sultans k[am], einen seiner Freunde zu ihm, mit einem Buche und [einem] Tuch, das letztere zum Zeichen des Friedens und das [erstere] Pfande der Sicherheit, indem es ein Koran war, [auf] geschworen hatte, dem tapfern Bei Nichts zu Leide zu t[un]. Bei, im vollen Vertrauen auf diese Zeichen, erschien vor [dem] der ihn auf dem Thron sitzend empfing. „Du bist," [rief] entgegen, „der Ausbund aller Reiter; woher hat Dein [Roß] kühnen Aufschwung genommen?" — „„Er leidet,"" [war] lakonische Antwort. — „Weißt Du, welchen Schaden [mein] Heere gethan hast?" — „„Ei, das weiß ich wohl."" — Selim ihn aber fragte, wie er dazu gekommen sey, [in] der Schlacht einen so verzweifelten Angriff auf die [Person] Sulton's zu machen, so strömte Kurt-Bei, der ein [beredter] zeichneter Redner, als Krieger war, seine ganze [Seele] glänzenden Lobrede auf die Tapferkeit der Mameluck[en] erschöpfte seinen verächtlichen Abscheu vor dem Geschütz, [das] die Mord verbreite, ohne Muth zu erfordern. Er erzä[hlte] wie zu Sultan Eschrif Kansi's Zeit ein Mauritanier [mit] Kanonenkugeln nach Egypten gebracht habe: und wie [der] tan und die Beis sich gegen den Gebrauch derselben erklär[ten], als unwürdig tapfrer Krieger und zuwiderlaufend den Ge[setzen] des Propheten, der seinen Arabern nur den Schwertes und der [Lanze] gens sich zu bedienen empfohlen habe. Der Mauritanier hatte da[mals] mals bemerkt, daß Der, welcher lange genug lebte, [den Umsturz] wie die Herrschaft durch diese Kugeln wechseln werde. „Der [Er]folg," fügte Kurt-Bei hinzu, „hat diese Weissagung bewährt. [Macht] nur bei dem Allmächtigen ist die Gewalt!"" — „Wenn Du [nun] fest Dich an den Koran und die Sunna hältst," sagte Selim, [wie] ist es gekommen, daß wir Euch geschlagen und entwaffnet [haben]? Daß Du jetzt als ein Gefangener vor mir stehst?" „„Es ist [Gottes] tes Werk,"" antwortete Kurt-Bei, „„nicht durch Eure Tapf[erkeit] und Ueberlegenheit sind wir besiegt worden; Gott hat es [so] sen. Alles Ding hat seinen Anfang und sein Ende und die [Dauer] der Reiche ist gemessen. Sage mir, wo sind jetzt die Chalifen, [die] Streiter des Glaubens? Wo die mächtigsten Staaten, welche [die] Welt je gesehen hat? Auch Deine Zeit wird kommen, und [Dein] Reich wird in Staub aufgelöst werden."" Der Sultan [ward] Wuth, warf sein Auge auf den Henker, und als das [Schwert] Todes über ihm gezückt ward, rief der tapfere, [aber] unglückliche Bei aus: „Nimm mein blutendes [Haupt] räther, und lege es Deiner Gattin in den Schoß. [Sie] mel, daß ihre Untreue der deinen gleich komme."

Maisbau.

Man hat in Südfrankreich Versuche mit dem Anbau [des] chinesischen Mais gemacht, die selbst in diesem Jahr, [trotz] schlechten Witterung, einen glücklichen Erfolg gehabt haben. [Der] chinesische Mais hat ein kleineres Korn als der pennsylvan[ische], giebt aber reichlicher aus und ein feineres Mehl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
de des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

nn. 351. 17 December 1829.

Das todte Meer.

Die Wüste und Jericho.

sere Straße führte geraume Zeit durch einen holperigen
ußweg, hart am Rande einer tiefen Schlucht. Wir ka-
ch einander durch Hodel Lazaria, Wadi Musa und Tar-
Hamid. Die Berge in dieser Gegend sind rund und ver-
und mager mit Oelbäumen besetzt; hie und da aber blicken
ihren Ueberhängen üppige Waideplätze hervor. Jenseits
nid nahm der Schauplatz allmählig einen kühnern Cha-
an, und nach einer sanften Anhöhung gegen Norden fan-
uns über dem todten, düstern Abgrund El Gibs. Wir
ab und stellten uns auf einen Vorsprung des Felses, der
r Höhle hängt: ein schauerlich großer Anblick! Mächtige,
te Schichten lagen wild über einander, wie hingeworfen
r Riesenhand eines übermenschlichen Wesens, und aus-
r gezerrt, um den unten heraufschimmernden Bach durch-
. Keine Bäume und überhaupt nur spärlicher Pflanzen-
keine Spur von etwas Lebendigem, als die Grabkeller,
ellen, welche in ungeheurer Höhe in die finsteren Kreis-
gen des senkrechten Gesteins gehauen waren. Als wir
hlucht verlassen hatten, gelangten wir durch eine Reihe
r Hügel und Thäler, deren eines der Sage zufolge das
on Adummim seyn soll, zu einer Bergspitze, der äußersten
ser Felsenkette. Von hier überblickten wir in weiter Aus-
g die Ebenen von Jericho und die Berge von Moab. Das
nd, welches Tradition und Dichtung mit tausend Farben
en, ist von düsterm, erstorbenem Grün bedeckt. Fälschlich
man in all unsern feinen Zirkeln von Jerichos Rosen.
tadt, nach welcher das Auge durch ein Paar helle Baum-
n hingezogen wird, scheint von dieser Entfernung aus in
einzigen Thurm zusammengedrängt; und der Jordan, oder
r dessen Gestade, welches man nur stellenweise bemerkt,
ill und todt durch eine trockene, düstere Ebene. Hoch und
hant Moab herab; seine Berge, in eine Menge kleiner
gespalten, schwingen sich, ein kühnes ehernes Bollwerk,
Grenze des uneroberten Landes hin. Als wir in die
ung hinabgestiegen waren, kamen wir gerade vor die
„Quarantina," wie der Fels genannt wird, wo Christus sein vierzigtägiges Fasten gehalten haben soll. Die Anhöhe ist eine der steilsten in der Kette und hat drei verschiedene Kuppen. Sie scheint vormals — Dank der auf ihr haftenden Sage —! von einem Heer Mönche dicht bevölkert gewesen zu seyn. Die Vorderseite ist kahl und von Regendächen und sonstiger Zerstörung wild zerrissen. Auf dem höchsten Punkt steht eine Kapelle, und bis zur Hälfte aufwärts gewahrt man zwei Reihen sehr regelmäßiger Aushöhlungen, ehemals Wohnorte der Mönche. Am Fuß des Berges streckt sich die Ebne auf mehrere Meilen ost- und westwärts hin. Die Araber in dieser Gegend erheben sonst nach ihrer Gewohnheit einen starken Zoll von den Pilgern, für uns aber war diesmal eine stärkere Macht dazwischen getreten, und jene mußten sich ihrer Einnahme für Jetzt begeben. — Wir schauten empor, und würden hinaufgeklettert seyn, wäre es früher am Tag gewesen, und wäre Andacht und Neugierde nicht von unserer Ermüdung überboten worden. Nachdem wir von einem Brunnen gekostet, der den Namen Elischa führt, und dessen Geschmack wir unappetitlicher fanden, als uns lieb war, trabten wir über einen Moorgrund nach dem Hause des Aga's, welches früher, wie uns unser Führer belehrte, dem Zachäus angehörte. Der Baum vor demselben wurde uns gezeigt, und obwohl in der ganzen Gegend keine Feigen wuchsen, zweifelten wir natürlich an der Sache keineswegs. Etwas davon entfernt hatten wir den Trost das zerfallene Dorf Raha zu erblicken, und vernahmen, daß dieses die wahre und eigentliche Nachfolgerin der berühmten Stadt Jericho sey. Sie ist von dem Glanz und der Herrlichkeit früherer Zeiten etwas herabgesunken; denn statt Mauern, die einem Heer Trotz boten, und statt einer Stadt, die ein Heer in sich aufnehmen konnte, sahen wir einen unregelmäßigen Haufen von zehn bis vierzehn Häusern (jedoch von Stein, nicht von Lehm), eng zusammengepackt und mit dem nächsten besten Stoff, den Gott gab, überdeckt. Umzäunt diese Feste mit einer Hecke dürren, welken Holzes statt der Mauer, errichtet statt des Thores zwei Pfähle, und legt einen dritten darüber, so habt Ihr Neujericho, ja vielleicht noch etwas Besseres, als die Wirklichkeit sich dort ausspricht. Gelagert auf einem staubigen Vorplatz am Hause des Scheich — (denn selbst in Raha ist so gut ein Scheich als ein Aga) — speisten wir in Gesellschaft seines Viehes Eier, saure Milch und Ziegenkäse.

Digitized by Google

Unſer militäriſcher Gefährte, der hohe Vorſtellungen von der Kunſt unſers Kochs — eines griechiſchen Speiſekünſtlers — hatte, war etwas entrüſtet über dieſes Mahl. Er fuhr zurück und fing dann an zu ſchmälen, was aber die Sache nicht anders machte, noch uns hinderte gut zu ſchlafen und am folgenden Morgen munter von dannen zu ziehen.

Der Aga war ein bedeutender Mann in Raha und liebte Alles mit einem gewiſſen Punkt zu thun. So beſtand er darauf, uns, ſo unanſehnlich wie auch daher kamen, ſeine ganze beduiniſche Mannſchaft mitzugeben, wahrſcheinlich als eine Ehrenwache, denn zum Schutz wäre ſie zu gering geweſen. So gehts, wenn man mit großen Heeren in Verbindung iſt. Es war der Befehl des Gouverneurs von Jeruſalem, der uns alle dieſe Höflichkeitsbezeugungen zu Weg brachte. — Die geringen Spuren von Anbau um Jeriho her verloren ſich bald wieder; wir kamen in eine unfruchtbare ſchlammige Ebene, hie und da ausgetüpfelt mit Flecken von Geſträuche, Haide, Yſop, Anemonen, worauf ſalzigter Sand, Pfützen, Schilf und Binſen wild durcheinander folgten. Eine Weile, nachdem wir auf dieſer Steppe fortgezogen waren, nahmen unſre Beduinen plötzlich die Gelegenheit wahr, ihre Reitkunſt im glänzendſten Licht zu zeigen. Mit lautem Herausforderung ſprengten ſie auf den Gegner zu, ſchoſſen die Flinte in die Luft oder hielten ſie triumphirend in einer Hand ausgeſtreckt; dann flohen ſie ſpornſtreichs zurück, und kehrten bald eben ſo ſchnell wieder um, auf den Gegenpart zielend, der, wenn er den Stoß der Lanze empfing, laut aufſchrie und auf ſein Pferd zurückſank, als wär er tödtlich verwundet worden. Das Schauſpiel wurde mehemals wiederholt, und zwar gewöhnlich paarweiſe. Ihre langen, undeholfenen Flinten hingen nachläſſig über dem Rücken. Alles war von Jauchzen, Schreien und Singen begleitet. Einer der Geſänge galt Bonaparte'n — ein eintöniges, aus hohler Stimme gehendes Lied, das hauptſächlich aus der Namenswiederholung des Helden beſtand:

Bonabardo, Bonabardo!
Er iſt unſer Vater, er iſt unſer Freund —
Er gab uns Brod, er gab uns Salz —
Bonabardo! Bonabardo! *)

Sie waren ſehr betroffen, als ſie von uns [illegible] nung ꝛc. erfuhren, und ſchüttelten ungläubig die K[illegible] ten ſie auf ihre Weiſe ſagen: cela merite confirma[illegible] wie ihnen den Fall Konſtantinopels zu berichten ge[illegible] würden wie ſie nicht in größeres Erſtaunen geſetzt h[illegible] geriſcher Ruhm macht bei dieſen Menſchen eine [illegible] weitiger Ausſtellungen wieder gut; die Erinnerung leons ſyriſche und egyptiſche Feldzüge hat den Fra[illegible] ein Cheiſt war, gänzlich bei ihnen verwiſcht; auch [illegible] Religion eines Ungläubigen in den Augen des fatalitiſch[illegible] von geringem Belang ſeyn. Ueberdieß nahm es der Republikaner nicht eben genau mit ſeiner Wahl, [illegible] bloßer Zufall, der ihn abhielt, ſich auf den Thron des landes zu ſetzen. *)

(Fortſetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten aus dem Jugendleben des Nana Farnevis.

(Schluß.)

Die Flucht wurde allgemein, und ich erreichte Pratz[illegible] als die Sonne unterging. Da war ich nun, ein Fremdling, wußte keinen Zoll weit Weges, als mir die Vorſehung [illegible] Führer in der Perſon des Ramadſchi Pant zuſandte, der mir Rath gab, vom Pferd zu ſteigen und meine Kleider auszuziehen, was ich that; worauf wir die Nacht weiter zogen. Ich war noch keine Stunde gegangen, als mich wenigſtens ſechzig Reuter Banden von den Mützenträgern (tartariſchen Räubern!) [illegible] fallen hatten, welche gewöhnlich Zehn bis Zwölf von den Unſri[illegible] tödteten oder verwundeten. Daß ich entkam, kann nur [illegible] Vorſehung zugeſchrieben werden. Ramadſchi Pant und [illegible]

*) Unſere Leſer werden folgende Strophen, die Victor Hugo den Beduinen in den Mund legt, hier nicht ungern eingeſchaltet finden:

BOUNABERDI.

Souvent Bounaberdi, ſultan des Francs d'Europe,
Que, comme un noir manteau, le ſemoun enveloppe,
Monte, géant lui-même, un front d'un mont géant,
D'où ſon regard, errant ſur le ſable et ſur l'onde,
Embraſſe d'un coup d'oeil les deux moitiés du monde,
Giſantes à ſes pieds dans l'abîme béant.

Il eſt ſeul et debout ſur ce ſublime faîte.
A ſa droite couché, le déſert qui le fête.
D'un nuage de poudre importune ſes yeux:
A ſa gauche, la mer, dont jadis il fut l'hôte

Elève jusqu'à lui sa voix profonde et haute.
Comme aux pieds de son maître aboie un chien [illegible]

PRIÈRE.

Oh! quand tu reviendras rêver sur la montagne,
Bounaberdi! regarde un peu dans la campagne
Ma tente qui blanchit dans les sables grenadins,
Car je suis libre et pauvre, un Arabe du Caire.
Et quand j'ai dit: Allah! mon bon cheval de guer[illegible]
Vole, et sous sa paupière a deux charbons ardens

*) So glaubt wenigſtens unſer Reiſende, der zu dieſer Stelle folgende Anmerkung macht:

Bonaparte würde nach Damaskus marſchirt [illegible] zum Kaiſer des Orients erklärt haben, wenn ihn [illegible] ſeines Bruders Lucian davon abgehalten hätte. [illegible] ſeine Truppen waren vorbereitet, und das Volk [illegible] dig ſeiner Ankunft. Seine Rückkehr nach Europa [illegible] Sidney Smith's tapferer Vertheidigung von Acre [illegible] der wahre Grund aber lag viel tiefer. Napoleon [illegible] ſpäter dieſen Entſchluß zur Heimkehr ſehr. Die [illegible] ſchichte jener Zeit iſt wie ſo Manches in der [illegible] bahn des außerordentlichen Mannes dem Publikum [illegible] Die Zeit wird kommen, wo wir das Nähere erfahren

hielten sich beide stets zu mir, und vor Anbruch des Tages
i wir 10 Coß (etwa 20 englische Meilen) nach Westen zu-
legt. Hier stießen wir auf eine Abtheilung Feinde, welche
e beiden Freunde sehr gefährlich verwundeten, und überhaupt
Keiner unbeschädigt, als ich, der ich auf den Einfall gekom-
war, mich im hohen Gras zu verstecken, wo Gott mein Le-
bewahrte. So war ich denn genöthigt, allein weiter zu
a. Ich wanderte zwei Coß fort, als sich abermals Feinde
en. Wieder nahm ich meine Zuflucht zu dem hohen Gras,
jene wurden meiner ansichtig und zogen mich hervor, als ein
r Mann aus der Schaar rief: „er ist noch ein Knabe, laßt
gehen;" und so wurden sie bewogen, mir das Leben zu schen-
. Vor der Schlacht war ich nicht wohl gewesen und hatte
hrere Tage lang nur wenig Speise zu mir genommen; die
fahren aber, in welche ich gerathen, schienen mich gestärkt zu
ben, so daß ich am zweiten Tage beinah 15 Coß zurücklegte,
ne irgend Etwas zu genießen. Endlich, da ich sehr hungrig
rde, versuchte ich etwas Laub vom Bir-Baum *) zu essen, al-
n ich vermochte nicht, es hinabzuwürgen. Ich ging immer
t, bis ich mit Tagesschluß vor ein Dorf kam. Ein Bairat-
i (heiliger Bettler) gab mir etwas Mehl, das ich zu einem
eig anmachte, und aß. Nie hatte ich so köstliche Speise geko-
t; sie war lieblich wie der Nektar des Himmels. Ich schlief
i diesem Ort während der Nacht, und setzte am Morgen meine
Wanderung fort, indem ich einige Gebete hersagte und den Namen
ottes anrief. Ueber Tag kam ich in ein andres Dorf, und
urde von einem Wechslee gastfreundlich aufgenommen. Auch
kannte mich dort Yeswant Rao, ein Carcun (Schreiber) bei
er Reitschule des Peschwa. Wir aßen beide zusammen, wurden
doch aufgeschreckt durch die Nachricht, daß feindliche Reitee in
as Dorf gedrungen seyen. Der Wechsler erbot sich, ein Ge-
ährt zu miethen, und uns nach Dschayanagar bringen zu lassen.
Wir nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an, und fuhren ab.
Später aber fiel mir ein, daß das Gefährt sicherlich die Auf-
merksamkeit der feindlichen Reiter auf sich ziehen würde, falls
einige in der Umgegend wären, dahee ich mich entschloß, es zu
erlassen und wieder zu Fuß zu gehen. Unsere Gesellschaft be-
stand jetzt aus drei bis vier Braminen und fünf bis sechs Marat-
en, und wir zogen, ohne gefährdet zu werden, sieben Tage lang
ort, uns durchbettelnd und mit jedem Bissen, den wir zu essen
ekamen, bloß von der Gnade der Vorsehung abhängig, bis wir
ndlich Rewari erreichten. Wir erfuheen dort, daß ein großee
Theil der Armee durch diese Straße bereits geflohen sey. An
iesem Orte hatte sich ein gewisser Bauli Rao sehr umständlich
nach mir erkundigt, wie ich von mehreren Personen hörte. Da
ch den Mann nicht kannte, und mir nicht vorstellen konnte, was
eine Absicht seyn mochte, trug ich Bedenken, mich ihm zu ent-
decken; zuletzt aber stellte ich mich demselben dennoch vor.
Sogleich nahm er mich in sein Haus auf und behandelte mich
und alle meine Begleiter mit großer Güte und Gastfreundlich-
keit; auch versah er mich mit einigen Kleidungsstücken; und da
auf diese Weise Ramdschi Das, ein Kaufmann aus der Stadt,
vernahm, wer ich sey, kam dieser und bat mich seine Wohnung zu
beziehen. Hier wurde ich einige Tage lang mit großer Auszeich-
nung gehalten. Mein Wunsch war nun, mich nach Dig und
Bortpur zu begeben, wozu ich aber einer Bedeckung bedurfte.
Ein Hochzeitzug ging nach einiger Zeit dorthin ab, an den ich
mich in einem Gefährt, welches ich dazu miethete, anschloß.
Unterwegs begegnete ich Krischna Bhatt, dem Waidein (Doktor),
welcher mir sagte, Miradschi Bawerikar habe meine Gemahlin
gerettet, und sie, nachdem er gehörig für sie gesorgt, im Haus
des Naro Pant Gokla im Dorf Dschigny zurückgelassen, wo sie
mit Kleidern versehen und mit allem Nöthigen ausgerüstet worden
sey. Dem zu Folge begab ich mich nach Dschigny, und war
hoch erfreut, mein Weib wieder zu finden, für welche ich nun
ein zweites Gefährt miethete, mit ihr nach Dig ziehend, wohin sich
auch Puruschottam Madheo Hirigui *) vom Schlachtfeld von Panl-
pat gerettet hatte, welcher hier im Hause eines Gomaschta (Agen-
ten) von Wanoli, der ein Wechselgeschäft in der Stadt hatte,
herbergte. Sobald der Agent von meiner Ankunft hörte, be-
stand er darauf, daß wie bei ihm wohnen sollten, und so blieb
ich denn mit meinem Weib einen ganzen Monat lang bei ihm.
Ich verspürte eine starke Zunahme meines Appetits durch die be-
deutende Leidesbewegung, und in jenem Haus war weder an
Kleidern noch an Speise Mangel. Ich stellte auf alle Weise
Forschungen nach meiner armen Mutter an, aber Alles was ich über
sie in Erfahrung bringen konnte, bestand in der Aussage eines mei-
ner Chidmutgars (Bedienten), welcher behauptete, er habe sie nie-
dergehauen sehen, als sie eben auf ihr Pferd gestiegen war, und
ee glaube, sie sey auf der Stelle todt geblieben. Dieß ist das
Einzige, was ich je über ihe Schicksal vernommen. — Endlich
verschafften wir uns Pferde und einen Palki und zogen auf der
Straße von Dhaulpure nach Gwalior. Hier war der Rest der
Armee, welcher aus der Schlacht entkam, bereits angelangt.
Unter Andern traf ich Parwati Bhye (Bao Saibs Gemalin),
Nana Purandari, Malharbschi Holkar und sonst noch Mehe-
rere. Mein eigener Wunsch war damals, mich ganz in
Benares niederzulassen, da ich hinlängliche Erfahrung von den
Freuden eines öffentlichen Lebens gemacht hatte. Aber es ist
umsonst, dem Willen des Schicksals entgegen zu treten, und so
wurde ich auch jetzt in Gwalior bestimmt, zuerst nach Hause
(nach Desch) zu gehen, und den Todtendienst für meine Mutter
mit unsern Verwandten zu halten; worauf ich nach Maßgabe
der Umstände handeln wollte. Ich überdachte, was mir zustoßen
könnte, wenn ich nach Benares ginge und alle meine Bekannten
verließe. So schied ich denn von Gwalier und zog mit dem Heere
weiter gen Süden.

Ich vernahm, daß Se. Hoheit Nana Saib (der Peschwa)
auf die Nachricht von der Schlacht bei Panipat den Gneudschi
namentlich über mich ausgefragt und gesagt habe: „er ist ein
armes, krankes Geschöpf, wie will er davon kommen? gesetzt er
sey auch nicht vom Feind erschlagen worden." — Aber durch

*) Zizyphus jujube. Die Frucht gleicht an Gestalt einer Oli-
ve, der Geschmack ist einem Apfel nicht unähnlich.

*) Damals und noch viele Jahre nachher der Hofzeitungsschreibee
von Puna.

Digitized by Google

Gnade der Vorsehung wurde ich aus allen diesen Gefahren und Drangsalen gerettet. In Bleampur war ich so glücklich Nana Said selbst zu treffen. Aber ich fand ihn sehr angegriffen, und seine Gestalt sehr eingefallen. Wirklich schien auch sein Verstand bisweilen Noth zu leiden, und gegen seine Gewohnheit behandelte er die Offiziere sehr unwürdig. Gegen mich jedoch war er selbst in solchen Augenblicken außerordentlich gütig, und schien besonders darauf aus zu seyn, alle Einzelheiten der Schlacht aus meinem Munde zu erfahren. Narayan Rao (des Peschwas zweiter Sohn, ein Knabe von sechs bis sieben Jahren) war in Malwa von den Blattern angesteckt worden, und wurde deshalb mit Gopika Bhye (des Peschwas erster Frau) in Neebodda zurückgelassen, um Nana Said bis zu seiner Rückkunft dort zu erwarten. Zwischen dieser Frau und dem Peschwa war neuerdings einige Uneinigkeit eingetreten. Da ich mithin sah, daß die Dinge bei Hof keinen erfreulichen Anblick gewährten, bat ich um Erlaubniß an, noch einmal nach dem Tempel in Toka, wo ich mich frühre aufgehalten, gehen zu dürfen. Se. Hoheit kam einige Zeit nachher ebenfalls dorthin, und ich machte ihm meine Aufwartung. Ich bedurfte dringlich eines Saligrama *) und wagte Se. Hoheit zu fragen, ob er mir einen mittheilen könne. Er erwiederte mit der größten Güte: „geh in mein Zelt und wähle Dir unter allen, die ich habe.“ Demnach las ich mir einen aus. Der folgende Tag war Fasttag für mich; da es aber gerade der Jahrestag von Badschi Rao Saibs Tod war, wurde ich zur Tafel gezogen. Ich war genöthigt mich zu entschuldigen, weil ich heute Fasten hätte. Se. Hoheit bestand aber darauf, daß ich kommen sollte. Ich sprach mit dem Hauspriester (domestic priest) darüber, sah aber wohl ein, daß ich durch mein Wegbleiben einen großen Verstoß begehen würde. Als das Essen aufgetragen wurde, hieß der Peschwa Se. Hoheit den Madhu Rao auf die eine Seite und mich auf die andere neben sich sitzen, und während die Dienerinnen unter der Aufsicht seiner neuen Gemahlin die Teller umhergaben, corrigirte er dieselbe beständig in der Anordnung, welche sie getroffen; über Tisch hieß er sie mir einige Gerichte reichen, als ob ich zur Familie gehörte.

Als er von Toka abreiste, bat ich um Erlaubniß, noch einige Zeit zurückbleiben zu dürfen, bis mein Geist sich von den Auftritten, von welchen ich jüngst Zeuge gewesen, und den Beschwerden, welche ich erduldet, wieder erholt hätte, was mir auch zugestanden wurde. Se. Hoheit begab sich nach Puna; aber seine Seele litt sichtbar sehr stark; kurz vor seinem Tod erhielt ich noch Befehl, schleunigst in Puna zu erscheinen, und bereits war ich aufgebrochen, und bis Parnirl gekommen, als die Nachricht von seinem Tod eintraf.

Ich hatte ein Schreiben von Se. Hoheit, Dada Said, erhalten, welches mir gebot, jedenfalls meine Reise fortzusetzen, und so langte ich in Puna an. Ich war höchlich ergriffen durch den Tod Se. Hoheit, der zu Paedati Statt gefunden hatte, wurde aber von Sr. Hoheit Dada Saib sehr huldvoll aufgenommen, der bald darauf Se. Hoheit Madhu Rao Sittara empfing, um demselben die Investitur zu ertheilen, ich gegenwärtig seyn sollte; ich aber bat, mich zu entschuldigen, indem nur Se. Hoheit mein unmittelbarer Gebieter sey, ich bei dem Radscha nicht eingeführt seyn wolle. — Nach seiner Einkleidung erhielt Madhu Rao Said seine Titel, und wir kehrten nach Puna zurück. — Unterwegs sah ich einen Soldat über ein junges Weib auf dem Felde her, um sie zu rauben, einer von den Wachen aber — (Sauvegarden, die bei Durchzügen von Truppen aufgestellt werden, um das Eigenthum der Landesbewohner zu schützen) — sprengte zu und stieß ihm die Lanze durchs Herz. So hatte ich Beispiel vor mir von den Folgen unsanfter Begierden. — Folgenden Tag setzte Se. Hoheit über den Nire; ich ging in Strioi zurück, und da der Fluß austrat, mußte ich mich eines Bootes bedienen. Die Gewalt der Strömung riß mich mit dem Fluß fort. Die Bootsleute erklärten, sie vermöchten nichts zu thun. Wir waren schon ganz nahe bei einigen Felsen, an denen Gefahr in wenigen Minuten zerschmettert zu werden, rief Gott um seinen Beistand an, und zwei von den Bootsleuten waren kühn genug über Bord zu springen, von wo sie das Ufer erreichten, und das Boot aufs Trockne zogen, so daß wir alle gerettet wurden.

Diese göttliche Hülfe gedieh uns durch die Gnade Sr. Hoheit, des Erhalters, an.

Ich begab mich dann nach Puna, und ward bald darauf wieder zu Sr. Hoheit berufen, die Verrichtungen meines Amtes als Jagirdar wieder zu übernehmen.

*) Ein gewisser Stein, der zu religiösen Ceremonien gebraucht wird.

Weinbau in Brabant.

Im südlichen Brabant, das bei seinem steinigen Boden sich nur wenig zum Ackerbau eignet, wurde in frühern Zeiten viel Wein gebaut, der für die niedern und mittlern Stände das Hauptgetränk bildete. Dieser Weinbau, der den benachbarten Franken nothwendig ein Dorn im Aug seyn mußte, wurde während des Feldzugs von 1635 eingestellt und blieb es bis zum Jahr 1801. Gegenwärtig sieht man nun längs der Straße von Meisenthal nach Zerschot auf einer Strecke von fast einer Stunde eine schöne Rebenpflanzung, welche mittelst einer 8′ hoch und 5′ dicken trockenen Mauer gegen die Nordwinde geschützt ist, und im reichen Jahre einen Ertrag von 150 Pipes abwarf. Dieß Beispiel hat nun viele Nachfolger gefunden und es dürfte in wenigen Jahren der Weinbau in Brabant wieder in seine alten Rechte eingesetzt sein.

Corinthische Trauben.

Im verflossenen April waren 12,000 corinthische Rebstöcke in Marseille angelangt, und unter die Weinbergbesitzer verschiedener Departements vertheilt worden. Die meisten dieser Stöcke sind todt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Frankreich künftig viel weniger Wein hervorbringen wird. Die englische Regierung ist jetzt mit dem Anbau dieses Weins auch in der Colonie am Schwanenfluß beschäftigt.

Berichtigung.

Seite 1393, 2 Sp. 3 9 unten lies d'Odsson.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

de des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

.III. 352. 18 December 1829.

ɔersicht der russischen Entdeckungsreisen *).

Krusenstern's Expedition.

r Transport von Proviant, Munition und allen zum ıd zue Ausrüstung von Schiffen erforderlichen Materia- ːch Kamtschatka und nach den Niederlassungen der rus- nerieanischen Compagnie auf den aleutischen Inseln, so f der Nordwestküste von Amerika, wo, Bauholz ausge- n, keiner von diesen Artikeln zu finden ist, war von je- t ungeheuren Schwierigkeiten und Unkosten verknüpft. Es in anderes Mittel, jene Etablissemens mit diesen zu ih- ortkommen durchaus unentbehrlichen Gegenständen zu ver- als den Landtransport über Jakuzk nach Ochozk, von wo ːn auf Fahrzeugen der Compagnie eingeschifft, und nach nsein und der Küste von Amerika transportirt wurden. man erwägt, daß Ochozk von Jakuzk über tausend Werste nt ist, daß zwischen beiden Orten kein fahrbarer Weg exi- daß alles Gepäcke von Pferden getragen werden muß, de- ːdes nur ungefähr fünf Pud tragen, und so beladen auf ngebahnten Wegen nicht mehr als zwanzig Werste täglich legen kann, und daß demnach zum Transport der allerun- ɔrlichsten Bedürfnisse jährlich über 4000 Pferde erforderlich so kann man sich einen ungefähren Begriff von den unge- n Kosten machen, die dieser Landtransport verursachte, und ːn Preis der Waaren schon in Ochozk um 500 Procent und er erhöhten **). Hiezu kam noch, daß, um den Transport lukertauen und Ankern bewerkstelligen zu können, erstere ːücke von höchstens sieben bis acht Faden Länge zerhauen ːn mußten, die dann in Ochozk wieder zusammen geknüpft ːn; eben so war man genöthigt, auch selbst die Anker in ːen zu transportiren und diese hernach an einander zu ːden, welches überall, besonders aber hier, bei dem Man- gel an geschickten Arbeitern, der Stärke und Dauerhaftigkeit dieser beiden für die Schifffahrt so wichtigen Artikel höchst nachtheilig seyn mußte. — Nicht weniger mißlich war aber auch der Transport von Ochozk aus zur See, wo, durch die unvollkommene Bauart der Schiffe, und die Unwissenheit der meisten ihrer Führer, sehr viele derselben mit ihrer kostbaren Ladung zu Grunde gingen.

Die russisch-amerikanische Compagnie hatte zwar verschiedene Maßregeln ergriffen, um wenigstens den Zustand der Schifffahrt in jenen Gegenden zu verbessern: sie hatte einen englischen Schiffsbaumeister in ihre Dienste genommen, der den Bau ihrer Fahrzeuge leiten sollte; sie versorgte ihre Schiffe mit guten Instrumenten und Seekarten, und suchte durch Austheilung verschiedener in die Schifffahrtskunde einschlagenden Bücher, nützliche Kenntnisse unter den Befehlshabern ihrer Schiffe zu verbreiten. Allein immer standen jene fast unübersteiglichen Hindernisse und der ungeheure Kostenaufwand dem Emporkommen ihrer Unternehmungen im Wege.

Schon im Jahre 1799 hatte der Capitänlieutenant (jetzt Gegenadmiral) von Krusenstern der Regierung eine auf genaue praktische Kenntniß der Umstände gegründete Denkschrift übergeben, in welchre er die großen Vortheile auseinander setzte, welche daraus entspringen müßten, wenn der bisherige Passivhandel der russisch-americanischen Compagnie mit Pelzwaaren in einen Activhandel verwandelt würde. Als Hauptmittel hiezu schlug er vor, für's Erste zwei Schiffe, mit allen zum Schiffbau erforderlichen Materialien beladen, von Kronstadt aus grade nach den Niederlassungen der Compagnie zu schicken, und durch Wiederholung solcher Sendungen nach und nach den Schiffbau und die Schifffahrt daselbst so zu vervollkommnen, daß die Compagnie ihre Waaren auf eignen Fahrzeugen nach Kanton verschiffen, und von dort chinesische Waaren nach Europa bringen könne, von wo die Rückfracht dann wieder aus solchen Gegenständen bestehen solle, die in jenen Gegenden nothwendig und nützlich sind. So einleuchtend die Möglichkeit der Ausführung und die Vortheile dieses Planes waren, so fand er dennoch nicht eher Eingang, als nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander, wo, durch die einsichtvolle Theilnahme des damaligen Seeministers Admirals Mordwinow, und die Unterstützung des Commerzministers (nachmaligen Reichskanzlers) Grafen Rumanzow,

*) Russische Miscellen. Von Georg Engelhardt. I B. St. Petersburg 1829.

**) Zu den wohlfeilsten Zeiten ward in den Niederlassungen der Compagnie Ein Pud Roggenmehl, welches in den östlichen Provinzen des europäischen Rußlands nicht viel über 50 Copeken kostete, zu 8 Rubel, ein Stof Branntewein (statt ungefähr 1 Rubel) zu 20, ja wohl zuweilen zu 40 und 50 Rubel, Zucker zu 7 Rubel ein Pfund, und andere Bedürfnisse in ähnlichem Verhältnisse verkauft. Krusensterns Reise, B. I. Seite XIII der Einleitung.

ein Unternehmen zu Stande kam, das schon seiner Neuheit wegen großen Widerspruch und viele Hindernisse finden mußte. Kaiser Alexander billigte vollkommen den Plan des Hrn. von Krusenstern, und — was wohl ganz natürlich war — übertrug ihm selbst die Ausrüstung und Leitung zweier aus Kronstadt nach der Nordwestküste von Amerika abzufertigenden Fahrzeuge, Nadeshda und Newa *), welche am 7 August 1803 absegelten.

So kam die erste Reise der Russen um die Welt zu Stande, die kaum seit hundert Jahren erst Seefahrer waren, und deren weiteste Fahrt sich noch nicht bis zu den Wendekreisen erstreckt hatte. Diese Reise, von dem sechzigsten Grade nördlicher Breite der einen Hemisphäre hinab, bis zu dem nämlichen Grade südlicher Breite der andern hinauf, ward im Laufe von drei Jahren mit dem glücklichsten Erfolge vollendet, und hat die wichtigsten Resultate nicht nur für den Handel, sondern auch für die Wissenschaften gehabt, da nach dem ausdrücklichen Willen des Kaisers mehrere ausgezeichnete Gelehrte die Expedition begleiteten **).

Die vornehmsten geographischen †) Resultate dieser Reise bestehen in Folgendem:

Auf der Nadeshda sind außer einer gefährlichen Gruppe von Felsen in der Kette der kurilischen Inseln keine neue Entdeckungen gemacht worden. Dahingegen aber sind in den Jahren 1804 und 1805 mehrere wichtige hydrographische Arbeiten zu Stande gekommen, nämlich:

a. Eine sehr detaillirte Aufnahme der Süd- und Südwest-Küste von Japan, und der in Jahrhunderten nicht befahrenen Straße Van Diemen.

b. Eine Menge nautischer und astronomischer Beobachtungen, welche während des sechsmonatlichen Aufenthaltes der Nadeshda in Nangasacki (wohin sie den als russisch-kaiserlichen Ambassadeur nach Japan bestimmten Kammerherrn Rásanow brachte) angestellt sind, und unter welchen besonders die mit großer Genauigkeit aus mehr als tausend Mondslängen abgeleitete geographische Lage jenes Hafens bemerkt zu werden verdient.

c. Eine genaue und ununterbrochene Aufnahme der Nordwestküste von Japan bis zur Straße Sangar, der ganzen Westküste der Insel Jesso, so wie der Süd-Ost- und Nordwest-Küste von Sachalin bis zur Mündung des Amur-Flusses. Letztere umfaßt eine Strecke von mehr als 1250 englischen Meilen, von welchen nur ein geringer Theil (im Jahr 1643 durch die Capitäns Bresles und Shape) das Uebrige aber noch von keinem frühern Seefahrer untersucht worden war ††).

d) Eine detaillirte Aufnahme der nördlichen kurilischen Inseln, die bis dahin selbst auf den neuesten russischen Karten nur sehr unvollständig verzeichnet waren.

e. Der Capitän Lißánskoj machte ein Paar für die Sicherheit der Schiffahrt auf dem Südmeere sehr wichtige Entdeckungen, nämlich die einer bis dahin völlig unbekannten Sandbank, an der er auf seiner Fahrt von den Sandwichinseln nach China strandete, und nur mit Mühe sein Schiff vom Untergange rettete. Diese Sandbank, welcher Hr. von Lißánskoj seinen Namen beilegte, liegt in 26° 3′ nördlicher Breite und 18′ östlicher Länge. —

f. Desgleichen entdeckte er einige Tage später ein gefährliches Felsenriff in 22° 17′ N und 184° 23 O.

Eine Beschreibung dieser in jeder Hinsicht merkwürdigen Reise von dem Hrn. von Krusenstern erschien in den Jahren 1810 bis 1812 zugleich in russischer und deutscher Sprache in drei Bänden, nebst einem Atlas. Sie ward auf kaiserlichen Befehl gedruckt und nachher in mehrere Sprache übersetzt. Ferner haben auch der Capitän Lißánskoj und der Professor Langsdorf eine Beschreibung dieser Reise herausgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Newa commandirte unter dem Hrn. von Krusenstern der Capitänlieutenant Lißánskoj.

**) Horner als Astronom, Tilesius und Langsdorf als Naturforscher, Espenberg und Laband als Aerzte.

†) Auf diese nur beschränkt sich der gegenwärtige Aufsatz.

††) Dies bezieht sich vorzüglich auf die Küsten Sachalins; die West-Küste von Jesso war zwar von dem Capitän Broughton früher gesehen, aber nicht speciell untersucht worden.

Briefe in die Heimath.

Von Dr. Friedrich Zuccarini.

(Schluß.)

Den 13, unserer Rechnung den 25 April, hielt der [illegible] schall seinen feierlichen Einzug in Napoli. Unter dem Don aller Kanonen zog er, begleitet vom Generalstab des [illegible] Corps und vielen Civilbon[illegible], durch die geschmückten, mit Guirlanden und Inschriften behangenen Thore ein. Abends war die Stadt zum zweitenmale beleuchtet.

Die Beleuchtung war im Ganzen ein schwächerer Abglanz der ersten, prächtigeren. Wieder schimmerten im grünen Glanz die künstlichen Gebüsche und Gewinde von Oleander und [illegible] ten, wieder prangten die Meisterstücke aus Papier und Flittergold mit Sinnsprüchen zum Lobe des fränkischen Helden und der drei verbündeten Mächte; wieder erschienen die ernsten, hinkenden tischen Reichskammergerichtsgesichter, heute in die Feldmarschallwürde von Frankreich gekleidet.

An den weithingestreckten Resten der alten ehrwürdigen [illegible] tane, die dem Platz vor der Kaserne den Namen Platanen giebt, hingen zerstreut farbige Lampen. Die Kaserne, das [illegible] haus und die oben genannten Privathäuser wiederholten mit [illegible] nigen Veränderungen die bei der früheren Beleuchtung [illegible] Pracht. An einem Privathause am Hafen waren die Flaggen [illegible] drei verbündeten Mächte, vereinigt mit der griechischen [illegible] stellt. Darunter die türkische in erwünschter Demuth. [illegible] soll es mit Absicht gethan haben, daß eine und [illegible] Flaggr der griechischen näher oder ferner stand; ich [illegible] aber nicht. Die englische Flagge berührte gar [illegible] Das Ganze war von langen, dicken Kirchenkerzen erhellt.

Auch diesmal ging es ziemlich lebhaft in der Stadt [illegible] die fröhlichen Einwohner von Napoli di Romania [illegible] gern jede Gelegenheit, sich überlaut mit Musik und Gesang [illegible] zu können.

eleuchtung der Stadt wurde drei Tage lang wieder-
decrescendo; den letzten Tag schien es, man wolle
Straßenbeleuchtung einzuführen. Schneckenhäuschen
en wurden mit Oel gefüllt; sie brannten auch, und
elstunde lang dauerte die Täuschung recht hübsch fort.
hiedene Feste folgten nun, theils allgemein, theils auf
e Umgebung des Marschalls beschränkt. Alle wurden
n Glanze des Balles verdunkelt, den die Stadt den
(2 May) zu Ehren des Befreiers gab.
em ziemlich geräumigen Saale des Sadthauses, dessen
te stattlich erleuchtet und geschmückt war, rauschte und
s wie nur je bei dem glänzendsten unserer Bälle. Die
ngen des Saales mit Inschriften zum Lobe der Ver-
, besondees der Franzosen, mit Laubwerk und Drape-
den verschiedenen Nationalfarben, waren nicht ohne Ge-
die Beleuchtung mit zahlreichen Lüsteen und Wandleuch-
nzend; die Musik (des takt. Corps) gut. Der Platz bei-
mlich beschränkt.
: Damen saßen in gedrängtem Halbzirkel; vorn geschmückte
ätze für den Präsidenten und den Marschall; in der
ie Männer; die Musik und zahlreiche Zuschauer auf der
al in mäßiger Höhe umgebenden Gallerie.
nen überraschenden Anblick gewährte die Mannigfaltigkeit
stüms der Anwesenden beiderlei Geschlechts. Die Damen
n die seltsamen, unter sich selbst sehr verschiedenen, grie-
. Trachten gekleidet, theils in europäischem Ballstaat,
Beides vereinigend, z. B. griechischen Kopfputz zu einem
:schen Spitzenkleid, oder die nach griechischer Sitte roth-
gelärbten Haare in zierlichen französischen Flechten und
zu der mährchenhaften griechischen Frauentracht. An Schmuck
es nicht, der in jeder Tracht seinen Platz fand. Man
nur nicht, daß die griechische Frauen- und Mädchentracht,
heen bunten Farben und ihrem schimmernden Flitterstaat,
gefällig und anziehend sey. Man wähle eine Gestalt, die
: zum Vortheil noch Nachtheil des Kleides das Urtheil de-
, und betrachte das Rothkäppchen, wie es hoch auf dem
el sitzt, eine große silberne oder goldene Bouillonquaste
e hingebreitet, umwunden von den breiten Haarflechten,
r der allgemein beliebten Farbe der eben reifen wilden
nien glänzen. Durch die Flechten ist ein Gazetuch in hellen
n gewunden, dessen gestickte Enden auf Hals und Nacken
fallen; ein leonartiges Gewinde von Bändern, Schmelz
Zollengold schlingt sich durchs Ganze und vollendet den Kopf-
Wahrlich das Haus muß gar wüst und baufällig seyn, das
nicht hübsch ausnähme unter solch zierlichem Dache. Das
e, gefältete Leibchen schließt genau und beschieden, ohne nei-
zu seyn; drüber ein knappes, kurzes Jäckchen von Schar-
mit Gold gestickt, wohl auch mit köstlichem Pelze verbrämt,
bis zum Ellenbogen aufgeschlitzten Aermeln; als Gürtel ein
von heller Farbe und reicher, zierlicher Stickerei; Röcke
einfachem Schnitte, doch hellen Farben, von Seide oder
ffeln, mit bunten Garnituren und andern Verzierungen;
e oder grüne, wohl auch köstlich gestickte Schuhe und fein
ekrochene Strümpfe. Den Cul de Paris ersetzen die weiten
Pumphosen, die, meist von weißem Zeug, über den Knöcheln
gebunden, mit weniger Scheu an den Tag treten, als ein Un-
terrock, der seine Bande gespeengt hat. Den Schmuck machen
Ohrringe, Ketten, besonders reiche Halskreuze und Ringe.

So gerüstet zieht die griechische Schöne auf ihre Eroberungen aus, sittsam an der Seite der Matrone, die denselben Kopfputz, fast auch die nämlichen Kleider, in den ihrem Alter angemessenen Farben, trägt, doch statt der Scharlachjacke ein langes, nach vorn nicht schließendes, bloß über den Rücken wallendes Odeekleid von schwerem Sammt, reich mit Goldtreffen und Quasten besetzt, mit Hermelin oder anderm köstlichem Pelzwerke gefüttert und ausgeschlagen.

Sind die Farben gut gewählt, nicht, was leider oft der Fall ist, gar zu himmelschreiend; entsprechen besonders die wesentlichen Reize dem äußern Putze, und darf die Trägerin auf die Nationalschönheiten — regelmäßige Gesichtszüge, äußerst sprechendes Auge, nicht zu verwechseln mit dem wildfeurigen Blicke der Italieneerinnen, reiches, feines Haar, vollen, in schönen Verhältnissen beinahe üppigen Wuchs ꝛc. Anspruch machen, so hat die Siegerin sicher über alle Flaggen und Kokarden zu gebieten, und in jeder Brust steigt beim Anblicke der Huldigungen aller Nationen, welche die griechische Schöne mit scheuer Schüchternheit empfängt, der Wunsch auf: „Dienten doch die drei verbündeten Mächte Griechenland so eifrig, als ihre geputzten Ritter seinen Töchtern huldigen!“

Es war wirklich ein artiges Schauspiel, zu sehen, wie der reichgestickte Russe, der zierlich geschnittene Franzose, der breitschößige Engländer, selbst der ehrenfeste, über und über mit Silber belegte Holländer, Jeder auf seine Weise, die Andern an Zierlichkeit und Artigkeit gegen die Damen zu übertreffen suchte; wie die fremder Sprachen kundigen Griechen als Liebesmäkler ihrer guten Freunde den Damen die seltsamen Phrasen ihrer Verehrer übersetzten, und die guten Mädchen darüber, sie wußten selbst nicht warum, erröthetеn: wie die Damen durch Dolmetscher zum Tanzen aufgefordert und dem verlangenden, stummen Tänzer zugeführt wurden; wie Jeder, der nur einiger griechischen Worte mächtig war, sich abquälte, den Ausdruck seiner Gefühle zu nationalisiren, und, o Pein! gerade die wenigen Schönen, die sehr gut italienisch sprachen, Tänzern in die Hände fielen, denen das Neulateinische eben so fremd war, als das Neugriechische.

Stand man an einem der wenigen Plätze, wo man ruhig beobachten konnte, sah man über das reichprangende Blumenbeet der Damen hin, in der Mitte, wie in einen dichten, bunten Strauß gebunden, die vielfachen zusammengedrängten Farben der mannigfaltigen Uniformen, den verschiedenen Glanz der Epauletten und Achselschnüre, der Orden aller Heiligen und Helden der Christenheit; zwischen denselben die rothe griechische Mütze, den albanesischen Turban, den bescheidenen europäischen Civil-Ballanzug; hörte man das Zischen und Rauschen von wenigstens sechsfeiel beständig durcheinander gesprochenen Sprachen, unter dem schreienden Tone der Trompeten und Klarinetten und den mächtigen Schlägen der türkischen Trommel — wahrlich man

glaubte um sich her den tollsten Maskenball spucken zu sehen, den nur je eine berauschte Fastnacht gebar.

Doch bald überzeugte man sich, daß eine ernstere Feier dieß bunte Kleid angezogen habe, als die würdevollen Gestalten des Präsidenten und des Marschalls eintraten. Ein Zug von Damen, unter welchen ein Paar ausgezeichnete Schönheiten waren, gingen denselben entgegen, und überreichten dem Marschall einen zierlichen blumendurchflochtenen Lorbeerkranz. Der Ball begann, die Polonäse schritt auf ihrem Kothurn vorüber, die Walzer wirbelten, die Ecossäse wurde, wie ein langes Epos, mit ewig wiederkehrendem Endreime abgetanzt, und in einem albanesischen Tanze, den die Damen nach Landessitte allein aufführten, wetteiferten sie an Anmuth und Grazie. Der Walzer behauptete sein altes Recht, und wurde am Oftesten und Leidenschaftlichsten durchgetobt; denn längst ist die Scheu abgelegt, welche die Griechinnen, besonders die Mütter, vor diesem Anfangs als höchst gefährlich und unanständig verworfenen Tanze hatten.

Gegen Morgen ging die Feier zu Ende. Der Mangel an Wägen gab reichen Stoff zu Nachhausführungsscenen, und die Anwesenheit des Marschalls hatte gewiß auch bei den Damen von Napoli di Romania manch bleibendes Denkmal hinterlassen.

Auch an diesem Abende war die Stadt erleuchtet, doch ohne besonderen Glanz.

Nach der Abreise des Präsidenten und des Marschalls ging das alltägliche Leben wieder seinen gewöhnlichen Gang. Man exerzirt, man baut, man schanzt und rüstet, man hascht nach Neuigkeiten und trägt sie weiter ꝛc. ꝛc.

Die späteren Festlichkeiten bei der Anwesenheit des Marschalls in Aegina sollen die in Napoli di Romania noch bei Weitem an Glanz und Mannigfaltigkeit übertroffen haben. Man lieferte unter Anderem Scheingefechte zur See, verbrannte alte Barken mit großem Knalleffekte, und die Kriegsschiffe wurden dadurch einigermaßen aus ihrem Schlafe geweckt.

Nichts weiter davon; ich wollte nur versuchen zu zeigen, daß, und wie man in Napoli di Romania zu leben weiß. Wen die Quantität und Qualität unserer Civilisation nicht zufrieden stellt, den lade ich selbst ein zu kommen und das Seinige zur Verbesserung beizutragen. Im Ganzen vertröste ich auf die hoffnungsreiche Zukunft.

Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg.

Es ist eine eben so erfreuliche als neue Erscheinung, deutsche Fürstensöhne wissenschaftlicher Reisen unternehmen zu sehen; eine Erscheinung, die sich zum Theil aus dem Verschwinden jener Feudalbegriffe erklärt, nach welchen der Grundeigneur, um in der Welt zu gelten, Nichts bedurfte als eine soldatische Bildung. Das Beispiel Maximilian's von Neuwied, Bernhards von Weimar und nun auch Pauls von Würtemberg dürfte für ihre Standesgenossen nicht verloren seyn. Der Letztere hat, wie unsern Lesern aus mehreren im vorigen Jahrg. des Ausl. (Num. 271 folgg.) mitgetheilten Auszügen erinnerlich seyn wird, bereits vor einigen Jahren nach den Vereinigten Staaten gemacht, und nun seine zweite größere Reise in die Neue Welt angetreten einigen Wochen," schreibt uns ein Freund aus Pa unterm 22 August, „ist hier ein Landsmann und zwar Paul Wilhelm von Würtemberg, der sonst in Mergentheim unter dem Namen eines Baron von Hohenberg, mit den Nro. 5, welches von Bordeaux nach Vera Cruz bestimmt in unserm Hafen en relâche forcée einlief, angekom befindet sich noch hier, obgleich das Packet zwei Tage na der unter Segel ging. Es gefällt dem Herzog hier so sehr drei bis vier Monate auf Hayti zu bleiben gedenkt. übrigens keinen großen Aufwand und ich hätte, als ich ihn bei einer Partie auf dem Lande als sein Landsmann vorgeste keinen Prinzen in ihm vermuthet; nachher aber, als s wirklichen Stand wußte, erinnerte ich mich wieder, wie weichend die Frage beantwortete, die ich an ihn machte sein Geburtsort in Würtemberg wäre. Es ist ein sehr ang Mann und unerschöpflich in der Unterhaltung, der umfasse nisse in Geographie, Statistik, Botanik ꝛc. besitzt und anspruchloses Betragen sich hier viele Freunde erworben hat einen deutschen Jäger und einen Indianer, der aber nicht spricht, bei sich; wie er mir sagte, hat er sich dieß Mal nicht vorgenommen, von Europa wegzubleiben. Er will zu Land an Nordwestküste von America reisen, von dort nach Ostindien fa und über Sibirien nach Europa zurückkehren. Der Herzog ist sehr großer Statur, 33 bis 36 Jahr alt und ziemlich corpulent, daß er wohl mit der Zeit den Körperbau des verstorbenen Königs Friedrich I bekommen könnte, wenn nicht andere die Bestrebungen des Reisens diesem Hang zur Corpulenz entgegenwirkten." Wir fügen aus diesem Brief noch bei, daß damals der Präsident die Kam der Gemeinen mit einer Rede eröffnet hatte, worin er unter a reren Gesetzen, die er der Berathung empfahl, auch eines vorla welches den Weißen das Bürgerrecht zusichert. Sollte dieß G wirklich durchgehen, so dürften sich für Auswanderer in Hayti cherlei Aussichten eröffnen. Auch sah man der Ratification des dem V. St. von Nordamerica auf den Grundsatz der Gegens keit abgeschlossenen Handelstraktats entgegen.

Eine ökonomische Kleinigkeit.

Ein Oekonom hat berechnet, daß das Fleisch, je nach gesotten, gebacken oder geröstet wird, in folgendem Ver an Gewicht verliert:

4 Pf.	Ochsenfleisch	verliert	durchs	Sieden	1 Pf.
—	—	—	—	Rösten	1 —
—	—	—	—	Backen	1 —
—	Hammelfleisch	—	—	Sieden	— —
—	—	—	—	Rösten	1 —
—	—	—	—	Backen	1 —

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 353. 19 December 1829.

Uebersicht der russischen Entdeckungsreisen.

Expedition der russisch-americanischen Compagnie.

Der glückliche Erfolg des eesten Versuchs, die Nieder-igen der russisch-americanischen Compagnie unmittelbar auf Wege um das Cap Horn zu desuchen, bestimmte sowohl Regierung, als auch die Compagnie, gleich nach der Rück- des Hen. von Krusensteen, zwei neue Expeditionen auszu-n, deren Hauptaufgade es wae, Ochozk, Kamtschatka und Colonien mit Lebensmitteln, Munition und den dort feh-en Schifffahrtsbedürfnissen zu versehen.

Die eeste derselben, füe Rechnung der Compagnie ausge-t, ging gleich im Jahee 1807 untee der Leitung des Lieu-nts Hagemeistre ab, und gelangte glücklich an den Ort ih- Bestimmung; durch den unteedessen mit England ausgebro-ten Krieg abee waed die Rückkehe des Schiffes unmöglich; es blieb in Kamtschatka und die Mannschaft kehete zu Land) Petesbueg zurück.

Die zweite Expedition, von Seiten der Regierung, erfolgte emselben Jahr 1807, wo die Admiealität den Lieutenant ljetzt teral-Intendant dee Flotte) Golownin auf der Corvette Diana 24 Kanonen nach der Südsee abfertigte. Das Schiff wae chfalls mit Vorräthen allee Art füe Ochozk und Kamtschatka den; nächstdem aber waren dem Lieutenant Golownin ver-dene wichtige hydeographische Arbeiten in jenen Gewässern jetragen, die ihn meheere Jahee hindurch daselbst beschäfti- sollten. Da die Abfertigung duech mancherlei Umstände ntlich spät im Jahee erfolgte, so zog Hr. von Golownin , seinen Weg, statt um das Cap Horn, um das Vorgebirge guten Hoffnung zu nehmen, wo er aber von dem englischen miral auf die so eben erhaltene Nachricht übee den zwischen sland und England ausgedeochenen Krieg angehalten ward. st nach Verlauf eines Jahees gelang es ihm durch ein höchst ewürdiges Wagestück *) das Cap zu verlassen und seinen Weg nach Kamtschatka fortzusetzen. Hier erhielt er von der Admiealität den Befehl, die südlichen kurilischen und die Schantae-Inseln aufzunehmen. Während diesee Aufnahme war es, daß ee im Jahre 1811 auf der Insel Kunaschie (der südlichsten der Kurilen) von den Japaneen ans Land gelockt und nebst zwei Officieren und sechs Mann verrätherisch gefangen genommen wurde. Seine Schicksale in Japan und seine Befreiung im Jahr 1813 durch den Capitän Rikord, der als ältestee Lieutenant nach ihm das Commando des Schiffes übernahm, sind von Beiden beschrieben, in alle Speachen übersetzt und folglich dem

*) Der auf dem Cap stationirte englische Admiral Barty hielt nicht aur den Hrn. von Golownin dort an, sondern setzte ihn durch sein übriges Verfahren in die äußerste Noth, indem er ihm weder Geld für Rechnung der russischen Regierung, auf sein Creditiv, vorstrecken, noch auch ihm erlauben wollte, einen Theil seiner Ladung zu Geld zu machen, um damit Lebensmittel und andere Bedürfnisse für sein Schiffsvolk anzuschaffen, so daß er sich in der größten Verlegenheit befand. Nachdem er beinahe ein Jahr in dieser peinlichen Lage zugebracht und vergeblich Alles aufgeboten hatte, um den Admiral zu einer Sinnesänderuag zu bewegen, faßte er endlich den verzweifelten Entschluß, sich selbst zu befreien. Die Ausführung dieses Vorhabens war mit fast unüberwindlichen Hindernissen verknüpft: sein Schiff log in dem hintersten Winkel des Hafens mit zwei Ankern fest, in einer Entfernung von nicht mehr als hundert Faden von dem Admiralsschiffe, und umgeben von mehreren englischen Transportschiffen, zwischen denen er durchpassiren mußte, um aus dem Hafen zu kommen; alle Segel waren abgenommen und in den Schiffsraum gebracht, die Bramstangen herunter gelassen u. s. w., kurz es war ihm fast jede Möglichkeit benommen, mit dem beinahe ganz abgetakelten Schiffe in See gehen zu können. Trotz allen diesen von Seiten der Engländer getroffenen Verfügungen gelang es der Beharrlichkeit, Klugheit und Kühnheit Golownins dennoch, das Unmögliche möglich zu machen. Nachdem er während einer geraumen Zeit sich und die ganze Mannschaft auf die halbe tägliche Portion gesetzt und dadurch einigen Vorrath von Lebensmitteln angesammelt hatte, deren sonstige Anschaffung leicht hätte Verdacht erregen können, kappte er endlich in einer finstern stürmischen Nacht die Anker, zog ein Paar kleine untere Segel auf, und ging bei einem heftigen aber zum Auslaufen ziemlich günstigen Winde in tiefer Stille an dem Admiralschiffe unbemerkt vorbei, kam glücklich zwischen den übrigen Fahrzeugen durch, und als man seine Entfernung gewahr ward, befand er sich schon auf der offenen Rhede, hatte in der kurzen Zeit mit unbegreiflicher Geschwindigkeit alles Tokelwerk in Ordnung gebracht und die Segel aufgespannt, so daß die ihm nachgeschickten Fahrzeuge ihn vergeblich einzuholen versuchten.

Digitized by Google

Publikum hinlänglich bekannt. Hr. von Golownin kehrte erst im Jahre 1814 nach Petersburg zurück; sein Schiff die Diana aber blieb in Kamtschatka. Die geographischen Resultate dieser Expedition, welche durch die unglücklichen Ereignisse auf der Insel Kunaschir sieben Jahre gedauert hatte, beschränken sich (außer den höchst interessanten Details über Japan) nur auf die Aufnahme der südlichen Kurilen, die mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit gemacht sind, wie man sie nur von einem so kenntnißreichen und thätigen Officier erwarten konnte. — Die Beschreibung dieser Reise in russischer Sprache ist in drei Bänden herausgegeben, von denen der letzte besonders die geographischen Arbeiten auf den Kurilen enthält.

Gleich nach Beendigung des Krieges begann der so glücklich eingeleitete, und in seinen Folgen als sehr vortheilhaft bewährte, unmittelbare Verkehr mit den Niederlassungen der russisch-americanischen Compagnie wieder, und seit dem Jahre 1813 bis jetzt sind fast alljährlich Schiffe mit reichen Ladungen dahin abgefertigt und eben so wieder zurückgekehrt. Diese Absendungen sind nun schon so gewöhnlich geworden, daß sie kaum mehr die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen. Ueberhaupt sind seit dem Jahre 1803 bis jetzt (1827) fünfundzwanzig Expeditionen von Kronstadt in die Südsee und nach diesen Colonien abgegangen, von denen keine einzige verunglückt ist.

Unter der Zahl der Expeditionen sind mehrere für Rechnung der Compagnie unternommen; obgleich diese eigentlich bloß einen merkantilischen Zweck hatten, und es demnach Pflicht der sie (nach dem ursprünglichen Plane des Hrn. von Krusenstern) commandirenden Officiere der kaiserlichen Marine war, den kürzesten Weg zu nehmen und keine Zeit zu wissenschaftlichen Untersuchungen zu verwenden, so sind dennoch dabei mehrere für die Hydeographie der Südsee nicht unwichtige Beobachtungen und Entdeckungen gemacht worden.

Im Jahre 1814 entdeckte der Lieutenant (jetzt Capitän vom ersten Range) Lasarew auf einem Schiffe der Compagnie in 13° 20′ südlicher Breite und 196° 30′ östlicher Länge von Greenwich, eine Gruppe Inseln, der er den Namen seines Schiffes, Suwarow, beilegte. — Der Lieutenant Ponafidin entdeckte gleichfalls auf dem der Compagnie gehörigen Schiffe Borodino im Jahre 1821, in 25° 26′ nördlicher Breite und 131° 15′ östlicher Länge, eine Inselgruppe, die er nach seinem Schiffe benannte. — Der Lieutenant Powalischin, der im Jahre 1820 aus Kamtschatka nach Manilla abgeschickt war, fand auf seiner Rückreise (1821) in 30° 31′ 45″ nördlicher Breite und 140° 24′ 20″ westlicher Länge, eine Insel, der er den Namen St. Peter beilegte, und die aller Wahrscheinlichkeit nach ein Jahr früher schon von dem Lieutenant Ponafidin gesehen war. Derselbe Officier hat auf einer ähnlichen Fahrt im Jahr 1815 die längst von den Karten verschwundene Insel Santa Rosa aufgefunden, die selbst Espinosa in seine Karte der Südsee nicht aufgenommen hat. Sie liegt nach seinen Beobachtungen in 18° 31′ nördlicher Breite und 114° 04′ östlicher Länge. — Außerdem sind durch die häufigen Besuche und den Aufenthalt russischer See-Officiere in den Niederlassungen der Compagnie mehrere Theile der Nordwestküste von America mit großer Genauigkeit aufgenommen worden, worin sich besonders der Lieutenant Wassiljew ausgezeichnet haben. — Da diese Reisen russischen Officieren und Matrosen als Bildungsmittel zum Seedienst von dem wesentlichsten worden sind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Korngesetze.

(Schluß von Nr. 317.)

Die Grundeigenthümer haben mit wenigen Ausnahmen lauten Vorwurf, daß sie vom Marke des Landes jeden auf sich laden, als ihre Zuflucht zu eigener Kraft, zu Tätigkeit und Betriebsamkeit nehmen wollen; sie haben rechte des Feudalherrn der hohen Unabhängigkeit eines Bürgers, der in dem ersten Land der Welt die erste liche Stufe einnimmt, vorgezogen. Aus alle Den noch nicht, daß der Grundertrag an sich in einem Verhältniß zu den übrigen Erwerbsquellen der Nicht durch seine ursprüngliche Natur, sondern durch streben, denselben über diese natürlichen ursprünglichen nisse hinaufzuschrauben, indem man, so sehr man nur die Lasten, welche eine außergewöhnliche Lage des selbst im Frieden nothwendig macht, auf den Boden zen suchte, ohne dieselben mit tragen zu wollen: hat der Grundbesitz sich den Haß der Menge erweckt. fand während einer lang anhaltenden falschen Politik, allgemeine Beste nicht zu würdigen verstand, ein einziges M ilisiren der Aristokratie mit dem jedesmaligen Ministerium Dieß, dieß war der Grundstein zu dem System, welches nahezu tausend Millionen Pfund an Schulden eingetragen und welches die Nation nöthigt, jährlich mehr als dreißig lionen Steuern zu bezahlen, ehe die laufenden Kosten für Seemacht u. dgl. gedeckt werden können. Die, welche gel der Regierung in Händen hielten, nahmen keine Politik gegen das Volk an, durch welche sie selbst sich Spannriemen der Aristokratie hätten befreien können; Aristokratie, statt sich möglichst unabhängig zu machen, sich unter den Minister des Tages, um sich ihre Bedürfnisse zu erhalten, und forderte bei Wiederbeginn des Friedens eine Art allgemeine Belohnung ihrer Willfährigkeit Ministerium, daß die Vortheile, welche der Krieg ihr sitz gewährt hatte, ihm auch in Zukunft verbleiben möchten. haben bereits unsere Hoffnung ausgesprochen, daß des Herzogs von Wellington die Anmaßung der Landmer brechen werde; sollte dasselbe aber so schwach und sen, vor den Forderungen der Gerechtigkeit, Menschlichkeit Politik zurückzubeben, so muß der natürliche Lauf der dennoch sehr bald eine Veränderung in diesen Gesetzen Satzungen herverbringen, falls diesem natürlichen noch raschere Bewegung des Volks nicht vorgreift.

Digitized by Google

t Vorbeigehen fragen wir noch, ob der Unterschied des Preises zeführtem und inländischem Walzen, der ungefähr 5 Schilling Malter beträgt, so ist, daß die freie Einfuhr den Ruin der rthschaft in England nach sich ziehen müßte? Ist diese icht durch gehörig angewandte Energie und Betriebsamkeit ner höhern Ausbildung fähig? Hat sie doch selbst ihren n Betreiben während des Krieges ungeheure Vortheile rfen, und dieselben selbst während eines fünfzehnjährigen is weit über die andern Klassen gesetzt, trotz Dem, daß von auch nicht Ein kräftiger Schritt geschehen ist, ihre Lände- zu verbessern! Die Aristokratie aber behauptet, daß sie Schutz gegen Verkauf von eingeführter Feucht zu Grund müßte, und unsere Antwort hierauf ist: wohlan in Gotamen, so möge sie zu Grund gehen zum Besten des Voln England! Wir fragen das englische Volk, ob der Boden England wirklich nicht mehr bebaut werden könnte, wenn gegenwärtigen Grundbesitzer gegen auswärtige Competenicht mehr aufzukommen vermöchten? Allerdings dürften von Jenen sich in eine Veränderung nicht zu finden wissen, e eben so gut zum Vortheil der Bodenkultur selbst, als jendern Zweiges der gesellschaftlichen Verbindung gereichen e — und die Landgüter dürften in großer Anzahl ihre Herren ein. Daß aber der Ertrag des Bodens dadurch vermindert e, leugnen wir kühn. Wenn auswärtige Mitbewerbung auf etzigen Besitzer so einwirkte, daß sie ihre Güter an Solche ufen müßten, welche im Stande sind, das Gut selbst zu ssern — an Männer von Vermögen und Thätigkeit, deren el und Neigung sie zu Verbesserungen ermuthigt — würde Volk dabei so übel fahren? Wer wird die Landwirthschaft mehr rn, ein Mann von sicherem Kapital, dessen Einkommen die gaben, die er zu machen hat, weit übersteigt, oder hungrige n, deren Bedürfnisse und hohe Begriffe von der Feierander vornehmen Welt sie stündlich in neue Ausgaben stürzen? Vermag England aus natürlichen oder künstlichen Ursaden Walzen nicht zu so niederem Preise zu erzeugen, als ingeführt werden kann, aus welchem Grund baut man denn haupt noch Walzen? Eben so gut könnte man hier zu Land wein mit den fünffachen Kosten erzeugen, als er in Portugekauft wird. Welch ein Boden bietet sich hingegen dem gen Landwirth für Viehzucht, Wolle, Häute, Talg, Gerste, ter, Käse dar! Welch ein Markt für die Erzeugnisse der wirthschaft würde sich eröffnen bei einer besseren Lage des ufakturisten, die ihm erlaubte, diese seine Bedürfnisse um n wohlfeileren Preis zu kaufen! Kann der Walzen nicht so ,ell erzeugt werden, als er gekauft wird, warum wollt Ihr selbst arm machen durch dessen Erzeugung? — Weil, sa- einige seine Köpfe — weil Ihr sonst mit Eurem Brod von nden abhängt. Aber hängt denn der polnische Pächter nicht ichtlich des Geldes, der Manufakturwaaren und anderer Bedürfnisse des Lebens, die er gegen sein Korn eintauschen eben so sehr von Euch ab, als Ihr von seinem Korn, und er nicht eben so nothwendig auf Euch angewiesen?

Noch sind es aber zwei Umstände, welche eine Umänderung der Korngesetze nothwendig machen. Einmal wird eine Steuer von acht Millionen dem Land jährlich als Armentaxe aufgelegt, während man zugleich den Armen durch das Gesetz zwingt, sein Brod um einen ungeheuern Preis zu kaufen, und ihn in der Möglichkeit, sich durch eine rechtliche Betriebsamkeit zu erhalten, immer mehr beschränkt, indem die Kanäle, durch welche ihm diese Betriebsamkeit ersprießlich wird, zerstört sind. Man thut Alles, um thätige Hände außer Beschäftigung zu setzen, und ist Jahr für Jahr genöthigt, die bereits jetzt übermäßige Steuer, welche die Unterstützung der arbeitenden Klasse zum Zweck hat, noch mehr zu erhöhen. Kaum wird es die Nachwelt glauben, wenn sie diese fluchwürdige Thatsache des Wahnsinns aus einem sonst so erleuchteten Zeitalter liest, und wird staunen, durch welche Gaukeleien dasselbe sich in einem so wichtigen Punkte des Staatshaushaltes seiner Vernunft beraubt ließ. Doch wir haben genug von der Ungerechtigkeit der Korngesetze und ihrem Druck auf die mittlere und untere Klasse des Volks gesprochen; sehen wir daher noch, ob diese nicht schon mit andern Auflagen hart genug gedrückt sind, um von dieser höchst gehässigen zum Hohn des allgemeinen Wohls fortbestehenden Beschwerde befreit werden zu müssen. Letztere abgerechnet beträgt die Accise für das ganze Land noch zwanzig Millionen, von welchen achtzehn auf Malz, Hopfen, Bier, Glas, Baumwolle, Liqueure, Patente (licencies), Thee, Leder, Seife, Kerzen, Backsteine und Ziegel fallen — lauter Bedürfnisse, welche hauptsächlich der mittlern und untern Klasse zukommen. Von eben diesen Klassen werden sodann beinahe zwei Drittheile der Aus- und Einfuhrzölle (customs) entrichtet; zu den noch übrigen Steuern aber, welche sich auf ungefähr dreizehn Millionen belaufen, entrichten mit alleiniger Ausnahme der 1,200,000 Pfund betragenden Bodentaxe, welche mehr nur die höhern Stände treffe, diese mit den beiden andern Klassen ganz gleiche Antheile.

Es hat hie und da verlautet, Hr. Huskisson habe seine Grundsätze über den Handel geändert, und wolle sich von seinen früher behaupteten Maßregeln zurückziehen. Ist er in Liverpool oder Manchester falsch berichtet worden, so war es sehr natürlich, daß man auch wiederum über ihn selbst dieses falsche Gerücht verbreitete; oder ist Huskissen in Mitten unglücklicher Manufakturisten und Handelsleute hinsichtlich der sonst gewöhnlichen Wärme seiner Ausdrücke etwas behutsamer und rückhaltender gewesen, so hing Dieß von seinem Gutdünken und seinem Gefühle ab: was er aber auch gesagt haben mag, so dürfen wir kühnlich erklären, daß durchaus keine Aenderung in seinen Ansichten Statt gefunden hat. Er wird in diesen Worten nicht unziemlich angedeutet finden, daß wir von ihm, der schon so Viel zur Kraftentwickelung des Vaterlandes gethan hat, hoffen, daß er sein mächtiges Talent, seine umfassenden Kenntnisse zur Bekämpfung des verhaßten Monopols der Agrikulturisten anwenden werde. Von Wem jedoch auch diese Monopole vertheidigt, von Wem sie angegriffen werden mögen: laßt nicht von der hochwichtigen Sache, bis Ihr zum Ziel gekommen seyd. Achtet auf das Benehmen der Minister bei Eröffnung der nächsten Parlamentssitzung, und wenn Ihr sie nicht vorbereitet fin-

det, kühn diese Mißbräuche bei der Wurzel zu fassen, so setzt jene Riesenkraft in Bewegung, welche eine freie Constitution Euch gegeben hat.

Besteigung des Elbrus.

Unsere Expedition — schreibt die Zeitung von Tiflis unterm 2 August — ging den 26 Juni unter Kommando des Generals der Reiterei, Emanuel, mit den HH. Kupfer, Mineralog; Menetrie, Zoolog, und Aufseher der Museums der Akademie der Wissenschaften von Petersburg; Lenz, Professor der Physik; Meyer, Botaniker von Dorpat, und Wansowitsch, Bergwerksbeamten zu Lugansk, von den warmen Mineralquellen zu Gorietschwodsk nach dem Elbrus ab.

Nach vielen Mühseligkeiten gelangten wir den 8 Juli an den Fuß des Hochgebirges und lagerten an dem Ufer der Malka. Unser Gepäck hatten wir 15 Werste von unserem Lagerplatz zurückgelassen. Die steilen Abhänge und Schluchten und die schmalen Fußsteige an den fast senkrechten Gebirgswänden erlaubten jetzt nur noch zu Fuß oder mit leichtbepackten Pferden weiter vorzudringen. Aber auf der ganzen Reise fanden wir weder die undurchdringlichen Sümpfe noch überhaupt die Naturhindernisse, welche nach Klaproth und andern Reisenden den Elbrus unzugänglich machen. *)

Das Wetter war uns nicht günstig. Beständige Nebel und Regen machten unser Vordringen sehr beschwerlich. Wir beschlossen daher, schöneres Wetter abzuwarten. Zu unsrer großen Freude klärte sich der Himmel am nächsten Morgen auf und die beiden Spitzen des Elbrus erschienen in ihrer ganzen Majestät.

Die Akademiker beeilten sich nun, dieses günstige Wetter zu benützen. Wir versahen sie mit Allem, was für die beschwerliche Wanderung nöthig war, mit Stangen, Stricken u. s. w. Sie nahmen eine Bedeckung von Circassiern und einigen freiwilligen Kosaken mit sich, und brachen um 9 Uhr auf. Gegen Abend erreichten sie den ersten Schnee, und beschlossen daselbst, nachdem sie ungefähr 8 Werste weit gekommen waren, die Nacht zuzubringen. Morgens drei Uhr begaben sie sich wieder auf den Weg. Der Frost begünstigte sie Anfangs sehr, sie kletterten mit dem besten Erfolg vorwärts, als aber der Schnee unter ihren Füßen zu schmelzen anfing, wurde ihr Marsch mehr und mehr beschwerlich. Sie sahen sich genöthigt, [illegible] zu machen und theilten sich in kleine Truppen. Wir [illegible] von unserm Lager aus ihren langsamen Zug mit [illegible] gierde. Gegen neun Uhr Morgens hatten sie über die [illegible] Gebirges erstiegen und hielten hinter Felsen, welche sie [illegible] blick entzogen, um auszuruhen. Nach einer Stunde [illegible] einziger Mann über den Felsen und kletterte mit festem [illegible] nem Schritte der Spitze des Elbrus zu. Vergebens [illegible] daß ihm die andern Reisenden folgen würden; Niemand [illegible] im Gegentheil begannen mehrere derselben wieder herab. Alle unsere Blicke hefteten sich jetzt auf Den, der bei diesem vollen Unternehmen beharrte. Nach je fünf oder sechs [illegible] ruhte er aus; ganz nahe am Gipfel verschwand er [illegible] Die Zuschauer harrten lange mit ungeduldiger Neugierde [illegible] Wiedererscheinen. Gegen elf Uhr erblickte man ihn [illegible] dem Gipfel des Elbrus. Musketenfeuer, Musik, Geschrei [illegible] denruf erscholl durch die Lüfte. Wir warteten bis Dr. [illegible] wiß, Wer der Erste der Sterblichen war, der das [illegible] des Kaukasus erstiegen, das man bis auf den heutigen [illegible] zugänglich hielt. Bei der Rückkehr der Reisenden erfuhr [illegible] dieser Kühne ein Kabardier (Tscherkesse) ein alter, ungläubiger Hirte, mit Namen Kiliar war. Er erhielt als [illegible] 400 Papierrubel und fünf Arschinen Tuch, die der General [illegible] nuel als Preis ausgesetzt hatte.

Einer der Akademiker, Lenz, stieg zu einer Höhe von 15 [illegible] Fuß. Die Gesammthöhe des Elbrus über dem atlantischen Ozean wird auf 16,800 Fuß, *) d. h. gegen 5 Werst in gerader Linie, angegeben.

In der Umgegend unseres Lagerplatzes am Fuße des Elbrus sahen wir schöne Wasserfälle von mehreren Füßen; der schönste ist unstreitig der durch die Malka gebildete. Er fällt mit unglaublichem Geräusch in senkrechter Höhe gegen 20 russische Klafter herab; man bemerkt nicht jenen zusammenhängenden weißen Wasserguß, sondern einzelne Wogen, die nacheinander in isolirten Massen niederfallen. Fünf Toisen unter diesem Fall ist eine natürliche mit Gras überwachsene Steinbrücke, über welche der Weg zu den Karatschei**) und die Gebirge führt. Die Lagen dieses Landes sind insgemein schön. — Man fand auf den Gebirgen während unserer Reise Blei, viele Steinkohlen und Gips, Porphyr, Jaspis, Granate u. s. w. Der ganze Kern der Kette des Kaukasus ist [illegible]

Der Berg Sinai.

Das Kloster auf diesem Berg liegt 5400 Fuß über dem Spiegel des rothen Meers, von wo aus man aber wenigstens noch 1000 Fuß bis zum Gipfel hat. Dieser Punkt aber ist nicht der höchste der Kette, sondern der Berg St. Katharina übersteigt ihn um mehr als 1000 Fuß.

*) Klaproth sagt in der französischen Ausgabe seiner Reise (Band I S. 131), Niemand hat noch den Elbrus erstiegen; die Circassier glauben, daß man nur mit besonderer Zulassung Gottes auf seine Spitze gelangen könne; sie erzählen, daß sich hier zuerst die Arche niedergelassen und von da auf den Ararat getrieben worden sey. Vielleicht ließe er sich auf der Südseite erklimmen, wenn die Bewohner dieser Gegenden einem solchen Unternehmen nicht unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Der Fuß desselben ist unbewohnt und von Morästen umgeben, die sich durch das Schmelzen des Schnees und der Lauwinen während des Sommers bilden. Damit stimmt überein, was der Reisende Reineggs (Bd. I. S. 219) bemerkt: „Ein Viertheil der Höhe des Elbrus ist immer mit Schnee und Eis bedeckt, und in Nebel gehüllt; wenn er unbewölkt ist, kündigt er unfehlbar Regen, und im Winter ungewöhnliche Kälte an. Er ist ringsum von Sümpfen umgeben, deren Tiefe ihn unzugänglich macht; dasselbe ist bei den andern Bergen in der Nachbarschaft der Fall. Aus diesem Grund kann ich Nichts über die Gebirgsart, aus der er besteht, anführen."

**) Ein Volksstamm türkischer Abkunft, der nordwestlich vom Elbrus wohnt; vergl. Klaproths Voyage au Caucase P. 280—304.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

n de des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

uum. 354 und 355. 20 und 21 December 1829.

Sydney *).

(Mit einer Lithographie.)

Denn man das rasche Aufblühen der Vereinigten Staaten htet, so ist man um so mehr geneigt, große Erwartungen e Civilisation Australasiens zu knüpfen, als dieses in Bezug eine geographische Lage, vermöge welcher es so ziemlich die e zwischen drei Welttheilen hält, begünstigter ist als Nord= ica. Dazu kommt das schöne Clima und der fruchtbare Bo= wo es keine Felsenspalte giebt, in der nicht irgend etwas es wächst, wo die Pflanzenerde sich überall verbreitet und auch die heiße Jahreszeit das Land austrocknet, mit der ehr des Regens plötzlich eine neue und kräftige Vege= n ersteht. Schon der Name Botanydal, welchen Cook und s der Küste schöpften, an welcher sie landeten, beweist den ulschen Reichthum, der sie hier überraschte, obgleich das Li= , vergliechen mit dem Innern, beinahe für eine Steppe gel= kann. Als der Gouverneur Phillip in Sydney anlangte, reich= die Wälder bis an den Saum des Meers herab, und die ingekommenen waren genöthigt, mit der Art die Stelle zu zen, wo die künftige Hauptstadt der Südseeinseln gegrün= verden sollte.

Einen passendern Ort zum Mittelpunkt eines großen wer= n Staats als Sydney an Port Jackson hätte Phillip nicht en können, wenn ihm auch alle geographisch=statistische Kennt= om Land, die man jetzt besitzt, zu Gebot gestanden wäre. Cook, ließ daran vorbeifuhr, meinte, ein Boot möchte wohl daselbst z bekommen; wie erstaunte Phillip, als er einen Hafen , der hundert Buchten enthält und der nicht bloß sicher vor den, sondern auch geräumig genug ist, mehr Schiffe in m Schoß zu bergen, als je darin Zuflucht suchen werden. nals mag wohl das felsenumstarrte Ufer dem Seefahrer ein= Grauen eingeflößt haben; aber jetzt naht er ohne Gefahr, hm schon aus einer Entfernung von acht Stunden auf der rsten Südspitze des Hafens (33° 51′ 40″ südl. Br. 151° 50″ östl. L. Greenw.) der 353 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebende Macquariethurm *), ein wahres Meisterwerk sei= ner Art, entgegenleuchtet. Wirklich ist auch die Einfahrt breit und tief genug, daß Fahrzeuge von jeder Größe vor dem Kai von Sydney vor Anker gehen, ja den Hafen 15 M. hinein be= fahren können. Sydney liegt 8 M. vom offenen Meer entfernt und ist hauptsächlich auf zwei hügeligen Landengen und dem da= zwischen befindlichen Thal gebaut. Seit Macquarie's Zeit hat es völlig das Ansehen einer regelmäßigen Stadt gewonnen, indem dieser Gouverneur nicht nur einen Plan, nach welchem künftig gebaut werden sollte, entwerfen ließ, sondern auch für die Form der Häuser eine gewisse Norm festzusetzen suchte, so daß jetzt selbst der steilste und fast unzugängliche Theil der Stadt, den man die Felsen nennt, sich ziemlich erträglich aus= nimmt.

Einige haben aus Neu=Süd=Wales ein Eden gemacht, An= dere haben das Land nicht viel besser als eine Wüste dargestellt. Beides ist wohl sehr übertrieben. Die Sache verdient aber eine genaue Untersuchung, da in neuerer Zeit ein Streit darüber ent= stand, welche von beiden Colonien, die am Schwanenfluß oder die auf der Ostküste mehr natürliche Vortheile darbiete. Von den gesellschaftlichen, worin jene vor Neu=Süd=Wales mit seiner Sträflingsbevölkerung, wie vor den westindischen Niederlassungen mit ihren Sklaven, unendlich Viel voraus hat, kann hier nicht die Rede seyn. Bekanntlich sind es hauptsächlich die Berichte Frasers, die in England die öffentliche Meinung sehr nach dem Schwanenfluß gelenkt haben. Wenn man indeß den dortigen Mangel an Zimmerholz betrachtet, so sollte man fast in der hohen Idee von der Tecfflichkeit des Landes etwas herabgestimmt wer= den. Das dürftige Erdreich auf den Hügeln, die salzigen Sümpfe in den Niederungen gegen die See hin, die Alluvialmassen an den Ufern des Flusses, die überall sichtbaren Merkmale von Ue= berschwemmungen — dieß sind lauter Dinge, die noch mancher Erläuterung bedürfen, ehe man der Gegend um den Schwanen= fluß, wie von Bewunderern geschah, den Namen des australischen Hesperiens geben darf. Darauf müssen wir warten, bis wir un= ser Urtheil feststellen können; über Neu=Süd=Wales hingegen

*) Vergl. Ausl. vor. Jahrg. Nr. 39 und gegenw. Jahrg. Nr. 65.

*) Von der Spitze dieses Leuchtthurms bis zu seiner Basis sind es 76 Fuß, und von da bis zum Meeresspiegel 277.

fehlt es nicht an Nachweisungen, aus welchen sich eine sehr bestimmte Meinung bilden läßt *). Wenn ein Land bei einer jährlichen Durchschnittstemperatur von 63° hinreichend mit Feuchtigkeit versehen ist, so muß der Boden fruchtbar seyn, wenn nicht irgend ein besonderes Hinderniß eintritt, indem er etwa so steil ist, daß der Regen die Vegetation wegwascht; oder so sandig, daß die Nässe im Augenblick verschluckt wird; oder so mit salzigen Substanzen geschwängert, daß bloß Salzpflanzen fortkommen. Bei dem Boden von Neu-Süd-Wales ist Alles, was die Oberfläche betrifft, der Vegetation günstig; es fragt sich also, ob es sich eben so mit dem Substratum verhält. So Viel man weiß, ist Dieß im Allgemeinen der Fall, obgleich selbst innerhalb des bewohnten Theils der Colonie bedeutende Abweichungen von der Regel Statt finden. So besteht z. B. das Küstenland hauptsächlich aus Sandstein, der manchmal von sehr lockrer Textur ist und senkrechte Ritze enthält, in denen die Feuchtigkeit verloren geht. Oft ist der Sandstein verwittert und bedeckt so den Boden, der dadurch nicht anders als dürr und unfruchtbar wird, wie man denn auch in den wärmern Gegenden von Neu-Holland, wo mehrere trockene Monate auf einander folgen, förmliche Wüsteneien trifft. Neu-Süd-Wales leidet an fließendem Wasser Mangel; doch stößt man allenthalben, wo man gräbt, auf Wasser, welches die zähe Unterlage von Lehm nicht durchsickern läßt: daher das üppige Wachsthum. Von diesem Sandstein bis zu den Bergen, wo er sich abermals zeigt, ruht die Oberfläche auf einem Thonschiefer, der, obgleich oft von sehr welcher Consistenz, doch wasserdicht ist. Der Charakter dieses quellenarmen Theils des Landes wechselt sehr; indeß da, wo der Boden abfällt, schaden der Vegetation insgemein die Regen, und wo er sich zur Fläche neigt, artet er leicht in Moorgrund aus. Hier läßt sich für den Landwirth wenig Ersprießliches hoffen, da es eben so schwer hält, Wasser abzugraben als zuzuleiten, und selbst das Gras nur hart und spröd und ungenießbar wird. Durch Kalk könnte man einem solchen Boden aufhelfen, allein dieser ist nicht leicht zu bekommen; denn finden sich auch Schichten mit Kalk, so ist derselbe so mit Sand und Thon vermischt, daß man ihn wenig oder nicht brauchen kann. Das natürlichgute Land in der Nachbarschaft von Sydney beschränkt sich daher auf den angeschwemmten, auf den durch Regen und Fluthen abgesetzten und aus vegetabilischen Resten gebildeten reichen und tiefen Boden am Fuß von Hügeln oder längs den Betten von Flüssen; die ungünstige Beschaffenheit des übrigen Bodens kommt aber dem Anschwemmungsprozeß gut zu Statten.

Trotz der zuweilen außerordentlichen Sommerhitze, wo das fahrenheit'sche Thermometer 90 bis 100° im Schatten erreicht, ist bekannter Maßen das Clima von Neu-Süd-Wales sehr gesund. Diese Hitze rührt von gewissen Winden her, die glücklicher Weise im Durchschnitt nie mehr als drei oder vier Tage im Jahr anhalten. Die mittlere Hitze während der drei S monate, December, Januar und Februar, beträgt 80° F und wird noch gemäßigt durch die regelmäßigen S aus NO, welche von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends worauf sie die Nacht über von den Bergen her durch die zwischen WSW und W variren, abgelöst werden. Stürme mit Donner und Blitz und gewaltigen Regengüssen häufig und erfrischen das Land, das in dieser Zeit seinen Pflanzenschmuck, nieder und naßgelegene Stellen ausgenommen, ablegt. Die Monate März, April und Mai kann man mit serm Herbst vergleichen; sie zeichnen sich Anfangs durch ständigkeit der Witterung aus, die indeß im Mai nicht mehr seyn könnte: vollkommen wolkenlose Athmosphäre, kühle de, frische Mittage, so daß sich die angestrengtesten Arbeiten richten lassen. Gegen den Juni hin wird das Wetter rauher, im Juli und August sind die Nächte verhältnißmäßig empfindlich kalt und man findet bald Zoll dickes Eis. Regen fällt in dieser seiten, dagegen ein sehr starker Thau, wenn es nicht regnet. Die mittlere Temperatur wechselt in dieser Jahreszeit in Sydney gesanbruch zwischen 40 bis 45° und Mittags zwischen 55 und 60°. Die Frühlingsmonate sind der September, Oktober und November. Am Anfang des Septembers dauern die Nachtfröste fort, und die Nächte bleiben frostig, bis gegen das Ende des Monats die Kälte bedeutend nachläßt und das Thermometer bereits auf 70° steigt. Im Oktober treten die See- und Landwinde wieder ein; das Thermometer erhebt sich schon bei Sonnenaufgang auf 60 bis 65° und Nachmittags auf 80°. Im November steht dasselbe in der Frühe selten unter 65° und Nachmittags häufig auf 84 bis 90°.

Diese elimatischen Verhältnisse von Neu-Süd-Wales gelten namentlich von Port Jackson; in den innern Provinzen, besonders von den blauen Bergen, steht das Thermometer im Durchschnitt am Morgen 5° niederer und Mittags 5° höher; zur Winterzeit und überhaupt zu jeder Stunde des Tages während des Sommers um so viel höher. Einen entschiedenern Charakter haben die Jahreszeiten im Westen jener Gebirge.

*) Als ein brauchbares, wenn auch wenig Neues enthaltendes Handbuch über Australien nennen wir das kürzlich in London erschienene Werk: Picture of Australia; exhibiting New-Holland, Van Diemensland and all the Settlements, from the first at Sydney to the last at Swan-River.

Uebersicht der russischen Entdeckungsreisen.

Kotzebue's, Golownin's ꝛc. Expeditionen.

Die erste eigentlich wissenschaftliche Expedition nach Herstellung des Friedens war die, welche der Reichskanzler Rumänzow auf seine Kosten im Jahre 1815 durch Lieutenant Kotzebue nach der Behringsstraße unternehmen ließ, wenniger in der Absicht, das berühmte Problem der nördlichen Durchfahrt von Westen nach Osten in der That zu lösen, weil sein Schiff, der Rurik, viel zu klein war, als vielmehr durch Landerexpedition längs der Küste vom Eliscap an zu erforschen, ob überhaupt eine Navigation daselbst möglich sey *).

*) Diese Unternehmung ist besonders dadurch merkwürdig,

hne vollbrachte die Reise in drei Jahren und Jahre 1815 wieder zurück. Zwar hatte er verschiedeinde wegen die projectirte Landexpedition nicht ausnen, aber dessenungeachtet ist seine Reise in wissenschaftsicht nicht arm an interessanten Resultaten, die den umänzow vollkommen dafür entschädigten, den Hauptzelben nicht erreicht zu haben. — Die wichtigsten geon Resultate dieser Reise bestehen in Folgendem:

ie Existenz und Lage mehrerer von den Holländern im 18ten Jahrhundert auf der südlichen Hälfte des Südntdeckten, seitdem aber nicht wieder gefundenen Länge z. B. der Hunde-Insel, der Fliegen-Insel u. s. wirt und genau bestimmt worden.

Andererseits ist durch die Untersuchungen des Hrn. von in diesen Regionen erwiesen, daß mehrere der gleichn Holländern als entdeckt angegebenen Inseln, wie z. B. n, Gröningen, Baumann, Roggewein und andere nicht en, wo neuere Hydrographen sie verzeichnet haben, und olglich anderswo zu suchen sind.

ie Untersuchung mehrerer Inseln in der Südsee und elen auf der nördlichen Seite des Aequators gelegenen , den die Eingebornen Radack nennen *).

Die wichtigste Entdeckung des Lieutenant Kotzebue ist endlich indung zweier bisher noch völlig unbekannter großer Einin der Küste von America in der Behringsstraße. Die größere Buchten, die von den Officieren des Schiffes Kotzebue's enannt wurde, nimmt mit den innerhalb derselben lieBaien einen Umfang von mehr als 200 Meilen ein. Da Sund sich tief in das Land hinein erstreckt, so ist er dergut dazu geeignet, von dort aus Untersuchungen in dem des Landes anzustellen.

ese Reise des Hrn. von Kotzebue ist in drei Bänden in r Sprache auf Kosten des Grafen Rumänzow gedruckt; im Jahre 1821 eine deutsche Uebersetzung derselben vert worden.

t J. 1817 machte der Capitän Golownin auf der Fregatte atka eine zweite Reise nach den russisch-americanischen n, mit dem Auftrage ihren Zustand zu untersuchen, und m Jahre 1819 zurück. Die Beschreibung seiner Reise Bänden, welche im folgenden Jahre erschien, enthält enge trefflicher Berichtigungen und astronomischer Bengen, welche für die Hydrographie des nördlichen Theiles idsee von großer Wichtigkeit sind.

Im Jahr 1819 wurden auf kaiserlichen Befehl zwei Schiffe ausgerüstet und dem Chef der Expedition Capitän Wasiljew aufgetragen, nach der Behringsstraße zu gehen, um von dort aus einen Versuch zu machen, das Eiscap zu umschiffen und nach Osten vorzudringen. Unter vielen andern Vorrichtungen zu Beförderung dieses Unternehmens hatte man auch für Fälle, wo die größern Schiffe nicht gebraucht werden könnten, ein kleines Fahrzeug in Stücken mit eingeschifft, um es in Kamtschatka oder auf einer der aleutischen Inseln zusammenzusetzen und zu Untersuchungen zu benützen. Befehlshaber des zweiten Schiffes war der Capitän Schischmarew, welcher, da er die Reise unter dem Hrn. von Kotzebue hieher gemacht hatte, mit der Navigation in der Behringsstraße schon bekannt war. Als Astronom befand sich bei dieser Expedition ein Zögling der Akademie der Wissenschaften Namens Tarchanow.

Der Capitän Wasiljew kehrte im Jahre 1822 von dieser Expedition zurück! Die Beschreibung seiner Reise ist bis jetzt noch nicht erschienen, und es sind daher von den Resultaten derselben nur folgende bekannt geworden:

a. Im Südmeere ist eine Inselgruppe gefunden, welche dieselbe zu seyn scheint, die auf den Karten unter dem Namen Peysta's Insel und Ellise's Gruppe vorkommt.

b. Die Nichtexistenz der vierten St. Diomeds-Insel, d. h. der von Kotzebue mit dem Namen Ratmanow bezeichneten Insel wurde erwiesen.

c. Mehrere Punkte an der Küste von America im Norden von der Behringsstraße wurden bestimmt und das Eiscap erreicht. Von letzterem weiß man, daß es vom Eise frei gefunden worden, und daß die Strömung daselbst gänzlich östlich gewesen, mit einer Stärke von zwei Meilen in einer Stunde.

d. Die Bai und Insel St. Lorenz sind genauer aufgenommen, als bisher geschehen war.

e. Die nördlichste der Synd- oder Matwej-Inseln ist genauer bestimmt.

f. Unter 63° nördlicher Breite und 165° westlicher Länge an der Küste von America ist eine Insel entdeckt, welche die Eingebornen Nunniwak nennen.

Beinahe gleichzeitig mit dem Capitän Wasiljew ward noch eine zweite Expedition mit zwei Schiffen unter den Befehlen des Capitän (jetzt Gegenadmirals) Bellingshausen *) abgeschickt, um die seit Cook nicht wieder besuchten Südpolar-Regionen von Neuem zu untersuchen. Hr. von Bellingshausen kehrte im Jahre 1821 zurück; so viel man weiß ist die Beschreibung dieser ohne allen Zweifel sehr interessanten Reise schon längst zum Drucke bereit und wird demnach wahrscheinlich bald erscheinen. Unterdessen ist Folgendes von ihren Resultaten bekannt geworden:

a. In der Nähe von Neu-Süd-Georgien sind drei Inseln entdeckt.

b. Das im Jahre 1819 von den Engländern entdeckte Neu-Süd-Shetland ist umschifft, und folglich dadurch die Vermu-

der Reise des Capitän Phipps im Jahre 1774 der erste erte Versuch war, ein Problem zu lösen, welches seit 300 dren alle seefahrenden Nationen mehr oder weniger beschäft hat, und weil sie wahrscheinlich wohl den Impuls zu den ühmten Expeditionen der Capitäne Roß, Parry und Frankgegeben.

enn es gleich erwiesen ist, daß einige der zu diesem Archipel örigen Inseln schon früher von englischen Seefahrern entdeckt rden, so gebührt doch immer dem Hrn. von Kotzebue das Verst des Wiederaufsuchens, besonders aber der äußerst genauen fnahme und Bestimmung derselben.

*) Einer der Reisegefährten des Hrn. von Krusenstern.

thung widerlegt, als ob dieses Land, das aus einer Gruppe von Inseln besteht, mit Neu-Süd-Georgien zusammenhänge und einen südlichen Continent ausmache.

c. In dem Archipel der Niedrigen und in der Nähe der Freundschafts-Inseln sind über zwanzig neue Inseln entdeckt.

d. Auch ist eine neue Erforschung der Südpolar-Regionen nicht ohne Resultate geblieben, indem He. von Bellingshausen im 70° der Breite, folglich 12° südlicher, als die südlichste von Cooks Entdeckungen, an zwei Stellen Land gesehen hat; des vielen Eises wegen konnte er es weder umschiffen, noch auch daran landen, doch schien es ihm deutlich, daß es Inseln von einigen Meilen im Durchmesser waren. Die eine dieser Inseln, genau im Meridian des Cap Hoen, hat den Namen Peter I, die andere 15° westlicher, den des Kaisers Alexander I bekommen.

Außer diesen beiden Expeditionen, die bloß wissenschaftliche Zwecke hatten, sind im Laufe der nächstfolgenden Jahre vier Kriegsschiffe nach Kamtschatka und den russisch-americanischen Colonien abgegangen, nämlich:

Im Jahre 1821 der Capitän Tuiubjew auf der Corvette Apollo von 24 Kanonen, welche 1824 unter dem Befehl des Capitän Kruschew zurückkehrte, da Hr. von Tuiubjew gestorben war.

Im Jahre 1822 der Capitän Lasarew auf der Fregatte Kreißer von 40 Kanonen; ihn begleitete die Corvette Ladoga von 24 Kanonen, commandirt von seinem Bruder. Ersterer verkehrte im Jahre 1825, letzterer aber schon im Jahre 1824 zurück.

Im Jahre 1823 wurde die Fregatte Predpriiatie von 24 Kanonen unter dem Capitän Kotzebue ausgerüstet, um eine wichtige Expedition nach der Südsee zu machen, welche wenigstens drei Jahre dauern sollte. Das Schiff war mit den vorzüglichsten astronomischen und physikalischen Instrumenten versehen, die theils aus London und München verschrieben, theils in Dorpat unter der Leitung des bekannten Physikers Parrot verfertigt waren. Fünf Gelehrte, ein Astronom, ein Physiker, ein Mineralog, ein Botaniker und ein Zoolog waren angestellt, kurz Alles war geschehen, um von dieser Expedition die interessantesten wissenschaftlichen Resultate erwarten zu dürfen. Schon stand Alles in Bereitschaft, als verschiedene eingetretene Umstände es nöthig machten, der Expedition eine von ihrer frühern ganz verschiedene Bestimmung zu geben.

Die americanische Compagnie hatte die Absicht gehabt, in diesem Jahre ein Schiff nach ihren Niederlassungen zu senden; dieses sollte von Seiten der Regierung durch eine eigens dazu ausgerüstete Fregatte convoyirt werden, welche zugleich bestimmt war, den Capitän Lasarew abzulösen, der sich seit dem Jahre 1822 mit der Fregatte Kreißer in diesen Colonien aufhielt, wo bis zur Ausgleichung der Handelsdifferenzen immer ein Kriegsschiff stationirt war. Allein die Compagnie beschloß plötzlich die Absendung ihres Schiffes aufzuschieben, wodurch denn auch die Abfertigung der Convoy-Fregatte unterblieb. Da aber die Anwesenheit eines Kriegsschiffes in den Colonien doch nothwendig war, und Hr. von Lasarew abgelöst werden mußte, so erhielt der Capitän Kotzebue den Befehl, gerade nach Kamtschatka und von dort nach den Colonien zu segeln, wo er so lange bleiben sollte, als die Verhältnisse es erfoderten, oder bis Verlauf von drei Jahren von einem andern Schiffe würde. Dann erst sollte er vielleicht ein viertes Jahr früheren Bestimmung gemäß, zu wissenschaftlichen Zwecken wenden, wenn nämlich der Zustand seines Schiffes gestattete. Leider war Dieß nicht der Fall, und die geographischen Untersuchungen in der Behringsstraße und Nordküste von America im Osten von dem Eiscap *), die Pendelversuche, die unter einem und demselben Meridian Kamtschatka bis zum 50° südlicher Breite an verschiedenen Punkten des Südmeeres angestellt werden sollten, mußten terbleiben. Der Capitän Kotzebue kehrte im Jahre 1826 einer Abwesenheit von vollen drei Jahren zurück, und ist beschäftigt, die Beschreibung seiner Reise zu redigiren. wissenschaftlichen Arbeiten der ihn begleitenden Gelehrten den unfehlbar ebenfalls dem Publikum mitgetheilt werden, was man davon bis jetzt weiß, läßt bedauern, daß die Zeit denselben nicht ausschließlich gewidmet werden konnte. In physikalischer Hinsicht hat Hr. von Kotzebue die Navigation sein neu aufgenommen und drei Insel-Gruppen im nördlicher Breite, so wie mehrere einzelne Inseln entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Das todte Meer.

Der Jordan. Das Meer selbst.

Wir waren jetzt an einigen niederen Hügeln vorbei, die sich in wagerechten Lagerungen hinzogen und den Namen Dschebel Sdoin führen. Sie gleichen zerstörten Festungswerken und erinnern auffallend an die egyptische Gebirgsgestaltung. Unter ihnen trifft man eine Ruine, genannt das Judenschloß; dieselbe steht jetzt zu nah am Flusse, als daß wir sie hätten für Gilgal ansprechen mögen. Von da nahten wir der Gegend, welche man die innersten Ufer des Jordans nennen könnte **). Es war eine sanfte Abdachung gegen einen Moorgrund zu, die nach da durch ein Paar abgestorbene Bäume bezeichnet. Endlich standen wir an dem heiligen Flusse selbst. Unser ganzer Zug machte halt, u

*) Es ist bekannt, daß der englische Capitän Beechy auf der Fregatte Blossom anderthalb Jahre später diese Untersuchungen mit gutem Erfolge gemacht hat.

**) Die Ebene von Jericho war zu allen Zeiten Ueberschwemmungen ausgesetzt. Jos. 3, 15. „Der Jordan aber war voll an allen seinen Ufern, die ganze Zeit der Ernte." Der Salzgehalt des Bodens mag von diesen Ergießungen, welche sich mit dem Wasser des todten Meeres in Verbindung setzen, herrühren. Die Furt scheint ehemals so ziemlich an derselben Stelle gewesen zu seyn, wie jetzt: Jos. 2, 7. Die Ebene von Jericho war jedoch damals weit besser angebaut; besonders treten Flachs hervor: Jos. 2, 6 werden die israelitischen Kundschafter von der Rahab unter Flachsstengeln versteckt. Unter dem Gebirge verstand man bloß die oben beschriebene Felsengegend, welche „das Gebirg" genannt wurde. Jos. 2, 22.

Zwei unſrer Araber gürteten ſich ſogleich auf, ſtiegen ten hinab und wateten hinüber. Keiner von uns folgte iſpiele; das Waſſer war kalt und die Strömung reißend- n uns einige Augenblicke nieder, das Schauſpiel ganz en. Es war ein lieblicher Ort. Der Fluß macht eine igung nach Weſten, und läuft dann ſüdwärts. Eine ſel, wahrſcheinlich durch Baumſtämme u. dgl. gebildet, deren einige in friſchem Regenwaſſer daher ſchwimmen eilt den Strom. Das Waſſer hatte eine trübe Oliven- ar von ſchnellem Laufe und voller Wirbel; das Bette ſchö- boden, der leicht aufgerüttelt wird, und eben ſo leicht er ſetzt. Im Sommer iſt der Fluß ſehr hell. Die Ara- che hinüber wateten, mußten wenigſtens ein Drittel des ſchwimmen, ſo hoch ſtand das Waſſer; zu andern Jah- n, beſonders während der heißen Monate, kann man leicht hinüber gelangen. Die Ufer an der Weſtſeite ſind abſchüſ- der entgegengeſetzten Seite geben ſie durch Bäume u. dgl. alt; ihre Höhe beträgt im Allgemeinen fünfzehn bis Fuß; die Breite des Fluſſes iſt etwa 150, ſeine größte ngefähr 12 Fuß. Etwas weiter unten verliert derſelbe haraktер. Immer zwar bleibt er von hohen Ufern begrenzt, eſe ſind völlig baar an Baum und Kraut, das Waſſer ſtrömmt eine todte, düſtre Farbe; ſchon ein Paar Schlif- reichen dort hin, ſeinen Lauf aufzuhalten, der äußerſt träge b an einige Stellen des Tibers erinnert. Während wir bahin ritten, verloren in ſtille Betrachtung der Vergan- , waren unſre Beduinen nicht müßig. Sie hatten am jen Ufer einen Trupp umherſchwärmender Araber de- ritten ſogleich in voller Haſt zurück, und hießen uns eihen ſchließen. Es war jedoch an der Sache Nichts, als eine Land ganz gewöhnliche Balgerei. Als wir hinüber kamen, wir einige nackte Männer, welche ihre Pferde auf das von en verlaſſene Ufer zurück zu bringen ſuchten; die Schafe dern Partei waren dagegen hinüber gekommen, und es ent- ſich folgende Unterredung über das Eigenthumsrecht an en. „Sie gehören dem Weſſir"; ſagte Einer der Strei- . — „Wenn ſie auch dem Sultan gehörten", entgegnete nd, „ſo iſt das uns ganz gleich: wir ſind der Sulta n ir wollen ſie für uns haben." — Bald nachdem wir die e des beduiniſchen Fauſtrechts mit angehört hatten, kamen r Mündung des Fluſſes, nach Süd-Oſt zu, und gelangten erſt zu einer weiten Ausſicht auf das todte Meer. Das- rleidet durch das Waſſer des Jordans wenigſtens auf 400 n eine deutliche Färbung, und eben ſo weit den Fluß rück- ſchmeckt das Waſſer bereits bedeutend ſalzig und tig. Das ſüdliche Geſtade iſt mit niedrigem Strauch- bedeckt, und etwa 200 Fuß weit ſcheidet eine niedere inie den einſtrömenden Fluß noch von dem See ab. Auch ſer ſtehen einige Bäume, die jedoch größtentheils vor- t und abgelebt ſind. Wir näherten uns jetzt dem ufer- Der Anblick von da iſt höchſt eigenthümlich. Die Moa- rge im Oſten und die Fortſetzung der Bergkette von Dſche- el im Weſten bilden ein großes Becken. Ihr Zug iſt gemeinen ziemlich parallel; die Beſchaffenheit des Bodens ſcheint bei beiden dieſelbe; die weſtliche Kette iſt etwas niedе- rer, als die öſtliche; ihr Formen ſind ſehr zerriſſen, beſonders ſtreben ſie nach der Kegelgeſtalt und laufen in zackigen, zuge- ſpitzten Gräten gegen das Waſſer zu ab. An einigen Stellen erſcheinen ſie jählings abgebrochen, durch Erdbeben oder die Zeit in ſenkrechte Abgründe geſpalten. Die Farbe der öſtli- chen Reihe, zwiſchen welche hie und da tiefe Thäler ſich einſenken, iſt ein dunkles Roth: keine Spuren von hohem Ge- hölz und nur wenige von Pflanzenwuchs geben ſich kund. Jedes dieſer Thäler kann durch die Oeffnung gegen den See hin zur Zeichnung aufgenommen werden, und bei jedem iſt Dieſes von dem einen oder andern Standpunkte aus bereits geſchehen. Im Weſten bilden die Anhöhen einen verwirrten Haufen, durch- furcht und verzerrt von Feuer in ihrem Innern *); aber alle ſind einander ziemlich gleich, von weißlicher Kalkerde, hie und da übergrünt von dürftigem magern Gras. Ganz daſſelbe Bild giebt die Umgegend der Solfatara bei Neapel und der Stadt Sleaa. Zwiſchen den Bergen und dem See liegt kein flaches Land; im Norden aber breiten ſich, ſchwarz und weit, die ſan- digen Ebenen Jerichos aus.

Stumm betrachtend hielten wir eine Weile an, und ſtarr- ten hinaus auf die allgemeine Verwüſtung, die wie ein Fluch auf jedem Gegenſtand um uns her lag. Wir ſetzten uns auf einen verwitterten Baumſtamm, der vom Jordan umgeriſſen worden war, und welchen der See wieder ausgeworfen hatte. Andere große Holzſtücke lagen zerſtreut um uns, halb begraben im ſchleimigen Sand. Ueber dieſelben hatten ſich lange glitzernde Salzkruſten gezogen; ſie krachten unter den Hufen unſrer Pferde, welche umherſtrichen, um irgend ein friſches Kraut zu finden, und da ihr Suchen vergeblich war, ſich endlich um uns her ſam- melten. Einige kränkliche Pflanzen, halb verkommen im Schlamm und Salz, bildeten eine Art Geſträuch. Daneben hingen faſt verſchmachtet ein Paar ſchmutzige Tulpenknoſpen, nebſt einigen aufgegangenen Blumen vom grellſten Gelb; und von Zeit zu Zeit vernahmen wir das trübſelige Gezwitſcher von ein Paar einſamen Vögeln auf den verkrüppelten Bäumen.

Nach einer kurzen Ruhe entkleideten wir uns und ſprangen in den See. Er hob uns, wie wir vorwärts ſchritten, gewalt- ſam empor. Wir gebrauchten die Vorſicht, den Kopf nicht naß zu machen. Frühere Reiſende hatten durch Nichtachtung dieſer Maßregel Vieles zu leiden gehabt. Die Flüſſigkeit ſchien er- träglich hell; erſt wenn man ſie in die hohle Hand nahm, zeigte ſie ſich ölartig und glich mit Waſſer gemiſchtem Braunkohle. Die Farbe war im Allgemeinen ein mattes, bleiches Grün, das ins Blaue ſpielte; der ſchlüpfrig ſchleimige Boden hatte Riſſe von mehreren Fußen und war hie und da zu Gruben und Höh- len eingeſunken. Am Ufer gewann der Schleim die Geſtalt und Dichtheit von Steinen. Die Empfindung, wenn man das

*) Die Namen der fünf hier gelegenen Städte enthalten meiſtens Anſpielungen auf dieſe Erſcheinung, oder auf jenen großen Aus- bruch des Feuers, der ihren Untergang zu Folge hatte, ſo daß ſie in dieſem Falle erſt nachher ſo benannt worden zu ſeyn ſchei- nen; wie Bara, brennend; Adam, Rothерde; Gomorrah, Empörer.

Waſſer verließ, war höchſt unangenehm. Es brachte auf uns zwar nicht jene Zuſammenziehung der Haut hervor, deren mehrere Schriftſteller erwähnen, dagegen fühlten wir eine ölartige Klebrigkeit, etwa wie halb abgewaſchenen Honig. Ich bemerkte keinen Aſphalt auf der Oberfläche des Sees; am Ufer aber fanden wir einige Stückchen, alle ganz ſchwarz, keines jedoch über einen Zoll groß. Das Waſſer ſchmeckte ſehr ſalzig, bitter und ſtechend, und ließ eine ſtarke, ſcharfe, brennende Nachempfindung an Zunge, Naſe und Augen. Auch auf unſeren Bädern und unſrer Haut blieb ein beträchtlicher, unangenehmer Salzniederſchlag.

(Schluß folgt.)

Die Erſcheinung im Schloß zu Stockholm.

There are more things in heav'n and earth, Horatio,
Then are dream'd of in our philosophy.

Shakespeare, Hamlet.

Die Glaubwürdigkeit der Thatſache, die ich jetzt erzählen werde, erhärtet ein nach geſetzlicher Form abgefaßtes, durch mehrere des Vertrauens ſehr werthe Zeugen unterſchriebenes, Protokoll. Noch muß ich beifügen, daß die in dieſem Protokoll enthaltene Vorausſagung längſt vorher bekannt und angeführt war, ehe ſie durch die Ereigniſſe unſerer Tage in Erfüllung ging.

Karl der Eilfte, der Vater des berühmten Karls des Zwölften, war einer der deſpotiſcheſten, aber auch einer der weiſeſten Monarchen, die Schweden gehabt hat. Er beſchränkte die ungeheueren Privilegien des Adels und verwandelte die bisher oligarchiſche Staatsverfaſſung in eine rein monarchiſche. Uebrigens war er nicht nur ein aufgeklärter, redlicher und frommer Mann, ſondern auch ein ſo kalter, beſonnener Charakter, daß von Schwärmerei bei ihm nicht die Rede ſeyn konnte.

Eben hatte er ſeine Gemahlin Ulrike Eleonore verloren. Zwar wird geſagt, daß ſeine Härte gegen dieſe Fürſtin ſelbſt zur Beſchleunigung ihres Todes beigetragen habe; dennoch aber ſchätzte er dieſelbe ſehr hoch, und ſchien ihren Tod weit ſchmerzlicher zu fühlen, als man es von ſeinem ſo rauhen Gemüthe hätte erwarten ſollen. Seit dieſem Ereigniß wurde er noch finſterer und ſchweigſamer als zuvor, und widmete ſeine Zeit ſo anhaltend und angeſtrengt den Geſchäften, daß man ſein Bedürfniß ſich von traurigen Gedanken zu zerſtreuen nicht mißkennen konnte. Einſt am Schluſſe eines Herbſtabends ſaß der König in Schlafrock und Pantoffeln vor einem hellodeenden Kaminfeuer in ſeinem Kabinette im Palaſte zu Stockholm, mit ſeinem Kammerherrn Grafen Brahe, den er mit ſeiner Gunſt beehrte, und mit dem Arzte Baumgarten, den er hatte rufen laſſen, um ihn wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu Rathe zu ziehen.

Es wurde ſpät, ohne daß der König, nach ſeiner ſanft gewohnten Art, dieſe Herren mit einem: „Gute Nacht!“ verabſchiedete. Mit geſenktem Haupt blickte er ſtillſchweigend ins Feuer, man ſah ihm die Langweile an, die er empfand, aber ohne zu wiſſen warum, ſcheute er ſich allein zu ſeyn. Der Graf Brahe, der wohl bemerkt hatte, daß ſeine Gegenwart nicht beſonders angenehm ſey, hatte verſchiedene Male die Beſorgniß geäußert, daß Se. Majeſtät vielleicht der Ruhe bedürften; allein ein ſtillſchweigendes Zeichen des Königs ſchien ihm zu bleiben; und als der Arzt ſeinerſeits auch bemerkte, daß langes Wachen der Geſundheit nachtheilig ſey, ſo ſtotterte der König zwiſchen den Zähnen murmelnd: „Bleiben Sie, ich habe noch keine Neigung zu ſchlafen.“

Man verſuchte hierauf eine Unterredung anzuſpinnen; welchen Stoff man auch wählte, ſo ſtockte das Geſpräch bei jedem Beginn. Es ſchien klar, daß der König in einer jener ſeltenen Stimmungen war, in welcher die Hofleute ſich in ſchweigſamer zu befinden pflegen. In der Vermuthung, daß des Königs Schweigſamkeit vielleicht von Erinnerungen an ſeine Gemahlin herrühre, warf der Graf Brahe ſeinen Blick auf das im Cabinet aufgehängte Bildniß derſelben, und rief mit einem Seufzer — „wie ähnlich iſt das Bild — treffend iſt der Ausdruck von Majeſtät und Güte.“

Der König, der jedesmal, wenn der Name der Königin genannt wurde, einen Vorwurf zu hören glaubte, antwortete barſch: „Ja, was, das Bild iſt zu geſchmeichelt, die Königin war häßlich.“ Gleich ſchien er indeſſen die Härte, die hierin lag, wieder zu bereuen; er ſtand auf und ging im Zimmer auf und nieder, um ſeine Gemüthsbewegung zu verbergen, die ihm eine Röthe ins Geſicht getrieben hatte. Jetzt blieb er an dem Fenſter ſtehen, das auf den Hof zu ging. Die Nacht war finſter, und durch keinen Stern erhellt.

Das Schloß, welches die Könige von Schweden gegenwärtig bewohnen, war damals noch nicht vollendet, und Karl der Elfte, der es angefangen hatte, bewohnte den alten, an der Spitze des Ritterholm gelegenen Palaſt, der nach dem Miſſiven-Ort benannt wird, ein großes Gebäude, von der Geſtalt eines Hufeiſens. Des Königs Kabinet lag an einem der äußerſten Endpunkte, gegenüber von dem großen Saal, in welchem ſich die Stände verſammelten, wenn ihnen Mittheilungen von der Krone zu machen waren.

Im Augenblick, als der König ſeinen Blick dahin gewandt, ſchien dieſer Saal ſehr hell erleuchtet. Der König, befremdet darüber, meinte Anfangs, daß etwa ein Bedienter mit einer Lampe darin ſey. Indeſſen war doch nicht denkbar, was Jemand in dem Saal zu thun haben könnte, nachdem derſelbe ſeit ſehr langer Zeit nicht mehr benutzt worden war; und überdieß war die Beleuchtung viel zu hell, um von einer einzigen Fackel herzurühren. Man hätte es vielleicht für eine ausgebrochene Feuersbrunſt halten können; allein da man weder Rauch zu ſehen, noch waren Fenſterſcheiben geſprungen, noch man Lärm; — Alles wies alſo mehr auf eine verunglückte Erleuchtung hin.

Einige Zeit ſah Karl dieſe Fenſter an, ohne Etwas zu ſagen. Unterdeſſen griff der Graf Brahe nach dem Glockenzug, um einen Pagen zu klingeln, damit dieſer nach der Veranlaſſung jener Erleuchtung fragen ſollte; der König aber hielt ihn ab, und begab ſich ſelbſt in den Saal begeben. Man ſah ihn indeſſen einige Worten erbleichen, und ſeine Züge drückten eine gewiſſe Scheu aus; deſſenungeachtet verließ er mit feſtem Schritt das Zimmer, und der Graf wie der Arzt folgten ihm mit brennenden Kerzen in der Hand.

Der Hausmeiſter, der die Schlüſſel aufbewahrte, war bereits zu Bette gegangen. Baumgarten ging zu ihm, und befahl mit dem Befehl des Königs, ſchnell die Saalthüren zu öffnen.

Digitized by Google

über diesen so unerwarteten Befehl, warf sich der gute Mann
in die Kleider, und eilte mit seinem Bunde von Schlüsseln
Könige. Er öffnete zuerst die Thüre einer Gallerie, die dem
der Stände als Vorzimmer oder Durchgang diente. Der Kö-
:at hinein — aber wie erstaunte er, als er alle Wände ganz-
nit Schwarz behangen sah.

Wer hat den Befehl gegeben, den Saal hier so zu behängen?"
· er unwillig. — „Niemand, daß ich wüßte" — sagte der
meister — „und das letzte Mal, als ich hier reinigen ließ, war
s zu sehen, als die bloße Vertäfelung wie immer. Gewiß kom-
diese Behängungen nicht aus den Möbelbehältern Ew. Majestät."

König, der raschen Schrittes vorwärts ging, war unterdessen
the an das Ende der Gallerie gelangt, und der Graf so wie der
smeister befanden sich unmittelbar hinter ihm; in einiger Entfer-
; folgte der Arzt. „Sire!" rief der Hausmeister — „gehen Sie
t weiter! — Bei meiner Seele hier ist Hexerei im Spiel-
n sagt, die Königin gehe seit ihrem Tode zu dieser Stunde hier
— Gott steh' uns bei!"

„Sire, bleiben Sie zurück!" — rief der Graf, „hören Sie
t den sonderbaren Lärm im Ständesaal? Wer weiß, welche Ge-
: Ew. Maj. bedrohen könnte."

„Sire," — rief Baumgarten, dem ein Windstoß das Licht
geblasen hatte — „gestatten Sie doch, daß ich zuvor einige zwan-
Trabanten herbei hole."

„Wir wollen hineingehen," sagte der König mit fester Stimme.
Du Hausmeister, öffne schnell die Thüre;" — zugleich stieß er mit
n Fuß dagegen, daß der Schall unter den gewölbten Hallen wie
Donner einer Kanone wiederhallte.

Der Zimmeraufseher bebte dergestalt, daß sein Schlüssel am
chlosse hin und her schlug, ohne daß er ihn hinein bringen konnte. —
Bin alter Soldat, und zitterst" — sagte der König mit verächt-
hem Achselzucken. — „Nun Graf machen Sie uns die Thüre
f."

„Sire," sagte der Graf einen Schritt zurück weichend —
gegen dänische oder deutsche Kanonen würde ich auf Ew. Maj.
efehl ohne Zaudern vorgehen — aber hier wollen Sie, daß ich
r Hölle Trotz biete."

„Nun," sagte der König mit höhnischem Ton, — „ich sehe
ohl, daß ich es hier allein auszufechten habe," und ehe sein Ge-
lge es hindern konnte, hatte er den Schlüssel aus der Hand des
ausmeisters genommen, die schwere eiserne Thüre aufgerissen,
nd war unter dem Ausruf: „mit Gottes Hülfe!" in den Saal ge-
eten. Seine drei Begleiter, bei denen die Neugierde endlich die
urcht überwand, und die sich schämen mochten ihren König allein
: lassen, folgten ihm.

Der große Saal war durch unzählige Lichter hell erleuchtet,
nd anstatt der alten figurenreichen Tapeten waren die sämmtlichen
Wände mit schwarzer Behängung überdeckt. Längs den Wänden
in waren die Trophäen Gustav Adolphs, die deutschen, dänischen
nd moskowitischen Fahnen, in gewöhnlicher Ordnung zu sehen.
: der Mitte unterschied man schwedische Panière mit Trauerflor
erhüllt. Eine ausnehmend zahlreiche Versammlung nahm die Sitze
in. Jede der vier Klassen der Stände in bestimmter Reihe, sämmt-
lich schwarz angezogen; aber diese Menge menschlicher Gesichter, die
leuchtend auf dem dunkeln Grund erschienen, blendeten die Augen
der vier Zeugen dieses ausserordentlichen Auftritts so sehr, daß Kei-
ner von ihnen bekannte Züge auf einem dieser Gesichter entdecken
konnte. Auf dem erhöhten Thron, den der König einzunehmen
pflegte, wenn er zu den Ständen sprach, sahen sie einen blutenden
Leichnam, mit dem königlichen Gewand und den Reichskleinodien. Zu
seiner Rechten stand ein Kind, mit der Krone auf dem Haupt, und
dem Zepter in der Hand; zu seiner Linken, stützte sich ein Greis,
oder vielmehr ein einem Greis gleichendes Luftgebilde, auf
den Thron; er war in einen Ceremonienmantel gekleidet, wie sie
die alten schwedischen Reichsverweser hatten, ehe Wasa Schwe-
dens Thron bestieg. Gegenüber dem Thron saßen mehrere Männer
an einem Tisch, welche Richter zu seyn schienen; sie waren in lange
schwarze Gewänder gekleidet, hatten ein ernstes und strenges Aus-
sehen, und den vor ihnen stehenden Tisch bedeckten große Foliobände
und Urkunden. Zwischen dem Thron und dem Tisch stand ein mit
Trauerflor überzogener Block und ein Beil lag davor.

Keiner der Versammelten schien die Gegenwart Karls und
seiner Begleiter zu bemerken. Beim Eintritt hatten diese ein ver-
wirrtes Getöse vernommen, in welchem aber das Ohr kein deut-
lich ausgesprochenes Wort unterscheiden konnte. Dann erhob sich
der Aelteste der Richter im schwarzen Gewande, der als Präsident
zu funktioniren schien und schlug drei Mal mit der Hand auf einen
vor ihm offen liegenden Foliobands; sogleich trat tiefes Stillschweigen ein. Die entgegengesetzte Thüre von der, durch welche Karl
eingetreten war, that sich auf und einige gut aussehende, und
reich gekleidete junge Leute, mit auf den Rücken zusammen gebun-
denen Händen, traten ein. Hinter ihnen folgte ein starker Mann,
in einem braunen ledernen Wams, und hielt das Ende der Stricke,
mit denen ihnen die Hände gebunden waren. Der Vorangehende,
welcher der Angesehenste unter den Gefangenen zu seyn schien, trat
vor den Block, den er mit stolzer Verachtung anblickte. In dem-
selben Augenblick schien der Leichnam auf dem Thron in krampf-
hafter Bewegung zu zittern, und seiner Wunde entfloß frisches rothes
Blut. Der junge Mensch kniete nieder, und bot sein Haupt dar; das
Beil erhob sich glänzend in der Luft, und fiel alsbald wieder mit
Getöse herab. Ein Strom von Blut floß von der Stufe und ver-
mengte sich mit dem des Leichnams; und das gefallene Haupt hüpfte
mehrere Male auf dem gerötheten Boden in die Höhe, und rollte
dann bis zu Karls Füßen, die es mit Blut färbte.

Bis zu diesem Augenblick hatte das Erstaunen des Königs
Stimme gehemmt; aber bei diesem schauderhaften Anblick ging er
einige Schritte vorwärts gegen die Stufe, wandte sich gegen die
Figur im Mantel des Reichsverwesers, und rief ihm kühn die
bekannte Formel zu: — „Bist Du von Gott, so rede! — Bist
Du aber vom Andern, so laß uns in Frieden."

Das Luftgebilde antwortete langsam und in feierlichem Ton:
„König Karl nicht unter Deiner Regierung wird dieß Blut fließen" —
(dann fuhr es mit weniger vernehmlicher Stimme fort) „Aber fünf
Regierungen später Unglück, Unglück, Unglück über das Haus
Wasa."

Digitized by Google

Unmittelbar nachdem dieſes geſprochen war, verloren ſich die Geſtalten der geſammten zahlreichen Weſen dieſer wunderbaren Verſammlung; eeſt waren ſie weniger deutlich zu ſehen, bald aber verſchwanden ſie gänzlich; die geſpenſterartige Beleuchtung erloſch und die Lichter, welche der König und ſeine Begleitung bei ſich hatten, zeigten dieß noch die oormoligen alten Tapeten des Saals, die der Zugwind bewegte. Einige Zeit hörte man indeſſen noch einſtemlich melodiſches Tönen, das einer der Anweſenden mit dem Säuſeln des Windes in den Blättern oerglich, ein Anderer aber mit dem Abſpringen der Salten einer Harfe im Augenblick, wo ſie geſtimmt wird. Sie woren ſämmtlich gleich der Meinung, daß die Erſcheinung etwo zehn Minuten lang gedouert habe.

Die ſchwarzen Zimmerbehänge, der obgeſchlagene Kopf nnd die Ströme Bluts, welche den Fußboden gefüebt hatten, waren mit den Luftgebilden ſpurlos oerſchwunden. Aber auf dem Pantoffel des Königs wor ein rother Fleck zurück gebliebea, der hingereicht hätte, ihm die Auftritte dieſer Nacht ins Gedächtniß zurück zu rufen, wenn ſie ihm nicht ohnehin unvergeßlich geweſen wären.

Sobald Kael wieder in ſein Zimmer zurück gekommen war, ließ er ſogleich die Erzählung Deſſen, was er geſehen hotte, niederſchreiben, das Protokoll oon ſeinen Begleitern unterzeichnen, und unterzeichnete es ſelbſt. So ſehr mon auch bemüht war, das Vorgefallene vor dem Publikum geheim zu hatten, ſo wurde es doch halbſelbſt noch zu Karls des Eilften Lebzeiten, ruchbar; noch jetzt iſt das Aitenſtück voezufinden, and Niemand hat noch gegen ſeine Echtheit eine Einwendung zu machen gewogt. Merkwürdig iſt der Schluß dieſes Peotokolls, in welchem der König ſagt: „Wenn Das, was ich hiee erzählt habe, nicht ſtrenge Wahrheit iſt, ſo entſage ich oller Hoffnung eiaer beſſern Zukunft, die ich durch irgend eine gute Hoodlung, und beſonders durch mein eifriges Streben zum Beſten meines Volks zu wirken, and das Intereſſe der Religion meiner Väter aufeecht zu halten, verdient haben könnte.“

Jetzt, da die Geſchichte der folgenden Regierungen Schwebens oor uns liegt, kann man ſich die Eeſcheinung leicht deuten. Der junge Menſch, der enthauptet wurde, bezeichoet Ankerſtröm; der gekrönte Leichnom Guſtav III, das Kind deſſen Sohn und Nachfolger Guſtao Adolph IV. Der Aite endlich, wäee der Herzog von Südermanland, Oheim Guſtao Adolphs, der erſt Regent des Reichs war, dann König wurde, nachdem ſein Neffe entſetzt worden.

Die ruſſiſchen Territorialerwerbungen in der aſiatiſchen Türkei.

Vermöge des 4 Artikels in dem Traktat von Adrionopel tritt die Pforte an Rußtond die Feſtungen Anapa und Poti auf der Oſtküſte des ſchwarzen Meers, das ganze Land Ghuria und einen groß'n Theil von Achiacha oder Achaltſiche, mit Einſchluß der Feſtung and Hauptſtadt dieſes Paſchaliks, Achalkalaki, ab.

Die Gebietsoergrößerung, die ſich aus dieſen Abtretungen für Rußland ergiebt, iſt nicht ſehr beträchtlich und beläuft ſich nicht über 340 Quadratlieues; aber die politiſchen Vortheile, die damit zuſammenhängen, ſind äußerſt wichtig. Die Ruſſen, Herren oon Anapa und Poti, haben keine türkiſchen Emiſſäre mehr zu fürchten, die ſonſt von dieſen Häfen aus die muſelmänniſchen Völker des Caucaſus gegen ſie aufwiegelten. Achaltſiche und Akh von ruſſiſchen Truppen beſetzt, bieten den lesghiſchen Räuberhorden, welche Georgien entvölkerten, weil ſie dort darauf rechnen konnten, Sklaven beidertei Geſchlechts zu verkaufen, die ſie aus Georgien, Imirethien wegführeten, keinen Rückhalt mehr dar. Die Landſtrecke zwiſchen Batumi nnd Tiflis war den Verheerungen Türken und Lesghier Preis gegeben, welche vorausſehend, daß einſt verjagt werden würden, überall Nichts als Trümmer ließen, ihre beiden Raubneſter Achaltſiche und Kars aufgeben. Dieſes Land, eines der reichſten auf Erden, das beinahe immer brach weil Niemand hoffen konnte zu ernten, wo er geſäet hatte, unter dem Scepter des Kaiſers Nikolaus ſchnell ſich mit neuen Wohnungen bedecken und in kurzer Zeit die geringen Kosten der Eroberung verzinſen. Eine ſchrecklichere Geiſel als die Türken, Sklaverei nnd ſelbſt die Lesghier, eine Geiſel, welche von der Barbarſchaft der Türken unzertrennlich ſcheint, mit einem Worte, Peſt wird aus den Provinzen des herrlichen Georgien verbannt. Grenzcordone und Quarantänen laſſen ſich auf den neuen Linien, die man nur durch einige ohne Mühe zu vertheidigende Punkten paſſiren kann, leicht errichten. Rußland iſt eine Schutzwehr in dieſen Gegenden vorbehalten: es kann den Raub an Sklavenhandel, die gewöhnliche Beſchäftigung der wilden Bergbewohner des Caucaſus, ausrotten.

Georgien, der Kern der ruſſiſchen Beſitzungen im Caucaſus, bildet auch den civiliſirteſten Theil derſelben. Iſt einmal dieſe Provinz wohl organiſirt, ſo wird der hinſichtlich von Perſien an Rußland abgetretene Theil von Armenien in der Civiliſation nicht zurückbleiben; die armeniſche Infanterie wird ſich an die georgiſche und tatariſche Reiterei anſchließen. Unter dem Schutz einer nationellen Militärmacht wird ein geſittetes und geſetzliches Leben ſich entwickeln, welches den Nomaden, die gegenwärtig den größten Theil der Gegend beſetzt halten, die Vortheile des Ackerbaus anſchaulich macht und damit Arbeit, Wohlſtand nnd Bevölkerung zurückführt. Was den Handel betrifft, ſo kann für dieſen von Seiten der ruſſiſchen Regierung aneadlich Viel geſchehen. Der Handel gedeiht bekanntlich durch Freiheit. Sache des Staats iſt es, aller Orten die guten Communicationen herzuſtellen and in dieſer Beziehung wurden in Georgien eine Menge bedeutender Arbeiten. Es handelt ſich dabei nicht um jene rieſenhaften unausführbaren Projekte, welche einer jedhaften Einbildungskraft oder aus Unkenntniß der Lokalitäten vorgegangen ſind, wie z. B. um das Projekt einer Verbindung des ſchwarzen mit dem caſpiſchen Meer durch Canaliſirung des Kur, eine Vereinigung ſeines obern Theiles mit dem des Phaſis durch raſche Lauf dieſes Fluſſes, der während des Schneeſchmelzens im Frühjahr nnd wegen der Regen im Herbſt in der Stunde 10 Kilometer (mehr als 10,000 Metres in 2½ Lieues) zurücklegt; die Einbiegungen ner Ufer an einigen und die geringe Höhe derſelben mit den damit verknüpften Ueberſchwemmungen an andern Stellen, wie in den Umgebungen von Tiflis; ſeine zahlreichen und unermeßlichen Biegungen, ſeine Klippen, Untiefen, Kataraktе, die entwurzelten Bäume, die er mit ſich reißt, dieß Alles hindert jede Art von Befahrt oberhold ſeiner Vereinigung mit dem Araxes.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 356. 22 December 1829.

Uebersicht der russischen Entdeckungsreisen.

Expeditionen von Wrangel, Stojnikowitsch, Litke ꝛc.

Im Jahre 1825 segelte der Capitän Wrangel *) auf dem iffe Krotkoj mit einer Ladung von Vorräthen aller Art Kamtschatka ab, und kehrte am 15 September dieses Jahnach einer Abwesenheit von zwei Jahren glücklich zurück. Zweck dieser Sendung war fast ganz merkantilisch, und die e Frist von zwei Jahren, in welcher die Reise vollbracht wurde, attete nicht, Viel in wissenschaftlicher Hinsicht zu leisten; noch hat Baron Wrangel durch seine Untersuchungen die xistenz mehrerer von den Americanern vorgeblich entdeckInseln im Südmeere erwiesen, welches von nicht geringer chtigkeit für die Schifffahrt daselbst ist. In naturhistorischer nsicht erwarb sich der ihn begleitende Doctor Kyber manches rdienst.

Endlich sind im Jahre 1826 zwei Schiffe unter dem Comndo der Capitäne Stojnikowitsch und Litke abgegangen, von nen sehr wichtige Resultate für die Geographie und die Wisschaften überhaupt zu gewärtigen sind. Der Capitän Stojowitsch soll die noch nicht genau bekannten Küsten America's, laska und die aleutischen Inseln untersuchen; ihn begleitet Naturforscher der Adjunct-Professor Kastalski, und der Ma- Martynow. — Der Capitän Litke hat den Auftrag, die Kün Asiens von der Behringsstraße bis zum Peterpaulshafen, s ochozkische Meer und die Schantar-Inseln genau aufzunehn. Mit ihm gehen für physikalische und naturhistorische Unfuchungen der Doctor Mertens, der Baron Kettlitz und ein schickter Zeichner, Namens Postels **).

*) Von der merkwürdigen Expedition des Baron Wrangel im Jahr 1820 wird weiter unten die Rede seyn.

**) Die letzten Nachrichten von dieser Expedition sind aus Kamtschatka vom 1 Juni 1828. Capitän Litke hat den Archipelagus der Carolinen untersucht, und in demselben mehrere Inseln gefunden, die dem Capitän Duperry entgangen waren. Einer bedeutenden Gruppe derselben hat er den Namen seines Schiffes Sinäwin beigelegt. — Er schickte sich zur Fortsetzung seiner Reise nach der Behringsstraße an. (Der Sinäwin traf vor einigen Monaten glücklich in Kronstadt wieder ein; der vorstehende Aufsatz ist nämlich vom vorigen Jahr.)

Von der Vorliebe des Kanzlers Grafen Rumänzow für die Geographie des Nordens und von seiner Beharrlichkeit in allen gemeinnützigen Unternehmungen war zu erwarten, daß er sich durch das Verfehlen des Hauptzweckes der ersten Expedition nicht würde abhalten lassen, fernere Forschungen in jenen Stationen anzustellen, die noch so wenig bekannt sind, daß immer daselbst ein weites Feld zu Arbeiten und Entdeckungen offen bleibt; und nicht selten liefern Versuche im Kleinen gemacht wichtigere Resultate, als selbst die kostspieligsten Unternehmungen. Nach dieser Ansicht verfuhr der Graf, als er, um die Existenz einer Durchfahrt zwischen Asien und America in der Behringsstraße zu erforschen, dem im Jahre 1818 zum Befehlshaber von Kamtschatka ernannten Capitän Rikord eine bedeutende Summe Geldes mitgab, welche dazu angewandt werden sollte, allerlei Sachen anzukaufen, die von den Tschuktschen besonders geschätzt sind, und welche als Prämien unter diejenigen von ihnen vertheilt werden sollten, die sich entschließen würden, aus der Behringsstraße die gefahrvolle Reise über das Eis nach dem Lande zu machen, welches nach der Meinung einiger Hydrographen diese Straße im Norden begrenzt. Es fanden sich in der That Liebhaber, die im Jahre 1820 den Versuch wagten, und die, nachdem sie ungefähr hundert Werste in einer beinahe nördlichen Richtung auf dem Eise gemacht hatten, zurückkehrten, ohne irgend ein Anzeichen von Land gefunden zu haben.

Einen ähnlichen Auftrag bekam auch der Capitän Hagemeister, welcher im J. 1817 die Administration der Niederlassungen an der Nordwestküste von America übernahm. Auch ihm wurden von dem Grafen Rumänzow Summen angewiesen, um Diejenigen zu belohnen, die Excursionen in das Innere von Nordamerica unternehmen würden. Die erste Reise dieser Art fand im Jahre 1819 unter der Leitung eines Beamten der Compagnie Namens Karsakowskoj Statt und lieferte mehrere interessante Resultate, als z. B. eine genaue Aufnahme der Küsten der Bristoldai u. s. w. — Auf einer zweiten Excursion, die gleichfalls durch einen im Dienste der Compagnie stehenden Schifferlehrling Ustingow unternommen wurde, sind Handelsverbindungen mit mehreren bis dahin unbekannten Völkerschaften angeknüpft worden, die auch jetzt noch mit gutem Erfolge fortgesetzt werden. Zu Unterstützung dieser beiden Expeditionen ward auch noch von Seiten

der Compagnie ein Sloop unter der Leitung des Schiffers Pometilew abgefertigt.

Diese Untersuchungen, die seitdem alljährlich unternommen wurden, konnten nicht anders als vermittelst der thätigen Mitwirkung der americanischen Compagnie ausgeführt werden, die im Besitze der Nordwestküste von America ist, und zu den Expeditionen selbst konnten nur mehr oder weniger solche Individuen mit Erfolg gebraucht werden, die im Dienste dieser Compagnie stehen. Man muß sowohl der Direktion in St. Petersburg, als auch ihren Beamten in America die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alles Mögliche dazu beigetragen haben, um die gemeinnützigen Absichten des Grafen Rumänzow zu unterstützen. In den Jahren 1819 bis 1825 sind sogar von Seiten der Compagnie wiederholt Schiffe zur speciellen Aufnahme der Küsten ausgerüstet worden, und die Wahl der beiden Offiziere, welche diese Fahrzeuge kommandiren, läßt eine gewiß interessante Ausbeute erwarten. Der Eine ist der Mitschman Chramtschenko, der als Untersteuermann die erste Reise mit dem Capitän Kotzebue gemacht hat. Der Andere ist der Mitschman Etholin, ein junger Mann von guter Familie aus Finland, den eine entschiedene Neigung zum Seedienste mit dem Capitän Golownin hieher führte, und der durch rastloses wissenschaftliches Studium und Eifer in seinem Fache einen höchst merkwürdigen und interessanten Grad von Ausbildung erlangt hat.

Die bis jetzt bekannten Hauptresultate dieser Untersuchungen bestehen in Folgendem:

a. Der Entdeckung eines großen Flusses, der von Norden herab kömmt, und sich unweit des Cap Newenham in das Meer ergießt. Die Uferbewohner dieses Flusses nennen sich selbst Kingit und den Fluß Kuskowinz. Man ist ihn fünfzig Meilen hinauf gefahren, hat ihn aber voll Untiefen gefunden.

b. An der nördlichen Seite der Bristolbai wurde ein eben so großer Fluß Nushagak gefunden, dessen Lage so günstig für den Verkehr mit dem Innern ist, daß die Compagnie daselbst eine Niederlassung angelegt hat, welche ihr große Vortheile verspricht.

c. In der Bristolbai sind mehrere Inseln entdeckt und genau aufgenommen worden. Unter Anderm ist ausgemittelt, daß das von Cook benannte Calm point die Ostseite einer Insel ist, die in einer NNO und SSW Richtung zwanzig Meilen Länge hat, und von dem Continent durch eine Straße getrennt wird, welche so wie die Insel selbst den Namen Hagemeister erhalten hat.

d. Die ganze Küste zwischen Cap Newenham und der Norton-Bai, welcher Cook sich den vielen Untiefen wegen nicht zu nähern wagte, ist von den obengenannten beiden Officieren aufgenommen, und die Lage mehrerer Punkte an derselben bestimmt worden, wie z. B. des Cap. Rumänzow, in 61° 49′ N und 166° 13′ O; des Cap Vancouver in 60° 44′ N und 164° 30′ O; und des Cap Owinow in 59° 40′ N und 163° 15′ O *).

*) Es scheint noch nicht ausgemacht, ob diese Punkte Inseln sind, oder ob sie durch niedriges Land zusammenhängen.

e. An derselben Küste fanden Chramtschenko und Etholin, wiewohl einige Tage nach dem Capitän Wassiljew, die Insel Kaniwak, die 70 Meilen lang und 30 Meilen breit ist, und von der Küste durch eine 20 Meilen weite Straße getrennt ist. Ihre Nord-Ost-Spitze liegt im 60° 32′ N und 165° [illegible].

f. Im Westen von der Norton-Bai entdeckten sie eine andere Bai, von welcher Cooks Cap Darby die Ostspitze und welche die Eingebornen Tschihik nannten. Bei der Untersuchung ergab sich, daß diese Bai mit einem [illegible] zusammenhängt, in welchen sich ein bedeutender Fluß ergießt, der, nach Aussage der Eingebornen, nordwärts von ihm mit einer sehr großen Bai in Verbindung steht. Der angenommenen Lage nach ist letztere wahrscheinlich die Behringsstraße; in diesem Falle wäre das Land im Westen von Kaniwak eine Insel.

Die Gesammtzahl aller seit dem Jahre 1803 bis [illegible] Kronstadt nach dem Südmeer und nach jenen Colonien abgegangenen Schiffe beläuft sich auf fünfundzwanzig, worunter fünfzehn mehr oder weniger wissenschaftliche Expeditionen auf Kosten der Regierung, eine rein wissenschaftliche unter Graf Rumänzow, und neun für Rechnung der russisch-amerikanischen Compagnie ausgerüstet wurden, und denen die Geographie jener Regionen sehr wichtige und interessante Berichtigungen und Entdeckungen verdankt.

(Fortsetzung folgt.)

Das todte Meer.

Das Kloster von St. Saba.

So war denn überall nur ein Schauplatz vollendeter Verödung; kein menschliches Wesen zeigte sich in der Nachbarschaft, das Gezwitscher von ein Paar Vögeln, und einige zerbrochene Muschelschalen im Sand waren das Einzige, was an Leben erinnerte. Nachdem wir etwa eine Stunde verweilt, setzten wir die Reise fort. Wir mußten nicht weit vom Ufer entfernt noch mehrmals durch sumpfiges Wasser reiten, ehe wir uns nordwestlich wandten, und bald wieder in eine Bergschlucht gelangten, welche der gestern durchreisten vollkommen glich. Hier entließen wir die Ehrenwache von Jericho und [illegible] Scheich Mohammed, welcher trotz unserer Verhinderungsmittel auf einem Umweg wieder zu uns gestoßen war, nach dem Kloster St. Saba, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu unserer Aufnahme zu treffen, während wir den Irr- und Schlupfweg durchs Gebirg fortsetzten. Als ein solcher konnte unser Weg allerdings gelten, hinauf und hinab die Bettin der Bergströme mit so ununterrichteten Führern, als wir es waren, die uns in trippelndem Trott neben uns her zerrend, und jeder Zeit bereit nach Hülfe und Wasser seufzend. Die Bäche waren ausgetrocknet, die Brunnen fern, der Tag auf der Neige, die ganze Gesellschaft ermüdet, und die Meisten ziemlich übler Laune. Auf der Höhe des Elends gelangten wir endlich zu einem

usſehenden Brunnen, der mit einem großen unförmli-
in bedeckt war. Lustig ging's drauf los; der Stein wurde
lzr. und Alles drängte sich zugleich zum Trinken nieder.
In unserem Glück und Genusse trat Scheich Mohammed
em schwarzen langen Gesicht in den Kreis und brachte
ierbotschaft, daß seine Verwendung im Kloster ohne allen
eblieben sey. „Diese Söhne der Ungläubigen," rief er,
hwürdigen Väter von St. Saba verweigerten ohne el-
man vom Dragoman der Griechen in Jerusalem jeden
und wären wir Söhne von Königen, sie würden uns jetzt
fnehmen!" Wir wurden gewaltig übel aufgelegt bei die-
richt, konnten aber nachher doch nicht umhin den Mön-
kommen Recht zu geben. Man hätte nicht wohl ver-
in schurkischeres Gesicht als Empfehlungsbrief abzusenden,
Larve unsres Freundes Mohammed. Ueberdieß wur-
Mönche, gleich ihren europäischen Brüdern im Mittel-
von unruhigen Nachbarn fortwährend hart bedrängt. Mo-
s Gesindel stritte beständig in der Umgegend umher;
ische Treue und falschen Versprechungen dieser Freibeu-
en oft erprobt worden, und standen in lebendigem An-
— In dieser schwierigen Lage hielten wie am Brunnen
gst Rath. Mohammed auf dem Stein mit gekreuzten
sitzend, sah, das Kinn auf die Hand gestützt, gelassen
der Ausdruck unsrer Züge wechselte. Nach verschiedenen
Vorschlägen bot er endlich an, uns ins Lager eines sei-
kannten in der Nachbarschaft zu führen, wo, wenn es un-
Gehalten" gefiele, wir übernachten könnten. Die Wahl
ht groß. Wir hatten uns bloß zwischen einer Ruhestätte
sen mit einem Zelt darüber, und einer Ruhestätte auf
ohne Zelt zu entscheiden. Die Gefahr schien gleich. Ge-
s werden konnten wir überall, und was die Beraubung
so hatten wir zum Glück Nichts bei uns, und waren der
nicht werth. — Nach etwa einer halben Stunde langten
s Lager an. Es bestand aus einigen schwarzen Zelten,
man am Abhang eines Sandhügels aufgeschlagen hatte,
elbar über einem Wadi, d. h. der Schlucht eines Regen-
Wir wurden von einer Schaar junger unruhiger Be-
, die größtentheils bewaffnet waren, unter dem Bellen
nde, dem Geschrei der Kinder und den emphatischen Lob-
gen Mohammeds empfangen. Bald breiteten wir unsre
aus, und schliefen, ungestört und sanft genug, bis zum
n.

zu folgenden Tag besuchten wir Sanct Saba. Nach ei-
einen Aufenthalt an dem äußern Pförtchen, das für Rei-
er im Morgenlande gereist ist, auffallend seyn konnte,
wir von dem Superior, einem Syrier, eingelassen, der
it einer Menge „Salams" und einem wahren Erguß
ntschuldigungen durchs Kloster führte. Wir sahen nicht
ger aus, die man verächtlich behandeln durfte, und über-
rachen Einige von uns Griechisch. — Die Kirche ist präch-
te schön zu seyn; ganz vollgepfropft mit großen Gemäl-
s verschiedener Zeit. An einigen der neuern bemerkte
sichere Versuche im Chiaroscuro, eine sündhafte Neue-
rung für griechische Rechtgläubige *). Die Gegenstände, welche so viel Holz bedeckten, waren von der gewöhnlichen Art — Armeen ausgemergelter, gespensterhafter Heiligen; Legenden; Geschichten aus der heiligen Schrift ꝛc. Unter letzteren fiel uns ein jüngstes Gericht auf. Es glich ganz einem entsprechenden Bild im armenischen Kloster zu Jerusalem, welches wahrscheinlich von demselben Meister herrührte. Beide sind ganz handwerksmäßig gefertigt, ungefähr wie man Stühle oder Tische macht. Der Superior aber stand in Begeisterung vor diesen Schönheiten und schenkte uns nicht eine derselben. Auf einer Seite war der Himmel, auf der andern die Hölle, hinlänglich gegen einander verschanzt, aber beide viel zu eng für genugsame Bequemlichkeit. Die Gräber in der Mitte gaben ihre Todten heraus, und dem Richter zur Linken befand sich ein Abgrund, um dieselben, sobald sie ankämen, in Empfang zu nehmen. Dieser Abgrund zeigte sich, wenn man näher hinzutrat, als der aufgesperrte Rachen eines hungrigen Thiers. Die vornehmsten Sünder — die jüdischen Hohenpriester — waren eben im Begriff gefressen zu werden. Der Teufel, in seinem gewöhnlichen Costüme, schaute zu. Auf der andern Seite stand St. Peter, den Schlüssel zum himmlischen Jerusalem hartnäckig abwendend, und oben waren Abraham, Isaak und Jakob zu sehen, von welchen der Erstere im buchstäblichen Sinn seinen Schooß öffnete, um die Schaaren der Gläubigen, welche von unten herauf kletterten, darin aufzunehmen. — Man zeigte uns auch einige Bücher in der Kirche, und in einer kleinen Kammer daneben fanden wir ungefähr dreihundert Bände aufgestellt. Ich bemerkte einige vollständige Handschriften der Evangelien auf Hornpergament, hübsch ausgemalt, aber von keinem beträchtlichen Alter; ein saubres Manuscript von St. Chrysostomus, ein anderes von St. Johannes Climacus, und noch mehrere ascetische Schriften. Das einzige wirkliche Buch, das mir in die Augen fiel, ist eine Cyropädie aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die gedruckten Werke waren größtentheils schlechte Ausgaben von Erbauungsbüchern, und einige wenige Classiker aus Europa. — Von der Bibliothek stiegen wir in den Hof hinab. Hier wird die Kapelle von St. Saba gezeigt, ein kleines dermaliges Gebäude — der heilige Körper ist mit andern seines Gleichen nach Europa gewandert. An der Ostseite dieser Kapelle befindet sich ein Eingang in den Felsen. Das erste Gemach, worein man durch denselben tritt, wird von regelmäßigen Pfeilern getragen; Decke und Wände aber sind roh gelassen, weder gemalt noch mit Pilastern versehen, und überhaupt ohne allen Schmuck. Das zweite Gemach ist kleiner, und hat kein anderes Verdienst, als eine Niederlage für die Gebeine von 14,000 Märtyrern zu seyn. Man wies sie uns bei Fackellicht durch ein schmales eisernes Gitter hindurch. Vier von den Schädeln sind zur Probe hier am Gitter in einer Art hölzernem Trog aufgestellt. Unziemlicher Weise befragte ich den Superior über die wahre Anzahl und die Todesursache der hier Ruhenden. Er warf einen breiten, erröthenden Blick auf mich, und erwiederte keine Silbe. Wer immer hier zu Grund geht, sey er

*) Bekanntlich sind die griechischen Heiligenbilder alle flach und ohne Schattirung.

Christ oder Moslim, der kann versichert seyn, daß er ein Märtyrer wird.— Von der Kapelle stiegen wir durch verschiedene Thore, auf verschiedenen Treppen, und zuletzt auf einer Leiter zum Bache Kidron hinab, über welchem St. Saba steht, und nachdem wir denselben überschritten hatten, was wir leichtlich vollbrachten, da er beinahe ausgetrocknet war, gewannen wir eine sehr imponirende Ansicht des Klosters. Es hängt über dem Flusse, und seine regellose Bauart schmiegt sich den Unregelmäßigkeiten und Biegungen der sehr steilen Ufer an. Die Mauern sind hoch und fest — eine nothwendige Maßregel gegen die Räuber der Umgegend. Die Kirche bildet den Mittelpunkt der Steinmasse. Sie wird äußerlich von hohen Bögen gestützt, und ist von einem Dom gekrönt. Zwei hohe viereckige Thürme, der eine innerhalb, der andre außerhalb der Mauern, und eine lange Linie von Gebäuden, geben ein festungsmäßiges Ansehen. Eine mit Gras bewachsene lückenhafte Schneckentreppe führt zum Wasser hinab. Auf allen Seiten gewahrt man Schichten purpurfarbiger Felsen, nackt und dürr, mit verlassenen Zellen, deren einige mühsam in die Spalten des Gesteins hineingezwängt sind, während andere frei über Abgründen hangen, sichtlich jeden Augenblick in Gefahr mit der ganzen Steinlage, in welche sie eingehauen sind, hinabzurollen und zu zerschellen.

Nirgends trifft das Auge auf Pflanzenwuchs, ausgenommen einige Tulpensträucher und wilde Raben, die aus den Felsenspalten hervorstechen, und einen einzigen Palmbaum im Klosterhofe, dessen Blätter eben doch genug sind, um über eine der Zinnen hinauszuhangen. All Dieß, verbunden mit dem düstern Schein der weißen Mauern, dem lautlosen blauen Himmel drüber, und dem dunkeln von hohen, dürren Felsenmassen überhangenen Flußbette unten, giebt eines der ausdrucksvollsten Bilder von mönchischer Einsamkeit und stiller Buße. Die Glocke fing während unserer stummen Betrachtung an zu läuten und vollendete die Wirkung des Ganzen. Wir verfügten uns nun in den Divan oder das Sprachzimmer des Klosters, und wurden stattlich mit Caviar, Salat, Käse und weißem Wein von Bethlehem bewirthet. Nebenan bereitete man kleine Laibe für Pilger und Araber — den täglichen Preis, um welchen die Mönche ihre Sicherheit von diesem Raubgesindel erkaufen müssen. Zur Zeit unseres Besuchs befanden sich etwa 40 — 50 Geistliche im Kloster. Sie setzten den Ursprung des Gebäudes auf 1200 Jahre zurück, ein Alter, worauf ähnliche Institute in Europa keine Anspruch machen können. Die anfängliche Ordensregel war sehr hart. Der Superior schüttelte den Kopf über die Entartung der neueren Zeit, obwohl einem weniger strengen Beobachter die blassen mageren Gesichter befriedigend und bußfertig genug scheinen mußten. — Wir schieden aus dem Kloster auf einem beschwerlichen Weg durch ein eisernes Thor, wandten uns von dem Flusse und lenkten wieder in die Bahn nach Jerusalem durch die Gebirge ein. Unterwegs begegneten wir einem Zug griechischer und anderer Pilgrime, der sich auf 70 bis 80 Personen belief, die größtentheils wohl berittn waren. Keine Weiber begleiteten die Karawane; sie haben nicht das Recht in das Heiligthum einzutreten. Dergleichen Besuche sind um diese Jahreszeit häufig, und stets willkommen. Sie unterbrechen die todte Leere Jerusalems, bringen den Mönchen Caviar und dem Pascha Geld in den [illegible]. Gegen Abend erblickten wir wieder die heilige Stadt, voll von ihrem alten Bergesdrohn in der sinkenden Sonne. Langsam zogen wir vorwärts durch grüne Matten, Hecken, Gruppen von Oliven, Maulbeeren, Feigenbäumen, Thore von Jaffa, und wünschten uns Glück, nicht [illegible] der Leuten, die hinabgingen von Jerusalem, erfahren, obwohl auch wir durch die Hände der Diebe gegangen. Aber andere Gefahren umringten uns: Scheinmed ritt an unsrer Seite.

Der Naturforscher Georg v. Langsdorf.

Rio Janeiro den 26 Juni 1829. „Seit dem 26 May[illegible] Langsdorf aus Rio Janeiro, „bin ich von meiner gro[illegible] das mittägige Amerika zurückgekehrt. Viel habe ich [illegible] und ich selbst weiß in der That nicht, wie ich allen Leiden und Beschwerlichkeiten einer Reise in fast unkultivirten Ländern widerstehen können. Fünf Monate lang war ich einem [illegible] der preisgegeben, und noch fühle ich mich sehr schwach [illegible] drückt. Ich hoffe von meiner Regierung einen Urlaub [illegible] um in Europa meine Gesundheit wieder herzustellen. Meine geschichtlichen Sammlungen sind noch prachtvoll, ungeachtet [illegible] zustes, welchen ich an vielen Gegenständen hievon seit meiner [illegible] heit erlitt. Die Hälfte davon habe ich bereits mit dem Ältern der Expedition nach Petersburg geschickt, und in einigen Tagen dahin mit dem Botaniker auch der andere Theil abgehen. Die Zeichnungen sind höchst interessant; der Maler Zanoy, der während der Reise starb, hat sie verfertigt. Mit seinem Tode erlitt die Wissenschaft einen großen Verlust. Mein Tagebuch habe ich zum Ausbruche meiner Krankheit fortgesetzt, und gegenwärtig bin ich damit um, die in ihm seit dieser Zeit bis zu meiner Ankunft nach Rio Janeiro entstandenen Lücken auszufüllen."

Die zahlreichen Freunde und Bekannten dieses unermüdeten und uneigennützigen Naturforschers werden mit Ungeduld seiner Rückkunft entgegensehen und mit gespannter Aufmerksamkeit die wissenschaftlichen Resultate seiner Reise erwarten. Langsdorf war in [illegible] Einer der Ersten, welcher Brasilien wissenschaftlich bereiste, und daher eine unglaubliche Menge naturhistorischer Gegenstände nach Europa zurückbrachte. Es giebt fast kein naturhistorisches [illegible] keine Sammlung, welche nicht seine Güte und Freigebigkeit [illegible] hätte. Er kam damit nach Europa, um der Wissenschaft [illegible] und um zu geben. Nie wird es die Nachwelt vergessen, [illegible] Dank sie ihm, dem gefeierten Prinzen Maximilian von [illegible] unseren verdienstvollen Landsleuten Spix und [illegible] Naturkunde des paradiesischen Brasiliens schuldet.

Sir Humphrey Davy.

Dieser berühmte Chemiker hat ein Vermögen von [illegible] St. hinterlassen. In seinem letzten Willen bestimmte er [illegible] eine Annuität von 300 Pf. St. nebst 4000 Pf. den [illegible] Bibliothek. Unter mehreren kleinen Legaten vermachte er [illegible] Wirthstochter, die ihn auf seinen Reisen pflegte, 50 [illegible] Testament schließt mit der Verfügung, daß man ihn begrabe, [illegible] er sterbe. Natura, sagt er, curat suas reliquias.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

um. 357. 23 December 1829.

Französische Memoiren. *)

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. **)

Der Geschichtschreiber Sismondi sagt, um das Verdienst der oiren des Herzogs von Saint-Simon gehörig zu würdigen, : man eine neue Geschichte Ludwigs XIV und des Regen- von Orleans schreiben. Wie der Herzog in Bezug auf treue ssung und kräftige sinnvolle Darstellung an den Cardinal Retz erinnert, als dessen Fortsetzer man ihn betrachten kann, eilt er auch mit diesem ausgezeichneten und originellen Geist

Fortsetzung des Artikels in Num. 300.

*) Man kannte diese Memoiren schon seit längerer Zeit aus Auszügen; vollständig erscheinen sie jetzt zum ersten Mal in XVI B. (Preis 112 Fr.). Es giebt verschiedene Ausgaben von Anekdoten, die man aus den elf Folianten des Saint-Simon'schen Manuscripts, das in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt ist, ohne Ordnung und Zusammenhang zusammengestoppelt hat. Im J. 1791 kündigte Abbé Santavie eine vollständige Ausgabe des Werks an; allein er hielt nicht Wort, ob ihn gleich keine Censur beschränkte; doch hat seine Ausgabe (6 B. Memoiren über Staat und Militärwesen unter Ludwig XIV; 2 B. geheime Memoiren über die Regentschaft; 4 B. Biographien der berühmtesten Männer jener Epoche, in Form eines Dictionärs; 1 B. Abhandlungen über das französische Staatsrecht — im Ganzen 13 B. kl. 8.) vor der vaisenan'schen in 8 B. 4. und einer spätern von 1788 und 89 in 7 B. 8. (welche fast Nichts als ein Auszug der erstern ist) unbestrittene Vorzüge: er hat sie indeß durch einen unmäßigen Anhang aan zum Theil ziemlich uninteressanten Noten über Gebühr vergrößert, so daß die 8 B. der neuesten Ausgabe, die bisjetzt herausgekammen sind, bereits mehr Text geben, als jene 13 B. zusammen. Endlich erschien im J. 1818 eine Ausgabe in 6 B. 8., die vor der saulavie'schen in Bezug auf Planmäßigkeit Einiges voraus hat, aber doch wie alle ihre Vorgänger nur unvollständige und willkürlich herausgerissene Bruchstücke enthält, wobei abwechselnd die Bosheit, die gerne schadet, und die Censur, die gerne verdunkelt, die Auswahl gemacht zu haben scheinen. Die Memoiren selbst, so wie der Verf. sie zum Druck bestimmt hatte, sobald Alle, die sich dadurch verletzt glauben könnten, todt wären — erhalten wir in der oben erwähnten Ausgabe durch den Großneffen von Jenem, den Marquis van Saint-Simon. Das Werk beginnt mit dem J. 1692, und der Herzog schloß die Redaktion desselben im J. 1743; wenigstens ist die dem Ganzen vorgesetzte Einleitung von diesem Datum.

die Schwäche, daß er sich nur selten über die Vorurtheile seiner Zeit zu erheben vermag, daß er z. B. von Gegenständen der Etikette, des Rangs ꝛc. mit einer Wichtigkeit spricht, die Beweggründe, warum man sich in dem und dem Falle so und nicht anders habe benehmen müssen, mit einem Scharfsinn entwickelt, als ob es sich um welthistorische Ereignisse handelte. Aber eben diese Nichtphilosophie des Memoirenschreibers macht, daß er uns die Dinge erscheinen läßt wie sie waren, nicht getrübt in dem unsichern Licht erkünstelter Reflexion; und warum sollte man den Herzog nicht auch mit Vergnügen lesen, wenn er die lange Geschichte seines Prozesses mit dem Marschall von Luxemburg erzählt, der die „unglaubliche Kühnheit hatte, die Errichtung seiner Pairie bis auf das J. 1582 zurückzudatiren und dadurch alle Gesetze des Reichs über den Haufen zu werfen, indem er den Vortritt vor dem Verf. mit dessen sechzehn herzoglichen Ahnen in Anspruch nahm?" Sind ja Dieß lauter Dinge, welche mehr die Zeit als den Berichterstatter charakterisiren: denn dieser zeigt sich als einen durchaus ehrenhaften und rechtschaffenen Mann von reinen und strengmoralischen Grundsätzen, obgleich sein Unwille gegen das Laster sich zuweilen in einer etwas cynischen Sprache äußert; und von tiefreligiösem Gefühl, das ihn jedoch nicht hindert, Heuchler zu entlarven und der prunkhaften koketirenden Frömmigkeit des Hofs ihr Recht widerfahren zu lassen. In diesen frömmelnden Ton scheint freilich der Herzog manchmal selbst zu verfallen. So macht er sich Skrupeln darüber, ob es auch Recht sey, Geschichte zu schreiben und — wie sonderbar bei einem so hellen Kopf! — die Beweise, die er aufbietet, um sein Unterfangen zu rechtfertigen, laufen zuletzt darauf hinaus, daß man es mit gutem Gewissen thun könne, da man das Beispiel des heiligen Geistes für sich habe, welcher der erste Geschichtschreiber gewesen. Was uns aber besonders für den Herzog einnimmt und ihn am Stärksten bei uns beglaubigt, ist die Unabhängigkeit seines Charakters, die er in einer Periode zu behaupten weiß, in welcher die Laune des Monarchen so viel galt als Recht und Gesetz. Bekanntlich begann Cardinal Richelieu und vollendete Ludwig XIV eine Revolution, welche alle Formen der Verwaltung und alle Grundsätze der Regierung in einen Despotismus umwandelte, dem alle Schöngeister von Frankreich huldigten. Die Gesellschaft stellte damals das schmähliche Schauspiel der Barbarei im Bunde mit der Civilisation dar: ein ty-

rannischer Hof hatte die Nation zu einem gemeinen schmeichlerischen Pöbel entwürdigt, herrschsüchtige feroile Priester hatten die Religion zum schnöden Dienste elender Staatskniffe erniedrigt, Vorurtheil war an die Stelle der Ehre, Gunst an die Stelle des Verdiensts und der Tugend getreten. Wie hätte noch von persönlicher Sicherheit die Rede seyn können, wenn selbst königliche Häupter vor den Nachstellungen der Meuchelmörder zittern mußten? Am 30 Juni 1670 starb Madame, die erste Gemahlin Monsieurs, des Bruders von Ludwig XIV, an einer Dosis Gift, welche ihr d'Effiat, im Einverständniß mit dem Chevalier von Lothringen, beigebracht hatte, ohne daß der König Jemand zu strafen wagte, aus Furcht seinen Bruder schuldig zu finden. Oder welche Bürgschaft gab es für Ehre und Eigenthum der Bürger, wenn man an der Spitze des Parlaments Richter sieht, wie der erste Präsident Hartay, jeder Zeit bereit der Hofgunst jedes Opfer zu bringen, oder wie der erste Präsident Novion, den man aus den Geldverlegenheiten kennt, die ihm der Unterhalt seiner zahlreichen Mätressen verursachte? Und dann was soll man zu dem grenzenlosen Ehrgeiz des Monarchen sagen, seinen Kriegen ohne Gerechtigkeit, seinen Verträgen ohne Treue, seiner Freundin Maintenon, welche die Commandostellen vertheilte, und seinem Rath Chamillard, der die Erhebung zum Minister mit zwei Portfeuilles lediglich dem Mangel an Talenten verdankte? „Sonderbar," bemerkt Saint-Simon, „daß man für die zärtliche Zuneigung des Königs zu diesem Menschen keinen Grund anführen kann, als dessen Unfähigkeit. Er that keinen Schritt, ohne daß er seinen Gebieter davon in Kenntniß setzte, der sich dann darin gefiel, ihn zu leiten und zu belehren, so daß der Monarch den Erfolg seines Dieners wie seinen eigenen betrachtete und sehr geneigt war, im Mißfall Alles zu entschuldigen."

Dem Alles nivellirenden Stolze Ludwigs XIV gegenüber konnte das Gefühl persönlicher Würde so wenig bestehen, als das der Nationalwürde, und es gehörte kein geringer Grad von Muth dazu, jenem absoluten Eigenwillen die Stirn zu bieten. Saint-Simon war indessen der Mann, der Stärke genug zu diesem Wagniß besaß. Wir berufen uns zum Belege auf eine Anekdote, wobei es merkwürdig ist zu beobachten, wie Männer, die der Ungnade des Gewaltigen trotzten, die sein Betragen und seine Politik mit Bitterkeit tadelten, doch zuletzt das Joch, das er ihrem Geiste aufgelegt hatte, nicht abzuschütteln wußten, und ihn haßten, während sie ihn vergötterten.

Es war in Versailles Sitte, daß bei gewissen hohen Festen, wo der König dem Hochamt und der Vesper beiwohnte, eine Hofdame für die Armen einsammelte. Nun gab sich das Haus Lothringen alle Mühe, durch fortgesetzten Kunstfleiß den Rang aufrecht zu erhalten und wo möglich noch zu erhöhen, den es sich durch seine spekulativen Unternehmungen in den Zeiten der Ligue erworben, und um sich den Prinzessinnen von Geblüt gleich zu stellen, lehnten die Damen aus dieser Familie das Geschäft des Almosensammelns ab. Eines Tags warf die Herzogin von Bourgoigne, die vergessen hatte eine Einsammlerin zum Voraus zu ernennen, die Börse der Frau von Saint-Simon zu, und diese, nicht ahnend, daß die Prinzessinnen von Lothringen und Rohan dadurch, daß sie nicht sammelten, sich einen Vorzug zuzumessen meinten, sammelte. Der Herzog von Saint-Simon, der in diesen der Sache auf die Spur kam, nahm sich vor, diesen Eingriff in die Würde der Pairie zurückzuweisen; er sprach deshalb mit der Ehrendame, der Herzogin von Lude; allein diese, eine schmiegsam und voll Besorgnisse, begnügte sich, die Achseln zucken und zum großen Aergerniß für Personen von Ehre in sich immer irgend eine neugebackene unwissende oder genügsame Herzogin, die von einem Mal zum andern sich zum Einsammeln bequemte. Zuletzt gelangen jedoch dem Herzog von Saint-Simon so weit seine Bemühungen, daß mehrere Herzoginnen, worunter die beiden Töchter des Hrn. von Chamillard, zu sammeln sich weigerten. Se. Majestät erfuhr diese Umtriebe und befahl Ihrem Großstallmeister, einem Prinzen aus dem Hause Lothringen, seine Tochter sammeln zu lassen; Dieß geschah ohne Widerspruch; worauf der König seinen Unwillen über die Herzoge ausdrückte, bei denen er weniger Gehorsam finde als bei den Prinzen, mit dem Beisatz, er habe sich zwei oder drei von Jenen gemerkt, denen er es gedenken werde. Ein Sturm zog sich also über Saint-Simon zusammen, der um so heftiger auszubrechen drohte, als der Herzog obendrein bei Hofe angeschrieben war, weil er beim Beginn des spanischen Erbfolgekriegs wegen einer Beleidigung, die ihm als Pair widerfahren, seinen Abschied genommen hatte. Nichtsdestoweniger entschlossen, seinen Rang um jeden Preis zu behaupten, trat er an einem Mittag, als der König vom Diner kam, auf ihn zu und folgte ihm kühn in sein Kabinet, und ohne sich durch die strenge Miene des Monarchen, der auf seine Anrede kein Wort erwiderte, einschüchtern zu lassen, fuhr er fort: „Ich gestehe, Sire, daß, seitdem sich die Prinzessinnen von dem Einsammeln befreiten, ich auch Frau von Saint-Simon dieser Mühe überhoben zu müssen glaubte. Es war mein Wunsch, daß die Herzoginnen überhaupt sich damit nicht mehr befassen sollten, und ich hoffe einige davon abgehalten." Hier unterbrach ihn der König in Ton des erzürnten Herrn: „„Sich gegen die Herzogin von Bourgoigne auflehnen heißt soviel als sich gegen mich selbst auflehnen!"" Er wollte in diesem Ton fortfahren, als Saint-Simon mit einer Stimme, welche die Sr. Majestät überbot, dem König in die Rede fiel und denselben nöthigte, ihm eine halbe Stunde lang zuzuhören und sich den ganzen Verlauf der Sache mit den Gründen seines Benehmens auseinandersetzen zu lassen. Es hatf es Ludwig XIV, könnte man fragen, daß er die Parlamente zum Schweigen gebracht hatte, wenn er es nicht vermochte, sich in seinem eignen Gemach um Gegenstände der Etikette zu streiten? „Ich glaubte immer," sagte der Herzog von Saint-Simon, „weil Ew. Maj. sich nicht erklärte, so wollte Sie von der Sache Nichts oder bekümmerten sich Nichts darum. Ich bitte deshalb inständig, erzeigen Sie uns diese Gerechtigkeit, Sire, und sind Sie überzeugt, daß, wenn die Herzoge und Pairs besonders sich hätten vorstellen können, daß Ew. Maj. Etwas daran liege, Frau von St. Simon wie alle Herzoginnen sich nichts Angelegentlicheres zu thun gewußt haben würde, als Ihren Befehlen nachzukommen; und hätte es noch mehr bedurft, als diese

ses von Eifer Ihnen zu Gefallen zu seyn, so hätte ich selbst ein Dorfalmosenpfleger einen Teller genommen und eingemelt. Können Ew. Maj. denken, wir hielten irgend eine richtung, die uns in Ihrer Gegenwart auferiegt würde, ununsrer Würde? Ich betheure Ihnen, Sire," schloß der Herindem er dem König frei ins Gesicht blickte, „und ich kann ß sowohl von mir als von allen Herzogen versichern, daß Niend Ihnen unterwürfiger und ergebener ist, als wir, und vor n Niemand inniger überzeugt als ich, daß, wie unsre Würden der Ihrigen ausfließen und wir Nichts haben und Nichts , als was wir durch Sie sind und haben, Sie als unser Kö und unser Wohlthäter unbedingt mit uns schalten und walkönnen, uns erheben und erniedrigen, kurz uns als ein Ding andeln, das ganz Ihnen eigen gehört und in Ihre Hand gen ist." Bei diesen Worten nahm der König auf einmal en gnädigen Ton an und sagte mit freundlicher und vertrauer Miene zu wiederholten Malen, so sey es recht, so müsse n denken und reden.

Der matte Schluß der Scene paßte nun allerdings nicht ß zu des Herzogs energischem Eingang. Aber der Geist der t hatte sich etwas herabgestimmt, was man auch an der friedn Richtung sieht, die der einst kriegerische Ehrgeiz der hringer, der die Krone Heinrichs III bedrohte, jetzt genomn. Die der Gemalin des Prinzen von Marsillac unter der gentschaft der Anne von Oesterreich zugestandene Erlaubniß, Hof sich zu setzen, brachte damals den ganzen Adel des Köreichs in Aufruhr, und im J. 1652 unterzeichneten die Herbei Gelegenheit der dem Hause Rochefoucault bewilligten szeichnung in einer Versammlung des Adels eine Schrift, rin als Grundsatz aufgestellt wurde: „Der König habe kein cht, in Bezug auf ihre Ehre, Rechte und Vorrechte Aenderunzu treffen, und es sey Narrenwerk, mittelst Diplome Perso zu Prinzen zu ernennen, die nicht als solche geboren wären." n deshalb errichtetes Schutz- und Trutzbündniß, welchem achtdert Prinzen, Herzoge und Edelleute sich anschlossen, erklärte eben für ehr- und treulos, wer sich von der gemeinschaftlichen de trennte. Auf den Fall, daß Einer der Verbündeten in nd einer Art gekränkt oder verletzt würde, machten sich Alle eifrig, dessen Interessen mit den Waffen in der Hand zu fechten, bei Strafe des Namens eines Edelmanns verlustig werden." Solche Excesse waren jetzt nicht mehr zu befürch. Ludwig XIV beugte Alles vor sich in den Staub. Man ß nicht, was mehr Kraft und Geschicklichkeit erforderte, alle ndesauszeichnungen zu vernichten oder sie um diesen Preis erhalten. Ein nordischer Despot, den die streitsüchtigen Anüche der Aristokratie ärgerten, ließ alle Diplome der Großen es Reichs auf dem öffentlichen Platz verbrennen und verbot Todesstrafe jede Nebenbuhlerschaft. Ludwigs XIV Hochmuth von einem besseren Geschmack begleitet; er verschmähte ei Glanz ohne Geschichte, einen Gehorsam ohne Ueberzeugung Ergebenheit, die bloß nach materiellen Belohnungen haschte. umgab sich mit bürgerlichen Emporkömmlingen und schmeie der Eitelkeit des Adels; er ehrte die Unabhängigkeit und te sie gelehrig wie die Gemeinheit; überall unterschob er den Dingen seinen Willen, und jede Münze mit seinem Gepräge cursirte in seinem Jahrhundert, mochte auch ihr Gehalt noch so gering seyn.

Skizzen aus Van Diemensland.

I. Ansicht des Landes.*)

Van Diemensland ist ein entzückendes Land; das Clima von Italien, die malerischen Schönheiten der Gebirge von Wales, die Fruchtbarkeit von England vereinigen sich hier. Getreide, Kartoffeln, Obst, Hülsenfrüchte, kurz alle Erzeugnisse des Land- und Gartenbaus kommen auf dieser herrlichen Insel besser fort oder werden schmackhafter als in Europa; dabei herrscht eine ungeheure Wohlfeilheit in diesen Artikeln. Ernten um Ernten folgen sich ohne Unterbrechung während des ganzen Jahrs; denn es giebt hier keinen Winter, wenn man nicht die beiden Monate Juni und Juli, wo es windet und regnet, so nennen mag. Die von den ersten Ansiedlern eingeführten Hausthiere, namentlich das Rindvieh, haben sich so reißend schnell vermehrt, daß der Preis derselben tief unter dem in London herrschenden steht; und den würzigen Kräutern, wovon die Weiden voll sind, verdankt man ein treffliches Fleisch. Die Gipfel der Berge und ein Theil ihrer Seiten sind mit Podocarpus, Casuarina, Eucalyptus, Zeberac, Rasenhölzern und vielen andern Bäumen bedeckt. Es wäre eine einzige Lust sich in den Wäldern zu ergehen, wenn nicht die Furcht von der Lanze eines Eingebornen erreicht zu werden, oder eine Schlange auf sich zuschießen zu sehen, dieselbe etwas verkümmerte. Unter den heimischen Quadrupeden findet sich kein einziges, vor dem man sich zu fürchten hätte; eine kleine Art von Panther ist sehr schüchtern und ungefährlich; nicht so verhält es sich mit den Reptilien und den Insekten, welche die Bäume mit unglaublicher Geschwindigkeit zerstören; glücklicher Weise tasten sie die Feüchte nicht an. Die äußerst giftige nußgroße Tarantel und der abscheuliche Tausendfuß nisten sich zahlreich in jedem Zimmer ein, ein klebhaftes Geschmeiß hängt sich allen Kleidern an und benagt sie, selbst wenn man sie auf dem Leib trägt; ohne Zweifel aber wird dieses Ungeziefer bei zunehmender Kultur sich sehr vermindern. Auf einer kleinen Insel der Ralph-Bai, nicht weit von der Stadt, sieht man eine Menge wilder Esel, die in Gesellschaft leben, und wenn man sich ihnen nähert, mit Blitzesschnelle entfliehen. Was die Kängaru betrifft, so braucht man sich nur die Mühe zu nehmen, sie zu schießen; ein Kängarubeaten giebt dem besten Rehbeaten Nichts nach. In fünf Minuten kann man sich ein Gericht Austern und anderer Schalthiere verschaffen. Seefische von köstlichem Geschmack und sehr wohlfeil giebt es im Ueberfluß. Von der Eidexe bis zu dem Wallfisch hegen die Meere, welche Van Diemensland bespülen, mit sehr wenigen Ausnahmen alle Arten von Wasserbewohnern. Ein Dutzend der schönsten Pfirsiche kostet kaum einen Groschen; Aepfel wachsen in solcher Fülle, daß der Eigenthümer sich selten damit abgiebt, sie zu sammeln und Dieß den Spazierengehenden überläßt. Man kennt hier keine Jagdgesetze; Wer eine Flinte besitzt, kann schießen, was und wo er will. An Vogelarten ist Van Diemensland ungemein reich.

---

*) Aus einem Brief aus Hobart-Town vom 20 März d. J.

Wilde Enten sind so zahlreich, daß man mit einem wohlgerichteten Schuß auf fünfzehn bis zwanzig Stück rechnen kann. Das Geflügel läßt sich an Seiten der Schmackhaftigkeit nicht genug loben; Tauben und Truthühner aber zeichnen sich auch durch eine Farbenpracht aus, die in Erstaunen setzt. Die Papageien in den Wäldern sind beinahe zahm und man kann auf einmal von fünfzigen umflattert werden.

Es giebt auf Van Diemensland zwei Menschenarten: eine weiße und eine ächterschwarze. Die erstere ist beinahe dieselbe wie in England, etwas weniger gesellschaftlich, jedoch eben so boshaft, wenn sie gereizt wird; sie theilt sich in zwei Classen: die der freien Pflanzer, die hieher gekommen sind, weil sie ihre Lebensbedürfnisse hier leichter sich erwerben als in ihrem Vaterland — und die der unfreiwilligen Auswanderer, oder der Deportirten. Letztere erhalten gute Verpflegung und Bekleidung; aber die meisten von ihnen sind jämmerliche Taugenichtse, Lügner, Betrüger, Schwörer, Trunkenbolde — statt daß es ihnen hier so leicht würde, tugendhaft und glücklich zu seyn. Dürftige sieht man in der ganzen Colonie nicht, auch nicht jene blassen, kummervollen Gesichter, welchen man in den großen Städten Europas überall begegnet. Man weiß hier von keinem Elend, außer dem, welches Müssiggang und Ausschweifung erzeugt. Die schwarze Bevölkerung ist nicht zahlreich und gegen die Wohlthaten der Civilisation gänzlich verstockt. Ihre Dumpfsinnigkeit geht so weit, daß sie sich weigern, in einem Land, wo die milde Temperatur Kleider entbehrlich macht, die Glieder in die wollenen Gewänder einzuklemmen, die man ihnen als Tauschmittel gegen ihre Freiheit anbietet, und daß sie ihre Unabhängigkeit der Knechtschaft und der Arbeit vorziehen. Die Weißen, mit Recht aufgebracht über diese Thorheit, suchen den Schwarzen ihre Ueberzeugung beizubringen, indem sie den Lauf ihrer Flinten auf sie richten, und die Schwarzen erwiedern diesen triftigen Beweisgrund, indem sie die Weißen mit ihren Lanzen durchbohren. Diese lebhafte Unterhaltung dürfte nicht eher aufhören, als bis eine von beiden Racen von der Erde vertilgt ist. Die Schwarzen besitzen eine große Muskelkraft; ihre Züge sind häßlich. Sie ziehen haufenweise umher, scheinen aber weder Häuptlinge, noch einen Begriff von Regierung zu haben. Man hat mehrere ihrer Kinder in den Schulen der Stadt erzogen; allein sobald sie das mannbare Alter erreichten, konnte Nichts sie abhalten, dem Instinkt zu folgen, der sie in die Einsamkeit ihrer Wälder trieb.

Was man in England von der Besserung der Deportirten sagt, ist mehr ein frommer Wunsch; sie sind noch eben so sittenlos und faul, als es die Taschenkünstler und Landstreicher des Vereinigten Königreichs nur immer seyn können. Die natürlich nach dem Verhältniß der Bedürfnißlosigkeit weniger starke Versuchung zum Verbrechen und die Wachsamkeit und Strenge der Polizei erklären es hinlänglich, wenn die Gerichte Weniger zu thun haben als anderswo. Um Alles kurz zusammen zu fassen: Wer um angenehm zu leben nicht gerade eines zahlreichen Umgangs bedarf, und Wer in der Wahl seiner Bekanntschaften nicht zu delikat ist, dem wird es in Van Diemensland wohl gefallen: es ist das gelobte Land für Landwirthe und Künstler — überhaupt für Jeden, der gerne arbeitet.

Fruchtbarkeit der Fische.

Die Abgründe des Oceans sind mit einer Menge lebender Wesen bevölkert, die an Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der Gattungen und Arten vielleicht Alles übertreffen, was Luft und Land zusammen aufzuweisen haben. Der kleinste Tropfen ist eine ganze Welt von Thierchen, welche das Mikroskop unterscheidet: ein Tropfen Milliarden mag also wohl das Reich der Meere enthalten? Ganze Lagen von Schaalthieren, die seit Jahrtausenden auf einander gehäuft faulen, bedecken das Bett der Gewässer; der Ocean wimmelt von Myriaden von Würmchen, die nicht aufhören, neuen das Daseyn zu geben; die Felsen, Tiefen, Flüsse, Schluchten, Thäler, Gebirge im Meer dienen zu Behausungen für zahllose Geschöpfe, die dort leben, sterben, und einander gegenseitig verzehren. Die Materie scheint hier voll Leben und Jugendkraft: in Fischen, die ein halbes Pfund wogen, hat man 100,000 Eier gezählt; in einem Knopfen von 14 Zoll Länge fand Petit 262,224 und in einem andern von 16 Zoll Länge 342,144 Eier; ein Barsch (perca lucioperca) hatte 281,000, ein Anderer 380,640. Ein Stockfisch legte 119 Pf. Eier und da 7 dieser Eier ein Gran wogen, so kann sich die ganze Masse auf 7,653,200 Eier schätzen. In einem Kabeljau fand Leeuwenhoek deren 9,344,000. Betrachtet man wie viel Millionen Kabeljaue jedes Jahr eben so viel Eier legen, denkt man sich dazu eine verhältnißmäßige Vermehrung aller Fische, welche die Meere bevölkern, so muß man von Erstaunen ergriffen werden über die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Natur. Wenn nun Alles beim Leben bliebe, woher Nahrung nehmen für die zahllosen Generationen? Allein die Fische zehren diese Eier wieder zu einem großen Theil selbst auf; und dann gehen durch Menschen, Vögel, Wasserthiere, Stürme, Strömungen, augenblickliche Todesursachen, die sie auf dem dürren Sand verkommen läßt, fast nicht weniger zu Grunde. Sonst wäre aber auch bald auf Erden kein Raum mehr. Würden z. B. alle Häringseier befruchtet, so brauchte es keine acht Jahre, um alle Becken des Ozeans damit auszufüllen: denn jedes Jahr um diese setzt zur Laichzeit deren Millionen ab. Angenommen, daß 20 Häringe eben so viel, zur Hälfte Männchen, zur Hälfte Weibchen hervor bringen, so sind es im zweiten Jahr 200,000 Eier, im dritten 2,000,000,000 im vierten 200,000,000,000 und im achten gäbe sich eine Zahl, die man nur durch vier und zwanzig Ziffern ausdrücken könnte. Da nun die Erde kaum so viel Cubikfuß enthält, so folgt, daß, wenn die ganze Erdkugel mit Wasser bedeckt wäre, sie doch nicht so viel Häringe, als dann existiren, aufnehmen vermöchte.

New-Selma.

Die südliche Gruppe der Kiling oder Koralleninseln besteht aus einer kreisförmigen Kette niederer mit Cocosbäumen bedeckter Inseln von 10 M. Länge und 7 M. Breite (12° 4′ S. und 96° 54′ Oestl. Greenw.) Hier entdeckte J. C. Raß, Befehlshaber des Barks Beagle, bequemen und sichern Hafen für Schiffe jeder Größe, den er Port Refuge nannte. Da diese Inseln den Seefahrern, die die Sundastraße besuchen, viel haben, auf dem Weg liegen, so daß man daselbst frischen Trinkwasser und Lebensmittel einnehmen kann; so gründete der Capitain Fremantle eine Colonie New-Selma. Das Clima ist sehr gesund und angenehm die ganze Jahrszeit (Januar bis Juli) fällt auch sonst von Zeit zu Zeit Regen. Hundertgradige Thermometer steigt 22° bis 29° über 0.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

. nde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 358. 24 December 1829.

Uebersicht der russischen Entdeckungsreisen.

Entdeckungen in den Nordpolarregionen.

Nicht minder verdienstlich und für die Geographie wichtig sind jedoch die russischen Flotten-Officiere in den Nordpolar-Ländern gewesen, die immer noch wenig und nur sehr unvollkommen bekannt waren. Seitdem der unternehmende Barenz (1594) die Nord-Ostspitze von Nowaja Semlja umschiffte, waren, mit Ausnahme einiger Pelzjägee aus Archangel, die Küsten dieser Insel keinem Seefahrer untersucht worden. Man begnügte sich mit den Beobachtungen der Holländer, die zwar die ganze Westküste gesehen hatten, deren Bestimmungen aber, für die Länge wenigstens, nicht anders als unrichtig seyn mußten. So ist z. B. aller Wahrscheinlichkeit nach die Länge des Eiscaps und der Barentz-Inseln in der Nähe der Nord-Ostspitze von Nowaja Semlja, welche Barenz auf 93° von Teneriffa oder ungefähr 77° von Greenwich setzt, um mehrere Grade zu hoch angegeben. Die Straße Matoschkin Schar, welche Nowaja Semlja in zwei Theile teilt, war den Holländern ganz entgangen, und selbst auf den besten Karten ist diese Straße gegen 200 Meilen lang und 75° der Breite verzeichnet. Diese und viele andere Irrthümer hätten schon vor mehr als fünfzig Jahren berichtigt werden können, wenn das Journal eines russischen Seefahrers Namens Rosmyßlow, der im Jahre 1763 zur Untersuchung Nowaja-Semlja's abgeschickt war, damals wäre bekannt gemacht worden; es geschah aber erst vor wenigen Jahren, wo jenes Dokument gefunden ward, welches viele sehr wesentliche, und wie sich in der Folge ausgewiesen hat, genaue und richtige Bestimmungen enthält.

Um jene Lücken in der Geographie der Nordpolar-Regionen auszufüllen, hat der Capitän Litke in den Jahren 1821 bis 23 von Archangel aus drei Reisen nach Nowaja Semlja unternommen, bei welchen er Gelegenheit fand, mehrere Angaben des Seefahrers Rosmyßlow zu prüfen und vollkommen richtig zu finden, wie z. B. die der Lage und Ausdehnung der Straße Matoschkin *) u. a. m. — Im Jahre 1822 gelang es dem Capitän Litke, das Nordwest-Cap von Nowaja Semlja zu erreichen. Anfangs hielt er dieses Cap für die Nordost-Spitze, weil er jenseits desselben kein Land weiter gesehen hatte, allein auch auf den alten holländischen Karten nimmt die Küste von einem Vorgebirge an dem Nordwest-Ende von Nowaja Semlja eine Richtung nach OSO, ehe sie sich nach Norden und Osten wendet, und so ist also das von Litke gesehene Vorgebirge kein anderes, als das Cap Nassau der Holländer. Im nächstfolgenden Jahre machte er einen neuen aber vergeblichen Versuch, dieses Cap zu umschiffen. — Uebrigens hat der Capitän Litke in Laufe von drei Jahren die ganze Westküste der Insel genau aufgenommen, und in dem letzten Jahre wäre es ihm gewiß gelungen, durch die Straße Waigats in das karaskische Meer vorzudringen, wenn sein Schiff nicht auf einer in der Mitte dieser Straße liegenden unbekannten Sandbank sehr beschädigt worden wäre, was ihn zwang, sogleich nach Archangel zurückzukehren. — Im Jahre 1824 erhielt er den Auftrag, die Küste zwischen der Mündung des Petschora-Flusses und der Waigats-Straße aufzunehmen, zu welchem Ende ihm mehrere Officiere mitgegeben wurden, die diese Aufnahme unter seiner Leitung ausführen sollten. Er begann wirklich die Arbeit, da er aber im Jahre 1825 eine andere Dienstbestimmung erhielt, so wurde die angefangene Aufnahme durch die Lieutenants Demidow, Reinecke und den Steuermann Iwanow fortgesetzt, und wird wahrscheinlich im nächsten Jahre gänzlich zu Stande gebracht werden.

Eine zweite noch viel wichtigere Lücke in der Erdkunde überhaupt, und insbesondere in der Geographie des nördlichen und östlichen Sibiriens, war die völlige Unbekanntheit der Gegenden desselben an den Küsten des Eismeeres, welche auf unsern Karten beinahe willkürlich, oder höchstens nach ungefähren Angaben umherstreifender Pelzjäger und Kosaken verzeichnet waren, und die immer noch hypothetische Existenz einer Durchfahrt zwischen Asien und America. Sowohl um diesen von einigen Hydrographen, besonders von dem Admiral Burney *) bestrittenen Um-

*) Rosmyßlow war den Winter über in Nowaja Semlja geblieben, um im folgenden Frühling einen Versuch zu machen, die Ostküste zu untersuchen. Sein Winteraufenthalt war innerhalb der Straße Matschkin, in einer kleinen Bai auf der nördlichen Hälfte der Doppelinsel, eilf Meilen von dem östlichen Anfange der Straße. Diese Bai, mithin die Matoschkin-Straße, liegt nach Rosmyßlow's Beobachtungen unter 73° 39' der Breite; die Ausdehnung der Straße in einer beinahe Ost- und Westrichtung beträgt nicht mehr als 42 Meilen.

* Bekanntlich war der verstorbene Admiral Burney, ein Gefährte

stand näher zu beleuchten, als auch vornehmlich, um durch astronomische Beobachtungen an jenen Küsten die Ausdehnung des östlichen Sibiriens, und die wahre bis dahin gänzlich unbekannte Lage des Caps Schalagskoi, der Nordost-Spitze von Asien, zu bestimmen, wurden im Jahre 1820 die Lieutenants Baron Wrangel und Anjou zu Land dorthin geschickt und ihnen übertragen, die dahin gehörigen Beobachtungen und Aufnahmen zu machen. Den Baron Wrangel begleiteten der Mitschman Matjuschkin, ein Zögling des kaiserlichen Lyceums, welcher schon früher mit ihm eine Reise um die Welt unter dem Capitän Golownin unternommen hatte, der Doctor Kyber und der Steuermann Kosmin. Begleiter des Hrn. von Anjou waren der Steuermann Iljin und ein Chirurg Namens Figurin.

Wenn man erwägt, welche unendliche Anstrengungen die Ausführung eines solchen Unternehmens in den unwirthbaren und menschenleeren Wüsten des nordöstlichen Sibiriens erfordert, wo z. B. das ganze irkutskische Gouvernement ein Jahr vorher in Requisition gesetzt werden mußte, um nur das Futter für die Hunde zusammen zu bringen, die zum Fortschaffen der Expedition nöthig waren: so muß man wahrlich den liberalen Sinn der russischen Regierung bewundern, die sich bewogen fühlte, ein so schwieriges und kostspieliges Unternehmen ausführen zu lassen, aus keinem andern Beweggrund, als dem der Wissenschaft nützlich zu seyn.

Dem Baron Wrangel wurde aufgetragen, das vermeintliche andrejewsche Land aufzusuchen, und die Bären-Insel, so wie die ganze Küste, von dem Ausflusse der Kolyma bis zu dem Cap Schalagskoj, genau aufzunehmen. Diese Aufnahme sollte sich wo möglich auch östlich von diesem Cap bis zur Behringsstraße oder wenigstens bis zu dem Nord-Cap, als dem letzten durch Cook an dieser Küste Asiens bestimmten Punkte, erstrecken.

Der Auftrag des Lieutenant Anjou bestand in der genauen Aufnahme der im Jahre 1808 nördlich von dem Ausflusse der Jana entdeckten Inseln *), und in der Untersuchung, ob im Norden derselben noch Land zu finden sey, wie ihr Entdecker Hedenström, und sein Gefährte Sannikow behaupteten. Zunächst sollte Hr. von Anjou auch noch die Küste zwischen den Mündungen der beiden Flüsse Jana und Kolyma untersuchen und genau aufnehmen.

Trotz den unendlichen Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen diese Unternehmung verknüpft war, haben die Herren Wrangel und Anjou die ihnen ertheilten Aufträge glücklich auf eine Weise ausgeführt, die ihnen die größte Ehre macht. Im Jahre 1824 kehrten sie zurück, und wenn nicht der Baron Wrangel gleich darauf zu der oben erwähnten Reise nach der Südsee wäre ernannt worden, so würde das Publikum schon im Besitze der Beschreibung dieser merkwürdigen Expedition sein, welcher, außer einigen wenigen Bruchstücken in Journalen, dem deutschen Publikum nichts Authentisches bekannt geworden ist, als die von dem Akademiker Parrot herausgegebenen und bearbeiteten „physikalischen Beobachtungen des Capitän-Lieutenants Baron Wrangel während seiner Reise auf dem Eismeere (Berlin 1827)" **). Nach seiner jetzt erfolgten Rückkehr wird von Wrangel sich wahrscheinlich mit der Herausgabe seiner ausführlichen Reisebeschreibung beschäftigen, und das Publikum in den Stand setzen, den Eifer und die Ausdauer zu bewundern, mit welcher diese Männer in jenem furchtbaren Clima unter den unwirthbarsten Regionen Unternehmungen ausführten, die Hindernisse überwanden, von denen man nur in Parry's und Franklin's mit Recht bewunderten Reisen Beispiele finden kann, und die hier unstreitig noch schwieriger waren, weil den Reisenden ein Paar mit Hunden bespannte Narten reducirten russischen Eisfahrzeugen keines von den Hülfsmitteln zu Gebote stand, welche besonders Parry in seinen bis zum Luxus mit allen nur ersinnlichen Bequemlichkeiten versehenen Schiffen fand ***).

Daß Dieß nicht Uebertreibung ist, dafür möge hier als Beleg eine freilich nur sehr unvollkommene Schilderung von Wrangels zweiter Eisfahrt nach dem Norden (im März 1822) dienen, die 58 Tage dauerte. Man wird es kaum für möglich halten, eine so lange Zeit in der Nähe des Nordpols ohne irgend ein Obdach auf dem Eise zuzubringen, bei einer beständigen Temperatur von mehreren Graden unter dem Gefrierpunkte, und ohne andere Nahrung, als gedörrten Fisch und etwas Thee. Der Regel zeigte das Thermometer 15°, oft aber auch 25° und selbst 30°, so daß das Quecksilber in dem künstlichen Horizont

---

Cooks auf seiner zweiten und dritten Reise, der Meinung, daß America mit Asien zusammenhänge, und daß mithin die Behringsstraße nur eine große Bai und keine Durchfahrt sey. Auch bestritt er ganz die Umschiffung des Cap Schalagskoj durch den Kosaken Deschnew. War es auch nicht der eigentliche Continent von Asien selbst, der mit America zusammenhing, so mußte es seiner Meinung nach mit dem Lande verbunden seyn, welches einige unwissende Promyschleniki, und besonders der Kosak Andrejew (1764) im Norden des Kolyma-Flusses behaupten gesehen zu haben. Diese Hypothese, obgleich ziemlich unwahrscheinlich, fand dennoch nicht nur bei englischen, sondern auch bei andern Gelehrten Anhänger, und die Streitfrage über die Existenz oder Nichtexistenz einer Durchfahrt zwischen Asien und Amerika war unentschieden.

*) Die Entdeckung dieser Inseln ist wieder eine Frucht des rastlosen und beharrlichen Eifers des Kanzlers Grafen Rumänzow, welcher einen der in Sibirien dienenden Beamten, Hedenström, im Jahre 1807 beauftragte, die bis dahin unter dem Namen der Lächowschen bekannten Inseln im Eismeere aufzusuchen, und überhaupt auszumitteln, ob sich nicht noch andere Inseln daselbst fänden. Hedenström fand wirklich mehrere bis dahin völlig unbekannte Inseln, deren eine er Neu-Sibirien benannte.

*) Eine der vollständigsten Zusammenstellungen der über diese Expedition bekannten Nachrichten findet sich in dem Oldekop'schen Journal: St. petersburgische Zeitschrift.

**) Siehe die Beurtheilung von Munke, im Augustheft der Heidelberger Jahrbücher des vor. Jahrg.

***) Ein englisches Journal, the Quarterly Review, sagt unter Anderem: „Es ist unbegreiflich, wie es dem Herrn Parry möglich war, entblößt von Allem, die 58tägige Fahrt auf dem Eise auszuführen, und man könnte wahrlich in Versuchung gerathen, diese Expedition für fabelhaft zu halten, wenn nicht die Wahrheit der wenigen Data, die wir darüber haben, durch einen Mann wie der Admiral Krusenstern bezeugt würde."

der Beobachtung gefror. — Am 10 März verließ Wrangel
ie Kolymsk mit 21 Narten d. h. schmalen mit Hunden be-
ten Schlitten, die mit Provisionen, Brennholz und Futter
ie Hunde bepackt waren, und fuhr auf das Eis. In 71°
er Breite, nachdem er 145 Werste in einer nordöstlichen
ung gemacht hatte, vergrub er den größten Theil seiner
g in das Eis, und schickte die dadurch geleerten Narten
den Hunden nach Nishne Kolymsk zurück, um durch Ver-
rung der Consumtion länger mit seinen Vorräthen aus-
en zu können. Auf den zurückgebliebenen Narten, welche
lision auf zwanzig Tage enthielten, fuhr er in Begleitung
Hrn. von Matiuschkin, des Steuermanns Kosmin und sechs
ortigen Pelzjäger in einer gerade nördlichen Richtung wei-
Am 6 April befand er sich 265 Werste weit vom Lande,
egte hier wieder einen Theil seiner Vorräthe in das Eis,
eichter und bequemer zu fahren. Am 9 April stieß er auf
es Wasser, und da alle seine Versuche, in verschiedenen Rich-
n weiter nach Norden vorzudringen, wegen des überall auf-
genen Eises vergeblich waren, so kehrte er, nachdem er
Breite von 72° 3′ erreicht hatte, zurück. Auf dem Rück-
nahm er seine zu diesem Behufe in dem Eise hinterlasse-
Vorräthe wieder auf, und richtete seinen Weg nach Osten
um Meridian des Cap Schalagskoi, in der Hoffnung, viel-
nach diesee Richtung das andrejewsche Land zu entdecken,
auch dort fand er nicht die geringste Anzeige, dßa sich
irdwo Land befinden könne. Um jedoch auf das Gewissen-
ste seinen Auftrag zu erfüllen, und das Eis in jeder mögli-
Richtung zu durchkreuzen, nahm er nun einen ganz west-
n Weg, und erst, nachdem er seinen ganzen Voreath von
nsmitteln und Brennholz verbraucht hatte, kehrte ee um,
traf am 5 Mai wieder in Nishne Kolymsk ein.
Auf einer ähnlichen im Jahr 1823 unternommenen Eis-
t untersuchte Wrangel das Meer im Osten vom Cap Scha-
koi und das Land der Tschuktschen. Letztere erzählten ihm,
nordwestlich von ihnen im Meere ein Land liege, welches
om Cap Jakan (unter 69° 40′ Breite und 176° 44′ östli-
Länge) bei heiterem Wetter unterscheiden könnten, und
n Entfernung sie auf 80 bis 100 Werste schätzten. Da
Anzeige von mehreren dee dortigen Häuptlinge bestätigt
, so entschloß sich Baron Wrangel, mit den Narten, die
hergebracht hatten, dieß problematische Land aufzusuchen,
machte sich sogleich auf den Weg, indem er zugleich dem
von Matiuschkin auftrug, das Ufee vom Schalagskoi Noß
h bis an das Cap Nord aufzunehmen. Kaum aber waren
Reisenden in verschiedenen Richtungen ungefähe 50 Weeste
Ufer entfernt, als ein furchtbarer Sturm, der einige Tage
ete, die Eisfläche vor und hinter ihnen aufbrach und nicht
das Weiterfahren nach Norden unmöglich machte, sondern
r auch sogar die Aussicht zue Rückkehr benahm. Mehrere
verbrachten sie so auf den losen Eisschollen, zwischen den
usthürmenden ungeheuren Eisbergen in der größten Lebens-
r zu, und nur mit vielee Mühe gelang es ihnen endlich
eine Art von Wunder das feste Eis und das Ufer zu er-
n. Glücklicher Weise stieß Wrangel, als schon seine Vor-
räthe ganz zu Ende waren, auf den Hrn. von Matiuschkin,
welcher die seinigen mit ihm theilte, und ihn bis zum Cap Ja-
kan begleitete. Von hier aus setzte Baron Wrangel die Auf-
nahme der Küste fort, Hr. von Matiuschkin aber machte
noch einen Versuch, nach Norden vorzudringen, welcher je-
doch auch fruchtlos war. — Durch das Zerbrechen des Eises,
wodurch sie ihre an verschiedenen Stellen gemachten Depots
von Vorräthen verlorrn, wae nicht nur für dieses Jahr, son-
dern wahrscheinlich auch für längere Zeit die Möglichkeit ver-
schwunden, das von den Tschuktschen angedeutete Land aufzu-
suchen, an dessen Existenz übrigens Baron Wrangel nach den
völlig übereinstimmenden Berichten verschiedener Individuen
selbst glaubt.

Für das Mißlingen der Fahrt nach Norden ist der Baron
Wrangel durch die vollkommen glückliche Ausführung seines an-
dern eben so schwierigen und an sich wichtigern Auftrages voll-
kommen entschädigt; er hat nehmlich die Aufnahme der ganzen
Tschuktschen-Küste, von dem Cap Schalagskoi an, fast bis in die
Behringsstraße zu Stande gebracht, und zwar bis zu der klei-
nen Insel Kolintschin, von Cook Burney's Island genannt, wel-
che 130 Meilen südöstlich von Cooks Cap Nord liegt, und der
letzte von Billings gesehene Punkt ist. Daß Baron Wrangel
nicht bis in die Behringsstraße vordrang, rührt hauptsächlich
von dem obenerwähnten Brechen des Eises her, wodurch er
nicht nur seinen ganzen Proviant, sonderu auch den Vorrath
von Tabak und Eisenwaaren verlor, welcher das einzige Mittel
war, sich von den Tschuktschen irgend Etwas zu verschaffen; die-
see Umstand und die schon ziemlich vorgerückte Jahreszeit (es
war gegen das Ende Aprils) zwangen ihn, früher umzukehren,
als eigentlich in seinem Plane lag.

Für die Geographie ist übrigens der Umstand, daß die Ex-
pedition nicht völlig bis in die Behringsstraße selbst gelangte,
von keiner besondern Erheblichkeit, da diese Küsten schon früher
durch Cook und Billings untersucht waren. Dem Baron Wran-
gel und seinen Gefährten gebührt immer die Ehre, das Haupt-
problem gelöst zu haben, indem er durch seine Untersuchungen
die so verschiedentlich bestrittene Existenz einer Durchfahrt zwi-
schen Asien und America außer Zweifel gesetzt, und die uns bis
jetzt nur sehr mangelhaft bekannte Nordost-Küste von Sibirien
astronomisch aufgenommen hat. Der glückliche Erfolg dieses
zu so mancher Rücksicht gefahrvollen Unternehmens ist eben sowohl
der ausdauernden Beharrlichkeit der zu dieser Expedition er-
nannten Officiere, als dem humanen und klugen Betragen zu-
zuschreiben, durch welches sie sich das Vertrauen der Tschuktschen
zu erwerben gewußt haben, die bis jetzt unzugänglich für alle
Fremden waren, und bei denen schon Viele, die sich unvorsich-
tig unter sie hinein wagten, ihr Grab fanden.

Die Hauptresultate dieser merkwürdigen Expedition in geo-
graphischer Hinsicht sind folgende:

a. Die Umfahrung des Cap Schalagskoi, und demnach der
Beweis, daß Asien nicht mit America zusammenhängt.

b. Eine genaue astronomische Aufnahme der ganzen Nordost-
Küste Sibiriens, von der Mündung des Aienel-Flusses bis zue

Insel Kellutschin, d. h. von 122° 29′ bis 184° 42′ 30″ östl. Länge von Greenwich.]

c. Die Aufnahme und Beschreibung der verschiedenen Inseln, die sich auf dieser Strecke im Eismeere befinden. Unter Anderem hat der Lieutenant Anjou in 76° 15′ nördlicher Breite und 140° 52′ der Länge eine bisher unbekannte Insel entdeckt, die er nach dem ihn begleitenden Arzte Flaurin genannt hat.

d. Die Bestimmung der Gränzen des festen Eises, welche eine beinahe parallele Richtung mit dem Ufer haben, und sich nach Osten zu demselben immer mehr nähern.

e. Mehrere genaue Aufnahmen von neuentdeckten Flüssen, so wie der Richtung des jablonowskischen Bergrückens.

Der heurige Wallfischfang.

Wallfischfänger begegneten im verflossenen Sommer dem Dampfboot des Kapitän Ross in den Gewässern von Grönland und da nach dem einstimmigen Zeugniß aller dortigen Seefahrer das Eis damals nicht sehr in Masse vorhanden war, so dürften sich seinem Versuch, die nordwestliche Durchfahrt zu finden, dieß Mal weniger Schwierigkeiten als sonst in den Weg stellen. Ein um so ungünstigerer Umstand aber war die milde Witterung, die dort herrschte, für den Wallfischfang; denn die Wallfische zogen sich mehr gegen den Nordpol hin, wohin die Schiffer Bedenken trugen sie zu verfolgen. Kapitän Guédon, Befehlshaber der Stadt Dieppe, traf auf seiner Fahrt nach der Baffinsbai siebenzig Schiffe, meist englische, die eingefroren vor Anker lagen, und auf den Eisgang warteten, um ihre Reise fortzusetzen. Das englische Schiff James, Capitän Hoog, hatte das Unglück, zwischen zwei Eisberge zu gerathen und zerschmettert zu werden. Die aus 30 Personen bestehende Mannschaft rettete sich jedoch auf diese Eisberge und wurde von den benachbarten Schiffen an Bord genommen. Den französischen Jägern scheint es im Wallfischfang an Erfahrung zu fehlen; denn die Stadt Dieppe fing bloß drei Stück und tröstete sich mit der Regel, daß nie zwei Sommer nacheinander einen guten Wallfischfang abwerfen sollen; der vorjährige Wallfischfang aber war sehr gut gewesen. Reichlicher fiel die Ausbeute der Engländer aus.

Häfen, wo die Schiffe auslliefen.	Zahl der Schiffe.	Zahl der gefangenen Wallfische.
Hull	33	318
London	1	3
Whitby	4	17
New-Caſtle	3	22
Berwick	1	13
Kirkaldy	4	47
Leith	6	75
Dundee	9	64
Montrose	4	26
Aberdeen	11	86
Peterhead	12	108

Diese 93 Schiffe fingen 779, also im Durchschnitt je 8½ Stück — was einen Gewinn von 500 Tonnen Barten gab, der jedoch leeilich dem vom vorigen Jahr um 180 Tonnen nachstand.

Unter 76° n. Breite trat Capitän Guédon in Be den Eingebornen der Poundsbai; 150 dieser wilden Nat der „Stadt Dieppe" eine Vorstellung von den elendesten Sc die auf Erden zu finden sind. Jede Familie bewohnte ihr von Wallfischhäuten und das halbverfaulte Fleisch dieses T ihnen zur Nahrung. Sie schienen keinen Häuptling Ohne Streit vertheilen sie untereinander den Ertrag ihrer men Jagd. Diese Eskimo sind diebisch wie alle Wilde, bosshaft; sie gingen ohne Furcht mit den Franzosen um, dete sich zwischen ihnen ein kleiner Tauschhandel. Nichts riger als das Land, welches sie bewohnen: da sproßt kr auf dem mit ewigem Eis bedeckten Boden; ein wenig gelbl ist Alles, was hervorkommt, wenn es der Sonne gelingt, Stelle die Rinde zu schmelzen. Kaum wagen sich einzelne diese Regionen, wo die Natur und das Leben erstarrt; be allein, der treue Gefährte des Menschen, verläßt ihn auch er verläßt sein Exil, indem er die Arbeiten seiner Jagd Fischfangs theilt.

Bellman's Denkmal.

Am 26 Juli d. J. fand in Stockholm zu Ehren d zig Jahren verstorbenen Dichters Bellman ein großes Fe Mit Recht ist Schweden auf einen Dichter stolz, wie ihn kein anderes Land aufzuweisen hat. Nicht nur daß er stets auf Steyreif dichtete, sondern er setzte seine Poesie auch gleich in Mu wodurch sie jenen ganz eigenthümlichen Reiz gewann, der sie jed Stand, Geschlecht und Alter in Schweden so theuer macht. Bellman im Auslande weniger bekannt, als Tegner, Kellgren u. kommt dieß daher, daß seine Werke, wegen ihrer Nationalität, solut unübersetzbar sind. Da das Publikum dem Andenken des feierten längst ein Denkmal zugedacht hatte, so war eine Subs tion eröffnet, und der schwedische Bildhauer Byström beauf worden, eine colossale Büste des Dichters in Bronze auszufü Dieser Künstler hatte seine Aufgabe während seines Aufenth Rom erfüllt, und die Büste nach Stockholm gesandt. Der bestimmte nun den 26 Juli als den Tag, an welchem die stellung des Denkmals in dem Park geschehen sollte. Eine Menschenmenge, wie zu dieser Feyer sich einfand, erinnert in Stockholm nicht; um 7 Uhr erschien der König, begleitet dem Kronprinzen und gefolgt von der Königin und der Kro zessin zu Wagen. Der Baron Akerjelm, der die Subscription leitet, hielt eine Rede; die Vorhänge, welche die Büste Fußgestell von Schwedens Lieblingsdichter verhüllten, wurden gezogen und ein Sängerchor stimmte den Preis des Barden König und sein Sohn ritten mitten unter dem Zuruf während das Orchester die schwedische Nationalweise spielte mals um das Denkmal herum. Der König mischte sich die Zuschauer und man sah, wie er dem Sohne Bellman's, in Stockholm Kaufmann ist, die Hand schüttelte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Mit einer literarischen Anzeige.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 359. 25 December 1829.

Die Söhne des Paugus *).

Bekanntlich wurden in der Schlacht bei Lovewells-Ponk in New-
ıpshire, im Jahre 1725, die zwei berühmten Häuptlinge der
ıakets, Paugus und Wahwa, erschlagen. Noch vor diesem Miß-
ıcke herrschte durch den ganzen Stamm das unbestimmte und
:e Gefühl des nahenden Unterganges. Hat eine Ueberzeu-
g dieser Art sich in dem Gemüthe des Wilden festgesetzt, so
er gleichgültig gegen das Leben, mürrisch, verzweifelnd.
ıer der blutige Charakter aller Gefechte der Pequakets
rend des dreijährigen Kriegs; daher die Wuth, mit welcher
ıie Niederlassungen der Weißen anfielen. — Da sie bestän-
der verlierende Theil waren, selbst wann sie siegten, so be-
ssen sie, bei ihren Göttern feierlich um Auskunft über das
ıcksal der Nation einzukommen.

Die heiligen Männer, welche die Ceremonie leiten sollten,
en von dem Besteigen der Bergeshöhe, die sonst zu der-
chen Zwecken diente, durch einen fürchterlichen Sturm abge-
:ckt worden, der mehrere Tage fortwährend durch die Hügel
ıste. Da die Pequakets denselben als ein Zeichen ansahen,
der große Geist seinen Kindern zürne, und nur durch die
ksten Beweise ihrer Buße und Unterwerfung besänftigt wer-
könne; so hatten sie sich noch in der Woche, worin die Schlacht
efert werden sollte, dahin vereinigt, Paugus müsse sich auf
Gipfel jener heiligen Stätte, an deren Fuß sie ihn ge-
n wollten, zum Opfer für die Rettung des Stammes dar-
gen.

Dieser Umstand erklärt die Raserei, mit welcher sie die
lacht begannen, und ihr plötzliches Zurückweichen nach dem
e ihres Oberhauptes. Der kleine Rest der Ueberlebenden
mit Eindruch der Nacht ab, als ein besiegtes, niederge-
ıettertes, im Innersten gebrochenes Volk. Der Ring in der
:e, welcher sie mit ihren rothen Brüdern in Canada und an
Seeküste verband, war gesprungen. Beide Enden schienen
Mittelpunkt losgerissen, und sie selbst standen unbeschützt
chen mächtigen und erbitterten Feinden.

Aber nicht bloß der Niederlage wegen trauerten sie, son-
dern weil das große Opfer noch zu entrichten war, jetzt da sie
am Wenigsten einen Krieger, geschweige einen ausgezeichneten
Häuptling anbieten konnten. Zwar wurde Paugus allerdings
erschlagen, aber der Tod, den ihr Glauben forderte, mußte ein
vollkommen freiwilliger seyn, und Jener hatte sein Leben nur im
Kampfe dargebracht. Sein ältester Sohn, Powhela, war mit
Wunden bedeckt, an seiner Seite gefallen; und Algutschik, das
jüngste Glied der Familie, stand nun an seines Vaters Stelle,
als einziges noch lebendes Wesen, welches das den Pequakets
drohende Schicksal abwenden konnte.

Unter diesen Umständen versammelten sich die Krieger um
das Rath-Feuer; zum letzten Male in der Gegend, aus welcher
sie bald auf immer scheiden sollten. Lang und traurig waren
die Gespräche ihrer alten Väter, und der Morgenthau fiel, ehe
die unruhvolle Gemeinde zum Entschlusse kam, das Thal des
Sako zu verlassen, und jede Gefahr auf sich zu nehmen, welche
dieser Schritt in der Folge für sie haben könnte. Sie wußten
wohl, welch schwachen Widerstand sie dem übermüthigen Feinde
zu leisten im Stande waren, und daß dieser Widerstand noch
schwächer würde, wenn der letzte Erbe von Paugus Blut nicht
in die Ehrenstelle einträte, mit welcher bekleidet seine Vorfah-
ren sie so oft dem Siege entgegengeführt hatten.

Die Berathung schloß damit, den Oberbefehl anzuerkennen,
zu welchem Algutschik durch einen einzigen unheilvollen Tag er-
hoben worden war. Der älteste Krieger überreichte ihm die
Streitaxt und den Gürtel des gefallenen Führers. Um seinen
Nacken wurde ein Schmuck von dunkelm Holz gehängt, der mit
einem Rande von Silberblech eingefaßt war, und in dessen Mitte
sich ein Plättchen desselben Metalls, mit dem eingegrabenen
Totem seines Vaters befand.

Ehe der Mond aufstieg, waren sie auf dem Wege nach den
Wassern von St. François, wo vor etwa einem Jahrhundert be-
deutende Niederlassungen der Franzosen und Indianer sich zu-
folge eines Vertrags angesiedelt hatten.

Paugus und Wahwa waren von dem Platze, wo sie lagen,
aufgehoben und eilig in ein Grab geworfen worden, ohne irgend
eine der Feierlichkeiten, die sonst bei der Beerdigung vornehmer
Krieger Statt finden. Der Körper Powhelas blieb unberührt
auf dem Flecke, wo er gefallen. Obwohl hart zerstoßen und mit
Wunden bedeckt, lebte er noch, und gegen die Mitte des näch-

*) Aus the western souvenir.

sten Tages gewann er das Bewußtseyn wieder so weit, um aus der Zahl seiner erschlagenen Brüder abnehmen zu können, daß er auf einem Boden lag, auf welchem sein Stamm, zum ersten Male, seit er Kriege führte, gänzlich besiegt worden war.

Er fühlte die Nothwendigkeit, sich dem Bereiche der Weißen zu entziehen, falls diese Lust bekommen sollten, den Schauplatz ihres blutigen Siegrs noch einmal zu besuchen. Es gelang ihm, sich zu einem sichern Ort zu schleppen. Hier verbarschten seine Wunden, welche tief, aber nicht gefährlich waren, bald. Nach einer Woche war er erstarkt genug, dem See, welcher in der Geschichte der Pequakets so verhängnißvoll geworden, ohne besondere Mühe wieder zu nahen.

Hier erst ward ihm das ganze Unglück seines bedauernswerthen Volkes kund. Er stand am Grabe seines Vaters. Er kannte es an dem kleinen Hügel, den man in der Eile über dem Krieger errichtet hatte, und wenn er die Birkenrinde mit ihren Symbolen des Unglücks und der Trauer recht deutete, so war die ganze Fürsten-Linie der Pequakets erloschen.

Der Wilde hat trotz seiner angelernten Fühllosigkeit gegen Gefahr Augenblicke des bittern, vernichtenden Schmerzes; und ist die Veranlassung stark genug, die feierliche Stille seiner Leidenschaften und Empfindungen aufzuregen, so verschwindet jede Spur der Willenskraft. Keine Ruhe kehrt zurück auf die stürmende Oberfläche, und alle Keime der Hoffnung und Freude werden, auf ewig aus ihrem Boden gerissen, in die empörte Flurh geworfen.

Powhela hätte das Leben vorgezogen, um Rache nehmen zu können; aber ergedachte des grausamen Loses, das über seinem Stamm hing, und das er allein abzuwenden vermochte. Indem er aber bei der Asche seines Vaters schwur, sein Haupt dem Zorne des großen Geistes zu beugen, nahm er sich zugleich vor, einen Versuch zu machen, die anwohnenden Völker zu einem großen, allgemeinen Angriff gegen das verhaßte Geschlecht der Weißen zu verbünden. War Dieß vollbracht, so stand seinem Entschlusse kein Hinderniß mehr im Wege, sich für die Sünden seiner Brüder als Opfer darzubringen.

Powhela wußte, daß er von den zahlreichen Verzweigungen der Indianer in Neu-England nur schwachen Beistand erhalten konnte. Er beschloß daher, zu den mächtigern Stämmen an den großen Seen vorzudringen. Schnell war er zur Reise ausgerüstet, und machte sich alsbald nach der Hauptstadt der sechs Nationen, am Onandago-Berge, etwas südlich vom Ontario, auf den Weg.

Der Zeitpunkt war seiner Ansprache günstig. Bereits hatte die Nachricht von dem Treffen bei Lovewells-Pond diese Völkerschaften erreicht, und das Gefühl für die gewaltige Macht des Feindes, der alle entgegenstehende Dämme zu durchbrechen drohte, in seiner ganzen Stärke in Anregung gebracht. Früher waren sie gegen die Engländer eingenommen, und hatten sich häufig mit den Franzosen verbunden, die nächstgelegenen englischen Niederlassungen zu überrumpeln. Jetzt mißtrauten sie dem wachsenden Einflusse der Franzosen, und hatten eben ihre weit umher zerstreuten Krieger versammelt, um sich über das Ungewitter zu berathen, welches sie um ihre Wohnplätze heraufsteigen sahen.

In diesem Augenblicke langte Powhela am Oneida-See an. Sein kurzer Bericht war schnell abgelegt; als er gerufen ward, äußerten die Krieger ihre Ansichten. Sie waren bedächtig genug, keinen entscheidenden Schritt thun zu wollen, bis sie sich überzeugt hätten, daß der Angriff sie nicht selbst ins Verderben stürzen würde; und mit dem wiederholten Versprechen, Feindseligkeiten zu beginnen, sobald eine günstige Zeit dazu werde, kehrten sie in der Mitte der Nacht zu ihren entfernten Wohnorten zurück.

Die vier Priester, welche Powhela nach seiner Rückkehr vom Oneida-See zur Opferstätte begleiteten, durften nicht weiter gehen, als an den Fuß des heiligen Berges; von hier mußte er allein nach der kleinen Brücke *) steigen, welche der Eingang des Landes als den Eingang zu den Inseln der Seligen ansah. Dort nahm die Gottheit ihre Lieblingskinder in Empfang und führte sie weit von da zu den Jagdrevieren im südlichen Ocean.

Als die kleine Schaar dem Fuße des Berges sich näherte, verkündete ihr der ferne Knall einer Flinte, daß sie nicht ganz allein war, als die stille Gegend vermuthen ließ. Bald darauf gelangten sie zu einer frischen Fährte, welche in der Richtung, die sie selbst zu nehmen hatten, vorwärts lief. Die Fußstapfen zeigten dem geübten Auge den elastischen Tritt rüstiger Männer; ob viele, ob wenige, war nicht leicht zu sagen; Feinde aber konnten es gewiß nicht seyn. Nach etwa einer Stunde wandte sich der bisher nach Norden gerichtete Pfad plötzlich westwärts, und brachte Powhela nebst seinen Gefährten mit einem Male Denjenigen unter's Gesicht, deren Spuren sie bisher mit Behutsamkeit nachgegangen waren.

Gerade vor ihnen, in einer Entfernung von etwa vierzig Fuß, erblickten sie zwei völlig bewaffnete Indianer, von welchen der Eine mit allen Abzeichen der Königswürde geschmückt schien. Beide saßen auf einer kleinen Hervorragung und ruhten von den Anstrengungen der Jagd aus. Stutzig über die Dazwischenkunft griffen sie zu den Waffen, und schickten sich zur Vertheidigung an. Die ankommende Partie stand stille, und hielt ihnen die Symbole des Friedens entgegen. — — —

„Schatten meines Bruders!" rief Algutschik, denn dieser war der fürstliche Fremde, „kommst Du von dem stillen Hause des Todes, um dem Sohn des Pangus den Untergang seines Geschlechtes vorzuhalten? Sieh! meine Fußstapfen sind hier nach dem Jagdgrunde der Seligen gerichtet!"

Die Antwort Powhelas setzte Alles schnell ins Klare. Er nahm die Vollbringung der heiligen Pflicht sogleich für sich in Anspruch, als Erben von seines Vaters Würde, in Anspruch, und erzählte die Art, wie er vom Schlachtfeld entkommen. Algutschik dagegen hielt ihm seine Verbindlichkeit vor, das Schicksal der

*) Diese Brücke, blue pont genannt, liegt ungefähr zwei Drittheile über dem Fuß einer der bedeutendsten Anhöhen in der ganzen Reihe der sgn. weißen Berge. Sie ist vom Gipfel des Washingtonberges aus sichtbar.

i Nation zu theilen, und gab ihm die Richtung an, in nan sich nach der Schlacht zurückgezogen habe.

Ni derlage des Pequakets ist bereits erzählt worden. nd nach der Schlacht entschied man in eilig berufener niung, daß Algutschits Leben geschont werden müsse. So er Beschluß gefaßt war, brachen die Krieger gegen die von St. François auf. Aber Hindernisse nad Unglücks r Art unterbrachen ihren Weg: abermals fiel der eiserne Weißen schwer auf sie. Und wie ihrem Jammer zum ldersetzeen sich ihre rothen Brüder selbst dem Zug, den das Gebiet derselben genommen hatten. Alles schien dauernden nud wachsenden Zorn des großen Geistes an i.

utschik hatte die Ansicht nie gebilligt, welche ihn von eiühen Tode zurückhielt. Jetzt stellte er dem Volke die udigkeie seiner Rückkehr, und seinen Entschluß vor, sich rhängniß zum Opfer zu bringen. Seine letzte Forderung as Kriegsbeil nicht zu begraben, und in den Versuchen, achbarten Völker aufzuwecken, nicht nachzulassen, bis jene Mann vom Boden Neu-Englands vertilgt sey. Mit ng dieser Pflicht schied er von ihnen, nur von einem einjährten begleitet, und langte bei den weißen Bergen demselben Augenblick mit Powheia an, welchen er erschlaubte.

ährend die beiden Brüder dort um das Vorrecht stritten, s Beste ihres Volkes zu sterben, rathschlagten ihre Benunter sich. Dee älteste von denselben unterbrach endlich die Krieger mit der Vorstellnng, daß der große Geist selbst, s heilige Werk verlange, auch das rechte Opfer ausfinden

Wirklich wurden sie auf diese Art Eins, sich nach veraen Seiten der Wildniß zu entfernen, und dort ihre Hilden unsichtbaren Mächten darzubringen, deren Beschluß zuführen wünschten. Jede Partie sollte der andern Nachon dem Erfolg geben, und Derjenige, dessen Leben verbliebe, sollte eiligst zurückkehren, und das von Powhela iene Werk zu vollenden suchen.

ie Begebenheiten führen uns nun in eine andere Gegend nbes, und fünfzehn Jahee vorwärts. Powheia war zurück voll heißen Eifers für seinen Racheplan. Durch die welche die Indignation giebt, und vor Allem durch die Unerschrockenheit in der Stunde der Gefahr, hatte er eibeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten der sechs Nagewonnen. Endlich ward ihm sogar der Oberbefehl über ieida's zu Theil, welche „die ältesten Söhne" in dem grolnd genannt wurden. Geünde der Klugheit hielten ihn vom offenen Angriff zurück; aber nie gab er seinen Entuf, und nur um so eifriger arbeitete er daran, die vernen seiner Herrschaft unterworfenen Stämme mehr und zu vereinigen; so daß zuletzt nur Eine Seele in der gromille zu wirken schien.

ichts desto weniger waren ihre Züge selten vom Glück bet, und zu der Zeit, von welcher wir sprechen, hatte das n des Oberhauptes wesentlich gelitten. Als sie von Norrabiamen — so erzählte die Sage des Volks — überwanden die sechs Nationen jedes Hinderniß: selbst die mächtigen Delawaren mußten sich vor ihnen beugen. Später, da sie Verbündete der Franzosen waren, hatte der Sieg fortwährend ihre Unternehmungen gekrönt. Jetzt aber, seit Powhelas Ankunft, war eine vollkommene Umänderung der Dinge eingetreten. Der Fluch, der auf den Abkömmlingen des Pangus haftete, hatte auch seine Verbündeten getroffen. Hätten sie nimmer einen Mann aufgenommen und geehrt, welchen die Götter haßten!

Dieses Mißtrauen wurde noch durch die Thatsache vermehrt, daß Niemand den Tod Algutschiks gesehen hatte. Powhela selbst war nicht Zeuge desselben gewesen, und die vier Priester, welche ihn damals begleiteten, waren längst zu ihren Stämmen zurückgekehrt. Unter diesen Umständen rückte der Herbst des Jahres 1745 heran, welchen man zu einem allgemeinen Angriff auf die Niederlassungen der Weißen bestimmt hatte. Täglich trafen kleine bewaffnete Banden ein, um beim Rathfeuer diese wichtigste Unternehmung, zu welcher sie je berufen worden, zu besprechen. Endlich kam der Tag selbst.

Powhein sprach zuerst; aber es war deutlich, daß er die gewünschte Wirkung nicht hervorbrachte. Die alten Krieger erklärten sich bereit, die Waffen für den bevorstehenden Kampf zu ergreifen, aber unter der Bedingung, daß Powhela sich nicht an ihre Spitze stelle. Er erklärte seine Bereitwilligkeit, das peinliche Opfer zu bringen. Die Angesichter der Wilden hellten sich auf, als er so begann; und als er sie ermahnte, die wachsende Fluth zurückzutreiben, oder Alle zusammen in ihren gewaltigen Wogen unterzugehen, schlugen sie die Waffen wild begeistert aneinander, und erhoben zum Voraus den Siegesruf.

Powhein lenkte nun ihre Aufmerksamkeit von dem mächtigern Feinde ab, und wandte sie auf den kleinen Stamm der Wyandoten, der hart an ihrer Grenze wohnte, und sich entschlossen geweigert hatte, Theil an irgend einer Feindseligkeit gegen die Engländer zu nehmen.

„Laßt sie uns von der Erde vertilgen," sprach er, „da sie nicht Muth genug haben, mit uns zu ziehen, und den Arm abzuhauen, der ihnen das Messer an die Kehle setzt."

Ein wiederholtes Freudengeschrei bezeugte den Eifer, in seinen Vorschlag einzugehen. „Wo aber," nahm er noch einmal das Wort, „wo soll der Vater der Oneida's seyn, wenn seine Kinder das Blut ihrer Feinde trinken? Soll er sich mit den Weibern hinter die Hütten verkriechen, und seine Krieger die Schädel der Wyandoten allein sammeln lassen? Der feige Feind wird bei Eurer Ankunft lachen, und fragen: Wo haben die Oneida's ihren Führer versteckt? — Der Sohn des Pangus wird den Flecken von seinem Namen abwischen. Zürnt aber der große Geist wirklich auf ihn, dann nehmt ihm die Waffen eines Kriegers; dann mag er, wenn seine Brüder zurückkommen, um den Tod in die Wohnplätze der Weißen zu tragen, mäßig zu Hause sitzen. — Er wird nie darüber klagen."

Powhela hatte sich über den Erfolg, den er von seiner Rede hoffte, nicht getäuscht. Die Oneida's waren nicht geneigt, ihn an eine Stelle zu setzen, welche der Indianer nur mit der größten Vorsicht vergiebt; und so dünkte ihnen der Vorschlag, die Entscheidung seines Schicksals von dem Angriff auf die

Wyandoten abhängen zu laſſen, ein ſehr gut gewähltes Mittel, die Richtigkeit ihrer Beſorgniſſe zu erproben. Zwar war die Forderung ihres Feldherrn liſtiger, als ſie begriffen; denn ihr Feind, ſchwach an Zahl, ſchien den Sieg nicht zweifelhaft zu machen. Aber ein gemeinſamer Wunſch war erreicht, und froh der Gelegenheit, die ſich darbot, Perwheln noch beizubehalten, gingen ſie auseinander.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Van Diemensland.

II. Der Hobart-Town Almanach für 1829.

Schon im Jahr 1825 erſchien in Hobart-Town der Taſmaniſche Almanach *) (denn die Coloniſten hören es gerne, wenn man Van Diemensland Taſmanien nennt); ein Werk, deſſen ſich die Preſſen der Colonie ſo wenig zu ſchämen hatten, daß, wenn wir John Lycett, dem Verfaſſer eines ſchönen Kupferwerks über Auſtralien, glauben, es ſich kühn jedem ähnlichen Producte Englands an die Seite ſtellen dürfte; und ſo erſcheint nun für dieſes Jahr der Hobart-Town Almanach, ein ſehr niedliches kleines Buch mit Kupfern, kein bloßer Calender, ſondern eine unterhaltende Geſchichte aller Städte und Dörfer, Flüſſe und Bäche, ſelbſt Landhäuſer und Meiereien von Van Diemensland. Man lieſt darin, wie am 1 December 1613 Abel Janſen Taſman die Inſel entdeckte; wie zum erſten Mal ein Engländer am 9 März 1773 auf ihr landete; wie ſie im Februar 1793 umſchifft und am 24 November 1825 von Neu-Süd-Wales getrennt wurde. In dem Jahr 1792 und 1793 unterſuchten die Franzoſen unter den Befehlen des Gegenadmirals d'Entrecaſteaux ihren ſüdlichen Theil, was dem engliſchen Verfaſſer des Taſchenbuchs entging.

Unter den verſchiedenen Artikeln, welche der Almanach enthält, heben wir vor Allem die ſtatiſtiſchen Notizen heraus. Am 1 Januar 1829 belief ſich die Bevölkerung der Colonie auf 20,000 Seelen, ungerechnet 600 Eingeborne, die in den Wäldern leben. Unter jenen Zwanzigtauſend zählt man 12,000 Erwachſene männlichen und 4800 Erwachſene weiblichen Geſchlechts, nebſt 3200 Kindern unter zehn Jahren. Die Hauptſtadt Hobart-Town wird mit 5700 Einwohnern aufgeführt; die Zahl der im Jahr 1828 geſchloſſenen Ehen war 180, die der Sterbfälle 300 und die der Geburten 650; 1500 Perſonen langten auf der Inſel an. Die Territorialausdehnung des Landes beträgt 23,437½ Quadratmeilen oder 15,000,000 Morgen, wovon 6¾ Millionen Wälder und 1½ Millionen Ackergründe; der Reſt beſteht in ſteinigen und bewaldeten Hügeln. Vertheilt ſind 1,121,548 Morgen, urbar gemacht 30,150; 22,950 werden mit Gerſte, Hafer, Erbſen und Bohnen, hauptſächlich aber mit Waizen angepflanzt, 3200 mit Kartoffeln, Steckrüben, Platterbſen, 4000 mit engliſchen Futterkräutern. Hausthiere gab es damals 2100 Pferde, 70,000 Rinder, 500,000 Schafe, 2000 Ziegen, 10,000 Schweine, 20,000 Hühner. In demſelben Jahr berechnete man das Einkommen der Regierung zu 40,000 Pf. St., die Hälfte dieſer Summe warf die Abgabe von geiſtigen Getränken ab. Die Ausgaben überſtiegen die Einnahme um das Dreifache — denn ſie beliefen ſich auf Pf. St. Die Ausfuhr ſetzte 100,000, die Einfuhr 300,000 Pf. Geld curſirte 100,000 Pf. St., davon 60,000 in Banknoten, 5, 10 und 20 Pf. Der Zinsfuß ſtand auf 10 Proz. Im Jahr 1820, in welchem die brittiſche Regierung eine Commiſſion nach Van Diemensland abgeſchickt hatte, um ſich über die Lage der Colonie Bericht erſtatten zu laſſen, hatten ſich Menſchen, Einnahmen ꝛc. mehr als vervierfacht.

Der beſchreibende Wegweiſer, den der Almanach mittheilt, iſt ein ſehr merkwürdiges Aktenſtück. Die ſeltſamen Namen, welche Engländer neuentdeckten Ländern ſchöpfen, geben zu vielen komiſchen Verſtößen in England und anderswo Anlaß; um der Lächerlichkeit, den meiſten derſelben anhängt und die kein Byron in einen Reim bringen könnte, gar nicht zu gedenken. Dieß war ehemals und iſt in Van Diemensland der Fall: ſo findet man oft Namen einer Seeſtadt Englands, Schottlands oder Irlands einem beigelegt, der tief im Binnenlande liegt und umgekehrt. Die Sprachverwirrung entſteht durch den Mißbrauch bibliſcher Namen, z. B. mehr als ein Diſtrict in Taſmanien heißt Bagdad. Ein Fluß bewäſſert kein Tigris, er nimmt eine Fläche von 6 Meilen ein und endigt ſich in den Conſtitutionshügel, welcher zur Grenze führt. Um nach Jericho zu kommen, paſſirt man Jeruſalem, ein ſchönes Waldrevier; von da geht es nach *Richmond*; hierauf nach 16 M. von Hobart Town landeinwärts *gelegenen Brighton* zu. Dann man von dem Conſtitutionshügel *tiefer in's Innere, ſo ſtößt man* Flüſſe mit ſchottiſchen Bezeichnungen, *ſchon auf den Nil*, endlich auf den Tamar. Auf einem andern Ausflug begiebt man ſich aus der Stadt Hamilton über die Clyde unmittelbar nach Argyllſtinien, einem anſehnlichen Stück Wideland, hierauf zu den Cataracten nicht des Nils ſondern der Clyde, und zu dem Strand der Styx, eines großen und reißenden Fluſſes, über den man nicht in Charons Nachen, ſondern mittelſt einer hölzernen Brücke ſetzt, welche von den benachbarten Landeigenthümern gebaut wurde, die ohne Zweifel oft bei dieſem Fluſſe ſchwören. Jenſeits der Clyde kommt man nur wenige Meilen zum iriſchen Shannon, der den engliſchen Fluß Ouſe aufnimmt. Hat man die Ebene von Bajan, die ihrer Waiden und ihrer Ochſen rühmen muß, zurückgelegt, ſo kommt man an den Ufern der Dee (kleiner engliſchen und ſchottiſchen Flüſſe, die wie die Themſe, ein kleiner Bach, und eine Menge anderer Gewäſſer von dem Derwent (einem nordengliſchen Fluß, der ſich in die Ouſefluß ergießt) verſchlungen werden: etwas vorher noch ſieht man ſich erſtaunt in Siedendhügeln. „So," ſchließt der Wegweiſer, „kann ein Neuangekommener nicht aus der Verwirrung hinaus: Kent, von Sussex und Hampſhire grenzen an einander, ſie ſind mit der Grafſchaft Cornwall, unfern den Ebenen von Norfolk, wo die Ruinen der alten Stadt York ſind und wo man mächtige Eichen über den Trümmern der Gebäude emporwachſen ſieht. Dieſe Stadt ſoll im J. chriſtlicher Aera 1804 gegründet ſeyn."

*) Vergl. Ausl. voc. Jahrg. S. 155.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
de des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

m. 360. 26 December 1829.

Michael Nostradamus.

eser außerordentliche Mann wurde am 14 December 1503 Remy in der Provence geboren, wo sein Vater Jacques redame Stadt-Notar war. Seine Mutter, Reyee de Remy zählte unter ihren Vorfahren mehrere ausgezeich- Mathematiker und Mediciner, deren Einer Leibarzt des en René, Königs von Sicilien und Grafen von Pro- gewesen seyn soll; eine Abkunft, auf welche sich Michael Gnte thut. In die „Wissenschaft des Himmels", wel- sdruck nach den Begriffen der damaligen Zeit wohl Astro- und Astrologie zugleich umfaßt, wurde er zuerst von sei- tterlichen Urgroßvater eingeführt, worauf er in Avignon nannten Humaniora und sodann in Montpellier Philoso- d Medicin studirte. Nach Erlangung des Doctor-Grades mehrere Jahre in Agen an der Garonne, wo er eine ng mit Julius Cäsar Scaliger in sehr vertrauten Ver- en gestanden, nachher aber mit demselben sich gänzlich rfen zu haben scheint. Eine Frau, welche er dort hei- , und die ihm einen Knaben und ein Mädchen gebar, it ihren Kindern, weßhalb er sich, jenes Aufenthaltes über- nach der Provence zurückzog, und zuerst in Aix, sodann in Sa- verließ, an welchem Orte er sich abermals verehlichte. In die- ädchen, wo anderthalb hundert Jahre später noch einmal ein :uftrat, welcher durch die Berufung auf übernatürliche Einge- den ganzen Hof Ludwigs XIV beschäftigte (vgl. Ausl. S. schrieb Nostradamus seine berühmten Centurien. Dieselben n in Frankreich solches Aufsehen, daß König Heinrich II den er im Jahre 1556 an seinen Hof rief und reichlich beschenkte. s Sohn, Karl IX, ernannte ihn im Jahre 1564 zu seinem nd Arzt. Nicht lange jedoch führte er diesen Ehrentitel, übender Leibarzt scheint er nicht gewesen zu seyn, noch ept seit jener frühern Reise an den Hof Salon auf läng- it verlassen zu haben) — denn schon 1566 starb er im 63 an der Wassersucht. Sein Biograph und Zeitgenosse be- seine Gestalt und Sinnesart also: „Er war von etwas als mittlerer Statur, gedrungenem Körperbau, rasch stig. Er hatte eine große, offene Stirn, eine gerade nen sanften, mitunter aber sehr feurigen Blick. Seine Wangen blieben selbst im hohen Alter roth; den Bart trug er lang und dicht. Er hatte ein bewundernswürdiges Gedächtniß, war von Natur schweigsam, dachte Viel und sprach Wenig. Auf den Schlaf verwandte er nur vier bis fünf Stunden, liebte ein freimüthiges Gespräch und besaß einen beißenden Witz. Er hielt sich streng an den katholischen Glauben, und versicherte, daß außer demselben kein Heil sey. Von seiner zweiten Frau hatte er sechs Kinder, drei Knaben und drei Mädchen."

Nostradamus ist in der den Centurien vorgesetzten Anrede an seinen Sohn Cäsar sehr bemüht, die Astrologie von dem Vorwurfe einer aus falscher Naturbegeisterung hervorgegangenen Kunst zu reinigen: „Das, was dem Menschen begegnet" — sagt er — „ist seinem bestimmten Ausgange nach ungewiß (Considerant aussi les adventures de l'humain definiment estre incertaines) und Alles ist gelenkt und geleitet durch die Macht Gottes, welcher uns begeistert, nicht durch bachantische Raserei, noch durch Aufregung der irdischen Säfte, sondern durch astronomische Anschauung. Soli Numine divino afflati praesagiunt et spiritu prophetico particularia." — Und an einer andern Stelle: „Die guten Engel haben von Gott den Geist der Weissagung erhalten, vermöge dessen sie die entfernten Dinge sehen und zukünftige Begebenheiten vorausschauen können. Denn Nichts kann geschehen ohne Gott, dessen Macht und Güte gegen die Geschöpfe so groß ist, daß, während wir in uns selbst bleiben, dennoch durch die Identität des guten Genius jene Wärme und Weissagungsgabe über uns kommt, gleich wie die Strahlen der Sonne uns nahen, die ihre Wirksamkeit auf elementarische und nicht elementarische Körper werfen. Wir aber, so Menschen sind, können mit unsrer natürlichen Erkenntniß und Forschungsbegierde Nichts von den verborgenen Geheimnissen des göttlichen Schöpfers begreifen: Quia non est nostrum noscere tempora nec momenta." — —

„Die Kunde von entfernten Dingen ist der menschlichen Gattung nicht verschlossen, aber sie kann nicht erlangt werden, ohne jene göttliche Begeisterung, sofern jede prophetische Begeisterung ihren Uranfang von Gott dem Schöpfer, dann von der Stunde, dann von der Natur nimmt. Denn unser Verstand, welcher eine intellectuelle Schöpfung ist, kann nicht im Dunkeln und Verborgenen sehen (car l'entendement eré intellectuellement ne peut voir occultement), als durch die göttliche Stimme, welch

ein geringes Licht darüber giebt, welcher Maßen die künftigen Dinge sich gestalten werden. Auch beschwöre ich Dich, mein Sohn, Du wollest Deinen Geist nicht auf jene Träumereien und Eitelkeiten legen, welche den Körper aufzehren und die Seele verderben, indem sie die schwachen Sinne verwirren; besonders aber die Eitelkeit der höchst verdammungswerthen Magie, die schon durch die heilige Schrift und die göttlichen Gesetze verworfen wird, von welcher aber die Urtheile einer vernünftigen Astrologie (jugement de l'Astrologie judicielle) ganz und gar verschieden sind."

Von sich selbst spricht Nostradamus mit dem demuthvollen Stolze eines Menschen, der sich für das auserlesene Werkzeug einer höhern Macht hält. Er sagt kurzweg: „Possum non errare, falli, decipi. Ich bin ein so großer Sünder, als es irgend einen in der Welt giebt, unterworfen allen menschlichen Schwächen; aber da ich durch Glauben die sedische Natur überwunden und durch lange Berechnungen meine nächtlichen Studien mir zum süßen Geruche gemacht habe, so sind Bücher der Prophezeiungen von mir verfertigt worden, deren jedes hundert astronomische Quatränen enthält, die ich etwas dunkel aussprechen wollte; und sind dieselben fortlaufende Weissagungen bis zum Jahre 3797, worüber vielleicht Einige die Köpfe schütteln werden, wenn sie eine so große Ausdehnung in Betracht ziehen." Diese absichtliche Dunkelheit, vermöge welcher man jedes nachher eingetretene Ereigniß in den Centurien nur angedeutet finden kann, rechtfertigt er gegen seinen Sohn also: „In Betracht der Worte des Heilandes: werfet die Perlen nicht vor die Schweine — habe ich Anfangs meine Sprache der Menge und meine Feder dem Papier gänzlich entzogen; nachher aber wollte ich mich dennoch vernehmen lassen, allein nur indem ich die künftigen Dinge in dunkeln und schwierigen Worten aussprach, selbst die nächsten und wichtigsten, und ist daher Alles mehr in nebelhafter, als rein prophetischer Gestalt ausgedrückt (est ce tout escrit sous figure nubileuse plus que de tout prophetique)."

Er verbreitet sich in dieser Vorrede weitläufig über die planetarischen Einflüsse, wobei er unter Anderem bemerkt: „Jetzt stehen wir unter der Einwirkung des Mondes; hat dieser seinen Umlauf vollendet, so kommt die Sonne und dann Saturnus, so daß, dieses Alles zusammen genommen, die Welt sich einer anaragoeischen Umwälzung nähert, und daß von da an, wo ich Dieses schreibe (1 März 1555), ehe 177 Jahre 3 Monate und 11 Tage vergangen sind, die Welt mehrmals durch Pest, Hunger, Krieg und besonders durch Ueberschwemmungen abnehmen, und so wenige Menschen übrig bleiben werden, daß man nicht finden mag, Wer das Feld baue, das so lange frei seyn wird, als es vorher in Dienstschaft war." —

Großartig beginnt er die erste Centurie folgender Maßen:

I

Estant assis de nuict secret estude,
Seul reposé sur la selle d'airain:
Flambe exigue sortant de la solitude
Fait prosperer qui n'est à croire vain.

II

La verge en main mise au milieu de branche,
De l'onde il moule et limbe et le pied,
Un peur et voix *) fremissent par les manches:
Splendeur divine. Le divin près s'assied **).

Fügen wir indessen die zwei nächsten Quatränen hin, kann aus diesen so ziemlich eine Vorstellung von dem und der Räthselhaftigkeit entnommen werden, welche durch das ganze Buch herrschen, und schwerlich dieß vor Profanation zuzuschreiben seyn dürften.

III

Quand la litière du tourbillon versée,
Et feront faces de leurs maoteaux couvert,
La republique par gens nouveaux vexée,
Lors blancs et rouges jugeront à l'envers.

IV

Par l'univers sera fait un Monarque
Qu'en paix et vie ne sera longuement:
Lors se perdra la piscature barque
Sera regie en plus grand detriment.

Uebrigens sieht man, daß Wer nur immer Lust zu Deutungen hatte, in diesen Orakelsprüchen für seinen Witz und seine Fantasie reichliche Nahrung fand ***). Noch jetzt müßte da

*) Sie.

**) Fast scheint es, als ob diese Verse Einfluß auf ein hoch gefeiertes deutsches Dichterwerk gehabt hätten. Auffallend an dieselben erinnert auch das Sonnett einer englischen Dichterin Mary Howitt, in dem englischen Taschenbuch the Amulet, für 1830, das wir um seiner Erhabenheit willen hier anführen es ist betitelt: „Contemplation. A Sketch from old John Bunyan"

He sate within a silent cave, apart
From men, upon a chair of diamond stone;
Words he spoke not, companions he had none,
But stedfastly pursued his thoughtful art;
And as he mused, he pull'd a slender string,
Which evermore within his hands he held;
And the dim curtain rose, which had conceal'd
His thoughts; — the city of the Immortal King —
There pictured in its solemn pomp it lay,
A glorious country stretching round about;
And, through its golden gates, pass'd in and out
Men of all nations on their heavenly way.
On this he mused, and mused the whole day long,
Feeding his feeble faith till it grew strong.

***) Als einen besondern Grund für die Undeutlichkeit, mit welcher zu sprechen er sich genöthiget sehe, spielt Nostradamus auch auf sein Bedünken vor der Censur an. So sagt er in einem Sendschreiben an Heinrich II: mais voyant, à vostre tressainct Roy, que quelqu'uns de la censure trouveront difficult, ce sera cause de retirer ma plume à mon repos nocturne; — und an einer Stelle der an seinen Sohn gerichteten Vorrede: ayant voulu taire et delaisser pour crainte de l'injure ..... pour ce que les Règnes, Sectes et

ier heitern Gesellschaft Stoff genug zu pikanten Vergleigeben.

en wie zu einigen der berühmtesten Stellen über, in man große Ereignisse voraus verkündigt sah. Merkwürunbestreitbar folgende Worte über England, in welchen e Revolution gegen Carl I und die Usurpation Cromwells lässig, als Neigung und Ansicht ihn hierin bestimmen, ht finden kann:

Quatr. 49. Senat de Londres mettront à mort leur Roy.
Le sel et vin luy seront à l'envers
Pour eux avoir le regne en desarroy.

t. VIII Quatr. 76: Plus macolin que Roy en Angleterre.
Lion obscur nay, par force aura l'empire:
Lasche sans foy, sans loy saignera terre,
Son temps s'approche si près que je souspire.

sehe vor der Thüre war Cromwells Zeit eben nicht; aber mögen nahe zu hundert Jahre für Den, welcher 3797 hinausblickt, nicht viel Mehe zu bedeuten haben, Unser Eluen zwei oder deel Jahee. — —
ehr willkürlich wurde der vorhin angesühete vierte Quaee ersten Centurie auf Leben und Tod Heinrichs IV anet. Eine Anspielung auf Heinrichs II Tod, welchee auf Turnier, in Folge eines durch das veegoldete Visir in des Auge gedrungenen Lanzenstoßes, veranlaßt wurde, wollte nden in Ernt. I 35.

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel;
Dans cage d'or les yeux lui crevera:
Deux classes *) une, puis mourir, Mort cruelle!

n dem Vees:
ix cens et quinze, vingt, grande Dame mourra
nan den Tod der Königin-Mutter, Anna von Oesteereich, rückt, und in den gleich nachfolgenden Zeilen

Sangsue en peu de temps mourra
Sa mort bon signe nous donra
Pour l'accroissement de la France

tn den Tod des Kardinals Mazarin voehee verkündiget. twas ganz Entsetzliches wird von Deutschland prophezeit X, 51:

Le sainct Empire viendra en Germanie;
Ismaëlites trouveront lieux ouverts,
Anes voudront aussi la Germanie,
Les soustenans de terre tout couverts — — — —

gions saront changéz si opposites, voire du respect prént dismetralement, que si je venois à réferer ce qu'à advenir sera, ceux de Règne, Secte, Religion et Foy ouvercient si mal accordant à leur fantasie auriculaire, u'ils viendroient à damner ce, que par les siècles advenir on cognoistra estre veu at apperceu.
fndere Ausgaben lesen: deux Plaies

In einem besondern Abschnitt der Centurien, welcher sich der Ueberschrift nach bloß auf das Jahrhundert des Astrologen selbst bezieht, und nicht in Quatränen, sondern in sechszeiligen Strophen abgefaßt ist, wandelt sich die sibyllinische Feierlichkeit des Ganzen in einen düpfenden, bisweilen absichtlich spaßhaften Ton um, als sollte durch diese leichte Sprechart die nicht zu vermeidende Compromittirung damals oder bald nachher lebender Personen einiger Maßen versüßt werden. Die eben erwähnte auf Mazarin bezogene Stelle gehört dorthin. Als Probe möge hier noch die Todesverkündigung eines Kanzlers von Frankreich stehen:

Six cents et six, six cents et neuf
Un Chancellier gros comme un boeuf,
Vieux comme le phoenix du monde,
En ce terroir plus ne luira,
De la nef d'oubly passera,
Aux champs Elisiens faire roudo.

Die Söhne des Pangus.

(Schluß.)

Nach etwa einer Woche zogen die Oneida's ihrem blutigen Vorhaben entgegen. Als sie am Ufer des Ontariosees ankamen, in welchem die Wyandoten sich eine Insel zum Wohnort auserlesen hatten, hielten sie einige Tage still, um die Kanoes zu erwarten, welche die Bucht des Onondago heraufkamen. Endlich traf man die nöthigen Vorkehrungen, das Heer während der Nacht überzusetzen, so daß der Angriff mit dem frühesten Morgen beginnen konnte.

Die Schicksalsstunde der Wyandoten hatte geschlagen. Sechshundert Kriegee standen eine Stunde weit von ihren Hütten, während sie, mit der drohenden Gefahr unbekannt, in tiefem Schlaf lagen. Ihr Dorf war am Gestade eines kleinen Flusses erbaut, der sich nach Norden zu in den See ergoß. Ein Hügel von mäßiger Höhe deckte die Niederlassung gegen Süden.

Die angreifende Partei war durch einen dicken Nebel über die Stunde der Nacht getäuscht worden, so daß die Sonne bereits aufging, als sie sich noch eine bedeutende Strecke von ihren Feinden entfernt befanden. Dieser Umstand brachte eine augenblickliche Verwirrung hervor. In eiliger Berathung der Kriegshäuptlinge ward beschlossen, das Heer zu theilen. Ein Theil sollte einen Umweg nehmen, und in einer der bisherigen entgegengesetzten Richtung den Feind überfallen, die Uebrigen aber, nachdem sie so lang gewartet, um ihren Brüdern den nöthigen Vorsprung zu geben, gerade vorwärts ziehen.

Die Letztern, bei welchen sich Powhela befand, rückten jetzt gegen den Fuß des Hügels an. Hier machten sie Halt, um ihre Waffen für den Angriff in Stand zu setzen. Im nämlichen Moment verkündete ein lautes Schlachtgeschrei ihrer Genossen, daß diese auf ihrem Weg bemerkt worden waren; und so eilten denn auch sie vorwärts, voll Begierde an dem Gefecht bald selbst Theil zu nehmen.

Ein Jäger, der sich früh ans Waldwerk gemacht, hatte die Wyandoten von der Annäherung eines starken feindlichen Zugs

benachrichtigt; schnell war die Kunde von Mund zu Mund gelaufen, und als die Oneida's anlangten, waren Jene einigermaßen zur Schlacht gerüstet.

Sie stritten tapfer; zuletzt aber mußten sie der Uebermacht weichen, und sich eilig gegen den Hügel ihres Dorfs zurückziehen. Hier jedoch stießen sie auf Powhela und seine Schaar; und wurden völlig umzingelt. Sie hofften keine Gnade, und fochten mit der Wuth wilder Thiere.

Als Powhela die Feinde in dichten Haufen um sich her fallen sah, athmete er freier. Wiederholt suchte er sich zu dem Führer der Wyandoten Bahn zu brechen, dessen hohe Gestalt von einer Schaar auserlesener Krieger umgeben und bewacht war.

Wie die Zahl dieser Getreuen kleiner wurde, beschlossen sie, ihre schwachen Kräfte zusammenzuziehen und den letzten Versuch zu machen, sich auf ihre Kanoes zu retten.

Ihre erbarmungslosen Verfolger drangen auch hieher nach. Beide Theile kamen fast zu gleicher Zeit am Ufer an. Das Gefecht ward vom Land auf das Wasser verpflanzt. Allwärts sah man die dunkeln Gestalten der Krieger im tödtlichen Kampfe hinsinken, ihre Züge verzerrt von Wuth, und selbst noch aus der Tiefe des Stroms feindselig emporstarrend. Powhela war indessen mit dem Anführer handgemein worden, und beide sprangen in ein Kanoe, welches dem plötzlichen Stoß nachgebend, schnell vom Ufer ablief.

„Memmenbrut!" rief Powhela, „trägt der Wyandot ein Taubenherz unter seinem Tuerkleid!"

Schnell riß Jener das Gewand auf, und zog den Halsschmuck hervor, welcher sich in der Hitze des Gefechts in die Falten versteckt hatte. Powhela stand unbeweglich, staunend, das Aug auf den Zierrath gerichtet, der um seines Feindes Nacken hing.

„Sohn des Pangus!" rief er endlich; — aber es war zu spät, Algutschiks Messer stak in seinem Herzen; und das Kanoe glitt langsam dahin, indem Beide, sich fest umschlingend, niederfielen. Die Oneida's, welche das unerwartete Ende des Kampfs gesehen hatten, rannten in wilder Eile herbei. Schon lebte Powhela nicht mehr, und eben so wenig Algutschik, welcher in die Klinge seines Bruders gefallen war, auf welche ihn diese bewußtlos, mit der Muskelkraft eines sterbenden Mannes, niederdrückte.

Die Beide waren gegenseitig getäuscht worden, als sie am Fuß der weißen Berge von einander schieden. Ihre Begleiter, die Priester, hatten Jedem die trügerische Nachricht gebracht, daß der Andere von der erzürnten Gottheit zum Opfer erkoren worden sey. Auf Dieß hin kehrte Algutschik zurück, und kam bei seinem Stamme an, gerade als dieser sich mit den Wyandoten, die auf der Flucht vor ihren Feinden begriffen waren, verbunden hatte. Seine Verdienste erhoben ihn bald zu der Stelle des Anführers ihrer vereinigten Heere.

Die Krieger legten Beide in Ein Grab, und richteten einen kleinen Hügel über ihnen auf, dem Platze zum Merkzeichen. — Von da an betrachteten die Indianer das Eiland mit abergläubischer Furcht. Führte sie je einmal ihr Weg zu der Ruhestätte der „vom Fluch Getroffenen," wie die Beider genannt wurden, so gingen sie schweigend mit abgewandtem Gesicht vorüber.

Der Zerstörungsplan Powhelas starb nicht mit ihm. Ungefähr fünfzehn Jahre nach dem Untergang der Wyandoten kam hauptsächlich durch die Bemühungen der Oneida's — jenes mächtige Bündniß zu Stande, welches fast alle an diesem Strom, Mississippi wohnende Indianer umfaßte. Die Ernte wurde Zeitpunkt des allgemeinen Angriffs bestimmt. So gut war Maßregel getroffen, daß die starken Besatzungen von Fort Peesqu' Isle und andern Plätzen in der Linie der Seen trumpelt und gefangen wurden. Schrecken und Bestürzung [illegible] unter den Weißen, von Canada bis an's atlantische [illegible]. Endlich bildete sich eine wirksame Gegenwehr, indem man Kräfte aller nördlichen Kolonien aufbot; — die Indianer [illegible] den zu Friedensunterhandlungen genöthigt, die Feindseligkeiten hörten auf, und die sechs Nationen kamen auf einen Stand [illegible] Abhängigkeit zurück, von welchem sie sich in der Folge nie [illegible] der zu erheben vermochten.

Der Abbé de Pradt.

Bekanntlich gab der Abbé de Pradt zur allgemeinen Verwunderung seiner Freunde und Feinde seinen Sitz in der Deputirtenkammer plötzlich auf, ob er gleich vorher gesagt haben sollte: „Je vais à la chambre, pour restaurer la restauration." Man erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Beweggründe dieses Schritts. Warum sollte der ehrgeizige Abbé diesen neuen Schauplatz seines Ruhms verlassen haben? Die Sache, erzählt man jetzt, verhalte sich folgendermaßen. Der Abbé hatte zwar seinen erzbischöflichen Sitz um eine Rente von 10,000 Fr. an den König der Niederlande verkauft und übte keine geistlichen Funktionen mehr aus, aber er ließ sich gern in seinem schwarzen Kleid sehen und Monseigneur schelten: Beides mißfiel der linken Seite, die ihm erklärte, sie würde ihn auf der Tribune nicht unterstützen, wenn er sich jener geistlichen Attribute nicht entäußere. Der Abbé zog es vor, seinen Abschied zu nehmen.

Die Familienregister in Schottland.

Eines der Hauptmittel den Zustand der Bevölkerung eines Landes kennen zu lernen — Familienregister — fehlen Schottland. Man kennt zwar die Anzahl der Sterbfälle so ziemlich, weil in öffentlichen Begräbnißorte unter Aufsicht der Behörden stehen, welche dafür sorgen, daß die Beerdigungen constatirt werden; auch führten die Diener der Staatskirche ihre Bücher, worin sie Taufen und Geburten eintragen. Dagegen kann man von den Dissidenten keine Nachweisungen bekommen, weil diese in der Regel von so etwas [illegible] gar Nichts wissen, so daß die Municipalitäten genöthigt [illegible] die Bevölkerungsverhältnisse zu erheben, von Zeit zu Zeit [illegible] Volkszählungen anzustellen; was jedoch eine unsichere [illegible] da es an jeder Controlle gebricht. Indessen besteht in jeder [illegible] Etwas, was die Stelle jener Register gleichsam vertritt, [illegible] schöne Bibel in Quart, worin jeder Hausvater die interessantesten [illegible] gebnisse seines Hauses sorgfältig niederlegt und die deßhalb [illegible] fall auch gerichtliche Beglaubigung haben. Manche dieser Bücher [illegible] ein halbes Jahrhundert und darüber alt und sind alle [illegible] vollgeschrieben, so trägt man den Inhalt auf ein neues [illegible] über. Diese Sitte herrschte auch in einigen adeligen Familien [illegible] südlichen Frankreichs bis auf die Revolution und noch jetzt [illegible] chen Orten von Deutschland.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
die des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

. 361 und 362. 27 und 28 December 1829.

Die Handschrift. *)

ter der Regierung Königs Wilhelm III war derjenige Theil d'uer „Strandes," welcher gegenüber von Sommerset-legt, noch ein großer, unbebauter Platz, in dessen Mitte ühmte „Maibaum" stand. Die niedern Schoppen und ebäude der Nachbarschaft wohl 130 Fuß hoch überragend, eser dem Mast eines großen Admiralschiffes, wenn er r einer romanhaften Fantasie als der Stock von Brutus hieb, oder Gerhard dem Riesen, oder sonst einem unbe-hen Helden Londinums erschien, welcher ihn vor die Thore zelliebten Hauptstadt gepflanzt. Den größeen Theil des über konnte er kaum für etwas Besseres angesprochen wer-s einen glatten Cederstamm, den Rauch und Wetter ge-t hatten; aber am Abend vor dem ersten Mai wurde er iggen und Blumenkränzen, Silberblechen und grünen Zwei-chmückt, und war am drauffolgenden Feiertag einer der ebel des Festes.

gegenüber vom Maibaum wohnte Hr. Nikolaus Maulwurf, lethet bei einem berühmten Spezereihändler jener Zeit, Zeichen ein Rhinoceros war, kraft einer Anspielung auf dicinische Wirksamkeit, welche in dem Horn dieses Thie-gen soll; im gewöhnlichen Leben aber hieß das Schild gewappnete Eber." Hr. Maulwurf war ein bekannter ler von Kuriositäten, oder jenen wunderbaren Trümmern tertums, von welchen man nicht begreift, wie sie dem er Zeit entgangen seyn mögen. Von Person erschien Ni-als ein langer, dünner, trübsinniger und doch wild drein-ner Alter, mit struppiger rother Perücke; mit einem ewi-rinsen zwischen der krummen Nase und der Oberlippe;

hohlen Wangen, und einem Gesicht, das nach Farbe und Textur wie altes Pergament aussah. Wegen letztgenannter Eigenschaft, und weil er für einen der eifrigsten Anhänger des Prinzen von Oranien galt, welchem er nach England gefolgt war, wo er sich der Abkunft von einigen der ältesten holländischen Familien rühmte, wurde er nicht selten Mynheer Lederhaut betitelt. Allerdings hatte er sein Vermögen in Holland erworben, allein! — wie gegen ihn oft laut werden wollte — vielleicht mit mehr Glück als Ehrlichkeit, da es hieß, der eigentliche Erbe desselben, welchem Hr. Maulwurf, ohne ihn jemals gesehen zu haben, zum Vormund gesetzt worden, sey zu Amsterdam im Tollhaus gestorben. Gewiß ist, daß der Mündel eines Morgens vermißt wurde, und da er an heftigen Anfällen von Wahnsinn litt, so war für Maulwurf große Hoffnung vorhanden, daß er nie mehr zurückkehren würde; — kurz der Vormund machte sein Anvertrautes zu Geld, und schaffte dieses, unter dem Vorwande Jenen zu suchen, nach England hinüber, wo er gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ankam. Der vorherrschende Zug in der Seele unsres Alterthümlers war eine undegrenzte Selbstsucht; oft rühmte er sich seines Junggesellenlebens, worin er weder für Vetter noch Base zu sorgen habe. Nebenbei beherrschte ihn das epidemische Uebel aller Antiquare und Sammler — Eifersucht. Obwohl er die Qualen, welche er in dieser Beziehung ausstand, sorgfältig zu verbergen suchte, verrieth er seine Empfindung nur zu deutlich durch das Bestreben, dieselbe unter einem scheinbar freundlichen Nachfragen nach seinen Zunftgenossen zu verstecken. Immer entdeckten derlei Erkundigungen irgend einen entfernten Bezug auf den Tod dieser Männer und die wahrscheinliche Zersplitterung ihrer Museen; zuweilen brach auch wohl die geheime Wuth offenkundig aus, wenn er von irgend einer außerordentlichen Seltenheit hörte, welche ein Andrer sich zu verschaffen gewußt.

Von allen Nebenbuhlern sah Hr. Maulwurf keinen mit mehr Neid, als den berühmten Sir Hans Sloane *) und dessen Günstling und Helfand Bedienten, Don Saltero, welchen Jener zur Belohnung für geleistete Dienste zu einem Curioso und Kaf-

ie und da einen charakteristischen Aufsatz auch der nicht wis-schaftlichen Literatur fremder Nationen zu entlehnen, gehört r Aufgabe unseres Blattes. — Unsere Leser werden in der einen Novelle, welche wir hier aus einem englischen Taschen-ch liefern, eine Fantasie finden, die, wenn sie gewisser Ma-n an Hoffmanns Nachtstücke erinnert, vor diesen mindestens n Vorzug haben dürfte, daß das Wunderbare auf einem me-lischen Grund beruht, während Hoffmann sein im Uebrigen her stehendes Talent gar häufig auf einen Zauberspuk ver-andte, der, zu ernst gehalten, um als bloßes Mährchen genoss zu werden, doch in sich selbst keine tiefere Bedeutung trägt,

*) Noch jetzt bildet die von Hans Sloane angelegte Sammlung einen der beträchtlichsten Bestandtheile des londner National-museums, vgl. Ausl. Nr. 318.

fewirth mit einem kleinen Gnadengehalt und dem Anrecht auf Alles, was in seiner eignen Sammlung abgängig oder doppelt vorhanden war, herangezogen hatte. Und wirklich besaß Derselbe einige erstaunenswürdige Raritäten, welche Hrn. Maulwurf noch pergamentfarbener und gallsüchtiger machten, als er gewöhnlich aussah, wenn gleich das Kabinet zum gewappneten Eber noch viel wunderbarere Stücke aufweisen konnte; wodurch sich denn auch eine Art von gegenseitigem Wetteifer zwischen den beiden Virtuosen bildete. Rühmte sich Don Saltero, ein echtes Stück von der Hand der Königin Katharina von Arragonien zu besitzen, so hatte Hr. Maulwurf ein hohes Glas mit Spiritus vorzuzeigen, welches einen Schwanz enthielt, der, wie Einige behaupteten und beschwören wollten, von einem Affen herrührte, in Wahrheit aber von dem letzten Abkömmling jener kentischen Männer genommen war, welche Thomas Becket mit diesem Anhängsel begabte, als sie seinem Pferd frecher Weise den Schweif abgehauen hatten. Dieß war ein edles Besitzthum, und Gleiches galt zweifelsohne auch von dem echten Mondkalb unsres Antiquars, welches er in einer antiken Flasche aufbewahrte. Aber Don Saltero hatte ein versteinertes Kind, und der Königin Elisabeth Arbeitskorb, und ihr Erdbeerenteller! und überhaupt so viele Merkwürdigkeiten, daß Hr. Maulwurf drinab des Lehrns satt wurde, und gar übel zu sprechen war auf das Ungemach und die Eitelkeiten dieser Welt.

Da er eine besondere Lust zu übernatürlichen Kuriositäten empfand, so ging er vor Allem darauf aus, ein Kleinod dieser Art zu erjagen, das sein Museum unsterblich machen sollte. Es bestand dieß in dem gehrimnißvollen Buch, welches dem berüchtigten Dr. Simon Forman angehört hatte, und worin folgendes wunderbare Memorandum zu lesen war: „Dieses habe ich den Teufel mit eigner Hand schreiben lassen in Lambeth Fields, 1596, im Juni oder Juli, wenn ich mich recht erinnre." Nach Formans Tod ums Jahr 1624 sollten Hrn. Maulwurf zufolge die Handschriften des Verstorbenen an Elias Ashmole, und von diesem an die Universität Oxford gekommen seyn; obwohl er, trotz allen Nachforschungen nie entdecken konnte, ob das fragliche Buch sich darunter befinde oder nicht. Nichtsdestoweniger meinte er gewiß seyn zu dürfen, daß selbiges noch existire, und Hoffnung — die Schmeichlerin, die sich so oft als ein Irrwisch für Sammler erwiesen hat — verleitete ihn zu dem Glauben, dereinst wohl den Schatz in seine Gewalt zu bekommen. Bis dahin sah er sein Museum für unvollendet an.

Mit solchen Gefühlen ging er an einem Septemberabend im Jahr 1701 aus, um den Rest des Tages in Don Salteros Kaffeehaus zu verbringen, welches an der Themse, nahe bei Battersea-Bridge, stand, und noch steht. Dieß gepriesene Museum zu besuchen, war damals Geschäft der Antiquare und Erholung der londoner Bürger; freilich gab Jenen, wenn sie Hrn. Maulwurf glichen, die Einkehr eben so viel Schmerz, als Lust zu kosten, da das ganze Gebäude mit Raritäten, gegen welche sie nie etwas Aehnliches aufzustellen vermochten, ordentlich vollgepfropft schien.

Die Stunden glitten ruhig vorüber: Hr. Maulwurf besah sich vielleicht zum zwanzigsten Mal die Merkwürdigkeiten Don Saltero's, trank seinen Kaffee, zahlte seine Zeche, und wollte in die Stadt zurückkehren, als er bemerkte, daß die Nacht gewöhnlich dunkel war. Im Jahr 1701 galten die Straßen Londons nach der Abenddämmerung eben nicht für besonders sicher. „Na! Don Saltero!" rief Hr. Maulwurf, „was Neues von den Virtuosen? Immer noch mehr Antiquare und Sammler. Weiß der Himmel, wir hätten genug, wenn die eine die andere aufzehrte!"

„Euer Gnaden hat sehr weise gesprochen," entgegnete Don Saltero mit wichtigem Ton und tiefem Bücking; „es sind jetzt mehr Mäuler, als Futter, wie mir diese Bemerkung, daß mein Schicksal in Westindien aufgedrängt wurde, wohin mich der sehr gelehrten Sir Hans Sloane reisrte. Neuigkeiten betreffend, so werden Euer Gnaden wohl in Erfahrung gebracht haben, daß Hr. Kornwurm ein gar seltenes Schwert bekommen, welches bei Gründung der neuen Kirche von St. Paul ausgegraben ward, und des britischen Königs Lever Mawr oder sein Eigenthum gewesen seyn soll?"

„Die Pest auf diesen Kornwurm!" schrie Maulwurf, „er schnappt mir immer den Bissen vor dem Mundr weg." Sprach Don Saltero, daß ich dem Aufseher über die Arbeiten an der Kirche ein hübschrs Handgeld gegeben, nur um die Entfernung von Allem zu haben, was da aufgegraben werden möchte. Uebrigens glaube ich nicht, daß jenes Schwert echt ist. Ja! es für ein Mährchen, Don Saltero; wir sind nicht gewiß, daß ein König Lever Mawr je existirt hat; Bischof Nicolson glaubt nicht an ihn, und ich eben so wenig."

„Ferner werden Ew. Würden ohne Zweifel vernommen haben," fuhr der Wirth fort, ohne die Gemüthsbewegung seines Gastes zu berücksichtigen." Sie werden vernommen haben, daß Hr. Polypus abermals einen Schlaganfall erlitt?"

„Armer Polypus! armer Polypus! er wird aufkommen, hoff ich — obwohl ich, freilich! freilich! dran zweifeln muß. Aber sprecht, Don Saltero, wenn ihm was begegnen sollte, was Gott vor sey! — aber geschehen kann's ja, Ihr wißt wohl, was meint Ihr wird aus seinem Museum werden? Wird es Versteigerung kommen, Don Saltero?"

„Nicht unwahrscheinlich, Euer Gnaden!"

„Na, wenn Das geschähe, so nähm ich vielleicht das Ei aus der Arche Noäh, wenn ich Dem zu Lieb ins Antiquar gehe; thun kann ichs, denn ich habe weder für Vetter noch Base zu sorgen, wißt Ihr ja. Der alte Polypus schnappte nicht in Doktor Frowzys Cabinet, und ich halt' es für eine der größten Merkwürdigkeiten der Welt, ausgenommen jene Hörner des Teufels, die ich bis Dato mir nicht habe zu eigen machen können."

„Zu deren nunmehr aber erlangtem Besitz ich Euer Gnaden Glück wünsche," sagte Don Saltero.

„Wir! was! Mensch!" rief Hr. Maulwurf in feierlichem Ton; setzte aber gleich darauf nach seiner gewohnten spöttischen Art hinzu: „ich sehe, Ihr scherzt. Na! na! ich verstehe Spaß mit Jedermann; aber wir Antiquare sind ein eigen Volk, was unsre Steckenpferde betrifft, wißt Ihr!"

„Bewahre der Himmel, daß ich mit Euer Gnaden

' antwortete Don Salters; „abee Ew. Würden versicherte
) gestern, hier in meinem armen Hause, daß Sie die
chrift des Teufels besitzen."
Was Du verdammter alter Landstreicher," schrie Maul-
„ich bin einen ganzen Monat lang nicht in Deine Drachen-
gekommen, und Du willst mir weiß machen, ich sey gestern
wesen?"
In der Gesellschaft mehrerer ehrenwerther und gelehrter
n," erwiederte dee Don ganz unbefangen; „alle waren
neugierig, eine so große Seltenheit zu beaugenscheinigen."
„So mögen sie hin, wo sie zu haben ist; denn ich glaube
ich, daß der Schreibee sein Manuscript wiedee geholt hat.
all hab ich nach der verteufelten Handschrift gespäht, und
rgends finden können!"
„So will ich sie Euch zeigen," ließ sich eine Stimme aus
Hintergrund vernehmen, die völlig Maulwurfs eigener glich;
und auch die Feder, womit sie geschrieben wurde, und die
Tinte. Ich hab Alles von meinem Vater."
Als Jene bestürzt herumfuhren, stand an Salteros andree
e eine Gestalt, die Maulwurf in jedem Zuge gleich war,
rothem Haae, bleichem, grämlichem Gesicht, und dem eigen-
lichen holländischen Kostüm, auf welches dee Antiquae fort-
end seinen Stolz setzte.
„Würdiger Hr. Maulwurf!" rief der erschrockene Don Sal-
„sprecht noch einmal, damit ich weiß, welcher von Beiden
t Gnaden mit Fleisch und Blut ist; denn ich glaube Einee
Euch ist des Andeen Spuk, um ihm seinen Tod anzuzeigen!"
„Was, hier bin ich, alter Narr!" erwiederte Dee vom ge-
pueten Ehr, mit Etwas, das nach Zorn aussehen sollte, um
Angst zu verbeegen; „freilich ist Alles nur ein Spuck; abee
will mit dieser Person genauere Bekanntschaft machen, eh ich
Haus verlasse. Sorecht, Herr, wer seyd Ihr?"
„Ein halber Mann," wae die kurze Antwort.
„Wirklich! und was führt Euch her?"
„Nachforschungen nach meiner andern Hälfte, die mie voe
l Jahren davon gelaufen ist. Aber um von dieser Sacho
hts zu erwähnen, welche mir, einigen guten Freunden nach-
rden, das Hirn verrückt haben soll, laßt uns wie Virtuosen
chen, die Narren von anderer Art sind. Ich versichere Euch,
r, daß Alles wahr ist, was ich über die Handschrift des Teu-
l gesagt habe; und da mir Viel daran liegt, daß Ihr die-
e zu sehen bekommt, so tretet, wenn wir jetzt mit einandee
ch Chelsea gehen, in mein Haus und betrachtet sie Euch!"
„Sehr gütig, mein Herr!" entgegnete der Alterthümler,
herum und zum Himmel aufblickend; „abee ich muß nach Hau-
es ist ein düsterer Abend, und eine Strecke Wegs nach der
adt ist nicht zum Sicherstien für späte Wanderer."
„Hm!" gab ihm sein Konterfei zurück, den Blick gleicher
eise in die Höhe gerichtet; „es wird allerdings heute Nacht
ten Sturm setzen, und zwar nicht von dee gemeinen Sorte;
r Ihr werdet deshalb in keine größere Gefahe gerathen, als
r es hier auch seyd. Liegt mir doch selbst daran, daß Euch
n Ungemach zustoße. — Und ich denke wohl, Ihr fürchtet
ch nicht," setzte er spöttisch hinzu.

„O! durchaus nicht! — keineswegs!" sagte Maulwurf, in-
dem er ein Paar unheimliche Zweifel, die ihm aufsteigen wollten, hinabwürgte; „wenns Euch so gefällt, so wollen wir zusam-
men gehen." Der Fremde schlug ein, und Beide entfernten sich von Don Salteros Kaffeehaus.

Es war durch den herannahenden Sturm und die zunehmende Nacht beinah völlige Finsterniß geworden, als Maulwurf und sein Doppelgänger vor einem verfallenen und scheinbar unbewohnten Haus im ältesten Theil von Chelsea still hielten. Die Fensterläden waren ursprünglich verschlossen gewesen, hingen jetzt aber zertrümmert von den ihnen angewiesenen Orten herab, und zeigten die mißfarbigen, zerbrochenen Scheiben und zerfallenen Rahmen; während man im Innern nichts gewahren konnte, als tiefes Dunkel. Gleichwohl stieß Maulwurfs Gefährte die alte, knarrende Thüre auf, tappte gegen eine finstre Treppe hin, und rief dem Antiquar zu, ihm getrost nachzufolgen; nahm sodann den Zögernden bei der Hand, und führte ihn zu einem obern Gemach, welches er alsbald aufschloß. Das Geräthe des Zimmers war alt und schwerfällig; in den Fenstern hingen bunt gewordene Glasscherben; ein paar ausgestopfte Thiere und andere Kuriositäten lagen zerstreut umher; die Wände aber waren mit schönem Rüstzeug und mehrern Schwertern behangen, welche, besonders letztere, sich in bester Ordnung befanden. Der Eigenthümee dieser Schätze hatte nicht sobald eine Lampe angezündet, als ee zwei dode flamändische Gläser und eine alte lederne Flasche in einem Ueberzug von Kameelhaaren, wie sie die Türken auf ihree Wanderschaft nach Mekka zu führen pflegen, herveebrachte. Aus dieser goß er einen wunderlichen dünnen, perlenden Wein, welchee von hohem Alter schien, und versicherte seinen Gast, indem ee ihn zum Sitzen und Kosten einlud, daß schwerlich sonst Jemand in Europa im Stande ,eon dürfte, ein so wunderbares Getränk vorzusetzen. Beide genossen davon, und Hr. Maulwurf meinte, daß es allerdings eine Herzstärkung von ausgesuchtem Bouquet, aber von brennendem Geschmack wäre, weshalb er ablehnte, mehr davon zu trinken. Sein Wirth erwiederte mit höhnischem Ton: „Gut! wie Ihr wollt! übrigens ist es am ersten Becher genug, und ein zweiter würde Euch weder besser noch schlimmer machen. Gleichwohl ist dieser Wein gar zu selten um ihn an Jemand zu geben, dee seinen Werth nicht zu schätzen weiß. Ich bitt' Euch, Freund, was glaubt Ihr getrunken zu haben?"

„Nun," antwortete Maulwurf, dem es bei der Sache sehr unbehaglich zu Muthe ward; „vielleicht einen griechischen oder egyptischen Wein vom vorigen Jahrhundert. Gift werdet Ihr mir hoffentlich nicht gegeben haben?"

„Was ich? und hätte selbst davon getrunken! nein, nein, würdigee Here, Ihr sollt lang leben und Euch besser, als vorher, befinden. Aber seht einmal, wie wenig man das Gute beachtet! der Wein, den wir zusammen getrunken, hat seine vollen viee-zehnhundert Jahre; denn es ist eine Flasche von dem Elixir, welches St. Makarius den Teufel durch die Wüste tragen sah, um die Einsiedler zu versuchen, am Ende des vierten Jahrhunderts."

„Was, Ihr Schurke!" schrie Maulwurf, „Gleich sollt Ihr

mir aufgehoben, sollt mir als Hexenmeister verbrannt werden! Eine hübsche Geschichte Das, meiner Treu! mich in ein altes Haus zu locken, das nur für Diebe und Kehladschneider gemacht ist, und mir ein Mährchen aufzubinden, nachdem Ihr mir Gift statt Wein gegeben habt!"

„Ist es ein Mährchen, so fällt die Schuld nicht auf mich, denn Ihr selbst könnt es in der Legenda aurea des gelehrten Jacobus de Voragine lesen. Und was die Vergiftung betrifft, so wird gerade Euch vor allen Menschen in der Welt das Elixir zu Statten kommen, da Ihr, wie Ihr sagt, weder für Vetter noch Base zu sorgen braucht; denn wenn zwei Personen aus derselben Flasche von meinem Weine trinken, so ist ihr Schicksal auf ewig vereinigt; Alles, was der einen begegnet, trifft auch die andere; und sie sterben in demselben Augenblick, und auf die gleiche Art. Ich wurde vorhin für Euch angesehen, wie Ihr wißt; jetzt werdet Ihr für mich angesehen werden. Ich sagte es Euch ja, daß ich meine andre Hälfte suche. Schade nur, daß wir nicht auch gleich denken, denn Ihr seyd ein Anhänger Wilhelms, und ich halte es mit Jakob. Doch Das ist jetzt einerlei, denn mich wird man für einen Whig nehmen, und Ihr werdet in Verdacht kommen, ein Tory zu seyn."

„Als ein Rebell, als ein Narr sollt Ihr festgenommen werden, und das eh ich eine Stunde älter bin," rief Maulwurf, indem er sich hastig zum Gehen anschickte.

„Wie?" erwiederte sein Wirth, „ohne die Handschrift des Teufels gesehen zu haben?"

„Was Teufel! ich habe eben genug von seinen Werken gesehen; laßt mich gehen, Halunke, und Eurer los werden."

„Ich will Euch nicht lange mehr aufhalten; aber sagt: habt Ihr je von Andreas Greystell, dem Schwertfeger, gehört, der seinen eignen Sohn erstach, als er das Geheimniß seines Vaters, die Klingen zu härten, entdeckt hatte?"

„Ja," antwortete Maulwurf ungeduldig, „ich hörte, wenn mir recht ist, von einem Andreas Stahl in Amsterdam, dem man so Etwas nachsagte; was soll's mit ihm?"

„Nun," entgegnete sein Wirth, und nahm einen schönen Degen von der Wand, auf welchem alte Blutflecken eingerostet waren; — „dieß ist die Waffe, womit er's gethan hat! Sagt, war dieser Mord nicht ein Verbrechen, das der Satan mit eigener Hand schrieb? Und war nicht diese Klinge die Feder, womit er es schrieb?"

„Kerl voll Tücke und Narrheit!" schrie Maulwurf, „laßt mich fort! ich will Nichts mehr von Euch hören!"

„Nur noch ein Paar Augenblicke," versetzte der Fremde, „bis ich zu Euren eigenen Angelegenheiten gekommen bin; dann geht, wohin Ihr mögt, bis uns das Schicksal wieder zusammenführt. — Greystell floh aus seinem Vaterland, und wurde jener Andreas Stahl, den Ihr in Amsterdam gekannt habt, wo er sich ein Vermögen erwarb, und Euch zum Vormünder seines zweiten Sohnes Walter machte, der — "

„Der ein Narr, ein Mondsüchtiger war," unterbrach Maulwurf, „und im Tollhaus gestorben ist. Er selbst soll auch einen Mord begangen haben."

„Sagt lieber einen Todtschlag," gegenredete schnell der Wirth; „und wie tief er denselben bereute, mögen seine Gefangenschaft, sein zerrütteter Verstand, seine jammervollen Wanderungen am Besten kund thun. Und doch war's nur Zufall! denn als er einst mit der Armbrust nach dem Ziele sprang der Pfeil vom Bogen, traf einen seiner Gefährten, machte ihn selbst zum Wahnsinnigen auf Lebenszeit! Der Schaft!" fuhr er fort, „die Feder, womit der Teufel zweitenmal in der Geschichte unsres Hauses geschrieben hat; — ich bin Walter Greystell, und Du — bist mein verrätherischer Vormund!"

Als Hr. Maulwurf vom ersten Schreck über diese Entdeckung zurück kam, stammelte er: „Wenn — wenn — es ist, wie Ihr sagt, so — so — bin ich erfreut, Euch wieder zu finden, Hr. Greystell, — will sagen, wenn Ihr Der seyd, — und — "

„Und jetzt geh im Ernst!" rief sein Mündel mit bitterer Verachtung, „jetzt geh, Du schleichender Wurm, geh! Behalte Deine armseligen Thaler, die Du dem mutterlosen Waisen gestohlen hast; ich brauche sie nicht, und Du mit Ihrer nicht lange freuen. Sie werden Dich entehren, will sie zurückgeben; und gegen Dich schreien, willst Du sie behalten, und ewig wirst Du in ihnen Siegel und Unterschrift des Teufels herumtragen. Aber fort, fort! beflecke meine Wohnung nicht länger! und vergiß nicht, daß in Zukunft unser Schicksal unauflöslich vereint ist." Er fiel mit diesen Worten in den wilden Paroxysmus des Wahnsinns, und Maulwurf stürzte aus dem Hause, ohne zu beachten, welchen Weg er einschlage.

(Schluß folgt.)

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.

Königliche Familienscenen und Porträte aus der vornehmen Welt.

Trotz seinen Hofmannsbegriffen, die ihm nicht erlaubten, die absolute Machtvollkommenheit des Königs irgend ein Zweifel zu setzen, ist der Herzog von Saint-Simon der schärfste, und man kann sagen der sittlich-strengste Kritiker der Menschen und der Dinge seiner Zeit, wie hoch sie auch gestellt seyn mochten. Man überzeugt sich um so mehr von diesem Verdienste, wenn man die Memoiren des Marquis D'Angeau mit den seinigen vergleicht. Saint-Simon erzählt in lebendiger und bewegter Sprache; und giebt ein bestimmtes und rücksichtsloses Urtheil von sich. D'Angeau dagegen bleibt ein theilnahmloser Zuschauer, der keine Meinung hat und bloß von dem officiellen Thatbestande weiß. Aber welch ein Unterschied zwischen dem kalten farblosen Geschäftsstil des Marquis und der wissenschaftlichen Beredsamkeit des Herzogs, welche Beide jeden Act, die Dinge, die sich unter ihren Augen zutrugen, zu Papier zu bringen pflegten, d. h. zwischen officieller und wirklicher Wahrheit. Ein Beispiel sey genug. „Der König", berichtet Saint-Simon vom Jahre 1692, „war stets mit der Versorgung seiner Bastarde beschäftigt, die er mehr und mehr zu erheben suchte. Seit vier Jahren ging er damit um, Mademoiselle von B.

Herzoge von Chartres zu verheirathen. Aber er muth-
en Eindruck, den eine solche Verbindung auf gewisse
hervorbringen würde, und sah um so mehr Schwierig-
oraus, als er wußte, daß Monsieur mit unendlicher
eit an Allem hing, was seine Größe betraf, und daß
*) alle Bastardschaften und Mesalliancen in der Seele
d dabei von einer Persönlichkeit war, bei der er sich
t der Hoffnung schmeicheln durfte, ihr je Geschmack für
he Partie beizubringen. Um alle Hindernisse zu beseiti-
adte sich der König daher an Hrn. Le Grand, der jeder
Vertrauen Sr. Maj. besaß, um durch ihn seinen Bru-
Chevalier von Lothringen, zu gewinnen, der ebenfalls
eit über Monsieur gebot. Die beiden Brüder wünschten
e bessere Gelegenheit als diese, wo sie den König so ganz
er schwachen Seite fassen konnten, und wo folglich als
n Leuten ihnen nothwendig auch Etwas für ihre Rech-
ofallen mußte. Sie empfahlen sich für die nächste Ordens-
on und baten sich den Vortritt vor den Herzogen aus.
önig verstand sich ungern dazu; allein die beiden Brüder
festen Fuß und drangen durch. Der Chevalier von Loth-
der auf diese Weise zum Voraus bezahlt war, verdürgte
Monsieurs Einwilligung in die Heirath und versprach
öglichstes zu thun, um auch Madame und den Herzog
artres in's Garn zu bekommen. Diesen jungen Prinzen
in durch den Abbé Dubois bearbeiten, auf den er Viel
noch ehe er aber seine Einwilligung sich hatte entlocken
wurde er eines Nachmittags in das Cabinet des Königs
, wo der Herzog von Orleans (Monsieur) sich bereits befand.
nig that außerordentlich freundlich, und sagte ihm, er habe
fen, selbst die Sorge für seine häusliche Einrichtung zu
hmen, und biete ihm seine Tochter an, deren beide Schwe-
a auch mit Prinzen von Geblüte vermählt wären; er
dadurch mit der Eigenschaft eines Neffen seines Königs
e eines Eidams verbinden; doch Zwang wolle Se. Maj.
icht thun, und so sehr diese Heirath ihr am Herzen liege,
e er vollkommen seinen freien Willen haben. Dieser Ver-
den Ludwig XIV in seinem so eigenthümlichen Tone
oheit an ihn brachte, setzte den Prinzen außer Fassung.
ßte sich nicht anders aus dieser Noth zu helfen als da-
daß er sich hinter Monsieur und Madame verschanzte:
e erwiederte er, der König habe zu befehlen, aber sein
hänge von dem seiner Eltern ab. „Wohlgesprochen,
", sagte der König; „aber so wie Sie einwilligen, haben
Vater und Ihre Mutter Nichts dagegen." Und sofort
er nach Madame und plauderte einstweilen mit Mon-
ohne daß man von der Verwirrung des Hrn. von Char-
Notiz nahm. Madame kam, und der König erklärte ihr
Eintritte, er zähle darauf, daß sie sich einer Sache, welche
eur wünsche, und womit Hr. von Chartres einverstanden
icht widersetzen werde. Sie dagegen hatte auf die Wei-
. ihres Sohnes gezählt, der ihr deßhalb sein Ehrenwort
n, das er auch soweit hielt, als er konnte, wie man aus
verlegenen und bedingten Antwort ersieht. So fand sie
sich also gefangen und verstummte. Madame schoß zwei grim-
mige Blicke auf Monsieur und den Hrn. Herzog von Chartres,
machte eine leichte Verbeugung und entfernte sich nach Haus.
Der Hr. Sohn folgte ihr unverzüglich, sie ließ ihn aber gar
nicht zum Worte kommen, daß er ihr hätte erzählen können,
wie sich die Geschichte zugetragen, sondern schimpfte ihn un-
ter einem Strome von Thränen aus, und hieß ihn sich fort-
packen. Tags darauf war bei Hof Cirkel. Madame ging
mit Chateautiers ihrer Favoritin, in großen Schritten in der Gal-
lerie auf und ab; sie hatte das Schnupftuch in der Hand und
weinte unverhalten; sie sprach ziemlich laut, und gestieu-
lirte so lebhaft, daß sie ein treues Bild der Ceres darstellte,
wie sie umher rennt und voller Entrüstung ihre entführte Toch-
ter von Jupiter zurückverlangt. Eine jämmerlichere Figur als
Monsieur läßt sich nicht denken, er hatte völlig alle Haltung
verloren, und dieser Zustand dauerte bei ihm länger als einen
Monat. Der Hr. Sohn schien untröstlich. Er näherte sich Ma-
dame, um ihr die Hand zu küssen, wie er alle Tage zu thun
pflegte. In diesem Augenblicke versetzte ihm seine Frau Mutter
eine so tüchtige Ohrfeige, daß man den Knall davon auf meh-
rere Schritte weit hörte — zur unendlichen Bestürzung des ar-
men Prinzen, der diese Beschämung in Gegenwart des ganzen
Hofes erfuhr, und zum ungeheuern Erstaunen der zahllosen
Zuschauer, unter denen ich mich befand."

Sicherlich hatte der Marquis, der bei diesem Auftritte ge-
genwärtig war, die sonore Ohrfeige gehört. Allein sein zarter
Sinn für hofmäßige Anständigkeit und diplomatische Form er-
laubten ihm nicht, einer so plebejischen Naturäußerung in sei-
nen Memoiren Erwähnung zu thun. „Der König", so lautet
es bei ihm kurzweg, „verabredete mit Monsieur die Heirath
des Hrn. Herzog von Chartres mit Mademoiselle de Blois;
worauf sie Hrn. von Chartres holen ließen, der mit seiner Par-
tie zufrieden schien. Der König begab sich zu Monsieur, wo
sich auch Madame einfand. Der König äußerte sich sehr verbind-
lich gegen Monsieur wegen dessen Einwilligung in die Vermäh-
lung. Die Frau Herzogin von Chartres wird einen Ehrencava-
lier, einen ersten Stallmeister, eine Ehrendame und eine Staats-
dame erhalten."

Monsieur verdient es wohl, daß wir noch einen Augenblick
bei ihm verweilen. Wir können zugleich an ihm eine Probe
von der Charaktermalerei des Herzogs von Saint-Simon geben.
Drei Porträte — Monsieur, ein Grandseigneur und ein Landjunker
sollen uns die damalige vornehme Welt repräsentiren.

„Monsieur war mit allerhand Seelenleiden behaftet, die ihn
quälten. Er hatte seit einiger Zeit einen Beichtvater, der, ob-
wohl Jesuit, ihn sehr kurz hielt. Er war ein Edelmann
von gutem Hause aus der Bretagne, der sich Vater du Tre-
voux nannte. Derselbe schmälerte ihm nicht nur alle geregelten
Genüsse, sondern versagte ihm, zur Buße für seine alten Sünden,
selbst manche von denen, die Jener für erlaubt hielt, wobei er
ihm oft vorstellte, daß er nicht Lust habe, sich für ihn verdam-
men zu lassen; wenn der Herzog seine Aufsicht zu lässig fände,
so wäre er es gern zufrieden, wenn er sich einen andern Beicht-
vater wählte. Dann fügte er gewöhnlich hinzu, Monsieur solle

*) Eine deutsche Prinzessin, aus dem Hause Pfalz.

sich wohl in Acht nehmen, er sey alt, durch Ausschweifungen entkräftet, dick, kurzhalsig, und allem Anscheine nach stirbe er an einem Schlagfluß und zwar in Bälde. Entsetzliche Worte für einen Prinzen, einen Wollüstling, wie es nur irgend einen gab, der mit Leib und Seele an Nichts als am Irdischen hing, der seine ganze Zeit in dem üppigsten Müßiggange hingebracht hatte, der von Natur zu jeder Beschäftigung, zu jeder ernsthaften Lectüre, zu jedem Insichgehen absolut unfähig war. Die Furcht vor dem Teufel machte ihm am Meisten zu schaffen, denn sein seliger Beichtvater hatte vor seinem Tode dieselben Reden an ihn gerichtet, an er hatte nicht in diesem Berufe sterben wollen. Die geistlichen Warnungen mußten den Herzog doch ein Wenig nachdenklich machen, und er lebte auch wirklich seit einiger Zeit auf eine Art, die bei ihm für geordnet gelten konnte. Er betete fleißig, folgte seinem Seelsorger, gab ihm Rechenschaft von seinem Thun und Lassen, wie derselbe es ihm vorgeschrieben, von seinem Spiele, seinen Ausgaben und von vielen andern Dingen; er hörte geduldig zu, so oft der fromme Mann für nöthig fand, ihn abzukanzeln, was ziemlich häufig vorkam — kurz er nahm sich zusammen, so gut es gehen wollte. Dadurch wurde er aber traurig, niedergeschlagen; er sprach weniger, als sonst (d. h. noch immer so Viel als drei oder vier Weiber), so daß Jedermann die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen, bemerkte. In der That, diese doppelten Anfechtungen — innerlich von Seiten des Teufels und äußerlich von Seiten des Königs — das hieß zu Viel für einen so schwachen Menschen als Monsieur, dem es so etwas ganz Neues war, sich Zwang auflegen, unangenehme Empfindungen ereegen zu lassen, und es auszuhalten. Sonderbar — Monsieur, der mit so vieler Tapferkeit die Schlacht von Cassel gewonnen, und der bei allen Belagerungen, denen er beiwohnte, eine starke Portion von natürlichem Muthe gezeigt hatte, besaß sonst blos die schlechten Eigenschaften von Frauenzimmern; ein Weltmann ohne Geist, ein Ignorant, wiewohl ein genauer Kenner von Familien, Stammbäumen und Verwandtschaften, taugte er zu gar Nichts; nicht leicht war Jemand an Leib und Seele so arm, ein solcher Schwächling und Feigling — wie es schien nur dazu bestimmt, von seinen Günstlingen betrogen, beherrscht, verachtet und nicht selten auch verführt zu werden — ein Cabalenschmid, der Nichts bei sich behalten konnte, voll Argwohn und Mißtrauen, der beständige Stänkereienstifter an seinem Hofe, der die Leute hinter einander hetzte, um hinter ihre Heimlichkeiten zu kommen, oft nur, um sich zu unterhalten, und der dann den Einen Alles wieder von den Andern zutrug. Mit diesem Unrathe von Fehlern, ohne alle Tugend, verband er einen abscheulichen Geschmack, welchem seine Verschwendung von Geschenken und Reichthümern an Diejenigen, denen er seine Huld zugewandt, und wobei er weder Maß, noch Ziel, noch Umstände berücksichtigte, zum größten Scandal Publicität gegeben hatte. Dieses Volk, das Alles von ihm hatte, behandelte ihn manchmal mit großem Uebermuth, und verwickelte ihn in verdrießliche Händel, um den gräulichen Ausbrüchen seiner Laune einen Abweg zu eröffnen. Diese Leute brachten dann ihren Anhang von Raufbrüdern mit, die zusammen diesen kleinen Hof sehr stürmisch machten, nicht zu gedenken der Zänkereien einer Schaar von Courtisanen, die Monsieur's Hof zierten, von denen immer eine boshafter als die andere und beinahe alle mehr als boshaft waren, mit denen Monsieur seinen Zeitvertreib hatte, und von deren Erbärmlichkeiten ihm keine fremd blieb."

Auf den Prinzen vom Geblüt lassen wir den Herrn von Hohenaber folgen.

„Der Prinz d'Harcourt war ein großer, stattlicher Mann, der eben so viel Edles und Geistreiches, als landesüblich mäßiges Wesen an sich hatte — ein großes Lügenmaul, ein großer Libertiner an Leib und Seele, ein großer Verächter in allen Dingen, ein großer und frecher Gauner — sein ganzes Leben getheilt zwischen einem wüsten Rausch und einem wüsten Katzenjammer. Da er nach langem Umherflattern weder mit seiner Frau leben konnte, wozu er nicht so fehr Unrecht hatte, noch sich in den Hof von Paris zu schicken wußte, lief er sich in Lyon nieder, wo er eine gute Tafel einrichtete, mit Straßendirnen liebelte, sich eine lustige Gesellschaft und einige Koppelhunde hielt, und, um seine Ausgaben zu decken, auf Rechnung von Gimpeln, Narren und Söhnen reicher Familien zu leben, die sich durch seinen Umgang geehrt fühlen mußten — spielte. Er brachte so eine Anzahl Jahre zu, ohne daß ihm einfiel, daß es noch eine andere Stadt oder ein anderes Land in der Welt gebe, als Lyon. Endlich langweilte er sich und kam nach Paris zurück. Der König, der ihn verachtete, ließ ihn sein Wesen treiben, aber wollte ihn nicht sehen; und erst nach zwei Monaten gelang es ihm durch Flehen und Erbitten für alle seine Gaunereien vorgelassen zu werden. Seine Gemahlin, die Favoritin der Frau von Maintenon, war eine Person von eigenem Schlage, die man aber kennen muß, weil sie die Charakteristik eines Hofes ergänzt, an dem immer ihres Gleichen figurirten. Sie gehörte einst zu den schönsten und geistreichsten Damen der Hauptstadt; ob sie aber gleich noch nicht alt war, hatte doch Anmuth und Schönheit ihr den Rücken gewendet, und man sah jetzt Nichts mehr als eine lange und dicke Gestalt von großer Rührigkeit, mit einem Milchsuppengesicht, groben und garstigen Lippen, flachsenen Haaren, schleppendem Gang und Anzug; unsauber, schmutzig, Kopf und Hände stets voll von Tücken und Ränken, Anmaßungen, Umtrieben und Hetzereien; in ihrem Benehmen stets niedrig wie das Gras oder hoch in den Wolken, je nachdem sie es mit Leuten zu thun hatte — eine blonde Furie und dabei eine Harpie — ein Inbegriff von Frechheit, Bosheit, Schurkerei, unbändiger Lüsternheit, Geiz und Habsucht; endlich darf auch ihre Gefräßigkeit nicht vergessen werden, und ihre Kunst, sich des Ueberflusses nicht schnell zu entledigen. Immer sah sie in tausenderlei Geschichten; sie lief eben so um hundert Livres, als um hunderttausend. Besonders hing sie sich gern an Finanzleute, die sie auf alle Art zu prellen suchte. Ihre Kühnheit, im Spiel zu stehlen, ging ins Unglaubliche, und mochte man es auch merken, sie machte sich so Viel daraus nicht. Ja Wer sie ertappte, gerieth in einen solchen Hagel von Schimpfwörtern, daß er wohl zufrieden war, wenn sie endlich nur wieder aufhörte und den Raub in die Tasche ruhig wandern ließ. Man gewöhnte sich allmälig daran, sie

erweis zu betrachten, mit dem man es vermieb, in Be-
zu kommen; was sich aber freilich nicht immer thun
ngeachret sie stahl, so Viel sie kannte, so ermangelt sie
n Ende jeder Partie zu versichern, daß sie Alles weg-
was sie im Spiel gewinne; und die Andern aufzufor-
hrem Beispiele zu folgen, wadel sie aber keine Antwort
te, sondern sagirich zugriff. Ihr Gewissen bemühte sie
Uebungen der Frömmigkeit zu beschwichtigen, sie ging in
ssen, cammunicirte unaufhörlich und meist nachdem sie
rgens 4 Uhr am Spieltische gesessen hatte. Denn, sagte
m Spiel gebe es immer Verstöße."

ieß glichen nicht alle Prinzen von Geblüt Mansieur, und nicht
ohen Hrn. und Frau aan Harcourt; aber ihre Bilder zeigen
nigsiens den Schauplatz der aarnehmen Welt im Zeital-
„graßen Königs", mit den herrschenden Begriffen der
ng gegen das Laster, wenn es mit hoher Geburt gepaart
es kirchlichen Frohndiensts, wamit man jede Schuld abzuver-
glaubte; der Strafiosigkeit, deren Personen vom Stand bei
Verbrechen sicher waren. In diesem Sinne mag das Bild
Landedelmannes das Gesammtgemälde verrallständigen.

ie Vatteallles sind Herren aus der Franche-Comté. Abbé
ille, ein jüngerer Bruder, trat frühzeitig in den Orden
rthäuser und that Praseß. Er hatte viel Geist, aber ei-
celen und ungestümen Geist, dem das Klosterleben bald
nerträgliche Bürde ward. Unfähig, unter dem Joche, das
m lastete, länger auszuhalten, dachte er nur darauf, wie
emancipirte. Er fand Mittel, sich weltliche Kleider, Geld,
n und ein Pferd zu verschaffen, das in einiger Entfer-
seiner harrte. Allein, wie es scheint, war es nicht mög-
daß Alles so leicht, ohne Verdacht zu erregen, sich ins
setzen ließ. Sein Prior roch den Lunten, öffnete mit
Dietrich Vatteville's Zelle, fand ihn in weltlicher Tracht,
m Begriffe, auf einer Leiter über die Mauer hinabzustei-
Der Prior ruft um Hülfe, und Jener, ohne sich lang zu
en, streckt ihn mit einem Pistalenschusse todt nieder und
sich. Zwei oder drei Tagreisen vam Kloster (denn bis-
itte er alle bewahnten Orte sargsam vermieden) machte er
um in einer elenden Schenke, die einsam auf dem Felde
zu speisen; er stieg ab und fragte, was man haben
. Eine Hammelskeule und einen Kapaun, erwiederte der
. Gut, entgegnete der weiland Bruder Kuttenträger,
sie an den Bratspieß. Der Wirth machte seinem Gaste
klich, daß Dieß eigentlich für eine Person zu Viel sey, und
r dann Nichts mehr im Hause habe, wenn sanst noch Je-
Etwas walle. Der Mönch, ärgerlich, sagt, wenn man
, so sey es nicht weniger als billig, daß man bekamme,
man wolle; übrigens sey sein Appetit groß genug, Alles
zu aerzehren. Der Wirth wagt keine Widerrede mehr
äßt braten. Der Braten war beinahe fertig, als ein zwei-
eitrr erschien, der gleichfalls allein war und in der Schenke
g halten wollte. Er aerlangt zu speisen, und erfährt, daß
s mehr aarhanden ist, als was er am Spieß sieht; er fragt,
iel Gäste es denn seyen, und hört zu seiner großen Ver-
rung, daß Alles für einen Einzigen seyn soll. Nun so
werde ich um mein Geld mitspeisen, sagt er, und ist noch mehr
erstaunt über die Antwort des Wirths, der ihn versichert, daß
er nach der Miene Dessen, der das Essen bestellt habe, zweifle,
ob derselbe theilen werde. Der Reisende geht hinauf, redet
Vatteville höflich an und erfuhr ihn, da die Küche Nichts ver-
mögé, als was er in Beschlag genammen, ihm einen Theil da-
aon gegen Bezahlung abzutreten. Vatteville will von diesem
Vorschlage Nichts wissen; es entsteht Streit; der Streit wird
hitzig; der Mönch macht kurzen Prozeß, zieht seine Pistole und
schickt den Reisenden seinem Prior in die andere Welt nach.
Hierauf steigt er ruhig die Treppe hinab zu den Wirthsleuten,
die voll Entsetzen sind, läßt sich den Capaun und die Ham-
melskeule auftragen, verschlingt sie mit Haut und Knochen, zahlt,
besteigt sein Pferd und reitet seine Straße. Nun aber, was
sollte er beginnen? Da war guter Rath theuer. In dieser Ver-
legenheit begiebt er sich nach der Türtei; läßt sich beschneiden,
nimmt den Turban und läßt sich unter die Janitscharen auf-
nehmen. Geist und Tapferkeit zeichnen den Renegaten aus, er
wird Pascha und Befehlshaber in Marea, wa die Türken mit
den Venetianern Krieg führten. Hier bekommr er mehrere
Plätze in seine Gewalt und benimmt sich so gut mit seinen
Türken, daß er glaubt, seiner Lage, in der er sich doch nicht
wohl befinden mochte, eine günstige Wendung geben zu können.
Er setzt sich mit der Regierung der Republik in Correspondenz und
schließt seinen Kauf mit ihr ab. Unter der Bedingung, daß
ihm in bester Form die Absolution des Papsts von seinen Fre-
aeln des Mords und des Abfalls, und adlige Sicherheit vor den
Karthäusern, so wie vor allem und jedem Ordenszwang verschafft
und er befähigt würde, mit Vorbehalt aller Rechte eines Prie-
sters auf jede Art von Beneficien, und als ob er nie einem Or-
den angehört hätte, in die Welt zurückzutreten — versprach er
mehrere Festungen und eine Menge Geheimnisse der Türken an
die Venetianer zu verrathen. Die Letztern fanden ihre Rech-
nung zu gut dabei, um sich mit Scrupeln zu tragen, und der
Pabst glaubte es dem Interesse der Kirche schuldig zu seyn, den
Türken auf jede Weise Abbruch zu thun: also bewilligte er in
Gnaden alle Forderungen des Pascha. Und dieser, nachdem Alles
gehörig ausgefertigt war, traf seine Maßregeln so geschickt, daß
er Allem nachkam, wozu er sich anheischig gemacht hatte. Ue-
bergegangen in das christliche Lager, bestieg er ein Schiff, das
ihn nach Italien trug, und eilte nach Rom, wo ihn der Pabst
wohl aufnahm und mit seinem Segen nach seinem Vaterlande
entließ. Mit stolzer Zuversicht kehrte er nach der Franche-
Comté zu seiner Familie zurück und belustigte sich damit, den
Karthäusern Gesichter zu schneiden.

Solche abenteuerliche Geschichten zogen bei der ersten Erobe-
rung der Franche-Comté die Aufmerksamkeit auf ihn als auf ei-
nen Mann, der mit der Klinge, wie mit Intriguen umzuspringen
wisse; es entspann sich zuerst ein direkter Verkehr zwischen
ihm und der Königin Mutter, und hierauf den Ministern, die
sich seiner bei der zweiten Eroberung der Provinz mit Nutzen
bedienten. Er leistete große Dienste, aber nicht umsonst. Was
er sich ausbedung, war nichts Geringeres als das Erzbisthum von
Besançon, wozu er auch die Ernennung erhielt. Doch konnte

der Pabst sich nicht entschließen, die Bestätigungsbulle zu unterzeichnen: den Mörder, den Renegaten, den Beschnittenen mit dem Pallium bekleiden — nicht möglich! Der König ging auf die Gründe des Pabsts ein und capitalirte mit dem Abbé, der sich mit der Abtei von Beaune, der zweitbesten in der Franche-Comté, einer andern fast eben so guten in der Picardei und mit verschiedenen sonstigen Pfründen abspeisen ließ. Seitdem lebte er bald auf seinem Prälatensitz zu Beaune, bald auf seinen Gütern, zuweilen zu Besançon, seltener zu Paris und am Hofe, wo er immer mit Auszeichnung behandelt wurde. Ueberall hielt er auf zahlreiche Equipagen, eine gute Jagd, eine große Tafel und lustige Gesellschaft; in Bezug auf den Umgang mit Frauenzimmern that er sich nicht den mindesten Zwang an; er spielte den Grandseigneur ganz nach alter Weise, indem er seine Bauern und manchmal auch seine Nachbarn tyrannisirte: zu Haas bezeichte Niemand unumschränkter, als er. Die königlichen Beamten zuckten die Achseln: sie hatten ausdrücklichen Befehl, ihn gewähren zu lassen, so lange er lebte; sie wagten ihm daher weder in seinen Schatzungen, wobei er auf seinen Dependenzen ganz nach Willkür verfuhr, noch bei seinen oft gewaltthätigen Proceduren Etwas in den Weg zu legen. Mit diesem Charakter und dieser Haltung machte er sich gefürchtet und geachtet, und oft besuchte er die Karthäuser, bloß um ihnen zu zeigen, daß er trotz Allem ihre Kutte abgeschüttelt habe. Er spielte sehr gut L'ombre und gewann darinn so oft Codille, daß ihm der Beinamen Abbé Codille verblieb. In dieser Zügellosigkeit der Sitten und mit diesem Ansehen lebte er fort und wurde fast 90 Jahre alt.

Die zusammengewachsenen Siamesen.

(Mit einer Lithographie.)

Die Zeichnung zu beiliegender Lithographie wurde uns von Hrn. Dr. Franz Liber in Boston zugeschickt. Bereits ist in anderweitigen Blättern von dem seltenen Brüder-Paar hinlängliche Erwähnung geschehen, um unsere Leser mit demselben als bekannt voraussetzen zu dürfen, daher wir ohne weitere Einleitung zur Erklärung des Bildes schreiten, indem wir dabei dem Aufsatz folgen, welchen das Asiatic Journal über die Zwillinge liefert. Die beiden Knaben sind von gewöhnlicher Statur, ihre Köpfe ausgezeichnet groß und die Stirn höher, aber nicht so breit, als sonst bei jungen Leuten ihres Alters gewöhnlich ist. Züge und Ausdruck sind chinesisch, und bei Beiden auf den ersten Anblick ziemlich gleichförmig; bei wiederholter Besichtigung treten jedoch die Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnen stärker hervor, so daß sie einander eben nicht ähnlicher sehen, als sonst wohl auch bei Zwillingen vorzukommen pflegt. Die Substanz, durch welche sie zusammenhängen, befindet sich in der Gegend der Herzgrube, und ist mit der gewöhnlichen Haut, die sich auf den Leibern beider Brüder fortsetzt, bedeckt. Mit Ausnahme einer Narbe am untern Theile, welche offenbar von Wegnahme der Nabelschnur herrührt, bietet diese Haut durchaus keine Flecken, Mäler oder sonst etwas Ungewöhnliches dar. Die schwertförmigen Knorpel des Brustbeines sind bei Beiden auswärts gebogen und durch Bänder mit einander vereinigt, welche eine Art Gelenke bilden, in verschiedene Bewegungen gestatten. Durch das Zerren an diesen, welches natürlich beinahe jede Bewegung des Patienten mit sich bringen muß, sind die äußern Bedeckungen ausgedehnt worden, so daß die ganze Substanz nach ihrer horizontalen Richtung eine Länge von etwa zwei Zoll, und in ihrer vertikalen Richtung eine Dicke von vier Zoll haben mag. Die Länge, über welche sich das Asiatic Journal sehr undeutlich ausdrückt, wird, wenn man diese Dicke kennt, durch die Verhältnisse unsres Bildes so ziemlich genau angegeben. Ohne Zweifel war sie Anfangs sehr unbedeutend. Die Masse ist zähe, und einer beträchtlichen Ausdehnung fähig. Wenn sie nicht angespannt ist, d. h. wenn die Knaben gegen einander gewandt sind, und nahe beisammen stehen, so bleibt von der Substanz fast Nichts sichtbar, als die etwas aufgebogenen schwertförmigen Knorpel, wie sie durch eine Haut zusammenhängen. Diese kann dann die innere, (in diesem Fall eigentlich untere) Concavität der Knorpel deutlich fühlen. Pulsation läßt sich nicht vernehmen. Die Haut, welche das Ganze überzieht, scheint fast ganz unempfindlich, ist es jedoch vielleicht erst nach und nach geworden. — Die Brüder haben nicht, wie man etwa vermuthen könnte, ein gemeinsames Empfindungsorgan. Man hat dem Einen Etwas zugeflüstert, ohne daß der Andere Etwas davon hörte; man hat scharfe Salze auf die Nase des Einen angewandt, ohne daß der Andere eine Empfindung davon hatte. Kneipte man den Einen in den Arm, so spürte der Andere Nichts davon. Als man jedoch mit einer Nadel gerade in die Mitte des sie verbindenden Körpers einstach, sagten Beide, daß sie einen Schmerz empfänden; diese Gemeinschaftlichkeit der Empfindung scheint sich nach mehreren Versuchen etwa ½ Zoll weit von dem Mittelpunkt der verbindenden Substanz nach dem Leibe jedes Knaben hin zu erstrecken; über diesen Raum hinaus war die Empfindung nur noch für Den wahrnehmbar, auf dessen Seite der Stich angebracht wurde; der Andere kam durchaus keinen Eindruck davon.

Temperament und Gemüthsbeschaffenheit der beiden Brüder entsprechen einander, wie Dieß überhaupt bei Zwillingen häufig bemerkt ist, in hohem Grade. Rechnet man hiza noch die Gewohnheit, stets zugleich zu handeln, so wird man über die Gleichheit ihrer Bewegungen und die Willfährigkeit, womit Jeder dem Verlangen des Andern nachkommt, weniger erstaunen. — Ihre Gelüste und Neigungen sind ganz dieselben, auch selbst die natürlichen Entleerungen erfolgen bei Beiden zu gleicher Zeit. Beide sind einander mit großer Liebe zugethan.

Eine Trennung der verbindenden Substanz könnte nach der gegebenen Natur derselben wohl füglich vorgenommen werden, würde bloß dem sie begleitenden Führer oder Vorweiser Schmerz beibringen.

Im Vorbeigehen wollen wir hier nur noch bemerken, daß Kolmus von einem noch weit sonderbarern Doppelwesen spricht, das er mit eigenen Augen gesehen haben will: einem Manne nämlich, dem ein anderer Mann unter der Brust queer herüber gewachsen, welcher von seinem Zwillinge auf diese Art durch ganz Europa getragen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 363. 29 December 1829.

Die Handschrift.

(Schluß)

Es war eine finstre, stürmische Nacht, als der Antiquar au- r Fassung, ermattet, vom Regen durchnäßt, in London *) an- m, und heftig fortrannte, ohne daß er bedacht hätte, wohin. letzt verließen ihn die Kräfte, und er sah sich nach einem Wa- n oder sonstigen Zufluchtsort um; aber nirgends konnte er n Gefährt entdecken, und überdieß nahm er wahr, daß er inen Weg verfehlt habe, und jetzt der bekannten alten Ta- rne in Haymarket gegenüber stehe, welche, von zwei bemalten d geschnitzelten Pfeilern am Thore, „zu den blauen Pfosten" nannt ward. Sie galt damals als ein Versteck politischer Zu- mmenkünfte und vornehmlich als ein Boden für den Einfluß, ichen Monsieur Poulssine, der französische Gesandte, zu Gun- des vertriebenen Königs auf deren Gäste metallisch auszu- n im Verdacht stand, so daß dort einzukehren für ein unde- itbares Zeichen des Jakobitismus angesehen wurde. Ohne dieses Umstandes zu erinnern — denn in diesem Fall wär' eben so gern in eine Löwengrube gedrungen — trat Hr. aulwurf, angezogen durch das flackernde Feuer und die fröhli- en Töne, die ihm entgegenhallten, ein. Er horchte nur halb uf die Anrede des Aufwärters, und folgte ihm gleich in ein roßes Zimmer, wo eine Gesellschaft wohlgekleideter Herren auchend, trinkend und singend um einen Tisch versammelt war. Der Alterthümler, in der Meinung, daß Dieses bloß einer der amals gewöhnlichen Klubs sey, zu welchen jeder Fremde ohne Unterschied Zutritt hatte, setzte sich ohne Weiteres, und foderte Branntwein, worauf Einer von den Gästen, der in seiner Nähe aß, ihm eine Flasche zuschob, und sagte: „Da, Herr! da ist om guten; greift zu. Das ist das rechte Ding, echter Franz- ranntwein, ich versichere Euch, und nur für ehrenhafte Män- er," ein Name, womit sich damals die Jakobiten gegen- eitig bezeichneten — „für ehrenhafte Männer wie wir sind, emacht. Auch andrer französischer Wein steht auf dem Tisch; ber von holländischem Getränk, Orangen und Punsch, sind wir eine großen Freunde: Ihr versteht mich doch?"

*) Bekanntlich wird Chelsea, wo die bisherige Scene spielte, von London unterschieden.

Während Jener noch so sprach, trat der Wirth herein und sagte, nachdem er sich rings umgesehen hatte: „Meine Her- ren! wenn Sie Alle ehrenhafte Männer sind und gerne ein gutes Stück spielen hören, so beliebt es Ihnen vielleicht, ei- nen schottischen Pfeifer zu vernehmen, der schöne Musik aus Frankreich bringt."

Der Spielmann trat herein, und obwohl er nur die ge- wöhnliche Kleidung von Leuten seiner Profession trug, schienen doch seine Miene und sein ganzes Benehmen zu verstehen zu geben, daß er von viel höherem Stand war, als derjenige, den er äußerlich angenommen hatte. Dieß konnte auch daraus geschlossen werden, daß er mit Einigen von der Gesellschaft sehr geläufig Französisch sprach, welche sodann die Worte: „Sonnabend den sechsten September," mit Bestürzung nachflüsterten. Nichts desto weniger fuhr er fort, seinen äußern Charakter zu behaup- ten, und mehrere Stücke mit großem Beifall zu spielen, wie „Willkommen drüben, über'm Meer;" „Ihr alten Stuarts kommt zurück" u. dergl. Endlich legte er die Pfeife weg, nahm ein volles Glas Branntwein, und sagte: „Na! meine Herrschaften, auf alle ehrenhaften Männer, hier und über dem Wasser:

Auf Einen, der fern ist, ach wär er zu Haus!
Füllt All' Eure Becher, und trinkt sie rasch aus! —

Ja, meine Herrschaften, ich will nicht vergessen:

Die Sonne geht in Frankreich auf,
Und sinkt mit hellem Schein;
Es ist ein Knab' in jenem Land
Der sollt' in England seyn!"

Der Spielmann nahm seine Pfeife und verließ das Haus, unser Antiquar aber hatte nun die erfreuliche Ueberzeugung ge- wonnen, daß er den Abend mit einem Theil der erklärtesten Jakobiten Londons zugebracht, weßhalb er aus der Taverne stürz- te, als ob Feuer, Schwert oder Pestilenz ihn verfolgten. Als er dann still und heimlich von der Hausthür wegschleichen wollte, hörte er eine Stimme sagen: „Gute Nacht, Hr. Maulwurf, ich wünsch Euch Glück, sobald ein Tory geworden zu seyn. Ihr werdet finden, daß Euer Besuch hier drinnen kein Geheimniß ge- blieben ist." Er erkannte, daß diese Worte von Niemand her- rühren konnten, als von Walter Greysteil, und sah sich um, ihn der Wache zu überliefern; aber Jener war nirgends zu entdecken,

und eben so wenig war irgend sonst Jemand auf der Straße, so daß Maulwurf, grimmig und abgemattet, sich nach seiner Wohnung auf den Weg machte, wo er bald nach Mitternacht ankam.

Die meisten Dekorationen des Maibaums, deren wir im Anfang unsrer Erzählung Erwähnung thaten, sind mit der Zeit verdorben, oder herabgenommen worden; an dem Morgen nach Hrn. Maulwurfs Abenteuer aber waren die Bewohner jener Gegend sehr erstaunt, die vergoldeten eisernen Kronen, welche die Stange in der Mitte umgaben, von unbekannter Hand und aus unbekannten Gründen mit weißen Rosen umwunden zu sehen. Der letztere Theil des Geheimnisses klärte sich zwar nach wenigen Stunden auf, indem sich die Kaufleute und Politiker im Vertrauen sagten, daß der verbannte Jakob II Sonnabend, den sechsten des Monats, zu St. Germain gestorben sey, und Ludwig XIV den Prinzen von Wales als Jakob III von England proklamirt habe; daß der französische Gesandte zweifelsohne das Königreich verlassen müsse, und in der größten Schnelligkeit Krieg erklärt werden würde. Aber wie der Maibaum trotz allen Hindernissen der Nacht, der Wachen, und dreier an der Stange selbst aufgezogener Laternen in einer Höhe von 67 Fuß habe mit Blumen geschmückt werden können, war nicht so leicht heraus zu kriegen. Die Jakobiten schrieben die Sache einem Wunder zu, und schwuren zuversichtlich, sieben Engel hätten unter einer herrlichen Musik die Kränze um den Baum gehängt, während die Anhänger Wilhelms, um nicht dahinten zu bleiben, versicherten, sieben Teufel hätten es während eines fürchterlichen Sturmes gethan. Gewiß aber war, daß der verbannte James Francis Edward Stuart viele geheime Freunde in England hatte, und daß die Nation in einer bedenklichen Lage sich befand, da ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich schien, Wilhelm aber gefährlich krank in Holland lag, obwohl man letztern Umstand eifrigst verheimlichte, und kaum erst nach Wiederherstellung des Königs laut werden ließ.

Auf Hrn. Maulwurf jedoch fiel ein schlimmer Verdacht, und er wurde sehr ernstlich aufgefordert, sich bei dem Staatssekretär einzufinden, und wegen seines Benehmens an jenem Abend zu rechtfertigen. Seine Freunde konnten nicht genug erstaunen daß ein Mann, welchen sie immer als einen der standhaftesten Anhänger Wilhelms gekannt, zuletzt zu einem heimlichen Jakobiten und verkappten Jesuiten umschlagen sollte. Der Haupt-Anklagepunkt war, daß man ihn unter dem Stuart-Kind in den blauen Pfosten gesehen hatte, eben als ein berüchtigter Anführer von Jakobs Partei daselbst verkleidet anlangte, und die Nachricht von des Königs Tod, und der Proklamirung des Prinzen durch Ludwig XIV überbrachte. Hiezu fügte Argus Dämmerling, der Wächter, den Zusatz: er habe zwischen Mitternacht und Morgen eine Gestalt, wie die des Antiquars, um den Maibaum herumgehen, und sich zuletzt gegen den gewappneten Eber zurückziehen sehen. Zu seiner eignen Vertheidigung führte Hr. Maulwurf einen Theil der Geschichte mit seinem wunderbaren Ebenbild an; als jedoch in Folge dieser Angaben das verfallene Haus in Chelsea durchsucht wurde, standen alle Gemächer leer, und Walter Greyfteil war nicht mehr in London zu finden.

Da Nichts auf ihn herauszubringen war, wurde der Antiquar endlich in Freiheit gesetzt, obwohl er noch unter polizeilicher Aufsicht blieb, und allgemein für einen verdächtigen Mann galt. Zu Diesem verwickelten ihn die wilden Streiche der hitzige Jakobitismus seines wahnsinnigen Repräsentanten in neue Ungelegenheiten; und doch konnte er des wirklichen Urhebers nie habhaft werden. Zuletzt kündete ihm der Kopf des gewappneten Ebers, überdrüssig eine aneckige Person beherbergen, die Miethe auf, weßhalb er sein Muster [illegible] kaufte, und England wieder verließ, um Wattee Greyfteil aufzuspüren und zu versuchen, ob er durch Zurückgabe des seinem Mündel gehörigen Vermögens die eigene Seelenruhe wieder gewinnen könne. — Einige wollen behaupten, Beide seyen noch jetzt, und suchen einander noch immer auf, ohne je in Stande zu seyn, zusammenzutreffen. — — — —

Die glückliche Verbindung, ein chinesischer Roman.

Bei einem Volke, bei welchem Verfassung, Sitten, Gesetzgebungen, Sprache, kurz Alles, bis auf die Aeusserungen der zartesten Gemüthsbewegungen stereotyp geworden ist, könnte man schon von der näheren Kenntniß voraussetzen, auch eine stereotype Kritik, ein bestimmtes unwandelbares Maß für die Leistungen in dem Fache, welches überhaupt bearbeitet worden war, und die schärfste Classification von dem in jedem Fache Vorhandenen zu finden. Wie die Alexandriner aus den Schriftstellern des griechischen Alterthums haben die Chinesen aus den übrigen einen Canon gesondert, in welchem von der gesammten Literatur nur das Klassische aufgenommen ist; nur ist der Canon der Chinesen viel umfassender, der Masse nach, und in gewisser Beziehung auch dem Stoffe nach als bei den Alexandrinern. So besitzen die Chinesen allein, in ihrer Sammlung Thae-tsi (Werke des Genies) 6 classische Romane, in deren Reihe Ju-Kiau-li, welcher durch Abel-Remusat's meisterhafte Uebertragung bekannt geworden, der dritte ist, und von denen wir so eben durch einen britischen Gelehrten, Dr. Morrison den Uebersetzer der historischen Tragödie, des Hauses Han, jetzt auch den zweiten — Hen-kiu-tschuen, die glückliche Verbindung — unter dem Titel: The Fortunate Union, a Romance, translated from the Chinese Original, with Notes and Illustrations (Lond. 1829. 2 vols 8.) in treuer englischer Uebersetzung erhalten. Das merkwürdigste Volk der Erde, in seiner Abgeschlossenheit von der ganzen übrigen Welt, wird uns von einem einheimischen Künstler in dem lebendigsten Gemälde aller Verhältnisse, Schattirungen und Bewegungen der Gesellschaft vor Augen gestellt:

Quicquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas
Gaudia, discursus — nostri est farrago libelli.

Eine der charakteristischesten, wenn nicht der poetischesten Scenen ist

Die Entführung.

Am Morgen des 20 versäumte Schulpingsin nicht, mit allen erforderlichen Vorbereitungen zu der Todtenfeier an Grabe ihrer Mutter zu gehen. Den Tag vorher hatte sie ihren Oheim aufgefordert, sie mit seinen drei Söhnen zu begleiten; er bedachte indessen, daß die Entführung seiner Nichte natürlich nicht ohne einige Unruhe

Digitized by Google

blaufen könne und daß, wenn er selbst dabei zugegen sey, ein Theil er Verantwortlichkeit auf ihn zurückfalle, und antwartete dahee, aß er duech wichtigr Geschäfte zn Hause zurückgehalten würde. „Gut," sagte sie, „wenn Sie nicht selbst kommen können, warum ollen Sie mich dann nicht van meinen drei Vetteen begleiten las- en?" — „Die beiden ältesten," eewiederte Schuijun, „sind gleich- alls zu Hause beschäftigt, aber der jüngste mag mit Dir gehen und n der Feier Theil nehmen." Nachdem sie auf diese Weise überrin- ekommen waren, unterrichtete er insgeheim Kuketsu van den Grün- en, die ihn bestimmten, sich entfernt zu halten, und setzte hinzu, aß sein jüngster Sahn bei diesee Gelegenheit gute Dienste leisten önne, um die Vaebereitungen seiner Nichte anszukundschaften.

Das südliche Gehöfde lag ungefähr vier Meilen von der Stadt; ie junge Dame stand daher bei Tagesandruch auf, um sich auf den Weg zu machen, indem eine geaße auf allen vier Seiten mit dun- eln Blinden geschlossenr Staatssänfte, nebst dem gelben Regenschirm, er den Zug eröffnen sallte, schon bereit stand. Vier Dienerinnen folg- ten, jede in riner kleineeen Sönfte, und der junge Vetter mit einer Anzahl männlicher Dienstboten zn Pferde führte die Nachhut. In ieser Ordnung traten sie ungestöet iheen Weg an, um die Leichen- eier zu halten:

Im klaren Spiegel blütenglänzend lacht
Das schwanke Reis, es birgt der blasse Mond
Sich in der Wage vor des Thaeen Griff:
Umsonst ist jede Müh', die Beute bleibt
So underührt, als Schatten bleibt im Strom.

Bei der Ankanft Schuipingsins auf dem Meierhofe öffnete der Pächter das Thar und führte ihee Sänfte sogleich in das Gastzim- mer, woranf die Thür geschlossen wurde, so daß die Begleiter zu Pferde außerhalb des Gehöfdes blieben. Die Frau des Pächters brachte den Thee herein, und nachdem Schuipingsin nebst iheem Bet- ter davon genassen hatte, fragte die junge Dame, vb bei dem Grabe Alles vorbereitet wäre. Das Weib antwortete, es sey Alles breit; warauf sie aufstand und mit dem Vettee zu dem Geadmale hinter em Meierhafe ging und der Dahingeschiedenen die gewöhnlichen Opfer beachte und das Goldpapiee verbeannte. Nachdem diese Feier- ichkeiten beendigt waren, besuchte Schuipingsin einen Pavillon auf er Westseite des Meieehafes, um die Beete des Chrysanthemum in ooller Blüte zu sehen. Im Westen nnd Osten befanden sich zwei große Sommerhäuser, von denen das östliche mit jungen Pfirsich- bäumen nmgeben war, wegen ihrer schönen Blüten im Frühling; as westliche dagegen war zn Herbstbesnchen bestimmt und deßhalb auf ähnliche Weise mit Chrysanthemum nmgeben. Die junge Dame ewunderte den außeraedentlichen Reichthum und die Schönheit der Blüten, die sich auf dem Baden gleich einem goldgestickten Teppich um das Gebäude her beeiteten. „Ihr zarter Schatten füllt das Ge- häg und ein süßer Duft weht burch die Blumenbeete, die in deei- facher Reihe gepflanzt sind; die tieferen und lichteren Schattirun- gen werfen ein geldes Licht zurück und die Blättee erglänzen unter ren Thautropfen. Die hungeigen Blüten verschlingen jeden Hauch er Luft, wie sie ihren unvergleichlichen Schimmer um sie her schüt- et. Der Blick theilt die sehnende Mattigkeit der Blüten, die ärtlich und demüthig ihr Haupt neigen, nnd in dem Geiste erwa hen Gedanken, die der Trauer des Herbstes gemäß sind. Sage nicht, daß dieser Anblick nue dazu diene, die Augen des gleichgültigen Zuschaners zu sättigen; wisse, daß salche Blüten wie diese einst den Dichter Tao-juenning begeisteeten, als er seine Seele in Liedern nnd Wein ergötzte."

Nachdem sie das Chrysanthemum betrachtet hattr, genoß Schui- pingsin die Aussicht von den vier Seiten des Pavillon und sah wie das Landvalk mit dem Einbeingen der Ernte beschäftigt war. Zu ihrem Erstaunen bemerkte sie aber zwei Bursche darunter, die müs- sig neben einem Wetteeschoppen standen und den Arbeitern zusahen Dadurch überrascht blickte sie schärfer umhee nnd sah auf der West- seite des Gebändes drei andere auf einem Steehhaufen sitzen, die sogleich, als sie sich bemeekt sahen, aufstanden. Auf der andern Seite dee Mauer nahm sie ihren Vetter wahe, der mit einem Fremden in blaner Tracht in tiefem Gespräch begriffen schien. Im Augenblicke schöpfte sie den Verdacht, daß irgend ein boshafter An- schlag im Werke sey, sagte indessen nicht ein Wort. Bald darauf lud das Pächtersweib sie ein, seinige Erfrischungen anzunehmen; sie verließ daher den Pavillan und sandte zn ihrem Vetter, mit der Bitte, er möchte ihe Gesellschaft leisten. Sabald das Mahl vorüber war, drängte der Letztere zum Aufbeuch, indem ee den Vorschlag machte, da sie Nichts mehe zu thun hätten, sogleich nach Hanse zu- rück zu keheen. „Unterhalten Sie sich noch einen Augenblick allein, sagte Schuipingsin; ich muß meinen Pächtern noch einige Befehle ge- ben nnd die rückstehenden Zinsen von ihnen eehehen."

Als er sich entfernt hatte, beachte sie ihre Geschäfte mit den Zinsleuten in Ordnung und zag sich dann mit iheen Dieneinn- nen in ein kleines Hinterzimmer zurück. Hier ließ sie eine ledeene Kiste, die zur Aufbewahrung der Kleider diente, ausleeren und das- sie mit kleinen Steinen nnd anderem Schutt ausfüllen, der durch einen teeuen Diener herbei geschafft woeden war. Diese Kiste wneds in aller Stille unter den Sitz in der Staatssänfte gestellt, darauf ein graßer Stein in einige Kleidungsstücke gehüllt und auf den Sitz gesetzt, und endlich die Thüe verschlassen und die Blenden sorgfäl- tig befestigt. Nachdem hierauf die Dienstboten, auf deeen Teeue sie sich verlassen konnte, heeeingerufen worden waren, kleidete Schui- pingsin sich als Magd und stieg in eine der kleineeen Sänften, in- dem das Mädchen, welches diese eingenommen hatte, in der Meierei zneück bleiben und sich später van dem Pächter nach Hause bringen lassen sollte. Nachdem so Alles angeordaet war, wurden die Thüren geöffnet und die Sänftenteäger hereingerufen. Diese erschienen so- gleich, jeder begab sich zu der Sänfte, für welche er bestimmt war, und der Zug setzte sich in derselben Ordnung in Bewegung, wie beim Kommen: Der Regenschirmteäger voran, nnd dee Vetter mit den Dienern zn Pferde hinter deein. Sie waren noch nicht einen Bogenschuß van dem Pachthofe, als zwischen zehn und zwanzig Burschen von verschiedenen Richtungen heran stüemten, zwei van dieser und drei van jener Seite, von denen einige sich der Staatssänfte bemächtigten, während andere die Träger beardeiteten. „Dieß ist unser Grund nnd Baden," riefen diese, „welches Recht habt Ihr, Euch in naser Gewerbe zu mischen?" Nachdem die vier Sänftenträgee hinweg getrieben worden, nahm eine gleiche Anzahl der Feemden die Sänfte auf und rannte damit in vollem Lauf davon. Jetzt eest sprengten die reiterden Begleiter in dem Rückhalt ihnen nach und riefen: „Ihr Schurken, es ist die Tochter

des Präsidenten Schukinsky, die Ihr auf diese unverschämte Weise davon führt!" — Die Andern liefen aber nur um so schneller, und als die Verfolger sie beinahe eingeholt hätten, warf Kuketsu, der zu Pferde unter einem Fichtenbaum am Wege hielt, sich mit einer Abtheilung Reiter ihnen in den Weg: „Diese junge Dame," rief er „ist meine Braut, was soll Dos bedeuten, daß Ihr sie aufhalten wollt?" Sie wandten sich hierauf zur Flucht und erwiederten: „Wir wußten nicht, daß Sie es wären, Herr, sondern folgten nur, um unserer Dame nicht durch unsere Nachlässigkeit mißfällig zu seyn." „Geht nach Hause," sagte er, indem er ihnen mit der Hand winkte, „ich will für Alles verantwortlich seyn!" Hierauf gab er seinem Pferde die Peitsche und ritt mit seinen Begleitern davon, der Sänfte nach. Die Diener der Dame, die um das Geheimniß wußten, waren froh, diesen Vorwand zu haben, sich ihrer Gebieterin in der kleinern Sänfte anzuschließen und sie ohne Gefahr nach Hause zu bringen. Kuketsu indessen begleitete die Staatssänfte mit der ausgelassensten Freude nach der Stadt.

Der sterbende Mirabeau.

Auf die erste Nachricht von Mirabeau's Krankheit, liest man in den Memoiren eines geistlichen Königmörders, eilte ich ihn zu sehen. Er lag im Bett, bleich und abgemagert, sein Blick war matt, sein Gesicht eingefallen. Ich näherte mich ihm, faßte seine Hand und fragte ihn, wo der Sitz der Krankheit wäre, welche ihn verzehrte. „Hier," erwiederte er, indem er seine Hand auf seine linke Seite legte, „hier!" und seine Augen flammten, wie auf der Tribüne, wenn ihn eine große Frage beschäftigte. Es war der 28 März. Bald verbreiteten die Zeitungen die Kunde von seiner Krankheit in der Hauptstadt. Personen von jedem Stand, Alter und Geschlecht drängten sich nach seiner Thüre; Bülletins über sein Befinden wurden jede Stunde, fast jede Minute bekannt gemacht. Der Abbé Maury besuchte ihn. Er richtete die Kissen auf und setzte sich ins Bett; Thränen entrollten seinen Augen. Maury trat langsam auf ihn zu, ergriff seine Hand, drückte sie mit stummer Wehmuth und entfernte sich sogleich wieder. „Diese Sprache," sagte Mirabeau, als sein Nebenbuhler das Gemach verlassen hatte, „ehrt ihn mehr, als das schönste Werk seiner Beredsamkeit." Mirabeau täuschte sich nicht über den Grad seiner Krankheit. Gleich Anfangs, als er sich zu Bett legte, sagte er: „ich gehe in mein Grab." Man hatte den Dr. Petit gerufen: „Sagen Sie mir es frei" redete er ihn an, „ich fürchte, Cabanis verschweigt mir die Wahrheit; der Tod macht mir nicht bang; sind Sie offenherzig." Petit zauderte. „Nun, sehen Sie denn, daß ich blaß werde?" „„Ich hoffe Sie zu retten,"" sagte der Arzt; „„doch bürgen kann ich für Nichts."" „Ich verstehe Sie." Dann, indem er sich auf die Seite kehrte, setzte er hinzu: „Morgen also spuden Sie sich, wenn Sie sehen wollen, wie ein alter Held stirbt."

Abends begegnete ich dem Abbé Maury, der die Spuren der Rührung, welche ihm der Anblick seines sterbenden Nebenbuhlers verursacht hatte, noch auf dem Gesichte trug. Er war sehr niedergeschlagen. Ich glaubte selbst zu bemerken, daß eine Thräne sich seinen Wimpern entstahl. „Nicht um Mirabeau," sagte er, „meine ich, sondern um die Monarchie; ein Mann konnte sie retten. Sie geben mir später Recht. Der Name Mirabeau allein wird [illegible] ten Theil von Frankreich der königlichen Sache gewinnen [illegible] Mich wird man nicht hören. Hätten sie sich vor sechs Monaten [illegible] seine Freundschaft angethan — doch diese Menschen fangen [illegible] immer zu spät an."

Am folgenden Tage fand ich Mirabeau in einem höchst [illegible] sen Zustande. Seine Augen waren trübe; er sah nur [illegible] wie durch eine Wolke; ein fürchterlicher Steckhusten, gegen [illegible] sich umsonst sträubte, quälte ihn. In einem ruhigen Augenblick [illegible] richtete er mit schwacher Stimme und in fieberhaftem Eifer [illegible] folgende Worte an Cabanis: „Ich werde sterben; wenn wir [illegible] sind, dann laßt uns Bänder flechten um das Haupt, uns [illegible] gerüchen uns durchhüften und mit Blumen bekränzen — und [illegible] still niederlegen zum letzten Schlaf — zum letzten Schlaf! [illegible] Du mich Cabanis? Wohl, so versprich mir, daß Du mich [illegible] losen Todeskampf dulden läßt."

Der Graf Lamarque, Frojot und Andere, welche ihn [illegible] umgaben, äußerten noch einige Hoffnung; Mirabeau lächelte. „[illegible] Freunde, Ihr täuscht mich; die Stunde naht; die Zukunft [illegible] Riesenschritten heran. O Gott! warum muß auch [illegible] mit mir zu Grabe gehen? Unglückliches Königthum! [illegible] jetzt mit Wüsten gespielt werden."

Dieß waren seine letzten Worte. Das Haupt auf eine Seite [illegible] die Augen geschlossen — in dieser Stellung blieb er lange. [illegible] nis winkte den Anwesenden mit der Hand, daß sie sich entfernen [illegible] von dem Bette des Sterbenden, der ungefähr eine Stunde auf [illegible] nend schlief. Bei seinem Erwachen fuhr er mit der Hand [illegible] den Leintüchern hervor nach dem Kopf. Wir suchten vergebens [illegible] errathen, was er wollte. Endlich dachte ich an Feder und Papier [illegible] und brachte sie ihm. Mirabeau neigte sein Haupt, seine zitternden [illegible] Finger faßten die Feder und mühsam schrieb er das einzige Wort [illegible] „Schlafen."

Cabanis näherte sich, um das Geschriebene zu lesen, und [illegible] tete ihm an, daß er ihn nicht verstanden. Der sterbende [illegible] schrieb hierauf: „Glaubt Ihr, daß der Tod eine schmerzhafte [illegible] pfindung sey?" Cabanis that noch immer, als ob er ihn nicht [illegible] stünde, worauf Mirabeau abermals schrieb: „Es wurde [illegible] men, daß Opium die Krisis beschleunigen würde, und es war [illegible] zu verweigern; jetzt aber, da keine Hoffnung mehr vorhanden ist, [illegible] dieß Mittel nicht versuchen, warum den Kranken auf der Folter [illegible] schmachten lassen?" Cabanis verschrieb etwas Kinderndet. Dr. [illegible] ließ sich nicht irre machen, er heftete sein Auge auf Cabanis [illegible] sagte: „Du willst mich täuschen." Nein," entgegnete [illegible] gen Dir das Mittel." „Es ist zu spät", erwiderte [illegible] auf seine rechte Seite, hob seinen Blick gen Himmel [illegible] unter einem krampfhaften Lachen.

Geschichte Indiens.

In der öffentlichen Bibliothek zu Calais befindet sich [illegible] erhaltenes indisches Manuscript in Sanskrit-Charakteren, [illegible] seinem Titel nach eine Geschichte Indiens von den ältesten [illegible] auf Mohammed enthält. Das Manuscript besteht in vier [illegible] ten und ist mit vielen Vignetten verziert, welche Gebäude [illegible] und Gebräuche darstellen. Einige Chinesen, die vor einigen [illegible] Calais reisten, sollen sich sehr für dieß Werk interessirt [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Mit einer Beilage.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 364. 30 December 1829.

Abbots Briefe aus Cuba.*)

Cuba hat vor den übrigen westindischen Inseln zweierlei Vorzüge voraus: einmal, daß das sonst vorherrschende Mißverhältniß zwischen freier und unfreier Bevölkerung wegfällt; — Abbot schätzt die Bevölkerung, die nach Humboldt im Ganzen sich auf 715,000 beläuft, zu 260,000 Weißen, 154,000 freien Farbigen, und 225,000 Negersklaven — freilich keine ganz sichere Berechnung, da noch nie eine Zählung vorgenommen wurde) —, und dann, daß es hier eine zahlreiche Klasse von kleinen Grundeigenthümern (Montaneros) giebt, die, über das ganze Land verbreitet, allenthalben für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen, und das Ansehen der Gesetze persönlich sich interessieren. Bewaffnet und beritten sind diese Freisassen jeder Zeit im Stande, Sklavenempörungen zu unterdrücken. Dadurch nähert sich denn auch Cuba wieder mehr einer Ackerbaucolonie, da die Erzeugung von Colonialwaaren, wenn sie nicht im Großen betrieben wird, wenig oder keinen Vortheil abwirft; die Größe der Insel (das Areal — 6800 Quadratlieues) erlaubt aber das Eine zu thun, ohne daß das Andere darunter Noth leidet.

Indessen wird doch immer der Zucker und Kaffeebau noch lange einer der wichtigsten Kulturartikel auf Cuba bleiben, welche auch die Aufmerksamkeit des Reisenden vorzugsweise in Anspruch nehmen. Das Zermalmen des Zuckerrohrs geschieht theils durch Ochsen, theils (und zwar wahrscheinlich auf den meisten größern Pflanzungen) durch Dampfmaschinen; da die zum Aussieden des Zuckers erforderliche Hitze die Maschine treibt, ohne daß für letztere eine eigene Feuerung nöthig wird. Der ganze Maschinenapparat wurde größten Theils, wo nicht ganz, aus England bezogen. Zu dem Ende wohnt ein eigener Agent auf der Insel, welcher die Bestellung der Maschinen für die Pflanzer übernimmt, und deren Herrichtung besorgt. Begleiten wir Abbot auf dem Besuche einer Zuckerpflanzung. In einem mächtigen Kessel mit Grütze kochte das Mittagsmahl für die Arbeiter. Dicht daneben sah man einen Neger an einer Mühle, welche sich an einer Kurbel bewegte und zur Bereitung des rohen Materials diente; zwei Mühlen, je mit 5 bis 6 Paar Ochsen bespannt, nebst einem Treiber bei jedem Paar im äussern, und einem gemeinschaftlichen Peitscher im innern Kreise, wurden unter einem entsetzlichen Geschrei und mit großer Geschwindigkeit umgetrieben. Hat das Zuckerrohr das erste Paar der sogenannten Nüße passirt, so wird es umgewendet, läuft durch das zweite Paar mittelst sechs hölzerner Walzen, (dumb turners) welche sich parallel mit den Nüßen rückwenden. Der Saft träufte reichlich in einen Trog, aus welchem er, durch einen Kanal dem Guß der andern Mühle, und mit diesem einem Behälter des Siedhauses, ein Stockwerk unter den Mühlen, zufloß.* Die Mühlen liefern so in 25 Minuten fünfhundert Gallonen. Aus diesem Behälter strömt der Zuckersaft durch eine Rinne nach einem großen Kupferkessel, der gerade fünfhundert Gallonen faßt, und unter welchem man ein starkes Holzfeuer unterhält; — hier wird schon etwas Kalk hinein geworfen, um den Läuterungsprozeß zu beginnen. Der Zucker kocht schäumend auf und treibt Blasen; was überfließt, läuft in einen untern Behälter ab. Nächstdem wird der geläuterte Saft durch einen Abguß in einen Zuber gebracht, wo die Unreinigkeiten zu Boden sinken. Von da gelangt er der Reihe nach in drei Kessel, unter denen ein mäßiges Feuer von dem getrockneten, in den Mühlen zermalmtem Rohre unterhalten wird. Aus dem ersten Kessel schöpft ein Neger den Sud mit einem kupfernen an einer langen Stange befestigten Eimer in den zweiten; aus dem zweiten geht er in einen großen Trog über, wo ihn zwei Neger mit dem Eimer an der Stange so lange hin und her, und auf und nieder fallen lassen, bis er anfängt sich zu verkörnen. An diesen Trog haben Fremde und Neger freien Zutritt, wenn sie's nach süßem Kleister gelüstet, und die Kranken finden das Einathmen der Dämpfe aus den benachbarten Kesseln äußerst wohlthätig. Im Zustand der Körnung endlich wird die Südmasse in einem eisernen Eimer in die Pfannen geschöpft, die in Reihen über einer schrägen Fläche aufgestellt sind. Die Pfannen werden erst naß gemacht, daß der Syrup nicht an ihnen anklebt; sie haben die Form eines umgekehrten Kegels mit einer Oeffnung unten, welche soweit verstopft ist, daß sie die Masse nicht auf einmal durchläßt, aber doch nicht hindert, daß der Zuckersaft über eine abschüssige dachförmige Fläche in untergestellte Fässer abläuft. Die vom Feld heimkehrenden Neger müßen hier anrufen, und jeder trägt eine Pfanne in das Läuterhaus. Die Oefen unter den Kesseln werden alle mit dem getrockneten in den Mühlen zermalmten Rohre gefeuert, ausser demjenigen

*) Schluß des Artikels in Nro. 312.

unter dem Abklärungskessel in der Mitte, wo größere Hitze nöthig ist, weßhalb man dort Holz zur Feurung nimmt. Große Vorräthe von zermalmtem Rohr werden unter Dach gebracht, damit sie nicht durch Regen verdorben werden. Die Neger tragen Sandalen bei dieser Beschäftigung; die Gefäße, welche den verkörnten Zucker aufnehmen, werden, wie die Pfannen, vorher naß gemacht, daß er nicht hängen bleibt. Im Ganzen herrscht hier eine Ordnung, ein Ineinandergreifen, das in einer Fabrik, wo Alles durch Maschinen geschieht, nicht eascher seyn kann.

Auf dem Wege nach dem Läuterhause kamen wir an einem Neger vorbei, der ein Paar alte Ochsen, die zu keiner härtern Arbeit mehr taugten, mit dem Stachelstocke um einen Pfosten im Mittelpunkte einer kleinen Grube trieb, die sechs oder acht Fuß im Durchmesser hatte, um den flüssigen Kalk zu treten. Alles ging natürlich äußerst schmutzig her. Und in dieser unsaubern Höhle wird jenes Wundermittel zubereitet, dessen Beimischung Reinheit erzeugt, und schmierige Weiße der dunkeln Muskovade ertheilt. — In dem Läuterhause selbst standen 7000 Pfannen, deren jede 35 bis 50 Pfund Zucker enthielt, auf einer geneigten Fläche aufgereiht, mit dem Untertheile des Kegels in einem Loche, so daß der Zuckersatz in ein 30,000 Gallonen haltiges Faß abfloß. Oben auf den Zucker in den Pfannen thut man eine Lage von Thon, welche eine zollicke Kruste bildet und die Eigenschaft hat, daß sie die Masse abwärts treibt, bis der größte Theil weiß ist, und nur das Unterste eine leichte Hefenfarbe behält. Die Töpfe werden hierauf wieder in das Trockenhaus gebracht, der weiße Zucker wird von dem gefärbten gesondert und, in Stücke gebrochen, in die Sonne gestellt. Dasselbe geschieht mit dem dunkleren; beide wandern sodann in das Waarenhaus, wo sie für den Markt verpackt und auf Maulthieren nach der nächsten Embarcadera geführt werden.

Fünfhundert Gallonen Saft geben etwa 300 Pfund Farinzucker; da nun die Flüssigkeit in 25 Minuten unter den Pressen abfließt und die Mühlen und Oefen zugleich arbeiten, und das Geschäft ohne Unterbrechung Tag und Nacht fortgeht, so müssen sie auf das Läuterhaus, die Trocknungsplatten und in die Kisten mehr denn 700 Pfund Farinzucker in einer Stunde liefern, 16800 Pfund täglich, und in einer Siedzeit gegen eine Million Pfund. Nach Abzug aller Kosten giebt der Ertrag von 2000 Morgen einen Reingewinn von jährlichen 50,000 Dollars.

Eine Kaffeepflanzung ist meist nicht so groß als eine Zuckerpflanzung; sie umfaßt höchstens 3 oder 400 Morgen, oder 6 — 7 Cadarrias (eine Cadaleria = 30 Morgen). Wenn man eine neue Pflanzung aus einem Waldbezirk bildet, wo das Wachsthum in dem fruchtbaren Lande Anfangs äußerst üppig ist, werden die Bäume gefällt und bleiben liegen; die Kaffeepflanzen werden mitten unter Stämme, Aeste und Blätter gelegt, welche als guter Dünger dienen; der Kaffee gedeiht, in Bezug auf Quantität und Qualität, je jünger die Pflanzung, desto besser, so daß man, trotz den gesunkenen Marktpreisen, gar sehr versucht wird, neue Pflanzungen anzulegen. Aber eben dieser Umstand ist selbst die Hauptursache der Werthlosigkeit eines Produkts, das weit über den Bedarf erzeugt wird. Bereits ist es so weit gekommen, daß eine kleine Pflanzung die Anlagen des Anbaues nicht mehr deckt, und eine mittlere dem Eigenthümer kaum seine Kosten für den Anbau und Unterhalt der Neger zahlt.

Die Kaffeestaude gehört zu den perennirenden Pflanzen, wächst in ihrem wilden Zustand, je nach der Kräftigkeit des Bodens, zu einer Höhe von 8, 10 — 15 Fuß, und mit dem wilden Schwarzkirschenbaum nicht unähnlich; nur ist die Krone wenigee buschig. Wo man die Kaffeestaude aber künstlich baut, läßt man zwischen zwei Bäumen immer einen leeren Raum von fünf Fuß und bewirkt durch öfteres Beschneiden, daß dieselben bloß zu einer Höhe von drei bis sechs Fuß heranwachsen, wodurch man den Negern das Pflücken der Beeren erleichtert. Die Pflanzung wird in 20 — 50 Ruthen breiten Quadraten angelegt, mit 10 — 30 Fuß breiten Alleen; diese letztern schneidet eine Reihe von Palmen, Orangen ꝛc., auch blos zur Zierde und zur Begränzung. Mit den Zweigen der Palmen werden die Negerhütten (bohios) bedacht. Manche dieser Alleen gewähren einen prachtvollen Anblick. Mitten unter den Kafferbäumen sieht man viele Pisange, die zu der Höhe von 12 — 15 Fuß emporwachsen, und auf dem Gipfel mit sieben Aesten 4 — 5 Fuß breit überhangende Blätter treiben; unter der Krone des Stammes hängt an einem zwei bis drei Fuß langen Stil ein Büschel Früchte zu zwanzig, dreißig, fünfzig und mehr Stücken, deren Umfang und Form an mäßige Gurken erinnert. Man sammelt sie, indem man die Pflanze niederhaut, und als Dünger liegen läßt; die Frucht mit einer kärglichen Zugabe von gedörrtem Pöckelfleisch aus Buenos Ayres, oder Häringen, Schweinefleisch, Kabljau aus den Vereinigten Staaten bildet ein Hauptunterhaltsmittel der Neger. Dieser Pisang ist eine einfache nahrhafte, schmackhafte Frucht, deren Erzeugniß zu den ersten Reichthumsquellen von Cuba gehört. Eine Pflanzung von dem oben bezeichneten Umfang enthält 120 — 140000 Bäume, außer einer Waide (portrero) für das Vieh, Gartenplätzen für die Neger, einer kleinen Scheuer zum Futter und einem Häuschen in einer Ecke des Guts zur Beschattung einer Pflanzschule junger Kaffeebäume. Dieses Wäldchen mit seinen Spaziergängen unter den stattlichen, üppigemporgewachsenen Bäumen ist einer der reizendsten Punkte des Ganzen. Nirgends giebt es nicht leicht einen lieblichern Anblick als eine Landschaft mit Kaffeebäumen überblüht, mit den zerstreuten breitblättrigen Pisangen übersäet, und von einem Schatze der köstlichsten Früchte beladen, und man würde sich in ein Elysium träumen glauben, wenn nicht die drohende Stimme des Treibers, das Schwirren der Peitsche den Fremden an etwas Irdisches erinnerte, als an ein Paradies. Der Kafferbaum trägt im Durchschnitt gegen zwanzig Jahre; da aber hin und wieder eine Stelle des alternden ein neuer eingesetzt werden muß, der im dritten Jahre trägt, so geht immer ein Zehntheil des Baum liefert ½ oder ¾ Pfund jährlich. Die runde Hülse enthält die zwei Bohnen ein, wie wir sie auf dem Markte sehen, werden abgenommen, wenn sie roth werden; die Ernte beginnt mit dem November und dauert bis zum März. Die Früchte derselben Baumes reifen nicht mit einem Mal. Die Neger sammeln dieselben in Körbe und tragen sie auf dem Kopf

ühle oder vielmehr den Dörrplatten (sieeaderos) zu. sind sehr sorgfältig und sauber gemacht, und jeden nen Platz von ½ oder ¼ Morgen Man stelle sich eine ng vor mit einem Bette von Kalkstein, das sich vom unkte aus sanft neigt, und an den Enden mit einem hen Gemäuer umgedrn ist. Dieses Lager und Gemäuer einem starken Kitt oder Mörtel überzogen, welcher, mit chweren Schlägel fest gestampft, gegen alle Veränderungen etters aushält. Einen gelegentlichen weitern Dienst leisten eaderos dadurch, daß sie die Stelle großer Wasserbehälter en, die der Pflanzung während der trocknen Jahreszeit Gute kommen, da es in manchem Theil der Insel keine giebt, und Quellen oft etliche hundert Fuß tief durch den zu graben sind. Auf diesen Dörrplätzen werden die von Zeit zu Zeit aufgerührt, damit sie nicht in Gähren gerathen. Sie werden je nach dem Umfang der Plätze, in jedoch, so wie man Zeit gewinnt, von Jahr zu Jahr ert, dünn oder dick aufgeschüttet. Von den Dörrplätzen er Kaffee in der Hülse in die Schälmühle gebracht. Dieß achteckiges hohes Dach, (doch trifft man sie auch anders) auf acht Pfosten ruhend und in eine Kuppel endi- Dieses Dach ist oft der vergnügliche Zufluchtsort großer nschwärme, die sich daselbst einnisten. Nächstdem werden rren gequetscht unter einem steinernen Rad, von etwa fünf n Durchmesser, genau wie das in der Schälmühle unsrer reien; dieses wird von einem Joch Ochsen, oder am Häufig von einem Paar Maulesel oder Pferde, die ein Knabe t in Bewegung gesetzt. Da das Geschäft des Letztern e einförmig ist, so machte sich z. B. ein kleiner Neger auf lanzung Reserva die Muße seines Amtes zu Nutze, und seine Maulesel durch eine Art Recitative an, die er die seiner Zeit unterhielt, indem er jeden Vorfall, der in Gesichts- oder Hörkreis kam, besang. Wenn er z. B. Personen die Allee herab dem Hause nahen sah, kün- er sogleich das Ereigniß mit heller, klangvoller Stimme dem er die Zahl der Besucher, ihr Aeußeres, die Pferde, agen, die Kleidung und sie selbst beschrieb.

ind die Hülsen oder Beeren in dieser Mühle gehörig ge- t, so kommen sie in die Schwingmühle, welche genau der n gleicht, die man zur Reinigung des Waizens ge- t; die in Cuba werden meist aus den Vereinigten Staazogen. Aus der Schwingmühle endlich, wo sie noch im- it mehr oder weniger Unreinem vermischt sind, dringt e auf eine große etliche zwanzig oder dreißig Fuß lange Ta- le auf jedrr Seite mit weiblichen Sclavrn besetzt ist, die schönen und gesunden Körner von den zerbrochenen adhaften ausscheiden. Der schlechtere Kaffre wird Triage t, und um den halben Preis des erstern verkauft.

ir schließen diesen Artikel mit der Schilderung eines Aus- welchen Abdot nach dem südlich von Matanzas gelegenen es Hacanagebirgs machte. Ein gut Theil des Weges oir, erzählt Abdot, banden sodann unsre Pferde an Pflaum- und hatten in Kurzem die erste Spitze erstiegen. Von da wanderten wir einer Fährte wilder Neger nach, durch Gras und Gebüsch im üppigstrn Wachsthum von Spitze zu Spitze nach dem Gipfel des höchsten Bergs, dessen Höhe auf 1500 — 2000 Fuß über der Meeresfläche angegeben wird. Herrliche Aussichten eröffneten sich uns hier auf dieser natürlichen Warte. Eine Savanna östlich, eine andere westlich erstreckte sich einige Meilen weit unter unsern Füßen, durch eine Reihe niederer Berge eingedämmt. Hinter diesen ruhte das Auge auf etwa 30 Zuckerpflanzungen, die durch das in der Sonne glizernde Grün des Zuckerrohrs leicht zu unterscheiden waren. Die Kaffeepflanzungen waren noch zahlreicher; aber jene herrlichen Alleen lagen zu entfernt, um zu ihrem ganzen Vortheile zu erscheinen. Der Sumidero stand in dem ganzen Gesichtskreis in hoher Kultur. Ein dünner Nebelflor hing an dem Horizont. Der Ocean war jedoch in der Bai von Cardenas, so wie der Wasserstreif zwischen der Küste und der Bahinsel, welche gegen 20 Meilen nordöstlich liegt, vollkommen sichtbar. Wir erwarteten, hier die karaibische See in Südwest zu sehen. An einem hellen Tag erblickt man sie auch deutlich in einer Entfernung von etwa 25 Meilen; wir aber zweifelten, ob wir wirklich das Meer sahen, da der Nebel nicht ganz weichen wollte. So viel ist indeß gewiß, daß hier das Auge Cuba aus Einem Punkt überschaut, und daß es nicht mehr als 45 — 50 Meilen von dem karaibischen in das atlantische Meer ist. Die Gebirge erstrecken sich hier in unregelmäßiger Linie nach Westen 120, nach Norden 20, nach Süden 5 und nach Osten 6 Meilen. Jenseits der Berge nach Osten ist die Insel gegen 300 Meilen von einer See zur andern Flachland. Mit wenigen Ausnahmen sind alle Berggipfel von Hacana kahl. Die Zuckererbse (sweet pea), eine schöne hochrothe Rose mit myrtenförmigem Laube; eine Aloespecies, mit einem 10 — bis 15 Fuß hohen Stamm, von den Spaniern pinea de saera oder Heckenaloe genannt, die Nachtblume Cereus, die ihre Wurzeln in die Felsen treibt, waren die bedeutendsten Vegetabilien*), die wir trafen.

Ursprung von Tausend und Eine Nacht.

(Fortsetzung von Nr. 339.)

Langles lieferte eine ziemlich oberflächliche Rechtfertigung seiner Ansichten. Ein neuer Herausgeber des Werks, der sich der Autorität eines bewunderten Lehrers fügte, suchte die Lücken, welche Langles in seinem Beweise gelassen, dadurch zu füllen, daß er den Satz aufstellte, die Mährchen trügen in sich selbst innere Wahrzeichen eines nicht arabischen Ursprungs. Hr. von Hammer dagegen, der weder im Stande war, noch die Absicht hatte, die Einwürfe, welche sich gegen die von ihm aufgestellte

*) Gelegenheitlich werde hier der „schöne Baum" erwähnt, der in der Nähe von Matanzas zu Hause ist. In der Ferne erscheint er kugelförmig; seine Vertheilung ist so regelmäßig und voll, und seine Belaubung so dicht, daß er einer festen Masse gleicht. Der Stamm hatte 3 Fuß im Durchmesser, die kugelförmige Krone 90 Fuß, und so viel betrug auch die Höhe. Die Aeste laufen mit wunderbarer Regelmäßigkeit aus, und obgleich zahllos, streifen oder kreuzen sie nicht leicht einander.

Digitized by Google

Meinung in Menge darboten, von der Hand zu weisen, beschränkt sich, diese Anstellungen durch eigenes Zugeständniß zu schwächen; es möge mir jedoch erlaubt seyn, offen zu bekennen, daß derselbe durch solche Einräumung aller Außenwerke an den Feind sich der Mittel beraubt, die Capitulation so ehrenvoll zu schließen, als man einem Manne von seinem ausgezeichneten Talente und hohen Ruhme wünschen möchte.

Da es meine Aufgabe ist, kurz zu seyn; so werde ich nur summarisch die Beweise anführen, durch welche man die Aechtheit der Ehre rauben wollte, Gefundene dieses mythologischen, oder besser, romantischen Märchencyclus zu seyn; und derenthalben man den Ursprung desselben auf eine Zeit vor dem Islam hinaufzusetzen suchte.

Der erste Grund, und ich darf wohl sagen der einzige, welcher ernstliche Berücksichtigung verdient, ist von einer merkwürdigen Stelle eines arabischen Autors hergenommen, der ums Jahr der Hedschra 336, oder um 947 unserer Zeitrechnung schrieb. Masudi (dieß ist sein Name) spricht an jenem Orte von den wundersamen Erzählungen, womit man sich in seinen Tagen über einige Personen aus der vormohammedanischen Zeit trug, und sagt bei dieser Gelegenheit, diese Geschichten seyen nach der Ansicht Mehrerer bloße Fabeln oder Romane [illegible] nach Art derjenigen, welche man bei uns aus dem Persischen, Indischen und Griechischen übersetzt hat, wie z. B. das Werk, welches den Titel hat: die tausend Mährchen. Dieß", setzt er hinzu, „ist das Werk, welches man gewöhnlich die tausend Nächte nennt, und welches die Geschichte von dem König, dem Wesir, des Wesirs Tochter und deren Amme enthält. Die Namen dieser Frauen sind Schirsad und Dinarsad."

In den verschiedenen Handschriften kommen übrigens mehrere Varianten dieser Stelle vor, die wir hervorheben müssen. Statt: „Dieß ist das Werk, welches man gewöhnlich die tausend Nächte nennt", heißt es in einigen Abschriften: „Tausend und Eine Nacht nennt"; und statt: „Die Geschichte von dem König, dem Wesir ꝛc. ꝛc. lauten einige Exemplare: „Die Geschichte von dem Wesir und seinen zwei Töchtern."

Als Beitrag zu dieser Stelle des Masudi wird angeführt, daß unter dem Chalifen Harun Arraschid und seinen beiden Söhnen Amin und Mamun, zu Ende des achten und Anfangs des neunten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, die arabische Literatur mit der Uebersetzung einer Menge griechischer, persischer und indischer Stücke bereichert wurde.

Was die innern Beweisgründe für hindustanischen oder persischen Ursprung betrifft, so beruft man sich darauf, daß das Vorkommen von Genien, welche in jenen Mährchen so häufig auftreten, auf eine indische Quelle deute. Diese Wesen, den Göttern untergeordnet, und allen Schwächen der menschlichen Gattung anheimgefallen, aber in einem für unsre Sinne nicht wahrnehmbaren Körper lebend, gehören, sagt man, der Theologie Indiens an: dort haben wir Sylphen und Feen zu suchen.

Ferner müssen wir aus Indien einige Sitten und Gebräuche herleiten, worauf die Intrignen in diesen Mährchen gegründet sind, und welche der arabische Uebersetzer nicht ganz zu verändern mochte.

Selbst die Namen der Hauptpersonen in der Anekdote, welche allen übrigen Erzählungen zum Vehikel dient, gehören, nach Indien, wenigstens Altpersien an, und es bietet sich der neue Schluß dar, daß die arabische Literatur durch Dazwischenkunft Perser mit diesem fremden Erzeugniß bereichert worden sey.

Endlich werden wir versichert, daß wenn es der Mühe wäre, es nicht schwer fallen sollte zu zeigen, wie trotz der Abänderungen des arabischen Uebersetzers noch immer eine Menge Züge in den Mährchen vorkommen, welche auf Erzeugnisse, Gestaltung, Thierwelt von Hindustan, Ceylan oder dem indischen Archipel hinweisen.

All diese Gründe bewähren, trotz der Zuversicht womit sie gebracht werden, die geringe Haltbarkeit der Hypothese, die sie theidigen sollen. Man konnte sich des Einwurfs versehen, daß jeder Seite das vollständigste Bild von Bräuchen, Gesetzen, und Etikette der Höfe von Bagdad und Cairo vorkomme; daß diesem Einwurf wirklich zu begegnen, hilft man sich damit, daß all Dieß auf Rechnung des arabischen Uebersetzers geschrieben wird. Der gelehrte Deutsche, der seinen Sieg keine Zeit [illegible] wollte, wandte die Einräumung mehrerer Einwürfe auf geschickte zu seinem eigenen Vortheil an, indem er seine Gegner dadurch Stand setzte, dieselben als Waffe gegen ihn zu brauchen. Gleich vorn herein bringt er die Heimat der Mährchen etwas näher, dem dieselben ihm zu Folge zur Unterhaltung eines ostpersischen nigs geschrieben worden sind. Dann giebt er zu, daß Sammlung im Verlauf der Zeit durch arabische Bearbeiter mit ner Menge arabischer Erzählungen, und mit arabischer Farbe Gestaltung durchmischt worden sey. In diesem verschiedenen Gemeng von Novellen, Mährchen und Anekdoten aus verschie Zeitaltern und in mannigfacher Schreibart mochte die ursprün Grundlage von Tausend und Einer Nacht endlich nur noch den sten Theil aus. Einige ältere Erzeugnisse von indischer und scher Abkunft, die nder Tausend und Einer Nacht in seiner urs lichen Form nicht angehört hatten, wurden gleichfalls darin nommen. Noch nicht genug: Die Erzählungen jüngsten Ur reis arabischen Ursprungs bilden den bei Weitem größten Th Ganzen. Die Novellen, worin der Chalif Harun, der Zei Karls des Großen, eine so bedeutende Rolle spielt, kamen n zweihundert Jahre nach dessen Tod hinzugefügt worden sey der Erzähler von demselben als einer längst vergangenen heit spricht. Ueberdieß wird ausdrückliche Erwähnung eines schen Sultans gethan, dessen Regierung in die zweite dreizehnten Jahrhunderts n. Chr. fälle; woraus sich, Hammer weiter folgert, ergiebt, daß die Ausgabe über den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hinaufgesetzt tonn. Verschiedene Anekdoten, welche man in den Büchern gehören augenscheinlich sogar einer noch spätern Zeit an. wir also" — sagt dieser große Gelehrte — „können wir nicht, oder nur ganz im Allgemeinen den Zeitpunkt bestimmen arabische Ausgabe von Tausend und Einer Nacht erschien wir dagegen im Stand mit weit mehr Bestimmtheit anzu daß Egypten die Heimat jener verbesserten und vermehrten wor: denn Sitten, Gebräuche, Oertlichkeiten, Sprache, von Anfang bis zu Ende des Werks, trägt das Gepräge des." (Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 365. 31 December 1829.

Rechenschaftsbericht der schwedischen Regierung an die Generalstaaten über den Staatshaushalt des Königreichs. *)

V. Ministerium des Innern.

Wenn es als Grundsatz gälte, ein Volk in dem Maß für glücklich zu achten, als seine Regierung thätig ist; so müßte Schweden eines der glücklichsten Länder auf Erden seyn. Mit diesem Grundsatz mag es auch in sofern seine Richtigkeit haben, als man darunter nicht jene Vielregiererei versteht, die sich allein weise dünkt, überall unmittelbar eingreift und so keine individuelle Selbstständigkeit neben sich aufkommen läßt. Die Aufgabe des Staats ist keine andere, als die Pflege der Freiheit, und sie sucht ihre Lösung in dem Bestreben, alle einzelnen Kräfte zur Förderung des Ganzen zu wecken, alle entgegenstehenden Hemmungen zu entfernen. Wie Viel Schwedens Regierung in dieser Hinsicht gethan hat und fortwährend thut, beweist auch die oberflächlichste Uebersicht der Arbeiten, die durch sie im Verlauf weniger Jahre zu Stande gekommen, oder vorbereitet worden sind. Die vollständige Organisation der Verwaltung, welche, von dem vorletzten Landtag beschlossen, nunmehr in's Leben getreten ist, wollen wir ihr nicht einmal zum besondern Verdienst anrechnen, da es nicht leicht in Europa eine Regierung giebt, die nicht in demselben Fall gewesen wäre, an dem alten Gebäude des Verwaltungswesens Veränderungen und Verbesserungen vornehmen zu müssen, um es den gegenwärtigen Bedürfnissen angemessener zu machen. Es ist Dieß ein Tribut, den selbst der Absolutismus nicht vermeiden konnte, der Revolution — oder wenn man lieber will — dem Zeitgeist zu bringen. Aber um den Charakter einer Regierung kennen zu lernen, bedarf es nicht einmal dieses Schematismus ihrer Verwaltungsformen, der, theoretisch sehr vollkommen, praktisch oft noch Viel zu wünschen übrig läßt; halten wir uns lieber an ihre Werke und an den Grad von Humanität und erleuchteter Weltansicht, die sich darin ausspricht.

Es scheint, daß Schweden in frühern Jahrhunderten sich eines ungleich größern Wohlstandes zu erfreuen hatte. Scandinavien, das zu verschiedenen Perioden mit seinen Eingebornen Europa überschwemmte, muß, wie es einst mächtiger war, so auch volkreicher, angebauter gewesen seyn, als jetzt. Denn trotz seiner hohen Breite fehlt es ihm nicht an einem guten fruchtbaren Boden, ob es gleich in der letzten Zeit seinen Bedarf an Getraide nicht erzeugt hat. Eine der ersten Sorgen der Regierung ging daher dahin, sich dieser lästigen Abhängigkeit vom Ausland zu überheben, und dazu war das Hauptmittel eine größern Theilung des Grundeigenthums, theils der großen Bauerngüter, theils der Gemeinde- und Krongüter. Eigene Gerichte (Aegodelnings-Rätter) wurden niedergesetzt, vor die alle deßhalbigen Streitigkeiten gebracht werden sollten, der Staat übernahm alle Kosten, stellte 43 Feldmesser an, und setzte 23,500 Rthlr. jährlich für sie aus. Namentlich richtete die Regierung ihr Augenmerk auf die nördlichen Provinzen. Im J. 1824 geschahen die ersten Theilungen in Westnorrland, Westerbotten und Norrbotten, und in den vier folgenden Jahren begriffen sie bereits 426,605 Moegen Gemeindewaldungen, auf welchen sich sofort 269 Colonien ansiedelten, ungerechnet die Weiler (kronotorp), zu deren Anlegung Erlaubniß gegeben wurde. Diese Arbeiten konnten vollbracht werden, obgleich die Feldmesser in Norrbotten zur nehmlichen Zeit die Grenzberichtigung von Finland in Anspruch nahm. In dem von der Natur sehr stiefmütterlich bedachten Herjeadalen begann das Theilungsgeschäft im Jahe 1825 und in zwei Kirchspielen sind die Arbeiten jetzt vollendet. In Jämtland, wo man schon im Jahe 1821 anfing, war man am Schluß des J. 1827 mit drei und zwanzig Kirchspielen fertig, und nur noch wenige standen im Rest. Diese drei und zwanzig Kirchspiele enthalten einen Flächenraum von 1,711,511 Morgen mit etwa 600 Bauerngütern (Mantal); auf dem Theil der Ländereien, welche Dependenzen der alten Mantal waren, wurden 20 neue Mantal, auf den Kronländereien hingegen 70 Niederlassungen jede von der Größe eines Viertel-Mantal vermessen und mit Colonisten aus Dalecarlien und andern Gegenden besetzt. In Dalecarlien selbst und in Gefleborg gehen die Vermessungen unausgesetzt fort. Die Colonisten erhalten nicht nur Geldbeiträge zu ihrer ersten Einrichtung, sondern sie genießen auch später mancherlei sonstige Vortheile; überhaupt geschieht Alles ihre Lage zu sichern. Bereits werden auch die einleitenden Maßregeln getroffen, um Lapland zu colonisiren.

Die Folgen des vernünftigen staatswirthschaftlichen Systems

*) Vergl. Ausl. Num. 218, 220, 231.

welches in Schweden besteht, machen sich theils in dem vermehrten Ertrag des Ackerbaus bemerkbar (im J. 1827 konnte man trotz dem fast allgemeinen Mißwachse im Jahre zuvor fremdes Getraide mit einem Zoll belegen, und im J. 1828 blieb die Ausfuhr des heimischen Getraides bis zum Herbst frei); theils in dem fortwährenden Steigen der Bevölkerung, welches mehr als jedes andere Umstand die Kräftigung und Selbständigkeit des Reichs verbürgt. Vom J. 1816 bis zum J. 1820 (incl.) hatte die Bevölkerung einen Zuwachs von 119,624, jährlich ungefähr von 23,925, bekommen. Die fünf Jahre von 1821 bis 1825 zeigen sogar einen Ueberschuß von 136,562; oder jährlich von 37,312 und im J. 1825 belief sich die Gesammtbevölkerung auf 2,771,252. Letzteres Jahr allein betrug der Ueberschuß 43,850; so stark war er selbst vor der Abtretung von Finland nie gewesen. Am Ende des vorigen Jahrs konnte man die Einwohner zu 2,860,000 schätzen, und der Zeitpunkt dürfte nicht mehr fern seyn, wo Schweden wieder dieselbe Bevölkerung zählen wird wie damals, als ihm noch Finland angehörte. *)

Zwei der wichtigsten Quellen des Nationalreichthums in Schweden sind Holz und Eisen. Um dem Holzhandel mehr Schwung zu geben, beschloß die Regierung, die den Sägmühlen zugewiesenen Kronwaldungen in Lehen zu verwandeln und an die Mühlen unter gewissen Bedingungen eigenthümlich zu überlassen; doch wurden dabei die Eisenhämmer, die aus ihnen ihren Kohlenbedarf beziehen, nicht vergessen. Ohne Zweifel würde Schweden auch ohne eine regelmäßige Forstbewirthschaftung noch lange keinen Holzmangel verspüren. Allein eine Regierung, die an die kommenden Generationen denkt, wird sich dadurch nicht abhalten lassen, ihre Maßregeln zu nehmen. Die Erfahrung der meisten Länder lehrt, daß, wenn einmal die Holzverschwendung eingerissen, der größte natürliche Reichthum sich zuletzt erschöpft. Die Regierung verliert also die Waldkultur nicht aus den Augen. Die Gründung eines forstwissenschaftlichen Instituts, wo ein Theil der Zöglinge auf Kosten der Krone erzogen werden soll, ist im Werke; auch sollen die Jagdgesetze zeitgemäße Abänderungen erleiden und mit den Forstzwecken in Einklang gesetzt werden. Das Bedeutendste aber, was bis jetzt in dieser Rubrik geschah, ist der Anbau großer Walddistrikte auf den sandigen Ebenen von Halland und Skane; in der Provinz Kronoberg beabsichtigt man ebenfalls eine solche Anpflanzung, und auf der Insel Oeland hat man den Bauern, wenn sie von der Erlaubniß die Gemeindegüter zu theilen, Gebrauch machen wollen, die Verpflichtung auferlegt, Bäume zu pflanzen.

Daß die Ausbeute aus den Bergwerken, worauf der Hauptaktivhandel des Königreichs beruht, auch in den letzten Jahren günstig geblieben ist, ersieht man theils aus der Ertheilung von Autorisationen zur Errichtung neuer Hammerwerke, die bis zum Betrag von 12,800 Schiffspfund Stangeneisen und 400 Schiffspfund sogenanntes Zeugeisen (ämnes-smide) liefern, an acht neuen Schmelzöfen, die kürzlich errichtet sind. In Norrbotten, wo sich dieser Zweig der Industrie von freien Stücken entwickelt hat, darf man von den Beegwerken für die Zukunft sehr Viel erwarten.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir Punkt für Punkt durchgehen wollten, wie die Regierung auf alle die verschiedenen Zweige der Industrie Bedacht nimmt. So hat sie zur Verbesserung der groben Wolle isländische Schafe, und der feinen sich Merinos auskaufen lassen, und um die Pferdezucht zu verbessern läßt sie durch Hengste von guter Race im Land die Stutchen; so hat sie Summen bewilligt, um damit Maschinen zuschaffen, deren man sich im Auslande zur Baumwollen- Seidenfabrikation bedient; die Steinkohlengruben in Höganäs terstützt sie durch Zuschüsse; sie hat ein Centralinstitut für Technik — eine auch in sofern bedeutsame Maßregel, als durch sie der Einbung des Zunftwesens vorgearbeitet werden soll — und für niedere liche Schulen für Schiffahrtskunde (in Stockholm, Carlskrona, Gefle, und auf zwei Stapelplätzen der Provinzen Nyköping und Calmar) gegründet, wobei sie den Primärschulen (trivial-skolor) eine solche Ausdehnung zu geben beabsichtigt, daß in ihnen die für den Handel unentbehrlichen Elementarkenntnisse gelehrt werden. Die Herstellung zahlreicher Communicationen im Innern sind gleichfalls als ein Werk der Regierung zu betrachten, die dazu den Impuls gab, wenn auch bei einigen derselben Privatcapitalien interessirt sind. Es wurde immer als Regel beobachtet, die Einwohner des Bezirks, welche bei solchen Unternehmungen betheiligt waren, zur Mitwirkung aufzufordern; diese aber mußten sich verbindlich machen, die Arbeiten nach dem vorgeschriebenen Plan unter öffentlicher Aufsicht auszuführen, ohne auf Entschädigungen Anspruch machen zu können. Unter diesen Arbeiten nennen wir den Canal von Gothland, die Canäle von Aker und Wädd in Nerike, den von Hjelmar, den in der Nähe der Cataracten von Gotha in Dalecarlien; die Schiffbarmachung der Flüsse Göta, Klar- und Clara ꝛc.; die großen Verbindungsstraßen zwischen Westland und Ostdalecarlien, zwischen Ostdalecarlien und Helsingland, zwischen Helsingland und Jemtland, zwischen Jemtland und Norwegen, durch die Finmark von Lo aus bis zur neuen Straße von Karböl; endlich eine neue Straße zwischen Fort Eda und Norwegen, und zwei Winterstraßen zwischen Dalecarlien, Herjeadalen und Norwegen, zu deren Bau bereits nöthigen Einleitungen gemacht werden.

Da Schwedens Productions- und Consumtionsverhältniß gegenüber dem im Gebiet des Kunst- und Gewerkfleißes vorgerückten Ausland, die völlige und plötzliche Freilassung des Handels noch nicht erlaubten, wie denn auch dieselbe ihnen zu rathen seyn dürfte, wo das Prohibitivsystem von jeher heimisch war; so zog man, abgesehen von verschiedenen auf Prinzip der Gegenseitigkeit abgeschlossenen Verträgen mit wärtigen Staaten, vor der Hand hauptsächlich die Erweiterung freien Verkehrs im Innern und mit dem befreundeten wegen in Betracht. Zur Befestigung der Handelsverhältnisse beiden Königreiche trat ein Ausschuß von zehn Mit-

*) Genauere Aufschlüsse über die Statistik Schwedens darf man mit Nächstem erwarten, da bei den begonnenen Landesvermessungen von allen Kirchspielen Specialkarten nebst statistischen Tabellen entworfen werden sollen.

iste Schweden und zur Hälfte Norwegee, zusammen, so weit es thunlich schien, die bisher getrennten Interessen ste, wodurch auch die politische Verbindung von Schwe- Norwegen an Stärke gewinnen muß. In Schweden atten viele Städte das Recht, Gebühren von Waaren rzeugen zu erheben, und wahrscheinlich wurde dieß Recht lten mit Willkür und auf eine für den Verkehr lästige usgeübt. Diesem Uebelstand abzuhelfen, ließ der König e die Einkünfte aller Städte des Königreichs ausführ- richt erstatten, in ihre Absicht alle Munizipalgebühren rer einer gesetzlichen Revision zu unterwerfen, wobei die he der Städte auf eine Art zu regulirer sind, daß keine a mehr entstehen kann, und wobei darauf zu sehen ist, daß m ursprünglichen Zweck gemäß, d. h. zur Unterhaltung en, Quaimagazinen ꝛc. verwendet werden.

Ursprung von Tausend und Eine Nacht.

(Schluß)

t es nach so mancherlei Einräumungen noch erforderlich, eine ese zu widerlegen, deren Schwäche eben hinter so großen nbnissen sich verstecken will? Sind wir nicht berechtigt zu was ist denn aus den hindustanischen oder persischen en geworden, welche den Grundstock des Werkes bildeten- liche, um tausend Nächte auszufüllen, zusammen noth- einen wohl eben so großen Raum eingenommen haben , als diejenigen, welche jetzt unter uns im Umlaufe sind; och kommt, daß, wie alle Kritiker darthun, „die sieben Sindbads des Schiffres" und „die Geschichte von dem seinem Sohne, seiner Schwiegermutter und den sieben n" Einschiedsel sind, welche dem alten „Tausend und Nacht" nicht angehörten. — Allerdings darf man annehmen, daß eine solche Sammlung mit der Zeit vermehrt und uch überladen wurde; daß aber ein Werk, welches der glänzendsten Periode muselmännischer Literatur die zung aus dem Hindustanischen oder Persischen werth mit all seinen wesentlichen Bestandtheilen an ost sehr ein- Märchen verloren gegangen seyn soll, ist doch eine un- einliche Behauptung. — Dann, wenn auch richtig seyn aß die Malerei der Sitten, Meinungen und Bräuche hie auf eine Zeit vor dem Islamismus hindeuten; wenn, en den offenbaren Augenschein und ohne alle nähere Be- g aufgestellt worden ist, die Oertlichkeit, das Reich der und Pflanzen, geographische und atmosphärische Eigen- keiten uns nothwendig über die Grenzen des Mohammus hinausweisen sollten: so können wir ja füglich annehmen, daß arabische Bearbeiter, welche es persischem oder indischen gleich thun wollten, diese ungeschickten Verände- oder Einschiedsel angebracht haben. Da man hat anerkennen müssen, daß „Sitten, Bräuche, Oertlichkeiten, kurz Alles lang bis zu Ende des Werks das Gepräge Egyptens so berechtigen uns vielleicht Stil, Sprachreinheit, er Fantasie das Werk dennoch über den Verfall der arabischen Literatur hinauf zu setzen? Keineswegs! das Ganze ist in der vulgären Mundart geschrieben, in einem Stile, der alle Spuren des Verfalls in sich trägt, und auf eine späte Abfassung in Egypten hinweist. Und doch will man, trotz alle Dem, behaupten, Masudi, der vor beinahe neunhundert Jahren und dreißig bis vierzig Jahre vor der Gründung Cairos schrieb, das in unsern Märchen oft genannt wird, sey mit der Sammlung bekannt gewesen, und habe von ihr gesprochen?

Ich habe der Akademie viele Stellen vorgelegt, die ich jetzt nicht anführen will: sie enthalten direkte und vielfache Beweise, daß beinah alle Personen Muselmänner sind; daß der Schauplatz der Begebenheiten sehr häufig an den Ufern des Tigris, Euphrats und Nils ist; daß die wirklichen oder auf Träumereien beruhenden Wissenschaften, auf welche die Märchen anspielen, solche sind, welche die Araber für die ihrigen ansprechen; daß jene Genien diejenigen der arabischen Mythologie sind, angepaßt mohammedanischem Aberglauben, und insgesammt zitternd vor dem Namen Salomos; daß unter den drei Verfasser bekannten Religionen nie andere vorkommen, als Mohammedanismus, Christenthum, Judenthum und die Religion der Magier; daß endlich die Namen Moses, David und Asaf genannt werden, Personen, welche den Weisen Indiens und Persiens gewiß gänzlich unbekannt waren, ehe der Islam sich in diesen Gegenden verbreitete. Ist von Zauberern die Rede, so wird jedesmal der unaussprechbare Name — offenbar den Juden entlehnt — so werden Geräthe mit hebräischen Buchstaben in Anwendung gebracht. Kurz — ich glaube aus all diesen Thatsachen schließen zu dürfen, daß es genug ist, wenn ich meinen Gegnern sage: Nehmt Tausend und Eine Nacht mit all seinen Ergänzungen und Nachträgen; seyd Ihr im Stand auch nur zehn Stellen darin aufzufinden, die sich bloß auf Indien oder auch Persien, wie es vor dem Islam war, anwenden lassen, so will ich Alles zugeben, was Ihr aus jener Stelle des Masudi folgert.

Legt man vielleicht Werth auf die Anführung Indiens, Chinas oder der Gegenden jenseits des Oxus, welche in Tausend und Eine Nacht allerdings häufig vorkommt? Gerade dieser Umstand beweist, daß der Verfasser so wenig ein Indier oder Perser, als ein Chinese war. Hat er nicht offenbar in die Erzählung, welche den andern Geschichten zum Vehikel dient, deßwegen einige persische Namen verwebt; deßwegen persische und tatarische Könige und andere Leute aus diesen beiden Nationen auf den Schauplatz gebracht; deßwegen seine Personen hie und da nach China, Indien, Caschgar und Samarkand versetzt, um seine Leser von den ihnen bekannten Gegenden wegzuführen und somit mehr Raum und Freiheit für seine Erfindungen zu gewinnen, ohne daß er nöthig hatte, sich um deren Wahrscheinlichkeit zu kümmern? Um nur Ein Beispiel zu geben: das Ogerweib in der fünften Nacht, welche den jungen Prinzen, der in der Wüste verloren ging, in ihre Gewalt zu bekommen wünscht, um ihn aufzufressen, (und die nichts Anderes ist, als eines von jenen bösen Wesen, welche die Araber Gul nennen) heißt sich, um das beabsichtigte Opfer zu täuschen, „Tochter eines Königs von Indien." Wäre die Erzählung in Indien geschrieben worden

so hätte sie sich ohne Zweifel eine Prinzessin aus China, oder Tochter eines arabischen Scheichs oder syrischen Königs genannt.

Natürlich wirft sich dir Frage auf: wie ich die Stelle im Masudi erklären wolle? Zuerst bemerke ich, daß dieselbe Aenderungen unterworfen war, da in Bezug auf sie zwei bedeutende Varianten sich finden. Ich leugne nicht, daß jener Geschichtschreiber einen persischen Roman gekannt habe, der den Titel „Tausend und Eine Nacht" trug, und daß dieser Roman, so gut als Bidpais-Fabeln unter Mamuns Chaliphat, ins Arabische übersetzt worden seyn mochte. Auch gebe ich gerne zu, daß die Hauptpersonen des Romans ein König, dessen Wesir, des Wesirs Tochter und deren Amme, oder, wenn man so vorzieht, die zwei Töchter des Wesirs gewesen sind, obwohl letztere Lesart mir ziemlich verdächtig scheint. Eben so will ich noch einräumen, daß die Worte „— und dieß ist das Werk, welches die tausend Nächte genannt wird" — die vielleicht eine Interpolation seyn dürften, dem Masudi wirklich angehören; was ich aber als gewiß behaupten zu können glaube, ist, daß Masudi schrieb: Tausend Nächte; nicht: Tausend und Eine Nacht. Die Nacht dazu kammt sicherlich auf Rechnung der Abschreiber, welche meinten, diese Stelle müsse sich auf die ihnen wohlbekannte Tausend und Eine Nacht beziehen; und so waren, meiner Ansicht nach, wahrscheinlich auch sie zu, welche aus gleichem Grund „die zwei Töchter des Wesirs" setzten, statt „des Wesirs Tochter und deren Amme," wie Masudi geschrieben hatte. Denn, im Vorbeigehen gesagt, es würde dem Anstand, besonders morgenländischer Sitten, mehr entsprechen, wenn des Wesirs Tochter als Bettgenossin des Königs eine Duenna, statt einer Schwester, zur Bedienung hätte. — Alles was aus Masudis Stelle hergeleitet werden kann, ist, daß es unter dem Titel: „die tausend Nächte" ein Werk von persischem oder arabischem Ursprung gab, das wir weiter nicht kennen, und von welchem der Verfasser von „Tausend und Eine Nacht" dir Namen seiner Personen geborgt haben mag.

Zum Schluß will ich hier anführen, was allein meiner Meinung nach über die Geschichte von Tausend und Eine Nacht mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann.

Das Werk wurde, wie mir scheint, ursprünglich in Syrien geschrieben und zwar in der Mundart des Volkes; es wurde von seinem Verfasser aus irgend einer Ursache nicht beendigt, weßhalb denn Nachahmer dasselbe zu vervollständigen suchten, indem sie theils schon bekannte Geschichten darein aufnahmen, wie „die Reisen Sindbads des Schiffers" und „das Buch von den sieben Wesiren"; theils selbst, mit mehr oder minder Talent, Geschichten erfanden; aus welchem Allem denn die große Verschiedenheit stammt, die man in den Manuscripten bemerkt. Der gleiche Grund läßt sich für den Mangel an Uebereinstimmung der Manuscripte in Bezug auf den Schluß anführen, über welchen es zwei verschiedene Erzählungen giebt. Die eingeschobenen Erzählungen wurden zu verschiedenen Zeiten und vielleicht in verschiedenen Ländern, hauptsächlich aber in Egypten hinzugefügt; und was endlich allein mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit über die Zeit, wa das Werk verfaßt wurde, gesagt werden darf, ist, daß es, wie seine Sprache beweist, nicht alt seyn kann; daß jedoch Kaffee und Tabak zur Zeit ihrer Erscheinens noch nicht bekannt waren, da derselben nicht erwähnung geschieht, der Verfasser aber es mit der Wahrscheinlichkeit nicht so genau nimmt, daß wir zur Annahme berechtigt seyn dürften, als hätte er seine Personen absichtlich Kaffee und Kaffee dargestellt, um der Ehre seiner Erzählung durch diesen kleinen Anachronismus zu schaden. Dieß würde denn das Erscheinen des Werks spätestens ins neunhundert der Hedschra, und es möchte somit gegenwärtig von ungefähr vierhundert Jahren haben.

Einfluß des Holzreichthums in Frankreich

Eine kürzlich erschienene statistische Schrift: Recherches statistiques sur les forêts de la France par Faisse (Paris, 1829. 4.) weist die merkwürdige Thatsache nach, daß allen jenen Departemens, die sich durch ihren Holzreichthum auszeichnen, immer auch die Bevölkerung und der Werth des Bodens verhältnißmäßig größer sind, als in allen anderen. Der Verfasser theilt ganz Frankreich in vier große Regionen, zwanzig bis zwei und zwanzig Departemens begreift, und folgende Zahlen für die Verhältnisse, in denen die Ausdehnung der Waldungen und die Bevölkerung und der Ertrag der Waldungen selben stehen:

	Flächenraum.	Waldungen.	Bevölkerung.	
NW.	134,171 □Kilom.	11,259 M.	10,463,328	536,
NO.	130,731 —	30,311 —	7,736,140	395
SO.	134,696 —	14,104 —	6,699,366	3[illegible]
SW.	137,431 —	12,752 —	6,939,337	5[illegible]
	537,029 □Kilom.	68,429 □M.	31,338,171	1,[illegible]

Die holzreichsten Departemens sind die vom den Vogesen, der Obermarne, dem Niederrhein, der Maas, der Meurthe und dem Jura, in denen im Durchschnitt 324 Hectaren von 1000 einnehmen; Morbihan, Finisterre, Lozère, la Manche, Rhone, Charente, wo nur 42 Hectaren von 10[illegible] diesen ergeben sich folgende Verhältnisse:

	Holzreiche Departemens.	
Gesammtumfang	4,323,000	Hectaren.
Waldungen	1,401,063	—
Gesammtbevölkerung	2,916,000	Seelen.
Bevölk. d. Städte	696,300	—
Grundeinkommen	142,243,000	Francs.

Cadix.

In den drei ersten Monaten, seit Ca[illegible] die Einfuhr auf 197 europäischen Schiffen [illegible] ericanischen Schiffen 3081 Tonnen; die Au[illegible] Schiffen 4447 und nach America auf 15[illegible] den verschiedenen Häfen Spaniens ginge[illegible] ab. Es wäre interessant, diese Notiz aus[illegible] sa manche Aehnlichkeit mit Cadix darbie[illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhand[illegible]

Zeitschriften und Tageblätter
des
Verlages der J. G. Cotta'schen Buchhandlung,
und ihrer Literarisch-Artistischen Anstalt in München,
welche 1830 fortgesezt werden oder beginnen.

Bei herannahendem Jahreswechsel bringen wir die äußerst mannichfaltigen, ihrem Inhalt nach lange bekannten und wohl accreditirten Zeitschriften und Tagblätter unsres Verlages dem Publikum, in alphabetische Ordnung zusammengestellt, vor Augen. Wir wollen damit kein müssiges Lobpreisen bezweken, sondern nur die Freunde einer gediegenen, empfehlenswerthen Lektüre auf dieses reichhaltige Fachwerk von Neuem aufmerksam machen, und bei unausgesezstem Bemühen, unseren verschiedenen Instituten immer höhere Vervollkommnung zu geben, denselben hiemit aller Orten Theilnahme und Mitarbeiter zu gewinnen suchen.

Allgemeine Zeitung, 1829. gr. 4. mit Register 16 fl. 30 kr.
Das Register besonders 30 kr.

Annalen, neue allgemeine politische, redigirt von Hofrath v. Rotteck, Jahrg. 1830. 12 Hefte. 12 fl.

Ausland, das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland, mit Karten und Lithographieen. Zweiter Jahrgang 1829. gr. 4. 16 fl.

Correspondenzblatt des Würt. Landwirthschaftlichen Vereins: 1829. 12 Hefte. gr. 8. 3 fl.

Goethe, v., über Kunst und Alterthum. 6r Bd. 2s Heft. 8. 2 fl. 36 kr.

Graff, Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften. III. Band. 1s und 2s Heft. 3 fl. 24 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alex. v. Humboldt herausgegeben. Mit Karten und Kupfern. Jahrgang 1829. 12 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin. Jahrgang 1829. gr. 4. 21 fl.

Inland, das, ein Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland, mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern. gr. 4. 1829. (Verlag der Lit. art. Anstalt in München.) 12 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama, allgemeine. Neue Folge. Jahrgang 1830. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn, mit Kupfern und Lithographieen. Jahrgang 1829. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt, redigirt von Dr. W. Menzel. 1829. gr. 4. 6 fl.

Medizinische Zeitschrift von und für Deutschland. (Verlag der Lit. art. Anstalt in München.) Dieselbe wird mit dem 1 März 1830 beginnen.

Memminger, Würt. Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie 1827. 2 Hefte. 3 fl. 30 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände, sammt den eben angeführten Beiblättern, Literaturblatt und Kunstblatt, 23r Jahrgang 1829. gr. 4. 20 fl.

Polytechnisches Journal, (mit Kupfertafeln), herausgegeben von Dr. Dingler. Jahrgang 1829. 24 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatlichen Heften. 15r bis 18r Band. 12 Hefte. 16 fl.
Band 1 — 14 im herabgesezten Preis. 20 fl.

Stuttgart und Tübingen, den 11 December 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung.
Allgemeine politische Annalen
herausgegeben von
Karl von Rotteck.

Die „allgemeinen politischen Annalen", welche, nach einer kurzen Unterbrechung, jezt wieder ins Leben treten, haben sich nachstehende Punkte zum Ziel ihres Strebens gesezt:

Sie sollen fürs erste eine fortlaufende, möglichst vollständige Zeitgeschichte seyn. Ihre Hauptaufgabe ist die gedrängte und getreue Darstellung aller merkwürdigen Erscheinungen, Verhältnisse und Bewegungen in der politischen Welt. Alle denkenden Menschen richten heute ihren theilnehmenden Blik auf den Gang der politischen Dinge; aber die Tageblätter, mit ihren zerrissenen, vielfach unzuverlässigen, sich bald widersprechenden, bald endlos wiederholenden Mittheilungen von Einzelheiten befriedigen das Bedürfniß nicht. Man verlangt einen Ueberblik des Ganzen, eine fortlaufende Orientirung in dem verwikelten Spiel der Ereignisse, eine Einsicht in ihren allseitigen Zusammenhang, in ihre verborgenern Gründe und in ihre Folgen.

Die politischen Annalen werden streben, diesem Bedürfniß nach Thunlichkeit Genüge zu leisten. Gedrängtheit, Zuverlässigkeit und dabei die möglichste Vollständigkeit der Darstellungen wird ihr Gesez seon. Sie sollen dadurch allernächst zweierlei Klassen von Lesern nüzlich werden. Denjenigen nemlich, welchen weder Zeit, noch Gelegenheit, noch Eifer mangelte, die verschiedenen Tagesblatter regelmäßig zu durchlesen, sollen sie eine je nach Zeitabschnitten oder nach größern Schauplazen geordnete

Uebersicht zur leichtern Zusammenfassung und zur Wiederholung geben: jenen aber, welchen Amts- oder Berufsgeschäfte oder andere Gründe nicht erlauben, sich durch jene Zeitungslektüre in fortwährender Bekanntschaft mit den Tagesereignissen zu erhalten, sollen sie als befriedigender Ersaz dafür dienen, und ihnen die Kenntniß wenigstens des Wichtigsten der Zeitgeschichte, die Ueberschauung des großen Weltlaufs wie des Lebens der einzelnen Nationen gewähren.

Das politische Leben der Staaten ist theils ein nach Außen gerichtetes, — in der Wechselwirkung mit andern Staaten bestehendes — theils ein einheimisches, die Gesezgebung und Verwaltung, die Volks- und Staatswirthschaft und, was zumal die konstitutionellen Staaten betrift, auch die Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk oder Volksrepräsentation umfassendes. Beide Seiten, welche ohnehin unter sich selbst in mannigfaltiger Verbindung stehen, sollen eine gleich sorgfältige Beleuchtung in unseren Annalen finden; und es wird insbesondere die kritische Geschichte der Verhandlungen nicht nur der großen Repräsentativ-Versammlungen in Frankreich und England, Niederland und Amerika, sondern auch der bedeutenden landständischen Kammern in Deutschland einen stehenden Artikel derselben bilden.

Neben der fortwährenden Uebersicht des Großen und Ganzen werden wir auch den vorzüglich merkwürdigen oder den verborgenern Einzelheiten der Zeitgeschichte eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, und wir hoffen, theils durch die bereits zugesagte regelmäßige Mitwirkung vieler verehrten Freunde, theils durch gelegentliche Mittheilungen kundiger Korrespondenten in den Stand gesezt zu werden, diese unsere doppelte Aufgabe, wenn auch nicht gleich beim Beginn, doch in einiger Zeit und fortschreitend befriedigender zu erfüllen.

Der Hauptinhalt der Annalen wird hiernach historisch und zwar nicht auf vorübergehendes Interesse berechnet, sondern einen dauernden Werth — als treues Denkmal der Zeit, als reine Quelle für künftige Geschichtschreiber, als der Aufbewahrung würdige Chronik — in Anspruch nehmend seyn. In dieser lezten Eigenschaft werden sie mit den „neuesten Staatsakten," deren geordnete Herausgabe den Annalen den für ihre vielumfassenden Darstellungen nothwendigen Raum gewährt, in fortwährender, sich wechselseitig ergänzender Verbindung stehen, d. h. sie werden sich bei ihren Erzählungen auf jene Aktensammlung beziehen, ihnen als Kommentar, als Verbindungsmittel und Farbengebung dienen, und hinwieder in denselben die nöthige Vervollständigung und Rechtfertigung ihrer eigenen Ansichten und Gemälde finden *).

Auch doktrinelle Aufsäze, wissenschaftliche Abhandlungen über politische Gegenstände, welche das Interesse des Tages vorzüglich in Anspruch nehmen, oder welche überhaupt von praktischer Bedeutung sind, werden von dem Zwekе unserer Annalen umschlossen. Doch sollen dergleichen Abhandlungen vom Schulstande möglichst frei bleiben, und gedrängte Gediegenheit ihr sorgfältig zu erstrebender Charakter seyn.

Unter der Rubrik Miscellen endlich werden wir kleinere Mittheilungen und Aufsäze verschiedenen Inhalts, als vereinzelte Notizen, Anekdoten, Charakterzüge, Bemerkungen, Maximen u. s. w. sammeln, mitunter auch die Kritik merkwürdiger Erscheinungen in der politischen Litteratur, wohl auch Uebersezungen oder Auszüge aus gewichtigen Schriften des Tages geben.

Die Annalen also, hoffen wir, sollen nicht farblos seyn; doch wird nicht eine Partei-Farbe sie bezeichnen. Sie werden weder weiß noch dreifärbig, weder ein ministerielles noch ein Oppositionsblatt seyn, weder der äußersten Linken noch der Rechten angehören. Wahrheit ist ihre Losung, gesezliche Freiheit und Recht ihr Ziel. Jeder, der aufrichtig dasselbe Ziel verfolgt, auf welcher Seite er stehe, er ist ihr Freund, und nur gegen Unlauterkeit oder Verkehrtheit werden sie den Krieg führen. Meinungsverschiedenheiten, in Beziehung auf Mittel und Wege — die Einheit des Zieles also vorausgesezt — werden sie ehren, und den — ehrlichen, offenen, mit Anstand Würde und mit Achtung des ebenbürtigen Gegners geführten Kampf gegen dieselben nicht ablehnen. Sie bieten vielmehr eigenen Blatter zur Niederlage aller aus redlicher Ueberzeugung fließenden Ansichten über politische Dinge dar; sie werden kend jede Berichtigung ihrer Darstellungen und Urtheile, freudig jede geistreiche und gediegene Offensive gegen ihre Sätze aufnehmen, überzeugt, daß im Streite der Meinungen Gewinn immerdar auf Seite der Wahrheit, und der ein Triumph auf Seite des Rechts und der Freiheit sey.

Karl v. Rotteck, Hofr. und Profess.

* * *

Die von Posselt unter dem Namen Europäische Ann len begonnene Zeitschrift, welche eine so lange Reihe von Jah den Beifall der Gebildeten aller Klassen in Anspruch genomm durch einen gleich würdigen Gelehrten (wie bis bisher be die Herren Murhard, Lindner und Hetne geschehen) fortsezen lassen, und somit Posselt's Manen den gebührenden Tribut zollen, lud die Unterzeichnete Herrn von Rotteck ein, die Re tion derselben zu übernehmen. Zu ihrer Freude willfahrte er un übernahm dieselbe als eine den edelsten Interessen der Zeit ge widmete, auch den beiden Hauptstudien, welchen er sein eben geweiht, der Geschichte und der Politik, gleich innig umfaßte Arbeit.

Seine Absicht ist, die politischen Annalen nach dem hier a gezeigten, meist in Posselt's Sinn gezeichneten, wenn auch au subjektivem Standpunkt und nach den Verhältnissen der Gegen wart etwas modificirten Plane fortzuführen.

Im Laufe eines Jahres erscheinen 12 Hefte; das 1ste Heft für den Monat Januar 1830 Ende dieses oder Anfang des näch sten Jahres.

Der Preis für den Jahrgang oder 12 Hefte ist 12 fl. oder 7 Rthlr.

München, Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige
eines für Diplomaten, Staatsmänner und Geschichtsfreund höchst wichtigen Werkes.

Neueste Staats-Akten und Urkunden

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1825 — 1829.

Erster bis vierzehnter Band.

Es war ein dem anerkannten Bedürfnisse so wie den vielf tig kundgegebenen Wünschen entsprechendes Unternehmen, jenigen Urkunden und Aktenstüke zu sammeln, die in gro Werken, Zeitschriften und öffentlichen Blättern zerstreut Grundlage oder zur Erläuterung der wichtigsten Ereigni serer Zeit dienen, und durch deren zwekmäßige Ordnu erleichterte Uebersicht ein für die neueste Geschichte eben so haltiges als zuverlässiges Archiv zu bilden.

So entstand denn, unter der Leitung eines mit dem Geis den Anforderungen der Zeit vollkommen vertrauten M diese Sammlung, die heftweise herausgegeben, nun bere vierzehn Bänden angewachsen ist. Mehr als einta siebenhundert in dieselbe aufgenommene Urkunden Aktenstüke, mit Auswahl gesammelt, aus den verschiedene den Sprachen mit größter Genauigkeit übersezt, und da nöthig schien, von dem Urterte oder von erläuternden A kungen und Hinweisungen begleitet, bieten die wichti Materialien zur richtigen Kenntniß und Beurtheil neuesten Geschichte in der Periode von 1825 bis zur H des Jahres 1829 dar.

*) Die Anzeige der Neuesten Staatsakten siehe nachstehend.

Digitized by Google

Ueber die äußeen und inneen Verhältniße der Staaten beider Hemisphäeen; — über die Zweke und Beschaffenheit ihrer gegenseitigen Verbindungen, so wie über die Veranlaßungen zu ihren Entzweiungen; — über das was in einzelnen Ländern in Bezug auf Verfaßung, Verwaltung und Gesezgebung Wichtiges und Bemerkenswerthes im ruhigen Zuſtande gethan, im aufgeregten errungen wurde — finden ſich in dieſem Werke die urkundlichen Aufſchlüſſe und Nachweiſungen möglichſt vollſtändig aufbewahrt und geordnet.

Die Manifeſte und Nacheichten von den Kriegen Großbritanniens mit den Birmanen und den Aſhantees, Rußlands mit Perſien und mit der Pforte, Braſiliens mit den vereinigten Staaten am Plataſtrom, Spaniens mit ſeinen überſeeiſchen Beſizungen, Columbiens mit Peru, Frankreichs mit Algier, der Griechen mit den Türken; — die Teraktate und Konventionen von Turkmantſchai, Akjerman, Bendadao, den Plantain-Inſeln u. ſ. w.; — die Handels- und Schifahrts-Verträge Frankreichs, Oeſtreichs, Großbritanniens, der Hanſeeſtädte mit Braſilien; Großbritanniens mit Buenos-Ayres, Columbien, Mexico, Rußland, Frankreich, Schweden, den Hanſeeſtädten; Preußens mit Rußland, Schweden, Braſilien, Mecklenburg, Heſſen, Bayern und Würtemberg, Anhalt, den Hanſeeſtädten; der Schweiz mit Würtemberg und Baden; der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Rußland, Dänemark, den Hanſeeſtädten; der Pforte mit Schweden, Sardinien; Bayerns mit Würtemberg und verſchiedener andern deutſchen Staaten unter ſich u. ſ. w.; — die Freundſchafts- und Allianztraktate Columbiens mit Buenos-Ayres, Chili, Peru, Mittelamerika, Mexico u. ſ. w.; — die Jurisdiktions-Verträge zwiſchen mehreren deutſchen Bundesſtaaten; — die Uebereinkünfte und gegenſeitigen Erklärungen über Auswandeerungen und Vermögensexportationen nach Rußland, Oeſtreich, Sardinien, Parma, in verſchiedene deutſche Bundesſtaaten, u. ſ. w.; — die Militairkartel-Konventionen Oeſtreichs mit Bayern; Frankreichs mit Preußen und Bayern; — die Konkordate des päpſtlichen Stuhles und die Verhandlungen über kirchliche Angelegenheiten mit mehreren Regierungen, namentlich einigen Schweizer Kantonen, den meiſten proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, den Niederlanden, ſo wie mit einigen überſeeiſchen Staaten; — die Verhandlungen über Portugals Verhältniſſe zwiſchen Frankreich, Großbritannien und Spanien; und über die griechiſchen Angelegenheiten zwiſchen Frankreich, Großbritannien und Rußland; — die Urkunden über die Bildung der neuen unabhängigen Staaten von Braſilien, Hayti, Bolivia, u. a. m. — gewähren für die lezten vier Jahre eine vollſtändige und urkundliche Ueberſicht der äußern Verhältniſſe europäiſcher und außereuropäiſcher Reiche und Länder.

Die inneen Verhältniſſe in dem nemlichen Zeitraum in Beziehung auf Verfaſſung, Verwaltung und Geſezgebung ſtellen ſich dar: durch die Verfaſſungs-Urkunden von Portugal, Mexico, Braſilien, Buenos-Ayres, Columbien, Bolivia u. ſ. w.; — durch amtliche Aufſchlüſſe und Nachrichten über die Unruhen und Aufſtände in Spanien, Rußland, Polen, Portugal, Braſilien, Columbien u. ſ. w.; — durch die wichtigſten Verfügungen in Folge von Regierungs-Veränderungen in Rußland, Portugal, Bayern u. a. m.; — durch die Eröfnungsreden, Dankadreſſen, Beſchlüſſe, Abſchiede der repräſentativen Verſammlungen in Bayern, Würtemberg, Hannover, Baden, Naſſau, Ungarn, Polen, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Griechenland, Schweden, im Königreiche der Niederlande, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in verſchiedenen ſüdamerikaniſchen Staaten u. ſ. w.; — durch die intereſſanteſten Geſeze und Verordnungen in verſchiedenen Ländern, als: im deutſchen Bunde, in Frankreich, Preußen, Oeſtreich, Rußland, Portugal, Braſilien u. ſ. w.; — durch die Deklarationen deutſcher Bundesſtaaten über die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der ſtandesherrlichen Familien: Aremberg, Bentink, Hohenlohe, Leiningen, Salm, Waldburg, Neipperg, Königsegg.

Die ununterbrochene Fortſezung dieſer Sammlung wird durch deren Gemeinnüzigkeit und zahlreiche Abnahme verbürgt; das erſte Heft des fünfzehnten Bandes iſt bereits unter der Preſſe und wird, wie die nachfolgenden Hefte, in der bisherigen Ordnung und Form erſcheinen. Jedes Heft von 8 — 10 Bogen koſtet wie bisher 1 fl. 20 kr. oder ein Abonnement von 4 Bänden in 12 Heften 16 fl.

Die noch vorräthigen Exemplare der erſten vierzehn Bände werden, um deren Abnahme möglichſt zu erleichtern, um den herabgeſezten Preis von 20 fl. abgegeben, während ſie vorher 36 fl. koſteten.

München, Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1829.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Für

Journal-Leſe-Cirkel und Leſe-Kabinette.

Allgemeine

Juſtiz-, Kameral- und Polizey-Fama

für das Jahr 1830.

Da dieſes Journal mit dem nächſten Jahr fortgeſezt werden wird, ſo glauben wir Vorſteher und Unternehmer von Leſegeſellſchaften, ſo wie Gelehrte, Geſchäftsmänner und Beamte am Schluß des Jahres auf daſſelbe aufmerkſam machen zu müſſen, damit, wenn ſie es für das nächſte Jahr halten wollen, ihre Beſtellungen gefälligſt ſchleunig einlaufen mögen.

Der Plan bleibt unverrükt derſelbe, und wird dieſes Blatt in einer ſtehenden Rubrik nicht nur eine Auswahl der merkwürdigſten Fälle aus allen Theilen der Rechtswiſſenſchaft, der Polizey, der Verwaltung und des Kameralweſens entweder in kurzen Auszügen mit angehängter Entſcheidung, oder, wo es zu Erhöhung des Intereſſes dienen kan, in gedrängten Bearbeitungen enthalten, ſondern auch Anfragen über ſchwierige Materien und deren Beantwortungen mittheilen.

An dieſe Abtheilung ſoll ſich eine andere reihen, die auf dem ſichern Boden einer gereiften Erfahrung die Vorzüge und Mängel beſtehender Inſtitute beſpricht, von den Fortſchritten in der Geſezgebung aller Länder Rechenſchaft gibt, und als freimüthiges Organ der öffentlichen Stimme die ſtändiſchen Verhandlungen verfaſſungsmäßiger Staaten über wichtige Gegenſtände der Geſezgebung in einer ruhigen, der Wahrheitsliebe würdigen und dem hohen Intereſſe der Sache angemeſſenen Sprache begleitet.

Zeitungs- und Korreſpondenz-Nachrichten, ſo wie intereſſante Verhandlungen der Juries und der Aſſiſen werden die Tagesbegebenheiten aus dem Gebiete der genannten Wiſſenſchaften berichten, und, durch ihren reichhaltigen Stof denkende Männer aus dem Kreiſe ihres Berufs von Zeit zu Zeit auf einen höhern Standpunkt führen.

In einer beſondern Abtheilung wird der Gang der Litteratur verfolgt und jedes Werk angezeigt, von allen bedeutenderen wird aber ein gedrängter Auszug oder eine Würdigung ihres Inhalts, und, wenn eine ſolche ſchon anderwärts niedergelegt ſeyn ſollte, eine genaue Hinweiſung auf die Zeitung oder Zeitſchrift, in der ſie vorkommt, gegeben werden.

Bei Entwerfung dieſes Plans hat man vorzüglich das Bedürfniß des Geſchäftsmanns und des Landbeamten im Auge gehabt; während ihn auf der einen Seite ſein Beruf ausſchließlich in Anſpruch nimmt, macht ihm von der andern die Geſellſchaft zur Pflicht, mit dem Leben und der Wiſſenſchaft fortzuſchreiten, und Alles, was dieſe Großes und Schönes bieten, zur Weihe ſeiner

Digitized by Google

einflußreichen Stellung in seinem Wirkungskreise lebendig zu machen.

Zunächst an seinen Beruf gewiesen, bleibt ihm aber bei dem raschen Gange unserer Kultur keine Zeit übrig, der zweiten Anforderung zu genügen, und jeder Mann von edlem Streben wird es daher mit Liebe aufnehmen, wenn wir ihm in dem angekündigten Blatt bei dem kürzesten Zeitaufwande fortwährend einen universellen Ueberblik über das Neuste in der Wissenschaft und durch die litterarischen Anzeigen ein Mittel gewähren, ohne eine zu sehr ausgedehnte eigene Nachlese die passendsten Werke auszuwählen.

Dennoch soll dieses Blatt nicht ausschließlich dem Praktiker gewidmet sein, die Wissenschaft mit allen ihren seit Jahrhunderten aufgehäuften Schäzen ist arm gegen das allseitige Leben zu nennen; und wie das Vollkommenste, das wir an ihr bewundern, nur durch Erfahrungen von ganzen Menschenaltern gewonnen worden ist, so wird auch die Ausbildung des Vorhandenen nur durch den Reichthum der Erfahrung für künftige Geschlechter lebendig seyn, und darum glauben wir, daß unser Blatt auch dem Gelehrten zuweilen etwas bieten könnte.

Mehrere deutsche Gesezgebungen beschäftigen sich schon seit längerer Zeit mit Einführung einer zwekmäßigen Oeffentlichkeit in der Rechtspflege, und je mehr wir durch den Beistand erfahrener Männer des öffentlichen Interesses an unserem Unternehmen versichert seyn dürfen, desto mehr können wir hoffen, in unserem Blatt jenen langbesprochenen Reformen ein eigenes Fachwerk einzuräumen.

* * *

Indem wir dieses zur öffentlichen Kenntniß bringen, schmeicheln wir uns mit der Hofnung, daß Gelehrte und Geschäftsmänner, deren Beruf es erlaubt, zur Erhöhung der Gemeinnüzigkeit des Blattes gegen angemessenes Honorar uns alles Interessante mittheilen werden, was aus dem Gebiete der genannten Fächer in den Kreis ihres Wissens kommt.

Abonnirten Justiz-, Kameral- und Polizey-Behörden werden alle Bekanntmachungen einmal unentgeldlich eingerükt, wenn sie solche portofrei an die Redaktion zu Stuttgart einsenden.

Die Herren Buchhändler ersuchen wir, uns ihre Verlagswerke aus den einschlagenden Fächern im Wege des Buchhandels zuschiken zu wollen, um dieselben der Redaktion zur Anzeige sofort mitzutheilen.

Von der allgemeinen Justiz- Kameral- und Polizei-Fama werden mit Einschluß der monatlichen Inhalts-Anzeigen wöchentlich drei Stüke geliefert. Postäglich kan man sie auf allen Postämtern gegen Vorausbezahlung von 4 fl. 30 kr. rhein. oder 2 Thaler 18 Groschen preuß. für das halbe Jahr erhalten, jedoch nur am Schlusse eines jeden Jahres abbestellen, da man sich auf den Postämtern wie in den Buchhandlungen, für ein ganzes Jahr verbindlich macht. In Monatsheften liefern sie alle solidem Buchhandlungen um den nemlichen Preis. — Vermöge Verordnung der königl. General-Post-Direktion zu München muß jede Postbehörde, auch an der äußersten Gränze des Königreichs, dieselbe halbjährig für 1 fl. 57 kr. liefern. — Eine ähnliche Verordnung der großherzogl. badischen Ober-Post-Direktion zu Karlsruhe bestimmt, daß in dem Umfange des Großherzogthums Baden keine Zeitungs-Expedition mehr als 20 kr. Expeditions-Gebühr über den Ladenpreis halbjährig von den Bestellern nehmen dürfe.

Nur solche Defekte, welche man binnen vier Wochen von der Zeit des Erscheinens des Blattes verlangt, werden unentgeldlich abgegeben. Später verlangte müssen mit 9 kr. per Stük bezahlt werden, falls sie die Expedition noch abzugeben im Stande ist. — Zwekmäßige kleine Beiträge nimmt die Redaktion unentgeldlich auf, wenn sich der Einsender nennt, der auf Verlangen steter Verschwiegenheit seines Namens versichert seyn darf. Sie ist aber auch bereit, größere Ausarbeitungen angemessen zu honoriren und mit Korrespondenten, die sich zu fortdauernden Lieferungen anheischig machen, besondere Verträge abzuschließen.

München, Stuttgart und Tübingen 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für

Journal-Lese-Cirkel und Lese-Kabinette.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Unter obigem Titel haben wir vor bald zwei Jahren ein neues Blatt in die deutsche Leswelt eingeführt, dessen Fortsezung wir nun für den dritten Jahrgang ankündigen, und deshalb die Vorsteher und Unternehmer von Lesegesellschaften, so wie alle Freunde einer unterhaltenden und belehrenden Lektüre am Schluß des Jahres auf dasselbe aufmerksam machen zu müssen glauben, damit, wenn sie es für nächstes Jahr halten wollen, ihre Bestellungen schleunig einlaufen. Das „Ausland" hat sich in seinem kurzen Zeitraum einen ansehnlichen Kreis von Lesern gewonnen und dadurch das Zeitgemäße seiner Erscheinung, so wie das Recht seiner Existenz nachgewiesen. Jenen allgemeinen geistigen Verkehr, der sich zwischen den verschiedenen Völkern der Erde — die schönste Frucht der jezigen Civilisation — gebildet hat, nach Kräften zu fördern, war die Aufgabe unsers Blatts, welche die Redaktion gegen das Publikum übernommen hat, und die gewissenhaft zu erfüllen sie in dem bisherigen Erfolge die stärkste Aufmunterung finden muß. War es schwierig, dieses Ziel auf einem noch unbetretenen Weg in einem, wenn auch in abstracto, durch unsern Plan vorgezeichneten, doch nicht empirisch von uns durchforschten Gebiet zu verfolgen; so dürfen wir sagen, auch so manchen Erfahrungen, die wir gemacht haben, auch so manchen Winken, die uns geworden sind, um so zuversichtlicher hoffen, das von Seite des Publikums uns geschenkte Vertrauen immer mehr zu rechtfertigen. Von allem Bedeutenden in Kunst und Wissenschaft, Staat und Verfassung, Religion und Sitte, was das Leben außerhalb unserem Vaterlande darbietet, sey es in alter, ehrwürdiger Form, oder in der jugendlichen Kraft der umschaffenden Zeit, unsern Lesern Rechenschaft zu geben, und das zu thun mit bescheidener Freimüthigkeit, anständiger Sprache und in gedrängter und gewählter Darstellung — war unser Bestreben; so gedachten wir einen fortlaufenden Kommentar zur Gegenwart zu liefern, aber nicht eine trokene Aktensammlung, sondern Scenen aus dem vielgestalteten Weltdrama, selbst mit all seinen Abstufungen von Individualität der Charaktere in Personen, Gesellschaften, Parteien und Nationen. Dadurch, daß wir treu die Quellen angaben, aus denen wir schöpften, suchten wir unserem Blatte historische Beglaubung zu sichern; dadurch, daß wir uns, wo immer die Thatsachen sprechen, alles Raisonnements enthielten, suchten wir unsern Lesern ein unverfälschtes, unbeeinflußtes Urtheil zu bewahren. In dieser anerkennenden Achtung alles Bestehenden, alles Werdenden sollte man den Geist, die Tendenz unseres Bestrebens erkennen, und in dieser Richtung wird es auch für das kommende Jahr fortgefahren werden.

Die Redaktion.

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung wird ihrerseits, wie bisher, auch künftig durch beizugebende Karten und Lithographien das Interesse dieses Blattes zu erhöhen suchen.

Anzeigen von Reisewerken und andern das Ausland betreffenden Schriften jeder Art, welche durch dieses Blatt am geeignetsten verbreitet werden dürften, werden für eine Gebühr von 1½ oder 1 gGr. pr. Linie durch die Unterzeichnete eingerükt und berechnet.

München, Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Erklärung.

In Nro. 58 des „Auslandes" ist in der Beilage ein
atz: „Das Recht der Lebenden", abgedruckt, welcher
m Correspondenten der Cos (in Nro. 39) eine günstige Ge-
nheit zu seyn schien, mich anzugreifen, indem er, ohne aus-
klich meinen Namen zu nennen, einige bekannte Ereignisse
nes Lebens so deutlich bezeichnet, daß es, selbst bei der voll-
digen Verdrehung der Thatsachen, die er sich erlaubt, und
der solchen Zugabe von Verläumdung, die seinem Talente
irklich zu seyn scheint, unmöglich ist, sich über seine Absicht
täuschen, mich für den Verfasser jenes Aufsatzes zu erklären,
durch eine angebliche Geschichte meines Lebens meine Ehre
ugreifen, soweit ihm dieses möglich ist.

Aus Achtung für das Publikum, das man auf meine Ko-
gröblich zu täuschen sucht, aus der jedem Manne von Ehre
erläßlichen Pflicht, für die Erhaltung seines guten Namens
sorgen, und endlich, da ich, als Fremdee in diesem Lande,
erzeit zum Beweise bereit seyn muß, daß ich des Schutzes
Gesetze nicht unwürdig sey, — aus diesen Rücksichten sehe
mich genöthigt, auf einen Angriff zu antworten, der auf
Art, wie er geführt wird, einen duechaus verächtlichen Cha-
ctee offenbart, und daher, unter andern Umständen, als
Gesinnung und Sitte des Pöbels angehörend, nicht bis zur
höhre des Mannes von Erziehung heraufgezogen werden dürfte.

Ich werde dem Ankläger, dee mich dem Gerichte dee Cos
iterwürfig zu seyn glaubt, Schritt vor Schritt folgen, so sehr
auch meinen Ekel erregen muß, das Kunstwerk eines Syko-
anten zu zergliedern.

Zuerst muß ich erklären, daß ich nicht dee Verfasser des
ufsatzes in Nro. 58 des Auslandes bin, ihn wie aber zur
hre rechnen würde, wenn ich ihn geschrieben hätte *). Der An-
äger hat also umsonst seine Kunst und Bosheit gegen mich
erschwendet. Der Correspondent, der für die Glaubwürdigkeit
ines Zeugnisses auch nicht den Schatten eines Beweises bei-
ingt, sondern sich feige hinter der Namenlosigkeit verbirgt,
eginnt damit, daß er mich als „jenes aus einem großen Theile
on Deutschland verwiesene, von Land zu Land flüchtige Indivi-
uum" zu bezeichnen versucht. Ich bin aber weder aus Deutsch-
nd, noch je aus einem andern Lande verwiesen worden, und
in vernünftiger Mensch kann von einem Reisenden, der oft
einen Aufenthalt verändert, sagen, er sey „von Land zu Land
flüchtig." Nie bin ich vor ein Gericht citirt worden, das die
Verweisung gegen mich ausgesprochen hätte. Wenn in aufge-
regten Zeiten der Parteikämpfe ich bisweilen die Gewalt derje-
den empfand, so ist dadurch nie meine Ehre verletzt worden;
vielmehr haben solche Schicksale mir jederzeit die Theilnahme
achtungswürdiger Männer erworben.

Was der Correspondent der Cos mir den Worten sagen will,
ich hätte „in Bayern eine Art Stellung gefunden",
verstehe ich nicht. Ich habe hier keine andere Stellung, als daß
ich als Fremder unter dem Schutze der Gesetze lebe.

„In Wien ist mir nie „eine Verbindung mit der
Napoleonischen Polizei" Schuld gegeben worden; ich lebte
dort ebenfalls als Fremder, und hatte keine „Stelle", konnte
also auch nicht genöthigt seyn, dieselbe „zu verlassen"; ich verließ
Wien, weil ich weiter reisen wollte. Nie bin ich dort von den
Behörden beunruhigt worden; im Gegentheil könnte ich denen,
die ein Recht haben, mich zur Rede zu stellen, ehrenvolle Zeug-
nisse aufweisen, sowohl von den Behörden, als von den edelsten
Männern, mit denen ich in Wien in Privatverhältnissen stand.

Eben so wenig bin ich in Weimar einer Verbindung mit
der französischen Polizei angeklagt worden; ich wurde dort, wie
ich durch ein vollgültiges Aktenstück beweisen kann, nur deßhalb
verhaftet, weil mir unbekannt gebliebene Denuncianten mich der
österreichischen Armee-Polizei als einen Anhänger der Feanzosen
verdächtig zu machen gesucht hatten. Die österreichische Behörde
erkannte selbst das Nichtige der Anklage, und gab mir unbe-
dingt meine Freiheit wieder. Ich berufe mich hierbei auf das
Zeugniß des Herrn General von Langenau, dessen Geist und
Humanität mich gegen die geheimen Anschläge dee Intriganten
schützten. — Aus meiner Bewunderung der Heldengröße des Kaiser
Napoleon habe ich nie ein Geheimniß gemacht.

„Das Kotzebue'sche Bulletin" habe ich nicht „ent-
wendet", und bin auch nicht Veranlassung der blutigen Ka-
tastrophe des Hrn. v. Kotzebue geworden. Soviel ich mich er-
innere, ist in dem Verhör des Mörders nie von dem Bulletin die
Rede gewesen. — Wenn ich, nachdem mir zufällig jenes Bulletin
in die Hände gerathen war, einen Ehrenmann gegen des Hrn. v.
Kotzebue Angeberei warnte, so ist dies eine That, zu welchee
ich mich noch heute offen und ohne zu erröthen bekennen kann.
Zu seiner Zeit habe ich dem Publikum Rechenschaft von meinem
Antheil an der Geschichte des Bulletins gegeben, und nie ist,
was ich darüber drucken ließ, zu widerlegen auch nur versucht
worden.

*) Der Verf. jenes Aufsatzes behält sich vor, die Replik der Cos selbst
zu beantworten.

Digitized by Google

In Weimar ist keine „Klage von der russischen Gesandtschaft" gegen mich erhoben worden. Ich verließ Weimar mit Pässen der dortigen Behörde, um meine Verwandte im Elsaß zu besuchen. Die „Furcht vor einer Verurtheilung" konnte mich um so weniger zur „Flucht" bestimmen, als erst nach meiner Entfernung von Weimar das Bulletin gedruckt wurde — ohne meine Zustimmung und ohne daß ich das geringste davon wußte. Niemals ist von den Behörden, welche den Proceß in dieser Sache zu beurtheilen hatten, auf eine Klage gegen mich erkannt worden, obgleich ich unaufgefordert und unverholen in öffentlichen Blättern meinen zufälligen Antheil an der Sache, so wie meinen damaligen Aufenthalt angezeigt hatte.

Nie habe ich, weder in Würtemberg, noch sonst irgendwo, „Umtrieben gedient"; ich war nicht einfältig genug, mich mit solchen Dingen zu befassen.

Nach dem Verfasser des Manuscripts aus Süddeutschland zu fragen, hat die Eos so wenig als ihr Correspondent ein Recht. — Ueber den Werth oder Unwerth dieser Schrift haben Männer geurtheilt, die von dem Geschrei des Pöbels keine Notiz nehmen. — Daß in dem Buche irgend Jemand wäre „in dem Koth herumgezogen worden", ist eine Lüge; der Verfasser hat das Eigenthumsrecht der Geistesverwandten des Correspondenten auf dieses Material jederzeit gehörig geachtet, und sich nie an demselben vergreifen wollen. Die mauvaise plaisanterie, die der Verfasser anführt, gehört bekanntlich nicht ihm.

Auch der Bericht des Freiherrn von X. liegt außerhalb der Verstandessphäre des Correspondenten der Eos. Daß er die Schrift nicht verstanden, vielleicht nicht gelesen, beweist sein Vorgeben, daß in derselben „zur Beseitigung der kurz vorher" (wo? und wann?) „gepriesenen Constitution gera werde." Von solcher Beseitigung und von solchem Rath kein Wort in dem Bericht des Frhrn. v. X.

Ich bin nicht „aus Würtemberg vertrieben" worden, na Urtheil und Recht nicht hätte geschehen können. Mit Da gen die Humanität der dortigen Regierung verließ ich Bi berg, weil Verhältnisse, die von keiner Strafbarkeit m ner Seite begleitet waren, es mir räthlich machten, mich Monate in Frankreich aufzuhalten. Seitdem lebe ich in Ba wo ich ebenfalls eine gastfreundliche Aufnahme fand, we ich durch mein Betragen den geringsten Anlaß zu Beschwerden und wo ich mit voller Ueberzeugung mich des Wohlwollens achtungswürdigsten Männer rühmen kann.

Endlich habe ich nie „in einem kriechenden Schreiben „einen Minister für Jugend-Verirrungen, wie ich sie gem „haben soll, um Vergebung, und mit dem Versprechen der B „serung um Erlaubniß gebeten, mich in Deutschland nicht au „halten zu dürfen." Einen solchen Brief habe ich nie geschrieben; ein ganz anderes von mir verfaßtes Schreiben an e großen Staatsmann hat der Correspondent sicher nicht gel denn es ist nie der Beurtheilung der Lakaien unterstellt wo

Sonach ist alles erlogen, was der Correspondent der gegen mich vorbringt, und ich habe, als ein Mann, der diesem Lande unter dem Schutze der Gesetze steht, ein vollkommen Recht, jenen frechen Ankläger für einen ehrlosen Verläumder erklären, mit welchem ich fortan nur vor den Tribunalen Justiz verhandeln könnte.

München, den 10. März 1819.

Dr. Friedrich Ludwig Lindn

Digitized by Google

Ankündigung.

Allgemeine politische Annalen

herausgegeben von

Karl von Rotteck.

Die „allgemeinen politischen Annalen", welche, nach einer kurzen Unterbrechung, jezt wieder ins Leben treten, haben sich nachstehende Punkte zum Ziel ihres Strebens gesezt:

Sie sollen fürs erste eine fortlaufende, möglichst vollständige Zeitgeschichte seyn. Ihre Hauptaufgabe ist die gedrängte und getreue Darstellung aller merkwürdigen Erscheinungen, Verhältnisse und Bewegungen in der politischen Welt. Alle denkenden Menschen richten heute ihren theilnehmenden Blik auf den Gang der politischen Dinge; aber die Tageblätter, mit ihren zerrissenen, vielfach unzuverlässigen, sich bald widersprechenden, und endlos wiederholenden Mittheilungen von Einzelheiten befriedigen das Bedürfniß nicht. Man verlangt einen Ueberblik des Ganzen, eine fortlaufende Orientirung in dem verwikelten Spiel der Ereignisse, eine Einsicht in ihren allseitigen Zusammenhang, in ihre verborgenern Gründe und in ihre Folgen.

Die politischen Annalen werden streben, diesem Bedürfniß nach Thunlichkeit Genüge zu leisten. Gedrängtheit, Zuverlässigkeit und dabei die möglichste Vollständigkeit der Darstellung wird ihr Gesez seyn. Sie sollen dadurch allernächst zweierlei Klassen von Lesern nüzlich werden. Denjenigen nemlich, welchen weder Zeit, noch Gelegenheit, noch Eifer mangelte, die verschiedenen Tagesblatter regelmäßig zu durchlesen, sollen sie eine je nach Zeitabschnitten oder nach größern Schauplazen geordnete Uebersicht zur leichtern Zusammenfassung und zur Wiederholung geben: jenen aber, welchen Amts- oder Berufsgeschäfte oder andere Gründe nicht erlauben, sich durch jene Zeitungslektüre in fortwährender Bekanntschaft mit den Tagesereignissen zu erhalten, sollen sie als befriedigender Ersaz dafür dienen, und ihnen die Kenntniß wenigstens des Wichtigsten der Zeitgeschichte, die Ueberschauung des großen Weltlaufs wie des Lebens der einzelnen Nationen gewähren.

Das politische Leben der Staaten ist theils ein nach Außen gerichtetes, — in der Wechselwirkung mit andern Staaten bestehendes — theils ein einheimisches, die Gesezgebung und Verwaltung, die Volks- und Staatswirthschaft und, was zumal die constitutionellen Staaten betrift, auch die Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk oder Volksrepräsentation umfassendes. Beide Seiten, welche ohnehin unter sich selbst in mannigfaltiger Verbindung stehen, sollen eine gleich sorgfältige Beleuchtung in unseren Annalen finden; und es wird insbesondere die kritische Geschichte der Verhandlungen nicht nur der großen Repräsentativ-Versammlungen in Frankreich und England, Niederland und Amerika, sondern auch der bedeutendern Landständischen Kammern in Deutschland einen stehenden Artikel derselben bilden.

Neben der fortwährenden Uebersicht des Großen und Ganzen werden wir auch den vorzüglich merkwürdigen oder den verborgenern Einzelheiten der Zeitgeschichte eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, und wir hoffen, theils durch die bereits zugesagte regelmäßige Mitwirkung vieler verehrten Freunde, theils durch gelegenheitliche Mittheilungen kundiger Korrespondenten in den Stand gesezt zu werden, diese unsere doppelte Aufgabe, wenn auch nicht gleich beim Beginn, doch in einiger Zeit und fortschreitend befriedigender zu erfüllen.

Der Hauptinhalt der Annalen wird hienach historisch und zwar nicht auf vorübergehendes Interesse berechnet, sondern einen dauernden Werth — als treues Denkmal der Zeit, als reine Quelle für künftige Geschichtschreiber, als der Aufbewahrung würdige Chronik — in Anspruch nehmend seyn. In dieser lezten Eigenschaft werden sie mit den „neuesten Staatsakten," deren geordnete Herausgabe den Annalen den für ihre vielumfassenden Darstellungen nothwendigen Raum gewährt, in fortwährender, sich wechselseitig ergänzender Verbindung stehen, d. h. sie werden sich bei ihren Erzählungen auf jene Aktensammlung beziehen, ihnen als Kommentar, als Verbindungsmittel und Farbengebung dienen, und hinwieder in denselben die nöthige Vervollständigung und Rechtfertigung ihrer eigenen Ansichten und Gemälde finden *).

Auch doktrinelle Aufsäze, wissenschaftliche Abhandlungen über politische Gegenstände, welche das Interesse des Tages vorzüglich in Anspruch nehmen, oder welche überhaupt von praktischer Bedeutung sind, werden von dem Zweke unserer Annalen umschlossen. Doch sollen dergleichen Abhandlungen vom Schulstaube möglichst frei bleiben, und gedrängte Gediegenheit ihr sorgfältig zu erstrebender Charakter seyn.

Unter der Rubrik Miscellen endlich werden wir kleinere Mittheilungen und Aufsäze verschiedenen Inhalts, als vereinzelte Notizen, Anekdoten, Charakterzüge, Bemerkungen, Maximen u. s. w. sammeln, mitunter auch die Kritik merkwürdiger Erscheinungen in der politischen Litteratur, wohl auch Uebersezungen oder Auszüge aus gewichtigen Schriften des Tages geben.

Die Annalen also, hoffen wir, sollen nicht farblos seyn; doch wird nicht eine Partei-Farbe sie bezeichnen. Sie werden weder weiß noch dreifärbig, weder ein ministerielles noch ein Oppositionsblatt seyn, weder der äußersten Linken noch der Rechten angehören. Wahrheit ist ihre Losung, gesezliche Freiheit und Recht ihr Ziel. Jeder, der aufrichtig dasselbe Ziel verfolgt, auf welcher Seite er stehe, er ist ihr Freund, und nur gegen Unlauterkeit oder Verkehrtheit werden sie den Krieg führen. Meynungsverschiedenheiten, in Beziehung auf Mittel und Wege — die Einheit des Zieles also vorausgesezt — werden sie ehren, und den — ehrlichen, offenen, mit Anstand und Würde und mit Achtung des ebenbürtigen Gegners geführten — Kampf gegen dieselben nicht ablehnen. Sie bieten vielmehr ihre eigenen Blätter zur Niederlage aller aus redlicher Ueberzeugung fließenden Ansichten über politische Dinge dar; sie werden dankend jede Berichtigung ihrer Darstellungen und Urtheile, auch freudig jede geistreiche und gediegene Offensive gegen ihre Grundsäze aufnehmen, überzeugt, daß im Streite der Meinungen der Gewinn immerdar auf Seite der Wahrheit, und der endliche Triumph auf Seite des Rechts und der Freiheit sey.

Karl v. Rotteck, Hofr. und Professor.

* * *

Die von Posselt unter dem Namen Europäische Annalen begonnene Zeitschrift, welche eine so lange Reihe von Jahren den Beifall der Gebildeten aller Klassen in Anspruch genommen, durch einen gleich würdigen Gelehrten (wie bis bisher durch die Herren Murhard, Lindner und Heine geschehen) fortsezen zu lassen, und somit Posselt's Manen den gebührenden Tribut zu zollen, lud die Unterzeichnete Herrn von Rotteck ein, die Redaktion derselben zu übernehmen. Zu ihrer Freude willfahrte er, und übernahm dieselbe als eine den edelsten Interessen der Zeit gewidmete, auch den beiden Hauptstudien, welchen er sein Leben geweiht, der Geschichte und der Politik, gleich innig verwandte Arbeit.

Seine Absicht ist, die politischen Annalen nach dem oben angezeigten, meist in Posselt's Sinn gezeichneten, wenn auch nach subjektivem Standpunkt und nach den Verhältnissen der Gegenwart etwas modificirten Plane fortzuführen.

Im Laufe eines Jahres erscheinen 12 Hefte; das 1ste Heft für den Monat Januar 1830 Ende dieses oder Anfang des nächsten Jahres.

Der Preis für den Jahrgang oder 12 Hefte ist 12 fl. oder 7 Rthlr.

München, Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1829.

*) Die Anzeige der Neuesten Staatsakten siehe nachstehend.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige

eines für Diplomaten, Staatsmänner und Geschichtsfreunde höchst wichtigen Werkes.

Neueste Staats-Akten und Urkun

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1825 — 1829.

Erster bis vierzehnter Band.

Es war ein dem anerkannten Bedürfnisse so wie den vielfältig kundgegebenen Wünschen entsprechendes Unternehmen, diejenigen Urkunden und Aktenstüke zu sammeln, die in zahllosen Werken, Zeitschriften und öffentlichen Blättern zerstreut, zur Grundlage oder zur Erläuterung der wichtigsten Ereignisse unserer Zeit dienen, und durch deren zwekmäßige Ordnung und erleichterte Uebersicht ein für die neueste Geschichte eben so reichhaltiges als zuverlässiges Archiv zu bilden.

So entstand denn, unter der Leitung eines mit dem Geist und den Anforderungen der Zeit vollkommen vertrauten Mannes diese Sammlung, die heftweise herausgegeben, nun bereits zu vierzehn Bänden angewachsen ist. Mehr als eintausend siebenhundert in dieselbe aufgenommene Urkunden und Aktenstüke, mit Auswahl gesammelt, aus den verschiedenen fremden Sprachen mit größter Genauigkeit übersezt, und da wo es nöthig schien, von dem Urtexte oder von erläuternden Anmerkungen und Hinweisungen begleitet, bieten die wichtigsten Materialien zur richtigen Kenntniß und Beurtheilung der neuesten Geschichte in der Periode von 1825 bis zur Hälfte des Jahres 1829 dar.

Ueber die äußern und innern Verhältnisse der Staaten beider Hemisphären; — über die Zwekе und Beschaffenheit ihrer gegenseitigen Verbindungen, so wie über die Veranlassungen zu ihren Entzweiungen; — über das was in einzelnen Ländern in Bezug auf Verfassung, Verwaltung und Gesezgebung Wichtiges und Bemerkenswerthes im ruhigen Zustande gethan, im aufgeregten errungen wurde — finden sich in diesem Werke die urkundlichen Aufschlüsse und Nachweisungen möglichst vollständig aufbewahret und geordnet.

Die Manifeste und Nachrichten von den Kriegen Großbritanniens mit den Birmanen und den Ashantees, Rußlands mit Persien und mit der Pforte, Brasiliens mit den vereinigten Staaten am Platastrom, Spaniens mit seinen überseeischen Besizungen, Columbiens mit Peru, Frankreichs mit Algier, der Griechen mit den Türken; — die Traktate und Konventionen von Turkmantschai, Akkerman, Bendabao, den Plantain-Inseln u. s. w.; — die Handels- und Schifffahrts-Verträge Frankreichs, Oestreichs, Großbritanniens, der Hanseestädte mit Brasilien; Großbritanniens mit Buenos-Ayres, Colombien, Mexico, Rußland, Frankreich, Schweden, den Hanseestädten; Preußens mit Rußland, Schweden, Brasilien, Mecklenburg, Hessen, Bayern und Würtemberg, Anhalt, den Hanseestädten; der Schweiz mit Würtemberg und Baden; der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Rußland, Dänemark, den Hanseestädten; der Pforte mit Schweden, Sardinien; Bayerns mit Würtemberg und verschiedener andern deutschen Staaten unter sich u. s. w.; — die Freundschafts- und Allianztraktate Columbiens mit Buenos-Ayres, Chili, Peru, Mittelamerika, Mexico u. s. w.; — die Jurisdiktions-Verträge zwischen mehreren deutschen Bundesstaaten; — die Uebereinkünfte und gegenseitigen Erklärungen über Auswanderungen und Vermögensexportationen nach Rußland, Oestreich, Sardinien, Parma, in verschiedene deutsche Bundesstaaten, u. s. w.; — die Militairkartel-Konventionen Oestreichs mit Bayern, Frankreichs mit Preußen und Bayern; — die Konkordate mit päpstlichen Stuhles und die Verhandlungen kirchliche Angelegenheiten mit mehreren Regierungen, namentlich einigen Schweizer Kantonen, den meisten protestantischen Fürsten Deutschlands, den Niederlanden so wie mit einigen überseeischen Staaten; — die Verhandlungen über Portugals Verhältnisse zwischen Frankreich, Großbritannien und Spanien; und über die griechischen Angelegenheiten zwischen Frankreich, Großbritannien und Rußland; — die Urkunden über die Bildung der unabhängigen Staaten von Brasilien, Hayti, Columbien u. a. m. — gewähren für die lezten vier Jahre eine vollständige und urkundliche Uebersicht der äußern Verhältnisse europäischer und außereuropäischer Reiche und Länder.

Die innern Verhältnisse in dem neuesten Zeitraume in Beziehung auf Verfassung, Verwaltung und Gesezgebung stellen sich dar: durch die Verfassungs-Urkunden von Portugal, Mexico, Brasilien, Buenos-Ayres, Columbien, Bolivia u. s. w.; — durch amtliche Aufschlüsse und Berichten über die Unruhen und Aufstände in Frankreich, Rußland, Polen, Portugal, Brasilien, Columbien u. s. w.; durch die wichtigsten Verfügungen in Folge von Regierungs-Veränderungen in Rußland, Portugal, Spanien u. a. m.; — durch die Eröffnungsreden, Landtagsabschiede, Beschlüsse, Abschiede der repräsentativen Versammlungen in Bayern, Würtemberg, Hannover, Nassau, Ungarn, Polen, Frankreich, Großbritannien, Griechenland, Schweden, im Königreiche der Niederlande, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in verschiedenen südamerikanischen Staaten u. s. w.; — durch die wichtigsten Gesezе und Verordnungen in verschiedenen Ländern, als: im deutschen Bunde, in Frankreich, Oestreich, Rußland, Portugal, Brasilien u. s. w.; die Deklarationen deutscher Bundesstaaten; die staatsrechtlichen Verhältnisse der fürstlichen Familien: Arenberg, Bentink, Hohenlohe, Salm, Waldburg, Neipperg, Königsegg.

Die ununterbrochene Fortsezung dieser Sammlung, deren Gemeinnüzigkeit und zahlreiche Abnahme sie bewährt, das neueste Heft des funfzehnten Bandes ist bereits ausgegeben und wird, wie die nachfolgenden Hefte, in der bisherigen Ordnung und Form erscheinen. Jedes Heft von 8 Bogen kostete bisher 1 fl. 20 kr. oder ein Abonnement von 12 Heften 9 fl. 9 Heften zusammen 12 fl.; durch den vermehrten Umfang sieht sich die Verlagshandlung im 15ten Bande an den Preis eines jeden Heftes zu 1 fl., folglich eines Abonnements von 12 Heften auf 9 fl. herabzusezen.

Die noch vorräthigen Exemplare der ersten Bände werden, um deren Abnahme möglichst zu erleichtern, zu dem herabgesezten Preis von 20 fl. abgegeben, da sie vorher 56 fl. kosteten.

München, Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1829.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 6105 014 937 374

AP30
A88
v.2
no. 182-365
1529
Jul-Dec.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.